

23
Gelehrte Anzeigen.

73
Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Fünfter Band. - 1811

1811

111

München,
im k. Central-Schulbücher-Verlage.

48
190
M25
B.H. 5-6



8114

G e l e h r t e A n z e i g e n .

July bis December.

1 8 3 7. - 3 8

M ü n c h e n .

Im f. Central-Schulbücher-Verlage.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. July.

Nro. 130.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.



The Cyclopaedia of anatomy and physiology edited by Robert Todd, M. D. Professor of physiology and of general and morbid anatomy in King's College, London. Vol. I. A — Dea. London. Sherwood, Gilbert and Piper. 1836. gr. 8. 812 p.

Dieses ausgezeichnete Werk, welches in einzelnen parts, wovon die bis jetzt herausgegebenen gerade einen starken Band ausmachen, seit dem August 1835 erschien, ist unseres Wissens bis jetzt in keinem deutschen kritischen Blatte angezeigt worden, obwohl es alle bisher in Deutschland und Frankreich erschienenen Wörterbücher, so weit sie die Anatomie und Physiologie betreffen, an Fülle des Materials, an Originalität und Gründlichkeit bey weitem hinter sich läßt und vor allen ähnlichen Unternehmungen die große Anzahl, meist vortrefflicher, dem Texte eingedruckter Abbildungen voraus hat. Dieses Wörterbuch ist ein ergänzendes Seitenstück zu der ebenfalls ganz vorzüglichen Cyclopaedia of practical medicine. Die Verfasser der Artikel sind dem größten Theile nach Engländer, und wir finden unter ihnen die bekanntesten Namen, von denen wir nur folgende nennen: Adams, Alison, Babington, Thomas Bell, Bostock, Brande, Coldstream, Grainger, Grant, Marshall, Hall, Arthur Jacob, Hymer Jones, Kiernan, Knot, Richard Owen, J. C. Prichard, Sharpey, Allen Thomson, W. Varrell. Mit ihnen haben sich eine Anzahl rühmlich bekannter Pariser Anatomen und Physiologen ver-

bunden, Audouin, Breschet, Deshayes, Dutrochet, Milne-Edwards, Serres &c.

Das Werk umfaßt alle Zweige der Anatomie und Physiologie nach den Abtheilungen: Menschliche Anatomie (allgemeine, chirurgische, pathologische); Physiologie, vergleichende Anatomie, Thier-Chemie.

Um einen Begriff von der Einrichtung des Buchs und der Composition der Artikel zu bekommen, wollen wir zuerst eine Uebersicht des ganzen Inhalts geben und dann diejenigen Abhandlungen herausheben, welche ein besonderes Interesse darbieten. Die Namen der Verfasser stehen in Kursiv dabey.

Abdomen von Todd; Absorption, Bostock; Acalephae, Coldstream; Acids, animal, Brande; Acrita, Owen; Adhesion, Phillips; Adipocere, Brande; Adipose tissue, Craigie; Age, Symonds; Albino, Bostock; Albumen, Brande; Amphibia, Bell; Animal kingdom, Grant; Animal, Willis; Ankle, region of the, Brenan; Ankle, joint of the, Brenan; Ankle-joint, abnormal condition of the, Adams; Annelida, Milne-Edwards; Anus, Harrison; Aorta, Hart; Arachnida, Audouin; Arm, Hart; Arm, muscles of the, Hart; Artery, Hart; Artery, pathological conditions of, Porter; Articulata, Owen; Articulation, Todd; Asphyxia, Alison; Aves, Owen; Axilla, Benson; Axillary artery, Hart; Azygos, Harrison; Back, Benson; Bile, Brande; Bladder, normal anatomy, Harrison; Bladder, abnormal anatomy, Phillips; Blood,

Milne-Edwards; Blood, morbid conditions of the, *Babington*; Bone, normal anatomy, *Benson*; Bone, pathological conditions of, *Porter*; Brachial artery, *Hart*; Bursae mucosae, *Brennan*; Carnivora, *T. Bell*; Carotid artery, *Hart*; Cartilage, *Benson*; Cavity, *Todd*; Cellular tissue, *Grainger*; Cephalopoda, *Owen*; Cerumen, *Brande*; Cetacea, *F. Cuvier*; Cheiroptera, *Bell*; Chyliferous System, *Grant*; Cicatrix, *Dodd*; Cilia, *Sharpey*; Circulation, *A. Thomson*; Cirrhopoda, *Coldstream*; Cirronosis *Todd*; Conchifera, *Deshayes*; Contractility, *Alison*; Cranium, *Malyn*; Cranium, regions and muscles of the, *Todd*; Crustacea, *Milne-Edwards*; Cyst, *Phillips*; Death, *Symonds*.

Am besten finden wir die vergleichend-anatomischen und einige physiologische Artikel bearbeitet. Die Literatur ist in der Regel sehr sorgfältig benützt und die Kenntnißnahme von unseren in der neuesten Zeit in Deutschland gelieferten Arbeiten ist viel umfassender und gründlicher, als man dieß sonst bey englischen Schriftstellern findet. Eine vorzügliche Erwähnung verdienen folgende Artikel.

Die Anatomie der Vögel (*Art. aves*) von *Owen* füllt fast 50 Blätter und enthält viel Eigenthümliches. Eine Menge von beygedruckten Holzschnitten erläutert die Beschreibung und sie stellen selbst die kleinen Theile, z. B. das Skelet eines Kolibriß, sehr zierlich dar. Zuerst gibt der Verfasser eine systematische Uebersicht der Ordnungen, *Nüssch's* Arbeiten sind ihm leider nur aus *Meckel's* Archiv und den Abhandlungen *Anderer* bekannt. Hierauf folgt die Osteologie ziemlich ausführlich, eben so die Myologie; die Verdauungs-Organen werden nach den einzelnen Ordnungen beschrieben. Ausführlich und gründlich ist die Beschreibung des Gefäßsystems, worin der Verf. vorzüglich der sehr belobten, in Deutschland, wie es scheint, fast ganz unbekannten Arbeit von *Macartney* in *Rees Cyclopaedia* folgt. Zuletzt gibt *Owen* eine genaue Beschreibung der

Federbedeckung; *Nüssch's* vortreffliche Pterylographia konnte ihm nicht bekannt seyn, da sie bis jetzt nur theilweise gedruckt ist, und nur als Manuscript für Freunde existirt. Am wenigsten genügend ist die Anatomie der Generations-Organen. Die Abbildungen sind zum Theil Originale, zum Theil Kopien, vorzüglich nach *Carus*.

Ein ähnliches Lob verdient *Owen's* Artikel Cephalopoda auf 45 Seiten mit sehr zahlreichen Figuren, eigenen Zergliederungen und Auszügen aus *Grant*, *Ferussac* u. Die beyden Artikel *Acrita* und *Articulata* sind nur kurz.

Sehr zufrieden muß sich Ref. auch über *Coldstream's* Arbeiten äußern; besonders gründlich ist der Artikel Cirrhopoda, wobey der Verf. die neuesten Untersuchungen von *Burmeister*, *Martin St. Ange* und dem Ref. vollständig benützt hat.

Die Artikel *Arachnida* von *Ludouin*, *Annelida* und *Crustacea* von *Milne-Edwards* verdienen ebenfalls Lob, wie dieß nicht anders zu erwarten war, da es Gegenstände sind, mit welchen die Verfasser seit langer Zeit vertraut sind. *Fr. Cuvier's* Cetacea sind ein guter, gedrängter, mit Abbildungen begleiteter Auszug aus seiner *Hist. nat. des Cétacés* mit Benützung einiger seitdem bekannten Arbeiten, namentlich der Manuscripte *Hunter's*.

Unter den physiologischen Arbeiten nimmt der Artikel *Cilia* von *Sharpey* den ersten Rang ein. Bekanntlich gehört der Verf. unter diejenigen, welche schon früher mancherley Interessantes über Flimmerbewegung beobachteten, ohne die Ursache des Phänomens in der Ausdehnung erkannt zu haben, wie *Purkinje* und *Valentin*. *Sharpey* gibt nun hier einen sorgfältigen Auszug aus der Schrift der jetzt genannten Gelehrten mit einer großen Anzahl eigener Beobachtungen, besonders von Seeethieren. Bey diesen kommt die Flimmerbewegung fast auf allen häutigen Gebilden zu Stande, womit des Ref. anderweitig bekannt gemachte, eigenthümliche Beob-

achtungen ganz übereinstimmen. Dieser Aufsatz füllt über 30 Seiten und ist ebenfalls mit Abbildungen begleitet.

Die größte Vertrautheit mit der Litteratur spricht sich in dem Artikel Circulation von Allen Thomson aus. Dieser bekannte Edinburger Gelehrte, der Sohn des älteren Thomson's, behandelt den Kreislauf hier nach allen Richtungen und gibt als Einleitung eine mit trefflichen bildlichen Darstellungen begleitete Uebersicht über die Form der Blutbahn in dem Thierreiche.

Nicht Gleiches läßt sich von anderen physiologischen Artikeln rühmen. So kennt Milne Edwards (Artikel Blood) die wichtigen deutschen Arbeiten von J. Müller u. a. über das Blut gar nicht und bleibt ganz bey Prevost und Dumas stehen.

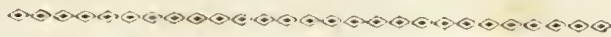
Diejenigen Artikel, welche die normale Anatomie des menschlichen Körpers betreffen, können begreiflicher Weise kein solches Interesse haben, da es sich hier nur mehr um eine gedrängte Darstellung des Bekannten handelt. In der pathologischen Anatomie vermißt man ungerne gerade die ausgezeichnetsten Männer, z. B. Hope, Cardwell u. a. auf der Liste der Mitarbeiter. Einzelne, selbst kleinere Artikel verdienen jedoch alles Lob. So ist z. B. Bostock's kurzer Aufsatz über Albinos mit den reichsten literarischen Nachweisungen ausgestattet.

Bei allen Artikeln findet sich die Litteratur, wie es auch jetzt bey den ähnlichen medicinischen Wörterbüchern in Deutschland üblich ist, mit kleinerer Schrift am Schlusse zusammengestellt.

Möchte diese kurze Anzeige dazu beytragen, dem Werke auch in Deutschland ein ernstliches Studium zuzuwenden, namentlich sey es dem ärztlichen Publikum empfohlen, welches bey uns sich leider viel zu wenig um Anatomie und Physiologie bekümmert, im Gegensatze gegen Frankreich und England,

wo die ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesen Fächern nicht selten berühmte und vielbeschäftigte Metzger und Wundärzte waren und noch sind.

Rudolph Wagner.



Zoologischer Handatlas von Dr. Hermann Burmeister. Berlin bey Reimer. Heft 1. 1835. Heft 2 und 3. 1836. kl. Fol.

Wenn man die Anzahl von naturhistorischen, bloß zum Zwecke des Unterrichts bestimmten Bilderwerke und die noch ungleich größere Menge von kleinen naturgeschichtlichen Schul- und Lehrbüchern betrachtet, so kann man auf zwei sehr falsche Ansichten kommen. Man kann nämlich leicht zu der Meinung verführt werden, das Bedürfniß für diesen Zweig des Unterrichts sey vollkommen befriedigt und es sey auf der andern Seite auch nichts leichter, als ein Buch für Schulen über Naturgeschichte zu schreiben. Hier ist das Gegentheil wahr, unsere Litteratur besitzet für diesen Theil des Unterrichts so unendlich viel Schlechtes und so wenig wirklich Brauchbares, daß Männer vom Fach, wenn sie von Pädagogen oder Dilettanten (wozu wir auch die bey weitem größere Zahl von Lehrern an Schulen rechnen) um ein gutes Handbuch befragt werden, in große Verlegenheit kommen müssen. Die Mehrzahl der einschlägigen Schriften rührt von Lehrern her, die selbst sehr wenig verstehen; andere sind von Männern geschrieben, welche zwar in ihrem Fache gründlich zu Hause sind und die Wissenschaft selbst durch neue Entdeckungen bereicherten, dagegen keinen Begriff von einer zweckmäßigen Methode des Unterrichts haben. Wo man auch in die Litteratur der Naturkunde hinsehen mag, man wird überall finden, daß gründliche Forschungen enthaltende Schriften ungleich häufiger sind, als gute Lehrbücher. Ein wirklich gutes Lehrbuch zu schreiben ist in jeder Wissenschaft das schwerste; denn es setzt große Liebe zum Unterricht, viele Erfahrung und eine Geistes-Richtung voraus, welche bey dem offensten und klarsten Sinn für das Allgemeine, auch die kleinste Thatsache einer genauen Prüfung und Würdigung

unterweist und ihr die richtige Stellung zum Ganzen anweist. Der häufigste Fehler, in welchen die besten Lehrbücher so leicht verfallen, ist der, daß sie Lieblings-Materien des Verfassers, Gegenstände seiner speziellen Studien, in ungehöriger Breite behandeln. Hier gilt daselbe, was Göthe von den Dichtern verlangt, — den Stoff um sein selbst willen zu ergreifen, auch dann, wenn er dem Subjekt widerwärtig wäre.

Trotz der Ueberbürdung unserer Litteratur mit schlechten Unterrichtsbüchern, kann man aus pädagogischen Gründen nicht wünschen, daß der maasslosen Production durch Gebot und Verbot, durch zwangsmäßige Einführung besonders verabsäfter Schulbücher irgend ein Ziel gesetzt werde. Denn eben wo das Mittelmäßige und Schlechte so vorherrscht, kann nur eine freie Concurrenz der Produkte einen besseren Zustand herbeiführen; wer wird noch ein Buch schreiben und wer es verlegen wollen, wenn diesem nicht Raum gegeben ist, seine Strafe zu ziehen und eine Unterkunft zu finden?

Ref. ist sehr oft um einen empfehlenswerthen Atlas für die Thierkunde befragt worden, ohne eine genügende Antwort geben zu können. Die vielen vorhandenen sind theils ungenau, verzeichnet, gar nicht oder schlecht kolort, enthalten zu viel oder zu wenig, geben keine zweckmäßige Auswahl, sind zu populär oder zu streng wissenschaftlich, theils sind sie (und gerade die besten) zu kostspielig. Ref. freut sich nun, den von Burnmeister begonnenen zoologischen Handatlas zu den wenigen guten, die wir besitzen, zählen zu können; derselbe empfiehlt sich durch hinreichenden Umfang, zweckmäßige Auswahl, Treue der Zeichnung und verhältnißmäßige Wohlfeilheit ganz vorzüglich.

Jedes Heft hat 6 Tafeln mit entsprechendem Text, aus verschiedenen Klassen, welche dann am Schluß des Ganzen in systematische Folge gestellt werden müssen. Das erste Blatt, Taf. 8, enthält die Ordnung der Vielhüser unter den Säugethieren; von jeder Hauptgattung eine Art, mit Umriß der Schädel und Zähne; das Nilpferd erscheint hier fast zuerst in einer naturgetreuen Abbildung, nach einem von Ehrenberg mitgebrachten und nach dessen Angabe aufgestellten Exemplare des zoologischen Museums der Universität Berlin. Das zweite Blatt, Taf. 12, gibt die wichtigsten Gattungen der Kletter- und Wiedvögel, recht kolort. Im dritten Blatt, Taf. 20, die nackten Amphibien darstellend, ist zu tadeln, daß die Haut der Frösche ein beschupptes Aussehen hat. Das vierte, den Fischen gewidmete Blatt, Taf. 25, gibt eine gedrängte Darstellung der Stachelstörche in 15 Arten. Ganz vorzügliches Lob verdient Taf. 30, das 5te Blatt dieses Hefts, welches die Arachniden, wozu der Verf. die Mollusken stellt, behandelt; den schönen und naturgetreuen Figuren der ganzen Thiere sind sehr reinliche und genaue Um-

risse der Mundtheile, Palpen u. s. w. beigegeben. Eben so hat dem Ref. die letzte, den Medusen oder Quallen bestimmte Tafel, sehr wohl gefallen. Zeichnung und Colorit sind, ganz dem Gegenstand gemäß, ungemein zart gehalten. In den, in mancher Hinsicht nicht üblen, Abbildungen zu Owen's Naturgeschichte, sehen diese zarten gallertartigen Seethiere, welche man bekanntlich meist gar nicht, oder höchst unvollkommen aufbewahren kann, wie aus Erz gegossen aus.

In der zweiten und dritten Lieferung ist das Colorit nicht immer so sorgfältig; dieß gilt namentlich von den Säugethieren; Vögel und Mollusken sind besser; recht gut sind die Schmetterlinge; bei den Würmern hätte mehr nach der Natur und mehr Detail in den einzelnen Theilen gegeben werden können. Das Blatt für die Krustenthiere ist gut, warum aber kein einzelnes das Colorit nach den im Weingelst erlittenen Veränderungen? So sind z. B. die großen Overlappen der Leparden gelb, statt blau.

Wenn der Verf. den folgenden Hefen eine gleiche und noch größere Sorgfalt zuwendet, so wird ihm der Dank des unterrichteten Publikums nicht fehlen und das Unternehmen wird sich unter dem Heere von Concurrenten den Weg schon bahnen. Männer von Einsicht und Fachkenntniß werden nicht verkümmern, diesen Atlas in ihren Kreisen zu verbreiten. Zum Gebrauch für Gymnasien und Gewerkschulen rignet er sich vorzüglich; in der Mineralogie kann und muß man Sammlungen haben; für die Botanik muß der Lehrer ins Freie, in der Zoologie aber, wo Sammlungen selten, schwierig zu erhalten und kostspielig sind, muß man sich an gute Abbildungen halten.

Der Atlas ist auf 40 Tafeln in 7 Hefen berechnet und wird illuminirt 11, schwarz 6 Thaler kosten; schwarze Abbildungen müssen aber, gerade in der Schule, wenig oder gar nichts.

Obwohl der Text ausführlich erklärend ist, so kann nebenbei zur Führung in der Systematik doch des- selben Verf's. Grundriß der Naturgeschichte (für Gymnasien und höhere Bürgerschulen) 2te Aufl. Berlin 1855, und für den Lehrer und für Studierende auf Universitäten dessen Handbuch der Naturgeschichte zum Gebrauch bei Vorlesungen, Berlin 1857 empfohlen werden. Der zweite Band enthält die Zoologie und ist auch allein zu haben. Besonders gut sind, wie aus des Verf's. früheren Arbeiten zu erwarten war, die Gliedertiere behandelt und es schreit uns überhaupt der Verf. vorzüglich in der Systematik seine Stärke zu haben.

Rudolph Wagner.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. Jhly.

Nro. 131. der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Philosophorum Graecorum Veterum
praesertim qui ante Platonem floruerunt,
Operum Reliquiae. Recensuit et illustravit
Simon Karsten. Vol. I. Pars altera.

Nach unter dem Titel:

Parmenidis Eleatae Carminis Reliquiae.
De Vita ejus et studiis disseruit, fragmenta
collegit, Philosophiam illustravit S. Karsten.
Amstelodami 1835. 289 S. 8.

Nach langer Unterbrechung, die, laut der Vorrede, durch den belgischen Aufstand verursacht worden, nimmt Hr. Karsten sein verdienstliches Unternehmen wieder auf, die Bruchstücke der Philosophen Griechenlands aufs sorgfältigste zu sammeln und nach allen Seiten zu erläutern. In derselben Weise, wie im ersten Hefte, das im Jahre 1830 zu Brüssel erschienen, die Fragmente des Xenophanes behandelt worden, sind es hier in dem zweyten Hefte die des Parmenides des Griechens, wie er von Sokrates bey Plato und von späteren oft genannt wird. Hr. Karsten berichtet zuerst von dem Leben desselben, und folgt in der Zeitrechnung mit Recht vorzugsweise dem Plato, da dieser, wohl nicht ohne Grund, in drey Dialogen versichert, der noch junge Sokrates habe den greisen Parmenides einmal gesehen und mit ihm eine Unterredung gehabt. Die übrigen Nachrichten über das Leben dieses Denkers sind so dürftig, daß sie wenig oder gar nichts erläutern und überall unbefriedigt lassen; gleich nur darüber, in welcher Art

er ein Schüler des Xenophanes war und genannt werden darf? — Ar. Metaph. I. 5. *ὁ γὰρ Παρμενίδης τούτου λέγεται μαθητής.* Denn in den Fragmenten verräth sich hievon nicht viel, ausgenommen, daß beyde und Melissus nach ihnen, eine Einheitslehre des Seyns aufstellen, — *ἑνίζουσι*, sagt Aristoteles ebd.; in der Auffassung und Entwicklung aber gehen sie himmelweit aneinander. Xenophanes ist in seiner Grundanschauung durch und durch religiös contemplativ; — *Ξενοφάνης δὲ τούτων πρῶτος ἑνίσας — οὐδὲν διεσαφήμισεν — ἀλλ' εἰς τὸν ὅλον οὐρανὸν ἀποβλέψας τὸ ἐν εἶναι φησι τὸν θεόν;* — und dieß erhellt auch schon aus den wenigen erhaltenen Versen seines Gedichtes; Xenophanes ist daher auch, wie Plato, Widersacher der — zuvörderst homerischen — Poesie, so fern diese dem Begriff und Wesen der Götter Unwürdiges und Widersprechendes fabelt. Parmenides hat jedenfalls dieses tiefe prophetischreligiöse Gefühl des Göttlichen, als des Welteinigenden und Zusammenhaltenden, nicht gehabt; oder vielmehr die Xenophanische Grundanschauung der Einheit ist von ihm aus dem Bereich des Gefühles auf ein anderes Gebiet übersetzt worden, auf das Gebiet des reinen Denkens, des absoluten Begriffes. (Arist. l. l. *Παρμενίδης μὲν γὰρ εἶοικε τοῦ κατὰ τὸν λόγον ἐνὸς ἄπεισθαι, Μελισσος δὲ τοῦ κατὰ τὴν ὄλμην.*) Durch diesen großen, entscheidenden Schritt entfernte Parmenides sich so weit von Xenophanes, daß, nachdem die geahnte göttliche Einheit zur begriffmäßigen All-Einheit geworden

war, bey jenem das Wort *θεός*; vielleicht gar nicht vorkam, während Xenophanes gerade von dieser Idee der Gottheit ganz erfüllt war, und sie in mehreren Bruchstücken mit großer Einfachheit, Reinheit und Lauterkeit ausspricht; aber auch eben um der Ueberschwänglichkeit dieser Idee willen, an der angemessenen strengen und absoluten Erkenntniß überhaupt manchnal zweifelt (m. s. Xenophanis fr. p. 51. Nr. 14.); während Parmenides diese eben fordert und sie allein, oder doch vorzugsweise gelten läßt. Darauf hat man noch nicht geachtet.

Auf die *Commentatio de Vita et studiis Parm.* läßt Hr. Karsten die *Reliquiae Carminis* selber folgen, mit Angabe der Varr. Lectt. und der Orte, wo sie erhalten worden, und mit der gegenüberstehenden lateinischen Uebersetzung. Es sind 150 Verse, oder mit den 5 nur in lateinischer Uebersetzung von dem Arzte Eolius Aurelianus aufbewahrten, und den dreyen, die jetzt das Epiphonema auszumachen scheinen, 158 Verse. Von diesen gehören 111 Verse in den ersten Theil des Gedichtes *περὶ φύσεως* s. *περὶ ἀληθείας*; der Rest aber in den zweyten Theil: vom scheinbaren Seyn oder *τὰ πρός δόξαν*. Bey Brandis werden 162 Verse gezählt; theils weil bey Karsten einigemal in Einem Vers zusammengerückt ist, was bey Brandis als einzelne Versstrümmen mitgerechnet wird; theils weil der letztere Einiges eingefügt hat, was Karsten S. 48 unter der Aufschrift: *ρήματα Παρμενίδης ἀραξεύματα*, nachträgt. Hieraus erhellt schon, daß die Fragmente in dieser Sammlung nicht vermehrt sind; aber sie sind vielfältig anders gestellt und zusammengereicht und zwar mit so viel Sinn und Geschick, daß man sagen muß: wenn die Lehren und Dogmen sich nicht so folgten und aneinander schlossen, so hätten sie doch in dieser Ordnung an einander schließen können und sollen. Da eben auf dieser sehr feinen und wohlüberlegten Anordnung dieser Trümmer das Verdienst dieser neuen Ausgabe —

hier noch ganz abgesehen von den trefflichen Erläuterungen — beruht, so will ich hier übersichtlich die Folge der Verse bey Brandis und Karsten zusammenstellen; denn Fülleborns Sammlung dieser Bruchstücke des Parmenideischen Lehrgedichtes wird ja doch wenig mehr angeführt und gebraucht, seitdem die von Brandis erschienen. Es folgen demnach

Karsten	Brandis
B. 1 — 32 =	B. 1 — 32
33 — 40 =	39 — 46
41 — 42 (sind neu aber ohne Gehalt)	
43 — 51 =	47 — 55
52 — 76 =	33 — 38 u. 58 — 72
77 — 88 =	83 — 94
89 — 92 =	73 — 76
93 — 111 =	95 — 113.

Mit B. 112 beginnt Karsten den zweyten Theil des Gedichtes: *τὰ πρός δόξαν* und läßt die erhaltenen Verse eben so folgen, wie sie bey Brandis von B. 114 an stehen, nur daß der letztere nach B. 120 ein prosaisches Bruchstück angeblich des Parm. aus Simplicius einschaltet, welches Karsten erst S. 48 nachbringt u. dgl.; nur B. 149 ist von H. Karsten neu aufgefunden aus Galeus. Die Bruchstücke weichen bey diesem, wie in der Aufeinanderfolge, so auch in den Lesarten oft bedeutend von Brandis ab, und meistentheils mit Jug; sey's, daß sie auf Conjectur, sey's, daß sie auf Vergleichung und Benützung neuer Hülfsmittel beruhen. Aus der neuen Anordnung scheint mir hervorzuleuchten, daß von dem ersten Theil des Parmenideischen Gedichtes, (wie es wohl erst Spätere entzweytheilten) ziemlich alles, jedenfalls das Wichtigste und Bedeutendste erhalten sein mag; denn ziemlich alle möglichen Bestimmungen über das Seyn und Welterns sind hier vorgezeichnet, die auch von anderen Berichterstattern überliefert sind.

Desto mehr muß bestreben, daß von der Lehre des Scheines, oder der Physik des Parmeni-

des so wenig überliefert ist. Der Grund hievon ist wahrscheinlich der, daß die Parmenideische Kosmogonie und Naturlehre nicht sehr ins Einzelne ausgeführt war; daß sie, wenn auch ausgeführt, weniger nach abstrakten Naturgesetzen, als vielmehr nahebey in der alten überlieferten Art durch theogonische Zeugungen und Verbindungen, überhaupt durch Genealogien, die Erscheinungen und Vorkommnisse am Himmel und an der Erde zu erklären unternahm. Darauf deuten meines Erachtens Plato im Gastmal S. 195 C. und Macrobius im S. Sc. I. 2. extr. deren Stellen auch Hr. Karsten S. 21 anführt; darauf deutet auch Menander de Encom. I. 5, wenn er dem Parmenides und Empedokles *ἑμνοῦς φυσιολογικῶς* zuschreibt und dergleichen, nur kürzere, auch in Platons Phädrus u. a. Dialogen findet. Aus den etwas zahlreicheren physiologischen Bruchstücken des Empedokles, so wie aus den ersten 30 Versen des Parmenides selbst läßt sich muthmaßen, wie jene *ἑμνοὶ φυσιολογικοὶ*, die unfehlbar in den zweyten Theil, welcher den *τὰ πρὸς δόξαν*, die Lehre von den Erscheinungen der Dinge der Welt abhandelte, gehören, beschaffen gewesen seyn mögen; auch dürften hier außer Hesiods Theogonie und außer den Platonischen Mythen u. auch noch die ersten acht Reden des Melius Aristides in Erinnerung gebracht werden, welche selber auch *ἑμνοὶ* überschrieben sind. Es ist in den Geschichten der griechischen Philosophie noch nicht genug beachtet und hervorgehoben, wie schwer es den ersten griechischen Physikern und Philosophen wurde, von der in der Mythologie und dem Volksglauben überlieferten und mit dem ganzen Leben im Großen wie im Kleinen engverwachsenen Anschauung und Betrachtung der Ereignisse und Vorgänge in der Natur sich loszumachen, und den zur Betrachtung, Auffassung und Erklärung nothwendigen unbefangenen freyen Standpunct zu gewinnen. Wie tief und vielseitig aber

die Naturanschauung der antiken griechischen Welt mit der vielverzweigten Mythologie und Theogonie verschlungen war, dieß erhellet satzsam schon aus Homer, dem besonnenen Künstler und Menschenbildner in alle Wege, doch aus diesem freylich minder, desto mehr aber aus Hesiod und aus den Orphischen Hymnen, die ja, zum Theil wenigstens, eben in diesen Zeiten bekannt waren und auch schon lange vorher gesungen worden. Man sehe Demosthenes Or. 25 (contra Aristog.) p. 96 Bekker = 772 Reiske, wo auf den 62sten orphischen Hymnus S. 330 bey Hermann hingewiesen wird, zu geschweigen Plato's im Kratylus B. 402 und im Philebus S. 66 u. a. a. O. und des Pseudo Aristoteles in dem Büchlein *περὶ κόσμου* cap. 7. und des Euripides im Hippolytus, in den Bakchen u. s. w. An orphische und orientalische Vorstellungen gemahnt auch des Parmenides Weltordnung, wie sie Stobäus in den Ecl. I. c. 23. S. 482 beschreibt. Kurz, überall zeigt sich, daß Parmenides sich in der eigentlichen Naturlehre nicht auffallend erhoben hat, daß er gleich allen seinen Vorgängern (mit Ausnahme des Pythagoras in einigen Puncten) von der herrschenden Mythologie befangen war, und sich von ihr nicht ganz frey gemacht hatte. Diese Befreyung gewann, für alle folgenden Zeiten, erst Sokrates, der deshalb in der Geschichte der Philosophie als einzig dasteht; er gewann sie dadurch, daß er in Folge seiner berühmten Selbsterkenntniß den Begriff Gottes höher faßte, Gott als Geist und als heilig erhöhte, wie er sich selber als Geist und als zu sittlichem Streben verpflichtet und von Gott bestimmt erkannt hatte. Und es bewährt sich in dieser Periode jenes Wort des liebenswürdigen geistvollen Wizenmann (die Resultate der Jacobi'schen und Mendelssohn'schen Philosophie, untersucht von einem Freywilligen) welcher S. 255 sagt: „Es ist politisch wie theologisch wahr, daß die wahre eigenthümliche Erkenntniß nur in dem

der Betrachtung eine andere, nämlich diejenige wäre, welche in allen andern mineralogischen Werken als die natürlichste und zweckmäßigste bis jetzt gebraucht worden ist. Um z. B. den vollständigen Begriff vom Hexaeder zu bekommen, muß man hier, ziemlich weit getrennt, zusammenstellen: aus dem ersten Verhältnisse: daß es ein Sechseckner ist, aus dem zweyten: daß die Flächen: Quadrate und ihre Neigungswinkel 90° , aus dem dritten (7 Seiten später) daß es 12 Kanten hat, welche sich in 8 dreykantigen Ecken endigen. Es ist unbegreiflich, daß der Verf. diese Methode für praktisch halten kann, nachdem er doch, wie es in der Vorrede heißt, bereits mehr als 70 mineralogische Lehrkurse gegeben hat. — Dieselbe Weise der Betrachtung wird für die Raummenschließenden Nooaxien fortgesetzt. Unter dem vierten Verhältnisse wird der Begriff von holoedrisch und hemiedrisch gegeben. Er lautet: holoedrisch oder vollflächig ist eine Gestalt, wenn sich von der gezeichneten oder gegebenen Basis, welche parallele Seiten hat, ebenso viele Flächen nach jedem Pole der Hauptaxe neigen und zählen lassen, als die Gestalt an der Basis Seiten hat, hemiedrisch aber, wenn sich nur halb so viel Flächen nach jedem Pole der Hauptaxe neigen, als die Basis Seiten hat. Die Existenz der trigonalen Pyramiden bezweifelt der Verf. besonders ihr Vorkommen am Quarz. —

(Schluß folgt.)

Philosophorum Graecorum Veterum praesertim qui ante Platonem floruerunt, Operum Reliquiae. Recensuit et illustravit Simon Karsten. Vol. I. Pars altera. etc.

(Schluß.)

Die sogenannten Hymnen des Parmenides und seine Göttermeythen mögen aber auch, nach dem ersten Fragmente zu urtheilen, nicht sehr poetisch

anschaulich und entsprechend gewesen seyn; eben dieses läßt auch Aristoteles vermuthen, wenn er (Poet. c. 1.) den Empedokles und seines Gleichen, die wie Homer, dem Metrum zufolge, gemeinhin $\epsilon\pi\omicron\tau\omicron\iota\omicron\iota$ hießen, nicht mit diesem Namen, überhaupt nicht $\pi\omicron\iota\eta\tau\alpha\iota$, vielmehr $\varphi\upsilon\sigma\iota\omicron\lambda\omicron\gamma\omicron\iota$ genannt wissen will. Wenn nun das Parmenideische Gedicht nicht durch poetischen Schwung anzog, so mochte dasselbe alsbald eben so wenig durch den Inhalt befriedigen, indem die Naturerscheinungen theils minder vollständig aufgefaßt, theils minder verstandesmäßig und rein physikalisch erklärt waren, als es von den nächsten Zeitgenossen und Nachfolgern in der Philosophie, wie Empedokles und Demokritus u. a. geschah. Wenn nun schon diese, und vollends die späteren in eigentlicher Physik reicher waren, und ein folgerechteres System ausführten: so ist begreiflich, daß der eigentliche physikalische Theil des Parmenideischen Gedichtes bald zurück und bey Seite gelassen und so gut als vergessen werden mußte; es ist begreiflich, daß sich eben nur derjenige Theil desselben hauptsächlich erhielt, der die speculative Grundanschauung aussprach; und dieß um so mehr, als gerade dieser Grundgedanke vornehmlich alle nachfolgenden Forscher zumeist beschäftigte, und den eigentlichen Keim zur weiteren Speculation legte, wie dieß aus dem Commentar unzweifelhaft in die Augen fällt.

Hinter den Fragmenten nämlich steht S. 51 — 152 der grammatisch-kritische Commentar; auf diesen folgt S. 135 — 274 der historisch-exegetische de Parmenidis philosophia et placitis; seine Lehrsätze werden hier im Zusammenhang erörtert, erweitert und erläutert aus den Angaben und — großentheils — Bestreitungen späterer Berichterstatter von Plato und Aristoteles herab bis zu den letzten Neuplatonikern, Simplicius u. a. Nur Damascius ist dem Herausgeber entgangen; freylich bringt dieser kein neues Fragment bey, und substituirt ihm überall unbedenklich den Platonischen

Dialog gleichen Namens (vergl. Damascii Dubit. p. 38 flg. 91 flg. 128 flg. u. aa. D.), sein Råsonnement aber, so gut als das des Plato, Aristoteles und anderer trifft eben die Ansicht des alten ehrwürdigen Parmenides selbst. Dieser Theil ist übrigens nicht allein sehr fleißig ausgearbeitet, sondern auch deshalb sehr lobenswerth, daß H. Karsten einigemal wenigstens selber darauf aufmerksam macht, daß in die Parmenideischen Philosophie nach den späteren Berichten und Erörterungen oftmals viel mehr Bedeutung und Entfaltung hineingelegt ist, als sie in ihrem Ursprunge hatten. Denn Parmenides hat zuvörderst nichts weiter gethan, als den Physikern gezeigt, daß alles Werden, dessen Möglichkeit und Hergang sie durch Annahme dieses oder jenes Elementes zu erklären versuchten, schon ein Seyn, ein Seyendes voraussetze; daß aber dasjenige, was ist, nicht erst werden könne, nicht nöthig habe zu werden; daß folglich, schloß er weiter, das Werden oder *μη ὄν* gar nicht möglich, daß nur das Seyende in Wahrheit sey; und dieses sey eines und unveränderlich — *ἓν καὶ ἀκίνητον* im Begriff u. s. w. Parmenides kam auf diesem Weg wohl zur Logik und Dialektik — (die sein jüngerer Freund Zeno besonders geübt hat) aber noch gar nicht ins eigentliche Gebiet des Geistes, zur Intelligenz. In dieser vorgedrungen zu seyn bleibt das unsterbliche Verdienst des Anaxagoras, welcher um dieses Gedankens willen — *οἷον νῆφωρ ἰφάνη παρ' ἰκῆ λέγοντας τοὺς πρότερον*, wie Aristoteles Metaph. I. 3. a. C. sagt. Dieser noch als Anaxagoras drangen ein in das Wesen des Geistes die Sokratischer, indem sie das Moment der Freyheit und Selbstbestimmung desselben in ihren ethischen und religiösen oder theologischen Werken mehr hervorhoben, und die Metaphysik mit der rationalen Psychologie und Theologie bereicherten. Von diesen zeigt sich bey Parmenides noch auch nicht einmal eine Spur; und in Betreff einer rationalen Kos-

mologie ist eben so wenig zu erwarten, theils schon zufolge des Grundgedankens, theils nach dem Zeugniß der gewichtigsten Philosophen des Alterthumes selbst, des Plato und Aristoteles; letzterer nannte die Anhänger des Parmenides und Melissus nach Sextus Emp. X. (adv. Phys. II.) §. 46. p. 641 Fabric. „*στασιώτας τε τῆς φύσεως καὶ ἀφυσικούς*,“ *στασιώτας μὲν ἀπὸ τῆς στάσεως, ἀφυσικούς δὲ, ὅτι ἀρχὴ κινήσεως ἴστω ἢ φύσις, ἣν ἀνεῖλον φάμενοι μηδὲν κινῆσθαι*; vrgl. *ακρ. φυσ.* I. 2. und Plato Theot. §. 94. p. 181. Demnach mußte auch die Dialektik oder Metaphysik des Parmenides kurz beysammen seyn, und konnte sich nur im Gegensatz und Widerstreit gegen andere philosophische Ansichten erhalten; sie wurde schon bey Zeno dem Eleaten negativ und cristlich. Erst Plato vermittelte und suchte vom schlechtthin Seyenden (*ὄντως ὄν*) einen Uebergang — nicht zum Nichts schlechtthin, — zum *ἀπλῶς μὴ ὄν*, — sondern zum relativen Nichts, — zum *πῶς μὴ ὄν* — zur Natur. Die Naturlehre des Parmenides hatte, scheint es, mit seiner Metaphysik keinen näheren Zusammenhang; in ihr traf sein Grundgedanke nach Aristoteles Metaph. I. 4. mit dem des alten Hesiodus zusammen, daß die Liebe das Urprincip der Weltbildung sey; — *Πρωτιστον μὲν Ἐρωτα θεῶν μητίσαστο πάντων*. v. 131 bey Karsten. Ob man als Subject *Ἀφροδίτη* nach Plutarch (Eroticus c. 13. daselbst Winkelmann S. 155) oder mit H. Karsten S. 120 und 250 flg. u. a. *γένεσις* oder aus Stobæus Ecl. I. c. 23. S. 482 flg. ed. Heeren *δαίμων, ἀνάγκη*, oder *δίκη* ergänze, ändert im Wesentlichen nichts; diese Ausdrücke sind alle von der angenommenen obersten Naturkraft unter sich sehr verträglich; da weder Plato noch Aristoteles, welche beyde diesen Vers überliefert haben, kein bestimmteres Subject angeben, und Plutarch dieses zuerst thut, und die Aphrodite als solches nennt: so dünkt mir das beste, bey diesem um so mehr stehen zu blei-

ben, als es mit des Aristoteles Bericht a. a. O. am Besten stimmt, und eben dieselbe in Verfolg der physiologischen Hymnen nach Umständen auch die anderen Namen von Parmenides beygelegt erhalten konnte, zumal da seine Naturlehre nicht mehr durchhin mythologisch war wie bey Hesiodus. Außerdem wäre das natürlichste und sprachgemäße, aus *μυτιδατο* als Subject *μῆτις* herauszunehmen; allein hierzu berechtigt nichts von alle dem, was uns aus der Physik des Parm. bekannt ist; nirgend scheint er da, wenn auch nur wie Anaxagoras den *νοῦς*, so die *μῆτις*, auch nur *ἀπὸ μυχᾶνῆς*, beygezogen zu haben. Indessen ist gleichwohl bemerkenswerth, daß eine Hindeutung auf etwas Höheres und Logisches in dem *μυτιδατο* liegt, wofür frühere und spätere minder speculativ *ἐξένυσεν*, *ἔτεκεν* u. dgl. zu sagen pflegen.

Aus den bisherigen Bemerkungen mag man wohl abnehmen, daß Kef. den Werth des Parmenideischen Philosophems nicht so hoch anschlägt, als es in unsern Tagen zu geschehen pflegt, von den ganz entgegengesetzten Schulen Hegels und Herbarths. Ohne sonderlichen Einfluß und Erfolg wie seine Physik und Kosmogonie gewesen, verdankt auch seine Speculation ihren Ruf, ihr Gewicht und Bedeutung nur erst dem Plato. Dieser aber safte den logischen Begriff des Parmenides schon viel tiefer, speculativer und umfangreicher, so daß er sich wiederum mehr dem Xenophanes nähert. Daß Aristoteles nicht sehr viel aus dem Parmenideischen *Μάσσην* mache, erhellet aus der Metaphysik und Physik. Wenn er (oder Theophrast) gleichwohl in besonderen Abhandlungen *adversus Gorgiam*, *Xenophanem*, *Zenonem* den gemeinschaftlichen Grundgedanken und das einem jeden eigenthümliche *Μάσσην* erörtert und widerlegt; so hat er darin nicht mehr gethan, als bey anderen Lehren und Gedanken früherer Philosophen; er verräth aber überdieß überall, daß er in jenen Lehren mehr Sophistik als Wahrheitslehre sehe; m. s. *σοφ. ελ. I.*

9. p. 454 (c. 10. Buhle) II. 7. p. 464 (c. 33. Buhle) und c. 4. p. 457 und überall, wo er auf Zeno und Parmenides zu sprechen kommt. Bey dieser Gelegenheit mag ich auch die Verwunderung nicht zurückhalten, woher es doch gekommen, daß, während jederley Angriffe auf die Richtigkeit dieses oder jenes Werkes des Plato und anderer Alten, einen oder den anderen Vertheidiger hervorgerufen haben, das scharfsinnige Bedenken Sochers: Ueber Platos Schriften S. 258 — 294 gegen die Richtigkeit des Sophistes, Politikus und Parmenides, als Platonischer Werke, meines Wissens keinen Einspruch, keine Widerlegung erweckt haben, so sehr es in alle Wege auffallen muß, daß Aristoteles auch gar keinen Wink, keine Hindeutung auf diesen Platonischen Dialog: Parmenides, enthält. Denn dessen Sophistes kann man im fünften Buche der Metaphysik Kap. 2. S. 100 — 101, desgleichen auch den Politikus in der Politik I. c. 1. erwähnt finden; hingegen für den Parmenides ist mir auch noch nicht die geringste Spur im Aristoteles begegnet, daß er diesen Dialog gekannt, so wichtig und bedeutend auch in logischer und speculativer Hinsicht die Probleme dieses Dialoges schein.

Um von dieser Abschweifung zu H. Karsten zurückzukehren, so ist nur zu wünschen, daß er fürderhin sein Unternehmen, die Fragmente der griechischen Philosophen zu sammeln und zu erläutern, unbeschadet der bisher bewiesenen rühmlichen Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, in rascherer Aufeinanderfolge dem theilnehmenden Publikum möge mittheilen können.

P. K.

Arten der Gränzgestalten aufzunehmen, da gewisse einfache Gestalten in mehreren Krystallsystemen combinirt erscheinen.

Der Verf. nimmt nur 4 Krystallsysteme an, indem er das klimorhombische und klimorhomboidische dem rhombischen vereinigt, was nach ihm keine Schwierigkeit hat, da er das von andern beachtete Gesetz der Hemiedrie und Tetartoedrie, insoferne es geschlossene Gestalten verlangt, aufgibt. Es ist nicht recht klar, wie sich mit dem angenommenen Begriff das angeblich beobachtete Vorkommen von Formen des quadratischen und hexagonalen Systems mit den thesseralen Gestalten verträgt, wenn nämlich die Systeme dieselbe Bedeutung haben, wie bey andern Mineralogen, d. h. gegenseitig streng abgeschlossen sind.

Die Ableitung der Gestalten des thesseralen Systems erfolgt nach drey Schemen. Das erste bezieht die gleichkantigen unter sich; das zweyte die Ableitung der zweyerleykantigen aus den gleichkantigen; das dritte die der dreyerleykantigen Gestalten. Die Schemen sind zweckmäßig triangulär geschrieben. Der Verf. scheint übrigens einen etwas zu großen Werth auf diese von ihm zuerst gebrauchte Schreibart zu legen, denn er macht in einer Note Naumann den Vorwurf, daß er, wo er sie anwendete, der Originalität nicht erwähnt habe, obwohl am Ende bemerkt wird, daß der Inhalt der Schemen, bey Naumann ganz anders, nur der gebrauchte Triangel derselben sey. — Von den Combinationen aus monoaxen und polyaxen Formen wird angegeben: 1) eine Combination des Rhombendodecaeders mit dem Trapezoeider (durch Abstumpfung der Kanten), wo nach den Messungen das letztere in eine Quadratpyramide und in ein Dioetaeder zerfällt; die Winkel des Rhombendodecaeders wurden normal befunden. Melanit. 2) eine Combination des Hexaeders mit dem Pentagondodecaeder, wo die Winkelmessungen nothwendig machen, anzuneh-

men, daß letzteres eine Combination zweyer verschiedenen Rhomboeder sey. Am Schwefelkies.

Daß diese Beobachtungen in jeder Hinsicht auch mit Rücksicht auf Hemiedrie und Tetartoedrie, gegen das Gesetz der Symetrie anstoßen, ist klar. Wenn sie sich also bestätigen sollten, so wird dieses bisher als eines der wichtigsten anerkannte krystallographische Gesetz gänzlich umgestoßen.

Es folgen nun Betrachtungen, wie die thesseralen Gestalten als einfache und combinirt monoaxe angesehen werden können, wie sie schon von Mohs und Naumann angestellt worden sind; die Regeln zur Entwicklung thesseraler Combinationen; die Ableitung der Gestalten des quadratischen Systems. Sehr zweckmäßig und verständlich finden wir die Darstellung der Ableitung hemiedrischer Gestalten durch Zahlen, welche die Flächen bezeichnen. Hier ein Beispiel: Wenn man sich in ein Dioetaeder (Ditetragonales Pyramidoeder Brthpt) gestellt denkt und es so richtet, daß eine längere Polkante nach vorne kommt und man bezeichnet die links liegende Fläche mit 1, die rechts liegende mit 2 u. s. w. so entspricht.

1. einen Dioetaeder $\frac{12345678}{12345678}$
2. eine Quadratpyramide der Zwischenrichtung $\frac{1.3.5.7.}{1.3.5.7.}$ oder $\frac{2.4.6.8}{2.4.6.8}$
3. einen Trapezoeder: $\frac{1.3.5.7.}{.2.4.6.8.}$ oder $\frac{.2.4.6.8}{1.3.5.7.}$
4. einen Skalenoeder: $\frac{12..56..}{..34..78}$ oder $\frac{..34..78}{12..56..}$

Diese Art der Darstellung findet sich auch im hexagonalen System angewendet.

Bey den Unterabtheilungen des rhombischen Systems wird die Krystallisation des unterschwefligsauren Kalk's als zur normalen Tetartoedrie gehö-

rig bezeichnet, während die gewöhnlichen klimorhomboidischen Formen der schiefen oder gedrehten Tetartoedrie angehören.

Ein besonderer Abschnitt ist der Progressionstheorie gewidmet. Man kann nicht läugnen, daß die Idee dieser Theorie interessant ist, ja, daß sie sogar folgenreich seyn kann; so lange aber die von Breithaupt abstrahirten Gesetze von der Art sind, daß damit ein jeder gemessene oder auch nur eingebilddete Winkel als der Theorie entsprechend und als gesetzmäßig erklärt werden kann, ist nicht einzusehen, daß damit etwas Wesentliches gewonnen werden könne. Es wird im Gegentheile die sonst anerkannte Einfachheit der rationalen Ableitungscoefficienten als nicht bestehend bezeichnet und somit der Unterschied krystallographischer und mathematischer Formenableitung, wie man ihn bisher aus der Natur entnommen hatte, allmählig aufgehoben. Mit solchen Licenzen wird es nicht schwer seyn, alle Formen von einander abzuleiten. Die von Breithaupt hervorgehobene Controlle der Winkel durch die Progressionstheorie, die Möglichkeit, alle wirklichen Dimensionen monoaxer Primärformen zu vergleichen, das Verschwinden die Zweifel über die Wahl der Hauptaxe im rhombischen System *re.*, Alles dieses bleibt daher zur Zeit ungelöst und wir zweifeln, daß die Breithaupt'sche Theorie, obwohl sie mit vielem Scharfsinn und einem großen Aufwand von Fleiß und Geduld ausgeführt ist, bey den Mineralogen Eingang finden wird. —

Aus dem bisher Angeführten ergibt sich, daß die Folgerungen, welche Breithaupt aus seinen Beobachtungen zieht, das Grundgebäude der bisherigen Krystallographie erschüttern, und wenn deshalb ein gewisses Mißtrauen dagegen gewiß verzeihlich ist, so ist auf der andern Seite die Sache doch von der Wichtigkeit, daß ihr die eigentlichen Krystallographen mehr Aufmerksamkeit schenken dürften, als sie bisher gethan haben. —

Es folgen, in etwas zu vielen Unterabthei-

lungen abgehandelt, die Artikel über Verwachsung der Krystalle, Winkelmessung und Bildung der Krystalle, Abnormitäten, Asterkrystalle, Spaltbarkeit, Härte, Schwere *re.* —

Der zweyte Abschnitt begreift die Systematik. Der Verf. giebt folgenden Begriff von Species: Alle diejenigen Mineral-Abänderungen, welche absolut und relativ identisch sind, machen eine Species aus. Der Verf. hält den Erfahrungssatz für sehr wichtig, daß die Abänderungen einer Species, welche in einem Kennzeichen eine Reihe bilden, in der Mitte dieser Reihe mit der größten Frequenz, nach den Extremen hin aber sehr selten auftreten. Es scheint uns hiebey nur darauf anzukommen, wo man die Reihe anfängt.

Wir bemerken in den weiter folgenden Erläuterungen, daß nur von den physischen Eigenschaften die Rede ist; der chemischen Constitution, der Mischungsbreihen *re.* wird mit keinem Worte erwähnt; nur die Meynung, äußert der Verf. daß, wenn es sich bestätigen sollte, daß Gold und Silber sich in allen Verhältnissen mischen, sie auch nur eine Species ausmachen würden. Dieses klingt seltsam gegen eine andere Aeußerung, daß der polymorphe und syngenetische Carbonspath, nur im spec. Gewicht um 0,02 — 0,03 verschieden, nicht zu einer Species gehören, weil kein Uebergang zwischen ihnen statt finde. Die Mischungselemente dieser Species verhalten sich aber bekanntlich denen des Goldsilbers, was die Verbindung in sogenannten unbestimmten Verhältnissen betrifft, ganz analog. Es sollte also Species mit vicarirenden Mischungstheilen geben können, deren spec. Gew. zwischen 10,5 und 19,5 fallen kann, und wieder andere, wo die Differenzen nicht einmal 0,03 seyn dürften. Das scheint uns auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig bewilligt. —

Am Schluß der Systematik spricht der Verf. von den Unvollkommenheiten des Mineralsystems und bemerkt sehr richtig, daß unmöglich irgend ein Mi-

neralsystem Ansprüche auf Vollkommenheit machen könne, daß aber ein solches dennoch Bedürfniß und um so naturgemäßer sey, je eher es dem Jünger möglich gemacht wird, sich dadurch leicht und sicher in die Wissenschaft einzuführen. Wir sind damit vollkommen einverstanden. —

Bey Abhandlung der Nomenklatur, welche diesen Band schließt, äußert sich der Verf. gegen die von Personen hergenommenen Namen. Wir geben demselben Recht, wenn eine solche Taufe nur aus Complimenten-Macherey hervorgehen sollte und die Namen von Personen gewählt werden, welche eben nicht viel für die Wissenschaft, vielleicht nur etwas für den Namengeber gethan haben; wenn es sich aber darum handelt, einen um die Wissenschaft verdienten Mann zu ehren und dadurch, daß eine wohl begründete Species seinen Namen trägt, die Veranlassung zu geben, daß auch in späterer Zeit noch oft an ihn erinnert werde, so scheint uns solches sehr geeignet und zweckmäßig. — Druck und Papier sind sehr gut; sechs beygegebene Tafeln sind vorzüglich schön ausgeführt.

v. Kobell.



Erläuternde Abbildungen geologischer Erscheinungen beobachtet am Vesuv und Aetna in den Jahren 1833 und 1834 von Dr. H. Uebich.

Vues illustratives de Phénomènes Géologiques etc. Berlin, in der Kuhrschen Buchhandlung, 1837. Groß Quer-Folio. (14 fl. 48 fr.)

In der gegenwärtigen Zeit, wo der Vulkanismus zu den vorzüglichsten Studien der Geologie gehört, wo sich die kleinen Experimente der Laboratorien mit den Beobachtungen, welche die große Natur in den thätigen und erloschenen Vulkanen darbietet, häufig zu gleichem Zwecke vereinigen, können Abbildungen, wie die vorliegenden, nur willkommen seyn und erlangen für eine spätere Zeit noch größeren Werth, da thätige Vulkane, wie der Vesuv und Aetna, in ihrer Struktur sehr veränderlich sind, und jeder Beitrag zu einer Geschichte ihrer Bildung und Umbildung Beachtung verdient.

Die vorliegenden Tafeln sind mit einem erläuternden deutschen und französischen Texte begleitet und der Verfasser hat die Absicht, sie in einem zweyten Hefte fortzusetzen, welches die Gruppe der Ponza-Inseln und der Liparen und das vulkanische Gebirge des Vultur im Königreiche Neapel umfassen soll. Der Herausgeber äußert sich in einem Vorworte weiter, daß sich diese Tafeln einem später erscheinenden Werke über die Vulkane Italiens anschließen werden, in welchem die von ihm in den Jahren 1834 — 1836 gesammelten geognostischen Beobachtungen in der Form zusammenhängender Monographien enthalten seyn sollen.

Die erste Tafel giebt eine Charte des Vesuv vom Jahre 1834 mit einer Uebersicht der Lavaströme und der damaligen Eruptionsspalten.

Die zweite Tafel stellt in gleicher Weise den Krater des Aetna dar nach dem letzten Ausbruch vom November 1832.

Die dritte Tafel gibt zwei pittoreske Ansichten vom Kraterplateau des Vesuv. Man sieht den Krater vor und nach der Eruption von 1834 und die durch den Einsturz der oberen Decke entstandenen trichterförmigen Vertiefungen.

Die vierte Tafel gibt ein Bild der Phänomene, welche sich im April 1834 während der Eruptionen auf dem Kraterplateau des Vesuv zeigten. Man sieht eine Reihe kleiner Eruptionskegel, welche für sich in voller Thätigkeit stehende Vulkane sind und weitere Bildungen nach der Eruption durch Senkungen, Einsturz u. s. w.

Die fünfte Tafel gibt Details über den Einsturz auf dem Kraterplateau. Von besonderem Interesse ist die dargestellte Thatsache, daß ein vertikaler Gang Lavemassen durchsetzt, welche ursprünglich horizontal geschichtet waren und nun gegen den Gang aufgerichtet sind.

Die sechste Tafel gibt Details zur Bildung der Eruptionskegel; die siebente und achte Tafel pittoreske Ansichten vom Krater und östlichen Abhang des Aetna.

Die neunte Tafel stellt die vereinigten Profile der thätigen Vulkane Italiens dar, theils nach der Aufnahme des Herausgebers, theils nach den Höhenmessungen von Hoffmann.

Die zehnte Tafel gibt einige interessante Einzelheiten. Wir erwähnen hier einer stockförmigen im Krater des Aetna emporragenden Lavamasse, welche zwey dem Basalt eigenthümliche Struktur-Verhältnisse vereinigt. Die untere Hälfte dieser Masse ist nämlich aus innig verbundenen Spheroiden von verschiedenem Durchmesser zusammengesetzt, während das Gestein nach Oben allmählig die regelmäßige prismatische Struktur des Basalts annimmt. Die Zeichnungen (lithographirt) sind sehr gut, Druck und Papier ausgezeichnet schön.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. July.

Nro. 134.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Fauna Japonica auctore Ph. Fr. de Siebold.
Ophidii. Elaborantibus C. J. Temminck
et H. Schlegel. Lugd. Batav. (1837).
S. 81 — 93 und I — XXX. mit 10 un-
colorirten Steindrucktafeln in Fol.

(Vgl. gel. Anz. Bd. II. S. 742.)

Von Fr. v. Siebold's Fauna Japonica ist uns eine neue Abtheilung, die dritte, zugekommen, welche aus zwey verschiedenen Abhandlungen besteht; die erste, von Schlegel bearbeitet, befaßt sich mit den japanischen Schlangen, die zweyte, von Temminck herrührend, giebt einen Ueberblick über die Fauna der sundaischen Inseln und Japans.

Schlegels Abhandlung über die Ophidier geht von S. 81 — 93, und ist die zweyte Abtheilung seiner japanischen Amphibien, deren erste wir schon früher angezeigt haben. Die japanischen Schlangen waren bisher wenig bekannt; Kämpfer führte bloß zwey Arten auf, von denen indeß die eine nicht einmal Japan bewohnt, sondern den Bewohnern dieser Insel nur durch chinesische Werke bekannt geworden ist; Thunberg hat gar keine Schlangen dasselbst gesehen. Mit diesen Thieren wurde man erst in neuern Zeiten besser bekannt, wo Boie eine Sendung solcher Reptilien erhielt, welche er im Jahre 1826 in der Isis beschrieb; sein Bedenken, daß unter den ihm angeblich aus Japan zugekommenen Schlangen manche aus den holländischen Besitzungen in Indien herrühren möchten, hat sich später bestätigt. Seitdem hat die Sammlung zu Leyden reiche Sendungen an japanischen Reptilien durch

v. Siebold und Bürger aus Japan erhalten; gleichwohl ist dadurch die Anzahl der Schlangenarten dasselbst auf nicht mehr als sechs gebracht worden, und da auch die japanischen Werke keine andern aufführen, so scheint hiemit dieser Theil der Fauna vollständig gekannt zu seyn. Rechnet man hiezu noch vier Meeresschlangen, welche sich an den Küsten finden, so kommt die ganze Zahl der einheimischen Schlangen nicht höher als auf 10 Arten. Diese sind auf den beygegebenen 10 Folietafeln in vortrefflichen, wenn gleich uncolorirten Abbildungen dargestellt. Zwar sind die vier Species von Meeresschlangen, welche auch in andern als den japanischen Meeren sich einstellen, bereits den Naturforschern bekannt, indeß existirten von ihnen bisher keine guten Figuren; die sechs andern, die Landschlangen darstellend, sind ohnedieß für die Wissenschaften neu. Die Landschlangen gehören den Gattungen Coluber, Tropidonotus und Trigonocephalus, die Wasserschlangen der Gattung Hydrophis an. Ihre Arten sind folgende:

Coluber virgatus, quadrivirgatus und conspicillatus.

Tropidonotus tigrinus und Vibakari.

Trigonocephalus Blomhoffii.

Hydrophis striata, Pelamis, pelamidoides und colubrina.

Die beyden ersten Arten von Coluber haben viele Aehnlichkeit mit dem südeuropäischen C. Elaphis, so wie die dritte, der C. conspicillatus, mit dem gleichfalls südeuropäischen C. leopardinus. Auch der japanische Tropidonotus tigrinus erscheint als Stellvertreter unserer Ringelnatter, während dage-

gen der *Tropidonotus Vibakari*, sowie der *Trigonocephalus Blomhoffii* eigenthümliche Formen sind. Daß die vier Meerschlangen auch in andern Meeren vorkommen, ist schon erwähnt. Die Beschreibungen sind vollständig und genau; nur vermist man ungerne die mit Recht eingeführten lateinischen Diagnosen.

Die zweyte, von Temminck verfaßte und diesem Hefte beygelegte Abhandlung führt den Titel: *Coup d'oeil sur la Faune des îles de la Sonde et de l'empire du Japon. Discours préliminaire destiné à servir d'introduction à la Faune du Japon.* *) Eine sehr interessante Arbeit, die freylich mit solcher Umsicht Niemand anders als Temminck auszuführen vermochte, dem in Leyden Sammlungen aus jenen Gegenden, wie sie in gleicher Reichhaltigkeit nirgends weiter zu finden sind, zu Gebote stehen. Denn rühmend soll es von uns anerkannt werden, daß die holländische Regierung zur Erforschung der naturhistorischen Verhältnisse ihrer ostindischen Kolonien die kostspieligsten Expeditionen nicht gescheut und zu ihrer Ausführung die tüchtigsten Männer in Dienst genommen hatte; Unternehmungen, die ihre günstige Rückwirkung auf das Reichsmuseum zu Leyden, dem alle Sammlungen in wiederholten, reichen Sendungen zuströmten, nicht verfehlen konnten, so daß hiedurch dasselbe zu einer der größten Anstalten dieser Art in der Welt geworden ist. Haben nun auch gleich ungünstige politische Verhältnisse Holland aus dem früher behaupteten Range unter den großen europäischen Mächten zurückgedrängt: auf dem Gebiete der Wissenschaft hat es sich die Hülfsmittel zum geistigen Wettkampfe mit allen andern Völkern zu sichern gewußt, und in welcher tüchtigen Weise es dieselben zu nützen versteht, davon giebt unter vielen andern Belegen auch die Fauna Japonica einen sprechenden Beweis ab.

*) Diese Abhandlung ist vom November 1835 datirt; durch den Buchhandel ist sie indeß erst seit der letzten Ostermesse angezeigt und verbreitet.

Um aber diese Erfolge herbeizuführen, hat es große Opfer gekostet. Wir meynen hier nicht den finanziellen Aufwand, den erwähnte wissenschaftliche Expeditionen veranlaßt haben, denn dieser ist keineswegs für einen Staat, wie Holland, ein lästiger, und ist durch die seientifischen, wie durch die materiellen Ergebnisse derselben reichlich aufgewogen worden; wir meynen hier aber jene fremdige Kühnheit der nach Indien ausgesandten Naturforscher und Aerzte, die Leib und Leben an die Ausführung ihrer Mission gewagt haben, und von denen so mancher unserer, in holländische Dienste übergetretenen Landleute ein frühes Grab in dem heißen Sande der Sunda-Inseln gefunden hat. Es sey uns vergönnt, mit dem Verf. einen schnellen Ueberblick über die verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen zu werfen, wie sie von der holländischen Regierung seit der Wiederherstellung des Weltfriedens zur Erforschung ihrer indischen Besitzungen veranlaßt worden sind.

Den Anfang dieser Unternehmungen hat Reinwardt gemacht, und ihm ist es geglückt, den heimatlichen Boden nach mehrjähriger Abwesenheit wieder zu erblicken. Ihm folgten Kuhl, van Hasselt, Blume und van Raalten. Die beyden erstern, allzu eifrig und unbesorgt, unterlagen schnell den tödtlichen Einflüssen des ungesunden Klima's von Java; von ihrem Fleiße zeugen die ansehnlichen Sammlungen, die Leyden von ihnen erhalten hat. Blume kehrte mit reicher Ausbeute zurück, und bearbeitet nun in seiner günstigen Stellung am Reichsmuseum den botanischen Theil derselben. Van Raalten, der zurückblieb, dankte die Erhaltung seines Lebens nur einer besondern Bewahrung, als er von einem verwundeten Nashorn angegriffen wurde, das ihn siebenmal in die Luft schleuderte.

Auf die Nachricht von Kuhl's und Hasselt's Tode sandte die Regierung eine neue Expedition nach Java, aus Boie, Macclot, Müller und van Dort bestehend. Es wäre schwer gewesen, wie Temminck

mit Recht rühmt, eine bessere Wahl zu treffen. Leider wurde der treffliche Boie bald von dem tödtlichen Klima hinweggerafft. An seine Stelle trat Diard, der schon längere Zeit in Indien sich aufgehalten hatte und nun in holländische Dienste übergieng; seine Reise nach Borneo, obwohl nur auf einen einzigen Punet der Küste beschränkt, hat dem Nationalmuseum beträchtliche Bereicherungen verschafft. Während dieser Zeit betrieb Hr. v. Siebold seine Untersuchungen auf Japan mit glücklichem Erfolge, und seinen eigenen Bemühungen, so wie denen seines Nachfolgers, des Dr. Bürger, ist es gelungen, uns mit einer ziemlich vollständigen Fauna dieses sonst so verschlossenen Landes bekannt machen zu können.

Bald nach Boies Tode wurde von der Kolonial-Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Neuguinea und den molukischen Inseln angeordnet. Macklot, Müller und van Kaalten als Zoologen, ein Maler, van Dort und ein Botaniker, Zipelius, begleitet von eingebornen Jägern wurden der Expedition beygegeben. Ansehnliche Sammlungen vom größten Interesse für die Wissenschaft, sorgfältige Zeichnungen und sehr ausführliche Notizen waren die Früchte dieser Seereise, die aber leider theuer erkauft wurden. Van Kaalten, den Angriffen eines wüthenden Nashorns früher glücklich entgangen, unterlag nebst seinem Freunde Zipelius auf Timor den Folgen einer Krankheit, die sie sich an den Küsten von Neuguinea zugezogen hatten. An dem Strande von Timor ließ ihnen Macklot ein Grabmal errichten, der selbst bald nach seiner Rückkehr nach Java in einem Aufstande der Eingebornen ein blutiges Ende fand; an ihm hat die Wissenschaft einen großen Verlust erlitten. So war denn die Commission auf zwey Mitglieder, Müller und van Dort reducirt; ihnen wurde zum Beystand van Gelder und Overdyk zugeschiedt, und Korthals begab sich nach Batavia an die Stelle von Zipelius. Müller wurde im Jahre 1834 mit seinen Gefährten zu einer neuen

Expedition ins Innere von Sumatra abgesandt; neuer Verlust an Menschenleben, es erlag schnell van Dort in der Blüthe seiner Jahre. Was aus den Uebrigen und aus dem für den Verstorbenen eingetretenen Horner geworden ist, darüber kann Ref. keine weitere Anskunft abstaten, da Temminck seinen Bericht mit dem Jahre 1835 abschließt.

So hat denn in einem kurzen Zeitraume eine nicht geringe Zahl der tüchtigsten jungen Naturforscher, von denen mehrere durch ihre litterarischen Arbeiten bereits rühmlichst sich ausgezeichnet hatten, einen frühzeitigen Tod auf den Sunda-Inseln, als Opfer unbegrenzten Verufeifers, gefunden. Ihr Name bleibe in den Annalen der Naturwissenschaften in rühmlichem Andenken.

Solche aufopfernde Anstrengungen, wie sie so eben in der Kürze angegeben wurden, haben natürlich dem Reichsmuseum in Leyden einen Reichthum an den Natur-Erzeugnissen der indischen Inselwelt verschafft, daß hiedurch Temminck in besten Stand gesetzt war, eine umfassende Uebersicht über ihre Fauna zu entwerfen. Wir gehen nun über zu einer kurzen Mittheilung des wesentlichsten Inhalts dieser Abhandlung.

(Schluß folgt).

Notizie sul Portogallo con una breve relazione della nunziatura di Lisbona dall' anno 1795 fino all' anno 1802 scritte dal Cardinale Bartolomeo Pacca già nunzio presso quella Real corte. Velletri. Tipografia di Domenico Ercole 1835. XVI. 170 S. 8.

Wir machen unsere Leser durch die Anzeige dieses Buches mit einer in vieler Beziehung höchst interessanten literarischen Erscheinung bekannt. Denn obgleich dasselbe nur wenige Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Portugal darbietet, so löst es dafür die so merkwürdige und in die Entwicklungsgeschichte aller jetzigen Staaten so tief eingreifende Frage, durch welche

Veranlassungen der gegenwärtige, so unheilvolle Zustand von Portugal herbeführt wurde, welches der Grund jener Erschütterungen ist, durch welche eines der schönsten Länder Europa's für eine unabherrschbare Reihe von Jahren geistiger wie materieller Ohnmacht Preis gegeben wurde.

Der berühmte und hochgeehrte Verfasser schickt seinen Mittheilungen, deren Wahrheit eben so sehr seine in schweren Leiden geprüfte Redlichkeit, wie seine eigene oder seiner Mittheiler Autopsie verbürgen, eine kurze historische Darstellung des blühenden Zustandes der portugiesischen Nation im fünfzehnten und in der größeren Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts voraus. Er erinnert an die Seezüge und Entdeckungen der Portugiesen, an Osorius und Camöens, die Wissenschaftlichkeit ihrer Theologen, und ihren Eifer für Ausbreitung der christlichen Religion in entfernten Welttheilen. Dann erwähnt er den temporären Verfall dieser Blüthe des geistigen Lebens unter der spanischen Herrschaft, jedoch nicht ohne des neuen Aufschwungs zu gedenken, den die Nation unter den ersten Königen aus dem Hause Braganza nahm und bis zum Tode Johannes V bewahrte. Hatten sich unter diesem Könige bereits mehrere Mißverhältnisse bemerkbar gemacht, so wurden diese noch fühlbarer, als König Joseph I. ein guter aber unglaublich schwacher Monarch, auf den Thron gelangte. Unter diesem gewann Sebastian Carvalho, Marschese von Pombal, unumschränkten Einfluß auf die Regierung des Landes und behauptete denselben über 25 Jahre lang bis zum Tode seines Gebieters. Von den Grundsätzen abweichend, welche im Laufe von Jahrhunderten Portugals Größe geschaffen hatten, sein Stolz und sein Heil gewesen waren, verfolgte dieser Minister mit nicht geringer Thätigkeit und Konsequenz den Plan, jenen Prinzipien Eingang und Herrschaft in Portugal zu verschaffen, von welchen er mit den Weisen seines Jahrhunderts den Sieg der sogenannten guten Sache erwartete.

Es ist merkwürdig, dem Verf., soviel es der Raum erlaubt, in der Darstellung des unheilvollen Conflicts der neuen Lehre mit der alten Doctrin zu folgen und in Kürze die von dem Verf. angeführten Wege zu bezeichnen, deren sich der allgewaltige Minister bediente, das Volk zu bethören und von der Ueberzeugung seiner Väter abwendig zu machen.

Eines der vorzüglichsten Mittel war, dem Verf. zufolge, die bisherigen Lehren bey der Jugend theils in Mißkredit zu bringen, theils ihr den Zugang zu denselben völlig abzuschneiden. Denn nachdem es einmal dem Marschese gelungen war, an die Stelle der im Geiste des Tridentinum's abgefaßten Lehrbücher solche Autoren zu bringen, welche wie Dupint, Febronius, und andere Jansenisten, die alle Ordnung der Dinge, nach welcher sich Kirche und Staat, sich gegenseitig durchdringend, in besonderen Sphären zu dem Einem Ziele bewegen und das Ansehen der Einen die Uebermacht des Andern beschränken sollte, zu zer-

stören suchten, und an die Stelle lebensvoller Verhältnisse die sterile Lehre von der Allgewalt des Staates über göttliche und menschliche Gebote und Rechte als einzig heilbringende Doctrin verkündeten, so bedurfte es nur kurzer Zeit, dieser wehthellen Weisheit, welche in Portugal vorzüglich der Oratorianer Antonio Pereira predigte und der Minister auch fast noch durch jedes Mittel der Staatsgewalt hob, ausschließlichen Eingang zu verschaffen. Der einzige Widerstand in dieser Beziehung war von dem Bischofe von Coimbra zu erwarten, wo die Universität der Stapelplatz der neuen Doctrinen geworden war. Aber hier hatte Pombal vorgesorgt, indem er den Bischöfen Portugals die Freiheit, Hirtenbriefe zu erlassen, gleich anfangs bestritt und diese von der vorgängigen Einholung der königlichen Erlaubniß abhängig machte. Als nun Don Michele dell' Annunziata, der diese Erlaubniß wie natürlich nicht erlangen konnte, von dem Eifer für das Heil der ihm untergebenen Herde hingerissen, und Gott eher dienen zu müssen erachtend als den Menschen, dennoch einen Hirtenbrief erließ und nach dem Beispiele des Papstes, seines Herrn, die verderblichen Bücher und ihre Doctrinen verdammt, ließ der Minister den Bischof ergreifen, mit Gewalt, und öffentlich nach Lissabon bringen, in einen Kerker werfen und ihm als Hochverrätber den Proceß machen. Zugleich schrieb der König nach Coimbra, erklärte den Bischof für todt und hieß das Capitel zur Wahl seines Nachfolgers schreiten, wozu er den Francisco di Lemos Faria bestimmte. Dieser wurde auch unverzüglich gewählt und ward, einer der eifrigsten Anhänger Pombals, nun auch ein Hauptbegünstigter der neuen Lehre und Bücher. Der rechtmäßige Bischof aber blieb so lange König Joseph lebte, im Gefängnisse. *) Bald bekräftigten noch weitere Maßregeln des Ministers Feindschaft gegen kirchliche Ordnung. Den Ordensgeistlichen in Portugal ward verboten, mit den Häuptern ihrer Orden zu Rom in Verbindung zu stehen; der Wirkungskreis der Weltgeistlichen ward durch die Beamten eug begrenzt, die in der Schule von Coimbra erzogen, unangenehme Berühmungen des Clerus mit der Staatsgewalt eher vermehrten als verminderten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Als Pombal bereits gestürzt und der Bischof von Coimbra wieder eingesetzt worden war, kam dieser auf einer Visitation seiner Diöcese auch nach dem Orte Pombal, wo der abgesetzte Minister wohnte. Als dieser die Ankunft des Bischofes vernahm, machte er sich zu ihm auf und warf sich, seiner ansichtig geworden, zu den Füßen des schwergekränkten Prälaten. Aber auch dieser warf sich nun auf sein Kniee umarmte so weinend seinen frühern Beleidiger, der selbst in Thränen zerfließend sich entfante und seine andern Worte auszusprechen vermochte, als: er ist ein Heiliger, er ist ein Heiliger.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. July.

Nro. 135.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Fauna Japonica auctore Ph. Fr. de Siebold.
Ophidii. Elaborantibus C. J. Temminck
et H. Schlegel. Lugd. Batav. (1837).
S. 81 — 93 und I — XXX. mit 10 un-
kolorirten Steindrucktafeln in Fol.

(Vergl. gel. Anz. Bd. II. S. 742).

(Schluß.)

Der Verf. beginnt seine Betrachtung mit den Sunda-Inseln und stellt Borneo voran. Obschon diese Insel an Flächenraum fast Frankreich gleich kommt, so sind bis jetzt doch von ihr nicht mehr als zwey Punkte, Banjarmassing und Pontianak, holländische Faktoreien mit sehr beschränktem Gebiete, bekannt geworden. Die Barbarey der im Innern wohnenden Dajaken, und die Mißgunst der Chinesen, welche die Küsten in Besitz genommen, haben bis jetzt jede Expedition ins Innere vereitelt. Der größte Theil der Fauna Borneo's ist uns daher noch gänzlich unbekannt; das Wenige, was wir von ihr wissen, erregt nur um so mehr unser Interesse für die weitere Kenntniß dieser großen, fruchtbaren Insel. Als bemerkenswerth bezeichnet der Verf. den Orang-Outang *), Semnopithecus Nasica, einen neuen Gibbon, Felis macrocelis nebst zwey andern Katzenarten, Ursus malaiianus, Hysiprymus

ursinus und zwey neue Tupaja. Reichere Ausbeute hat die Ornithologie bekommen: mehrere neue Arten von Hornvögeln, die neue Gattung Colobates, mehrere Pitta von den lebhaftesten Farben, Trogon von einem glänzenden Roth, Spechte und Eisvögel von seltener Schönheit, und Fimalien mit ganz besonderem Auspuß. Sehr wenig kennt man Reptilien, den Crocodilus hiporeatus, allen Sunda-Inseln zukommend und Emys spinosa; keine Art von Amphibien und Fischen aus den innern Flüssen, und nur einige wenige Pflanzen von den vorhin genannten beyden Punkten.

Von Sumatra, das nur durch die schmale Sundasteiße von Java getrennt ist, könnte man erwarten, daß es mit letzterer Insel dieselbe Fauna gemein hätte. Gleichwohl ist dieß nicht der Fall; nur wenige Arten sind es, die beyde Inseln zugleich aufzuweisen haben, mehr Uebereinstimmung findet dagegen zwischen Sumatra und Borneo statt. Als sumatranische Thiere sind aufzuführen der Elefant und der Tapir, die beyde wohl in Ostindien, aber nicht auf Java vorkommen *). Das zweyhörnige Nashorn ist Sumatra eigenthümlich und sonst nirgends wahrgenommen. „Der Bos Banteng oder wilde Ochse von Java, welchen man von dem jetzt gezähmten Büffel oder dem Caribau = Büffel, der wahrscheinlich Indien ursprünglich angehört und wovon der Bos fron-

*) Der Verf. fügt die Bemerkung bey, daß er nun Gewißheit von der spezifischen Einheit der Simia Satyrus mit dem Pongo Wurmbeii erlangt hätte. Mehrere Zelle und Skelete von 4½' Höhe von Borneo ließen keinen Zweifel über diese Identität; ein anderes, aus Sumatra erhaltenes, gleichfalls altes Exemplar beweise, daß dieser Vierhänder beyden Inseln zugehört.

*) Temminck giebt hier an, daß der Tapir sich nicht in Indien finde. Dieß ist jedoch nicht richtig, da derselbe schon vor zwanzig Jahren von dem Major Farquhar auf der Halbinsel Malakka entdeckt worden ist. (Vergl. Schrebers Sängth. VI. S. 402).

tatus der Urtypus zu seyn scheint, ist nicht derselbe, der in den Urwäldern Sumatra's vorkommt, wo sich der Bos^o Arni mit seinen riesenhaften Hörnern findet; dieser Bos Banteng scheint gleichfalls verschieden vom Gaour (Bos Sylhetanus) des Himalaya-Gebirges zu seyn, aus dem man neuerdings eine zweyte besondere Art unter dem Namen Bos Diardii, nach einem aus Cochinchina eingeschickten Exemplare, errichten wollte. Diese wilden Arten unterscheiden sich wesentlich vom Cariban oder Karabau, einer Rasse, die jetzt allenthalben gezähmt ist und der wir, wie erwähnt, den Bos frontatus, welcher wild in den Wäldern Indiens lebt, zuzuzählen kein Bedenken tragen. *) " Häufig ist Cervus Russa und Hippelaphus, von denen der erstere auch auf Java vorkommt, während der kleine Cervus Kuhlii lediglich den Bavian's = Inseln eigenthümlich ist. Der Ursus malaiianus lebt auf Sumatra, Borneo und Malakka, aber nicht auf Java; der U. eurypilus ist nicht specifisch von ihm verschieden. Die auf Java vorkommenden Schweine, welche hier als 2 besondere Arten unter dem Namen Sus verrucosus und vittatus aufgeführt sind, sollen von einer dritten auf Sumatra vorfindlichen verschieden seyn. Der Orang-Outang, hier und auf Borneo, fehlt Java; die sumatranischen Gibbons und Semnopitheken sind von den javanischen specifisch abweichend. Statt des Galeopithecus rufus, der von Java bis Timor sich findet, stellt sich auf Sumatra der G. marmoratus ein. Von 5 Arten Cladobates gehört eine einzige beyden Inseln an; und 3 andere allein Sumatra. Unter den zahlreichen Eichhörnchen-Arten sind blos 2 beyden Inseln gemeinschaftlich; die Fledermäuse, Pachysoomen und Pteropus, sind specifisch verschieden.

*) Diese Stelle habe ich wörtlich mitgetheilt, weil sie einige Bemerkungen nöthig macht. Der Banteng, von Raffles bereits oberflächlich erwähnt, ist noch immer ohne Beschreibung gelassen, so daß man über seine Stellung zu den übrigen Rinderarten nicht im

Die Vögel, namentlich die aus den Ordnungen der Hühner und Tauben, dann die Hornvögel, die Pitta, Bartvögel, Curylaimen, Trogons, und alle die kleinen Arten, welche gewöhnlich im Schatten der unermesslichen Wäldungen hausen, weichen specifisch von den javanischen ab, und wenn sie auch dieselben sind, haben doch die sumatranischen Individuen eine größere Gestalt und lebhaftere Farben. Eine kleine Anzahl ist beyden Inseln eigen und zeigen gar keine Abweichungen; andere, die mehr oder minder umher wandernd sind, finden sich als dieselben auf dem ganzen Archipel wieder; andere zeigen nicht die geringste Verschiedenheit von afrikanischen, und endlich eine große Anzahl, und zwar diejenigen, welche am meisten kosmopolitisch sind, stimmen völlig mit europäischen Individuen überein.

Am besten bekannt ist das auf seinem vulkanischen Boden überaus fruchtbare Java; man hat bereits daselbst 82 Arten von Säugethieren, 455 von Vögeln, und 90 von Amphibien aufgefunden. An Affen kommen vor: Hylobates leuciscus, Semnopithecus Maurus, mitratus, pyrrhus und Cercopithecus cynomolgus. Das Rhinoceros javanicus, der Cervus Russa und die zwey vorhin erwähnten Schweinearten machen das Wild aus. Von Hagen finden sich überhaupt auf den Sunda-Inseln 13 Species. Lepus melanauchen und Pteropus edulis, von häßlichem Geruche, aber

klaren ist; vermuthungsweise habe ich ihn für eine wilde Rasse des gemeinen Rindes erklärt. Den Namen Bos frontatus habe ich nirgends auffinden können, um so weniger, da der Autor, der diese Benennung gegeben haben soll, von Temminck nicht bezeichnet ist. Den Bos frontalis Lambert kenne ich sehr wohl, allein dieser ist identisch mit Bos sylhetanus Fr. Cuvier von welchem ich nachgewiesen habe, daß er sich vom gemeinen Rinde specifisch nicht trennen lasse. Unrichtig ist es, daß der Verf. den Gaour und Bos sylhetanus für synonym hält; beydes sind gänzlich verschiedene Arten, von denen die erstere sich an den Wisent anschließt. (Vergl. Schreber's Säugethiere V. 2).

gutem Geschmacke, sind Java eigenthümlich. Der Pavo spicifer bewohnt die Waldungen, dagegen ist der Argus giganteus hier nicht heimisch; er beschränkt sich auf Sumatra und Malakka. Zum Ersatz dafür hat Java die schönen Bankivahühner, die Nijamalas und das javanische Rebhuhn, welches den übrigen Inseln fehlt. Auf dem benachbarten Gilande Madura, so wie in den javanischen Distrieten Cheribon und Bagalen, wird die unermessliche Menge essbarer Vogelnester, von Cypselus esculentus und fuciphagus bereitet, gesammelt, und damit ein sehr einträglicher Handel mit den Chinesen getrieben. Auf der kleinen Insel Nussa-kambang, wo die Rafflesia mit ihren großen, schönen Blüten wächst, lebt ein Flatterhörnchen, das nicht auf Java sich findet und dem Temminck den Namen Pteromys elegans giebt.

Indem der Verf. mit seinen Betrachtungen sich weiter gegen den Osten wendet, verweilt er zuerst bey der großen, vielfach zerspaltenen Insel Celebes, die jedoch nicht besser als Borneo bekannt ist. Man weiß, daß sie mehrere Arten Säugethiere und eine große Anzahl von Vögeln, welche gänzlich von den javanischen und sumatranischen differiren, aufzuweisen hat; zweifelhaft ist es, ob man ihr mit dem benachbarten Borneo gleiche Flora und Fauna zuschreiben muß. An Säugethiere kennt man Gibbons, Semnopithecen, Tarsius Daubentonii, Phalanger, die Antilope depressicornis, einen großen Hirsch, vorzüglich aber den Babirussa, der auch auf Borneo vorkommen soll, am häufigsten aber auf Buru (Bonrony) sich aufhält. Hier und in den benachbarten Meeren stellt sich der Dugong ein. Unter den Vögeln von Celebes sind zu bemerken: Papageyen, Hornvögel, Kuckuck (Centropus), schöne Tauben und drey Arten von Megapodius.

*) Temminck bemerkt hiebey, daß Tarsius bancanus Horst. nur das einjährige Junge derselben Art ist.

Die mollukfischen Inseln mit ihrer reichen Vegetation sind der Aufenthaltsort der Hornvögel, großer Tauben, einer Menge Papageyen, worunter die beyden schwarzen Kafadus, der Paradiesvögel, Promerops u. a. Timor ist arm an großen Säugethiere, aber reich an kleinen, unter denen 5 — 6 Arten Chiropteren, ein Phalanger, ein Petaurus und einige Nager; im Innern soll sich ein Büffel, verschieden von der indischen Art, dem Banteng und dem sumatranischen Arni finden. Die Vegetation und die Vögel erinnern an Neuhoolland; beyden gemein z. B. sind Seythropps, Melliphaga, Phyllornis, Ocypterus.

Von hier an verläßt der Verf. die tropische Region und wendet sich dem höher gelegenen Japan zu. Es erscheint dieses Inselland an Säugethiere weniger bevölkert, als dieß auf den Sunda-Inseln der Fall ist. Von Affen kommt nur der Inuus speciosus vor; von Hagen lediglich die Hundstage, zahlreicher sind die Hunde, nächst dem Bären, von denen Jesso eine riesenhafte Art aufzuweisen hat, die nicht auf Nippon gefunden wird. Große Wiederkauer und Pachydermen giebt es nicht; der Cervus Nippon erreicht noch nicht die Größe des Krishirsches, die Antilope crispa ist ohngefähr von Schafgröße und merkwürdig wegen ihrer groben, langen und krausen Wolle, und auch das Wildschwein, das diesen Inseln eigenthümlich ist und von dem Verf. für eine eigne Art angesehen wird, ist von kleiner Gestalt. Neu sind ferner 2 pflanzenfressende Chiropteren, Pteropus dasymallus und pselaphon, dann Petaurista leucogenys, mehrere kleine Fleischfresser und Nager und eine sehr große Ohrrotbe.

Aus der Klasse der Vögel scheint Japan keine Arten darzubieten, welche sich besonders von unsern europäischen Typen, oder von asiatischen Gruppen unterscheiden. Der Verf. zählt nicht weniger als 115 Arten auf, welche Japan mit Europa gemein hat. Darunter sind: Falco albicilla, Nisus, Strix Aluco, Corvus Corax, Corone, Frugilegus, Sylvia

phoenicurus, Parus major, Fringilla montana, Spinus, Cuculus canorus, Grus cinerea etc. Mit China hat Japan die herrlichen Hühnervogel gemein, als: Phasianus pictus, nyctemerus, superbus, veneratus, Amherstii etc.

Unter den Reptilien fällt besonders auf der Riesensalamander, Triton japonicus; unter den Krustenthieren manche ungewöhnliche Form, wie z. B. die Maja Kaempferi, die einen Umfang von mehreren Fuß hat, und deren Arme bey den Männchen an vier Fuß Länge erreichen. Unter den Insekten giebt es Formen von auschulicher Größe und seltener Schönheit.

N. Wagner.



Notizie sul Portogallo con una breve relazione della nunziatura di Lisbona dall' anno 1795 fino all' anno 1802 scritte dal Cardinale Bartolomeo Pacca già nunzio presso quella Real corte. etc.

(Fortsetzung.)

Der Großinquisitor von Portugal, Don Joseph von Braganza, natürlicher Vender des Königs Don Joseph, wurde von dem Minister willkürlich seines Amtes entsetzt und dieses Tribunal unter die Aufsicht Paolo's de Carvalho's, Pombals Vender, gestellt, von Rom getrennt und so der schützenden Controle gegen tyrannische Willkühr beraubt, zur Bastille Portugals umgewandelt; endlich das ganze Land von aller Verbindung mit dem Papste abgeschnitten, und damit die Kirche, ihre Doctrin, ihre Güter und milden Anstalten dem willkürlichen Treiben des Ministers und seines Anhangs völlig Preis gegeben. Da das lehre Verfahren insbesondere die Prinzessin von Brasilien und Gebia des Thrones Don Joseph's, Maria gegen Pombal auf's Aeußerste erbitterte, so faßte dieser den Plan, die Prinzessin von der Nachfolge auszuschließen und diese mit Uebergehung ihrer auf ihren Sohn Don Jao überzutragen, den Pombal früh mit Männern seiner Gesinnung umgeben hatte. Eine Vermählung mit einer französischen Prinzessin sollte dabey die Hand zur Ausführung bieten. Aber gerade derjenige, welchem Pombal in dieser Sache sein ganzes Vertrauen geschenkt und den er zum Mitbelfer erwählt hatte, Scæba, verzichtete der Prinzessin den Plan, der dadurch vernichtet

wurde, den Verräther jedoch der Rache des Ministers überließ, welcher ihn nach Afrika verbannte, von wo er erst nach dem Tode Königs Josephs zurückkehrte und das Staatssekretariat des Innern erhielt.

Bei diesem fortgesetzten Streben, den Clerus wie die Layen von der Ordnung der Kirche zu trennen, konnte es nicht fehlen, daß nicht zuletzt bey Venden die Anhänglichkeit an die Lehren und Gebräuche derselben erlosch, aber auch der Staat selbst dadurch seine eigentliche Grundlage verlor und vor Allem die Moralität fürchterlich litt. Der Clerus, in die neuen Principien eingeweiht, verlangte zu genießen, anstatt wie früher in seeprolliger Entfagung sich dem Heile der Nebenmenschen aufzuopfern. Seitdem sich die weltliche Gewalt zum Haupte der geistlichen aufgeworfen, ward die Gunst der Staatsbeamten das einzige Ziel der Geistlichen, ihnen zu gefallen ihr hauptsächlichs Streben. Jede gründliche Wissenschaft, mit der Möglichkeit freyer Regung unzertrennlich verbunden, hörte auf; der Unterricht des Volkes verfiel; bald gab es nur eingeschulte, in Theorien besangene, nicht mehr aber unterrichtete Köpfe. Der Sinn für Recht erlosch; es erfolgte Gesetz auf Gesetz, aber jede neue Verordnung verminderte die Achtung davor, untergrub den Gehorsam. So große Sorge hatte aber Pombal für Ausbreitung seiner Staatsgrundsätze gehegt, daß, als er gestürzt wurde, nur solche Männer Kenntniß der Staats-Angelegenheiten hatten, die in seiner Schule gebildet worden waren, daß neue System also fortgesetzt werden mußte und Portugal die einmal eingeschlagene Richtung bis in die unseligsten Folgen zu durchgehen hatte.

Die Königin Maria, welche nach ihrem Vater den Thron bestieg und den Marchese seines Ministeriums beraubte, war den Nachrichten des verehrungswürdigen Verfassers zufolge, von Jugend auf Gewissensscrupeln hingegeben. So lange ihr erster Beichtvater, ein unbeschuhter Carmelitenvender, lebte, wurde dieser unglückselige Hang noch ziemlich in Schranken gehalten; als aber dieser gestorben, und Monsignor Mello, ein Prälat aus altportugiesischem Blute, aber in der neuen Schule gebildet, an seine Stelle getreten war, wurde das Uebel immer ärger und die unglückliche Königin büßte den Kunstsz der kirchlichen Ordnung in ihrem Vaterlande mit dem Verlust ihres Verstandes. Ehe es noch so weit mit ihr gekommen war, erzählt der Verf., gab Mello der Königin den Rath, das Inquisitionstribunal abzuschaffen. Als er aber sah, daß die Königin darüber betreten wurde, änderte er schnell seinen Vorschlag dahin, daß er sagte, sie möge darüber auch noch den Rath einiger Bischöfe, welche sich gerade in Lissabon befanden, erholen. Die Königin versprach dieß.

(Schluß folgt).

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



- 1) Die Weisheit der Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig 1836. 256 S.
- 2) Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. Von Fr. Rückert. Berlin 1837. 12. 160. S.

Wie reich und mannigfaltig auch in unserer neueren Litteratur alle Felder der Poesie angebaut worden, so liegt doch seit langem dasjenige Feld derselben ziemlich brach, das durch die Erscheinung dieses Werkes mit einem Male im üppigsten Flor reifer Früchte aller edelsten Arten überraschend prangt; wir meinen das Feld des Lehrgedichtes. Dieses ist in neuerer Zeit nicht nur wenig und mit schwachem Erfolg gepflegt worden; es hat sich sogar die Meinung verbreitet, und bey vielen auch festgesetzt, das Lehrgedicht sey, wenn ja noch überhaupt Poesie, doch jedenfalls eine Zwittergattung derselben, und mehr ein Eindringling und Unkraut, als ein einheimisches Gewächs und eine Pflanze im Garten der Dichtkunst. Diese Meinung hängt zusammen mit dieser andern, daß der Poesie überhaupt nicht eigen sey zu belehren, daß sie der Unterhaltung diene, ergöbe und erheitere, die Phantasie, nicht aber das Herz bilde, noch zunächst bilden solle. Dieser Meinung steht gegenüber die Ansicht der Alten, die aller Kunst und zumal der Poesie eine Kraft beylegen, den Menschen zu reinigen, und höher und besser zu stimmen; dem gemäß singt Horaz: „Aut prodesse volunt, aut delectare poetae; und Omne tulit punctum,

qui miscuit utile dulci, Lectorem delectando pariterque monendo.“ Hiemit hat dieser Dichter nur ausgesprochen, was alle griechischen großen Poeten, was auch ihre großen Weltweisen, Plato und Aristoteles dessfalls einstimmig, für die Endabsicht der Dichtkunst ansahen; und was auch die meisten Forscher bis ans Ende des 18. Jahrhunderts nicht anders betrachteten. Während noch Sulzer und seine Zeitgenossen, ja selbst Lessing, — dieser allerdings aus einem freyeren und höheren Begriff, — der Poesie und dem Theater moralische und didaktische Zwecke unterstellten, und nur im unmittelbaren Andringen auf diese Tendenz hie und da im Einzelnen und Ganzen zu weit giengen: so hat sich seitdem, insbesondere von der Schule der Schlegel an, das Vorurtheil so sehr ins Entgegengesetzte gekehrt, daß schon Schiller in den Xenien spottete:

Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,

Sagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.

Obgleich Schiller's Spott mehr auf die älteren Theorien zielt, so ist es doch gerade Er vortugsweise, der in seiner Zeit jener moralischen Tendenz entschieden huldigte, freylich von einem höheren Standpunkte aus, als derjenige war, auf welchem der größere Theil der älteren Aesthetiker und der eudämonistischen und sensualistischen Moralphilosophen stand. Denn diese schoben, statt der reinen, humanistischen Moral oder Ethik, die conventionale Moral unter. Jene zielt auf die höhere, lautere Menschheit, unbeschadet dem, daß innerhalb ihres Kreises die mannichfaltigsten, ja beynahe ent-

gegengesetzten Charaktere und Gestalten auftreten, nur daß sie alle nach dem einen höhern Kanon der bessern Menschennatur durchgearbeitet seyn müssen. Dagegen die bürgerlich moralische Tendenz; dieforts weniger das allgemeine menschlich = schöne forderte, sondern dieses jedenfalls mit starker That und hervorstechender Würze conventionaler Tugenden, Gebräuche und Artigkeiten des Zeitgeistes und der Mode verlangte, wie sie eben in den verschiedenen Staaten und Städten, in Ständen und Familien gänge und gäbe waren. Dort wird allgemein göltiges ἦθος und πάθος, Stärke des sinnlichen, wie des geistigen und sittlichen Lebens und Triebes gefordert, deren Wechselspiel, wenn gleich nicht in stättem Gleichgewicht, doch auch in dem Uebermaß der einen oder andern Seite eine natürliche und gesunde Unterlage in der angeborenen Stärke der Leidenschaft und Sucht zeigen soll. Hier hingegen findet man sich auch ohne diese Unterlage, wohl gar trotz deren Gegenheil, mit dem Scheine der Kräftigkeit zufrieden gestellt, wenn dieser Schein im übrigen nur innerhalb der eben göltigen Gränzen des sittlichen Verkehrs gehalten wird; während dort alle Affectation der Art ausgeschlossen bleibt. Belege hiesür liefert uns jede Litteratur in ihrem Verlauf; die alte der Griechen und Römer sowohl, als die französische und unsere eigene einheimische. Obgleich die ältere französische Litteratur um die Mitte des 18. Jahrhunderts, und die neueste, beyde gleich zucht = und sittenlos sind, sowohl an sich, als insbesondere auf das Ländlichsittlich anderer Völker: so ist doch die ältere, ungeachtet all ihrer Verdorbenheit, mit der sie sich sogar manchmal brüstet, ohne Vergleich in alle Wege gesunder, als die jüngere, die nur durchaus widrige, unmoralische Zerrbilder einer überreizten haltlosen Phantasie hinstellt, und dem Geiste und den Forderungen der Poesie geradehin widerstrebt. Denn alle Poesie ist moralisch; sie hat zu ihrem vornehmsten Gegenstand den Menschen, und zwar nur den geistig kräftigen, dessen Verirrungen und Ver-

brechen sogar gleichwohl noch immer auf einen tieferen und besseren Kern und Gehalt des innern Lebens hinweisen; nur dadurch ziehen uns die Volkslieder aller Völker und Länder und Zeiten an, wie verschieden und schauerlich manchmal die Aeußerung und Erscheinung für uns seyn mag. —

Die Poesie hat zu ihrem Gegenstand den moralischen Menschen, nicht sowohl den forschenden und erkennenden, den intellektualen, als vielmehr den fühlenden und strebenden, den Menschen in seiner Bildsamkeit in sich, und in seinem Wirkungs = und Gestaltungstrieb außer sich. Beyderley Thätigkeiten sind zwar geistiger und moralischer Art; beyde können demnach der Poesie Stoff geben; die erstere ist jedoch hiezu schon darum minder geeignet, weil dort im Reich der Erkenntniß die Thätigkeit des menschlichen Geistes mehr gebunden und abhängig ist, zunächst in der Auffassung der Gegenstände, dann aber auch in der Entwicklung derselben; sie muß dieser folgen; da die Wissenschaft objective Wahrheit und Gewißheit der Erkenntniß zum Zielpunct nimmt. Dagegen hat die Kunst Bewältigung und freye, wiederherstellende Nachahmung und schöne Gestaltung zum Zweck und zur Aufgabe; und sie, die die freye heisset, wählet daher mit Recht vorzugsweise den freyen Menschen, den strebenden und ringenden in seiner tiefsten Erregbarkeit und Ergriffenheit, im Kampfe mit sich und der Außenwelt, in welchem er sein geheim verborgenes Wesen erproben und bewähren, in welchem der prometheische Funken in ihm herausgeschlagen, zünden, schmelzen, bilden und gestalten und schaffen mag. Frey, bildsam, schöpferisch in seinem Bereich zeigt sich der Mensch im Gefühl seiner selbst, in seinem Sinnen, Wirken und Handeln: so wird er daher dargestellt in der Lyrik, im Drama und im Epos. Und es giebt nur diese drey Dichtarten, die der Form nach sich unterscheiden (Vgl. Göthe Bd. 49, 151, 120). Allein jede dieser drey Arten spaltet sich theils durch den Inhalt, theils durch die besondere Form und

Begleitung in mehrere Unterarten; so das Epos in das heroische, komische, romantische, Lyrische (des Simonides u. a.) und historische (des Lucanus u. ä.); so das Drama in Trauerspiel, Lustspiel, Satyrspiel u. Farce, Posse, Oper, Melodram u. so auch die Lyrik in Hymne, Ode, Lied, Elegie, Satyre u. Gnomik und didaktisches Gedicht; denn zur Lyrik gehört diese Gattung, wenn sie rechter Art ist, wenn sie nicht mit descriptiver Poesie verwechselt wird. Die Schilderung ist zwar ein Element wie jeder Poesie, so auch der didaktischen; aber sie muß hier und dort nur Zuthat und Beywerk bleiben, nicht für sich allein als Poesie gelten wollen, noch dafür genommen werden. Eben descriptive Gedichte sind aber die meisten, die man unter den didaktischen aufzählt; und schon die Griechen in ihrer unpoetischen Zeit haben dergleichen viele aufzuweisen, von Aratus und Nikander bis zu Oppian und Manuel Philes herab. Noch mehr dergleichen brachte die englische Litteratur des vorigen Jahrhunderts zu Tag, deren viele man schon aus Dusch (Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande) zur Probe genugsam kennen lernen kann. Wie sehr da auch durch Aufwand poetischer Mittel aller Art der Gegenstand aufgeputzt, wie viel seine Beobachtung, Gleichnisse, Metaphern, Bilder und andere Mittel der Phantasie und der Sprache aufgeboten seyn mögen: dennoch thun sie keine poetische Wirkung, weder durchhin, noch auf die Dauer.

(Fortsetzung folgt.)

Notizie sul Portogallo con una breve relazione della nunziatura di Lisbona dall' anno 1795 fino all' anno 1802 scritte dal Cardinale Bartolomeo Pacca già nunzio presso quella Real corte. etc.

(Schluß.)

Der schlaue Prälat verfiigte sich nun sogleich zu den Bischöfen, beredete sie, seinem Vorschlage beizustimmen und führte sie dann am bestimmten Tage zu der Königin. Als sie eingetreten waren, stellte diese sogleich die Frage an sie: kann ich ohne eine Sünde zu begehen und mit ruhigem Gewissen, kraft meines Ansehens, das Inquisitionstribunal aufheben? Gewiß, antworteten die Prälaten. Kann ich aber auch, feug die Königin weiter, ohne eine Sünde zu begehen und mit ruhigem Gewissen dieses Tribunal beybehalten, wie es meine Vorgänger auch beybehalten haben? Die Bischöfe, obwohl über diese Frage etwas betroffen, erwiederten, sie könne auch dieses. Nun denn, entgegnete hierauf die Königin, wenn ich mit ruhigem Gewissen und ohne etliche Sünde zu begehen das Tribunal aufheben und beybehalten kann, so will ich es beybehalten. Und damit entließ sie die erkannten Bischöfe. Kurze Zeit darauf ließ sich Mello nun selbst zum Großinquisitor ernennen, und gebrauchte das neue Amt, vollends alle Schriften zu unterdrücken, welche für die Einheit der Kirche und das Ansehen des Papstes sprachen. Später, als während der französischen Invasion 12 Portugiesen als Gesandte zum Kaiser Napoleon abgesandt wurden, war, der Herzogin von Abrantes zufolge, unter diesen Männern, welche den Kaiser für Portugal um einen Fürsten aus seinem Hause baten, auch der neue Großinquisitor, der Jüngling der Doctrinen von Coimbra. (Mem. de la duch d'Abrantès XI. p. 304. 305).

Der übrige Theil des Buches betrifft die Stellung des Verfassers als apostolischen Nuntius am Hofe von Lissabon. Er beschreibt die vielen Müheligkeiten und Hindernisse, die ihn umgaben und seine Bemühungen, Portugal auf solide Grundlagen zurückzuführen, erschwert. Denn obwohl die Verhältnisse zwischen Lissabon und dem Papste sich nach Pombals Sturze freundlicher gestaltet hatten, waren doch noch viele alte Verordnungen in Kraft geblieben und beschränkten das Ansehen der apostolischen Nuntien, welche allein den Impuls zu einer freieren Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse zu geben vermocht hätten. Bald nachher traten unter neuen Formen noch störendere Einrichtungen in's Leben.

Sieben Jahre lang befand sich Monsignor Pacca als Nuntius in Lissabon. Es gereicht ihm zum großen Ruhme, in jener kritischen Zeit, als Papst Pius VI. ge-

fangen aus Rom hinweggeführt worden war und in Portugal dem päpstlichen Ansehen neue Beeinträchtigungen zu werden drohten, diese durch ein eben so kluges als festes Benehmen verhindert zu haben. Als dann nach dem Tode Pius VI. Pabst Pius VII. den päpstlichen Thron bestieg, ernannte dieser in der ersten Cardinals-Promotion auch den verehrten Verfasser zum Cardinal, 23. Febr. 1801, worauf ihm der Prinz Regent von Portugal das Barett zu Queluz überreichte. Im May desselben Jahres verließ hierauf der neue Cardinal, der nun aufgehört hatte, Nuntius zu seyn, Lissabon und begab sich zu Schiffe in den Kirchenstaat. Ehe sich aber der Verf. zur Erzählung seiner Reiseabenteuer wendet, gibt er noch einen kurzen Abriss über den Zustand des Ackerbaues, des Handels, des Seewesens, der Landmacht, der Künste und Wissenschaften, wie er denselben während seiner Anwesenheit in Portugal kennen gelernt hatte. Nach vielen rühmlichen Bemerkungen und interessanten Thatsachen, wendet er sich dann nochmal auf Pombal, sein Wirken im Innern zu beurtheilen. Er rühmt ihn als einen Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, von entschiedenem, aber hochfahrenden Charakter, der keinen Widerspruch duldete, von Ehr- und Herrschsucht voll war, er zählt seine Bemühungen auf, den Adel zu bändigen, Handel und Manufakturen blühend, die Marine beträchtlicher und Portugal von den Fesseln Englands frey zu machen. „Wenn diese Annehmungen, so schließt der Verfasser seine Memoiren, von Pombal theils zu Ende, theils mit dem Geiste der Mäßigkeit zu Wege gebracht worden wären, sie würden für das Reich höchst nützlich gewesen seyn und ihm verdienster Massen den Ruf eines großen Ministers erworben haben. Er besaß alle Mittel die portugiesische Nation reich und mächtig zu machen. Er regierte über ein viertel Jahrhundert in Portugal nicht wie ein Minister, sondern als unumschränkter Monarch ohne Furcht, auf Hindernisse und Hemmnungen zu stoßen und hätte somit die ausgedehntesten Pläne ausführen können, würde er wirklich die Talente eines Richelieu oder Colbert besessen haben, mit welchen Männern ihn seine Lobredner verglichen. Aber Thatsache ist, daß am Ende seines langen Ministeriums sich keine Wirkungen zeigten, die den guten Anfängen entsprochen hätten. Es blieben in den Provinzen und selbst in der Nachbarschaft von Lissabon lange Strecken unbebauter Länder; man ärndtete weder von den Kolonien noch insbesondere von dem so wichtigen Brasilien die großen Vortheile und die so beträchtlichen Reichthümer, welche dieses ungeheure Land der Industrie des Einzelnen und den Unternehmungen einer weisen Regierung darbietet, die den Handel begünstigt; er förderte die Handelsmarine nicht, die großen Gewinn gebracht haben würde und eine wahre Pflanzschule für die königliche Marine hätte werden können; er unterstützte die schönen Künste nur wenig und ließ auf Portugal das

Joch der Engländer. Es ist wahr, daß er den Adel demüthigte und ihn ehrerbietiger und unterwürfiger unter die Krone machte; aber er handelte dabey wie der Wilde, der den Baum umhaut, dessen Früchte er genießen will. Ein bloßer Scherz über seine Person, eine einzige Bemerkung über eine Handlung des Ministers und irgend ein unbesonnenes Gespräch genüigten, um verhaftet zu werden und lebenslänglich in dem Kerker zu schmachten. So geschah es dem Viscont Ponte di Lima, dem Grafen von Obidos, dem Don Emanuel Sousa Calharis, Capitain der königlichen Garde und Großvater des jetzigen Herzogs von Palmella; so andern vornehmen Männern, von denen man einmaen in ihrer letzten Krankheit weder den Beistand von Aerzten, noch was das Schrecklichste ist, die Tröstungen der Religion in dem letzten Augenblicke gestattete. So behandelte er den höchsten Adel des Reiches auf barbarische und unmenschliche Weise; er erniedrigte den Clerus; gab den ersten Anstoß zur Verfolgung der Jesuiten *) durch die Höfe und das erste Beispiel ihrer gewaltsamen Vertreibung; er öffnete Büchern voll jansenistischen und pseudophilosophischen Inbaldes den bis dahin verschlossenen Eingang nach Portugal; er schnitt für mehrere Jahre die Verbindung Portugals mit dem heiligen Stuhle ab: frecklich lauter Dinge, um in dem unglücklichen 18ten Jahrhundert und noch in dem unruhigen die glorieichen Titel eines erhabenen Mannes und großen Ministers zu erlangen. — Seine Nachfolger im Ministerium hatten weder seine Talente noch seinen festen und durchgreifenden Charakter, weshalb sich das Loos Portugals in mancher Hinsicht nicht verbesserte und die Regierung schwach und gehaltlos ward. Unterdeß erlangten die jungen Leute, welche unter Pombal die Collegien der verderbten Universität von Coimbra besucht hatten, Aemter und Bedienungen in den verschiedenen Dicasterien, führten überall dieselben irdigen Maximen ein und bahnten somit den gewaltsamen Umwälzungen den Weg, welche im gegenwärtigen Augenblicke das unglückliche Reich zerrütten.“ Noch ist eine anmuthige Beschreibung der Reise des verehrungswürdigen Verfassers von Lissabon über Gibraltar nach Civitá Vecchia benagegeben. Noten zu dem Ganzen beschließen das Buch.

C. Höpfer

*) Ueber diesen Gegenstand vergleiche man die, deutschen Historikern zu wenig bekannten documents historiques, critiques, concernant la compagnie de Jesus. S. III. n. 21. c. 1. Paris 1830. 8 Nichts lehrt den raschen Uebergang von jansenistischen Grundfäden zu Revolutionsmaximen besser, als die Lectüre dieses Buches.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. July.

Nro. 137.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 1) Die Weisheit der Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig 1836. 256 S.
- 2) Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. Von Fr. Rückert. Berlin 1837. 12. 160. S.

(Fortsetzung.)

Es liegt nicht allein am Gegenstand, der da oftmals ferngelegen, zu unbekannt, oder zu wenig anziehend ist, z. B. die Schaaffsur, die Geologie u. ä.; denn auch Thomson und unser Kleist haben zwar Gegenstände geschildert, an denen jedes Herz hängt, nach denen es sich sehnt, von denen es träumet. — Aber wie wenige unter uns lesen jene beschreibenden Gedichte noch; wie noch weit kleinere lehren nach einmaliger Lesung und Bekanntschaft mit ihnen gerne und verlangensvoll zu ihnen zurück? Dieß, wird sich jedermann sagen, nur darum, nur in so fern nicht, als das Menschliche, die ethische und intellectuale Charakteristik zu wenig hervortritt; ein Mangel, den Schiller auch an Matthissons manchmal vortrefflicher landschaftlichen Poesie rügte. In allen Gedichten dieser Gattung ist es nie der Gegenstand und Inhalt; nicht z. B. die Landwirthschaft selbst bey Virgil, nicht die Gesundbrunnen bey Neubeck, so nützlich jene in alle Wege, so wirksam diese in vielen Krankheiten seyn mögen, muthen uns zuvörderst und rein an, sondern der lautere Natursinn, das theilnehmende Herz, der klare Verstand des Dichters oder der Perso-

nen, die er einsieht, sind es, die zumeist wirken und anmuthen.

Dieß führet abermals auf denselbigen Punct zurück, der schon vorhin berührt worden; daß der Mensch, der sinnige, fühlende, strebende und thätige, der erste und vornehmste Gegenstand der Kunstdarstellung ist; ihn spiegelt, ihn reflectirt die Poesie. Alle Kunst und Poesie ist Spiegelung und Reflex des Genies; — nicht die erste unmittelbare Empfindung, Anschauung, Leidenschaft, Begebenheit u. s. w. nicht sie sind in der Regel poetisch; nur ihr Reflex ist's; nur wenn sie im ebenen Spiegel eines reinen, hellen Gemüthes, wenn sie im Sonnenglanz zurückgestrahlt werden, sind sie poetisch. So im Drama, so im Epos, und so noch vielmehr in der Lyrik. Diese erheischt um so viel helleres Licht, und desto reinern Spiegel, je allgemeingültiger in seiner Menschenthümlichkeit der Lyriker sich selber hinstellen muß; während der Epiker und Dramatiker jedes Unmaß, jede Verzerrung an einer andern Persönlichkeit spiegeln, sie andern fremden Charakteren aufladen kann. Daher die mannichfaltigen Irrungen und Streitigkeiten über den Charakter mancher Lyriker, z. B. des Catullus und Horaz. Dieser reine Spiegel höherer Menschheit war es, den Schiller, — und nicht mit Unrecht — in Bürgers Gedichten zu sehr vermiste; eben dieser Reflex hoher männlicher Haltung und Selbstachtung ist es andrerseits, der, verbunden mit rhythmischer Vollendung, die Klopstockischen frühern Oden, und sie allein, hält, während außer diesen nur wenig von ihm und schwach wirkt, weil die Gegen-

stände, und wenn nicht diese, so doch Sinn und Gefühl und Ausdrucksweise für dieselben sich geändert. Aber jene eine Seite seines Charakters ergreift noch immer jeden Leser wohlgefollend, erhebt und kräftigt ihn verschönernd. Und dies ist mehr, als Göthe sagt (49, 151): „Alle Poesie soll belehrend seyn, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen, wie aus dem Leben.“

Gewiß die Poesie thut noch mehr als belehren; sie erziehet, erbaut und bildet, sie formt von innen heraus auch zu äußerlich schöner Erscheinung in geistiger und sittlicher Eintracht. Die Poesie war von jeher die Erzieherin der jugendlichen Völker, wie sie noch auch jezo vorzugsweise unsere Jugend bildet und ihr den Charakter einprägt, so weit dieser überhaupt durch nicht unmittelbar aus dem eigenen innern Grund und Boden hervorsprossende Motive gebildet und wie in einem alchemischen Proceß umgewandelt und veredelt werden kann. Was der ächte Dichter auch darstelle, er stellt es dar in eingebornen Kraft und Vollkommenheit, mit welcher es uns anziehet, erfasst und erhebt und erhöht; — auch wenn er gar keine Lehre einstreuet, so ist doch seine Gefühlsweise, seine Art die Dinge anzuschauen, aufzufassen und zu gestalten, lehrreich, und mehr noch, bildend. — In manchen Fällen wird die Poesie durch Reflexionen über Personen und Verhältnisse allerdings ganz eigentlich lehrhaft; doch liegt es in der Natur der Dichtarten selber, daß solche Reflexionen selten dem Epiker, öfter dem Dramatiker, am häufigsten aber dem Lyriker zustehen. Und eben darum ist er der bildendste, mag er sich selbst und seine Empfindungs- und Denkweise gleichsam als Musterbild aufstellen, oder mag er die Mißstände und Schranken, den Zwiespalt und Mangel an Ebenmaaß an den menschlichen Charakteren und Verhältnissen aller Art mit feiner und gewandter Kunst zeichnen. Für beides gibt Muster Horaz

sowohl in seinen Oden, als andererseits in den Briefen und Sermonen. Diese sind recht eigentlich didaktische Gedichte, wiewohl sich nicht mehr, vielleicht weniger Denksprüche aus denselben, als aus den Oden ausheben lassen. Wenn diese unmittelbarer in den Charakter bildend andringen, so führen jene zurecht und schärfen die Urtheilskraft für alle menschlichen, sittlichen und geselligen Verhältnisse. Die Poesie lehrt nicht so, daß es ihr um Mittheilung eines bestimmten Wissens was immer für einer Art zu thun ist; sondern so, daß sie eine Stimmung erzeugt, die im Charakter Wurzel schlagen und wachsen und dauern kann und soll. Sie leistet hiemit etwas Höheres als das Lehren ist; sie prägt den Charakter aus; sie ist demnach desto vortrefflicher, je vortrefflicher in jeder Beziehung dieser selbst ist, und je gelungener er in der Darstellung hervortritt. Daß dieser vorbildliche schöne Charakter sehr verschieden seyn kann, und nach Maßgabe der Anlagen und Umstände seyn muß; dies, weil es unsere Natur so mit sich bringt, versteht sich von selbst, und zeigt sich an allen Dichtern bewährt, vom kriegerischen Tyrtaus und Alktaus bis zum friedliebenden Pindar, und von Hagedorn bis zu Schiller u. a.; jeder aber ist schön in seiner Art. Ist die Poesie von jeher überall die Frucht eines den dringendsten Naturbedürfnissen enthobenen behaglichen Daseyns, einer edleren Menschheit: so ist begreiflich, daß eben sie vorzugsweise das Vermögen zu bilden in sich trage; denn richtig und gut sagt Schiller 9, 1, 238.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, jündet sich neues

In der organischen Welt, in der empfindenden an.

Und wiederum:

Wirke Gutes; du nährst der Menschheit göttliche Pflanze.

Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Eben deßhalb macht bey allen gebildeten Völkern die Poesie einen Haupttheil ihrer gesammten Litteratur aus; und bey vielen dem Naturstande noch sehr nahen Stämmen besteht ihr Schriftenthum und ihre Ueberlieferung nur allein in Poesien.

Wenn nun Lehre und Bildung hiernach der Poesie ursprünglich angeboren sind, so ist nicht zu verwundern, daß das Lehrgedicht überall eine der ältesten Dichtarten ist, und überall gleich ausspricht, sobald nur irgendwo die Poesie zu einer wirklich freyen und selbständigen Kunst erwachsen war. Hesiod ist, wenn nicht älter, gewiß so alt als Homer; seine beyden Gedichte sind didaktisch; durchaus poetischer aber als seine Theogonie sind die Tage und Werke, weil hier Sinn und Gemüth, Thun und Denken, kurz der Charakter des Sängers erbanlich sich ausspricht. In den hebräischen Urkunden macht Hiob nicht mit Unrecht Anspruch auf das höchste Alterthum, und ist wie der Prediger, wie zum Theil die prophetischen Bücher ein Lehrgedicht im edelsten lyrischen Schwung. Der Bhagavadgita ist ein großes in den Mahābhārata eingeschaltetes Lehrgedicht; und alle die genannten gehören jedes bey seinem Volke zu den ältesten Erzeugnissen; sie alle sind ihrer Natur nach lyrisch. Unter den lyrischen Weisen hat schon die alte Elegie bey den Griechen entschiedene Neigung zur Didaktik im besten Sinne, bey Solon u. a. bis Theognis, der in vollem Maße spruchreich und sententiös ist, anderer Gnomiker und der Lehroden nicht zu gedenken. Die lyrische Poesie ist überall zu jeder Zeit die Mutter jeder anderen gewesen; aus der Ballade und Romanze, überhaupt aus der lyrischen Erzählung sproßt das Epos hervor; Pindar, Simonides u. a. griechische Lyriker nahmen epische Stoffe auf; — aus dem Dithyrambus erwuchs das theatralische Spiel u. s. f. Die Lyrik ist aber auch selbst auf ihrem eigenen Gebiet unbestimmbar mannichfaltig, von der Schilderung, Satyre, Siegesgesang u. a. bis zum Epigramm. Wie dieses,

wo der Witz allein ohne Sinn und Gefühl herrscht, aus dem Gebiet der Poesie hinaustritt, sich ihm entfremdet, und nur noch durch die Form — („Bey dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt“) — derselben angehört: eben so kann auch das descriptive, das didaktische, das satyrische, und welches andere Gedicht nicht? — ganz aus der Poesie hinausfallen, und ihr nur noch äußerlich, durch das Metrum und andere Formen angehören; so Parmenides und seines Gleichen; so Cl. Nutilius in seinem Itinerarium, so Palamon de ponderibus et mensuris u. a. m. Die Uebergänge sind auch hier, wie überall in der Natur, allmählich und unbestimmbar mannichfach.

Daß selbst der Inhalt, obgleich mit der Form verbunden, nicht das Gedicht ausmacht, dieß kann ganz klar werden an dem Tragiker Seneca und an Lucretius. Jener behandelt die würdigsten tragischen Stoffe, die alle von den großen griechischen Vorgängern (natürlich mit Ausnahme der Octavia) auf die Bühne gebracht worden sind, und sich uns glücklicherweise erhalten haben. Der römische Tragiker ist mit allen Elementen ausgestattet, die den großen Dichter machen; er ist ausgestattet mit einer reichen, blühenden, überwuchernden Phantasie, mit philosophisch gebildetem Verstand, mit Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften, mit Feinheit und Schärfe des Witzes, mit überaus glücklicher Gewandtheit, Stärke und Geschmeidigkeit der Sprache wie des Versbaues; er ist überschwänglich blumen-, sin- und spruchreich. Aber eben diese Uberschwänglichkeit verdirbt alles zumal. Sie hat aber ihren Grund im Charakter, im Mangel des Gemüthes, und hiezumit des Mafes und der Besonnenheit. Er ist darum ganz modern und wie im neuesten Geschmack, da gleichfalls eine wilde ungezügelte Phantasie und Spitzfindigkeit jedes einfache Gefühl und das ganze Gemüth unterhöht; freylich mag dieses bey den meisten Lesern und Liebhabern dieser Gattung schon zum voraus unterkoldig genug seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Novae acta physico-medica academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi XVII. Pars 2. Vratislav. et Bonn. MDCCCXXXV. 4.

(Vergl. gel. Anz. Band II. S. 615.)

I. Anatomisch-physiologische Abhandlungen.

1. Untersuchungen über das Nabelbläschen und die Allantois bey Embryonen vom Menschen und von den Säugethieren von Prof. Mayer in Bonn. (S. 515 — 568).

Eine Reihe von Beobachtungen und Reflexionen über den genannten Gegenstand. Zuerst über das Nabelbläschen und eine historische Uebersicht der Schriftsteller über dasselbe, dann eigene Beobachtungen, in welchen der Verf. an mehr oder weniger reifen Eiern die Perforation des Nabelbläschens nachweist. Er fand nämlich immer in der wohl erhaltenen Nachgeburst zwischen Amnion und Chorion das kleine birnförmige, zusammengefallene Nabelbläschen, von welchem ein sehr langer Faden bis zum Nabelstrang zu verfolgen war; so in der Placenta reifer Zwillinge, mit schöner Abbildung, eben so in einem vollständigen 6 monatlichen Ey, wo die Entfernung des Nabelbläschens vom Nabelstrang 4 Zoll betrug; ähnliche Beobachtungen und Abbildungen giebt der Verf. von 12- und 13- wöchentlichen Eiern. Diese Angaben, durch schöne Zeichnungen erläutert, sind allerdings schätzenswerth; aber nicht neu; William Hunter giebt schon an, daß er das Nabelbläschen bisweilen noch in reifen Nachgeburten gefunden hat; Ozondi, Velpeau beschrieben dasselbe aus fünf- und sechsmonatlichen Früchten.

Die übrigen Tafeln geben ganz hübsche Darstellungen von Schweins-, Hunde-, Katzen-, Kaninchen- Embryonen mit den Häuten. Daß aber dem Kaninchen das Nabelbläschen gänzlich fehlen soll, ist ein Irrthum; bey allen Nagern ist es nur weniger entwickelt.

Merkwürdiger Weise läugnet der Verf. noch immer den anfänglichen Zusammenhang des Nabelblasengangs mit dem Darmrohre, worüber wohl jetzt bey den Physiologen nur eine Stimme ist. Mayer nimmt an, daß die Nabelblase selbst ihr Contentum ins Gefäßsystem gebe und sich in Blut verwandle; die vena om-

phalomesaraica soll die Stoffe aufnehmen und ins Blutssystem des Embryo führen; der Dotterstoff soll auf diese Weise ins Blut gebracht werden. — Eben so unrichtig scheinen uns des Verf's. Angaben über die Allantois. Die Allantois des Menschen soll nicht nur die innere Fläche des Chorions, sondern auch die äußere Fläche des Amnions und Chorions überziehen! Die Allantois soll theils zur Aufnahme des Urins dienen, theils dem Embryo ein Organ seiner Expansions-Thätigkeit darbieten, damit sich derselbe im Ey und Uterus freyen Spielraum um sein corpusculum herum zur freyeren Entwicklung verschaffen könne.

2. Beitrag zu einer Anatomie von Pentastoma taenioides R. von C. Ed. Miram in Wilna. (S. 625 — 646).

Während wir uns bisher nur mit den dürftigen anatomischen Notizen von Cuvier über diese merkwürdige Gattung von Entozoen begnügen mußten, erhielten wir bey dem großem Fleiß der gegenwärtigen Forscher im Jahre 1836 deen anatomische Arbeiten über Pentastoma; die Angaben von Owen in den zoological transactions und von Diesing in den Annalen des Wiener Museums haben wir auszugsweise in der Anzeige der betreffenden Gesellschaftschriften gegeben. Sie ergänzen sich wechselseitig. Diesing hat vorzüglich Pent. proboscideum zergliedert, Owen nur Weibchen von Pentastoma taenioides; wichtig ist daher, was Miram über die männlichen Genitalien dieses Wurms bemerkt. Zwen geschlängelte Organe zu beyden Seiten am Körper hält Miram für die Hoden; sie stehen durch enge Röhren, ductus deferentes, in Verbindung mit einem Gefäße, das der Verf. für ein Samenbläschen zu halten geneigt ist; dieses stößt an zwey fein gebogene Fäden, die Nuthen (cirri), welche durchbohrt zu seyn scheinen, (Diesing fand bey P. proboscideum nur eine Nuth). Beyde Nuthen, die an ihren oberen Enden etwas dicker sind, befestigen sich mit diesem an ein herabhängendes, innerliches drüsenartiges Organ, das vielleicht als Prostata zu betrachten ist. — Zuletzt giebt der Verf. einige allgemeinen Bemerkungen. Pentastoma taenioides reißt sich im Bau des Darmkanals und der Geschlechtsheile an die Nematoideen, hinsichtlich des Saugapparats an die Acanthocephalen, hinsichtlich des Nervensystems an die Trematoden, hinsichtlich der äußeren Bildung, namentlich wegen der queren, gegliederten Falten an die Cestodeen an, bildet demnach ein Mittelglied zwischen allen diesen Ordnungen und verbindet sie mit einander.

(Fortsetzung folgt).

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. July.

Nro. 138.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

-
- 1) Die Weisheit der Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig 1836. 256 S.
 - 2) Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. Von Fr. Rückert. Berlin 1837. 12. 160. S.

(Fortsetzung).

Zum Abschluß und zur Vollendung aller poetischen Talente und Elemente wird demnach noch insbesondere Gediegenheit des persönlichen Charakters, Maaß und Besonnenheit gefordert werden müssen. Wenn aber zu jedem künstlerischen Erzeugniß, auch zum kleinsten Sängedicht, Heilförmigkeit und Gestaltungskunst erforderlich ist: so liegt eben hierin schon zugleich auch eine Hinweisung darauf, daß die Kunst auf Sinnigkeit wirke, daß sie gestalten und bilden wolle und solle. Die Lehre solcher Art macht eben erst die Poesie selber aus. Daß aber selbst eine wissenschaftliche Theorie, ein System poetisch eingekleidet werden kann, wenn es nur sonst mit energischem Charakter gefaßt ist, dafür mag Lucretius zum Zeugen dienen. So geistlos, widrig, abstoßend und was man weiter sagen mag, das System ist, welches er ergriffen; dennoch wirkt er energischer und poetischer als sein Widersacher, der Cardinal Polignac (in seinem Anti-Lucretius), als Nikander, Ovid oder als Parthenius (de Electricitate l. VI. Romae 1765), als Benedict Stay (Philosophiae recentioris

versibus traditae libri X. cum Commentariis Boscowichii etc. Romae 1755 flg.) und viele andere, deren Stoffe einer schönen poetischen Darstellung empfänglicher scheinen. Er wirkt poetischer und übertrifft sie in dem durchhinscheinenden festen Charakter, durch männliche Offenheit, strengen Ernst u. s. w. kurz durch ächte Begeisterung für seinen Gegenstand, so wenig sie den Schein hat es zu seyn; es ist eine Begeisterung des Stoffes durch den Charakter des Darstellenden, eben wie in Platons, Thukydides und Tacitus Werken. Es ist demnach die Fassung und Gestaltung des Stoffes, seine Begeisterung aus einem aussprechenden Charakter heraus, die das Gedicht zum Gedicht machen; es ist der durchleuchtende Sinn und Geist, wie er das Werk beseelet und aus ihm spricht, der über den Werth eines Lehrgedichtes als einer poetischen Production entscheidet. Auf diesen möchte sonach zuvörderst der Blick zu richten seyn.

Wenn man zum voraus sich erinnert, daß eine gewisse dramatische Lebendigkeit und feste Charakteristik eine auszeichnende Eigenheit der Rückertschen Lyrik ist, so wird man auch den Charakter des Brahmanen gut ausgeprägt erwarten, und zwar nicht bloß in einer oder einigen Stimmungen, Situationen, Verhältnissen und Beziehungen, sondern in einem ganzen, vollen, reichen Leben. Zur Ansicht und Ueberschauung der Welt im Ganzen und Großen wie im Kleinsten und Nächsten ist der Stand eines Brahmanen, zumal so wie hier gefaßt, vielleicht geradezu der geeignetste und vortheilhafteste.

Der freye, gehobene bürgerliche Stand gönnt ihm auch eine ruhige, freye und gehobene Betrachtung; diese aber erhält durch den priesterlichen Stand des Brahmanen sogleich durchweg eine geistige und geistliche Richtung, wonach jedes Einzelne so wie das Ganze überall auf das letzte Höchste und Beste bezogen werden kann und muß, unbeschadet dem, daß auch das Ganze wieder nur für sich, und jedes Einzelne in seiner allseitigen Beziehung und Verhalten zu allem und jedem Anderen betrachtet und erwogen werde. Die gelehrte Bildung eines Brahmanen ruhet fest auf einer uralten reichen Litteratur, theils heiliger Urkunden, theils überaus zahlreicher poetischer wie auch vieler prosaischen Werke in fast allen Gattungen und über alle Zweige des menschlichen Wissens. Die jetzige Lage Indiens ist von der Art, daß es gewissermaßen den Mittelpunct der Welt, der asiatischen zumal ohne Widerrede, ausmacht. Neben der einheimischen mannichfaltigen Ueberslieferung in Wort und Werk hat sich dahin gerettet der Rest des alten Parsismus; eben dahin hat seine Ueberschwemmungen ergossen der Islam mit allen seinen Sekten und ihren Schriften; dahin endlich ist seit Jahrhunderten das germanische Europa gefegelt; und hier hat zuletzt vor wenigen Jahrzehenten eine Gesellschaft englischer Kaufleute ein großes Weltreich gegründet, von dem selbst das Schicksal Europas nun und in der nächsten Zukunft abhängt. Im Laufe eines halben Jahrhunderts haben die verständigen ausdrucksamen Engländer eindringlicher und nachhaltiger gewirkt und mehr aufgebaut, als frühere Jahrhunderte zerstören konnten. Indien ist der Markt der Welt; dort strömen — von jeher — alle Völker von Ost und Nord, Süd und West zusammen, sich ihren feineren Lebensbedarf zu holen; Sinesen, Mogolen, Tataren, die Bewohner des weiten russischen Reiches, Perser, Araber, Mauren, Europäer und Amerikaner holen sich von dorthin Landes- und Kunstzeugnisse, und bringen dagegen

wohl auch ihrer eigenen einige dorthin. Doch diese sind geringfügig gegen die mannichfaltigen Anschauungen und die lebendige Kunde fremder Zustände, die an den besuchenden und angefiedelten Fremdlingen sich darstellen; geringfügig zumal gegen den litterarischen Verkehr und Austausch, der sich erst in diesem Jahrhundert durch das Bemühen der englischen Herrschaft und der Londoner Bibelgesellschaft angekehrt hat. Dem gedrängvollen Schauspiel, das dort sich zeigt und bedeutsam verschlingt, hat Niemand mehr Beruf, Antheil und Aufmerksamkeit zu widmen und es in seiner unberechenbaren Wichtigkeit geistig und geistlich zu betrachten, als ein ruhiger, sinnender Brahmane, dergleichen einer der hier vorgeführte ist, der sich selber gleich Eingang also schildert:

„Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen, als den Weda der Natur;
Hat viel gesehn, gedacht, noch mehr geahnt, ge-
fühlt,

Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gefühlt;
Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sich's
klar zu machen,
Von ihm angeh'nden halb, halb nicht angeh'nden
Sachen.

Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.
Woan er immer nur steht schimmern einen Glanz,
Wied ein Verkügelchen an seinem Rosenkranz.

Dieser Gemüths- und Sinnesart zufolge verbreitet sich der Brahman, wie eben Zeit und Gelegenheit und Stimmung ihn veranlassen und treiben, über alle Gebiete des menschlichen Wissens und Wirkens vom Uebersinnlichen und höchsten Idealen zum Sinnlichen und Tagtäglichen um uns her; er ergeht sich da in bald kürzeren, bald längeren Betrachtungen, in Herzensergießungen, Sinnsprüchen und Erzählungen. Häusliche und öffentliche Ereignisse in Freud und Leid, jeder Art Vorkommnisse im Menschenleben, wie in der Natur, das Größte und Kleinste ohne Unterschied regen leicht an des Brahmanen zartgestimmten feinen Sinn, daß die mitgetheilten Schwingungen sympathetisch und vergeistiget

ab- und ausklingen, und ein volles Concert des Gedankens und Gefühls, eine reine Harmonie zwischen dem Menschen und der Natur und Gott hervortönt. Da sein Sinn und Gemüth nichts abschließt, was irgend einen Kern und Funken des Schönen, Guten und Wahren in sich verbirgt, so wird nicht leicht ein Leser an dieses Lehrgedicht kommen, der nicht auch für sein bevorzugtes Fach wichtige und bedeutungsvolle Reflexionen, Fingerzeige, Winke und Anregungen finde, und der Weisheit des Brahmanen Dank wisse. Die Weisheit gibt sich kund nicht allein in dem Gehalt an sich, sondern auch in der Form und in der Betrachtungsweise — „Einzelnes nur zu sehn, doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.“

Demnach trifft das Augenmerk des Brahmanen immer den Lebenspunet jeder Sache und stellt ihn rein heraus, ohne sie selber hiedurch vom Ganzen zu trennen; vielmehr sieht er sie eben deßhalb im Ganzen, und als Ganzes allbedeutend. Daher die vielen glücklichen Metaphern, Bilder, Gleichnisse und Wortwendungen, in denen der Brahmane eindringlich und erleuchtend philosophirt, und in denen eben so viel Tieffinn als Witzspiel sich offenbart. Hiedurch gehört das Werk nicht minder der Philosophie, wie der Poesie an, und ist ächtes Lehrgedicht. Ueber den gegenseitigen Dienst, der Philosophie und Poesie verschwistert, sagt ein kalter aber feiner Denker jetzt vergessenen Andenkens:

„daß der Fortgang der Vernunft sehr von der Vollkommenheit des metaphorischen Theils der Sprache abhängt. Der Philosoph vermehrt den Vorath unserer Kenntnisse durch erweisliche Vernunftblüthe, und der schöne Geist setzt die Schranken derselben durch Erfindung glücklicher Metaphern weiter hinaus. Die Einbildungskraft ist zuweilen eben so tief denkend, als der scharfsinnigste Verstand. Ihr hat man jene glücklichen Ausdrücke zu danken, welche selbst aus der Finsterniß glänzende Lichtstrahlen hervorzuecken lassen. Der wirkige Kopf sieht die feinsten und verborgensten Aehnlichkeiten, und sein glückliches Genie findet Mittel, sie auszudrücken. Die Schriften der besten Alten und neueren Dichter und der philosophischen schönen Geister enthalten Schätze

dieser Art. Wer sich die Mühe geben und sie aus denselben hervorziehen wollte, würde der Philosophie einen sehr großen Dienst leisten. Ein solches Werk würde die nützlichsten Wahrheiten unter der einnehmendsten Gestalt in sich schließen. Die Erfindung eines Ausdrucks oder eines Bildes kann also oft eben so viel werth seyn als eine Entdeckung. Ein neuer Grund, die schönen Geister zu ermuntern! Der Philosoph sucht stets die Wahrheit, und verfehlt sie oft; der schöne Geist findet sie oft ohne sie zu suchen.“

(Schluß folgt.)

~~~~~  
 Nova acta physico-medica academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi XVII. Pars 2. Vratislav. et Bonn. MDCCCXXXV. 4.

(Vergl. gel. Anz. Band II. S. 615.)

(Fortsetzung).

I. Anatomisch-physiologische Abhandlungen.

3. Zur pathologischen Anatomie von Dr. P. Phöbus. Mit 3 Stein tafeln. (S. 659 — 674).

Zwei Abhandlungen. Die erstere, größere handelt von der ursprünglicher Knochenverschmelzung. Zuerst spricht der Verf. von der nothwendigen Trennung zwischen ursprünglicher Knochenverschmelzung und zwischen Ankylose. Die ursprüngliche Knochenverschmelzung findet sich am häufigsten in Gesellschaft anderer, größerer Mißbildungen, zumal Hemmungsbildungen. Es wird nun ein interessanter Fall von Verschmelzung zweier Handwurzelknochen an beiden Händen eines männlichen Skelets ausführlicher beschrieben, diese seltene Abweichung stellt der Verf. mit dem ähnlichen von Rud. Wagner beschriebenen Fall zusammen. Mondförmiges und dreieckiges Bein sind verschmolzen, ohne daß eine Spur von Naht vorhanden ist. An demselben Skelet sind gleichzeitig der zweite und dritte Halswirbel, beide im Vorn wohlgebildet, durch die ganze Ausdehnung ihrer Bogen verschmolzen, so daß nur an der rechten Seite, unweit des Dornfortsatzes, sich eine kleine durchgehende Spalte zwischen den Bogen zeigt.

Die zweite kleinere, ebenfalls von einer Abbildung begleitete Abhandlung, beruht auf sehr interessantes Dornwertikel, das sich durchaus als ein ähres charakterisirt, aber nach dem Verf. nicht als Rest des Nabelblasen-

gangs aus der Entwicklungs-Geschichte erklärt werden kann; es befindet sich 3 Fuß 4 Zoll von der Grimmdarmsklappe und mündet mit einer doppelten Mündung in den Darm; zwischen beiden Mündungen ist eine Art Brücke. Das Divertikel zeigt Drüsen und Zotten und eine Klappe. Ref. sieht nicht ein, warum dieses Divertikel nicht doch als Bildungshemmung zu betrachten und aus der Entwicklungs-Geschichte zu erklären sey? Die Stelle im Darm spricht dafür, wechselt übrigens etwas bey allen Divertikeln. Keine Bildungshemmungen giebt es überhaupt nicht; Hasenscharte, spina bifida, Divertikel u. s. w. sind alles fortgeschrittene Bildungen, nur ursprünglich ausgehend von einer Bildungshemmung.

4. De motu vibratorio animalium vertebratorum, observationes recentissimas explicant Joh. Ev. Purkinje et G. Valentin. Cum tabulis duabus (843 — 854).

Die in der Geschichte der Physiologie Epoche machende Entdeckung der Flimmerbewegung haben wir ihrem Werthe gemäß in einer besonderen Anzeige des größeren Werks der genannten Verfasser ausführlicher besprochen. Vgl. Gelehrte Anzeigen Bd. I. S. 202. Die neuen Beiträge bringen wieder reichhaltige Beobachtungen. Die Flimmerbewegung wurde nun auch bey Fischen aufgefunden. Die Schleimhaut der Nasenhöhle flimmert in ihrer ganzen Ausdehnung; die Wimpern sind aber sehr klein und schwach und die Bewegung hört bald auf, wenn der Fisch aus dem Wasser genommen ist. Deutlich flimmert auch die ganze innere Haut der Eyerstöcke, besonders im Ausführungs gange ist die Bewegung sehr lebhaft, am stärksten ist das Flimmern am Rande, der die Mündung umgibt; die Richtung ist hier, wie im Ovidukt der Vögel von innen nach außen und das Phänomen erhält sich noch 16 bis 20 Stunden nach dem Tod.

Genauer werden die anatomischen Elemente der Flimmermembranen untersucht. Die Schleimhäute zeigen histologische Verschiedenheiten. Ueber der gewöhnlichen Faserschicht liegt eine andere, deren Fasern senkrecht auf der ersteren stehen und auf dieser ein zartes durchsichtiges Epithelium, das die Wimpern trägt. Höchst merkwürdig ist — wenn es sich allgemein bestätigt — das Gesetz, daß die Wimpern in den einzelnen Thierklassen eine bestimmte Conformation zeigen. In allen Wirbelthieren finden sich nicht eigentlich drehrunde, haarähnliche Wimpern, sondern Blättchen, breite, zusammengehängte Fortsätze. Im Menschen und bey Säugethieren (Ochs, Schaf, Kaninchen) fanden die Verf. die Spitze der Blättchen immer wie abgeschnitten. In den Vögeln ist das Ende bald zugespitzt, bald abgerundet. Bey den Amphibien laufen sie spitz zu und ähneln in dieser

Hinsicht mehr den Eillen der Mollusken und Polypen; sehr spitz sind sie auch bey Fischen.

Noch theilen die Verf. manche schätzbare Bemerkungen mit, über die wir aber auf die Abhandlung selbst verweisen müssen. Manches ist uns hier, wie in der früheren Schrift nicht recht klar geworden, was in der schwierigen lateinischen Ausdrucksweise liegen mag. Recht interessant sind die beigegebenen Abbildungen, zum Theil mehr schematisch.

Ref. bemerkt hier, daß er sehr viele Beobachtungen der Verf. nachuntersucht und ganz übereinstimmend gefunden hat. Nur in Bezug auf Infusorien muß er wiederholt erklären (was namentlich von den Naderthieren gilt), daß hier viele Wimpern als willkürliche Bewegungswerkzeuge fungiren und nicht zu den Flimmerorganen gezählt werden können; dieß ist der Fall z. B. bey den Wimperkränzen der Vorticellen, in anderen Fällen z. B. bey den Paramäcien scheint der Wimperüberzug der äußeren Haut allerdings, ähnlich wie bey den Planarien, in die Kategorie der Flimmerorgane zu gehören. — Ref. hat auch kürzlich die Flimmerbewegung auf das Schönste bey Menschen gesehen; so aus der Nasenschleimhaut, die in der Folge einer Operation entblößt war, ferner an einem bereits vor einer Stunde erstirpirten, selbst nicht sorgfältig bewahrten Nasenpolypen. — Beym Menschen findet sich unter dem Flimmer Epithelium dieselbe perpendikuläre Faserschicht, auf welche erst wieder die Quersfasern der Schleimhaut folgen. — Eine besondere Beachtung verdienen gewiß jene, von den Verf. berührten, aber keineswegs noch hinlänglich genau verfolgten runden Bläschen oder Körperchen, welche nach dem Absterben der Flimmerbewegung, wie Perlenketten aus dem Epithelium hervortreten. — Da die Flimmerbewegungen nun auch im Gehirn, am Bauchfell mancher Amphibien, wenn Ref. nicht irrt, von ihm auch in den vasis deferentibus der Wassersalamander gesehen worden sind, so dürfte doch wohl die teleologische Beziehung zur Schleimbeförderung in den Lungen, zur Beförderung des Spermas bis zu den Eyerstöcken in den weiblichen Genitalien u. s. w., die man anfänglich festhielt, nicht mehr so gerechtfertigt erscheinen, als dieß der Fall war, so lange man das Phänomen auf Athemwerkzeuge und weibliche Genitalien beschränkt glaubte. Daß aber überall, wo das Flimmerphänomen austritt, dasselbe durch vibrirende Wimpern bedingt ist, erleidet wohl keinen Zweifel, und die von Maner in Bonn aufgestellten Annahmen einer Flimmersubstanz, eigentümlicher Biosphären u. dgl. werden von Niemanden getheilt werden, der die Sache nur mit einiger Aufmerksamkeit selbst untersucht.

N. W.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. July.

Nro. 139.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 1) Die Weisheit der Brahmanen, ein Lebrgedicht in Bruchstücken von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig 1836. 256 S.
- 2) Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. Von Fr. Rückert. Berlin 1837. 12. 160. S.

(Schluß).

Wem die Wahrheit dieser Bemerkungen des alten Sulzer einleuchtet, der findet hier einen schönen Geist, an dem der vorgeschlagene Versuch sich reichlich belohnt, bey dem nebenbey auch gegen die Hohlheit und Widrigkeit der wüsten Geister, die hie und da in unserer Litteratur umgehen, das beste und kräftigste Gegengift bereitet ist und die besten und kräftigsten Heilmittel für die meisten Schäden, die eben jetzt Köpfe und Herzen quälen, sich finden. Gerade in dem Hinblick auf unsere Zeit und den trüben wirren Geist, der in ihr spuckt, möchte die Weisheit des Brahmanen, die sogleich allgemeine Anerkennung gefunden hat, ganz insbesondere werth- und bedeutungsvoll sich zeigen, wie kein anderes weder poetisches noch prosaisches Product. Sie hält durchweg ein, in einem lebendigen Charakter veranschaulichet, den Rath, der S. 98 Nr. 11. steht:

„Laß nur den tollen Spuk der Zeit vorüberfließen!  
Ergötzen kann er dich, er kann dich nicht verwirren.“

„Doch wenn dem Schwindel trogt dein Geist mit  
fester Stirne;  
Bedenke daß es gibt auch schwächere Gehirne.“

„Den Wirbel mehre nicht, worin sie trunken  
drehn;  
Zeig ihnen eh' den Punct, worauf man fest  
kann stehn.“

Diesen Punct nun spürt der aufmerksame sinnige Brahmane überall scharfsichtig auf, und stellt ihn klar, eindringlich und befehlend dar; eindringlich und belebend darum, weil sein Busen ruhig, sein Auge hell ist, und durchhin Muth mit Anmuth im Bunde entgegen leuchtet; weil sein Charakter durch Wahrhaftigkeit, Besonnenheit, Herzlichkeit, Festigkeit und Würde anmuthet und einnimmt und so zart als fest stimmt. Es erhellt auf jedem Blatte vom Anfang bis zum Ende, daß der Werth des Lebens, sein Gewinn und seine Schönheit auf äußeren Bedingungen nicht beruhe, daß es sich von innen heraus frey aus sich entfalten, zur Wohlgestalt erheben und in Schönheit, Wahrheit und Heiligkeit verklären soll; daß es seine Vollendung, Verklärung und Heiligung erziele nur durch Heilung der angeborenen Gebrechen und der angearteten Verkehrtheiten, durch Erhebung über die Welt und die Natur, ohne jedoch die unbedingten Schranken, die sie uns setzet, zu verkennen oder gegen sie anzustürmen; vielmehr sie ehrend und sich gefallen lassend, mag der Mensch im Bereich auch des irdischen Lebens schon als ein Bürger des besseren Geistesreiches durchhin wandeln, und Ewigkeit und Seligkeit genießen. Hierzu aber wird erfordert eine reine Seelenstimmung und Erhebung des Gemüthes durch Erkenntniß, Kunst und andere Stufen hinauf bis zur Andacht. Sie ist der lebendige Punct, von dem alle Schnell-

krast des Geistes und des Lebens ausgeht, sie zugleich auch das Ziel, wohin alle Tendenzen derselben sich richten. Es gibt aber keine reine religiöse Stimmung, ohne daß sie von Achtung der Menschheit im Ganzen wie in jedem Einzelnen begleitet ist; ohne daß sie das Kennzeichen der Menschheit, die Vernunft, ehrt, und die Rechte und Bestrebungen derselben anerkennt, die alle, wenn schon nach der verschiedenen Eigenthümlichkeit der individuellen Charaktere scheinbar aneinander oder gar zuwider laufend, doch das gleiche und eine Ziel haben, die edlere Menschheit hervorzurufen, zu befestigen und zu verbreiten. Keine Religion demnach ohne Gewissenhaftigkeit und keine Gewissenhaftigkeit ohne sittliches Handeln; — eben wie auch Erkenntniß und Wissenschaft kein untrüglicheres Merkmal bey sich führen, als die Kunst, das Vollbringen, z. B. die Medicin, Astronomie und überhaupt die angewandte Mathematik. Alle Richtungen und Triebfedern des Inneren veröffentlichen sich in der Art und Weise, wie jeder handelt; und die sittliche Handlungsweise bietet den einzigen sichern Maßstab für Religiosität und Gewissenhaftigkeit, überhaupt für den Charakter. Könnte hier irgendwo herbe Strenge vorkommen, so wird sie sich unheimlich machen und mäßigen durch den angebotenen Grundtrieb der Sympathie und des Wohlwollens gegen seines gleichen, auch da wo nicht volle Achtung gezollt werden kann; sie wirken nicht allein im sittlichen, sondern selbst im rechtlichen Verkehr und stimmen zu Billigkeit, Nachsicht, Milde und Gnade. In diesem Sinn und Geist spricht der Brahman so herzbezügellend als geisterhellend; und unter seinen Sprüchen sind nur wenige nachzuweisen, welche nicht von unmittelbarer Erhebung und Andacht eingegeben und durchglüht sind; denn es gilt von ihm, was er Seite 45 sagt:

„Denn Alles wird dem Geist ein würd'ges Element,  
Was schürt die Andachtsglut, in der die Schöpfung brennt.“

Aber auch die anderen Maximen, Reflexionen, Lebens- und Klugheitsregeln haben wenigstens diese andächtige Gewissenhaftigkeit zu ihrem durchscheinenden Grund; und diese ist desto mehr von Liebe und Milde begleitet, je wahrhaftiger und erhabener sie ist, wie die Geschichte im Leben der Völker und der einzelnen Menschen bezeugt. Denn überall findet diese Seelenstimmung die Anlage wenigstens und Möglichkeit zum endlichen Sieg, wie es Seite 12 heißt:

„Aus Finsterniß zum Licht steigt eine Stufenleiter,  
Die dunkel ist am Fuß und an der Spitze heiter.“

„Im Schatten siehst du nicht, wie hoch die Leiter du  
Aufklimmest, doch du klimmst zum Licht auf, klimm  
nur zu!“

„Wenn du im Licht erkennst, wie aus dem Licht  
erstanden  
Nothwend'ge Finsterniß, dann ist die Welt verstanden.“

„Was Finsterniß einst Licht, so wird sie Licht einst  
sehn,  
Wann das Entsprungne geht in seinen Ursprung  
ein.“

„Jedweder Sieg des Lichts im schwachen Geiste  
vollbracht,  
Weißt, sagt den ew'gen Sieg der lichten Geistes-  
macht.“

„Ihn prophezeit die Sonn' an jedem Tage tagend,  
Mit einem Strahl von Licht ein Heer von Schat-  
ten schlagend.“

„Am Abend wird sie roth vor Scham, daß sie  
erlag,  
Und träumt die Nacht hindurch vom großen ew'gen  
Tag.“

Der endliche Sieg des Guten und des Lichtes ist aber eben nur das Werk Gottes und der Andacht selber, wie S. 42 sagt:

„Wer den kennt, der allein gewirkt hat und ge-  
dacht,  
Wird sich nicht rühmen, daß er selbst ein Werk  
vollbracht.“

„Das Gute, das du thust, das thut in Dir der  
Gute,  
Und nur das Böse kannst du thun aus eignen  
Muth.“

„Das Böß' ist, daß du nicht gedenk des Guten  
bist;  
Was sein gedenk du thust, muß gut seyn wie  
Er ist.“

Wer mit diesen und ähnlichen Herzens-Ergießungen und Sprüchen die Lehren S. 56 — 58 und S. 216 flg. verbindet, der wird darin die Lösung vieler Streitigkeiten finden, die eben jetzt unter uns die Gemüther entzweyen. Je größer der Zwiespalt des Denkens und Handelns, der Widerstreit der Meynungen und Strebungen, die Zerrissenheit des Gemüthes in unserer Zeit wie auf dem philosophischen und religiösen, so auf den politischen und ästhetischen und anderen Gebieten ist, desto zeitgemäßer erscheint dieses Lehrgedicht, das man auch einen Versuch nennen kann, die Extreme zu vermitteln, die Zerwürfnisse jeder Art auszugleichen und zu versöhnen, durch eben so viel Kraft als Milde. Mag immerhin der Ungestüm aufgeregter Leidenschaften und die Siegesbegier zum Anfang solche Versuche zurückstoßen; da glücklicherweise in der Regel keine der entgegengesetzten Partheyen einen unbestrittenen vollständigen Sieg davon trägt, so müssen sie zuletzt doch immer lernen, sich zu vertragen und zum mindesten in äußerer Eintracht und Schonung neben einander zu bestehen; bis sie durch die Zeit zu gegenseitiger Anerkennung und Selbsterkenntniß gebracht worden, und überall einen gebrochenen und getrübbten Wahrheitsstrahl auffinden. Das Beste ist, wenn diese Verträglichkeit und Anerkennung von innen heraus kommt, wenn sie nicht das Werk der Noth, sondern klarer Erkenntniß ist. Darum wird diese im Lehrgedicht billig überall gepriesen und angeregt, überall zum Denken und Forschen eingeladen und fortgezogen; S. 10:

„Der Niedrigste wird auch nach etwas Höchstem  
geizen,  
Das höchste Höchste kann den höchsten Sinn nur  
reizen.“

„Ein Höchstes ist Genuß, ein Hö'eres sel'ge Ruh;  
Was dir das Höchste gilt, Erkenntniß suche du.“

„In der Erkenntniß ist Genuß das Suchen schon,  
Und einst wird sel'ge Ruh seyn der gesunde  
Lohn;“

„Wenn alles du als gut im höchsten Gut er-  
kennst,  
Und einen bösen Schein allein das Böse nennst.“

„Inzwischen mußt du Gut und Böses unterscheiden,  
Und für das Gute selbst den Schein des Bösen  
meiden.“

„Erkenntniß, Ruh, Genuß ist nie bey bösem  
Muth;  
Nur auf des Guten Pfad kommst du zum höch-  
sten Gut.“

Wie sehr aber auch empfohlen wird, bedächtig zu forschen, wie sehr geschätzt wird die eindringende Erkenntniß, jenem Triebe wie der Gütigkeit von dieser wird ihre Gränze gezogen; die Ueberschreitungen werden bald milde gerügt, bald zürnend, strenge und beißend gestraft; es wird vor ihnen gewarnt, und auf ein Höheres und Höchstes immer hingewiesen: vollkommen zu seyn, nach Vollkommenheit des Sehns in Gesinnung und Charakter wenigstens immer zu streben. J. V. S. 172 flg.

„Wo jeder mißversteht den andern unwillkühelich,  
Und mißverstanden selbst zu seyn klagt ungebühr-  
lich;  
Was bleibt da Lernenden zu lernen? Mißver-  
stand;  
Da lerne lieber nichts! Das ist gewiß Ver-  
stand!“

„Viel besser, daß ein Volk nur einen Irrthum  
habe,  
Als eine Wahrheit für sich selber jeder Knabe.  
Viel besser, daß den Dienst ein großer Obß be-  
sitz,  
Als jeder für sein Hans sich einen kleinen schneize.  
Der Unsinn machte mir nicht die Erbitterung,  
Als der Gesinnungszwiß, die Sinnesersplitterung.“

Diese letzteren Uebel, in Indien nicht minder als bey uns und andern Orten daheim, werden bald linder, bald scharfer behandelt, und weil sie das meiste Unheil stiften, nach allen Seiten hin verfolgt, bald bitter und herb, bald strafend und schneidend, bald ernst und mild, immer aber für das

Höchste und Beste begeistert, zurechtgewiesen. Auch  
hiefür seyen nur wenige Zeilen als Belege gegeben.  
Seite 51:

„Vergeistigen die Welt ist geistiges Ergehen,  
Doch ein Entseßliches, sie nur durch Geist zer-  
setzen.  
Schad' um die schöne Welt, wenn sie hinweg nur  
thau't  
Der Geist, und nicht daraus mir eine schön're  
haut;  
Wie Winter Sonnenstrahl Frostblumen nur zer-  
thauen,  
Doch Frühlingsblumen nicht kann wecken auf den  
Auen.“

Und Seite 122:

„Das Raupenvolk der Zeit ist zur Verwandlung  
reif,  
Es trägt sein Todtenkreuz im salben Rückenstreif.  
Sie freut der Blätterfraß nicht mehr, des sie sich  
frenten,  
Es treibt sie innre Qual noch einmal sich zu  
häuten.  
Sie wechseln eine Haut, und bleiben Raupen  
noch,  
Und wechselten sie zehn, sie blieben Raupen doch.  
Von giftigen Wespen sind die meisten angestochen,  
Lebendig innen aufgezehrt an Mark und Knochen.  
Und wann an ihnen schon frey werden soll der  
Sohn  
Des Himmels, fliegt mit Hohn ein Schwarm Ge-  
schmeiß davon.“

In ähnlichem Sinne heißt es S. 120:

„Ein unzufriedenes Geschlecht mit Zorngebärden  
Will ändern seine Welt, und selbst nicht anders  
werden.  
Wo, nicht ein äuftrer, tobt ein innerlicher Kampf,  
Wird selbst des Lebens Luftgebäud' ein Todes-  
krampf.  
Den Wehen des Geschicks ist Fehlgeburt entrun-  
gen,  
Vom Drang des Augenblicks Ruh und Genuß ver-  
schlungen.  
Ich weiß nicht wo sich wird die Wissenschaft ver-  
friecken,  
Die Poesie doch wied unzweifelhaft versiechen.  
Wo sich gegenüberstehn: Unglaub' und Ueberglauben,  
Will dir die Seele der, und der die Sinne rau-  
ben.  
Die Sinne raubt er nicht, doch hat er sie ver-  
dampft;

Die Seele raubt er nicht, doch hat er sie ver-  
dampft.

In diesem Sündenpfehl, in diesen Jammerfrösten  
Kann für die Welt auch nur ein neuer Glaube  
trösten.“

Mehr ins Einzelne einzugehen, würde zu viel  
Raum einnehmen; die wenigen Proben werden ge-  
nügen, sinnige Leser auf den reichen Gehalt jeder  
Art aufmerksam und begierig zu machen. Je ge-  
sammler, bedächtiger und stiller Jemand das Büch-  
lein liest, desto mehr Erhellung, Beruhigung und  
Erbauung wird er daraus in sich überleiten, und  
dadurch reingestimmt, so ernst als mild Zeit und  
Welt betrachten, und das bessere verborgene Leben  
in sich und in der Ideenwelt leben.

Erbauliches und Beschauliches aus dem  
Morgenland hat einen ähnlichen Inhalt, wie das  
Vorige; es enthält kleine bedentsame Erzählungen,  
Geschichtchen und Märchen untermischt mit Sinn-  
sprüchen, Reflexionen und Lehren, z. B. S. 75:

„Wer ist der wahre König? Gott allein.  
Wo Könige ein Land einnahmen,  
Verwüsten sie's, so weit sie kamen;  
Gott heilt ein Herz, so weit er es nimmt ein.“

Die Form, wie man sieht, ist hier eine an-  
dere und mannichfaltige nach Maßgabe der Ori-  
ginale, denen sie nachgebildet sind. Die Originale  
sind aber hier arabische und persische Werke, aus  
denen diese Goldkörner ausgelesen und in poetische  
Form gefaßt sind. Sie können auch dazu dienen,  
den Unterschied zwischen dem mohammedanischen und  
brahmanischen Geist zu zeigen.

J. R.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. July.

Nro. 140.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Glagolita Clozianus, id est Codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat, Veglae in thesauro Frangepaniano, habiti pro S. Hieronymi Bibliis croaticis, supparisque ad minimum exarato anno MLVII. Cyrilliano Ostromiri Novogradensis, *Αείψαρον* foliorum XII. membranearum servatum in bibliotheca illius Comitis Paridis Cloz Tridentini.

Litteris totidem Cyrillicis transscriptum, amplissimis de alphabeti glagolitici remotiori antiquitate et liturgia slavica a. D. DCCCLXX primum coepta in Pannonia prolegomenis historicis et philologicis, monumentis item tribus dialecti Carantanicae seculi X. Monachii repertis itemque speciminibus slavicarum cis Danubium dialectorum ab anno MLVII ad MDCCCXXV, Calendario slavico a. MLVII aliisque ineditis; addito graeco glagolitae interpretis *πρωκειμένω*, latinaque slavica omnium interpretatione, linguae demum Slavorum utriusque ritus ecclesiasticae brevi grammatica et lexico illustratum edidit et qualemcumque hanc editionem suo studio et peculio procuratam honoris et grati animi causa, quod in quinquennium tractandum edendumque sibi codicem concredidit

Illmo Comiti Paridi Cloz Tridentino

felici Codicis domino

dedicavit Bartholomaeus Kopitar  
Augustissimo Austriae Imperatori a Biblio-

thecae Palatinae Custodia. Cum tabulis aeneis duabus. Vindobonae, prostat apud Carolum Gerold bibliopolam MDCCCXXXVI. LXXX und 86 S. in folio.

Die griechische Sprache, obschon erste und nächste Pfliegerin und Verbreiterin des Christenthums, ist, vielleicht, in so ferne sie mehr selbstständigen und ausgebildeten Zungen, namentlich der lateinischen, gegenüber stand, von jeher minder ausschliesslich aufgetreten, als diese ihre, besonders auch in Bezug auf das Christenthum, jüngere Schwester. Jene ließ auch ein syrisch =, armenisch =, koptisch = und wahrscheinlich auch ein gothisch =, wie später ein slavisch = liturgierendes Christenthum aufkommen. Rom hingegen, im neuen Glauben seine altgewohnte Herrschaft fortsührend, hielt bey allen weitern Eroberungen, die es für diesen Glauben machte, auf dem Grundsatz fest, daß, was Liturgie betrifft, überall keine andere als seine eigene Sprache gestattet werden dürfe. Wie aber keine ob auch noch so streng und sicher durchgeführte Regel ganz ohne Ausnahme bleibt, so ist dieß auch hierin der Fall geworden.

Die Bekehrung der slavischen Nachbarn im Norden und Osten hatten sich wahrscheinlich gleichfrühe sowohl Griechisch = als Lateinisch = liturgierende angelegen seyn lassen. In den Slavenländern an Elbe und Weichsel drang der lateinische Ritus durch. Dasselbe hatte wahrscheinlich auch bey den Slaven im Süden der Donau, wenigstens bey den anstößenden Carantanen der Eifer des bischöflichen Stuhles zu Salzburg bereits längst erreicht, als ge-

gen Ende des IX. Jahrhunderts von Osten her eine Gegenwirkung eintrat.

Der Grieche Methodius aus Thessalonica, ein Bruder Cyrills des Mähren-Apostels, ob schon vom Papste selbst zum Oberhirten dieser Diöcese aufgestellt, gab zu großem Aergerniß der salzburgischen Priester, aber zu großer Freude der Bevölkerung, Erlaubniß, die Messe in slavischer Sprache zu singen und den Gottesdienst überhaupt in diesem Idiom zu halten.

That er's aus freyer Wahl, da er doch wußte, wie sehr er dadurch gegen die Vorschriften Roms anstieß? Kaum. Wahrscheinlich war schon vorher bey den benachbarten östlichen Slaven diese Art des Gottesdienstes durch die Griechen in Übung gekommen. Das Beispiel zog; und Methodius brachte nur um ein Mehreres zu retten ein Opfer, von dessen Unumgänglichkeit er den Papst Johann VIII. selbst, der ihn darüber nach Rom gerufen, so genügend zu überzeugen vermochte, daß dieser im J. 880 auch seinerseits diese Anomalie einer nicht lateinischen römischen Liturgie genehmigte, wie sie denn auch noch im Jahre 1248 vom Papste Innocenzius IV. bestätigt wurde und in vielen Kirchen, besonders Istriens und Dalmatiens, bis heute fortbesteht.

Ohne Anfechtung mag sie jedoch zu keiner Zeit geblieben seyn. Der römischen Kirche war durch die fremde Zunge jedenfalls die Oberaufsicht erschwert, wenn sie sich dabey auch nicht in der ihr wesentlichen Einheit gefährdet glauben mochte. Darum mußte wohl jedes auch geringfügigere Merkmal, das da dienen konnte, diese kleinere Zahl römisch-slavischer Schäflein von den allmählig auf vierzig Millionen angewachsenen, dem griechischen Ritus zugehörigen Slaven in ihrem Kirchenthum äußerlich leichter zu unterscheiden, eine gewisse Wichtigkeit erlangen.

Und so findet sich denn, wie immer es auch gekommen seyn mag, seit undenklichen Zeiten für

die Kirchenbücher der Slaven des lateinischen Ritus eine ganz andere Schrift, ein ganz anderes Alphabet angewendet, als für die der Slaven des griechischen.

Während nemlich die lateinisch-befehrten und liturgierenden Slaven (Wenden, Böhmen, Polen) die lateinische Schrift sogar für ihre Sprache überhaupt angenommen, überkamen die auf griechische Weise liturgierenden von ihren Lehrern die griechische; denn nichts anders ist die, sey es mit Recht oder Unrecht nach Cyrillus sogenannte cyrillische, aus welcher unter Peter dem Großen sich auch die gemein-russische gestaltet hat. Die slavisch-liturgierenden römischen Katholiken aber bedienen sich, wie gesagt, seit Jahrhunderten einer Schrift, die eben so sehr von dieser cyrillischen, als von der lateinischen verschieden ist.

Man nennt sie die glagolitische, oder die Glagoliga. \*)

Das Vorkommen zweyer so verschiedenen Schriftarten für eine Sprache war allerdings ein Punkt, auf welchen die Forscher im Fache slavischer Alterthümer, neuerlich ohnehin ein wenig in ABE-Kriege verwickelt, ihre Untersuchungen lenken durften.

Die herkömmliche Ansicht, daß sich die Glagoliga erst nach der Hand aus der Cyrilliga gebildet habe, wurde durch den nun seligen Dobrowsky, dessen Wort sich durch alle slavischen und deutschen Gaue eines verdienten Ansehens erfreute, dadurch auf die Spitze getrieben, daß er behauptete, die Glagoliga sey, um zur Beruhigung der Neugläubigen die Verschiedenheit des römischen Ritus vom

\*) Einer achtbaren Autorität zufolge ist diese Benennung erst in jüngerer Zeit und zwar zunächst unter lateinisch liturgierenden als eine Art Sobriquet für ihre slavisch liturgierenden Brüder entstanden, bey deren gottesdienstlichen Evangelien das so oft wiederkehrende glagola (dixit d. h. in illo tempore dixit I.) auffallen mochte. Glagol (verbum, sermo) ist sonst auch der Name des vierten Buchstaben des slavischen Alphabets.

griechischen recht evident zu halten, zwischen den Jahren 1060 und 1222 mit ihren, in nichts an griechische erinnernden Formen absichtlich erst erfundenen, dabey aber als schon vom Kirchenvater St. Hieronymus, bekanntlich einem Dalmaten, selbst herrührend ausgegeben worden.

Gegen diese Ansicht zuvörderst, wobey es sich in Wahrheit nur mehr als bloß die Buchstaben handelt, tritt nun als eine durch sich selbst siegreiche Thatsache gegenwärtiger Glagolita Clozianus und mit nicht minder guten sonstigen Gründen in den Prolegomenen der Herausgeber auf.

Da man dem Leser dieser Blätter nicht zugleich auch die beyden Kupfertafeln befügen kann, die, dem Werke Kopitar's angehängt, das Verhältniß der beyden Alphabete zu einander klar vor Augen stellen, so kann von einer nutzlosen Beschreibung derselben durch Worte, billig Umgang genommen werden. Kurz der Unterschied ist so bedeutend, daß wer die Buchstaben des currenten cyrillischen kennt, sich in den seltsamen krausen Gestalten der Glagoliza durchaus nicht zurechte findet.

Das cyrillische Alphabet macht gleich bey dem ersten Anblick den Eindruck eines bekannten, denn es ist kein anderes als das griechische, nur mit einigen neuen Zeichen vermehrt. Wogegen das glagolitische unwillkürlich an die alte Runenschrift der germanischen Völker erinnert, nur daß die germanischen Runen mehr wie dürre Stengel, jene slavischen mehr wie strotzende Blumen ansehn, jene mehr unter der Hand des Steinhauers oder Holzschneiders, diese unter der des Malers entstanden scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Novae acta physico-medica academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi XVII. Pars 2. Vratislav. et Bonn. MDCCCXXXV. 4.

(Vergl. gel. Anz. Band II. S. 615.)

(Fortsetzung.)

## II. Zoologische Abhandlungen.

1. De Pecorum et Pachydermorum reliquiis fossilibus, in Lithuania, Volhynia et Podolia repertis, commentatio. Scripsit Ed. Eichwald (S. 675 — 760, mit 14 Steintafeln).

Es werden in dieser Abhandlung alle fossilen Säugethierüberreste, zumal die von den Blederkauern und Diebhäutern, welche in Lithauen, Volhynien und Podolien gefunden wurden und die zum größten Theile in der Sammlung zu Wilna aufbewahrt sind, mit großer Ausführlichkeit beschrieben. Da die meisten der hier beschriebenen Fragmente bekannten Arten angehören, so wäre es für den mit dem Gegenstande vertrauten Leser bequemer und zeitsparender gewesen, wenn nur die für neu oder zweifelhaft angesehenen Stücke in einer weltläufigeren Schilderung vorgelegt, die andern sicher gekannten aber bloß der systematischen Reihe nach aufgezählt worden wären.

Gefunden wurden die fossilen Ueberreste vom Pferde, Edelhirsch, Renntier, Bos primigenius, von Bos priscus wird nur im Nachtrage ein Fragment erwähnt, ferner von Elephanten, unter welchen der Verf. außer Elephas mammoreus die Arten Fischer's, E. probolites und pygmaeus aufführt, und ihnen eine neue, nach einem obern Backenzahn errichtete Spezies, E. odontotyrannus, befügt, welche zur Zeit noch sehr problematisch erscheint. Die übrigen Ueberreste gehören zu Mastodon, Dinotherium und Rhinoceros. In einem kurzen Anhang werden noch Fragmente von Felis catus, Nagern, Gehörknöchelchen von Fischen und Hai-fischzähne erwähnt.

Die beigegebenen 14, auf Stein gezeichneten Tafeln gehören zu den schönsten Arbeiten dieser Art, die wir jemals gesehen haben, und es ist nur zu bedauern, daß nicht alle der abgebildeten Gegenstände neu sind.

2. Ueber die Viverra hermaphrodita Pall., oder die Playschista Pallasii mihi, von Dr. H. W. Otto (S. 1088 — 1102 mit 2 Steintafeln).

Der Verf. erhielt aus der Ufen'schen Menagerie, ein Thier, welches er für identisch mit Viverra hermaphro-

ditä Pall. ansieht; einer Art, die seit Pallas nicht weiter beschrieben worden ist. Wir glauben, daß der Verf. in dieser Zusammenstellung nicht geirrt hat, können jedoch die Anstellung derselben als einer besondern Gattung (*Platyschista*) nicht billigen, da das Thier seinen Merkmalen nach zu *Paradoxurus* gehört, wozin es auch Gray (*Proceedings of the zoolog. soc. of London*. II. p. 67) bereits früher gestellt hat. Beygegeben ist eine kolorirte Abbildung des ganzen Thieres, so wie eine besondere Darstellung der Unterbauchgegend.

### III. Botanische Abhandlungen.

1. Eine von Dr. Gussone auf europäischem Boden entdeckte *Stapelia*, als neue Gattung aufgestellt und beschrieben von Dr. Joh. Ch. Miksan. Mit einer Kupfertafel. S. 569 — 598.

Bekanntlich wurde die einzige bisher in Europa entdeckte *Stapelia* von Gussone auf der Insel Lampusa gefunden. Herr Miksan erhielt dieselbe auf seiner Reise in Italien im Jahre 1829 lebend von Gasparini in Palermo und brachte sie nach Wien, wo sie seitdem häufig geküht hat. Er beschreibt die Pflanze nun in der vorliegenden Abhandlung als eigene Gattung, *Apteranthes* (weil die sogenannte *alae* an der *corona gymostegii* fehlen) und gibt zugleich eine Zusammenstellung der bisher über Blütenbau und Befruchtung der *Asclepiadeen* bekannten Beobachtungen.

2. Beiträge zur Lehre von der Befruchtung der Pflanzen von H. J. C. Corda. Mit 3 lith. Tafeln. S. 599 — 614.

Ueber diese Arbeit hat bereits Hr. v. Martins in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse der K. Akademie der Wissenschaften am 19. Dec. 1835 (Vergl. Gel. Anzeigen Intelligenzblatt vom 27. Febr. 1836) Bericht erstattet. Der Herr Verfasser zieht aus seinen durch Abbildungen erläuterten Beobachtungen das Resultat, daß wenigstens bey den Nadelhölzern die Befruchtungsschläuche der Pollenkörner durch alle Eihäute bis zur *Nucula*, und durch das Embryostom selbst in deren Höhlung fortsetzen, hier die Pollenschirgkeit ausleeren und durch dieselbe den ersten Keim zur Bildung des Embryo geben. Er spricht zwar nicht entschieden aus, daß demnach der Embryo im strengsten Sinne aus der gerinnenden *Tovilla* gebildet werde, indessen scheint der Zusatz, daß mit der Bildung und Entwicklung des Embryo's der Inhalt der Parenchymzellen der *Nucula* sich verändere, flüssig werde und Bildungs- (oder vielmehr Ernährungs-) Stoffe für den Embryo abgebe, auf diese Ansicht hinzuweisen. Sorgfältige und vielfache

Wiederholung der zu Grunde gelegten Beobachtung muß entscheiden, ob in der Auffassung und Deutung der Thatsachen keine Täuschung mit untergelaufen sey, um so mehr, da sich in neuester Zeit gewichtige Stimmen gegen die Genauigkeit von H. Corda's Arbeiten (vgl. u. a. Bischoff in der nachstehenden Abhandlung über *Lebermoose*) erhoben haben.

3. W. Batka, Lauri Malahathri Lamarckii *adumbratio*. Cum Tabula lith. Seite 615 — 622.

Ausführliche Beschreibung von *cinnamomum iners* Reinw. oder *Malabathrum*, wie der Verfasser den Baum nennt, indem er zugleich die Ansicht geltend zu machen sucht, daß dieselbe der *Laurus Malabathrica* Lamarck, und die Mutterpflanze der früher officinellen *folia Indi* sey.

4. *Commentarius in Remberti Dodonaei Pemptades auctore Richardo Courtois, M. Dr. Horti Botan. Leodiensis directioni adjuncto etc.* S. 761 — 840.

Der Verfasser gibt zuerst einige Details über die näheren Lebens-Verhältnisse des *Dodonaeus* oder *Dodoens*, der am 29. Juny des Jahres 1518 zu Mecheln geboren wurde und im Jahre 1585 als Professor zu Leiden starb, zählt dann seine Schriften und die von ihm zuerst beschriebenen Pflanzen (102 an der Zahl) auf und schließt daean seinen Kommentar zu den *Pemptaden*, welcher die *Dodoensischen* Pflanzennamen auf *Linneische Species* zurückführt. Wenn nun auch Einiges in dieser Konkordanz hier und da etwas gezwungen erscheint, so müssen wir im Ganzen doch dem Verfasser Dank wissen für die Arbeit, vorzüglich in so fern uns dieselbe interessante Aufschlüsse gibt, welche Pflanzen in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bereits in den niederländischen Gärten gezogen worden sind. In dieser Beziehung ist auch ein zweyter *Commentar* interessant, welchen Hr. Courtois gleichfalls als Fortsetzung der *Dodoensischen Pemptaden* beyfügt. Er enthält den Katalog eines ungefähr 700 *Species* starken im Jahre 1633 von Bernhard Wijnhouts in niederländischen Gärten gesammelten Herbariums und liefert nicht unwillkürliche Beiträge zur Geschichte mancher Pflanzenarten.

(Schluß folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. July.

Nro. 141.

der k. bayr. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Glagolita Clozianus, id est Codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat, Veglac in thesauro Frangepaniano, habiti pro S. Hieronymi Bibliis croaticis, *Αειψανov* etc.

(Fortsetzung.)

Daß es überhaupt nur möglich gewesen seyn sollte, zu einer Zeit, wo die klarere cyrillische Schrift bereits gemeinlich war, eine so sehr abweichende, jedenfalls un bequemere neu einzuführen, ist ganz ungläublich. Und wenn denn doch, wie es wenigstens theilweise der Fall scheint, die eine aus der andern hervorgegangen wäre, so möchte man die Wahrscheinlichkeit höhern Alterthums auf Seite der glagolitischen zu finden geneigt seyn.

Allein an schriftlichen Denkmälern, die dieses höhere Alter der Glagoliza entscheidend zu beweisen im Stande waren, hatte es bisher freylich theils überhaupt gemangelt, theils waren die vorhandenen zu wenig beachtet worden, und was man als das älteste Monument slavischer Kirchensprache ansehen zu müssen geglaubt, das im Jahre 1056 für Ostromir, den Statthalter zu Nowgorod, geschriebene Evangelarium zeigt die cyrillische Schrift.

Man kann sich daher denken, welche Freude ein so eifriger Slavist wie der Herausgeber empfinden mußte, da Präsident Di Pauli v. Treuheim zu Innsbruck ihm Kunde von einem slavischen Codex des höchsten Alters verschaffte, da durch Vermittlung dieses Förderers aller literarischen Bestrebun-

gen, dessen Güte mit vielen Andern, auch Ref. zu rühmen hat, der Besitzer des Schazes, Graf Cloz zu Trient, ihm denselben nach Wien sandte, und k. daran einen Glagoliten erkannte, der dem ostromirischen Cyrilliten in Alterthümlichkeit, wenn nicht vor, doch wenigstens gleich zu sehn war.

Dieser vom Herausg. nach seinem dormaligen Besitzer benannte, bis 1482 einem De' Frangipani, Herrn der Insel Veglia an der croatischen Küste, gehörige Glagolite ist leider in seinen 12 Pergamentblättern nur noch ein kleines Bruchstück, vielleicht nur der 40ste Theil von dem, was er nach einigen Andeutungen weiland, da er noch als eine heilige, v. St. Hieronymus eigener Hand herrührende Reliquie in Gold und Silber gefaßt war, gewesen seyn muß.

Daß er bey solchem Umfange entweder die ganze Bibel oder doch beträchtliche Theile derselben, wie die Evangelien, den Psalter, enthalten haben konnte, ist klar.

Die geretteten Blätter enthalten in slavischer Uebersetzung eine unter den Werken des Athanasius (II. 449) vorkommende Charfreitagssrede vollständig; unvollständig aber die Rede des Chrysostomus auf die Verrätherey des Judas (Ed. Savilii LXXIX), die demselben zugeschriebene Predigt am Palmfeste (Ed. Savilii CXL.) und eine des Epiphanius auf die Grablegung Christi. —

Könnte aus diesen Blättern an Sachgehalt allerdings eine größere Ausbeute gehofft werden, so lohnt doch wohl schon das, was sie für die Kenntniß der alten slavischen Sprache und als Beweis für den frühen Gebrauch der Glagoliza leisten, reich-

lich die Mühe, die der Herausgeber ihnen zuwendet.

Er giebt, da es zu viel gekostet hätte, Matrizen für die alten acht glagolitischen Buchstaben schneiden zu lassen, die doch später, weil die jetzt gewöhnlichen der Propaganda bedeutend von denselben abweichen, nicht weiter zu gebrauchen gewesen wären, die slawische Uebersetzung in gewöhnlicher, nach der des ostromirischen Codex berichtigten cyrillischen Schrift, je in der einen Spalte mit der Wort-Abtheilung und Interpunction des Originals, in der andern aber verbessert. Sodann fügt er sowohl den griechischen Urtext, als eine lat. Uebersetzung der sehr streng gehaltenen und mit eigenen Zuthaten unterwobenen Version des Slawen hinzu.

An diesen Text des Clozianischen Glagoliten schließt sich nicht unpaßend ein Stück eines mit einigen glagolitischen Initialen cyrillisch geschriebenen in Rußland befindlichen slawischen Psalteriums des XI. Jhrh. nämlich Psalm. CIII. 1 — 11 mit noch ungedruckter, von Einigen dem Athanasius, von andern dem Origenes zugeschriebener Exegese. Es ist ein wahres Glück, wenn altslawische Denkmäler, wie sich deren noch mehrere in Rußland, manche in Rom und wohl auch anderwärts gefunden haben und finden, gleich von Hause aus in die Hände von Hanka's, Kopitar's, Köppen's, Wostokow's und ähnlicher Herausgeber fallen.

Merkwürdiger Weise war das im Dom zu Rheims als ehrwürdige Reliquie bewahrte, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Evangelienbuch, auf welches die französischen Könige den Krönungsseid abzuliegen pflegten, nicht etwa in griechischer, oder lateinischer, sondern in slawischer Sprache und zwar auf zwey Spalten einander gegenüber in beyden slawischen Kirchen-Alphabeten, nämlich sowohl glagolitisch als cyrillisch geschrieben. K. sieht es für den ältesten der bisher bekannt gewordenen slawischen Codices an, indem er wahrscheinlich macht,

daß er von Jaroslaw's Tochter Anna, welche die Gemahlin des Königs von Frankreich Heinrichs I., wie eine ihrer Schwestern die des K. von Ungarn, eine andere die des Königs von Norwegen, wurde, im Jahre 1050 aus Kiew nach Paris mitgebracht worden sey. Es scheint, daß dieses nicht der einzige Schatz der Art gewesen, die der bücherliebende Vater dieser, wie vermuthlich seinen andern Töchtern, zugewendet. Sollte derselben nicht etwa gar auch das schon oben genannte für Ostromir, einen Verwandten Jaroslaw's 1056 — 1057 geschriebene Evangelium nach Paris gefolgt seyn, und erst unter dem vandalischen Getümmel v. 1792 glücklich wieder den Rückweg zur Heimath gefunden haben?\*)

Den Rheims'er Codex beklagt K. (S. X.) als verloren und in jenem Tumulte den Flammen geopfert, aber glücklicher Weise verlautet neuerlichst, daß jener unerseßliche Schatz, nur seines leichter zu ersetzenden kostbaren Einbandes beraubt, noch vorhanden ist.

Möge es dem Herausgeber des Glagolita Clozianus beschieden seyn, der Welt nun auch noch einen nicht minder wohl verarbeiteten Glagolita (et Cyrillita) Remensis vorlegen zu können.

Für die kurze aber gediegene Grammatik der Kirchensprache der Slawen, so wie für das gedrängte Lexikon über dieselbe, welche einen höchst willkommenen Anhang zum Clozischen Denkmal bilden, wird sich aus dem rheimsischen ohne Zweifel noch eine sehr ansehnliche Ausbeute ergeben.

Ein wichtiges, uns auch historisch nahe gehendes Denkmal, das der Herausgeber in den gehaltenen Prolegomenen vorausgeschickt, darf hier nicht übergangen werden. Es besteht aus drey slawischen Formeln, (einer Ermahnung zur Beicht, und zwey Beichtgebeten) die aus einer wahrscheinlich noch frühern

\*) Zur Herausgabe desselben durch den Collegienrath den Wostokow hat die K. russische Academie jüngsthin den Demidowischen Preis von 2500 Rubeln bestimmt.

Zeit, als die Rheimsche, die Clozische und die Ostromirische H.S., stammen, und bey denen es sich weder um die Glagoliza noch um die Cyrilliza handelt, da sie mit der im übrigen Europa gewöhnlichen, auch von den wendischen, böhmischen, polnischen Slawen angenommenen, Buchstaben geschrieben sind.

Sie finden sich, wie zufällig, an zwey verschiedenen Stellen nämlich fol. 78 u. 158 — 161 einer im übrigen ganz lateinischen H.S. der K. Bibliothek in München (Cod. Frising. 226) eingetragen, und waren schon 1807, wohl von Docen (im neuen literarischen Anzeiger Nr. 12), 1814 v. Dobrowsky (in seiner Slowanka p. 249 öffentlich besprochen worden, in der Hoffnung, daß K. als der competenteste Richter sie näher ins Auge fassen würde.

K. hat dieses in den Wiener Jahrbüchern von 1822 (B. XVII. S. 102 — 107) bey Gelegenheit der Recension v. Dobrowsky's Institutiones linguae slavicae dialecti veteris redlich gethan. Und sind sie gleich in der Zwischenzeit auch durch Köppen und Wostokow in des ersteren „Sammlung slawischer Denkmäler außer Rußland.“ Petersburg 1827)“ behandelt worden, so findet man sie mit Vergnügen, da sie an beyden Orten dem Publikum doch minder zugänglich sind, gerne hier neuerdings und noch stattlicher vorgeführt.

K. giebt die drey Stücke in 4 Columnen zuerst nach den ihm durch W. v. Humboldt verschafften Facsimile's, dann nach eigener Schreibweise, die sehr Vieles für sich hat, nämlich mit lateinischen Buchstaben, unter welche nur für jene Lante, die durch keinen einfachen lat. Charakter unzweydeutig dargestellt werden können, cyrillische gemischt sind, hierauf mit Wostokow's ostromirischer Cyrilliza endlich — was den Bewahrern des Originalen von großem Werthe ist — in wortgetreuer lateinischer Uebersetzung.

Dazu Bemerkungen über den Schreiber dieser slawischen Zeilen, welchen K. im Freysingischen Bischof Abraham (957 — 992) einem, wie man an-

nimmt, gebornen Carantanen selbst zu finden geneigt ist, dann über den Dialect derselben, dessen Heimat er ins eigentliche Kärnthn setzt, nebst grammatischen Nachweisungen.

Sprache, in der Art, wie es in diesen Untersuchungen der Fall, aufgefaßt, ist immer auch Geschichte, und zwar ein nicht unbedeutender Theil der Geschichte jedes Volkes. Aber auch an eigentlich Historischem begleiten diesen Glagolita werthvolle Gaben.

Was dem Historiker vor allem willkommen seyn wird, ist eine auf p. LXXII-LXXXVI. der Prolegomenen eingerückte, nach fünf Pergamenthandschriften der Wiener-Bibliothek verbesserte Ausgabe der von einem Salzburger Ungenannten um 873 verfaßten Historia quomodo Bajuvarii et Carantani facti sunt Christiani von da an, wo von den letztern die Rede ist. Dieses für unsere frühere Geschichte wichtige Actenstück war zwar schon 1602 v. Frehe in seinen rer. bohem. Script. und, um Canisius, Hansiß, Defele's zu geschweigen, von Kleinmaiern in seiner Juvaria, aber überall mehr oder minder mangelhaft abgedruckt worden.

Nicht minder lehrreich ist ein von Kopitar zusammengestellter Conspectus historiae Slavorum cisdanubianorum chronologicus usque ad obitum S. Methodii (v. J. 354 — 901).

Wie vieles übrigens in diese kaum hundert Blätter zusammengedrängt sey, zeigt der Titel an. Es liegt vor uns die wohlgerieifte Frucht eines besonnenen, dreßßig Jahre hindurch auf dieses Ziel gerichteten Forscherfleißes. Wer kaum so viele Stunden auf sie zu verwenden, und, auf dem Boden, auf dem sie gewachsen, sich leider nichts weniger als heimisch fühlend, nur so weit ein Urtheil hat, daß sie vortrefflich ist, wird sich wohl hüten, auf ihr inneres, auch nur für Slawen ganz verständliches Gefüge einzugehen.

(Schluß folgt.)

Novae acta physico-medica academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi XVII. Pars 2. Vratilav. et Bonn. MDCCCXXXV. 4.

(Vergl. gel. Anz. Band II. S. 615.)

(Schluß.)

### III. Botanische Abhandlungen.

5. Bemerkungen über die Lebermoose, vorzüglich aus den Gruppen der Marchantieen und Riccieen nebst Beschreibung theils neuer, theils kritischer Arten, von Dr. G. W. Bischoff. Mit 5 lith. Tafeln. S. 909 — 1038.

Eine ausführliche Darstellung der Gruppe der Lebermoose, welche sowohl im Texte als in den Abbildungen aufs Neue die Sorgfalt und Treue des Verfassers in der Beobachtung und seine Meisterschaft in der bildlichen Darstellung des Beobachteten bewährt. Die Befruchtungsorgane der Laub- und Lebermoose werden auf das Genaueste in ihren Hauptformen beschrieben, und erörtert, in wie fern sie mit den Genitalien der Phanerogamen übereinstimmen oder von ihnen abweichen. Dann folgen die ausführlichen Charaktere der Ordnung Muscinae und ihrer beiden Familien Musci und Hepaticae. Letztere werden in 5 Tribus, Jungermanniae, Marchantieae, Targioniae, Anthoceroceae und Riccieae getheilt.

Zwei dieser Gruppen sind auch den Gattungen nach monographisch ausgeführt, nämlich die Marchantiaceae mit 3 Gattungen, Marchantia, Dumortiera, Reboulia, Plagiochasma, Lunularia, Conocephalus, Fimbriaria und Grimaldia und die Riccieae mit 4 Gattungen, Corsinia, Oxymitra, Sphaerocarpus und Riccia. Von Blandowia wird bemerkt, daß dieselbe gar nicht zu den Hepaticis, sondern vielmehr zu den Podostemeen gehöre. Was die hieby allegirten Abbildungen von Mniopsis und Lacis in von Martius Nov. gener. et spec. pl. bras. betrifft, so dürfte noch beigefügt werden, daß der Herr Verfasser die Analysen damals ganz nach der Anleitung des Referenten gezeichnet habe, der demnach für ihre Richtigkeit mit einstehen kann.

6. Nachträgliche Bemerkung zu Carus's Abhandlung über Pyronema Marianum. Vol. XVII. P. 1. Vom Ober-Vergrath und Professor Dr. Röggerath.

Der Herr Verfasser erwähnt nur, daß er die von Carus auf den Ueberresten von Kohlen-Messern gefundene Schimmelart auch schon früh in der Umgebung von Braunkohlenhalden unweit Bonn bemerkt habe.

### IV. Geognostische Abhandlungen.

1. Einige Bemerkungen über die Identität der Jölsformation in der alten und neuen Welt, von Dr. F. J. F. Meyen (S. 647 — 656 mit einer Steintafel).

Da dem Verf. nur ein sehr kurzer Aufenthalt in der neuen Welt vergönnt war, und geognostische Untersuchungen ohnedies die letzten sind, welche eilig abgethan werden könnten, so darf man hier nicht erwarten, die behauptete Identität der Jölsformation in der alten und neuen Welt aus analogen Lagerungs- und Gesteinsverhältnissen, sondern nur nach andern Hülfsmitteln nachgewiesen zu sehen. Der Verf. sagt: „Eine kleine Sammlung von Versteinerungen, welche ich im Jurae Falke am Gipfel des Feuerberges von Mainz gemacht habe, gab hiezu besondern Stoff; denn eine Vergleichung dieser Versteinerungen mit denen aus den jüngsten Schichten des Jurafalks der alten Welt gab das interessante Resultat, daß die Thiere zu jener Zeit in der alten und in der neuen Welt dieselben gewesen seyn müssen.“

Zum Erweis dieses allerdings höchst wichtigen Resultates werden auf Tab. XLVII. in 10 Figuren diejenigen unter den mitgebrachten Versteinerungen abgebildet, welche „einige Bestimmung und Vergleichung zulassen.“ Aber auch diese bleibt sehr unsicher, da uns lauter Fragmente vorgelegt werden, von denen Ref. nur Fig. 1 und 2 mit einiger Sicherheit für Ammonites biplex anzuerkennen vermöchte, alle andern aber der Art, manche selbst der Gattung \*) nach für ungewiß erklären muß. Auf solche unsichere Belege hin nur gleich von der Identität der Jölsformation beyder Welten sprechen zu wollen, scheint demnach vor der Hand noch lange nicht an der Zeit zu seyn. Nicht als ob wir ein solches Resultat gleich a priori bezweifeln möchten, aber wir verlangen, daß es auf festere Grundlagen, als die vom Verf. gebotenen, begründet sey.

\*) So z. B. erklärt der Verf. Fig. 7 für ein Pecten, Ref. möchte sie eher für eine Terebratula ansehen; eben so wenig dürfte Fig. 8 eine Cytherea seyn.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. July.

Nro. 142.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Glagolita Clozianus, id est Codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat, Veglae in thesauro Frangepaniano, habiti pro S. Hieronymi Bibliis croaticis, *Αείψαρον* etc.

(Schluß.)

Nur über zwey Punkte, in deren Betreff er dem Herausg. resp. Verfasser nicht ganz folgen kann, erlaubt sich Ref. noch einige Worte.

Daß die slawische Kirchensprache der ersten Jahrhunderte jetzt theils, besonders in Rußland, aus Grundsatz, dem neuern Idiom aecomodirt, oder ganz gewichen, und also in ihrer Ursprünglichkeit nur mehr aus geretteten Schriftstücken, wie die hier besprochenen, erkennbar, theils sonst veraltet und verdunkelt, zu ihrer Zeit lebende Volkssprache gewesen seyn müsse, wird kaum bestritten, fast eben so wenig, daß ihre Heimat im Süden der Donau zu suchen seyn werde. Einige der slawischen Alterthumsforscher glauben diese Heimat bey den zwar früher selbst erst zu Slawen gewordenen Bulgaren, andere bey den Illyriern (Serben und Croaten), die dritten endlich bey den Slowenen (Kärntern, Krainern, Steyrern) zu finden. Unser Verf., selbst ein geborner Krainer, und vor Vielen berufen, über den hervorstechenden Zusammenhang seiner mütterlichen Mundart mit jener altslawischen heiligen Sprache ein Wort zu sprechen, steht unter den letztern.

Aber wenn R. zu seinen sonstigen Gründen für

Carantanischen Ausgang der slawischen Kirchensprache noch einen weitem in einzelnen Wörtern findet, die unslawisch seyn, und nicht von den Griechen, sondern nur von den deutschen Nachbarn aus in dieselbe gelangt seyn könnten, so möchte Ref. sich an den Ausspruch eines allgemein auch vom Verf. gebührend anerkannten\*) deutschen und slawischen Sprachforschers halten, daß dieselben Wörter eben so wenig gerade deutsche seyn, und daß sie jedenfalls auch von Osten her, von den Gothen, zu den Slawen gekommen seyn können.

Der Stuhl zu Salzburg, der, von Virgilius an, den carantanischen Christen geistliche Hirten sandte, hatte sicher seinen slawischen Schäflein so wenig als seinen deutschen gestattet, bey der Liturgie die Landessprache zu gebrauchen. Daraus wäre zu vermuthen, daß in die kirchliche Sprache der Slawen eher lateinische als deutsche Ausdrücke gedrungen seyn müßten, wie denn auch die Deutschen in der ihrigen wohl wenige oder gar keine Spuren von dem Schottischen (Gaelischen) oder Angelsächsischen ihrer Vorfahren aufzuweisen haben dürften. Zudem ist die Nothwendigkeit, welche sich dem Bischof Methodius wie dem Pabste selbst aufdrang, den Carantanen slawische Liturgie zu gestatten, wohl nur aus dem mächtigen Einfluß des Beyspieles recht erklärbar, das die östlichen Slawen, unmittelbare Nachbarn und Lehrlinge der Griechen wohl schon vor Methodius und Cyrillus geben mochten. So wie denn

\*) So gedenkt R. p. V. mit einem Lobe, das auf ihn selber zurückfällt, der seltenen slawischen Sprachkenntnisse eines auch den Deutschen wohlbekannten edeln Lombarden.

auch die Sage von Erfindung slawischer Buchstaben, gerade durch diese Heiligen Methodius und Cyrillus, großer Erläuterung fähig seyn mag. \*)

Ein anderer noch zu berührender Punkt ist das Alter der slawischen Formeln, die im Münchner Cod. Fris. 226 enthalten sind.

Es kommt dabei alles auf das Alter dieses Codex und seiner verschiedenen Bestandtheile selbst an. K. hält ihn, auf das Urtheil seiner Münchner Freunde, besonders des sel. Bernhart gestützt, für das Handbuch (Vademecum) des Bischofs Abraham (957 — 994). Grund hiesür ist die Bl. 152 b. — 153 a. eingeschriebene Notiz über den Besitz von Gudago (Godego im Trevisanischen), oder vielmehr der Schluß derselben: quantum mihi pertinet. K. glaubt, dieses mihi müsse nothwendig auf Abraham bezogen werden, da die Besitzung nach den kais. Urkunden v. 972 u. 992. (Meichelb. H. Fr. I. 177. 187.) nur ihm und auf Lebenszeit überlassen war; allein es konnte allenfals auch noch auf Bischof Albrecht passen, welchem sie auf K. Friedrichs Entscheidung (Meichelb. Hist. Fris. I. 353) im J. 1159 durch Eceelin v. Bassano zurückgegeben werden mußte. Sollte indessen die Notiz, die bis auf die Schlußworte mit jener Schenkungs-Urkunde von 972 — 992 ganz gleichlautend ist, wirklich von Abraham herrühren, so möchte sie doch hier nur eine Abschrift durch andere Hand seyn; denn die Worte: Breve recordationis de curte

\*) *Supervenit quidam Sclavus ab Histriae et Dalmatiae partibus nomine Methodius, qui adinvenit slavicas literas et slavice celebravit divinum officium et vilescere fecit latinum* sagt Bernhard der Mönch zu Kremsmünster, wie früher jener Salzburger: *Quidam Graecus, Methodius nomine, noviter inventis sclavinis litteris linguam latinam doctrinamque Romanam atque literas anctorales latinas philosophice superducens vilescere fecit cuncto populo ex parte missas et evangelia ecclesiasticumque officium illorum, qui hoc latine celebraverunt.*

nostra Godigo vel quicquid ad eam pertinet, welche augenscheinlich die Ueberschrift bilden sollten, sind hier vom Abschreiber in den Text selbst, nämlich nach *macelli* und vor: *et in ejus finibus* gesetzt worden. Dazu kommt, daß diese Notiz nicht bloß f. 152 b. — 153 a., sondern, wie es scheint, wieder von anderer und älterer Hand doch nur bis zum Worte *macelli* auch auf dem Vorsegsblatte eingeschrieben ist.

Den Haupt-Inhalt dieser Hs. v. 169 Bl. in gr. 4. bilden (gegen 30) verschiedene Sermonen und Homilien, theils von genannten Kirchenvätern \*) theils von ungenannten Urhebern, darunter zwey auf die Freysingischen Patrone St. Maria und St. Corbinian. Eingeschaltet sind einzelne Capitel und Sätze aus verschiedenen Concilien, liturgische Vorschriften und Formeln als *Benedictiones*, z. B. *ad repellendam tempestatem* — worin auch der anderwärts als *Mermeut* vorkommende *Mermeunt* beschworen wird — „*adjuro te Mermeunt qui positus es super tempestatem*“ (vgl. b. W. III. 387), *Ordo ad visitandum infirmum*, *Modus excommunicandi infideles*. etc. In all diesem wohl mehr als eine Hand thätig. Mag das Meiste aus dem X. Jahrh. seyn, so geben doch die Federproben wie f. 49 b.: „*Penna nihil valuit, dicit qui scribere nescit*“, oder f. 147 b. am Rande *var hin brivelin*, 162 b. *uns ist dir zit*, 163 b. *Swefter gib mir daz ze lone vnde sage miner niestelen* schwerlich über die Mitte des XII. Jahrhunderts zurück. Und nicht bloß diese Proben möchten von derselben Feder seyn.

Sind nicht erst nach der Hand verschiedene in Text und Format zusammenpassende Quarternionen (nur zwey derselben haben Signaturen) bloß vom Buchbinder vereinigt worden, so hat doch der oder

\*) Eine derselben f. 27., obgleich lateinisch solgerb, führt die griechische Bezeichnung: *ὁμιλία τοῦ Λιουτζίου τοῦ Ἰταλικῶ διακόνου.*

haben die Besitzer des Buches die leeren Blätter, Spalten und Stellen benutzt, allerley weitere Dinge einzuschreiben. Dahin gehört die Notiz, die auf dem Vorsehlblatt auf die über Godago folgt, nemlich über Besüze von Leuten aus Ergoltinga und Radespona, welche Notiz auf f. 78 b. u. 79 a, wo 51 u. 74 altd. Person-Namen verzeichnet sind, fortgesetzt schreint; f. 126 b. in Enistala sub potestate Liutolfi haec mancipia sunt etc. f. 146 a. Isti sunt testes concambii Abrahae episcopi et Adalperonis: Perahtold etc. f. 147 b. — 148 a. Haec est constitutio venerabilis Ducis Henrici — Ranteshoua actum feliciter. \*) f. 152 b. die wiederholte und erweiterte Notiz über Godago. f. 79 a. Sacramentum Hebraeorum (Juden: Eidesformel).

Und unter diese gelegentlichlichen Eintragungen endlich scheinen auch die fraglichen slawischen Formeln zu gehören.

Nur die erste, die nachzusprechende Beicht: Rose gozpodi etc. mag allenfalls, obichon von anderer Hand geschrieben, mit der vorangehenden liturgischen Behandlungsart der Kranken zusammenhängen. Auch stehen nach iz uneka ō unek amen, von derselben Hand die für den abtödtenden Geistlichen bestimmten lateinischen Worte: Confitentibus tibi domine famulis ac famulabus tuis remitte peccata, ut qui intrinsecus conscientia flagellantur, reconciliationis tuae gratia consolentur. Die beiden andern hängen weder mit dem, was vorangeht, noch mit dem, was folgt, irgend zusammen.

Constiges, was nach dem Wunsche K's. auf seine Uebersetzung dieser Formeln Licht werfen könnte,

\*) Diese Ranehofener Constitutio des im Jahre 995 verstorbenen bayr. Herzogs Heinrich, bey K. p. XXXIV. nach Krabinger's Mittheilung abgedruckt, findet sich, besonders in ihrer Verbindung auf die ätern Leiges Baiuvariorum, weiter eirteilt v. H. Föbinger in den bayr. Annalen v. 1855 Abth. für Vaterlandskunde Nr. 36.

hat sich weder in dieser, noch in den übrigen Freysinger Handschriften bisher finden lassen.

Aus dem Gesagten möchte folgen, daß diese slawischen Formeln dem Zeitalter Abrahams, oder gar ihm selbst nicht ganz ohne allen Zweifel zugeschrieben werden dürfen. Gewiß ist übrigens, daß Freysing, wenn nicht mit noch nähern damaligen Slawenländern, doch mit Kärnthen, Krain re. mancherley, wenigstens administrative Verbindungen hatte.

So lehrt eine Notiz am Schluß des Cod. Fris. 227: Walto episcopus conquisivit ab Arnolfo rege in Carinthia Regalem Capellam apud Lurna cum adjacentibus bonis, postea acquisivit ab eodem rege aliam capellam apud Lihurniam cum adjacentibus bonis.

Gotescaechus episcopus impetravit a Rege Heinrico in Carniola bona inter fluvios tres Libuiza, Salma, Zura anno dni MII. Ellenhardus episcopus impetravit a rege H. in Marchia Histria Gubida, Loza, Ozba cum ceteris, a°. MLXXIII. Veräl. Meichelbeck H. Fr. I. 145. 180. 185. 198. 206. 258. 261. 265. 273.

Veranlassung genug für Freysinger Geistliche, sich ge'egentlich auch um das Seelenheil ihrer, wenn auch in fremder Diöcese lebenden Untergebenen zu bekümmern.

Wie es sich übrigens mit St. Batho, des Freysingischen Bischofs Ellenhard Sacellan, der bey Arupeck (chr. Bojoar. col. 74) S. Watho Carinthiae apostolus heißt verhalte, und ob das Schwanken zwischen B und W im Namen etwa gar auf einen gebornen Slawen rathen lasse, mag dahin gestellt bleiben. Ihm freylich könnte man, wenn Arupecks Benennung Grund haben sollte, jene Formeln mit dem größten Rechte zutrauen. Auch in solchem Falle wären sie gegen ein Jahrhundert jünger.

Es war eine Zeit, und noch ist sie nicht ganz vorüber, wo unsere Nachbarn jenseits des Rheins, wohl auch die jenseits der Alpen und der Nordsee von dem, was bey uns Deutschen im Garten der National-Literatur aufblühte und reifte, Notiz zu nehmen, keiner oder doch nicht besondrer Mühe werth achteten.

Wie sehr diese Befangenheit, die uns gleichgültig seyn konnte, ihnen selbst nachtheilig gewesen, beginnen sie nachgerade zu erkennen.

Nun aber scheinen wir selbst, unsern östlichen Nachbarn gegenüber, mit einer ähnlichen Befangenheit geschlagen zu seyn. Dinge dieser Art, die, um der Magyaren oder eigentlichen Ungarn zu geschweigen, bey den Slawen, selbst denen, die mitten unter uns wohnen, vorgehen, sind und bleiben uns in der Regel böhmische Döcker.

Wir sind geneigt, die litterarische Bedeutsamkeit und Selbstständigkeit der verschiedenen Völker dieses vielleicht größten der europäischen drey Hauptstämme, wie solches weiland wohl auch unsern westlichen Nachbarn mit uns begegnet ist, an ihrer dermaligen politischen zu messen. Sicher mit einigem Unrecht. Schwerlich dürften die Böhmen und die Polen sich mit ihren altererbten und noch immer im Zunehmen begriffenen Schätzen dieser Art gegen die Jüngern des gewaltig aufstrebenden Rußlands im Nachtheile glauben. Ueberdieß sehen ja alle weisen Regierungen in der religiösen, sittlichen und geistigen Ausbildung ihrer Völker die sicherste Bürgschaft alles Bestandes. Und alle wissen, daß diese am besten nicht in neu angeschwemmtem, sondern in altem wahrhaft nationalem Boden wachsen und gedeihen müsse.

Was dem Geschmacke an slawischen Studien in Deutschland vielleicht am meisten hinderlich ist, möchte in der Ungewißheit liegen, welchem der verschiedenen Hauptdialekte man sich, um die reichhaltigste Belohnung zu finden, vorzugsweise zuzuwenden habe. Allein wähle man nun den böhmischen

als den nächsten, den polnischen als den cultivirtesten und die meisten Hilfsmittel gewährenden, den russischen als den politisch-wichtigsten, oder den serbischen, zu welchem in neuerer Zeit Buk Stephanzwitsch's Arbeiten besondere Lust erweckt haben, immer wird man sich damit beruhigen können, daß die slawischen Dialekte einander bey weitem nicht so ferne liegen, als dieß zum Theil bey den romanischen oder germanischen der Fall ist, und daß, wer einmal den einen inne hat, es ohne große Mühe auch zum Verständnisse der übrigen bringen kann.

Noch scheint, wozu übrigens schon mancherley nützliche Vorarbeiten gefördert sind und fortwährend erscheinen, ein Werk zu mangeln, in welchem auch die grammatischen Formen der verschiedenen ältern und heutigen Dialecte übersichtlich und historisch zusammengestellt wären, wie dieses in Bezug auf den allgemeinen slawischen Wörter-Vorrath bereits in Linde's trefflichem polnischen Lexicon und in ähnlichen Arbeiten Anderer, z. B. Jungmanns, zum Theil geschehen ist.

Für bloß linguistische Untersuchungen, wie sie seit die große europäisch-asiatische, oder wie man gewöhnlich sagt, indo-germanische Sprachen-Familie, in welcher das Slawische eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, erkannt ist, immer lohnender gepflogen werden, eröffnen auch, was diese Zunge betrifft, die ältesten Denkmäler die ungetrübteste und verläßligste Quelle.

Erscheinungen, wie die vorliegende, werden am mächtigsten dazu beitragen, den slawischen Studien auch unter uns immer mehr Freunde zu gewinnen.

Bey einem Werke, das sogar diese seine äufere Erscheinung einem ökonomischen Opfer seines Verfassers zu verdanken hat, kommt auch diese und das verdiente Lob einer würdigen typographischen Ausstattung größtentheils auf seine Rechnung.

J. A. Schmeller.

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. July.

Nro. 143.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Polens Paläontologie oder Abbildung und Beschreibung der vorzüglichsten und der noch unbeschriebenen Petrefakten aus den Gebirgsformationen in Polen, Böhmyen und den Karpathen, nebst einigen allgemeinen Beiträgen zur Petrefaktenkunde und einem Versuch zur Vervollständigung der Geschichte des europäischen Auer-Ochsen, von Georg Gottlieb Pusch. Stuttgart 1837. XIII und 218 Seiten in gr. 4. mit 16 Steintafeln.

Der Hauptzweck dieses Werkes ist, wie die Vorrede berichtet, eine Ergänzung zu liefern zu des Verf. früher erschienenen „Geognostischen Beschreibung von Polen und der übrigen Nord-Karpathen Länder.“ Obschon er in derselben die einer jeden Formation angehörigen Petrefakte bereits angeführt hatte, so konnte er doch damals keine Abbildungen, welche nun einmal zur sichern Kenntniß der Versteinerungen in den meisten Fällen nicht entbehrt werden können, beygeben.

Um diesem Mangel abzuhelpen, zugleich auch, um die neuen Entdeckungen und mancherley Berichtigungen aufnehmen zu können, liefert er hiezumit ein besonderes Werk, unter dem Titel: „Polens Paläontologie.“ Es konnte natürlich seine Absicht nicht seyn, alle Arten, welche in Polen, Böhmyen und den Karpathen vorkommen, abbilden und beschreiben zu wollen; dieß ist nur hinsichtlich der neuen, oder zweifelhaften, oder nicht hinlänglich naturgetreu dargestellten Arten geschehen, und hat sich mit Recht auch auf solche Varietäten von bekannten

Species erstreckt, wenn für sie eine Abbildung wünschenswerth wurde, „um dem für die Wissenschaft unseligen und leider durch egoistische Eitelkeit hochgesteigerten Hange mancher Forscher und Sammler aus jedem lokalen Individuum oder jeder unwesentlichen Abänderung eigene Arten mit neuen Namen zu machen, mit Steuern zu helfen.“

Fragt man, in wie fern der Verf. diese seine Aufgabe gelöst habe, so glaubt Ref. mit Grund versichern zu dürfen, daß dieß auf die tüchtigste Weise geschehen sey und daß die vorliegende Paläontologie einen höchst schätzbaren Beitrag zur Petrefaktenkunde abgebe. Nicht bloß sind hiedurch neue Arten bekannt, und für die Lehre von der geographischen Verbreitung der neweltlichen Organismen neue Anhaltspunkte gewonnen worden, sondern ein Hauptverdienst dieser Arbeit sind überdieß die vielen scharfen kritischen Bemerkungen über bereits benannte, aber noch keineswegs untrüglich gekannte Arten, so wie die häufigen allgemeinen Betrachtungen über die Stellung, Begrenzung und Charakteristik der Gattungen, von denen er manche, wie *Cryphaea*, *Amphidonte*, *Pholadomya*, sogar monographisch behandelt. Mit Recht ist er ein Feind der Vermehrung der Arten und Gattungen, und hat deshalb manche Noth mit seinem Vorgänger Eichwald, der unter 271 von ihm in Polen gefundenen fossilen Arten nicht weniger als 258 für neu ansehen wollte. Von vorzüglicher Schönheit und Genauigkeit sind die lithographirten Abbildungen, wodurch die sorgfältig ausgearbeiteten Beschreibungen nicht wenig unterstützt und zugleich controllirt werden.

Der Verf. beginnt seine Darstellung mit den fossilen Pflanzen, deren er nur wenige aufzuführen hat. Dasselbe ist der Fall mit den darauf folgenden Strahlthieren. Desto häufiger sind die Ueberreste von Mollusken, welche den Haupttheil der Arbeit ausmachen. Von Gliederthieren ist weiter nichts als ein problematisches Fragment von einem Trilobiten aufgezählt. Bey den sehr wenigen Ueberresten von Wirbelthieren provocirt der Verf. auf weitere Prüfung der Zootomen. Angehängt sind zwey kleine Abschnitte über das relative Alter des polnisch-schlesischen Moorkohlen- und Letten-Gebirges, so wie über das des karpatischen Klippen-Kaltsteins.

Sehr ansprechend ist die hierauf folgende Uebersicht der bisher bekannten Petrefakten in den verschiedenen Gebirgs-Formationen von Polen, den Nordkarpathen, Polhynien und Podolien. Das tertiäre Gebiet allein hat 472 Species aufzuweisen, unter denen 328 allgemein bekannt und 92 als neu anzusehen sind; 50 derselben werden noch im lebenden Zustande angetroffen.

Den Schluß dieses Werkes bildet eine Abhandlung: „Ueber zwey fossile Ochsen-Schädel, nebst einem Versuch zur Vervollständigung der Geschichte des europäischen Aurochsen.“ Mit einer ungemeinen Belesenheit und großem Scharfsinne sucht hier der Verfasser die neuerdings auch von N. Wagner in seiner Fortsetzung von Schreber's Säugethieren ausführlich dargelegte Ansicht von der specifischen Verschiedenheit des Wisents und Ures zu bestreiten. Trotz der vielen Gründe, welche der Verf. entwickelt, können wir jedoch seiner Meinung nicht beytreten; die Zeugnisse von Seneca, Plinius, dem Niebelungenliede und namentlich von Herberstein sind uns zu gewichtig, als daß wir auf die specifische Vereinigung dieser beyderley Thiere einzugehen vermöchten. Mit völligem Unrechte verdächtigt der Verf. die Zuverlässigkeit von Herberstein. War dieser gleich kein Naturforscher von Profession, so war er doch ein klarer und gebildeter Beobachter. In

dem vorliegenden Falle aber ist sein Zeugniß um so entscheidender, da er den Ur, Tur, aus Autopsie kannte, indem er von König Sigismund August, an den er vom Kaiser gesandt war, einen ausgeweideten geschenkt bekam; diesen Tur erklärt er nun, und seine Zeichnung bestätigt es, für eine wilde Rasse des gemeinen Kindes. Um eine solche Identität anzufinden, sind eben keine sonderlichen zoologischen Kenntnisse, sondern nur ein geübter Auffassungssinn nöthig, den man dem gewandten Diplomaten nicht absprechen wird. Weil aber schon zu seiner Zeit Ur und Wisent (Bison) verwechselt wurden, setzt er der Abbildung des Ures die Aufschrift bey: ignari Bisontis nomen dederunt. Daß er indeß auch den Bison genau gekannt hat, ergiebt sich aus seiner Beschreibung und Abbildung, und um jede Verwechslung mit dem vorigen Thiere zu vermeiden, bemerkt er bey dem Bison: ignari Uri nomen dederant. Sollte sich nun auch Herberstein darin geirrt haben, daß er Zubr und Tur dem Wortsinne nach nicht für synonym an sah; hinsichtlich der specifischen Unterscheidung beyderley Thiere, des Wisents und des Ures, müssen wir ihn für einen competenten Gewährsmann und Schiedsrichter erklären.

Die fossilen Ueberreste von Ochsen-Schädeln, deren der Verf. in dieser Abhandlung gedenkt, gehören übrigens dem *Bos primigenius* und *Bos priscus* Boj. an.

Die Anwendung des Löthrohrs in der Chemie und Mineralogie, von J. Jacob Berzelius. Dritte Auflage mit 4 Kupfertafeln. Nürnberg bey J. L. Schrag 1857.

Die Anwendung des Löthrohrs ist für die Chemie und Mineralogie so fruchtbringend und folgenreich gewesen, als kaum irgend eine Erfindung oder Entdeckung für andere Wissenschaften. Das

Löthrohr liefert in vielen Fällen das einzige Mittel zur Erkennung und Bestimmung einer Substanz, besonders, wenn nur kleine Quantitäten davon gegeben sind; es bietet unzweydeutige Kennzeichen dar und führt ohne irgend einen kostspieligen Apparat in der kürzesten Zeit zu Resultaten, welche auf anderem Wege oft nur mit mühesamen und weitläufigen Vorbereitungen und Untersuchungen erlangt werden können. Man ist gegenwärtig im Stande, den größten Theil der Metalle, in was immer für einer Verbindung sie vorkommen mögen, vor dem Löthrohre auszumitteln und nicht selten ist die qualitative Analyse in einer Zeit ausgeführt, in welcher nicht einmal die mechanische Vorbereitung der Probe, z. B. durch Zerreiben, für die Untersuchung auf nassem Wege möglich ist. Eine einzige Schmelzung mit Soda giebt z. B. bey der Arsen- und Antimon Silberblende die wesentlichsten Mischungstheile Schwefel, Arsenik, Antimon und Silber fast gleichzeitig zu erkennen, ein Blasen von einigen Secunden unterscheidet oft die ähnlichsten Mineralien, wie kohlenfauern Baryt und kohlenfauern Strontian, Felsglimmer und Lithionglimmer, Pyromorphit und arseniksaures Blehyoxyd, Granat, und Vesuvian u. s. w.

Die Kenntniß der Behandlung des Löthrohres ist daher für den Chemiker, Mineralogen und Bergmann unentbehrlich geworden und das vorliegende Werk, welches Alles dahin Einschlägige gründlich behandelt, wurde schon in seiner ersten Auflage mit dem ungetheiltesten Beyfalle aufgenommen. Diese erschien im Jahre 1821, aus der Handschrift von H. Rose übersetzt. Fast gleichzeitig erschien eine französische Uebersetzung von Fresnel und 1822 eine englische von Children. 1828 erschien eine zweyte, bedeutend vermehrte Auflage, und wenn man berücksichtigt, daß seitdem der allgemeine, wie der specielle Theil dieses Werkes in vielen chemischen und mineralogischen Lehr- und Handbüchern dem wesentlichen Inhalt nach abgedruckt wurde, so spricht das

Erscheinen einer dritten Auflage noch mehr für den Werth desselben.

Da die Löthrohrversuche ganz besonders für die Bestimmung der Mineralien von Wichtigkeit sind, so findet man das Verhalten der meisten bekannten Specien ausführlich angegeben. Der Verf. bemerkt in der Vorrede mit Recht, daß man zwar Mineralien nicht immer ohne Rücksicht auf die äußern Kennzeichen, bloß chemisch bestimmen könne, daß aber eine Vernachlässigung der chemischen Eigenschaften nur zu oft zu Fehlschlüssen führe. Es heißt unter andern: „Selbst die Mineralogen unserer Zeit, welche glauben, daß Untersuchungen der äußern Charaktere der unorganischen Körper hinlänglich sind, um diese zu kennen, werden, wenn es ihre im Allgemeinen mangelhaften Kenntnisse in der Chemie erlauben sollten, in vielen Fällen durch das Löthrohr da entscheiden können, wo sie sonst durch ihre einseitigen und kurzsichtig entworfenen Grundsätze betrogen werden.“ — Wir hätten gewünscht, daß dieser Satz weniger allgemein gestellt worden wäre, und daß es hieß: Selbst diejenigen Mineralogen u. s.; denn man muß es zur Ehre der Mineralogen unserer Zeit im Allgemeinen anerkennen, daß sie von dem Löthrohr Gebrauch machen, und daß selbst diejenigen, welche es als ein der Wissenschaft fremdartiges Hülfsmittel nicht in diese eingeführt wissen wollen, seinen Werth, man kann sagen, seine Autorität erkennen.

Im allgemeinen Theile hat die vorliegende Auflage wesentlich keine Bereicherung erhalten. Wir wundern uns, daß einige ältere, schon früher nicht beachtete, sowie manche neuere Beobachtungen, welche in gewissen Fällen sehr gute Dienste thun, nicht aufgenommen wurden. So wird für die Erkennung der Phosphorsäure die Methode von Fuchs nicht angeführt, wonach die Probe mit Schwefelsäure befeuchtet wird, und der Flamme eine vorübergehend blaulichgrüne Färbung erteilt, wenn Phosphorsäure

vorhanden ist. Diese Probe ist für alle Phosphate sehr charakteristisch, und die Erscheinung bey einiger Aufmerksamkeit nicht leicht zu übersehen und hätte um so mehr einer Erwähnung verdient, als sie Fuchs zur Entdeckung der Phosphorsäure im Wavellit führte, wo sie zwey der größten Chemiker, Davy und Klaproth nicht aufgefunden hatten.

Ebenso hätte die Reaction Kupferhaltiger Mineralien mit Salzsäure, die Färbung des Zinkbeschlages mit Kobaltauflösung und die Methode Plattners Erwähnung verdient, das Kupfer aus den Fahlzerzen, Kupferkies, aus den arseniksauren Verbindungen *ic.* durch Behandlung mit Bleisäure regulinisch darzustellen.

Im angewandten Theil ist die 2te Auflage bereichert worden, indem das Verhalten der meisten neuen, damals noch unbekanntten Species angegeben ist.

Bey jeder Species ist die mineralogische oder chemische Formel der Mischung angegeben, wo die vorhandenen Analysen eine zuverlässige Berechnung erlaubten. Auffallend ist, daß mehrere Druck- oder Rechnungsfehler, welche sich in der ersten und zweyten Auflage finden, in dieser letzten nicht verbessert worden sind.

So heißt es *z. B.* bey Mesotyp und Mesolith  $\text{Na Si} + 3 \text{Al Si} + 2 \text{H}$  statt  $\text{Na Si} + \text{AlSi} + 2 \text{H}$ ; bey Thomsonit  $\text{Na}^3 \text{Si} + \text{Al Si} + 3 \text{H}$  *ic.* statt  $+ 9 \text{Al Si}$ ; bey Stilbit  $\text{Ca Si} + \text{Al Si} + 6 \text{H}$  statt  $+ \text{Al Si}^3$ , ebenso bey Heulandit  $+ 4 \text{Al Si}$  statt  $4 \text{Al S}^3$ ; bey Skolezit  $\text{Ca Si} + \text{Al Si} + 9 \text{H}$  statt  $+ 3 \text{H}$ ; bey Spodumen  $\text{L Si}^3 + \text{A Si}^2$  statt  $\text{L Si}^6 + 3 \text{A Si}^2$ ; bey Helwin  $3 \text{Mn Mn} + \text{Mn}^3 \text{Si}^2$

$+ 2 (\text{Be Si} + \text{Fe Si})$  statt  $\text{Be Si}^2 + \text{Fe Si}^2$ ; bey Bauquelinit  $\text{Cu}^3 \text{Cr} + 2 \text{Pb}^3 \text{Cr}$  statt  $\text{Cu}^3 \text{Cr}^2 + 2 \text{Pb}^3 \text{Cr}^2$ ; bey der Kobaltblüthe  $\text{Co}^5 \text{As} + 5 \text{H}$  statt  $\text{Co}^3 \text{As} + 6 \text{H}$ ; bey Nickelocker von Almont  $\text{Ni}^3 \text{As} + 18 \text{H}$  statt  $+ 9 \text{H}$ ; bey Wavellit  $\text{Al}^4 \text{P}^3 + 36 \text{H}$  statt  $+ 18 \text{H}$ ; bey arseniksauren Bleoxyd  $\text{Pb Cl} + 3 \text{Pb As}$  statt  $+ 3 \text{Pb}^3 \text{As}$ ; bey Schwefelmo-lybdän  $\text{Mo}$  statt  $\text{Mo}$ ; bey basischen Fluor-Cerium  $\text{Ce F}^3 + 3 \text{Ce H}$  statt  $+ \text{Ce H}$ .

Wo beyde Arten von Formeln angegeben sind, die chemischen und mineralogischen, da ist zwar öfters die eine oder die andere, in den eben erwähnten Fällen, richtig, aber der Leser kann unmittelbar nicht ersehen, welche die richtige ist. —

Am Schluß findet sich eine Zusammenstellung der oxydirten Mineralien nach ihrem gemeinschaftlichen Löthrohrverhalten, woben besonders 3 Eigenschaften benützt sind, nämlich die Schmelzbarkeit, das Aufblähen und das Verhalten zur Soda. Die beyden ersten machen die Hauptabtheilungen aus, das letztere die Unterabtheilungen. Die erste Abtheilung begriff die unsmelzbaren Mineralien. Sie werden in drey Unterabtheilungen unterschieden, nämlich in solche, welche mit Soda zu Kugeln schmelzen, welche mit wenig Soda eine geflossene Kugel, mit mehr aber eine Schlacke bilden, und welche mit Soda nur Schlacke bilden.

(Schluß folgt.)



# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. July.

Nro. 144.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Excerpta ex Organo Aristotelis. edidit, convertit, illustravit Fr. Ad. Trendelenburg.

Auch unter dem Titel:

Elementa Logices Aristotelicae, in usum scholarum ex Aristotele excerptis, convertit, illustravit Fr. Ad. Trendelenburg. Berlin 1836. 8.

Herr Trendelenburg hat sich zu seinen früheren Verdiensten um Aristoteles und seine Philosophie durch dieses kleine Schriftchen ein neues erworben. In 65 §§. auf 18 Seiten sind hier gewissermaßen die Hauptpunkte der peripatetischen Logik ausgehoben; dem griechischen Texte folgt von S. 19 — 36 deren lateinische Uebersetzung; und an diese schließen sich an von S. 37 — 115 Adnotata, die theils einige logische Lehren, theils auch Ausdrücke erläutern, und zumal die Verwandlungen des ihnen zu Grunde liegenden Begriffes hier und da gelehrt andeuten. Ein Index Adnotationum macht den Beschluß. Aus diesen kurzen Ausgaben ersieht man schon, daß nur das Allernothwendigste hier ausgezogen sich findet; indessen ist auch dieses Wenige schon hinreichend, den großen Unterschied zu zeigen, der zwischen der alten ächten aristotelischen und den späteren und neuesten Logiken statt findet. Diese beginnen bald mit anthropologischen Lehren über das Vorstellen, Dichten und Denken u. s. w. bald mit sogenannten allgemeinen Denkgesetzen. Die letzteren stehen ziemlich unfruchtbar da; denn es wird aus ihnen nichts abgeleitet, und im weiteren Ver-

folg ihrer gar nicht mehr gedacht. Die anthropologischen und psychologischen Sätze, die von den ersteren vorausgeschickt werden, wollen auch nicht recht sich schicken, in die analytische Logik einzuleiten, und Kant verwarf sie an dieser Stelle geradezu und ausdrücklich.

Aristoteles nimmt einen sehr schicklichen und fruchtbaren Anfang; er geht aus vom Satze, von der Rede, vom λόγος, wie es der Name der Wissenschaft zu fordern scheint; freylich diesen Namen — λογική, διαλεκτική, hat ihr Arist. nicht gegeben; er nennt sie vielmehr Ἀναλυτική, und in anderer Beziehung Τοπική und Μεθοδική, indessen liegt überall der Satz, die Aussage zu Grunde, die er ἐρμηνεία nennt, und in der logischen Schrift dieses Namens behandelt.

Die neueren Logiker sehen von den allgemeinen Denkgesetzen, zu denen sie ganz füglich noch die meisten Axiome des Euklid (κωνὰι ἴσσοιαι in seiner Geometrie) hinzuthun könnten, zu den Begriffen über, reden von ihrem formalen Inhalt und Umfang und ihrer Unter-, Ueber- und Nebenordnung u. s. w. kommen dann zu den Urtheilen und Schlüssen in ähnlicher Weise zu reden, und enden mit Definition, Division und Argumentation.

Aristoteles dagegen redet von den Begriffen nirgend besonders, oder nur eben bey der Definition, wann ihn die Analyse des Satzes darauf führt. Vom Satz, von der Aussage ausgehend, zergliedert er diesen, — ἀναλύει — daher der Name Ἀναλυτική — und findet als seine Elemente, Subject und Prädicat, sprachlich im Allge-

meinen Nomen und verbum — *ὄνομα καὶ ῥῆμα*. Seine Denklehre hängt deshalb innigst mit der Sprachlehre zusammen, und wird in ihrem weiten Umkreise erst mit der Rhetorik und Poetik abgeschlossen. Zuvörderst betrachtet er in der Logik nur den behauptenden, den indicativen Satz, sowohl rein für sich, als nach seinen objectiven Modalitäten der Möglichkeit, Zufälligkeit, Nothwendigkeit und des Gegentheils; die subjective Modalität, die von neueren Logikern gemeint wird, gehört nach ihm nicht in die Logik; die subjectivmodalen Sätze, — die problematischen, wie wir sie nennen, wozu auch Wunsch, Befehl, Frage u. dgl. gehören, — berührt er nur in der Poetik und Rhetorik. Nur vom indicativen Satz läßt sich sagen: er ist wahr, oder er ist falsch; und zur Erforschung der Wahrheit und zur Vermeidung des Irrthums soll die Logik ein Werkzeug, ein „*ὄργανον*,“ seyn; Irrthum und Wahrheit aber zeigen sich nicht in den einzelnen Vorstellungen, Bildern und Begriffen, als solchen, sondern erst in der Verknüpfung derselben zum Satz, mag dieser dann bejahen, oder aber verneinen. — Ich hätte gewünscht, daß Hr. Trend. den engen Zusammenhang, den Arist. zwischen der Logik und der Grammatik voraussetzt, anerkennt und überall bemerkt, durch recht viele Stellen, wenn nicht im Context, so doch wenigstens in den Anmerkungen, hervorgehoben und bis zur Anschaulichkeit klar gemacht hätte, namentlich auch durch Zugiehung Platonischer Stellen; denn Plato vielleicht noch mehr als Aristoteles, betrachtet die Sprache in Rede und Schrift von ihren einfachsten Elementen bis zu ihren zusammengesetztesten Erzeugnissen als ein Abbild und Analogon des Denkens, zumal im Kratylus. Jede besondere Grammatik ist das treueste Abbild der Logik jedes Volkes; sie ist der Spiegel nicht allein seines Denkens, sondern auch seines Fühlens und aller seiner geistigen Thätigkeit. Nicht mit Unrecht hat daher Aristoteles seine

Logik durchhin aus der Sprache entwickelt und durch den grammatischen Wust hindurch, den man ihm zum Vorwurf gemacht, nur desto glücklicher die Bünde und Gelenke des Denkens in den Bünden und Gelenken des Redens getroffen. Zum Behuf der philologischen und philosophischen Studien, zumal auf Gymnasien, für welche diese Elementa doch vorzugsweise bestimmt sind, wäre es meines Erachtens höchst vortheilhaft gewesen, wenn dieser Hauptpunct nicht allein für Schüler, sondern auch für die Lehrer nicht mit wenigen Zeilen berührt, sondern mit mehr Stellen belegt und recht überzeugend auseinandergesetzt worden wäre.

Was ferner in dieser Logik gegen viele der Neueren gehalten auffällt, das ist, daß Aristoteles durchaus nicht eine in dem Sinne, wie diese es meinen, reine Logik aufstellt, daß er unbedenklich nicht nur aus der Sprache Regeln abstrahirt, sondern sich eben so unbedenklich auf Anschauung und Erfahrung, auf Zeit- und Raum-Verhältnisse, auf die Erscheinungen der Dinge und andere Thatsachen des Bewußtseyns beruft. Dieß zeigt sich sowohl, wenn er vom Satz aus rückwärts geht auf seine Elemente, die Begriffe, — als wenn er von ihm aus vorwärts geht nach dem, was sich aus ihm entwickeln kann, — begründete Erkenntniß und Wissenschaft und Rede.

In den §§. 5—9 C. 1—3 hebt Hr. Trendelenburg kurze Stellen aus, in denen Aristoteles von der bloßen Verneinung und von der Entgegensetzung handelt, und hienach, wie auch nach der Allgemeinheit und Besonderheit, nach der Unterordnung und Abfolge die formalen Unterschiede der Sätze, ihrer Subjecte und Prädikate bestimmt. Da in der neuesten Philosophie die Macht der Negativität so überaus viel gerühmt wird, so durfte man hier wohl, wenigstens in den Anmerkungen, eine Zusammenstellung der Aristotelischen Lehren über diese auch für seine Philosophie höchst wichtigen Punkte erwarten; hiedurch würden auch manche

herrschende Mißverständnisse sich zerstreuen lassen. Wie mit den Begriffen von Verneinung und Bejahung im Verhältniß zu andern Arten von Gegensätzen, ähnlichermassen stehet es auch mit dem Zwiespalt der Meynungen über Seyn und Nichtseyn —  $\delta\upsilon$  und  $\mu\eta\ \delta\upsilon$ ; das letztere und alle ihm gleichenden nennt Aristoteles  $\acute{\alpha}\rho\iota\sigma\tau\alpha\ \delta\upsilon\acute{\nu}\omicron\mu\alpha\tau\alpha$ ; durch die Negation, die sich da dem Begriff verknüpft, wird dieser auf Null gebracht; er kann aber durch dieses hindurch, wie in der Trigonometrie der Cosinus, in das positiv Entgegengesetzte übergehen.

„Illud vero praetereundum non est hoc loco, quod Thomas Hobbes pro sueto sibi ingenii acumine observavit, apud eas gentes, quibus mos est, verbum substantivum: Est, perpetua ellipsi subintelligere, quales sunt nonnullae orientales (namentlich die semitischen Völker) magnam partem philosophiae barbarae, aut non omnino, aut aegerrime exprimi posse; quum tamen eae gentes non sint minus, quam ceterae, aptae ad philosophandum, et lingua alioquin in rebus ipsis copiosa cultaque utantur.“ Leibnitz Diss. de stylo philosophico Marii Nizolii §. XIV. in Opp. Vol. IV. P. I. p. 48

Schon zu §. 6., oder doch bey §. 11., wo die Kategorien aufgezählt werden, muß man wünschen, Hr. Trend. möchte die Lehre des Aristoteles von den Begriffen durch viel mehr Stellen im Text und durch erörternde Anmerkungen auseinandergesetzt, und einerseits bis in die Metaphysik hinein, andrerseits bis in die Sprache herab verfolgt haben, zumal auf diesem Hauptpunct ein großer Theil seiner Bestreitung der Platonischen Ideenlehre beruhet. Was wir gemeinhin allgemeine Vorstellungen nennen, dafür hat Aristoteles vielerley oft nahe aneinandergränzende Bezeichnungen, die er nach der Verschiedenheit der jedesmal zu erörternden Begriffe, hier diese, dort jene, gebraucht, ohne daß er gleichwohl sie irgendwo fest bestimmte, erklärte und unterschied; er durfte sich deßfalls auf das philoso-

phische und sprachliche Gefühl seiner gleichzeitigen Leser verlassen, wie es uns nicht beywohnt. Die Ausdrücke,  $\epsilon\acute{\iota}\delta\omicron\varsigma$ ,  $\gamma\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$ ,  $\tau\acute{o}\ \tau\acute{\iota}\ \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota$ ,  $\tau\omicron\ \tau\acute{\iota}\ \eta\upsilon\ \acute{\epsilon}\acute{\iota}\nu\alpha\iota$ ,  $\tau\acute{o}\ \kappa\omicron\iota\upsilon\acute{\nu}\omicron\upsilon$ ,  $\tau\acute{o}\ \kappa\alpha\theta\acute{\omicron}\lambda\omicron\upsilon$   $\tau\acute{o}\ \acute{\epsilon}\upsilon\ \acute{\epsilon}\nu\ \pi\omicron\lambda\lambda\omicron\iota\varsigma$ , und viele andere scheinen manchmal in gleicher und derselben Bedeutung gesetzt, manchmal sind sie offenbar unterschieden. Man sieht aber überall bald, daß Aristoteles die logischen und sprachlichen Abstractionen als ein  $\kappa\alpha\theta\acute{\omicron}\lambda\omicron\upsilon$ , oder  $\kappa\omicron\iota\upsilon\acute{\nu}\omicron\upsilon$  u. dgl., mögen sie in substantiver, adjectiver oder verbaler Form vorkommen, von den realen  $\epsilon\acute{\iota}\delta\epsilon\sigma\iota$  und  $\mu\omicron\rho\rho\alpha\iota\varsigma$ , von den lebendigen Naturbegriffen, wie sie da stets gleichmäßig ausgeprägt zu Grund liegen, ausgeschieden und ihnen gegenübergestellt haben will. Nur den letztern kommt eine reale Definition ( $\tau\acute{o}\ \tau\acute{\iota}\ \eta\upsilon\ \acute{\epsilon}\acute{\iota}\nu\alpha\iota$ ) zu, während die erstern nur eine Nominaldefinition ( $\tau\iota\ \sigma\eta\mu\alpha\acute{\iota}\nu\alpha\iota$ ) erfordern. Beispiele dessen geben in seinen Schriften die Erklärungen über  $\kappa\iota\upsilon\epsilon\acute{\iota}\nu$ ,  $\kappa\iota\upsilon\epsilon\acute{\iota}\sigma\theta\alpha\iota$ ,  $\kappa\iota\upsilon\eta\sigma\iota\varsigma$ ,  $\phi\iota\lambda\acute{\epsilon}\iota\nu$ ,  $\phi\iota\lambda\acute{\iota}\alpha$  u. dgl. und über  $\tau\acute{o}\ \nu\upsilon\nu$ ,  $\tau\acute{o}\ \pi\omicron\tau\acute{\epsilon}$ ,  $\tau\acute{o}\ \upsilon\sigma\tau\epsilon\rho\nu\ \kappa\alpha\iota\ \pi\rho\acute{\omicron}\tau\epsilon\rho\nu$ ,  $\phi\acute{\upsilon}\sigma\iota\varsigma$ ,  $\sigma\upsilon\mu\beta\epsilon\beta\eta\kappa\acute{\omicron}\varsigma$ ,  $\delta\iota\alpha\phi\omicron\rho\acute{\alpha}$ ,  $\acute{\epsilon}\nu\alpha\nu\tau\acute{\iota}\omicron\nu$  u. d. g. vgl. Metaph. Z. 4. und B 4 und in vielen Stellen der Topik.

In §. 10. wird das oberste Denkgesetz, das des Widerspruches angeführt, aber nicht mit allen Nebenbestimmungen, die ihm Aristoteles gegen die  $\lambda\omicron\gamma\iota\kappa\acute{\alpha}\varsigma\ \delta\upsilon\sigma\chi\epsilon\rho\acute{\epsilon}\iota\alpha\varsigma$  anderwärts mit gutem Grunde beizufügen für nöthig fand; man vgl. Top. IX 4. p. 427 Sylh. π. Epμ. c. 6. pag. 60 Categ. c. 8. p. 51 sqq. Analyt. II. 3 p. 154. Durch diese und andere Stellen, und durch die in der Metaphysik B. IV. (I') cc. 3. 4. 5. 7. gegebenen Erörterungen erhält dieses dem Aristoteles so wichtige Gesetz erst seine höchste Bestimmtheit, Gewisheit und Unumstößlichkeit, wogegen auch Hegels Einreden nichts verfassen, auf welchen Hr. Trendelenburg in den Anmerkungen verweist, und mit welchem er selber dieses Gesetz nicht für das allgemeinste und

durchgängigste alles Denkens zu halten scheint. Dieses Denkgesetz, das festeste und unumstößlichste nach des Arist. Ueberzeugung, hätte eben deshalb mit den nöthigen Nebenbestimmungen und in seinen verschiedenen Ausdrucksweisen aufgeführt werden sollen, damit überdieß auch die reale und objective Bedeutung, die ihm Aristoteles durchweg gibt, ans Licht komme, demnach es nicht allein Denkgesetz, sondern eben auch Naturgesetz ist (s. *Metaph. B. 2. p. 35.*), ungeachtet in der Natur durch und durch der Gesensatz (*τὰ ἐναντία*) — herrscht.

(Schluß folgt.)



Die Anwendung des Löthrohrs in der Chemie und Mineralogie, von J. Jacob Berzelius. Dritte Auflage mit 4 Kupfertafeln. Nürnberg bey J. L. Schrag 1837.

(Schluß.)

In Betreff der Schmelzbarkeit oder Unschmelzbarkeit als Kennzeichen bemerkt der Verf. in der Einleitung: „Ich bin überzeugt, daß die Temperatur, welche durch die von den Lungen mit atmosphärischer Luft unterhaltene Löthrohrflamme erzeugt werden kann, ihre scharfen Gränzen hat, und daß man z. B. Thonerde, oder Kieselersde nicht schmelzen kann, so kleine Theilchen man auch anwenden mag, und daß daher die Beobachtung von der Schmelzbarkeit und Unschmelzbarkeit der verschiedenen Stoffe nicht so relativ ist zu der Kleinheit der Probe und der Geschicklichkeit des Operators, wie man vermuthet.“ Mit dem ersten Theil dieser Bemerkung ist Ref. vollkommen einverstanden und auch damit, daß gewisse Substanzen, wie z. B. die Kieselersde auch für den geübtesten Bläser unerschmelzbar sind, obwohl gewiß nicht gelängnet werden kann, daß einem ungeübten Bläser Proben als unerschmelzbar erscheinen, welche ein geübter recht gut

zu schmelzen im Stande ist. Aber eben deswegen, weil die Gränze zwischen Schmelzbarkeit und Unerschmelzbarkeit scharf genug sich ausspricht, dürfte man es damit etwas genauer nehmen, als gewöhnlich geschieht. Feine Splitter oder Fasern von Gehlenit, Rotheisenerz, Magneteisenerz und Eisenspath schmelzen nicht selten so deutlich, daß man nicht einmal einer Linse bedarf, um sich davon zu überzeugen; aber die feinsten Fasern von Kieselersde, wie man sie durch Zersetzung des Schillerspaths von Reichenstein in Schlessien mit Salzsäure erhält, schmelzen nicht. — Die angeführten Mineralien, sowie der Anthophyllit, welcher sich allerdings nur in den feinsten Spitzen rundet, sind als unerschmelzbar angegeben. —

Die zweite Hauptabtheilung begreift die Mineralien, die sich zu Kugeln schmelzen lassen, die Unterabtheilungen sind wieder durch das Verhalten zur Soda bestimmt. Die dritte Hauptabtheilung begreift die Mineralien, welche sich nur an den Ranten schmelzen lassen. Es werden hier Feldspath, Albit, Petalit, Nephelin, Wollastonit, und sogar Schwerspath und Gyps angeführt. Diese lassen sich, wenigstens in der Pinette und als feine Splitter, recht gut zu Kugeln schmelzen. Die vierte, eigentlich eine Nebenabtheilung, begreift die Mineralien, welche sich aufblähen.

Die beigegebenen Abbildungen auf vier Tafeln sind wesentlich dieselben, wie in der zweyten Auflage.

Papier und Druck sind sehr schön.

v. Kobell.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. July.

Nro. 145.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Excerpta ex Organo Aristotelis. edidit, convertit, illustravit Fr. Ad. Trendelenburg.

(Schluß.)

Neben diesem unerschütterlichsten Grundgesetz bringt aber Aristoteles gelegentlich manche andere in Erinnerung, die er nur darum minder erörtert hat, weil sie minder übertreten wurden. Hr. Trendelenburg führt daneben nur noch aus Analyt. pr. I. 32. den Grundsatz an: „daß alles Wahre durchaus mit sich selbst in Uebereinstimmung seyn müsse.“ Hiez mit vgl. man Eth. Nic. I. 8. und Analyt. post. I. 25. p. 241. —

Es ist aber eben auch ein Grundsatz des Denkens, wenn er Metaph. Γ c. 4 p. 55 sagt: Οὐδὲν ἐνδέχεται νοεῖν μὴ δὲν νοοῦντα εἶναι; und darum habe wie jedes Wort seine feste Bedeutung, so jeder Begriff und Satz — λόγος — seine Bestimmtheit. Vgl. ebd. Βδ. IX. (J) c. 1. u. V. (Δ) c. 6. Ferner erörtert er ein Denkgesetz Metaph. Β. 4 p. 40 fg., daß außer den zahllosen Einzelnissen auch etwas Allgemeines seyn müsse, wenn es Wissenschaft geben soll. ἢ γὰρ εἶναι καὶ ταυτὸν καὶ ἢ καθόλου τι ὑπάρχει, ταύτη πάντα γνωρίζομεν. Demnach — δεῖ τι εἶναι παρὰ τὰ καθέκαστα, nämlich τὰ γένη αἰετικαῖον παρὰ τὰ καθέκαστα εἶναι, ἢτοι τὰ ἔσχατα ἢ τὰ πρῶτα. — τὸ γὰρ ἐπίστασθαι πῶς ἔσται, εἴ ἢ τι ἔσται ἐν ἐπὶ πάντων; denn das Unbegrenzte — ἀπειρον — wiederholt er oft, ist kein Gegenstand der Wissenschaft, ist nicht ἐπιστητόν. Vgl. Analyt. post. I. c. 8. p. 213 Sylb. Εἴδη,

(Platonische Ideen) μὲν οὖν εἶναι, ἢ ἐν τι παρὰ πολλὰ, οὐκ ἀνάγκη, εἰ ἀπόδειξις ἔσται· εἶναι μὲντοι ἐν κατὰ πολλῶν, ἀληθὲς εἰπεῖν ἀνάγκη· οὐ γὰρ ἔσται τὸ καθόλου, (im Schlußsatz) ἀν μὴ τοῦτο ἦ. Ἐὰν δὲ τὸ καθόλου μὴ ἦ, τὸ μέσον οὐκ ἔσται ὥστ' οὐδὲ ἀπόδειξις sqq. Nicht minder gilt als Gesetz wenigstens desjenigen Denkens, das sich das Erkennen und Wissen, nicht aber Sophistik zum Ziel setzt, die Begründung der Aussagen und Behauptungen; Analyt. post. I. 2. p. 199 fg. Ἐπίστασθαι δὲ οἰόμεθα ἕκαστον ἀπλῶς, ἀλλὰ μὴ τὸν σοριστικὸν τρόπον, τὸν κατὰ συμβεβηκός, ὅταν τὴν τ' αἰτίαν οἰόμεθα γινώσκειν, δι' ἣν τὸ πρᾶγμα ἔστιν, ὅτι κείνου αἰτία ἐστὶ, καὶ μὴ ἐνδέχεται τοῦτ' ἄλλως εἶχειν sqq. Vgl. ebd. c. 11. p. 255 fg. und c. 17. p. 265. Rhet. I. 7, 27 p. 27 ἀκρ. φουσ. I. 1. und II, 3. u. aa. QD. Vgl. Plato Phaed. p. 100 cc. 48. 49 sq. Cic. de fato c. 11.

Hieher gehöret ferner Metaph. Γ. c. 7. das Axiom: Μεταξὺ ἀντιφάσεως ἐνδέχεται εἶναι οὐδὲν, ἀλλ' ἀνάγκη ἢ φάναι ἢ ἀποφάναι ἐν καθ' ἑνός ὅτιοῦν. — — — ὥστε καὶ ὁ λέγων εἶναι ἢ μὴ εἶναι ἀληθεύσει ἢ ψεύσεται sq. Vgl. π. Ερμ. c. 18. p. 74. Categ. c. 3. p. 47 Analyt. post. I. 8. p. 213. und c. 25. p. 241. Top. II. 2, 6. p. 293. Und was anders denn ein Denkgesetz ist jenes Metaph. J. c. 3. p. 161 Πᾶν πρὸς ἅπαν ἢ ταῦτό ἢ ἄλλο? Dieses sagt Plato fast mit denselbigen Worten und erörtert es ausführlicher im Parmenides S. 139: Οὐδὲν — ταύ-

τὸν μὲν ἄρα ἰτέρῳ ἢ ἕτερον ἑαυτοῦ οὐκ ἔσται sgg. und S. 146 A: πᾶν ποῦ πρὸς ἅπαν ὧδε ἔχει· ἢ ταῦτόν ἐστιν ἢ ἕτερον· ἢ ἑὸν μὴ ταῦτόν ἢ μηδ' ἕτερον, μέρος ἂν εἴη τούτου πρὸς ὃ οὕτως ἔχει ἢ ὡς πρὸς μέρος ὅλον ἂν εἴη. — Ueberhaupt hätte man erwarten dürfen, daß auf die logischen Lehren der Alten mehr, als auf die Neuern, und namentlich auf Platon stäte Rücksicht genommen seyn würde, der fast in jedes größere Gespräch die einen oder andern höchst bedeutsamen Lehren über das Denken und den Gang der Forschung, über die Wege der höhern Erkenntniß eingestreut hat, und noch mehr als durch diese gelegenheitlichen Winke, über die Methode des Denkens und Philosophirens durch die ganze Anlage und Ausföhrung seiner Dialogen belehret. Wie auf Plato, so hätte in den Anmerkungen auch auf die Stoiker Rücksicht genommen werden sollen, um die alte Logik in ihren vorzüglichsten Wendungen und Phasen zur Kenntniß zu bringen. Durch diese meines Erachtens allein fruchtbaren Berücksichtigungen und Beyziehung der geschichtlichen Entwicklungen würde allerdings das nun kleine Büchlein zu einem Buche angewachsen seyn, es würde aber hiedurch sich recht klar herausgestellt haben, wie richtig Aristoteles mit Plato und a. vom Sage ausgegangen, und wie durchhin die Logik mit der Grammatik aufs engste verknüpft ist; insbesondere endlich und vornehmlich, die Logik würde aus einer Terminologie, was sie nun grofentheils ist, zu einer Erkenntniß- und Wissenschaftslehre geworden seyn; und dieß würde Niemand bedauert haben, der die Rath- und Hülflosigkeit der gewöhnlichen Denklehren kennt. Hr. Trendelenburg scheint sich zur Aufgabe gemacht zu haben, hier eben nichts weiter als einen Grundriß der Hauptpunkte der dürftigen Logik zu geben. Eine solche will jedoch die Aristotelische nicht seyn; sie will zuletzt Wissenschaftslehre seyn, wie aus den 2 B. der spätern Analytik erhellet. Um dieses zu werden,

muß sie weit nach allen Wegen der Erkenntniß nicht blos, sondern auch der Reden umhersuchen, um die Richte zu zeigen; denn, sagt Platon im *Kratylus* §. 5. S. 385 B: ἔστιν ἄρα τοῦτο, λόγῳ λέγειν τὰ ὄντα τε καὶ μὴ. Die Wege nun, die von Sprache und Sache aus zur Erkenntniß und zuletzt zur Wissenschaft führen können, sucht Aristoteles auf, und ebnet sie in der *Topik*. Diese ist noch niemals für sich bearbeitet worden, verdiente es aber vor vielen anderen auch selbst aristotelischen Schriften; möchte daher Hr. Trendelenburg sich entschließen, uns dieselbe in ähnlicher Bearbeitung zu geben, wie er die Bücher von der Seele geliefert hat!

Daß die Aristotelische Logik die Richtung und Rücksicht auf die gegenständliche Erkenntniß nie aus den Augen verliert, zeigt sich hier demnächst in §. 12. wo Hr. Trend. aus *Analyt. I. c. 1.* die Folge der Fragen angiebt, die gethan werden müssen: ob der Gegenstand ist? und wenn er ist, was er denn ist? und warum? d. h. durch welche Ursachen? z. B. die *Astrologie* setzte voraus den Einfluß der Constellationen bey der Geburt eines Menschen auf sein Lebensgeschick, ohne sich vorher dessen versichert zu haben, ob ein solcher Einfluß statt finde; deßhalb dena, wenn dieser gesucht und nicht gefunden und erwiesen werden konnte, die ganze Wissenschaft mit ihrem kunstreichen Aufbau dahinstürzen mußte. Desgleichen die *Alchymie*, ohne sich dessen zu vergewissern, daß die Verwandlung der unedleren Metalle in edlere, daß die *Lebensstinctur* u. dgl. m. nicht allein möglich und denkbar, sondern wirklich sey, nahm sie dieses an, und operirte auf diese Annahme hin erfolglos, obzwar in andern Beziehungen mit Gewinn. Vielleicht trüben auch wir heutzutage noch Künste und Wissenschaften, deren Ob, wie das der *Alchymie* und *Astrologie*, nicht satfsam erprobt ist. Ob zwischen Mars und Jupiter ein Planet sey oder nicht? dieß wurde gefragt; daß da einer sey, haben Lambert und Kant, voneinander unabhän-

gig, mit den trefflichsten Gründen und unvergleichlichem Scharfsinn vermuthet; wie er aber da sey, hat erst hinterdrein die Erfahrung gelehrt; eben sie hat auch das philolaische und kopernikanische Welt-system gerechtfertiget. Diese geringen Andeutungen mögen genügen, auf die Wichtigkeit der obenerwähnten Fragen, wie sie Aristoteles in der Logik weiter ausführt, aufmerksam zu machen. Die Geschichte jeder einzelnen Wissenschaft und Kunst liefert zahlreiche Belege für ihre einflussreiche Bedeutung, und wie ihre Vernachlässigung sich gerächt, ihre Beachtung glänzend bewährt hat. Erst muß vollständig sicher gestellt seyn, daß etwas sey, — *ὅτι ἐστὶ*, ehe an die wissenschaftliche Begründung aus dem ursachlichen Zusammenhang, an das: *διότι ἐστὶ* gegangen werden darf.

Weil das: daß etwas ist, und was es ist, in den allermeisten Fällen auf der Erfahrung im weitesten Sinn beruhet, darum gibt Aristoteles dieser so viel Werth, wie nicht leicht ein gewöhnlicher Philosoph thut, und läßt dem Denken wirklich nur das Zusehen, soweit dieß nur gehen mag. Aber von dieser breiten Unterlage, die er dem wissenschaftlichen Erkennen gibt, erhebt er sich dann eben so sicher und vertrauensvoll auf die Speculation in die höheren Räume und Gebiete der speculativen Philosophie, als irgend einer; und zwar vermittelt des Schlußes und der Induction, über welche in §. 17 fgg. S. 5 fgg. die hauptsächlichsten logischen Lehren ausgehoben sich finden, mit den Hauptpunkten, die sich hieran knüpfen, bis zu den Lehrensätzen über die ersten und höchsten Principien §. 50 und fgg. Hier kommt erst recht zum Vorschein, wie die ganze Aristotelische Logik die wissenschaftliche Begründung der Erkenntniß zu ihrem Mittelpunct und zur letzten Aufgabe hat. Hier aber auch kann man viele Bestimmungen und nähere Ausführungen, Nachweisung von Beispielen im Einzelnen aus den Schriften dieses Philosophen und Anderer, vermischen, was ich hier nicht weiter verfolgen mag, weil

Hr. Trendelenburg nach einer anderen Ansicht und Zweck gearbeitet hat. Dieser ist lobenswerth, mag er auf diese oder jene Weise erreicht werden. Für Gymnasien, denen er diese Elementa zunächst bestimmt, würde aber nach meinem Ermessen auf die ange deutete Weise besser gesorgt worden seyn, als durch die zu dürftigen kleinen Sätze. Eben für Gymnasialschüler und Lehrer möchte es auch zuträglich gewesen seyn, wenn Hr. Trendelenburg einen ausführlichen nicht allein grammatischen und kritischen, sondern eigentlich exegetischen Commentar beigefügt hätte, in welchem er die logischen Lehren ausführte, näher bestimmte, und aus den alten Philosophen, Physikern, Rednern und Exegeten erläuterte. Denn er darf nicht voraussetzen, daß jeder Lehrer, wie vorzüglich er sonst sey, die Werke von Kant, Hegel, Herbart, Twisten, Fries u. a. eben so kenne, wie Er; was aber noch schlimmer ist, so sind diese alle unter sich im Widerstreit, mehr oder minder, und werden eher verwirren als aufklären. Die Neue Darstellung der Logik von Drobisch aber vollends setzt eine breite Kenntniß der seitherigen logischen Lehren zum voraus, um in ihrem abstracten Gang nur verständlich zu seyn; den logisch-mathematischen Anhang aber werden vollends die meisten gänzlich liegen lassen müssen. Erfreulich aber war mir wenigstens doch immer schon dieß, daß auf diese in vielen Puncten höchst eigentümliche und scharfsinnige Arbeit hier aufmerksam gemacht ist. Denn auf der Sicherstellung der logischen Methoden und Grundsätze beruhet der sichere Fortschritt und die Prüfung aller Wissenschaften, wenn auch zunächst nur der Form nach, so doch weiterhin zum Theil selbst dem Gehalt nach. Zu dieser Absicht ist Drobisch's Logik ein vorzüglich schätzenswerther Beytrag; hiezu auch diese Elementa logices Aristoteleae.

In den Gymnasien eingeführt, und von geschickten Lehrern gebraucht, können sie der Jugend höchst nützlich werden für das ganze Leben, und ins-

besondere auch dazu dienen, practisch zu zeigen, daß sich die sogenannten Realien ganz füglich aus den Alten unmittelbar und bis zu einem gewissen Grad besser, als aus den Neueren erlernen lassen. Und allein um dieses Gesichtspunctes willen machte ich oben auf mehreres aufmerksam, was nach meinem Bedenken hätte aufgenommen werden sollen, um eine fruchtbare Verbindung der philologischen und philosophischen Studien zu bewerkstelligen.

J. R.



Traditions tératologiques ou récits de l'antiquité et du moyen âge en Occident sur quelques points de la fable du merveilleux et de l'histoire naturelle, publiés d'après plusieurs manuscrits inédits grecs, latins et en vieux français. Par Jules Berger de Xivrey. Paris, 1836. LXXIII. und 603 Seiten. 8.

Unter den verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens hat in neueren Zeiten wohl keiner eine geringere Anzahl von Bearbeitern gefunden — selbst sein Name wird den Meisten unbekannt geblieben seyn — als der, welcher mit der Benennung Teratologie bezeichnet wird. Darunter soll die Kenntniß der wunderbaren, ungewöhnlichen und außerordentlichen Erscheinungen verstanden werden, welche nach den Angaben des Alterthums in der Schöpfung und nach der engeren Begrenzung dieses Begriffes von Seite des Verf., inbesondere in ihrem animalen Theile sich vorfinden sollen. Kein Wunder, daß in unserer Zeit, welche vorzugsweise exacten Kenntnissen sich zuwendet, eine Sciencz, deren Objekte zum großen Theile fantastischer Art sind, keine besondere Gunst erlangt hat; gleichwohl ist sie zum Verständniß des Alterthums von mehrfacher Bedeutung, und es ist daher mit Dank anzuerkennen, daß der Verf. sich solchen teratologischen Untersuchungen zugewandt hat. Was den naturhistorischen Theil derselben anbelangt, über welchen Ref. allein ein kritisches Urtheil sich auszusprechen erlaubt, so ist dieser mit Sorgfalt und mit bestän-

diger Hinweisung auf neuere französische Autoritäten, wie Geoffroy Saint-Hilaire und Cuvier, bearbeitet; mit nicht minderer Genauigkeit und mit noch größerer Ausführlichkeit scheint der philologische Theil behandelt, worüber indeß Ref. keine bestimmte Entscheidung sich annahm, sondern diese sachkundigen Alterthumsforscher anheimstellte, welche er überhaupt durch vorliegende Anzeige mehr auf das Daseyn eines solchen Werkes aufmerksam macht, als ihnen im Urtheil vorgreifen möchte.

Der Verf. hat die Traditions tératologiques in vier Abschnitten behandelt, deren jedem eine besondere alte handschriftliche Urkunde zu Grunde liegt. Indem er in der Einleitung eine kurze Uebersicht über die Schriftsteller dieses Faches von den ältesten Zeiten an bis herab auf den Kirchenvater Augustinus giebt, der in seinem bekannten Werke, de civitate Dei, von diesem Gegenstande ebenfalls handelt, schließt er an sie unmittelbar die ihm zugänglichen und noch nicht publizirten Urkunden an.

Die erste Urkunde (S. 1 — 350) führt den Titel: „De Monstris et Belluis Liber. D'après le manuscrit latin du Xe siècle appartenant à M. le marquis de Rosambo. In der Einleitung sagt hierüber der Verf.:

„Dieses Kapitel des h. Augustinus ist offenbar die Hauptquelle des kleinen Traktats de Monstris et Belluis, welchen wir am Ende der Fabeln des Phaedrus in einem Manuscript des zehnten Jahrhunderts gefunden haben, das von Peter Pithou, erstem Herausgeber dieser Fabeln, durch Erbfolge an die Familie Le Peletier gelangt ist und gegenwärtig dem Marquis von Rosambo, Chef dieses Hauses, angehört. Indem wir im Jahre 1830 die erste Hälfte dieses Manuscripts, das den lateinischen Fabeldichter enthält, publizierten, mußten wir in der Vorrede zu unserer Ausgabe die Geschichte und die sehr detaillierte Beschreibung dieses Manuscripts liefern und wir ließen dem Texte des Phaedrus ein Fac simile nachfolgen. Ohne hier in die nämlichen Einzelheiten einzugehen, sagen wir bloß, daß das Manuscript von Rosambo in Quart auf Pergament und gut gehalten ist, und daß dessen Schrift nicht neuer als das zehnte Jahrhundert seyn kann; es besteht aus 54 Blättern, wovon die Fabeln des Phaedrus nur die 38 ersten einnehmen. Ohne Unterbrechung und von derselben Hand folgt dann auf den 16 letzten Blättern der unedirte und anonyme Traktat, welchem ich den Titel gab: De Monstris et Belluis.“

(Schluß folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. July.

Nro. 146.     der k. bayrer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

Das vorliegende Buch verdient vornehmlich aus zwey Gründen eine ausführlichere Behandlung. Für's Erste gehört P. Sylvester II. zu den merkwürdigsten, zu gleicher Zeit aber auch zu den am wenigsten erforschten Persönlichkeiten des frühern Mittelalters, mit welchem er auch das im Allgemeinen über diese Periode der Geschichte ausgesprochene Verdammungs-Urtheil lang genug theilte, ja selbst noch bey modernen Schriftstellern theilt, weshalb auch der Gedanke des Verfassers, Gerbert's Leben und das zehnte Jahrhundert durch besondere historische Forschungen zu beleuchten, zu den glücklichsten dieser Art gezählt werden muß. Der zweyte Grund, und welcher besonders denjenigen Theil des lesenden Publikums betrifft, dem es nicht genügt, die Forschungen Anderer vor sich zu haben, bezieht sich auf das historische Material dieses Buches. Der Verf. hat mit meist lebenswerther Genauigkeit die bis jetzt gedruckten Quellen benützt. Zu seinem Unglücke aber sind ihm die neuesten literarischen Entdeckungen in dem Gebiete, das er behandelte, unbekannt geblieben. Wir meynen hiemit die neu aufgefundenen Briefe P. Sylvesters mit dem in Richtigkeit gebrachten Texte der ältern, wie sie dem Vernehmen nach der nächste Band der Monum. Germ. hist. bringen wird, und insbesondere die bis jetzt gänzlich unbekannte historia Francorum Richeri Re-

mensis, welche Gerbert selbst gewidmet ist. Die Forschungen über Gerbert's Briefe sind Referenten so wenig bekannt, als sie es dem Verf. des vorliegenden Buches waren. Selbst aber mit dem Detailstudium der Zeit beschäftigt, in welche Gerbert's Wirken fällt, wandte sich Ref. an den k. Bibliothekar zu Bamberg, Hrn. J. H. Jäck, um wenigstens den Richerus zu erhalten, und somit nicht genöthigt zu seyn, in seinen eigenen Studien auf die Herausgabe jenes Bandes der Mon. Germ. hist. zu warten. Da Hr. Bibliothekar Jäck mit der von ihm bekannten Bereitwilligkeit den Wünschen des Ref. willfahrte, andrerseits dieser zu seinen eigenen Forschungen auch das übrige Detailstudium zu machen genöthigt war, wie der Verf. des vorliegenden Buches, so sieht sich Ref. nicht nur im Stande, die Art und Weise zu beurtheilen, wie der Verf. die bekannten Quellen benützte, sondern auch den Leser dieser Blätter über diejenigen Zusätze, Erläuterungen und Berichtigungen aufzuklären, welche die Geschichte des zehnten Jahrhunderts wenigstens in Bezug auf Gerbert durch die Bekanntmachung des Richerus erhalten wird. Ehe wir jedoch darauf übergehen, sey es erlaubt zu bemerken, daß die Geschichte des Richerus, von welchem unseres Wissens außer dem vor uns liegenden Bamberger Codex kein zweyter bekannt ist, auf 55 Pergamentblätter mit Schriftzügen des 11. oder 12. Jahrhunderts — auch einzelne Auslassungen von Reden, beweisen, daß dieser Codex nur spätere Abschrift ist, — in klein Folio geschrieben, und die Schrift in vielen Seiten fast vollständig erloschen ist. Richerus schiebt

seiner Historie eine Dedication voraus: Domino ac beatissimo patri Gerberto Remorum Archiepiscopo Richerus monachus: Gallorum congressibus in vulumine regerendis imperii pater sanctissime G. auctoritas seminarium dedit. Quam ut summam utilitatem affert et rerum materia sese multis prebet. eo animi nisu complector qua jubentis mira benevolentia pertrahor. Cujus rei initium a vicino ducere volui. res multo ante gestas d. m. hinemarus ante te septimus remorum metropolitanus suis annalibus copiosissime annexuit. Einer Glosse mit schwärzterer Dinte zufolge bekennt er sodann, einiges „ex quodam Flooardi presbyteri remensis libello“ entnommen, jedoch dieß nicht (nach der Weise anderer Chronisten) wörtlich in sein Buch übergetragen zu haben. Die Geschichte selbst ist in 4 Bücher eingetheilt: das erste (fol. 1 — 15) geht von der Geburt Carls des Einfältigen bis zum Tode König Rudolfs; das zweite (fol. 15 — 31 b.) enthält die Schicksale Ludwig Outremer's bis zu dessen Tode. Das dritte (fol. 31 b. — 42 b.) beschreibt die Regierung König Lothars; das vierte (fol. 42 b. — 55 b) reicht bis zum Schlusse des Concils von Mouson 16 Juny 991 (dem Vorspiele der Absetzung Gerberts). Nach diesen kurzen Bemerkungen, zu welchen wir nur noch die seiner großen Glaubwürdigkeit hinzufügen, da er im Mittelpunct der Ereignisse seiner Zeit lebte, und obwohl er sein Werk Gerbert widmete, weder ihm ungebührlich huldigte, noch die Handlungen seiner Gegner entstellte, wollen wir uns von Richerus zum Verfasser des vorliegenden Buches wenden.

Dr. Hock beginnt die Geschichte des P. Sylvester mit einer philosophisch-historischen Einleitung.

Er setzt auseinander, das Christenthum sey zunächst nicht eine Lehre, sondern eine Thatsache, wendet sich dann zu der Darstellung der Entwicklung der griechischen Kirche und durchgeht hierauf die Geschichte des Mittelalters nach ihren Hauptrichtungen. So kommt der Verf. nach einer Einleitung von 13

Seiten, deren Inhalt theils zu allgemein ist, theils in zu entfernter Verbindung mit dem eigentlichem Gegenstande seines Buches steht, als daß Ref. näher darauf eingehen könnte, auf die wissenschaftliche Thätigkeit zu sprechen, wie solche im Abendlande unmittelbar den Anstalten entsproß, welche zu Bewahrung des Glaubens und zum Wachsthum in christlichen Tugenden seit den ältesten Zeiten gegründet worden waren. Nach einem kurzen Ueberblick der wissenschaftlichen Bestrebungen von Karl dem Großen zählt er die Männer auf, die in dem Anfange des neunten Jahrhunderts den fränkischen Hof und die christliche Kirche schmückten; beschreibt dann den Kreis von Gelehrten in der Epoche Karls des Kahlen und weist bey der nun folgenden Zersplitterung der Carolinger Macht und Größe nach, wo die Reste christlicher Bildung in allgemeiner Verwirrung sich erhielten und von frommen Mönchen einem glücklicheren Geschlechte, als sie selbst waren, übergeben wurden (wie in Straßburg, Utrecht, Lüttich, Metz, Trier, vor Allem aber in St. Gallen; in Reichenau und Aurillac). Nachdem der Verf. auf diese Art gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts gekommen ist, beschreibt er die vielfachen geistigen Richtungen desselben, durch deren nähere Beleuchtung bereits Mabilon, der des Verfassers hauptsächlichster Geleitmann ist, den Vorwurf der Finsterniß und Barbarey abwies, womit neuere Geschichtschreiber noch immer das ganze Jahrhundert belegen. Der Verf. nennt Bruno von Cöln, welcher der Mittelpunct jeder geistigen Richtung am Niederrhein wurde, Heinrich von Trier, Wilhelm von Mainz, den Bischof Kather von Verona, Johann von Vendières; erwähnt die Schulen von Rheims, Würzburg, St. Marimin zu Trier, St. Alban zu Mainz, von Fulda, Hirschau, Hildesheim und nennt die vorzüglichsten Kirchenfürsten und Lehrer, die daraus hervorgegangen sind; dann geht er auf die Reformation der Kirchenzucht über, wie sie im zehnten Jahrhunderte von dem Orden von Clugny über Frankreich und Italien ausgieng, und

zeigt, welche ähnliche Bestrebungen gleichzeitig auch in andern Theilen des Abendlandes statt gefunden haben.

Ob wir jedoch von dieser Einleitung zu dem Leben Gerberts selbst übergehen, ist es nöthig, die Art und Weise zu bezeichnen, wie der Verf. den oben angeführten Gegenstand behandelte.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Darstellung des Verf. von der gewöhnlichen Auffassungsweise des zehnten Jahrhunderts abweicht; dieß ist jedoch ursprünglich nicht sein, sondern wie schon bemerkt, Mabillons Verdienst, welchem der Verfasser so sehr folgte, daß man ihm beynahe das Verdienst eigener, tieferer Forschung abzusprechen sich geneigt fühlt, indem er nicht nur das Eigenthümliche der verschiedenen Schulen viel zu wenig berücksichtigt und geschieden, sondern auch historische Begebenheiten von Wichtigkeit nur im Vorübergehen erwähnt hat. So wird z. B. allgemein angenommen, das zehnte Jahrhundert habe sich von jeder Kezerey freygehalten, obwohl schon Mabillon praef. ad saec. V. p. XI. aus Ughelli aufmerksam machte, daß die Bischöfe Peter und Gogelin zu Padua Arianer in ihrer Diöcese bekämpften und besiegten. Auch der Verf. führt dieß an, jedoch nicht aus Ughelli, sondern aus Mab. ann. III. praef., ohne sich also die Mühe gegeben haben, die Sache näher zu untersuchen, die für ihn um so bedeutungsvoller seyn mußte, als gerade das Pontificat Sylvester's II. der Wendepunct in der Kirchengeschichte ist, von welchem an eine un-

unterbrochene Reihe von Häresien das Abendland (sfr. Glab. Rod. II. c. 11. 12.) durchzog. Würde sich aber der Verf. nicht mit einer oberflächlichen Berührung dieses Gegenstandes begnügt haben, so hätte er die Kirchengeschichte mit der Entdeckung bereichern können, daß es wirklich an 50 Jahre dauerte, bis es den Bischöfen von Padua gelang, des Arianismus in ihrer Diöcese vollkommen Herr zu werden. Eine ähnliche Bemerkung muß in Bezug auf die von dem Verf. erwähnten klösterlichen Reformen gemacht werden. Obwohl der Zeit nach einander sehr nahe, ist doch der größte Unterschied, zwischen der Reform, welche z. B. von Clugny und der, welche von dem hl. Romuald ausgieng, und so wahr es einerseits ist, daß „die Sorge um die Jugend und um die Abgeschiedenen“ in Clugny besonders gehegt wurde (Hock S. 50), so zeigt es anderseits von geringer Auffassungsgabe für kirchliche Institute, wenn man von diesen beyden Thätigkeiten als von zwey Grundlagen, auf welche Clugny's Macht vornehmlich gegründet war, spricht, und der den Geist und die Grundlagen dieses Ordens vor Allem bezeichnenden klassischen Stelle bey Mabillon annales XLII. 92. nicht gedenkt.

So viel von der Einleitung.

Da wir nun auf das Leben Gerberts übergehen, wollen wir die Nachrichten des Verf. wo sie uns von den Quellen abzuweichen scheinen, berichtigen, und die fehlenden mit Hülfe der Historia Richeri ergänzen.

Hock.

S. 61.

Gerbert wandte sich zuerst nach Frankreich (gestützt auf Adem. Caban. chr.) Gerbertus natione Aquitanus ex infimo genere procreatus, monachus a pueritia in S. Geraldii Aurelianensis coenobio, causa sophiae primo Franciam dein Cordubam lustrans. (In dem Buche ist wohl nur durch kleinen Druckfehler Anmillac statt Uueillac zu lesen.

Richer.

fol. 35.

Gerbertus — Aquitanus genere in coenobio Si confessoris geroldi a puero alitus, in grammatica edoctus est. In quo utpote adolescens cum adhuc incertus moraretur, Borellum citerioris Hispanie ducem orandi gratia ad idem coenobium contigit advenisse. Qui a loci abbate humanissime exceptus post sermones mutuos querebatur an in artibus profecti in hispaniis habeantur, sciscitatur. Quod cum promptissime assereret, ei mox ab abbate persuasum est, ut suorum aliquem susciperet secumque in artibus docendum duceret. Dux itaque non abnuens potenti liberaliter favit ac fratrum consensu Gerbertum assump-

Später, etwa 967 wandert er nach Barcellona.

(Man sieht also, daß die Wanderung Gerberts nach Spanien in seinem Jünglingsalter geschah, und nicht, nachdem er, wie Hr. Hoef sagt, mit Adalbero den Bund der Freundschaft geschlossen hatte, ein ganz ungeeigneter Ausdruck für das Verhältniß eines jungen Mönches zu dem Metropolitan von Rheims. Aber sehen wir bey Richer, was noch vor Gerberts Aufenthalt zu Rheims vor sich gegangen ist).

(Gerberts erste Römerreise).

965 — 967.

(Gerbert bleibt in Rom).

(Gerbert geht von Rom nach Rheims, da selbst Logie zu studieren).

(Wird Lehrer von Rheims).

Durch diesen Bericht Richer's wird der eine Theil der Erzählung Hugo's Flav bekräftigt und mit nicht geringen Zusätzen vermehrt; andererseits fällt dadurch dessen Angabe (und also auch des

tum duxit atque hattoni (Ausonensi) Episcopo instruendum conisit. Apud quem et jam in Mathesi plurimum et efficaciter studuit.

Sed cum divinitas galliam jam caligantem magno lumine relucere voluit, predictis duci et episcopo (in) mentem dedit; ut romam oraturi peterent. Paratisque necessariis iter carpunt ac adolescentem commissum secum ducunt. Inde urbem ingressi post preces ante sanctos apostulos fusas be. rec. papam (Johannem XIII) adeunt ac sese ei indicant. quidquid visum est de suo jucundissime impertiunt. Nec latuit papam adolescentis industria simulque et discendi voluntas. Et quia musica et astronomia in Italia tunc penitus ignorabantur. mox papa ottoni regi germanie et italie per legatum indicavit. illuc hujus modi advenisse juvenem, qui mathesim optime nosset suosque strenue docere valeret. Mox etiam a rege Pape suggestum est, ut juvenem retineret nullumque regrediendi aditum ei ullum preberet. Sed et duci atque episcopo qui ab hispaniis convenerant a papa modestissime indicatur. regem velle sibi juvenem adtempus retinere ac non multo post eum sese cum honore remissurum. insuper etiam gratias inde recompensaturum. Itaque duci ac episcopo id persuasum est, ut hoc pacto juvene dimisso ipsi in hispanias iterum retorquerent. Juvenis igitur apud papam relictus et ab eo rege oblatum est.

Qui (Gerbertus) nunc rogatus in mathesi se satis posse. Logice vero scientiam se addiscere velle respondit. Ad quam et pervenire moliebatur. nam ad eo in docendo ibi moratus est.

Quo tempore G(erardus?) Remensium archidiaconus in logica clarissimus habebatur, qui a Lothario francorum rege eodem tempore Ottoni regi italie legatus directus est. Cujus adventu juvenis exhilaratus regem adiit atque ut G(erardo?) committeretur obtinuit. Et cum eo per aliquot tempora hesit remosque ab eo deductus est. Ast etiam logice scientiam accipiens in brevi admodum profecit. G(erardus?) vero cum mathesi operam daret artis difficultate victus a musica rejectus est. G(erbertus) interea studiose nobilitati a predicto metropolitano commendatus ejus gratiam pro omnibus promeruit. Unde et ab eo rogatus discipulorum turmas atibus instruendas ei attribuit.

Verf.) von einem frühern Aufenthalte Gerberts zu Rheims entschieden weg.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. July.

Nro. 147.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung.)

Der nachfolgende Zeitraum bis zum Tode Kaiser Otto's II., über welche der Verf. aus Mangel an Nachrichten hinweggehen zu müssen bedeutet, ist ebenfalls bey Richerus mit wichtigen Notizen erfüllt. Zuerst sucht er die Bemühungen Gerberts auf, die ihm untergebenen Schüler in die Wissenschaften einzuführen. Da die Stelle von allgemeinem Interesse ist, tragen wir kein Bedenken, sie im Originale anzuführen.

„Dialecticam quoque ordine librorum percurrans dilucidis sententiarum verbis enodavit. Inprimis enim porphyrii ysagogas i. e. introductiones secundum victorini rhetoris translationem. Inde etiam easdem secundum manlium explanavit. Cathegoriarum i. e. predicamentorum librum aristelis (aristotelis) consequenter enucleans. Periermenias vero i. e. de interpretatione librum cujus laboris sit appetissime monstravit. Inde etiam topica i. e. argumentorum sedes a tullio de greco in latinum translata et a manlio consule sex commentariorum libris dilucidata suis auditoribus intimavit. Nec non et quatuor de topicis differentiis libros. de sillogismis cathegoricis duos. de ypotheticis tres. deffinitionumque librum unum. divisionum quoque similiter unum utiliter legit et expressit. Post post quorum laborem cum ad rhetoricam suos provehere vellet. id sibi suspectum erat, quod sine locutionum modis qui in poetis discendi sunt ad oratoriam artem ante perveniri nequeat. Poetas quoque adhibuit quibus assuescendos arbitrabatur. Legit itaque ac docuit maronem et statium terentiumque poetas.

Juvenalem quoque ac persium et oratiumque satiricos. Lucanum etiam historiographum. quibus assuefaciens locutionumque modis compositos ad rhetoricam transduxit. Qua instructis sophistam adhibuit. Apud quem ne (?) controversiis exercentur ac sic ex arte agerent, ut praeter artem agere viderentur. quod oratoris .....? videtur. (?) Sed haec de logica. In matheseo quantus sudor expensus sit, non congruum dicere videtur. Arithmeticam enim, quae est matheseos prima, inprimis dispositis accommodavit. Inde etiam musicam (non) multo ante Gallis ignotam notissimam effecit. Cujus genera in monocordo disponens eorum consonantias sive simphonias tonis ac semitonis. ditonis quoque ac diesibus distinguens tonosque insonis rationabilior distribuens in plenissimam rationem redegit. Ratio vero astronomiae quanto sudore collecta sit dicere inutile non est, ut et tanti viri sagacitas advertatur et artis efficacia lector comodissime capiatur. quae cum paene intellectibilis esset, tamen non sine admiratione quibusdam instrumentis ad cognitionem adduxit.“

Da auch wir nicht glauben, daß die Geduld unserer Leser ermüdet werde, wenn wir sie mit den astronomischen Erfindungen des kühnsten Geistes des zehnten Jahrhunderts bekannt machen, und Hr. Hock über diesen vielfach bestrittenen Gegenstand aus Mangel an ausführlicheren Nachrichten schnell hinweggeht, so wagen wir es, die bezüglichen Stellen aus unserer Handschrift mitzutheilen:

„Inprimis enim,“ fährt Richerus fort fol. 35. b. „mundi speram ex solido ac rotundo ligno argumentatus minoris similitudine majorem expressit. Quam cum duobus polis in orizonte obliquaret, signa septemtrionalia polo erectiori dedit. austria vero dejectiori adhibuit. Cujus positionem eo circulo rexit, qui a grecis orizon, a latinis limitans sive determinans appellatur, eo quod in eo signa, quae videntur ab. his que non videntur, distinguat ac imitet. (sic) Qua (spera?) in orizonte

sic collocata, ut et ortum et occasum signorum utiliter ac probabiliter demonstraret, rerum naturas dispositis insinuavit instituitque in signorum comprehensione. Nam tempore nocturno ardentibus stellis operam dabat agebatque ut eas in muridi regionibus diversis obliquatas tam in ortu quam in occasu notarent. Circuli quoque qui a grecis paralleli, a latinis aequistantes dicuntur, quos etiam incorporales esse dubium non est, hac ab eo arte comprehensi noscuntur. Effecit semicirculum recta diametro divisum, sed hanc diametrum fistulam constituit, in cujus cacuminibus duos polos boreum et austronothum notandos esse instituit. Semicirculum vero a polo ad polum XXX. partibus divisit. Quarum VI. a polo mensuris distinctis fistulam adhibuit, per quam circularis linea arctici signaretur. Post quas aestiam V. diductis fistulam quoque adjecit, que aestivalem circulationem indiceret. Abinde quoque IV. divisit fistulam identidem addidit, unde equinoctialis rotunditas commodaretur. Reliquum vero spatium usque ad notium polum eisdem dimensionibus distinxit. Cujus instrumenti ratio in tantum valuit, ut ad polum sua diametro directa ac semicirculi perductione superius versa, circulos visibus inexpertos scientiae daret atque alta memoria reconderet. Sed hoc ad circulos intellectibiles. Quanto etiam studio errantium siderum circulos aperuerit dicere non pigebit. Qui cum intra mundum ferantur et contra contendant quo tamen arteificio viderentur, scrutanti non defuit. Inprimis enim speram circularem effecit, hoc est ex solis circulis constantem. In qua circulos duos, qui a grecis coluri, a latinis incidentes dicuntur, eo quod in sese incidant complicavit. In quorum extremitatibus polos fixit. Alios vero V. circulos qui a grecis paralleli, a latinis aequistantes dicuntur, coluris transposuit, ita ut a polo ad polum XXX partes sperae medietatem divideret. Idque non vulgo neque confuse. Nam de XXX. dimidie sperae partibus a polo ad primum circulum VI. constituit. a Primo ad secundum V; a secundo ad tertium IV.; a tertio ad quartum identidem IV; a quarto a quintum similiter V; a quinto usque ad polum VI. Per hos quoque circulos eum circulum obliquavit, qui a grecis loxos vel zone, a latinis obliquus vel vitalis dicitur eo quod animalium figuras in stellis contineat. Inter hunc obliquum errantium circulos miro artificio suspendit. quorum absidas et altitudines, a sese etiam distantias efficacissime suis demonstravit. Quod quemadmodum fuerit, ob prolixitatem hic ponere commodum non est, ne nimis a proposito discedere videamur. Fecit praeter hec speram alteram

circularem inter quam circulos quidem non collocavit, sed desuper ferreis atque aereis filis signorum figuras complicavit aisque loco fistulam trajecit, per quam polus coelestis notaretur, ut eo perspecto, machina coelo aptaretur. Unde et factum est, ut singulorum signorum stellae singulis hujus sperae signis clauderentur. Illud quoque in hac divinum fuit, quod cum aliquis artem ignoraret, si unum ei signum demonstratum foret, absque magistro caetera per speram cognosceret. Inde etiam suos liberaliter instruxit. Atque haec actenus de astronomia. In geometria vero non minor in docendo, cui nihil ante Galliae scriptum habebant, quantus labor expensus sit, sermo impar dicere non sufficeret. Cujus introductioni abacum i. e. tabulam dimensionum aptam opere scutarum effecit. Cujus longitudini in XXVII partibus diducte novem numero notas omnem numerum significantes disposuit. Ad quarum etiam similitudinem mille corneos effecit characteres, qui per XXVII. abaci partes mutati cujusque numeri multiplicationem sive divisionem designarent, tanto compendio numerorum multitudinem dividentes vel multiplicantes, ut pro nimia numerositate potius intelligi quam verbis valerent ostendi. Quorum scientiam qui ad plenum scire desiderat, legat ejus librum, quem scribit ad Constantinum Grammaticum. Ibi enim haec satis abundanterque tractata inveniet.

Bewundern wir, mit welchem Aufwande von Geist und Thätigkeit die Wiederherstellung verloren gegangener Wissenschaft vor sich ging! Es war natürlich, daß der Ruf eines solchen Lehrers bald die engen Gränzen des Frankreichs überragte, nach Deutschland wie nach Italien drang, die Anzahl der Zuhörer mit jedem Tage stieg und die berühmtesten Lehrer um ihren Ruf besorgt zu werden anfiengen. Zu diesen gehörte Dtrich zu Magdeburg, dessen Gelehrsamkeit den Hof Kaiser Otto's II. verzerrlichte, dessen Streit mit Gerbert der Verf. jedoch, als eine Sage und wegen mathematischer Behauptungen entstanden auführt. Die Sage ist aber nicht nur historische Thatsache, wie sie denn auch von Hugo Flav., aus welchem der Verf. schöpfte, als solche angeführt wird, sondern zugleich auch von nicht geringem Interesse für die Kenntniß des Standpunktes damaliger Wissenschaft. Dtrich hatte von Gerberts Eintheilung der Wissenschaften gehört und

brannte vor Begierde, Näheres darüber zu erfahren. Er betrieb deshalb bey den Seinen, einen der Ihrigen nach Rheims zu schicken, der bey Gerbert studiren und die neue Lehrweise dann bekannt machen sollte. Dieß geschah; der neue Schüler sagte aber mehrere Eintheilungen anders auf, als Gerbert lehrte, und hinterbrachte unter Andern, Gerbert ordne die Mathematik der Physik, wie die Gattung der Art unter, während jener beyden Wissenschaften als gleich und coäv hinstellte. Auf diese Weise erhielt Otrich ein Schema der Eintheilungen Gerberts, welches ihn bey näherer Untersuchung zu dem Ausspruche verleiten mußte, Gerbert verstünde nichts von philosophischen Dingen, am wenigsten aber von dem Verhältnisse des Göttlichen zum Menschlichen, ohne dessen tiefere Erkenntniß man gar nicht philosophiren könne. Diesen Ausspruch wiederholte er selbst vor Kaiser Otto II., welcher Gerbert öfters gesehen und seinen Disputationen beygewohnt hatte, und deshalb nicht wenig wünschte, von Gerbert selbst Aufschluß über diese Dinge zu erhalten. Nun geschah es, daß Erzbischof Adalbero das Jahr darauf mit Gerbert nach Rom zog und zu Pavia mit dem Kaiser zusammentraf, in dessen Gefolge sich auch Otrich befand. Kaiser Otto empfing die beyden Pilger mit großer Ehre und ließ sich von ihnen zu Schiffe nach Ravenna begleiten. Hier befahl er in dem kaiserlichen Pallaste eine große Disputation zu halten, zu welcher der Metropolitane von Rheims, der Abt von Montier — en — Der, Gerbert, Otrich und auch eine Menge von Scholastikern zusammenkamen. Der Kaiser hatte aber Otrich besonders aufgetragen, er sollte Gerbert unversehens mit seinen Streitsätzen angreifen und sich selbst so verhalten, daß er ohne selbst strittige Sätze zu lösen, viele solche hinwürfe und den Gerbert zur Gegenrede reizte, um ihn desto leichter zu umstricken.

Der Kaiser eröffnete selbst die Disputation mit einer Rede, in welcher er auf den Nutzen hinwies, welchen die Wissenschaft durch den Ideenaustausch

gewänne, und dann die Versammlung aufforderte, ein Schema der Eintheilung der Dinge zu untersuchen, welches ihm in den verfloffenen Jahre zugekommen sey. Sogleich erklärte dieses Otrich für das, welches Gerbert seinen Zuhörern vorlege. Als aber dieser es näher besichtigte, erklärte er es für eine Verfälschung seines eigenen Systems, nach welchem Mathematik, Physik und Theologie als derselben Art subordinirt dargestellt werde. Da ihn nun Otrich aufforderte, seine Eintheilung weiter auszuführen und auch die Gründe derselben anzugeben, so entspann sich hierauf eine Disputation, welche sich allmählig von dem ersten Streitpunkte immer mehr entfernte, und auf den Grund der Philosophie selbst übergieng, welchen Gerbert darin erkannte, daß wir aus ihr Göttliches und Menschliches kennen lernten, und die endlich gegen Sonnenuntergang von dem Kaiser geschlossen wurde, nachdem die dialectische Gewandtheit Gerberts, wenn auch nicht einen Sieg über seinen Gegner errungen, doch sich im Verbande mit seiner ungemeynen Gelehrsamkeit auf's Glänzendste gezeigt und ihm neuen Ruhm erworben hatte. \*) Mit reichen Geschenken entließ hierauf der Kaiser Gerbert mit dem Erzbischofe von seinem Hofe; sonderbarer Weise erwähnt aber Richerius weder hier noch an einer andern Stelle der Verleihung der Abtey Bobbio, welche Gerbert doch vom Kaiser Otto II. erhielt.

\*) Der Verf. scheint S. 65. diese Disputation in das Jahr 982 setzen zu wollen, da er sagt, es sey Otrich wahrscheinlich durch eine 981 erlittene Kränkung zum Angriffe Gerberts gereizt worden. Diese Kränkung, welche im Uebergehen Otrichs bey der Besetzung des Erzstiftes Magdeburg bestand, scheint ihm aber in Folge dieser Disputation widerfahren zu seyn, welche aller Wahrscheinlichkeit nach im Späthherbste des Jahres 980 vorgefallen ist, da Kaiser Otto II. nur in diesem Jahre von Pavia nach Ravenna ging, wie uns deutlich im Richerius erzählt wird, (cf. Böhmers Kaiserurkunden S. 51: (ad a. 980) 5 Dec. Papiac palatio. 25 Dec. Ravennae.)

Da in dieser Beziehung die Briefe Gerberts vielen Aufschluß geben, so führt der Verf. die Erzählung nach den daraus stammenden Nachrichten weiter und berichtet die Schwierigkeiten, welche Gerbert in der Würde eines Abts umgaben und ihn endlich zwangen nach dem Tode Kaiser Otto's II. Italien zu verlassen und nach Rheims zurückzukehren.

Da der Verf. hierauf zur Beschreibung der Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Tode Kaiser Otto's II. kommt, ein Abschnitt, welcher zu den dunkelsten in der ganzen Geschichte der sächsischen Kaiser gehört, so wollen wir hier wieder zu Nicherus zurückkehren, durch welchen das Dunkel fast vollkommen zerstreut wird.

(Fortsetzung folgt.)



Traditions tératologiques ou récits de l'antiquité et du moyen âge en Occident sur quelques points de la fable du merveilleux et de l'histoire naturelle, publiés d'après plusieurs manuscrits inédits grecs, latins et en vieux français. etc.

(Schluß.)

Das Manuscript selbst führt indeß keinen Titel. Der Verf. hielt sich für berechtigt den eben genannten zu wählen, weil er der Natur und der Disposition des Gegenstandes angemessen, und weil in der ersten Abtheilung desselben hauptsächlich das Wort Monstrum, in der letzten Bellua gebraucht ist. Der Verf. dieses Traktats mochte in dem sechsten Jahrhundert gelebt haben. In der ersten Abtheilung desselben, de Monstris, kommen vor Niesen, Faunen, Orpheus, Sirenen, Cyclophen, Androgynen, Aftomen, Acephalen, Dracontopoden, u. s. w. In der zweyten, de Belluis, Löwen, Elephanten, Tieger, Cerberus, goldhütende Ameisen, zweysüßige Pferde u. s. w.

Die zweyte Urkunde (351 — 376) hat die Aufschrift: Lettre d'Alexandre le grand à Olympias et

à Aristote sur les prodiges de l'Inde. D'après les manuscrit grecs de la bibliothèque du Roi NO. 113 du supplément et 1685 de l'ancien fonds; avec la traduction française. Dieser angebliche Brief Alexanders des Großen an die Olympias und an Aristoteles, auf welches Schreiben sich häufig der Verf. des vorigen Manuscripts bezieht, war im Mittelalter weit verbreitet, und stand, als dem Geschmack des Zeitalters wegen der wunderbaren Fahrten und Abenteuer, die der gefeyerte König in Indien zu bestehen hatte, zusagend, in großem Ansehen. Seit den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst wurde deshalb auch dieser Brief für würdig des Druckes erachtet, doch erschien er nur in Uebersetzungen, nicht im griechischen Text, den der Verf. hier zum erstenmal nach griechischen Manuscripten des Pseudo-Callisthenes mittheilt, und ihn mit einer französischen Uebersetzung begleitet.

An diese Urkunde schließt sich unmittelbar die dritte (S. 377 — 438) an: Merveilles d'Inde, par Jehan Wauquelin. D'après le manuscrit français de la Bibliothèque du Roi No. 7518. Dieses in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßte Manuscript ist außer seiner teratologischen Bedeutung auch noch für die Kenntniß des ältern Französischen wichtig.

Zur Ergänzung der zweyten Abtheilung (de Belluis) der ersten Urkunde dient die vierte (S. 438 — 568): Proprietez des Bestes qui ont magnitude, force et pouoir en leurs brutalitez. Extraits de l'ancien manuscrit de Saint-Germain-Des-Prés No. 138. Dieser Titel ist eine Umschreibung, welche vollkommen das ausdrückt, was der Verfasser des Traktats de Monstris et Belluis unter dem Namen Belluae versteht. Vorliegendes viertes Manuscript, welches 1512 geschrieben wurde, ist nicht vollständig, sondern nur im Auszuge, dieser aber in seiner alten Form mitgetheilt.

Diese vier handschriftlichen Documente, nämlich der Tractat, de Monstris et Belluis, der griechische Brief Alexanders über die Wunder Indiens, der Bericht von Wauquelin über denselben Gegenstand und die Auszüge über die ungeheuren Thiere, begreifen in sich die Vorstellungen, welche das griechisch-römische Alterthum und das Mittelalter hinsichtlich der animalen Teratologie hatte. Sie sind der Text, an welchen sich die ausführlichen Commentare des Verf. anschließen, zu deren weiteren Prüfung Ref. mit dieser Anzeige veranlassen möchte.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. July.

Nro. 148.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Herbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hoch. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung.)

Ihm zufolge (fol. 1.) wandte sich Herzog Heinrich von Bayern, des unmündigen Otto's III. Groß-Oheim, in seinem Bestreben, die Krone der Deutschen auf sein eigen Haupt zu bringen, an König Lothar von Frankreich, und schickte deshalb Gesandte an diesen ab, denen der König, wenn er zustimme, das eidliche Versprechen gemeinsamer Verfahrungsweise ablegen sollte. König Lothar that es; die Gesandten schworen im Namen H. Heinrichs und beyde Fürsten versprachen sich zugleich, an einem bestimmten Orte am Rheine zusammenzukommen. König Lothar kam auch wirklich mit seinem Heere durch Belgien (Lothringen) dahin und wurde so seines Eides ledig. Herzog Heinrich aber, welcher besorgte, die deutschen Fürsten möchten glauben, er wolle den französischen König in das Reich einführen, blieb aus, und machte sich dadurch des Treubruchs schuldig. Als dann der König unverrichteter Dinge zurückkehren wollte, fand er die Straße von den Belgiern (Lothringern) abgegraben oder durch Verhaue versperrt; sein Heer ward, wo die günstige Lage auf Seite der Belgier war, von diesen angegriffen und nur nach hartnäckigem Kampf gelang es den französischen Rittern, sich den Weg in die Heimath zu eröffnen. Als nun aber König Lothar die Lage Deutschlands und Belgiens überdachte, dessen König

ein Kind war (nullo regis imperio tenebatur), so beschloß er, den Versuch zu machen, sich Belgien (Lothringen) zu unterwerfen. Er theilte vorerst seinen Entschluß den mächtigen Grafen Odo und Heribert mit und gewann sie, indem er ihnen die Besitzungen gab, welche ihre erst vor Kurzem kinderlos verstorbenen Oheime besessen hatten. Ja sie schworen ihm sogar, so lange in Belgien verweilen zu wollen, bis sie es entweder mit Gewalt erobert haben oder die Belgier sich selbst in die Hände des Königs übergeben würden. Nachdem der König von ihnen dafür nicht bloß das eidliche Versprechen, sondern auch Geiseln empfangen hatte, rückte er mit dem Heere vor Verdun, mit welchem nach dem Rathe der Grafen der Anfang gemacht werden sollte. Nach achtätägiger Gegenwehr ergab sich die Stadt, worauf der König zu ihrer Bewahrung seine Gemahlin zurückließ; er selbst begab sich nach Laon und entließ sein Heer, obgleich dasselbe aus Liebe zu ihm sich zu einem neuen Zuge bereit erklärte. Während nun der König zu Laon berathschlugte, ob er den Krieg fortsetzen oder von Verdun aus die Belgier auf friedliche Weise für sich zu gewinnen suchen solle, bemächtigten sich der Herzog Theodorich, die Herren Godofrid, Sigefrid, Bardo und Gogilo durch raschen Ueberfall von Seite des Kaufhauses Verdun's, und versorgten es sogleich mit allen Nöthigen, eine ernsthafte Belagerung auszuhalten. Auf die erste Nachricht von dem Verluste der Stadt versammelte König Lothar sein Heer und zog mit 10000 Streitzern dahin. Mit großer Erbitterung bestürmten die Franzosen die Stadt und begannen sodann eine re-

gelmäßige Belagerung, welche aber gleich wenig fruchtete, bis, als der König verwundet worden war, die Wuth der Franzosen jedes Hinderniß bebesiegte, die Maschinen der Belagerten zerstörte, den Muth der Vertheidiger lähmte und dadurch die Stadt zur Uebergabe zwang. Die Fürsten Belgiens wurden den französischen Großen zur Verwahrung übergeben; doch befahl der König, sie nach einiger Zeit wieder frey zu lassen, (sed et congruo tempore reddendos mandavit). Als nun der König auf's Neue dachte, die Marken seines Reiches zu erweitern, befahl ihn im Spätherbste desselben Jahres eine heftige Kolik, welche im 68 Jahre seines Alters seinem Leben ein Ende machte.

So waren die Verhältnisse, in welche des unmehrigten Abt Gerbert's Wirken fiel und nach welchen die Erzählung des Verf., der nur Eine Einznahme von Verdun durch König Lothar zu kennen scheint, sowie aber auch die Meynung berücksichtigt werden muß, daß es Gerbert's Verdienst sey, daß Lothar nicht die Parthey Heinrich's ergriff. (S. 68 und 69). — Der Verf. schildert nun die Thätigkeit Gerbert's in den Angelegenheiten des unmündigen König Otto's, vielleicht die glorreichste Epoche in seinem Leben. So umsichtig aber Hr. Hock hiebey im Allgemeinen verfuhr, so scheint ihm dennoch Einiges entgangen zu seyn, was zur genaueren Kenntniß der damaligen Verhältnisse berichtigt werden muß.

Hierzu gehört vor Allem Gerbert's 111ter Brief\*) welchen der Verf. zwar S. 76 anführt, jedoch ohne seinen gegen Deutschland entschieden feindseligen Inhalt näher anzuführen. Denn nicht nur bittet darin König Hugo, für welchen Gerbert diesen Brief schrieb, die Kaiser Basilius und Constantin um „eine Tochter des heiligen Reiches“ zur Gemahlin seines Sohnes, des König Roberts, wie der Verf. auch bemerkte; sondern der König der Franzosen setzt den griechischen Kaisern auch weitläufig auseinander, wel-

cher Vortheil ihnen aus einer Verbindung mit Frankreich würde, indem er sodann verhindern wolle, daß weder Franzosen noch Deutsche das oströmische Reich ferner benruhigten. (et enim nobis obstantibus nec Gallus nec Germanus fines lacesset Romani Imperii). So alt und in der Stellung der Dynastie Capet begründet, ist die Verbindung Frankreichs mit Constantinopel. Es wäre jedoch zu wünschen, daß auch andere deutsche Historiker, welchen, wie den engherzigen Prälaten des zehnten Jahrhunderts, Kaiser Otto III. nicht deutsch genug war, aus diesem Briefe die Nothwendigkeit einsähen, welche den Kaiser später bewog, auch um die Hand einer griechischen Princessin zu werben.

Eben so hätte Rec. gewünscht, die Beschuldigung, welche Herzog Carl von Lothringen gegen die Wittve König Lothars, die Königin Emma und den Bischof Adalbero von Laon über Ehebruch erhob, anders erwähnt zu finden, als von dem Verf. geschah, welcher sie noch vor dem Ueberfall von Laon S. 73 erzählt, während aller Wahrscheinlichkeit nach diese Beschuldigung erst nach demselben, im Jahre 987 oder 988 öffentlich erhoben wurde, wenn nicht vielleicht noch später, wie aus einer Stelle Nickers hervorgehen dürfte, welche leider bey dem Binden des Codex zum Fragmente gemacht wurde. Sie findet sich fol. 35. b. mitten in der oben von uns mitgetheilten Erzählung der literarischen Wirksamkeit Gerbert's:

„Eodem tempore (?) E. R. (Enîma Regina) et ad. L. ep. (Adalbero Laudunensis Episcopus) infames stupri criminabantur. Id tamen latenter intendebatur, nullius manifesto intentionis teste. Sed quia suppressa dictum ad omnium aures devenerat, episcopis visum est, id esse discutendum, ne frater et coepiscopus eorum infamiae tantae subderetur. a supradicto g (Gerberto?!) metropolitano collecta est episcoporum synodus apud

\*) Uebrigens möchte dieser Brief aus manchen Gründen, zu welchen vor Allem die Jugend K. Roberts gehört, erst in die Zeit zu setzen seyn, welche Gerbert an dem Hofe König Hugo's zubrachte.

\*) Bouquet ep. 47. X. p. 400.

sanctam magram, locum Remorum disoesaneum  
considentesque et quaequae utilia pertractantes...

Der Verf. fährt darauf fort, die Wahl Arnulfs, König Lothars unebenbürtigen Sohns zum Metropolitan von Rheims an die Stelle des von Adalbero selbst zu seinem Nachfolger bezeichneten Gerberts zu erwähnen; er schildert die Thätigkeit Gerberts unter dem neuen Metropolitan und geht dann auf den für die letzten Sproßlinge der Carolinger so verhängnißvollen Verrath von Rheims an Herzog Carl von Lothringen über. Auch in dieser Beziehung bietet uns Richerus so viele neue Nachrichten dar, daß wir mit Umgehung der Erzählung des Verfassers auf diesen zurückgehen müssen. Auch Richer verhehlt nicht, daß Hugo Capet und sein Geschlecht auf unrechtmäßige Weise in den Besitz der französischen Königskrone gekommen waren. Aber der Großherzog, schon unter Lothar und dessen Sohn Ludwig der mächtigste Mann im Frankenreiche, hatte eine Klage gegen den Metropolitan von Rheims über Begünstigung Kaiser Otto's II. in dessen Kriegszüge gegen die Franken, unmittelbar nach dem Tode K. Ludwigs, welcher vor Untersuchung dieser Sache gestorben war, durch das Ansehen seiner Person niedergeschlagen und sich dadurch den Metropolitan so sehr zum Freunde gemacht, daß dieser die zum Leichenbegängnisse K. Ludwigs in Compiègne versammelten fränkischen Großen beredete, dem Großherzoge Hugo eidlich zu versprechen, sie wollten vor einer neuen Versammlung sämmtlicher fränkischer Fürsten, die Königswahl auf keine Weise betreiben. Als diese auseinandergegangen waren, begab sich H. Carl zu Adalbero nach Rheims und bat den Metropolitan um seine Hilfe zur Einsetzung in das Erbreich seiner Ahnen. Adalbero aber warf ihm vor, er habe sich immer mit eidbrüchigen und kirchenräuberischen Leuten umgeben und brach, als Carl erwiderte, er wolle die Seinen nicht verlassen, mit den Worten ab, er könne hiebei ohne die Bestimmung der Fürsten nichts thun. Carl ging nun

nach Lothringen zurück. Als sich dann die fränkischen Fürsten zu Senlis versammelt hatten, eröffnete Adalbero die Verhandlungen mit einer Rede, in welcher er auf die Lage des Reichs und die Nothwendigkeit hinwies, einen kraftvollen König zu erwählen, nicht aber Karl, bey welchem kein Glaube herrsche, (quem fides non regit, torpor enervat) der selbst blöde sey und sich nicht gescheut habe, einem fremden Könige zu dienen und die Tochter seines Lehenmannes zur Frau zu nehmen. Wie könne sich der Großherzog (Hugo) von einem solchen, wie vor dessen Gemahlin beugen? Wollten sie einen tüchtigen Fürsten haben, so sollten sie diesen wählen; wollten sie das Gemeinwesen zu Grunde richten, so sollten sie Karl zum Könige machen. Einstimmig wurde auf diese Empfehlung Hugo von den Fürsten zum Könige erwählt und am 1. Juny (so Richerus; doch scheint dieß von einer neuern Hand hineingesetzt worden zu seyn, da der 3te July, welchen andere Schriftsteller und auch Hr. Hock angeben, wahrscheinlicher ist) zu Reyon (Hr. Hock hat unrichtig Nyon) von dem Erzbischofe von Rheims und andern französischen Bischöfen zum Könige gekrönt.

(Fortsetzung folgt).

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1826  
von Dr. J. N. Rengger. Aus des Verfassers  
handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von A.  
Rengger. Marau, 1835. XXXXVI. und 495  
Seiten in 8. mit einer Landkarte und 5 Tafeln  
Abbildungen.

Wenn unsere Blätter erst gegenwärtig zu einer Anzeige von Renggers Reise nach Peraguay kommen, so ist diese Verspätung durch bloß zufällige Umstände, keineswegs aber durch eine Geringschätzung derselben veranlaßt worden. Im Gegentheil, diese Beschreibung erscheint uns für die Kenntniß des südlichen Amerikas von großer Bedeutung, da sie uns über ein Land Aufschluß

giebt, das in letzterer Zeit durch die Willkür eines Despoten allen Ausländern, selbst den Nachbarn, verschlossen worden ist. Leider konnte der Verf. nicht mehr die letzte Hand an die Ausarbeitung legen; in der Blüthe seiner Jahre überrückte ihn unerwartet schnell ein frühzeitiger Tod, so daß Verwandte und Freunde die Herausgabe des vorliegenden Werkes besorgen mußten. Mit besonderem Danke erkennen wir es an, daß die Herausgeber uns in der Einleitung mit der Lebensgeschichte Renggers bekannt gemacht haben, und wir beginnen daher auch damit, zuerst die wichtigsten Momente aus demselben hervorzuheben.

Rengger ward 1795 zu Baden in Aargau, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Am Ostern 1814 bezog er die Universität Tübingen, wo er sich dem Studium der Naturwissenschaften und Heilkunde widmete. Mit welchem Eifer und Erfolge er sich den ersteren hingab, davon zeugt seine akademische Probechrift: „Physiologische Untersuchungen über die thierische Haushaltung der Insekten“; eine der wenigen Dissertationen, welche sich unter dem Schwall der gewöhnlichen akademischen Abhandlungen bemerklich gemacht hat, indem in ihr eine Menge eigenthümlicher Beobachtungen niedergelegt sind. Im Jahre 1811 promovierte er als Doctor der Medicin, und schon im nächsten Jahre verband er sich mit einem Freunde, dem Dr. Longchamp aus dem Waadtlande, zu einer Reise nach Südamerika, die sie auch alsbald antraten und am 1. Juli 1818 in Buenos-Ayres anlangten.

Die Reisenden beabsichtigten Paraguay zu besuchen und fuhren deshalb den Parana hinauf nach Corrientes. In dieser Stadt kamen sie zu sehr ungünstiger Zeit an, da sie kurz vorher von Artigas, der etliche tausend Indianer beschlagnahmte, erobert und der rohen Gewalt dieses Gesindels preisgegeben war. Obschon die Reisenden als Ausländer und Aerzte glimpflich behandelt wurden, so konnten sie doch bei dem unruhigen Zustande der Provinz keine größeren naturhistorischen Expeditionen unternehmen, und da zugleich der Hafen von Corrientes gegen Paraguay, wie gegen Buenos-Ayres gesperrt war, so waren sie acht Monate lang in der Fortsetzung ihrer Reise gehemmt. Endlich zogen die Indianer ab, und der Verkehr mit Paraguay war dadurch wieder hergestellt. Die beiden Reisenden ergriffen deshalb die erste Gelegenheit, um sich nach Paraguay einzuschiffen, wo sie auch am 30. Juny in Asuncion, der Hauptstadt dieses Landes und dem Ziele ihrer Reise, ankamen.

Während Rengger und Longchamp in Corrientes nur einen Schauplatz der Anarchie und Verwüstung vor

sich sahen, hatten sie von Paraguay, das sie seiner Ruhe und Ordnung wegen überall pfeifen hörten, so wie insbesondere von dem Beherrscher dieses Landes, Dr. Francia, eine günstige Meinung gewonnen. „Bei den ersten Besuchen aber, welche sie in Asuncion den Personen, an die sie empfohlen waren, abstateteten, erhielten sie Winke über das unsichtige Vorgehen, das sie zu beobachten hätten, ohne daß man es wagte, in nähere Erklärungen einzutreten. Diese Aufschlüsse wurden ihnen erst von einem seit mehreren Jahren in Paraguay angefahrenen englischen Arzte, Dr. Parlet, ertheilt, der ihnen auf jegliche Weise entgegen kam und sie mit dem Charakter und der Regierung des Dictators bekannt machte.“ Dieser hatte sich allerdings das Verdienst erworben, das Land vor all den Revolutions-Stürmen, welche rings umher die Provinzen verheerten, bewahrt zu haben, aber freilich war es nur die Ruhe des Grabes, welche durch die gewaltthätige und blutige Schreckensregierung des Dictators herbeigeführt wurde. Zahlreiche Verhaftungen, willkürliche Hineichtungen und gänzliche Vernichtung seines Handels, hatten bei den Bewohnern eine panische Furcht vor dem unbeschränkten Machthaber erregt. „Unter dem eisernen Scepter dieses Mannes lebten Rengger und Longchamp sechs volle Jahre mit der gesammten Bevölkerung von Paraguay gefangen gehalten, so gut wie wenn ihnen statt eines weiten Landes enge Kerkerzellen zum Gefängnisse wären angewiesen worden. Es gehörte, zumal sie als Aerzte mit allen Klassen der Einwohner in tägliche Berührung kamen, ein nicht geringes Maaß von Klugheit dazu, um die argwöhnischen Blicke des Dictators nicht auf sich zu ziehen, was ihnen auch, indem sie sich jeder Art von Einmischung in seine Politik enthielten, vollkommen gelang.“

Während Longchamp sich vorzüglich mit Ausübung der Heilkunde besaßte, widmete Rengger seine Zeit mehr naturhistorischen Untersuchungen, und machte mit Genehmigung des Dictators auch verschiedene Reisen ins Innere des Landes. Endlich nach sechs Jahren zeigte sich eine Aussicht zur Erlösung aus der Gefangenschaft. Es hatte nämlich zu Anfang des Jahres 1825 die englische Regierung dem Dr. Francia die Anerkennung der südamerikanischen Republiken notificirt, zugleich aber auch für die in Paraguay sich aufhaltenden Engländer die Erlaubniß zur Abreise verlangt. Um nun bei der Freilassung der Engländer nicht das Ansehen zu haben als weiche er der Nothwendigkeit, erlaubte er zu gleicher Zeit einem inländischen Kaufmann mit zwei Brigantinen die Reise nach Buenos-Ayres zu machen. Jetzt, da andere Fremde abreisen durften, hielt Rengger es für den günstigen Augenblick, um gleiche Verwilligung nachzusuchen. Die Antwort des Dictators war: „wir wollen sehen.“

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. July.

Nro. 140.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts- Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung).

Nun besprach sich aber der neue König mit den Großen wegen Feststellung des Reiches in seinem Stamme und befragte nach ihrem Rathe den Metropolitan von Rheims zuerst durch Gesandte, dann persönlich über die Wahl seines Sohnes Robert zum Könige der Franken. Der Metropolitan antwortete ausweichend, es könnten nicht gut 2 Könige in demselben Jahre ordinirt werden. Nun aber zog der König einen Brief von dem Markgrafen Borellus in Spanien hervor, worin ihm dieser meldete, die Saracenen wären bereits Meister eines großen Theiles des christlichen Spaniens; würde ihm nicht binnen 10 Monaten Hülfe von dem Könige der Franzosen werden, so müsse auch der übrige Theil sich den Ungläubigen ergeben. Nun aber möge der Metropolitan bedenken, setzte König Hugo hinzu, welche Verwirrung in Frankreich entstünde, würde er in dem spanischen Kriege die Bente des Todes werden; es müsse also zur Beruhigung Frankreichs noch ein König gewählt werden. Diesen Gründen widerstand Adalbero nicht länger. Als die fränkischen Fürsten die darauf folgenden Weihnachten zusammenkamen, stimmten auch sie dem Wunsche König Hugo's bey; Robert wurde nun in der Kirche des hl. Kreuzes zu Orleans feyerlich zum Könige gekrönt

und erhielt Frankreich von der Maas bis zum Ocean (a Mosa usque oceanum) zu seinem Antheile.

Anstatt aber daß dieses die Hoffnungen Herzog Karls vernichtet hätte, entflamte es ihn nur um so mehr zur Rache. Er versammelte seine Freunde, stellte ihnen mit Thränen im Auge das Unrecht vor, das ihm widerfahren und forderte sie zur Hülfe auf. Sie verhießen ihm dieselbe und Karl bewirkte nun durch Unterhändler, daß Bürger des festen Laon's, die mit ihrem Bischofe wegen der Benützung ihrer Felder zerfallen waren (Adalbero ejusdem urbis episcopus suis civibus plus justo injurias de lege agraria irrogabat), ihm ihre Stadt zu überantworten, eidlich versprachen. Richerus erzählt nun ausführlich, was aus andern Schriftstellern nur in Kürze bekannt ist, wie H. Karl sich glücklich der Stadt an einem Abende bemächtigte, wie Bischof Adalbero auf der Flucht gefangen und vor Karl geführt wurde, der ihn in einen Kerker bringen ließ; wie auch die Königin Emma in des Herzogs Gewahrsam kam, der nun die Stadt mit allem Nöthigen versehen ließ und sich auf eine Belagerung bereitete. (fol. 44.) Als die Könige die Kunde dieser Begebenheit erhielten, überlegten sie, so heftig sie auch über Karl aufgebracht waren, lange, was zu thun sey und zogen dann nach dem sie von der Marne bis zur Garonne ihre Truppen aufgeboden, mit 6000 Rittern zur Belagerung von Laon. Aber bald bemerkten sie, wie fruchtlos bey der vorgeschrittenen Jahreszeit die Belagerung sey und hoben sie zuletzt mit dem Vorsatze auf, sie im Frühjahr wieder zu beginnen. Der Herzog,

der dieß ahnen konnte, dachte um so mehr darauf, dem Feinde jeden Zugang zu der Stadt zu erschweren und ließ Werke an Werke anbringen. Während er aber damit beschäftigt war, gelang es dem Bischof von Laon, Adalbero, welcher bereits gefürchtet hatte, seine Feinde möchten ihn selbst bey dem Könige als Verräther von Laon bezeichnet haben, sich an einem Stricke aus dem Fenster seines Thurmes herabzulassen und zu dem Könige zu kommen, welcher ihn freundlich aufnahm, und mit Anbruch des Frühlings mit 3000 Streichern auf's Neue gegen Laon zog. Richerus beschreibt nun ausführlich die gewaltigen Maschinen, mit welchen K. Hugo die Stadt bedrohte; sie hatten aber bey der festen Lage Laon's noch gar nichts ausgerichtet, als es den Belagerten gelang, die Truppen des Königs zu überfallen, das Lager anzuzünden und den König mit Verlust alles Kriegsgeräthes zur wiederholten Aufhebung der Belagerung zu zwingen.

Gerade um diese Zeit trat ein Ereigniß ein, welches die Lage der Dinge noch mehr zu verwirren drohte.

Der Metropolitan von Rheims, Adalbero, Karls größter Gegner, war von einer heftigen Krankheit befallen worden, und schickte, die Gefahr derselben einsehend, sogleich Gesandte an den König nach Paris ab, er möge nach Rheims eilen, damit Carl sich nicht auch dieser Stadt bemächtige. Ehe der König nach Rheims gelangen konnte, war der Metropolitan auch wirklich gestorben (22. Januar 988., also zwischen der ersten und zweyten Belagerung von Laon, wornach der Verf. S. 77. be-richtigt werden muß). Doch gelangte der König an demselben Tage nach Rheims und erhielt von den Bürgern den Eid, ihm Treue zu bewahren und die Stadt zu schützen, wofür er ihnen die freye Wahl eines Erzbischofes zugestand und nach Paris zurückkehrte. Als er daselbst wieder angekommen war, ging Arnulf, König Lothars natürlicher Sohn,

einige Fürsten \*) an, sie möchten ihm zu dem Metropolitanse von Rheims verhelfen; er wolle dann nicht nur seinen Oheim verlassen, sondern auch dem Könige so thätige Hülfe leisten, daß er in Kurzem Laon wieder sein nennen könnte. Auf das Zureden dieser Männer erschien diese Sache auch dem Könige so vortheilhaft, daß er sich auf's Neue nach Rheims begab, die Bürger versammelte, ihnen Arnulf vorschlug und den Vortheil auführte, welchen er selbst und dadurch auch sie durch diese Wahl gewännen. Die Bürger erklärten sich bereit, wenn den König hinlängliche Gründe und Sicherheit dazu bestimmten. Arnulf wurde deshalb vorgeführt und da er über die dem Könige zu haltende Treue nach Aller Wünsche antwortete, von dem Könige und den Fürsten zu dem Kloster des hl. Remigius geführt, wo nach alter Sitte der erwählte Erzbischof von Rheims ordinirt wurde. Hier wandte sich der König zu der Versammlung und sagte: wenn König Ludwig Lothar's Sohn Nachkommen hinterlassen hätte, so wäre es ziemend (dignum) gewesen, daß diese ihm nachgefolgt wären. Da dieß nicht statt gefunden habe, hätten die Fürsten (qui in militari ordine potiores erant) ihn zum Könige erwählt. Da nun von der Linie der Könige Arnulf allein übrig sey und die Fürsten verlangten, er solle, damit seines Vaters Namen nicht in Vergessenheit gerathe, mit irgend einer Ehrenstelle bedacht werden: so solle er schwören, Treue zu halten, die Stadt zu bewahren, nicht nur mit den Feinden (seinem Oheim) keine Gemeinschaft zu haben, sondern diesen selbst Feind zu seyn, und dieß nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich und unter Aussprechung des Fluches über sich selbst, wenn er seinen Schwur nicht hielte, zu versprechen. Von dem schriftlichen Versprechen solle Arnulf ein Exemplar

\*) Rich. sagt stipatores; es erhellt aber aus weiter unten, daß es fränkische Große waren, die sich für Arnulf verwendeten, so daß K. Hugo ihnen nachgeben mußte.

dem Könige übergeben, das andere er selbst behalten, damit es, wenn er es nicht hielt, gegen ihn zeuge. Dieß geschah. Als dann dieß dem Könige genügte, verlangten die Bischöfe erst noch, Arnulf solle während der Messe die Eucharistie empfangen und selbst geloben, sie solle ihm zum Verderben gereichen, würde er an dem Könige zum Verräther werden. Auch dieses geschah, obwohl zum großen Unwillen vieler Verständigen, welche, die menschliche Natur kennend, dafür hielten, es sey mit solchen Verpflichtungen gerade der höchste Anlaß sie zu brechen verbunden, und vor einer Darreichung der Eucharistie zum Verderben, und nicht zur Erlösung, zurückbeboten. Jedoch Arnulf that so, wie die Könige und die Bischöfe es verlangten und erhielt dann die Ordination. Obwohl nun zu einer solchen Würde erhoben und später auch vom Papste mit dem Pallium beschenkt, hielt er sich doch für unglücklich, so lange H. Karl, auf welchem die Hoffnung des Wiederaufblühens seines alten Stammes beruhte, der königlichen Würde beraubt war. Selbst aber durch so vielfache Verpflichtungen gebunden, suchte er nun einen Ausweg, durch welchen er Karls Interessen fördern und doch nicht als Verräther (desertor) des Königs erscheinen würde. Er versammelte daher alle Vornehmen seines Sprengels in Rheims, wie zu irgend einem besondern Vorhaben beschickte unterdessen seinen Oheim, er möchte zur bestimmten Zeit Nachts vor Rheims erscheinen, und als dann dieser an die Stadt gekommen war, zog Algerius, ein Priester, auf dessen Treue Arnulf sich vollkommen verlassen zu können glaubte, die Thor-Schlüssel unter dem Kopfkissen des Erzbischofes hervor und ließ das Heer in die Stadt. Bey dem Geschrey und Getümmel, das nun entstand und unter welchem Rheims der Plünderung unterlag, flüchtete sich Arnulf in einen Thurm, wo er sich mit allen denen, die ihm dahin gefolgt waren, in Kurzem dem Herzoge ergeben mußte und nach Laon abgeführt wurde.

(Fortsetzung folgt).

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1826 von Dr. J. N. Kengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von A. Kengger. Marau, 1835. XXXXVI. und 495 Seiten in 8. mit einer Landkarte und 3 Tafeln Abbildungen.

(Schluß.)

Beynahe zwey Monate verfloßen, ohne daß weder der Kaufmann, noch Kengger etwas Weiteres erfuhren, so daß dieser bereits die Hoffnung aufgab, bey dieser Gelegenheit Paraguay verlassen zu können, um so mehr, da Francia ihm hatte sagen lassen, daß er ihn an die Spitze der Krankenpflege seiner Truppen stellen würde. Da kommt unerwartet am Morgen des 25. May für den erwähnten Kaufmann der Befehl, um 1 Uhr Nachmittags abzufegeln, und um 11 Uhr erhelten Kengger und Longchamp ihre Pässe. Nach zweyen Stunden also mußten sie bereits an die Abreise gehen, und binnen dieser kurzen Zeit sollten sie ihre Geschäfte ordnen und die Sammlungen packen. Es versteht sich, daß nur das Nothwendigste noch abgemacht werden konnte. Kengger nahm die Geleppe der kleinern, die Schädel der größeren Säugethiere, die Schädel und Füße der Vögel, so wie seine ganze, zum Versenden immer bereite Insektensammlung mit sich, und ließ den übrigen weit größeren Theil seiner Sammlung in den Händen eines französischen Handelsmannes zurück. Aber von dem Zurückgelassenen bekam er nie wieder etwas zu sehen, noch zu hören, und so war er durch die Laune eines Despoten um die Früchte sechsjähriger Anstrengungen zum großen Theile gebracht, ein Verlust, den Kengger sicherlich schmerzlicher empfinden mußte, als die lange Zurückhaltung in Paraguay.

Der Aufenthalt in America war ihm durch das ausgestandene Ungemach so verleidet, daß Kengger mit seinem Freunde unverweilt Anstalt zur Rückreise in die Heimath that, wo er auch am 16. März 1826 wieder anlangte und zu seinen Verwandten nach Marau sich begab. Hier erschien im nächsten Jahre von ihm sein: „Historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Dictatorial-Regierung von Dr. Francia“. Bey der Unparteilichkeit der Darstellung erregte diese Schrift große Theilnahme. Wie sie der Dictator ausnahm, ersah Kengger, der bis an seinen Tod ohne direkte Nachricht aus Paraguay blieb, nur durch einen in den Times gegen ihn gerichteten Artikel, der die Unterschrift Francia trug und dem Herausgeber mit allen Merkmalen der Aechtheit war zugesandt worden. Da dieser Artikel bloß aus böselhaften und zum Theil ungereimten Schmähungen

bestand, (wie denn Kengger unter andern beschuldigt wird, in geheimer Sendung nach Paraguan gekommen zu seyn, um unter dem Deckmantel seines ärztlichen Berufes die Patrioten in Masse zu vergiften), so begnügte sich Kengger, statt aller Widerlegung, das Zeugniß der Einwohner von Paraguan anzurufen, die ja bald, der Freiheit wieder gegeben, zwischen ihm und Dr. Francia richten würden. Der Herausgeber der Times macht bey dieser Gelegenheit aufmerksam auf die Macht, „welche die Presse in den beiden Welttheilen ausübe, indem ein halb barbarischer Despot im Innern von Südamerika genöthigt sey, vor den Schranken der öffentlichen Meinung in Europa zu erscheinen“.

Zwen Jahre später gab Kengger seine „Naturgeschichte der Säugthiere von Paraguan“ heraus, ein Werk von ausgezeichnetem Werthe, den es auch zu allen Zeiten behaupten wird. Es zeichnet sich durch Klare, scharfe und gewissenhafte Beobachtungen aus, schildert mit musterhafter Genauigkeit den körperlichen Bau dieser Thiere, berücksichtigt ihre hauptsächlichsten anatomischen Verhältnisse und stellt in anschaulicher interessanter Weise uns alle hauptsächlichsten Momente ihrer Lebensgeschichte vor Augen. Wenn von diesem ganzen Werk auch weiter nichts als die Beschreibung von Cebus Azarae erschienen wäre, diese allein würde hineinreiden, um Kengger's eminentes Talent für naturhistorische Beobachtungen zu bewähren, und ihm einen ehrenvollen Rang unter den Zoologen einzuräumen, da durch diese Abhandlung zum erstenmal ein Anhaltspunkt zur Verminderung und Fixirung der Arten unter den amerikanischen Quadrumanen gegeben ist. Wenn man bedenkt, daß ein scharfsinniger Beobachter, wie Azara, bereits über denselben Gegenstand früher geschrieben hatte und daß gleichwohl Kengger noch im Stande war, so viel Neues hierüber mitzutheilen, so wird man seine Leistungen um so mehr zu würdigen wissen.

Nach Vollendung dieses Werkes befaßte er sich mit der Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung. Diese Arbeit gieng jedoch nicht rasch vor sich, da er durch Reisen, durch Ausübung der Heilkunde, besonders aber zuletzt dadurch in der Zeit beschränkt war, daß er die Gräfin von Woreell, die den Sommer in der Schweiz, den Winter in Italien zuzubringen pflegte, als Arzt und Privatsekretär begleitete. Mit ihr gieng er im Herbst 1831 nach Neapel, indeß schon im Februar des nächsten Jahres wurde er von einer heftigen Eingenentzündung ergriffen, die sich zwar wieder in soweit besserte, daß er die Reise nach Arau unternehmen konnte, allein bald verschlimmerte sich sein Zustand von Neuem, und am 9. Oktober 1832 verschied er. Ihm fiel das herbe Loos, von der Erndte bereits abgerufen zu werden, als er eben erst im Einsammeln der Früchte seiner mühevollen Aussaat begriffen war, und Verwandte und Freunde zeigen ihm nun die

letzte Ehre, die von ihm noch eingebrachten Garben dem Publikum darzulegen.

Kengger hatte im Plane, eine ausführliche Beschreibung von Paraguan in geographischer, historischer und statistischer Hinsicht zu liefern. Zu diesem Behufe bearbeitete er, theils in französischer, theils in deutscher Sprache, eine Reihe dahin gehöriger Abschnitte, so wie er dazu zu Hause oder auf seiner Reise in Italien Muße fand. Diese Aufsätze, bis zur letzten Redaktion zum Drucke bereit, fanden sich unter seinen hinterlassenen Papieren und machen das vorliegende Werk aus, das jedoch, nach der Bemerkung des Herausgebers, kaum ein Drittel der von ihm beabsichtigten Reisebeschreibung betrogen mag. Mit Recht hat man diese Aufsätze in derselben Sprache abdrucken lassen, in welcher sie von dem Verf. entworfen wurden, da jede Uebersetzung die Eigenthümlichkeit des Originales doch immer mehr oder minder verwischt, und derjenige Theil des deutschen Publikums, für welchen diese Reisebeschreibung bestimmt ist, mit der französischen Sprache hinlänglich bekannt ist. Auf diese Weise sind uns 18 Abschnitte mitgetheilt, denen der Herausgeber noch 2 beygefügt hat, von denen der erstere: „Vermischte Bemerkungen, ethnographischen und naturhistorischen Inhaltes“, aus Notizen entstanden ist, welche der Verf. auf fliegenden Blättern, oder als Randnoten in seinem Exemplare von Azara, zum Theil in Amerika, zum Theil in Europa, niedergeschrieben hatte. Der letzte Abschnitt enthält: „Auszüge aus des Verfassers Tagebuche“, das leider nicht mehr vollständig aufgefunden wurde.

Haben wir demnach gleich nur Bruchstücke von Kengger's beabsichtigtem größeren Werke vor uns liegen, immerhin sind es doch sehr schätzbare Fragmente, die in vielen Beziehungen genügende Aufschlüsse über ein dem Weltverkehr auf längere Zeit entfremdetes Land gewähren. Besonders gilt dies von den 18 Abschnitten, welche Kengger noch selbst entworfen hat; mit größerer Vorsicht sind dagegen die aus seiner Hinterlassenschaft entnommenen Notizen zu benützen, da sie von ihm zum Theil in der ersteren Zeit seines Aufenthalts in Amerika niedergeschrieben sind, wo er in den dortigen Verhältnissen sich noch nicht so, wie in den späteren Zeiten zu recht gefunden hatte.

Bengegeben sind dem Werke: ein Titelfupser, Kengger's Bildniß enthaltend, ferner 3 Tafeln, meist ethnographischen Darstellungen gewidmet, und zuletzt eine Karte von Paraguan, welche für die Geographie von großem Werthe ist, da hiebey Azara's handschriftliche und bisher nicht publizierte Karten zu Grunde gelegt sind.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. July.

Nro. 150.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung.)

In Laon führten Oheim und Nefte noch einige Zeit lang den Streit mit Worten fort, bis zuletzt Arnulf dem Herzoge eidlich Treue \*) versprach und darauf die Erlaubniß erhielt, nach Rheims zurückkehren zu dürfen, Auf die selbe Art erhielten auch zwei Grafen und Lehensleute Arnulfs (G. et V.) ihre Freiheit wieder; Karl aber hielt nun Laon, Soissons und Rheims mit den dazu gehörigen Städten (oppidis) besetzt.

Als König Hugo Kunde von diesen Vorfällen erhielt, sammelte er sogleich ein Heer von 6000 Mann und bereitete sich, den Herzog so lange in Laon zu belagern, bis dieß in seine Hände fiel. Dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden, verbrannte er das Getreide und verwüstete, wohin er kam, Alles mit solcher Wuth, daß er nicht einmal die Hütte einer wahnwitzigen Alten verschonte. Dann rückte er nach Laon; ihm entgegen mit 4000 Streichern Herzog Carl, unter dessen Schaaren, sie anfeuernd und ermunternd sich auch der Erzbischof befand. Als die beyden Heere einander gegenüber standen, zögerte der König ebensowohl als der Herzog, das Zeichen

zur Schlacht zu geben, die über das Schicksal der Carolingen entscheiden sollte, bis zuletzt beyde, der Herzog, weil die Anzahl seiner Truppen die geringere, der König, weil seine Sache die schlechtere war, sich ohne Treffen zurückzogen.

Während nun die Sachen so standen, entwarf Adalbero, Bischof von Laon, einen Plan, sich in den Besitz seines bischöflichen Stuhles zu setzen und dem Herzoge, der ihn früher gefangen, die gleiche Unbild zuzufügen. Er sandte deshalb Unterhändler an Arnulf, die diesem vorstellten, Adalbero wolle sich mit ihm, seinem Metropolitan versöhnen und wünschte auch die Freundschaft Carl's zu erlangen; Arnulf möge ihm daher eine Zusammenkunft verstaten. Ohne alles Arg empfing Arnulf diese Gesandtschaft, bewilligte die geberene Zusammenkunft und ließ sich in dieser vollständig von Adalbero bethören, der ihm des Königs Freundschaft versprach, wenn er ihm die Karls verschaffen wolle und sich selbst, um seinen Worten Glauben zu bereiten, zu allen Versicherungen und Bekräftigungen erbot. So listig hatte aber Adalbero sich zu benehmen gewußt, daß auch der Herzog in die Falle gieng und auf Arnulfs Zureden ihm das Bisthum zurückzugeben versprach, was Arnulf nicht zögerte, dem Bischofe kund zu machen, und ihn selbst aufforderte, so schnell als möglich sich zu ihnen zu begeben. Bereits hatte der Bischof seinen Plan dem Könige entdeckt und diesen mit nicht geringer Hoffnung erfüllt, endlich zum Besitz der wichtigen Stadt zu gelangen, wegen welcher Hugo an den Grafen Otto von Chartres bereits Troges abgetreten hatte, um nur dessen Hülfe zur Bela-

\*) Nur aus einem solchen Spiele von Eiden und Versprechungen, dessen näheres Detail dem Verf. (S. 82 83) unbekannt war, läßt sich der spätere Ingrimm Gerberts gegen Arnulf erklären.

gerung von Laon zu erhalten. Mit geringerer Mühe versprochen jetzt die Umtriebe des Bischofs dieß zu einem glücklichen Ende zu bringen, der den Faden der Unterhandlungen nicht mehr ablassend, sich mit dem Erzbischofe und dem Herzoge besprach und nachdem sie sich unter einander eidlich verbunden hatten, zu dem Könige zurückkehrten, diesen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Arnulf noch sicherer zu machen betrieb Adalbero sogar bey dem Könige dessen Zustimmung zur Wiederaufnahme des Erzbischofes, und Verzeihung seiner Fehltritte, wenn er sich von den ihm vorgeworfenen Beschuldigungen zu reinigen im Stande wäre. Wirklich kam auch Arnulf, von Adalbero bewogen, zu dem Könige, wurde von diesem mit einem Kusse empfangen, und als er sich zu entschuldigen anfing, versicherte jener, es genüge ihm, wenn Arnulf nur künftig unverbrüchliche Treue halten wolle. Er wisse, daß Carl ihm Gewalt angethan habe, daß er diesem nur gezwungen beygetreten sey; er möge nur sorgen, daß er den Verlust von Rheims auf irgend eine Weise wieder gut mache. Könne er nicht wieder in den Besiz der Stadt wie früher gelangen, so solle er wenigstens bewirken, daß Carl sich auch dahin begeben, und nur was er unrechtmäßig sich angeeignet, mit seiner (Arnulfs) Zustimmung besitze. Arnulf versprach dieß alles, wenn er nur des Königs Gnade wieder erlangen und von ihm als Metropolitan geehrt würde. Beydes bewilligte der König und ließ ihn sogar bey Tische zu seiner Rechten und zur Linken der Königin sitzen. Von dieser Zeit an bemühte sich der Erzbischof, seinen Oheim zur Versöhnung mit dem Könige zu bewegen, und begab sich zu diesem Zwecke wieder nach Laon zurück. Ehe ihm aber die wohlgemeynte Absicht gelang, gedieh viel schneller der hinterlistige Plan des Bischofs von Laon zu seinem Ende.

Auch dieser hatte sich von dem Könige nach Laon zurückbegeben, mit seinem Clerus besprochen und dem Herzoge solche Versicherungen seiner Treue

gegen Alle gegeben, daß bald in Laon nichts mehr vorging, das ihm unbekannt geblieben wäre. Carl noch sicherer in die Falle zu locken, erbot er sich immer mehr zu neuen Eiden, ja als am Palmsonntag Abends über Tische H. Carl dem Bischofe einen Kelch mit Wein und Brod darreichte und ihn aufforderte, er möchte, wenn er wirklich Treue zu halten gedenke, den Kelch ausleeren; wenn nicht, ihn niedersetzen, und sich selbst das Schicksal Judas des Verräthers ersparen, so ergriff der Bischof, welcher am Morgen Carl und den Seinigen die hl. Communion gereicht und die Palmenweihe vollzogen hatte, den Becher, setzte ihn an den Mund, indem er ausrief, „ich empfangen den Becher und will ihn frey austrinken“, und als der Herzog hinzusehte, „und Treue halten,“ fügte der Bischof noch unter dem Trinken bey „sonst will ich wie Judas untergehen.“ Nachdem er noch mehrere solcher Verwünschungen gegen sich selbst ausgestoßen und die Gesellschaft sich bereits zur Ruhe begeben hatte, schlich sich der Bischof — denn es war gerade dieß die verabredete Nacht des Ueberfalles — in das Schlafzimmer Karls und Arnulfs, zog unbemerkt die Waffen und Schwerter unter ihren Kopfkissen hervor, und versteckte dieselben. Dann entfernte er unter irgend einem Vorwande den Pfortner, stellte sich mit entblößtem Schwerte unter das Thor und ließ von den Seinigen, die um das Geheimniß wußten, unterstützt, die Feinde herein. So wurden Karl und Arnulf im Schlafe überfallen und ohne Wehr gefangen. Da ihr mir diese Burg entrisßen und mich gezwungen habt, wie ein Verbannter davon zu gehen, rief jetzt Adalbero dem überraschten Herzoge zu, werdet ihr nun, freylich mit etwas unähnlichen Schicksale, auch daraus getrieben werden, denn ich bin mein eigener Herr geblieben; ihr aber werdet einem fremden euch beugen müssen. Mit Wuth raffte sich der Herzog aus dem Bette auf, und stürmte obwohl unbewaffnet gegen den Verräther los, ihn seiner Meineide erinnernd; aber eine

Schaar von Bewaffneten drängte ihn auf das Bett zurück und brachte ihn mit seiner Familie und dem Erzbischofe in engen Gewahrsam. Ein zweyjähriger Sohn des Herzogs, auch Carl genannt, wurde allein von einigen Getreuen geflüchtet und entging so dem unglücklichen Schicksale seines Hauses. Schnell wurde nun der König von Senlis nach Laon berufen, wo er auf's Ehrenvollste empfangen wurde, und von den Bürgern den Eid der Treue, als wenn sie sämmtlich gefangen worden, und eines andern Rechte verfallen wären, erhielt. Dann kehrte er nach Senlis zurück und hielt daselbst Kriegsrath über den gefangenen Herzog. Zwey Meynungen thaten sich hier vor Allem kund. Die Einen riethen den Herzog gegen eidliche Verzichtung auf jeden Anspruch auf Frankreich für sich und seine Kinder zu entlassen. Andere meyneten, er solle so lange verwahrt werden, bis sich zeige, wer sich für ihn verwende, und sich dadurch für seinen Anhänger erkläre. Wäre die Anzahl derselben nur gering, so solle er in Haft bleiben; wäre dieselbe groß, so möge man ihm diesen höhern Rücksichten zufolge entlassen. Diese Meynung behielt die Oberhand und der Herzog wurde daher mit seiner Gemahlin Adelhaid, seinem Sohne Ludwig und seinen Töchtern, Gerberge und Adeleidis in das Gefängniß geworfen, das sich für ihn nicht mehr öffnete. Zu gleichen Gewahrsam wurde auch der Erzbischof, als mit dem Feinde gefangen, der vorausgegangenen Versöhnung ungeachtet, gebracht.

Unter diesen Umständen, deren Kenntniß wir allein dem Richerus verdanken und welche somit dem Verfasser des vorliegenden Buches unbekannt geblieben sind, geschah die in dem Leben Gerberts so wichtige Gefangennehmung des Metropolitanen von Rheims. Da der Verf. nach der Erwähnung derselben auf das Conciliabulum von Rheims übergeht, wollen wir ihm, dem Richerus immer zur Seite, dahin folgen.

Es ist merkwürdig, daß dieser der Unterhandlungen, welche mit dem Papste vor diesem Pseudo-Concil gepflogen wurden, gar nicht erwähnt, son-

dern nur anführt, da es dem Könige zu Ohren kam, daß einige Freunde Arnulfs über seine Gefangennehmung aufgebracht wären und auch einige Scholaster bereits schriftlich seine Vertheidigung übernommen hätten, habe er die Bischöfe Galliens und besonders die Comprovincialen (die Diöcesan-Bischöfe von Rheims) zu einem Concil berufen, welches Arnulf entweder wieder einsetzen, oder wenn er sich nicht zu reinigen vermöchte, vollständig verurtheilen sollte (fol. 49.) Von diesem Concil selbst giebt Richer nur einen Auszug der größeren, in der Concilien-Sammlung abgedruckten Acta conciliabuli Remensis (S<sup>i</sup> Basoli), wobey er jedoch der heftigen Rede des Bischof Arnulfs von Orleans und dessen Invective gegen Rom, welche unstreitig zu dem spätern Umsturze aller Beschlüsse dieser Synode nicht wenig beigetragen hat, gar nicht erwähnt und nur anführt, es sey auf das Dringen der Vertheidiger des Metropolitan's von Rheims geantwortet worden, man habe wegen Schwierigkeit der Reise und der Drohungen der Gegner dem römischen Papste nichts notificiren können. Aber auch der Verf. umgeht aus einem uns unerklärlichem Grunde diese Rede mit Stillschweigen (Mansi. XIX. p. 131 c.), während er doch S. 92 der in den Acten angegebenen Unterhandlungen mit Rom gedenkt (Mansi. XIX. p. 130) und den hieselbst befindlichen Angaben Glauben schenkt, welche wie Alles, was von französischer Seite über den damaligen Papst (Johannes XV.) berichtet wird, wie schon Baronius treffend bemerkte, nur unter bedeutenden Modificationen angenommen werden können.

Nachdem nun der Verf. auf das eigentliche Resultat des rheimsen Conciliabulums, die Absetzung Arnulfs und die Wahl Gerberts zum Erzbischofe und Metropolitan gekommen, beschreibt er nach den in Gerberts Briefen enthaltenen Nachrichten dessen Thätigkeit in seiner neuen Würde und kömmt dann auf das Ungewitter zu sprechen, das sich nicht lange nachher über diesen zusammenzog. Auch hier gewin-

nen wir wieder durch Nicher neue Thatsachen, welche die Lücken in der Kunde dieser Angelegenheiten ausfüllen und das Bekannte wesentlich verändern.

Denn nicht blieb es, wie man bisher geglaubt hat, von Seite der gallicanischen Bischöfe bey der Umgehung des kirchlichen Oberhaupt's, einer willkührlichen Auslegung der Canonen und der von einigen Bischöfen geäußerten Invectiven gegen die Kirche zu Rom: als die Bischöfe, welche an dem Conciliabulum Theil genommen hatten, von vielen Seiten Cirreden und Widerspruch über ihr Verfahren gegen Arnulf erlitten und auch von dem Papste bereits wiederholte Schreiben darüber eingetroffen waren, hielten sie unter dem Vorſiße Gerberts eine Synode zu Ghela,\*) deren Acten vollkommen die Gestalt einer Verbrüderung zu Schutz und Trug in sich tragen und in deren einem Artikel ausdrücklich bestimmt ward, was von dem römischen Pabste gegen die Decrete der Väter angeführt werde, sey als nichtig und ungeschehen zu betrachten, da der Apostel befehle, man solle einen kegerischen, und mit der Kirche nicht übereinstimmenden Menschen gänglich meiden. Nur aus einem solchen Rückhalte wie diese Verbrüderung war, ist auch die kecke Sprache zu erklären, welche Gerbert in Bezug auf Rom in dem Briefe an den Bischof Wilderod führte (Hock S. 109,) während zugleich die Ansicht des Verf. über das Motiv der Strenge P. Johannes gegen Gerbert, welcher selbst den Erzbischof von Mainz auf seine Seite zu ziehen hoffte und auf dem Punkte stand, ein Schisma zu erregen, sich dadurch als völlig gehaltlos erweist. Nicht minder möchte diese Synode einen Beweis gegen die Meynung des Verf. liefern, Gerbert sey im Spätjahre 994, also zu einer Zeit, wo es sich vor allem darum handelte, seine Sache in Frankreich durch seine Anwesenheit zu halten und

wie er die Seele jenes Bundes von Bischöfen war, je näher die Gefahr von Rom heranrückte, sich ihnen um so weniger zu entziehen, bey König Otto III in Deutschland gewesen. Abgesehen von dem Verstoße, den der Verf. hiebey begeht, indem er den jungen König von sich als Kaiser reden läßt, was Otto erst zwey Jahre nachher wurde, führt er zu einer so gewagten Behauptung auch nicht Einen Beweis an, während auch ohne die oben angeführte Stelle Nicher's schon aus der Lage der Dinge hervorgeht, daß der Clerus von Rheims, welcher sich nach dem Verf. seinem neuen Erzbischofe schon Anfang des Jahres 994 zu entziehen begann, dieß erst that, als der römische Abgesandte, den Streit Arnulfs und Gerberts zu untersuchen, das französische Gebiet (Frühjahr 995) bereits betreten hatte. Da uns außerdem gar keine Kunde zugekommen ist, daß K. Otto im Spätherbste 994 in Magdeburg war, wo er doch der bekannten Stelle bey Thietmar gemäß sich aufhielt als Gerbert zu ihm kam; dieß jedoch im Sommer 995 statt fand (cf. Böhmers Regesten ad 995 und Thietmar, der von dem Fürstentage zu Magdeburg spricht), so möchte es wohl keinen Zweifel unterliegen, daß der von dem Verf. erwähnte und Thietmar nachgezählte Aufenthalt Gerberts zu Magdeburg bey K. Otto nach Gerberts Absehung, welche im July 995 und darauf seine Abreise aus Frankreich statt fand, in den August 995 zu setzen ist. Wie wenig aber für Gerbert, so lange er Erzbischof von Rheims war, der Aufenthalt in Deutschland erwünscht und rätzlich war, erhellt auch noch aus Nicherus, auf welchen wir jetzt wieder überzugehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Cum a papa romano B (Johanne) abdicatio Arnulfi et promotio Gerberti plurimis epistolarum scriptis calumniarentur etc.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. August.

Nro. 151.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts- Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung).

Während nämlich die französischen Bischöfe jene gegen Rom feindselige Stellung einnahmen, hatten die deutschen Bischöfe, mit richtigem Gefühle in dem Verfahren gegen Arnulph den Keim des Untergangs kirchlicher Freiheit erkennend, den Papst zur ungesäumten Ergreifung ernsterer Maßregeln aufgefordert. P. Johann XV. zögerte daher nicht länger, und sandte den Abt Leo vom Kloster des hl. Bonifacius und Alexius als seinen Legaten nach Deutschland und Frankreich ab. Als dieser nach Deutschland gekommen war, nahmen ihn die Bischöfe ehrenvoll auf, beriethen sich mit ihm über eine zu haltende Synode und schickten dann Gesandte an die Könige der Franzosen ab, mit diesen über Zeit und Ort eines Concils überein zu kommen. Hugo und Robert zeigten sich dem Gesuche willfährig und die Gesandten waren bereits mit günstiger Antwort zurückgekehrt, als sich unerwartet eine neue Schwierigkeit erhob. Es war den Königen hinterbracht worden, die Einmischung der deutschen Bischöfe stamme von dem Bischöfe Adalbero von Laon her, welcher im Einverständnisse mit dem Gegner der Könige, dem Grafen Otto von Chartres und Tours, bey dieser Gelegenheit k. Otto von Deutschland nach Frank-

reich führen, und die beyden Könige daraus vertreiben wollte. Hugo und Robert ließen daher den Bischöfen, welche sich bereits zu dem bestimmten Orte auf den Weg gemacht hatten, sagen, sie könnten daselbst nicht erscheinen, da sie ihre Großen nicht um sich hätten, ohne deren Rath sie weder etwas thun, noch unterlassen dürften. Wollten die Bischöfe dessen ungeachtet das Concil halten, so möchten sie ihre Reise fortsetzen; wenn nicht, zurückkehren. Als nun Adalbero, nicht wissend, daß er bereits angeklagt sey, die Könige ermahnte, dem Legaten entgegen zu gehen, verlangte k. Hugo von ihm, er sollte ihm den jungen Ludwig, Herzog Carl's Sohn, den er ihm zur Verwahrung anvertraut hatte, nebst der Burg von Laon zurückgeben. Wie nun der Bischof sich dessen weigerte, beschuldigten ihn die Begleiter des Königs geradezu des Verrathes; er habe Metropolitan von Rheims, Otto Herzog der Franken werden wollen; dieß zu bewirken hätte er die Könige nach Mouson locken wollen, damit sie dort von Otto von Deutschland überfallen würden. Da der Bischof den Plan vereitelt sah, den er mit so vieler Hinterlist geschmiedet hatte, verstimulte er; einer seiner Lehensmannen, der ihn vertheidigen wollte, wurde vom Grafen Landrich an den Bischof gewiesen, der nun selbst seine Schuld gestand und auf Befehl der Könige verhaftet wurde; seine Lehensmannen mußten dem Könige schwören.

So erscheint also ein neuer Gegner Gerbert's, von welchem die Geschichte bis jetzt nichts wußte, dessen Pläne und Intriguen aber nicht wenig bezgetragen hatten, die Sorgen und den Kummer zu

vermehrten, von welchen Gerberts Briefe aus dieser Periode vielfache Kunde geben.

Die deutschen Bischöfe waren unterdeß nach Mouson gekommen, welches der König zum Versammlungsort für ein Concil bestimmt hatte; von den französischen Bischöfen, welchen die Könige verboten hatten, dahin zu gehen, war nur Gerbert erschienen. Der Bischof Haimo von Verdun eröffnete das Concil, indem er darauf hinwies, wie oft P. Johann XV., von welchem man bis jetzt immer geglaubt hatte, er habe sich in Betreff Arnulfs in kaum zu rechtfertigendes Stillschweigen eingehüllt, die französischen Bischöfe ermahnt habe, \*) sich zu versammeln und den Streit von Rheims zu schlichten; endlich habe er deshalb den gegenwärtigen Abt Leo mit einem besondern Schreiben, das aber Nichter übergeht, hieher gesandt. Das übrige ist bereits bekannt und es verdient nur noch bemerkt zu werden, daß die zu Mouson versammelten Bischöfe nicht plötzlich, als die Versammlung schon geendet schien (wie der Verf. S. 117 berichtet), Gerbert aufforderten, sich der priesterlichen Verrichtungen zu enthalten, sondern daß dieß nach gemeinsamer Beschlusse und in Auftrag des Papstes selbst geschah, welchem auch Gerbert sich ferner zu widersetzen nicht für gut fand. Das eigentliche Urtheil, wurde aber auf ein Concil verschoben, das 8 Tage nach Johann dem Täufer in dem Kloster des hl. Remigius zu Rheims gehalten werden sollte.

Mit Beendigung dieser Synode, endigt auch die Geschichte Nichter's, aus welcher wir freylich nur dasjenige hervorgehoben haben, was uns für die Geschichte Gerberts von besonderem Interesse zu seyn schien, und das Uebrige den Untersuchungen Andreer überlassen müssen. Es genügt aber bey der großen Glaubwürdigkeit seiner Angaben das Wenige, was

von uns mitgetheilt wurde, um die ganze frühere Geschichte Gerberts völlig umzugestalten, und den Verf. zu einer neuen Bearbeitung derselben zu nöthigen.

Von nun an in der Beurtheilung des vorliegenden Buches auf die Allen zu Gebote stehenden Quellen beschränkt, sind wir um so eher im Stande mehr auf die Darstellung des Verf. selbst eingehen und auch die Art und Weise zu beurtheilen, wie er diese Quellen benützte.

Wie jedoch — um in der Erzählung fortzufahren — trotz den nicht schlecht hin zu verwerfenden Zeugnissen Rimoin's, Hugo's von Fleury und Thietmar's, Gerbert die erzbischöfliche Würde, ehe er nach Deutschland ging, nicht niedergelegt haben sollte, wie der Verf. S. 118 und 119 zu verstehen gibt, ist schwer zu glauben und von Hrn. Hoek auch nicht bewiesen worden. Denn daß gewisse Briefe Gerberts nichts von einer Absetzung enthalten, beweist nichts zur Sache, solange nicht erwiesen ist, daß er diese nach der Rheims'er Synode geschrieben habe, von deren Bestand selbst der Anhang zu Rimoin ausdrückliche Erwähnung thut. Gerade aber, daß Abt Leo bereits im September wieder in Deutschland war (S. 119), beweist, daß bis dahin der Hauptzweck seiner Mission erfüllt war, während Thietmar, nach dessen Erzählung, wie wir früher bemerkten, Gerberts Anwesenheit in Deutschland mit mehr als Wahrscheinlichkeit in den July desselben Jahres zu setzen ist, ausdrücklich sagt, Gerbert sey a sedibus suis expulsus zu Otto gekommen. Hingegen muß jedoch zugegeben werden, daß Arnulf nicht sogleich, sondern erst nach dem Tode des K. Hugo's wieder eingesetzt wurde und daß das Erzstift bis dahin seines Oberhirten entbehrte, wodurch sodann jene Bedrückungen desselben entstanden, welche der hl. Abbo, Rector von Fleury, in seinem von dem Verf. übersehenen Briefe an P. Gregor V. für die nachtheiligste Folge des ganzen Streites zwischen Gerbert und Arnulf erklärt (Bouquet X. p. 456). Auch daß Gerbert den König auf dem

\*) Non semel et. his litteris suggestit, quatenus nobis in unum collectis tantum facinus justa lauce utrimque pensaremus. Rich. fol. 55.

Slavenzuge begleitete, ist nichts weniger als unbestreitbar, indem die Stelle auf welche sich der Verf. deshalb stützt, nur sagt, der Kaiser habe inter bellorum discrimina, quae contra Sarmatas parabantur, an philosophische Fragen gedacht, worin, was H. Hoek daraus folgert, um so weniger enthalten seyn möchte, als Thietmar ausdrücklich berichtet, womit sich Gerbert während seines Aufenthaltes in Deutschland beschäftigt habe.

Auch sonst noch dürfte Manches erinnert werden; König Otto hielt im Spätherbste 995 keine Versammlung zu Magdeburg, wohl aber feierte er Weihnachten in Köln. Die Charakteristik, welche der Verf. auf, Limoin (vita st. Abbonis) gestützt, von P. Johann XV. macht, bedarf um so mehr einer Modification, als Baronius bereits sehr richtig darauf aufmerksam machte, wie sehr geschieden werden muß, was Schuld des Crescentius und was freye That des Papstes war. Der Bischof Hanno von Worms starb bereits im J. 979 und konnte daher nicht im Jahre 996 den designierten Papst Bruno (Gregor V.) nach Rom geleiten, sondern die That der vita st. Adalberti zufolge der Erzbischof Willigis von Mainz, den auch der Verf. anführt, und der Bischof Adelbold von Utrecht (vita prima n. 21). Ferner ist es mehr als unwahrscheinlich, daß Gerbert dem jungen P. Gregor V. als Rathgeber zurückgelassen worden sey (S. 125.); im Gegentheile, da der Papst nach seiner Krönung ein Concil hielt, in welchem die Angelegenheiten von Rheims zur Sprache kamen, und dann fortwährend sich mit diesen beschäftigte, bis er die Wiedersezung Arnulfs durchsetzte, so ist eine solche Annahme sogar gegen alle Wahrscheinlichkeit. Warum blieb der Verf. nicht lieber bey der einfachen Thatsache stehen, daß Gerbert sich in dieser Zeit theils mit Studien (er schrieb in Italien die Abhandlung über das Verhältniß des Vernünftigen zum wirklichen Vernunftgebrauche) beschäftigte, theils, wie er selbst ausdrücklich schrieb, über ein Jahr lang von Krank-

heit heimgesucht wurde? Ebenso wenig erhellt auch, welchen Antheil Gerbert an der Bekämpfung des Gegenpapstes Johann (XVI.) gehabt und welche Belohnung er dafür von K. Otto verdient haben sollte (S. 125, 126); eine Annahme welche desto ungegründeter erscheint, als in dem bekannten Diplom P. Gregor's V. an Gerbert als Erzbischof von Ravenna der Papst ausdrücklich erwähnt: er habe ihm diese neue Würde übergeben, \*) eine Stelle, die sich alle jene wohl bemerken dürften, welche in Gerbert nur eine Creatur Kaiser Otto's III. sehen.

Wie ungegründet überhaupt solche Annahmen \*\*) sind, würde noch mehr ins Auge gesprungen seyn, wenn der Verf. auf die Lage des Pontificats und Kaiserthums bey dem Tode P. Gregor's V. größere Rücksicht genommen hätte. So kräftig die Regierung dieses Papstes war, so wenig gelang es ihr doch bey der Kürze ihrer Dauer (v. 996 — 999) und bey den vielen Mißbräuchen, die sich damals in die Kirche eingeschlichen hatten, durchgreifende Reformen einzuführen; gerade deshalb ist es aber für den Verfasser der Lebensgeschichte von P. Gregor's Nach-

\*) Es ist bereits auch von Andern darauf hingewiesen worden, wie sehr P. Gregor in diesem Diplom Gerbert gegenüber seine eigne hohe Würde geltend macht.

\*\*) Wir können ein Beyspiel nicht übergehen. Bey Gelegenheit des letzten röm. Concils unter P. Gregor erwähnt der Verf. auch, welchen Kampf es Gerbert gekostet haben mochte, den königlichen Censuren gegen K. Robert, seinen ehemaligen Zögling beyzutreten. Nun wissen wir aber aus Quellen, daß K. Robert gar kein Bedenken trug, Gerbert vollständig aufzuopfern, damit die Kirche von seiner unerlaubten Ehe mit Berta Umgang nähme; ja während sich Gerbert (996) in Rom befand und hoffen mochte, durch Gregor V. wieder eingesetzt zu werden, entließ Robert Arnulf aus der Haft nach Rheims und vereitelte so vollständig Gerberts Plane und sehnlichsten Wünsche. Eine psychologische Annahme, welche wie die obige sich auf keine besonderen Quellen stützt, ist daher gewiß höchst willkürlich, unnöthig, und zeigt zuletzt doch nur, wie ganz andere Personen und Verhältnisse waren, als man sich oftmals dieselben vorstellt.

folger nothwendig, in das Detail auch dieses Pontificats einzugehen, um zu zeigen, ob und in wie fern Sylvester II. in den Fußstapfen seines Vorgängers wandelte. Andererseits erklärt vor Allem die Stellung Otto's bey dem Tode P. Gregors sowohl die Wahl Gerberts zum Papste, als auch gar Vieles der damit verbundenen Gestaltungen. Zu gleicher Zeit verlor P. Otto die Pflegerin seiner Jugend, die geliebte Schwester seines Vaters, Mechthilde, Abtissin von Quedlinburg und seinen Vetter, den Papst, dessen unerschrockenes, kräftiges Wirken nach allen Ländern der Christenheit hin ihn vor Allen auf die Stellung hinführen mußte, die dem gekrönten Beschützer der römischen Kirche geziemte. Diese aber erkannt und sich in diesen Schranken frey und kräftig bewegt zu haben, war die, leider zu wenig verstandene Größe Kaiser Otto's III., durch die er aber in dem Frieden, den er der Kirche gönnte, und durch das gemeinsame Bestreben mit ihr weit über jene Kaiser erhoben wurde, welche in dem Streben nach Allgewalt die Ordnung der Kirche zerrütteten und den Dank der Menschheit gewiß nur sehr wenig dafür verdienten. Gleich Kaiser Otto III. in dieser Beziehung dem ersten aller christlichen Imperatoren, Constantin, so fehlte ihm auch an dem erfahrenen Gerbert, welcher bey der zu Rom im Januar 999 (Mansi XIX. p. 238) gehaltenen Synode (mit Unrecht setzt der Verf. diese in den May 998 cf. Mansi l. c.), wenn nicht auch bey dem kurz darauf erfolgten Tode des Papstes anwesend war, um so weniger ein Sylvester, als Gerbert unstreitig von allen uns bekannten Priestern der damaligen Zeit, welche höhere Würden annahmen, zu einem Papste neben dem jungen und frommen Otto am besten taugte; diese Uebereinstimmung mit dem Kaiser war es aber vorzüglich, und nicht bloß die Verehrung, welche Gerbert dem heiligen Sylvester (I.) zollte, warum Gerbert als Pabst sich Sylvester II. nannte.

Der Verf. erwähnt nun unter den ersten Handlungen Gerberts als Pabst auch den Erlaß der Con-

firmations-Bulle für seinen frühern Gegner Arnulf, welche der gelehrte Jesuit G. Cossart P. Gregor V. zuschrieb. Wir glauben, daß der Verf. hiebey Recht hat und stützen unsere Meinung auf eine Vergleichung des Inhaltes dieser Bulle mit dem des oben erwähnten Briefes des hl. Abbo an P. Gregor V.; der Verf. hat jedoch nicht für gut gefunden, auf diese Controverse Rücksicht zu nehmen, obwohl durch die eine oder die andere Annahme der Inhalt der Bulle nicht wenig bedingt wird. Cf. Mansi XIX. p. 242. Auch möchte hieher der Brief an die Königin Costanza von Frankreich gehören, welcher von Mansi u. a. P. Gregor V. zugeschrieben wird, aber aller Wahrscheinlichkeit nach von Sylvester II. erlassen wurde. Noch mehr jedoch als in dieser Beziehung verdient der Verf. eine Rüge, wenn er jenes lügenhafte decretum electionis Sylvestri II. als ächt und in den Context aufnimmt. Wohl nur wenige erfundene Urkunden tragen den Stempel ihrer Verfälschung so offen an sich, widersprechen so ganz und gar dem Verhältniß der Personen zu einander, dem Geiste und dem Charakter ihrer Zeit als dieses Document. Es ist wahr, daß wir von Otto III. kein Bestätigungs-Diplom für das Patrimonium Petri haben, wie ein solches von seinen Vorgängern ausgestellt wurde; es muß ferner zugestanden werden, daß in einem gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßten Regestenverzeichnis der römischen Päbste, welches sich handschriftlich in der Bibliothek des Vaticans und der Francescani riformati zu Castel Gandolfo befindet, ausdrücklich diese Urkunde unter Sylvester II. erwähnt wird: andererseits ist es aber ebenso wahr, daß, wenn Kais. Otto Schenkungen an den hl. Petrus machte, er diese vor allem unter P. Gregor und nicht unter Sylvester machte, da jener und nicht dieser ihn krönte und kein Kaiser gekrönt wurde, er habe denn zuerst sich gegen die Kirche wie gegen die Römer verpflichtet; in einer solchen Urkunde aber zu sagen, er (Otto) schenke dem hl. Petrus 8 Graffschaften aus Liebe zu Pabst Sylvester (pro amore magistri nostri Domini Sylvestri Papae) ist dem Geiste der Kirche nach eine förmliche Blasphemie, welcher vielleicht Friedrich II., nicht aber Otto III. fähig war.

(Schluß folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. August.

Nro. 152.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate, geographisch dargestellt von Franz Eschicka. Wien, in der Fr. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, 1836. 448 S. 8.

In dem kurzen Vorwort erklärt sich der Verf. über den inhaltsschweren Titel: Kunst und Alterthum, nicht näher; „die vorhandenen Kunstwerke aller Art — in Verbindung mit den Förderungs-Anstalten“ wollte er nach den Daten, Kreisen, Provinzen — wie in einer Kunstgeographie — (wir möchten lieber Kunst-Topographie sagen,) „kurz darstellen; dazu bewogen durch die geringschätzige Flüchtigkeit, womit in den neuesten Kunstschriften und Real-Encyclopädien, Oesterreich, sein Italien kaum ausgenommen, den ärmlichsten Nachwerken des Auslandes entgegen gewöhnlich behandelt wird.“ Auch bezüglich auf andere Artikel der süddeutschen Provinzen in den Conversations-Lexicois und Handbüchern jener nordischen Fabriken sind, was die kleinliche, eckelhafte Uebersülle der letzteren an heimischem Hausrath, und dagegen die allzusichtbare Unkunde und Misachtung in Geschichte, Leben und Kunst der südlichen Länder anbelangt, längst ähnliche Klagen laut geworden. Nicht eine Bereicherung des gegenseitigen Wissens, wie es jene großartige Lexicographie in der zweyten Hälfte des XVII. und in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bezweckte und bewirkte, nein! lediglich die schnelle Füllung einiger typographischen Taschen, woran, wie billig, auch die Nachdrucker ihren guten Theil haben, war und

ist das auf die Oberflächlichkeit und Polyhistorie der heutigen Conversation sehr richtig berechnete Ziel.

Was nun wieder das vorliegende Werk betrifft, so befaßt sich dasselbe eigentlich mit der sogenannten abbildenden, beschaulichen Kunst, mit der Architektur, Malerey und Bildhanerey (Plastik), wobey jedoch der Begriff Alterthum (Geschichte), dem Verf. viel weniger klar und geläufig zu seyn scheint. Um indessen nicht eines vorlauten Urtheils überhaupt beschuldigt zu werden, wollen wir vorerst an der Hand des Verf. und uns ganz seiner Leitung vertrauend, die nach Kunst und Alterthum geschilderten Landschaften selbst durchwandern, hier und da nur eine Bemerkung, eine bescheidene Frage einschaltend, woraus dann von selbst einige Schlussbemerkungen hervorgehen werden. Die dem Werke zum Grund liegende Idee und die Kunde über den österreichischen Kaiserstaat verdienen immerhin eine nähere Würdigung.

„Die teutsch-illyrischen Länder;“ sollte wohl heißen, die teutschen Länder (Oesterreichs, nämlich Unter-, Ober-, Inner-, Vorder-Oesterreich,) und Illyrien. Oesterreich unter der Enns, Bietel unter Wiener-Wald. Wien, die Hauptstadt des Reichs, und seit Maximilian I. die beständige Residenz der erlauchten Herrscher, steht voran; ihr, der kaiserlichen Burg, der Hofbibliothek, dem Hofgarten, dem Gewächshaus, dem Marstall, der Metropolitankirche St. Stephan, der Schotten-Abtey und anderen Kirchen, den hundert Palästen, den öffentlichen Denkmälern; den Donaubrücken, den vielen Sammlungen und Museen, den Zeughäusern,

Gemäldegallerien, die Gallerie ausgezeichneter Hofschauspieler mit begriffen, der Akademie der vereinigten bildenden Künste zc. sind die ersten 56 Seiten gewidmet; wie es scheint, mit sorgfältiger Benützung der zahlreichen Litteratur, welche in neuerer Zeit die Kunst und Künstler der Kaiserstadt behandelt hat; wobey der Verf. oft in das kleinste Detail der Aufzählung, Beschreibung, Dimensionen, Kosten u. s. w. geht. Auch die in diesem Viertel gelegenen: Neustadt (Wiener), Baden mit der Weilburg, Breitensee, Deutsch-Ultenburg, Feistritz, Gutenstein, Kl. Heiligenkreuz, Kl. Neuburg, Lachsenburg mit dem Neuschlosse, Schönbrunn u. s. w. sind bezüglich auf Gebäude und Kunstgegenstände wohl bedacht. Bey Fischamend hätte doch der Ursprung des Namens, Mündung der Fische, bey Heimburg eben so der Erbauer, Heimo, ein bojarischer Dynast, K. Arnulphs Mundschenk, bey Medling „der alten Grenzveste“ hätten abermals die bayerischen Begründer angedeutet werden können.

Viertel ober dem Wienerwalde. Gamming, Kloster Göttweig, Herzogenburg, Lilienfeld, Melk, (wozu vom Capitul. Keiblinger ein Anhang nachgetragen ist,) sind umständlich beschrieben; aber auch da hätte der Gründer und Stifter von Göttweig, Herzogenburg, Seitenstätten, St. Pölten (St. Hippolyt) erwähnt werden sollen. Für den Erforscher des Alterthums wäre es wichtig zu erfahren, daß die Erbauer von St. Hippolyt an der Traisen, und die von der Abtey Tegernsee in Oberbayern, und die von St. Hippolyt bey Weilheim, und die von St. Hippolyt im Pinzgau zc. ein und dieselben Landherren waren. Dafür hätte mancher vergoldete Kelch und manche silberne Monstranze übergegangen werden können. Schallaburg, Tulln, Pechlarn, Kl. Erlach, Weikstein, Urdaker, Hohenburg, Sachfengang, Waidhofen, Traismann, Ulmsfelden zc. würden dem Kenner des Alterthums und der Heroen des Mittelalters sehr lohnende Notizen dargeboten haben.

Viertel unter dem Mannhartsberge. Der Verf. wird doch nicht auch an einen h. Mannhart glauben? Es ist hier von des Ptolemäus *Luna sylva* die Rede.

Groß-Engersdorf, Stadt. „Die malerischen Ruinen eines Schlosses, das Einige den Templern, Andere den Bischöfen von Freysing zuschreiben.“ Waren denn nicht diese Bischöfe längst vor den Templern Herren von Engersdorf?

(Fortsetzung folgt.)

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Schluß.)

Wir haben fast aus dem dreijährigen Pontificate Pabst Gregor's nur 14 Bullen und von diesen hat sich der bey weitem größere Theil nur in transmontanischen Klöstern erhalten; wir dürfen uns aber um so weniger wundern, wenn mit der gewiß bedeutenden Anzahl der verloren gegangenen auch die Bestätigungs Urkunde Otto's III. verloren ging, indem nur wenige Monate nach der Krönung des Kaisers die Rebellion des Crescentius ausbrach, der, nach dem Besitze des Kirchenstaates lüstern, jedes Andenken an eine kaiserliche Bestätigung desselben für die Kirche zu vernichten gewillt seyn mußte.

Da sich, was die inneren Verhältnisse von Rom betrifft, eine Lücke in der Geschichte findet, glauben wir unsern Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir einen bisher ungekannten Brief des Pabstes an Otto III., wie er sich auf einem besonderen Blatte in dem Codex des Richerus befindet, abdrucken lassen und diesem einen Aufruf des Pabstes an die Römer folgen lassen.

Silvester episcopus servus servorum dei dilecto suo Ottoni cesari' semper aug. imperii decus et insuper apostolicam benedictionem.

Multa vobis per Gregorium Tusculanum ob vestram cautelam demandavi, que fama volans pertulit. Sed que nobis apud ortam inter sacra missarum solemnita pervenerunt, non leviter accipienda censeo. Hi namque qui servicio nostro nihil praebuerunt, seditionem et tumultum in ecclesia excitaverunt contra eos, qui romana nobis munuscula offerebant offerrique debere ab aliis acclamabant. Inferbuit acrior ira quod quedam pauperula contra suum iudicem apud nos conqueri ausa est, quasi illa conquestio ad invidiam comitis esset facta. Itaque inter sancta sanctorum districtis gladiis inter hostium frementium gladios urbe excessimus. Prima que debuerunt nobis esse hospicia, in adventu nostro cum pridie essent stantia disparuerunt. Secunda tales exitus habuerunt. Sed de his alias. Hoc solum nunc si non propter nos saltem propter vos vestrosque precor ut que nostri juris in Sabino a quibuslibet detinente per vestrum nostrumque legatum in nostrum dominium revocentur, ut indigentiam rerum summoveat presens copia fructuum. data prid. id. jun. per omnia honor.

et quatuor nuper insignia portarum michaelis archangeli in adriano tempore nocturno sublata sint, omnia preceptione apostolica suis locis jubemus ea restitui. Quod nisi abhinc usque ad proximum apostolorum natalem factum esse constiterit, sint sub gravissimo anathemate, qui hoc sacrilegium commiserunt vel qui celando conscii sunt, donec resipiscant et per dignam ementionem satisfaciunt. dat. cal. jun.

So sehen wir Pabst Sylvester fast in derselben unglücklichen Stellung zu dem Grafen Gregor von Tusculum, wie seinen Vorgängern zu Crescentius, zugleich aber auch in Ausübung voller souveräner Gewalt in Rom, welche ihm nur die immer rebellischen Römer, nicht aber der Kaiser streitig machten. Wahrscheinlich sind diese Vorgänge in das Jahr 1001 zu setzen und der Belagerung von Tivoli und der darauffolgenden Empörung der Römer gegen den Kaiser unmittelbar vorausgegangen. Wir bedauern, daß der Verf. selbst nicht auf die eben berührten Ereignisse, deren Kenntniß doch für die Geschichte des Pabstes wie im Allgemeinen der damaligen Verhältnisse von so großer Wichtigkeit ist, und die die

beste Gelegenheit dargeboten hätten, von dem Plane zu reden, in dessen Realisirung K. Otto das Heil der Kirche sah, mit dessen Mittheilung aber der Verf. viel zu farg gewesen ist, größere Rücksicht nahm, sondern die Belagerung von Tivoli, bey welcher der hl. Romuald eine so große und segenerreiche Rolle spielte, in 6 Zeilen, die Belagerung aber, welche der Kaiser im Palatin aushielt und die zu den schönsten Episoden in dieser Geschichte gehört, in 13 Zeilen und also nur ganz im Vorübergehen erwähnt.

Der Verf. geht nun auf den Tod K. Otto's über, beschreibt den Verlust, welchen Gerbert dadurch erlitten und endlich auch dessen Tod, 12. May 1003. Der hierauffolgende Abschnitt enthält eine Recapitulation der Gesamthätigkeit Gerbert's. Mit Recht setzt ihn der Verf. unter die größten Männer, welche je die päpstliche Tiara schmückte. Wir möchten ihn vorzugsweise auch den Mann einer gewissen typischen Bedeutung nennen. Denn während einerseits seine Erhebung auf den päpstlichen Thron genügt, die Meinung des Tages über mittelalterliche Finsterniß in ihrer ganzen Richtigkeit darzustellen, wurde durch diese im Vereine mit dem Pontificat P. Gregors, in welchem seit langer Zeit zum ersten Male eine Reform der Sitten, eine Zurückführung auf die alten Gebräuche der Kirche unternommen ward, christliche Sitte und christliche Wissenschaft in gegenseitiger Durchdringung zur Schutzmauer des Dogma's wiedererhoben und zu einer Zeit, wo nicht geringe Stürme die Grundfesten der Kirche zu erschüttern drohten, nach allen Theilen der Christenheit hin die wirksamste Abhülfe gebracht. So einsam stehen aber beyde Pápste da, scheinbar so losgerissen von aller Verbindung mit der nächsten Vergangenheit und der nächsten Zukunft, daß es ein mehr als gewöhnliches Detailstudium voraussetzt, alle die einzelnen, vielfach verschlungenen Fäden herauszufinden, welche das von P. Gregor und P. Sylvester begonnene Werk durch die Ungunst der nächsten Zeiten siegreich hindurch zu einer späten, aber desto schön-

ren Blüthe brachten. Die Vertilgung der Manichäer in Frankreich und der Kampf des französischen Clerus gegen Berengar müssen in mehr als einer Beziehung die Früchte dieser beyden Pontificate genannt werden; anderer, der größeren Bildung des römischen Clerus, ja der Lehrer P. Gregor's VII. selbst, hat bereits der Verf. erwähnt.

Der Verf. hat in dieser Beziehung Studien gemacht, welche zu vielen erfreulichen Resultaten führten; jedoch wir dürfen es nicht verhehlen — fehlt ihm jener sichere Blick, welcher Personen und Gegenstände in ihrem Totalzusammenhange ergreift und sich nicht scheut, auch die Schwächen seines Helden offen zu gestehen; eine Bemerkung, die sich uns um so mehr aufdringt, als Gerbert mit seinem Bestreben doch nur die Eine Seite der Kirche repräsentirt und die Männer der andern, welche, wie der hl. Odilo von Clugny, der hl. Abbo von Fleury, der hl. Wilhelm von Dijon, der hl. Romuald und so manche Andere fast ebenso sich um P. Gregor V. reichten, wie Fulbert, Adelbold, Leutherich, re. um die Richtung Gerbert's, selbst so ausgezeichnete Persönlichkeiten waren, daß alle Vorzüge Gerbert's ihm nur mit Mühe einen Platz in diesem glänzenden Ringe verschaffen, und der Geschichtschreiber P. Sylvesters und seines Jahrhunderts daher um so weniger versäumen durfte, die eine Richtung der andern geg. näher zustellen.

Ueber dieses Versehen, das von Anfang an in diesem Buche herrscht, indem der Verf. so gefegerte Männer wie eines Bernward von Hildesheim, eines Franco von Worms, welche Kaiser Otto so nahe standen wie nur jemals Gerbert selbst, gar nicht erwähnt — und aus welchem ein Raisonnement hervorging, welches wie S. 157 und 158 gerechtes Bedenken erregt, wäre wohl noch Manches zu erinnern, würde es nicht gerade selbst auf eine Quelle hinweisen, deren Lehren in einem zu großen Contraste mit denen des zehnten und elften Jahrhunderts stehen, als daß eine Anwendung derselben

auf eine so weit entlegene Periode statt der beabsichtigten Klarheit nicht vielmehr eine ungeschichtliche Begriffsverwirrung hätte hervorbringen müssen.

Nachdem der Verf. noch die Ausbildung der Sage von der Magie und Zauberey Gerbert's in einem besondern Abschnitte behandelte, beschäftigt er sich in einem eigenen Anhange mit Gerbert's literarischen Werken, die er besonders aufzählt und ihren Inhalt kurz angiebt. Mit besonderm Fleiße durchgeht der Verf. hiebey die Schrift de rationali, Gerbert's Geometrie, deren Beurtheilung nach dem Auszuge des Verf's. wir jedoch Kundigeren überlassen müssen; und endlich die Brieffsammlungen, bey deren Benützung der Verf. gänzlich von Mabillon abweicht und in ihnen eine ununterbrochene Reihenfolge von 982 — 1002 erblickt, während jener Gelehrte und alle die ihm folgten, die ersten Briefe bereits in das Jahr 969 setzen und sie bis zum Jahre 1001 fortführen. Die Gründe, welche der Verf. für diese Verfahrungsweise anführt, scheinen uns auch so kräftig, daß wir nicht zweifeln, sie werden allgemeine Zustimmung finden und bedauern nur, daß der Verf., wie wir schon oben rügten, S. 113 Gerbert im Jahre 994 und S. 193 der Ordnung der Briefe gemäß im Jahre 995 nach Deutschland kommen läßt und dadurch in Widerspruch mit sich selbst geräth. Unstreitig ist die Darstellung S. 193 die richtige. Eine vollständige Ordnung dieser Briefe wird aber wohl erst möglich seyn, wenn sie, was wohl nicht lange mehr anstehen wird, in den mon. hist. germ. auch vollständig abgedruckt seyn werden. Der Verf. verbreitet sich nun noch über die Schriften, welche Gerbert fälschlich beygelegt wurden, liefert sodann eine Anzeige der Litteratur über die Biographie dieses Mannes und giebt in einem eigenen Anhange die merkwürdigsten Briefe, Urkunden und Stellen aus Chroniken, deren er sich als Beweise bediente. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

Const. Höfler.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. August.

Nro. 153.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Kunst und Alterthum in dem östereichischen Kaiserstaate, geographisch dargestellt von Franz Tschichka. Wien, in der Fr. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, 1836. 448 S. 8.

(Fortsetzung).

„Laa, Stadt und die alte Burg.“ Woher stammen sie? Kein Wort von Hartek, wo ein Brüderpaar, der lehte gegen die Ungarn gefallene Zweig der gewaltigen Grafen von Plavn im Jahre 1260 bestattet wurde. Viertel ober dem Mannhartsberg. Altenburg; wer stiftete diese Benediktiner-Abtey; wer die Cisterzienser zu Zwettel? Deof und Deofendorf deuten weit zurück. Marchegg, „einst von den größten und mächtigsten Schloßfern des Landes? — woher rührt es? Morn, „mit uralten Thürmen und Ringmauern,“ wem gehört „das hübsche herrschaftliche Schloß“ jetzt; wem Morn einst? Doch auch der Veilsteinischen Sippschaft. Kenuring; kein Wort von jenem gewaltigen Geschlechte.

Perseubung; „das stattliche, kaiserl. Schloß, welches schon über 800 Jahre besteht;“ es stammt ja von den bayerischen Dynasten von Semt- und Ebersberg; einst ein wichtiger Schanplatz.

Ueberhaupt ist in diesem topographischen Handbuche, der vielen und nächsten Anlässe ungeachtet, von dem zu sprechen, was die Cathedralen von Passau, Salzburg, Freysing, Regensburg für Kunst und Alterthum in Niederösterreich gethan, was dort

die bayerischen Dynasten und Abteyen gegründet haben, so viel als nichts bemerkt worden; — das Gegentheil hätte dem Werke unstreitig eine ganz andere Physiognomie gegeben.

Oesterreich ob der Enns. Mühlkreis: (Michel Fl.) Die Hauptstadt Linz, sehr ausführlich, aber ohne allen Anklang aus der Geschichte beschrieben. Der Stifter von Baumgartenberg und Waldhausen zc. heißt urkundlich Otto von Marchland, nicht Marchland; auch ein plavnischer Zweig, „Plagienses“ der in den Waldsturen (Plagae) des links der Donau aufsteigenden und Böhmen abscheidenden Landrückens (Mog-land!) zu großer Macht und Herrlichkeit gelangte. Pabnenkirchen: erinnert an Pabonis nova ecclesia.

„Sprünzenstein, die uralte, gleichnamige Beste mit einer zierlichen Capelle von 1369. Der Eigenthümer? St. Thomas; „imposante Ruinen der Beste Blasenstein.“ Woher? Traunkreis. Selbst bey der Abtey St. Florian ist das Alterthum völlig übergangen. Bey Kremsmünster wird doch Herzog Tassilo als Gründer im Jahre 772 genannt. Die Abtey Schlierbach 1355 gegründet, schenkte schon K. Heinrich II. als „praedium in comitatu Rapononis in pago vero Ouliupestale“ im Jahre 1005 an Salzburg. Spital am Pyhrn war es nicht zunächst eine jener menschenfreundlichen großartigen Stiftungen der Bischöfe von Bamberg auf ihrem Wege nach den kärnthnerischen Demänen? Steier. Uebermals keine geschichtliche Andeutung, kein Wort von den hier gefessenen und zu Grabe gegangenen Markgrafen.

Traunkirchen, einst eine Frauenabtey, an der Stelle der noch ältern Abtey Traunsee, wozu Altmünster, Hallstatt, Ischel, Gmünden, 2c. gehörten: da wäre für Kunst und Alterthum viel nachzuholen (m. s. unsere Geschichte der Salzwerke 2c.).

St. Wolfgang. Obersee, (Aparinseo) heißt urkundlich das angrenzende Gewässer. Wolfgang, Bischof von Regensburg, dem Bayern und Oesterreich in der Culturgeschichte so viel verdanken, hatte, in jenen politischen Zerwürfnissen, hier, am Falkenstein, ein Asil gefunden. Nach unserer Lesart heißt der Meister, welcher 1481 den Hochaltar mit den herrlichen Gemälden und Schnitzwerken aufstellte, Michael Pacher de Prauek, nicht Praumek. Der angedeutete am Pfarrhose unter einer Marmorhalle stehende Brunnen ist sehr sehenswürdig; er hat eine Höhe von 2 Wiener Klustern, die Schale im Durchmesser 5 Schuhe 2 Zoll. Der Schaft und alle Theile sind aus Metall gegossen. Der Rand der Schale trägt in sehr erhobenen Buchstaben folgende Inschrift: „Ich bin in dem Eren sandt Wolfgang gemacht; abt Wolfgang Haberl zu mansee hat mich betracht, zu nutz und zu frumen dem armen pilgergram; die nit haben Geld und Wein, die sollen pei diszen Wasser fröhlich sein. Anno dm. 1515 jar ist das werk volbracht. Gott sey gelobt, Gott hab uns all imer in acht. Meister Lienhart zu passau hat mich gemacht, durch Meister Lienhart raunacher, statprunmeister zu passau. Heinrich Kunst.“

Mit dieser Notiz wollen wir dem Verf. für eine zweyte Auflage seines Werkes gefällig seyn.

Hausbruck-Kreis. Der Gründer der Abtey Lambach war Bischof zu Würzburg, und der letzte Sprosse der Dynasten von Lambach und Wels. Mandsee; einst auch von den Agilolfingern gestiftet. „Der Römerstein im Bäckerhause.“ Römisches Denkmäler sind dort mehrere, insbesondere aussen an der Abteykirche eingemauert. (Sieh das Chronicon lunae lacencae).

Schauenburg, Aschach, Efferding 2c. hätten manches Alterthümliche geboten. Wer gründete die Abtey Wilhering? Wenn wir uns recht erinnern, so befindet sich in der Pfarrkirche Gampern ein gothisches Kuhn bis zur Decke des Chors hinaufreichendes Sakramentgehäuse; und in der Pfarrkirche zu Gaspoltshofen wird das Hochaltarblatt, der heil. Lorenz auf dem Krost liegend, der höchst täuschenden Verkürzungen wegen sehr hochgeschätzt. Auch sahen wir da vier gute Gemälde auf Holz aus dem XVI. Jahrhundert, dem Vernehmen nach aus der Gegend von Traunkirchen hieher gebracht.

Jun-Kreis. „Die prächtige Stiftskirche zu Mattighofen.“ Während sich der Marktstecken Mattighofen, nach mehreren Feuersbrünsten sehr verschönert hat, zeigt eben die Kirche des von dem Hrn. v. Kuchel gegründeten Collegiatstiftes großen Verfall. Der Markt Nied, der Sitz des Kreisamtes, reicht weit in das Alterthum hinauf. Von den Merkwürdigkeiten auf dem Hochlande von Oben (Idunum) Ekkelsberg, mit seinem Schnitzwerke und wolkenanstrebendem Thurme, von Feldkirchen, wo die Filialen St. Bartholomä zu Aschau und Maria Gstaig nicht unbemerkt bleiben können, und wo insbesondere die einstmalige Pfarrkirche Wilhelm-Altheim, zur Zeit Kaiser Josephs II., wie so viele andere Kirchen der Zerstörung preis gegeben, mit ihren apokalyptischen Sculpturen aus Sandstein, darunter zwey Hunde mit einem Kopfe, von hohem Alterthume zeugen u. s. w. hier kein Wort!

Salzachkreis. Die Hauptstadt Salzburg; Petena hieß einst die Stadt (s. deßfalls die bayer. Annalen 1833 und 1835); nicht Retena; von einer massiven Steinbrücke zu 370 Fuß Länge über die Salzach weiß man da nichts; eine einfache hölzerne Brücke verbindet beyde Ufer; Hohensalzburg, nicht Hohensalza heißt die Festung; die Fürstbischöfe, welche den „schönsten Springbrunnen in Europa,“ das holländische Glockenspiel, die Reitschule 2c. und was den ersten Platz verdient, das große St. Jo-

hannesspital erbauten und gründeten, waren nicht Grafen von Thurn, sondern Grafen von Thun, eine in Tyrol und Böhmen begüterte Familie. Wohl möglich, daß das vom Verf. citirte Reisehandbuch eines Hrn. Emil, das von verhungerten Orts- und Familien-Namen strotzt, auch jene Errata zur Hand gab. Außer Viertelaler weiß der Verf. über das an Kunst- und Alterthum reiche Salzburg keine besseren Quellen aufzuführen. Nicht nur das Gewölbe, auch die daselbe tragenden Säulen und der Thurm wären an der Franciskanerkirche zu bemerken gewesen. Hefß hat sie gezeichnet, das einzige gothische Gebäude in Salzburg, das die wälschen Maurer des Erzbischofs Wolf Dietrich und seiner Nachfolger verschonten. Daß auf dem Nonnenberge ein castrum Juliani stand, davon meldet die Geschichte kein Wort. Die ältesten Urkunden sprechen da nur von einem castrum superius (s. Unser Salzburg unter den Römern, 1816). Nicht auf dem Kirchhofe zu St. Sebastian, in der Vorhalle der Kirche selbst, ist das Grab des Theophrastus Paracelsus, dessen Schädel ein Jünger Gall's entragen hat. Roseneggers römische Alterthümer, am Bürgelstein, sammelten sich nicht erst seit 1834, schon vor 20 Jahren wurden die dortigen Ausgrabungen begonnen, und von Zeit zu Zeit die Ausbeuten verkauft. Warum ward der aus dem XII. Jahrhundert stammenden, so viele Gewerke treibenden und in zwey Stollen den Schloß- und Mönchsberg durchziehende Ablenkung, wie so manches andern Bauwerks nicht erwähnt? Von dem Alterthum der Heilquellen in der Gastein, vom dortigen uralten Bergbau auf Gold &c. von den neuern Bauten im Markte Hof-Gastein &c. weiß der Verf. nichts zu sagen. Dennoch ist uns dieses Schweigen achtbarer, als die gegen die Geschichte, Geographie, Topographie, Genealogie, Chronologie &c. hundertfach verstoffende Red- und Schreibseligkeit, welche sich seit ungefähr 15 Jahren über die Gastein, und Umgebung &c. &c. ergossen hat. Unserer Ansicht

nach schreitet die verschleperte Göttinn der wunderbaren Heilquelle, Hygea, ewig jung und liebreizend, leicht aufgeschürzt, über diese Granitgebirge; (s. Unser Taschenbuch, die Tauern und Gastein 2c. zweite Auflage 1820): kurz und bündig, und aus den Quellen, und durch eigene tiefe Beschauung geschöpft, sollte der Text von und über Gastein lauten. Man hat aber, ohne Oskuration dürfen wir es sagen, unser Original seither in unzählige Fasern zerzaust, und es mit allerley fremdartigem und bunten Zettel und Einschlag verwebt, bald als faltenreiches Unterfutter, bald als Reif- und Schlepprock der göttlichen Jungfrau umgethan. Sogar die von uns aus den Urkunden aufgestellten Wappenschilder hat man, ohne den Unterschied von Blut- und Briefadel und dynastischer Abkunft zu verstehen, mit neuen Zierrathen nachgepinselft.

Bischofs-hofen. Davon, von der cella Maximiliani etc. wäre viel zu sagen: es ist eines der untrüglichen chronologischen Wahrzeichen über St. Rupert und die Slaven im VII. Jahrhundert. Die schönen Glasgemälde in der Frauentirche, welche hier der Verf. aufführt, sind vor wenigen Jahren, wie wir jüngsthin an Ort und Stelle belehrt wurden, bis auf einen kleinen Ueberrest, nach der Abtey Voraub in Steyermark entführt worden: wie konnten die Ortsbehörden eine solche Spoliation zugeben?

Hallein. Hier hätte doch an sein Aufkommen, an die Salinen, erinnert werden sollen.

Hellbrunn. Das schlummernde Kunstgebilde von weißem Marmor in der Neptunsgrotte ist nicht eine Emma von Hohenems; sondern Mazon, des Fürsten Geliebte, die Frau seines Gardehauptmanns, wie man aus unsern Rhapsodien erschen kann.

Ruchel. Nicht der heutige Marktstücken dieses Namens, sondern der nahe St. Georgenberg mit seinem gothischen Kirchlein, die Stelle des ur-

alten durch St. Severin berühmt gewordenen Castellum Cuculle zur Zeit der Völkerwanderung, macht die Gegend so merkwürdig. (s. die bayer. Annalen 1835.)

Goldack. Den Ritter- und Wappensaal erbaute im J. 1522. nicht ein Christ. Scherenberg, sondern Christoph Graf (Familienname), Herr zu Goldack und Scherenberg, der ritterliche Vertheidiger der Stadt Radstatt gegen die rebellischen Bauern.

Mauterndorf im Lungau. Die Schloß-Capelle zu den H. H. Heinrich und Cunigund hätte da auch bemerkt zu werden verdient.

Michaelbeuern, eine von den Grafen von Weilstein und Lebenau gestiftete Abtey.

Mittersill. Die Burg war der Sitz der obern Grafschaft im Pinzgau, vom Stamme der Grafen von Plagn: im nahen Stulfelden hat die Pfarrkirche, die älteste im Oberpinzgau, auf der Südseite ein ächt byzantinisches Portal; Altäre von Marmor &c. Nicht das heutige Radstatt, sondern Altenmarkt in der Nähe an der Enns, ist das Aui der Römer.

Salfelden. Eine der Schloßruinen in der Gegend dieses seit dem jüngsten Brande viel schöner herangebauten Fleckens mit seinem imposanten Landgerichtshause (Schl. Farnach, nicht Farenbach) heißt nicht Rottersberg, sondern Kettenwerd.

Tamsweg. Nicht im Bezirk dieses Fleckens, sondern, 1 Meile davon entfernt, liegt Moßheim, weiland die Hauptburg Lungau's, nun auch der Zerstörung preisgegeben. Wie viel hätte da, und von St. Andrá, Edelfest, Thurmschall, s. Margarethen &c. nicht bemerkt werden können; Lungau, die Heimath der Taurischer, dann ein römisches Standlager, voll Bergbau, ein Stapel des levantischen Handels über Venedig her; und daher voll von Denkmälern der Kunst und des Alterthums: (s. d. III. Band unserer Beyträge zur t. Län-

der- und Völkerkunde.) Die Beste Caprun bey Zell in Pinzgau liegt keineswegs auf einem hohen Berge; sondern auf einem Hügel des Hauptthals, dem alten Bisoncio (Piesendorf) gegenüber: nun auch an einen Hintersaffen verkauft. Nichts von der Stamburg Plagns am berühmten Untersberg, und von der nahen Marienkirche auf der Gemein, welche 4 kostbare Gemälde auf Holz, die auch einst die Burgeapelle zierten, bewahrt? Nebst den Glasmalereyen der Ulrichskirche in der Scheffau sind auch der Altar von Schnitzwerk und das Grab einer heiligen Jungfrau merkwürdig. (S. die bayer. Annalen: Cuenlle.) Woher stammen die Standbilder der teutschen Kaiser von rothem Marmor und die aus demselben Stein ziemlich roh gemeißelten Trümmer einer langen Balustrade oder Brunnen-Einfassung, die in der Vorstadt Mühlen, am Tröschelmoos-Garten, und am Rigelhof als Material hervorgucken? Wohl aus der Abtey St. Peter. Bieviel wäre auch in diesem Kreise noch nachzuholen und zu berichtigen?

Tirol und Vorarlberg. Kreis Unterinntal und Wipptal. Innsbruck, die Hauptstadt des Landes ist, bezüglich auf Kunst, sehr umständlich beschrieben, aber ohne alterthümliche Grundlage: ebenso Hall, Kneifstein, Ambras u. s. w. Zillertal hätte auch Manches geboten. Kreis Oberinntal. Die Abtey Marienberg mit einer Zeile abgefertigt. Porta Claudia an der Scharnitz rührt nicht von den Römern, sondern aus dem XVII. Jahrhundert her. Pustertal, Gjakkreis. Stadt Brixen. Warum nichts vom alten Sabiona, Säben, dem ersten Bischofsitz, nichts von den Isis- und Mithrasbildern der Gegend? (S. Resch u. v. Pallhausen). Nichts von Innichen (Agunt) Fassilo's Stiftung, und andern Denkmälern über Toblach hinab, gegen Windischmatrey hin? An der Gtsch, um Bogen. Nicht das wälsche Bolzano, Bauzannum ist der ältere Name.

(Schluß folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. August.

Nro. 154.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Neue Wirbelthiere zu der Fauna von Abyssinien gehörig, entdeckt und beschrieben von Dr. Eduard Rüppell. Fortsetzung von Dr. Eduard Rüppell's zoologischem Atlas zu dessen Reisen im nördlichen Afrika. Frankfurt 1836 Lief. 5, 6 und 7 mit 19 lith. Tafeln in Fol.

(Vgl. Gelehrte Anzeigen II. S. 569.)

Der Verf. übergibt uns hiemit drey weitere Lieferungen von seinen Darstellungen neuer abyssinischer Wirbelthiere; die fünfte ist den Vögeln, die sechste den Fischen, die siebente den Säugethieren gewidmet. Beginnen wir gleich mit diesen.

Von Säugethieren sind in der 7ten Lieferung folgende dargestellt: 1) Antilope redunca, 2) A. Madoqua, 3) Herpestes sanguineus, 4) H. gracilis, 5) H. Mutzigella, 6) H. Zebra, 7) Viverra abyssinica, 8) Bathyergus splendens. Der Text hat noch die Beschreibung von Capra Walie Rüpp. nachzuholen, von der im ersten Hefte nur die Abbildung nebst der Diagnose und dem in 5 Zeilen bestehenden Anfang der Beschreibung gegeben war.

Ref. hatte bey der Anzeige des ersten Heftes die Vermuthung ausgesprochen, daß dieser Steinbock wohl identisch mit der Capra nubica (Aegoceros Beden) seyn möchte; zu dieser Zusammenstellung hielt er sich, trotz der Differenzen, die er in der Länge der Hörner und des Bartes wahrnahm, für berechtigt, weil beyden gleiche Färbung, namentlich die bunte Zeichnung der Gliedmassen, zukommt. Der Verf. ist jedoch anderer Meynung,

indem er von dieser Ziege sagt: „Sie unterscheidet sich von allen bekannten Arten gleich auf den ersten Anblick durch ihr stark convexes Gesichtspröfil und einen länglichten konischen Höcker, der sich zwischen der Basis der Hörner befindet, und sich bey den von mir eingesammelten Individuen als ein eigenthümliches Merkmal über die Stirnfläche erhebt, durch welchen fremdartigen Knochenbau sich diese Art sehr charakteristisch von allen andern wohl unterscheidet.“

Diese beyden Merkmale, der Stirnhöcker und die convexe Gesichtslinie, sind jedoch keineswegs, wie der Verf. meynt, der Capra Walie ausschließlich eigen. Schon bey dem europäischen Steinbock ist bey alten Exemplaren die Stirne ziemlich stark abgesetzt von dem Nasenrücken, und letzterer ist selbst eher etwas gewölbt als flach. An dem Skelete eines alten Ziegenbocks in unserer Sammlung findet sich derselbe längliche konische Höcker zwischen den Wurzeln der Hörner gerade so, wie ihn der Verf. bey Capra Walie beschreibt. Auch die Abbildung von Ehrenberg gibt an seiner Capra sinaitica (synonym mit Aegoceros Beden) einen starken Vorsprung der Stirne bey dem Bocke an. Dieser Stirnhöcker und die etwas convexe Gesichtslinie würden uns daher nicht abhalten Capra Walie und Aegoceros Beden spezifisch zu vereinigen — wir würden alsdann erstere für ganz alte Individuen ansehen — allein die kürzern Hörner und der kürzere Bart in Verbindung mit den beyden eben besprochenen Merkmalen würde uns gleichwohl von einer solchen Zusammenstellung abhalten, wenn diese Merkmale allen

Individuen constant zukämen. Leider sind indeß Weibchen und eine Reihe von Altersstufen noch nicht bekannt; auch wäre es sehr wünschenswerth gewesen, wenn der Verf. detaillirte Vergleichen mit dem Aegoceros Beden mitgetheilt hätte, weil er sie nach Originalen am besten aufstellen konnte. Dieser Steinbock lebt übrigens auf den höchsten Gebirgen Abyssiniens, welche wenigstens einen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind; dem Verf. gelang es nur 2 Exemplare zu erhalten.

Hierauf folgen die beyden Antilopen, nämlich Antilope redunca Pall. und A. Madoqua Ru epp. Erstere ist schon länger bekannt, aber ohne gute Abbildung bisher geblieben; von letzterer läßt es der Verf. ungewiß, ob sie mit A. Grinnia Pall. identisch sey oder nicht. Angehängt ist dieser Beschreibung eine Uebersicht der von ihm auf seiner nordafrikanischen Reise beobachteten und eingesammelten Wiederkäuer, mit lehrreichen Bemerkungen über ihre geographische Verbreitung, so wie über die Synonymik, welche zum Glück durch manche Reduktionen sehr vereinfacht wird. Unter den wichtigeren Bemerkungen der Art ist die hervorzuheben, daß nach seinen Vergleichen zwischen den Giraffen aus dem südlichen und dem nördlichen Afrika kein spezifischer Unterschied besteht.

Den Schneumonarten fügt der Verf. 4 neue bey, nämlich: *Herpestes sanguineus*, *gracilis*, *Mutzigella* und *Zebra*, von denen unsere Sammlung die erste Species ebenfalls besitzt. Wie er selbst bemerkt, ist es höchst wahrscheinlich, daß *H. sanguineus* und *Zebra* identisch sind mit *H. madagascariensis* und *taenianotus* von Smith, welcher im *South African Quarterly Journal* (2e Series No. 2. Cape town. 1834) 5 südafrikanische Arten beschreibt; diese Zeitschrift ist indeß auf dem Continent so selten und überdieß so schwer zu beziehen — sie ist von hier aus seit Jahr und Tagen bestellt — daß auch der Verf. erst in England sie zu Gesichte bekam.

Als eine neue Art giebt sich die *Viverra abyssinica* zu erkennen, welche in Abyssinien ungleich seltener als die *V. Genetta* vorzukommen scheint. Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. die Bemerkung, daß die *Genetta du Sénégal* und die *Genetta de Barbarie* von Fr. Cuvier, so wie die *Genetta pardina* Is. Geoffr. und die *Viverra maculata* Gray sämtlich Abänderungen von *Viverra Genetta* sind; wir können ihm in dieser Beziehung nur bestimmen.

Zuletzt folgt noch ein Mager, dem der Verf. den Namen *Bathyergus splendens* beylegt; der Text bricht jedoch mitten in der Beschreibung ab. Will man nicht eine neue Untergattung aus ihm machen, so wäre er, nach Wiegmanns sehr passender Unterscheidung zwischen *Bathyergus* und *Georchyechus* (Archiv 1835 S. 337), dieser letzteren Gattung beyzuzählen.

In der 5ten Lieferung sind dargestellt: 1) *Ovis melanogaster*, 2) *Corvus crassirostris*, 3) *Ptilonorhynchus albirostris*, 4) *Lamproornis tenuirostris*, 5) *Corvus affinis*, 6) *C. capensis*, 7) *Lamproornis rufiventris*, 8) *L. chalybaeus*, 9) *Oriolus Moloxita* und 10) *Prionops cristatus*. Eine Menge interessanter kritischer Bemerkungen sind dabey eingestreut, welche man mit Dank annehmen wird und denen nur etwas weniger Animosität gegen manche andre ehrenwerthe Schriftsteller zu wünschen wäre. So z. B. paßt es nicht gut, daß der Verf. hinsichtlich des Wohnortes vom *Oriolus melanocephalus* Temminck eines „groben Irrthums“ beschuldigt, während er gleich darauf (S. 29) selbst in den Fehler verfällt, diese Art mit *O. Monachus* zu verwechseln. In seiner Beschreibung des *O. Moloxita* nämlich behauptet er, daß bey *O. melanocephalus* das Schwarze an der Kehle bis auf die Brust sich herabziehe, während dieß doch bey gedachter Art keineswegs der Fall ist, sondern nur dem *O. Monachus* zukommt. Deshalb ist auch der *O. Moloxita* nicht, wie es der Verf. sagt, mit dem *O. Monachus*, der von ihm auf-

fallend verschieden ist, sondern mit dem *O. melanocephalus* zu vergleichen, mit dem er allerdings die größte Aehnlichkeit hat. Ferner sagt ja Levaillant ausdrücklich, daß diese Art zwar nicht im südlichen Afrika brüte, daselbst aber doch in der Jugend gefunden werde; wenn also Temminck von ihr angiebt: *patrie certaine l'Afrique méridionale*, wo ist denn nun der „grobe Irrthum“ zu suchen?

Merkwürdig ist es, daß so wie unter den Säugthieren Abyssiniens mehrere eigenthümliche Formen eine auffallende Aehnlichkeit mit solchen Arten haben, welche in den westlichen und südlichen Theilen Afrikas vorkommen, so daß man noch nicht recht weiß, ob jene als gesonderte Arten, oder nur als klimatische Varietäten anzusehen sind, derselbe Fall auch in der Klasse der Vögel eintritt; Beispiele hievon geben die Gattungen *Corvus*, *Lanius*, *Lampornis*, *Oriolus*, *Buphaga* u. a. Neben einem abyssinischen Trappen beschreibt der Verf. auch einen süd-afrikanischen, der ihm vom Kaplande unter dem Namen *Otis Vigorsii* geschickt wurde und von dem er bemerkt, daß es ihm unbekannt sey, wer solche Benennung vorgeschlagen habe. Wir können hierüber die Auskunft geben, daß Smith es ist, welcher in den *Proceedings* 1830. S. 20 diese Art unter obigem Namen mit einigen Merkmalen dürstig charakterisirt hat; ein schönes Exemplar derselben ist der Münchener Sammlung durch Herrn Feldmesser Leeb am Kap zugekommen.

Die Fische, welche in der sechsten Lieferung vorkommen, sind 3 Arten *Scarus*, 3 *Chaetodon*, 2 *Holacanthus*, 2 *Pimblepterus*, 2 *Scorpaenidae*, 1 *Histiophorus*, 2 *Thynnus*, 1 *Elacate*, 5 *Caranx* und 1 *Xenodon*. Mit Recht beschwert sich der Verf., daß so häufig ohne Grund seine früher gegebenen Namen von Cuvier umgeändert worden sind.

—————  
Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate, geographisch dargestellt von Franz Tschischka. Wien, in der Fr. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, 1836. 448 S. 8.

(Schluß.)

Bey Meran kaum des Hauptschlusses Tirol erwähnt; nichts von Mayas, von St. Valentin und

Corbinian. Trienter Kreis. Roveredokreis. Ohne alle Geschichte; die doch hier, im Schoos der Alpen lebendiger als irgendwo anspricht. Vorarlberg, Bregenz. Nichts von der ehemaligen Abtei Meherau. Die Burg Montfort stand nicht auf dem Gerhartsberg bey Bregenz, sondern weit hinauf rechts des Rheins über Venern und Schwabel an die Frug; wie links Werdenberg, über Sax und Saganz; Feldkirchen inmitten. Wie sich einst die Grafen von Plagn und Veilstein östlich, am Chiemsee, zwischen Inn und der Donau hinab, mächtig ausbreiteten, so die Montfort westlich aus hohem Rhätien, den Rhein herab, am Bodensee, und zu den Quellen der Donau hinaus.

Steiermark. Marburger = Sölleier = Brucker = Judenburg = Kreis. Wie kommt's, daß hier nicht einmal das soviel Alterthümliches nachweisende topographische Lexikon von Schmuß über Steiermark in 4 Bänden angezogen ist? Der Gründerin des Damenstifts Queck, Gemma, hätte auch bey Admont gedacht werden sollen.

Illyrien. Hierunter wird vom Verf. auch Kärnten und Krain, nebst Istrien, Görz und Triest begriffen. Nichts von dem, was die Hochkirchen von Salzburg, Freysing und Bamberg einst an der Drau, Mur, Laibach, Save, auf dem Solfelde, um Friesach, Villach, Sachsenburg, Bischofslack, für Kunst und Alterthum, was die Rhevenhüller, Jagger, Weitmooser u. als Bergherren gethan haben. Von der alten Metropolis Tiburnia aus, an der Drau und Möll hinauf, und hinein bis zum herrlichen Gotteshaus hl. Blut am Fuße des Großglockners und der einst so viel begangenen Gasteiner = Nauriser = und Fuscher = Tauern: wie viele römische und vorrömische, Ueberreste, und aus dem Mittelalter (S. auch Ambros Nischhorn hierüber;) nicht beachtet!

Die italienischen Länder. Mailand und Venedig und auch andere Städte der beyden Königreiche sind unter Benützung einer sehr zahlreichen Kunst = Literatur überaus sorgfältig geschildert. Der Verf. scheint sich in diesen Provinzen persönlich umgesehen oder von tüchtigen Mitarbeitern solchen Vorschub erhalten zu haben.

Die böhmisch = polnischen Länder. Böhmen: Prag. Wie es scheint: erschöpfend. Nicht

so die Kreise. Mit Mähren, Schlessen, Galicien, ist es derselbe Fall. Das Alterthum allenthalben umgangen: und doch ist in neuerer Zeit eben dort so viel für Alterthum geschehen!

Die ungarischen Länder. Die Hauptstädte: Pressburg, Ofen, Pest, Erlau, Kaschau, Gran, Clausenburg u. wird der Kunstfreund genügend geschildert finden, ob auch die Comitate, müssen wir dahin gestellt seyn lassen: vielmehr auch bezweifeln. Sehr auffallend ist es immerhin, daß diese Länder, das vielbesprochene und von den Römern so zahlreich bewohnte Pannonien und Dacien, bezüglich auf Alterthum hier so oberflächlich und karg behandelt wurden. Nicht einmal des Eschiken-Majors von Hohenhausen: *Dacia ripensis et mediterranea*, Wien 1775, finden wir benützt. Ein Anhang enthält: geschichtliche Notizen über österreichische Künstler. Zweckmäßig; aber in manchen Artikeln allzukurz. z. B. Hagenauer, Wolsfg., Architekt, geb. zu Straß 1726 u. Der Ortschaften Straß giebt es nun gar viele in Teutschland, und es hätte daher süglich: bey Salzburg, angefügt werden sollen. Diese Notizen mögen auch noch in der Zahl der Künstler vervollständigt werden. So vermiffen wir darin z. B. die berühmten Goldschmiede Volkmar, senior und junior, von Salzburg, welche in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts lebten, und wovon der jüngere im Jahre 1613 zur apianischen Karte von Bayern den Grundplan der Hauptstadt München verfertigte.

Das dreyfache Register über Sachen, Orte und Künstler dient dem Buche um so mehr zur Empfehlung, als heutzutage diese Weikel in der Literatur allzusehr vernachlässigt werden.

Und nun, in Folge dieser Nachweise, einige Schlussbemerkungen. Hrn. Eschika's Unternehmen, über Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate ein Handbuch herauszugeben, verdient unstreitig den Dank des in- und ausländischen Publikums. Diese Idee, mit einiger Vollständigkeit ausgeführt, würde aber anstatt eines Bandes, deren drey bis vier bedürfen; wobey das technische Detail immerhin einigen Abbruch erleiden könnte. Desto unumgänglicher wäre der zweyte Hauptbestandtheil, das Alterthum, die topographische Geschichte, mit der ethnographischen und

genealogischen Initiative aufzufassen und einzureihen. Dazu gehört aber wissenschaftliche und diplomatische Vorbildung, wie denn überhaupt zu einem solchen Werke zwey Classen von Mitarbeitern, die zugleich vollständige Localkenntnisse besitzen, erfordert werden. Nur die Redaction eines solchen Werkes möchte ein Mann, von ausgezeichnete Erudition, über sich nehmen. Ein Handbuch der Art könnte auch, zum leichtern Vertrieb im Buchhandel, nach den Hauptbestandtheilen des Kaiserreichs in 3 — 4 Parthien vertheilt werden. Man wird dem Herrn Verf. zugestehen, daß er, was die Kunst anbelangt, die in neuerer Zeit in Wien und von Wien neu erschienene Literatur, die dortigen Monographien, Zeitblätter u. s. w. sehr fleißig benützt habe: in Beziehung auf einzelne Provinzen will aber das nicht viel sagen; der Oberflächlichkeit, Mißverständnisse, Unkenntnisse laufen dabey allzuvielen unter, und es muß billig befremden, wie Hr. T. aus mancher Provinz eben die gehaltlosesten Broschüren aufgreifen konnte. In der That hört man in manchem entlegenen Landestheile der österreichischen Monarchie die Klage, „daß die Wiener nicht viel davon wüßten.“ Die ausländische Literatur schien der Verf. wie einen verpönten Zollartikel zu vermeiden. Die römischen Alterthümer betreffend: so pflegt der Verf. bey den Ortschaften nur überhaupt darauf hinzudeuten: in vielen Gegenden sind sie ganz übergangen. Wenn dieser Zweig des Alterthums gehörig aufgefaßt werden soll: so muß wenigstens auf die ältern und neuern Schriftsteller, welche allenthalben die römischen Denkmäler, Inschriften u. s. w. umständlich beschrieben, auf Lazius, Gruter, Cluver, Vinandus-Pighius, Eichhorn u. jedesmal hingewiesen werden. Da Oesterreich seit dem Abgange der Römerherrschaft viermal von Bayern aus bevölkert worden ist; und sowohl die bayerischen Hochstifter und Abteyen, als die Dynasten im Osten so viele Burgen und Städte, Flecken und Klöster erbaut und wieder erbant haben; so besteht, was nicht oft genug gesagt werden kann, in der Geschichtschreibung, wie insbesondere in Kunst und Alterthum beyder Staaten eine unabweisliche Wechselbeziehung.

v. Koch Sternfeld.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. August.

Nro. 155.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

The Chronicles of Rabbi Joseph Ben Josua Ben Meir, the Sphardi. Translated from the Hebrew by C. H. F. Bialloblotzky. Vol. I. S. XX. 440; Vol. II. S. 528 London 1835.

Nicht ohne lebhaftes Neugierde haben wir diese Chronik in die Hand genommen. Ihr Verfasser ist ein jüdischer Priester, Joseph der Sohn Josua's, des Sohnes Meir, der Spanier. Und ihr Inhalt umschließt gerade jene Periode des christlichen Mittelalters, welche die größten und in ihren Folgen gewaltigsten Begebenheiten entstehen sah, wir meynen die Zeit vom eilften Jahrhunderte bis in die Mitte des sechzehnten oder in die letzten Jahre Kaisers Karl V. Die bewaffneten Wanderungen der christlichen Abendländer in den Orient, die Constituirung neuer Elemente der Staatsgesellschaft, die Erfindung der Presse, der Feuerwaffen; die Entdeckung einer neuen Welt, das Wiederaufleben der classischen Bildung; Entstehung, Blüthe und Verfall eines großen kirchlichen Weltreiches, kurz jenes allgemeine, kräftige und schöpferisch lebendige Gähren der Geister im Abendlande, aus welchem die neue Weltordnung und das unbestreitbare Uebergewicht christlicher Kunst und Kraft über alle Völker des Erdbodens als letzte Folge hervorgegangen, fallen in den Kreis der vorliegenden Chronik. In welcher Weise christliche und mohammedanische Schriftsteller diese gewaltige Zeit aufgefaßt und in ihren Werken dargestellt haben; wie widersprechend ihre Nachrichten oft über eine und dieselbe Begebenheit, und wie

leidenschaftlich und im entgegengesetzten Sinne parthenisch nicht selten ihre Urtheile sind — ist im Allgemeinen hinlänglich bekannt. Sollte man nun nicht begierig seyn zu lesen, was ein jüdischer Priester über diese Dinge denkt, und in welchem Lichte ein mit den festabgeschlossenen und gleichsam krySTALLISIRTEN mosaischen Bildungsmitteln ausgeschmückter Geist diese weltumkehrende Epoche schildert? Die Juden, in der Mitte liegend zwischen Christen und Moslim, hatten im Mittelalter ausgebreitete Handelsverbindungen und vielseitigen Briefwechsel, wanderten und pilgerten mehr als alle übrigen Völker, waren nicht selten im Besitze europäischer und asiatischer Cabinets-Geheimnisse und konnten Nachrichten einsammeln, welche den fast allgemein in Unwissenheit, Schmutz und Armuth versunkenen Nationen der Christenheit noch lange verborgen blieben. Obgleich als politischer Körper aufgelöst, zeitweise und örtlich auch rechtlos, und wiederholt den Ausbrüchen religiöser Wuth, finanziellen Neides, oft aber auch selbstverschuldeter und hervorgerufener Rache preisgegeben, bewahrten sie auch in den ungünstigsten Verhältnissen wenigstens einen matten Schimmer ihres alten, morgenländischen Erblichtes, und verloren niemals gänzlich aus der Hand jenen goldenen Faden, der sich vom Anbeginn durch das Labyrinth ihrer Geschichte fortzieht, und wie ein geheimes Zauberband die zerissenen Elemente zusammenhält.

Wenn aber das jüdische Volk während der mittlern Zeit in den Wissenschaften, und namentlich in der Historiographie, Welt- und Völkerkunde, nicht das geleistet hat, was seine Weltstellung und Gei-

Stesüberlegenheit erwarten ließ; so wird heute niemand mehr bestreiten, daß man den Grund dieser wissenschaftlichen, oder eigentlich historiographischen Unfruchtbarkeit und Armuth nicht ausschließlich in den politischen Stürmen und in der Ungunst staatsbürgerlicher Verhältnisse suchen darf. Ein Volk, dessen Ideenkreis streng dogmatisch abgeschlossen, und durch die gleichsam mit Sinn und Blut zusammengewachsene Ueberzeugung legislativer Vollendung in un-durchbrechbaren Schranken festgebauert ist, wird ewig unfähig bleiben die Weltereignisse im freyen Schwunge einiger Geister des alten Heidenthums und der neuen christlichen Bildung zu erfassen und darzustellen. Der Pentateuch, die Veda's, Zendavesta und der Koran verwerfen den seelenbefruchtenden und alles geistige Leben, Entwickeln und Fortschreiten bedingenden Grundsatz: „Prüfet Alles, und behaltet das Beste.“ Schüler der oben genannten Geseßgebungen werden sich niemals über die Linie trockener und gewöhnlich geistloser Chronikenschreiber erheben. Gleichwie in der mosaischen Cosmogonie die Erde Mittelpunkt ist, um den sich Sonne, Mond und das ganze Heer der himmlischen Sternwelt schmückend und dienend herumbewegt, so beachten auch die jüdischen Chronisten und Reisebeschreiber des Mittelalters, die auf dem Erdboden zerstreuten Trümmer der alten Bewohner Palästina's als die einzig bemerkenswerthe Erscheinung und erkennen in denselben gleichsam den Ursatz, das allein Feststehende im Strudel und Getriebe der Zeiten. Das Urtheil über Handlungen der Könige und Völker, die Bestimmungen über Recht und Unrecht sind jedesmal nach dem materiellen Wohl und Wehe der Nachkommen Abrahams abgemessen. Diese beschränkte und falsche Optik der Weltereignisse haftet an den Scribenten dieses Volkes eben so eigenthümlich und gleichmäßig, als sich die ursprüngliche asiatische Gesichtsbildung beynah an jedem Einzelnen bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten hat. Selbst das Beste, was seit Josephus in diesem Punkte von jüdischen Gelehrten

geschrieben wurde, bleibt noch hinter der Mittelmäßigkeit zurück. Oder was leistet denn der gepriesene Reisebericht Benjamins von Tudela, wenn man aus ihm das sittliche und geistige Leben der von ihm besuchten Völker, den Stand ihrer Gewerbsthätigkeit, oder die Elemente, aus welchen sie zusammengesetzt sind, die Polizey ihrer Städte, ihr numerisches Verhältniß, Handel, Ackerbau, Unterricht, Wissen und Glauben erfahren will? Hätten die blinden Nationalvorurtheile diesem übrigens nicht ungelehrten Manne nur einen Funken Beobachtungsgeist in eben benanntem Sinne gelassen, so hätte er uns, besonders auf seiner Wanderung durch Griechenland in den finstern Zeiten des zwölften Jahrhunderts, eine Fackel aufgezündet zur Beleuchtung des jetzt so vielfach besprochenen und doch so wenig gekannten mittelalterlichen Zustandes jener Gegenden. Aber Rabbi Benjamin wie alle seine Landsleute sieht in Patras, in Theben und auf der ganzen durch so viele Umwälzungen erschütterten Länderstrecke der alten griechischen Welt nichts als die zerstreuten Judenkolonien, so daß in unserer Sinne zu reden aus seinem Werke so viel als nichts zu lernen ist.

Ein nicht viel günstigeres Urtheil fürchten wir über die vorliegende Chronik des Judenpriesters Joseph, des Sohnes Josua, fällen zu müssen. Im Gefühle der historiographischen Unzulänglichkeit seines Volkes möchte er gerne diese Lücke in der jüdischen Literatur ausfüllen und ein seit fünfzehnhundert Jahren gleichsam brach liegendes Feld wieder anbauen und befruchten. Denn, schreibt er in seiner Vorrede, seit Josephus bis auf ihn herab sey kein Geschichtschreiber in Israel aufgestanden. Er wolle nur die Leiden seines Volkes unter den Goj vom Untergange Jerusalems bis auf seine Zeiten schildern und die Kriege der Völkerkönige in Judäa und Jerusalem, die Vertreibung der Kinder Israel aus Tzarpath und Sphard (Frankreich und Spanien), in Summa eine Chronik von Tzarpath, Sphard

und dem Hause Osman des Türken mit allen Plagen und Verfolgungen dieser Aegyptier gegen Israel erzählen. Vergleicht man mit dieser Stelle seiner Vorrede in der Venetianer Ausgabe auch noch den vollständigen Titel, wie er im hebräischen Texte der Amsterdamer Ausgabe steht, so meint der Leser vorneweg in diesem Buche eine zusammenhängende Erzählung der Schicksale, Verfolgungen und Unterdrückungen der Israeliten in Europa, Afrika und Asien zu finden, und zwar von dem Zeitpunkte an, wo uns die Schriften des Philo und Josephus verlassen, nach festem System und inneren Zusammenhänge, mit Angabe jeweiliger Centralpuncte jüdischer Bildung und Nationalität; besonders aber mit wohl beglaubigten Angaben über Volkszahl, Handels-Verkehr und Reichthum der gebrochenen und langefort nach Wiedervereinigung strebenden Massen. Joseph Ben Josua leistet aber nicht, was Titel und Vorwort seines Buches versprechen; er liefert keine Fortsetzung jüdischer Annalen; er läßt die große, mehr als tausendjährige Lücke zwischen der stürmenden Einnahme Jerusalems durch Titus und den Missethaten, welche Gottfried Bouillons Avantgarden unter den Judentolonien am Rheinstrome, in Gallien und Germanien verübten, ganz unausgefüllt; giebt keinen allgemeinen Ueberblick, erhebt sich nirgends zur Höhe eines Geschichtschreibers oder auch nur geistvollen Chronikers, schöpft auch aus keiner den christlichen Scribenten jener Zeit verborgenen Quelle, übersetzt im Allgemeinen eigentlich nur, wie er selbst sagt, die Chroniken der Könige von Askenas, d. i. Germanien, und benützt für die Greusel scenen in den Rheinstädten insbesondere die Berichte des Leviten Elieser. Das Ganze ist ohne alle historische Anordnung und Sichtung, etwa wie ein schlechtes Zeitungsblatt indigeste tanquam acervus, ohne Kapitel und Eintheilung, ohne Absatz und Ruhepunct wie Sand ohne Kalk zusammengewürfelt.

Zum Vortheile der Leser hat der Uebersetzer

diese verworrene Masse in zwey ziemlich gleichstarke Bände vertheilt, und die Begebenheiten von Adam bis Karl V., unter dessen Regierung Rabbi Joseph lebte und schrieb, dem ersten; die dem Verfasser gleichzeitigen Ereignisse aber von 1520 — 1553, jedoch mit fortlaufender Paragraphenzahl, dem zweyten Theile zugewiesen.

Der Verf. selbst stammt sowohl väterlicher als mütterlicher Seite von einer spanisch-jüdischen Priesterfamilie ab, die zugleich mit ihren Verwandten und Glaubensgenossen bey der großen Judenverfolgung durch Ferdinand und Isabella, „dem Satrau jener Tage,“ nach Avignon entwich, wo Rabbi Josua, der Erzpriester und Vater unsers Autors sich häuslich niederließ und die Dame Dolza zur Frau erhielt. In der Folge zog er mit der Familie nach Genua und ließ sich endlich nach vielen Wanderungen, Kummernissen und widrigen Schicksalen im genuesischen Städtchen Novi am Ausgange des Gebirges nieder. Hier vermählte sich sein um 1496 zu Avignon geborner Sohn Joseph im 22. Lebensjahre mit der Priestertochter Paloma und begann vorliegendes Chronikenbuch für seine Glaubensgenossen zusammenzutragen „zum ewigen Angedenken ihres von den Aegyptiern aus Sphard und Tzarphath erlittenen Unrechts.“ Titel, Styl und Gedanken dieses Werkes sind ganz biblisch-orientalisch: *Sefer dibre hajamim lemalche Tzarphath umalche baith Othoman hathugaretc.\**) d. i. Das Buch der Worte der Tage der Könige von Frankreich und der Könige des Hauses Othomann des Türken ic. sind die ersten Worte des langen Titelblattes; und der Text selbst ist wenigstens zu vier Fünftheilen aus Bildern und Phrasen des alten Testaments zusammengesetzt: besonders liefern Propheten, Psalmen und Hiob

\*) ספר דברי הימים למלכי צרפת ומלכי בית אר  
טומאן הדוגר

für pathetische Stellen ein reiches und oft schwunghaftes Contingent. Oft fühlt man sich versucht Rabbi Joseph mit den geschmacklosen und nach alt-hellenischer Ausdrucksform haschenden Chronikschreibern von Byzanz, namentlich mit Leo Diaconus zu vergleichen; allein man hätte Unrecht, weil erstere ihre classische Lappen oft sinnlos und lächerlich auf armseliges Grundgewebe nähen, letzterer aber durchweg im gleichen Tone verharrend seinen ganzen Bau mit althebräischem Materiale zusammensetzt. Nur werden in dieser Weise manchmal verhältnißmäßig unwichtige Vorfälle, wie z. B. der tödtliche Hintritt seines 17jährigen Sohnes, mit den melancholischen und hoffnungslos verzagenden Ausdrücken Hiobs vielleicht zu comödienhaft eingeführt. Namentlich wird (II. 133) die um 1550 durch das Austreten der Tiber verursachte Ueberschwemmung der niedern Stadttheile Roms wie in den mosaïschen Schriften die Sündfluth und allgemeine Vertilgung des menschlichen Geschlechtes beschrieben: „Und am 6. Tag des achten Monats ließ der Herr über Rom und seine Umgegend regnen, und die Fenster des Himmels waren offen. Und am siebenten Tag brachen die Brunnen der großen Tiefe auf, und die Wasserfluthen waren über der Erde :c.“ Mit mehr Taet sagt er, II. 50, von der Niederlage Franz I. bey Pavia: „Die Erschlagenen im fränkischen Heere lagen wie Dünger auf dem Felde und wie Korn hinter dem Schnitter, welches niemand sammelt.“ — Der Leser wird in den vorstehenden Zeilen gesehen haben, daß Rabbi Joseph auch in seinen geographischen und ethnographischen Bezeichnungen sich ganz an jüdische Vorstellung und Ausdrucksform hält. Die Erde, so weit sie den Schauplatz seiner Chronik bildet, theilt sich bey ihm in die Länder der Ismaeliten und Edomiten, d. i. der Mohammedaner und der Christen, welche letzteren auch häufig mit dem Namen der Unbeschnittenen bezeichnet sind. Edom im engern Sinne bedeutet Italien und insbesondere die Stadt Rom. Sphard, Tzarp hath

und Askenas stehen für Spanien, Gallien und Germanien; Yavanim und Land Yavan sind die Byzantiner und das byzantinische Reich, und Thugar (die Τόχαροι des Pachymeres) die Türken.

Was den Geist betrifft, in welchem Rabbi Joseph seinen Stoff behandelt, so ist vor Allem zu bemerken, daß von jenen ärgerlichen Scenen und widerlichen Unmoralitäten der Romanischen Völker des 15. und 16. Jahrhunderts, welche den vom Meinungskampfe erhitzten Schriftstellern jener Zeit eine so reichliche Ernte liefern, hier nirgend Meldung geschieht, und namentlich Paul III. Sohn, der verächtigte Peter-Ludwig, Herzog von Parma, hier nicht schlimmer behandelt wird, als Gottfried von Beuillon oder St. Ludwig von Frankreich, was einem nicht wenig auffällt, wenn man die Nachrichten der italienischen Schriftsteller, besonders Votta, über diesen Mann vergleicht. Rabbi Joseph kennt nur ein Verbrechen, die Kinder Israel bedrücken; aber auch nur eine Tugend, dieselben nicht plündern, in ihrem Gedeihen nicht hemmen, und bey gerichtlichen Streitigkeiten ihnen Recht geben. Alle übrigen Handlungen der Ismaeliten und Edomiten scheinen ihm von gleichem moralischen Werthe zu seyn. So wird I. 171 Gott und die Gerechtigkeit des bürgerlichen Magistrates von Köln gepriesen, weil letzterer zwey von christlichen Wechsellern koshafter Weise der Falschmünzerey angeschuldigten Rabbinern nach Urtheil und Recht nicht hatte die Hände abhauen lassen, sondern von den unschuldig Angeklagten nur ein Geschenk von 138 Kronen genommen habe, obgleich „die rasenden Heiden“ schon Anstalten zur Vollziehung eines ungerichten Spruches machten, „in die Trompeten stießen, und das Horn bliesen im Hause ihrer Eitelkeit und die Glocken anslugten mit den Stricken der Gottlosigkeit. Singet dem Herrn ein Loblied, denn er hat vortreffliche Dinge geihan.“

(Schluß folgt).



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. August.

Nro. 156.     der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

The Chronicles of Rabbi Joseph Ben Josua Ben Meir, the Sphardi. Translated from the Hebrew by C. H. F. Bialloblotzky. Vol. I. S. XX. 440; Vol. II. S. 528 London 1835.

(Schluß.)

Einem solchen Manne mußte die gleichzeitig mit ihm sich erhebende und Wurzel fassende Kirchenreform eine ganz gleichgültige, ja kaum bemerkte, noch viel weniger in ihrer Tiefe, Bedeutung und Folge erfaßte Erscheinung seyn.

Um zu zeigen, wie dieser Judenpriester eine Begebenheit von solchem Gewichte in seinen Annalen darstellt, wollen wir den einschlägigen Absatz vollständig hieher setzen. Nachdem er die Mameluken: Meheleyen Sultan Selims in Kahira beschrieben hat, fährt er im nächsten Paragraph 530 (I. 430) in folgender Weise fort:

„Und es begab sich, als der Papst Julius begann das große Hochgebäude zu bauen, welches in Rom ist, daß er ansandte die Franciskaner: Mönche in alle Länder der Unbeschnittenen. Und er gab ihnen Gewalt zu lösen und zu binden, und zu besetzen die Seelen vom Verderben. Und sie zogen aus und schrien mit lauter Stimme: „Nehmet weg die Ringe aus den Ohren eurer Weiber und Töchter und bringet sie für den Bau des Hochgebäudes, und ihr werdet eure und eurer Angehörigen Seelen von der Qual erlösen.“ Und es begab sich nach dem Tode des Julius, daß Papst Leo wieder ansandte, und sie gingen wie zuvor in die Städte von Uskenas, und

sie waren übermüthig. Und es begab sich, wenn immer die Deutschen sagten: „Wie könnt ihr solche Dinge reden, und wie kann das Volk dieses thun?“ daß sie stolz antworteten: „Ihr solltet verflucht seyn, wenn ihr nicht glaubet; denn es ist kein Glaube in euch, und ihr solltet ein Abscheu seyn allem Fleische.“ Und es war ein gewisser Martin, ein Mönch, ein gelehrter und weiser Mann, und er sagte zu ihnen so: „Warum schämt ihr euch nicht laut zu reden, und solchen Unsinn zu sagen?“ Und die Priester konnten keine Antwort geben, und fuhren fort mit Thorheit nach ihrer Weise; und sie thaten ihn in den Bann im Jahre 1518. Und Martin's Grimm erglühte: und Martin that seinen Mund auf und predigte laut gegen den Papst, und gegen die Abberheiten und die Gräuel der Päpste; allein an jenen Mann \*) glaubte er doch immer. Und viele sammelten sich um ihn, und er machte ihnen Gesetze und Vorschriften, und redete Aufrehr gegen die weisen Männer der Kirche; und er wollte erklären nach eigener Einsicht ihr Gesetz und die Worte Pauli; und sie wandelten nicht mehr nach den Anordnungen der Päpste, und ihre Satzungen sind zwey verschiedene Satzungen bis auf diesen Tag.“ —

Hier wendet sich der Text wieder plötzlich nach Aegypten mit den Worten: Und das Volk von Alexandria erhob sich von allen Seiten und erschlug die Mameluken 2c.“ Erst Bd. II. S. 1024 kommt Rabbi Joseph noch ein Mal auf diesen Gegenstand zurück, um in wenigen Zeilen die Verwirrung Deutschlands und die vom Kaiser dagegen versuchten Heilmittel zu schildern:

„Und Martin war weise; ja er war eiseig bemüht

\*) d. i. Jesus.

zu verfassen und zu ordnen viele Werke und Reden für ihren Glauben und ihre Lehre, und er brachte die Satzungen des Papstes in übeln Geruch unter den Bewohnern Germaniens; und sie stellten keine gegossenen Bilder mehr auf, und priesen auch die Heiligen nicht mehr in voriger Weise; und vieler Herz war in Verwirrung, denn einer sagte, „Ich halte es mit dem Papst,“ und ein anderer erklärte sich für Luther, (denn dieses war sein Zuname). Und die Priester waren Schuld, denn sie waren nur auf Gewinn bedacht, und wandelten nach den Eingebungen ihres eignen Herzens, und hatten verderbet ihren Wandel auf der Erde.

Und es begab sich als der Kaiser zu Regensburg war, daß sich dort die Edlen Germaniens in großer Zahl um ihn sammelten und zu ihm sprachen, „Wie lange sollen wir noch zwischen zwey Meynungen halten; ist der Papst Gott, lasset uns ihm folgen; ist aber Maertln Gott, lasset uns ihm folgen. Und jetzt wollen wir mit einander rathen um zu erkennen, was zu thun, auf daß keine Schuld über uns komme.“ Und der Kaiser schwor ihnen mit den Worten: „Nach drey Jahre Zeit will ich den Papst und seine Kardinäle und weisen Männer hieher bringen und wir werden sehen, was aus seinen Träumen werden soll.“ Und das Ding gefiel ihnen, und sie glaubten ihm, und zogen weg von ihm im Frieden.“

Rabbi Joseph ist nicht zufrieden, sein Volk im Allgemeinen als Mittelpunct und letzten Grund der Weltereignisse zu sehen; er selbst für seine Person hält sich noch für einen besondern Günstling des Gottes seiner Väter, der ihm, unter andern Zeichen sichtbarer Gunst, auch den verderblichen Ausgang des von Karl V. gegen Algier gerichteten Angriffs lange vorher im Traume zu Genua offenbaret habe (II. 332). In der Verschwörung Fiescho's, die er als Augenzeuge mit anderweitigen Nachrichten in der Hauptsache ganz gleichlautend (II. 421) erzählt, erblickt der fromme Rabbi ebenfalls den Finger Gottes, und gibt klar genug zu verstehen, daß Fiescho's Ehrgeiz durch eine höhere Macht erweckt worden sey, um auch Gianettino Doria ins Verderben zu stürzen, und durch seinen Unter-

gang eine Ungerechtigkeit zu bestrafen, die sich derselbe gegen zwey Individuen des jüdischen Volkes erlaubt hatte. Salomon den Sohn Samuels und seinen Sohn Moses hielt Gianettino gebunden auf seiner Galeere im Hafen zu Genua, um ein reiches Lösegeld zu erpressen. Rabbi Joseph befreyte den alten Mann gegen Ablieferung eines Türkenklaven, vermochte es aber nicht für den jungen Moses drey Türken oder dreyfachen Geldbetrag zu stellen, wie es mit Härte und Uebermuth der junge Doria verlangte. „Moses blieb weinend auf dem Selavenschiffe und erhob seine Augen gegen Himmel; und der Herr sah dieses Ding, und es war übel in seinen Augen. Und es erhob sich sein Zorn gegen Gianettino und sein Verderben kam wie ein Wirbelwind.“ — Nach der Katastrophe, in welcher bekauntlich beyde junge Nebenbuhler oder Parteyhäupter den Untergang fanden, versäumte Rabbi Joseph nicht die Befreyung des jungen Moses als eine der wichtigen Folgen dieser Umwälzung darzustellen. Gezückte Eitelkeit, Ehrgeiz, italienische Herrschsucht, geheimes Triebwerk der Anhänger Franz I. und Karl V., die zu jener Zeit die Eingeweide der Republik zerfleischten, als erste Quelle dieser Begebenheit zu betrachten, fällt ihm gar nicht ein. Der Mensch, besonders der Heide, ist ihm nur willenlose Materie in der Hand Gottes, um Heil oder Verderben über das Haus Jacob zu bereiten. Wahrhaft, Steidanus, Sandoval und Thuanus, die Zeitgenossen unsers Chronisten schreiben nicht so! Aber auch Josephus und Philo, die letzten Nationalhistoriker aus der Tempelzeit, schreiben nicht so. Ueberhaupt sind alle jüdischen Geistesproducte aus der Schule von Alexandria den literarischen Erzeugnissen der Schulen von Eberias und Babylon in Geschmack und Darstellungsweise aus natürlichen Gründen überlegen. Man schreibt an ersterem Orte besser, und ist weniger engherzig, weil die Verührung mit den griechischen Meisterwerken in Poesie, Philosophie und Geschichte den Geschmack läuterte

und — nach unserer Weise zu reden — eine freyere Weltansicht erzeugte. Von diesem Einflusse der schönen und correcten Geister des Alterthums sind Rabbi Josephs Schriften frey geblieben. Man findet hier den reinen Talmudisten mit der ganzen Entschiedenheit und Unduldsamkeit der Synagoge, aber auch mit ihrem felsenfesten Glauben an die hohe Bestimmung und an den endlichen Triumph der Kinder Jacobs über Edom und Ismael; jedoch mit dem Unterschiede, daß jene cabbalistischen Spielereyen mit Zahlzeichen und Buchstaben hier in weit geringerer Menge vorkommen als in den übrigen Schriften der Seeete von Tiberias. Als Quellenstudium zur Kunde des Mittelalters, oder auch nur einer Periode desselben, eignet sich dieses Buch in keinem Sinne; ja nicht einmal jene Thatsachen, die sich kurz vor der Geburt des Verf., oder selbst während seiner Lebenszeit zutragen, sind vollständig, critisch und historisch richtig dargestellt. So z. B. wird die Entdeckung der Neuen Welt dem Castilier Americo zugeschrieben und zugleich erzählt, die Spanier hätten in jenem Lande große Ströme gefunden, in deren Wellen sich eine überschwengliche Fülle von Silber, Gold und Edelsteinen wälzte wie nirgend auf der Erde; auch Niesen, hoch wie Cedern, seyen von dort durch die Spanier gebunden nach Europa gebracht worden, obwohl gewöhnliche Menschen im Vergleiche mit diesen Ungeheuern nicht größer als Heuschrecken waren. Aber auch für jenes unnennbare, überschwengliche Gefühl, für jene unstillbare, seelenentkörpernde und mit dem Wesen des Christenthums innigst verschmolzene Sehnsucht nach dem Himmlischen, die man für das mystische Centrum des Mittelalters hält und worin heute wieder viele Gemüther Rettung gegen die Schlechtigkeit der Zeiten suchen, bietet Rabbi Josephs Buch keine Nahrung.

Zum Schlusse muß auch noch von der Uebersetzung dieses Werkes aus dem Hebräischen in das Englische, wie sie Hr. Biallobloky besorgte, Ein-

groß bemerkt werden. Wie schwierig es sey, neuhebräische Texte, besonders geographische und andere-europäische Eigennamen in denselben zu entziffern, weiß jedermann, der je ein solches Buch in die Hand genommen. Oder hat die alte, leicht lesbare assyrische Quadratur nicht in den meisten Alphabet-Zeichen das Unterscheidungslose der babylonischen Keilschrift angenommen? Um ein Buch dieser Art zu übertragen sind gründliche Kenntnisse in Geographie und Geschichte unerläßlich, oder man wird Unfug zu Tage fördern, wie es unter andern in der lateinischen Uebersetzung der Reise Benjamins von Tudela geschehen ist. In diesem Puncte verrieth Hr. Biallobloky eine Unkunde und einen Mangel an Combinationsgabe, wie man sie einem Anfänger kaum verzeihen könnte. Von den beynahe unzähligen Irrthümern, welche man in Erklärung der Orts- und Personen-Namen beyder Bände entdeckt, wollen wir Beyspiels halber nur einige bemerkllich machen, weil ein Versuch alles Verfehlte zu rügen und zu verbessern gar zu weitläufig und zu ermüdend wäre.

Band I. S. 38. ist von den Megeleyen die Rede, welche die jüdischen Kolonien durch einen fanatischen Hanfen Kreuzsoldaten im Gebiete des Erzstiftes Köln erlitten, unter andern in den kölnischen Städtchen Nuss und Alnahr (d. i. Aldenahr) die das Hebräische Original נוסא Nusa und אלנירה Alnira schreibt, Hr. Biallobloky aber für Nossen bey Dresden, und für Algirah erklärt. S. 49 übersetzt er: בריסבורק d. i. he Reisburg, d. i. in Regensburg, irthümlich mit Presburg, da doch ב die Präposition und Reisburg die gemeine Aussprache des benannten Stadtnamens ist. Noch verfehlter ist S. 55 die Deutung des ungarischen Grenzfluß-Namens Leyta, welchen das Original לנטאסי Lintasi, schreibt, und der Uebersetzer für Lienz oder Linz in Tyrol erklärt, dessen Fluß jetzt Drave heiße. Hätte er den Text besser angesehen, würde er ohne Zweifel

לֵאוּתָסִי Leutasi gefunden haben. Und da zu gleicher Zeit vom Angriffe des Kreuzheeres auf die an der Mündung dieses Flusses in die Donau gelegenen ungarischen Grenzstadt Altenburg die Rede ist, so hätte man ohne großen Aufwand von Scharfsinn und geographischem Wissen leicht errathen können, daß hier nicht von Lienz in Tyrol die Rede sey. Ein eben so ungünstiges Vorurtheil gegen Hrn. Bl. erweckt, S. 65, seine Bemerkung über den Namen des Armenischen Emirs, welcher im ersten Kreuzzuge Antiochia an Tancred verrieth. Die fränkischen Chroniken nennen ihn Pyrrhus, Rabbi Joseph אֵמִיר פִּירֹס Emir Phiros, ganz richtig und gleichlautend mit den Arabischen Chronisten, wo er אֵמִיר פִּירוּס Emir firus heißt. Hr. Biallobl. aber liest Emerpherius mit dem Beyfage, daß er vielleicht auch den Namen Ephemerus getragen habe. S. 164 wird bey Gelegenheit einer durch ganz Frankreich verhängten Judenverfolgung erzählt was in einer Stadt בִּילֹאִי Bi Blois, geschehen sey. Hr. B. bezieht hier den nämlichen Fehler, wie bey Bi Reisburg; er erkennt die Präposition nicht und meint, es sey von Calatayud in Arragien nahe bey Mt = Bilbilis jetzt Banbola die Rede, da hier doch die französische Stadt Blois an der Loire gemeint ist. Wenn er S. 280 im hebräischen Texte דִּירִלְקֹוֹ Dirilco, statt קִירְלוֹק kyr-Luka (der bekannte Magnat am Hofe des letzten griechischen Kaisers), u. S. 288. דָּוִד Dor statt דָּוִד Daud, David (letzter Kaiser von Trapezunt) liest; so ist dieses nur ein Beweis mehr, daß grammatisches Verständnis des Hebräischen noch nicht hinreicht, um die Chronik Rabbi Josephs zu übersetzen. Vielleicht könnten wir die Critik so-

gar über manche gemeine Textphrase ausdehnen und z. B. S. 176, nicht mit Unrecht behaupten, daß לַבַּבְנֵי Baal nefs deutlicher übertragen werden könnte als mit Lord of life, um den frommen Lebenswandel des französischen Königs Philipp II. zu bezeichnen. Baal heißt in der Chronik Rabbi Josephs öfter auch Heilig, Heiligkeit, z. B. Baal Dominik für Sanct Dominicus, gerade wie in Syrien heut zu Tage noch Mar, heilig und Herr bedeutet: Mar-Butrus sagt das gemeine Volk zu Damaskus für Herr Peter und Sanct Peter. Wäre es also in der benannten Stelle nicht sachgemäßer zu sagen, „König Philipp lebte wie ein Heiliger, denn er wollte nicht dulden, daß man lästere und fluche, u. s. w.“ Wie mittelmäßig die Kenntnisse des Herrn Uebersetzers in der Erdbeschreibung seyen, liefert eine Anmerkung desselben zu Paragraph 589, in welchem die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen erzählt wird: „Sie umschifften das Land Rusch am großen Ocean auf der Abendseite und bogen dann rund herum gegen die Zierde der Länder und den Orient.“ Diese Stelle ist für jedermann klar, Hr. Bialloblogky aber glaubt die Erklärung beyfügen zu müssen, daß unter „Zierde der Länder“ hier Palästina zu verstehen sey, weil dieses Land in mehreren Stellen der hl. Schrift und, nach Buxtorf, auch bey den Rabbinen Zierde, Herrlichkeit, הַצִּבִּי, Hatzabi genannt werde.

Falmerayer.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. August.

Nro. 157.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von R. N. Kühn. I. Bd. Freiberg 1833, 1022 S. in 8. mit einer lith. Zeichnung. II. Bd. 1836, 828 S. mit 4 lith. Zeichnungen.

## Erster Abschnitt.

Ein Handbuch der Geognosie, welches mehr oder weniger den Werner'schen Ansichten huldigt, muß in unsern Tagen für Viele eine besondere, fast seltene Erscheinung seyn. Denn so wenig auch die Stimmführer in dieser Wissenschaft in vollkommener Uebereinstimmung hinsichtlich ihrer positiven Lehren miteinander stehen, darüber wenigstens scheinen alle einverstanden zu seyn, daß die Werner'sche Theorie von der Gebirgsbildung eine für immer beseitigte Sache sey. Tritt nun ein Schriftsteller, wie der unsrige, mit dem offenen Bekenntnisse auf, daß er sich ihr gleichwohl noch immer mehr oder minder anschliesse, so werden nicht Wenige schon von vorn herein über diese Arbeit, als hinter dem Zeitgeiste zurückgeblieben, den Stab brechen.

Freylich, wer weiß, daß die neuen Ansichten über die Gebirgsbildung noch lange nicht in eine durchgängige Harmonie mit einander gebracht sind, der wird es doch für wahrscheinlich finden, daß es hier schwache Seiten geben müsse, welche mit Erfolg angegriffen werden könnten. Und da es in der Geschichte auch nicht ohne Beyspiel ist, daß der Stein des Sisyphus, mit großer Anstrengung eben

erst auf den Gipfel hinaufgewälzt, eilenden Laufes wieder zu dem alten Standorte zurückgekehrt ist, so könnte eine Umkehr zu der verlassenen ältern Lehre, wenigstens eine Annäherung an dieselbe, für nicht ganz unmöglich erachtet werden, falls es anders den Bemühungen des Verf. und Gleichgestinnter gelänge, einen solchen Anstoß herbeizuführen. Wie dem auch seyn möge, auf jeden Fall ist das Werk eines Mannes, der seit dreißig Jahren mit der Geognosie sich theoretisch und praktisch beschäftigt, einer gründlichen Prüfung werth.

Die beyden vorliegenden Bände behandeln den präparativen Theil der Geognosie, und zwar mit großer Ausführlichkeit, die dadurch nothwendig geworden ist, daß der Verf. seine modificirte Werner'sche Theorie zu rechtfertigen und die entgegenstehenden vulkanistischen Ansichten zu bekämpfen hat. Daß hieby die polemische Seite in manchen Fällen den Vorzug vor der apologetischen hat, liegt in der Natur der Sache, und es wird dieses Verhältniß auch so lange sich nicht ausgleichen, bis uns nicht die Chemie festere Anhaltspunkte, als bisher über die Bildungsweise der organischen Welt gewähren wird. Wir werden in unserer Anzeige dieses Handbuchs der Geognosie vorzüglich diejenigen Parthieen hervorheben, welche der Bekämpfung der neueren Ansichten gewidmet sind.

Der präparative Theil, wie er uns in beyden Bänden als ein geschlossenes Ganzes vorliegt, umfaßt 7 Abschnitte, von denen die 3 ersten den ersten Band unsers Handbuchs ausmachen. Dieser beginnt mit einer kurzen allgemeinen Einleitung, auf

welche als erster Abschnitt eine „besondere Einleitung zu den, in den folgenden Abschnitten anzustellenden Betrachtungen“ kommt.

Der zweyte Abschnitt enthält: „Betrachtung mehrerer allgemeinen physischen Eigenschaften und kosmischen Verhältnisse des Erdkörpers, welche über dessen Entstehung Aufklärung geben.“ In diesem Abschnitte hat uns insbesondere das Kapitel über die eigenthümliche Wärme des festen Erdkörpers angesprochen. Bekanntlich haben Beobachtungen in Grubenbauen dargethan, daß die Temperatur mit der Tiefe zunehme, so daß sie nach Einigen mit 25 Metres, oder nach Andern mit 17,6 Toisen um  $1^{\circ}$  C. wachse. Das Innere der Erde müßte demnach im Zustande eines feurigen Flusses sich befinden, wenn diese Progression constant einhielte. Der Verf. erinnert jedoch mit Recht hiegegen, daß eine solche fortwährende Zunahme nicht erwiesen sey, daß ferner die bey diesen Beobachtungen benützten Barometer keineswegs hinlänglich vor dem Zutritt der Grubenluft geschützt gewesen, daß die durch Arbeiter und Geleuchte entwickelte Wärme zu gering, dagegen die durch den Pulververbrauch, der in großen Gruben jährlich 300 — 400 Centner beträgt, gar nicht in Anschlag gebracht worden sey, und daß in allen Berggebäuden, besonders in Steinkohlengruben, beständig Zersetzungsprozesse vor sich gehen, welche die Temperatur erhöhen.

Aus solchen accidentellen Verhältnissen ergibt sich dann häufig eine besondere Steigerung der Temperatur in tieferen Räumen.

„Einestheils pflegt nämlich die Mehrzahl der gangbaren Baue der meisten Gruben in den größern Teufen zu liegen, und hier folglich auch das meiste Geleuchte und Pulver consumirt“) und die meiste Wärme

durch Reiben entwickelt zu werden; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die oben bezeichneten Zersetzungen, vermöge des höheren Luftdrucks und der schon durch die ersterwähnten Veranlassungen gesteigerten Temperatur, in den Tiefbauen schneller fortschreiten als in den Hochbauen. Anderntheils pflegt aber auch der Wetterzug in den tiefern Abtheilungen der Gruben stets ungleich matter zu seyn als in den obern, und die erwärmte Luft folglich in erstern in derselben Zeiteinheit vielmal weniger durch Tagesluft ersetzt zu werden, als in den letztern.“

Wegen der großen Verschiedenheit, welche schon die Belegung der Baue in der Temperatur hervorbringt, findet man daher in denselben Gruben bey gleicher Teufe nicht selten einen bedeutenden Unterschied der Wärme \*). Auch haben die neuerdings im sächsischen Erzgebirge angestellten Versuche über die Erdwärme ergeben, daß die Verschiedenheit der Temperatur der Grubenluft einen entschiedenen Einfluß auf die Temperatur der ganzen Gesteinschale äußert, in welcher sich das Thermometer befindet, so daß dasselbe, selbst wenn seine Kugel auch bis 3' sohlweise in das Gebirge eingesenkt ist, gleichwohl von dem Wärmewechsel der Tagesluft noch sehr auffallend afficirt wird.

sind jedoch folgende Verhältnisse wohl zu berücksichtigen. Die tiefste, neuerdings eingebrachte Stollensohle der Grube liegt bloß 94,5' saiger über dem obern dieser beyden Thermometer. Um das Jahr 1820 aber waren in den Baue über dem obern der gedachten beyden Thermometer nur 17 Arbeiter angelegt, welche jährlich 15 Ctnr. 26 Pfd. Pulver verschossen und 4 Centner 23 Pfd. Rüböl verbrannten. In den zwischen beyden Thermometer-Teufen befindlichen Baue verbrauchten dagegen 140 Mann jährlich 67 Ctnr. 14 Pfd. Pulver und 33 Ctnr. 99½ Pfd. Rüböl. Die Baue unter dem tiefern Thermometer waren aber überhaupt mit 253 Mann besetzt, von denen jährlich 165 Centner 6 Pf. Pulver verschossen und 74 Centner 17½ Pfd. Rüböl verbrannt wurden.

\*) Als ein belehrendes Beyspiel der Art führt der Verf. die Grube Beschart-Blück an, wo auf v. Trebras frühere Anordnung in Gesteinischen 2 Thermometer aufgehängt sind, von denen das erstere bey 568' Tiefe länger her fortwährend  $9\frac{3}{8}^{\circ}$  R. zeigt, während das um 307' tiefer aufgehängte  $12\frac{1}{8}^{\circ}$  anzeigt. Dabey

\*) In dem Schachte der Maschine von Daltfield in 182 Toisen Teufe fand man bey voller Belegung die Temperatur zu  $77^{\circ}$  F., während dieselbe nach mehrmonatlicher Eisirung aller Arbeit nur zu  $66^{\circ}$  F. getroffen wurde.

Als einen weiteren Gegenbeweis gegen die oben erwähnte Progression in der Temperatur = Zunahme des Erd = Innern hätte der Verf. noch die Verhältnisse des Meerwassers anführen können, indem dieses mit der Tiefe an Wärme abnimmt. So z. B. fand man unter  $67^{\circ}$  n. Br. die Oberfläche desselben =  $0^{\circ}$ , und in einer Tiefe von 4300' =  $-2^{\circ}$ , 7. Nahe am Aequator ( $5\frac{1}{2}^{\circ}$  s. Br.) ergab sich die Temperatur an der Oberfläche =  $23^{\circ}$ , während sie in der Tiefe von 6000' nur  $5\frac{5}{8}^{\circ}$  C. betrug. Eine solche beträchtliche Kälte in der untern Region des Meeres könnte aber, trotz des Hinströmens des kältern, daher schwerern Wassers von den Polen her, nicht statt finden, wenn der Erde jene vorausgesetzte Wärmezunahme gegen ihren Mittelpunkt hin zuträfe. Das siedende Wasser des Meeresgrundes müßte nothwendig aufsteigen und den obern Schichten (in einer Tiefe von 4 — 6000' von oben her) einen höhern Temperaturgrad mittheilen, als er durchgängig nach den Beobachtungen gefunden wird.

Der dritte Abschnitt: „Ueber die Oberflächen-Verhältnisse des festen Erdkörpers“, und der 4te Abschnitt: „Von den Ueberresten organischer Geschöpfe in der festen Masse des Erdkörpers und den Aufschlüssen über die Bildung der letztern, welche die Verhältnisse jener Körper gewähren“, enthält nichts, das hier unsere weitere Berücksichtigung auf sich zöge.

Wichtiger in dieser Hinsicht und zugleich umfangreicher ist der fünfte Abschnitt: „Von den Beziehungen der atmosphärischen Körper zu der Entwicklung der Fossilienmassen des Erdballs und der Ausbildung seiner Oberfläche.“ Der Verf. betrachtet hier zuerst sehr detaillirt die fortwährenden Einwirkungen der Luft, des Feuers, (namentlich der vulkanischen Gewalten) und des Wassers auf die feste Erdmasse. Alsdann geht er zu der sehr ausführlichen Erörterung über, welchen Antheil diese Kräfte an der ursprünglichen Bildung des Erdkörpers genommen haben, und somit kommt er dem-

nach auf ein Gebiet, auf welchem der Gegensatz der Meinungen seit längerer Zeit einen heftigen Kampf entzündet hat.

Der Verf. betrachtet zuerst den Einfluß, den das Wasser bey der Erdbildung gehabt hat. Nach ihm sind Sand, Grus, Thon und Lehmen durch Zersetzung der Gebirge entstanden. Indem nun das Steingerölle, Grus und Sand durch seine mechanische oder chemische Niederschläge wieder unter einander zusammen gekittet wurde, sind daraus „die zahlreichen Gesteine hervorgegangen, welche man im Allgemeinen mit dem Namen der Breccien, Conglomerate und Sandstein bezeichnet, je nachdem die conglutinirten Gesteintheile in denselben aus groben, noch eckigen und scharfkantigen Gesteintrümmern bestehen, oder aus ähnlichen, jedoch abgerundeten Brocken, oder endlich aus feineren und gleicheren, höchstens die Größe von Erbsen und Bohnen erreichenden Körnchen.“

Diese, auch von der vulkanistischen Schule fast allgemein angenommene Entstehungsweise der Conglomerate wird indeß von dem Verfasser bedeutend beschränkt, indem er für viele derselben, nach dem Vorgange von Jameson, Gerhard, v. Raumer und Andern, eine chemische Bildung zulässig findet. Die sogenannten Geschiebe erscheinen alsdann nur als geodenähnliche, durch die Krystallisationskraft bewirkte Ausscheidungen aus der Hauptmasse, wie denn viele Sandsteine eine große Menge wirklicher Quarzkrystalle enthalten, oder zum Theil lediglich aus lauter kleinen, innig in einander greifenden Quarzkrystall = Gruppen zusammengesetzt sind. Die mechanische Entstehungsweise nimmt der Verf. zunächst für alle jene Breccien und Conglomerate in Anspruch, deren „inneliegende Geschiebe und Gesteinstücke“ mit den in der Nähe anstehenden älteren Gebirgssteinen übereinstimmen und in deren Beschaffenheit jedesmal (wie dieß namentlich im Thüringer Walde der Fall ist) ein Wechsel eintritt, so wie die Grundgebirge einen andern Charakter annehmen.

Dieselbe Bildungsweise trägt der Verf. auch auf viele Sandsteine und Grauwacken über, indem diese von den aus mehrerley Gesteinen zusammen geführten Conglomeraten und Breccien nur hinsichtlich der Größe ihres Kornes verschieden seyen. Für den Verf. giebt es daher mechanisch und chemisch gebildete Conglomerate.

Diese Annahme der doppelten Entstehungsweise ist allerdings ein Uebelstand in der Theorie. Da sich nun die chemische Bildung vieler Sandsteine und Conglomerate durchaus nicht läugnen läßt — wie wir denn zur Unterstützung dieser Annahme gleich nachher noch weitere Gründe beybringen werden — so möchte schon der Consequenz wegen die Conglomeratbildung überhaupt als das Ergebniß eines chemischen Processes angesehen werden. Sind solche Conglomerate auch aus Stücken gebildet, die mit anstehenden Gebirgsarten gleichartig sind, so folgt daraus noch keineswegs, daß sie mechanisch von diesen losgerissene und zusammengeschwemmte Trümmer sind. Theils können es einfache Ausscheidungen, wie die Kieselthiefer- und Quarzstücke, aus der Hauptmasse selbst seyn, theils wie die Granit und Porphyrstücke, fortwährende Versuche des anstehenden Grundgebirges sich nochmals zu constituiren, welches Anstreben jedoch beständig unterbrochen worden und daher in Trümmerbildung übergegangen ist. Wir werden zu einer solchen chemischen Erklärungsweise nothwendig hingewiesen werden, wenn sich zu den sogenannten Geschieben keine analogen Gebirgsmassen ausmitteln lassen. Mit der Versicherung des Verf., daß diese früher vorhanden gewesen seyen, bey der Conglomeratbildung aber eine gänzliche Zerstörung erlitten hätten, wird sich nicht Jedermann zufrieden geben, da diese Fälle zu oft eintreten. Einer der denkwürdigsten ist der von Beltheim über das Hornquarz-Conglomerat mitgetheilte, den der Verf. nicht anführt, der aber sehr lehrreich ist. Die sogenannten Geschiebe dieses Hornquarz-Conglomerats nämlich sind faust- bis fußgroß, stets rund und

fast vollkommen sphärisch, selten plattgedrückt. Das Innere dieser Kugeln umschließt einzelne Glimmerschüppchen oder porphyrtartig auftretende krystallinische Quarzkörner, ja zuweilen sollen selbst kleine Feldspathkörner darin vorkommen. Was aber am Wichtigsten ist, wir sehen uns nach einer in größern Massen anstehenden, einigermaßen selbständigen Gebirgsart, welche sich mit dem Hornquarz vergleichen ließe, sowohl am Harze, als in allen entferntern Gebirgen vergeblich um. Um dieses Räthsel zu lösen, bleibt mit v. Beltheim kein anderer Ausweg übrig, als diese Hornquarkugeln nicht für Geschiebe, sondern für der Bildung der Gebirgsart gleichzeitige Ausscheidungen der Kieselerde, d. h. für chemisch gebildete Bestandtheile anzusehen.

Gegen die mechanische Ansicht, daß Conglomerate bloße zusammengeschwemmte Trümmer früherer Gebirgsarten seyen, spricht ferner nicht wenig der Umstand, daß diese „Geschiebe“ keineswegs nach den Gesezen der Schwere vertheilt sind, so daß die größten und schwersten zuerst, die kleinern und leichtern zuletzt niedergeschlagen erscheinen. Nicht bloß das Rothliegende am Rande des Harzes, am Kyffhäuser, im Thüringer Walde u. s. w. zeigt gewöhnlich feinförnige Schichten zu unterst, groß- und grobförnige dagegen darüber, und zwar in mehrfacher unregelmäßiger Wiederholung, sondern eine solche, den Gesezen der Schwere zuwiderlaufende Anordnung der sogenannten Geschiebe kann man auch oft genug im fränkischen Keupersandstein wahrnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Hoffmann's Uebersicht der orograph. und geognostischen Verh. im nordwestlichen Deutschland. S. 592.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. August.

Nro. 158.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von K. A. Kühn etc.

(Fortsetzung).

Mit der Regelmäßigkeit der Schichtung und des Wechsels der Schichten verträgt sich aber ebenfalls die Annahme einer mechanischen Bildungsweise der Sandsteine und Conglomerate nicht. Wären sie bloße Zusammenschwemmungen, so könnten ihre verschiedenen Formationen nicht einen bestimmten Charakter behaupten. Wie verschieden ist z. B. nicht der Keuper: von dem Lias sandstein (Griesssandstein), obschon beyde in Franken nur durch eine, meist nicht sonderlich mächtige Lage vom Lias kalk geschieden sind. Wie auffallend ist nicht in jenem grobkörnigen Sandsteine der regelmäßige Wechsel mit bunten Thonen und Mergeln, von welchen gewöhnlich zwey grüne Schichten eine viel mächtigere braunrothe einschließen. Wäre dieser Keuper mit seinen Thonen, Gipsen, Dolomiten und Kohlen weiter nichts als eine mechanische Ablagerung, wie käme es dann, daß nicht alle diese Bestandtheile in einer verwirreten Masse durcheinander geworfen, sondern regelmäßig auseinander gehalten sind?

Betrachtet man dagegen den Lias sandstein, so sieht man ein höchst feinkörniges Gefüge, das dem Gesteine eine zucker- oder griesartige Beschaffenheit giebt. Gewöhnlich sind ihm höchst feine Glimmerschüppchen beygemengt, während die mächtigen Mas-

sen bunter Thone fehlen. Welches sind nun die Gebirgsarten gewesen, aus deren Zerstörung dieser Griesssandstein hervorgegangen ist, und welches die Gewalten, die seine Bestandtheile in ein solches feines Pulver zermalmt und doch wieder in regelmäßiger Schichtung zusammengelagert haben? Wie kommt es ferner, wenn überhaupt die Bildung der Gebirgszüge nicht der Act einer individualisirten, chemischen Thätigkeit ist, daß dieser Griesssandstein in Franken lediglich dem Inrazuge angehört, demselben seiner ganzen Länge nach von der Donau bis Banz selbst nur meistens seinen Fuß bildet, ohne sich nach Osten und Westen auszubreiten, in welcher letzteren Richtung er doch eine weite Fläche zu seiner Ausbreitung vor sich gehabt hätte? Solcher Fragen könnten wir noch viele beyfügen, wenn es nicht schon an diesen genug wäre, um darzuthun, daß eine chemische Bildungsweise allen Sandsteinen zugesprochen werden müsse.

Wenn aber Werner, der den Sandsteinen eine mechanische Bildung zuschrieb, zur Begründung seiner Theorie doch noch die früher vorhandenen Urgebirge als die Massen bezeichnen konnte, welche das Material zu den Sandsteinen und Conglomeraten hergaben, so hat dagegen die neuere vulkanische Schule mit ihrer Hebungstheorie auch diesen Vortheil verloren. Denn da sie aus der geneigten Schichtenstellung der Grauwacke den Schluß gezogen hat, daß diese früher vorhanden als das Vorgebirge und mithin also die älteste und erste Formation der Erdrinde sey, so bleibt ihr ja gar kein Material mehr übrig, aus dessen Zerstörung sie die Grauwacke mit

allen andern Conglomeraten ableiten könnte. Hic Rhodus, hic salta.

Mit der Mehrzahl der Geognosten rechnet der Verfasser auch die Kohlen zu den Erzeugnissen mechanischer Art, herrührend von der Zerstörung und chemischen Zersetzung der vorweltlichen Pflanzen. Indes gesteht er am Ende (S. 397) doch selbst, daß man mit dieser Erklärung nicht vollkommen ausreiche:

„Ungeachtet der zahlreichen Gründe, welche der Allgemeinheit nach für die unmittelbare Abstammung der Kohlen von organischen, an deren jetzigen Fundorten aufgehäuften Körpern sprechen, darf man inzwischendoch keineswegs läugnen, daß die Natur auch wohl einzelne Parthien brennlicher Fossilien auf andern Wegen gebildet haben könne. Vielleicht wurden ansehnliche Massen organischen Stoffes erst völlig aufgelöst, um später wieder als chemischer Niederschlag an ganz willkürlichen Punkten abgelagert zu werden. Vielleicht setzte die Natur aber auch einzelne Parthien brennlicher Fossilien unmittelbar aus ihren Bestandtheilen zusammen. Daß der wesentlichere Bestandtheil derselben, der Kohlenstoff, sich häufig, ohne erst aus organischen Körpern entlehnt zu seyn, als integrierender Bestandtheil von Mineralien niedergeschlagen hat, zeigt ja das Vorkommen des Graphits, des Zeichenschiefers, des Mannschiefers und vieler Kohlen-säure enthaltender Mineralien, welche den ältesten Fossilienmassen des Erdkörpers eigenthümlich sind, zur Genüge.

K. v. Raumer \*) war wohl der erste, welcher den Kohlen eine chemische Bildungsweise vindicirte, ohne mit dieser Hypothese gerade sonderliches Lob einzuerndten. Er sagt:

„Die Untersuchung des schlesischen Gebirges hat mich mehr und mehr überzeugt, daß die Ansicht, Steinkohlen seyen mineralisirte Wälder, irrig sey. Sie traf sechlich mit der meines Erachtens auch irrigen, daß die Conglomerate (welche die Steinkohlen begleiten) aus mechanischer Zerstörung früherer Gebirge hervorgegangen sind, gut überein. Ich möchte die Folge von der halbmetallischen Glanzkohle, die keine Vegetationsspur zeigt, bis zum fast vegetativen Holze des jüngsten Gebirges als eine Entwicklungsfolge eingeborener Pflanzen = Embryone betrachten. Sie hören auf mit dem Erscheinen der vollkommen ausgetragenen und ausgebildeten Pflanzenwelt.“

\*) Das Gebirge Niederschlesiens. S. 165.

Eine analoge Erklärung gab neuerlich auch v. Schubert \*):

„Bei vielen Kohlenlagern scheint es unwidersprechlich, daß die Ueberfülle des lebensempfindlichen Stoffes nur zum Theil eine besondere organische Gestalt gewonnen hatte; zu diesen Anfängen einer individuellen leiblichen Entfaltung steht die unausgestaltete Masse der Kohle in solchem überwiegenderm Verhältniß, wie etwa die Masse des nährenden Eiweißes und Dotters in einem seit Kurzem bebrüteten Eie zu dem noch kaum bemerkbaren Keim der Frucht.“

Die gewöhnliche Ansicht von der Bildung der Kohlenflöze verwickelt sich in zu viele Schwierigkeiten, als daß sie sich allgemein empfehlen könnte. Welche ungeheure Menge von Pflanzen wäre nicht nöthig, um compacte Massen von Kohlenflözen zu liefern, welche eine Mächtigkeit von 20, 30, 50, 100, ja stellenweise selbst von 300' haben! Welche unermesslichen Zeiträume müßten nicht verlaufen seyn, um solche Depots zu Stande zu bringen! Und da die Kohlenlagen beständig und wiederholt mit Schichten von Schieferthon, Sandstein u. a. abwechseln, indem 20 -- 30, selbst 100 und mehr verschiedene Flöze in einem Kohlenevier übereinander geschichtet sind; wie oft hätte sich hier nicht die Entstehung und Zerstörung der Pflanzenmassen wiederholen müssen. Wie reimt es sich aber mit diesem beständigen Vernichtungs- und Zertrümmerungsprozeß, daß Kohlen, Sandsteine, Kalkstein, Schieferthon und Porphyre der Kohlentruppe nicht in einem wüsten Gemenge durcheinander liegen, sondern in regelrechter Anordnung über einander geschichtet sind?

Wenn die Kohlenbildung blos ein Werk des Zufalls, eine gelegentliche Zusammenschwemmung von zerstörten Vegetabilien, ein Spiel unregelter Gewalten ist, wie löst sich ferner die Gesetzmäßigkeit in der fortlaufenden Entwicklungsreihe dieser Ablagerungen von Kohlenstoff erklären? Im Urgebirge erscheint derselbe im Graphit als ein fast metallischer Stoff, von dem noch Niemand seinen sekun-

\*) Die Geschichte der Natur I. S. 415.

dären Ursprung aus vegetabilischen Gebilden behauptet hat. Derselbe vertritt, wie z. B. im Passauischen, in Gneuß und Glimmerschiefer zuweilen den Glimmer, nimmt dann dessen schuppige Form an, wird also ein wirklicher Gemengtheil dieser granitischen Felsarten und muß mithin gleichen Ursprungs mit Feldspath und Quarz seyn. An ihn schließt sich der Anthrazit an, der zumal das Uebergangsgebirge charakterisirt, und sich durch seinen halbmetallischen Glanz auszeichnet. Dieser geht allmählig in Steinkohle über, die noch ohne Spur von vegetabilischer Struktur ist, bis endlich in den jüngsten Gebirgen die Braunkohle, mit ihrer meist deutlichen Pflanzen-  
 textur, die im bituminösen Holze am vollkommensten ausgeprägt ist, auftritt. Hier sehen wir also klar die fortschreitende Tendenz der Kohlenstoff-  
 Ablagerungen sich zu gesonderten Pflanzenindividuen heranzu bilden. Im Ur-, Uebergangs und Flözgebirge unterliegen diese Ablagerungen noch den gewöhnlichen Gesetzen der Mineralwelt, und verhalten sich ganz so, wie die mit ihnen wechselnden Schiefer, Sand- und Kalksteine; nur dem geringsten Theil ihrer Masse gelingt es, individuelle organische Aus-  
 bildung zu erlangen. Erst in den jüngsten Gebirgs-  
 ablagerungen, auf welche die Schöpfung der oberirdischen, noch jetzt fortdauernden organischen Welt erfolgte, erst in diesen wird der mineralische Charakter der Kohlen zurückgedrängt, der vegetabilische erlangt die Oberhand, und die neue Pflanzenwelt tritt aus ihr zum erstenmale an das Licht des Tages hervor.

Indem man demnach mit v. Kummer die Kohlenbildung als eine ursprüngliche, gleich der der übrigen Gebirgsarten, gelten läßt, haben wir den großen Vortheil für uns, daß wir uns nicht mehr mit der Erklärung plagen dürfen, warum die Kohle in ihren Lagerungs-Verhältnissen sich ganz wie die Felsarten verhalten, und warum wir in ihr eine ähnliche Entwicklungsreihe, wie in den Kalk- und Conglomeratbildungen wahrnehmen. Obschon nun diese

Ansicht von der Entstehung der Steinkohlen zu keinem der beyden Theorien gehört, welche Walchner \*) „nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft allein für zulässig“ ansieht, so könnte doch über kurz oder lang eine Zeit kommen, in welcher sie für die allein zulässige erklärt würde.

Der Verf. geht hierauf zur Führung des Beweises über, daß nicht blos die sogenannten gekitteten, sondern auch die chemisch gebildeten Gesteine in einer allgemeinen Wasserbedeckung sich formirt hätten. Wir gehen hier gerne näher auf seine Deduction ein, da sie nicht blos für sein Vorhaben sehr beweisend ist, sondern zugleich auch — freylich wider den Willen des Verfassers — ein sehr sprechendes Zeugniß für des Verf. frühere Behauptung angiebt, daß zwischen gekitteten und chemischen Gebilden kein wesentlicher Unterschied in der Bildungsweise vorhanden sey.

Der Verf. macht zuerst aufmerksam, daß sich die gekitteten Gesteine in vielfachem Wechsel mit Gesteinmassen, von chemischer Entstehung finden. So z. B. trifft man häufig zwischen die Grauwacken eingelagert: Thonschiefer, Kalkstein, Quarz, Feldspath-  
 Porphyr, mandelsteinartigen Thonstein, Serpentin, Grünstein, Gabbro, Granit, Glimmerschiefer und mancherley Metalle. Eben so zeigt sich zwischen die Conglomerate, ächten Sandsteine, Thone, Schwarz- und Braunkohlen häufig eingeschichtet: Eisenthon, Feldspath-  
 Porphyr, Pechstein, Basalt, Porphyr-  
 schiefer, Kalkstein, metallische Fossilien, Steinsalz u. s. w.

Dabey nimmt man in vielen Fällen einen deutlichen Uebergang der sogenannten mechanischen Erzeugnisse in die chemischen wahr. So entwickelt sich aus Grauwacken, Conglomeraten und Sandsteinen in Abständen von wenigen Fuß bis zu mehreren Lachtern nach und nach Grauwackenschiefer, Thonstein, Porphyr, Quarzfels, Kalkstein ic. Solche

\*) Handbuch der Mineralogie II. 884.

Uebergänge zwischen grobem Sandstein und Porphyre haben z. B. v. Raumer und Beudant sehr klar beschrieben. Aus diesen chemischen Gebilden findet man aber auch weitere Uebergänge in andere ähnliche, in ihnen liegende. So ist nichts gewöhnlicher, als den Grauwackenschiefer durch Ueberhandnehmen kleinerer Quarzparthien in demselben in Quarzfels und durch allmähliche Einmischung von Hornblend-Blättchen oder Feldspath- und Hornblende-Theilchen endlich ganz in Hornblendeschiefer, Grünstein und Grünsteinschiefer übergehen zu sehen. Bey Schwarzza im Thüringer Walde liegt im Grauwackenschiefer ein grobfaseriges Gneuslager, welches durch die thonschieferähnliche Beschaffenheit seines Glimmers die innige Beziehung deutlich an den Tag legt, in welcher dasselbe zu dem Hauptgesteine der Gegend steht. Mit anderen chemisch gebildeten Gesteinmassen sind endlich Grauwackenschiefer, Grünstein re. an den beyderseitigen Gränzflächen so innig durch- und verwachsen und gleichsam verzahnt, daß man daraus nothwendig auf die Gleichartigkeit ihrer Abstammung schließen muß.

Die nahe Verwandtschaft zwischen den sogenannten gekitteten und chemischen Erzeugnissen wird aber vom Verf. noch weiter dadurch erwiesen, daß in beyden oft dieselben Versteinerungen angetroffen werden, und daß da, wo solche Gebilde mehrmals miteinander wechseln, mit höchst wenigen Ausnahmen, der entschiedenste Parallelismus ihrer Lagen sich einstellt. Mit Sicherheit darf man also annehmen, daß die chemischen Gebilde eben sowohl als die Conglomerate im Schooße und durch Vermittlung des Gewässers sich erzeugt haben.

Der Verf. schließt von hier aus weiter auf die Urgebirge. Er zeigt zuerst, daß in denselben nur eine mäßige Anzahl von Fossilien enthalten ist, die in den vorhin betrachteten jüngern Massen nicht vorkommen.

„Es ist der Hauptsache nach derselbe Feldspath, Quarz, Glimmer, Talk, Thonschiefer, Serpentin,

Kalkstein, Gips, Diaklas re. und dieselbe Hornblende, Jade re., welche die betrachteten neueren Gesteine chemischer Abstammung zusammensetzen und auch wesentlich als die Bestandtheile jener ältesten Massen auftreten. Dieselben Erze von allerlei Metallen, die im Grauwackgebirge, im rothen Sandsteine, alten Flöz- und Kalksteine re. in Lagern und als eingestreute Gemengtheile vorkommen, finden sich auch im Urgebirge unter ähnlichen Verhältnissen vor. — Zugleich zeigen sich die harmonirenden Bestandtheile in den Massen beyder Altersstufen zu völlig gleichen Verbindungen vereint. In beyden erblicken wir dieselben Grünsteine, Gabbro's, Porphyre, Seneite, Glimmerschiefer, Gneuß, und Granite, aus denselben Fossilien zusammengesetzt.“

Es ist ferner bekannt, daß zwischen der Grauwacke und dem unterliegenden Urgebirge öfters ein vollkommener Uebergang statt findet. Als ein recht auffallendes Beispiel hiervon führt der Verf. die Gegend von Peniz am Fusse des Erzgebirges bis gegen das Fichtelgebirge an. Auf den Granit folgt daselbst Gneuß, der die engsten Verwandtschaftsbeziehungen zu jenem zeigt. Dieser Gneuß geht weiter hin in dünnschieferigen Glimmerschiefer über, der bereits untergeordnete Thonschiefer-Massen einschließt. Noch weiter nördlich verläuft sich der Glimmerschiefer in Thonschiefer; dem man an dem glimmerähnlichen Glanze die Entwicklung aus dem vorhergehenden Gesteine noch eine große Distanz hindurch ansieht. Zuletzt fangen diese Schichten an, matteres Ansehen und im Kleinen einen unebenen und zuweilen fast erdigen Bruch anzunehmen und bald stößt man nun auch auf Lager von Grauwacke.

Wie es schon diese Uebergänge erwarten lassen, nimmt man endlich auch in solchen Fällen zwischen den Schichten der Grauwacke, Grauwackenschiefer, und Kalkstein, und denen der unterliegenden Thonschiefer, Glimmerschiefer und weitem Gesteinmassen des Urgebirges den vollkommensten Parallelismus wahr.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. August.

Nro. 159.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von K. U. Kühn u.

(Schluß des ersten Abschnittes).

Aus diesen Thatsachen folgert der Verf. im §. 418, und wir können ihm hierin nur beystimmen, daß sich die Urgebirge unter Umständen entwickelt haben, welche den Verhältnissen, unter denen der auf ihnen aufliegende Thonschiefer, Kalkstein, Quarz, Kieselschiefer, Grünstein und Granit des Uebergangsgebirgs gebildet wurden, in hohem Grade ähnlich waren.

Von §. 445 erörtert der Verf. die Frage: welcher Umfang den Erzeugnissen des Feuers im Erdkörper bezumessen seyn möchte. Er macht zuerst auf die große Meinungs-Verschiedenheit aufmerksam, welche bey den Geognosten hinsichtlich der Anzahl der Gesteine, die als vulkanische Gebilde anzusehen seyn, besteht. Nach Werner galten nur diejenigen Massen für vulkanisch, die in allen wesentlichen Eigenschaften mit den Erzeugnissen der noch thätigen Vulkane übereinstimmten. Der Verf. bemerkt hiebey, daß Werner ihren Umfang allerdings noch mehr beschränkte, als sein eignes Princip es verlangte, indem er weder an die Existenz dichter, basaltartiger und doleritischer Lava, noch an die Lavanatur vieler Obsidiane glaubte.

Der Verf. betrachtet nun die Aehnlichkeit und die Verschiedenheit, welche zwischen den jetzigen vulkanischen Gebilden und den sogenannten alten besteht. In ersterer Beziehung findet er in beyden vorkommend den gewöhnlichen Basalt, den Leuzitfels, Obsidian und Bimsstein und allenfalls auch den basaltischen Grünstein und gewisse sehr dichte Abänderungen des sogenannten Eisenthons, die wohl nichts als eisenschüssige, dichte Feldspathe sind.

Weit mannigfacher ist aber die Verschiedenheit, welche zwischen den jetzigen vulkanischen und den sogenannten alten besteht:

„Namentlich begreifen die ersteren kein quarziges und jaspisartiges, oder nur Quarz als Gemengtheil führendes Gestein, wie die Granite, Gneise, viele Porphyre und selbst die Trachyte mehrerer Gegenden sind, keinen ächten Syenit, Grünstein, Gabbro, Sausuritfels, Perlsstein, keinen Paulitfels, Kalkstein, Mergel, Arragon, Seepentin u., keine größeren Massen von Magneteisenstein, Schwefelkies, Kupferkies, Thoneisenstein und anderen metallischen Fossilien und keinen ächten, schon dem Weichen sich nähernden Eisenthon, keine Wacke und Grünerde, so wie keine bituminösen Gesteine, endlich aber im Wesentlichen auch keine, aus abgerundeten Stücken oder Geschieben unveränderter älterer Gesteine aufgeschäufte Massen.“

„Dagegen enthalten die angeblichen alten Laven nirgends die so ausgezeichnet scharfen, glänzenden, glasigen und unverwitterbaren, an der Oberfläche der Ströme in fantastisch gewundenen Formen emporstarrenden Schlackenmassen, welche einen so ausnehmend großen Theil aller neueren vulkanischen Erzeug-

nisse ausmachen. Die Granite, Syenite, Paulit- und Sausurit-Felsmassen, -Gneisen und Serpentine, so wie mehrere andere hieher gehörige Gesteine, zeigen sich aber nicht einmal von blasiger, geschweige von schlackiger Beschaffenheit und gehen auch niemals in dergleichen Gesteine über. Die vielen blasigen Gesteine der sogenannten alten Laven gehören fast ausschließlich den Eisenthonen und Wacken, oder wenigstens den Mittelgesteinen zwischen diesen und den Basalten, so wie den eigentlichen Grünsteinen, den Feldspath- und Thonporphyren, den Trachyten und allenfalls noch den Porphyrchiefern an, sind nur matt und schimmernd, und mit wenigen Ausnahmen gerade die verwitterbarsten Massen der Gebirgsparthien, in denen sie vorkommen.“

Ein anderer wichtiger Unterschied besteht nach dem Verf. darin, daß die Blasenräume der angeblichen alten Laven meist ausgefüllt und nur parthienweise halb oder ganz offen sind und die verschiedensten Fossilien umschließen, während die neueren Laven nur leere, aber mit dem für ihre Entstehungsart so charakteristischen Schmelze ausgekleidete Blasen erblicken lassen; höchstens haben sich in ihnen zuweilen Sublimate abgesetzt.

Der Verf. erinnert ferner daran, daß in den ungarischen Trachyteonglomeraten, in den Trachyten und Perlsteinen Mexiko's, in den Eisenthonen und ähnlichen Gesteinen der Färder-Inseln der Opal wesentlich zu Hause ist, und zwar nicht bloß als Kluftausfüllung, sondern sehr häufig als integrierender Bestandtheil des Gesteines selbst. Nun aber kommt Opal nie in ächten Laven vor, und kann es auch nicht, weil er nur durch Coagulation entstanden ist.

Endlich sind vielen der angeblichen alten Laven, namentlich dem basaltischen Gebirge und dessen Tuffen, die Bimssteine völlig fremd. Auch zeigen sich die wahren Basaltlaven gewöhnlich um ein Merkliches rauher und schärfer als die eigentlichen Basalte. Außerdem enthalten die basaltischen und tra-

chyitischen Gesteine nicht selten bezugemengte kleinere und größere Parthien kohlenaurer Kalkerde, nächst dem aber auch oftmals eingesprengten Serpentin; von beyden Beymengungen ist in den ächten Laven bis jetzt nirgends etwas gefunden worden.

Indem der Verf. auf solche Weise zahlreiche Verschiedenheiten zwischen den sogenannten alten und den neuen Laven heraushebt, sind wir mit ihm der Meynung, daß es keinen bedeutenden Ausschlag geben könne, daß zwischen einigen wenigen Gesteinen beyder, und namentlich den basaltischen und trachytartigen Massen und dem Lenzitfels, eine bedeutende Annäherung statt findet.

„Dieser Umstand zeigt nur, daß die Natur eben sowohl gewisse Fossilienverbindungen auf ganz verschiedenen Wegen zu erzeugen vermochte, als bestimmte einzelne Fossilien, wie Feldspath, Glimmer, Augit u. s. w. — Allerdings könnten inzwischen auch wohl in ansehnlicher Tiefe im Erdbörper ausgedehnte basalt- und leucitfelsähnliche Massen zc. vorkommen und die Laven zu einem gewissen Theile von diesen abstammen. In dieser Annahme dürfte um so weniger etwas Gezwungenes liegen, da die Hauptbestandtheile des Basaltes in großer Menge einzeln in den Urgebirgen vorkommen. Eben so kann unter diesen Umständen das gleichmäßige Auftreten des Obsidians als entschiedene Lava und als integrierender Theil eines Gebirgs von anderer Entstehung nicht so außerordentlich bestreuden.“

Wenn nun aber schon die Natur der Gesteine keinen unzweifelhaften Grund für die vulkanische Entstehung der Basalte und Trachyte, und also noch weniger für die der Granite, Syenite, Grünsteine zc. abgiebt, so können, wie der Verf. weitläufig darthut, anderweitige Gründe für eine solche Bildungsweise noch weniger von den Formen dieser Masse, oder von ihrem Aggregatzustande unter sich, oder von ihren Einwirkungen auf um- und einschließende Gesteinmassen entnommen werden. Wir können über diese lange Erörterung rasch hinüber gehen und wer-

den nur wenige Bemerkungen aufnehmen, da Wir uns schon früher über mehrere dieser Punkte, namentlich über die Basaltbildung \*) im ähnlichen Sinne ausgesprochen haben.

Besondere Beachtung verdient in dieser Erörterung die sehr genaue Schilderung der Verhältnisse, unter welchen der Syenitgranit bey Weinböbla und Hohenstein auftritt, denen der Verf. nach eigenen Untersuchungen, das vulkanische Ansehen benimmt. Von diesen Verhältnissen ist ebenfalls in unsern Blättern früher gesprochen worden, worauf wir der Kürze wegen verweisen. Sehr zu berücksichtigen ist auch das, was der Verf. im §. 464 über das vielfältige Vorkommen von Versteinerungen in den sogenannten vulkanischen Gebilden anführt; ein Umstand, welchen für ihren feurigen Ursprung eben kein günstiges Zeugniß abgibt. Auf eine sehr gründliche faktische Weise hat auch der Verf. im §. 479 den vulkanischen Ursprung des Gipses widerlegt.

Auf diese Art bestreitet der Verf. mit Ruhe und Umsicht die verschiedenen vulkanischen Hypothesen, welche er mit Recht tadelt, daß ihre Tendenz nur auf die Erklärung einer gewissen Summe von Eigenthümlichkeiten jener angeblichen Laven berechnet ist, während sie den hauptsächlichsten Theil der an diesen Gesteinmassen wahrnehmbaren Verhältnisse völlig auf sich beruhen lassen. Wenn es nun gleich nicht zu läugnen ist, daß der Verf. in manchen Fällen mehr zu beweisen sich vorgenommen hat, als zur Zeit möglich ist; in der Hauptsache hat er fast durchgängig die Unhaltbarkeit der vulkanischen Ansichten scharf und gründlich nachgewiesen. Leider fehlt es noch immer zur weiteren Entscheidung des Streitens an unpartheißen unbefangenen Beobachtungen. Wenn man erwägt, wie unrichtig die Verhältnisse des Dolomits in Franken, oder des Granits bey Ischeila, u. s. w. zu Gunsten der Feuer-

hypothesen dargestellt wurden; wie ganz anders, und den neptunischen Ansichten vollkommen angemessen, spätere vorurtheilsfreye Beobachtungen dieselben Verhältnisse gefunden haben, so darf man mit Zuversicht darauf rechnen, daß auch in andern Fällen noch mancher Stein des Anstoßes in solcher Weise beseitigt werden wird.

Als Schlussergebnis vorstehender Betrachtungen stellt der Verf. (§. 483) auf:

„Alle diejenigen Gesteinmassen, an denen nicht der volle, früher entwickelte Habitus der Feuerbildungen wahrnehmbar ist, den die Individualität dieser Massen an derselben vorauszusetzen berechtigt, mit Werner noch den neptunischen Massen anzureihen und die vulkanischen Producte demnach auf die Erzeugnisse der sogenannten neueren Vulkane zu beschränken, ohne indeß zu läugnen, daß dieselben ausgedehnte Massen basaltischer Gesteine in sich begreifen.“

Indem der Verf. hiemit Punkt für Punkt die vulkanistischen Hypothesen bestritten hat, erschrickt er (§. 869) nun auf einmal selbst über seine eigene Kühnheit: „öffentlich eine Meynung zu bekennen, welche die Mehrzahl der neueren Geognosten vom ersten Range aufgegeben hat.“ Er gesteht, daß er tausendmal den innigen Wunsch gehabt habe sich den vulkanistischen Ansichten anschließen zu können, daß ihm die Entscheidung für das eine oder das andere der beyden geognostischen Systeme eine peinliche Unruhe verursache, daß er aber durch keine Rücksicht sich abhalten lassen könne, demjenigen sich zuzuwenden, das ihm zur Zeit die größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheine.

Allerdings gehört gegenwärtig ein nicht geringer Muth dazu, sich mit fast allen Stimmführern in der Geognosie in Widerspruch zu setzen, und Ansichten in ein System zusammen zu stellen, welche man ein für allemal abgethan zu haben vermeinte. Hat doch schon früher in öffentlichen Blättern ein Dilettant, der in dem unglücklichen Wahne ist, daß

\*) Bayerische Annalen. 1853. S. 113, 234 u. f.

ihm in der Geognose auch eine Stimme zustünde, mit fast naivem Bedauern gemeldet, daß es in Freyberg und München noch Leute gäbe, die *horribile dictu!* nicht an die *Infallibilität* der neuen geognostischen Lehren glauben. Auf viel Lob und Dank wird daher der Verf. vor der Hand nicht rechnen dürfen; sein Werk ist für eine kommende Zeit geschrieben.

Der Schluß dieses Bandes (von S. 492 an) handelt: „von der Summe des Einflusses der atmosphärischen Körper auf die Entwicklung der gegenwärtigen Oberflächen-Beschaffenheit des festen Erdballs.“ In diesem Kapitel muß natürlich öfters von der Heberei die Rede seyn, von der der Verf., wie sich aus dem Vorstehenden erwarten läßt, kein sonderlicher Freund ist. Die Hebung Chili's i. J. 1822 läßt er noch bestehen, weil ihm die gegentheiligen Berichte Cumings damals nicht bekannt seyn konnten, der zu derselben Zeit an Ort und Stelle war, und gleichwohl von dieser angeblichen Hebung des Grund und Bodens, auf dem er wohnte, zu seinem und der Chilesen Erstaunen erst aus Europa Nachricht erhielt; fast möchte es in diesem Falle bedün-

ken, als ob die geistreiche Mr. Graham, die zuerst Nachricht von diesem Phaenomen gab, mit den Geognosten einen etwas schalkhaften Scherz sich hätte erlauben wollen.

Ohne concrete Gegengründe zu haben, widersteht dem Verf. ebenfalls die Hypothese von der Emporhebung Schwedens, weil er mit Recht nicht abzusehen vermag, wie ganze Länder ohne auffallende Zerrüttung ihres innern Baues empor getrieben werden könnten. Wir glauben, daß in diesen Blättern erwähntes Phaenomen durch detaillirte Angaben seinem wahren Verhalten nach dargelegt worden ist.

Noch weniger kann der Verf. auf die Beaurmont'sche Hebungstheorie der Gebirge eingehen; sie stößt ihn in ihrem Princip, wie in ihrer concreten Durchführung von sich. Als völlig irrig erweist er sie in Bezug auf das Erzgebirg, Fichtelgebirg, den Harz und den Thüringer Wald. Gegen diesen Theil der vulkanischen Lehre braucht man jetzt nicht mehr ernstlich anzukämpfen, da er bereits über seinen Culminationspunct hinausgekemmen ist, und schon nach einigen Jahren seiner nur noch als einer geologischen Curiosität gedacht werden wird.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. August.

Nro. 160.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. Studio et opera Antonii Boezek, societatis scientiarum boemicae et aliarum membri, nec non professoris publici. Tomus primus, ab anno 596 — 1199. Olomucii 1836 in Typographia Aloysii Skarnitzl.

Ein Quartband, XXIV. Seiten als Vorrede, und 355 Seiten Text, auf weißem, kernhaften Papier, mit großartiger, durchaus rein gehaltener Schrift.

Wir fahren fort, in diesen Blättern von den Erscheinungen Nachricht zu geben, welche im Gebiete der Geschichte und Landeskunde der nördlich und östlich angrenzenden Staaten einen eben so rühmlichen als realen Aufschwung literarischer Thätigkeit verbürgen. Wie Ober- und Inner-Oesterreich, wie Oberungarn und Böhmen; so ist es auch Mähren, diese gesegnete, in vielen Theilen wunderschöne Landschaft, mit ihrem Kernschlage von slavischer und germanischer Mischung, das in seiner frühesten und frühern Geschichte der Ur-, der einz-, durch- und rückgewanderten Stämme, der Bodencultur, der Wirthschaft und des Handels, der Christianisirung und dynastischer Patrimonial-Herrschaft, mannigfaltige Bluts-, Geschicks- und Wahlverwandtschaften zu Bayern darthut.

Die March, Morava, einst Marus, wovon das heutige Mähren, das weithin bis in die Sudeten hinauf und hineinreichende Land, fließt südlich der Donau zu und nicht nördlich, wie die Oder und Span, wie die Moldau und Elbe. Ein wichtiger Fin-

gerzeig in der Geographie und Ethnographie; denn er beweist, daß Mährens Mittelalter, und damit seine heutige Civilisation und politische Wichtigkeit, vom berühmten Marchfeld an der Donau, von den Feldlagern der bojoarischen Heroen ausgegangen sey.

Abgesehen von der Urgeschichte Böhmens, Bayern's und Mährens, von der heran- und eingebrungenen Römerherrschaft, von den Durchgängen und Niederschlägen der (späteren) Völkerwanderung: — so ist es eben Bayern, mit seinen früher geordneten und gereisten Grundelementen, Anlagen und Bürgschaften, Standschaften, Körperschaften und Stiftungen, — das längst sedentäre Bayern war es, worauf die materielle und geistige Oberherrlichkeit des von der Vorsehung berufenen Frankens, durch die carolingische Dynastie, der Hebel stützen konnte, auch dem Osten des Abendlandes, wie dem Westen und Süden die christlich-germanische Verfassung einzupflanzen. Daraus ist auch das all- und gleichmäßig sich entwickelnde Mittelalter Mährens, mit seinem gedeihlichem Prädialprincipe, und dem wohlverstandenen, den Wechselverhältnissen in der Natur treu nachgehaltenen Fendalsysteme unstreitig hervorgegangen; der wahre Brauch, himmelweit verschieden von jenem Mißbrauche, der die Oberflächlichkeit der heutigen um allodiale und feudale Pfünden blühenden Ideologen in und außer den repräsentativen Kammern als angestammtes System ausgeben. Die Quellen und Denkmäler dieser angeerbten, einem thatkräftigern Zeitalter angehörigen, Verfassung und Verwaltung zu sammeln,

zu läutern, zu vervollständigen; — ist also ein großes Verdienst; und in mancher Hinsicht weit mehr eine dem Nachhalt der Staaten = Systeme zuzugende Bereicherungs = Wissenschaft, als sie der Individualismus der Zeit irgendwo zu gewähren vermag.

Das durchaus lateinisch geschriebene Werk beginnt mit einer Dedication desselben an Anton Friedrich Grafen von Mittrowsky, Herrn zu Mitrowie und Nemysl auf Wiesenberg in Mähren, k. k. Geheimenrath, obersten Kanzler und Präses der Studien = Hofcommission, vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied u. s. w. — mit Recht; denn auf Kosten und unter den Auspicien dieses erleuchteten Staatsmannes und um die Wissenschaften höchstverdienenden Mäcen's ist dieses Werk hervorgegangen. Auch diese schlagende, den Dünkel und das Unvermögen des heutigen Liberalismus in seinem Rauschgoldflitter so oft enthüllende Thatsache ist nicht zu übergehen. Während z. B. in Frankreich (wer blickte mit uns nicht voll Abscheu weg von den alle Geschichte und Wissenschaft vernichtenden constitutionellen und repräsentativen Gräueln in Spanien und Portugal!) die Capacitäten der Nation, zwar ausgezeichnet durch Talent, Erudition und Dienstfeifer, und an die Spitze der literarischen Institute gestellt, (die angestammte Pairchaft hat sich auch dort wohl bemerkbar zurückgezogen) — sich vielfältig vergeblich und ohne sichern Erfolg für ihre Fächer und das Leben abmühen, während sie Jahr aus Jahr ein Erats, Budgets und Petitionen verfassen, welche die Minister der Kammer mit beredter Theilnahme vorlegen; wofür sie, an die Intelligenz der Nation, an ihren Ruhm, an das „Volksbewußtseyn“ appellirend, für die Hauptstadt des Reiches — (von den Provinzen ist kaum jemals die Rede) — die zur Nach- und Anschaffung der Bücher, zur Fortsetzung der Bibliotheken, zur Unterstützung der literarischen und historischen Institute nothwendige Summen fordern — ihnen ängstlich entgegen harren — welche Summen dann vielfältig bekrittelt,

bezwackt, auch wohl vertagt, in der Regel den weit dringendern Staatsausgaben, und den Universal- und Central-Bedürfnissen nachstehen müssen; (wobey die fortschreitende Nation ihre Geschichte nur erst vom Julius 1830 und von der Hauptstadt aus, datirt); während solcher parlamentarischer Oscillationen und Retardationen — haben die Lords und Herrlichkeiten, und Gilden in den Graffschaften Old = Englands, wie die Standesherrn, Primaten und Körperschaften in den Provinzen Oesterreich's, Preussens, Rußland's u. s. w. schon gehandelt; denn da steht die wahre Notabilität, vielfältig mit der Capacität vereint, der großbegüterte und daher volksthümlich thätige und selbstständige Landadel noch allenthalben an der Spitze der Institutionen, auf eigenem Boden; und gleichgeltend am Hofe, wie im Volke, vermögen diese staatsklug berufenen und betrauten Departements- und Provincial-Chefs, wahre Autoritäten! aus eigenen Mitteln und aus den seit Jahrhunderten, regelmäßig gewidmeten und gewährten Stiftungen ohne Redseligkeit und Gepränge gar viel des Guten und Rühmlichen zu bewirken. Die Staatsmaschine trägt nun einmal überall, eben, weil sie, wiewohl bedingt nothwendig, nur Maschine und nicht Organ ist, die edlen und fruchtbaren Keime des Familien- und corporativen Lebens nicht in sich; und welche National-Interessen bedürfen einer religiösen und zarten Pflege mehr, als die der Sitte, der Erziehung und des Unterrichts, überhaupts die der vaterländischen Geschichte und Verfassung?

Da die Vorrede wichtige Aufschlüsse über die diplomatische Geschichte Mährens, und ihre Quellen enthält; so glauben wir sie nicht überschlagen zu dürfen. Daß Böhmen noch immer erst der Zustandbringung eines umfassenden diplomatischen Codex entgegen sehen müsse; (daß dort die Landstände übrigens munificent für die Bearbeitung der Geschichte sorgen, haben wir jüngst hin bemerkt,) habe neulich auch Palacky sehr be-

klagt, sagt der Herausgeber des vorliegenden Werkes, und er preist sich und Mähren glücklich, durch den oben genannten erlauchten und der guten Sache so wohlwollend entgegen gekommenen Mäcen dieses schöne Ziel früher erreicht zu haben. Von den ersten Anfängen der mährischen Geschichte bis zum Jahre 1306, da die Dynastie der Přemysel erloschen, werde dieses Diplomatarium aus vier Bänden bestehen.

Zwar habe bereits Gelasius Dobner mit größtem Fleiße für die böhmische und mährische Geschichte gesammelt; dennoch sey ihm Vieles unzugänglich oder unbekannt geblieben. Nur allein für diese erste Periode (Mährens von 396 bis 1199) hätten Dobner und Andere kaum 150 Urkunden aufbringen können, wovon wegen Ueorrectheit und Irrthümern kaum 50 stichhaltig wären. Hr. Boezek liefere dagegen schon in diesem Bande 378 Urkunden und Regesten, und bereits seyen deren über 2200 zur Herausgabe gesichert. Einen weiteren Zuwachs erwartet Hr. B. für die Geschichte Mährens und für sein Staatsrecht, wenn es gelingt, die zur Zeit noch schmerzlich vermifste, aber sehr gehaltreiche Cerronianische Manuscripten-Sammlung wieder für das Land zu erwerben.

Wir erinnern uns, jüngsthin in der Vorrede Palacky's zum ersten Bande seiner Geschichte Böhmens gelesen zu haben, daß ihm über Böhmen nur zwey ächte Urkunden des IX. Jahrhunderts, und vom X. Jahrhundert auch nur zwey abschriftlich aus Mähren mitgetheilt werden konnten.

Für höchstwichtig achtet Hr. Boezek jene dem IX. Jahrh., nämlich dem Zeitraum von 863—884, als die Cathedralen von Olmütz und Brünn durch die mährischen Apostel Cyrill und Methodius eingeweiht, und von den Herzogen Groß-Mährens, von Ratis (Rasticeo, Retimar) und Swatopluck ausgestattet wurden, angehörigen Briefe.

Diesen reiht sich zunächst die um das Jahr 1030, nach Vertreibung der Hungarn, vom Herzog Biretislaw den h. Peter und Clemens zu Olmütz gegebene Stiftungs-Charte an. Hierauf folgt, was Severus, Bischof von Prag, und Hildegardus von Gradisch „gradicensis antiquissimus Moraviae chronographus“ handschriftlich bewahrt haben.

Auf den Grund dieser einheimischen Denkmäler und der hungarischen und teutschen Scribenten waren nun der Zweifel und Hypothesen über Beginn, Lage, Gränzen, Befehung u. d. mährischen Reiches gar viele zu lösen und zu berichtigen. Indem sofort Hr. B. als bestimmt annimmt, daß der h. Cyrill i. J. 863 bereits in Mähren angekommen, und dessen Bruder, Methodius, Erzbischof von Mähren i. J. 884 da noch am Leben gewesen; (in den neuesten Wiener-Jahrbüchern der Literatur kam auch Hr. Prof. Filz über ein Erzbisthum Porsch davon zu sprechen), bezeichnet er die merkwürdigern Epochen und Regenten des Landes der Reihe nach umständlicher und berichtet zugleich die älteste Aufzählung der Bischöfe von Olmütz: eben so wird die Reihenfolge der angestammten Herzoge und Markgrafen, Wenzeslaus, Otokars II. Enkel, König von Böhmen, und Markgraf von Mähren, war 1305—1306 der letzte, aufgeklärt und vervollständigt. — Polen und Hungarn hatten Mähren öfter überzogen. Im J. 1241 war es dem tapfern Jaroslaw von Sternberg gelungen, die vorgedrungenen Tataren wieder aus dem verwüsteten Mähren zu werfen: die von denselben verbrannten Klöster und Städte werden urkundlich nachgewiesen.

Im J. 1278 rückt Rudolph von Habsburg, der Besieger Otokars, auch in Mähren ein; Bruno, Bischof von Olmütz, und Heinrich, Bischof von Basel, (dieser dem habsburgischen Hause heimathlich zugewandt,) werden als Statthalter in Mähren bestellt. Als solcher erscheint Bischof Bruno

nun allerdings in einem ganz andern Lichte denn früher, da wir ihn aus der bayerischen und salzburgischen Geschichte, als Otokars Partheygänger, an der Spitze böhmischer Mordbrenner auf seinen Streifzügen bis Traunstein und Reichenhall kennen lernten. Die Volksfagen von Milota und Dedie, vom Geschlechte der Rosenberge, als hätte er den König Otokar auf dem Schlachtfelde verrathen und dafür die Landeshauptmannschaft in Mähren erhalten; von der Landschaft Troppau, (slav. und in den Urkunden: Opawa) als einem polnischen Herzogthume, obgleich von den Geschichtschreibern vielfältig nacherzählt, werden hier als Fabeln erwiesen. — Ebenso, was man im Herzogthum Troppau als Denkmäler der Quaden erkannt haben wollte. Besonders wichtig scheint, daß nun aus den vorliegenden Urkunden die Anfänge fast aller teutschen Colonien in Mähren, und ihrer Wohnstätten nachgewiesen werden können. Herz. Bratislaus siedelte um das Jahr 1030 die ersten Teutschen an der Oder und Opau an; im Anfang des XIII. Jahrhunderts, unter Anführung des Teutsch-Ordens, der Mönche von Welschrad, und des Markgrafen Wladislaus kamen deren weit mehr herein; Bischof Bruno aber, (ein Graf von Schaumburg in Westphalen), gründete die meisten teutschen Colonien mit Volk (Edlen und Gemeinen) aus dem Bisthum Minden, aus Oldenburg und Schaumburg (Schaenburg!) und zwar in den Kreisen Troppau und Prerau (Krag Prerowky): das hier zehent- und lehenpflichtig und jede Classe standesmäßig angeseßelte Volk schätzte sich glücklich auf dem neuen heimathlichen Boden, und erwuchs, wie unter ähnlichen Verhältnissen allenthalben, freudig und stark bis zum heutigen Tage. Läge hierin, in solchen augenfälligen Thatsachen, nicht eine Lehre auch für die neueste Zeit, allenfalls für die viel besprochenen Colonisationen um Algier und Oran, wo in der unsern Vätern, insbesondere mittels des

Krummstabes, so geläufigen und sichern Kunst zu colonisiren, bisher das moderne und liberale Frankreich noch immer ein theures Lehrgeld bezahlt, und worauf wir unter andern auch in den „Bemerkungen über den (vermeynlichen) Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit,“ (München 1833), hindenteten? Nicht minder möchten sich auf den herrlichen Fluren Mährens, Schlesiens und anderer Feudalprovinzen Oestreichs die mit dem innern Culturgang nachhaltiger Volks- und Staatswirthschaft so wenig vertrauten Culturs-Apostel und ihre fortschreitenden Nachbeter einigen Trost erholen — wenn sie desselben fähig wären.

Schon im J. 1213 war die Stadt Freudenthal im Genusse des Magdeburger Rechts, und Unew (Neustadt) hatte es im Jahre 1223 von Freudenthal angenommen, während man bisher diese Receptionen in Mähren erst als zu Ausgang des XIII. Jahrhunderts erkannt hatte. Wie bald und leicht sich doch im allmählichen verständigen Entwicklungsgange und frey vom revolutionären Zudringen das Bleibendzweckmäßige von Volk zu Volk vererbt! Die Dynastie der Premysl verstand es, Städte zu bauen und jeder derselben das gedeihlichste Lebensprincip einzupflanzen. Hr. Boezek führt eine lange Reihe davon auf.

Eine überaus reichliche Quelle der mährischen Geschichte kam dem Herausgeber auch in den besonders und sorgfältig verwalteten Archiven von 59 aufgehobenen Klöstern zu statten, wozu von oberer die wohlwollendste Bewilligung erfolgte. Und welche Massen und Schätze von Urkunden und Handschriften thaten sich ihm nicht im erzbischöflichen Palast zu Olmütz, im dortigen Domecapitel, und am erzbischöflichen Lehenhofe zu Kremsier auf!

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. August.

Nro. 161.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Codex diplomaticus et epistolaris  
Moraviae. Studio et opera Antonii Bo-  
zek, societatis scientiarum boemicae et  
aliarum membri, nec non professoris pub-  
lici. Tomus primus, ab anno 596 — 1199.  
Olomucii 1836 in Typographia Aloysii  
Skarnitzl.

(Schluß.)

Nur für den Zeitraum von 1026 bis 1306 allein konnte Hr. B. daraus mehr als 300 Documente benützen, während bisher davon kaum 10 bekannt geworden waren. Dazu kommen die Archive der noch bestehenden Abteyen und des mährischen Guberniums (die Cisterzienser waren von jeher gar fleißige Sammler). Sogar von der Abtey Solowany hatten sich wieder über 80 Urkunden des XIII. Jahrhunderts wohl erhalten vorgefunden, die man als durch die Hussiten verloren, so sehr bedauert hatte. (Auch in Bayern kam uns in mancher Stadt und Beamtung auf die Frage um Archiv und Registratur die Klage entgegen, daß Kriege und Brand alles aufgezehrt hätten, während uns der Modergeruch der in feuchten Gewölben aufgehäuften Papiere etwas ganz anderes vermuthen ließ.)

Das Archiv der Probstey St. Hippolyt zu Znaim (zuverlässig wie St. Hippolyt zu Zell im Pinzgau, und zu Weilheim in Oberbayern eine von dort ausgegangene Stiftung der Huosier (Andechs), hat sich vollständig erhalten: überhaupt eine große

Anzahl von Urkunden, die man bisher vergebens in den Druckschriften suchte. Der Herausgeber hat z. B. die bis zum Jahre 1108 zurückreichenden Urkunden der uralten Abtey Leitomysl und die meisten Documente jener ältesten Abtey Mährens, der zu Brennau, und ihrer Filialprobsteyen, in Rayhrad, Brunow und Polie, bis zum Jahre 1045 zurückgehend, wie andere von längst verschollenen Stiftern ebenfalls wieder aus Licht gezogen. Die Urkunden der in Mähren geseffenen Tempelherren, der Johanniter, des Teutschordens, der Kreuzträger, u. s. w. — an allen Orten und Enden hat Hr. Bozek, wie sich erprobt, deren gesammelt, sie gesichtet, geordnet; — mit unermüdlicher Hingebung. Hiebey rühmt er am Schlusse dieses lehrreichen Nachenschaftsberichtes die vorzügliche Theilnahme und Förderung von Seiten des Hrn. Grafen von Jzaghi, k. k. Geheimenraths und Gouverneurs von Mähren, des hochwürdigsten Fürsten und Herzogs Ferdinand Maria, Erzbischofs von Olmütz, (ein Graf Chotek, bekanntlich zu Prag an der Cholera gestorben;) des Dom- und Freyherrn von Nollberg, ständigen Rectors zu St. Anna und Archivars des olmütischen Domecapitels; des Herrn Ant. Möller, Archivdirectors des Guberniums und der aufgehobenen Klöster u. s. w.

Was den Codex selbst anbelangt, so hat Herr Bozek damit eine ausgezeichnete Quellenkunde, nicht nur bezüglich auf die inländischen handschriftlichen oder bereits gedruckten Hülfsmittel und Scriptoren, sondern insbesondere auch auf die

auswärtigen Diplomataren und Geschichtsforscher, auf ältere und neuere Sammlungen, dargethan; Die Acta SS., Canisius, Baluz, Goldast, Muratori, Eccard, Ludewig, Lünig, Salagijs, Harduin, Gerken, Gudenus &c. bis Perh, sind fleißig benutzt; von Dobner, Piter, Dobrowsky, Richter; von Fejer, (cod. diplom. hung.) von den Brüdern Pez, Lambecius, Hansig, Rauch &c. versteht sich das ohnehin; auch Krentin, Géveld, Hund, Falkenstein, Ried, Desele, Schannat, die Monumenta boica etc. bis auf die neueste Zeit, und nachbarliche Mittheilungen aus dem bayerischen Reichsarchive haben wir mit Vergnügen treu und redlich allegirt gefunden. Meichelbeck scheint Hrn. B. unbekannt geblieben zu seyn. Dennoch kam die freysingische Kirche und ihre Gefolgschaft mit dem mährischen Vorland öfter in Berührung; noch mehr fiel uns auf, daß hier nirgends der für Mähren, für seine Kirchengeschichte &c. so wichtige Codex diplomaticus zur Iuvavia, wie ihn Herr v. Kleinmayer aus den ächtesten und lautersten Quellen kritisch zusammengestellt hat, und woraus spätere Autoren und Sammler mit Recht lieber als aus andern Werken geschöpft haben, namhaft gemacht worden ist. Die mannigfaltige Ausbeute hat Hr. B. theils in vollständig abgedruckten Urkunden, theils als Regesten und Excerpten gegeben und eingereicht; öfter mehr, als nothwendig und schicklich seyn möchte.

Der Codex beginnt mit dem J. 396 n. Chr. Es ist ein Excerpt aus dem Leben des hl. Ambrosius von Paulinus: Fritigil, eine Königin der Marcomanen, war mit ihrem Manne durch Sendschreiben von Mayland aus dem Christenthum und freundlichen Verhältnissen mit den Römern zugewendet worden. Die zweyte Urf. ist v. J. 504; Pabst Symmachus verleiht dem Theodor, Erzbischof von Lorch in Oberpannonien, das Pallium; die dritte, nur im Rubrum angezeigt, wie die vierte, betrifft die Zinspflichtigkeit der Slaven im erz-

bischöflichen Sprengel des h. Bonifaz, und den von Carl M. im J. 791 über die Avaren erfochteneu Sieg. Unter N. V. ist, nach Hansig und Fejer, vom Jahre 798 das vollständige Brevet abgedruckt, womit Pabst Leo III. dem salzburgischen Erzbischof Arno, nachdem Lorch von den Avaren zerstört und der bischöfliche Stuhl nach Passau übertragen worden, Pannonien anvertraut. Die offenbar falsche Lesart: „ecclesia Iuvaviensis, quae et Petrina nuncupatur,“ würde hier nicht eingeschlichen seyn, wenn Hr. B. den von Kleinmayer'schen Codex dipl. juv. zur Hand gehabt hätte. Denn hierin ist eine Reihe von Diplomen aus der Kanzley P. Leo III. und Carls M. enthalten, worin anstatt Petrina, ausdrücklich Petena und ecclesia petenensis geschrieben steht; und wir haben in den bayerischen Annalen des J. 1833 u. 1835, wie in den Beyträgen zur teutschen Länder- und Völkerekunde, zunächst im II. Bande 1826, jene wichtige Variante Petena, und die großen Verdienste des Bischof Virgils (Arno's Vorgänger) um die Civilisation der Slaven näher erörtert. Der N. VIII. J. 805, nach Lorch gesetzte Markgraf Warnarius ist der in der bayerischen Geschichte merkwürdig auftretende Dynast Werinher (Berthold). N. XII. und XIII. die Ausstattung von Nieder-Altach, (in Bayern) mit Gütern an der Vielach in Avaria, und die Theilung der Diöcesen zwischen Aquileia und Salzburg haben zu Mähren nur eine sehr entfernte Beziehung: noch entfernter liegen, wenn nicht unter Berufung auf Hormayr'sche Schriften Personen- und Ortsverwechslungen da obwalten, N. XVII. XX. etc. die Zuweisung eines Waldes zu Pirchwang im Ntergau an das Kl. Mondsee betr. Der Comes terminalis Theodoricus, in Niederösterreich gebietend, war N. XVIII. allerdings, wie wir z. B. in der Geschichte der Salzwärke nachgewiesen haben, (Graf Dietrich) in Oberösterreich zu Hause. Der fidelis et familiaris Vasallus des K. Ludwig, Oatagerus (N. XX.) an der Enns ist ein

traungau-bayerischer Dynast, und hat mit den mährischen und böhmischen Otokaren nichts gemein. N. XXXII — XXXIV den aus Mähren zum salzburgischen Erzbischof Luitpram geflüchteten und dann am Plattensee (zu Unter-Moosburg heute Altenburg) angesiedelten Fürsten Priwina und seinen Sohn Chocil (Chadaloh) betr. sind nothwendig mit N. IV. u. V. im Cod. diplom. juv. zu ergänzen. Der in N. XXXV. als Schenker nach St. Emmeram zu Regensburg aufgeführte Graf Wilhelm mit Erbeigenthum an der Aist und Nörden links der Donau in Oestreich, ist, wie wir nachgewiesen haben, ein playnischer Ahnherr. In N. XLI. wieder Kl. Metachische Güter in Oesterreich, ohne Beziehung auf Mähren betr. ist actum Hostanmuntinga, villa regia (Ostermuthing an der Salzach,) nicht Hestermuntinga zu lesen, N. XLVI. Chocil comes etc. ao. 868, abermals eine Personen-Verwechslung, die weit irre führen könnte. Nicht Chocil, Priwina's Sohn, sondern Graf Chadaloh (slav. Chozil), einer der chiemganischen Dynasten, welche wir längst illustriert haben (s. z. B. S. 79) im II. Bd. unserer Beyträge zur t. Länder- und Völkerkunde; im Jahrgang 1831 der von Kerschischen Literatur-Zeitung über die österreichische und bayerische Geschichtschreibung; in der Geschichte der Salzwerke München 1836. II. 208); diese Urkunde gehört also ebenfalls nicht hieher. Ferner N. LXVIII. LXIX. was sollen diese und andere Oesterreich nur rechts der Donau berührende Urkunden in einem mährischen Coder? N. LXXXV, LXXXVI unter Berufung auf das Archiv für Südtenschland — abermals eine für die Genealogie, zunächst für die mährische Regentengeschichte sehr verhängliche Combination auf kaum haltbaren Probabilitäten der modernen Historiographie. Hr. B. scheint den hier vom K. Arnulph ao. 898 im Hofsager zu Ranshofen am Inn, mit Gütern in Krantzen a. d. Gurck re. belehnten Dynasten Zwetboch für den Zwentibold (slav. Swato-

pluk) Herzog der Mährer, oder für einen Nachkommen desselben zu nehmen. Dieser Herzog war I. N. LXXVII. um das Jahr 894 verstorben. Wir halten jenen Zwetboch für einen bayerischen dieß- und jenseits der Tauern reich begüterten Dynasten; wenn schon Wiching, früher Bischof in Mähren, dann zu Passau, als Vicetanzler diese Urkunden gegenzeichnete. Jedenfalls ist der hier N. CI., CII. CIII. als testis aufgeführte Zwentipolch nicht ein mährischer Fürst, sondern ein Enkel des bayerischen Dynasten Adelbert, (zuletzt Erzbischof von Salzburg) und der erlauchten Nihina, der Schwester des Markgrafen Liupold, wie wir auch vorlängst erwiesen haben, (Beyträge zur t. Länder- und Völkerkunde II. Bd. S. 58, 62 re. und Geschichte der Salzwerke II. Bd. S. 121) und sofort gehören auch diese Urkunden nicht hieher.

Der in N. LXXXVII. ad an. 898 aufgeführte Dienstmann K. Arnulphs, Heimio, der Erbauer Heimburgs, in Kribos, seines Stammesvettern Grafen-Umbacht, kann aus dem cod. diplom. juv. viel umständlicher gewürdigt werden: wie wir ihn auch hiernach umständlich commentirten. N. CXXXIV. u. CXXXV. enthält die merkwürdige Dotation des Markgrafen Siegfried (aus dem Zweige der Dynasten von Tengling und Lebebau im Salzburggan), durch K. Heinrich im Jahre 1045 längs der March (Maraha) Leitach, Sulz, Fischach, Teya und Donau angewiesen. Auch N. CXLVIII. Graf Conrad. Filius Rudolphi, ao. 1055, in Gegenwart der Herzogin Juditha dem hl. Peter zu Olmütz ein Stück Land opfernd, scheint uns vom Hause Playn-Weistein. N. CLIII. „Siffridus filius comitis Sigehardi (des obigen Sigefridus) custos termini polonici et castellanus in Gradech, ao. 1059 beschenkt ebenfalls den hl. Peter zu Olmütz: denn im Gefolge der salzburgischen und passauischen Missionäre, an der Spitze der fränkisch-bayerischen Heerfahrten und im Großhandel mit bayerischem Salz

für Wachs, Honig und Pferde ic. waren unsere Primaten und Halmgrafen in Mähren längst einheimisch und mit den dortigen Fürsten verschwägert worden. Das Fragmentum Mousianum, ein schätzbares Attribut der Archive zu Olmütz, hat solche Widmungen und Verbindungen bewahrt.

Wie man sich z. B. S. 201, 216, 220, 239, 243 dieses Codex überzeugen kann, so erscheint in der mährischen Geschichte kaum ein notabler Name, der zufällig oder beziehungsweise auch in der auswärtigen Diplomatie, oft weit von der Heimath, involvirt, nicht von Hrn. V. mit größter Sorgfalt hier gewahrt worden wäre. So sehen wir den einzigen Jahre aus Mähren flüchtigen Bischof Heinrich von Olmütz in Böhmen, in Bayern, zu Ursberg in Schwaben, und zu Corbei in Westphalen. Aber an der Stelle vollständiger Nekunden würden diesem Zweck auch öfter kurze Regesten genügt haben.

Doch —, wir sind, im sichtbaren Interesse für ein so wichtiges und verdienstvolles Unternehmen im Nachbarland, dessen eigene Geschichtsschreibung auch nur mittels unserer Quellen und Forschungen, insbesondere der neuern, gedeihen kann, schon allzuweit über die Gränzen einer literarischen Anzeige gerathen: — die Freunde und Kenner gründlichen Wissens und Strebens werden indessen darüber nicht ungehalten seyn, und mit uns dem baldige Erscheinen des zweyten Bandes mit Verlangen entgegensehen.

v. Koch Sternfeld.



First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, the antiquities, the Arts and Sciences, and Literature of Asia. Calcutta, printed at the Bengal Military Orphan Press, by G. H. Huttman. 1836. 213 Seiten mit XXI Kupfertafeln in 4.

dem alten Europa allein überlassen; wie die Mutter-Wespe in den mannigfaltigen Geschäften ihres Haushaltes allnäglich an den Nachkömmlingen eine bereitwillige Behülfe findet, so tragen jetzt die von dem Mutterlande ausgegangenen Niederlassungen in Amerika, Afrika und Asien kräftig zur Förderung der Naturwissenschaften bey. Namentlich regt sich in Ostindien unter den Engländern ein lebhafter Eifer, und dieß nicht bloß bey den Gelehrten von Fach, sondern auch bey den Offizieren der höhern und niedrern Dienstgrade. Diese regere Theilnahme an naturhistorischen Studien hat denn auch die litterarischen Arbeiten in diesem Gebiete so gemehrt, daß sie jetzt immer eigne Abtheilungen in den Asiatic Researches ausmachen. Die vorliegende, deren Druck erst mit Ablauf des vorigen Jahres vollendet worden \*) und die uns also ungemein schnell zugekommen ist, zeichnet sich durch wichtige Abhandlungen, zumal im Gebiete der Paläontologie aus, deren wir daher in unsern Anzeigen mit größerer Aufmerksamkeit, als wir sie sonst Denkschriften einräumen, gedenken, zumal da es noch einige Zeit dauern wird, bis dieser Band allgemeiner zugänglich geworden ist. Mit Vergnügen sieht man, wie sich die äußere Ausstattung der neueren Bände, und namentlich die artistischen Darstellungen gegen die frühere Zeit gebessert haben.

#### I. Paläontologische Abhandlungen.

1. Sivatherium giganteum, a New Fossil Ruminant Genus from the Valley of the Markanda, in the Siválik Branch of the Sub-Himalayan Mountains. By Hugh Falconer, M. D., Superintendent Botanical Garden, Saháranpur, and Captain P. T. Cautley, Superintendent, Doáb Canal (S. 1 — 24 mit 1 Kupfertafel.)

Das Sivatherium (von Siva, dem indischen Gotte und Σπιον \*\*) ist eine der merkwürdigsten Entdeckungen im Gebiete der antediluvialischen Thierwelt. Seine Ueberreste wurden in der Nähe des Markandastuffes, in einem der schmalen Thäler, welche sich zwischen dem Kardadun und dem Thal von Pinjor in der Siválik- oder vorhimalaischen Hügelkette erstrecken, gefunden und zwar zugleich mit den fossilen Knochen von Elephanten, Mastodon, Nashorn, Flußpferd u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Wie sehr das Studium der Naturwissenschaften an Verbreitung gewinnt, davon zeugen unter andern auch die Asiatic Researches auf eine erfreuliche Weise. Die Pflege dieser Studien, ist nun nicht mehr

\*) Die vorlezte Abhandl. ist datirt: Nepal, Sept. 1836.  
\*\*) Von dieser Abhandlung haben bereits englische und deutsche Journale Notiz genommen.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. August.

Nro. 162.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

## Erster Artikel.

Dieses Werk erscheint zwar selbstständig, ist aber eigentlich nur die Einleitung zu dem größeren Werke über die Kawisprache auf der Insel Java, wie der überlebende Bruder im Vorwort sagt; denn W. v. H. starb vor dem Abdruck desselben. Es ist das Vermächtniß eines großen Geistes, der sich thätig und mächtig auf vielen Gebieten des Lebens gezeigt hat, am dauerndsten und nachhaltigsten aber wohl als Forscher auf dem philosophisch-ästhetischen und sprachlichen Gebiet.

An Umfang der Kenntnisse auf dem letzteren Felde möchten ihm wenige auch nur nahe, geschweige denn gleich kommen; denn er schloß keine Sprache, weder alte noch neue, weder europäische, noch asiatische oder amerikanische, selbst keines der polynesischen Idiome von seiner Kenntnißnahme aus; ohne Rücksicht darauf, ob sie eine reiche oder arme oder gar keine Literatur und Schrift haben, spürte er in ihnen allen nach den Spuren und dem Ausdruck der menschlichen Seele und ihrer Geschichte; der Geist aber, mit dem er sie erforschte und prüfte, ist einer der feinsten und philosophisch-gebildetsten gewesen, wie er desfalls schon aus dem Briefwechsel mit Schiller und aus anderen lehrreichen Abhandlungen u. Aufsätzen satksam bekannt ist.

Es ist überflüssig, zu seinem Ruhme hier mehr Worte zu machen, und unnütz, den frühzeitigen Verlust dieses preiswürdigen Mannes zu betrauern, der, an der Schwelle des Alters erst stehend, schon abgerufen ward. Seine und nachgelassenen Arbeiten bezeugen für alle Zukunft seine bleibenden Verdienste, geben die lehrreichste Unterhaltung und Beschäftigung, und lassen auch die ihn nicht gekannt haben errathen, was der edle Mann seinen näheren Freunden im Zusammenleben mit ihnen, im *συμβίον, συμπιλολογεῖν καὶ συνενδοουσιάζειν* gewesen seyn muß.

Es ist nicht meine Absicht, das hier nach lebenslangen Studien und Zurüstungen in einem großartigen Gusse vollendete Werk zu kritisiren, oder eine vollständige Analyse desselben zu geben; vielmehr, um zu seinem Studium einzuladen, wird genügen, eine kurze Anzeige seines Inhaltes nebst Andeutung einiger gewonnenen Hauptsätze. Hierauf will ich meine Bemerkungen und Ansicht über den hier behandelten Gegenstand folgen lassen, wie sie sich bey meinen Sprachstudien bisher ergeben haben.

„Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beyden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in dieser Schrift beschäftigten wird.“ §. 1. S. 2—5.

In §. 2. 5. kommt „Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges.“ — Der Ueberblick der Geschichte mit der gesammten Ueberlieferung in ihr, von der Gegenwart rückwärts bis zu

ihren Dämmerungen, zeigt uns einerseits einen naturnothwendigen Zusammenhang, so daß alle ihre Erscheinungen als Ursache und Wirkung verknüpft, einander bedingen und erklären. Andererseits aber zeigt sie uns eine mehr oder minder freie und unbedingte Macht in einzelnen Individuen, deren Wirksamkeit unberechenbar bestimmend eingreift. Je weiter in die Vorzeit zurück, desto seltener begegnen uns solche einzelne Individuen; sie werden da meistens zu Collectivnamen und Symbolen wie Prometheus zc.; für die Urzeit aber verschwinden auch sie gänzlich und es bleibt nur noch die Sprache als Maß des Culturstandes. „In dieser Epoche begleitet die Sprache nicht die geistige Entwicklung bloß, sondern nimmt ganz ihre Stelle ein.“ Sie ist „kein Erzeugniß der Thätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe.“ —

„Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich sey, die Sprachen aber als gebunden, und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt.“ —

Ihre Erforschung öffnet uns den Blick in eine Zeit,

„wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren, und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist.“

Sie wurzelt in einem innerlichen sich frey entwickelnden Lebensprincip,

„dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich un- verknüpft sind, weil ihre äußeren Erscheinungen isolirt dastehen.“ — „Die Verschiedenheit der Sprachen läßt sich als das Streben betrachten, mit welchen die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern bewohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.“

Dieser Satz wird kurz und kräftig ausgeführt und gezeigt, daß die Hervorbringung der Sprache ein inneres Bedürfnis der Menschheit ist, ihre geistigen Kräfte zu entwickeln, nicht ein äußerliches für den geselligen Verkehr. Humboldt hält dafür, daß

der Kreis ihrer Urformen geschlossen sey, weil er wahrscheinlich findet, daß

„dem Hervorbrechen neuer Sprachen überhaupt eine bestimmte Epoche im Menschengeschichte, wie im einzelnen Menschen angewiesen war.“

Sehr gut wird dann S. 4. von der Geisteskraft gesprochen, daß sie das wahrhaft schaffende Princip in dem geheimnißvollen Entwicklungsgange der Menschheit ist; und die schöpferischen Kräfte des Genies werden dadurch charakterisirt,

„daß in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von Innen heraus zu beherrschen, in Ideen zu verwandeln, oder Ideen unterzuordnen.“

Dieses Genie der Völker offenbart sich überall zunächst in ihren Kosmogonien und Eschatologien; und doch ist hier einzelnen genialen Individuen noch mehr Einfluß auf die erste Gestalt und weitere Ausbildung zuzugestehen, als auf die erste Sprachbildung, in der der Genius eines Volkes dergestalt heranstreift, daß da kein allmähliches Fortschreiten vorausgesetzt werden darf. Chinesisch und Sanskrit z. B. sind in Kraft je ihres Volks und Sprachgenies so entgegengesetzt, daß man

„die Möglichkeit allmählicher Entwicklung einer aus der andern aufgebend, jeder ihren eigenen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwicklung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachenbildung betrachten wird.“ —

Vortrefflich wird hierauf zwischen Civilisation, Cultur und Bildung ein klarer Unterschied gemacht und bemerkt, daß Sprache und Civilisation durchaus nicht immer im gleichen Verhältniß zu einander stehen; und behauptet, daß

sowohl in den Begriffen, als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes, eine dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität liege, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfaßt, ohne fremde Beyhülfe schöpfen läßt.“

Dies dünkt mir noch ziemlich problematisch, nicht minder auch die Behauptung (S. 22. 23), daß „ganz vorzugsweise (vor den Römern und Urle-

chen) die Indier es verstanden, die eigene Kraft der Völker, denen sie sich beygesellschaften, anzufachen und fruchtbar zu machen.“

Die griechischen Colonien in Italien, Gallien, Hispanien, Nordafrika etc. haben doch weithin und tief auf die Eingebornen gewirkt und sie gehoben; die Römer aber haben den ganzen Westen Europa's latinisirt und sich assimilirt. Indien sandte aber nie, so viel wir wissen, Colonien aus, wohl aber wanderten viele Hindu's aus, diejenigen nämlich, welche Anhänger des Buddhismus waren, und in den Verfolgungen und Kriegen unterlagen. Diese Verdrängten lassen sich schicklicher mit den ersten verdrängten Judenchristen und mit späteren gezwungen oder freiwillig das Vaterland und die Heimath aufgebenden und unter fremden Völkern sich ansiedelnden Secten, z. B. William Penn u. a. vergleichen. Die Religion wirkt allerdings ergreifender als jede andere Wirksamkeit; sie jedesmal bekehrt eben; auf sie hätte daher der verblichene Verf. wohl mehr achten, sie in ihrer grundumkehrenden Wirksamkeit besonders und ausdrücklicher erwägen dürfen, als in den §§. 3—6 geschehen ist, wo er in dem Ueberblick der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts dieselbe erst in ihrer Folge durch die verschiedenen Generationen hindurch betrachtet, und darin vier sie hauptsächlich bestimmende Momente bezeichnet:

„Das ruhige Leben der Völker nach den natürlichen Verhältnissen ihres Daseyns auf dem Erdboden, ihre bald durch Absicht geleitete, oder aus Leidenschaft und innerem Dränge entspringende, bald ihnen gewaltsam abgenöthigte Bewegung in Wanderungen Kriegen u. s. f., die Reihe geistiger Fortschritte, welche sich gegenseitig als Ursachen und Wirkungen aneinander ketten, endlich die geistigen Erscheinungen, die nur in der Kraft ihre Erklärung finden, welche sich in ihnen offenbart. Dazu kommt noch die weitere Betrachtung, wie jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wird, welche den Grund ihres jedesmaligen Fortschrittes enthält.

In diesen Betrachtungen ist ein großer Reichthum tief sinniger, geschichtlich begründeter, Herz und

Verstand erhebender Ideen und Wahrnehmungen in nächster Beziehung auf die Sprache niedergelegt, ein Reichthum, der, kaum eines Andzuges fähig, im Buche selbst nachgelesen und beherzigt zu werden verdient.

Im 7. §. S. 36. fgg. wird hierauf der Uebergang zur näheren Betrachtung der Sprache gemacht; indem diese, aus der Geisteskraft erwachsend, und mit ihrer Entfaltung verwachsen,

„als die erste nothwendige Stufe erkannt wird, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind.“

Die Eigenthümlichkeit des Geistes und Characters einer jeden Nation liegt in ihrer Sprache und deren Bau versiegelt. Jede einzelne Sprache mit ihren Sprossen muß in das Bild eines organischen Ganzen aus Einzelheiten zusammengefaßt werden; dann erst dürfen die Formen verglichen, und die Uebereinstimmung und Abweichung gesucht werden. Den feineren Organismus einer jeden lehret uns aber weder Lexicon noch die Etymologie und Formlehre noch auch die Syntaxis, sondern nur ein lebendiges Sprachgefühl; die Sprache darf niemals als ein Erzeugtes, als ein *ἔργον*, sie muß als stäte Erzeugung, als *ἐπέργεια* aufgefaßt und betrachtet werden; diese Energie gehört aber den Nationen an, und hat zum Zweck das Verständniß.

„Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefaßt und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus.“ S. 42—45.

Dies wird sofort weiter ausgeführt und S. 46 gesagt:

„Man muß durch die Darstellung der Form den speciüschen Weg erkennen, welchen die Sprache mit ihr die Nation, der sie angehört, zum Gedankenausdruck einschlägt. Man muß zu übersehen im Stande seyn, wie sie sich zu andren Sprachen, sowohl in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken,

als in der Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Nation, verhält. — Die Identität, wie die Verwandtschaft der Sprachen muß auf der Identität und Verwandtschaft ihrer Formen beruhen, da die Wirkung nur der Ursach gleich seyn kann.“

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

Die Beschreibung ist hauptsächlich nach einem sehr gut erhaltenen Schädel entworfen, der nur am Scheitel, an der Schnauze und an einigen andern Stellen etwas beschädigt war. Die Gestalt desselben ist sehr auffallend, 1) durch die Größe, welche sich der des Elephanten nähert, 2) durch die ansehnliche Entwicklung und Weite des Schädels hinter den Augenhöhlen, 3) durch die 2 divergirenden Hornzapfen, welche von der Stirne zwischen den Augenhöhlen entspringen, 4) durch die Form und Richtung der Nasenbeine, welche mit einem großen Vorsprung über die Schnauze hinausreichen und die äußern Nasenlöcher in einem spitzen Bogen überdecken, 5) durch die große Massivität, Weite und Kürze des Gesichts vorwärts vor den Augenhöhlen, und 6) durch den großen Winkel, unter welchem die Mahlfäche der obern Backenzähne von der der Schädelbasis abweicht.

Zu diesen allgemeinen Bemerkungen nun weitere detaillierte Ausführungen. Das Seitenprofil giebt diesem Schädel ein Ansehen, das von dem jedes andern Thieres verschieden ist. Von vorne gesehen, ist er etwas keilförmig, indem die größte Weite am Scheitel liegt, von wo sie sich allmählig gegen die Schnauze verschmälert. Die Jochbögen sind ganz verborgen und keineswegs vorspringend; die Stirne ist breit und flach, und seitlich in 2 Converitäten erhöht; die Augenhöhlen sind besonders weit. Leisten oder Streifen sind nicht vorhanden; die Oberfläche ist glatt. Vom Scheitel bis zur Nasenwurzel bildet die Stirnfäche eine gerade Linie mit einem schwachen Vorsprunge zwischen den Hörnern.

Auf jeder Seite des Oberkiefers finden sich sechs Zähne, welche in allen Hauptmerkmalen mit denen der Wiederkäner übereinkommen; doch lassen sich Kennzeichen für die drey hintern Backenzähne angeben, durch welche sie sich von denen gedachter Thiere unterscheiden. In

Bezug auf die Kürze der Kinnladen ist nämlich die Breite dieser Zähne, im Verhältniß zur Länge, größer als in jener Ordnung gewöhnlich ist. Ferner sind die Zähne weniger prismatisch, sie haben auf ihrer inneren Fläche keine accessoriellen Pfeiler, und was sie von allen Wiederkäuern hinstänglich unterscheidet, ist der Umstand, daß der innere Halbmond ihrer Schmelzplatten, anstatt eine einfache Kurve darzustellen, zickzackartig große Buchtungen bildet, was einigermassen an das Elasmotherium erinnert. Nebenbei nähern sich die zwey vordern Backenzähne beider Kinnladen auf eine merkliche Weise, und die Kaufläche sämmtlicher Backenzähne ist nicht horizontal, sondern bildet eine schwache Krümmung.

Zwischen und hinter den Augenhöhlen entspringen auf dem Stirnbeine zwei kurze, dicke, konische Fortsätze. Sie verschmälern sich schnell gegen die Spitze, unterhalb welcher sie in diesem Exemplare abgebrochen sind; sie steigen so gerade von der Stirne auf, daß ihre Achse senkrecht auf der Grundfläche steht, woben sie zugleich unter einem beträchtlichen Winkel aneinander weichen. Von ihrer Basis aufwärts sind sie ohne Ringeln, indem ihre Oberfläche glatt und eben ist. Sie sind offenbar die Knochenzapfen von zwei, zwischen den Augenhöhlen gelegenen Hörnern.

Eine Verletzung des Stirnbeins zeigt, daß seine äußere und innere Platte, wie bey dem Elephanten, weit voneinander getrennt sind und große Zellen bilden. Der Jochfortsatz des Schläfenbeins ist lang und erstreckt sich vorwärts, um sich mit dem correspondirenden Jochfortsatz des Jochbeins zu vereinigen, mit schwacher Vorragung oder Converität. Die beschädigten Scheitelbeine scheinen von der Beschaffenheit des Kindes gewesen zu seyn.

Das Hinterhauptbein nimmt einen weiten und hohen Raum ein; es ist seitlich in 2 Flügel ausgebreitet, welche an dem obern Rande des Foramen magnum beginnen und sich aus- und aufwärts fortsetzen. Die Gelenkfortsätze dieses Knochens sind ganz wie bey den Wiederkäuern beschaffen.

Die Nasenbeine haben eine breite und gewölbte Basis, werden in ihrem Verlaufe schnell schmaler, und endigen sich in einer abwärts gebogenen Spitze, welche die äußern Nasenlöcher überragt, in ihrem vordern Verlaufe sind sie von dem Oberkieferbein durch eine weite Ausbuchtung getrennt.

Die Oberkiefer zeichnen sich aus durch ihre Kürze, so wie durch ihre aufwärts gehende Richtung nach vorn. Ueber den Zwischenkiefer läßt sich nichts Bestimmtes sagen, da die Schnauze vorn verstümmelt ist. Das Jochbein ist massiv und ziemlich vorspringend. Die Augenhöhlen liegen weit vor und abwärts.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. August.

Nro. 103.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Der Verf. geht dann §. 9. zur Betrachtung der Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt über; er sendet zunächst aus die Lautform, und den von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachten Gebrauch; — der letztere gründet sich auf die Denkform, welche als allgemein gültig in allen Sprachen, wenige Modificationen abgerechnet, zu Grunde liegt, und überall sich gleichet.

„Dagegen ist (S. 49.) die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen, sowohl an sich, als in der befördernden oder hemmenden Kraft, welche sie der innern Sprachentendenz gegenüber stellt.“

Aus beiden zusammen geht die individuelle Form jeder Sprache hervor. Sehr gelungen ist demnach die Ausführung des Satzes, daß die Sprache das bildende Organ des Gedankens ist; daß die subjective Thätigkeit im Denken ein Object bildet, das als solches in der Sprache aufs Neue wiederkehrend wahrgenommen wird; und daß Verstehen und Sprechen nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft sind. Es wird ferner S. 55 bemerkt, daß

„durch die Sprache auch in einzelnen Wörtern die Möglichkeit gegeben ist, aus den Elementen dieser

eine wirklich bis ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften.“

Diese Bemerkung muß jedoch auf unvermischte Sprachen eingeschränkt werden; denn in gemischten Sprachen gehen sich oft die nächsten Begriffszeichen einander nichts an, z. B. im Englischen heaven und celestial, Himmel und himmlisch; so auch im Türkischen; auch einsylbige Sprachen, wie die sinezische, schließen alle Etymologie von sich aus.

Weiterhin wird S. 56 fg. vermutet, daß Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde Volk versetzt, dessen Sprache mit mehr Schwierigkeit lernen, als die ihres eigenen Volkes, weil erst die Stammaanlage überwunden werden müsse, und diese doch vielleicht in den feinsten Nuancen unbefiegt zurückbleibe. Diese Vermuthung dünkt mir nicht eben wahrscheinlich, außer so fern sie vielleicht den physiologischen Laut meynet. — Sehr wahr sagt §. S. 59.

„Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunctes in der bisherigen Weltansicht seyn, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theiles der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer, mehr oder weniger, seine eigene Welt, ja seine eigene Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.“ —

Schon die allerersten Anfänge der Sprache sind nicht auf die bloße Nothdurft beschränkt, wie die der sogenannten Wilden beweisen; weil außer

Dem von außen Gegebenen sich in der Sprache immer sofort ein mehreres zufolge der Harmonie ansetzt, welche zwischen der Natur und unserer Geistesform statt findet. Eben deshalb ist die Sprache niemals vollendet, sondern stets im Wachsthum.

S. 61. „Die Sprache besteht neben den schon geformten Elementen ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen. Die einmal festgeformten Elemente bilden zwar eine gewissermaßen todte Masse, diese Masse trägt aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmbarkeit in sich.“

— — „Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Daseyn des Menschengeschlechts gemein.“

Nur durch die Schrift wird sie in einzelnen Perioden der Geschichte mit bestimmteren Formen und Bedeutungen festgehalten; im Ganzen aber bilden die Nationen und die Menschenstämme, die sie sprechen, an ihr fort, während die einzelnen Menschen, während auch die einzelnen Generationen nach kurzer Wirksamkeit vom Schauplatz abtreten. Jeder Einzelne und jede Fortzuegung vermag auf die Sprache einzuwirken nach Verhältnissen; diese wirkt aber eben so entgegen auf jene, und formt und bildet ihren Sinn und Charakter, ihre Auffassung und Denkweise und ihren gesammten Gedankenkreis — aber in jedem auf eine individuelle Weise.

„Alles Verstehen ist daher, sagt der Verf. S. 64., immer zugleich ein Nichtverstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen;“

und eben hierin zeigt sich die Gewalt, die der Einzelne über die Sprache hat; es zeigt sich hierin die Freyheit. —

„Ist aber auch die Freyheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich dennoch vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen, ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muß die Erscheinung der Freyheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Gränzen nachspüren.“

Das Bisherige gibt einige Andeutungen, und

um den Geist dieses Werkes zu charakterisiren, meistens wörtlich, aber nur aus den ersten 9 Paragraphen entnommene Gedanken, auf den ersten 65 Seiten, deren das Buch 414 zählt, wozu aber noch weiter 100 Seiten: Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache zu kommen. Es würde eine mühselige und gleichwohl wenig lohnende Arbeit seyn, auf diese Weise fortzufahren. Schon das bisher Ausgehobene reicht hin, die Tiefe und den Umfang dieses bedeutenden Werkes zu ahnden; und statt aller Kritik und jedes theilweisen Widerspruches und Andersmeynens dünkt es mir erspriesslicher und gerathener, über die in diesem Buche verhandelten Probleme in Betreff des Grundes und Ursprunges der Sprache überhaupt, und ihre vornehmsten Stammverschiedenheiten einige Bemerkungen hier etwas ausführlicher mitzutheilen; vielleicht daß diese von selbst wiederum zu dem bisher besprochenen Werke zurückführen, und dann gehörigen Orts noch mehr daraus mitgetheilt werden muß.

Der Ursprung der Sprache ist schon vielfältig der Gegenstand scharfsinniger Untersuchungen und sehr allgemeiner Theilnahme gewesen sowohl im Alterthum, als in neueren Zeiten.

Der Ursprung der Sprachen aber, der Grund ihrer Verschiedenheit und ihr Einfluß auf die geistige Ausbildung hat die Forschung bisher weniger angezogen, wiewohl er nicht minder wichtig, eben so schwierig; aber noch einflußreicher ist und der Beobachtung und Erfahrung näher zu finden scheint. Diese letztere Untersuchung ist aber mehr oder minder von der Beantwortung der ersteren abhängig und hiedurch bedingt, so daß sie ohne jene nicht wohl vorgenommen werden kann. Ueber jene erstere Frage hat sich jedoch eine gewisse wenn auch nicht ganz übereinstimmige, doch aber auch nicht widerstreitvolle Meynung angefest, welche, ohne eben bestimmt ausgesprochen zu seyn, doch leicht bemerkt wird, durchhin zu Grund zu liegen; wie dieß gleich an dem vorliegenden Werk ersehen werden kann.

So pflegt es immer zu geschehen bey allen Problemen, die unwiderstehlich anziehen und reizen, zu deren Lösung jedoch nicht hinlängliche Bedingungen und Vordernisse gegeben sind; aus den versuchten Auflösungen und Erörterungen wird eine mittlere Proportionale gezogen, es wird eine approximative Lösung als allgemein gültige Meinung voraus angenommen, bis neue Funde gethan, neue Entdeckungen gemacht werden, die den Vorwurf näher oder entfernter betreffen; oder bis der Blik des Wises, die Leuchte des Genius neue Seiten und Zugänge zur Sache zeigt, und die ganze Frage vielleicht umstellt.

Für die oben berührten Aufgaben und deren mögliche Lösung steht der Anschein in diesen neuesten Zeiten günstiger, als jemals hievor; die Menschenstämme und Völker mit ihren Sprachen über den ganzen Erdball hin sind größtentheils viel bekannter geworden, als vordem; und verhältnißmäßig sehr alte Sprachen, zum Theil mit einem sehr ansehnlichen Schriftenthum sind entdeckt, und in den Bereich der Sprachforschung aufgenommen worden; in ihnen fehlt es nicht an den schärfsten Gegensätzen mit andern Sprachen, an einander widerstreichenden Erscheinungen, deren Ecken und Kanten allerorten die Forscher stupfen und stacheln, den Bau jeder Sprache für sich, ihre Eigenheiten, so wie ihre Uebereinstimmung mit andern und ihre Abweichungen, und zuletzt aller untereinander aufzusuchen, anzugleichen, und nach Möglichkeit zu erklären. Hinter der Vermehrung und Erweiterung des linguistischen und ethnographischen Materials stehen wohl auch nicht zurück die Untersuchungen über die gesammte, insbesondere aber über die menschliche Natur, was für Keime, Anlagen und Kräfte sie mit sich führe; was für Richtungen und Entwicklungen dieselben nehmen können; in welchem Maasse sie von äußeren und inneren Umständen und Schranken bedingt und abgeändert werden. Deutsche, Engländer, Franzosen u. a. haben wie die geistige Natur

des Menschen in seinem Denken, Fühlen, Wollen und Handeln, so auch seinen leiblichen Bau und die Gliederung, desgleichen die Verhältnisse der festen und flüssigen Theile desselben unter den mannichfaltigsten Umständen und Einflüssen, zum Gegenstand emsiger und genauer Untersuchungen gemacht.

Indessen bleibt noch immer zu bedenken, ob alle das hiemit Vorbereitete ausreiche zur Lösung der obigen Probleme? denn diese fragen nach dem Ursprung; aller Ursprung aber und aller Anfang des Werdens scheint immer und überall, nicht allein der sinnlichen Wahrnehmung, sondern auch der Spähe des Gedankens sich zu entziehen, und vor ihnen wie ein Irrlicht in die Ferne zurück zu fliehen. Jede Erhellung des nächsten dunklen Fleckes zeigt nur eine neue und größere ungeahnte Tiefe des Dunkels, das dahinterliegt. Sonnenmikroskope haben in jedem Tropfen Heere von Aufgusthiergehen gezeigt; aber das Geheimniß der Materie und des Organismus nur weiter zurückgeschoben; die Teleskope, je weiter ihre Tragkraft geht, haben zwar Doppel- und Nebelsterne, haben Welten wie es scheint im Entstehen und Vergehen, und neue unermessliche Lichtmeere gezeigt; aber auch hinter diesen nur ein weiteres tieferes Dunkel. Ein Gleiches läßt sich von der Elektrizität, dem Galvanismus und Magnetismus in allen seinen Erscheinungen sagen. Demnach bleibt nichts übrig, als entweder sich zu bescheiden, oder zu philosophiren und spekuliren, und nicht etwa nur ein wenig, sondern viel, wem es gegeben ist. (Cic. de Or. II. 37.) Denn die Geschichte, die man zunächst fragen möchte, gibt auf jene Fragen nach dem ersten Ursprung keine erklärende Antwort; sie selber beginnt erst später, und konnte erst in der Periode ausgebildeter Sprache und Schrift entstehen.

(Fortsetzung folgt.)





# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. August.

Nro. 164.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Was sie aber Verwandtes aus späteren Zeiten berichtet, wie z. B. aus der lateinischen Sprache die neueren romanischen, wie aus dem Sanskrit zunächst das Bali und Prakrit, und weiterhin die neueren Sprachen Ostindiens sich gebildet haben, — dieß, so ungenügend auch hier sogar die Nachrichten sind, verdient allerdings sorgsame Beachtung, in so fern es Analogien und Fingerzeige gibt; aber fordert auch ängstliche Behutsamkeit und Vorsicht, daß nicht zwey sehr verschiedene Zustände vermischt und zu gleichartig angenommen und von dem Hergang in dem einen auf den Hergang in dem anderen leichthin geschlossen werde. Eben deshalb weil die Verhältnisse und Zustände der unmündigen Kinder unter uns ganz andere sind, als für jene Urzeiten der Menschheit, kann auch die Art und Weise, wie sie zur Sprache kommen, nur in wenigen Puncten als Vorgang dienen und in die Richte leiten. Sich bescheiden in diesen Fragen fällt manchen leicht, anderen schwer; leichthin auf sich beruhen lassen, was, unversucht, schwer, ja unmöglich zu seyn bedünkt, geziemt sich nicht für den Verstand und Fleiß; und ohne eine Probe gewagt zu haben, weiß Niemand, wie weit die Kräfte gehen, und was zu leisten und auszuführen möglich sey. Mag das Dunkel immer groß und größer und dichter werden, ge-

nug, wenn es nur immer mehr zurückweicht, und dem Licht um uns her immer größeren und helleren Raum gibt. Wenn denn nun doch nimmermehr der Anlaß fehlt, noch der Trieb ruhet, nach dem Grund der Sprache und nach dem Ursprung der Sprachen der Menschenstämme zu fragen: was bleiben denn für Mittel und Wege zur Antwort, was für Methoden zu einer wenigstens annähernden Auflösung jener Probleme? Immer doch nur Erfahrung und Speculation! — Erweiterte Erfahrung, ausgedehnte Bekanntschaft mit Sprachen muß vorausgesetzt und gefordert werden; — je genauer diese Bekanntschaft, je mannichfaltiger und verschiedenartiger diese Sprachen, desto fruchtbarer werden die Ergebnisse seyn.

Offenbar darf ferner gefordert werden getreue Aufmerksamkeit auf die Menschen, auf die einzelnen, wie auf die Stämme und Völker nach Zeit- und Lebensaltern, Geschlechtern, Anlagen, Temperamenten und leiblichen wie seelischen Unterschieden u. s. w., worauf als auf einer festen und gesicherten Grundlage das Lehrgebäude einer gründlichen d. i. philosophischen Erkenntniß des Geistes und der Natur des Menschengeschlechtes in ihrem gegenseitigen Zusammenhange und gegliederten Wachsthum sich erhebe, und als Leuchthurm über das weite Meer hin glänze, das hier befahren wird.

Doch alle Sprachen zu kennen, ist schlechtthin unmöglich; auch nur möglichst viele zu kennen, ist nicht minder schwierig; wird aber dieß noch mehr, wenn die andere unerläßliche Forderung, ihre Unterschiede und Einstimmigkeiten aus höheren Grün-

den zu erkennen, zugleich erfüllt werden soll! Beide Erfordernisse finden sich in seltenem Bunde, und beide in gleich hohem Grade in W. v. Humboldt vereinigt, so daß deßfalls neben ihm nur sehr wenige genannt werden können. Denn unter den Philosophen von Namen war keiner Philolog im eigentlichen Sinn, man müßte denn Schleiermacher hieher rechnen. Von den Philologen aber war keiner Philosoph, so daß er da einigen Namen hätte. Die Philosophen haben sich, alle bedeutenden, entweder der Natur zugewendet, wie Aristoteles und Cartesius, Kant und Schelling, oder demnachst mehr der Mathematik, wie Plato und wiederum Cartesius nebst Leibniz. Denn dieses letzteren allumfassenden Geistes Sprachstudien galten ihm selber noch nicht als Zweck, sondern nur als Mittel für die Geschichte. Daher ist Rec. weit entfernt von dem Unterfangen, dieses Werk zu kritisiren, zu mäkeln; er begnügt sich, wie gesagt, hier seine Gedanken und Ansichten zu geben, wie sie im nächsten Zusammenhang mit den vorliegenden Fragen stehen, und hofft hiedurch dieses Meisterwerk nur desto kräftiger zu empfehlen und zum Nachdenken über seinen reichen Inhalt einzuladen und vorzubereiten. Denn es ist in demselben ein Versuch gemacht, eine Philosophie der Sprache aufzustellen, dergleichen wir bisher noch nicht hatten.

Es ist da keine sogenannte philosophische Sprachlehre gegeben; sondern eben Philosophie der werdenden Sprachen. Die Werke der ersteren Art enthalten oft nichts philosophisches, als etwa die Anwendung gleichviel welches Systemes auf die Sprache im Allgemeinen, meist wie sie als Ideal in ihrer Vollendung vorschwebt. Die Sprache in philosophischer Betrachtung läßt eben so viele Systeme und Ansichten zu, als die Welt selber; denn die Sprache ist eben unsere eigenste Welterschöpfung, und, wie alle Selbsterkenntniß, schwer, ja unmöglich ohne einen Gegensatz. Jene allgemeinen oder philosophischen Sprachlehren, so verdienstlich und

werthvoll manche für alle Zeiten sind, z. B. Harris, Sylvestre de Saey, Bernhards u. a. werden doch von denjenigen leicht gering geachtet, die darin einen Schlüssel zu besonderen und den einzelnen Sprachen suchen, und — nicht finden. Es ist dieß allerdings ein Mangel der erwähnten Werke, daß sie vom Allgemeinen keinen Uebergang zum Besonderen zeigen, daß sie vom jenseitigen — metaphysischen — Ufer keinen Weg und Steg zum diesseitigen — empirischen und historischen bauen können. Allein welche rationale Wissenschaft vermag als solche dieses zu thun? Vermag denn die Arithmetik, wie weit auch immer fortgesetzt, je in die Geometrie, und diese in die Mechanik überzuleiten? Ja auch innerhalb der Geometrie selber gibt es keinen natürlichen unmittelbaren Uebergang von der geraden zur Kreislinie, so wenig als innerhalb der Arithmetik von der Addition zur Subtraction. Dialektische Wortföhren fördern auch nicht weiter als zu Wörtern und Schemen, die in ihren Wassern unten schweben. Hier scheint nur freye besonnene Sehung überzuhelfen, Sehung, die, wenn sie nicht wie in den arithmetischen und geometrischen Operationen von Natur aus gleichsam zu Tage liegt, nur das Ergebnis reicher und reifer Erfahrung und tiefsinniger Speculation und Combination seyn kann, wie sie bey Kepler für die Astronomie, bey Schelling für die Naturphilosophie und gewissermaßen hier bey Humboldt für die Sprachphilosophie deutlich in die Augen fällt. Darin eben unterscheidet sich das angezeigte Werk von den sogenannten philosophischen allgemeinen Grammatiken, daß diesen allen mangelhafte Erfahrung, Kenntniß nur eines Sprachkreises, nicht der vielen wirklichen zu Grund lag; — de Saey's kleines unschätzbares Büchlein macht hier wohl eine Ausnahme, allein der Verf. wollte nicht philosophiren, wollte nur Regulative aus seiner Erfahrung für Jünglinge geben. Humboldt aber sieht auf noch mehr Sprachen hin, als de Saey, und sucht Gründe

und Erklärungen für die mannichfaltigen Vorkommnisse und Erscheinungen in denselben. Die entgegengesetzten Werke, die von Einzelheiten ausgingen und diese anhäuften, konnten bisher eben auch nicht viel fruchten; sie konnten, wie z. B. Adeslungs *Mithridates*, nicht ohne jene philosophische und allgemeine Grammatik auch nur verständlich vergleichen, geschweige denn erkennen, so edles und mannichfaltiges Material sie auch lieferten. Zwischen der Metaphysik der Sprache, gleichsam dem Herzen dieser Wissenschaft, und den sonderheitlichen und einzelnen Sprachadern liegen nämlich mehrere Geschlechter und überleitende Systeme, die zum Theil noch erst ihre Untersuchung und Bearbeitung erwarten, nicht allein die harmonische, comparative und historische Grammatik, dergleichen wir, wenigstens Beiträge, in den Werken von J. Grimm, Jr. Diez (Grammatik der romanischen Sprachen), K. M. Rapp (die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt etc.), Lassen (Institut. linguae Praec.) Franz Bopp, Jul. Fürst, Buttman und Kühner u. a. besitzen; — sondern insbesondere die schwierigste, diejenige, die von der Metaphysik zur Kosmologie der Sprachen überleiten, und hier historisch zutreffen soll. Auch hier, das sieht man leicht, hilft nicht dialektische Spinnweberei, sondern nur auf Erfahrung begründete tiefspeculative Sehung.

Erfahrung demnach, Empirie, Kunde so vieler Sprachen als nur möglich, darf und muß hier gefordert werden. Aber es steht hier wie in der Physik und der Naturbeschreibung.

„Kann der Physiker zur Erkenntniß desjenigen gelangen, was wir (sagt Wöthe zur Farbenlehre S. 720. Bd. 52.) ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm; Er, denn er überzeugt sich, daß er an die Gränze seiner Wissenschaft gelangt sey, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen, und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen: denn er

nimmt aus des Physikers Hand ein Lehtes, das bey ihm nun ein Erstes wird. Er bekümmert sich nun mit Recht nicht mehr um die Erschelung, wenn man darunter das Abgeleitete versteht, u. s. w.“

Der Zoolog und Botaniker mag mancher Varietäten und Spielarten entzathen und sich entschlagen, wenn er nur in jeder Gattung, in jeder Familie den Grundtypus gefunden und sicher erkannt hat, daß er nach ihm das Sonderheitliche beurtheilen, daß er wie Cuvier und Sternberg, was ihm sogar von urweltlichen Thieren und Pflanzen, wenn auch noch so fremdes, und nur in Trümmern, vorgelegt wird, doch abzuleiten, und nach seinem Geschlechte zu bestimmen weiß. — Etwas ähnliches sucht Humboldt's Werk zu leisten; es sucht die Grundtypen der Sprachen zu gewinnen und festzustellen. Vielleicht darf auch der Sprachforscher manche Spielarten und Verkrüppelungen auf seinem Felde wenig beachten, wenn er nur die Urphänomene der Sprache überhaupt, und die Urtypen der Stammsprachen sicher wäre gefunden zu haben. Der Sprachforscher findet sich hier dem Denklehrer begegnend von entgegengesetzter Richtung; jener geht vom Einzelnen zum Allgemeinen und zu den Gründen zurück; dieser schreitet von der reinen Logik zur angewandten herab; in dieser betrachtet er das Denken bedingt und gehemmt durch die Besonderheiten des Denkenden einerseits, und durch das Gedachte andererseits. So ist auch jede obzwar allgemeine Sprachlehre, die aber doch zunächst auf Anwendung abzielt, (dergleichen eine ist: Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder philosophische und allgemeine Sprachlehre, entworfen v. Joh. W. Meiner Leipzig 1781) bedingt sowohl durch die Art derer, die sie sprechen, als durch den Bereich, auf den sie dieselbe hinwenden.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

2) Note on the Fossil Crocodils of the Siválik Hills. By Captain P. T. Cautley. (S. 25 — 38 mit 2 Tafeln).

Es sind 2 sehr gut erhaltene Fragmente, von denen hier die Rede ist, nämlich 1) der vordere Theil des Schädels von einem erwachsenen Thier, wo Ober- und Unterkiefer vereinigt sind, und 2) die hintere Hälfte des Schädels. Das Eingreifen des vierten Zahns des Unterkiefers in ein Loch des obern, die Form und Lage der Schädelhöcher etc. bezeichnen diese Fragmente als den wahren Krokodilen angehörig und, wie die Vergleichung ausweist, mit *Crocodylus hiporcatus*, der einzigen Art, wovon der Verf. Schädel hatte und die noch in diesen Flüssen lebt, sehr nahe verwandt.

Hinsichtlich der Häufigkeit der in den Siválik-Bergen vorkommenden fossilen Thier-Überreste stellt der Verf. folgende Stufenfolge auf: 1) Mastodon und Elephanten, als die häufigsten, 2) Wiederkäuer, 3) Flusspferde, 4) Krokodile, Gharial und Schildkröten, 5) Nashörner, Schweine und Pferde, 6) Raubthiere, 7) Fische. Die Vertheilung derselben ist verschieden. Die Mastodon, Elephanten etc. auf einigen Punkten in großer Menge, räumen an andern den Flusspferden und Saüriern ihre Stelle ein. An manchen Orten fehlen die letztern mit den Schildkröten gänzlich; an andern, wo in einem Mergellager zugleich Süßwasser-Conchylien (hauptsächlich mit den gegenwärtigen Unionen übereinstimmend) vorkommen, bestehen fast alle dieselben begleitenden Überreste aus denen des Krokodils und Gharials. Hinsichtlich der Größe übertreffen diese fossilen Arten die lebenden nicht. In derselben Abhandlung wird auch noch ein anderes Krokodil beschrieben:

The Fossil Ghariál \*) of the Siválik Hills. Zwischen dem Sutlej und Jumna ist eine große Menge fossiler Überreste, meist von den Bergabhängen und Wasserrißen gesammelt. In dem Ambwalla-Paß jedoch war der Verf. so glücklich, ein großes Knochenfragment

in seiner ursprünglichen Lage zu finden, in einer Schichte von Sandstein, auf der Vorderseite eines Felsens, den eines von diesen geschlängelten schwachen Flüssen begrenzt, welche die steilen Bergabhänge gegen das Hauptriñsal durchfurchen. Die Überreste sind jedoch nicht auf den Sandstein beschränkt, sondern finden sich auch im Thone und in dessen Conglomeraten.

In den aufgenommenen fossilen Schädeln konnte der Verf. keine Verschiedenheit von den noch lebenden Gharials finden. Außer Schädeln ist auch noch eine große Menge von Zähnen, Knochenschildern, Rippen, Wirbeln etc. gefunden worden, die aber wegen der geringen Differenzen, die an diesen Theilen zwischen Gharials und Krokodilen wahrgenommen werden, sich nicht auseinander scheiden ließen.

3) Note on the Fossil Hippopotamus of the Siválik Hills. By Hugh Falconer and Captain Cautley (S. 39—53).

Zahlreiche Überreste von diesem Thiere, unter ihnen namentlich 3 fast vollständige Schädel, haben den gelehrten Verf. dargethan, daß dieses fossile Flusspferd nicht bloß vom lebenden, sondern auch von den übrigen bisher bekannten fossilen Arten spezifisch abweicht. Sie haben mit großer Genauigkeit und Scharfsinn diese Unterschiede auseinander gesetzt, indem sie sich, in Ermangelung von Skeletten der lebenden Art, an Emiers bekannte Arbeiten in den Recherches sur les ossements fossiles hielten.

Diese fossile indische Art unterscheidet sich von allen andern Flusspferden gleich auf den ersten Anblick durch das Vorhandensein von 6 Vorderzähnen, während den übrigen nur 4 zukommen. Bei der lebenden afrikanischen Art sind bekanntlich diese Zähne im obern Kiefer etwas gekrümmt, im untern gerade vorwärts gestreckt, und die beiden mittlern bedeutend größer, als die andern. Bei der fossilen indischen Art sind diese großen Zähne durch kleinere, aber in größerer Anzahl ersetzt, indem, wie erwähnt, 6 derselben vorhanden sind. In der obern Kinnlade sind sie etwas niederwärts gekrümmt, in der untern vorwärts gestreckt; der Durchmesser dieser Zähne, welche Cylindern mit abgestumpften Enden sind, ist geringer in der obern, als in der untern Kinnlade, und die mittleren sind einigermaßen stärker als die seitlichen. Nebst den 6 Vorderzähnen hat unser fossiles Thier die obern Eckzähne auf dem Querdurchschnitt von einem nierenförmigen Umriß, währenddem der untere bienförmig ist. Die Backenzähne gleichen denen der lebenden Art und kommen auch in derselben Anzahl vor.

(Fortsetzung folgt).

\*) Der Verf. bemerkt, daß das Wort nicht Gavial, sondern Ghariál heiße.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. August.

Nro. 165.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1857.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin - 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Die angewandte Logik betrachtet das Denken einerseits in seiner Abhängigkeit und Verknüpfung mit allen übrigen intellectuellen und moralischen Thätigkeiten des Menschen, und nennet sich Schrankenlehre des Denkens unter psychologischen Einflüssen, wohl auch Didaktik und Astetik. Andererseits beachtet sie das Denken in seinem Verhältniß zu den verschiedenen Objecten des Wissens, demnach sich das Denken anderer Mittel, Wege, Methoden und sonstiger Hilfen bedient in der Arithmetik, anderer in der Geometrie, anderer in den übrigen Theilen der mathematischen Wissenschaften, anderer in der Naturbeschreibung und Naturerklärung, anderer endlich in den moralischen Wissenschaften, die aus innerer Erfahrung und Beobachtung stammen. Die Logik wird da Topik und Organon der besonderen Wissenschaften. Desgleichen, nachdem in der allg. Grammatik die reine vollkommene Sprache als Idee aufgestellt worden, so muß zur angewandten Grammatik fortgeschritten, und zunächst gleichsam die Schrankenlehre derselben erörtert werden, demnach die Sprache überhaupt vom Anfang an nicht sofort mit der Idee übereinstimmt, sondern sich, von verschiedenen Ausgangspuncten aus, durch mannichfaltige Windungen und Wendun-

gen erst zur Gleichheit und Ebenmäßigkeit mit der Idee entwickelt und nähert. Auf diesem Wege wird die Grammatik von den allgemeinen anthropologischen Bedingungen und Schranken zu den ethnologischen herabsteigen, die sowohl in den psychischen Anlagen und Entwicklungsstufen, als in dem physiologischen Bau der Menschenstämme und Rassen ihren Grund haben. — Ob sie das auf apriorischem Wege kann? — Wenn so, gut; — und gewiß, falls sie genug Reichthum an Erfahrung hat, und ihre Voraussetzungen und Differenzirungen jedesmal mit den Gliedern und Gelenken der Natur übereintreffen, wie es Plato will. Der eine Gesichtspunct kann und muß sie hier stets in die Richte leiten, daß sie mit den geschichtsmäßigen Erscheinungen im Ganzen und Großen übereintreffen soll. Hier dann hört das Geschäft der allg. Grammatik auf; unmittelbar an sie schließen aber an die speciellen Grammatiken, wie sie von ausgestorbenen und lebenden Sprachen aus Schrift und Red. sich ergeben. — Wie dem speculativen Physiker die Coincidenz seiner Speculationen mit den Naturerscheinungen als Zielpunct vorschwebt, so leitet den philosophirenden Grammatiker der Gesichtspunct zurecht, daß seine Entwicklungen und Voraussetzungen zusammentreffen sollen mit der Historie, so weit in dieser auch die Kunde der Sprachen und ihrer Entwicklungen enthalten und bewahrt ist. Soweit aber die Geschichte in die Kunde und zurücke reicht, finden wir zwar immer alle Erdtheile bevölkert, doch tritt nach ihrem Zeugniß ohne Widerrede Asien und kaum etwas später Europa,

als der wichtigste wie für die Kunde der Vorwelt überhaupt, so auch der Sprachen hervor. Und die Sprachen dieser beyden Erdtheile sind glücklicherweise bisher am bekanntesten und bestehen, ein Theil in mannichfachen Ausartungen und Vermengungen, ein anderer Theil durch einen mehr oder minder reichen Schatz alter Schriften und anderer Uebersetzung.

Eben sie scheiden sich ziemlich genau in 3 — 4 Hauptstämme, in den ostasiatischen oder sinesischen, in den hochasiatischen oder tatarischen, in den indoeuropäischen, und in den vorder- und westasiatischen, arabischen oder semitischen. Die afrikanischen und amerikanischen Sprachen sind zwar, wenigstens mehrere der letzteren, grammatisch bearbeitet, mir jedoch gänzlich unbekannt, bis auf dasjenige von ihnen, was sich in Adelung — Vaters *Mithridates* Th. III., in Prichard Bd. II. Buch 3, in Mouboddo (v. Ursprung und Fortgang der Sprache Bd. I.) und manchen Reisebeschreibungen darüber findet. Keine von ihnen allen besitzt eigene Litteratur; und so lehrhaft sie in mancher Rücksicht seyn mögen, mir scheinen sie doch nur ein pathologisches Interesse einzusflößen; und für den Arzt können krankhafte Gefäße und Knochen und widernatürliche Auswüchse anziehender als gesunde werden. Die amerikanischen Sprachen insbesondere verrathen in dem Princip der Einimpfung und Pflanzung eine Annäherung an den tatarischen Stamm. Hie und da möchte ich in der gänzlichen Verschiedenheit bald der Wurzeln, bald auch der Pflanzfreier, in ihrer Vermummung, durch welche die nächstgelegenen und in vielen Stücken offenkundig verwandten Idiome fast unkenntlich werden, Absichtlichkeit vermuthen; wie ja auch Gannerbänden aus willkürlich gewählten Wörtern einer Sprache ihr eigenes Nothwälsch sich zusammensetzen, und auch Schulkinder sich wohl die Sprache auf ihre Art zurechten; und dieß desto leichter, je kleiner der Kreis dessen ist, was sie sich vorstellen. Eben deshalb

mag es auch angehen, daß nach Chamisso's Reisebericht auf einigen Südsee-Inseln der jedesmalige Herrscher eine (wohl nur zum Theil in einzelnen Benennungen) neue Sprache gebietend einführt. Es bleiben zwar, auch abgesehen von den afrikanischen und amerikanischen Idiomen, auch in der alten Welt noch viele theils alte Sprachreste, theils neuere, die sich unter die oben genannten 4 Stämme noch nicht oder nur nothdürftig einfügen würden. Darüber sind erst mehrere Berichte und Aufklärungen zu erwarten; und wo keine Litteratur vorhanden, oder auch nur dürftige Bruchstücke, da wird wohl immer mehr Dunkelheit zurückbleiben, als bey den schriftsätzigen Sprachen, weil dort jeder geschichtliche Anhalt und Sicherheit fehlt, z. B. bey dem Baskischen, Wälischen und zum Theil selbst bey dem Finnischen. Doch gehören sie wohl alle zum indoeuropäischen Stamm, obgleich auch viele Aehnlichkeiten mit den tatarischen Sprachen hervortreten. Jene oben erwähnten vier Sprachstämme haben für den Sprachforscher den ersten Rang, wie die sie sprechenden Völker für den Geschichtsforscher; jene Sprachstämme sind jeder in mehreren Verzweigungen und Verzweigungen bekannt, und haben jeder eine bedeutende Litteratur; die jüngste darunter, die tatarische, zählt freylich, so viel man bis jetzt weiß, kaum so viele Jahrhunderte zurück, als die anderen Jahrtausende. Die Verschiedenheit und der Gegensatz der Zungen, sowohl in den Wurzeln als in Ableitung, Bau und Redefügung zeigt sich darin so groß und umfassend, daß es nicht schwer fallen könnte, alle übrigen diesen vieren bey und unterzuordnen, wenn an einer gezwungenen Tablatur etwas gelegen wäre. Die Völker der semitischen und der japhetischen oder indoeuropäischen, so wie der tatarischen Zunge gehören alle zu der sogenannten kauasischen Rasse; obwohl überall einige Mischungen dort mit der libyschen und Negerrasse, hier mit der Mongolischen und Malayischen zwischenlaufen. Alle Geschichte, alle ältere Ueberset-

ferung und Litteratur zeigt sich demnach auf die kaukasische Rasse eingeschränkt, und nur die Sinesen machen eine Ausnahme. Um von ferne der Ueberlieferung etwas näher zu kommen, könnte man sie Kainiten nennen, oder auch Chamiten. Diese mögen, in Asien zerstreut, in Afrika weit ausgebreitet und Homers *Αἰθίοπες* gewesen seyn,

*τοὶ δὶχθα δειδαίτατ, ἔσχατοι ἀνδρῶν,*

*οἱ μὲν δυσουίνου Περπίου, οἱ δ' ἀνιόρτος* —

deren einige Reste bis tief im Norden zur Wüste Schamo oder Gobi und in Dekkan hie und da bis heute sich erhalten haben sollen. (H. F. Link Die Umwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde Th. I. und II. Abschn. 5.) Durch strenge Absonderung einerseits, so wie durch längere oder kürzere theilweise Vermischung, durch weiteres Zuthun des Landes und der Luft u. s. w. könnten vielleicht die körperlichen und seelischen Eigenheiten gekeimt und wachsend sich fortgeerbt haben, die als Kennzeichen der Rassen angegeben werden. Doch auch nur über die Zahl und Merkmale dieser Rassen sind ja die Naturforscher selber noch nicht einig, wiewohl ihre äussersten Unterschiede stark in die Augen fallen, und dreye in der alten Welt schon den Griechen und Römern bekannt waren; die Aethiopen schon von den Zeiten Homers an; die mongolische aber allem Anscheine nach dem Herodot (IV. 19) und Hippokrates (*π. αερ. ἰδ. τοκ. c. 46. 47*) gewiß aber den späteren, (Ammian. 31, 2 u. a.)

Die Rassen, unbestimmt wie viele, und nur als extreme Varietäten genommen, unterscheiden sich durch sehr auffallende und hartnäckige Beschaffenheiten der Seele und des Leibes zumal. Den Körperbau in Beziehung auf die Rede, wie sie verlaublich, angesehen, so kommt es vornehmlich auf die Athmungs- Werkzeuge, auf Lunge, Brust, Kehle und Kopf an. Die Brust, gleichsam der Resonanzboden, wie im Bau der Geschlechter verschieden, macht auch zwischen der männlichen und weiblichen Stimme einen

wesentlichen Unterschied, nicht allein bey den Erwachsenen, sondern auch bey den Heranwachsenden, sobald nur die geschlechtliche Entwicklung beginnt; so daß, auch ohne Beyhülfe des Auges, nur allein vermittelt des Gehörs, männliche und weibliche Stimmen der jungen und alten in der Regel ohne Irrthum sich unterscheiden lassen. Eben so viel, wenn nicht sogar mehr als auf Brust, Kehlkopf, Stimmrihre, Stimmblätter und die ganze Luftröhre mag auf die Lautgebung Einfluß haben der Bau des Schädels und der Mundhöhle; eben dieser Schädelbau ist von den Physiologen bey der Bestimmung der Rassen ganz besonders in Betracht gezogen und mehr beachtet worden, als die erstgenannten Theile. Es läßt sich zum voraus leicht ermessen, daß nicht ohne bemerkbaren Einfluß auf die Verlaublichkeit seyn werden das Zurückweichen der Gehirnknochen und Hervorstehen der Kiefer und Schwärzunge, die vorstehenden Backenknochen (wodurch der innere Mundraum erweitert wird), ferner eine gestülpte, gepletschte oder anders geformte Nase, dann die verschiedene Größe und Stellung der Zähne, endlich wulstige Lippen, Mund, Zunge und Gaumen. (Vergl. Waters Mithridates Th. III. Abth. I. S. 292 — 293 über Gaumen und Zunge der Hottentotten); nichts zu sagen von mancherley Gewohnheiten z. B. den Kopf zu vierecken, in den durchstochenen Lippen Krochen zum Schmuck zu tragen u. a. d. A., was auch auf die Sprachorgane vielleicht wirken kann; auch nichts zu sagen von den Ohren, die in Folge der angehängten gewichtigen Zierrathen wohl auch gewisse Modifikationen des Tones und Lautes fordern mögen.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Bei einer Vergleichung der Schädel der fossilen mit der afrikanischen Species ergibt sich gleich eine auffallende Verschiedenheit in der Lage der Augenhöhle, indem diese bei jener weiter nach vorn gerückt und dadurch der ganze Umriss des Kopfs verändert ist. Es verhält sich nämlich die Länge von den Gelenkfortsätzen des Hinterhauptbeins bis zum vordern Orbitalkande zu der Länge von da bis an die Schnauze in der lebenden Art = 9: 15 und in der fossilen = 9: 15½. Aus der sehr detaillirten Vergleichung der Verff. heben wir nur noch aus, daß die obere Schädelfläche der fossilen Art, anstatt in einer flachen, etwas ausgehöhlten Linie, wie bei dem lebenden Flusspferde zu verlaufen, zwischen den Augenhöhlen beträchtlich niedergedrückt ist, wodurch die oberen Mäuler der letztern verhältnismäßig erhöht sind: Die Breite des Hinterhauptbeins verhält sich zu seiner Höhe, in der lebenden Art = 2: 1, in der fossilen indischen = 3: 2.

An der Unterkinnlade ist der Hauptunterschied in der Form des Astes wahrzunehmen, dessen großer herabsteigender Fortsatz mehr entwickelt ist. Dieser sonderbare, der Gattung eigenthümliche, vom Winkel herabsteigende Anhang ist hier minder schwächlich zulau fend und massiver als bei der lebenden Art; der hintere Rand ist mehr rund und der vordere, welcher an dieser gekümmert und vorwärts gerichtet ist, ist bei der fossilen gerade und ohne weitere Auszeichnung. Der Kronenfortsatz ist nicht so stark vorwärts gerichtet. Der Raum zwischen den Eck- und Backenzähnen ist hier, wie in der oberen Kinnlade, mehr verkürzt.

Die fossile indische Art ist aber auch verschieden von der fossilen europäischen, wie sie Cuvier nach dem Exemplare in der Sammlung des Großherzogs von Toskana beschrieben hat. Die Haupt-Differenzen sprechen

sich am besten durch Vergleichung der Dimensions-Verhältnisse aus. Die Länge der Scheitelgegend ist bei der fossilen europäischen Art noch geringer, als selbst bei der lebenden. Die Auszeichnung der Eck- und Vorderzähne, nach Anzahl und Form, ist dem Hippopotamus sivalensis eigenthümlich. Am Unterkiefer gleicht der Raum zwischen den beiden Ästen, und der innere Winkel, der von ihnen gebildet wird, nicht der Florentiner Art, sondern nähert sich mehr dem des lebenden Thieres; der absteigende Fortsatz differirt, wie vorher angegeben.

Auch das von Buckland in den Reliquis diluv. beschriebene fossile Flusspferd von Lancashire unterscheidet sich durch 4 Schneidezähne und andere Merkmale.

Folgendes sind die hauptsächlichsten Dimensions-Verhältnisse:

|                                                                                                            | Lebende Art. | Fossile europ. | Fossile indische. |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------|----------------|-------------------|
| Länge von den Gelenkfortsätzen des Hinterhauptbeins bis zum mittlern Vorderzahn . . .                      |              |                | 22,6"             |
| Länge v. obern Rand einer Augenhöhle zur andern . . .                                                      | 9,85"        | 11,85"         | 12,4              |
| Weite zwischen den Jochbögen — : der innern Seite des Jochbogens und der Oberfläche des Hirnschädels . . . | 15,75        | 17,7           | 14,4              |
| Höhe des Schädels v. Hinterhauptloch bis zur Hinterhauptsläute . . . . .                                   | 5,5          | 7,5            | 6,8               |
| Weite zwischen den untern Winkeln der Hinterhauptsläute . . .                                              | 11,0         | 12,8           | 9,7               |
| Länge der Backenzahn-Linie . . .                                                                           | 10,25        | 11,85          | 9,48              |
| Entfernung zwischen dem Fache des ersten Backenzahns und des Eckzahns . . . . .                            | 4,3          | 6,7            | 1,4               |
| Entfernung von der Höhe der Hinterhauptsläute bis zum mittlern Vorderzahn . . .                            | 25,2         | 29,9           | 23,15             |
| — zwischen dem ersten oder hinfälligen Backenzahn u. den mittlern Vorderzähnen . . .                       | 6,8          | 8,5            | 5,8               |

(Fortsetzung folgt).



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. August.

Nro. 166.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Demnach mag es nicht überraschen, daß hier diese, dort jene Buchstabenklasse gänzlich oder theilweise fehlet, z. B. die Lippenbuchstaben, von denen man erwarten möchte, daß sie sich in allen Sprachen finden werden, weil die Fertigkeit, sie hervorzubringen, schon der Säugling an der Mutterbrust zu erwerben scheint. Und wie viele Laute fehlen nur gleich unserer hochdeutschen Sprache, wenn man sie auch nur mit unseren Mundarten, und vollends wenn mit den nächstgelegenen europäischen und dann den entfernteren vergleicht. Die Mundarten unterscheiden meistentheils, z. B. die bayerische und schwäbische, ein zweifaches a, ein dreifaches e (in heben, geben, sehen, gehen etc.), ein zweifaches ei und au u. s. w. Wie viele Laute endlich gibt es, z. B. das Schnalzen und Schnackeln der Hottentotten, die durch die Buchstaben keines Alphabets ausgedrückt werden können. Um hier gleich Einiges über Laut und Schrift zu bemerken, so bestehen zwar alle Sprachen aus Vokalen und Consonanten, wir zählen jener fünf, das Sanskrit aber zwey mehr, einen Vokal l und r, die wir nicht haben; jeder kann weiter lang oder kurz seyn; sie vervielfältigen sich sehr nicht allein durch den Umlaut, sondern dadurch, daß sie spitz oder dumpf,

offen oder dunkel etc. hervorgestoßen werden, z. B. in der bayerischen Mundart Aff, haben, die Gärte; der Stadel, in der Mehrzahl die Stadel u. d. gl. Noch mehr aber, wenn sie aus zweyen und dreyen zu einem Zwiellaut oder Diphthong verschmelzen, wie im Deutschen und Italienischen, z. B. figliuolo u. a. m. Es ist nicht schwer von jedem beliebigen Laut zu allen Elementen des reichsten Alphabets hinüber zu leiten, z. B. vom reinsten Vokal a aus durch das Schwa oder den spiritus lenis zum asper oder h und ch, g, gh, k, kh, oder auch vom i theils zu e theils zu Jod, und durch j zu g, das wie das arabische ġ (gain) sich dem r nähern kann. Vom a zu u führen fast unmerkliche Stufen, u aber vor Vokalen wird leicht w und b, t, p. u. s. f.

Legen wir hier das griechische und lateinische Alphabet zum Grund: die Vokale alle lauten an mit dem Schwa, dem spiritus lenis oder asper, welche beyde der Griechen in der Schrift bezeichnet, der Römer aber nur den asper mit h; dieser geht eben dem Römer häufig in den Säuseler über, wie in hē, sex, ἔρω, serpo etc. Im Russischen haben im Anlaut, seltener im Inlaut die Vokale a, e, u gerne den Vorschlag j; daher hat das russische Alphabet eigene einfache Buchstaben für diese Vokale ja, je, ju, neben dem a, e, u und i. Die Vokale lauten aus entweder rein, oder mit der Nunnation, die mehr oder minder genäseln seyn kann, im Sinesischen scheint es, sehr nasal, in dem arabischen Casuszeichen aber gar nicht (nach Stryda Inst. Gr. ar. §. 2, S. 4.) Oder

mit dem Hauch (im Arabischen Elif *h*, im Sanskrit *visarga*, der aus einem Sauseler entsteht, und unter Umständen wiederum zu ihm werden kann. Hieher gehört auch, daß die ältere lateinische Sprache das endigende *s* vor Consonanten abstieß: *certissimu' nuntiu' mortis* u. dgl. vergl. Cic. Orator c. 48). Wie im Lateinischen *i* zu *j* und *u* zu *v* wird, so werden auch im Sanskrit die Vokale *l* und *r* — (auch im Böhmischen sind sie Vokale, nur daß nicht zweyerley Buchstaben für sie da sind) — nach Umständen zu Consonanten, und heißen daher mit Recht Halbvokale. Vergl. Schmeiler die Mundarten Bayerns S. 107 flg. Aber auch die Grund-Consonanten können theils gehaucht, aspirirt werden (wie im Sanskrit *h*, *lh*, *p*, *ph*; im Griechischen *π* und *φ*, *κ* und *χ*), theils erweicht, wie im Böhmischen, theils durch den Hauch zu den Sauselern hingeführt werden, wie im Griechischen *τ* zu *δ* und *θ*, welches zu *s* wird; und im Arabischen *د* (*dal*) zu *ذ* (*zal* oder *ḍal*) und *ح* (*ha*) zu *ح* und rückwärts *ج* zu *ج*. Die *T* Laute haben sich im Sanskrit in zwey Reihen gespalten, in die *cerebrales* oder *linguales*, und in die *dentales*; hiezu zeigt sich im Semitischen nur ein Ausfah in dem Unterschied des *د* und *ح*. Die *T* Laute neigen vorzugsweise zu den Sauselern und Zischern; daher unser *c* und *z*. Ueberhaupt scheint jeder Vokal, außer der näheren oder ferneren Verwandtschaft unter seinesgleichen, eine geheime Vorliebe zu diesen oder jenen Consonanten zu haben; und umgekehrt, jedem Consonanten über seine nächste Verwandtschaft hinaus, eine Neigung zu gewissen Consonanten einer anderen Reihe, je nach Umständen, beizuwohnen.

Ueber dieß und ähnliches läßt sich nach keiner Seite hin zum voraus etwas bestimmtes sagen; das Besondere und Eigenthümliche hängt deßfalls ab von der Articulations-Anlage, von Übung und Gewohnheit; und diese sind bedingt durch den frü-

her erwähnten Bau der Mundtheile und übrigen Stimmwerkzeuge. Nach Stämmen und Nationen differirt daher die Vorliebe zu diesen oder jenen Lauten und Lautverbindungen sowohl im An- als im In- und Auslaut; nach Stämmen und deren Zungen differiren auch die Lautübergänge, wie die indoeuropäischen Sprachen, und innerhalb dieses Kreises das Sanskrit verglichen mit den von ihm abstammenden, desgleichen das Latein gegen die neueren romanischen, und das Germanische in allen seinen Sprößlingen beweisen. Dasselbige gilt vom semitischen und türkischen Sprachkreis. All das hat jedoch auf die Sprache, wiefern sie des Geistes Diensthote ist, keinen unmittelbaren Einfluß; — es müßte alle Articulation, wodurch es immer sey, gar zu sehr zerquetscht werden, so daß viele Homonymen und andere Verschlingungen und Abschwächungen der Begriffe und Gedanken entstanden. Keine Rasse, kein Stamm hat alle möglichen Laute und Lautverbindungen sich zugeeignet; von der schwer zu bestimmenden Anzahl der möglichen Combinationen der einfachen und zusammengesetzten Vokale und Consonanten in An- In- und Auslaut zu Sylben, wählt sich jeder Stamm nach seiner Neigung und nach seinem Bedarf, und wo die gestreffene Auswahl nicht ausreicht, da hilft nach, wie im Sinesischen, die verschiedene Betonung. So gar läßt manchmal die Sprache von den früher beliebten Combinationen manche späterhin fallen, z. B. die deutsche *Wr* (in *Wrasen*, jetzt *Wasen* und *Nasen*), die griechische *πτ* in *πόλις*, *πόλεμος*, wovon sich späterhin nur *πολεμαῖος* erhalten; so *μν* nur in *μνάομαι* und seinen Sprößlingen, aus dem sanskrit. *manas*; während hier kein *mn* im Auslaut erscheint, zeigt sich im Griechischen keine Spur von dem freylich auch im Sanskrit seltenen Auslaut *ml*.

Aus all dem, was bisher über Lautlehre nur berührt worden, glaube ich schließen zu dürfen, erstens, daß es unstatthaft ist, anzunehmen, es gebe

Urlaute, welche, wie Fulda mit spitzfindigen Scharfsinn wollte (bey Steeb Versuch u. d. Menschen nach den vorzüglichsten Anlagen in seiner Natur ic. im 3ten Th.) die Natur erzeugt und deren Begriffe mit den Organen eine wesentliche Verbindung haben (sollen), z. B. K, das hohl aus Kehle und Gaumen komme, bedente Hohles, Dicke, Ab- und Einschnitt, Vergung, Finsterniß und Kühle, Klang u. s. w. Davon weiterhin mehr. Zweitens, daß es keine natürliche Sprache gebe, wenn unter dieser eine solche verstanden wird, in welcher die Laute durch ihre angemessene Verwendung so zur fast unmittelbaren Erkenntniß der Dinge beitragen sollen, wie in der Malerey die an sich keiner Figur gleichen Farben mit der Tafel, worauf, und mit dem Pinsel, Oel und Wasser, wodurch sie aufgetragen werden, zur ähnlichsten Gestaltung, zum Porträt sich hergeben. Natürliche Sprache möchte eher die heißen, wenn es eine solche gäbe, die sympathetisch wirkte, etwa wie der Empfindungslaut, wie die Musik; allein jener wirkt sympathetisch doch nur als unarticulirt, im Seufzer, Geächz u. s. w.; sobald er articulirt wird, so wird er allgemeines Zeichen, und wie die Musik conventionell im Seufzen, Jauchzen u. a. Die Articulation und Lautlehre ist hienach wohl physiologisch bedingt, zum Gedanken aber sehe ich nicht, daß sie ein anderes als sehr untergeordnetes und größtentheils willkürliches Verhältniß habe, worüber jedoch erst späterhin etwas mehr gesagt werden soll. Das große Gewicht, das man jeziger Zeit auf die Lautlehre legt, scheint mir auf übertrieben materialistischen Grundsätzen zu ruhen; — *animi imperio, corporis servitio magis utimur. Alternun nobis cum dis, alterum cum beluis commune est. — Ita utrumque per se indigens, alterum alterius auxilio eget.* Zwar verräth der Ton und Schall aller Dinge immer etwas von ihrer innern Natur, aber doch nur etwas, mögen sie nur tönen, oder, einige wenigere, auch schreyen und singen; nur der

Mensch spricht in articulirten bedeutsamen Tönen sein ganzes inneres Wesen und Leben aus.

Worin die Articulation, desgleichen worin jeder einzelne Laut bestehe, das kann man, so wenig als die Farbe dem Blinden, Niemanden beschreiben und definiren; jeder muß es durch Versuch und Experiment an sich selbst finden; so sind nach Kautz Bemerkung der linke und rechte Arm vollkommen gleich gebaut, nur daß die Ader, Muskeln und Fasern gerade die entgegengesetzte Lage haben, die nur durch die Anschauung gefaßt werden kann. Was aber im Gesang die Modulation, daselbe ist in der Sprache die Articulation; der Gesang aber ist Brustton; die Sprache aber ist Mundton; oder nur in der Sprache läßt sich zischeln, wispern, flüstern und raunen, weil die Mundtheile das Meiste thun, den sachte ausgehenden Luftstrom zu brechen und zu biegen; dagegen der Brustton kann nur tönen im Durchgang durch die Kehle, er kann nur hell lauten, langgezogen oder kurz abgestoßen, hoch oder tief; er kann wohl auch voller oder leiser tönen, nie jedoch Geflüster und Geraune werden. Kein Thier hat so bewegliche Mundtheile, wie der Mensch an Zunge, Wangen, Mundöffnung; die Mundtheile der Thiere sind dagegen fest und mehr oder minder starr; so der Schnabel der Vögel; von diesen haben diejenigen, die pfeifen und etwas sprechen lernen, einen hohlen Schnabel und eine freyere Zunge. Auch der Mensch, wenn er pfeift oder schwegelt, muß er den Mund runden, wölben und festigen, und so den schwächeren oder stärkeren Luftstrom modulirend ausstoßen.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Außer der bisher beschriebenen Art, welcher die Verff. den Namen *Hippopotamus sivalensis* belegen, unterscheiden sie noch eine andere kleinere nach 2 Fragmenten. Das eine derselben ist ein Unterkiefer, mit 5 Backenzähnen, von denen einer der Hintern vollständig und der letzte falsche Backenzahn hinlänglich markirt sind, um das Alter des Thieres zu bestimmen; dieses war schon erwachsen. Der erste und zweite vorgerückte Cylinder des hintern Backenzahns waren abgerieben und der dritte oder hintere im Keinzustande, aber vollständig aus dem Fache heraus. Die Form dieses Zahnes unterscheidet sich von der des großen Flusspferdes durch die Abwesenheit des Kleeblattes, die Kronen von jedem Hügelpaare haben auswärts eine halbmondförmige Gestalt, ähnlich wie bey den Wiederkäufern, die Kaufläche nach außen geneigt, sehr ähnlich der Beschreibung, welche Cuvier vom *Hippopotamus minutus* gegeben hat. Die Form dieses Unterkiefers ist eigenthümlich durch Schlankheit und Ungleichheit in der Höhe, während sie bey dem großen Flusspferde gerade und massiv ist.

Das andere Fragment ist ein sehr beschädigter Schädel, der nur noch eine Reihe Backenzähne enthält. Diese besteht in drei Hintern permanenten und in dem letzten falschen Backenzahn, welcher letztere die schon beschriebene, halbmondförmige Figur zeigt. Die andern Backenzähne sind sehr abgerieben, auffallend breit im Verhältniß zu ihren Dimensionen von vorn nach hinten und haben eine schiefe Mahlfäche, wie sie in dem andern Fragment beschrieben worden. Die große Differenz in der Breite der Mahlfäche in der oberen und untern Kinnlade, wie sie bey dem Nashorne vorkommt, würde, wenn beyde Fragmente einem Kleinern Flusspferde von derselben Art angehörten, eine Species mit ziemlich ungewöhnlichen Eigenthümlichkeiten constituirten. Die Verff. schlagen für sie den Namen *Hippopotamus dissimilis* vor. Ueber die Zahl der Vorderzähne konnten ihre Exemplare keinen Aufschluß geben.

Nach der Anzahl der Vorderzähne wollen nun die Verff. die sämtlichen Arten von Flusspferden unter folgende 2 Untergattungen vertheilen:

Genus *Hippopotamus*.

I. Subgenus. *Hexaprotodon*.

1. Species. *H. sivalensis*.
2. „ *H. dissimilis*. NB, ob zu dieser, oder zur andern Untergattung.

II. Subgenus. *Tetraprotodon*.

1. Species *H. amphibius*.
2. „ *H. antiquus* Cuv.
3. „ *H. minor* „
4. „ *H. medius* „
5. „ *H. minimus* „

Von *H. sivalensis* wird folgende Diagnose aufgestellt: *H. dentibus primoribus utrinque sex subaequalibus; Ianiariis difformibus: superioribus nempe quoad sectionem transversalem reniformibus, inferioribus pyriformibus; cranio elongato; oculo ad medium caput fere attingente; facie ad latera valde sinuata.*

Außer Schädeln und Kiefern von dem *H. sivalensis* ist noch eine große Anzahl von Knochen des übrigen Skelets vorhanden, welche die Verff. jedoch aus Mangel an einem Skelet von der lebenden Art, zur Zeit nicht weiter verglichen haben.

4. Specimens of the Hippopotamus and other Fossil Genera of the Sub-Himalayas in the Dádúpur Collection. By Lieutenant H. M. Durand, Engineers. (S. 54 — 59 mit 2 Tafeln).

Die vorhergehende Abhandlung von Falconer und Cautley, so detaillirt und umfänglich sie auch ausgearbeitet ist, entbehrt doch, zum Schaden größerer Deutlichkeit, der Abbildungen. Diesem Uebelstande wird nun durch gegenwärtige Abhandlung Durand's zum großen Theile abgeholfen, indem seine zwei Kupfertafeln hauptsächlich der Darstellung des Schädels von demselben Flusspferde, das wir vorher unter dem Namen *Hippopotamus sivalensis* kennen lernten, gewidmet sind. Der Text ist übrigens dürftig, ohne weitere Vergleichen und Bestimmungen.

Die größte Anzahl der hier erwähnten Ueberreste stammt aus den tertiären Hügeln zwischen dem Jamna und Pinjor her, wo sie gewöhnlich in einem Kalksandsteine vorkommen; eine Ausnahme findet sich bey Dudgeh, wo Säugethiere und Reptilien zugleich mit Conchylien in einem rothen Mergel enthalten sind.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. August.

Nro. 167.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Der Gesang steht zwischen dem unarticulirten Laut, dem Schrey und der Rede des Menschen in der Mitte, und ist auch bey den Vögeln, die gellen und schlagen, Ausdruck der gegenwärtigen Empfindung, des bestimmten Daseynsmomentes; siehe Amusement Philosophique sur le langage des Bêtes. Paris 1739.

Das Schwegeln, desgleichen der reine Gesang bey Menschen und Vögeln enthält eigentlich weder Vocale noch Consonanten; Annäherungen zu beyden lassen sich hören bey denjenigen, die einen einförmigeren Schlag haben, dergleichen der Wachtelschlag ist; und so schallt im Ruf des Kufks etwas diesem Namen ähnliches, und im Gefräch; des Raben etwas wie grrä. Der Schrey und Schall der Vierfüßler, des Kindes, Schafes, Hundes, Pferdes u. nähert sich mehr und mehr dem materiellen und individualisirenden Consonantismus; ihn aber rein hervorzubringen, dazu sind ihre Zungen, Gaumen, Lippen u. nicht beweglich genug, und ihre Töne sind meistens Kopf- oder Cerebraltöne.

Der Vogelsang gellt in fast unmerklichen Abständen — *diéces* — rascher oder gezogener meist in höchster Höhe, wie bey der Nachtigall; der Ge-

sang, und ihm nach, alle Instrumentalmusik, ist Manifestator des Gefühls; die Sprache dagegen ist Aeußerung des vorstellenden Bewußtseyns, des Denkens und Begreifens. Die Musik, und namentlich der Gesang strebt, um seiner Erklärung und Erhellung willen, zu dem Worte hin. Die Sprache führt an und für sich Bedeutsamkeit, Unterschiedenheit in ungetrennter Verknüpfung mit sich; sie hat daher das Musikalische nur als untergeordnetes Element in ihrem Dienst, zunächst als Betonung; sie strebt aber Musik und Gesang zu werden auf einer höhern Potenz, vornehmlich wenn sie das bewußthafte Gefühl anspricht, und überhaupt die innere Welt verklärt und in ihrer Harmonie gefaßt herausstellt; in der künstlerischen Prosa und Poesie daher behält sich die Rede das Musikalische vor, den Numerus, die Rhythmik und Metrik, bis zu ihrer Conjunction und Vereinigung mit der Musik. Gesezt auch, daß der Mensch in der Kindheit seines Geschlechtes gleichsam singend gesprochen, was Monboddo bey Steeb a. a. O. vermuthet zu haben scheint, so ist dieser Anfang von jenem Ende, der rhythmischen und metrischen musikalischen Rede, doch himmelweit verschieden. Aber jener Anfang ist an sich im höchsten Grad zweifelhaft, in keinem Fall aber Anfang der Stammsprachen, die durch die Menschenrassen durchgehend jezo noch herrschen oder einmal geherrscht haben. In all diesen herrscht die allgemeine Vorstellung, der Begriff; nur erst mit diesem entstand die Sprache überhaupt; und mit der Unterschiedenheit des Vorstellens überhaupt auch die Verschiedenheit der Sprachen.

Jede Sprache birgt einen eigenthümlichen Geist, jede verräth, versteckter oder offener, eine besondere Auffassungs- und Denkweise; und diese läßt sich geschichtlich eben nur in den Sprachen aufsuchen und entwickeln.

Ueberaus mannichfaltig aber und bis zum Gegenatz und Widersreit auseinanderlaufend, wie die Sprachen vorliegen, sieht man wohl, daß ohne Beyhülfe der Vermuthung und Speculation es kaum angehen wird, jene spracheneuzigende Grundstimmung, jenen sprachbildenden Grundton des Geistes aufzusuchen und zu bestimmen; denn dieser Grundton kann möglicherweise in Folge veränderter Stimmung, die nach der einen Seite hin dauernde Bestimmung, Mißstimmung, werden mag, vielfach aus- und abweichen, ohne daß er sich vielleicht je wieder in Consonanz und Harmonie auflöse. Dieß darf man schon nach dem vermuthen, was die Völkerkunde uns lehrt, welcher zufolge wir in jeder Menschenrasse zwar einige vorgeschrittene, in jeder aber auch mehrere hinabgesunkene und wilde Geschlechter und Stämme finden; und dieß erprobt sich eben auch an den Sprachen. Wilde Geschlechter und Stämme zeigen uns sicherlich nicht den Urstand unseres ganzen Geschlechtes; der Naturmensch ist sicherlich weder verwildert gewesen, noch viel weniger Thier; gewiß war er eben Mensch, in der Anlage.

Von seiner Anlage aus konnte und durfte der Mensch nicht sofort sinken, wenn er nicht verkommen und untergehen sollte; er mußte demnach zunächst vorschreiten zur Entwicklung seiner Anlage. Was aber in ihm lag, sowohl geistlich, als leiblich? das scheint freylich schwer zu bestimmen und zu bezeichnen; es genügt aber auch das Allgemeine: Fähigkeit zu Vernunft und Rede, zu *ratio* et *oratio* — mit einem Wort: zum *λόγος*.

Möglich daß, bevor die Fähigkeit [zu einiger Fertigkeit erwuchs, der Mensch noch fester als nachmals gleichsam an der Nabelschnur der Natur hing, und in der erhaltenden und bewahrenden Ueberein-

stimmung mit ihr durch Instincte, Triebe und Ahnungen festgehalten wurde, die in dem Grade sich verdunkelten und erloschen, als die Reflexion und Besinnung stärker und freyer ward, durch die sie ersetzt werden sollen; möglich auch, daß auch dann noch bey diesem Uebergang ihn eine Zeitlang eine ungehörtere Empfindsamkeit für die geheimen Kräfte und fördernden Einflüsse an der Brust der Natur hielt, bis er sich stark genug fühlte und vermeynte, auf eigenen Füßen stehen, selbst gehen, und sich zu seinem Wohle und nach seinem Willen leiten zu können. Aber abgesehen von diesen und ähnlichen Möglichkeiten zwingt alles, anzunehmen, daß der Mensch nicht mit Stupidität begonnen haben könne. Wohl aber mag er mit Verwunderung und Staunen (*admiratio*) ins Leben erwacht und allgemach zu sich selbst gekommen seyn; Verwunderung und Staunen mag der Affect gewesen seyn, der ihn zur Vorstellung und Besinnung brachte, wie er ihn später trieb nach den Gründen zu forschen und zu philosophiren. Plato Theaet. §. 32. p. 155; Olympiodor zum 1. Alf. S. 24. Arist. Metaph. I. 2. med. Fabricius zu Sextus Emp. IX. 24. pag. 554. die Ausll. zu Cic. N. D. I. 1. Hippocrates, π. διατ. I. 17. pag. 159. πολλοὶ ζωυμιάζουσι, ὀλίγοι δὲ γινώσκουσιν. Dazu vergleiche man Lucret. V. 85 (oder VI. 58 fgg.). Hor. Ep. I. 6 pr. Plut. Symp. V, 7. 1. u. de recta aud. rat. p. 44 B. u. das. Wyttenbachs Anm. S. 381. 382. Das Thier und der verwilderte Mensch haben nur den Sinn der Gegenwart, nicht den der Vergangenheit noch Zukunft (Cic. de Off. I 4, 11), sie kennen nur Schrecken und Furcht oder sind auch gegen diese unempfindlich und leben vom Strom des Wechsels fortgerissen. Verwunderung aber und Staunen fixiren den Sinn, sie fixiren in ihm die Erscheinung, und indem sie ihn anfangs dieser unterwerfen, erheben sie ihn über dieselbe und befreyen ihn; die Verwunderung und das Staunen stauen und hemmen den Strom der

Eindrücke, den Fluß der Schemen, welche die Dinge in seinen Sinn werfen, und halten sie fest zur Betrachtung, Ueberlegung und Besinnung, \*) zur Platonischen ἀνάμνησις, Erinnerung, die hier wohl mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt, als das Aristotelische γραμματεῖον, ἐν ᾧ μυδὲν ὑπάρχει ἐντελεχεία γεγραμμένον π. ψ. III. c. 4. §. 11. cf. Plat. Theaet. p. 191 u. 195. Freylich wo dieser höhere Sinn von Geburt aus fehlte, oder durch was immer für Verschuldung verloren gegangen ist, da scheint er der Natur, so wie der Kunst und Beyhülfe Anderer unerseßlich; und schon für den Verlust der äußern Sinne durch Krankheiten u. dgl. leistet die Natur nur selten einigen Ersatz durch Verfeinerung eines der andern; s. H. Reimarus Ueber die Gründe der menschlichen Erkenntniß S. 75 Note; für jenen höheren Sinn aber kann sie keinen Ersatz geben. Aber zum Glück fehlt er von Geburt aus fast nie; im naturgemäßen Zustand ist der Mensch lauterer Empfänglichkeit für die Auffassung der Natur, ihrer Erscheinungen und Beziehungen zu dem Wunder seines und alles Daseyns um ihn her und über ihm; hiezu ist er leiblich wie geistlich eingerichtet und organisiert; und hienit ist ihm wie durch eine vorherbestimmte Harmonie verknüpft die Möglichkeit und Nothwendigkeit, dasjenige, was ihn erstaut und anhält, was er verwundert festhält, zu verlaublichen, sey es auch vorerst nur durch den Schrey der Verwunderung. Jeder Affect entlockt dem Menschen einen Laut und Schrey; und selber der cultivirte Mensch spricht wohl mit sich selbst und hält Monologen, auf daß das in seinem Inneren aufgerührte ihm empfindlich werde, daß das Verwirrte sich sondere, gliedere und klarstelle. Sind da schon Affect, Leidenschaft, und Ausruf gleichzeitig und verhalten sich wie Inneres

\*) Zu den Zeichen des achtzehnten Jahrhunderts rechnet Montesquieu die Abnahme dieser Artlage. „On ne saurait croire jusqu'ou a été dans ce siècle la décadence de l'admiration.“ Pensées diverses.

und Aeußeres, so gilt dieß eben so sehr, wenn nicht in höherem Grade von Vernunft und Sprache. Der Schrey und Ausruf aber wird Laut und Sprache mit dem Erwachen des Geistes; die Lautgelenkung, die Articulation fällt zusammen mit der Wahrnehmungsgliederung; die eine ist ohne die andere nicht möglich; sie halten gleichen Schritt vom Anfang bis zum Ende, wie sich an Neugeborenen von den ersten Monaten an bemerken läßt; sie schreyen nicht bloß, wenn es ihnen unbehaglich ist; sie gurren auch, wenn sie behaglich daliegen, immer mehr und mehr der Articulation sich annähernd, sie gurren und maulwerken noch mehr, wenn sie angesprochen werden, und sympathetisch machen sie Bewegungen des Mundes nach, und in dem Maß mehr und mehr, als sich die Bilder fixiren und scheiden. Die Gleichzeitigkeit aber enthält hier das Verhältniß, wie Sonnenaufgang und Tageshelle; obzwar beyde in einem und demselben Momente erfolgen, ist gleichwohl das eine Ursache, das andere Wirkung; die Vorstellkraft, das Denken, der Geist ist Ursache und Urheber der Lautgelenkung oder Articulation. Diese und die gesammte Materiatur der Sprache, soweit sie vom Anfang herein bestimmt werden kann, ist demnach bedingt und abhängig, vom Geist, von der Seele; und in diesem muß meines Bedünkens wie der Ursprung der Sprache im Allgemeinen, so insbesondere auch der Ursprung der Verschiedenheit der Sprachen, nicht zwar eben ihrer Leiblichkeit nach, wohl aber in ihrem Bau und ihrer Beseelung gesucht werden; eine Verschiedenheit die in ihrer Rück- und Wechselwirkung auf den Geist selbst und seine Entwicklung unberechenbare Folgen gehabt hat und über den Bildungsgang des Menschengeschlechtes die schönsten Aufschlüsse giebt, wie sie Humboldt in dem vorliegenden Werk scharfsinnig und geistreich vorgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Außer den Ueberresten vom Flusspferd stellt der Verfasser am Schlusse noch einige andere dar. Von dem Fig. 2 a, 2 b, 2 d, Pl. V. und Fig. 6. Pl. IV. sagt er, daß sie von einem in seiner Art bisher einzigen Exemplare genommen seyen. „Es ist ein Kieferfragment von irgend einem Pachydermen, unterscheidet sich aber wesentlich von allen, mit denen es verglichen wurde.“ Nach der Ansicht der Figuren würde man diese Zähne für annähernd an die der Mastodons halten; in einer Anmerkung der Redaktion aber wird gesagt, daß Falconer diese Zeichnung nicht für ganz genau erklärt, und daß die Originale einen von ihm und Cautley ebenfalls gefundenen, bisher unbekanntem Dickhäuter angehörten, dem sie den Namen Choerotherium belegten. Auch sind noch Fragmente von *Sus sivalensis* Falc., *Sivaltherium* und dem früher erwähnten fossilen Krokodil abgebildet.

5. Note on the Fossil Camel of the Sivalik Hills. By Hugh Falconer and Captain Cautley (S. 115 — 134 mit 2 Taf.)

Uebermals eine sehr gründliche Arbeit von den zwey schon mehrmals genannten ehrenwerthen Verfassern, und zwar über eine Gattung, von der bisher fossile Ueberreste mit Sicherheit nicht bekannt waren, da die von Bojannus unter dem Namen *Merycotherium* beschriebenen Kamelzähne nicht mit Bestimmtheit als fossil nachzuweisen sind, und ein Schenkelsfragment nach einer Zeichnung von Cuvier nicht mit voller Gewißheit dieser Gattung zuerkannt worden ist. Und wenn auch diese wenigen Stücke ächt wären, so würden wir an ihnen doch sehr wenig Aufschlüsse über die Beschaffenheit der vorfindlichen Kameele gewonnen haben.

Unter den fossilen Kameelknochen, welche die Verf. aufgefunden haben, unterscheiden sie zwey Arten, von

denen sie die größere, welche dem auch in Indien einheimischen Dromedar nahe steht, *Camelus sivalensis*, die andere kleinere, welche mehr dem Lama verwandt zu seyn scheint, *Camelus antiquus* nennen. In gegenwärtiger Abhandlung ist nur von der ersteren Art die Rede.

Obgleich keine ganzen Schädel aufgefunden wurden, so sind doch hinlänglich Fragmente desselben vorhanden, nur seine Gestalt kennen zu lernen. Aus der Vergleichung ergibt sich, daß die Form des Schädels, die Richtung der Nähte, und die Zahl und Beschaffenheit der Zähne sehr ähnlich der noch existirenden, einhöckerigen Art sind. Auffallend ist bey der fossilen Art die größere Weite zwischen den aufsteigenden Aesten des Unterkiefers, wodurch gleichfalls eine entsprechende größere Weite des Schädels als bey dem lebendigen Kameel bedingt ist. Auch hat der aufsteigende Ast bey der fossilen Art mehr Aehnlichkeit mit dem des Ochsen, als des Kameels. Bey letzterem nämlich entspringt der aufsteigende Ast fast unter einem rechten Winkel, hat eine beträchtliche Breite und sein Kronfortsatz ist kurz, gerade und massiv. Wenn fossilen Kameel ist der aufsteigende Ast so schief als bey dem Ochsen; seine Breite ist nicht ungewöhnlich und sein Kronfortsatz ist lang, etwas rückwärts gekümmert und schwächig. Außer diesen Differenzen findet man auch noch an dem Condylus der fossilen Art einen größeren Querdurchmesser, seine Verhältnisse sind viel schlancker und die Depression an seinem obern Rande tiefer.

Von dem übrigen Knochengerüste, zumal von den vordern Gliedmassen, sind ebenfalls mehrere Fragmente gesammelt worden, die keine erhebliche Verschiedenheit von der lebenden Art wahrnehmen lassen.

Aus der vorstehenden Darstellung ergibt es sich, daß wir das *Camelus sivalensis* als eine eigenthümliche, von dem Dromedar verschiedene Art betrachten dürfen. Die Verf. bedauern, daß sie ihre Vergleichen nicht auf *Camelus bactrianus* ausdehnen konnten; indeß glaubt Ref. nicht, daß sie hiedurch ein anderes Resultat erlangt hätten, da wenigstens Daubenton vom Schädel des zweyhöckerigen Kameels keine andere Differenz, als daß das Stirnbein in der Mitte minder vertieft ist, erwähnt. An Größe übertraf übrigens die fossile Art um  $\frac{1}{7}$  die indische Kameelrasse.

(Fortsetzung folgt).



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. August.

Nro. 168.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Die Lautlehre möchte erst zu ihrer höchsten Bedeutung gelangen bey der Sprachenvergleichung, und ist folglich hier bey der Untersuchung des Grundes von der Verschiedenheit der Sprachen minder wichtig. Vorerst scheint aber zu diesem Behuf auf die Entfaltung des Geistes und seiner Thätigkeiten im Denken geachtet werden zu müssen, zumal schon ein uralter Spruch besagt, daß die Grammatik überhaupt und jeder Sprache insbesondere nur eine angewandte Logik sey.

Die Grammatik wurde von jeher oft eine angewandte Logik genannt; Sprechen demnach würde seyn ein an- oder vielmehr herausgewandtes Denken. Dieser Ansicht lag es nahe, die Sprachlehre nach der Logik einzurichten, ja von ihr abzuleiten; hat ja Aristoteles hinwieder die Logik größtentheils aus der Grammatik abgeleitet. Und allerdings, wiefern alles, Vorstellen, Empfinden Begreifen, kurz alles was im Bewußtseyn vorkommt, Denken genannt wird, und hinwiederum dieß allein ausgesagt werden kann, was im Bewußtseyn da ist, so rechtfertigt sich jene Ansicht. Allein da die Logik das Denken in viel engerem Sinne nimmt, da sie von jeher nur Analytik, nur formale Denklehre seyn will: so

wird sie sich nicht über das ganze Gebiet der Rede erstrecken lassen; und wirklich, gleich ihre Eintheilung der Begriffe, und was sie sonst von ihnen lehrt, hilft der Grammatik nichts; jene redet von klaren und deutlichen, von bejahenden und verneinenden, von unter-, über- und nebengeordneten u. s. w. Begriffen, und unterscheidet kaum Nomen und Verbum, geschweige, daß sie das eine und das andere, wie die Grammatik thut, weiter eintheile, z. B. in abstracta und concreta, in materialia, collectiva, appellativa etc. In der Betrachtung der Sätze kommt die Logik etwas näher der Grammatik; doch auch da behandelt jene nur den objectiven Satz, sey er kategorisch, hypothetisch, oder disjunctiv, sey er assertorisch, problematisch oder apodiktisch; die Grammatik dagegen betrachtet ihn nicht minder nach seiner subjectiven als objectiven Modalität, welcher gemäß er einen Wunsch, Befehl, Endzweck und Folge, Bedingung, Absicht, Ursach und Wirkung aussagt. In all dem verräth die Grammatik mehr metaphysischen als logischen Gehalt. Vollends die Syllogistik liegt der Grammatik ganz abseit, man müßte denn diese als Beweislehre im Periodenbau und rhetorischen Enthymem etc. finden wollen. Um der Sprachlehre zum Unterbau zu dienen, dürfte wohl die Logik selber nicht allein durchgeführter, sondern auch in sich begründeter seyn, als sie's ist; des Aristoteles Organon, l'art de penser, Reimarus Vernunftlehre, und neuere Bearbeitungen derselben sehen einander gerade so viel und nicht mehr gleich, als die Physik des Plato und Aristoteles, des Cartesius, Crz-

leben und späterer einander gleich sind; zu geschweigen des Grundrisses einer ersten Logik von dem eben so gränlichen als scharfsinnigen Bardili, und ähnlicher reformatorischer Versuche. Förderlicher möchte in mancher Hinsicht die transcendente Logik Kants und seiner Nachfolger erscheinen; denn sie greift tief in die Metaphysik ein, und die Sprache hat, wie gesagt, viel Metaphysisches in ihrem Grunde; ja es ließe sich vielleicht eine Metaphysik der Sprache als Gegenbild der Metaphysik der Natur aufstellen, und eben an der Sprache die transcendente Logik kurz und bündig vorstellig machen. Denn die Sprache ist menschliche Schöpfung, wie die Welt ist göttliche Schöpfung; — die eine wie die andere Schöpfung vollzieht sich und kommt zu Stande durch den λόγος, durch Zahl, Maß und Verhältniß, durch den Verstand und das Wort. Wie diese Welt Abbild der Idee Gottes, so ist die menschliche Schöpfung in der Sprache zunächst Nachbild und Nachschaffung dieser Welt um uns; sie ist *Recreatio*, wenn man mit Worten spielen mag; — sie ist aber nebenbey auch mehr oder anderes, sie ist freye Schöpfung und Fortzengung; sie ist *Procreatio*. Denn die Rede sagt aus, nicht nur was ist, sondern auch was nicht ist (*ἔστι λέγειν τὰ ὄντα καὶ μὴ*). Plat.); vieles läßt sich sagen, was nicht vorstellen, (z. B. ein viereckiger Kreis), vieles sagen und vorstellen, was nicht denken und begreifend erkennen. Die Sprache ist die Ausstrahlung (*ἐκλαμψις*) des Lichtes im Menschengenisse, wodurch er sich selbst und die Welt erhellet und erleuchtet; *ὡς ὄψις ἐν ὀφθαλμῷ, νοῦς ἐν ψυχῇ* Ar. Top. I. 14 p. 288 Sylb. Vernünftiges Denken und Reden ist eines; eines *διάνοια καὶ λόγος, πλὴν ὁ μὲν ἐντὸς τῆς ψυχῆς πρὸς αὐτὴν διάλογος ἀνευ φωνῆς γινόμενος τοῦτ' αὐτὸ ἡμῖν ἐπωνομάσθη, διάνοια τὸ δὲ γ' ἀπ' ἐκείνης βέυμα διὰ τοῦ στόματος ἰὸν μετὰ φθόγγου κέκληται λόγος*. Plato Soph. §. 106. S. 263 D. fgg. vgl. Theaet. §. 114. fg. S. 189. 190. cf. Arist. π. ἔρμ. c. 1. u. Categ. pr.

Die Sprache zerlegt und verbindet; auch im Denken, wie in der schaffenden Natur, in der νόσις und φύσις, läßt sich alles auf Entbindung und Verbindung zurückführen, auf *διάκρισις* und *σύνκρισις*, überhaupt auf *κρίνειν* und *εἰδοποιεῖν*. vgl. Göthe Gesch. der Farbenl. Th. 53. S. 21. Ob der Mensch ohne Sprache denken könne, darüber ist viel gestritten worden; — gewiß ist, er vermag nur unklar und höchst eingeschränkt zu denken; ein größerer Zusammenhang und umfassendere Gedankenreihen fordern schlechterdings ein abkürzendes Bezeichnungsvermögen. Hievon geben schon die Taubstummten hinlänglichen Beweis; sie lassen sich nicht anders als durch einen Stellvertreter der Sprache cultiviren und vermenschlichen. Auch fühlt und weiß jedermann, daß ihm, was er auch vorstelle und denke, nicht klar, fest, gewiß und sicher sey, bis daß er das bedentsame Wort dafür gefunden, oder sich selber gemacht hat; im Worte vorauswendiget und festiget, krystallisirt sich gleichsam die Vorstellung, der Gedanke. Vernunft und Sprache, Gedanke und Wort sind wie die Endpunkte einer Linie, wie die Pole des bewußten menschlichen Lebens, das aus dem uns dunklen Grunde anfluchtet, und sich in die geistliche und leibliche Seite differenzirt. Eben um dieser Doppelseitigkeit willen schickt sichs besser, die Betrachtung weniger transcendental, als vielmehr anthropologisch zu halten, weil es hier weniger auf das Allgemeine, als auf die Besonderung in den Menschenstämmen, und zumeist in ihren Sprachen abgesehen ist, wo die Anthropologie selbst in die Physiologie übergehen sollte. Im Ganzen aber steht der Satz fest: *ἡ ρητορικὴ ἐστὶν ἀντίστροφος τῇ διαλεκτικῇ*, Ar. Rhet. I, 1, 1. Das ganze bewußthafte Leben der Einzelnen, wie unsres ganzen Geschlechtes liegt in der Sprache veröffentlicht vor; und eben deshalb vermag die Sprache in die geheimen Falten und Tiefen der menschlichen Seele hineinzuleiten, wenn nur ihr Anfang und ihre Ent-

wicklung gefunden wäre. Der Ursprung der Sprache aber ist, wie schon vorhin gesagt worden, zu suchen in der geistigen und leiblichen Organisation des Menschen; denn sein Geist, sagt Plato, wohnt in die Seele, und die Seele in den Leib eingepflanzt; die Seele aber ist das frühere und ehrwürdiger (ποτέρα καὶ πρεσβύτερα), ist die Gebieterin und Urheberin. Das Wesen der Seele verbirgt sich uns, gleich dem Wesen aller anderen Dinge und enthüllt sich uns nur in dem Maß, als es sich offenbaret. Ob ihr eine Erinnerungsfähigkeit aus einem früheren Leben einwohne, wie Plato lehrte? oder ob ihr nach Des Cartes und Leibniz gewisse Notionen und Axiome angeboren? ob ihr gewisse leere Formen und Kategorien nach Kant a priori eigen seyn? oder ob alles in und an ihr aus der Sinnlichkeit erklärt werden solle nach Epikur und gewissermassen nach Locke u. a.? Dieß sind Untersuchungen, die, an sich gewichtig und einflussreich, hier doch nur in Erinnerung gebracht werden dürfen. Hier auf dem psychologischen Standpunkte genügt es zu sagen, daß wenn auch nicht klare und bestimmte Begriffe und Gesetze von vorne herein der Seele mitgegeben, ihr doch Anlagen (δυνάμεις) einwohnen, welche, wie die organischen Keime, die einen leichter und schneller, die anderen schwerer und langsamer zu Fertigkeiten und Werkthätigkeiten (ἐνεργείαις) sich entfalten. Das Kind bringt Augen und Ohren mit auf die Welt, hört aber nicht, noch sieht es eigentlich werthätig in den ersten Tagen; es schmeckt nur Muttermilch, vielleicht auch daß es die Mutter rieche; und hat nur das Gefühl seines Zustandes, des Behagens und des Gegenheils, das sich durch Gurren und Schreien Luft macht. Das Kind bringt mit sich auf die Welt auch die Gangwerkzeuge; diese lernt es aber erst später und allmählich werthätig — ἐνεργεία — gebrauchen zum sichern aufrechten Gang. Dieß Gehör, Gesicht und der sichere aufrechte Gang sind selber wiederum nur die Vorbedingung, gleichsam das a priori (die

ἀρώτη ἐντελέχεια, Aristotelisch zu reden) für die höheren Künste der Musik, der Malerey und Orchestik und Choreutik. Wie fern die Seele in den Bereich der Natur gehört, gelten auch von ihr alle die obersten Naturgesetze; auch über sie herrscht das Gesetz der Trägheit, demnach sie Neigung hat, in dem Zustand zu verharren, in welchem sie eben steht, bis sie durch irgend einen, innerlichen oder auswärtigen Anstoß und Eindruck bewegt und bethätigt wird, vgl. Ar. ἀκρ. φυσ. VIII. 2. sq. p. 140. 154. 163. Wird aber die Menschenseele erregt, so erfolgt eine Mittheilung der Bewegung nach der Art und Richtung der bewegenden Kraft, — hier zunächst auf die Sinne, und auf das Lebensgefühl überhaupt. Und da es in der Natur nichts bloß und allein Leidendes gibt, da alles zugleich einerseits zwar passiv, andererseits aber aktiv ist, so wird auch der Wirkung immer die Gegenwirkung entgegengesetzt und gleich seyn. Die Seele wirkt entgegen nach ihrer Art, eben wie sie auch nach ihrer Art die Einwirkung erleidet und annimmt; und in dieser ihrer Art oder Natur besteht eben ihre apriorische und transcendente Anlage im Fühlen, Anschauen, Denken und Urtheilen. Auf diese ihre Gegenwirkung, auf ihre Kraft des Widerstandes und Feststellens deutet schon Aristoteles An. post. II. cap. ult.; er vergleicht die unaufhörlich in die Seele einströmenden Eindrücke, Bilder und Schemen der Dinge nicht unschicklich einem flüchtigen Heere, wo einer den anderen verdrängt und fortflößt, bis erst einer sich dem Feinde wieder stellt, dann ein zweyter und dritter und vierter sich ihm gesellt, zulezt alle Stand fassen und sich dem nachdringenden Feinde neuerdings entgegenstellen.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

6. Note on the *Felis cristata*, a new Fossil Tiger, from the Sivalik Hills. By Hugh Falconer and Captain Cautley. (S. 135 — 142 mit 2 Figuren.)

Aus den tertiären Schichten der Sivalik-Berge stammt auch ein fast vollständiger Schädel einer großen fossilen Raue her, die hiernach von allen andern Arten dieser Gattung als specifisch verschieden sich ausweist.

Die Eigenthümlichkeiten dieses Schädels ergeben sich am deutlichsten aus der Profilansicht und sind folgende:

1) Die relative Kürze des Gesichtstheils von den hintern Fortsätzen des Stirnbeins an bis zu dem Rande der Schneidezähne; dagegen die Länge des Hirnschädels theils von jenen Fortsätzen an bis zur Hinterhauptleiste; die Verhältnisse sind = 124 : 153. In dieser Beziehung differirt die *Felis cristata* von allen andern Arten, von welchen, wie Cuvier gezeigt hat, der Gesichtstheil den hintern übertrifft.

2) Der Umriß der Oberfläche des Hirnschädels und des Gesichtstheiles. Die Gesichtslinie steigt mit einer geringen Krümmung, etwas gewölbt und keineswegs geschlängelt, zu den hintern Fortsätzen des Stirnbeins auf. Die Hirnschädellinie setzt ohne Winkel fort, und läuft rückwärts horizontal bis zur Hinterhauptleiste, so daß, wenn der Kopf auf die Gelenkfortsäge des Hinterhauptbeins und die Backenzähne aufgesetzt wird, die Grundfläche des Schädels mit seiner Schellfläche parallel liegt. In dieser Beziehung differirt er auffallend von allen Rauearten, von welchen die Hirnschädellinie mehr oder weniger, entweder in einer Kurve, oder einem Abhange, gegen die Hinterhauptleiste herabsteigt.

3) Das Vorspringen der Sagittal-Leiste, welche auffallend das aller andern Rauearten übertrifft.

4) Die Höhe des Hinterkopfs, welche relativ größer, als von den übrigen Arten, ist.

5) Die erhöhte Lage der Jochbögen und der stark gekrümmte Umriß ihres untern Randes.

Unter den großen Rauearten nähert sich der fossile Schädel dem des Tigers noch am meisten an, indeß unterscheidet er sich von diesem nicht bloß durch geringere Größe, sondern auch durch andere Merkmale, die

die Verff. sehr sorgfältig auseinander setzen. Eben so geben sie die unterscheidenden Merkmale von den andern großen Arten an. Auch von der in der Gallenreuther Höhle aufgefundenen *Felis spelaea* weisen sie die Verschiedenheit nach. Diese nämlich differirt durch überwiegende Größe, Breite der Stirne, Höhe der Jochbögen, Lage der untern Augenhöhlelöcher und unerträglich hohe Sagittal-Leiste. Viel kleiner ist zuletzt die *Felis antiqua*, deren Existenz überhaupt sehr problematisch erscheint, da Cuvier nichts als einen Backenzahn und ein Stückchen Kiefer aufführt, und Ref. Fragmente von ihr weder in der Münchner-Sammlung, noch in den, an Petresalten aus den Muggendorfer Höhlen viel reicheren Universitäts-Sammlung zu Erlangen, noch in der Gallenreuther Höhle selbst auffinden konnte.

Einige der Hauptdimensionen von *Felis cristata* sind im Vergleich zum Tiger folgende:

|                                                                                  | <i>Felis antiqua.</i> | <i>Felis Tigris.</i> |
|----------------------------------------------------------------------------------|-----------------------|----------------------|
| Länge von der Hinterhauptleiste bis zu den Schneidezähnen . . . . .              | 10,9"                 | 14,1"                |
| Breite zwischen den Jochbögen . . . . .                                          | 8,0                   | 9,5                  |
| Von der Hinterhauptleiste bis zum Rande der hintern Augenhöhlefortsäge . . . . . | 6,0                   | 7,5                  |
| Von da bis zu den Fächern der Schneidezähne . . . . .                            | 4,9                   | 6,6                  |
| Höhe vom Hinterhauptloch bis zur Hinterhauptleiste . . . . .                     | 4,1                   | 4,2                  |
| Länge der Nasenbeine . . . . .                                                   | 2,8                   | 4,2                  |
| Breite der Stirne zwischen den hintern Augenhöhlefortsätzen . . . . .            | 3,1                   | 4,2                  |

7. Note on the *Ursus sivalensis*, a new Fossil Species from the Sivalik Hills. By Captain Cautley and Hugh Falconer (S. 193 — 200). \*

In den an urweltlichen Thieren so reichen Ablagerungen der Sivalik-Berge sind auch zwei Skeletfragmente, welche die Verff. einer untergegangenen Raueart, von ihnen *Ursus sivalensis* genannt, zuschreiben, gefunden worden. Sie bestehen in zwei Stücken. Das eine ist die an der Symphyse und am aufsteigenden Aste beschädigte rechte Hälfte des Unterkiefers; das andere ein Schädel, der zwar an einigen Stellen verletzt ist, gleichwohl aber die Hauptverhältnisse erhalten hat. Die drei hintern Backenzähne und die beiden Eckzähne sind von ihm noch vorhanden; die Lückenzähne und Schneidezähne sind zwar ausgefallen, zeigen jedoch noch ihre Fächer.

(Fortsetzung folgt).

\*) Es werden zwar im Texte 2 Figuren citirt; sie sind aber in den Tafeln nicht aufzufinden.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. August.

Nro. 169.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Zu diesem festen Stand aber kommen nach Aristoteles die Eindrücke im Gedächtniß — *μνήμη* —; und die gehörige Scheidung, Entbindung und Verbindung (*σύνκρισις καὶ διακρίσις, ἀνάλυσις καὶ σύνθεσις*) und Formung (*εἰδοποιΐα*) hat zu ihrem Ergebniß die Erfahrung, die Künste und Wissenschaften. *Divide et impera* gilt nicht allein politisch, sondern auch noctisch, wie es denn auch schon der alte Spruch besagt: *qui bene distinguit, bene docet*. Für die Sprache fragt es sich daher zuvörderst: was und wie die Menschenseele aufnimmt? was und wie sie scheidet, zersetzt und zusammensetzt, hinein und herausbildet.

Wie vorhin gesagt worden; die Seele ist, wie der Körper, durch Stoß und Mittheilung der Bewegung erregbar, und wirkt auch entgegen, wie die Körper; diese aber thun es je nach der Verschiedenheit der Einwirkung, sehr verschieden. Durch einen hinreichenden Stoß wird ein Stück Holz aus seinem Plaze gerückt, indem es nebenher die Kraft des Stoßes bricht und zurückprellt; durch Hitze wird es gedörrt, daß es zerlechet, durch Blut verkohlt, durch Feuer eingäschert, so daß es zugleich das Feuer erlöschet. Die Pflanze wird durch das Licht, das sie

einsaugt, gefärbt, durch die Wärme bis zur Zeitigung durchgegohren; durch Thau und Feuchte wird sie ihrer Art gemäß durchsäftiget, durch Mulm u. a. genährt, daß sie wachse und erstärke. In allem nimmt sie auf; alles was wächst und lebt, bedarf zu seiner Selbsterhaltung, der Nahrung; indem es aber diese zu sich nimmt, so erweicht es dieselbe, zersetzt sie, scheidet und stoßt aus, was seiner Natur und Art nicht angemessen ist: dagegen das dieser Verwandte und Dienliche hält es fest und verwandelt es mit allerley Wegen und Kräften in seine eigene Wesenheit und Natur. So assimiliren sich Gewächse und Thiere dasjenige, was sie zu sich nehmen; sie einverleiben es sich zum Behuf der eigenen, und späterhin auch zu der Erhaltung je ihrer Gattung. Dieß thut die *ψυχὴ σωματικὴ* s. *σπερματικὴ* der alten Physiker, worüber ausführlich und faßlich Galenus π. δυν. πρσ. im ersten Buche u. aa. O. handelt. Wie der allgemeine Lebenstrieb verfährt, so verfahren auch die besonderen Triebe und Sinne, jeder in seiner Weise; nur wie da leiblich aufgenommen und einverleibt wird, so geschieht hier dasselbe seelisch, es wird eingebildet und vergeistiget. Zunächst schmeckend im engeren Sinne und riechend nimmt das lebendige Wesen ein Kleinstes von Stoff zu sich und verwandelt es nicht mehr leiblich, sondern seelisch, in Empfindung eigenthümlicher Art. Das Getast gehört dem Menschen vorzugsweise; wiewohl alle lebendigen Geschöpfe das allgemeine Gefühl haben, so tasten fühlend doch nur die Fingerspigen und Hände, die dem Menschen allein

eignen, und wie zum Tasten, so zum Ergreifen dienen; mit Recht nennt Aristoteles die Hand οἶον ὄργανον τῶν ὀργάνων, und Anaxagoras sagte, weil der Mensch Hände habe, darum sey er das verständigste Wesen; diesen Satz lehrt Aristoteles berichtend um und sagt π. 2. μορ. IV. c. 10. S. 106 Sylb.: der Mensch habe darum Hände, weil er verständig ist, — τὸ φρονιμώτατον τῶν ζῶων. Vrgl. Cic. de N. D. II. 60 und Galenus π. χρείας μορ. I. I. totum. Hörend und sehend so wie tastend nehmen wir von den auswärtsigen Vorkommnissen nichts an und auf, als je ihre sinngemäße Form — εἶδος, ἰδέα, Idee — diese assimiliert, bildet sich ein die Seele und sorgt hiedurch für ihre Selbsterhaltung und Erweiterung, für ihr Wachsthum; sie selber, als Geist, heißt Gefäß und Form der Formen, — τόπος τῶν εἰδῶν. οὐ γὰρ ὁ λῖθος ἐν τῇ ψυχῇ, ἀλλὰ τὸ εἶδος ὥστε ἡ ψυχῇ ὡσπερ ἡ χεὶρ ἐστίν. καὶ γὰρ ἡ χεὶρ ὄργανόν ἐστιν ὀργάνων, καὶ ὁ νοῦς εἶδος εἰδῶν, καὶ ἡ αἴσθησις εἶδος αἰσθητῶν. Arist. π. ψ. III. 8. Dieß Gleichniß erläutert und führt er aus Probl. 30, 5 S. 218. Das Gesicht hienach ergreift das Geschehene als Fläche nach seinem Umriss, nach seiner Färbung und Begrenzung, worin sich seine Form und sein Inneres kund gibt (schädliche giftige Gewächse z. B. verrathen sich, ihr Inneres, meistens schon durch die Farbe u.); das Getast verkündigt Weichheit und Härte der Gegenstände, und viele andere Beschaffenheiten und Gegensätze derselben in vielerley Arten und Stufen, wofür wir nicht einmal jetzt noch genügende Bezeichnungen haben. Hörend nehmen wir wahr den Schall in seiner Höhe und Tiefe, Länge und Kürze, Stärke und Schwäche; er tönt aus dem Inneren der erschütterten Form der Dinge heraus und dringt wiederum ins Innere formend, und sogar ja auf der bestäubten Glasfläche, wenn sie gestrichen wird, mannichfaltige reguläre Klangfiguren gestaltend.

So tritt überall das Innere der Dinge heraus schon für die Sinne, wenn der Geist die sinnlichen Dinge auf ihre Form ansehen will. vrgl. Cic. Acc. I. II. 5. Lucullus a. m. 99. Jeder Sinn nimmt auf, und zwar eben die ihm angemessene Form eines Dinges, die Verhältnisse und Beziehungen, die es zu ihm hat, und durch welche er sich erhält, ergänzt und erweitert. Jeder Sinn urtheilt — κρίνει — er entbindet und verbindet die ihm eben wahrnehmbaren aber stofflosen Formen; ἡ μὲν αἴσθησις ἐστὶ τὸ δεκτικὸν τῶν αἰσθητῶν εἰδῶν ἀνευ τῆς ὕλης. Ar. π. ψ. II. 12 a. U. cf. π. αἰσθ., insbesondere c. 7. Und Analyt. post. II. c. ult. ἔχει γὰρ πάντα ζῶα δύνανται σὺμφύτου κριτικῆν, ἣν καλοῦσιν αἴσθησιν. sq. Jeder Sinn nimmt auf nicht allein das eben ihm Angemessene, nebenbey nimmt jeder auch auf gewisse ihnen allen gemeinsame Wahrnahmen — κοινὰ αἰσθήσεις — dergleichen Bewegung und Ruhe, Gestalt, Größe, Anzahl, Einheit u. m. a. sind, s. Ar. π. ψ. III. c. 1. Jeder, indem er das ihm Zugewiesene verkündigt, deutet überdieß von seinem Einen auf eine Mehrheit und Mannichfaltigkeit hin, wodurch jedes Ding, und er auch, sich selbst ergänze und begründe. In manchen meist krankhaften Fällen übernimmt daher auch wohl ein Sinn die Dienste mehrerer anderer, so gut er es vermag. (S. Brandis über psychische Heilmittel und Magnetismus.) Indem aber der Sinn so, nicht mehr stoffliches, aufnimmt, thut er etwas Höheres, er vernimmt die Formen und Beschaffenheiten in ihrem Neben- und Nacheinander; er vernimmt sie und eignet sich dieselben an als Vorstellungen, und zwar sofort als allgemeine Vorstellungen — καὶ γὰρ αἰσθάνεται μὲν τὸ καθέκαστον ἡ δὲ αἴσθησις τοῦ καθόλου ἐστίν, οἶον ἀνδρώπου, ἀλλ' οὐ καλλίου ἀνδρώπου sq. Arist. Anal. post. II. c. ult. §. 7. vgl. hiezu des Themistius Paraphrase. fol. 14 vers 4, und den

Commentar des Zabarella in Opp. log. S. 1267 flgg. \*)

Hiermit mag allenfalls das Vorstellungsvermögen der Thiere am Ende seyn, das menschliche Denken aber beginnt vielmehr von da an erst. Haben uns die Sinne schon den Gegenstand, das auswärtige Vorkommniß, zerlegt und wieder als eines und verknüpft aufgedrungen: so verfolgt nun auch der Verstand eben den gleichen Weg, um die Erscheinungen noch mehr in seine Gewalt zu bekommen, sich sie zu unterwerfen, sich hiedurch zu ergänzen; — ἀνάγκη ἄρα, ἐπεὶ (ὁ νοῦς) πάντα νοεῖ, ἀμικτῆ εἶναι, ὡς περ φησὶν Ἀναξαγόρας, ἵνα κρατῆ, τοῦτο δὲ ἐστίν, ἵνα γνωρίζῃ. Arist. π. ψ. III. 4, 3. Der Verstand muß leidlos (ἀπαθείς) und unvermischt und rein seyn hiezu, d. h. nach Kant, er muß gewisse ursprüngliche, leere, aber auf die Natur der Dinge um ihn her berechnete und angemessene Anschauungs- und Denkformen zu eigen haben, die ihren Inhalt und ihre Erfüllung von der Sinnlichkeit bekommen. \*\*)

\*) Wenn diese Behauptung des Aristoteles richtig ist, so folgt daraus, daß vielen verwilderten Stämmen der Sinn, als δόξαυς κριτικῆ, fehle, wenn sie, z. B. die Huronen, keine allgemeinen Ausdrücke haben z. B. für Baum, Wasser, sondern nur für Eiche, Buche, Tanne; wenn sie Wasser im Eimer mit einem durch und durch andern Wort bezeichnen, als etwa Wassere im Brunnen oder im Bach u. s. w. Sie unterscheiden sinnlich scharf, so viel man nur fordern kann; aber das gleichnothwendige Verallgemeinerungsvermögen, die Abstraction fehlt ihnen hiernach fast gänzlich, sie sehen ganz wörtlich vor lauter Bäumen den Wald nicht. Vegetarisch, daß ihnen mit der Abstraction auch alles Wiß (im besseren, älteren Sinn dieses Wortes) und mit dem Wiß und Scherfsinn aller menschliche Verstand, die Kultur und Gesittung mangelt. Das ist aber nicht der Zustand des ursprünglichen Naturmenschen, sondern nur des herabgekommenen und verwilderten.

\*\*) Die Uebereinstimmung und Harmonie der menschlichen Erkenntnißkräfte zu den uns umgebenden Welterscheinungen und Wundern hat kein Philo-

Das, und warum selbst dem Verstande jede Verwältigung der Art nur durch das Wort und durch die Rede einigermaßen und etwas vollständiger gelinge, das wird weiterhin klar werden. Der Verstand also, seiner eigensten Natur zufolge, scheidet und zerlegt anders, und weiter noch, als die Sinne gethan haben, und bezeichnet seine Extracte; er setzt zusammen, vermischt und verbindet auch wieder, bald mit mehr oder weniger Belieben und Willkühr, bald nach dieser oder jener Absicht, nach diesem oder jenem geheimen oder bewußten Gesetz u. s. f. und bezeichnet auch diese Mischungen, Vereinbarungen und Geschlinge. — Er unterscheidet Klassen, Arten, Gattungen; — er zergliedert je einzelne Wesen einer Art — nach ihren Gliedern und Gelenken und Organen — μέρη ἀνομοιομερῆ —; er zerlegt diese, und zerlegt überhaupt alles bis zu den letzten Elementen, Urstoffen und Ursachen zc. Ar. ακρ. φυσ. I. 1. princ. Er richtet sein Augenmerk nicht allein auf das was als Ganzes und als Beharrliches erscheint, sondern bemerkt und bezeichnet eben sowohl auch, was an diesen erscheint, ab- und zugeht, ihnen kürzer oder länger oder aber immer irgendwie anhaftet.

(Fortsetzung folgt.)

soph sinnvoll dichterischer erklärt, kein Dichter sinnig-ahndungsreicher gesungen als Plato im Timäus. Es herrscht zwischen dem Natur- und dem Menschengesichte nach Plato eine harmonia praestabilita nach des Schöpfers Anordnung; sie ist aber menschlicherseits gestört, und die Bestimmung unseres zeitlichen Lebens ist eben dieß, jene vorherbestimmte Harmonie, denkend und wollend, in Erkenntniß und Gesinnung wiederherzustellen und uns von der Last des Irdischen zu entbinden, durch die μελέτη σαράτου, und durch den Tod in den Zustand der reinen Einstimmung befestigter und unabirrbarer zurückzuführen. Plato's Philosophie ist das System harmonischer Zusammen-

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Sehr auffallend ist hier die Beschaffenheit der Zähne. Der Reißzahn oder der vorlechte Backenzahn im Oberkiefer hat bekanntlich bey den Bären zwey Spitzen nach seiner Länge, und einen Höcker auf der Innenseite, gegenüber der hintern Spitze; die beyden hintern Backenzähne sind länglich und der letzte hat noch einen besondern gekerbten Anfsatz. Die eigentlichen Fleischfresser ferner unterscheiden sich auffallend von den Bären dadurch, daß ihr Reißzahn 3 Spitzen hat, und ihr Höcker auf der Innenseite vornen steht, während die hintern Backenzähne in ihrer Anzahl beschränkt und rudimentär sind. Der fossile Schädel zeigt in genannten Beziehungen eine auffallende Annäherung an diese Fleischfresser.

Der vorvorlechte Backen- oder Reißzahn ist größer, namentlich breiter, als die beyden hinteren, und um  $\frac{1}{2}$ '' länger als der entsprechende beim *Ursus spelaeus*. Anstatt, wie bey allen Bären, 2 Spitzen zu haben, hat er 3, und der innere Höcker steht nicht rückwärts, sondern ist vorgerückt, gegenüber der mittlern Spitze. Er hat demnach eine große Aehnlichkeit mit dem entsprechenden Zahne der Hyäne.

Die beyden letzten Backenzähne, anstatt, wie bey den Bären, länglich zu seyn, sind hier quadratisch. Der vorlechte ist sogar etwas länger als der letzte, hat, wie bey den übrigen Bären, außen zwey Spitzen, und indem auf der Innenseite die Furche zwischen den Spitzen fast verwischt ist, erscheinen diese nur wie ein großer Höcker; in dieser Beziehung findet eine entfernte Aehnlichkeit mit dem correspondirenden Zahne des Hundes statt.

Noch mehr verschieden von den gleichnamigen Zähnen sämmtlicher Bärenarten zeigt sich der letzte Backenzahn bey diesem *Ursus sivalensis*. An seiner äußern

Seite hat er, wie bey den Bären, 2 Spitzen, und auf seiner innern eine durch 3 schwache Furchen unendlich abgetheilte Knuppe. Ein Anfsatz, der sonst in dieser Gattung normal ist, fehlt hier; der einzige Theil, welcher als denselben vertretend betrachtet werden könnte, ist eine flache Scheibe an der Innenseite, abwechselnd mit der hintern äußern Spitze und zum Theil der hintern Portion derselben entgegen stehend.

Die Schneidezähne sind an diesem Schädel ausgefallen; die Fächer zeigen die gewöhnliche Anzahl von sechs. Die Eckzähne sind groß; der rechte ganz, mit Streifen auf der innern und hintern Seite. Die Lücke des ersten falschen Backenzahns ist dicht hinter dem Eckzahn; die des zweyten ist nahe am ersten und der Zahn scheint 2 Zangen gehabt zu haben. Für einen dritten falschen Backenzahn wäre kein Raum mehr vorhanden gewesen.

Im Unterkiefer sind 6 Backenzähne vorhanden gewesen, von welchen die zwey vordern falschen und der hinterste Zahn ausgefallen sind. Der erste falsche Backenzahn stand dicht hinter dem Eckzahn, und der zweyte wieder gedrängt am ersten und fast in Berührung mit dem dritten. Dieser dritte ist, gleich dem Reißzahn des Oberkiefers, von beträchtlicher Größe und deutlich dreyspitzig; es ist die eine anderweitige Aehnlichkeit mit der Hyäne, indem jener Zahn sehr mit dem zweyten falschen Backenzahne dieser Gattung übereinstimmt. Unter den 3 Spitzen ist nur die mittlere hauptsächlich entwickelt.

Der vorvorlechte oder Reißzahn ist so beschaffen, daß er außer der Länge keine Form erkennen läßt. Der vorlechte oder erste Höckerzahn ist länglich, obschon die Breite ansehnlicher ist, als sonst in dieser Gattung, und die Krone ist minder mit Höckern besetzt. Vom letzten Höckerzahn ist nur noch das Fach vorhanden, was ziemlich schief gegen die übrige Zahnreihe gestellt ist; es ist unbedeutend, so daß der Zahn verhältnißmäßig schmal gewesen seyn muß.

Die Zahnformel für diese fossile Art wäre demnach folgende: Schneidezähne  $\frac{2}{2}$ , Eckzähne  $\frac{1.1}{1.1}$ , falsche Backenzähne  $\frac{2.2}{3.3}$ , wahre Backenzähne  $\frac{3.3}{3.3}$ , in Allem also 38 Zähne.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. August.

Nro. 170.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung)

All dieses Thun hat mehr als einen Zweck: zuvörderst will der Verstand hiedurch, wie gesagt, die unauslöschlich andringende Gewalt der wechselnden sinnlichen Eindrücke hemmen — mit der Aufmerksamkeit, und sie hiedurch bewältigen und seiner Macht und Herrschaft unterwerfen; weiterhin aber will er gleichfalls eben hiedurch die ihm feindselige oder undienstbare Natur unter seine Botmäßigkeit bringen, oder zum wenigsten sich ihrer Gewalt und Herrschaft entziehen, so weit und gut es gehen will. Dieß gelingt dem Menschen nur durch Vernunft und Sprache und im Verein mit seines Gleichen, und nur schritt- und stufenweise; der Mensch ist aber von Natur gesellig, er ist ein *ζῷον πολιτικόν*. Wo die Natur dem Menschen feindlich, schädlich und verderblich entgegentritt, da wird sein Widerstand, sie abzuwehren, hervorgerufen und sein Wille vornehmlich bethätigt und erhöht. Die Gegenstände werden nicht schlechthin nur und allein wahrgenommen; jede Wahrnehmung ist zugleich von einer Empfindung der Lust oder Unlust begleitet, die leiser oder stärker seyn kann; auch beim Sehen z. B. sobald das Licht für das Auge grell oder zu düster ist; oder beim Hören, wenn der Schall für das Ohr zu dröhnend, zu leise oder sonst wie widrig ist, so tritt für die Sinne

Anstrengung und größeres oder geringeres Mißbehagen ein. Geruch und Geschmack bringen eben nur Empfindungen, angenehme oder unangenehme.

Alle Vorstellungen sind senach mehr oder minder mit Empfindungen, behaglichen oder unbehaglichen vergesellschaftet, sind herzlich; daher sagt unter uns noch immer das Volk: ich habe in meinem Herzen gedacht und gesagt; eben wie Homer *ὁ νότος θυμὸν καὶ κατὰ στήθεα ποιεῖν*. Hat der Mensch seine Bedürfnisse befriedigt, fühlt er sich in ruhiger wacher Behaglichkeit: so erfreut ihn selbst das unwillkürliche Spiel seiner Vorstellungen, das unbewußt und unabsichtlich nach dem Ergötzen und nach dem Schönen hinzielt; womit sich weiterhin sittliche Gefühle, der Achtung, der Liebe, des Vertrauens u. s. w. verbinden. Jenes Spiel der Vorstellungen führt aber oft auch zu Thätigkeiten und Handlungen, und erzeugt entsprechende Werke, seyen sie vorerst auch noch so roh; das Handwerk schreitet durch die Technik und Kunstfertigkeit bis zum Kunstwerk in unzähligen unmerklichen Stufen.

Von der äußeren Natur aufgedrungene und aus der eigenen inneren Natur stammende und freythätig gesetzte Zwecke bestimmen und fördern mannichfaltig das Denken und das Handeln, Wirken und Schaffen des Menschen, dort zu den nothwendigen das Leben schützenden und besserstellenden Handwerken, — hier zu den dasselbe verschönernden und veredelnden Künsten und Wissenschaften; vor allem voraus aber zur Gestattung und endlich zur Sittlichkeit. Diese ist aber bey jedem einzelnen die spätere

und schwererrungene Frucht eines langen Kampfes mit seiner Natur; sie ist die höchste Aufgabe des menschlichen, geistigen Lebens; die erste Erregung aber desselben erfolgt in dem Gefühl der Andacht, und wohl gleichzeitig mit der sinnlichen Erregung von außen überhaupt. Wunderbar nämlich, wie in der amphibischen, dem Diesseit und Jenseit zugekehrten und verwandten Menschennatur das Sinnliche und Ueberfinnliche verknüpft und vereinkart sind, erweckt jeder sinnliche Eindruck, staunenerregend, beiderley Kräfte und Richtungen in ihr; jeder bedarf nicht allein der Ergänzung durch andere aus seinem Bereich, sondern auch der allseitigen Begründung durch alle bedingten Ursachen und ihren gegenseitigen Zusammenhang hindurch bis zum letzten und obersten Grunde.

Das Gesetz der Ursachlichkeit ist eine der ursprünglichen Denkformen; von der unermesslichen und unvollendbaren Reihe der Folgen und Bedingungen, die in der Natur sich darstellt, springt der Menscheng Geist um so natürlicher und nothwendiger unmittelbar auf den höchsten und obersten Grund über, auf die Idee Gottes, als mit dieser nicht allein alle Erkenntniß endigt, sondern eben sie auch die Ahndung der überfinnlichen Allmacht, das Gefühl der Abhängigkeit und Ergebung erweckt, und hiedurch die sittliche Natur begründet, welche von der Seite der Sinnlichkeit her auch schon durch die Geselligkeit und Sympathie vorbereitet, vorangelegt ist. Die Philosophie als die Wissenschaft betrachtet, den strengsten allseitigen Zusammenhang aller der mannigfaltigen endlosen Reihen der verursachten Dinge und überhaupt alles Bedingten nachzuweisen und vollständig darzustellen, so hatte demnach Baco Recht zu sagen, daß sie obenhin gekostet, von Gott abführe; vollständig eingesogen aber zu Gott führe; und nicht allein das Volk erklärt alles, was ihm unbegreifliches in der Natur aufstößt und im Leben begegnet, dadurch, daß Gott es gethan hat, daß Gott allein es weiß und macht; sondern jeder, an

das Denken und die Erforschung des ursachlichen Zusammenhanges strengmathematisch gewöhnte Mann findet sowohl in der äußeren Natur, als in seinem Innern, im Leben der Einzelnen und in der Geschichte der Völker, Erscheinungen, Vorfällenheiten und Ereignisse genug, bey denen er, wie der gemeine Mann, zur Idee Gottes zurückgehen und sich vor ihm beugen wird, dann zumal, wenn eine ethische Erregung, ein innigeres Gefühl hinzukommt.

In wie fern all unser höheres Denken, oder mindestens ein großer Theil desselben auf der sinnlichen Wahrnehmung ruht, von ihr ausgeht, auf eben dieselbe sich zurück bezieht, in wie fern das Denken die anschauende Erkenntniß zur Unterlage hat, wird auch das geahndete Ueberfinnliche, zumal wenn das Gefühl desselben schwächer wird, durch die Phantasie eine Unterlage, ein Substrat, bekommen, um Gegenstand des Schauens und Vorstellens zu werden, wie dieses eben vorherrscht. Hier mögen mancherley Hypostasen hervortreten, theils abwärts führende, theils auch aufwärts führende, die sich zum Begriff und zur Idee läutern.

Alle äußeren wie inneren Wahrnehmungen und Gebilde führen auf einen Hauptunterschied, daß nämlich einiges mehr Dauer und festen Bestand hat, anderes aber wie der Schatten beyhergeht und mehr Wechsel und Wandel zeigt; um hiebey wieder einen Blick auf die Sprache zu werfen, so scheinen jenen die Nomina substantiva, diesen die Adjectiva und Verben zu entsprechen; und weil die Natur kein abgestandenes, kein todttes Produkt ist, vielmehr stets wirkt und schafft und umändert; so werden vermuthlich die Wörter der zweyten Klasse wenigstens die zahlreicheren seyn; eben sie auch vorzugsweise die Beziehungen und Verhältnisse der Dinge im Denken bestimmen; sie endlich vornehmlich werden die subjectiven Stimmungen und die Modalität des Denkens in sich aufnehmen und darstellen.

Ein unübersehbares Feld gegebener und freythätig erzeugter Vorstellungen, Begriffe, Empfindun-

gen, Abhandlungen in unbestimmbar mannichfaltigen Verschlingungen, mit eben so vielen Bezeichnungen, breitet sich vor dem Blicke aus. Für jetzt jedoch wenden wir den Blick hievon noch ab, und bemerken, das Bisherige zusammenfassend, daß der Mensch durch alle Stufen des Empfindens, Wahrnehmens und Begreifens, zwar mit der Außenwelt verbunden, zugleich sich von ihr unterscheidet; er scheidet sich von ihr aus und stellt sich ihr gegenüber; fühlt und erkennt sich frey und selbstthätig (*αὐτοκίνητος*), und trotz aller Veränderungen an ihm als denselbigen, beharrlich und stätig (*συνεχής*), als Macht und Kraft. Sich der Außenwelt zu erwehren, sich ihr gegenüber selbständig zu erhalten, das würde dem Menschen kaum oder wenig gelingen, wenn er nicht vor allem voraus die Erscheinungen in sich festhalten und beliebig wieder erwecken könnte, wenn er nicht Gedächtniß (*retinentia* nennt es daher sehr gut Lucret. III. 675) und Erinnerung hätte, vrgl. Ar. An. post. IV. c. ult. Metaph. I. 2. u. π. *μνήμης καὶ ἀναμνήσεως*. Dieß heißt aber eben so viel als: wenn er nicht Sprache hätte. Durch die Sprache erhebt er sich über die Thiere; im sprachlosen, ja selbst im sprachdürftigen Zustand steht er dem Thiere noch ganz nahe. Rede aber im altdutschen (und noch in unserem Nedlich), wie noch im Holländischen Reden, bezeichnet, wie das griechische *λόγος*, beides, Verstand oder Vernunft und Sprache; der Name schon spricht da für die engste Verbindung beyder; schon Plato, sahen wir oben, erkannte das Denken als ein innerliches Gespräch, dergleichen auch Aristoteles Anal. post. I. 8 p. 212 Sylb. (*οὐ γὰρ πρὸς τὸν ἔξω λόγον ἢ ἀπόδειξις, ἀλλὰ πρὸς τὸν ἐν τῇ ψυχῇ*); insbesondere aber haben sich die Stoiker weiltänftig und ausführlich über den *λόγος ἐνδιάθετος* und den *λόγος προφορικός* d. i. über Vernunft und Sprache verbreitet; s. Sextus Hypotyp. Pyrrhon. I. c. 14. Philo Jud. de Vita Moysis I. III. p. 672

C. Wyttenbach S. 378 (= 292 fig. Lips.) zu Plutarch. de recta aud. rat. c. 13. p. 44 A.

(Schluß folgt.)



First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Nächstehendes sind die Dimensionsverhältnisse der beschriebenen Backenzähne, woben zur Vergleichung die des *Ursus spelaeus* mit aufgenommen sind. Als Maßstab ist der französische Metre gewählt.

| Backenzähne des Oberkiefers.                 | <i>Ursus sivalensis</i> | <i>Ursus spelaeus</i> |
|----------------------------------------------|-------------------------|-----------------------|
| Länge des letzten Backenzahns . . . . .      | 0,28                    | 0,48                  |
| Breite : : : . . . . .                       | 0,5                     |                       |
| Länge = vorletzten : : : . . . . .           | 0,3                     | 0,31                  |
| Breite : : : : : . . . . .                   | 0,3                     |                       |
| Länge = vorvorletzten : : : . . . . .        | 0,32                    | 0,21                  |
| Breite : : : : : . . . . .                   | 0,22                    |                       |
| Backenzähne des Unterkiefers.                |                         |                       |
| Länge des letzten Backenzahns . . . . .      |                         | 0,26                  |
| = vorletzten : : : . . . . .                 | 0,29                    | 0,32                  |
| Breite : : : : : . . . . .                   | 0,19                    |                       |
| Länge = vorvorletzten : : : . . . . .        | 0,535                   | 0,33                  |
| = : : letzten falschen Backenzahns . . . . . | 0,23                    |                       |
| Breite : : : : : . . . . .                   | 0,12                    |                       |

Die von den Zähnen hergenommeneu Eigenthümlichkeiten dieser fossilen Art werden noch von mehreren andern, auf der Form und Größe des Schädels beruhenden unterstützt. Während der Schädel des *Ursus spelaeus* nur 17,9" von den Schneidezähnen bis zur Hinterhauptleiste mißt, beläuft sich bey uns *Ursus sivalensis* dieselbe Dimension auf 19". Sehr ausgezeichnet ist ferner diese Art durch ihren geradlinigen Umriss und den Mangel irgend einer beträchtlichen Krummung. Von den Nasenbeinen an bis zwischen die Augenhöhlenfortsätze ist fast eine gerade Linie. Von hier rückwärts zeigt sich nur eine schwache Wölbung und die Sagittal-Leiste springt in einer starken Kuppe über die Scheitelbeine hervor. Keine Bärenart hat ein so gerades Cranium. Der *Ursus spelaeus* unterscheidet sich auffallend durch das starke Abfallen der Stirne gegen die Nasenwurzel; der Eisbär nähert sich zwar im Pro-

fil dem *Ursus sivalensis* ganz an, aber außer der Verschiedenheit in der Größe, hat jener nichts von der vorsehrenden Sagittal-Leiste, welche diese fossile Art so sehr auszeichnet; alle andern Bärenacten haben ein mehr oder minder convexes Profil. Noch ist zu bemerken, daß statt eines Unteraugenhöhlen-Loches 3 getrennte und fast gleich große vorhanden sind.

Vom Schädel sind folgende Dimensionsverhältnisse hervorzuheben:

|                                                                          | <i>Ursus sivalensis</i> | <i>Ursus spelaeus</i> |
|--------------------------------------------------------------------------|-------------------------|-----------------------|
| Breite zwischen den hintern Augenhöhlenfortsätzen . . . . .              | 5,45"                   | 4,7"                  |
| Länge von da bis zu den Schneidezähnen . . . . .                         | 9,5                     | 8,6                   |
| Breite der Stirne zwischen den Augenhöhlen . . . . .                     | 4,7                     |                       |
| Breite der Schnauze über den Eckzähnen . . . . .                         | 4,8                     |                       |
| Zwischenraum zwischen den Eckzähnen . . . . .                            | 2,7                     |                       |
| Weite des Gaumens in dem Zwischenraume zwischen den Reißzähnen . . . . . | 3,35                    |                       |

Vom übrigen Knochengestänge ist zur Zeit keine weitere Spur aufgefunden worden.

Die Verff. sind, wie erwähnt, der Meinung, daß diese neu entdeckte fossile Art den Bären zuzuzählen sey. In dieser Zusammenstellung gehen sie aber sicherlich zu weit; die Form der Backenzähne weicht in mehreren Stücken so auffallend von jener Gattung ab, daß wir die fossile Art nicht mit ihr zusammenstellen dürfen. Weil diese ungleich mehr, als die Bären, auf die animalische Naheung hingewiesen war und also mehr als ein reisendes Thier in der Welt auftrat, schlagen wir vor, sie mit dem Namen *Agriotherium sivalense* zu bezeichnen.

II. Zoologische Abhandlungen.

1. Indication of a New Genus of the Carnivora, with Description of the Species on which it is founded. By B. H. Hodgson, Esq. Resident in Nepal (S. 60—68 mit 1 Tafel.)

Hodgson, der die Zoologie bereits durch die Aufzählung so vieler neuer Thieracten in Indien bereichert hat, macht uns in dieser Abhandlung mit einer neuen Gattung Sohlenzänger unter dem Namen *Ursitaxus* bekannt, welche in natürlicher Verwandtschaft mit *Ursus*, *Mydaus* und hauptsächlich mit *Taxus* steht. Von ihr stellt er gleich im Anfange seiner Abhandlung folgende Gattungsmerkmale auf:

„Backenzähne  $\frac{4}{4}$  mit bärenartigen Flächen, aber von marderähnlicher Disposition; der Höckerzahn des

Oberkiefers glattkronig, schmal, rechteckig und schwächer als der Reißzahn; keiner im Unterkiefer; jederseits oben 2, unten 3 falsche Backenzähne; Habitus des Thieres dem des Dachses ähnlich, aber ohne äußerliche Ohren; Afterdrüsen wie beim *Mydaus*.“

Der *Ursitaxus inauritus*, wie Hodgson die neue Art benennt, ist ein kurzbeiniges, schwerfälliges Thier, von Habitus und Größe des Dachses, von dem es wesentlich im Zahnbaue, in dem Mangel äußerlicher Ohren u. abweicht. Der Verf. konnte nur ein einziges Exemplar aus dem Thale von Muckwanpur erlangen, das an dem südlichen Fuße der letzten Bergreihe gegen Indien liegt, und stammt also aus Nepal her. Es lebt in unterirdischen Höhlen und kommt nur selten ans Tageslicht.

Das Gesicht ist konisch und spitzt sich nach vorn zu; die Stirne ist breit und niedergedrückt, wie bei dem Otter, die Augen klein; die Ohren nackt und fast menschenähnlich, aber der Helix fehlt ganz. Der Hals ist kurz und dick, der Leib noch dicker, die Füße kurz und stark. Vorn und hinten sind 5 Zehen, von denen bloß die vordere Hälfte frey ist; die untere Seite mit einer nackten, weichen Sohle zum vollkommenen Sohlengehen, und mit einem Ballen am Anfang jeder Kralle. Die Krallen der vorderen Füße sind viel länger, schärfer und gekrümmter, als die hinteren. Die Afterdrüsen sind ganz anders als beim Dachse und kommen mit denen des *Mydaus* überein.

Der Pelz besteht aus starren, straffen, dichtstehenden Haaren; Gesicht, Unterleib und Innenseite der Beine zum Theil nackt. Die Färbung ist dunkel gelblich und schwarz, und zwar sind beyde Farben durch eine Linie, die von der Stirne längs der Flanken bis zur Schwanzwurzel läuft, voneinander geschieden, so daß die erstere über ihr, die andere unter ihr vorkommt. Die dunkle Färbung des Gelbs am Obertheile entsteht durch eine Vermengung von schwarzen und gelben Haaren. Der kurze Schwanz ist etwas rückwärts gekrümmt und von gleicher Färbung mit dem Rücken.

|                                                               |    |                 |
|---------------------------------------------------------------|----|-----------------|
| Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel . . . . .        | 2' | 8"              |
| Länge des Schwanzes allein . . . . .                          | 0  | 5               |
| — — mit den Haaren . . . . .                                  | 0  | 6 $\frac{1}{2}$ |
| — vom Carpus (incl.) bis zum längsten Finger . . . . .        | 0  | 4 $\frac{1}{8}$ |
| Länge von der Ferse bis zur längsten Zehe . . . . .           | 0  | 4 $\frac{1}{2}$ |
| — des Kopfes . . . . .                                        | 0  | 6 $\frac{3}{8}$ |
| Entfernung von der Nase bis zum vordern Augenwinkel . . . . . | 0  | 2               |
| Entfernung von da bis zur Ohröffnung . . . . .                | 0  | 3 $\frac{1}{4}$ |
| Längste vordere Kralle . . . . .                              | 0  | 1 $\frac{1}{2}$ |
| — hintere — . . . . .                                         | 0  | 0 $\frac{5}{8}$ |

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. August.

Nro. 171.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 571 SS.

Schluss des ersten Artikels.

Daß die inwendige Rede zur auswärtigen werde, dazu zwingt eben die Nothwendigkeit des Denkens, das Gedächtniß und die Erinnerung. Die Sprache ist die natürliche und erste Gedächtnißkunst oder Mnemonik. Ueber diese siehe Krit. π. ψ. III. 5. §. 4. und außer den daselbst von Trendelenburg beigebrachten Stellen vergl. Ar. Top. VIII. 5. p. 419 (c. ult. §. 8. Buhle) und π. οὐραν. c. 2. Quintilian XI. 2.

Den mnemonischen und logischen Nutzen der Sprache und die unumgänglich nothwendige Bezeichnung der Vorstellungen und Gedanken durch Wörter ganz im Allgemeinen hat unvergleichlich klar und wahr in Kürze aneinandergesetzt Leibniz in seinen: Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, Opp. Vol. VI. P. II. Es wird das Beste seyn, den großen Mann selbst reden zu lassen; er sagt da §. 5.

„Es ist aber bei dem Gebrauch der Sprache auch dieses sonderlich zu beachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen sind, und daß wie Zeichen nöthig haben, nicht nur unsere Meinung Andern anzudeuten, sondern auch unserer Gedanken selbst zu helfen. Denn gleichwie man in großen Handelsstädten, auch im Spiel und sonst, nicht allezeit Geld zahlt, sondern sich an dessen Statt,

der Zettel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedient; also thut auch der Verstand mit den Bildnissen der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nämlich Zeichen dafür braucht, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmal, so oft sie vorkommt, von neuem zu bedenken. Daher wenn er sie einmal wohl gefasst, begnügt er sich hernach oft, nicht nur in äußerlichen Reden, sondern auch in den Gedanken und innerlichem Selbstgespräch das Wort an die Stelle der Sache zu setzen. (§. 6.) Und gleichwie ein Rechenmeister, der keine Zahl schreiben wollte, deren Halt er nicht zugleich bedächte, und gleichsam an den Fingern abzählte, wie man die Uhr zählt, nimmer mit der Rechnung fertig werden würde: also wenn man im Reden und auch selbst im Gedanken kein Wort sprechen wollte, ohne sich ein eigentliches Bildniß von dessen Bedeutung zu machen, würde man überhaupt langsam sprechen, oder vielmehr verstummen müssen, auch den Lauf der Gedanken nothwendig hemmen, und also im Reden und Denken nicht weit kommen. (§. 7.) Daher braucht man oft die Worte als Ziffern oder als Rechenpfennige anstatt der Bildnisse und Sachen, bis man Stufenweise zum Facit schreitet, und beim Verminftschluss zur Sache selbst gelangt. Vorans erscheint, wie ein Großes daran gelegen, daß die Wörter als Vorbilder und gleichsam als Wechselzettel des Verstandes wohl gefasst, (bien formés) wohl unterschieden, zulänglich, häufig (expressifs), leichtfließend und angenehm seyn.“ — (§. 8.) „Man hat demnach die Kabbala oder Zeichenkunst nicht nur in denen hebräischen Sprachgeheimnissen, sondern auch bei einer jeden Sprache nicht zwar in gewissen buchstäblichen Deutungen, sondern im rechten Verstand und Worte zu suchen.“

So weit unser großer Lehrer. —

Auch Aristoteles π. ἴριμ. c. 1. sagt: ἔστι μὲν οὖν τὰ ἐν τῇ φωνῇ, τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων σύμβολα· καὶ τὰ γραφόμενα τῶν ἐν τῇ φωνῇ· καὶ ὥσπερ οὐδὲ γράμματα πᾶσι τὰ αὐτὰ, οὕτως οὐδὲ φωναὶ αἱ αὐταί· ὧν μίντοι ταῦτα σημεῖα πρώτως, τὰ αὐτὰ

πᾶσι καθήματα τῆς ψυχῆς · καὶ ὦν ταῦτα  
ὁμοιώματα, πράγματα ἴδῃ τὰ αὐτά.

Die Wörter der Sprache sind demnach Zeichen der Vorstellungen, wie Berkeley sagt (bey Hamann 7, 3), „daß allgemeine und abstracte Ideen nichts als besondere sind, aber an ein gewisses Wort gebunden, welches ihrer Bedeutung mehr Umfang oder Ausdehnung gibt und zugleich uns jener bey einzelnen Dingen erinnert.“ Hiedurch ist die Naturnothwendigkeit der sprachlichen Zeichenkunst nicht bloß aus der Eingeschränktheit unserer Fassungskraft erklärt und begründet, sondern eben so sehr aus der Natur der Anschauung, die begrifflos ist und darum dem Geiste schlechterdings nicht genügen kann. Die sprachliche Zeichenkunst dringt sich uns demnach auf zuvörderst als mnemonisches Mittel, Anschauungen und Begriffe festzuhalten; dann als gleichsam algebraisches oder logisch-analytisches Mittel, die Operationen des Denkens leicht und kurz zu vollziehen; ferner als topisches Mittel, von der Sprache aus über jeden Gegenstand gewisse Gesichtspunkte, Ansichten und Seiten zu erhalten, mittelst welcher wir, wenn noch die Beobachtung hinzukommt, die Eigenthümlichkeit und das Wesen so wie die Beziehungen und Verhältnisse eines Dinges in erweitertem Umfange und gründlicher zu fassen und zu erkennen im Stande sind.

Zu dieser Erweiterung und Ergründung dient insbesondere die in jeder Sprache unabweisbare Metapher, die von der Vergleichung und Combination ausgeht (welche nebst der Analyse und Synthese die vornehmsten Operationen der Phantasie und des Verstandes sind) und das combinatorische Vermögen, Wiß und Scharfsinn gleichmäßig übt und schärft.

„Es ist offenbar, daß die Metaphern einer Sprache, sagt Sulzer, alle Wahrheiten in sich fassen, welche man nur halb gesehen, oder von weitem erblickt hat, ohne sie entwickeln zu können. Es ist aber unlängbar, daß jeder Mensch weit mehr Wahrheiten empfindet, als er zu beweisen im Stande ist. Denn

wie es Ideen gibt, die man nur auf eine anschauende Art faßt, so gibt es auch anschauende oder unentwickelte Schlußreden.“

Endlich aber zeigt sich die sprachliche Zeichenkunst als das erste und vornehmste Mittel der menschlichen Geselligkeit, zu gegenseitiger Anregung, Mittheilung und Verständigung, zum Austausch der Gedanken und Empfindungen und zur Einigung. Die Sprache demnach, als befestigend die Wahrnehmungen und Begriffe, und sie veranswendigend, verbindet Menschen mit Menschen, erhebt sie über die flüchtige Gegenwart und verleiht ihrem Denken und Wirken Dauer. Sie leistet dieses als Zeichenkunst, als Symbolik; und nicht mit Unrecht wurde in den älteren philosophischen Schriften in eigenen Abschnitten gehandelt: von der symbolischen Erkenntniß; siehe Locke's Essays on human Understanding I. III. Leibnitz Nouveaux Essays I. III. Bülfingeri Dilucidationes §. 280 — 283. Baumgartens Metaphysik §. 248. flg. 459 flg. Lambert's Neues Organon Th. II. a. Auf. Maimons Versuch einer Transcendentalphilosophie mit einem Anhang über die symbolische Erkenntniß; Sulzer Verm. phil. Schriften Bd. II. u. m. a.; dem gemäß handelt auch Destutt Tracy im Systeme d'Idéologie nach einer Art Psychologie und Logik am Ende: de la Métaphysique ou — Grammaire generale!!

Hiermit ist die Nothwendigkeit der sprachlichen Bezeichnungskunst für jedermann hinlänglich und einleuchtend erwiesen; sie zeigt sich in jeder Sprache verwirklicht; nur die Möglichkeit ist hiermit nicht erwiesen, nicht erklärt, wie die Vorstellung nothwendig das Wort, wie der Begriff sich die sprachliche Form erzeuge und verlaubliche.

Dieses in Beziehung auf die natürliche und Ursprache zu versuchen, wie es der tiefsinnige Fulda in seinem Wurzellexicon unternommen hat, würde zu weit führen, ohne doch ein erkleckliches Resultat zu geben; und da die eine Ursprache, wenn es je

eine einige und in größerer Ausdehnung und Dauer gegeben hat, doch irgendwie in der einen oder anderen der früher bezeichneten 3 — 4 Stammsprachen, oder in allen zumal mehr oder minder erhalten und in Nesten und Trümmern, Aehnlichkeiten und andern Einzelheiten aufbewahrt seyn könnte: so wird es gestattet seyn, im Verfolg immer mehr auf das historisch vorliegende und gegebene Sprachmaterial in dem angegebenen Kreise hinzublicken und nach diesem gleichsam die Fahrt hinzulenten.

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

## II. Zoologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Auf die Beschreibung der äußerlichen Theile folgt eine ziemlich ausführliche des Knochengeriistes, wovon wie hauptsächlich nur auf die Zähne Rücksicht nehmen. Der Schädel hat im Allgemeinen große Aehnlichkeit mit dem des Otters; dasselbe gilt von den Schneide- und Eckzähnen, welche indeß bey dem Barendachs tiefer, kürzer und derber sind, als bey jenem. Auch die Backenzähne sind nach demselben Modell gestaltet, aber an Anzahl geringer, als bey dem Barendachs, und die schneidenden Fortsätze der Kronen sind fast verwischt. Auch hat der Otter einen sehr starken platten Ansaß an dem obern Reißzahn, und einen außerordentlich breiten queren Höckerzahn hinter ihm, während der Barendachs am Reißzahn einen zwar flachern, aber schmälern Ansaß, und der Höckerzahn eine schwächere Fläche hat. Das Ueberige ist schon in der Charakteristik der Gattung angegeben. Das Gebiß des Dachs ist gänzlich von dem des Barendachs verschieden.

Abgebildet ist der Kopf, Vorder- und Hinterfuß von der Unterseite, so wie der Schädel nebst der besondern Darstellung der obern und untern Zahnreihe.

### 2) Description of three New Species of Paradoxurus, inhabiting the Southern, Central and Northern Regions of Nepal respectively, with Notices of the Habits and Structure of the Genus. By B. H. Hodgson. S. (72 — 86.)

Es sind drey Arten dieser schwierigen Gattung, welche hier nach dem Leben beschrieben werden.

1) *Paradoxurus hirsutus* Hodg. ist sicherlich identisch mit *Viverra Bonard Blainv.*, welche letztere von Blainville nach einem Gemälde beschrieben worden ist. Die Länge dieser Art beträgt von der Schnauze bis zum Schwanz-Ende 45"; der Schwanz ist fast so lang als das Thier. Die Färbung ist hellgelb, mit Schwarz stark getüpfelt, und ohne alle Zeichen und Linien auf dem Leibe. Nase, Oberlippe, Schnurrebart und ein breites Band, von hier aus über die Wangen, Ohren, Kinn und Unterkiefer verlaufend, die Vorderfüße und die Hintern von der Ferse an zugleich mit dem letzten Schwanzdrittel sind schwarz oder schwarzbraun. Die Sohlen und Schwänze sind bräunlich fleischgrau; die Rücken Theile der Lippen, Ohren und der Genitalgegend rein fleischfarben.

Der Pelz ist zwenerten Art; straffe, 2¼" lange Haare untermischt mit Wolle. Der Schwanz ist cylindrisch, allmählich sich verschmälernd, an der Basis dick, nicht greifend, ausgestreckt, fast horizontal getragen und die Spitze etwas gehoben. Das Weibchen hat vier Zehen. Diese Art ist in den offenen Gegenden Nepals, so wie in den brittischen Distrikten auf der linken Seite des Ganges zu Hause.

2) *Paradoxurus nipalensis* Hodg. Diese Art ist 48 — 59" lang, wovon der Schwanz fast die Hälfte ausmacht; sie ist robuster, als die vorige. In dieser Beziehung, so wie durch den gerollten Schwanz und kürzeres Gesicht weicht sie wesentlich von *P. hirsutus* ab und kommt dagegen mit *P. Typus* Cuv. überein.

Der Pelz besteht aus 1½" langen, schiefersfarbenen, röhrliggelb und schwarz geringelten Haaren und kürzere, schiefersfarbener Wolle; hiedurch wird im Allgemeinen die Färbung fagen- oder bräunlichgrau, ohne alle Flecken auf dem Leibe. Mitte des Halses, Brust, Bauch und die Innenseite der Gliedmassen rein röhrliggelb; Schwanzspitze, Pfoten, Ohren, Lippen, Kinn, eine krumme Linie auf den Wangen, und ein länglicher Flecken über den Augen schwarz. Das Weibchen hat 4 Zehen.

Bereizt konnte dieses Thier eine gelbliche, stinkende Flüssigkeit aus 4 Poren, von denen je zwey auf jeder Seite des Afters lagen, von sich geben. Die Organe, welche diese Fenchtigkeit aussondern, sind zerstreute, körnige Flecke, (specks), von welchen keine Gänge zu den Poren sichtbar sind. Aehnliche Poren sind bey den andern beyden Arten nicht vorhanden, obschon die Secretion bey allen existirt. Dieser Secretions-Apparat hat bey allen 3 Arten dieselbe Lage und Form; er besteht aus zwey mandelförmigen Drüsen, von denen jede edweise auf eine Seite des männlichen Gliedes oder der weiblichen Geschlechtspalte gestellt ist. Gedrückt geben diese Drüsen aus zahllosen kleinen Poren eine stark riechende, helle, dicke Substanz, gestandenem Hönig ähnlich, von sich.

Diese Art ist in der Centralregion von Nepal sehr gemein; sie verläßt niemals die Waldungen und selten die bergigen Gegenden.

3) *Paradoxurus lanigerus* Hodgs. Diese Art, welche auf die nördliche Gegend Nepals beschränkt ist, mißt nur 52", wovon der Schwanz bloß 12", also wenig mehr als  $\frac{1}{5}$  der ganzen Länge ausmacht. Die Ohren sind an der Außenseite behaart, und der Schwanz ist ungerollt. Der Pelz besteht ganz aus Wolle, vollkommen ähnlich der eines grobwoelligen Schaafes; sie ist ohngefähr 1" Zoll lang und in Flocken vereinigt, welche ein gekräuseltes Ansehen veranlassen. An den Beinen und im Gesichte ist der Pelz kürzer. Die Farbe ist einfarbig erdbräun, am Unterleib heller und ins Gelbliche fallend, die Schuppen sind weiß und die nackten Theile graulich fleischfarben.

Zuletzt folgt noch eine anatomische Beschreibung des *Paradoxurus hirsutus* in beständiger Vergleichung mit *Viverra* Rasse.

3) Note on the *Eurynorhynchus griseus*, by J. T. Pearson, Esq., Assistant Surgeon, Curator Mus. As. Soc. (S. 69 — 71 mit Abbild.)

Dieser schon früher unter dem Namen *Platalea pygmaea* Linn. bekannte, aber äußerst seltene Vogel wird hier ausführlich nach einem Exemplare beschrieben, das an der Edmonstones Insel, welche etwas nördlich von der Mitte von Sangur Sand gelegen ist, geschossen wurde.

4) Notices of the Ornithology of Nepal. By B. H. Hodgson (S. 143 — 192 mit einigen Fig.)

Eine Menge neuer Arten werden in diesem Aufsatz charakterisirt; da indeß von ihnen keine Diagnosen, sondern bloß ausführliche Beschreibungen gegeben sind, so begnügen wir uns mit der einfachen Aufzählung ihrer Namen und überlassen sie weiterer Prüfung.

1) Acht neue Arten von *Cinelosoma*, nämlich *C. nipalensis*, *albigula*, *grisauris*, *monilegera*, *melanura*, *coerulatae*, *rufimenta* und *setalea*.

2) Neue, dickschnäbelige Finken. Der Verf. ist nach der leidigen Weise der Engländer ein Freund von recht vielen Gattungen. Da er nun die neuen Arten dickschnäbeliger Finken nicht sämmtlich unter die Gattungen *Coccothraustes*, *Corythus* und *Pyrrhula*, zu welcher er ohnedieß manche nur fragweise gestellt hat, bringen kann, so errichtet er eine besondere Gattung *Munia*, von der es nicht die Mühe lohnt, hier ihren Charakter mitzutheilen. Wenn die Zerspaltung

sucht in gleicher Weise fortschreitet, werden endlich fast alle Arten zu Gattungen sich erheben. Was die eben erwähnten betrifft, gehören sie alle nach unserm Ermessen zur großen Gattung *Fringilla*. Der Verf. vertheilt seine neuen Arten folgendermaßen:

*Coccothraustes melanozanthos* und *carnipes*.

*Corythus Sipahi* und *subhirmachalus*.

*Munia rubroniger*, *acticandae* und *lineoventer*.

*Pyrrhula nipalensis* und *Epauletta*.

Ferner: *Carduelis nipalensis* und *Emberiza nipalensis*.

Auch sondert er noch eine neue Gattung ab, *Fringalanda*, deren einzige Art er *F. nemoricola* nennt.

3) Neue Gattungen von Tauben. Der Verf. will aus 2 neuen Arten 2 neue Gattungen machen, was uns als eine sehr überflüssige Bemühung erscheint. Die eine nennt er *Oncula insignis*, die andere *Toria nipalensis*.

4) Neue Gattung von Sydien. Aus kleinen Vögeln, welche die Sibirien mit den Certhien verbinden, und in mehreren Stücken an das Genus *Sibia* Hodgs. erinnern, macht der Verf. die neue Gattung *Yuhina* mit dreyn Arten, die er *Y. gularis*, *occipitalis* und *flavicollis* nennt.

5) Neue Eulen. Da die Gattungen, in welche man neuerdings das sehr natürliche Genus *Strix* zerfällt hat, durch Mittelglieder in einander verlaufen, so kann der Verf. seine neuen, und sehr interessanten Arten in ihnen nicht füglich unterbringen, weshalb er in mancher Verlegenheit kommt. Diese fällt indeß von selbst weg, wenn man die Gattung im Linneischen Umfang bestehen läßt. Die Arten sind folgende: *Ulula? newarensis*, *Bubo? cavarius*, *Bubo nipalensis* (28 — 30" lang), *Noctua tubigera* und *Tarayensis*, *Scops Sunia* und *Letitia*.

6) Neue Papagayen: *Palaeornis? nipalensis* und *Palaeornis schisticeps*.

7) Neue Arten von *Pomatorhinus* und seinen Verwandten. Der Verf. behauptet die generische Verschiedenheit von *Cinelosoma* und *Pomatorhinus*, und ordnet letzteren *Timalia* und *Prinia* als Untergattungen unter. Die neuen Arten sind:

*Pomatorhinus (Erythrogenys) Gouldii*, *schisticeps* und *rufocollis*; *Timalia nipalensis* und *pellotis*; *Prinia? (Suya Hodgs.) criniger*.

8) Neue Motacillen: *Dahlia docilis*, *Enicurus schistaceus*, *fuliginosus* und *immaculatus*, *Motacilla alboides* und (*Budytes*) *calcarata*. Schnabel und Füße von *Toria*, *Yuhina* und *Oncula* sind abgebildet.

(Schluß folgt).



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. August.

Nro. 172.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Philosophie de l'économie politique, ou nouvelle exposition des principes de cette science, par J. Dutens, Inspecteur-général des ponts- et chaussées etc. Paris, 1835. 2 Bände. 8.

Der Verfasser dieses Werkes hat bereits im Jahre 1804 eine Schrift über politische Oekonomie geschrieben, (analyse raisonnée des principes fondamentaux de l'économie politique) worin er die damals bey der französischen Regierung vorherrschenden Ansichten des Merkantilsystems vertheidigte. Er betrachtete das Sperrsystem mehr aus dem politischen Gesichtspuncte und die Aufmunterung im Inlande Waaren zu fabriciren, die man zuvor vom Auslande holte, als ein Hereinrufen von Bürgern, welche bisher schon mit ihrem Nahrungswesen dem Inlande angehörten, während sie politisch die Kraft eines fremden Staates verstärkten. Dieß konnte wenigstens für einen Versuch gelten, einer nicht länger haltbaren Meynung eine neue Stütze unterzuschieben. In dem vorliegenden Werke versucht es nun der Verfasser abermals, ältere Lehren, die seit lange keinen Vertheidiger mehr gefunden, wieder aufzufrischen. Er glaubt nämlich bemerkt zu haben, daß Adam Smith und seine Schüler die französischen Oekonomisten keineswegs widerlegen. Vornehmlich habe Smith übersehen, daß Quesnay auf weit höherem Standpunct stehe, als er. Quesnay betrachte nämlich alle Nationen der civilisirten Welt als ein Ganzes, während Smith nur ein und noch überdieß ein vorherrschend Handel- und Gewerbe-

treibendes Volk, nämlich England im Auge habe. Darum rede er bloß von der Arbeit und dem Capitale als Quellen des Reichthums, und übersehe den Boden. Wenn aber auch eine einzelne Nation von Gewerben und Handel allein sich erhalten könne, so sey dieß doch der Gesamtheit aller Nationen unmöglich. Aus diesem höheren Gesichtspunct sehe man bald, daß die Landwirthschaft die Hauptsache sey. Dieß werde denn auch in der neuern Lehre von der Bodenrente wieder anerkannt, welche ausdrücklich zugestehet, daß die Grundrente von dem Ueberschuß an Gütern herrühre, den der Landbau über den Verbrauch der mit ihm beschäftigten Arbeiter liefert, oder daß sie ein reines Geschenk sey, das die Vorsehung dem Menschen über die Kosten der Bearbeitung des Bodens gewähre. Nun läßt sich aber kaum etwas Unrichtigeres denken, als diese Behauptung. Denn eben das ist ja die Hauptdifferenz der ältern und der neuern Lehre von der Bodenrente, daß Adam Smith noch mit den Physiokraten der Meynung war, die Mitwirkung der Natur sey es, der man ursprünglich die Bodenrente verdanke, während die neuere Schule keine ursprüngliche Bodenrente zugestehet, sondern nachweist, daß sie erst in Folge der Differenz in den Beschaffungskosten des auf einem gewissen Markte erforderlichen Bedarfes von Erdfrüchten bey den Feldern entstehe, von welchen man die Früchte mit weniger anderweitigen Kosten zu Markt bringen kann, als die ungünstigsten Umstände erfordern, unter denen ein Theil der unentbehrlichen Zufuhr herbeikommt.

In einem neuoccurirten Erdstriche, wo sich je-

dem genug Land zur Bearbeitung darbietet, ist die ganze Nernte Vergeltung des Samens, der Abnützung der Geräthe und Gebäude, des Unterhalts der Arbeiter und der Nutzung aller dieser Auslagen; die Nutzung des Bodens hat noch gar keinen Tauschwerth, so lange überall genug Boden zu haben ist: hier ist denn noch von gar keiner Bodenrente die Rede.

Nimmt die Bevölkerung der neuen Ansiedelung so zu, daß die auf den nächstgelegenen oder fruchtbarsten Ländereyen gebauten Erdfrüchte nicht mehr den Bedarf decken, so muß der Preis derselben so weit steigen, daß sich der Anbau minder fruchtbarer oder entfernterer Felder lohnt. Die Besitzer der zuerst occupirten können aber auch ihre Früchte zu dem höheren Preise absetzen: sie erhalten also einen Ueberschuß über ihre bisherigen Auslagen und den üblichen Gewinn der angewendeten anderweitigen Capitale, und in ihm eine Vergeltung für die Nutzung des Bodens, der den ganzen Bedarf nicht zu liefern vermag und in dessen Besitz sie sich Anfangs setzten. Damit erst wird solcher Boden ein Gut von Tauschwerth. Man sieht leicht ein, daß, so oft derselbe Markt einen neuen Zuschuß von Erdfrüchten bedarf, dessen Beschaffung höhere Kosten erfordert, als die Zumarktbringung der bisherigen theuersten Zufuhr, die Preise aufs Neue steigen und den Besitzern aller bey den bisherigen niedrigen Preisen bauwürdigen Ländereyen einen Zuschuß zur der bisherigen oder überhaupt Rente verschaffen, was dann den Tauschwerth dieser Ländereyen entweder erhöht oder Neubegründet.

Darum, daß in solcher Weise ein Grundstück Rente gibt, das früher keine gab, ist in dessen Rohertrag gar keine Aenderung erfolgt; die Natur gewährt dem Besitzer nicht mehr, als Anfangs: nur der Anspruch ist gestiegen, den die Nachfrage der Nahrungs-Bedürftigen dem Grundbesitzer bey der Zumarktbringung seiner Nernte an das Gesamt-

product der Nation zugestekt, oder der Tauschwerth der Erdfrüchte.

Nach der Meynung des Verfassers ist aber die Bodenrente das product net der ältern Oekonomisten, das man als ein Geschenk der Natur empfängt.

Hiernach würde die Natur sich desto freygebig erweisen, je mehr in einem Lande die Bodenrente wüchse, das heißt, je höher aus Mangel an fruchtbarem oder wohlgelegnem Boden die Beschaffungskosten jedes neuen Zuschusses zum bisherigen Getreidbedarf und die Preise der Bodenerzeugnisse überhaupt stiegen, was ein offenbarer Widerspruch ist. Hiernächst fehlt der Verfasser noch darin, daß er den bekannten Satz, daß die Bodenrente nicht den Preis der Erdprodukte bestimme, sondern umgekehrt eine Folge des Steigens dieses Preises ist, so versteht, als würde die Bodenrente gar nicht von den Consumenten gezahlt (*le fermage n'entre pour rien dans le prix du blé et ne peut retomber sur le consommateur*). Denn nur in dem Preise des Getreides, das von den schlechtesten Feldern zu Markte kommt, mag wenig oder gar keine Rente enthalten seyn; von dem gleichhohen Preise her Erdfrüchte von fruchtbareren oder wohlgelegnen Ländereyen geht nothwendig immer ein Theil als Rente an den Grundbesitzer. Die Rente ist wohl ein Bestandtheil des Preises, der für alles Korn im Ganzen gezahlt wird, nicht aber ein Bestimmungsgrund der Höhe dieses Preises. Uebrigens nimmt er auch die weitere Behauptung Ricardo's allzustriet als wahr an, daß die Kosten der Beschaffung des leichtbegehrten Zuschusses von Erdfrüchten zu dem Bedarf eines Marktes die Bodenrente erhöhe. Die erste und eigentliche Ursache der Erhöhung der Bodenrente ist vielmehr die Steigerung der Getreidpreise, welche in Folge des Anwuchses der Bevölkerung vorübergehend eintreten würde, auch wenn alle Ländereyen gleichergiebig wären. Erst nachdem die höheren Preise gewissermassen eine Prämie auf stärkere Zufuhr legen, fragt es sich, ob diese zu den bis-

herigen Kosten oder nur zu höheren geschehen kann; im ersten Falle sinken die Preise bald wieder auf den alten Stand, im letzteren bleiben sie auf dem Sage stehen, der die höheren Kosten der neuen Zufuhr deckt.

Nachdem sich der Verfasser in solcher Weise bemüht hat, die neuere Lehre von der Bodenrente mit der einseitigen Ansicht der Physiokraten vom produit net zu vereinigen, bringt er deren weiteren Irrthum vor, daß die Gewerb- und Handeltreibenden keinen Ueberschuß über ihren Verbrauch liefern und darum dem Nationalreichtum nichts zusetzen. Sie, so wie die Dienstleistenden, nennt er den Grundbesitzern gegenüber die salarirte Volksklasse. In gleicher Weise sind nach ihm salarirte Nationen diejenigen, welche Gewerbswaaren ausführen. Auf die Einwendung, daß sich ja doch in der Hand der Gewerbtreibenden Reichtum sammle, erwidert er: dieß sey nur ein Uebergang des ursprünglich beim Grundbesitzer entstandenen produit net in andere Hände, wenn er im innern Verkehr erworben werde; wenn im Ruffhandel, bloß eine Art Tribut des in der Technik minder fortgeschrittenen Landes an das weiterentwickelte, der aufhöre, wie dort die Gewerbe sich ausbilden. Dabey ist es ganz consequent, das Kapital bloß als aufgesparten und umgeformten Reinertrag des Bodens anzusehen.

Über unbegreiflich ist es, wie der Verf. vom Kapitalzins und Unternehmergewinn sprechen kann, ohne das Haltlose jener ältern Ansicht wahrzunehmen. Denn was ist der Kapitalzins anders, als ein Ueberschuß der Productpreise über die Auslagen, ein produit net, das der Consument des Productes dem Kapitalisten ganz eben so bewilligt, wie die Bodenrente dem Grundbesitzer? Beyde sind hoch oder niedrig, nach Verhältniß der Seltenheit von Boden und Kapital und der Nachfrage nach Producten, zu deren Herstellung man diese bedarf.

In einen andern Widerspruch verfällt der Ver-

fasser, wenn er den heut zu Tage allgemein angenommenen Satz annimmt, daß es im Interesse der Gesammtheit liege, alle Producte zu möglichst niedrigen Kosten zu erzeugen, und doch dabey behauptet, von der Größe der Bodenrente hänge die Bereicherung einer Nation ab. Offenbar läßt sich nichts Vortheilhafteres denken, als wenn die Erzeugungskosten der Erdfrüchte im Ganzen oder wenigstens auf den Ländereyen vermindert werden könnten, deren Anbau die höchsten Kosten verursacht. Damit würde der Getreidpreis sinken und ein Theil der Bodenrente verschwinden, die bisher nur eine Folge des Unterschieds der Productionskosten auf den verschiedenen Ländereyen gewesen. Aber gerade diese Verminderung der Rente sollte dem Verfasser wie eine wirthschaftliche Calamität erscheinen, nachdem er hohe Bodenrente als ein wohlthätiges Geschenk der Natur gepriesen.

Uebrigens, wie richtig es auch ist, daß Verringerung der Productionskosten wie eine Bereicherung der Consumenten wirkt, so ist doch nicht zu übersehen, daß nicht alle Arten der Kostenminderung gleich vortheilhaft auf die Volkswirtschaft im Ganzen wirken. Unbedingt günstige Folgen hat eine Ersparniß am Stoff und am fixen Kapitale. Ein Sinken der Kapitalzinsen und der Bodenrente bringt wohl den Consumenten und Unternehmern Vortheil, den Kapitalisten und Grundbesitzern Nachtheil; doch ist dieser weniger zu beachten, da er selten die Existenz derselben bedroht. Nührt dagegen die Kostenersparniß daher, daß der Lohn sinkt, oder daß man weniger Arbeiter bedarf, sey es überhaupt, oder weil man sie durch Maschinen ersetzt, so kann sie im ersten Falle dauernd, im letztern wenigstens vorübergehend einen Theil der Bevölkerung in Noth bringen. Ist insbesondere ein Sinken des Lohns die Ursache, so ist der Vortheil der Consumenten rein auf Kosten der Arbeiter errungen und die Kostenersparniß kauft nur auf eine andere Theilung der bisherigen Gesammtproduction hinaus, wobey

der Arbeiter einen kleineren Theil, als bisher, erhält; es sey denn, daß er durch den Ankauf der forthin wohlfeileren Producte für seinen Lohnengang entschädigt wäre, was wohl nie der Fall ist. Dieser Punct ist bisher noch von keinem Schriftsteller gehörig berücksichtigt worden, und auch in vorliegender Schrift ist er gänzlich übersehen.

(Schluß folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

II. Zoologische Abhandlungen.

(Schluß.)

5. Sketch of an undescribed Hooded Serpent, with Fangs and Maxillar Teeth. By Dr. Th. Cantor. (S. 87 — 93 mit 3 Tafeln.)

Eine merkwürdige, neue Gattung, vom Verf. Hamadryas genannt, und mit folgenden generischen Merkmalen bezeichnet:

Caput latum, subovatum, deplanatum, rostro brevi, obtuso. Canthus frontalis obsoletus. Buccae tumidae. Oculi magni, prominentes, pupilla rotunda. Nares late apertae, laterales, duorum scutellorum in confinio. Scuta rostralia frontalibus minor; scuta supraorbitalia senti verticis ejusdem magnitudinis, scutella praeorbitalia duo, postorbitalia tria; scuta occipitalia maxima, sex magnis scutis circumdata. Dentis veneni antici, pone quos pauci dentes maxillares. Gula squamosa. Collum dilatabilis. Truncus teres, abdomine rotundato, squamis laevibus, per series obliquas dispositis, imbricatim tectus. Cauda brevis, scutis et scutellis tecta.

Die einzige Art benennt der Verf. Hamadryas Hannah und giebt von ihr folgende Diagnose: Superne olivaceo-viridis, striis sagittalibus nigris cineta; abdomine glauco, nigro-marmorato; cauda fere  $\frac{1}{2}$ .

Zu dieser Beschreibung haben wir nur noch die Angaben über die Länge zuzusetzen. Von 4 Exemplaren, welche der Verf. erhielt, hat das geringste eine Länge von 7' 11,8", das größte von 9' 9,7"; nach der Angabe der Eingebornen sollen sie über 12' groß werden.

Obchon diese Schlange im Allgemeinen sehr mit den Brillenschlangen übereinkommt, so hebt doch der Verf. mehrere Merkmale hervor, nach welchen sie als besondere Gattung von ihnen abgefordert werden kann. Diese weisen sich nach seinen Angaben, wovon er allein auf Naja tripudians Rücksicht genommen hat, durch folgende Stücke aus:

- 1) Durch Kieferzähne hinter den Giftzähnen. Es ist zu bedauern, daß der Verf. auf Zahl und Beschaffenheit dieser Zähne nicht näher eingegangen ist. Aus der Abbildung des Schädels zu schließen, sind hinter dem großen Giftzahn auf dem Oberkiefer noch 4 kleinere, welche aber gleichwohl die Gaumenzähne an Größe übertreffen.
- 2) Durch den Dorn am Os occipitale interius, welcher größer als bey Naja ist.
- 3) Durch die Integumente des Kopfes. Zur Vergleichung ist der Kopf von Naja tripudians mit abgebildet; Ref. muß indeß hiebey bemerken, daß während allerdings die indische und egyptische Brillenschlange gewöhnlich nur ein Os postoccipitale besitzen, bey unserm in Branntwein aufbewahrten Exemplare von Naja tripudians dasselbe, wie bey Hamadryas, in zwey zerfallen ist.
- 4) Durch die Integumente auf der untern Seite des Schwanzes. Während nämlich diese bey den Brillenschlangen mit lauter getheilten Schildern besetzt ist, kommen bey Hamadryas anfangs lauter einfache und nachher erst die getheilten Schilder.
- 5) Durch die Färbung.
- 6) Durch die Nahrung, welche bey dieser Gattung hauptsächlich in Schlangen besteht.
- 7) Durch ihre Größe, welche die der Brillenschlangen übertrifft.

Obchon die hinter dem Giftzahn folgenden (und auch in dieser Gattung wahrscheinlich undurchbohrten) Zähne des Oberkiefers in der Familie der Giftnattern etwas Gewöhnliches sind, so läßt sich doch die Aufstellung von Hamadryas, als einer von Naja geschiedenen Gattung, wohl rechtfertigen.

Dieser Abhandlung sind 3 Tafeln beygegeben, von denen die erste Kopf- und Halsstück von der obern und untern Seite darstellt und kolorirt ist; die dritte giebt die Haupttheile des Körpers in Umrissen. Die zweite Tafel liefert die Abbildung des Schädels nebst anatomischem Detail des Drüsenapparates des Kopfes, woraus ersichtlich ist, daß derselbe nach dem Typus der Brillenschlange, wie ihn Meckel an den Naja lutescens dargestellt hat, gebildet ist.

A. W.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. August.

Nro. 173.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Des Horaz Brief an die Pisonen oder über die Dichtkunst. (Als Einleitung in die Aesthetik, für Schulen und für Gebildete überhaupt.) Urschrift, Uebersetzung, Erklärung. Von August Arnold. Berlin, Posen und Bromberg in Kommission bey Mittler. 1836. 4. VIII. u. 40 S.

Herr Arnold, Professor und Gymnasial-Direktor in Königsberg, welcher diese kleine Schrift in einer mit vieler Wärme geschriebenen Dedikation dem Herrn geheimen Hofrath Jakobs in Gotha zugeeignet hat, glaubt nach dem Vorwort durch richtigere Entwicklung und Darlegung des Inhalts, durch Treue der Uebersetzung, dann auch durch metrische Genauigkeit in dieser Bearbeitung der a. p. mehr als seine Vorgänger geleistet zu haben. Was er in diesen drey Punkten gethan, geht nach seiner Vorw. S. VII. geäußerten Meinung auch die Philologen an, während diese in den andern Stücken (für Kritik, Grammatik, Antiquitäten) nicht viel Neues und Bedeutendes darin finden werden. Im Uebrigen hat er die Schrift für Freunde der alten Literatur, für Gebildete überhaupt, besonders aber für Schüler der beiden höhern Klassen bestimmt, sowohl zur Privatlektüre, als auch zur Grundlage des Unterrichts in der Poetik oder der Aesthetik.

Referent will zuerst die Uebersetzung dann Anmerkungen und Einleitung betrachten. Was der ersteren Treue betrifft, so läßt sich die große Mühe nicht verkennen, welche sich Herr A. gegeben hat, dieser Anforderung Genüge zu leisten. Als Probe davon mögen die ersten zehn Verse hier stehen:

Wenn an das menschliche Haupt ein Maler den  
Hals von dem Pferde  
Wollt' anfügen und mit buntpfarbigen Federn um-  
kleiden  
Stücker zusammengetragen umher, daß widerlich  
endet'  
Oben ein reizend gestattetes Weib in den dunkeln  
Fisch sich:  
Ließ' Euch solches man schau'n, hielt Einer das  
Lachen, Ihr Freunde?  
Glaubt, Pisonen, es nur, es ähnelte solchem Ge-  
mälde  
Völlig das Buch, worinnen des Fiebernden Träumen  
vergleichbar  
Nicht'ge Gebilde sich fänden, daß weder der Fuß,  
noch das Haupt auch  
Zukäm' einer Gestalt. — „Stets hatten die Dich-  
ter und Maler  
Was sie immer nur wollten zu wagen die gleiche  
Befugniß.“

Ref. hat auch nur ganz Weniges, wie B. 28 das Wort tutus in der Uebersetzung übergangen gefunden:

Wer zu ängstlich sich fürchtet vor Sturmwind, kriecht  
an der Erde.

Ebenso findet sich nur ganz selten ein wahrlich, doch, so, auch, nur hinzugehan, wo der Sinn es nicht zu erfordern schien, wie B. 65. 112. 219. 259. 317. 456. Er macht nicht oft den deutschen Ausdruck stärker, als der des Originals B. 12. inmitia das Wildeste; B. 49. abdita rerum der Dinge Geheimstes. B. 260. In scenam missos cum magno pondere versus — Verse, entsandt zur Bühne mit eentnerschwerem Gewichte. Dagegen schwächt er den Ausdruck des Originals hie und da, indem er z. B.

359 bonus Homerus der Gute, 374 Symphonia Töne, 398 concubitus Verbindung, 401 insignis der Berühmte, 403 exacuit reizte, 471 minxerit neigte, 474 acerbus beschwerlich übersezt. Auch sonst noch möchten gegen die Richtigkeit der Uebersetzung im Einzelnen allerlei Einwendungen zu machen seyn. So hat Herr A., ohne Zweifel in Rücksicht der metrischen Schwierigkeit, die der Gebrauch der andern adversativen Partikeln erregte, in mehreren Stellen doch so gebraucht daß nach dem Dafürhalten des Ref. ein unrichtiger Sinn herauskommt. So übersezt er B. 389, 390 delere licebit, Quod non edideris; nescit vox missa reverti: austreichen ja kannst du, Was du heraus nicht gabst; nicht kehrt das entsendete Wort doch. Hier bewirkt die unrichtige Stellung der Partikel am Ende des Satzes, daß sie ihren adversativen Sinn verliert, und, was ein Gegensatz gegen das unmittelbar vorhergehende seyn soll, die Gestalt eines fördernden Grundes für denselben angenommen hat. Uebrigens findet sich hier in dieser Stelle noch die Unregelmäßigkeit, daß der lateinische Text eine andere Interpunction hat, als die Uebersetzung. Jener hat B. 388. nach annum ein Doppelpunct: und macht aus B. 389 einen zusammenhängenden Satz, während diese mit delere einen neuen, durch ein Punct vom vorhergehenden getrennten Satz beginnt. Andere Stellen, in welchen ebenfalls durch unrichtiges Nachsetzen von Doch gefehlt ist, sind B. 26. 27. 77. 112. 176. 182.

Er übersezt B. 29: Qui variare cupit rem prodigialiter unam — wer Eins strebt zu verändern in Staunen erregender Weise. Man sieht schon am folgenden: Delphinum silvis appingit, wie variare zu nehmen sey, so nämlich, daß dieselbe Sache eine große Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen darbieten soll. Herr A., der mit seinen Vorgängern hier verändern übersezt, hätte wenigstens in einer Anmerkung angeben sollen, in

welchem ungewöhnlichen Sinne dieses Wort hier zu nehmen sey. Er folgt B. 32. der Lesart Bentley's: Aemilium circa ludum faber unus —, ohne durch die schönen Beweisstellen, wodurch B. die Möglichkeit der Deutung: unus: omnium optime capillos et ungues exprimet, nachweist, sich zur richtigen Uebersetzung hinleiten zu lassen; er übersezt: Bey des Aemilius Schule ist einer der Schmiede geschickt wohl — und sagt in der Anmerkung: unter diesen, d. i. Handwerkern, mag einer (oder der andere) Nägel... formen können. Denn unus so zu nehmen, verbietet doch offenbar der Sprachgebrauch. Desgleichen B. 34: Infelix operis summa — Doch unglücklich zugleich im Gesamtwerk. Aber eine Bildsäule ist ja kein Gesamtwerk; das Ganze und das Gesammte sind ja nicht Eines. Im B. 45 übersezt er: promissi carminis auctor der verheißende Dichter, und sagt dazu unten, es bedeuete ganz einfach: ein Dichter, der sich daran begibt — verheißt — etwas zu dichten. Hier hat Hr. A. nicht bedacht, daß wenn man promissi blos so nimmt, es ein ganz müßiges und leeres Wort werde, das man den edeln Dichter unmöglich kann sagen lassen. Die in dem Wort liegende Emphase kann uns um so weniger befremden, da wir Deutsche ebenfalls etwas versprechen statt viel versprechen sagen, wofür verheissen natürlich nicht gesagt werden kann. In den Versen 48 — 51: Si forte necesse est, Indiciis monstrare recentibus abdita rerum; Fingere cinctutis non exaudita Cethegis Continget. — Wenn etwa es nöthig, daß durch neue Bezeichnung der Dinge Geheimstes man aufschließt, fügt es sich wohl, daß man nie Erhörtes den schlichten Cethegen bildet — wird durch zwey Unrichtigkeiten der Sinn für den Leser, der durch's Deutsche sich helfen will, sehr dunkel und beynahe unverständlich. Es ist schon oben bemerkt, daß der Superlativ im Deutschen für abdita eine überflüssige Steigerung sey. Aber abdita

rerum steht hier wie Sat. 2, 8, 83 ridetur fictis rerum ohne allen partitiven Sinn; es ist das noch nicht Bekannte, welches, für den Leser oder Zuhörer früher noch gar nicht vorhanden, nicht aufgeschlossen, sondern, was monstrare auch allein heißen kann, gezeigt, dargestellt werden soll. Uebersetzt man ferner mit Hrn. N. non exaudita nie Erhörtes, so muß der Leser, welcher das Lateinische durch die deutsche Uebersetzung, nicht die deutsche Uebersetzung durchs Lateinische verstehen lernen will, nothwendig glauben, es sey hier die Rede nicht von neuzubildenden Wörtern, die von den Gethögern ja nicht erhört, sondern nur gehört werden konnten, sondern von Sachen, deren Wunderbarkeit früher unerhört gewesen sey. Auch hier hilft die Anmerkung zu B. 50 dem Verständniß der Uebersetzung nicht nach. Was der Dichter B. 72. vom usus sagt: Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi, wird durch Hrn. N's. Uebersetzung ebenfalls dunkel und unrichtig; Der beym Sprechen das Urtheil gibt, und das Recht und die Richtschnur. Abgesehen davon, daß loquendi hier doch eigentlich nur mit Sprache richtig wiedergegeben werden kann, mußte die Uebersetzung auszudrücken wissen, daß der Gebrauch nicht beym, sondern über das Sprechen, über das Material der Sprache verfügt; noch unrichtiger ist zu sagen, der Gebrauch habe beym Sprechen das Recht; was allerdings durch die richtige Präposition schon minder schlimm geworden seyn würde. Jedenfalls sollte hier eine Anmerkung die zweyte und dritte Klasse der vom Uebersetzer gedachten Leser aufs Richtige leiten. Aber sie fehlt auch hier. Unrichtig und undeutlich für solche Leser, denen ja allein die Uebersetzung gewidmet seyn kann, ist auch der 90ste und 91ste Vers übergetragen:

Indignatur item privatis ac prope socco  
 Dignis carminibus narrari coena Thyestae:  
 So erregt Unwillen es auch, in gemeinen, dem  
 Sockus  
 Ziemenden Liedern erzählt zu werden, dem Mahl  
 des Thyestes.

Herr Arnold sagt in der Anmerkung: „wenn es auch dunkel ist, so glaube ich doch die Wendung nicht ändern zu dürfen, daß dem Mahle des Thyestes es Unwillen erregte u. s. w.“ Aber wenn auch unsere Sprache das Mahl so personificiren könnte, woran Ref. sehr zweifelt, so dürfte eine uns so fremde Vorstellung nicht durch die verrenkte Saggbildung noch mehr erschwert werden. Zudem lag es offenbar näher, indignari in seiner ersten Bedeutung etwas seiner unwürdig halten, zu nehmen; und privatis durch gemein wiederzugeben, ist vollends ganz unrichtig, sowohl nach der allgemeinen Bedeutung des Wortes, als nach dem Zusammenhang in dieser Stelle. Petri, den übrigens Ref. dem Hrn. N. nicht gleichstellen möchte, hat besser übersetzt: In gewöhnlicher, ja fast femischer Sprache zu schildern. Ref. glaubt, daß privatus hier wie außerdem in manchen Stellen bürgerlich heiße. Nicht minder werden Leser der zweyten und dritten Klasse ungewiß seyn, was sie aus dem unmittelbar folgenden Vers machen sollen: Jeder behaupte geziemend den Ort, der ihm durch das Loos ward.

(Fortsetzung folgt).

Philosophie de l'économie politique,  
 ou nouvelle exposition des principes de  
 cette science, par J. Dutens, Inspecteur-  
 général des ponts- et chaussées etc. Paris,  
 1835. 2 Bände. 8.

(Schluß.)

Wir übergehen einige andere schwache Seiten die der Verf. bey seinem Bestreben zeigt, die Lehre der Physiokraten mit den Ergebnissen neuerer Forschungen zu vereinigen, und deuten nur noch den Hauptirrhum an, in dem er mit allen andern Anhänger des physiokratischen Systems sich befindet. Sie übersehen nämlich, daß jeder Umtausch zwey

Gütermengen voraussetzt, und gehen nicht bis auf die Form zurück, in der das neue Product eines Jeden vorhanden ist.

Vermöge dieses Irrthums finden sie es nicht unmöglich, daß der Grundbesitzer den vollen Werth seiner Bodenrente theils unmittelbar, theils umgeformt in Gewerkswaaren, theils in damit eingetauschten Fremdwaaaren selbst verzehre und doch die Gewerb- und Handeltreibenden von eben derselben Rente leben sollen. Zwar versucht hier Hr. Dutens eine Verbesserung der ältern schroffen Lehre der Physiokraten, indem er zugiebt, die Gewerbtreibenden producirten allerdings ein Aequivalent für das, was sie von den Grundbesitzern erhielten; aber sie verzehrten genau dieselbe Gütermasse während ihrer Production und vermehrten daher den National-Reichthum nicht.

Allein auch der Grundbesitzer verzehrt seine Rente, während sein Boden auf's Neue bestellt wird und Frucht bringt. Daß dieß nicht ganz in Natur, sondern zum Theil nur in den Gegenwerthen geschieht, die er dafür eintauscht, hat er mit dem Gewerksarbeiter und mit dem Kapitalisten gemein dessen Vermögen in einem Gewerksunternehmen steckt. Soll aber der Ueberschuß entscheiden, der am Schlusse jeder Periode in den Wirthschaften dieser verschiedenen Klassen über den eigenen Verbrauch vorhanden ist, so müßte erst nachgewiesen werden, daß in der Regel die Grundbesitzer größere Ersparnisse ansammeln, als die Gewerb- und Handeltreibenden und die Dienstleistenden. Es ist indeß ganz vergeblich, Jemand über diese Dinge zu belehren, der nicht vor Allem fragt, was denn ursprünglich und isolirt betrachtet, die Unterhaltsmittel jedes Einzelnen, oder die neuen Güter sind, auf die er mit seinen immer wiederkehrenden Bedürfnissen hingewiesen ist. Eine einfache Zergliederung zeigt nun, daß Keinem andere Güter von Tauschwerth immer aufs Neue zu Gebot stehen, als die Leistungen der eigenen Arbeitskraft und die Nutzungen seines Vermögens (hierun-

ter den Boden inbegriffen). Die Technik des Landbaues wie der Gewerbe hat nur zum Zweck, jenen ursprünglich neuen Gütern die Form zu geben, in der sie dem Bedürfniß am besten dienen, und aller Umtausch von Producten ist im Grunde nichts Anderes, als ein Umtausch von Arbeiten und Vermögensnutzungen, wobey Niemand dauernd Käufer seyn kann, der nicht eben so anhaltend neue Gegenwerthe darbietet.

Diese inneren und ursprünglichen Beziehungen der Production und des Tauschverkehrs kennt nun Herr Dutens gar nicht; es ist aber hier nicht der Ort, sie ausführlicher zu entwickeln. Wir bemerken nur noch, daß er nicht bloß das physiokratische System, sondern später, in der Lehre vom Handel, sogar auch das Verbotwesen zu vertheidigen sucht. Nachdem er früher ausdrücklich zugestanden, daß möglichst wohlfeile Production die Hauptbedingung des wirthschaftlichen Gedeihens eines Volkes sey, sucht er später die Nothwendigkeit des Gewerkschutzes durch hohe Zölle und Verbote daraus zu beweisen, daß ja doch jeder Producent gegenüber von den vertheuerten Producten der beschützten Gewerbe auch seine Waaren vertheuere, immer der Lohn proportional mit den erhöhten Güterpreisen steige, die armen Gewerksarbeiter Schutz bedürften, und was dergleichen oberflächliche Behauptungen mehr sind, mit denen man sich nirgend häufiger als in Frankreich über den Fortbestand ungeschickter älterer Regierungsmaßregeln tröstet, die dem Vortheil einer Partey dienen.

Aus alle dem geht hervor, daß die Wissenschaft durch die Schrift des Hrn. Dutens nichts gewonnen hat: wer mit der Litteratur des Faches bereits bekannt ist, dem bietet sie keine Belehrung; einen Anfänger aber würde sie durch die Erneuerung längst widerlegter Irrlehren verwirren.

F. W. W. Hermann.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. September.

Nro. 174:

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Des Horaz Brief an die Pisonen oder über die Dichtkunst. (Als Einleitung in die Aesthetik, für Schulen und für Gebildete überhaupt.) Urschrift, Uebersetzung, Erklärung. Von August Arnold. 2c.

(Fortsetzung).

Wer das Lateinische versteht, weiß auch das Deutsche zurechtzulegen, da ihm bekannt ist, daß *sortiri* oft ein Empfangen bezeichnet, welches vom Loose nicht abhängt. Jene aber werden sich besinnen wie denn die Tragödie ihren Ort (Platz) durchs Loos empfangt, nachdem gerade zuvor V. 86 von den bestimmten (in der Natur einer jeden Gattung von Drama liegenden) Gesetzen gesprochen war. Auch hier hat das Streben des Uebersetzers, treu zu seyn, der Wichtigkeit Eintrag gethan. Gleich unrichtig und für das Verständniß dessen, was der Dichter sagen will, nachtheilig ist V. 119 *linge* übersetzt: Folge der Sage, wo nicht in sich Einstimmiges bildet! In der Einleitung S. 7 wird *linge* richtig mit erfinden gegeben; in den Anmerkungen aber ist kein Fingerzeig über diesen Vers. Gebildet wird auch der vorhandene Stoff, den etwa Homer liefert; *linge* hätte hier offenbar mit *schaffe* gegeben werden sollen. *Jura neget sibi nata* V. 122 wird übersetzt: vernein' er, Rechte für ihn seyn da — was wieder einen falschen Sinn gibt, da *jura* hier nur Gesetze heißen kann. Ganz verfehlt erscheint dem Ref. die den V. 128 — 130 gegebene Deutung: „Schwer ist's eigenthümlich zu sagen Be-

kannteres! Besser wirst du die ilische Dichtung jedoch ausspinnen in Akte, als wenn du vorbringst, was noch keiner gekannt und gesehn hat.“ Herr Arnold sagt in der Anmerkung: öfters ist es bey Horaz der Fall, daß ein Zwischenredner eintritt und einen Einwurf macht; so auch hier: es ist schwer, *communis* — in Bezug auf *faciam sequere* — d. i. was Alle kennen, Allen ein Gemeingut ist, auf eine eigenthümliche, neue (originale) Weise und also überhaupt, anziehend (so daß es gefalle,) zu sagen. Der Dichter erwidert darauf: und demnach nimmst du besser das Bekannteste, (d. i. selbst die Ilias) zum Stoff deines Dramas u. s. w. Hier hätte Hrn. A. schon das einzige *tuque* V. 128 bewegen sollen, auf seine höchst gezwungene Erklärung zu verzichten. Denn wenn auch *difficile est proprie communia dicere* das heißen und seyn könnte, was Herr A. mit früheren Auslegern will, so kann der Dichter seine Gegenrede und Widerlegung nimmermehr mit *tuque* anfangen, indem auch diese Uebersetzung ganz unrichtig dem *que* die Bedeutung von *jedoch* beylegt. Außerdem aber kann *proprie dicere* das nicht heißen, was Herr A. will. *Communis* ist das Abstracte, *proprie* das Concrete: es ist schwer, sagt Horaz, aus Begriffen Gestalten zu machen, welche auf der Bühne so auftreten, daß man Individuen darin zu erkennen glaubt. Es ist dieselbe Beobachtung, welche in unsern Tagen den historischen Romanen den Vorzug vor den andern verschafft hat. Dieser Deutung kann man freylich die Frage entgegenstellen: wo denn *communis* in der Bedeutung

abstract vorkomme? Ref. antwortet darauf: diese Bedeutung liegt in dem Ausdruck *loci communes* nach der Beschreibung, welche Cicero de Orat. 3, 27 von denselben gibt. Von diesem Kunstausdruck hat der Dichter ohne Zweifel hier das Wort entlehnt. — Besonders stark verfehlt findet Ref. auch B. 310 flg.: „Quell und Anfang ist die Vernunft vom richtigen Schreiben; Leicht dann können den Stoff nachweisen sokratische Bücher. Und ist dieser besorgt, so folgen die Worte von selber.“ Hiezu die Anmerkung: wenn im Allgemeinen die Vernunft entwickelt (formelle, geistige Bildung gewonnen) ist; wenn der Inhalt, der Stoff der Dichtung (der Gedanke, welcher sodann in eine Dichtung zu verwandeln, in eine Gestaltung zu versinnlichen, zu verkörpern ist,) aus den aufgehäuften Schätzen der Weisen leicht entnommen werden mag: so ist endlich die Darstellung mittels der Worte ein sich von selbst Ergebendes. Rem B. 310. 311 mit Stoff (für ein Drama) zu übersetzen ist nach des Ref. Dafürhalten gegen den Sprachgebrauch. Aber, wenn sich auch Stellen fänden, womit man das vertheidigen könnte, so hätte den Ueb. vor dieser Deutung der zwey Verse das abhalten sollen, daß der Dichter in den unmittelbar folgenden fünf Versen 312 — 316 auseinandersetzt, welche *res in Socraticis chartis* zu erhalten sey; *Qui didicit, patriae quid debeat etc.* Dieß übersetzt Hr. N.: Wer dann gelernt u. s. w.; und dieses dann, statt dessen etwa nur ein da eingefügt werden konnte, beweist, daß er nicht gesehen hat, was Hor. eigentlich mit der Philosophie hier wollte. Hiedurch leidet auch seine Erklärung in der Einleitung Noth. Rem ist nichts als das *sapere* selbst; dessen praktische Seite allein (312 — 316) für den Dichter Werth hat. Es ist auch nach den von Hor. oben gegebenen Anweisungen gar nicht denkbar, daß er jemals einem angehenden Dichter rathe, sich den Stoff in philosophischen Büchern zu holen. Göthe beklagt in einem noch nicht lange in diesen Blättern angezeigten Buche

deutsche Dichter neuerer Zeit mehrfältig darüber, daß sie nichts erlebt, und darum keinen rechten und nachhaltigen Stoff haben, da jenes Andere, aus Büchern Entnommene, nicht ihr wirkliches Eigenthum sey. Sollte das nicht noch viel mehr die Ansicht des Alterthums und insbesondere unsers Dichters seyn?

Auch die Sprache dieser Uebersetzung an sich läßt im Einzelnen vieles zu wünschen übrig. Einmal kann sie, wie die Bossische, nur von denen durchgehends verstanden werden, welche auch das Original verstehen können. Dieß schließt eine der vom Uebersetzer gedachten Klassen seiner Leser, die Gebildeten (so fern diese eine von den Gelehrten gefonderte Klasse ausmachen) aus. Es wird auch immer gleich vergeblich bleiben, durch solche Uebersetzungen, deren Muster Boss ist, das klassische Alterthum der Lesewelt näher zu bringen. Was hier nöthig sey, hat Wieland richtig gesehen, wenn gleich seine Ausführung vielfältig Tadel verdient. Aber der Deutsche ist so geneigt, die Ansprüche der Muttersprache nachzusetzen — während offenbar die Ansprüche beyder Sprachen ganz gleich sind —, daß es gar nicht ausieht, als könnte uns ein Uebersetzer das werden, was Amiot dem *Montaigne* geworden ist. Ferner erlaubt sich der Ueb. im Ausdruck und in der Stellung allerley Unstatthafte. In den oben zur Probe ausgehobenen Versen übersetzt er B. 6 *isti tabulae fore librum persimilem*: es ähnelte solchem Gemälde völlig das Buch. Nun ist aber ähneln sich der Ähnlichkeit nur nähern: weshalb völlig ähneln eine Art *contradictio in adjecto* ist. B. 7 *Aegri somnia* übersetzt er: des Fiebernden Träume. So B. 13 *serpentes avibus gementur*, daß man Vögel mit Schlangen in Eins verschwisfere — was wieder aus leicht begreiflichen Gründen nicht gesagt werden kann. Und wer möchte Ausdrücke und Verbindungen ertragen, wie B. 20, 21: den Armen, dem Schiffbruch schwimmend Entflohen; Vers 144: *ut speciosa dehinc mira-*

cula promat: damit hierauf er die herrlichen Wunder hervorlangt — wo der *modus* (wie auch B. 150) falsch und die durch das deutsche Wort erregte bildliche Vorstellung unwürdig ist; B. 245: *velut innati triviis*: wie die Gebornen betretener Ort; B. 352: *maculis, quas incuria fudit*: Mängel, so Versehen ausgoß? Auch das ist dem Ref. aufgefallen, daß der Ueb. öfters jene Trennung des Prädikats oder des Attributivs von seinem Subject und Substantiv, wodurch dann ein besonderer Satz oder eine Apposition entsteht, angewandt hat. *Mortalia facta peribunt* B. 68 übersetzt er ohne alle Noth in zwey Sätzen: nur sterbliche Werke, vergehn sie! *Hic et in Acci Nobilibus trimetris apparet rarus* B. 258: Hier aber erscheint er Selten in Accius Trimetern auch in den ediculis. Ähnliches B. 26. 198. 285. 400. 412. 425. Man wird bey solchen Ausstellungen die Schwierigkeiten des Metrums entgegen halten: aber das Metrum hat nur seinen Werth nach dem Sinn; und wenn dieser darunter leidet, muß doch wohl lieber etwas freyer übersetzt werden, als Herr N. in den meisten Stellen, wiewohl auch mit Ausnahmen wie B. 417. 428, gethan hat. Wenn er z. B. B. 123 *hebilis Ino* weinerlich übersetzt, so hat er damit allerdings einen Daktylus, während das richtigere, wiewohl nicht erschöpfende thrauenreich ein Amphimaer ist. Aber das metrisch passende weinerlich macht, daß Horaz, so weit es auf diese Uebersetzung ankommt, eine falsche Anweisung gibt. Eine weinerliche Person gehört in die Komödie; in der Tragödie wird sie bewirken, was weiter oben steht: *male si mandata loqueris, aut dormitabo aut ridebo*. Ähnliches könnte noch in manchen Stellen nachgewiesen werden. Ref. scheut sich nicht, die Uebersetzung zu bekennen, daß der dritten Klasse von Lesern, die Hr. N. erwartet, nur durch prosaische, rein deutsche Uebersetzungen gedient sey, nach denen metrische allerdings noch zur Vergleichung ge-

geben werden mögen. Es kommen aber auch in dem prosaischen Theile der Schrift hie und da Mängel in der Sprache vor, namentlich ein jetzt außerordentlich verbreiteter Fehler, dem aber Gelehrte und Schulmänner eben darum desto eifriger entgegenarbeiten sollten: „kurz also in Beziehung auf unser Werk das Gesagte zusammenfassend, so setzt es die Kunst als solche voraus.“ — „Speziell zum Drama sich wendend, wird nun als erste Forderung die Treue in der Darstellung der Sitten u. s. w. zu fordern seyn.“ So S. 5 und 8. Auch in der Interpunction erscheint öfters ein Fehler, den Ref. vorzüglich bey norddeutschen Schriftstellern, wie Fr. v. Raumer und Gans, wahrgenommen hat, die Setzung eines Kommas inmitten eines Satzes, wo Subject und Prädikat durch keinen Zwischensatz getrennt sind. Dieß z. B. S. 3: „sie (die Gefühls-Weisheit) mag sich mit ihrem Urtheile begnügen, und sich bestreben durch allmähliges Bewußtwerden ihrer selbst, jenen Namen zu verdienen.“ Was nach selbst zu viel, das ist nach bestreben zu wenig. Ähnliches S. VII. 1 a. 3 b. 4 b.

Bevor Ref. zur Einleitung übergeht, glaubt er nur ganz Weniges über die dem Text und der Uebersetzung unterlegten Anmerkungen sagen zu müssen. Es sey, sagt Hr. N. S. VII., hier meist nur das schon von Andern Gesagte enthalten. Es ist zum größern Theile Sinn- und Sach-Erklärung, und bildet so eine gewisse Vermittlung zwischen Einleitung und Uebersetzung, womit sich die Leser, welche Hr. N. die Gebildeten nennt, so ferne sie überhaupt die Schrift zur Hand nehmen, zufrieden gestellt sehen werden. Schüler der zwey obern Klassen aber, denen diese Bearbeitung ebenfalls bestimmt ist, können bey diesen Anmerkungen Andern Commentare doch nicht entbehren, wenn sie die a. p. für sich lesen wollen. Für diese wird der von Schmid und Obbarius jetzt zu erwartende Commentar trotz dem unfreundlichen Seitenblick des Hrn.

N. S. VII. ohne Zweifel viel fruchtbarer werden, als die hier gegebenen Anmerkungen.

Die Einleitung ist das, worauf Hr. N. selbst, und zwar mit Recht, den größten Werth legt. Ueber die Analyse und Synthese des Inhalts sagt Hr. N. S. 6 b.: „Da er (Horaz) bloß die äußere Form der Poesie, Versmaaß und die solchem angemessene Sprache, hier entlehnt; — ohne Zweifel, um auf eine anziehendere, eindringlichere Weise seine Lehre anzubringen; — da er die Uebergänge, Gelenke, durch keine äußerliche bestimmt wahrnehmbare Mittel bezeichnet; da hiezu noch seine eigenthümliche Kürze und dadurch schwerere Verständlichkeit kommt: so macht alles dieses zusammen es dann zu keinem leichten Geschäfte, die innere, zum Grunde liegende Gedankengliederung und die organische Einheit gewahr zu werden.“ Hr. N. hat hier einen Punkt berührt, von welchem Ref. glaubt, daß er klar und ausführlich auseinander gesetzt werden sollte, bevor man horazische Dichtungen erklären oder kritisch behandeln will. Es gibt vielleicht außer Aristoteles keinen Klassiker, der seinem Leser so oft die Ergänzung der Mittel- und Verbindungsglieder überlasse, wie Horaz; und diese seine Eigenthümlichkeit wächst mit seinen Jahren, so daß seine spätesten Gedichte dieselbe in verstärktem Grade aufweisen. Dazu kommt noch die große, vielleicht hier und da allzu künstliche Mannigfaltigkeit der Formen und Einkleidungen, hinter denen er die Jugen seiner Gedanken oft versteckt. Es wäre eine artige Aufgabe für einen Philologen, dieß namentlich an den Episteln darzuthun, und dadurch die Unstatthaftigkeit der Meinung Peerkamps über das dritte Buch der Oden auch denen zu beweisen, welche dieselbe nicht, wie der verdienstvolle Drelli in seiner eben jetzt erschienenen Ausgabe der Oden und Epoden, von vorne herein schon erkannt haben. In dieser Eigenthümlichkeit des Dichters nun liegt die Hauptschwierigkeit für die Erklärung der a. p. Hr. N. sagt zwar: die

Gedankengliederung lasse sich hier ganz wohl erkennen. Aber mehr oder weniger wird jeder Erklärer aus dem vom Ueb. selbst angegebenen Grunde seine eigenen Ansichten in die a. p. hineinragen, und, daß ein gewisser Gedankengang der des Dichters gewesen seyn müsse, wird wohl keinem zu beweisen möglich seyn. So gibt Hr. N. dem 7ten Abschnitt der a. p. B. 119 — 35 die Ueberschrift: Wahl und dem gemäßte Behrndlung des Stoffes, und sagt: „das Bisherige enthält das Allgemeine; jetzt kommt es zum besondern Theile. Vorzugsweise ist hier von der epischen und zunächst von der dramatischen Kunst die Rede u. s. w.“ Diese seine Ansicht der bezeichneten Stelle übt wesentlichen Einfluß auf seine Meynung von der ganzen a. p. aus. Er erkennt in derselben „die wesentlichsten und allgemeinsten Forderungen und Gesetze in Hinsicht eines Dichterwerks und eines Dichters, im innigsten Zusammenhange und in strengster logischer, (systematischer) Ordnung und Einheit.“ Desgleichen hängt von seiner Ansicht jener Verse die Meynung, S. VII. ab, daß die a. p. in dieser Gestalt als Grundlage des Unterrichts in der Poetik oder der Aesthetik dienen könne. Aber dem Ref. wenigstens ist gewiß, daß Horaz in der ganzen a. p. keine andre als die dramatische Poesie im Auge hatte, und daß, was er etwa B. 136 — 152 beyspielsweise aus Homer und vom ephlischen Dichter beybringt, nur eine am Epos gezeigte dramaturgische Anweisung ist, da die hier gegebenen Lehren für das Drama ebensowohl als für das Epos passen. Denn für jenes angenommen, fügen sie sich sehr gut zu den übrigen dramaturgischen Regeln; für das Epos gedeutet, geben sie in der That nur das Unwesentliche, so daß man sich wundern müßte, wie Horaz in seinen Anforderungen an das Epos gegenüber denen an das Drama sich so sehr beschränken mochte, während er anderswo doch deutlich ausspricht, wie sehr das Innere, Wesentliche der homerischen Gesänge ihn anziehe.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. September.

Nro. 175.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Des Horaz Brief an die Pisonen oder über die Dichtkunst. (Als Einleitung in die Aesthetik, für Schulen und für Gebildete überhaupt.) Urschrift, Uebersetzung, Erklärung. Von August Arnold. 1c.

(Fortsetzung).

Ueberdem findet Ref. schon von Vers 89 an keine andre als dramaturgische Lehren, so daß er nicht wüßte, wie es mit der auch von ihm anerkannten Einheit dieses Lehrgedichts zu reimen wäre, daß Horaz jene voran und hintennach, und in die Mitte die Regeln für den epischen Dichter stellte. Hr. A. hat auch nicht angegeben, in welchen Versen von 119 an er vom epischen Dichter gesprochen findet. Er sagt wohl S. 8., Hor. wende sich vom V. 153 an speciell zum Drama: und demnach müßte er vorher über beydes, Epos und Drama, zugleich gesprochen haben. Bey der wesentlichen Verschiedenheit beyder wäre das offenbar ein bedeutender Fehler des Dichters gewesen. Aber wenn man nur die Verse 125 — 129: Si quid inexpertum scenae committis, etc. ansieht, kann man gar nicht daran denken, daß Horaz hier ein Epos gemeint habe. Durch diese Divergenz der Ansicht von der Bestimmung der a. p. wird auch nothwendiger Weise der Gedankengang, den man darin findet, vielfältig modificirt. Dazu kommen noch abweichende Deutungen einzelner Stellen, von denen oben Proben gegeben worden sind. Da nun eine durchgehende Beurtheilung des von Hr. A. gegebenen Gedankengangs nicht anders gegeben werden

könnte, als indem Ref. die ganze Einleitung wenigstens ihren wesentlichen Puncten nach in diese Anzeige aufnahm, die Schrift aber von den Philologen selbst eingesehen zu werden verdient, so zieht es Ref. vor, den Gedankengang der a. p., wie er ihm erscheint, hier aufzuzeichnen, ohne deswegen behaupten zu wollen, daß er das Richtigere durchweg getroffen habe.

I. 1 — 13. Der Dichter muß ein in sich harmonisches Ganzes geben. Eine wilde, ungerregelte Phantasie bringt, dieses nicht hervor. Hiegegen ist die schöpferische Freyheit des Dichters keine Einwendung. Diese Freyheit, so gewiß sie unangefochten bleiben muß, ist doch nicht so ungemessen, daß der Dichter zusammenkoppeln darf, was in der Natur unvereinbar ist. II. V. 14 — 31. Was hier verfährt, ist nicht der Gegenstand selbst, sondern das Bestreben, diesen zu heben. Hiedurch verleitet bringt man fremdartige Dinge an, in deren Darstellung man sich etwas zutraut, und bedenkt nicht, daß dieß leere, die innere Armuth verrathende, von selbst gleichsam wieder abfallende Zierrathen seyen, ein Aufwand, unter dem die Sache selbst mißrath. Die Einheit des Ganzen ist das Erste. Dagegen fehlt man, indem man's recht schön machen will. Jeder einzelne Theil der Schönheit hat seinen eigenen Abweg, auf den man sicherlich gerath, wenn man auf diese einzelne Schönheit vorzugsweise sein Augenmerk richtet und sein Vertrauen setzt. Dieß geschieht, wo der Mann nicht gebildet ist. III. V. 32 — 37. Nur der Gebildete, der Principien inne hat, ist im Stande, ein Ganzes zu schaffen, wozu der Mann,

der bloß Kunstfertigkeit im Einzelnen hat, nie gelangen wird; und das ist für den, welcher etwas schaffen möchte, ein elender Zustand. IV. B. 38 — 46. Darum muß, wer als Schriftsteller auftreten will, sich prüfen, wozu er fähig und vorbereitet ist. Wer seinen Gegenstand mit der rechten Gewalt über ihn (potenter) gewählt hat, dem fehlt es sicherlich nicht an der Darstellungsweise und klaren Ordnung. Gute Anordnung wird da seyn, wo immer der Theil zuerst erscheint, den die Natur der Sache voranstellt, und wo man den jugendlichen Drang, sein Bestes gleich zu Anfang zu geben, zu beherrschen, seine Vorräthe zu sparen weiß. Aber er muß auch so weit der Kritik gegen sich selbst mächtig seyn, daß er, indem er das Eine behält und stehen läßt, Anderes ganz aufgibt. Dieser ordnende und sondernde Geist muß auch in der Wahl des Ausdrucks sich finden lassen. V. B. 47 — 72. Im Allgemeinen gilt für die Wahl des Ausdrucks die Regel, daß man bey Wörtern bleibe, die gäng und gebe sind, da der Geist des Dichters dann erst groß ist, wenn er das Gewöhnliche zu beleben und in eine Verbindung zu bringen weiß, durch welche es neu erscheint. Neue Vorstellungen bedürfen allerdings neuer Ausdrücke; und wo man's nicht mißbraucht, wird ein besonders den Griechen nachgebildetes Wort gute Aufnahme finden. Denn wenn frühere Schriftsteller die Sprache bereichern durften, wird es auch spätern gestattet seyn müssen. Nur muß der neugebildete Ausdruck (W. 59) charakteristisch seyn. Die Sprache ist auch ihrem Material nach keineswegs stabil und für immer abgeschlossen, sondern auch die Wörter entstehen, leben und vergehen. Der Mensch mit allem Menschlichen, auch dem Größten, gehört der Vergänglichkeit an, und so auch die Zeichen, durch die er seine Gedanken mittheilt. So wird der Gebrauch, welcher in diesen Dingen willkürliche Macht übt, Ausdrücke, die für uns veraltet sind, wieder in Gang bringen und jetzt gültige außer Umlauf setzen. VI. B. 73 — 98.

Verbmaas und Dichtungsart sind genau verwandt, so daß durch stillschweigende Uebereinkunft unter den Menschen für jede Dichtungsart ihr eigenthümlich passendes Verbmaas angenommen ist. Und wie das Maas, so muß der Ton (Styl) der Sache angemessen seyn. Daher ist's eine der ersten Anforderungen an den Dichter, daß er beyde wohl zu handhaben wisse. Womit jedoch nicht gesagt ist, daß der Charakter einer Gattung der Poesie nicht einzelne Ausnahmen und Abwechslungen im Tone gestatte, welche sogar durch Personen und Umstände gefordert werden können. VII. B. 99 — 113. Regelmäßige Schönheit erfüllt noch nicht die Aufgabe des Dichterwerkes. Es muß das Gemüth ansprechen, um Illusion hervorzubringen. Was anspreche, lehrt die Natur selbst: nur die wirkliche Empfindung bringt die Empfindung hervor. Wenn du selbst vermöge der Vertiefung der Phantasie in den Gegenstand mit deinem Helden fühlst, so findest du auch die Darstellung, welche auf der Bühne bewirkt, daß deine Zuschauer dasselbe fühlen müssen. Denn so will's die Natur, daß man den wahren Ausdruck der Leidenschaft nur dann finde, wenn die Leidenschaft das eigene Gemüth erfüllt, und das inwendig erzeugt hat, was nachher als Zeichen der innern Thätigkeit, als Wort herauskommt. Leidenschaftliche Darstellung ohne äußern Grund zur Leidenschaft ist nur lächerlich. VIII. B. 114 — 130. Hat jeder Stoff seinen Charakter, der seinen allgemeinen Ton bestimmt, so haben die einzelnen Partien — Rollen — wieder ihren eigenen, der eingehalten werden muß; und zwar erstens wieder einen allgemeineren Charakter, der ganzen Klassen von Menschen nach Stand, Alter, Beruf, Herkommen und Heimath gemein ist; zweitens einen individuellen, geschichtlich gegebenen, ja nach der Eigenthümlichkeit der auf die Bühne gebrachten Personen, von denen man also nur solche Aeußerungen des innern Lebens darf sehen und vernehmen lassen, welche der Mythos schon berichtet, oder solche, die

zum Mythos passen. Wer es versucht, eine neue Individualität ohne mythische und historische Basis zu schaffen, muß ihr wenigstens einen durchgängig erkennbaren Charakter verleihen. Aber aus Begriffen Gestalten, aus Abstractem Concretes zu machen, ist so schwer, daß man eher noch die Ilias in ein Drama umwandeln könnte. IX. B. 131 — 135. Immer noch hat der bekannte Mythenkreis Stoff genug, um ein neues Drama darin finden zu können. Nur muß man nicht eben das Gewöhnlichste, Bekannteste daraus aufgreifen; und da der Stoff uns in griechischen Quellen und Mustern vorliegt, muß man weder Uebersetzer, noch steifer Nachahmer seyn, der auf die Selbstständigkeit verzichtet. X. B. 136 — 152. Nothwendig unglücklich muß es dem gehen, welcher den Mund gleich anfangs voll nimmt; anfängliche Spannung bringt bald Ermattung; er macht sich durch die Unmöglichkeit noch höher zu steigen, und nur denselben Ton zu halten, lächerlich. Hier leuchtet Homer jedem Dichter vor (auch dem dramatischen, der in jugendlichem Drange wohl versucht seyn kann, die effectreichen Scenen gleich anfangs zu verschwenden). Er fängt sachte an, und steigt allmählig, so daß auch das Uebernatürliche Illusion macht, und führt den Leser gleich mitten auf den Schanplatz, auf dem alles so geordnet ist, daß jedes Einzelne als integrierender Theil des Ganzen erscheint. XI. B. 153 — 178. Das sicherste Mittel, auch bey einem grotesken Stoffe, wie er oft bey Homer erscheint, natürlich zu bleiben, ist ein aufmerksames Studium der Charaktere zunächst der Eigenthümlichkeiten jedes Alters. Wer das Kind wie ein wirkliches Kind u. s. w. aufstreiten läßt, stellt auch das Uebrige richtig dar, da denn der Zuschauer so sehr an die Wirklichkeit, welche er an sich und andern wahrnimmt, erinnert wird, daß er dem Eindrücke des Stückes sich ganz hingibt. Ein Fehler in solchen Charakterzeichnungen stört am allermeisten. XII. B. 179 — 188. Von den beyden Arten, den Zuschauer mit Begebenheiten

bekannt zu machen, ist die Erzählung die, welche den geringern, und das Vorgehenlassen der Handlung auf der Bühne die, welche den stärkern Eindruck macht. Man wird also der letztern den Vorzug einräumen müssen. Dennoch giebt es Fälle, in welchen die Erzählung durchaus allein, und die Aufführung auf der Bühne durchaus nicht anwendbar ist. z. B. wo etwas Gräßliches, Entsetzliches, oder wo eine dem Maschinisten unerreichbare Sache geschehen soll. Solcherley auf die Bühne zu bringen würde der Illusion geradezu entgegen seyn. XIII. B. 189 — 190. Das Drama soll nicht über und nicht unter fünf Acten seyn. XIV. B. 191. Es soll kein Gott den Knoten lösen, wenn dieser auf andrem Wege lösbar ist. XV. B. 192 — 201. Es sollen höchstens drey Personen zugleich auftreten. Aber als eine einzige weitere Person mag der Chor erscheinen, jedoch immer nur mit Aeußerungen, die in genauer Beziehung auf den Gegenstand des Stückes stehen. Der Charakter des Chors muß Wohlwollen, Friedfertigkeit, Nüchternheit, Gefeglichkeit, Redlichkeit, Frömmigkeit seyn. XVI. Vers 202 — 219. Die Musikbegleitung, an sich nichts Wesentliches, ist erst durch die größere Ausdehnung der Thaten und durch das Bedürfniß der minder gebildeten Zuschauer gehoben worden. Der Bürger des an Macht schnell wachsenden (römischen) Staates begann in seinem täglichen Leben mehr Genuß zu suchen: und so wollte er auch etwas Schöneres im Theater, während seinem Mangel an Bildung die Poesie des Stückes keine Befriedigung gab. Daher der prunkende Aufzug und die stärkere Musik. So auch (nämlich durch die Ansprüche der Zuschauer, welchen man in ihrer nationalen Weise durch praktisch-verständige und sentenziöse Reden — Ep. 2, 1, 103 flg. — einerseits, und durch religiösen Styl andererseits gefällig seyn wollte) nahm der lyrische Theil des Dramas einen ernstern Ton an: man suchte in demselben durch Fülle und Schwung der Rede, durch praktische Sentenzen

und übernatürliche Weisheit mehr Effect zu machen. XVII. B. 220 — 250. Das Satyrspiel, welches der griechische Tragödiendichter je auf seine drey Trauerspiele folgen ließ, hatte den Zweck der Abwechslung und Unterhaltung. Demnach mußte, wenn man ein solches schreiben wollte, unter Beobachtung des scherzhaften Charakters des Satyrspiels, seine unmittelbare Verbindung mit der Tragödie im Auge behalten werden und das gemeine Komische deswegen demselben ferne bleiben. Denn es würde der ernstesten Tragödie selbst Nachtheil bringen. Eben so wenig aber dürfte der Ton zu hoch gehalten seyn. Halbgötter als Personen im Satyrspiele können nicht sprechen, wie die gemeinen Schälke der neueren Komödie. Es wäre eine Aufgabe, worin nicht der Stoff, der aus Bekanntem genommen werden könnte, sondern die Art der Darstellung das Schwerste wäre. Denn auch die Satyrn müßten, ihrem mythischen Charakter treu, als wahre Kinder der Natur, mit keinerley städtischem Anflug, und roh ohne Gemeinheit und Zotenreißerey dargestellt werden. Gebildeten könnte weder das Eine noch das Andere gefallen. XVIII. Vers 251 — 274. Der jambische Trimeter (Senarins) ist der für das eigentliche Drama (außer den Chorgesängen, wovon oben B. 216) allgemein angenommene Vers. (Die Verse 220 — 250 über das Satyrspiel sind als Digression zu betrachten). Obgleich scheinbar leicht gebildet, hat dieser Vers doch seine streng einzuhaltenden Regeln, welche zwar von älteren römischen Dichtern nicht gekannt oder nicht geachtet wurden, aber deswegen doch feststehen. Wo vom Publikum keine Kritik geübt wird, muß der Dichter sie um so strenger gegen sich selbst üben. Nur bey Griechen ist zu lernen, was die Kunst in dieser Hinsicht fordert. Hat ein Plautus vor Zeiten dennoch mit seinem Rhyttmus wie mit seinem Wize Glück gemacht, so darf uns das nicht bewegen, uns die Sache gleich bequem zu machen. XIX. B. 275 — 288. Tragödie und Komödie ha-

ben wir von den Griechen, auch wo man die Scene nach Italien verlegte, was ganz löblich war. XX. 289 — 291. Auch fehlt es uns durchaus nicht an der Anlage zur dramatischen Poesie, sondern nur am ausdauernden künstlerischen Fleiße. XXI. B. 291 — 308. Dieser aber ist gerade dem Dichter am wenigsten entbehrlich. Kopflose Menschen suchen die Genialität in der Formlosigkeit, oder in abstreifen der Form. XXII. Vers 309 — 332. Ich will einmal zusammenfassen, was zum Dichter vorzugsweise gehört. Erstens Durchbildung des ganzen Menschen mit Hülfe der Philosophie, besonders die des Gemüths und der Willenskraft. Zweitens aufmerktsame Beobachtung des wirklichen Lebens, dessen Nachbildung ein Geschäft der Schaubühne ist. Wie wichtig das sey, sieht man oft an Stücken, welche ohne inneren Gehalt, allein durch richtige Darstellung des menschlichen Treibens großen Eindruck machen. Drittens die Phantasie, die innere, schon in der Sprache der Griechen sich kundgebende Fülle, welche durch die Art unserer Jugendbildung (vgl. Sat. 1, 6, 75) freylich nicht genährt und ausgebildet, sondern abgestumpft wird. XXIII. B. 333 — 346. Mit diesen drey Eigenschaften ausgerüstet, kann man ein Drama zu Stande bringen, das seinen Zweck, Belehrung und Unterhaltung erreicht. Alles was zur ersteren mit aufgenommen wird, muß kurz, alles was für die letztere, muß natürlich und wahrscheinlich seyn. Die Mischung des Publikums, ja die Sache selbst verlangt die Vereinigung des Belchrenden und Unterhaltenden; die rechte Art derselben sichert den Absatz und die Dauer des Buches.

(Schluß folgt).



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. September.

Nro. 176.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 S.

## Zweyter Artikel.

Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihres Einflusses auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes kann nur da einigermaßen richtig ermessen werden, wo eine Litteratur vorhanden ist. Diese aber finden wir bis heute, die Sinesen ausgenommen, nur bey den semitischen und japhetischen, d. i. bey den Völkern der kaukasischen Rage; auf dieser ihre Sprachen werden daher die folgenden fragmentarischen und aphoristischen Bemerkungen unverholten losstücken. Sie gehen aus von der Sprache der Kinder nach ihrem subjectiven und objectiven Gehalt, wenden sich gegen die Onomatopöie in den besseren Sprachen, und werden versuchen, aus der Erinnerung, aus der Innensehung der äußerlich und innerlich wahrgenommenen Schemen und Formen, aus der Gewalt der Empfindung in ihrem Zusammenhang mit der leiblichen Organisation und mit dem geistigen Leben das Entstehen des Wortes anzudeuten, und wie dieses mit dem freyen Begriffe sich gliedere, oft sich von der Natur entfernend, doch am Ende und im Ganzen immer wieder zu ihr zurückzuerufen. Denn ein sicherer Instinct leitet hier zunächst den einzelnen, und eben derselbe nebst dem Nachahmungstrieb bewirkt, daß dasjenige, was bey

dem einen hervorbricht, sofort leicht die andern ergreift, und bey ihnen als Ergreifenen haftet, wie schon Plato am Anfang des Kratylus von dem *ὄνοματόμοιο*; und *ὄνοματόμοιος*; angedeutet hat.

Aus dem ursprünglichen Kampf der Natur und der Freyheit im Menschen geht gleich allem anderen, was ihn auszeichnet, auch die Sprache hervor; beyde sind da gewissermaßen durch den Vocalismus und Consonantismus repräsentirt; wie jene, so lassen auch diese eine unbestimmbare Reihe von Combinationen, Permutationen und Variationen nach verschiedenen Beziehungen, Richtungen und Entwicklungen zu, deren jede gleichwohl ihre bestimmten Gesetze haben muß. Ob die Meynung, daß die Wurzeln der Sprachen einsylbig, oder die entgegengesetzte, daß sie mehrsylbig seyen, mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe; ob die Redetheile oder der Satz das Ursprünglichere in der Sprache gewesen? Dieß und anderes kann, wenn gleich nicht entschieden, doch hiebey durch einen Rückblick auf das früher Gesagte der Entscheidung vielleicht näher gebracht werden.

Es ist bereits im Vorigen gelegentlich bemerkt worden, daß die Lautgelenkung mit der Wahrnehmungs-Gliederung zusammentriffe; und diese Bemerkung bestätigt ein Blick auf die Kinder. Das Kind — infaus — fängt erst im 2ten Jahre an zu lallen und zu sprechen; warum? — Theils weil erst die zum Sprechen behülfflichen Glieder ihm zu eigen werden müssen, weil es dieselben erst üben, und durch werththätige Uebung als ihm dienstbar und zu mannichfchem Behuf brauchbar erfahren muß, ef-

es dieselben zum Fallen und Reden anwendet; theils, weil es den unabhgemarkten leeren Raum seines Einbildungs- und Vorstellungsvermögens erst mit Bildern und Schemen sammt deren Zubehören erfüllt und einigermassen ausgeschieden und aufgeräumt haben muß, ehe es etwas zu äußern, zu sagen hat. Zwar äußert das Kind, sofort von der Geburt an, durch Zappeln, Gebärden und Schreyen, — aber nur sein trübes Gefühl des Mißbehagens, des Schmerzens und des Bedürfnisses, je nachdem sein jeweiliger Zustand daselbe erregt. Ehe die Kinder in den ersten Wochen noch fest und stät sehen und hören, erweckt sie dieses Selbstgefühl im Schlafen und Wachen und treibt sie zu zappeln, zu schreien; dergestalt, daß sie auch wohl noch späterhin über den eigenen Schrey zusammenfahren, so sehr erschüttert er sie. Dieß die erste Erregung von ihrem Innern heraus; dieß die erste Aeußerung; diese erste Aeußerung ist aber schlechtthin nur selbwardig, sie beziehet sich schlechtthin auf den jeweiligen Daseynsmoment; sie ist Schrey, aber nicht Sprache; denn diese beziehet sich auf Gegenstände, innere oder äußere, gleichviel, — wenigstens vorzugsweise, und unterscheidet diese auch lautlich. Das Kind aber siehet noch alles ganz und verworren, es faßt  $\alpha\lambda\alpha\ \kappa\alpha\iota\ \sigma\upsilon\gamma\kappa\epsilon\chi\upsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\alpha$ , wie Aristoteles *acr.* I. 1. a. C. sagt, scheidet und verbindet noch nicht. Wie die Chemie erst die starren Körper schmelzt und in Fluß bringt, um sie dann aufeinander wirken zu lassen, und sie zusammenzusetzen und zu gestalten: eben so verfährt der Geist; er zerlegt und zerlegt die Dinge mannichfach, um sie sich anzueignen, um sie als maßgiebig füreinander, als in vielseitiger Gemeinschaft und Wechselwirkung unbeschadet ihrer Selbstständigkeit und Wesenheit kennen zu lernen. Damit, daß er etwas durch die Sinne gegebenes aufnimmt und innensezet, ist es nicht sofort auch auseinandergesetzt und klar und unterscheidbar; erst nach der vollständigen mehr oder minder gelungenen Zerlegung gelingt auch die Zusammensetzung

und tritt die freye Setzung ein, und entsteht der Satz und mit ihm das Wort. Der gleiche Gang wie bey den sinnenfälligen Gegenständen, zeigt sich auch bey den seelischen und ethischen; das Kind fühlet sich bedürftig; es strebt und verlangt in Folge des Bedürfnisses, nach Aeußerem, das es erlange, in sich ansehe, sich aneigne. Wie dort, ist es auch hier eine Art Assimilationsproceß, der sich im Kinde vollführt und in allen seinen Bewegungen und Thätigkeiten sich fortsetzet zum Behuf der inneren Füllung, der  $\pi\lambda\eta\rho\omega\sigma\iota\varsigma$ , wie Plato im Philebus sagt. Den ganzen Verlauf dieses Thuns und Leidens begleitet das Kind mit dem ihm möglichen Gebärden- Zungen- Ton- und Miensenspiel; es heftet Blick und Aufmerksamkeit stät auf denjenigen, der sich mit ihm abgeben, und reden mag, es gurret behaglich und maulwerkert sympathetisch; es fängt allgemach an, Zunge und Lippen zu bewegen, und leichte Töne hervorzustossen, ohne daß eben ein heftiger Drang, ein Schmerz ihm einen Schrey auspresset. Jene Töne sind anfangs noch unbestimmt und unarticulirt und unstät eben wie die Vorstellungen; sie sind weder rein vocalisch, noch rein consonantisch; gelenkigen sich aber immer mehr; sie sind, wie bey Thieren, und wie der Vogelsang, vornehmlich Empfindungslaute; sie haben daher keine oder nur wenig objective, aber desto mehr selbwardige Bedeutung. Jene fehlt, weil der Gegenstand noch nicht im Innern festgehalten haftet, und sohin Erinnerung, Besinnung und Unterscheidung fehlen. Kinder, wenn sie gurren und gällen, thun es nicht eben eigentlich einsylbig, sondern meistens mit einem abgeänderten modificirten Nachhall; diese Töne aber sind meistens langgedehnt, und kommen aus Kehle und Nase mit der Zunge, sind gutturale, cerebrale und nasale, z. B. g, r, n, l und mancherley schnalzende Töne mit dumpfem Vocal, der meistens zwischen a und o inmitten schwebt, doch näher dem a. Sobald sie aber deutlicher articuliren, und Dinge benennen, so

verdoppeln sie gern selbst einsylbige Wörter, wie Fuß; sie thun es durch die Reduplication, wie in Papa, Mama, Tatta, Mimi, Nini, Peh! u. d. gl. m. Die Reduplication herrscht dem entsprechend wirklich in vielen — kindischen — Sprachen, wie Humboldt hier und da bemerkt, und besonders im §. 25 ausführlich.

Aber sobald die Kinder anfangen, wenigstens unsere Sprache aufzunehmen und nachzumachen, da heben sie allerdings meistentheils nur eine Sylbe heraus, eben die betonte; sie meinen da aber mit einer Sylbe, mit einem Worte dennoch eine volle Aussage, meistens einen Wunsch u. dgl. oder eine Begebenheit, von der nur das eben bezeichnendste ausgehoben wird, z. B. von: „Wilhelm hat sich an den Kopf gestoßen,“ nur das stoß mit der auf die Kopfstelle zeigenden Gebärde. Eine solche Sylbe unterscheidet sich von dem Naturlaut der Interjection nur durch mehr Articulation; in beyden liegt zunächst nur selbzwärtige — subjective — Bedeutung — des eigenen Gefühles und Zustandes, und dessen, was von dem Aussprechen den größten und stärksten Eindruck gemacht hat, was vorzüglich aufgefallen ist. Beyde ferner schließen einen ganzen Satz in sich; doch ist die Aussage, der Satz des kindlichen einfachen Lautes schon bezeichnender, weil articuirt, als der bloße Empfindungslaut; der letztere freisetzt gewöhnlich, wird aber, wenn die Empfindung gemildert ist, Sang und Klang, und verbindet sich gern mit Gebärde und Gliederpiel. Obzwar nicht völlig das letztere, so fehlt doch wohl die erstere allen Thiergeschlechtern; denn das Nutzig ist der bedeutsamste und edelste Theil des menschlichen Leibes; aus ihm spricht die Seele heraus, aus dem Auge sieht sie, man möchte fast sagen, sie legt sich heraus. Jedenfalls hat der ruhige, leisere Empfindungslaut viel mehr Modulation und Gelenkung als der ursprüngliche Schrey; die Articulation macht sich stufenweise besser und besser, so wie die Wahrnehmungen eben sich gliedern. Jene

Modulation erhält sich in der einen Sprache und bey einem Volke mehr, als bey dem andern; niemals aber wird sie Gesang; keine Sprache keines Volkes wird eigentlich gesungen, wiewohl die eine mehr als die andere modulirt und betont.

Vom Empfindungslaut und von dem kindlichen Lallen und Tollen aus erhellet auch sogleich, daß die ursprünglichsten Sprachen die wenigsten schallnachahmenden Wörter werden aufweisen können, — eben weil die selbzwärtige Empfindung noch ganz und gar über die Anschauung vorherrscht; erst allmählig setzt sich jene leicht und schnell in diese um; wir auch bey allem, was uns überrascht und stark anregt und rührt, bemerken erst unsere Empfindung getroffen; wir verweilen nur nicht in derselben, sondern eilen zur gegenständlichen Auffassung und Wahrnehmung, weil sie die Grundlage des Gebrauches und der Behandlung der Dinge ausmacht, an denen uns, gewerbsamen, das meiste gelegen ist! Quomatonopöische Sprachen finden sich nirgend, und auch dergleichen Wörter nur wenige trifft man bey wenigen Völkern, sogar selten für allbekannte, nur hörbare Schälle z. B. für donnern und Donner, tonat, tonitru, βροντᾶν, arabisch ra'ada, ra'dun, persisch tundyden, tunder, sanskritisch sphurj, svan u. dgl. bezeichnen alle mehr das allgemeine Tönen und Dröhnen; so auch das russisch slavonische grom, gremjet und das türkische k'oerüldemek, k'oerüldy. Weder im Vokal noch im Consonanten zeigt sich etwas Stätes und Durchgängiges; auch sind die meisten unserer schallnachahmenden Wörter späteren Ursprungs; z. B. zwitschern, trillern, zirpen; und dergleichen mögen Dichter und andere, wenn sie ihrer nöthig haben, noch alle Tage machen; denn wir, der Natur ferne stehend, wollen wieder an sie hinan, während jene ersten Menschen eben durch die Sprache sich von der Natur loswanden und in sich selbst einkehrten.

(Fortsetzung folgt.)

Des Horaz Brief an die Pisonen oder über die Dichtkunst. (Als Einleitung in die Aesthetik, für Schulen und für Gebildete überhaupt.) Urschrift, Uebersetzung, Erklärung. Von August Arnold. 2c.

(Schluß.)

XXIV. B. 347 — 365. Den einen und den andern Mangel muß man jedem Werke der Art zu Gute halten, weil die Kraft dem Willen nicht immer entspricht. Wo das Gute überwiegt, läßt man sich auch einzeln erscheinende schwächere Partien gerne gefallen. Aber wie möchte einer uns zumuthen, ihn als Dichter anzuerkennen, wenn das Schwache und Geringe in seinem Werke das Durchgängige ist, und das Gute nur in der Gestalt weniger, zerstreuter Körner erscheint? Doch nicht alles ist Fehler, was dem Beschauer gewöhnlicher Art so heißt. Es gibt Dichterwerke, die nur in großen Partien beschaut seyn wollen, an die man deshalb den Maßstab der ins Einzelne gehenden Kritik nicht ansetzen darf; und wieder andere, welche studirt seyn wollen, wenn man ihre Schönheiten erkennen soll.

XXV. B. 366 — 378. Nur Eines bleibt hier ausgemacht: der Dichter darf nicht mittelmäßig seyn, weil er sich nicht, wie Andere, dazu bekennt, daß er mit seiner Kunst eines der gewöhnlichen niedern Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft befriedigen wolle, sondern einen außergewöhnlichen Genuß höherer Art verspricht. Er leistet nichts, wenn er nicht etwas Treffliches leistet. XXVI. B. 379 — 384. Gerade in diesem Stücke aber ist die Meynung am meisten verdorben. Jeder traut sich eher zu, ein Dichter zu seyn, als etwas Anderes, sogar in bloß mechanischen Künsten. XXVII. B. 385 — 390. Um so nothwendiger ist, daß der Dichter sein Urtheil über seine eigenen Sachen durch fremdes Urtheil berichtigen und durch Aufschub der Bekanntmachung sich läutern lasse. XXVIII. B. 391 — 407. Die Poesie ist nicht ein Zeitvertreib, ein Spiel

müßiger Stunden. Sie ist etwas Ernsthaftes, Großes und Heiliges, und wird als ein Solches von dem Stoffe, den die alten großen Dichter verarbeitet und von den Zwecken, die sie im Auge hatten, dargestellt und von jenen Meistern selbst repräsentirt. XXIX. B. 408 — 425. Als eine so große und herrliche Sache, erfordert der Dichterberuf nicht nur das entschiedene Talent, sondern auch den Fleiß und die Anstrengung, welche mit der natürlichen Anlage ganz gemeinschaftlich wirken muß. Aber den Fleiß hält die Eitelkeit unserer Zeit für das Unnöthigste, während man ihn bey ganz gewöhnlichen mechanischen Dingen für unentbehrlich ansieht. Jeder erennt sich flugs selbst zum Dichter, ohne zuvor zu lernen, was dazu gehört, und die äussere Lage solcher Dilettanten bewirkt, daß sie in der Regel Menschen genug finden, die sie in ihrer eiteln Selbsttäuschung bestärken. XXX. B. 426 — 437. Wenn es um die Sache selbst und um ein richtiges Urtheil Andern zu thun ist, muß man die, welche urtheilen sollen, nicht bestechen. Dankbarkeit oder Hoffnung benimmt, wie jeder Affect, dem Urtheile die Selbstständigkeit, und läßt die Bestochenen die Wahrheit nicht erkennen, so daß sie selbst sich über ihre Meynung vollkommen täuschen. Das Umgekehrte möchte wohl das Richtigere seyn, daß man nämlich auf solche Weise — durch Wein, Leckerbissen, Wohlthaten — die kennen lerne, deren Urtheil nicht zuverlässig ist. XXXI. B. 438 — 451. Der wahre und einsichtsvolle Freund als Kritiker wird mit strenger Wahrheitsliebe verfahren, und die Freundschaft nicht darcin setzen, daß er dem Dichter auf Kosten der Wahrheit eine kleine Demüthigung erspare, weil es um eines Gedichtes willen nicht der Mühe werth sey, einen Freund zu kränken. XXXII. Es ist deswegen wohl der Mühe werth, weil das Festsetzen in dieser Einbildung, daß man ein Dichter sey, während man keiner ist, für den Geist die traurigsten Folgen hat. Denn gerade in diesem Falle wächst die Eitelkeit bis auf einen Grad, der vom wirklichen Wahnsinn kaum noch unterschieden werden kann.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. September.

Nro. 177.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Wie mit Donner, so verhält es sich mit allen Wörtern, welche Schalle und nur Hörbares bezeichnen, z. B. singen und Sang, Canere, Cantus, ἀδειν, ψῆν (ganna, ginnān), türkisch irlaysh, persisch a'vāzeh u. m. a. Da alles, was außer dem Menschen in der Natur schallet, nur unartikulirt tönet und singet, so muß schon eben um der Artikulation willen die Schallnachahmung unvollkommen, ja unmöglich seyn, denn, sagen die alten Grammatiker τῶν φωνῶν αἱ μὲν εἰσὶν ἑναρδροὶ καὶ ἔγραμματοί, ὡς αἱ ἡμέτεραι· αἱ δὲ ἀναρδροὶ καὶ ἀγράμματοί, ὡς ὁ ἦχος τοῦ πυρός, καὶ ὁ κτύπος τοῦ λίθου ἢ τοῦ εὔλου. flg. Bekker Ann. gr. p. 771.

Der artikulirte Laut demnach vereinbart sich mit der gelenken Empfindung und Wahrnehmung; in Beziehung auf diese letzteren beyden kann die Sprache demnach eine zweifache Richtung nehmen, die sich schon im kindlichen Charakter entscheidet und offenbart; sie kann sich mehr auf die Seite der Anschauung und des Objectes stellen, und dahinüber mehr oder weniger von der Empfindung mitnehmen; sie, oder der in ihr waltende Geist kann die Anschauung alsbald wieder nach aussen kehren und in ihrer Aus-

wärtigkeit mannichfach beziehen, oder dieselbe in sich, im Innern befestigen und sie, je nach der Rührigkeit der Seele, in sich herum bewegen; der sprachschaffende Geist kann die Anschauungen und Wahrnehmungen entweder mehr zum Spiele seiner inneren Empfindung, oder zum Spiel und Behagen der Phantasie, des Wises und Verstandes verwenden. Diese verschiedenen Richtungen scheiden und zeigen sich frühzeitig wie bey Kindern, so bey kindlichen, d. i. Sprachen in ihren Anfängen z. B. im Griechischen bey Homer. Je mehr Achtsamkeit auf die Gegenstände gerichtet wird, desto sinnfälliger erscheint ihr Verband, ihre Abhängigkeit, kraft welcher z. B. der Baum feststeht und nur auf und in dieser Erde wurzelt, durch Regen und Sonnenschein etc. gedeihet, blühet und Früchte trägt u. s. f. Je mehr Erfahrung, desto mehr ursachliche Verschlingung und Synthesis, dergleichen nur gleich im Achilischen Scepter Homer bemerklich macht, und woraus die Physik und Dialektik erwächst, die den Griechen allein eignen.

Wenden wir uns von der Beobachtung der Kinder zur Betrachtung des muthmaßlichen kindlichen Menschengeschlechtes, so leuchtet ein, daß auch da die Sprache vom Empfindungslaut angehoben haben und in eben dem Maaße entwickelt worden und fortgeschritten seyn möchte, so wie die mehrerwähnte Assimilation vollzogen und der innere Raum gefüllt und aufgeräumt, geordnet worden war. Nur durch dieses Verfahren allein werden die Erscheinungen unser Eigenthum und können als solches im Denken behandelt und völlig begriffen werden; dahingegen

Die Auffendige starr und störrig und verschlossen sind und bleiben, es sey denn, daß wir sie in den inneren Sinn aufnehmen, infaßlich haben und schmelzen und abermals Form gewinnen lassen — durch sich selbst, oder durch unser Zuthun; der innere Sinn, in welchem sie sich neu formen und von innen heraus gestalten, dieser schafft die Sprache und öffnet den Mund, wie er ihm das Innere der Dinge erschließt. Der innere Sinn, das Bewußtseyn webt und lebt in selbstwärtigen Empfindungen, es füllet sich und webt in Vorstellungen, in Schemen und Umrissen der Dinge und desjenigen, was an ihnen beyhergeheth und ihnen anhaftet; es füllet sich mit geschichteten und gegliederten — articulirten Erscheinungen — zunächst zwar der einzelnen Dinge; allein diese werden im Vorstellen, in der Erinnerung sofort mehr oder minder allgemeine Bilder, die nicht mehr an ihrem Ort und an ihrer Zeit haften. Dagegen aber müssen sie, wenn sie ja doch im Innern haften sollen, desto mehr unter einander zusammenhängen und sich, wenn auch sogar ganz willkürlich, verknüpfen lassen. Denn Einzelnes und Isolirtes behalten wir schwer im Gedanken; irgend wie Verbundenes aber leicht, — eben zufolge der Geselligkeit der Begriffe und Vorstellungen. Diese Geselligkeit derselben ist einerseits eine gesetzmäßig metaphysisch-logische oder dialektische im Sinne Platons, der von ihr unter der Benennung *κοινωνία* im Sophistes u. a. D. handelt; theils aber eine ästhetische, von Zeit und Raum, von Anschauung und Empfindung abhängige und bedingte, und beruht auf den Gesetzen der Ideenassociation, die im Denken und Forschen, im Phantastieren und Dichten, im Streben und Handeln, in Ruhe und Leidenschaft sehr verschieden, immer aber einflußreich wirksam hervortritt. S. Bardili über die Gesetze der Id. Aff. Diese Gesetze müssen hier wenigstens in Erinnerung gebracht werden; sie sind:

a) Das Gesetz der Continuität und Con-

tiguität — im Raum; — Ordnung und Gewohnheit; Metonymia.

b) Das Gesetz der Simultaneität in der Zeit; Gleichzeitigkeit, Coexistenz; Synecdoche.

c) Das des Gegensatzes und Contrastes; Antithesis; *les extrêmes se touchent*; Scharfsinn und gemischte Empfindungen.

d) Das der Aehnlichkeit; Witz (im besten Sinn) und Combination, Gleichnisse, Metaphora.

e) Das Gesetz endlich der Ergänzung, welches als das allgemeinste alle anderen unter sich befaßt und leitet.

Auf diesen Gesetzen der Ideenassociation beruhet die früher erwähnte mnemonische und topische u. Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Sprache; jene Gesetze gelten und wirken überall und bey allen Völkern zumal in der Sprache; sie müssen zumal bey der Ableitung und Entwicklung des vielfachen Sinnes der Wörter in Betracht gezogen werden; sie wirken aber weder bey Einzelnen noch bey Völkern alle gleichmäßig, sondern bey den einen überwiegt und herrscht vor das Gesetz der Aehnlichkeit, — bey den witzigen; bey anderen das Gesetz des Contrastes — bey scharfsinnigen; bey anderen das der Contiguität und Ergänzung, — bey beobachtenden und tief sinnigen u. s. w. Auf die Ideenassociation wirkt aber ganz besonders belebend und unterscheidend ein die Kräftigkeit und Energie der Vorstellung, das sie erregende oder begleitende oder ihr folgende Gefühl, der Trieb, die Leidenschaft, kurz die energischen Empfindungen. Diese streben nach aussen und wollen tönen und müssen tönen und sich äußern, wenn sie nicht das Leben in ihrem Feuer verzehren oder doch unqualmen sollen. Die Tonkunst spricht vorzugsweise und nur allein die Empfindung an; doch redet man auch von musikalischen Gedanken, von dem Gedan-

ken, der einem Tonstück zum Grunde liegt, — und nicht mit Unrecht, in wie fern die Empfindung sich gerne und leicht in die Anschauung des sie bewirkenden Gegenstandes, und in seine Vorstellung übersetzt. Vorläufig bedünkt mir, aus energischer Empfindung entwickelt sich der Semitismus; wie aus energischer Anschau und Vorstellung der Japhetismus oder Kriismus.

Die Empfindung tönet; der Begriff aber articulirt den Ton. In der Natur tönt nicht alles; und was tönt, tönet daher unarticulirt, selbst Kind und Mensch im Zustande der Begrifflosigkeit und namenlosen überwältigenden Leidens und Schmerzes. Jede Wahrnehmung, jeder Begriff, jede Erkenntniß ist von Empfindung und Gefühl begleitet; — dieß mag jedermann leicht an sich bemerken, dann zumal, wann er einen schwierigen Satz mit dem Verstand bewältiget, oder selbst eine ihm wichtige Wahrheit gefunden hat. Das Gefühl aber tönt und lautet, und wirkt sympathetisch, es erzeugt Mitgefühl; was von innen kommt, das dringt auch zum Innern. Mitgefühl wirkt zuvörderst der Schrey der Leidenschaft, im Wehzen, Jauchzen u. dgl., Mitgefühl wirkt aber auch der ruhige behagliche Ton, in dem gesunde Kinder, und selbst Tauben und andere Vögel gurren; das Wort aber erregt Mitgefühl und Mitvorstellung zugleich, und eine durch die andere; es wirkt sympathetisch, und mehr noch syndoketisch. Der musikalische Ton wirkt Gefühl, gibt eine Stimmung und geht zu Herzen; der Ton, wie schon gelegentlich bemerkt worden, webt Klangfiguren auf bestäubten und gestrichenen Glasfläcken; er theilt den Nerven gewisse Schwingungen mit, und — wem es beliebt, der mag sogar sagen — er configurirt vielleicht selbst im Gehirn, — gewiß aber webt er in der Seele Figuren, Schemen (und Schatten oder Echo's) der Dinge, geistige empfindliche Formen — Ideen. Eben durch diesen Ausdruck von Ideen, von Vorstellungen und Begriffen erhebt sich der

sprachliche Laut, Wort und Rede, über den bloßen Empfindungslaut, über die Interjection und über den musikalischen Ton; — eben durch diesen Ausdruck von Ideen erscheint die Sprache als Wirkung und Werk des Verstandes oder der Vernunft, genug, des λόγος. Dieß hat schon Aristoteles richtig erkannt und bis in die Articulation hinein scharf bestimmt: π. ψ. II. 8. §. 9. σγ. ἡ φωνὴ ψόφος τις ἐστὶν ἐμψύχου — μετὰ φαντασίας τινος — σημαντικός; und über die Articulation, die er διάλεκτος nennet, s. 2. ιστ. IV. 9. p. 107.

Unter Schall (ψόφος), Stimme (φωνή) und Lautgliederung (διάλεκτος) ist ein Unterschied; die Stimme kommt durch kein anderes Organ als nur durch den Kehlkopf (φάρυγγ) zu Stande; daher haben die Thiere keine Stimme, die keine Lunge haben. Verlautbarung oder Lautgliederung aber ist die Gliederung der Stimme durch die Zunge (διάλεκτος δὲ ἡ τῆς φωνῆς ἐστὶ τῇ γλώττῃ διάρθρωσις); die Selbstlauter bringt die Stimme und der Kehlkopf (λάρυγγ) hervor; die Mitlauter aber die Zunge und die Lippen; aus beyden zusammen besteht die διάλεκτος. Was demnach keine oder eine nicht geläufige Zunge hat, οὐ διαλέγεται, verlaublichet, redet nicht u. s. w. vgl. ebd. I. p. 5. Syll. und Probl. S. X. §. 31. 32. (38. 39 Bekker): τὰ δὲ φωνήεντα ποιεῖ μετὰ τῶν ἀφώνων τὴν διάλεκτον · ἔστι δὲ ὁ λόγος οὐ τὸ τῇ φωνῇ σημαίνειν, ἀλλὰ τοῖς πάθεσιν αὐτῆς, καὶ μὴ ὅτι ἀγαθὴ ἢ χαίρει · τὰ δὲ γράμματα πάθη ἐστὶ τῆς φωνῆς · ὁμοίως δὲ οἱ τε παῖδες καὶ τὰ θηρία θηλοῦσιν · οὐ γὰρ ποῦ οὐδὲ τὰ παῖδια φέρονται τὰ γράμματα. vgl. ebd. S. XI. wo Aristoteles durchhin Probleme περὶ φωνῆς abhandelt, und gleich im ersten §. über Taubstummheit sagt: ὅτι ἀπὸ τῆς αὐτῆς ἀρχῆς εἶναι δόξειεν ἂν ἢ τε ἀκοῆ καὶ ἢ φωνῆ · ῥᾶστα δὲ δοκεῖ διαφθεῖσθαι ἢ διάλεκτος οὐσα εἶδος φων-

νης καὶ χαλεπώτατα ἐπιτελειῶσαι · σημεῖον δὲ ὅτι μετὰ τὸ γινέσθαι πολὺν χρόνον ἰνεοῖ ἴσμεν · τὸ μὲν γὰρ πρῶτον ὄλως οὐδὲ λαλοῦμεν οὐδὲν, εἶτα ὀψέ ποτε ψελλίζομεν u. s. w. s. das. Septalii Comm. Und Alexander in den Probl. I. 148 S. 297 sagt: τοῖς μὲν ἀνθρώποις ἢ φωνὴ καὶ ὁ λόγος βραδέως τελειοῦται, τοῖς δὲ ἀλόγοις εὐδίως, ἢ μετὰ βραχὺν χρόνον, διότι ποικιλωτέρα καὶ τεχνικωτέρα καὶ διδασχῆς μᾶλλον δεομένη · ἢ δὲ τῶν ἀλόγων ἀπλουστέρα καὶ φυσικωτέρα μᾶλλον ἢ ψυχικωτέρα. Nasser den obengenannten Lippen und Zunge, weiß Aristoteles, daß auch die Zähne sehr vieles zur Lautgliederung beitragen 2. μυρ. II. 16 p. 46. 47 III, 1. πολλά γὰρ πρὸς τὴν γίνεσιν τῶν γραμμάτων (der schreibbaren Laute) οἱ πρόσδιοι τῶν ὀδόντων συμβάλλονται. Nasser aber, sagt er Probl. XI. §. 2. und 4. thun besonders gerne die Tauben, eben weil Gehör und Zunge oder Rede Ein Princip \*) haben, und

\*) Philosophie fondée sur la Nature de l'homme en 225 Aphorismes par le Baron Massias. Strasbourg 1835. Im 17ten Aphorismen sagt er: L'Œuie, sens social, qui suppose quelqu'un qui communique avec nous, qui suppose intelligence qui parle et intelligence qui comprend, apporte à l'homme non-seulement les affections et la pensée de ses semblables, mais encore tous les bruits et toutes les harmonies de l'Univers. L'oreille et l'organe vocal sont soeur et frère jumeaux. Celui-ci répète instinctivement ou volontairement les sons inarticulés ou articulés que l'autre lui communique.

§. 18. Deux sens intérieurs lui ont été donnés, l'un pour le sentiment, l'autre pour la pensée. Au système nerveux viscéral correspondent la vie organique et les affections instinctives; au système nerveux cérébral correspondent la vie de relation et les fonctions réflexives.

§. 19. L'Atmosphère dans laquelle il est plongé lui fournit à chaque instant le principe de son animation, et l'aliment de la vie.

der Nasalten eine starke Erschütterung (im Gehirn hervorbringt; vrgl. Probl. S. XXXIII. §. 14. und über die Deutlichkeit und Bestimmtheit der geselligen Laute s. Arist. π. ἀκουστών p. 78 — 80 flg. sylb. §. 40. flg. Mit Aristoteles stimmt in diesem Punkte der Articulation ganz überein Galenus, der de Dogm. Plat. et Hipp. II. 4. p. 235 sagt: ἢ γλωττα — ὄργανον οὐ φωνῆς, ἀλλὰ διαλέκτου τε καὶ διαλέξεως, ὁποτέρως ἂν ὀνομάζειν ἰδελήσης — τὸ πρῶτόν τε καὶ ἴδιον ὄργανον τῆς φωνῆς ὁ λάρυγξ u. m. a. vrgl. Galenus de locis aff. I. IV. c. 7 wo er den Unterschied von φωνή und διάλεκτος genau bestimmt. Kürzer als diese ist Plato zwar über die Sinnenlehre und Wirkungen im Timäus S. 64 flg. und S. 67 flg. über das Gehör; den höchsten Endzweck aber gibt er an S. 47 φωνῆς τε διὴ καὶ ἀκοῆς περὶ πάλιν ὁ αὐτὸς λόγος, ἐπὶ ταῦτά τῶν αὐτῶν ἵνεκα παρὰ θεῶν δεδορησθαι, daß wir den Wohlklang der Rede (λόγος) und Musik vernehmend dadurch die ursprüngliche göttliche Harmonie in uns und den Einklang mit der reinen vollen Weltsymphonie herstellen möchten. Vrgl. Arist. π. αἰσθ. c. 1. s. f. p. 3 sylb.

(Fortsetzung folgt).

§. 20. La vie est mouvement d'assimilation, de sécrétion, de croissance et de décroissance, avec ou sans conscience, ayant pour fin la conservation des espèces par la reproduction d'individus semblables.

§. 21. Ainsi, le principe qui connaît, connaît au moyen de l'organisation.

§. 23. L'esprit conçoit, ainsi que le corps, il sécrète (si j'ose m'exprimer ainsi) les germes des perceptions, comme le corps sécrète les germes des corps qu'il reproduit.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. September.

Nro. 178.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

---

Die öffentliche Sitzung am 25. August dieses Jahres zur Feyer des Geburts- und Namensfestes Seiner Königlichen Majestät wurde von dem Secretär der zweyten Classe, Hrn. Ober-Medicinalrathe Dr. Döllinger, als Vertreter des abwesenden Vorstandes, mit folgendem Vortrage eröffnet.

Hochansehnliche Versammlung!

Im Staate, wo jedes würdige menschliche Streben, welches auch seine Richtung sey, Schutz sucht und auf Förderung rechnet, muß auch das Wissen eine Stelle, und das freye Forschen nach Wahrheit jene sichernde Ruhe finden, ohne welche es von sich ab, nach außen, gezogen würde, und das Beste verlore, von dem allein das Gedeihen alles wissenschaftlichen Strebens abhängt, die Unbefangenheit der Untersuchung. — So wird uns denn begreiflich, wie zu einer Zeit, ähnlich der unsern, nach Staaten erschütternden

und die Wohlfahrt der Einzelnen gefährdenden Zeitläufen, mit dem allgemein über die cultivirte Welt verbreiteten Völkerfrieden und der wohlwollenden Gesinnung der Staaten gegen einander die Wissenschaften selbst einen Aufschwung erlebt haben, und mit einer Kraftäußerung, ja in einem Umfange cultivirt werden, wie es keine Zeit vor uns glänzender aufzuweisen vermag.

Je deutlicher es uns aber wird, daß die Wissenschaften, ihrem Wesen nach, Kinder des Friedens, Erzeugnisse der Ruhe sind, desto mehr muß es uns wundern, wenn bey einem tieferen Eingehen in das wissenschaftliche Treiben unserer Zeit es nicht verborgen bleiben kann, wie sehr es noth thue, daß in das Wissen ein selbstischer Halt, und in die Forschung nach Wahrheit die innere Ruhe komme, wie sie als von außen gegebenes Bedingniß gefordert wird. — Wenn erst vor Kurzem ein europäischer Staatsmann ersten Ranges sich dahin aussprach, die wahre und uneigennütige Verehrung der Wissenschaften habe unter uns abgenommen, und es herrsche ein

leidenschaftlicher, beengter, exclusiver Geist, so kann es nicht übel gedeutet werden, wenn wir mit Freymüthigkeit einer Gedankenreihe folgen, welche freylich unserer Eigenliebe nicht schmeichelt, aber doch, unsere Lage aufklärend, den sichern Weg sehen läßt, auf welchem wir ohne Gefahr des steten Strauchelns wandeln sollen.

Wir besitzen und schaffen eine unermessliche Menge Kenntnisse, aber in unserer Mitte grünt nicht der Baum der Erkenntniß; wir haben des Wissens der Hülle und Fülle, aber die Weisheit hat sich von uns abgekehrt; unstet schwankt der Blick des Forschers, gespensterartig herumschweifende Irrlichter ziehen ihn von der Anschauung der wahren Quelle aller Erleuchtung ab; gelehrte Untersuchungen ermangeln nur zu häufig der Sicherheit des Standpunctes, von dem ausgegangen werden soll, und der Bestimmtheit des Ziels, nach welchem gestrebt wird; das — alles und jedes Wissen verknüpfende — Band ist gelöst — und die einzelnen Zweige der Wissenschaften sind zerrissen.

Wie könnte es aber auch anders seyn? Wir, die jetzt Gegenwärtigen, gehen aus einer Zeit hervor, in welcher Umwälzungen der gewaltthätigsten Art und verschiedensten Weise in nie gesehener Schnelligkeit auf einander folgten, und wo man das Feststellen versuchte, nur um Gelegenheit zu erhalten, das Gewordene umzu-

stürzen. Nun mag aber das Weltenschicksal verfügen, was es will, Glück oder Unglück mag sich über die Menschen ausbreiten, es giebt immer Einige, welche sich ihres Privatvorthells wegen mit der trostlosen Lage versöhnen, und Andere, denen allgemeines Glück nicht behaglich erscheint; kein öffentlicher Zustand kann eintreten, der nicht einer oder der andern Richtung menschlicher Gesinnung zusagte. —

So ist denn das gegenwärtige europäische Volk auf eine ganz sonderbare Weise vom Schicksal erzogen; welche Stürme auch gewüthet haben, und wie schnell die Ereignisse wechselten; jedes hat seinen Ruthheil an unserer Bildung, von jedem ist in eines jeden Gemüthe eine andere Spur zurück. Nichts kann daher die gegenwärtige Generation unternehmen, worin sich nicht die Herrschaft, welche vergangene Zeiten auf den Geist der Einzelnen ausübten, mischte, und wie sollte sie fähig seyn, sich mit innerer Ruhe der von der Vorsehung herbegeführten öffentlichen Ruhe vollständig zu erfreuen!

Schlimmer noch als diese Spaltung der individuellen Gesinnungen, als dieses zerreißende Hingezogen der Gemüther nach jenem, was keinen Bestand hatte noch haben konnte, ist ein allgemeines Uebel, auch von der jüngstvergangenen Zeit ausgeboren, die allgemeine Verbreitung nämlich eines eigenthümlichen antihistorischen Sinnes. —

So Vieles, was bestand und uns in der Kindheit und frühen Jugend mit heiliger Scheu erfüllte, wurde vor unsern Augen zerstört; die ehrwürdigsten Institutionen der Völker wurden zu Tagesereignissen herabgewürdigt; das Alte verging, und Neues konnte nicht bestehen. Nun ist es uns wie dem Seefahrer, der, wieder ans Land gestiegen, die Festigkeit des Bodens nicht gewöhnen kann und ein Schwanken wie auf seinem Schiffe zu fühlen glaubt. Das Vertrauen auf die Dauer des Bestehenden ist geschwächt; der Glaube an eine allwaltende Vorsehung, die das Menschengeschlecht zum Guten erziehe, hat sich in Zweifel aufgelöst, und an die Stelle der Belehrung, die wir in der Geschichte suchen sollten, macht sich egoistisch einseitiges Selbstvertrauen geltend.

Eine solche antihistorische Gesinnung, wie sie überall vorherrscht, ist es nun auch, die unserer Literatur ihren Charakter einhaucht. Und so haben wir denn jetzt statt großer umfassender Werke, in welchen sich eine neuere Denkweise mit den tief eindringenden Ideen der Vorzeit paart und das Neugedachte an glücklich ausgesprochene ewige Wahrheiten behutsam anzuschmiegen sucht, rhapsodische Ausflüge ohne festen Ausgang und sicheres Ziel. An die Stelle der Folianten unserer Voreltern treten magere Journalhefte, dem Tage geweiht und in vierundzwanzig Stunden

veraltet. — Die Schulen der Gelehrsamkeit, die wie am Alterthum bewundern, und von denen uns selbst das verflornte Jahrhundert erhebende Beispiele aufstellt, sind dem kleinlichen Seetengeiße und selbst der Keckheit individueller Beschränktheiten gewichen. — Ohne Vertrautheit mit dem schon ehemals in den Wissenschaften Geleisteten, ohne klare Einsicht in das, was man wollen soll, wird auf Entdeckungen ausgegangen, und nicht so gar selten muß ein witziger Einfall die Stelle gründlich erforschter Wahrheit vertreten.

Es wäre jedoch tollkühn, behaupten zu wollen, daß die gegenwärtige Zeit gar nichts eigenthümlich lobenswerthes an sich trage; und sinnlos wäre der Ausspruch, es werde dermalen nichts den Wissenschaften Ersprießliches hervorgebracht. Gerade wenn der Glaube schwankt, hebt sich das Bedürfnis neuer Forschungen empor; wenn Zweifel das menschliche Herz beklemmen, strebt es nach haltbarer Wahrheit. Wo jede Schranke gewichen ist, da mag gerne das Genie einen neuen Flug wagen.

Und wer wollte verkennen, wie viel die Naturforschung in Auffindung und genauer Bestimmung von Naturprodukten aller Art, in Erforschung der Körperwelt durch die glücklichsten Versuche, weit hinaus über alles vorher Geschehene täglich leiste! — Nicht entgehen kann es uns, mit welcher Tiefe philosophische Denker (deren

Besitz sich jedes Zeitalter zur Ehre rechnen würde) in die innersten Geheimnisse des geistigen Lebens eingedrungen sind. Dankbar erkennen wir die Erleichterungen, womit unsere Philologen uns zum Eingehen in das Alterthum einladen; und mit Vergnügen bewundern wir den historischen Scharfsinn, der uns so manche dunkle Erscheinung der Vorzeit deutlich vor Augen führt und manches alt hergebrachte geschichtliche Vorurtheil vergessen läßt.

Doch ein ausgebreiteter Blumenmarkt ist noch lange kein hochstämmiger Wald, in dessen Laubendaches Schatten unsere Entel ruhen, aus dessen tüchtigem Holze sie sich dauerhafte Hütten zimmern können. — Das ist eben der größte Fehler des wissenschaftlichen Treibens unserer Zeit, daß es zuviel vom Treibhause, zu wenig von gesetzmäßiger Entwicklung eines kräftig in Gottes freyer Natur auf organische Weise emporstrebenden Stammes in und an sich hat.

Seit ihrer Entstehung hat die k. Akademie der Wissenschaften das Namensfest des Landesregenten alljährlich durch eine öffentliche Versammlung zu feyern gesucht; eine Einrichtung, welche sich ursprünglich schon mehr auf das Gefühl, wie nothwendig es sey, daß alles wissenschaftliche Stre-

ben sich auf das, was dem ganzen Staate Mittelpunkt ist, beziehen müsse; um innere Haltung zu gewinnen, als auf eine äußere, wenn auch noch so beachtenswerthe Convenienz gründete. — Wenn wir daher in der heutigen Feyer des Namensfestes des Königs einen alten Gebrauch erneuern, so sind doch die Empfindungen, mit welchen wir dieselbe begehen, ganz andere als die einer bloß durch das Herkommen gebotenen Feyerlichkeit. Warnend steht vor uns die Geschichte, den Abgrund aufdeckend, zu welchem das Forschen führt, fehlt ihm jene geistige Centrirung, ohne welche die Gedanken wie Kartenblätter auseinanderfallen — und an der erhaben festen Stellung unsers großherzigen Königs Ludwig auf acht historischem Grund und Boden erkennen wir das Vorbild, dem nachzustreben eine Pflicht ist, welcher wir aus überzeugter Einsicht freudig folgen.

Hierauf verlas Herr Conservator Dr. Lamont einen Vortrag über die Nebelstecken, der bereits im Drucke erschienen ist; zuletzt Hr. Oberberggrath Dr. Zuchs eine Abhandlung über die Theorien der Erde. Von dieser wird ein Auszug nachgeliefert werden.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. September.

Nro. 179.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung). —

Genug zur Erläuterung der Copula, des lebendigen Baues, das Wahrnehmung und Laut als gewordene verbindet; nicht aber völlig genug um zu erklären, wie die Vorstellung das Wort und der Begriff in seinen Verhältnissen die Formen des Wortes erzeugt, und durch die Sprachwerkzeuge hindurch gebähret. Es ist nun nochmal zu wiederholen, daß der Begriff, die Idee, die abgezogene Form der Dinge sey; daß sie, meiner Meinung nach, unterschieden werde in dem Feuer der Empfindung. Um in dem Bilde zu bleiben, die Empfindung, der wirksame Begriff, ist wie ein chemischer Proceß; die Begriffsmasse in der Glühe und im Fluß schmelzt und bewegt die von der Hitze der Empfindung und Leidenschaft abhängigen, verbundenen Sprachwerkzeuge, daß sie verlaublichen, und zwar so verlaublichen, wie es die von dem kräftigen und lebendigen Begriff mitgetheilte Vibration, Schwingung und Stimmung mit sich bringt, und er es erheischt.

Der Laut aber, das Wort wirkt zurück anziehend und gestaltend; es macht den noch flüssigen Begriff gestockt, daß er gleichsam wie ein Krystall anschießt, sich befestigt und leuchtet. Jeder Begriff, als ein ursprünglich aufgelöstes und Flüssiges trachtet zu gestockt in Wort und That; — jeder

Begriff, Idee, Vorstellung, als ein Inneres, muß sich im Menschen veröffentlichen durch Wort und That, wie in der Natur durch Farbe, Gestalt, Geruch u. von einem inneren Formtrieb aus. Dieser Formtrieb, Phantasie und Verstand, Wiß und Scharfsinn in sich vereinigend, wirkt in der höchstgebildeten menschlichen Natur von selbst und wie bewußtles, aber dennoch gesetzmäßig gleich dem Instinct, und heisset da wegen seiner Schöpfungen Genie. Die Sprache nun ist Schöpfung des gemeinsamen menschlichen und nationalen Genies, wie ich Humboldts Lehre verstehe. Zwar Adelong (Vom deutschen Styl a. G.) hat die Frage aufgeworfen, ob ein Genie, das er mit vielen Anderen als die lebhafteste Thätigkeit der sogenannten untern Seelenkräfte erklärt, Verstand haben müsse? welcher zu den obern Seelenkräften gerechnet wurde. Adelong erklärt sich dahin, daß die Genies meistens auch Verstand haben, doch nicht eben nothwendig. Wenn demnach weiter oben die Sprache für Wirkung und Werk des Verstandes, und wie sich vorhin ergab, gar eines feurigen Verstandes erklärt wurde: so mag dieß manchen eben so bestreben, als uns in der jetzigen Zeit Adelong's obige Frage und Untersuchung auffällt; die Frage dort, wie hier das Befremden, beyde gründen sich auf eine zersetzende und zerstörende Anatomie der Seele und des Geistes; dieser ist stets in seiner Ganzheit mit allen seinen Kräften, diese nur in verschiedenen Graden, thätig und wirksam; aber für dieß Zusammenwirken und Ineinandergreifen hat durch die Abstractionen der Psychologen die Sprache fast jede Bezeichnung

verloren. Dennoch aber wird man leicht einräumen, daß das sprachschaffende Genie der Menschheit mit sehr sicherem, wenn auch nicht klar bewusstem Verstande verfuhr; man wird für diesen Ort gestatten, den Verstand ein schöpferisches Vermögen zu nennen; er faßt und nimmt ein nicht bloß, er gibt auch aus, er veranswendiget, was er gefaßt hat, durch die Sprache. Dieß vermöchte er aber kaum je, und am wenigsten am Anfang, zu Stande zu bringen, wenn ihm nicht eine Empfindung und Leidenschaft — man erräth leicht, was diese Worte hier bezeichnen sollen, — ein Feuer einwohnte, das die körperlichen Organe zu seinem Dienste erweicht, schmeidiget, stimmt und aufschlägt. Nicht die Empfindung, auch nicht die kalte Vernunft, jedwede für sich allein, schuf die Sprache; diese ist Wirkung, Werk und Werkzeug nur eines in mehreren Richtungen zusammenwirkenden Vermögens, der freyen selbstthätigen Ein- und Ausbildungskraft, — des Verstandes. Oder sage man dafür: Formtrieb, wie vorhin; so zeigt sich dieser Formtrieb in der ersten Sprachschöpfung als ein Instinet; der Instinet kam: als das Apriorische in den Thieren angesehen werden, demnach sie, jedes nach seiner Art, in das angemessene und vorherbestimmte Verhältniß zu je ihrer Gattung und zu der übrigen Welt treten, so weit diese einem jeglichen von ihnen gehört. In dem Maas, als der Mensch höher steht, denn jedes andere Geschlecht der Leblinge an der Erde, in demselbigen Maas steht auch sein Instinet, sein Formtrieb höher; einige Trümmer und Reste niedrigerer Instinete im Menschen abgerechnet, gilt nur noch das Genie als eine Art Instinetes, gilt als eine unerklärliche Ergriffenheit wie von einer höheren übermenschlichen Macht, und als ein dieser gemäses Hervorbringen. Das Genie wird, wie der Instinet, von den Psychologen als eine Einheit der mannichfaltigen tieferen Kräfte des Geistes und Gemüthes anerkannt, die der Auflöfung widersteht, oder wenn ja schmilzt, so eben, gleich

dem Diamant, wiederum in eine unfaßbare Einheit verflüchtiget; oder ohne diese bleibt gar nur das Phlegma zurück. Das Genie wird gezeichnet als die geistige Kraft, in welcher die Gegensätze sich völlig durchdrungen haben; es schwebt und lebt zwischen Freyheit und Nothwendigkeit, Bewußtseyn und dem Mangel desselben; es ist feurig und kalt und dgl. m. Wirklich thuts das Feuer allein nicht; Zweck, Mittel und Einheit scheinen fast bedeutsamer, (wie gleich bey dem Bildguss), diese aber setzt der sogenannte Verstand, oder auch die Vernunft, die Urtheilskraft, oder was sonst für andere Abstractionen die Denker in je ihrer Sprache gemacht haben; den Griechen war die höchste ganze geistige Thätigkeit ein *ἔνδοσιασμός*. Wirklich liegt das Genie auf der Gränzscheide, wo, wie Lichtenberg bemerkt, immer die unerklärlichsten Geschöpfe liegen; im Thierreich die Amphibien, die im Wasser und in atmosphärischer Luft leben; der Mensch selbst lebt zugleich im Reich der Natur und Nothwendigkeit, und in dem des Geistes und der Freyheit; das Genie aber endlich scheint vor der Geburt aus mit der innern Harmonie des Geistes ausgestattet zu seyn, welche Plato den übrigen zum Zweck setzt; so daß es vorzugsweise der Liebling der Gottheit — *θεῶν φίλος* — genannt wird. Das Genie hat nach den Künsten und Wissenschaften, in denen es schafft, unter uns einen verschiedenen höheren oder niedrigeren Werth; vom Genie der Tugend und Kunst und Philosophie bis zum Genie für Mechanik liegt eine sprossenreiche Leiter; das erstere aber meynte Plato. Hier genügt zunächst das eine, daß das Genie so feurig als kalt wirke, (wer weiß denn, was das Feuer an und in sich sey und wie sich selber fühle?), so begeistert und schwärmend, als besonnen, und daß es bilde, daß ihm ein Formtrieb einwohne. Dieser urkräftige Formtrieb oder Instinet, der den Thiergeschlechtern beywohnt, dergleichen einer das Menschengeschlecht in der Sprachschöpfung leitete, hat eine doppelte Seite, eine psychische,

beym Menschen sogar noetische oder verständige, und eine leibliche, organische.

Weil der erste Factor, der des Verstandes, weitaus überwiegt, weil er auch den zweyten bestimmt, ihn anregt, und die Richtung und Entfaltung gibt, darum hört der aus beyden zusammengewachsene Formtrieb im Menschen auf, gewöhnlicher Instinct zu seyn; er wird Vernunft, ein freythätiges Vernehmen und Innenwerden des Genehmen und Angenehmen, ein Vernehmen dessen, und ein sich das, und sich dem anbequemen, was um den Menschen, was in ihm und über ihm ist; er wird Verstand; der die flüchtigen Erscheinungen zum Stand bringt, indem er das Volatile aus und abscheidet, und nur das bestandhafte Wesen bindet und figirt. Diese Vernunft, deren Leben und Wirkksamkeit über sich hinaus, und auch in die leiblichen Dienstboten und Organe übergeht, und sie bestimmt, diese Ein- und Ausbildungskraft, dieser Verstand, in welchem Licht und Wärme noch unzerseht in ursprünglicher Kraft und Eigenheit wirken, ist das Apriorische im Menschen, ist sein einziger Instinct, der ihm alle die vielerley Instincte ersetzt, mit denen die Geschlechter der Thiere angestartet sind; dieser Formtrieb schafft ihm die Sprache; er hebt zu Kunst und Wissenschaft, sein Sehen und Tasten, in der Malerey und Bildnerey, sein Hören in der Rede und Musik. Leiblicherseits ist dem Menschen weniger Kraft und Fertigkeit von vorneherein mitgegeben, als den meisten Thieren, die ihn an Schnelligkeit, Schärfe der Sinne u. übertreffen; dennoch aber ist er auch leiblicherseits bevorzugt vor allen durch aufrechten Gang und deßhalb freye Hand und durch die Sprachwerkzeuge; denn mit diesen ist ihm das weitgreifendste Vermögen gegeben zu allem, was ihn weit über sein Bedürfnis und seine Bequemlichkeit, weit auch über den Kreis dessen hinausführen kann, was alle und jede Thierklassen zu vernehmen ein für allemal umgränzt und vorherbestimmt sind. Die Meß- und Rechenkunst, als apriorische Wis-

senschaft am weitesten und festesten durchgeführt, reicht über den gemeinen Lebensbedarf hinaus; sie aber ist jedem Einzelnen und dem Geschlechte schwer genug geworden, so weit zu entwickeln, daß ihre Anwendung so gewiß und sicher zutrefte, wie z. B. die Biene ihre angeborene aber höchst beschränkte und bewußtlose Meß- und Baukunst im Gezimmer ihrer Zelle sicher ausübt.

Dem Menschen war nicht nöthig, daß die Mathematik in den Körperbau verwachsen, physiologisch angeboren sey; genug, daß er für den Anfang bestehen, sich erhalten, weiterhin aber in behaglichem Daseyn und bey Muße (*διαγωγῆς* Ar. Metaph. I. 2.) das abgezogene und allgemein gültige Meßsen, und Zählen und Wägen, (den *λογισμὸς*, die *ratio*) frey und bewußt in sich entfalten, aufklären und ausüben konnte. Kinder lernen, ungeachtet dem, daß die Mathematik eine apriorische Wissenschaft ist, das Zählen und die Zahlen, desgleichen die Unterschiede der Aufeinanderfolge in dem Gestern, Heute und Morgen und andere Zeitdesgleichen auch Raumverhältnisse nicht vor dem 3ten und 4ten Jahre ihres Lebens sicher fassen; oftmals erst nachdem sie schon lange deutlich sprechen, und vieles richtig unterscheiden; es hält schwer, auf Vergangenheit oder Zukunft, zumal bestimmte Zukunft ihren Blick zu richten, noch schwerer, ihn da zu fixiren und festzuhalten. Sie leben nur in der Gegenwart, und diese dehnt sich erst in dem Maße aus, als ihre Erinnerung und Besinnung sich dehnt und weiter reicht. Mit der Erinnerung scheidet sich die Vergangenheit von der Gegenwart, welche in diesen Kinderjahren noch mit der Zukunft zusammenfällt. Hieraus folgt, — um dieß beyläufig zu sagen, daß die Zahlwörter wohl in keiner Sprache Stammwörter seyn werden; und daß zwey etwas unbestimmte Zeitformen (Aoriste) die ersten tempora seyn werden, wie wir beydes im Semitischen und auch im Indoeuropäischen finden *γράφω*, *ἔγραπον*; *γράφω*, *ἔγραψα*; *γέγραφα*, *ἔγε-*

γράφειν. Diese zwey Zeitunterschiede nimmt der Verstand zuerst wahr, sie demnach bezeichnet und verlautbart er auch zuerst. Denn es ist nun wohl fattsam erörtert, in welchem Sinne hier oben behauptet worden, daß der Verstand die Sprache schaffe, daß er den Ton angebe, stimme und forme. In jedem Klange klingt die ganze Tonleiter durch bis zu seiner Octave, lehren die Musikler (Erlebens Naturlehre S. 258. 291 fgg); und jeder Ton kann als Grundton gesetzt und angenommen werden. Was vom Klang und Ton im Allgemeinen gilt, mag sich auch auf den Laut einigermaßen anwenden lassen, daß er nämlich nach und auslaute, um sich zu ergänzen, und mit anderen in Beziehung zu treten, eben wie die Dinge und die Begriffe aufeinander hinweisen, sich aufeinander beziehen, und einander ergänzen, wie schon früher angedeutet worden. Die Grundtöne, oder vielmehr Grundlaute in jeder Sprache sind frey gesetzt, und fordern einander nach festen Gesetzen; denn wie nicht alle Töne in der Musik zusammenstimmen und klingen, desgleichen nicht alle Laute und Lautformen in der Sprache; die Semitin singt und spricht aus einem andern Grundton und Grundlaut, als die Taphetin, und diese wiederum aus einem andern als die Chamitin und andere Rassen; sie gehen aus von einem andern Grundton sowohl abseiten des Geistes als des Leibes, des Tonwerkzeuges; die Stimmung ist eine scharf unterschiedene, sowohl die seelische, als die körperliche, und sie offenbart sich in Vocalen und Consonanten und deren Verbindungen; sie offenbart sich in der Betonung und in den Formen, in casus, genus, numerus, in den Verbalformen, in temporibus, modis u. dgl. m. endlich in dem Sate, in der Rede, in der Poesie und gesammten Literatur eben wie in der Geschichte und dem Leben der zugehörigen Völker. Den Grundton und die Grundstimmung herauszuhören, herauszuspüren ist die Aufgabe der philosophischen Sprachvergleichung; einiges mag hiebey auf die Rassenunterschiede an-

kommen. Der musikalische Leser mag die zwischen dem musikalischen Ton und dem sprachlichen Laut angedeutete Analogie vergleichend und unterscheidend weiter verfolgen; vielleicht, daß manches dadurch erläutert und aufgehellet werden kann. Der Nichtmusikalische aber mag sich freuen, daß er die weitere Ausföhrung hier nicht zu befürchten hat, indem Nec. sich von der Natur und Kunst und Menschenthilfe in der Musik völlig verwahrloset frey heraus bekennet, und von den Tönen, deren Consonanzen und Dissonanzen, den Auflösungen, den Tacten u. dgl. m. weder sicheres Gefühl, noch klaren Begriff hat. Die Seelenstimmung indessen, die in einem Tonstück herrscht und durchklingt, merken wir alle leicht, sey sie eine freudige, oder schmerzliche, eine ruhige und gemüthliche, oder eine leidenschaftliche und strebsame. Sie ist es, die uns in der Musik ergreift, und als die Physiognomie derselben sympathetisch auf uns einwirkt. Von diesem mir ganz fremden Gebiet mich wegwendend will ich zuvörderst bemerken, daß die alten Grammatiker stoischen Bekenntnisses und Glaubens das Wort und die Sylbe und begreiflich auch den musikalischen Ton als Körper betrachteten, \*) und ihm dem zufolge die drey Dimensionen des Raumes beyleget: Länge und Kürze; Höhe und Tiefe; die Breite aber fanden sie im Hauch. Priscian l. I. 5. in. p. 539 Putsch.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Chrysippus und seine Anhänger erklärten alles für Körper, was wirket. Sen. Ep. 106. An Bonum corpus sit? Bonum prodest; facit enim; quod facit, corpus est: Bonum agitat animum et quodammodo format et continet; quae ergo propria sunt corporis, ea corporis bona sunt: corpora ergo sunt: et quae animi sunt; nam et hic corpus est. Bonum hominis necesse est corpus sit, cum ipse corporalis u. s. f. u. Ep. 117. Sapientiam bonum esse dicunt (Stoici); sequitur, ut necesse sit illam corporalem quoque dicere. At sapere non putant ejusdem conditionis esse. Incorporale est, et accidens alteri, id est, sapientiae; itaque nec facit quidquam nec prodest sqq. Vrgl. Lipsii Physiol. Stoicae l. II. Diss. 4 et 5. u. Lucret. IV. v. 529 fgg. das. Sambin u. a. M. Meiage zu Diog. Laert. VII. 55 sq.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. September.

Nro. 180.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Körper oder nicht, das mögen die Physiker ausmachen; jedenfalls ist der Ton und Laut auch eines der Dinge, die auf der Grenzscheide zweyer Reiche liegen; denn offenbar spielen beyde, obzwar sinnlich wahrnehmbar, eine sehr geisterhafte und geheime Rolle; der musikalische Ton erregt Empfindungen und Gefühle, der sprachliche, folglich bedeutsame Laut erweckt neben diesem noch insbesondere Anschauungen und Vorstellungen, des Sinnlichen nicht mehr, als des Un- und Ueber-sinnlichen. Der Tonsetzer kann nur seine innere Stimmung, seine Empfindungen und Gefühle ausdrücken, er kann nur unklar Gedanken, und nur mißbräuchlich manches Sichtbare, Bliß und Donner etc. in seine Sprache übersetzen; diese regt aber doch an und kann sogar bis zur Bewegung und zum Tanz fortreißen. Jeder Künstler ist Poet und Schöpfer, nur in einem andern Stoff und nach einer andern Technik; und vermag hienach der eine mehr als der andere. Für mannichfaltigen Ausdruck scheint die Farbe schon empfänglicher zu seyn; wenigstens kann der Maler nicht allein sichtbare Gegenstände, Landschaften u. dgl. sondern in seinen Personen und ihren Handlungen die Leidenschaften, Gesinnungen und Bewegungen ziemlich verständlich ausdrücken und all das auf farbige Flächen in Fi-

guren übertragen. Die Mathematik übersezt alles, was ihr nur irgend meß- und zählbares und Verhältniß habendes Quantitatives vorkommt, in ihre netten geschmeidigen Formeln, Bewegung und Ruhe, Schall und Strahl, Zeit und Raum mit allen seinen Configurationen, und in neuester Zeit sogar die Vorstellungsmassen und Vorstellungssreihen, ihre Störungen und Selbsterhaltungen \*) Im weitesten Umfang und nach allen Seiten und Richtungen endlich vermag die lautbare Sprache zu übersetzen, und Quantitatives wie Qualitatives, Substanzen und Neidenzen, Sinnliches und Unsinnliches zu bezeichnen und zu bestimmen; sie ist für alles empfänglich, was der Begriff freythätig schafft, für Wahrheit wie für Irthum; sie kann sagen das was ist, und auch das was nicht ist; sie ist wie der Raum bey Plato  $\tau\alpha\nu\delta\epsilon\chi\epsilon\varsigma$ , alles aufnehmend; sie ist wie der Geist  $\tau\acute{o}\pi\omicron\varsigma\ \tau\acute{\omega}\nu\ \epsilon\iota\delta\acute{\omega}\nu$ , Gebärmutter u. Amme ( $\tau\iota\delta\eta\nu$ ) der freyen, selbstgeschaffenen Begriffe. Hiedurch gibt sich die Sprache kund als eben vorzugsweise zu selbwartigem Behuf, zu geselligem und mittheilsamem Gebrauch des menschlichen Herzens; unsere innere Welt mit ihrem Gehalt und ihrer Gestalt tritt durch die Sprache in lösender Plastik heraus, unterstützt von Gebärdung und Mienenspiel und anz

\*) Die Mathematik innerhalb ihres eigenen Bereiches übersezt geometrische Probleme in arithmetische; sie drückt die Parabel z. B. und Hyperbel algebraisch aus; und hinwiederum stellt sie höhere Gleichungen durch parabolische Kurven dar; sie beweist analytisch und geometrisch, daß z. B. die imaginären Wurzeln immer paarweise vorkommen u. dgl. m.

derem Ausdruck der Seele. Die Sprache theilt nicht mit die Gegenstände der äußern, sondern die der innern Welt; jene theilt sie nur mit, insoferne und wie sie jedesmal eben im Gemüth abgeschattet sind; die Gegenstände und Vorkommnisse des inneren Sinnes sind in unsere freye Gewalt gegeben, und von unserer Willkühr abhängig, soweit diese nur reicht, und nicht durch die Schranken theils unserer inneren theils der äußeren Natur gehemmt und eingefangen ist demnach z. B. Bäume; nicht wirklich als redend und denkend behandelt werden können, wie der Fabulist sie etwa einmal vorstellt; demnach Geister nicht gesehen noch betastet werden können u. dgl. m. Diese Erweiterung ihres Gebietes über jedes andere Darstellungs- und Aeußerungsmittel verdankt die Sprache ihrem mnemonischen und symbolischen Charakter, von dem früher gesprochen worden, und dem fast unberechenbaren Reichthum von einfachen und zusammengesetzten Lauten und Lautverbindungen, die der Mensch durch seine Stimmorgane hervorzubringen und nach Regeln und Gesetzen zu verwenden im Stande ist.

Hieraus erhellet auch sogleich, wie nothwendig und unerläßlich es ist, von der freyen, willkührlichen Begriffsbildung oft und immer wieder zur Betrachtung der Natur, zur Vergleichung mit ihren Bildungen und Erscheinungen zurückzukehren, fort und fort auf die Natur zurückzusehen, und die bewußtlose, zufällige Ideenassociation durch die Beobachtung des Naturlaufes zu regeln und zu berichtigen. Aus der unbestimmbaren Mannichfaltigkeit der Laute und ihrer Verbindungen aber ergibt sich die Nichtigkeit der früheren Behauptung, daß jedes Volk nur einen geringsten Theil der möglichen und lautbaren Combinationen zu zweyen, dreyen, viereu u. s. f. und der Variationen sich zueigne; man denke nur das Eine, daß das Wort: Roma allein 24 Anagrammen gibt, von denen 20 fast in allen Sprachen vorkommen; mr aber ist slavonisch-russischer Anlaut in *mrji* = sterben, (sanskrit

mr mit Vocal r) und *mrakj* = die Dunkelheit; demnach würden 22 Versetzungen lautbar seyn; und will man hier als Vocal das r (R) gelten lassen, so lauten auch *rmao* u. *rmoa*, die 23te und 24te Versetzung; wenigstens bietet das Sanskrit mit r anlautend die Wurzel: *rph* oder *rmph* bey Rosen Radices sanser. S. 243; bey Wilson werden sie auch als *riph*, *rimph* aufgeführt, und so auch bey Carey, A Grammar of the Sungskrit language im Appendix S. 72. Sechsbuchstellige für uns lautbare Verbindungen aus unserm Alphabet lassen sich beyläufig 30 Millionen herausbringen; kurz die möglichen Combinationen sind in allen Sprachen der Welt, die jemals da gewesen, oder noch da sind, nicht erschöpft; ihre Zahl, Maß, Verhältniß und Gefüge, ihr *αριθμός* variirt in jeder Sprache; die Grammatik jeder besondern Sprache hat die Thatsache zu bestimmen, welche jede gewählt habe, wie schon Plato öfter angedeutet hat, Phileb. cc. 7. et. 8. p. 10 f. — 19 Sophist. p. 253 §. 81. Diese Erwägung scheint der Anuahme des tiefsinnigen Juida nicht günstig zu seyn. Wenn man aber andererseits bedenkt, daß die Farben eine sinnlich-sittliche Wirkung haben, wie Göthe J. Farbenl. Bd. 52. §. 758. fgg. ausgeführt hat, wie das Gleiche auch von Tönen und ihren Consonanzen, von Gestalten und Figuren und deren Bewegungen gilt: so wird man geneigt werden, jenem tiefen Sprachforscher einzuräumen, daß die Grundlaute und deren organische Configurationen im ursprünglichen reinen Zustand der Menschheit malerisch und mit gewissen Empfindungen verschwistert gewesen seyen. Nur daß sich davon Vieles und Bestimmbares in den verschiedenen Sprachen erhalten haben sollte, dieß ist mir nicht wahrscheinlich; und wenn ja doch, so möchten dieser Art sinnige Naturlaute zuerst im Semitischen zu suchen seyn; denn hier, namentlich im Arabischen, sind die einfachsten, reinsten und re-

gelfestesten Lautgesetze, zumal über die Verhältnisse der Vocale und Consonanten; und gerade die Buchstaben, welche die Kinder zuerst hören lassen, mögen besonders bedeutend und gleichsam naturkräftig seyn. Ob zwar beyde Klassen mehr das Selbstwärtige, Empfindung und Vorstellung mehr, als das Auswärtige, das Object, bezeichnen: so wohnt doch dem Vocal bey wenn auch nicht Leidenschaft, so doch Affect und Erregung des Gemüthes; dem Consonanten aber mehr ruhige Stimmung, Anschauung und bestimmter Inhalt. Wirklich dienen uns noch die reinen Vocale an und für sich: ah! he! o! ih! uh! u. dgl. zum Ausruf mannichfacher Gemüthswallungen. Der Vocal erscheint im Semitischen, namentlich im Arabischen, viel lebendiger, befeelender, wahrhaft geistiger, als in irgend einer Sprache, sowohl in den Casus und der Nominalbildung, als in den Verben, in deren Vocibus und Modis. Wie aber die Consonanten eine gewisse Verwandtschaft und Vorliebe zu diesen oder jenen Vocalen haben, dieß zeigt sich am auffallendsten in den tatarischen und den verwandten Sprachen; wo gewisse rauhe Consonanten aus der Klasse der gutturalen, palatalen und lingualen Buchstaben, so weit es auch die Schrift zuläßt (ǰ = q ğ = g, ç = 'h ʙ od. th) durchaus die hellen Vocale a, o, u nach sich fordern; die glatten dagegen (k = k, ğ = g oder j, h = glattes h und t = t) rufen die trüben Laute e, oe, ü. Ähnliches gilt in der ungarischen Sprache, nur daß die lateinische Schrift für die Rauheit und Glätte der Consonanten nicht verschiedene Buchstaben hat. Paul Beregczálzi, scheint es, hat diese Eigenschaft in seiner Muttersprache zuerst wahrgenommen; in seinem „Versuch einer magyarischen Sprachlehre mit einiger Hinsicht auf die türkische und andere morgenländische Sprachen, Erlangen 1797 S. 15. S. 29 sagt er:

„Die Vocale lassen sich in zwey Klassen eintheilen; die eine machen a, o, u, und die andere e, oe, ü aus; das i ist beyden Klassen gemein. — Deseu

nach werden auch die magyarischen Wörter alle in eben so viele Klassen eingetheilt: Diejenigen nämlich, worin a, o, u vorkommen, gehören zu der ersten; und worin e, oe, ü sind, zu der zweyten Klasse. Nur hieraus läßt sich erklären, warum im Magyarischen nicht mehr als 2 Declinationen, 2 Comparationen und 2 Conjugationen sind. (—im Grunde nur eine, wie im Türkischen, da der Flexionsvocal durch den des Stammes gesordert ist). Ferner warum die Character- und Cervil-Buchstaben, — die pronomina suffixa und afformantia, die Postpositionen und — die Ableitungssylben für Substantive, Adjective ic. ihren Vocal beständig aus der Klasse nehmen, zu der die Wörter selbst, welchen solche angehängt werden, gehören, z. B. has der Bauch im Dativ hasnak; aber kéz die Hand, im Dativ kéznek; jó gut, jólag die Güte; bö reichlich, böség der Ueberfluß; hasam mein Bauch, kezem meine Hand, von kert wird kertem ich habe geboeten, aber von vart wird vartam ich habe gewartet ic.“

„Ich kann mich nicht enthalten, sagt der treffliche Mann in der Note S. 32, hier gelegentlich zu äußern, daß ich bey dieser Entdeckung vor Freude sprang, und mit jenem Philosophen ausrief: εὐρηκα! εὐρηκα!“

Indessen, mit diesen und viel mehr ähnlichen Bemerkungen, die theils schon gemacht sind, theils in der Zukunft noch gemacht werden mögen, wird doch kaum Jemand es unternehmen, mit einiger Sicherheit zu bestimmen, was zuerst, was dem zunächst und weiterhin, und wie jegliches in der Urzeit verlaublich worden. Sehr wahrscheinlich aber ist, daß die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft zu den allerersten Gegenständen gehörten, welche benannt worden sind, ehe der Mensch noch seines Gleichen etwas Mehreres mitzutheilen hatte. Gen. 2, 19. Ohne Zweifel aber, wenn nur erst einige gleichsam elementarische Laute und Wörter gesetzt waren, so erweiterten und breiteten sich diese aus, theils in der Bedeutung, im Begriff, theils in der Form, in ihrem Leib, nicht nur nach der Ähnlichkeit des Eindrucks, sondern auch nach der Ähnlichkeit der Empfindung, welche von den Dingen erweckt wurde. Was gleiche oder ähnliche Empfin-

nung erweckte, wie ein anderes vielleicht der Art nach ganz verschiedenes Ding erregt hatte, mochte daher, ohne weitere Rücksicht auf den Gegenstand, mit dem gleichen und ähnlichen Laut oder Wort charakterisirt werden, wie wir noch alle Tage bey der Aussage über den Schmach der Früchte, Speisen und Getränke thun. Solche Ausdrücke einer Sprache, die auf der Ähnlichkeit der Empfindung beruhen, die von ganz ungleichartigen Dingen hervorgebracht werden kann, dürfen nicht für übergetragen und metaphorisch angesehen werden, sondern sind ursprünglich transcendental, d. h. sinnlichen und unsinnlichen Dingen gemein. Dergleichen transcendente Ausdrücke sind z. B. ens, unum, bonum, pulcrum etc. Gut, der Empfindung gemäß und ohne Uebertragung, wird eben alles genannt, was der Natur des Subjects zusagt, was ihm genehm, sey es dann diesem oder jenem Sinne angemessen, sey es sittlich oder heilsam oder sonst wie behülfflich zu irgend einem Zwecke. Eben so das Schöne, das dem Guten verwandt ist; das Wort wird nicht vom Sinnlichen auf das Unsinnliche übergetragen, sondern, höchstens kann man sagen, der Begriff, aus der Empfindung erwachsend, erweitert und klärt auf seinen Horizont über beyde Hemisphären, wie nach dem Vorgange Platons im Phädrus Plotin de Pulcrit. sehr gut zeigt, und wie im engeren Bereich der Natur jeden die Ausdrücke: Magnetismus, Electricität, Galvanismus u. dgl. m. zu überzeugen hinreichen, nur daß hier das Wort sich mit dem Begriff der Erscheinung und seines Eindruckes weiter und weiter ausdehnte von einem einzelnen durchaus bestimmten Fall. zu einem allgemeinen Naturgesetz. Beyderley Erweiterungen der Sphäre eines Wortes scheinen in jeder Art Sprache möglich; aber Umbildung eines Begriffes und mit ihm seines Wortes scheint nur in ableitenden, flectirenden und überhaupt mehrsyllbigen Sprachen möglich zu seyn, oder doch durch Zusammensetzung und Umschreibung nur unvollkommen ersetzt

zu werden. Auf diesem Wege, sollte man vermuthen, kann der Mensch die bezeichneten Objecte nicht so sich unterwerfen, sie beherrschen, (*κρατῖν, ἰνα γωπίζη*) und im Denken und Sprechen gleichsanz Versuche mit ihnen anstellen, wie es dort geschieht; der Versuch aber ist der Vermittler zwischen Subject und Object, wie Göthe Bd. 50 S. 8 flugut ausgeführt hat.

Die einsyllbigen und unflectirenden Sprachen lösen den Menschen nie von den Objecten ab, machen ihn nie frey, selbständig und zum Herren seines Denkens: die ableitenden, abstrahirenden und mehrsyllbigen aber mögen ihn durch das Uebergewicht des subjectiven Antheils wohl weit und ganz vom Objecte dann und wann abführen, dieses ihm aus den Augen und außer Acht setzen; allein dieser Nachtheil ist nicht so groß als jener; denn mit all seinem Thun und Denken in die Mitte der Natur gestellt und in sie allseitigst verschlungen, kann er nicht allein von freyen Stücken, er muß sogar, von der Natur gezwungen, immer wieder an die Objecte gehen, und an diesen sein freyes Schaffen in der Sprache prüfen und zurechtweisen. Unbeschadet seiner Freyheit, Selbständigkeit und sogar Willkühr, findet zugleich die wahre Naturnothwendigkeit statt, die den Menschen niemals ganz aus ihrem Kreis entläßt, die in den Sprachen der zweyten Klasse aber das freye selbstthätige Princip hemmt und beschränkt. Durch den — sprachlichen — Versuch, — in Wortbildungen jeder Art und Satzgefügen, — entsteht uns das richtige Verhältniß und die angemessene Wechselwirkung zwischen den Erscheinungen als Vorstellungen, und deren Erkenntniß; zwischen beyde tritt die Sprache als Vermittler und Versuch.

(Fortsetzung folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. September.

Nro. 181.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

In der Sprache muß ein weites Feld für freye und willkürliche Schöpfungen und Vorstellungen, folglich auch für Irrthümer und für Aberglauben offen seyn, wenn sie der Boden werden soll, worauf die Wahrheit und Erkenntniß erwächst. Oder von Seite des Verstandes her angesehen, muß man sagen: ohne die Abstraction ist keine allgemeine Vorstellung, kein Begriff und folglich auch keine Erkenntniß, ja keine ächte Menschenthümlichkeit möglich. Um dasjenige, was hier gemeint ist, etwas zu erläutern, sehe man Uebersetzung: Water's Mithridates Th. III. Abth. 3. S. 323 flg. wo nach dem Missionar Sagard berichtet wird:

„Die Huonen kennen keine Ableitung und Zusammenfügung; daher die Wörter, so analog sie auch in ihrer Bedeutung seyn mögen, durchaus keine Aehnlichkeit im Laute miteinander haben. — Sie können kein Substantiv anders ausdrücken, als vereinigt mit dem Pronominal-Adjective. Es ist ihnen unmöglich: Vater, Mutter, Oheim, Großvater u. s. w. zu sagen. Sie müssen diesen Wörtern ein: mein, dein, sein, anhangen. Es ist ihnen unmöglich, eine Qualität einer Substanz auszudrücken, ohne die Substanz zugleich zu nennen. Sie haben keine Adjective, noch wenlger Abstracta derselben, wie gut und Böse. Sie sagen: ihr seyd gut, schlecht; aber nicht: gut, böse ic. für sich allein. Wenn von einer Handlung die Rede ist, so machen sie gewöhnlich keinen Unterschied zwischen der Handlung, dem Handelnden, dem Object der Handlung, und der Art

und Weise, wie sie vorgenommen wird. Sie drücken alles durch Ein Wort aus. Sie haben also viele Wörter, welche eigentlich Phrasen sind u. s. f. — Die Verba bezeichnen fast immer die Handlung mit dem Object der Handlung, und nur wenige bestimmen das Handeln schlechtbin. Sie haben daher kein Wort, um zu sagen: schneiden, sondern viele Wörter, welche das Schneiden gewisser Dinge bedeuten, z. B. Fische zerschneiden, Holz schneiden, Kleider schneiden, den Kopf abschneiden, den Arm abschneiden u. s. w. Alle diese Verba weichen ganz voneinander ab. Sie haben kein Wort für den einfachen Begriff des Gebens, obwohl Sagard in seinem Wörterbuche drey Seiten mit Wörtern füllte, welche das Geben verschiedener Dinge bedeuten“ u. s. w.

Und auch Charlevoix sagt ebend. S. 328:

„Die verba activa vervielfältigen sich — im Huronischen — so vielfach, als es Gegenstände gibt, auf welche die Handlung übergeht, z. B. das Wort für essen, verändert sich eben so vielmal, als es eßbare Sachen gibt. — Einen Menschen sehen, und: einen Stein sehen, sind zwey verschiedene Verba. Eben so: sich einer Sache bedienen, die dem gehört, der davon Gebrauch macht, oder dem, mit welchem man redet, dieß sind auch eben so viele verschiedene Verba.“

Dieß reicht wohl hin, um den Werth des Abstractions-Vermögens und seinen Einfluß auf die Sprache und durch diese zurück auf die ganze Bildung fühlbar zu machen. Von der freyen Abstraction, sey sie auch oft irrthümlich, von der freyen Hypostasirung, drohe sie auch überzuschnappen, wie in quidditas, haecceitas u. ä. hängt in der Sprache die Etymologie, und von der Analysis und Synthesis insbesondere die Flexion ab. Welcher Art diese auch seyn mag, man darf sie bey allen einzgermassen gebildeten Völkern, was immer für einer Zunge vermuthen, da nur Abstraction und sprachliche Flexion und Etymologie die Menschen befreyen

und selbständig machen können; — und wirklich etymologirend und flectirend die meisten Sprachen. Auf diesen Punct ist daher die Aufmerksamkeit desto mehr zu richten, je weniger sich nach den früheren Bemerkungen hoffen läßt, daß jemals die Wurzeln und Stammlaute von vorneherein werden bestimmt werden.

Es ist schon mehrmalen gesagt worden, die Form der Dinge werde von den Sinnen, von jedem in seiner Art aufgenommen; sie werde dem schaffenden werththätigen Verstand intersicirt und subzicirt (wenn man mit Worten spielen, aus der Sprache philosophiren mag, — was gar oftmals unabsichtlich und versteckterweise, aber dann nur desto irreführender geschieht;) durch diese Interjection und Subjection unter den Verstand vollende sich die Assimilation, und setze sich die Wahrnehmung um in eine freye Vorstellung; und diese erst könne nun in der Sprache frey bezeichnet, und im Denken beliebig behandelt werden; denn sie ist durch Abstraction dem sinnlichen Complex enthoben und für sich blosgestellt. Es ist aber auch öfters bemerkt worden, daß jede Form jedes Sinnes nebenher gewisse gemeinsame Empfindungen (*κοινὰ αἰσθησεις*) mit sich führe; (Arist. π. ψ. III. 1. vgl. Theophrast. π. αἰσθ. §. 36. p. 28 Steph.) daß jede Form, gleich einem Gewächs, nach allen Seiten hin ranke, mit anderen sich verschlinge, verquicke und zu ergänzen strebe zu einem vollen lebendigen Begriff, zur Idee; — daß jede Form *z.* sich stät oder beweglich, wirksam oder leidend *z.* zeige; daß an jeder mancherley An- und Beywesen erscheine mit kürzerer oder längerer Dauer *z.* Dieses und Ähnliches mehr auf die Sprache bezogen, so ist oft und viel hinüber und herüber gestritten worden: ob jedem Worte eine bestimmte sonderheitliche Anschauung und Vorstellung zum Grunde liege, die sich durch Uebertragung erweiteren; oder ob gleich von vorne herein das Allgemeine früher als das Besondere bezeichnet worden, und der Sinn mancher Wör-

ter erst im Verlauf der Zeit ins Engere und Bestimmtere sich zusammengezogen habe? Diese Streitfrage kann sich jeder leicht aus den schon früherhin aus Aristoteles nachgewiesenen Stellen so weit lösen, als es möglich ist; denn eine absolut scharfe und entscheidende Antwort läßt sich darauf nicht geben, wenn man nicht des uranfänglichen Zustandes der Menschheit sicher und gewiß ist. Mit Aristoteles stimmt nahebey Lessing, der irgendwo bemerkt, Baum sey sicherlich früher gesagt worden, als Fichte, Eiche u. s. w. Die Sanskrit-Grammatiker geben ihren Sprachwurzeln immer die allgemeinsten und unbestimmten Bedeutungen; die arabischen Lexicographen dagegen stellen meistens eine ganz specielle scharfbestimmte Auslegung voran. Alle Wörter sind Zeichen des Allgemeinen und Gemeinsamen, keines ein Eigennamen im strengsten Sinne, wie er der einzelnen concreten Anschauung entspräche: nur das mehr oder minder Allgemein, das in engerem oder weiterem Kreis Gemeinsame macht den Unterschied; der Kreis aber mit seinen vielen Innenkreisen wird ganz unscheinbar, wenn eben das Allgemeinste und Umschließendste voran gestellt wird. Wo dieses geschieht, da scheint, wenn auch nicht eben schon das lebendige Sprachgefühl vergangen zu seyn, doch jedenfalls eine beliebte Ansicht, ein Grundsatz eines Systems vorzuherrschen, ohne auf die Natur des Vorstellens und des Vorgestellten und die Verschiedenheiten beyder nach bestimmten Fällen und Klassen Rücksicht zu nehmen. Denn gegen Lessings vorhin erwähnte Meinung mag gleich gesagt werden, daß Stämme, die mit scharfen und fein unterscheidenden Sinnen wahrnehmen, aber dagegen wenig abstrahiren, wie die Huronen u. a., gewiß eher die Arten als die Gattungen und Geschlechter ausgesondert und bezeichnet haben werden.

Ein anderer Streitpunct ist: welcher Nothheit der erste und ursprünglichste in der Sprache sey? ob das Nennwort, oder ob das Verbum? Dann ob der Satz das Erste gewesen, aus dem allmählich im

Laufe der Zeit die einzelnen Theile sich abgetrennt und selbständig gegliedert haben, oder ob die Rede von einzelnen Andeutungen zum Satz vorgeschritten sey? Fichte z. B. über den Ursprung der Sprache (in Niebhammers Philos. Journal) entscheidet sich für das infinitive Verbum als das erste Sprachelement; Andere für das Nennwort. Auch hier wird kaum für die eine oder andere Seite schlecht hin entschieden werden können; nur psychologische und ethnologische Rücksichten mögen in einzelnen Fällen ein sicheres und befriedigendes Resultat geben. Es sind dieß Fragen, dergleichen überall vorkommen, die, weil sie zu allgemein gestellt sind, keine einfache Antwort zulassen, dergleichen sie doch erwarten. Denn während im Griechischen *ἔειπ*, *τίειπ*, *χίειπ*, *βίω* u. a. unstreitig Wurzeln sind, finden wir in andern Sprachen dafür abgeleitete. Sprachen, die nicht flectiren u. bieten zur Antwort auf jene Fragen nichts als eben den Begriff; dieser kann aber mit demselben Laut durch alle Kategorien der Sprache hindurchgehen, wie denn gleich das englische *round* Substantiv, Adjectiv, Adverb, Präposition und Verbum, sowohl actives als neutrales ist, und in allen den grammatischen Kategorien wie den Laut so den Begriff, diesen nur nebenbey modificirt, beybehält. So verhält es sich aber eben im Sinesischen mit fast allen Wörtern oder Sylben.

Auf das Sinesische kommt Humboldt in seinem Werke durchhin oft zu reden, insbesondere in §. 25. S. 373 flg., wo er erwägt, „ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sey;“ und auch weiterhin im Anhang über die Bilderschrift; ihr und ihren verwandten widmet Humboldt überall viel Aufmerksamkeit, z. B. dem Barmanischen in §. 24. u. a. So ausgebreitet auch der einsylbige Sprachbau im Osten Asiens und auf den dortigen Inselgruppen bis nach Amerika \*) hin-

\*) De lingua Othomitorum Diss. auctore Em. Naxera Mexicano Philadelphia 1855 kenne ich nur aus den Ödt. Ges. Aug. 1856. St. 35.

über ist, so kann ich ihn doch nicht für so bedeutend halten als er hier gilt. Unverhohlen gestehe ich, jene Sprachen nicht zu verstehen; indessen, wie weit die Durchsicht von Marshman, Abel-Rémusat, \*) Leyden u. a. Abhandlungen über diesen Zweig zu einer Meynung berechtigt, so bezkenne ich, daß mir die sinesische Sprache und Schrift, wenn schon uralte, doch nicht primitiv zu seyn bezdünke, primitiv in dem Sinn, daß sie in Laut und Satzform näher als andere Zeugen, auf den ursprünglichen Geist und Gang der Sprache überhaupt, und ihrer Verschiedenheit insbesondere hinwiese. Würde die sinesische Sprache, wie die unseren und allermeisten anderen mit Buchstaben, statt mit ideologisch-mnemonicen Zeichen geschrieben, so würde sie eine der leichtesten der Welt zum Erlernen seyn;

Die Sprache ist einsylbig und dem Sinesischen verwandt. In anderer Rücksicht, zumal der Schrift-Erfindung ist anzuehend: Pickering über die indianischen Sprachen Amerikas, N. d. Engl. übers. von Tatvj (Jakob) Leipzig.

\*) Marshman Elements of the Chinese Grammar Serampore 1814. Außer der Grammatik auf 566 S. gibt sie auf besonders gezählten 56 S. eine kleine sinesische Schrift *Ta-Hyoh* mit Uebersetzung und Wörterbuch (Praxis). Abel-Rémusat Elements de la Grammaire chinoise etc. Paris; und ebend. Essai sur la langue et la Litterature Chinoises etc. Paris 1811 mit fünf Platten, Text, Uebersetzung und grammatisch-lexicallischen Commentar. Auch in seinen Recherches sur les Langues Tartares Bd. I. kommt Mehreres über das Sinesische vor, namentlich im 4ten Kapitel in der Grammatik des Mandschinischen u. s. w. Leyden Ueber die Indochinesischen Sprachen Hinterindiens in den As. Researches Vol. X. Ferner sehe man De l'influence de l'écriture sur le langage etc. suivi de Grammaires Barmane et Malaie et d'un Aperçu de l'Alphabet Harmonique pour les Langues Asiatiques etc. (gefrönte Preisschriften des K. Instituts in Frankreich) par A. A. Eschleiermacher. Darmstadt, 1855.

Ueber das Lautsystem der Sinesen s. Remusat's Grammatik §. 45. S. 23 flg. und über ihre Schrift mit 14 Buchstaben u. a. m. sieh Neumann's asiatische Studien Bd. I.

denn weil jedes Wort, oder vielmehr jede Sylbe unter allen Umständen ganz unverändert bleibt, und seine grammatische Geltung — als Nomen, Verbum, Partikel u. dgl. immer erst durch seine Stelle, durch seinen Platz im Satze erhält, so verwandelt sich die ganze Grammatik in eine kurze Wortstellungslehre, gleichsam eine Taktik und Terrainlehre. Der Abgang aller Etymologie im engeren Sinne dünkt mir für das Denken und Sinnen in dieser Sprache noch nachtheiliger, als der Abgang aller Flexionen, auch abgesehen davon, daß die Anzahl der möglichen Sylben an sich beschränkt, und für die sinesische Zunge auf 450, durch Abänderungen des Tones auf 1200 zusammen gezogen ist, folglich sehr bald und in den meisten Fällen zur Zusammensetzung die Zuflucht genommen werden muß.

Das Indosinesische Sprachsystem hat nach Marshman 183 folg. drey Kennzeichen: those of being originally monosyllabic, nearly all intonated, and without inflection. Das Sanskritsprachsystem dagegen, sagt er, ist polysyllbig, wechselt die Betonung nicht (?) und wandelt ab. Gerade nun die strenge Einsylbigkeit nebst der Betonung machen mich an der Ursprünglichkeit, — nicht am Alterthum — dieser Sprache etwas irre; was einsylbig sey, was nicht, das hängt von der Übung ab; z. B. weit wird schon im Munde vieler Deutschen, wenn sie es ächt schwäbisch aussprechen wollen, zweisylbig, und so beynahe alle unsere Diphthongen für Franzosen, und noch mehr für Neugriechen, Schnauzart z. B. wird in dieser ihrem Munde 4 — 5 sylbig, bis sie die Organe eingeübt haben. Diphthongen sind aber in keiner Sprache das Ursprüngliche, überall sehen sie sich erst später an, und in vielen Sprachen, gerade den reinsten, kommen sie niemals zu großer Herrschaft, z. B. nicht im Semitischen; die sinesischen Diphthonge scheinen überdies mannichfaltiger und zusammengesetzter zu seyn, als in allen übrigen Zungen zusammen. Auch der Nasalton im Auslaut und selbst im Anlaut scheint

dort weitere Herrschaft zu haben, als sonst irgendwo; eben auch er kann kaum für ursprünglich gelten. Ueberall da, wo die bestimmte reine Lautgelenkung nachläßt, wird das polysyllbige Wort bald einsylbig, und dann zumal, wann der Ton zur Herrschaft gelangt; alsdann folgt Verschluckung und Zusammenzwängung der Sylben, die gar wohl zur Einsylbigkeit führen konnte, wenn sie schon auf den ersten Entwicklungsstufen einer Sprache das Uebergewicht erhielt, als weder die Ableitung, noch die Biegung einen weiten und festen Spielraum sich verschafft hatten.

Aber auch die Wortbetonung ist nirgend etwas ursprüngliches; und seit den Jahrhunderten, daß sie im Deutschen die Obermacht führt, sind viele Wörter zumal in den Mundarten einsylbig geworden, die es von Haus aus nicht sind; und im Böhmischen herrscht der Ton nicht vor; folglich darf da und kann da nicht so das Tonlose der Sylbe verschluckt werden, wie bey uns und von den Engländern in ihrer Sprache geschieht.

Sieht man endlich auf die Erweichungen der Consonanten, auf ihre Abschleifung und Verwandtschaft zu bestimmten Voealen; so läßt sich nicht ohne Grund vermuthen, daß in den vielen sinesischen Diphthongen mancherley Consonanten untergegangen seyn mögen. Wie viel oder wenig hiebey der eigenthümliche Bau der Rasse, der die Sinesen zugehören, gewirkt haben kann, dieß anzugeben liegt gänzlich außer meinem Bereich. Nach all dem erräth man leicht, daß mir die sinesische Sprache als eine in der Materiatür des Wortes und Begriffes erstorbene, eigentlich todte und verfallene Sprache vorkommt, welcher eben deshalb nur ein äußeres Hülfsmittel der Wortfolge blieb.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. September.

Nro. 182.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Sieht man demnach auf den sinesischen Sprachbau, so wäre die obige Frage leicht entschieden, die Frage: ob der Satz das erste gewesen, aus dem allmählich im Laufe der Zeit die einzelnen Theile sich abgetrennt und selbständig gegliedert haben? oder ob die Rede von einzelnen Wörtern und deren Gliederung zum Satze fortgeschritten sey? Das Sinesische baut den Satz, Stein an Steinfügend. Dagegen das Huroische, wie aus einer Stelle Sagards erinnerlich seyn wird, besteht größtentheils aus Phrasen, — und kann vielmals nicht anders als in ganzen Sätzen sprechen.

Weil demnach die geschichtliche Erfahrung nicht weiter hilft, so wenden wir uns desfalls wieder an die entsprechendsten und unserem Gegenstande nächsten Analogien und Vorbilder. Das Auge sieht Farben und Umriß oder Fläche; das Ohr hört den Ton und wie er in Zwischentönen abklingt — geschwinder oder langsamer; das Getast empfindet den Widerstand je eines Körpers auf die mannichfaltigste Weise, und jeder Sinn vernimmt und verkündet neben her noch die *κωνάς αισθησεις*, Bewegung, Ruhe, Einheit, Anzahl, Intension und Extension (Größe und Grad), endlich Discretos und Stäti-

ges ic. Der Verstand faßt einen Begriff als eine synthetische Einheit der Apperception, die sofort, so wie sie näher betrachtet wird, sich in eine Vielheit von Merkmalen auseinanderschlägt, sich ungetrennt in eine unbestimmbare Menge von Theilvorstellungen, — wesentlichen und unwesentlichen aufschließt. Bisher spielen überall ein die Begriffe der Einerleyheit und Verschiedenheit, der Einstimmung und des Widerstreites, des Inneren und Aeußeren, der Materie und Form und der Vergleichung überhaupt.

Die Natur endlich in allem, was sie schafft, setzt alle Theile zumal an; — der Keim birgt sein ganzes Gewächs, die Eichel birgt die Eiche in sich, die kleinsten eingewickelten Theile entwickeln sich nur aus ihrer Unsichtbarkeit und Verborgtheit durch Vergrößerung und entfalten und gliedern sich mit der Zunahme der Größe und Stärke mehr und mehr bis zu einer gewissen Selbständigkeit und einem eigenen Daseyn am ganzen Stamme; und nur wenige Theile, wie Blüthe und Frucht, treibt das Gewächs erst später; wann es das Endziel seiner individualen Entwicklung erreicht hat, dann setzt es zur Erhaltung und Entwicklung seiner Gattung an. Und wie im Gewächreich, so verfährt die Natur auch im Thierreich. Und auch der Künstler, der Maler, der Dichter, der Bildhauer, er schreitet zwar in der Bearbeitung seines Stoffes nur von Stelle zu Stelle, von Theil zu Theil, aber, wie die Natur, muß er, bevor er irgend Hand anlegt, die Idee des hervorzubringenden Bildes im Ganzen und in allen seinen Theilen scharf und klar und bestimmt gefaßt haben.

Nach diesen und ähnlichen Analogien und Vorbildern dürfte man vermuthen, daß die anfangenden Sprachen zuerst Sätze bezeichnet haben werden, wie denn die Interjection, der Empfindungslaut noch immer und überall sagemäßig ist, und wie dergleichen Wörter die Sprachen wohl auch späterhin wieder schaffen, dergleichen etwa im Griechischen sind: κριωφαιέω, σωφρονέω und σωφρονίζω, σαλπίζει (sc. ὁ σαλπικτής), βροντᾶ, ἀστράπτει u. dgl. Von dieser Art kann man einige amerikanische Sprachen zu seyn ansehen; — sie unterscheiden sinnlich scharf und bezeichnen demnach ebenso; aber sie verallgemeinern zu wenig, sie unterscheiden und gliedern zu wenig mit dem Verstand, so daß ebendeshalb ein Satz sich weder in Materie noch Form mehr gleich sieht, sobald nur ein oder das andere Moment in demselben sich ändert. Wenn man sagt: die Sprache habe mit dem Satz begonnen; aus ihm habe sich das Einzelne abgelöst und das Wort gegliedert zu allen seinen Functionen: so kann das manchen Leser überraschen und bedünken, die Sache werde hiedurch nur auf den Kopf gestellt. Indessen ist diese Idee und Ansicht von der Sprache, die in neuerer Zeit öfters berührt worden ist, schon im Grunde die des Plato, wie ich noch im weiteren Verlauf anführen werde; und sie hat nicht mehr hinter sich, als der allgemäng und gebe Satz, daß die Prosa später sey als die Poesie — litterarisch nämlich und im Ganzen. Denn Niemand wird hoffentlich jene Meynung so verstehen, als ob kein einzelnes Wort außer dem Satze da gewesen sey. Denn der Satz ist das Gewebe; „das Wort aber ist, wie Plato im Cratylus S. 388 sagt, ein belehrendes Werkzeug, und ein das Wesen unterscheidendes und sonderndes, wie die Weberlade für das Gewebe.“ Das Gewebe ist eine Synthesis; es gibt aber keine Synthesis — auch im Denken und Urtheilen nicht — ohne vorgängige Analysis, d. h. — im Satz, ohne Wort! Der Satz aber entscheidet und zerlegt sich zu oberst in die beyden Pole des Subjectes und des

Prädicates — vgl. Plato Cratyl. p. 387 Arist. π. ερμ. c. 3. 4. Hermann de em. rat. Gramm. gr. I. II. c. 2. p. 127 flg. — sie lösen sich zuerst vom Satze, sie setzen sich zuerst selbständig — durch die Form, oder durch ihre Stelle. Neben Subject und Prädicat als Urtheilen des Urtheils wird in den Logiken als ein solcher noch genannt die Copula, das Ist! — Das Ist, für sich, kommt aber zu weder dem Subject, noch dem Prädicat, weder der Materie, noch der Form; es besagt, wie Schelling vom Seyn überhaupt lehrt, das Ineinandersichsein des Wesens und der Form, die ewige Geburt des Subjectes im Prädicate, und die gleichewige Wiederaufnahme des Prädicates im Subjecte; — es besagt eben nur die Synthesis, die ungetheilte Einheit und Gleichsetzung der Materie und Form; es besagt dasselbige, was das algebraische Gleichheits- und geometrische Ähnlichkeitszeichen. Jede Gleichung ist entweder vollständig, oder unvollständig; — dergleichen jeder Satz! Nur die Definition aber und Beschreibung ist sprachlich eine vollständige Gleichung, so weit diese hier verlangt werden kann; nur die Definition und Beschreibung ist, was in der Algebra die Formeln:  $8^3 = 8 \cdot 8 \cdot 8$  oder was  $x^2 - y^2 = (x + y) x (x - y)$  oder was  $9 = 3 + 3 - 7 + 4 + 8 - 2$ . u. dgl. m. Aber der unvollständige Satz auch enthält eine Gleichung, dergleichen eine aber, wie  $15 = 30 + \dots - \dots$  oder dergleichen  $7 = 17 - \dots$  ist; und wie ja selbst die Quadratwurzel jeder Zahl und überhaupt die Wurzel aus  $x^{2n}$  allezeit einen doppelten Werth erhält und sowohl positiv als negativ genommen werden kann, und die Gleichung demnach im Allgemeinen eine doppelte Auflösung zuläßt. Wie Platon gesagt haben soll: ὁ θεός ἀεὶ γέωμετρεῖ (Plat. sympos. VIII, 2.): so darf man sagen: ὁ ἀνθρώπος ἀεὶ λογιζέται, er redet d. h. er raitet immer; ob richtig oder unrichtig er raitet und rechnet, darauf kommt es der Grammatik nicht an, sondern der Logik. Daß aber jene Copula, jenes Band, jenes Gleichheitszeichen lange in der Tiefe des Gedankens verborgen (in profundo

demersam — penitus abstrusam — nach Democritus bey Cicero Acc. I. 12, 44. und II. 10, 32. —) gelegen, und — sprachlich — nicht herangezutreten, dieß ist um so natürlicher und begreiflicher, weil in dem Ist die erste ursprüngliche Thätigkeit des freyen Denkens sich offenbart.

Der Setzung, die durch das Ist ausgesprochen wird, geht voraus die Erregung und Füllung — πληρωσις — mit Sehbarem; das verbum substantivum — ῥήμα ὑπαρκτικόν s. οὐσιαστικόν ist daher, gleich allen andern zu Hülfverben herabgesetzten, überall mehr oder minder materiell; man erinnere sich nur an die Hülfverben der romanischen Sprachen: avere avoir und habere neben tener und tener im Spanischen und Portugiesischen; desgleichen neben essere und ser auch estar, und essere stato, être, devenir, venir, aller u. m. a. sie sind aus ihren concreteren Bedeutungen zu abstracter Allgemeinheit erhoben worden, und zumal das verbum substantivum ist meistens aus mehreren Verben zusammengesetzt, d. h. es ist irregulär und unvollständig. Darans aber, daß das Ist, die Copula später ausschießt, folgt nicht, daß auch das Verbum überhaupt spät, oder gar später als das verbum substantivum aufgegangen sey. Es dient häufigst zur Conjugation der Verben, aber vornehmlich der späteren mehr ausgebildeten und gegliederten, nicht jedoch der beyden Urzeiten; wo es aber, wie im Persischen und Türkischen auch diese machen hilft, da kann man in der Regel schließen, daß diese Conjugation aus einem früheren gänzlichen oder theilweisen Verfall der Sprache hervorgesproßt und späteren Ursprungs sey, wie eben gleich im Neupersischen. Denn zum Stellvertreter der Setzung oder Gefegtheit eignet es sich allerdings gar sehr, eben wie auch die Pronomina und demonstrativa Stellvertreter oder Anzeiger gleichsam der Anschauung sind. Kurz, mag immerhin logisch die Copula die Wurzel und der Stellvertreter aller Verben seyn, — grammatisch ist das Seyn — Esse — gar

kein Verbum, sondern so wie das Pronomen gegen das Nomen, so kann es gegen das eigentliche Verbum ein Proverbum genannt werden; und wie jenes im Satze der fleetirenden Sprachen fehlen kann, so fehlt dieses in den von den arabischen Grammatikern nominalgenannten Sätzen, und wird durch das Pronomen tertiae personae هو (huva) ersetzt; wenn nicht die Zeitanzeige ein tempus und sohin ein bestimmteres Verbum nöthig macht. Vrgl. Leibnitz De stylo philosophico M. Nizolii §. 14. Opp. Vol. IV. P. I. p. 48. Daher sagt man auch gewöhnlich: die Copula sey in das attributive Verbum verschmolzen; dieß ist logisch richtig, hilft aber doch gegen logische und dialectische Scherereyen nichts — διό οἱ μὲν τὸ ἔστιν ἀφείλον, ὡς περ Λυκόφρων, οἱ δὲ τὴν λέξιν μετερρύθμιζον, ὅτι ὁ ἄνθρωπος οὐ λευκός ἐστιν, ἀλλὰ λελεύκωται, οὐδὲ βαδίζων ἐστιν, ἀλλὰ βαδίζει· ἵνα μὴ τὸ ἔστι προσάπτοντες, πολλά εἶναι ποιῶσι τὸ ἐν, ὡς μοναχῶς λεγομένου τοῦ ἰνός ἢ τοῦ ὄντος· πολλά δὲ τὰ ὄντα, ἢ λόγῳ, — ἢ διαίρει — καὶ ἢ δυνάμει ἢ ἐντελεχείᾳ etc. Aristot. ακρ. φυσ. I. 2.

Abgesehen aber auch von diesen uralten λογικαῖς δυσχερείαις, sieht man den eben angeführten Beyspielen gleich an, daß die Copula mit dem Attributiv verschmolzen, dem Satze nicht nur grammatisch, sondern auch logisch ein etwas anderes Gepräge gibt. So wichtig sie auch immer seyn mag, die Grammatik darf und muß sie mit dem Prädicat oder Attributiv zusammensassen. Die sowohl logischen als zugleich grammatischen Satzemente, Subject und Prädicat nun sind, jedes entweder einfach, (wie: Gott ist gerecht) oder zusammengesetzt; und diese Zusammensetzung besteht entweder in dem Verhältniß der Inhärenz, oder in dem der Dependenz, oder grammatisch ausgedrückt, entweder in dem Verhältniß der Concordanz, oder in dem des Regimen; auch können beyderley Verhältnisse zusammenstehen (z. B. der

allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde lenkt und regiert das Größte wie das Kleinste zu einem großen Endziel etc.). Im schlechten, einfachen, incomplexen Satz kommen nur die beyden Glieder der Setzung oder Gleichung, Subject und Prädicat vor; die Copula, wie gesagt, kann manchmal fehlen.

In der Behandlung des complexen Subjectes und Prädicates aber läßt sich an den drey Haupt Sprachstämmen der kaukasischen Rasse die Ablösung und Gliederung oder Flexion der Theile noch recht gut nachweisen, so verschieden sie auch hier im übrigen sind. Das durch ein Attribut determinirte Subject, desgleichen jeden ähnlichen Prädicatsheil — macht die Sanskritin gerne zu Einem Worte in der karmadkâraya genannten Zusammensetzung; demnach das Adjectiv unflektirt, in seinem Grundstamm dem Nennworte angeknüpft wird; wie wir auch sagen: der Biedermann, statt der biedere Mann, so kann sie aber alles der Art sagen, z. B. Saunerwein (e, es, en) statt sauren Weines u. s. f. sie sagt adhipati gerade wie wir: Oberherr und dgl. m. Natürlich daß die Flexion wohl auch gebraucht werden kann, und eintreten muß, sobald das Adjectiv von seinem Nomen durch zwischen eingeschaltete Wörter getrennt, sobald es eben als abgelöst erscheint. Im Deutschen haben sich dergleichen Zusammensetzungen jetzt meistens zu Eigennamen gemacht z. B. Gutmann, und daneben auch Gutermaan, Eitelwein. Auch die bahu-vrihi, tatpuruṣha u. s. w. genannten Compositionen haben sich bey uns, zwar in der Sprache überhaupt, zumal aber in den Familiennamen erhalten, z. B. der Gernewitz, Gerngroß, Großschädel, Gareis, Störfried, Springinsfeld, der Hausdegen und viele andere.

Im Türkischen wird die Concordanz des Attributs durch seine Stellung vor dem zugehörigen Nomen ohne weitere Flexion angezeigt, z. B. ziyâdeh kâmil ve öqumush bir adem überaus vollkommen und gelehrt ein Mann (ein überaus vollkommener u.

gelehrter Mann) bleibt in allen casibus und im Plural sich gleich bis auf adem, welches allein declinirt wird. Sobald aber das Adjectiv in substantiver Bedeutung gesetzt ist, so muß es flektirt werden, wie jedes Nomen. Umgekehrt verfährt der Semite, der das Adjectiv nachsetzt; und der Araber flektirt es überdies. So viel kürzlich von der Inhärenz und Concordanz. Die Dependenz aber oder das Regimen tritt sanskritisch gerne in der bahuvrihi und tatpuruṣha genannten Zusammensetzung ein, demnach sie Liebewund statt von Liebe verwundet, honigtrunken u. dgl. m. sagen. Alle der Art Compositionen im größten Umfang hat Rückert glücklichst nachgebildet, so weit nur eben das Vermögen unserer Sprache reicht. Im Semitischen wird die Einheit des Wortes, wie des Gedankens, erreicht durch den status constructus, durch die Einheit des Tones, der auch auf die Wortform, auf die Vocalisation, wirkt. Im Türkischen sagt man: 'او صاحبی' (Haus = Herr desselben = Hausherr) und 'او ک صاحبی' (evnü sahibi = des Hauses — Herr desselben, der Hausherr). Dieß mag vorläufig genügen, um die Ansicht zu erläutern, daß, und wie die einzelnen Wörterklassen sich aus dem Satze zu selbständigen Gewächsen herausgebildet haben können. Daß die gerade entgegengesetzte Ansicht nicht minder möglich gedacht werden kann, versteht sich aus dem vorerwähnten Satze, daß die Wurzel jeder Zahl mehrere Werthe hat. Dieser Werth besteht in unserem Falle wohl schwerlich in der Lautgelenkigkeit, sondern vielmehr in der Denkgelenkigkeit der Völker; und diese hat wohl auch ihre bestimmten Perioden, welche in der kaukasischen Rasse mit der Scheidung der Semiten und Japhetiden bezeichnet sind.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. September.

Nro. 183.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Schluß.)

Vor dieser Periode mag man sich die Sprache der Menschen unfllectirt, und folglich die Satztheile auch nur durch ihre Stellung bestimmt denken; wenn man nicht lieber annimmt, daß jene Gränzscheide zweyer Perioden durch ein physisches und psychisches Ereigniß bezeichnet gewesen, dergleichen die Mythologie aller alten Völker kennt und auch Plato im Staatsmann berührt hat. Ein dergleichen Ereigniß tritt bey jedem Einzelnen ein, dann zumal, wenn er — in der Kindheit — sich der Naturleitung entzieht, und der Selbstleitung durch den Begriff vertrant; — dieß geschieht immer nur theilweise und nur allmählich eben so, wenn er vom Instinct was immer für einer Art und im weitesten Sinne abfällt, und sich durch Lust und Gier, Erinnerung, Begriffe &c. bestimmt; die Antinomie, der Widerstreit der Naturgewalt und der Selbstbestimmung herrscht in jedem Einzelnen wie in den Völkern das ganze Leben hindurch; ihre naturgemäße Stellung und Einstimmung der ersteren unter der andern ist allgemeine Aufgabe und das Rechte. Bey Völkern oder vielmehr bey Geschlechtern und Stämmen ist es ein dergleichen Ereigniß, wenn sie die Organisation der Natur in der Familie, im Pa-

triarchenthum &c. verlassen, und diesen ersten Naturstaat in einen Begriffsstaat, verwandeln und übersetzen, sey es nun durch Ueberwältigung zur Despotie, oder so, daß die Hausväter, weil in ihnen allen noch der gleiche Charakter lebendig ist, gemeinschaftlich ihre Verhältnisse in Begriff und Gesetz umsetzen, und die Demokratie stiften. In dieser herrscht der ethische Begriff der Gleichstellung, dergleichen in der Sprache die Personwörter ausdrücken.

Neben den transcendentalen Ausdrücken, neben dem Satz mit Subject, Prädicat und Copula sammt deren Gliedern sind sprachlich von ganz besonderer Wichtigkeit die Personwörter, zu denen meistens mehrere andere reflexive und quantitative Bezüge und Wörter gefellt werden. Die Personwörter mit den verwandten unterscheiden sich von anderen Worterlassen darin, daß sie nach ihrem logischen Gehalt nicht bestimmt werden können, daß dieser in der Anschauung gegeben seyn muß. Im Gegensatz mit den anderen Redetheilen dienen die Pronomina, den Begriff, das Allgemeine wieder gleichsam auf die Anschauung, auf die Individualität zurückzuführen, wie zum Eigennamen zu stempeln; die verwandten zugezählten aber dienen zur Vergleichung und Bestimmung des Umfangs. In den Personwörtern, den demonstrativen u. a. weist die Sprache auf den letzten Endzweck alles Denkens, Begriff und Anschauung in Eins zu bilden; zu diesem Ende wird alle Wahrnehmung in den Begriff übersetzt, sucht alle und jede Wissenschaft das von der Natur Gebotene, Unmittelbare,

zu vermitteln und mindestens theilweise zu begründen; und um deswillen muß jede Art Forschung und auch die Sprachschöpfung sich erst von der Natur entfernen, um mit bewusster Gewißheit und freyer Selbständigkeit in ihrer Vollendung als Erkenntniß und Wissenschaft sich der Natur gleich und über sie zu stellen. Die Personwörter nun haben von vorne herein diese Richtung; im Ich und Du insbesondere tritt vorzugsweise bedeutsam die ethische Gleichstellung und Anerkennung hervor; und die drey sprachlichen Personen kann man mit Mann, Weib und Gesinde vergleichen. Fast in allen Redetheilen kann man eine ihnen entsprechende Abtheilung nachweisen, zumal unter den Präpositionen, die zur Anschauung zurückzuführen bestimmt ist.

Die Copula dagegen, das Ist, so wie auch Bejahung und Verneinung nebst den Causalpartikeln stehen auf der Logischen Seite. Und hienach entscheidet sich auch hier die frühere Frage: ob allgemeine oder sonderheitliche Begriffswörter die ersten gewesen? dahin, daß dieß so schlecht hin nicht bestimmt werden könne, daß es eben auf den Begriff, und folglich vor allem auf den ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechtes ankomme, wie dieser eben angenommen wird; daß demnach beydes gleich möglich gewesen, und beydes abwechselnd statt gefunden haben werde.

Eben diese Antwort erfolgt auch auf die andere Frage: ob die Selbständnisse oder die Beygänge früher bezeichnet worden, ob das Nomen oder das Verbum der erste Redetheil gewesen? wenn man auch davon absieht, daß jedes Wort bestimmter Redetheil erst durch Flexion und im Satz wird; da aber gehen beyde nothwendig immer neben einander her. Den Verbalbegriff darf man in den Wurzeln wohl nur insofern als vorherrschend betrachten, als im Verbum ein ganzer Satz oder doch das Hauptstück desselben liegt, und insofern als viele Nomina Satzgefäße sind und die Wichtigkeit der Benen-

nung demnach auf der Wichtigkeit des Urtheils (λόγος) beruhet, wie schon Plato im Kratylus S. 387 fgg. ausführt, wonach z. B. ἴκτωρ und Ἄστύραξ das gleiche besagen; hierin stimmen alle Sprachen mit Plato's Bemerkung; auch hastin = manu praeditus st. Elefant, pādapa = pedebibens für vixa = crescens d. i. Baum und die vielen arabischen Namen für Schwert, Löwe, Kameel ic. sind lauter abgekürzte Urtheile. Zwar der Imperativ strebt nach Einsylbigkeit; jeder andere Satz aber wird naturnothwendig Mehrsylbigkeit fordern, wenn man vom Sinesischen absieht, das mir überdieß nur durch Verfall der Sprache überhaupt, und nur unrein einsylbig geworden zu seyn vorkommt. Die sanskritischen Wurzeln sind zwar weitaus der größte Theil einsylbig; sie enthalten aber trotz dem schon Zusammensetzungen, wie von einigen Pott in den Etymologischen Forschungen nachgewiesen, und von noch mehreren vermuthet hat; zudem enthalten sie vielfältig so harte Consonantenverbindungen, daß ich dergleichen am Anfang der Sprachen nicht denken kann, soweit hier überhaupt von einem Anfang nach dem unergründlichen Urausgang der Sprache die Rede seyn kann.

Die semitische Zwensylbigkeit mit meistens drey Buchstaben dünkt mir weitaus das Wahrscheinlichste, zumal hier namentlich im Arabischen die reinste und leichteste Lautgliederung statt findet, demnach niemals zwey Consonanten eine Sylbe weder anfangen noch schließen, und überhaupt eine so deutliche und sonore Lautgliederung und Articulation noch jezo herrschet, daß sie den ganz Landfremden sogar sich bemerklich macht, wie der treffliche amerikanische Capitain Riley (Schicksale und Reisen an der Westküste und im Süden von Afrika) sogar von den Mauren mehrmal erinnert.

Die Begriffe der Einsylbigkeit und Mehrsylbigkeit mit einem oder zwey und drey Radicalen, auch nur in Beziehung auf den relativen Anfang

der Sprachen und selbst derer innerhalb der kaukasischen Rasse darf man nicht zu sehr urgiren; und Humboldt selbst macht S. 395 fg. nach Gesenius und Ewald auf diesen Punct aufmerksam, daß das Princip der Dreystabigkeit im Semitischen sich allmählich festgesetzt und ausgebreitet habe. Es hängt diese Erscheinung nahe mit der Frage zusammen, die Humboldt in §. 4. behandelt, ob sich die Sprachen mit eins oder nach und nach entscheiden? Sie gehen jede, urtheilt Humboldt richtig, aus einem bestimmten Grundton, den sie im Verfolg durchführen, mit dem sich jeder vorhergesetzte und eingeübte Ton dann irgendwie in Einklang setzen muß. Und mit dem Gedanken wächst und verfeinert sich die Sprache nicht nur material, sondern auch formal. Aber wie sie im Lauf der Zeit manches Material absetzt, und liegen läßt, — *verborum vetus interit aetas* — eben so stoßt sie auch manche Formen ab. So verwandt z. B. die Sanskrita, Römerin und Griechin sind: das Passivum hat sich jedwede auf ihrem ganz eigenen Wege geschaffen, die Römerin fast wie die Schwedin durch  $r = s$ . Sie gleichen sich im Grundban, nicht aber im Ausbau; demnach haben die genannten drey Schwestern (einer noch unbekanntem Mutter) auch nur 2—3 Tempora ursprünglich gemein, wiewohl sie jedwede deren mehrere und auf sehr entsprechende Weise nachgetrieben haben. Das Gleiche gilt von den Modis; diese hat nur die Griechin in aller Vollkommenheit ausgebildet; im Sanskrit ist der Precativus und Conditionalis ein etwas schwacher Nachtrieb; dagegen hat es den Modus *Let'* fallen lassen, so wie die Griechin die Verbalformen der Wiederholung (*vaiváσkov* etc.) nach Homer nebst verschiedenen Ortscasus in *σε, δε, τε* u. a. m. außer den gemeinen Umlauf und Gebrauch hat kommen lassen; hinwiederum hat erst nach Homer das sogenannte Perfectum Ium weiter und weiter um sich gegriffen. Eine ähnliche Ent-

ledigung von Reichthum an Verbalformen zeigen die andern semitischen Mundarten gegen das Arabische, und zeigen in dem Casus und Numerus die neueren germanischen Sprachen gegen den ältesten Stamm derselben; und im Türkischen und Ungarischen sind wohl zu keiner Zeit von keinem Verbalstamm alle möglichen Formen auch nur versucht worden, geschweige, daß sie im Umlauf sollten gewesen seyn; s. *Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis grammaticae demonstrata auctore Sam. Gyarmathi Göttingen 1799* S. 240 fgg. Hinwiederum hat sich die neuere dänische und schwedische Sprache bey dem Verfall der alten Formen zwey Declinationen (oder wie soll man's nennen?) geschaffen, eine unbestimmte durch Vorsehung, und eine bestimmte durch Anquickung des Artikels; und in dem letzteren Verfahren treffen sie mit der Walachischen nahebey zusammen; s. *Jo Alexi Grammatica Daco-Romana sive Valachica Viennae 1826*. S. 37 fg.; und die romanischen Sprachen haben aus dem Zerfall der lateinischen sich, wie sie jezo erscheinen, einfache Tempora gemacht, die gleichwohl zusammengesetzt sind, z. B. das französische *j'aiderai* aus dem Infinitiv *aider* mit dem praesens des *verbi avoir*, so das Italienische *crederei, crederesti* etc. aus *credere + ebbi, avesti, ebbe* etc. S. Fernow *Italienische Sprachlehre* Bd. I. S. 244 fgg. und Sandvoss *Spanische Sprachlehre*. S. 48 fg. yo *librarlo* he wofür die jezige Sprache sagt: yo lo *libraré* u. d. m. Vrgl. *Sylv. de Sacy in Notices et Extraits* etc. Vol. IV. p. 640 fg.

Aus diesen wenigen Beyspielen leuchtet schon sattsam ein, daß die Sprachen vielhundert und tausendjährige Gewächse sind, die sich aus einem bestimmten Keim entwickeln, in üppigem Laubwerk wuchern, in Ueberfülle von Aesten und Zweigen, Knospen, Trieben und Blüthen sich ausbreitend bekronen, von Zeit zu Zeit theilweise absterben, und hinwie-

derum neu sich erquickten; sie bilden sich mannichfaltig um in Gehalt und Gestalt, ohne je aus ihrer Art zu schlagen; sie wachsen so lange je ihr Lebensprincip, der Nationalgeist, kräftig treibt, und altern und verdorren, sowie dieser abnimmt und abstirbt. Selbst die mannichfachsten Mischungen der Völker vermögen nicht die Grundanlage einer Sprache vom Grund aus umzuändern, wie am Neupersischen und andern ersichtlich ist; so wenig als jeder Art Impfung den sie tragenden Baum im Keim und dessen Grundtrieb umändern. Was aber den Anfsatz zu einem Keim aus der Möglichkeit zur bestimmten Wirklichkeit erweckt, was ihn labet und coagulirt: dieß in Wahrheit zu erspähen, darf nur von einem Genius erwartet werden, in welchem vollständige Bewältigung des historischen und empirischen Materials mit Feinheit und Tiefe durchdringender Geisteskraft und mit rein menschlich und dichterisch geästeter Phantasie und Combinationsgabe in einträchtigem Bunde sich vereinigen und zusammenwirken. Dieses demnach beyseite gelassen, so weiß man, daß das keimende Gewächs, der Baum, wächst durch Anfsatz, von außen auswachsend, das Aufgenommene innerlich umbildend und das Umgebildete und Angeeignete wiederum mehr oder minder an sich selbst hervortreibend und aus Licht bringend in mannichfaltigen kleineren Organismen. Dieses auf die Sprachen angewandt und namentlich auf die Flexionen, wie dieselben der vollständig gegliederte Satz fordert; so möchte man vermuthen, daß auch sie, wenn sie ja Gewächse sind, wie es die in hienennannten drey Sprachklassen der kaukasischen Rasse, jede auf einer andern Stufe, doch wohl sind, nicht durch bloßen äußern An- und Zusatz, sondern durch Zutritt und Aufnahme wachsen und sich organisiren werden. Wie es eine jede that, dieß bleibe einem andern Artikel vorbehalten; nur dieß mag hier schon zum Voraus bemerkt werden, daß die durch wundervolle Zeichnungen, durch Farbenglanz und mehr Ähnliches

ausdruckvolle Sanskrita mit ihren Schwestern, der plastisch ausgearbeiteten, in Gehalt und Gestalt vollendeten Hellenide und Römerin über die musikalische Semitin, und selbst über die in Perioden prachtvolle architektonische Türkin nicht in dem Maaß mit Vorzüge ansprechen zu dürfen scheint, daß ihr Sprachbau der weniger vollkommene genannt werden könnte. Es möchte auf dieses Urtheil vermuthlich die Werthschätzung der bezüglichen Litteraturen und der Leistungen in jeder Einfluß gehabt haben; vorerst aber ist diese Werthschätzung noch immer nur für die Griechen fest begründet und unbestreitbar; sodann aber ist auch der Sprachbau als solcher noch etwas ganz anderes, als die Litteratur, das Schriftenthum, das sich überall nur sehr trümmerhaft erhalten hat. Wenn die Hellenide sammt der römischen und Sanskrit-Litteratur die objective Seite des menschlichen Geistes ausspricht und repräsentirt: so prägt die semitische die subjective Seite aus; sie stellt in der alten Welt und für Asien das Gemüth dar, und läßt schon in ihrem Vocalismus, und dem übrigen Lautverhalt eben soviel, ja wohl sogar mehr hohen und tiefen Sinn, mehr Innigkeit und Zartheit der Empfindung und des Gefühls, mehr lautere Seele und Geist durchsteinen und durchklingen, als viele der indoeuropäischen Idiome. Aus diesem Grunde wird es wohl auch kommen, daß bey keinem semitischen Volke eine feste Mythologie ausgebildet worden und festgewurzelt ist; daß von ihnen die ursprüngliche Gotteslehre mehr oder minder rein, von den ältesten Zeiten Abrahams her bewahrt worden, daß endlich von ihnen allein alle monstheistischen Religionen mit Anerkennung eines freyen supramundanen Gottes, Welterschöpfers und Regierers ausgegangen sind.



# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. September.

Nro. 184.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

W. W. F. Hegel als Gymnasial-Rector. Oder die Höhe der Gymnasial-Bildung unserer Zeit. Von D. Friedrich Kapp, Director des k. Gymnasiums zu Hamm. Minden 1835.

Die Absicht des Verf. ist, aus den fünf Reden, welche Hegel als Rector des Gymnasiums zu Nürnberg von 1809 bis 1815 gehalten hat, nicht nur die pädagogischen Ansichten und Grundsätze des Mannes, sondern auch seine gesammte Wirksamkeit in dem gedachten Amte darzulegen. Den Inhalt dieser Reden giebt Hr. Kapp S. 9. f. also an:

„In der ersten Rede handelt Hegel vom Geist und Zweck der Gymnasien, und zeigt, daß das Studium der Alten in ihrer eigenthümlichen Sprache und das grammatische Studium die Grundzüge des Princips ausmacht, welches die gelehrte Schule charakterisirt.

In der zweyten geht er zur Disziplin als der Bildung zum sittlichen Charakter über, und spricht es aus, daß nur der überhaupt gebildete Mensch auch ein sittlich gebildeter seyn könne;

In der dritten Rede verbreitet er sich ausführlicher über das Verhältniß der Schule und des Schulunterrichtes zur sittlichen Bildung des Menschen überhaupt;

In der vierten knüpft er an die Entlassung der Abiturienten die nähere Betrachtung über das Verhältniß der Gymnasialstudien und der Berufswissenschaft;

In der fünften erkennt er die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Erziehung der Jugend als eine der guten Früchte dieser Zeit dankbar an, und schließt und greift so mit einem prophetischen Worte über die Erscheinungen der Jugend dieser Zeit in die Geschichte unserer Tage.“

Eine Beurtheilung der in diesen Reden ausgesprochenen Ansichten Hegels liegt unstrem Zwecke fern, der auf die Beurtheilung der Anwendung gerichtet ist, die hier von denselben gemacht worden ist; doch möchte es geeignet seyn, da sie die Grundlage der ganzen Schrift bilden, sie mit einigen Worten zu charakterisiren, indem wir aus der historischen Einleitung des Hrn. K. das zu ihrer rechten Würdigung Nöthige vorausschicken. Nachdem Hegel „unter dem Donner der Schlacht von Jena“ seine Phänomenologie des Geistes vollendet hatte, suchte er, weil alle höhern Lebensinteressen im Norden von Deutschland gefährdet erschienen, ein Asyl in Bayern, und nachdem er einige Zeit die Bamberger Zeitung redigirt hatte, wurde ihm die „seinem innersten Verufe auf den ersten Blick so unpassende“ Stelle eines Rectors des k. Gymnasiums zu Nürnberg mit der Professur der philosophischen Vorbereitungswissenschaften verliehen. Er wurde also durch den Drang der Umstände in einen Berufskreis gebracht, der seinem geistigen Streben nicht entsprach, zu dem er jedoch dadurch eine gute Vorbereitung genossen hatte, daß er vor seinem Auftreten in Jena etwa acht Jahre Hauslehrer gewesen war.

Diesem gemäß mußte ihm der Lehresberuf mehr

Sache der Abstraction, als eigentlicher Lebenszweck seyn. Vergleichen wir daher diese Reden mit den Darstellungen des oben besprochenen Werkes, so finden wir uns, obgleich die in demselben ausgesprochenen Ansichten vielfach, und in der Hauptsache durchaus mit jenen zusammentreffen, doch hier öfters auf den Standpunct der Reflexion gestellt, wo das Leben in der Schule Anderes gebietet. Wir wollen hierbey nur auf Eines aufmerksam machen, auf die strenge Abgränzung der Wirksamkeit der Schule im Verhältnisse zur Familie und zur Kirche. In der zweyten Rede finden wir nämlich eine freundliche Verständigung zwischen Aeltern und Lehrern, aber in der dritten wird die unmittelbare Einwirkung der Schule auf ihre Zöglinge auf das Studienstadium beschränkt, außer demselben werden diese allein der Gewalt der Aeltern oder der Aeltern-Stelle bey ihnen Vertretenden anheim gegeben, denen es frey stehen soll, welche Freyheit sie ihnen gestatten, welchen Umgang sie ihnen erlauben, und welche Art von Vergnügungen sie ihnen zugestehen wollen. Die Beaufsichtigung des Kirchenbesuchs wird nur als eine Tradition und alte Gewohnheit betrachtet, indem diejenige eigenthümliche Art der Beschäftigung mit der Religion, die nicht in den Schulunterricht fällt, dem kirchlichen Zwecke angehöre. Wohlthuend ist übrigens die sich in mehreren Reden aussprechende Sorge für die bedürftigen Schüler der Anstalt; und überhaupt enthalten dieselben so viel Treffliches, was von reiner Achtung für das klassische Studium und regem Eifer für die Erhaltung und die rechte Pflege desselben zeugt, daß man Hrn. K. die Verbreitung derselben unter ein größeres Publikum, so fern die Herausgeber von Hegels Werken damit einverstanden sind, nicht genug danken kann. In wie fern wir aber mit seiner Art der Benützung dieser Reden einverstanden seyn können, soll das Folgende zeigen.

Fürs Erste ließe sich wohl an und für sich eine Einwendung erheben gegen die Zerstücklung

der Reden, um unter verschiedenen Rubriken das Dahingehörige anzubringen, indem so die disjecta membra den Eindruck nicht hervorbringen können, den die von Anfang bis zu Ende wohl durchdachten Reden machen, wenn man sie im Zusammenhange liest, was Ref. aus eigener Erfahrung sagen kann, der sie zuerst aus diesen Auszügen, und dann erst in ihrer Vollständigkeit kennen lernte. Doch wir wollen das Einzelne ins Auge fassen.

Nach dem geschichtlichen Eingange, von dem oben das Wesentliche bereits angegeben wurde, betrachtet Hr. K. (nach der vorgedruckten Uebersicht des Inhalts) Hegel als Gymnasial-Rector, 1. Wie er sein Amt begriffen: 1) als Grammatik, 2) als Disciplin, 3) in der höhern Einheit beyder als der Zucht des Willens durch den Gedanken. Abgesehen davon, daß es nicht recht deutlich ist, wie überhaupt Hegel sein Amt als Grammatik begreifen konnte, ist zu bemerken, daß durch diese Rubricirung den Ansichten desselben ein sehr schlechter Dienst geleistet wird; denn, was wir in den angeführten Stellen der Rede lesen, zeigt uns, daß er zwar allerdings nach S. 21. das grammatische Studium, dessen Werth nicht hoch genug angeschlagen werden könne, als den Anfang der logischen Bildung, und in Folge dessen S. 25. nicht nur als Mittel, sondern auch als Zweck betrachtet; allein er hat in dem Vorhergehenden ausführlich von der Bedeutung des Studiums der Alten in ihrer eigenthümlichen Sprache gehandelt; er hat S. 16. ausgesprochen: „Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß, wer die Werke des Alterthums nicht gekannt hat, gelebt hat, ohne die Schönheit zu kennen;“ und stellt das Studium der Alten (S. 23) dem grammatischen Studium geradezu als den andern Grundzug des Principis der gelehrten Anstalten gegenüber; so daß Hegel nach seinen Worten keineswegs so einseitig erscheint, als er hier dargestellt wird.

Ueber die Disciplin finden wir reichliche An-

deutungen der Ansichten Hegels, die von dem größten Interesse auch für den seyn müssen, der nicht in Allem, wie oben angedeutet worden ist, mit ihnen einverstanden seyn kann; namentlich sind seine Worte über den nöthigen Ernst bey der Beaufsichtigung des Privatfleißes sehr zu beherzigen. Sieht man sich aber nach dem um, was er über die höhere Einheit der Grammatik und Disciplin gesagt habe, so sucht man, an den in der Ueberschrift angeführten Stellen vergebens; denn man findet nur wenige Worte, in denen Hr. K. aus dem Vorhergehenden das als Resultat zieht, was vorne als dritter Punct angegeben ist.

Daß die Ansichten Hegels über Erziehung und Unterricht aus den hier zu Grunde liegenden Reden im Allgemeinen dargethan werden können, läßt sich nicht in Abrede stellen; ob diese aber Stoff genug enthalten, um daraus die Amtsführung Hegels förmlich systematisch zu entwickeln, möchte sich von vorne herein bezweifeln lassen; doch wir wollen sehen, wie dieses gelungen ist.

Herr K. theilt ein: II. Wie er dasselbe (sein Amt) verwaltet habe: 1) die Sache, 2) die Personen. Nach den Unterabtheilungen sieht man, daß er damit sagen wollte: wie er sein Amt verwaltete und in welchen Verhältnissen er dabey zu den ihn umgebenden Personen stand. Von der Sache heißt es: a) Inneres, nach dem Princip: a) der Einrichtung, β) der Durchbildung, γ) der Erhaltung, δ) nach durchschreitenden Einrichtungen. Die Entwicklung zeigt, wie Hegel die umgeschaffene Anstalt auf den Grund des alten Melanchthonschen Gymnasiums errichtete, wie er sie im zweyten Jahre mehr durchbildete, und sie, nachdem ihr im dritten Jahre die Gefahr der Auflösung gedroht hatte, in gleicher Weise fortwauernd erhielt, doch so, daß er dabey einzelne „durchweg fortschreitende“ Einrichtungen traf, nämlich die Durchführung des Religionsunterrichtes durch alle Klassen der Anstalt und die militärischen Uebungen für die Schüler der Ober-

klasse im zweyten Jahre, und im dritten die Einführung der öffentlichen Deklamationen, und im siebenten die förmliche Einrichtung der beyden Primärklassen. Ueber alle diese Puncte erfahren wir, was Hegel, freylich auf höhern Antrieb, wie in seinen Reden zu lesen ist, für seine Anstalt that; wir erfahren also doch Handlungen von ihm; erstaunen müssen wir aber, wenn Hr. K. weiter eintheilt: b) Aeußeres, α) Fonds, β) Lokal, γ) Unterrichtsmittel.

(Fortsetzung folgt).



Academiae Georgiae Augustae inaugurationis sacra saecularia religioso et solemniori ritu publica cum gratulatione celebranda in dies XVII. XVIII. XIX. Septembris hujus anni MDCCCXXXVII. rite indicunt et omnes, quotquot academiae huic et literis favent, ad societatem laetitiae suae observanter et officiose invitant Prorector Fredericus Bergmann, Dr. et Senatus academicus. Göttingae. 4.

Die Universität zu Göttingen feiert am 17. 18. und 19. September ihr erstes Säcularfest, und ladet zu dieser Feierlichkeit alle gelehrten Anstalten Deutschlands durch ein Programm ein, welches untersucht, quam curam respublica apud graecos et romanos literis doctrinisque colendis et promovendis impenderit. Referent glaubt durch einen wörtlichen Auszug aus dieser gelehrten Abhandlung allen denjenigen gefällig zu seyn, welchen entweder gemeinsames Streben nach Wissenschaft, oder besonderes Interesse an dem Gedeihen und dem Florere der Universitäten und der Geschichte ihres Werdens von Wichtigkeit ist.

Viele Jahrhunderte hindurch scheint es den Völkern und Fürsten gar nicht eingefallen zu seyn, es könne von ihrer Seite etwas für die Wissenschaft und den Un-

terrichtet gelehrt werden. Dichter wurden zwar gelehrt und unterstützt, aber nur, weil sie bei öffentlichen Feiernlichkeiten zur Erhöhung des Vergnügens beizutragen. Aber öffentliche Lehrer hatte auch die Dichtkunst nicht (S. 2).

Indessen ging doch die Literatur und der Jugendunterricht bei den Griechen von den Dichtern und vorzüglich von Homer aus, indem in den Schulen der Grammatiker die homerischen Gedichte an die Spitze der Bildungsmittel gestellt wurden. Aber diese Grammatiker lebten zu Athen und Creta nur von dem Solde einiger Privaten ohne alle Unterstützung vom Staate (S. 3).

Aus diesen Privatschulen der Grammatiker ging die Grammatik und Philologie hervor, weil den Lehrern daran lag, daß ihre Schüler die homerischen Gedichte, die sie lesen lernten, auch verstanden; aber auch hier findet man keine Spur einer Unterstützung durch den Staat (S. 4).

Selbst das hochgerühmte königliche Museum zu Alexandria war keineswegs ein Institut für den Unterricht durch besoldete Lehrer. Von den hier versammelten Gelehrten wurde nichts gefordert als gelehrte Untersuchung der literarischen Schätze Aegyptens und der gesammelten Bibliothek. Wenn einige dieser Gelehrten, wie Callimachus, Zenodotus u. a. sich außer dem Museum dem Unterrichte widmeten, so war dieß Sache ihres Privatleißes (S. 5. 6.).

In Rom wurde diese Angelegenheit ganz so wie in Griechenland betrieben. Orbilius und Verrius wurden von den Vätern, deren Kinder sie unterrichteten, aber durchaus nicht vom Staate bezahlt (S. 7).

Aus den Schulen der Grammatiker gingen zu Athen die Knaben zu den Gymnasien über, aber auch von den Lehrern dieser Anstalten ist nicht bekannt, daß sie von dem Staate besoldet worden sind (S. 8. 9).

Eben dieses gilt auch von den darauf folgenden Schulen der Rhetoren und der Philosophen, indem auch die Rhetoren in Griechenland ihre Besoldung nur von ihren Schülern erhielten, wie uns z. B. von Isokrates bekannt ist, daß er für seinen Unterricht 10 Minen festgesetzt habe. In Rom wurden die Rhetoren anfangs sogar aus der Stadt gewiesen, und als etwas später diese Strenge in Vorliebe für die Beredsamkeit überging, gelangten die Lehrer derselben zwar manchmal zu großen Reichthümern, und selbst zur Senatorenwürde; allein sie wurden nie vom Staate, sondern entweder von ein-

zelnen Vornehmen oder von ihren Schülern besoldet. Und so war bis zu Vespasian's Zeiten weder in Griechenland noch in Rom irgend ein öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit (S. 10 — 11).

Die Philosophen hielten zwar größtentheils diese Art des Gewinnes für zu niedrig, und Plato setzte unter andern für seine Vorträge gar keine Bezahlung aus; aber sie bereicherten sich durch die von freundlich gesinnten Königen ihnen freiwillig gemachten Geschenke, während ihnen der atheniensische Staat nichts verschaffte als Gehäude, in welchen sie ihre Vorträge halten konnten. Deswegen auffallender war der Volksbeschluß ((CXVI. Olymp.)), daß nur ein vom Senat und Volk Aufgestellter einer Schule vorstehen dürfe, und wurde schon im nächsten Jahre wieder aufgehoben, und sein Urheber sogar zu einer Strafe von 5 Talenten verurtheilt. (S. 11 — 12.)

In Rom ganz dieselben Verhältnisse! Auch hier finden wir keine Spur davon, daß der Senat oder der Regent gefehlich etwas für Philosophen gethan habe, obgleich viele derselben von Regenten aufgenommen, und als Freunde behandelt wurden (S. 12).

Was die übrigen Lehrgegenstände betrifft, so wurde Geschichte in damaliger Zeit gar nicht gelehrt, weil man glaubte, sie könne durch fleißiges Lesen von Jedem selbst erlernt werden. Die Naturwissenschaften wurden sehr wenig betrieben, und selbst Mathematik wurde nur in die Schulen einiger Philosophen aufgenommen. Daß bei den Römern Arithmetik fleißiger als bei den Griechen betrieben wurde, war nicht Folge der Liebe zur Wissenschaft, sondern Beabsichtigung des Haushaltes (S. 13. 14.)

Ungeachtet dieser Vernachlässigung der Schulen von Seite der Staaten und der Regenten waren doch manche Städte Griechenlands, vorzüglich Athen, reich an Lehrenden und Lernenden. Wahrscheinlich haben diese Städte, weil ihnen an einer großen Anzahl der Besuchenden gelegen war, doch den Lehrern einige Unterstützung zugetheilt. Aber in Rom erhielten sie vor Vespasian gewiß nichts; denn dieser Kaiser und bald nach ihm die Antonine waren die ersten, welche den Gelehrten ein öffentliches Lehrgeld übertrugen, und sie aus der Staatscasse besoldet haben. Und von da fing das ganze Verhältniß des Studienwesens an, eine neue Gestalt anzunehmen, und nach und nach in die Form, welche wir heut zu Tage noch haben, überzugehen, und es war, wie Juvenal singt, et spes et ratio studiorum in Caesare tantum. (S. 14. 15.)

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. September.

Nro. 185.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

G. W. F. Hegel als Gymnasial-Rector. Oder die Höhe der Gymnasial-Bildung unserer Zeit. Von D. Friedrich Kapp, Director des k. Gymnasiums zu Hamm. Minden 1835.

(Fortsetzung).

In Betreff des ersten Punctes, bey dem man interessante Aufschlüsse über den damaligen Stand der Nürnberger Anstalt erwarten sollte, hören wir nur, daß Hegeln nur ein sehr mittelbarer Einfluß auf die Geldmittel verstatet war, und daß er nichts desto weniger dieses erste Moment alles Aeußern nicht aus dem Auge verlor, indem er in der dritten Rede „so bewußt als zart äußerte: daß man nicht durch vorreilige Erwähnung den zu erwartenden allerhöchsten Entschliessungen über die Festsetzung der Stats und des Fonds der Anstalt vorgeifen dürfe;“ allein: „ob und wann diese Festsetzung erfolgte, erfahren wir aus den Reden nicht weiter.“ — Was gewinnen wir hiemit in der Kenntniß der Amtsthätigkeit Hegels? Nichts anderes, als daß wir hören, daß es ihm, wie natürlich, nicht einerley war, wie es um den Fonds stand; ob er sich energisch darum annahm, ihn zu vermehren, wie zu vermuthen ist, oder nicht, darüber schweigen die Reden; ein sicherer Beweis, daß sich aus denselben ein Bild der ganzen Amtsführung nicht entwerfen läßt. Ueber die Lokalitäten erfahren wir ebenso nur, daß Hegel sich an den Verbesserungen, wie sie ein weitläufiger Geschäftsgang bey gutem Willen für die Sache gestattete, genügen ließ. In

Betreff der Lehrmittel wird für gemachte Geschenke gedankt. Was gibt es doch dabey, das seine Amtsführung auszeichnete, das nicht von dem unbedeutendsten Manne, der den Geschäftsgang einigermaßen verstanden hätte, ebenso geschehen wäre?

Betrachten wir ferner, was Hr. K. über die persönlichen Verhältnisse, in welchen Hegel als Gymnasialrector stand, berichtet, so müssen wir erst die Stellung hervorheben, die Hr. K. dem Rector anweist (S. 76): „Von oben herab erwarten die höheren Vorgesetzten unbedingten Gehorsam gegen das Gesetz und stets bereitwillige Erfüllung ihrer Befehle und Anordnungen; zur rechten Seite steht das Lehrer-Collegium, und dieses zählt der Natur der Sache nach oft die jüngsten und ältesten Männer zu seinen Mitgliedern; links neben bewegt sich das Publicum der Väter der Stadt und des gesammten statistischen Umkreises der Schule und spricht mit und noch öfter ein; nach unten endlich verzweigt sich die aus diesem Publicum sich immer neu gebährende Schülerzahl, um derentwillen die ganze Anstalt da ist, für deren höhere Bildung also alle die genannten Einflüsse, Bedürfnisse und Ansprüche des Staates, der Schule und des Publicums in steigend anwachsender oder zu läuternder Kraft stets und immer auf den gegebenen Punct bezogen und vermittelt werden müssen. Und in die Mitte dieser theils vernünftigen, theils erst vernünftig zu machenden Mächte ist nun der Vorsteher einer gelehrten Schule gestellt; er hat von Allen oft das Widersprechendste zu vernehmen, sich gegen Alle aber auf die ihnen genehmste Weise zu äußern, und

das Urtheil ist dennoch und ebendeshalb bereits zu dem Grundsatz geworden: wie der Director, so die Anstalt.“

Als Mittel, sich in diesen verworrenen Verhältnissen zu helfen, gibt er „Selbstüberwindung und Selbstentsagung“ an. Wie bewies diese Hegel? S. 80:

„Er redet stets nur von der „„allerhöchsten oder allergnädigsten Regierung““ von dem „„Königlichen General-Kommissariate““ und nur einige Male von „„Sr. Excellenz dem Hrn. General-Kommissär,““ aus deren Händen die Schüler ihre Preise zu empfangen hatten. Weitere schmückende Beywörter der vorgesetzten Behörden waren und sind dort nicht im Gebrauche. Jedoch, wo er auch sonst von den königlichen Behörden spricht, ist es nur der Ausdruck „der Ehrfurcht und der tiefschuldigsten Dankbarkeit für die Reihe königlicher Wohlthaten oder deren Wirkungen, und die erhabene Sorge der Regierung für die öffentlichen Unterrichts-Anstalten.“

Finden wir hierin etwas anderes, als was die amtliche Stellung gebot? Was sollen wir aber dazu sagen, wenn wir weiter lesen S. 81:

„Dieses gebildete Benehmen muß aber ferner unsere Achtung in um so höheren Anspruch nehmen, als es Hegel ist, der sich so benimmt. Es leidet nämlich keinen Zweifel, und wir müssen es hier aussprechen, daß er selbst nicht erst später, sondern schon damals seine nächsten Vorgesetzten, so wie überhaupt, so auch in dem Begriffe seines Amtes, übersehen hat.“

Sollte wirklich daraus, daß einer seinen Vorgesetzten übersteht, oder zu übersehen glaubt, ein Recht hervorgehen, sich ungebildet oder anmassend diesen gegenüber zu benehmen, oder ein besonderes Verdienst daraus erwachsen, wenn er es nicht thut? Sollte nicht die richtigere Einsicht, wo sie sich wirklich vorfindet, durch ruhige Vorstellungen,

bey denen das bestehende Verhältniß nicht verlegt wird, sich geltend machen können? Wie ungeeignet hat aber Hr. K. Hegel im Folgenden mit seinen Vorgesetzten verglichen? Muß, wenn tiefere Abstraction in seinen Worten ersichtlich ist, deshalb ihm auch nothwendig eine größere Fähigkeit zum Handeln verliehen gewesen seyn? und dieß ist es doch gerade, worauf es hier ankommt. Wie kann es ferner dazu dienen, eine besondere Achtung zu verschaffen, wenn man sieht, daß jemand in einer öffentlichen Rede gegen etwas nicht auftritt, wovon man vermuthet; daß er es mißbillige, wie es hier von den Preisvertheilungen heißt, die denn doch, wenn gleich nur allzuhäufig ein nicht eben reiner Ehrgeiz dadurch entflammt wird, ihr Gutes haben, wenn ihnen strenge und allseitige Beurtheilung zu Grunde liegt und sie nicht als abgethane Belohnung betrachtet werden, sondern als Ermunterung von der errungenen Stufe nicht rückwärts, sondern vorwärts zu schreiten, was von Hegel in seinen Reden an mehreren Orten nachdrücklich hervorgehoben worden ist. Und sollte wirklich eine abweichende Ansicht vorhanden gewesen seyn, so mußte doch jede Einwendung der amtlichen Vorstellung oder der wissenschaftlichen Erörterung vorbehalten bleiben, sie durfte aber in keiner Weise mit dem Vollzug der von oben her anbefohlenen Feyerlichkeit in Verbindung gebracht werden. Wie kann man doch einem Manne, wie Hegel, es zum Verdienste anrechnen, daß er dieses eingesehen hat? Wollte Hr. K. dieses Verhältniß berühren, so hätten wohl zur Ehre Hegels andere Quellen dafür eröffnet werden können, denn die Männer sind noch da, welche allein für ihn hätten sprechen können; die öffentliche Rede beurkundet nur die Wohlansständigkeit von seiner Seite.

Auffallend sind die Grundsätze, die Hr. K. im Folgenden von dem richtigen Benehmen eines Schulvorstandes gegen das Lehrer-Collegium aufstellt. Hat sie Ref. recht verstanden, so kommt es nach denselben darauf an, daß er die Karten

unter dem Tische zu mischen versteht, und auf seiner Ansicht beharrt, ohne sich durch die Ansprüche seiner Kollegen darin irre machen zu lassen. Wie soll aber dabei ein gegenseitiges Vertrauen bestehen, auf dem doch gewiß das Erziehungswert als ein Werk der Liebe, auf dem das Heil einer jeden Anstalt beruht? durch dieses allein ist die schwierige Aufgabe „freie Wechselwirkung stets mit mechanischer Causalität zu verbinden“ leicht zu lösen. Der freundlich gegebene Befehl des Vorstandes in Allem, worin ihm alleinige Bestimmung zusteht, wird mit unbedingtem Gehorsam aufgenommen werden, und die berathende Stimme des Collegiums, wo diese erheischt wird, ihre Berücksichtigung finden, so daß der Vorstand mit selbstverläugnender Erwägung jeder Ansicht an sich gleiche Geltung mit der seinigen beylegen, und aus allen zusammen den nicht vorher schon abgemachten Beschluß entnehmen wird; auch wird in solchem Verhältniß jede anständige Erinnerung des Untergebenen Gehör finden, und jede Anmaßung, wo sie irgend hervortreten sollte, bey den übrigen Mitgliedern des Lehrer-Collegiums die verdiente Mißbilligung und Zurückweisung erfahren.

Was geben uns aber die Reden Hegels über sein collegiales Verhältniß? Sie enthalten natürlich nur Ausdrücke der Convenienz, aus denen sich nicht recht entnehmen läßt, wie er mit allen gelebt habe. Hiesür hätten sich wohl auch noch bessere Zeugnisse auffinden lassen. Wenigstens erinnert sich Ref. mehrfach gehört zu haben, wie er in einem freundlich belehrenden Verhältniß seinen Amtsgenossen gegenüber stand.

In Betreff des Verhältnisses zum Publicum, welches natürlicher Weise in diesen öffentlichen Reden allein offen hervortritt, ist die liebevolle Belehrung Hegels wohl zu beachten und zu ehren, so wie auch die Worte des Hrn. K. über dieses Verhältniß sehr viel Treffendes und Wahres enthalten, und von Einsicht und Erfahrung zeugen,

so daß dieser Theil der Schrift zu dem Beachtenswerthesten in derselben gehört. Ueber Hegel eigentliches, inneres Verhältniß zu den Schülern, enthalten diese Reden, wie Hr. Kapp S. 106 selbst zugeibt, keinen Aufschluß. Ref. kann nach den ihm zugekommenen Mittheilungen, nur angeben, daß er sich mit einer Genauigkeit, wie es bey seinen vom Gymnasialzweck entfernten Studien nicht zu erwarten war, um die Fortschritte der Einzelnen bekümmerte; ja sogar die Mühe nicht scheute, die von den Lehrern verbesserten Arbeiten der Schüler nochmals durchzusehen. Uebrigens ist, wie schon bemerkt worden ist, hier seine Sorge für die Unbemittelten rühmend zu erwähnen.

Hierauf geht Hr. K. zu den „Ergebnissen“ über, zu denen er sich mit einigen „erziehungs geschichtlichen Blicken“ den Weg bahnt, die von gehässigen Seitenblicken auf Bayern begleitet sind; und hier erfahren wir die Bedeutung des zweyten Theils des von ihm gewählten Titels, in den Worten: „Es wird doch wohl von keinem Urtheilsfähigen geläugnet werden, daß Hegel schon vor beynahe dreißig Jahren auf der Höhe der Gymnasialbildung unserer Zeit stand, und diese Höhe somit in seinen fünf Reden repräsentirt, also geistig vergegenwärtigt hat.“

(Schluß folgt.)

Academiae Georgiae Augustae inaugurationis sacra saecularia religioso et solemni ritu publica cum gratulatione celebranda in dies XVII. XVIII. XIX. Septembris hujus anni MDCCCXXXVII. etc.

(Schluß.)

Unter den von den Kaisern errichteten Schulen kennen wir am meisten die athenensische, welche schon Hadrian und Antoninus Pius in ihren Schutz genommen,

Marcus aber so erweitert hat, daß er für den Gründer derselben angesehen werden kann. Es wurde an dieser Anstalt Philosophie aller Schulen von je zwey Professoren, und von eben so vielen Sophisten oder Rhetoren Verebbarkeit überhaupt, und gerichtliche (forensis) insbesondere gelehrt. Es scheint, daß die Vorträge der Sophisten von allen Studirenden besucht werden mußten, die der Philosophie aber der Willkühr überlassen waren. Die Sophisten erwählte der Kaiser selbst, die Wahl der Philosophen aber überließ er dem Herodes Atticus. Rechtshändel der Professoren, und selbst der Studirenden, wenn sie von Wichtigkeit waren, wurden vor dem Proconsul verhandelt (S. 16). Neben den besoldeten Professoren konnten noch viele Andere Unterricht ertheilen, und keine Stadt, in welcher solche öffentliche Schulen eingeführt waren, genoß zum Nachtheil einer anderen ein ausschließendes Recht. Dabey blieb den Professoren unbenommen, neben ihrer Besoldung einen bestimmten Betrag von ihren Zuhörern zu fordern; aber auch den Studirenden stand es frey, welchen Professor sie hören wollten.

Von da an dehnte sich die Vorsorge der Kaiser für die hohen Schulen immer mehr aus, die schädlich gewordene Lehr- und Lernstrenge wurde beschränkt u. s. w., aber auch Rechtswissenschaft, und vielleicht auch Arzneykunde zu lehren angefangen.

Aus dem Gefagten ergibt sich, daß im griechischen und römischen Alterthume, als noch *mores pro legibus erant*, öffentliche Staatschulen nicht existirten, und auch nicht nothwendig waren. In unsern Tagen aber, wo *leges et rescripta pro moribus sunt*, würde ohne dieselben ein Rückfall zur alten Barbarey zu fürchten seyn. (S. 19.)

Das Christenthum unterordnete in der Folge alle Künste und Wissenschaften der Theologie, und so entstanden im sogenannten Mittelalter an vorzüglichsten Kirchen und Klöstern, wenn auch nicht immer mit glücklichem Erfolge Schulen, aus welchen sich größtentheils die späteren Universitäten entweder durch Verbindung mehrerer Professoren, wie zu Paris, oder durch Verbindung der Studirenden selbst, wie zu Bologna bildeten. (S. 20. — 21.)

Das Interesse der Fürsten an den Universitäten wuchs um so mehr, je mehr diese mit dem bürgerlichen Leben

in immer nähere Verbindung kamen, und es in Deutschland allgemeine Gewohnheit wurde, daß kein Kirchen-Vorstand, kein Richter, kein Anwalt, kein Arzt, selbst kein Lehrer an gelehrten Schulen mehr angestellt wurde, wenn er nicht an einer Universtät studirt hatte. (S. 22).

So wurden die Univeritäten nach und nach gleichsam die Pflanzschulen für die Bedienstungen im bürgerlichen Leben. Es läßt sich nicht läugnen, daß aus dieser Veränderung viele Vortheile hervorgiengen; aber Niemand, welcher über unsere Lage aufmerksam nachdenkt, wird auch die große Gefahr verkennen, welche von daher den Schulen, und selbst dem Gedeihen der Wissenschaften in Deutschland droht: denn je kleiner die Anzahl derjenigen wird, welche aus reinem Triebe sich zu unterrichten, und aus großartigem Verlangen sich auszubilden, die Univeritäten besuchen, desto mehr ist zu befürchten, daß das Studium und die Wissenschaft selbst herabgewürdigt werde, und das, was der Sitz aller Gelehrsamkeit war, zu schmutzigen Werkstätten nach bloßem Erwerb stehender Kunstfertigkeiten (in *sordidas quaestuosarum artium officinas*) herabstufen möge, (S. 23) da doch eine wissenschaftliche Ausbildung nur durch Erkenntniß eines Höheren, als das, was bloße Lehrsicht befriediget, möglich wird, weswegen auch alle jene berühmten Männer, welche unserer Univerität dieses ganze Jahrhundert als Vorkände gegeben waren, mit Recht dazwischen übereinkamen, daß sie nicht eine bloße Werkstätte technischer Geschicklichkeiten, sondern Sitz aller Gelehrsamkeit und Weisheit seyn sollte; und wenn sie schon nicht jene bürgerliche Unabhängigkeit früherer Univeritäten genießt, so wurde ihr dafür Lehr- Denk- und Lebensstrenge gegeben und erhalten. (S. 24).

Diesem wörtlichen Auszuge aus dem angeführten Programme hat Ref. nichts mehr beyzusetzen, als erstens die Bemerkung, daß demselben (von S. 25—49) gehaltvolle, theils erläuternde, theils beweisende Anmerkungen beigegeben sind, welche die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Verfassers auf eine vorzügliche Weise beurkunden; und zweytens den herzlichsten Wunsch, daß die ruhmwürdige Georgia Augusta noch lange blühen, und nicht erliegen möge dem Drange und dem zerstörenden Wechsel der Zeit!



# G e l e h r t e . A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. September.

Nro. 186.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Neuf années à Constantinople, observations sur la topographie de cette capitale, l'hygiène et les moeurs de ses habitants, l'islamisme et son influence: la peste, ses causes, ses variétés, sa marche et son traitement; la non contagion de cette maladie; les quarantaines et les lazarets; avec une carte de Constantinople et du Bosphore de Thrace. Par A. Brayer, D. M. P. Tom. I. — XVI. 1 — 447. II. 1 — 510. Paris, 1836.

Neun Jahre lebte der gelehrte Verfasser als praktischer Arzt in Constantinopel und legt die Summe seiner Erfahrungen in zwey Bänden dem Publikum vor. Die Pest und der Beweis, daß sie in Constantinopel während der neun Jahre seines Aufenthaltes nicht ansteckend gewesen sey, ist der Hauptgegenstand seiner Schrift. Um sein Thema gründlich zu behandeln, eingewurzelte Vorurtheile zu besiegen und seinem mit der in Europa allgemein herrschenden Ueberzeugung von der Contagiosität der türkischen Pest in geradem Widerspruch stehenden Resultate eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, mußten Topographie von Stambul und seiner umliegenden Quartiere, mußten Sitten und Gebräuche, Leidenschaften und Vorurtheile, Religion, Dogma und Kultus, worin oft Ursachen zu Krankheiten oder Prädispositionen zu gewissen Uebeln liegen, Gegenstand seiner Beobachtungen seyn. Er prüft die verschiedenen Nationen, aus welchen die Bevölkerung Cstls besteht, in Beziehung auf ihre moralischen

und intellectuellen Fähigkeiten, ihre Gemüthsart und ihre Leidenschaften; und um dieses zu erwirken, mußte er das Wesen des Islam, Uebung und Einfluß dieser Religion auf die herrschende Nation, ihre Gesundheitspolizien, so wie den gegenwärtigen Zustand der türkischen Gesellschaft in allen ihren Theilen untersuchen. Bis in die geheimsten Funktionen, was ihm nur als Arzt möglich war, verfolgt er das Leben und malt mit alles durchforschendem Blicke bis zur innersten Scene einer Osmanly-Haushaltung. Man lernt in diesem Buche Constantinopel und vorzugsweise seine türkischen Bewohner kennen wie sie sind; man merke aber wohl, nicht das öffentliche, sogenannte Staatsleben und die politischen Beziehungen mit dem Abendlande werden hier behandelt, sondern das Privatleben der Türken von der Geburt bis zum Grabe in allen seinen Verhältnissen und Verzweigungen wird vorzugsweise von einem gewissenhaften intelligenten Beobachter auf die Bühne gestellt. Daß in einem Gemälde dieser Art die Rede mehrfach auf äußerst delikate und nicht selten schlüpfrige Gegenstände fallen mußte, war unvermeidlich. Der Verf. besigt aber einen so bewunderungswürdigen Tact und weiß seiner Sprache so verecunde und zarte Wendungen abzugewinnen, daß ihm Leser der feinsühdendsten und sittlich strengsten Natur ohne Unterbrechung folgen können. Ob aber für solche, die den Orient und seine Sittengeschichte nicht aus eigener Anschauung kennen, in Brayers Buche die Reinheit der Phrasen hin und wieder nicht auf Kosten der Deutlichkeit bewahrt wurde, ist freylich eine andere Frage. Aber wie soll man auch mitten in

Europa eine gewisse Partie des morgenländischen Lebens enthüllen, zu welcher Martial und Petronius Arbiter den Commentar liefern? Das Leben der nichtmohammedanischen Bestandtheile der konstantinopolitanischen Bevölkerung, als da sind: Armenier, Griechen, Juden und Europäer oder sogenannte Levantiner, wird hier ebenfalls mit so unterhaltenden und treffenden Zügen geschildert, daß wir dem Verf. unter allen Sittenmalern Constantinopels ohne Bedenken den ersten Rang zugestehen. Olivier kommt ihm nahe, auch Walsh liefert sein Contingent zur Kunde dieser Weltstadt; allein diese Herren, so wie Michaud, Mac-Farlane und das übrige Heer der morgenländischen Reisebeschreiber umfassen mit ihrer Kritik gewöhnlich das ganze türkische Reich, sammeln alte Inschriften, liefern antiquarische Abhandlungen, oder verlieren sich in den Irrewegen der Politik, während unser Verf. eine lange Reihe von Jahren mit Scharfe und Talent das Leben der Hauptstadt allein ins Auge faßt.

Aphorismen und prätiöse Sentenzen wird man in einem solchen Werke nicht leicht finden, wohl aber allenthalben auf einen Reichthum aus dem wirklichen Leben gegriffener und durch ein geheimes Band zu einem wohl gerundeten Ganzen verschlungener Einzelheiten stossen, von welchen man nicht wohl Auszüge machen kann und die man deswegen im Buche selbst nachsehen muß. Der Verf. tritt vorsichtig auf und hütet sich wohl, aus dem Umstande, daß er die türkische Pest in Ostpel während seines Aufenthaltes als nicht contagiös erkannte, Corollarien auf absolute Nicht-Ansteckbarkeit dieser furchtbaren Seuche im Allgemeinen, zu allen Zeiten und unter allen Umständen abzuleiten und eben dadurch einen Umsturz der großen europäischen Pestpolizey in Aussicht zu stellen: sein eigenes Gemüth weicht beynahe zaghaft vor den Folgen seiner wissenschaftlichen Forschung zurück. Er fordert vielmehr die Regierungen auf in allen Staaten, die gewöhnlich

der Pest unterworfen sind, ähnliche Forschungen über das Contagium anzustellen, und er zweifelt nicht, daß man allenthalben dasselbe Resultat finden werde, welches er als Conclufum seiner constantinopolitanischen Beobachtungen aufzustellen sich im Gewissen für verbunden achtet: „die Pest sey nur eine Epidemie, welche durch die vorherrschenden Südwinde, die hohe Temperatur, die schwere Luft, die feuchte Hitze und die daraus sich entwickelnden dichten Nebel vorzüglich zwischen der Sommer-Sonnenwende und der Herbst-Tag- und Nachtgleiche erzeugt, durch die rauhen Nordwinde aber wieder erstickt werde, ohne an und für sich ansteckend zu seyn.“

Nach seiner Ansicht haben die europäischen Staaten das Verschwinden der Pest aus den christlichen Ländern nicht ihren strengen Sanitätsgesetzen, sondern einer höhern Lage gegen Nord, einem mit größerer Sorgfalt betriebenen Umbau des Bodens, so wie den Fortschritten in den medicinischen Wissenschaften überhaupt zu verdanken. Man habe in Europa die Elemente vertilgt, welche nöthig seyen, um der Pest Eingang und Entwicklung zu verschaffen.

Eine nähere Prüfung der Vorderfälle, die den Verf. zu einem solchen Schlusse berechtigen, ist überhaupt der Tendenz dieser Blätter fremd und eine kritische Beleuchtung eines so wichtigen, aber noch so sehr bestrittenen Gegenstandes der medicinischen Polizey insbesondere nicht unsere Sache, non nostrum inter vos tantas componere lites. Wir müssen daher den ganzen Inhalt des II. Bandes mit all seinem Reichthum und Scharfsinn unberührt überschlagen, um allenfalls Plan und Ideengang des ersten Theiles kurz zu berühren, von dem wir schon oben bemerkten, daß er durchweg als Vorspiel und Grundlegung der im zweyten Theile eingeschlossenen Abhandlung über constantinopolitanische Pest und Epidemie und über Quarantäne und Lazarethe zu betrachten sey.

Dieser ganze erste einleitende Theil trägt die besondere Aufschrift: „Topographie von Konstantinopel und allgemeine Gesundheitspflege seiner Bewohner,“ und zerfällt für sich in sieben Kapitel, welche mit vierzehn angefügten, äußerst reichhaltigen, Anmerkungen nicht weniger als 440 Seiten füllen.

Kapitel I. kommt für sich allein an Umfang beynahe den sechs übrigen gleich und behandelt nach einem kurzen Ueberblicke über Klima, Lage und Bauart von Stambul die ganze Russenseite seines Beobachtungsgebietes, was er auch mit dem scholastischen Terminus „circumfusa“ bezeichnet, — in sechs Ausflügen, deren erster sich über die Vorstadt Pera oder das Quartier der Europäer verbreitet. Eine malerische Beschreibung der Begräbnisplätze aller Nationen, der Fernsichten von Dolma-Bachtische, verschiedener Naturscenen, des Sonnen-Untergangs, eines großen türkischen Kaffeehauses gibt der zweyte Excurs. Der dritte führt uns auf die andere, 1 3/4 Stunden lange Hafenseite von Estpel, beschreibt Mauthhäuser und Waarenlager, den berühmten Fanar, die alten Stadtmauern, die Seite am Marmara-Meere mit kräftig gezeichneten Bildern des Volkslebens, und schließt mit einem eben so genau als umständlich erhobenen Berichte, wie türkische Scherife von erprobter Frömmigkeit gewisse Krankheiten mit Anhauchen, Reiben und Gebet gegen Erlegung von fünf Para heilen. Der vierte Excurs umfaßt das eigentliche alte Constantinopel, seine Bazare, Paläste und Tempel, die Reinlichkeit der Türken neben dem Schmutze einer Rana-Haushaltung. Die asiatische Vorstadt, die Prinzeninseln und das Entzücken und die unbekanntesten Genüsse, die ihre Lust und Stille spenden, schildert der fünfte. Den Bosphorus aber und wie Leute verschiedener Nationen auf der Anfurt von Topchane die Barke besteigen, malt in lebendigen Farben der sechste Excurs, aber er malt à la Walter Scott, à la Irving, jeden Schritt, jede Wen-

dung, voll Wahrheit und Gefühl. Eine Mondnacht im Platanenhaine ober Buyuk-dere und die Heimfahrt bey Mondschein auf dem Silberstrome des Bosphorus entlockt diesem gemüthvollen Fremdling einen Strom frommer, milder, beseligender Empfindungen. Des Lobes der Gondeliere von Stambul, ihrer Redlichkeit und Nahe, ihres Benehmens und gesunden Sinnes, besonders wenn sie — wie die meisten — Moslimen sind, wird in diesem reichhaltigen Abschnitte ebenfalls mit Wärme und Theilnahme gedacht. Wir möchten keinem Leser rathen, bey Gelegenheit dieser vortrefflichen und dem Gemüthe wohlthuedenden Charakteristik der türkischen Gondeliere einen Vergleich zwischen ihnen und ihren christlichen Handwerksgeossen von Neapel, Livorno, Triest oder Genua aufzustellen; er würde vielleicht finden, daß die Wirkungen der Ehre und Moral, worauf die christlichen Abendländer die Rechtllichkeit ihrer Handlungen zu begründen suchen, in Gegenwart positiver Interessen nicht selten viel schwächer sind, als das fatalistische Raisonnement eines moslimischen Barkenführers: „Wenn Gott wollte, daß ich reich wäre,“ spricht dieser“, so hing es nur von ihm ab; wenn ich es nun nicht bin, so ist dieß ein Zeichen, daß es nicht in seiner Absicht liegt, daß ich es sey. Warum sollte ich es durch Zurückhaltung fremden Eigenthums werden wollen?“

Kap. II. behandelt das muselmännische Bekleidungsweisen (Applicata), die ganze männliche und weibliche Toilette einschließlich der Beschneidung und der türkischen Bäder mit einer ins Einzelne gehenden Genauigkeit.

(Schluß folgt.)

U. W. F. Hegel als Gymnasial-Rector. Oder die Höhe der Gymnasial-Bildung unserer Zeit. Von D. Friedrich Kapp, Director des k. Gymnasiums zu Hamm. Minden 1835.

(Schluß.)

Ist hier nur von Ansichten die Rede, so stimmen wir gerne bey, wenn man uns zugiebt, daß um jene Zeit schon so mancher Andere auf demselben Standpuncte stand, ohne von Hegel darauf gestellt worden zu seyn; soll aber auch von praktischen Erfolgen die Rede seyn, wie 'ja Hr. K. diesen Reden überhaupt eine praktische Bedeutung zugestehen scheint, und etwa darunter verstanden werden, daß unter Hegel vorzugsweise diese Höhe der Gymnasialbildung, namentlich in der Anstalt, der er vorstand, sich offenbart habe; so möchten wir fragen: Möchte er, der von den bayerischen Studienanstalten eine so niedrige Meynung hat, es sich bekennen, daß das Nürnberger als ein bayerisches Gymnasium mit einem preussischen jetzt auf gleicher Stufe stehe? Wenn er schon dieses ungern zugestieht, so fragen wir weiter: Ist der Stand dieses Gymnasiums wohl noch derselbe, als vor zwanzig Jahren, oder ist es etwa zurückgeschritten? Hr. K. wird gegen die Leistungen Anderer nicht so ungerecht seyn, daß er dieses behaupten wollte, und er wird zugeben müssen, daß wir Grund und Boden verlieren, wenn wir von jenen Reden aus auf etwas Anderes als auf die Ansichten Hegels schließen wollen.

Wenn unter den Ergebnissen weiterhin angeführt wird, daß Alles, was irgend auf den Gymnasien gelehrt und betrieben wird, unter dem Character der Grammatik zu stehen habe, so müssen wir wiederholen, daß dieß Hegels Ansicht nach seinen Reden keineswegs war, und daß dadurch sicher-

lich nichts Anderes, als eine einseitige Verstandesbildung bezweckt werden würde; wenn aber eine philosophische Propädeutik in der obersten Klasse für ungeeignet gehalten, und dagegen gefordert wird, daß von unten auf dem philosophischen Denken vorgearbeitet werden müsse, so können wir uns dem bey Nr. 1. Angegebenen zu Folge, nur einverstanden erklären. Im Folgenden gibt sich ein offenkundiges Mißverständnis, wenn nicht eine absichtliche Verdrehung kund, wenn von Bayern behauptet wird, daß man hier „mit den Gymnasien auch Gewerbe- und landwirthschaftlichen Schulen geradezu verbunden habe.“ Wie sehr hier die frühere Verordnung, daß die hinlänglich vorgebildeten Schüler von den Gewerbschulen an den Realgegenständen an den Gymnasien Theil nehmen sollen, statt deren jetzt in jenen Anstalten für besonderen Unterricht in diesen Gegenständen gesorgt ist, mißverstanden oder verdreht worden sey, zeigt der Zusatz, daß man solche Anstalten errichten solle, so viel man wolle, nur aber nicht in unseren für den Geist seyenden Lebnungsschulen des Geistes, wo die Sache zunächst um der Sache willen verarbeitet werden muß.“ Gerade dieß, was er zugiebt, und nichts Anderes, ist ja in Bayern geschehen; man hat Anstalten für die Gewerbsbildung errichtet, um das classische Studium in den gelehrten Schulen desto ungetrübt erhalten zu können.

Zum Schluß heißt es: daß zum wahren Unterrichte nichts mehr und nichts weniger gehöre, als Philosophie, und zwar „keine von allen Philosophien, sondern die Philosophie.“ Hierzu sprechen wir wiederholt unsere Bestimmung aus; allein wenn im Folgenden eben doch die Hegelische Philosophie als die Philosophie *κατ' ἐξοχην* bezeichnet und von den Philologen geradezu verlangt wird, daß sie „endlich Hegel'sche Philologen seyn sollen, so können wir nur in die von Hr. K. selbst gebrauchten Worte einstimmen: „Eins schickt sich nicht für Alle.“

L. v. J.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. September.

Nro. 187.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Neuf années à Constantinople, observations sur la topographie de cette capitale, l'hygiène et les moeurs de ses habitants, l'islamisme et son influence: la peste, ses causes, ses variétés, sa marche et son traitement.

—  
(Schluß).

Wenn er im Gegensatz der moslimischen Reinheitsliebe die Ursache der unglaublichen Unsauberkeit der abendländischen Völker in jenem Geiste religiöser Melancholie finden will, der beim Anblicke des Luxus, der Ausschweifungen, der Verbrechen und Schändlichkeiten, welche zur Zeit eines Tiberius und seiner Nachfolger die Erde besaßten, die Tugend in Versagung aller körperlichen Wohlgefühle als unwürdig der hohen Bestimmung des Menschen setzte; so wissen wir zwar nicht, ob jedermann derselben Meynung seyn könne: so viel aber ist klar, daß Hr. Brayer ein sinnvoller, billiger, mit tiefem Blicke in die menschliche Natur und in das Wesen der Dinge überhaupt eindringender Beobachter ist und in medicinisch-philosophischer Beziehung für Constantinopel und die Türkei beynahе dasselbe leistet, was Michel Chevalier's Briefe in politisch-industrieller Hinsicht für New-York und Nordamerika geleistet haben.

Was Kap. III. über Nahrung (ingesta) der Osmanly, ihre Mäßigkeit, ihren Pilav und ihr Hammelfleisch so wie über ihr strenges, bey harter Arbeit und schwächlichem Körper häufig schädliches

Fasten gesagt wird, ist ohnehin beynahе allgemein bekannt. Eben so eignet sich auch der Inhalt des Kap. IV., in welchem von den äußern Zuständen und geheimsten Funktionen des Körpers die Rede ist, weniger zu umständlicher Zergliederung. Kap. V. giebt auf wenigen Seiten die Tageschronik einer türkischen Haushaltung aus der untern oder arbeitenden Volksklasse und bespricht überhaupt die Thätigkeit, welche durch freiwillige Bewegung des Körpers (gesta) verrichtet wird. Hieher gehören Wachen und Schlafen, häusliche Bequemlichkeit, Unterhaltung, Spiel, Gehen u. s. w. — Kap. VI. dagegen von bedeutendem Umfange (193 — 333) ist in anthropologischer Beziehung von großer Wichtigkeit, da es von den Sinnen-Eindrücken (percepta) und allen ihren Folgen in einer zum Theil neuen und philosophischen Methode handelt. Nach kurzer Bemerkung über die Feinheit der fünf äußern Sinne und den Grund dieser Erscheinung an den Musulmanen geht er in weitläufige Erörterungen über die innern, moralischen und intellectuellen Sinne nach der in neuer Zeit begründeten phrenologischen Methode ein. Mit den Anhängern dieser Wissenschaft nimmt er als unbestreitbar an, daß gewisse Anlagen am Menschen allzeit eine gewisse Form des Schädels bedingen, und daß, im Normalzustande, gewisse Gestaltungen des Schädels nicht ohne gewisse Anlagen bestehen können.

Demzufolge erklärt er Anlagen und Fähigkeiten der byzantinischen Türken nach den Protuberanzen ihres Schädels, was an diesem Volke zu weit

zuverlässigeren und nützlichern Resultaten führe als an Europäern, bey welchen die Befriedigung einer Unzahl wahrer oder falscher Bedürfnisse ihrer Civilisation alle dahin bezüglichen Anlagen in einem solchen Grade schärft und entwickelt, daß die ihr Daseyn bezeichnenden Erhabenheiten des Schädels beynahe alle von gleicher Höhe seyen und dem Phrenologen keinen sichern Anhaltspunct der Erkenntniß gewähren. Dagegen beschränke der vom Koran gefesselte Musulman die Gränzen seiner wahren Bedürfnisse in einem solchen Grade, daß er die unterscheidenden Zeichen der ihm eigenthümlichen Leidenschaften noch in ihrer ganzen Entwicklung sehen lasse. Religiöser Glaube und unerschütterliche Anhänglichkeit der Türken an ihr Gesetz liefern demnach unserm Verf. den Eintheilungsgrund ihrer moralischen Anlagen. Er findet einen Theil derselben durch den Koran abgestumpft, unterjocht und beynahe ausgelöscht, andere innerhalb der Schranken der Mäßigung gehalten, wieder andere auf den höchsten Grad, beynahe bis zur Ueberspannung, gesteigert und entwickelt. Unter eine dieser drey Categorien bringt er alle in den Lehrbüchern der Phrenologie aufgeführten geistigen Fähigkeiten des Menschen; und wenn wir den Inhalt dieser Categorien summarisch hiehersehen, so geschieht es mehr, um den Gang seiner allerdings neuen Beobachtungsmethode zu zeigen und anschaulich zu machen, was der Leser eigentlich in diesem Buche finde, als um nachzuweisen, daß sich der Verf. nirgends getäuscht habe und die Wirklichkeit überall seiner Theorie entspreche. In die Kategorie der durch den Einfluß des Koran abgestumpften moralischen und intellectuellen Vermögen der Osmanen fallen der Hang zu Haß, Zank und Zerstörung, zu List und Verstellung, zu Stolz und Eitelkeit; Gedächtniß für Thatsachen und Formen; Sinn für örtliche und räumliche Beziehungen, Leidenschaft für Reisen und Erdkunde; Wortgedächtniß; Gefühl für Farben-Harmonie, Talent für Maler- und Bildhauerkunst;

Geschick für Rechenkunst; Sinn und Anlage für Wohlthun und Musik; für Mechanik und Architektur; Poesie, Einbildung, Erfindungsgeist, Mimik und Nachahmungstrieb; endlich physisches Urtheil durch Vergleichung sinnlicher Gegenstände, metaphysisches durch Nachdenken über die letzten Gründe der Erscheinungswelt, — Witz und Satyr. — In die zweyte Classe, oder unter die durch den Koran in den Schranken der Mäßigung gehaltenen Vermögen rechnet unser Verfasser die Liebe für Kinder; Anhänglichkeit an den Wohnplatz; Freundschaft und Geselligkeit; Verlangen nach Eigenthum, Gewinn und Erwerb. — In die dritte Kategorie endlich, oder in die Zahl der durch den Koran auf den höchsten Grad der Entwicklung gesteigerten Vermögen stellt er den Hang zur physischen Liebe mit allen ihren Zweigen und Abarten; dann Güte, Wohlwollen, Sanftmuth, Mitleiden und Empfindsamkeit; musulmanische Höflichkeitsbezeugungen; Gewissenhaftigkeit, Sinn für Recht und Unrecht; Behutsamkeit und Vorsicht; Festigkeit, Beständigkeit, Ausdauer und Hartnäckigkeit; religiöses Gefühl, Theosophie, Religion und islamitische Tugendlehre und religiöse Praktiken. —

Man muß gestehen, ein Volk unter allen diesen, das ganze physische und moralische Wesen des Menschen umfassenden Beziehungen mit dem Blicke eines Philosophen geprüft, beschrieben und dargestellt, bietet ein eben so lehrreiches als anziehendes Gemälde, besonders wenn dieses Volk mächtig und von großer Bedeutung auf der Weltbühne war oder noch ist. Man denke sich diesen wichtigen Abschnitt des Buches nicht etwa als eine dürre Nomenclatur, als eine mit logischer Kunst geordnete Begriffs-Staffeley, als ein Skelett ohne Rundung, Farbe, Weichheit und Leben: im Gegentheile wird uns hier ein Bild voll Wahrheit, Kraft und Fülle aus dem türkischen Lebensspiel unter das Auge gestellt, wie man es, unseres Wissens, in keinem andern Werke dieser Art finden wird.

Das VII. und letzte Kapitel des Buches behandelt Gesundheits- und Körperpflege im weitesten und umfassendsten Sinne des Wortes, sowohl bey der musulmanischen als nichtmusulmanischen Bevölkerung der Hauptstadt. Dieser Theil ist besonders reich an Details aus den inneren Scenen constantinopolitanischer Haushaltungen, und besonders wichtig für europäische Aerzte, welche das Theater ihrer Thätigkeit und ihres Lebenserwerbes am Bosporus aufzuschlagen gedenken. Viele Vorurtheile und Selbsttäuschungen unerfahrener Leute über Anerkennung und glänzenden Lohn europäischer Aerzte in Stambul würden hier Berichtigung oder vielmehr Enttäuschung finden. Sehen könnte man, wie sich der Stolz abendländischen höheren Wissens und der Dünkel unserer Schultheorie im Angesicht der alten Empirik des Morgenlandes, seiner Unwissenheit und seines unerschütterlichen Vertrauens auf eine das Geringste umfassende göttliche Providenz des Gewinnes wegen demüthiget und unterordnet. Der Verf. weiß seinen Gegenstand besonders in diesem Abschnitt mit einer solchen Fruchtbarkeit zu behandeln, daß wir mit dem äußern Leben auch das innere, neben der physischen auch die moralische Seite, besonders an den nichtmusulmanischen Theilen der Bevölkerung, in immer gleich anziehenden und belehrenden Bildern erblicken. Gegenseitige Unduldsamkeit und Sittenstrenge der armenischen Sekten, die Lebensstadien türkischer und griechischer Weiber, ihre Vorzüge, ihre Toilette und Bühlerkünste sind mit der gedrückten Lage der Kinder Israels, mit der Fadedheit der Peroten und der babilonischen Sprachverwirrung und Leerheit der Levantiner hier im schönsten Zusammenhange dargestellt. Die langweiligen Gesellschaften der levantinischen Familien von Pera, das maschinenmäßige Sprachtalent und der abenteurerliche Charakter der jungen Leute jenes Quartiers und ihr moralischer Unwerth sind stehende Artikel aller Beschreibungen von Constantinopel. Wer sich in fremden Zungen üben will, findet dort freylich

die beste Schule, da er nicht selten vier bis fünf Sprachen in einer einzigen Phrase hören kann. Auf die Frage: Warum sie ein kleiner Zufall ihres Sohnes so gewaltig erschüttert habe, antwortete Herr Brayer eine perotische Dame von Rang: „Ognun korkmasmi per son paedi, d. i. Ist nicht jeder für sein Kind besorgt?“ — Von den fünf Wörtern dieses Satzes sind zwey italienisch, eines französisch, eines türkisch und eines griechisch. \*)

Um die Sitten eines Persers von Ispahan zu kennen, muß man Hadschi-Baba lesen, obgleich ein Roman; von Constantinopel dagegen findet man, unserer Meinung nach, nur im Buche unsers Verfassers das ächte und wohlgetroffene Bild.

Fallmerayer.



Supplement to the Account of the Rev<sup>d</sup>. John Flamsteed, the first Astronomer - Royal. By Francis Baily. Esq. London 1837. — 76 Seiten 4.

Indem wir den Inhalt des schätzbaren Werkes, wozu der gegenwärtige Nachtrag gehört, in No. 31 dieser Zeitschrift angezeigt haben, unterließen wir nicht, die vielfachen, für das Gedeihen wissenschaftlicher Untersuchung hemmenden, Zwistigkeiten zu berühren, die zwischen Newton und Flamsteed bestanden, und die Hr. Baily besonders hervorgehoben hat. Die Art und Weise indessen, in welcher Hr. Baily die Veranlassung und die Folgen jener unseligen Zwistigkeiten dargestellt, fanden nicht allseitige Billigung, und Manche glaubten darin eine Ungerechtigkeit gegen Newtons Andenken zu erblicken. Auf welche Weise und von wem diese letztere Ansicht geltend gemacht wurde, geht aus der vorliegenden Schrift nicht deutlich hervor: nur eine Flugschrift

\*) Ognun قور قمبر مي per son paedi? — Ποιος θέλει να compri ένα Ιεπε vivo, d. i. Wer will einen lebendigen Hasen kaufen? hört man nicht selten auch auf den jonischen Inseln rufen.

von Hrn. Whewell („Newton and Flamsteed“) wird im Vorübergehen erwähnt. Jedenfalls hat sich Hr. Baily veranlaßt gefunden, seine frühere Ansicht durch eine neue und weitläufige Darstellung zu unterstützen, wovon hier das Wesentliche angedeutet werden soll.

Man bringt als Beschuldigung gegen Flamsteed vor, daß er Newtons Lehre von der Gravitation, und die daraus abgeleitete Mondtheorie, ohne sie gehörig zu verstehen oder beurtheilen zu können, als ungegründet und nutzlos verworfen hat; daß er aus kleinlicher Eifersucht seine Mondbeobachtungen vor Newton zurückhielt; daß er, um große Erwartungen, denen der Werth seiner Arbeiten nicht entsprach, rege zu erhalten, seine Beobachtungen der Oeffentlichkeit entzog; woraus denn jene auffallenden Umstände und Zögerungen beim Drucke der *Historia Coelestis* zu erklären seyen. Hr. Baily unteerimmt nun durch eine sorgfältige Zusammenstellung von Documenten und Thatsachen (die aus dem großen Werke entlehnt sind) diese Beschuldigungen umständlich zu widerlegen: und wir geben gerne zu, daß ihm dieses im Allgemeinen gelungen ist. Indem wir aber den würdigen und ansechtigen Charakter Flamsteeds, welchen der Hr. Verf. zuerst in das gehörige Licht gestellt hat, anerkennen, können wir nicht unbedingt den Resultaten bestimmen, zu welchen die vorliegende Schrift führt, insbesondere scheint es unsäugbar, daß Flamsteed, durch das übermüthige und ungerechte Benehmen seiner Gegner gereizt, vielleicht auch dem Einflusse eines kränklichen Alters nachgebend, in einzelnen Fällen anders geschrieben und gehandelt hat, als er bey ruhiger Stimmung gethan haben würde.

Am Ende sind einige Zusätze und Verbesserungen zum großen Werke beygefügt.

- 1) An Address to Astronomical Observers, relative to the improvement and extension of the Astronomical Society's Catalogue of 2881 principal Stars. By Francis Baily.
- 2) Continuation of Researches into the Value of Jupiters Mass. By G. B. Airy Esq.
- 3) On the Time of Rotation of Jupiter. By G. B. Airy Esq.

Diese kleinen Aufsätze, die uns von den Verfassern zugesendet worden, stellen wir hier nicht in Folge einer

besondern Verbindung oder Verwandtschaft des Inhaltes neben einander: sie gehören nur in so ferne zusammen, als sie neu sind und Berücksichtigung von Seite der practischen Astronomen verdienen.

1) Der erste Aufsatz ist eine Aufforderung an die practischen Astronomen, diejenigen Sterne des Katalogs der Astronomischen Societät wiederholt zu beobachten, welche in neuerer Zeit entweder gar nicht, oder nicht hinreichend sicher bestimmt worden, oder bey denen die neueren Bestimmungen bedeutend von einander abweichen. Es sind Verzeichnisse von etwa 300 Sternen, wovon vorzugsweise Beobachtungen verlangt werden, beygegeben.

Höchst merkwürdig sind die Unterschiede, welche zwischen den von verschiedenen Astronomen gelieferten Bestimmungen sich vorfinden. So zählt Hr. Baily hundert Sterne, wo in Rectascension der Unterschied über eine halbe Secunde in Zeit, und zwanzig, wo in Declination der Unterschied über zehn Secunden beträgt; während bey allen angewendeten Instrumenten der mögliche Fehler weit unter diesen Gränzen steht. In manchen Fällen mögen Rechnungsfehler zu Grunde liegen; häufig wird aber auch der Umstand wirksam seyn, daß von einigen Astronomen das Beobachten ungeeigneten Gehülfsen überlassen wird.

Uebrigens wird man sich nicht wenig wundern, daß Hr. Baily, indem er diejenigen aufführt, welche Bestimmungen der Sterne des Britischen Katalogs in neuerer Zeit geliefert haben, nur einen Astronomen vom Continente — Hrn. Argelander — genannt hat.

2) In dem zweiten Aufsätze wird eine Reihe von beobachteten Elongationen des vierten Jupitertrahanten gegeben, woraus das Verhältniß der Masse des Jupiter-Systems zur Sonnenmasse hervorgeht 1: 1048,8. Dieß ist die dritte Reihe, welche der Hr. Verf. bekannt gemacht hat. Kaum wird es möglich seyn, durch dieselbe Beobachtungsmethode die Jupiters-Masse genauer zu bestimmen, als es bereits durch die Bemühungen des Hrn. Airy geschehen ist.

3) Der dritte Aufsatz enthält eine Bestimmung der Rotationszeit des Jupiter, abgeleitet aus Beobachtungen des großen dunkeln Flecken, der gegen Ende des Jahres 1854 und am Anfange von 1855 sichtbar gewesen ist. Der Hr. Verf. findet die Rotationsperiode =  $9^h 55' 21,4$  mittlere Sonnenzeit. Durch eine viel genauer geführte und besser begründete Untersuchung hat Hr. Mädler diese Periode um  $5,2$  größer bestimmt (Astron. Nachr. 280.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. September.

Nro. 188.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

## Intelligenzblatt.

Aus einem Briefe des Herrn Hofraths von  
S c h u b e r t.

St. Leopold bei Livorno am 30. August 1837.

Noch nie habe ich die Worte des vielsinnigen  
Verses:

*Inveni portum, spes et fortuna valet!*

in ihrer näher liegenden Bedeutung so tief empfunden, als in der Stunde, in welcher ich gestern vor vier Wochen den Hafen von Livorno vor mir sah, auf dessen festem sicheren Boden ich jetzt anruhe. Von dem Augenblick unserer Einschiffung in Beirut (schon am 16. Mai) hatten wir, auf einem schwerfällig gebauten Schiffe, bald mit einem hartnäckig widrigen Winde, bald mit Windstille zu kämpfen, ein Sturm verschlug uns zwischen Patara und den Ruinen von Myra an die Grabmalerstätte bey Kafamo, ein anderer führte uns in die Bucht des herrlichen Patmos; so waren seit der Abreise aus Syrien fast vier Wochen vergangen, als wir endlich in dem uns schon ganz vaterländisch anblickenden Syra landeten. Der ungewissen Fahrt auf einem Segelschiffe müde, wollten wir den übrigen Theil der Seereise mit einem Dampfschiffe machen; als wir deßhalb nach Vollendung einer vierzehntägigen Quarantäne in Syra, mehrere Wochen in Athen vergeblich auf ein österreichisches Dampfschiff gewartet hatten, entschlossen wir uns, abermals nach Syra zu-

rückzukehren, um von da auf einem französischen Paketboot den freylich längeren Weg über Malta und durch die Meerenge von Messina nach Livorno zu nehmen. Wir sollten jedoch erfahren, daß der Dampf der Kessel zu gewissen Zeiten eben so wenig in der Hand des Menschen stehe, als der Wind des Himmels. In Malta fanden wir das Dampfschiff *Ge-sostris*, das einen französischen Admiral (und Gesandten) von Marseille nach Konstantinopel hatte führen sollen, unterwegs aber Schaden an seiner Maschine gelitten hatte. Jener Herr Admiral nahm jetzt zur Fortsetzung seiner Reise unser gesundes Dampfschiff; uns aber, mit noch mehr als zwanzig andern Passagieren versetzte man auf das gelähmte, welches sich durch das beständige Herumhämmern an seiner halb zerbrochenen Maschine und dem schadhafteu Räderwerk dennoch nie in den Trab noch weniger in den Galopp der gewöhnlichen Dampfschiffe versetzen ließ, und bey dem Sturme, der uns noch am vorletzten Tage unserer Reise nach Elba zurückschleuderte, uns in ziemliche Gefahr setzte. Doch, das Alles ist nun, Gott Lob! vorüber, der Hafen des lieben Festlandes ist gefunden, und ich hatte bey der 35tägigen Dauer unserer Quarantäne schon bisher und habe noch fortwährend Muße genug, auf die ganze zurückgelegte Reise wie auf ein zwar etwas saures, aber wohl gelungenes Werk meines Lebens zurück zu blicken.

Ich darf wohl sagen, ich habe in einem wei-

ten, reichen Umfange jene Länder und Gegenden der Erde gesehen, denen die bedeutungsvollsten, die erhabensten Zeiten der Geschichte unseres Geschlechts ihr Gedächtniß eingeschrieben haben; nicht nur die Stätten der „Wunder der alten Welt“, die von Menschenhänden gemacht und deshalb, mit Ausnahme der Pyramiden Aegyptens, in Staub versunken sind, sondern die Stätten und Denkmale jener Wunderwege habe ich besucht, welche eine höhere Hand den Menschen führte und deren Folgen deshalb so bleibend, so ewig waren, als die Hand, von welcher jene Wege bereitet wurden. Und nicht mit leeren Händen bin ich aus dem Heimathlande der alten Wunder zurückgekehrt; die Natur hat mir, als einem alten Gastfreund und Diener ihres Hauses, überall wo ich ihre Hallen betrat, Gastgeschenke dargereicht, köstlichere, als jene, welche die freigebigen Phäaken dem scheidenden Gastfreunde mitgaben; der jugendliche Fleiß meiner treuen, eifrig forschenden Reisegefährten, Dr. Johannes Roth und Michael Erdl aus München, hat aus den Schatzkammern der afrikanischen Naturreiche, im Thal und in der Wüste am Nil, aus jenen des indischen Gewässers am rothen Meere, wie aus denen des peträischen Arabiens am Sinai und in der Araba, aus denen der südwestlichen und westlichen Küstenländer des Mittelmeeres, in Palästina, Syrien und Kleasien, so werthvolle Gaben davongetragen, daß ich, wenn sie erst alle dem unsichern Meere entronnen und in der Grotte der vaterländischen Nymphen geborgen sind, schon durch diese wissenschaftliche Ansbeute allein alle Mühe der Reise als überreich belohnt betrachten werde.

Von den vier Reisebarometern, die wir aus München und Wien mit uns nahmen, hatten uns zwar die Stöße des Sturmwindes auf dem Meere und die eines schwerfällig schreitenden alten Kameles in der Wüste von Suez drey zertrümmert, aber auch das vierte uns noch übrige war hinreichend, um vorläufig eine sehr fühlbare Lücke der bisherigen

Höhenmessungen zu ergänzen, um die Lage einiger der wichtigsten Punkte der arabischen Wüste und ihrer Gebirge, so wie Palästina's und Syriens, über dem Meere zu bestimmen.

Ich kenne Ihre Geduld und Nachsicht aus alter Erfahrung; auf diese Nachsicht rechne ich, wenn ich, zunächst um das etwas großsprecherisch lautende Wort ein wenig zu rechtfertigen, das ich vorhin über den Umfang meiner nun zurückgelegten Reise sprach, hier vorläufig nur einige farbige Linien über die Landkarte ziehe, um meinen Weg durch die Länder des Ostens zu bezeichnen.

Von unserer Fahrt auf der Donau hinab nach dem schwarzen Meere, will ich nur wenig erwähnen. Obgleich im Ganzen die Donaugegenden von da an, wo der mächtige Strom die deutsch redenden Länder seines Ursprunges verläßt, zu den Gegenden am Rhein, die ich ein Jahr vorher besuchte, in Beziehung auf die Naturschönheiten der Ufer, sich nur eben so verhalten, wie das Interesse, das die Geschichte der Rheingegenden hat, zu dem, das die Geschichte der untern Donauländer gewährt; so werden uns dennoch die Gegend von Orsova, wie die Herculesbäder bei Mehadia und noch mehrere Punkte von einer ähnlichen erhabenen Schönheit, neben dem vielen Herrlichen, das wir auf unserer Reise sahen, in gutem Andenken bleiben. Das schwarze Meer ließ uns in einer seiner Ruhestunden über seine Wogen kommen; von den auf ihm einheimischen Schrecknissen erfuhren wir nichts.

Mit Recht hat man die Gegend am Bosphorus einen Lustgarten der Erde genannt. Seine Thalschluchten erwählte sich die gebärende Fülle zu ihrem Ruhebett, auf seinen Höhen thronet die Kraft; im Schatten der hohen Platanen und im Dufte der Rosengärten hat alle Lust der Sinne ihre Zauberpaläste aufgeschlagen. Es sind zwey mächtige Welttheile, zwey reiche Königinnen, die sich hier in ihrem Festtagschmucke begegnen und besuchen; Europa in dem einfacheren aber bedeutungsvolleren Gewand

der Kunst; Asia in dem Prunk des natürlichen Reichthums. Die alte und neue Kaiserstadt des Ostens, Constantinopel, ziehet das Auge des westeuropäischen Fremdling, als das Schauspiel einer nie gesehenen Pracht an sich. Sie ist, fester gebaut als die des Perserkönigs, eine Brücke, auf welcher vorhin die Kräfte des Ostens zum Westen, jetzt aber vorherrschend, denn der Tag hat sich geneigt, die Kräfte des Westens zum Osten ihren Lauf nehmen. Wir fanden die Herrscherin auf dem Krankenlager einer eben ausgebrochenen heftigen Pest. Dennoch sprach sie zu uns im Stolz ihrer Kraft: nicht die Macht des andern Europa's, sondern die einer höheren Hand hat meine Mauern zerrissen und mich gebeugt; die Fahne des Propheten in Gub's Moschee unter den hohen Platanen ist noch wohl bewahrt, auf der hehren Sophia, dem Prachtgebäude der Christenheit, stehet der Halbmond noch fest, bis die Sonne eines andern Tages, denn der eurige ist, ihn vertreibt.

Die immer heftiger werdende und weiter in das Land vordringende Pest nöthigte uns, unsern anfänglichen Plan zu ändern, nach welchem wir schon von Constantinopel aus die Landreise in Kleinasien, und zwar mit dem Besuch von Brussa (Prusa) und des hohen Olymps beginnen wollten. Die Schönheit der Küstengegenden der Propontis, vor allem aber des Chersoneses und des Hellespont, gewährten einigen Ersatz für den versäumten Besuch des paradiesisch schönen Brussa. An der Küstengegend des alten Troja, die wir auf unserer vorhergehenden Landreise hatten besuchen wollen, kamen wir (weil eine englische Familie hier ausstieg) so nahe vorüber, daß wenigstens das Auge weithin über die Gegend sich ergehen konnte. Das jetzt langsam schleichende Gewässer des Skamander verzirgt sich im hohen Schilf; ein altes Gemäuer und ein vereinzelter Grabhügel stehen wie überlebende, vom Alter entstellte Greise mitten in der neuen, ihnen fremdartig gewordenen Umgebung da; nur

der hohe Ida, mit seiner auffallenden Gestalt blickt noch als derselbe auf die Stätte herab, deren Geschichte im Liede lebt.

Tenedos wie Imbros berührten wir nicht nahe, desto mehr aber das fruchtbare, bergige Lesbos, an welchem mehrere unserer Mitreisenden ausstiegen. Wir blieben einen großen Theil des Nachmittags an seinen Ufern und bey einbrechender Nacht leuchteten uns von seinen Höhen die Herbstfeuer der Hirten, welche nach der grausamen Sitte des Landes ganze Striche des Buschwerkes und der jungen Waldungen anzündeten, um sich durch den Gränel dieser Verwüstungen ein wenig Weideland für ihre Schaaf- und Ziegen zu verschaffen. Noch bey Nacht landeten wir in der Bucht von Smyrna; die aufgehende Sonne beleuchtete uns die Höhen des Sipylos und die grünende Ebene am Ausfluß des goldreichen Hermos. Mehr als der Duft der blühenden Orangengärten in dem heiß und niedrig gelegenen Smyrna, zogen uns nach einigen Tagen die Cypressen des hoch und einsam auf dem Gebirg gelegenen Budjah an sich, das wir während unseres Verweilens in der Gegend vorherrschend zum Aufenthaltsort wählten. Wir beschränkten uns indeß nicht auf die Nähe von Smyrna, sondern besuchten von hier aus das Thal des Kaystros und die Ruinen der einst hochgepriesenen Fürstin unter den Städten Kleinasiens: die Ruinen von Ephesus. Der Umkreis der eigentlichen alten Stadt hat längst aufgehört eine Wohnstätte der Menschen zu seyn; nur der Ziegenhirt sucht sich etwa, wenn er im Frühling da die Heerden weidet, bey den Ruinen des alten Stadiums eine Schlafstätte. Ueber den Marmorstufen des mächtigen Theaters, das einst von den Stimmen der Tausende wiederhallte: groß ist die Diana der Epheser, krächzt nun die vorüberziehende Schaar der Dohlen; der Tempel der großen Göttin selber, den die alte Welt als eines ihrer sieben Wunder gepriesen, ist ein Feld der hohen Disteln und der wildwachsenden Opopanaxpflanze geworden; von sei-

nen majestätischen Säulen bezeugen nur noch wenige, halb zertrümmerte Reste die Herrlichkeit der andern, welche die Herrscher des östlichen Kaiserreiches zum Schmuck der hehren Sophia in Constantinopel hinwegholten. Dennoch sind auch die Trümmer des alten Ephesus noch höchst bedeutungsvoll und des aufmerksamen Betrachtens werth; die Hand der Barbaren hat sie nicht hinwegzunehmen vermocht, ihr Name hat sich bey dem Volk des Landes erhalten, während man von dem an dem nachbarlichen Mäander gelegenen Colossa, noch mehr aber von Laodicea kaum noch die Stätte kennt. Ein Dörflin der Turkomannen liegt etwa eine halbe Stunde Weges von den Ruinen des alten Ephesus aufwärts. Auch hier stehen mächtige Ruinen, namentlich die der vormaligen Johanniskirche, auf deren Gewölbe das Kreuz wie der Halbmond dem Glend der Zeit unterliegen mußte; denn auch die Moschee, in welche die Kirche verwandelt worden, steht nun als verödetes Gemäuer da.

Eine andere Reise führte uns in das noch immer reiche Thal des Hermus. Magnesia ist durch seine Schönheit als Stadt der schönen Lage am Fuß des Sipylus und in der reizenden Ebene werth; über das einst mächtige Sardis ist die Stunde des Unterganges und der Verheerung (augenscheinlich durch Erdbeben) wie ein Dieb in der Nacht gekommen. In den zerrissenen Mauern der (angeblichen) Burg des Crösus prangt nun, statt Goldes, die goldfarbene Blüthe der Herbst-Amaryllis (*Amaryllis lutea*); zwischen den Ueberresten der römischen Herrlichkeit hat der wandernde Hirte sein Zelt aufgeschlagen; von den Ruinen der christlichen Kirchen wußten es die beyden einzigen Christen, die noch als Mühlenpächter auf der Stätte von Sardis leben, nicht, daß dieß einst Kirchen waren, hätte es nicht der reisende, der alten Baukunst verständige Fremdling ihnen gesagt. So ist die Hauptstadt des alten Lydiens gefallen, während manche andere im Flußgebiet des Hermus oder in seiner Nähe gelegenen Städte

noch immer, wenn auch unter andern Namen fortbestehen, namentlich Philadelphia, das sich in der Zeit des Kampfes am längsten gegen die Türken gehalten, und das noch jetzt eine Gemeinde der (freylich nur türkisch sprechenden) Christen hat, so wie das durch seinen Wohnbau und Handel mit Opium wohlhabende Thyatira (jetzt Kara Hissar).

Von Smyrna nach Alexandria machten wir die Fahrt auf einem türkischen Schiffe, das 130 türkische, nach Mekka gehende Pilgrime (Hadschi's) führte. Auf dieser Fahrt erfuhren wir freylich alle Beschwerden, die das Reisen auf einem solchen Schiffe und in solcher Gesellschaft mit sich führt, doch fehlte es dazwischen auch nicht an Punkten und Zeiten des erquicklichen Ausruhens. Zweymal hatte uns der Sturm, einmal Chios gegenüber, das andermal nahe bey dem alten Halicarnass in Buchten verschlagen, deren Gebirge und Pflanzen für den Naturforscher vom höchsten Interesse waren; das dritte Mal führte und hielt er uns fest in dem Hafen des reichbegabten Rhodus, dessen eben reisende Orangen uns von der Seekrankheit heilten, dessen mittelalterliche Herrlichkeit eben so wie seine Natur uns lehrreich beschäftigten.

Das modern sich verschönernde, reiche Alexandria ließ uns unter seinen Palmengärten die rauhen Stürme bald vergessen, die uns auch von Rhodos aus bis zu den Nilmündungen begleitet hatten. Wir bemerkten nichts vom Winter, als wir am Weihnachtsfest im Schatten der Palmen die frische Frucht der Dattel und des Pisangs genossen und am Duft der blühenden Rosen und Nelken, in einem auf europäische Weise eingerichteten Garten uns erquickten; vielmehr belästigte uns bey den Obelisken aus Heliopolis und an der Schuttstätte der alten Sternwarte die Sonnenhize, wie an einem unserer heißen Frühlingstage.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. September.

Nro. 189.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

## Intelligenzblatt.

Aus einem Briefe des Herrn Hofraths von  
S h u b e r t.

(Fortsetzung).

Der segenbringende Nil war wieder in sein gewöhnliches Bette, zwar noch sehr vollen Laufes, zurückgekehrt; nur in den Niederungen und zwischen den eingedämmten Fluren bildete das zurückgebliebene Wasser noch Teiche und kleine Seen, als wir in den letzten Tagen des Jahres die Reise von Alexandrien nach Cairo antraten. Die meist langsame Fahrt, zuerst auf dem Mahnuts-Canal, dann aufwärts den Nil gab uns vielfach Gelegenheit, zu Fuße dem Ufer entlang zu gehen. Auf den Wiesen des blühenden Kleeß, auf denen die Lerche sang und die Heerden der Lämmer weideten, glaubte man sich in einen schönen Maitag des Vaterlands versetzt, wenn nicht dazwischen die Felder voll der, blühende und reisende Kapseln tragenden, Baumwolle, die Haine der Palmen und die Reihen der gelbblühenden Mimosen an dem Rande der Felder, so wie das fremdartige Geschrei der Vögel des Landes die Selbsttäuschung gestört hätte. Während das furchtbare Erdbeben vom ersten Tag des Jahres in Palästina ganze Städte und Dörfer zerstörte und selbst in Cairo einige Häuser stürzte, hielt uns ein Orkan in der Nähe der alten, fast ganz von der Erde verschwundenen Saïs fest. Doch schon am

andern Tage wurden wir diesen Fesseln entrisen, und am dritten Januar beleuchtete uns die Morgen- sonne das riesenhafteste der sieben Wunder der alten Welt: die Pyramiden bey Ghizeh.

Die sich selber gleich und treu gebliebene Bauart und Herrlichkeit des mächtigen Cairo zog mich gleich in den ersten Stunden meines Aufenthaltes mehr an, als dieß Constantinopel gethan hatte; zu der hohen Bedeutung, welche die Geschichte der Umgebung von Cairo giebt, gefellte sich die reizende Fülle des Nilsthales, dessen Schönheit durch den allenthalben angränzenden Hintergrund der Wüste nur noch erhöht wird. Cairo gewährte uns freundliche Aufnahme und bereicherte unsere Sammlungen wie den inneren Schatz der Kenntnisse und Erfahrungen. Aegypten ist ein Baum, der zwar jetzt von einer scharfen Schere hart beschnitten, an welchem aber auch zugleich der beachtenswerthe Versuch gemacht wird, das Reis einer neueren Zeit einzupfropfen, deren künftige Früchte freylich nur Der kennt, der den Gärtner zu dieser Arbeit bestellte. Wie sahen die Städte und den noch stehenden Obelisk der alten Priester- und Sonnenstadt On oder Heliopolis, besuchten die ruhmwerthen Anstalten in Abusabel, waren über der Städte des alten Memphis in Sakkarah und zweymal bei den Pyramiden von Ghizeh, und genossen überhaupt Alles, was die Nähe von Cairo der Wissenschaft wie den Erquickung begehrenden Sinnen Schönes und Kostbares darbeut, im

reichsten Maass. Doch genossen wir nicht allein, wir verarbeiteten auch das uns geschenkte Material, und die Aussicht ins Nilthal und auf die Pyramiden, vom platten Dache unserer Wohnungen, fand uns am Abend meist eben so befriedigt von der Arbeit der Hände als in der lieben Heimath.

Mit dem natürlichen Reichthum und der Lebendigkeit des Nilthales bildet die so nahe angränzende Wüste einen Contrast, wie wir, in solcher Stärke, kein anderer in der Natur bekannt ist. Der Winter ist nicht so verschieden vom Sommer, die Nacht nicht so sehr vom Tage, als die Wüste von den Nilgefilden; denn der Winter wie die Nacht lassen Baum und Gesträuch und Wohnungen der Menschen wie der Thiere unverlezt und unverändert bestehen; nur das Gewand des Grüns oder die Farben fehlen, welche die Sonne hinzu thut. Die versteinigerten Palmenwälder aber, durch deren Todtenfelder wir auf unserer ersten Tagreise durch die Wüste kamen, weckt keine Frühlingswärme wieder auf; den grotesken Formen dieser verödeten Felsen giebt kein Tageslicht eine andere Färbung. Am meisten möchte ich den Contrast, den die Wüste mit dem fruchtbaren Lande bildet, mit jenem vergleichen, den das Hineintreten in einen hochummauerten Kirchhof unmittelbar aus dem Gewühl einer Stadt macht, in welcher ein Volksfest gefeyert, oder ein Jahrmarkt gehalten wird. Die Denkmale des stillen Friedhofes der Wüste, an denen wir auf unserer Reise von Cairo nach dem rothen Meere und von diesem nach Palästina vorüberkamen, haben noch ein besonderes Interesse; sie sind mit den Erinnerungen an den Zug der Heere Israels aus Aegypten nach dem Lande der Verheißung bezeichnet. Wir schlugen den Weg gegen Suez ein. Die ganz eigenthümlichen und schwer zu beschreibenden Unbequemlichkeiten, welche das Reiten auf Kameelen hat, waren schon am andern Tage zu etwas Gewohntem, und darum Erträglicheren geworden; dieser sich immer gleichbleibende Takt des Bewegens treibt zu-

legt zum Gesange an, welchem der Anblick der Wüste einen ernsteren Text unterlegt.

Etwa 14 Stunden von Bezatin gegen Nordost in Ost findet sich das Thal des Greibur (Etham), dessen Abgränzung von der westlichen Gegend, deren Schluchten einiges Weideland für Ziegen und Schaaf umschließen, durch ein schwärzliches, chaotisch zerrissenes vulkanisches Gebirge, Greibur genannt, bezeichnet ist. Diese Gegend gewährt durch das grüne Gesträuch ihres Bodens den Caravanen einen erwünschten Lagerplatz; bedeutungsvoll in vorzüglichem Maasse wird sie dem Reisenden durch das Thal, das sich gegen Ost in Süd an dem südlichen Abhänge des Attakabergzuges nach dem rothen Meere hinabsenkt und durch die auffallenden Umrisse der Gebirge, die sich zur Rechten der Caravanenstrasse nach Suez, Ost in Norden, hinziehen. Wir sollten an diesem Orte die Schrecknisse der Wüste in ihrem höchsten Maasse erfahren; denn während wir Andern mehr aus der Ferne die für den Forscher der Natur wie für den der Geschichte Israels (welches hier auf des Herrn Befehl nach dem Schilfmeer ablenkte, nach 2 Mos. 14) höchst anziehenden Punkte betrachteten, halte einer der jungen Reisegefährten, mit der Flinte auf dem Rücken, dem Zuge des gründlicheren Forschens sich hingegeben; er war in die Thäler des Gebirges, das von Etham zur Rechten der Caravanenstrasse nach Suez liegt, hinabgestiegen, ohne aus ihnen, bei einbrechender Nacht, den Ausweg und Heimweg zu unserer Caravane zu finden. Was das heiße, in der Wüste und zwar bey Nacht sich zu verirren, das kann nur der mitsfühlen, der die Wüste kennt. In diesen Felsenthälern nirgends der Fußtritt eines Menschen, nirgends die Stimme eines Thieres. Die zernagten Knochen von Schaafen und Kameelen lassen nicht auf die Nähe der Wohnung eines Hirten oder eines Kameeltreibers, sondern auf die der Hyäne schließen, die nur das beständige Abfeuern des Gewehres von ihrem

Musfall auf den Verirrten abhält. Ein Schall wird gehört; es ist nur das Auffallen eines hinabgerollten Steines, den der Fuß des am Abhang hinaufklimmenden Isorifi, bald ist alles wieder so unbeschreiblich still, daß der Verlassene den Schlag seines eigenen Herzens hört. Die aufgehende Sonne weckt am Abhange des Hügels einen hellen Schimmer auf. Ist es etwa das noch glimmende Feuer, um welches bey Nacht Hirten saßen, oder ist es ein von der Höhe herabrieselnder, so sehulich erwünschter Stral des Wassers? Der Verirrte naht sich; es ist kein glimmendes Feuer, kein Wasser, sondern das glänzende Fraueneis das in ganzen Lagern aus diesen Hügeln hervorragt. Unser Einsamer im stillen Thale, hatte weder das laute Schreyen unserer Beduinen, oder das öfters sich wiederholende Losschießen der Gewehre gehört, noch das hellflammende, in der ganzen Nacht unterhaltene Feuer gesehen; durch drey Thäler und über ihre Bergwände hatte er sich hindurchgearbeitet; bey dem oben erwähnten vulkanischen Gebirge Greibur, im Westen vom Nachtlager, war er wieder auf die Strasse der Kameelzüge gekommen; von einer Caravane nothdürftig erquickt, ohne den nach ihm ausgesendeten landeskundigen Beduinen und dem Dragoman zu begegnen, hatte er zuletzt den richtigen Weg gegen Suez eingeschlagen, den wir, weil es derselbe war, auf welchem er sich gestern Abend von uns entfernt hatte, am Morgen nach langer Verathung fortgesetzt hatten, indem wir hofften, ihn hinter einem der nächsten Hügel auf uns wartend zu finden, und in dieser Hoffnung durch die vermeyntlichen Spuren eines europäisch bekleideten Fußes bestärkt waren. Erst in der Nacht fanden wir uns wieder zusammen.

Bey Suez erfreute uns zuerst der Anblick des rothen Meeres mit den Seethieren des Indischen Gewässers. Wie reich ist dieses Meer im Vergleich mit dem Mittelmeer! Von Suez fuhren wir über den schmalen Meeresarm auf einem Schiffelein hin-

über, während unsere Kameele den weiten Umweg um das Ende der Bucht nahmen. Wenn auch auf die Gegend bey dem Brunnen Mosä, dem hehren Attaka gegenüber, nicht jenes verklärende Licht fiel, das die Geschichte auf sie wirft, so wäre sie schon durch den erhabenen Ernst, mit welchem sie die Seele anspricht, höchst bedeutungsvoll. Es war (Sonntags am 19. Februar d. J.) ein Frühlingsmorgen des rothen Meeres, den wir hier feyerten; die Palmen am Quell, von keiner beschneidenden Menschenhand entstellt, entfalteteten die Kolben ihrer Blüten, im Schatten ihrer Wipfel sang ein Vogel ein für uns neues niegehörtes Lied; das Meer, in dessen lasurblauer Farbe ich nie ein anderes Meer gesehen, ruhete in sabbathlicher Stille, der Himmel war so klar und blau, daß er das forschende Auge jede Schlucht, jeden Felsenvorsprung am Attaka und dem ihm gegenüber gelegenen Gebalah erkennen, und dasselbe tief hineinschauen ließ in das breite, allmählig ansteigende Thal, das zwischen beyden hinanführt gegen den unserer Erinnerung tief eingepprägten Greibur. In jenem Thale, südwärts dem Attaka, dem Thale Hiroth der Bücher Mosä (2 Mos. 14), waren die Heere Israels gelagert, als Pharaos Kasse und Wagen sie ereilten; von dort aus gingen sie hinab ins Schilfmeer, das hier eine Breite von 5 Stunden hat; dieß bezeugen nicht nur die geheiligten Urkunden, sondern, so lebendig ist hier noch die Erinnerung an das große Ereigniß; es bezeugt es jeder unmündige Knabe der hier umwohnenden Beduinen, denn er hat es seinen Vater erzählen hören, wie dieser von dem seinigen es vernahm.

Wir behielten den größten Theil des Tages die unvergleichbare Ansicht nach dem Meere und nach dem jenseits gelegenen Gebirge, an dessen vereinsamtem Abhange ein griechisches Kloster liegt; am späteren Nachmittag zeigten sich im Süden die ferneren Höhen des Djebel-Pharaun und zugleich bildete uns die Fata Morgana, die Dichterin der Wüste, so täuschend ein Land der Palmen vor, das

sich, wie an einem Strome, dessen Ufer grünen, zum Meere huzog, daß selbst der junge Beduine, der mein Kameel begleitete, den Schein für Wahrheit hielt. Erst am andern Nachmittage um 4 Uhr zeigten sich uns nach einem langen Wege durch die dürre, mit Feuersteinen bestreute Sandfläche, wirkliche Palmen, bey dem Brunnen Havarah (Marah), dessen klare, aber bittere Wasser dem Erdreich ein Grün entlocken, an dem das Auge des Reisenden ein Ansehen, die Gazelle ihre nächtliche Weide findet. Unsere Kameele hatten etwa drey Viertelstunden jenseits Marah gelagert, uns war die Sonne bei den Palmen von Marah untergegangen, wir erreichten die Ruhestätte in später Dämmerung.

Die Felsenhöhen des Hamman oder Diebbel Pharaon bestehen aus Feuersteinfalk, an den sich gegen Osten der Sandstein anschließt. Wir zogen einige Stunden lang an der Ostseite des Gebirges, dessen Stirn sich gegen das Meer erhebt; hierauf kamen wir in das Thal Ganderah oder Klim, in welchem das Wasser eines hindurchgehenden Regenbaches oder der Quellen des Gebirges so lose bedeckt unter dem Sande schläft, daß unsere Beduinen schon nach einigen Stichen der Schaufel Wasser fanden. Nasser diesem hat diese Gegend auch noch ihre natürlichen Brunnen, bei denen einige unserer Beduinen der Caravane vorausreitend die Schläuche füllten. Mit dem Thier und dem Menschen zugleich findet auch die Pflanze ihre Nahrung; das hohe Gebüsch der Tamariske bekleidet mit seinem dunklen Grün den Boden, über dasselbe erhebt sich die Palme. Die Wüste ließ uns indeß noch vor Abend dieses Tages einen anderen ihrer verborgenen Lustgärten sehen, welcher ungleich schöner, obwohl kleiner war, denn der bei Ganderah.

In dem engen, erhabenen schönen Felseithale, das vom Gebirg wieder zum Meer hinab führt, grünet am Einmunde des Regenwassers ein Wald von hohem Rohre; an den Wänden des Gesteines, wie auf der Sohle des Thales, begegnete uns zum er-

stenmale die Pflanzenwelt Arabiens in ihrer größten Fülle; Vögel vom Geschlecht des Wüstenhuhnes liefen truppweise, die Mutter mit den Jungen, über den Weg hinüber. Statt des Grüns in jenem Thale der Felsen erfreute uns am andern Tage das tiefe Blau des Meeres, an welchem wir während der Stunden des Morgens so nahe hinritten, daß unsere Kameele öfters den näheren Steig durch das seichte Wasser der Buchten nahmen. Zu unserer Linken erhob sich der vielgipfliche Mokhatal mit seinen Zinnen, Felsenwänden und Engthälern, welche dem Auge des vorüberziehenden Naturfreundes wie ein Räthsel des Morgenlandes erscheinen, das in dem erhabenen Worte, einen tiefen, verborgenen Sinn vermuthen läßt. Wie gerne wären wir da hinauf gestiegen, wo auf dem Hochrücken des Syenits, des Urtrapps und des Porphyrs, deren Trümmer auf diesem Wege überall zwischen den Feuersteinen hervorblickten, der Steinbock des asiatischen Gebirges weidet, und der rothgelbe Geyser seinen Felsenhorst hat. Doch auch die Ebene am Meere, bey dem wir am Abend lagerten, gab uns zu sehen und zu forschen genug. Schon der hentige Wind wälzte seine Wogen kräftig gegen den Strand, dessen bunte Geschiebe das kalkhaltige Wasser zu einer natürlichen Mosaik verbunden hatte; wie heftig mag erst das Bewegen dieses leicht anzuregenden Gewässers gewesen seyn, als die beyden Schiffe, deren Wrack, noch sehr frisch aussehend, über den Felsenboden geschlendert da lag, hier ihren Untergang fanden. Selbst die große, schuppige Küstenschnecke und die buntfarbige Patelle hatten sich tief in den Spalten des Küstengesteins angefangt, wo sie sicher vor dem Sturme, nicht aber vor der sammelnden Hand waren.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. September.

Nro. 190.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Intelligenzblatt.

Aus einem Briefe des Herrn Hofraths von  
S c h u b e r t.

(Fortsetzung).

Schon in Aegypten hatten uns europäische Sammler viel von dem Reichthum der Meeresküste bey Tor gesagt. Wir wendeten uns deßhalb noch weiter vom Gebirg hinweg gegen Süden, und zogen, am ersten Tage von einem Sturme begleitet, über die Ebene Raa (eine Fortsetzung der Wüste Sin). Bey Saib, einem Beduinendorfe vor Tor sahen wir zuerst die hohe Doompalme, eine Bewohnerinn Oberägyptens so wie dieser Küstengegenden des rothen Meeres. Im Palmenthale abwärts, nahe am Meere, ist das sogenannte Bad des Moses; ein Quell von warmem Wasser, in welchem ein Fischlein von dem seltenen Geschlecht des Lebias lebt. Wie der melodische Laut der Cymbel oder des metallenen Triangels, ertönte der Gesang der arabischen Cieaden, als wir uns spät am Abend den Bäumen bey Tor naheten. Wir blieben hier einen Tag und hatten Gelegenheit genug zu errathen, was diese Gegend in einer anderen heißeren Zeit des Jahres dem Sammler darbieten könne.

Selbst die Mauern der wenigen Häuser, aus denen Tor besteht, sind aus den kalkigen Gehäusen der indischen Lithophyten gebaut; auf den weithin

streichenden Corallenbänken ruht die sonderbare Gestalt des Jungiten und mit ihm zugleich die Menge der Schnecken, und Muscheln, welche zu den schönsten Zierden unserer Sammlungen gehören.

Von Tor aus zogen wir in der kaum merklich aufwärts steigenden Ebene Rakabah zum Fuße des Gebirges Serbal, welches, so nahe es auch am Morgen erschien, dennoch erst am Abende erreicht ward. Wir hatten das Zodiakallicht noch nie so leuchtend gesehen, denn am Abend des 26. Februars, da wir an der Mündung des engen Felsenthales Chabron uns gelagert hatten. Diesem herrlichen Thale, das wir am nächsten Vormittag durchzogen, fehlt nichts, als die fleißige Hand der Mönche, wie jene am Sinai sind, um es in eine fortlaufende Reihe von Gärten zu verwandeln; denn es ist ein Bächlein Wassers da, das erst nahe vor dem Ausgange des Thales versiegt, und das üppige Gedeihen der Mannatamarisken, der syrischen Seidenpflanze, die Palme und andere Gewächse des Südens, zeugen von der natürlichen Kraft des Bodens.

Das Gebirge ist Syenit, in welchem sich mächtige Gänge von Hornblendeschiefer, Grünstein und basaltischem Gestein zeigen. Ein beschwerlicher Gebirgssteig, der sich im Angesicht des nahen Katharinaberges aus dem Thal hinauflekt, und der zu

Zuße erstiegen werden muß, führt hin nach dem Hochthale Slav, dessen Beduinen zu jenem Stamme gehören, der vormals zum Christenthum sich bekennend, vor etwa drey Jahrhunderten bey einer Streitigkeit mit den Mönchen des Sinai abfiel, und zu dem Mahomedanismus zurückkehrte. Dennoch mögen diese Beduinen auch mit den Christen es nicht ganz verderben, da sie vielen Genuß vom Kloster und von den dasselbe besuchenden Fremden haben; sie sind deshalb vor andern Stämmen dienstfertig und gefällig.

Der letzte Tag der Reise nach dem Sinai durch das Slavthal und an den Felswänden des Herbathales hinauf, welches mehr einer Schlucht oder Spalte des Gebirges, denn einem Thale gleicht, war ein sehr beschwerlicher; bis fast zur Ohnmacht ermattet kamen wir an den Mauern des St. Katharinaklosters an. Die jüngern Gefährten wurden, wie die Sitte jenes Hauses ist, in einem Korbe am Seil empor gezogen, und so in eine obere Oeffnung des Kastellartigen Klosters hineingelassen; wir andern stiegen auf einer Leiter über die Mauer des Gartens, der durch einen unterirdischen, leicht zu verschließenden Gang mit dem äußersten Hof des Klosters zusammenhängt. Dort, im Garten, war jetzt eben die lieblichste Zeit des Frühlings gekommen; der Mandelbaum und die Pflirsche hatten fast verblüht; die Aprikosenbäume standen (wie wir sie schon im Januar bey Cairo sahen) in voller Blüthe; die Birnen und Äpfel waren nahe am Aufbrechen. Nach einer mehr als 14tägigen Reise durch die Wüste erschien uns der achttägige Aufenthalt im St. Katharinakloster und seinen blühenden Gärten, wie ein Ausruhen im Paradiese. Der beständige Anblick des Horeb, und der seltener des Sinai, dessen Majestät etwas tiefer im Innern des Hochrückens verborgen thronet; das Wandeln im Thale Naphidim und in der Wüste Sinai erregten Gefühle, wie das Naheseyn einer andern höhern Welt

des Geistigen. Was wir während des achttägigen Aufenthaltes am Sinai für die Wissenschaft gewonnen und geleistet, das werden unsere späteren Bearbeitungen des gewonnenen Stoffes bezeugen; uns erschien in mancher Hinsicht die Ausbeute, welche diese Gegend uns gab, als die bedeutungsvollste von der ganzen Reise.

Vom Sinai nahmen wir unsern Weg nach dem Nilanitischen Meerbusen, durch das Scheiththal, nach dem Mandaro oder Salthal. Von den Höhenpunkten aus, welche unsere Caravanenstraße in den ersten anderthalb Tagen erstieg, zeigt sich der Sinai am deutlichsten und besten, während ihn von andern Seiten her, bald der Madrin und der Katharinenberg, bald der Nadoa und der Nabah, dann der Horeb verdeckt. Bisher war die vorherrschende Gebirgsart der Thalwände noch der Syenit und Porphyr gewesen, mit häufigen Gängen von zuweilen kuglichem Basalt; am Ende des Salthales zeigt sich das Gebirge Tih, das aus Sandstein und Kreidekalk besteht, und welches die braunen Fittiche seiner Sandsteinmassen weithin über die niedrigeren Ausläufer des Urgebirgsrückens verbreitet. Wie eine Fata Morgana in fester Form erscheint das Gebirge des Thales Ghirjisi, das wir am 9. März durchzogen, wenn es jetzt Pfeiler und Mauern wie von zusammengestürzten Tempeln, dann aber architektonische Zierrathen von kleinerem Maasstabe, bald in halberhabener, bald in durchbrochener Arbeit nachbildet.

Von unbeschreiblicher Wirkung auf das Auge und auf die empfindende Seele ist der Hinausblick aus dem engen Thale Samora (Sara) nach dem Nilanitischen Meerbusen und nach dem jenseits desselben majestätisch sich emporthürmenden ostarabischen Gebirge. Der Engpaß hat Aehnlichkeit mit jenem, der von Nizza aus bey Saorgio nach dem Col di Tenda führt, seine Umrisse sind jedoch noch ungleich

großartiger und erhabener. Die Küstenebene der Nuäbe war, wie der Körper der hier anwohnenden Beduinen, von dem Gewande in dem Grün ihrer Frühlingspflanzen nur Stellenweise bedeckt; doch gaben uns auch diese einzelnen Stellen viel Neues und Werthvolles für unsere Sammlungen. Ein Brunnen mit schlechtem Wasser, Mauern dabey, denen statt des Gesteins die Massen der Orgelcorallen (Tubipora) ihre Festigkeit gaben, innerhalb der Mauern Palmgärten, mit Ueberresten von Hütten, die nur zur Zeit der Dattel-Monate von ihren Besitzern bewohnt sind — das waren Gegenstände, die in dieser Gegend die Neugier des Reisenden eben so sehr beschäftigten, wie etwa sonst der Anblick einer Stadt voll prächtiger Paläste den durch sie Hindurchreisenden gewährt. Die Fischer in den Hütten Nagaiat bey den Doompalmen, an denen wir am 11. März vorüberkamen, hatten keinen einzigen Kahn, um mit ihm etwas tiefer ins Meer zu stechen. Die Fülle der Fische, deren frisches Fleisch sie und die Ihrigen ernährt, deren an der Sonne gedörrtes durch Verkauf und Tausch ihnen Kleidungsstücke verschafft, und andere Bequemlichkeiten oder Zierden des Leibes, drängt sich in der reichen Bucht von selber in die roh gearbeiteten Netze; der halb verwilderte Hund, der bey der Hütte seinen Aufenthalt sucht, erhascht mit den Füßen und Zähnen, was er zur Stillung des Hungers bedarf.

Das liebliche Frühlingsgrün des Gaasorathales, durch welches der Nichtweg führte, schien den Springhasen und Gazellen Preis gegeben; am Felsenwege, der von jenem Thale nach dem Wadi Bussaial führt, glaubten wir Ueberreste römischer Inschriften (von Zahlen) zu bemerken. Nicht ohne Vorsicht lagerten sich unsere Beduinen in einer, von dem Nichtweg abgelegenen, durch Sumpf und Felsenvorsprünge sehr geschützten Bucht, an dem von ihnen sogenannten Vorgebirge Dschillaladi. Wir fanden uns hier in dem Gebiet eines andern Beduinen-Stammes, der

dem ihrigen nicht sehr befreundet ist. Obwohl jedoch das Nachtlager hier vor andern Ueberfällen geschützt erschien, war es dieß nicht vor dem Sturm, der in der Nacht unser Zelt über uns zusammenstürzte.

Wir kamen am 12. März in die Gegend, über welche hinauswärts selbst der kühne Burkhard nur mit seinem durchs Perspektiv blickenden Auge vorgedrungen war. Er hatte Akaba und die ganze Umgegend des alten Aila und Eziongeber nur durchs Fernrohr gesehen, weil seine Beduinen sich nicht in die Gränzen des feindseligen, streitlustigen Stammes wagten; wir konnten, geschützt durch die Furcht vor Egyptens Macht, ruhig über diese Gränzen einziehen. Das Kastell Akaba liegt am Fuße des Gebirges in einem Hain von Palmen; Ibrahim Pascha hat 50 Krnanten, die unter einem türkischen Commandanten stehen, in die kleine Feste gelegt, welche eigentlich zunächst ein Vorrathshaus für die nach Mekka ziehenden Pilgrime ist. Hier bey Akaba ging es durch mancherley Drangsale: unsere Beduinen, die uns gern weiter begleitet hätten, machten sich, nachdem sie eilig unser Gepäck abgeladen hatten, sogleich wieder auf den Rückweg, wie es uns schien, auf Befehl des Commandanten. Wir waren nun ganz in der Gewalt dieses Mannes, der uns in der Nacht 12 Männer seiner Besatzung (ein verdächtiges Gesindel), vorgeblich zum Schutz gegen die „bösen Beduinen“ als Wache ansetzte, für unsere Weiterförderung ungeheure Forderungen machte, zuletzt aber dennoch, weil man mich durch ein Mißverständniß, welches ich nicht veranlaßt hatte, für den Consul einer europäischen Macht aus Cairo hielt, durch ein Geschenk an Geld sich abfinden ließ.

Die Sorge für das Herbeschaffen der nöthigen Kameele und für unsere sichere Begleitung bis in eine der Städte Palästina's war dem großen Scheikh der Araba, dem Scheikh von Gaza über-

tragen, der alljährlich für den Zug der Pilgrime nach Mekka tausend Kameele stellt. Der Schutz dieses mächtigen Oberhauptes war für die Sicherheit einer Reise durch das ganze Gebiet vom Mittelmeer bis zu dem östlichen Gebirge der Araba (dem Gebirge Edoms) hinlängliche Bürgschaft; nur jenseits des Gebirges konnte er uns nicht begleiten, weil er als Verbündeter des Ibrahim Pascha mit den Beduinen von Korek im Krieg war.

Der Wohnsitz des Scheith von Gaza, das weitläufige Beduinenlager oder Dorf, das, wie dieser Theil der Wüste, den Namen Araba führt, ward von Akaba aus, in anderthalb Tagen erreicht; unsere Araber hatten ungewöhnlichen Drang und Eile nach der Heimath, denn morgen feyerte man da den großen Bairam und den Frühlingsanfang. Uns war der Tag des Aufenthaltes kein verlornen, wir sahen uns mit eigenen Sinnen zu den Zelten Ismaels oder Edoms versetzt; so unverändert treu ist dieses Volk der Wüste der Sitte der Väter geblieben. Das Wettrennen auf edeln arabischen Rossen, das der Sohn des Scheith (ein neunjähriger Knabe) mit einem seiner Vettern hielt, der mit ihm von gleichem Alter war, dann ein Tummeln der Kameele, bildete die augenfälligste Belustigung des Bairams; höher stand den Beduinen die minder augenfällige des Zusammenkommens in dem großen Zelte des Scheith, des Tabakrauchens und Wassertrinkens.

Wir sollten aber nicht bloß die Schönheiten und Annehmlichkeiten der erhabenen Natur der Araba, wir sollten auch ihre Schrecknisse kennen lernen. Am Tage unserer Abreise aus dem Lager überfiel uns ein Orkan der Wüste, der uns so dicht in das nächtliche Dunkel seiner Sandwolken und Sandwirbel verstrickte, daß wir das Weiterziehen gern aufgebend, nur froh seyn mußten, daß uns das ausgetrocknete Bett eines Winterstromes, hinter seinem erhöhten Rand und dem Gebüsch der Tama-

riste, einen nothdürftigen Schutz gewährte. Doch schon am Abend legte sich der Sturm; am andern Tage erreichten wir, während ein furchtbares Gewitter sich entlud und seine letzten Donner und Regengüsse auch die Ebene trafen, die Mündung des herrlichen Mosesthales (Wadi Musa), das neben dem Berge Hor vorüber zu den Ueberresten der alten Höhlen- und Gräberstadt Petra hinaufführt. Auf dem Gipfel des Hor, bey Karons Grabmal, genießt man eine weite Aussicht über die ganze Breite der Araba; vor allem anziehend ist jedoch die, in das östliche Hochland: das Vaterland Hiobs und seiner Freunde. Karons Grabmal ist den Mahomedanern so heilig, daß selbst die Vorüberreisenden, wenn sie von fern den Gipfel des Hor mit dem viereckigen, von ihren Glaubensgenossen errichteten Grabgebäude erblicken, einen Steinhaufen errichten, und ein Opfer schlachten. Auch aus sehr alter Zeit finden sich in einer Kluft des Gebirges Ueberreste von Bauwerken, und bis zum östlichen Abhang des Hor erstrecken sich die Höhlenwohnungen und Grabstätten von Petra.

Das römische Amphitheater, wie der wohlbehaltene Tempel des Friedens, so schön auch beyde sind, machen zwischen den Resten des fremdartigeren, abgelegnen Alterthums dieser Edomitenstadt einen ähnlichen Eindruck des Modernen, wie das kleine Theatergebäude, das in Verona im römischen Amphitheater steht, zwischen den Gemäuern von diesem macht. Nur in Palästina und am Antilibanon, im Westen von Damaskus, fanden wir vereinzelte Bauwerke in den Felsen gehauen, von ähnlicher Art, in welcher das alte Petra nach riesenhaft weitläufigem Maasstabe im Thale und an den Abhängen der Felsen bis hinan zum Nest des Steinfalken sich ausgebaut hat.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. September.

Nro. 191.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

## Intelligenzblatt.

Aus einem Briefe des Herrn Hofraths von  
Schubert.

(Schluß.)

Nur ungern kehrten wir aus der Richtung nach Osten gegen das uns verschlossene Kerek hin, wieder nach der Araba zurück, die wir jetzt ihrer Breite nach bis zum alten Jordansbette, das am westlichen Gebirgsrande seinen Verlauf nahm, durchzogen. Unsere Beduinen machten sich und uns auf der ersten Tagreise von Wadi-Musu aus auf die Möglichkeit eines feindlichen Ueberfalles gefaßt; wir erreichten jedoch unangefochten jene Gegend der Mährchen der Wüste, da der runde bewegliche Stein liegt, der sich von selber, und neuerdings schneller denn sonst, hinab nach dem Nilanitischen Busen bewegen soll, wo sein Ankommen den jüngsten Tag und das letzte Gericht verkünden wird; dann das vielfächige, wegen des giftigen Zaubers seines Brunnens gesürchtete Mirsabatthal, und das wahrhaft furchtbare Kalkgebirge Assapha (Madara), dessen Erstiegen, das fühlten wir schon jetzt während der Morgenstunden des 23. März, in einer spätern, heisseren Jahreszeit — leicht durch den Widerprall der Sonnenstrahlen vom weißen, nackten Gestein und durch seine eingeschlossene Luft dem Leben, oder we-

nigstens der Sehkraft des Auges 'gefährlicher seyn könnte, als der vermeyntliche Zauberbrunnen von Mirsaba. Schon auf der Höhe jenes Gebirges, noch mehr jenseits desselben trafen wir öfter auf Bauwerke der alten römischen Stationen, dazwischen auch solche aus noch älterer Zeit; die grünenden Weideplätze und Lager der Beduinen wurden häufiger, bis wir endlich, in der Nähe des alten Bersaba, nach vierzigtäggem Verweilen in der Wüste, „da kein Säen noch Erndten ist,“ wieder die ersten Saatsfelder und gemauerte, feste Wohnstätten der Menschen fanden.

Hebron, wo wir während des Osterfestes ruhten und uns erquickten, ließ uns zwar, als Christen, nicht in das Innere des mächtigen Moschee-Gebäudes blicken, das die zweifache Höhle und Abrahams Grab umfaßt; desto ungehinderter durchforschten wir die an seltenen Pflanzen reiche Stätte des Haines Mamre. Wir fanden die Luft hier so lieblich, wie sie bey uns in den Tagen des May ist, denn Hebron liegt fast dreystausend Fuß über die Meeresfläche erhöht; ein erfrischender Wind, wie wir ihn so lange nicht mehr empfunden, wehte durch die Zweige der eben in voller Blüthe stehenden uralten Pistazienbäume und durch das Haschisch-Gesträuch. Außer der Luft und der Gestalt mancher Nachbarthäler, die uns lebhaft an die Gegend

von Muggendorf erinnerten, außer den bekannteren Formen mancher Pflanzen, die sich mit den unbekannteren mischten, und der Stimme des Finken, der sich in den Bäumen bey Jesaias Grabe vernehmen ließ, fanden wir in Hebron noch nähere Anklänge aus dem Vaterlande: eine Anzahl deutsch redender, meist aus Polen gebürtiger Juden. Wie wohnten bey dem gelehrten Oberrabbiner, einem gebornen Spanier; seine Frau wie ihre sämtlichen Verwandten waren Deutschredende. Durch die hier wohnenden Juden wurde mir auch ein aus riesenhaften Wertstücken erbautes Gemäuer, das einen Hofraum umschlossen zu haben scheint, als „Abrahams Wohnung“ gezeigt; es liegt ostwärts der Straße nach Jerusalem, etwa eine reichliche Stunde von Hebron entfernt; nicht weit von ihm, ober dem an Weingärten sehr reichen Engthale, zeigten meine Führer mir Nathans des Propheten Grab, und am jenseitigen Abhange des Hügel die Reste eines arabischen Gebäudes, das Davids gewöhnliche Wohnung während seines Aufenthalts in Hebron gewesen seyn soll. Die Stätte wird von ihnen und den Bewohnern der Gegend Irael (auch Kuar) genannt.

Ein Theil der Reisegesellschaft, zu welchem auch ich gehörte, machte die Reise von Hebron gen Jerusalem zu Fuße. In dem grünenden Engthale, das seine Wasser aus Salomos versiegeltem Brunnen und seinen fest gemauerten Teichen empfängt, genossen wir zum drittenmale in diesem Jahre die Blüthenzeit des Frühlings. Denn wie vom 9. Januar an bey dem Obelisk von Heliopolis, unweit Cairo, wie am 28. Februar in den Gärten des Katharinenklosters am Sinai, so blühten jetzt am 28. März die Aprikosen und andere Fruchtbäume in „Salomo's verschlossenem Garten.“ Die Gegend um Bethlehem ist lieblich und hehr, wie ein Gesang der Hirten in heiliger Nacht. Wir begrüßten

sie heute nur auf einige Stunden, denn von Jerusalem aus besuchten wir sie von Neuem.

Was ich von unserem fast dreywöchentlichen Aufenthalte in Jerusalem, der noch immer auf ihren Bergen festgegründeten Städtkönigin, und ihrer Umgegend zu sagen hätte, das läßt sich schwer in die Form dieses kurzen Namensverzeichnisses der Durchgangspuncte unserer Reise zusammenfassen. Ich erwähne nur, daß wir die Stadt und ihre Umgegend mit mehrfachem (auch naturhistorischem) Interesse durchforscht, die Höhenpuncte so gut als möglich barometrisch bestimmt, und manche, vielleicht nicht ganz unwichtige Wahrnehmungen gemacht haben. Eine zweyte Reise nach Bethlehem dehnte sich bis Tekoah und in die höhlenreichen Engthäler, in denen noch jetzt, wie einst David und seine Männer, ganze Schaaren von Kriegeren einen Sicherheits- und Bergungsort finden könnten. Das sogenannte Labyrinth gibt an Ausdehnung der Adesbacher Grotte ober Triefs nichts nach, und die ganze Landschaft umher ist ein Land der Höhlen.

Eben so die Thäler im Süden und Südwesten der Stadt, namentlich das vom St. Philippsbrunnen und jenes von St. Johann, welche beyde mich eben so wie jene bey Hebron sehr an die ihnen ähnlichen Thäler des Kaltgebirges bey Muggendorf erinnerten. Der Weg von Jerusalem nach der Stätte des alten Jericho geht meist durch eine gräßliche Einöde der Berge und Thäler. Es ist kein Todtenhaus, wie die Wüste, es ist ein Sterbebette der Natur, an dem man da vorüberkommt. Bey Jerichos (wenigen) Trümmern, wird das Land wieder grünend; hier sahen wir die ersten blühenden Granaten dieses Jahres; außerdem gibt der Feigenbaum den Bewohnern des armen Dörfleins, das sich an die Stätte der alten Stadt gesetzt hat, seine Früchte. Die Ufer des Jordans sind durch

Das Dickicht der Pappeln und Weiden, unter die sich die südliche Form der Mimosen mischt, fast unzugänglich gemacht. Desto weniger sind es die des todten Meeres, auf dessen schweres, dunkles Wasser das Gebirge des Pisza in erhabener Majestät herunterblickt. Eine Thebais des gelobten Landes, nicht durch ihre Natur, sondern durch die sie bewohnenden Einsiedler, war im westlichen Gebirge vom todten Meere, die Höhlenstadt Santa Saba, dessen Kloster, ein sonderbar wie aus den Ecken und Mauer-Kanten mehrerer verschiedenartiger Kastele zusammengesticktes Gebäude, dennoch in der wilden Einsamkeit des unteren Kidronthales einen imponirenden Eindruck auf die Sinne macht. Ein Jahrhundert der früheren Kämpfe mit den feindseligen Beduinen hat hier auf das Werk des andern vorangegangenen gebaut, ohne nach einem Einklang seines Werkes mit dem älteren zu fragen; zuletzt hat der Wohlstand des frommen Pflegeortes der Pilger im jetzigen Jahrhundert dem älteren Gemäuer die Krone des thurmartigen Gipfels, mit seinen Zinnen hinzugesügt. Die griechischen Mönche sind fast überall gute und glückliche Gärtner; selbst in dieser Wildniß haben sie jede Ecke der kleinen Hofräume mit Blumen und Bäumen bepflanzt.

Der Weg von Jerusalem nach Siche m geht an bedeutungsvollen Ruinen vorüber und durch sie hindurch. Dort schaut Rama = Samuels mit gebietendem Ernst auf Gibe a = Sauls Trümmer herab, da war Michmas, und hier fließt noch in erquickender Frische, aus den Ruinen, der Brunnen von Beerath. Durch weit ausgedehnte Gärten und Pflanzungen von Feigenbäumen naheten wir der Felsenstätte von Bethel, in deren Nachbarthale das Gebüsch von den eben aufgeblühten Rosen des Landes geröthet war (15. April). Silo ah, noch jetzt unter dem gleichlautenden Namen bekannt, thront in einem Sattel des steil vom Thale an steigen-

den Gebirges. Libna hat sich am grünenden Thal gebettet.

Jenseits der steilen Höhe voll blühenden Langedasträucher erhebt sich die Ebene mit üppig blühenden Saatsfeldern allmählich gegen den Fuß des vielgipfligen Garizim. Zwischen dem nördlichen Abhang dieses quellreichen Berges und dem südlichen des Ebal lag an der Mündung des Thales da, wo Josephs Grab und Jakobs Feld mit Jakobs Brunnen gezeigt wird, das alte Siche m. Das neue, das jetzt Nablus heißt, hat seine Stätte etwas höher hinauf im Thale gegen Westen gerückt. Seine Orangengärten, am Abhang des Garizim, standen eben in voller Blüthe, deren stärkerer Duft sich mit dem der blühenden Delgärten, am Fuße des Ebal, vermischte. Mit den Marmortrümmern von Herodes goldenem Palast zu Samaria hat der da wohnende Türke die Mauern seines Hauses gebaut. Die Stufen, vielleicht eines Tempels, dienen zur Schwelle des Ziegenstalles; an die noch aufrechtstehenden Säulen der königlichen Prachtgebäude lehnt der Feigenbaum seine veralteten Zweige. Die Kirche, welche St. Helena, die Pflegmutter der christlichen Baukunst, über das Gefängniß erbauen ließ, in welchem Johannes der Täufer enthaupet seyn soll, erscheint als prächtige Ruine. Auf der Höhe, jenseits des ansehnlichen arabischen Dorfes Pyrka zeigt sich, in weiter Ferne, das Mittelmeer.

Die Ebene Jesre el, das Gefilde Esdrelon, ist ein gastlicher Tisch der Natur, den jedes Jahr von neuem mit der Fülle der Speisen bedeckt, von neuem aber auch die vergebliche Spende hinweghebt, weil keine Gäste kommen, die ihrer genießen. Aus alter Zeit säet sich hier noch der Saame der Getreidearten aus, welche einst Saatsfelder bedeckten, von Menschenhänden besäet. Der Eber vom Ge-

Birge Gilboa wie von dem kleinen Hermon mästet sich von den Aehren des Weizens und Kornes, die Gazelle ruhet wiederkäuend in der hohen, vom blühenden Mohn buntfarbigen Saat, durch welche der herumziehende Hirt seine Heerden der Schafe und Ziegen hindurchtreibt, die hier aus Uebersättigung mehr zertreten als abweiden. Die Morgensonne stralte über den Gebirgen Gilboas, da Saul und Jonathan kühn wie die Adler der Uebermacht der Feinde begegneten und ihr erlagen; ihnen gegenüber erhob sich der waldige Hügelzug, der zum Carmel ansteigt, im Westen der Ebene, auf welche im Norden und Nordosten das Gebirge von Nazareth mit dem kleinen Hermon an seiner Spitze den Fuß ansetzt, und der Thabor, ein einsamer Fremdling, einzig in seiner Form, herabschaut.

Dort lag Endor, da jenseits sind die Ruinen von Nain; die Zelte der Hirten, bey denen wir vom Wege abweichend mit Milch uns erquickten, finden in stürmischer Zeit ihren festeren Stützpunkt bey den Ruinen Jesreel. Die Wasser des Kison scheinen am grünenden Fuß des Gebirges, das gegen Nazareth hoch ansteigt, mehr zu ruhen, als zu fließen. Der Weg geht durch die Schlucht des hohen Grases hinauf, dann wieder abwärts, am Gebirge des Kalkes, voll einzelner Höhlen, und noch einmal westlich gewendet, läßt er den Wanderer in das Thal von Nazareth und auf das am Abhang liegende Städtlein sehen. Ein lieblicher Anblick; das Land hat hier den hohen Ernst der Gebirge Juda's und Ephraim's abgelegt; wie an der nährenden Brust der Mutter trinkt das Thal vom Wasser des Quells, der den Marienbrunnen füllt, die Kräfte eines beständigen Frühlings. Die Höhlen der alten Grabstätten, der Stadt gegenüber, beschattet mit der rothen Gluth der blühenden Zweige ein Garten der Granaten.

Ein heftiger Sturm, der jedoch nur in der Wüste hätte furchtbar seyn können, machte uns die Bergungsstätte im lateinischen Kloster noch werthvoller, als sie dieß schon durch die Freundlichkeit der Bewohner geworden war. Nazareth war uns zu einem Anruhe- und Stützpunkte für alle weiteren Wanderungen durch die umliegende Gegend, welche noch jetzt die Grundzüge jener Schönheitsfülle der Natur an sich trägt, die einst Palästina zum Lande des Wohlgefallens machte. Der Weg zum Thabor, wie der zum Carmel, führt noch durch Reste uralter Eichenwäldungen. So, wie die Höhe des Thabor in der Fülle der Blumen, der balsamischen Kräuter und der Bäume, und mit der hehren Aussicht über die Berge, Thäler und Gewässer des Landes, hatte ich mir den ersten Wohnsitz unseres Geschlechts oft geträumt; nun war es, als würde der Traum Erfüllung. Wir fanden da einen syrischen Christen, der schon 35 Tage auf dem Gipfel des Berges einsam im Gebet verweilte, und noch 5 Tage hier bleiben wollte; mir schien die Aufgabe nicht schwer.

Einen Eindruck von ganz anderer Art als der Thabor, aber immer eben so mächtig als dieser, macht der majestätische Carmel, dessen von Schluchten und Höhlen vielfach durchschnittener Abhang, dessen Felsenwände am Meere gegen Norden und Osten ein Schutzmäuer dichter Wäldungen und fruchtbarer Felder und Wiesen bildet. Das ganze neugebaute Carmeliterkloster ist das prächtigste, gastlichst eingerichtete Klostergebäude, das ich in Palästina sah. Es liegt fast in der halben Höhe des Berges (600 Fuß über Kaipha), bey der großen Grotte des Elias; die Aussicht nach dem an dem Fuß der Felsen anbrandenden Meere, nach dem südwestlichen Abhang des Libanon und dem beschneiten großen Hermon über die Ebene von Akre und das Thal Kison ist so hehr, daß Reisende, welche jetzt



öfter von den vorübersegelnden europäischen Schiffen aus diese gastliche Stätte besuchen, schon hier einen Begriff von den Schönheiten Palästina's empfangen können. Ibrahim Pascha hat zur Erleichterung der Aufnahme von Gästen und Pilgrimen dem Kloster ein Gebäude geschenkt, das er nahe bey diesem zu seinem eigenen Sommeraufenthalt hatte bauen lassen. Wenige Puncte der Erde scheinen so wie diese Gegend geeignet zu einem Genesungsorte vieler langwierig Kranker, denen das unruhig bewegte Europa keine Linderung gewährte.

Cana ist durch das letzte Erdbeben größtentheils zu einem Schutthaufen geworden. Von Tiberias am See Galiläas stehen nur die Mauern und ein Theil der alten Burg, beyde, wie es scheint, aus dem fester bauenden Zeitalter der römischen Welt Herrschaft. Dennoch hielten die hier wohnenden Juden, darunter manche deutsch redende Familien, an der ihnen vielfach theuern Stätte fest; sie wohnten in Bretterhütten über den Trümmern, darunter viele der Ihrigen vom Erdbeben begraben liegen. Der See in seinem tiefen, gegen die Winde geschützten, von den Strahlen der Sonne und dem Dampf der heißen Quellen und Bäche kräftig erwärmten Kesselthale, genießt ein Palmen-Klima des südlichsten Arabiens; seine Ufer könnten ein wirkliches Treibhaus seyn, darinnen die Gewürze und Blumen Indiens ihr Gedeihen fänden. Jenseits der vom blühenden Oleandergebüsch gerötheten Bucht liegt Magdala (El Mideschel), in der Heimath der wilden Turkeltauben; die Stätte Kapernaums wird nur noch durch das Gemäuer eines verfallenen Khans und durch das Steinpflaster der alten, festgebauten Landstraße kenntlich, die hier vom See über das Gebirge führte. Dieses Gebirge dießseits und jenseits des obern Jordans gewährt die herrlichste Aussicht über den Tiberias- und Merom-See, so wie auf Gileads grünendes Hochland.

Unser Weg gen Damascus führte uns zwey Tage lang nahe am Fuße des beschneiten Djebel Scheikh (des großen Hermon) hin, über eine Hochebene, deren Eichen- und Pistazienwälder den Verwüstungen der späteren Zeiten noch jetzt nicht ganz erlegen sind. Man ist hier ganz im Gebiet des quellen- und sumpfreichen Basaltgebirges, dessen westliche Gränze wir schon nahe bey Canaan, am Berge der Seligkeiten und an dem Kesselrand des Tiberias-See's betreten hatten. Die hohen Minarets von Damascus erheben sich wie Leuchthürme einer Insel aus einem Meere der Gärten. Fast zwey Stunden lang ritten wir durch diesen Wald der Obstgärten; nahe eine Stunde braucht man, um von dem einen äußersten Thor durch die lange, gerade Gasse („die da heißet die richtige“), dann durch die Bazars der nordwestlichen Seite der Stadt zum lateinischen Kloster zu gelangen, das uns eine freundliche Aufnahme und Pflege gewährte. Auch in Damascus darf jetzt der in seiner eigenthümlichen Kleidung einherreitende oder gehende Europäer keine Ansehnungen der Unduldsamkeit mehr fürchten; selbst der seltene Anblick der fränkisch gekleideten Frauen erregte nur eine stille Verwunderung. Wir lernten in den Bewohnern von Damascus einen kräftigen, arbeitsamen Menschenschlag achten, dessen Hand zu Werken der Künste und der Gewerbe eine Geschicklichkeit zeigt, wie kein Volk der andern von uns besuchten Gegenden des Morgenlandes. Die Wasser des Amana und Pharphar beweisen noch jetzt ihre für den Menschen wie für Thiere und Pflanzen erquickenden Kräfte.

Da, wo, fast eine halbe Tagereise von Damascus, gegen Baalbek hin, die Straße das wasserreiche Thal durchschneidet, das durch das Kalkgebirge des großen Hermon hinausführt zu der Hochebene seines nordwestlichen Abhanges, werden Bauwerke und kunstreiche Arbeiten in halb erhabener

Art gesehen, welche den Sieg des Abraham über die Könige darstellen, die Lot und die Herrscher des südlichen Jordanslandes gefangen führten. Man schreibt sie dem Salomonischen Zeitalter zu. Etwas weiter im Thal hinauf ist eine Stätte der Felsengräber, wie sie in Petra und in manchen der Thäler Palästina's gefunden werden. In Baalbeck zeigt sich ein Riesengeschlecht der Trümmer und Bauwerke, das den Anläufen des Krieges wie der hinwegräumenden Arbeit des Friedens seit länger denn zwey Jahrtausenden Trost bot. Selbst die Macht des Erdbebens hat nur einzelne Zerrüttungen, nicht den Umsturz der fest geschlossenen Massen bewirken können.

Den Weg zu den Cedern des Libanon deckte noch, bei der ungewöhnlich langen Dauer des diesjährigen Winters, Schnee und Eis. Dennoch errangen sich meine beiden jungen Freunde, Roth und Erdl, durch einige mühsame Tagereisen den Kampfspreis der Erforschung auch dieser Gebirgsgegend. Sie wurden im Thale Eden von dem Scheikh der Maroniten sehr gastfreundlich aufgenommen. In Beirut trafen wir von Neuem zusammen und weilten noch gegen 10 Tage hier am Fuße des Libanon, in der heißen Küstengegend, bis sich ein griechisches Schiff fand, das uns zur Heimreise über Athen geschickt schien. Wie es uns mit dieser Fahrt ergangen, das habe ich schon im Eingange meines Briefes angedeutet. Für die vielen Beschwerden derselben bot uns schon der fünfstägige Aufenthalt auf Patmos einen Ersatz; der Aufenthalt in dem altberühmten Griechenland, das unter seinem Herrscher, der mit der Wärme eines Jünglings und mit der Kraft eines Vaters sein Volk liebt, sich wieder verjüngt, gewährte uns ein heimatliches Andruhen. Wir hatten die alte Wohnstätte der Weisheit gesehen, die von oben her dem Geist des Menschen entgegenkommt; wir soll-

ten jetzt auch noch die alte Heimath jener Weisheit schauen, die, wenn sie rechter Art ist, von unten her, wie die Pflanze dem Lichte, den Kräften der obern Weisheit sich entgegenringt.

Auch auf der weiten Heimreise gab uns der Anblick einiger, vorhin noch nicht gesehener Inseln des Archipelagus, der zweytägige Aufenthalt in der Bucht von Malta, die nahe Beschauung der Südwestküste von Sicilien, besonders aber die des mächtigen Aetna einen großen Genuß. An dem Stromboli fuhren wir in so unmittelbarer Nähe vorüber, daß wir mehrere Stunden lang, mit der Uhr in der Hand, die nach regelmäßigen Pausen sich wiederholenden Aufwallungen seiner Feuermassen beobachteten. Selbst jener sonst unerwünschte Sturm, der uns von der schon nahen Küste von Livorno zurückwarf, mußte noch zur Erhöhung unseres wissenschaftlichen Genusses etwas beitragen, weil er uns das genauere Betrachten der für die Geschichte des älteren Bergbaues so bedeutungsvollen Insel Elba und das lehrreiche Verweilen in einer ihrer reichsten Buchten gewährte. Zum zweyten Male der Küste von Livorno genahet, scheuchte uns kein Sturm mehr von derselben zurück, und wir genießen die fünfwochenliche Windstille seiner Quarantaine, wie andere aus dem Morgenland herkommende Reisende, bis wir, nach etlichen Tagen, auch mit den andern Reisenden, die aus den südlichen Gegenden kommen, das Loos einer nochmaligen, 14 tägigen Quarantaine gegen die Cholera, an den Gränzen Modena's oder des Kirchenstaates theilen werden.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. September.

Nro. 192.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von K. U. Kühn. Freiberg. I. Bd. 1853, 1022 S. in 8. mit einer lithographirten Zeichnung. — II. Bd. 1856, XVIII. und 850 S. mit vier lithographirten Tafeln.

## Zweiter Abschnitt.

(Vergl. Gel. Anz. S. 225 f. f.)

Der sechste Abschnitt, mit welchem der zweite Band des vorliegenden Handbuches der Geognosie beginnt, handelt in einer sehr ausführlichen Weise „von den Struktur-Verhältnissen des festen Erdkörpers.“ Der Verf. betrachtet sie nach drey verschiedenen Beziehungen, wie er sie an den Gesteinen, an den Gesteinsgruppen und an dem Ganzen der Erdkruste wahrnimmt. Gesteine nennt er Aggregat gleichartiger oder ungleichartiger Mineral-Individuen, deren Zusammensetzungs-Verhältnisse bereits in Massen von etwa 1 — 2 R. Fußes völlig hervortreten. Als Gesteinsgruppen bezeichnet er die Verbindungen, in welchen die Gesteinmassen zunächst wieder innerhalb größerer, geschlossener Räume nach bestimmten Gesezen sich vereinigen; die einzelnen Gesteinmassen einer solchen Gruppe ergeben alsdann ihre Glieder. Aus dem verschiedenartigen Verbande der Gesteinsgruppen geht endlich unmittelbar das Ganze der uns bekannten Erdkruste hervor.

I. Was zuerst die Gesteine anbelangt, so unterwirft sie der Verf. einer dreyfachen Betrachtung nach ihrer Zusammensetzung, ihrer Absonderung und ihrer Gestalt und Ausdehnung.

Nach ihrer Zusammensetzung sind die Gesteine scheinbar einfach oder deutlich gemengt; die Verschiedenartigkeit der letztern wird ausführlich dargelegt, und zuletzt in kurzen Beschreibungen ein Verzeichniß sämtlicher, gleichzeitig der Struktur und den Gemengtheilen nach verschiedenen, in großen Massen in dem Erdkörper auftretenden Gesteine entworfen.

Die Absonderungen der Gesteinmassen unterscheidet der Verf. als einfache (elementare) und combinirte; erstere in folgender Weise:

- 1) die unregelmäßige Absonderung,
- 2) die Schichtung,
- 3) die großmassige Absonderung,
- 4) die schalige Absonderung, welche entweder gerade oder umlaufend schalig ist,
- 5) die säulenförmige Absonderung,
- 6) die hexaedrische, dieß Wort im thunnlich weitesten Sinne genommen.

Von diesen Absonderungen findet sich bloß die Schichtung, die unregelmäßige, geradschalige und säulenförmige Absonderung häufig für sich allein bey den Gesteinmassen vor; die übrigen trifft man immer nur im Vereine mit einer oder mehreren andern an.

1) Von der unregelmäßigen Absonderung sagt der Verf.: „Unregelmäßig abge sonderte Gesteinmassen sind gewöhnlich nach allen Richtungen von Klüften durchzogen, welche das Ganze derselben bald in größere, bald in kleinere Parthien von völlig verschiedenen Formen trennen. Porphyr, Kalkstein, Syenit, Grünstein etc. lassen oftmals diese Art der Absonderung wahrnehmen.“

2) Wie sich erwarten läßt, spricht der Verf. mit großer Ausführlichkeit von der Schichtung. Er versteht unter ihr „diejenige Absonderung, vermöge welcher das Ganze einer Steinmasse der Hauptsache nach parallel der Fläche, über oder an welcher sich dieselbe allmählig auf- oder angebaut hat, in plattenförmige Theile gesondert ist.“ Nachdem er die mannigfaltigen Verhältnisse der Schichtung erörtert hat, geht er zur Beantwortung der Frage über, ob die Schichten ihre gegenwärtige Lage schon ursprünglich, oder durch ein späteres Ereigniß eingenommen haben. Mit Werner ist er der ersteren Ansicht zugethan, und obschon er einzelne spätere Aenderungen zugesteht, bekämpft er doch die jetzt ziemlich allgemein verbreitete Meinung, als seyen die Schichten ursprünglich horizontal abgelagert und wären aus dieser Lage nur durch spätere Hebungen gebracht worden. Wir verweilen etwas länger bey dieser Discussion, da sie sich auf eine der Lebensfragen der geognostischen Theorien bezieht.

Wie Ref. schon früher gethan hat, macht auch der Verf. auf die Unähnlichkeit aufmerksam, mit welcher Hebungen von Gesteinschichten in der historischen Zeit gegen jene Emportreibungen erfolgten, wie sie von der Hebungstheorie in unbekannte Zeiträume hineinverlegt werden. Wo man nämlich historische Zeugnisse von eingetretenen Hebungen hat, da erfährt man auch allenthalben von gewaltigen Zerreißungen underspaltungen der Gebirge. Dieselbe Verwüstung sollte man nun erwarten, wenn durch den Andrang der Granite, Syenite, Porphyre, Grünsteine, Basalte zc. von unten her die geschichteten Massen aus der söglichen Lage in die aufgerichtete gebracht worden wären.

„Das Empordringen jener als vulkanisch bezeichneten Gesteine würde nämlich die söglich geschichteten Gebirgskörper ohne Frage in eine Menge einzelner Bruchstücke getrennt und diese in alle erdenklichen verschiedenartigen Lagen versetzt und selbst die minder zerstückten und verrückten Felder derselben theilweise vielfältig zerknickt und in mancherley Richtungen um-

gebogen haben, und es würde daher das Ganze in eine gewaltige Masse ganz isolirter, vielfältig zerbrostener und nach allen Richtungen verkippter und über einander geschobener Schollen getrennt worden seyn, zwischen welchen man überall die hervorgedrungenen Granite, Porphyre, Grünsteine, Basalte zc. erblicken müßte. Ist dieß aber der Anblick, den die geschichteten Gebirge und namentlich die Ur- und Uebergangsgebirge gewähren? In welchem ausgedehnten Bereiche finden wie nicht die Schichten derselben, ohne irgend eine bedeutende Trennung ihres Zusammenhangs, bald ein Stück söglich fortsetzen, bald sich in Form ungeheurer Kuppeln wölben, bald mehrmals hinter einander gewaltige Falten werfen?“

Als Beispiele führt der Verf. die Kohlenlager des großen Kohlengebirgs-Depots von St. Etienne und Nive de Giev an, welche da, wo sie dicht an dem Urgebirgsrande des von dem Kohlendepot. erfüllten Bassins hinlaufen, sämtlichen Biegungen dieses Landes folgen, ohne zerrissen zu seyn. Eben so sehen die Kohlenlager des Burgker und Potschappler Kohlenreviers über den Rücken, in welchen der Porphyr des hohen Eichberges ausläuft, ohne alle Unterbrechung hinweg. In diesen und andern Fällen aber den Schichten eine Ductilität zuzuschreiben, vermöge welcher sie sich stellenweise auf das Doppelte und Dreifache ihres ursprünglichen Flächeninhaltes, ohne zu zerreißen, hätten ausdehnen lassen, ist eine von den Hypothesen, die man in Ermangelung chemischer Haltpuncte zu Hülfe ruft, dadurch aber den alten Rathsseil, statt sie zu lösen, nur noch neue zufügt.

Ganz unmöglich ist es ferner, wie der Verf. weiter bemerkt, die wellen- oder zickzackförmigen Biegungen der Schichten, wie sie namentlich das niederländische Uebergangs- und Kohlengebirge in großer Ausdehnung wahrnehmen läßt, durch Emporhebungen zu erklären.

„Wäre die hebende Kraft nämlich unmittelbar unter den so seltsam gefalteten Massen wirksam gewesen, so sieht man durchaus nicht ein, weshalb dieselben nicht im Ganzen vor derselben gewichen und ohne sich so wunderbar zu falten, was nur bey einem außerordentlichen Widerstande von oben möglich gewesen

wäre, gehoben und in eine höhere Lage versetzt worden seyn. Hätte sich die auswärts wirkende Kraft aber seitwärts, z. B. längs den Urbergen, thätig erwiesen, so wäre durch dieses Ereigniß allein zwar wohl eine Ausrichtung, aber in keinem denkbaren Falle eine der wirklich bestehenden ähnliche, mehrmals wiederholte Ueberkipfung der Gebirgsschichten hervorzubringen gewesen.“

Sehr bestimmte Kriterien gegen die Schichtenhebung entnimmt der Verf. auch noch von dem schon vorher erwähnten Kohlengebirge von St. Etienne.

„Bei demselben findet man nämlich, daß die steile Tiefe seines aus Urbergen bestehenden Bassinrandes vielorts zunächst durch ungemein grobe Conglomerate und Breccien ausgestürzt ist, und daß erst auf die durch diese Ausfüllungsmasse gewährete, schwebendere Unterlage die feinen Sandsteine, so wie Schieferthon und Kohlenflöhe, aufgelagert sind. Zweitens zeigt sich, daß die Gebirgsschichten des Kohlengebirgs den ausgezeichneteren Erhabenheiten in dessen Mitte von allen Seiten zufallen, so, daß die größte Einsenkung der Schichten immer unter den Kuppen der Höhen liegt. Drittens beobachtet man aber allgemein, daß die plattenförmigen Glieder desselben, wo sie eine sehr geneigte Lage haben, durchaus mit wachsender Tiefe in der Mächtigkeit zunehmen, welche Erscheinung namentlich auch bei dem Rinfädter Braunkohlengebirge beobachtet worden ist. Alle diese Verhältnisse deuten aber mit Bestimmtheit darauf hin, daß sich der Bassinrand und die Schichten des bemerkten Kohlendepots noch gegenwärtig in derselben Stellung gegen den Horizont befinden, welche denselben vor, während und sogleich nach der Bildung der ganzen Kohlengebirgs-Parthie angehört hatte.“

So wenig als durch Hebungen aber die steilen Schichten in ihre gegenwärtige Stellung gebracht worden seyn können, eben so wenig kann dieß durch allgemeine Senkungen geschehen seyn, wie der Verf. weiters nachweist. Er tritt daher der Wernerschen Ansicht über die ursprüngliche Schichtenstellung bei, und betrachtet die Krümmungen der Schichten, wenigstens ihrer ersten Hauptanlage nach, als primitive. Hiemit will er jedoch, wie bereits erwähnt, keineswegs in Abrede stellen, daß nicht nach dem Absage der Gesteinmassen hier und da spätere partielle Veränderungen der Schichtenlage eingetreten

seyn. Als Ursachen, welche solche herbeigeführt haben können, bezeichnet er das Fortgleiten von nur abgesetzten Massen in der Richtung ihres Einschleusens, ohngefähr wie eine auf einer schiefen Fläche ruhende Teigmasse; dann den Seitendruck der Massen, ferner Senkungen und endlich Zerspaltungen der Erdkruste.

3) Ueber die kugelige Absonderung ist hier keine weitere Bemerkung beizufügen.

4) Unter unbestimmt massiger Absonderung will der Verf. folgende verstanden wissen:

„Wenn die Centralattraktion der sich niederschlagenden Mineraltheile, oder die Zusammenziehung des in der Erhärtung begriffenen Gesteins in Widerstreit mit der gleichzeitig thätigen Tendenz der Masse tritt, sich in plattenförmige und säulensförmige Körper zu sondern, so zertheilt sich die ganze Gesteinmasse zunächst in Parthien, welche zwar gemeinlich nicht allzu ungleiche Dimensionen nach den drei verschiedenen Hauptrichtungen zeigen, doch aber nicht rund sind, sondern im Gegentheile sehr unregelmäßig gestaltete eckige Körper bilden.“

Das Volumen der einzelnen Gesteinkörper, welche durch diese Art der Absonderung gebildet werden, fällt selten bis auf ein Kubikflachter herab, zuweilen bildet ein einziger derselben die Masse eines halben Berges. Man hat diese niemals ganz allein vorkommende Absonderung wesentlich bei dem Basalte, Felsitporphyr und einem sehr quarzigen Sandsteine (bei Zittau) wahrgenommen.

5) Die schalige Absonderung theilt, wie die Schichtung, eine Gesteinmasse in plattenförmige Körper; diese zeigen aber keinen Parallelismus mit der Unterfläche der Gesteinmasse, deren integrirende Theile sie bilden.

6) Die säulensförmige Absonderung, so wie

7) die hexaedrische Absonderung veranlaßt keine besondere Bemerkung.

Von den einfachen Absonderungen geht der Verf. zu den combinirten über, welche aus 2 — 5 Arten zusammengesetzt seyn können. Zum Schlusse der Betrachtungen über die Verhältnisse der Gesteine

folgen noch Bemerkungen über die Gestalt und Größe der Gesteinmassen.

II. Von der Erörterung der Struktur der Gesteinmassen wendet sich der Verf. zur Auseinandersetzung der Struktur der Gesteinsgruppen. Letztere unterscheidet er wieder in Gebirge und in gangartige Lagerstätten. Von den Gebirgen sagt er, „daß sie durch Absatz auf dem jedesmaligen Oberflächenbestande des Erdballes entstanden sind, und demgemäß die Gestalt großer concentrischer Schalen (oder Schalentheile) der Erdkugel an sich tragen,“ während die gangartigen Lagerstätten „durch Ausfüllung innerhalb der ersteren erzeugt, mannigfach gestalteter, leerer Räume gebildet worden sind.“ Dem zu Folge theilt sich diese Erörterung in 2 Abtheilungen, von denen die eine von der Struktur der Gebirge, die andere von der Struktur der gangartigen Lagerstätten zu handeln hat. Der lagerartigen Massen ist von dem Verf. deßhalb nicht besonders gedacht, weil sie als integrierende Theile der Gebirge zugleich mit diesen betrachtet werden.

Mit ganz besonderer Ausführlichkeit und Gründlichkeit finden wir hier die Struktur der gangartigen Gesteinsgruppen geschildert. Der Verf. unterscheidet 5 verschiedene Arten derselben, nämlich:

- 1) Gänge oder Ausfüllungsmassen einzelner spaltenartiger Räume (Spaltengänge);
- 2) Stockwerke oder Ausfüllungsmassen ganzer Systeme unregelmäßiger Spalten, welche ein Stück Gebirge in Gestalt eines körperlichen Netzes erfüllen (Netzgänge, eigentlich Spaltennetz-Gänge);
- 3) Bogenwerke oder Ausfüllungsmassen von Höhlenräumen (Höhlengänge);
- 4) keilförmige stehende Stücke oder Ausfüllungsmassen tiefer Rachen oder schluchtartiger Räume (Rachengänge), und
- 5) kegelförmige stehende Stücke oder Ausfüllungen von Erdfällen (Trichtergänge).

Ueber das Verhalten der Gänge in der Tiefe herrschen bekanntlich unter den Geognosten sehr differente Ansichten. Während nämlich Werner ihnen nur eine beschränkte Erstreckung in die Tiefe zuschrieb, behaupten dagegen alle, welche den Gangmassen eine vulkanische Entstehung belegen, daß die Gänge durch die ganze uns bekannte Erdkruste hindurch bis in diejenige Tiefe niedersinken, in welcher der Sitz der feurigen Thätigkeit sich befinden soll. Diese Ansicht ist es, welche der Verf. bestreitet. Während er nämlich es nicht läugnen will, daß eine geringe Zahl von Gängen bis in die oben bezeichnete unbekannte Tiefe reichen möge, behauptet er dagegen, daß bey weitem die meisten viel eher ihr unteres Ende finden. Die Mehrzahl der Gänge hält zwischen 200 — 1000 Lachter Länge inne; bloß eine geringe Zahl erreicht 3000 — 4000 Lachter Länge, und nur sehr wenige setzen auf Erstreckungen von mehreren Meilen ins Feld. Daß dieser Streitpunct nicht schon längst erledigt ist, rührt nur davon her, daß selten Gelegenheit gegeben ist, unmittelbare Beobachtungen über das Verhalten der Gänge in der Tiefe anzustellen. Die meisten derselben setzen nämlich zu tief nieder, als daß, bey der schnellen Steigerung der Schwierigkeit des Abbaues mit zunehmender Tiefe, deren unteres Ende erreicht werden könnte. Wo dieß aber auch möglich wäre, so geschieht es doch in der Regel deßhalb nicht, weil der Bergmann kein Interesse hat, Gänge weiter zu verfolgen, die sich in einer gewissen Tiefe bereits ganz zusammen gedrückt, oder zu Klüften zerschlagen und mitunter zugleich auch erzeer zeigen. Gleichwohl mangelt es keineswegs an Erfahrungen über die Endigung der Gänge und diese hat der Verf. im §. 622. zusammengestellt. Sie sind hinlänglich, um die vulkanische Ansicht von der Ausfüllung der Gänge vollkommen zu widerlegen.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. September.

Nro. 193.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von K. U. Kühn &c.

(Schluß).

III. Die dritte Abtheilung dieses sechsten Abschnittes handelt von der Struktur der Erde. Sie befaßt sich zuerst mit der Lagerung der Gebirge, dann mit dem Verbands-Verhältnisse der Gebirge und gangartigen Lagerstätten miteinander, und endlich mit den gegenseitigen Verbands-Verhältnissen der gangartigen Lagerstätten unter sich. Auch hier sind es wieder die Gänge, denen der Verf. eine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Dieses Kapitel in Verbindung mit dem, was schon vorher über denselben Gegenstand gesagt ist, ist das Vollständigste und Gründlichste, was in neuerer Zeit über die Lehre von den Gängen erschienen ist; es ist ebenso interessant für den theoretischen Geologen, wie für den praktischen Bergmann. In einem eigenen Anhange unterwirft der Verf. zuletzt die verschiedenen Theorien von der Gangentstehung einer kritischen Prüfung. Seiner Ansicht nach, welche im Wesentlichen die Werner'sche ist, sind die Gänge als Spalten zu betrachten, die später ausgefüllt wurden. Diese Ausfüllung sey theils durch seitliche Infiltration, theils von oben her erfolgt; von unten her könnten in einigen wenigen Fällen nur solche Gänge erfüllt worden seyn, deren Massen den verschiedenen Arten der noch jetzt von den Vulkanen erzeugten Laven und der Moya mehr oder weniger gleich kämen.

Gerne bekennt jedoch Verf., daß ihm die hier und in andern Schriften beygebrachten Gründe für die spätere Ausfüllung der Gänge keineswegs befriedigt haben, wie es denn offenbar noch immer nicht an der Zeit ist, über diesen Gegenstand etwas Genügendes bezubringen.

Der siebente Abschnitt, womit zugleich dieser zweyte Band abschließt, führt die Aufschrift: „Von dem geognostischen Systeme und der geognostischen Nomenclatur, Charakteristik und Physiographie.“ Als geognostische Species erklärt der Verf., in Uebereinstimmung mit den meisten neueren Geognosten, nicht die Gesteinmassen, sondern die Gestein(massen)gruppen. Zur Entwerfung eines geognostischen Systems müssen diese wieder, gemäß dem Vorhergehenden, in zwey Klassen zerfällt werden, nämlich in die Klasse der Gebirge und in die der gangartigen Lagerstätten. Bleiben wir in unserer Anzeige nur bey der ersteren stehen.

Die Klasse der Gebirge sendet der Verf. in folgende Ordnungen:

- 1) Urgebirge,
- 2) Uebergangsgebirge,
- 3) Sekundärgebirge (Flözgebirge),
- 4) Tertiärgebirge,
- 5) Basaltisches (Recidiv =) Gebirge,
- 6) Aufgeschwenntes Gebirge,
- 7) Vulkanisches Gebirge.

Zur Rechtfertigung der Aufstellung des basaltischen Gebirges, als einer neuen Ordnung, führt er an, daß dieß consequenter Weise geschehen müsse, sobald man die sehr zweckmäßige Trennung des Flöz-

gebirges von dem Tertiärgebirge anerkenne. „Dann muß nothwendig das basaltische Gebirge (auch wenn man es aus dem neptunistischen Gesichtspuncte betrachtet) als eine besondere Ordnung aufgestellt werden, da dasselbe rücksichtlich des größeren Theiles seiner Masse dem Ur- und Uebergangs-Gebirge viel näher verwandt ist, als dem Tertiärgebirge.“

Die einzelnen Specien, in welche der Verf. die eben genannten Ordnungen abtheilt, sind folgende:

1) Das Urgebirge läßt, ihm zu Folge, keine Trennung in mehrere Specien zu. Die Gründe, welche er hiefür angibt, sind klar, und könnten noch durch das chemische Verhalten verstärkt werden:

„Die einzelnen Gesteinmassen, welche dasselbe (das Urgebirge) zusammensetzen, wiederholen sich nämlich so oft in der Aufeinanderfolge; sie ersetzen sich gegenseitig so häufig in dem Alignment der Platten, welche sie bilden; sie treten theilweise an so vielen Orten als unbestimmt maßige Gebirgsglieder auf, welche gleichzeitig neben einander aufgebaut sind, oder einander gegenseitig einschließen, oder in plattenförmigen Gliedern inne liegen, oder diese durchschneiden; sie gehen endlich so gewöhnlich nach allen Richtungen ineinander über, daß man dieselben sämmtlich nur als Glieder derselben Gebirgsgruppe betrachten kann.“

2) Das Uebergangsgebirge theilt der Verf. in 3 Gruppen:

Grauwackengebirge,  
(Selbständiges) Uebergangs-Kalkstein-Gebirge  
und Uebergangs-Perphyr-Gebirge mit Einschluß  
des Trachytes.

Es ist also hier, den neueren Ansichten entgegen, der englische old red sandstone noch mit unter dem Grauwackengebirge begriffen, wofür hinlängliche Gründe entwickelt werden.

3) Das Flözgebirge ist folgendermaßen abgetheilt:

Kohlen- und rothes Sandstein-Gebirge.  
Altes Flözalkstein- oder Zechstein-Gebirge.  
Buntes Sandstein-Gebirge.

Muschelkalkstein-Gebirge.

Keuper-Gebirge.

Gryphitenkalkstein- (Lias-) Gebirge.

Eisen sandstein-Gebirge.

Jurakalkstein-Gebirge inclus. der Weald-Gesteinmassen.

Quadersandstein-Gebirge, und

Kreide-Gebirge.

Mit dem Verf. sind wir einverstanden, daß das Kohlengebirge nicht, wie es jetzt so häufig geschieht, von dem rothen Sandstein gesondert werden könne. Beyde bestehen nämlich (vgl. S. 755) im Wesentlichen aus sogenannten mechanischen Gebilden. In beyden finden sich hin und wieder Thonsstein- und andere Felsitgestein-Lager. Beiden kommt eine höchst verwandte Flora zu, die in dem rothen Sandsteine nur ungleich spärlicher ausgebildet ist, als in dem Kohlengebirge. Endlich liegt letzteres an mehreren Orten zwischen Ablagerungen von deutlichem rothen Sandsteine inne. Daß sich aber das Nothliegende größtentheils abweichend auf das Kohlengebirge abgelagert findet, spricht keineswegs für eine specifische Trennung beyder, indem sich ein solches Verhalten auch bey den jüngern und ältern Gliedern anderer conglomeratartiger Gebirge ebenfalls einstellt.

Ebenso kann es Ref. nur billigen, daß der Verf. den Eisen sandstein (Gries- oder Lias sandstein) als selbständige Species aufstellt. Daß seine Versteinerungen mehr oder minder mit denen des Gryphitenkalks übereinkommen, genügt noch nicht, ihn mit letzterem zu einer geognostischen Species zu verbinden; sein petrographischer Charakter ist ein anderer und ein eigenthümlicher. Auch tritt er, wie Ref. hinzufügen kann, im bayerischen Juragebirge in einer Mächtigkeit auf, die bey weitem die des Liasalkales übertrifft, und also mit be trägt, diesem Sandsteine seine Selbständigkeit zu sichern.

4) Bey dem Tertiärgebirge hat der Verf. nur für das Gebirgsdepot Mittel Frankreichs und eines



Theils von Deutschland und der Schweiz die Aufstellung von Abtheilungen versucht. Da diese Gebirgsordnung erst in den letzteren Jahren mehr Aufmerksamkeit gefunden hat, so wäre jeder Versuch, für dieselbe jetzt schon allgemein gültige Unterabtheilungen aufzustellen, ein voreiliger.

5) Das basaltische Gebirge trennt der Verf. in keine einzelne Specien, „da die Hauptglieder desselben sämmtlich den Charakter felsitischer Beschaffenheit an sich tragen, meistens innig unter einander verfloßt sind, und sich oftmals gegenseitig ersetzen.“

6) Das vulkanische Gebirge, so wie 7) das aufgeschwemmte Land bilden ebenfalls jedes nur eine einzige Species.

In der Nomenclatur glaubt der Verf. einige Aenderungen machen zu müssen. Er erklärt nämlich die Benennungen „rother Sandstein, Muschelkalkstein, Gryphitenkalkstein und Quadersandstein“ als nicht ganz bezeichnend und sachrichtig. Denn erstlich komme die rothe Farbe auch andern Sandsteingebirgen zu; dann sey der Muschelkalkstein nur dem Beckstein gegenüber reich an Conchylien zu nennen; ferner fänden sich Gryphiten, wenn gleich von andern Arten, auch in dem Jurakalksteine; endlich sey die quaderförmige Absonderung keineswegs auf den Quadersandstein beschränkt. Statt jener vier Namen schlägt er daher vier andere vor: „Kohlen- und Felsit sandstein-Gebirge, weimarisches Kalksteingebirge, Liaskalkstein-Gebirge und pirnaisches Sandstein-Gebirge.“

Erstere Benennung hält der Verf. für passend, da das damit bezeichnete Gebirge durch das so häufige felsitische Bindemittel und durch die in untergeordneten Gliedern darin vorkommenden Felsitgesteine charakterisirt werde. Zwar führten auch einige jüngere Sandsteine etwas Felsitsubstanz, diese komme aber darin mehr in einzelnen verwitterten Körnchen, dann als Bindemittel und niemals in

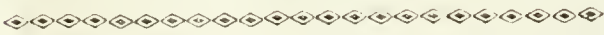
ganzen Gebirgsgliedern vor. Die Namen „weimarisches Kalkstein“, so wie pirnaisches Sandstein-Gebirge“ sind auf Humboldts Vorschlag angenommen, da die damit bezeichneten Gebirge bey Weimar und Pirna sehr verbreitet und zuerst näher bezeichnet worden seyen. Der englische Name Lias-Kalkstein könne allgemein adoptirt werden.

So richtig auch die vom Verf. gemachten Einwendungen gegen die erwähnten älteren vier Namen sind, so wenig möchten doch dagegen die von ihm vorgeschlagenen neuen zu empfehlen seyn, da ihnen ebenfalls keine allgemeine und ausschließliche Gültigkeit zukommt. Denn was den rothen Sandstein anbetrifft, so ist ihm doch, wie der Verf. selbst bemerkt, der Feldspathgehalt nicht allein zustehend; im Keuper namentlich macht er oft einen sehr wesentlichen Gemengtheil aus, wenn gleich er in ihm nicht als besonderes Gebirgsglied auftritt. Gegen die Benennung „weimarisches und pirnaisches Gebirge“ sprechen alle die Gründe, welche die Zoologen gegen die von Lokalitäten abgeleiteten spezifischen Namen beybringen; sie sind zu allgemeineren Bezeichnungen durchaus unpassend. Behalten wir daher die alten Namen: rother Sandstein, Muschelkalkstein, Quadersandstein bey, da sie nun einmal allgemein üblich geworden sind und eben deßhalb alle Zweideutigkeit verloren haben. Für die nichtsaugende Benennung Liaskalkstein, Liasschiefer hat Res. schon früher die sehr bezeichnenden Namen Rauchkalkstein und Rauchschiefer vorgeschlagen, da eine trübe Rauchfarbe allen Gliedern dieser Formation eigenthümlich ist, und sie hiedurch sehr auffallend von dem lichten Jurakalkgebirge unterscheidet. Eben so hat er für den, auf einer irrigen oder doch wenigstens nur auf einer subjektiven Ansicht beruhenden Namen Liassandstein, den der Verf. als Eisensandstein bezeichnet, die Benennung Gries sandstein in Vorschlag, welche sowohl die feinkörnige Beschaffenheit dieses Sandsteins angiebt, als auch von jeder hypothetischen Ansicht sich frey hält.

Noch weniger werden sich des Verf. Namen für einzelne Gebirge der nordfranzösischen Tertiärablagerungen empfehlen. So will er die Argile plastique als „soissoner Geschütt- und Sandstein-Gebirge,“ den sogenannten pariser Meersand als „fontainebleauer Geschütt- und Sandstein-Gebirge“ bezeichnet wissen.

Endlich soll der vom Verf. vorgeschlagene, nach Analogie der Benennung Uebergangsgebirge gebildete Ausdruck Recidivgebirge (statt Flöztrapp- oder basaltisches Gebirge) darauf hindeuten, „daß das damit bezeichnete Gebirge (nach der hier noch behaltene Wernerschen Ansicht) gleichsam durch einen Rückfall des Entwicklungsprocesses der Erdkruste in einen früheren Zustand erzeugt worden ist.“ Aber eben deshalb, weil dieser Name Recidivgebirge auf einer Ansicht beruht, welche die Wenigsten mit dem Verf. theilen, wird er sich keinen sonderlichen Eingang in der Geognosie verschaffen. Ueberhaupt wäre es schlimmer, wenn weniger sachliche Eigenschaften als hypothetische Meinungen die Namensgebung in der Geognosie bestimmten; es würde dann jede neue Hypothese zugleich die alten Namen abschaffen und neuen eine ephemere Stelle anweisen.

Hiermit ist die präparative Abtheilung dieses Handbuches geschlossen, und es sollte uns freuen, wenn ihr recht bald die applicative nachfolgen würde.



Handbuch der Naturgeschichte zum Gebrauche für Studienanstalten und Gewerbschulen, von Dr. Joh. Andr. Wagner. I. Band. Naturgeschichte des Thierreichs. Kempten 1837. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 304 S. in 8.

Die zweyte Auflage dieser Naturgeschichte des Thierreichs hat nicht nur ansehnliche Erweiterungen erhalten, indem diesmal bey den Wirbelthieren fast alle deutschen Arten aufgenommen und kurz charakterisirt worden sind, sondern sie hat auch beträchtliche Umänderun-

gen erfahren, wie sie der gegenwärtige Stand der Wissenschaft nothwendig gemacht hat. Denn obgleich dieses Handbuch zunächst nur bestimmt ist, in die Naturgeschichte des Thierreichs einzuführen, daher es auch vorzüglich bloß das wissenschaftlich Wichtigste, so wie das für das praktische Bedürfniß Nützlichste hervorzuheben hat, so muß es doch seiner ganzen Anlage und organischen Gliederung nach auf dem Standpunkte ruhen, den dermalen die Wissenschaft behauptet. Aus diesem Grunde mußten hauptsächlich in den untersten Thierklassen, deren Kenntniß seit der ersten Auflage am meisten gefördert worden ist, bedeutende Umarbeitungen vorgenommen werden.

Die Anzahl der Klassen ist diesmal mit einer vermehrt, indem die Krustenthiere von den Insekten abgetrennt wurden. Diese Sonderung machte sich nothwendig, da gemäß der neueren Untersuchungen von Rud. Wagner und Burmeister die Rankensüßer nicht länger ihren Platz bey den Mollusken einnehmen können, sondern den Gliederthieren zugewiesen werden müssen, unter welchen sie am nächsten den Krustaceen verwandt sind, so daß sie süglich mit denselben verbunden werden können. Weil aber hiedurch die Unähnlichkeit der Krustenthiere mit den Insekten noch größer wird, als sie es bereits war, so ist es naturgemäßer, erstere als selbstständige Klasse auszuscheiden, um so mehr, da man an den Respirationswerkzeugen ein sehr bestimmtes Unterscheidungsmerkmal vor sich hat. Hiedurch ist die Anzahl der Klassen auf neun gebracht, wovon vier auf die Wirbelthiere, fünf (Mollusken, Insekten, Krustenthiere, Würmer und Strahlthiere) auf die wirbellosen Thiere kommen. Zur Feststellung einer verhältnißmäßig so geringen Zahl von Klassen hat sich der Verf. nicht etwa wegen Erleichterung des Studiums für den Anfänger bequemt, sondern sie erscheint ihm als das nothwendige Ergebnis unserer dermaligen Kenntniß von der thierischen Organisation, denn je mehr in den untern Thierklassen analoge Bildungsstufen mit den höhern dargethan werden, desto mehr wird man auch auf Reduktion der Klassen hingewiesen.

Wie in der ersten Auflage, ist auch in dieser zweyten eine vorzügliche Rücksicht auf die nützlichen oder schädlichen Thiere genommen, und namentlich den einheimischen eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. September.

Nro. 194.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Regesta, sive Rerum boicarum Antographa, e Regni scriniis fideliter in Summas contracta. Opus cura C. H. de Lang inceptum, nunc autem cura Maximil. Bar. de Freyberg, ord. equest. sti Georgii commendatoris et Archivii regii directoris etc. continuatum. Vol. VI. continuationis II. Monaci impensis regii 1837.

Ein Quartband zu 399 S. auf tüchtigem Papier, durchaus mit lateinischer Schrift (Cicero Antiqua auf Mittel Regel) gedruckt; er enthält über 3000 Regesten, vom J. 1520 bis 1531 einschließig; im Anhange wird zum vorausgegangenen V. Bande noch eine Anzahl Regesten von 1514 bis 1520 aus der Zeit der römischen Könige Ludwig und Friedrich nachgetragen. In der Hauptsache schreiben diese Regesten in der für Bayern und Deutschland gleichwichtigen Periode K. Ludwig des Bayern fort; ja sie begreifen eben den verhängnißvollsten Zeitabschnitt seiner im Innern und Aeußern, in Kirche und Staat, viel beschdeten Herrschaft; eine Phase des Heimath- und Weltlebens, dessen Anschauung und Entwicklung den Geschichtschreibern und Publicisten, den Staats- und Cathedralmännern nicht genug empfohlen werden kann, um nicht in schiefe und flache Urtheile zu verfallen; oder sie als „leitende Ideen“ nachzuschreiben. Was Regesten sind, und was sie seyn sollten; die nicht leichte Aufgabe, gute, bündige Regesten zu verfassen: — davon haben wir in diesen

Blättern in der Anzeige des V. Bandes gesprochen. Wer sich einmal in diesem Fache zu einem Grad von Meisterschaft hinaufgearbeitet hat; wenn einmal hierin die Schlüssel zu binden und zu lösen geworden sind; dem sollte dieser Beruf gleichsam als Monopol, zum Frommen der Wissenschaft und der practischen Zwecke, vorbehalten seyn. Allein, des vorrätigen Materials ist zu viel; die Anforderungen, dasselbe zugänglich und es zum Gemeingut zu machen, die Pergament- und Papiermassen der Verwesung zu entziehen, sind zu vielseitig, als daß nicht auch hier verschiedene Behandlungsweisen statt fänden. Der Werth der Regesten beruht aber nicht minder auf der Receptivität dessen, der sich ihrer bedienen will; sie sind ein Spiegel, der viel oder wenig beschauen läßt, je nachdem sich ihm eine Physiognomie gegenüber stellt. Federleichte Polghistorien, woran es der heutigen Litteratur bekanntlich nicht gebricht, wie verschrobene und verschraubende Annalisten, welche so gerne die Geschichte erfinden, aber nicht finden, können substanzirte Regesten nicht brauchen.

Auch durch diesen Regestenband wird sowohl dem Königreiche Bayern in dem heutigen Umfange sein guter Theil, als den Nachbarländern; mannigfaltige Notizen und Hinweisungen gehen daraus für Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Thüringen, Hessen, Baden, Württemberg, für Tyrol und die Lombarden, — für die ehemaligen Reichsstädte zc. hervor.

Nicht nur von den Klöstern Ober- und Niederbayerns und der Pfalz, auch von jenen in Schwaben und Franken, der Bischümer Augsburg,

Würzburg, und Bamberg 2c. sind viele Urkunden registriert, was um so schätzbarer ist, als die Monumenta boica und andere in der Herausgabe begriffene in- und ausländischen Quellen = Sammlungen selbst mit großem Geld- und Zeitaufwande gefördert, dem Bedarf und regen Forschungsgeiste nicht folgen können; und so finden wir hier z. B. aus den Urkunden von Bielenhofen, Marburghausen, Ellwangen, Enzethal, Pattendorf, Seligenporten, Heiligenstatt, Meilenbrunn, Hailsbrunn, Megdenbrunn, Kaisheim, Obrach, Theres, Medling bey Gundelfing, Petershausen, Heidenheim, Ahausen, Herrieden, Castell, Rotenburg, Roggenburg, Heiligenthal, Waldsassen, Holzkirchen, (in Franken) Kl. Sulz, Schwarzach, Eßlingen, Rötzbach, Worbis, St. Lorenz bey Trient, Schönau (in Franken) Schaffhausen, Weylenberg, Ursberg, Nebdorf, St. Waldburg, Michelfeld, St. Ulrich, Neuenburg, Wilzburg, Pruel, Seveling. (Eßlingen bey Ulm), Franenrode, Elisabethenzell, von den zunächst um Bamberg, in Regensburg, und Nürnberg bestandenen Abteyen u. s. w. geschöpft. Aus dem Bereich der dynastischen Diplomatie bemerken wir die Hohenlohe, (vorzüglich ergiebig), die Hohenzollern, die Dettlingen, Truhedingen, Wertheim, Castell, Henneberg, Wolfstein, Leuchtenberg, Abensberg, von der Teck; — König Heinrich von Böhmen und Polen, als Landgraf von Tyrol gewährt der innern Landes- und Rechtsgeschichte viel Stoff: die alsfreyherrlichen Geschlechter von Salach, Haslang, Reiberg, Waldeck, Freundsberg, Rothenburg, Hals, Nienek, Gemünden, Schauenberg u. s. w. sind, obgleich die Obergewalt der Advokaten der Hochstifter und Klöster bereits der Landeshoheit Platz gemacht hat, noch in Kraft und Verkehr; der Teutschorden erwirbt und gewährt viel; noch sind Laut und Schrift, insbesondere in den Länder- und Ortsnamen, in der Topographie der Abstammung viel getreuer und verständlicher; Gnystatt, Böhheim, Nieder- und Ober-

Altach, St. Gans, Titmaning, Berthersgaden, Wircsburg, Babenberg, Wischam u. s. w. anstatt Eichstädt, Böhmen, Altsch, Sargans Titmonning, Bertholdsgaden, Würzburg, Bamberg, Fischhorn 2c.

In materieller Hinsicht, in Beziehung auf den Haushalt der Fürsten und des Volks, auf Familien- Personen- und Sachenrecht, auf die fruchtbare Mannigfaltigkeit des Eigenthums und des Nuggenusses; auf Kirchen und auf die Stiftungen allenthalben in ihrer Obhut, zu allen Zwecken der Sitte und Pietät und Humanität, der Bodencultur, des Verkehrs und Handels — wie reichhaltig für jeden, der die Körner von der Spren zu sondern weiß, ist nicht auch dieser Band! Es gereicht uns zur besondern Genugthuung, hier auf jedem Blatte den Charakter des Zeitalters von K. Ludwig so bestätigt zu finden, wie wir ihn bey manchen Anlässen bereits ausgesprochen haben, z. B. in der Parallele zwischen der österreichischen und bayerischen Geschichtschreibung, zwischen Hormayr und Buchner 2c. (s. kathol. Lit. Ztg. von Herz, Mainz in der Millerischen Buchhandlung Jahrgang 1851 II. Bd. in drey Abtheilungen.) Nichtsweniger als eine starre, knechtische, unauflöbliche, unverrückbare Adel- und Zunftwirthschaft — wie uns die mit den Elementen der zeitgemäßen Volkswirthschaft nur oberflächlich bekannten Neologen und die Bewegungsmänner glauben machen wollen; wie hätte sonst K. Ludwig zur Behauptung seiner Krone aus den gewährleistenden Ständen nach unserm heutzigen Geldwerth so viele Millionen anbringen und sie wieder durch alle Adern des Heimath- u. Markt-lebens, der Familien und Körperschaften, auf dem Wege des Allods, der Lehen und Pfandschaften, vertheilen können? Allenthalben wo ein wahres Bedürfniß, wie ein wirklicher Ueberschuß an Betriebseapital vorwaltete, um gewerb- und geldreiche Städte, finden wir das Grundeigenthum allmählig entbunden; finden Frohnen und Zehnten und Naturalgaben abgelöst; der Adel und die Klöster bo-

ten dazu selbst die Hand und sicherten sich mittels der Kauffchillinge wieder neue Renten und Effecten, begreiflich aber nicht aus dem Papierhandel; die Mon. boic., die gleichzeitigen Urkunden von Kl. Unger, von Weihenstephan, Schefflarn, Neustift &c. enthalten Hunderte von solchen Loskäufen um München, aber nichts desto weniger war das Princip der Stabilität und der Conservation Regel; das Prädicatprincip (s. den III. Bd. unserer Beiträge zur deutschen Länder- und Völkerkunde &c. 1835) war und blieb der Schwerpunkt aller Binnen-Länder (Ruralstaaten) in und um Bayern.

München, die Haupt- und Residenzstadt, schritt in ihrem dritten Lebensstadium fort, wie wir das in jener Parallele angedeutet haben; ihr Localprincip extensive; (das nun geldvermögende Patriciat, im ersten Stadium der zur Stadt gezogene Landadel; im zweyten der autokratische Kern der intensiven Ausbildung des städtischen Gemeinwesens; jetzt, in der dritten Epoche, bey kraftvoller und wohlthätiger Wechselwirkung einer den natürlichen Verhältnissen des Landes entsprechenden Hauptstadt;) so erwirbt München wieder rund umher Landeigenthum.

Eines der sogenannten historischen Taschenbücher, worin die moderne Historiographie sich gefällt, und womit die ehrenfeste und ernste Geschichte kleinen und großen Kindern als Naschwerk, oft gleich dem Kinderspielzeug mit mancherley nicht unschuldigen Färbungen in die Taschen gesteckt wird, behauptet: „Ludwig habe mit Jung begünstigte Geister und Werkzeuge (!) den wehr- und seßhaften Ständen des Landes vorgezogen.“ Nie ist an dem Andenken K. Ludwigs ein größeres Unrecht begangen worden; und Buchner hat mit Recht geschrieben: „eine Specialgeschichte der Städte des Mittelalters, besonders der Reichsstädte wird Ludwigs Ruhm unsern Nachkommen in seinem vollen Glanze offenbaren.“ Ludwig hatte, im Drang der Umstände belehrt, die Anlagen und Bürgschaften seines Lan-

des und Volkes tief erkannt; hiernach Vorpfflichten und Vorrechte, die Autonomie aller gewährleistenden Klassen und Körperschaften, geordnet, und sie gepflegt: man lese sein Rechtsbuch und die Regesten. Es sey uns gestattet, bey ihrer Durchblätterung nur Einiges namhaft zu machen. S. 1 — 7 &c. Die Klöster Altach, Aldersbach, St. Niklas, stellen zu Vilshofen die Stadtmauern wieder her, wie es denselben „von Gewohnheit“ zugehört hat. Der gute Brauch, die Observanz! S. 6 — 8. Den Bischöfen und Domkapiteln stehen nun nicht mehr Advokaten, sondern Prokuratoren zur Seite. S. 9. Heinrich Graf von Görz und Tyrol, eignet einem höher gestellten Edelmann eine adeliche Wittve mit ihren Nachkommen. Das war das zeitgemäße Mittel, wie die Theilung der Kinder, so bestreudend das auch hentzutage klingen mag, die Clientel zu üben, die Hilfsbedürftigen zu schützen, ihnen die Vorpfflichten der Mächtigeren zuzuwenden. Wenn erst neulich wieder ein bayerischer Geschichtsforscher den Brauch, die Kinder einer da und dorthin gehörigen Familie zu theilen, bejammerte; so liegt hier offenbar ein Mißverständnis zum Grunde. Die Kinder wurden ja nicht barbarisch ihren Aeltern entrißen: sondern bey reiferem Alter fanden sie gesellich auf den Gütern ihrer Leibherren ein sicheres Fort- und Untertommen. Das waren die einfachen, organischen Armen-Pflegschaften. Eben so irrig ist die jüngst aufgewärmte Ansicht, daß die Servi in Bayern fast römischen Sklaven gleichgestellt gewesen wären. Wo fände sich dann ein Beispiel, daß römische Servi Tempel gegründet und ausgestatten hätten, wie es so vielfältig die bayerischen Barsealai et Servi auf ihren Ländereyen an Kirchen und Zellen schon im VII. und VIII. Jahrhundert gethan haben? (Cod. diplom. juv. p. 26 etc.) S. 10. Ott der Noner verkauft Güter zu Non an St. Zeno, womit abermals ein uraltes Geschlecht, ad nonas bey Reichenhall erwiesen ist. Die Augsburgser sichern sich bey Heinrich, König von Polen und Böhmen, und Grafen in

Tyrol, den Handel in diesen Ländern. S. 11. Das Domecapitel zu Regensburg, die Aebte von Priefling, Prüel, Stadtmhof etc. treten gegen die Bedrückung und Verläumdungen eines gewissen von Rom gesandten Gabrielis muthvoll auf: „avaritiam muntii episcopus hoc modo detegit, et imputationes falsas et calumniosas ab eo sibi factas repellit.“ Diese Zeiten sind vorüber. S. 15. Die Herzoge Heinrich, Ott und Heinrich untersagen nach Meynung Hartlichs von Puchberg ein dem Kloster Niederaltach und dem Markte Platling (Wlaha, Wlat slav. Feuchtigkeit, Sumpf, wie heute noch!) schädliches Uroar zu Isargemünd. Dieselben bestättigen dem Kloster Aldersbach sein altes Vorrecht, daß jeder dortige Bruder (Mönch) für die Leute des Klosters vor Gericht und Schranne, zu Hof, und zu Taiding Zeugenschaft geben könne. S. 15. Graf Ludwig von Dettingen schlichtet auf seinem Landgericht auf der Goldburg die Entschädigungs = Ansprüche verschiedener Abteyen, Bürger und Stiftungen gegen Conrad von Pierheim etc. S. 19. Bernhart, Fürst von Anhalt, ist einer der ersten, der dem K. Ludwig in seinen Absichten auf Brandenburg mit Reichslehen entgegen kömmt. S. 22. K. Ludwig gründet das Spital zu Ingolstadt, und widmet dazu Patronate. Noch wird viel Wälschwein, Vinum latinum, von Bozen und der Umgegend, im Handel, und als Gutsrente nach Bayern bezogen; zugleich aber auch über Regensburg hinab, links der Donau noch viel Wein gebaut. Das Edelsgeschlecht der Winger zu Winger, damals ein viel besuchter Wein- und Waarenstapel, (portus M. h.) mit dem Stadtrechte von Tockendorf N. 73 trug gleichsam das Kunstspanner dieses bayerischen Culturzweigs. Vom früher am Inn und an der Mangfall stark betriebenen Weinbau, (cella vinaria, Kl. Weyarn,) wovon wir ein andermal, so wie auch von jenem um Weltenburg sprechen werden, verlautet nichts mehr. S. 24. Ein unverkennbares Wahrzeichen des alten Tempelguts, des Zehentrechts. Die Herzoge

bestätigen der Abtey Maitenhaslach von ihren Kästen zu Weilhart und Detting aus aller Gült, es sey Getreid, Pfenning, Wein oder welcherley Dienst, das Zehentrecht.“ Auch so S. 94 aus dem Kasten zu Chamb für Walerbach. Damit war den Landesfürsten, wie den Stiftungen zugleich, und auf einfache Weise genügt.

S. 25. Gottfried von Eppstein erhält von K. Ludwig für die Dörfer Steinheim und Tefelstein das Stadtrecht von Frankfurt. S. 31. Ebenso der Markt Nibling das Stadtrecht von München. Nibling war damals noch, und seit der Carolinger Zeit, viel bedeutender, im Verkehr über Tyrol gegen Italien etc. S. 33. „Cunz Rudolph verkauft von rechter Armuth und Hungersnoth wegen sein Gut zu Hattenhofen an das Kloster Fürstfeld.“ S. 37. Die Belber (Belbär) aus Pinzgau stammend, mächtige und öfters übermüthige Lehenmänner des Bisthums Regensburg im Brichfenthal; dieses ist ein Vermächtniß der Kloster, deren Wurzel uns mehr und mehr mit jenen der Chiemgauer und Playen und Weilsteine ein- und dieselbe zu seyn scheint. In der Geschichte der Grafen und Grafschaft von Lebenau der Erbvögte von Seeon, und Erb-Oberst-Schiffrichter zu Laufen, (Salzstapel von Reichenhall und Hallein) mehr hievon. S. 40. den Krieg zwischen den Drichaern und den Hantschustarn zu St. Pölten, (in Oesterreich,) um ihr Hantbereich, (Handschuhmacher und sogenannte Refler,) schlichtet Bisthof Albrecht von Passau: (Dioecesan-Gerichts- und Grundherr). S. 44. Manthfreye Salzabfuhr aus Berchtesgaden vor Burghausen und Schärding, anstatt von, wird es heißen müssen.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. September.

Nro. 195.     der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Regesta, sive Rerum boicarum Autographa, e Regni scriniis fideliter in Summas contracta. etc.

(Schluß.)

S. 49. Die Abteyen Grams und Frauenschiemsee, dieses auch aus der Zeit der Agilolfinger, tauschen Ländereyen um Bohen und Mays. S. 51. Viel Verkehr mit Weinbergen längs dem Main, von Babenberg herab. S. 54. Die Bürger von Regensburg und Prag liefern die gegenseitig vorenthaltenen Frachtgüter aus, und begünstigen sich in ihrem Handel: alte Cultur im bayerischen Wald. S. 56. Die Abtey St. Mang (Magni) räumt den Bischöfen von Augsburg den Schloßberg zu Füßen (wo der hl. Magus die Unholden Allemanniens um Hohenschwangan bezwang, s. den I. Band unserer Beyträge) ein; noch heut zu Tage eine der merkwürdigsten Burgen nach Lage und Bauart. S. 65. Bey Gelegenheit einer Güterverhandlung zwischen dem Kloster Seligenporten und C. von Strolenwels unter den Bürgen und Zeugen die zahlreiche Sippschaft der Kindesmaul, (anderwärts liest man auch Ringesmaul) und Sweppermann. S. 65. Testament des Churr. Herrn von Wolvesberg: Vollstrecker die Phinzing, Rudorferer etc. von Nürnberg.

Die Patricier der Reichsstädte waren vielfältig die Postäre der Fürsten und Landherren. Die Siegelmäßigkeit, das Notariat, war noch Vorrecht der Stände und Personen, nicht der Aemter. S. 65.

Die Herzoge „behelfen sich“ zur Hochzeit ihrer Schwester mit einer allgemeinen Viehsteuer, zur Bewehrung der Domecapitel etc. S. 69. Die Herzoge von Oesterreich, auch „Kung Friedrich von Rome“ verständigen sich mit Frau Johanna von Montbliggart (Mömpelgart), Gemahlin des Grafen Ulrich von Phirt, um ihre Reichslehen und Allodien. S. 70. Verleihung der päpstlichen Gerichtsbarkeit „über alle Stück, die den Menschen an ihr Leben, an Haut und Har geet“ an den Teutschorden im Dorfe Ellingen. S. 72. Graf Wilhelm von Montfort, einer der Getreuesten K. Ludwigs, ernannt am 15. Sept. 1322, zu Argen (Langenargen am Bodensee) aus seinen zahlreich anwesenden Brüdern, Verwandten und Freunden, die Vögte und Pfleger seines Hauses und seiner Kinder; (er hatte damals nur eine Tochter, „Meze“) er testirt und zieht zu K. Ludwigs Feldlager. Am 23. September gibt dieser „ze Belde bey Detting vor seinem Streit“ dem vielbegünstigten Kloster Fürstfeld zur Mehrung des Gottesdienstes Gericht, Zoll und Boden zu Wildenrod. (Am 28. Sept. hatte die große Schlacht bey Mühlendorf statt.) Später sehen wir obigen Grafen Wilhelm wieder wohlbehalten und mit Beute heimkehren.

Die vielen Verpfändungen, welche K. Ludwig vor jenem entscheidenden Tage zur Aufbringung der Kriegsmittel allenthalben gewährte, lassen in den Haushalt und in die Geldwirthschaft vieler Familien, Körperschaften und Städte blicken; es wäre der Mühe werth, diese Baarsummen von Anlehen, Wiederlösungen, Looskäufen etc. zusammen zu stellen;

so, wie die dadurch mobilisirten Krondomains des teuffchen Reichs in Teutschland, in Böhmen re.: die Juden von Regensburg hatten für den Augenblick mit 20,000 Mark Silber ausgeholfen; diese „seine lieben Kammerknechte“ verpfändete Ludwig dann S. 104 um neue Summen an seine Brüder. Erst, als er gesiegt hatte, wurden ihm Geld und Verbündete im reichlichern Maaße; erst dann verbürzen sich Brüder und Freunde aufrichtiger für ihn, wogegen Ludwig S. 76, 78 den Nürnbergern Gnade spendet; und der „gesamten Pfaffeit im Lande Bayern innerhalb Ennaw und dißhalbe“ — alle von Päbsten und Kaisern erhaltene Rechte erneuert. In der That, der Muth und die Langmuth Ludwigs mußte gleich unermüdlich seyn. S. 83. Neue Gegenrüstungen: Graf Hermann von Broburg schwört zu Herzog Lupolt von Oestreich und seinen Brüdern. S. 84 und 150. Münzverhandlungen zu Regensburg und Nürnberg, mit Rücksicht auf Frankreich und Brabant. S. 93. Die Stadt Krenwelsheim (Kreulshheim) um 1000 Pfd. Heller an Hohenloh verpfändet. S. 105. München und Nürnberg begünstigen sich im gegenseitigen Handel. S. 115. Johann, König von Böhmen, erhält für seine Dienste zu 10,000 Mark Silber, (dazu kamen reichliche Lösegelder der gefangenen Grafen und Herren,) drey Städte in Böhmen selbst zum Unterpfund. S. 116. Die bischöflich Regensburgischen auch aus dem VII. Jahrhundert stammenden Güter um Partschinns in Tyrol. S. 120. Ecclesia in oppido Stutgarten filia ecclesiae in Altenburk, der Probstey Bentelsbach, die Grabstätte schwäbischer Dynasten, auf Betrieb Eberhards Grafen von Württemberg einverleibt. Kaiser Ludwig hatte doch auch wieder Credit zum Ankauf von Herrlichkeiten; so S. 121 von den Hohenfelsern das Haus Falkenstein (im bayerischen Wald) mit Gericht und Leuten um 4000 Pfd. Reg. Pf. S. 124. Societas Peruziorum de Florentia Venetiis commorans quittirt zu Avignon den Bischof von Bamberg um 1000 Goldgul-

den: daher stammen wohl die Grafen Laperouse? S. 123. Stiftung von Frauenzell am Schopfloch bey Prensberg. S. 126. „Solitudo Traynreuth“ bey Waldsassen, Einöde, (waldumschlossene Ortschaft,) aber nicht eine Wüste, wie man öfter solitudo irrig deutet. S. 131. Friedrich Burggraf von Nürnberg bewirkte vom K. Ludwig die meisten Stadtrechte und war unstreitig der eifrigste Gründer von Burgflecken und Städten. Die Burgen selbst folgten allgemach den erloschenen Dynasten — ins Grab der Zeit. Hieher gehören Kirchenlamiz, Gmndlach, Wunsaf, Stauf, Kostal, Wunsiedel, Mussen, Vergel, Kazendorf re. S. 143. Sigfried von Rotenburg im Inntal des Königs Gläubiger. S. 148. Albrecht, Bischof von Passau, Oheim der Herzoge von Oesterreich wird in ihr Bündniß gezogen. S. 150. Die Herren von Hohenloh geloben den Bürgern von Rotenburg zu Zimmern den schlechten Richter für einen bessern auszutauschen. S. 152. Die Bürger und Juden zu Rotenburg hatte K. Ludwig um 8000 Häller an die Hohenlohe verpfändet. S. 190. Berthold von Hegnenberg und Dietrich der Pylichstorfer sühnen zwischen K. Ludwig und Herzog Friedrich von Oesterreich. S. 192. Bischof Wolfram von Bierzburg verkauft dem Domcapitel auf Wiederlösung alle Zölle in der Stadt und am Mayn um 1000 Pfd. Häll. S. 201. Herzog Lutzmann von Tegke dient dem Herzog Albrecht von Oesterreich um 300 Mark Silber, vom Nechteland bis zum Lech her, aber nicht weiter. S. 204. Die Chlosner, Burggrafen und Richter zu Bilschhofen, noch später dort viel begütert. S. 206. Heinrich, Richter zu Pernau, von den Mönchen von Waldsassen gefangen und gefesselt, resignirt, und gibt ein Dorf obendrein; wogegen ihm die Mönche die Aufnahme eines seiner Söhne, in so fern solcher tauglich, in ihr Kloster zusagen.

S. 212. Einigung zwischen dem Erzbischofe von Maynz und dem Grafen von Nassau zur gegenseitigen Bertheidigung. S. 239. Die Herzoge ge-



während dem Friedrich Mauthner zu Burghausen (dortige reiche Spitalstiftung ist von ihm,) das Vorrecht, Alle, die in sein Haus Wilzheim, (an der kleinen Wils, erst seit neun Jahren Ruine) gestochen kommen, aufzunehmen, zwey Tage zu beherbergen, und dann eine Meile fürder zu geleiten.

S. 241. Einige bayerische Klöster in der Regensburger Diöcese kaufen sich von einer außerordentlichen Besteuerung des Erzbischofes von Salzburg los: Christenkirchen (Kreuzkirchen bey Mitterfels,) rührt wohl aus der Periode des h. Rupert her; (s. Altenbuch, zc. im Donaugau im III. Bde. uns. Beyträge) aber wo wäre das Kloster Neunhausen zu suchen?

S. 253. Nielas von der Leyen bekennt, daß er um 110 Pfd. Hell. ein Mann des edlen Hrn. Grafen Georg von Veldenzen geworden sey zc. Eine ehrenhafte Weise, sich ein Capital oder eine Rente zu verschaffen. Die Persönlichkeit litt dadurch, durch die Hörigkeit, so wenig, als heutzutage durch den Staats- oder Privatdienst. S. 255, 258. Friderico Burggravio de Nurenberch, secretario suo, (Cabinetstath, geheimer Kanzler) sagt R. Ludwig; S. 258 auch seinen lieben, getreuen, heimlichen nennt ihn der Kaiser. S. 259. Rechtspruch der: Wernhart Grans, Eckart von Leybenz, Nüger von Nadeck, Heinrich von Seibertsdorf und Heinrich von Lampoting, zwischen dem Erzbischof von Salzburg und dem edlen Manne Friedrich von Törring in der Graffschaft Tittmāning, (einst mit der eben heimgesunkenen Burg Tetelheim, der Grafenhort Tengling.) Die ganz besonderen Vorrechte der Törringer zu Alt- und Neutörring über die dortigen Bürger und Inassen zc. lassen an die Tradition glauben, daß die heutigen Grafen von Törring, als alte Ministerialen der Dynasten von Tengling und Lebenau, durch eine erlauchte Ahnfrau sich emporgeschwungen haben; obgleich jene höhere Gerichtsbarkeit in der Katastrophe Caspars, des Törringers,

hundert Jahre später, wieder verloren ging. S. 272. Die Hohenloh verkaufen an den Bischof von Wierzburg ihren Antheil an der Stadt Volkach unter Aufzählung vieler Localverhältnisse. Wie Amtsgebiete, so gab man damals auch weite Waldrevieren an Familien in Ambacht und zur Hegung. Wenigstens war die Verwaltung sehr einfach, und über hohe Forsttaxen, über Weide- und Streuentzug, keine Klage. Diese Klagen werden, wie wir anderwärts nachgewiesen haben, erst zu Anfang des XVI. Jahrhunderts, in Folge des verkannten Prädialprinzips, und in den Bauernkriegen laut. Es fehlte auch damals nicht an Forstleuten: der Weilhart allein (im Junviertel,) zählte deren acht. Der Holzmangel, und sofort die hohen Holzpreise in mehreren Gegenden worüber sich nun so viele Stimmen erhoben, mußten so kommen; im Gefolge ganz neuer lediglich commerzieller und emancipirender Principien, was jedoch zu bekennen, und zu sagen, die Klagen den nicht die Unbefangenheit haben. Die Grundherrlichkeit hatte bisher unstreitig am wirksamsten dem unbemessenen Abtreiben der Wälder Ziel und Maaß geboten. Nun aber der Grundherr meist nur auf den jährlichen Bezug seiner Rente beschränkt, und fast aller Einsprache über die Bewirthschaftung der grundpflichtigen Güter enthoben ist, oder diese Güter freygekauft werden müssen; — da greift der Bauer zuerst und zügellos in seinen Waldboden, um etwa auch noch als ein rüstiger Cultivateur zu gelten, und, mit landgerichtlichen Attesten, einen Octoberpreis heimzubringen.

Als ob die Natur, indem sie jeder Bodenart ihren prädestinirten Charakter aufprägte, nicht selbst das heilsamste Culturgesetz manifestirt hätte? (S. den (vermeintlichen) Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit; München, 1833.)

So wie es im Mittelalter bey der Mannigfaltigkeit gesetzlicher Wege, aus seiner Persönlichkeit und aus seinem Boden die sicherste Rente zu ziehen

(die wahre Freyheit des Eigenthums!) gar nicht verpönt seyn konnte, ein freyes Gut wieder zum Lehen aufzutragen; so nahmen auch Adel und Bürger keinen Anstand, von Fürsten und Abteyen Güter und Grundstücke auf Leibrecht, auf Lebenszeit, zu erwerben; was beyden Theilen vielfältig zusagte; wie diese Regesten ebenfalls lehren. Der große Unterschied zwischen einst und jetzt wird dem besonnenen Forscher bald klar; die Stabilität und Autorität der Familien, und die über den blossen numerären, zersetzenden Geldealeul gestellte Gebundenheit des Bodens, die Güter als ständige Größen! — Diese Kategorien des Erbganges, des Lebens, und der Wirthschaft sind aufgegeben. Damit hängt noch eine andere Wahrnehmung zusammen, die ein Hauptgebrechen unserer heutigen Landwirthschaft und legislativen Tendenzen näher würdigen läßt; der Mangel an Betriebscapital, dert, wo solches am nothwendigsten wäre, in den Bauerschaften. Auch im XIV. Jahrhundert hatte sich das Geld in Städten, Klöstern, auf Handelsplätzen, auf Burgsitzen, dessen Adel im Solddienste der Fürsten reich geworden, sehr angehäuft: desto ärmer an Baarschaft war das platte Land.

Über ohne einige Baarschaft in der Hand kann der Bauer — nicht Bauer seyn. Unter solchen Umständen griffen die verständigen Güterbesitzer nach dem einfachsten Mittel: sie nahmen Capitalien von den Geldleuten, und gewährleisteten ihnen dafür einen Theil ihrer Naturalien, in Gülten und Rüchendiensten. Das ist der Rentenkauf, und damit war gewöhnlich beyden Theilen geholfen. Ein ungeheueres Capital an Grundrenten war durch diese Institution schon damals mobilisirt, aber auf eine dem Heimathleben und der Stabilität in Herrschaft und Wirthschaft ganz anders zusagende Weise, denn heutzutage. Während die moderne Mobilisierungsmethode im Grundeigenthum dasselbe selbst zertümmert, eine der Hauptquellen der Geschäftsbankerote in den Gerichten, Rentämtern, Hypothe-

ken- und Steuer-Behörden; und Jahr aus Jahr ein Tausende von bäuerlichen Familien von Haus und Hof treibt: (was freylich momentan viele Taxen und Sporteln abwirft; ein finanzieller Ueberreiß, der, wie selbst in den französischen Kammern anerkannt worden, oft nichts weniger, als ein Zeichen vom nachhaltigen Wohlstand und Reichthum des platten Landes ist;) bewahrte die Weisheit unserer Väter sorgfältig die Kategorien der Güter und ihre erbrechtliche Bemeyerung. Nur die Früchte, nur die Rente, waren Gegenstand des Verkehrs, des Tausches und Kaufes; und so wurde, um die Frucht zu genießen, nicht der Stamm selbst entwurzelt. Unter ähnlichen Cautelen kann das Leibrecht, die Freystift etc. jetzt noch vielfältig zusagen. Es scheint auch, daß der Rentenkauf, das Obereigenthum, selbst in den Augen der fortschreitenden Repräsentation wieder einigermaßen Gnade gefunden habe. Der vorliegende Regestenband dürfte sohin in keiner landständischen Bibliothek fehlen. Und wenn es in China und Japan eine löbliche Sitte ist, daß aus der kaiserlichen Kanzley, in recht niedlichen und schönlakirten Kästchen auf Seidenpapier am Neujahrstage jedesmal die Regesten des abgelaufenen Jahres an die Mandarinen, und an Alle, welche in den öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen oder Theil zu nehmen haben, versendet werden; so möchten im Abendlande ähnliche Scenenirs, etwa jedesmal vor der Einberufung der Kammern, nicht unschicklich seyn. Eine andere Idee ginge dahin, auf Hochschulen einen Course über vaterländische Regesten zu gründen.

v. Koch Sternfeld.

#### Verichtigungen.

Zu Nr. 155. S. 194 Spalte 1 Z. 11 v. u. statt Kennring lies Kuering; Z. 9 v. u. st. Persenbung l. Persenbrug. S. 195 st. Gren t. Eren; Z. 1. v. u. st. lunae lacencae l. lunaelucense. Nr. 154. S. 206 Z. 4. v. o. statt Meherau l. Mehrerau; Z. 15 v. o. st. Cölleier: l. Cilleierkreis, Z. 20. v. v. st. Quek l. Gurf.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. October.

Nro. 196.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Antonii Westermanni quaestionum Demosthenicarum liber primus. Continet I. Quaest. de orationum Olynthicarum Demosthenis ordine, II. Quaest. de epitaphio atque erotico Demosthenis. III. Quaest. de litibus quas Demosthenes oravit ipse. IV. Quaest. de fontibus historiae Demosthenis. Lipsiae MDCCCXXXVII. sumptibus Jo. Ambr. Barth.

hierin als Vorgänger Gerhard Becker, aber die eigenthümliche ausführliche Art der Behandlung gebührt ihm. Was sich für die gewöhnliche Ordnung anführen läßt, ist mit großem Fleiße zusammengetragen; gewinnt vielleicht mancher Leser dennoch keine Ueberzeugung, so ist dieß in der Schwierigkeit der Sache, zum Theile auch in dem jugendlichen Eifer gelegen, womit der Verf. in dieser seiner ersten Schrift ungeeignetes gesammelt, anderes unrichtig erklärt hat; vieles könnte eben so gut das Gegentheil zu zeigen, gebraucht und noch manches zur Vertheidigung der Dionysischen Ordnung angeführt werden; die Meynung, die hier geltend gemacht ist, daß die drey Reden von den drey von Philochoerus erwähnten Hülfleistungen der Athener für die Olynthier abhängig zu machen seyen, hat er selbst bereits widerrufen.

Die ersten drey Abhandlungen dieses Buches sind nacheinander einzeln als Quaestionum Dem. particula prima, secunda, tertia, die erste 1830 S. 84, die zweyte 1831 S. 90, die dritte 1834 S. 106 erschienen; mit der vierten (1837. S. 115) wurde zugleich obiger allgemeiner Titel, der das Ganze zu einem mäßigen Bande verbindet, ausgegeben. Da hiedurch nur äußerlich die Gestalt eines neuen Buches gewonnen und seit dem Erscheinen der ersten Hefte manches von Andern besprochen worden ist, so mag eine kurze Angabe des Inhaltes genügen.

Es mag auffallend scheinen, daß wir von drey Reden, die über denselben Gegenstand gehalten sind, ihre natürliche Folge nicht zu unterscheiden vermögen; es fehlt nicht an Verschiedenheit und Abweichungen selbst geschichtlicher Art, wohl aber an der Kenntniß, diesen historischen Andeutungen ihre richtige Erklärung zu geben, da die Redner nicht selten einzelne Ereignisse hervorheben, welche die Geschichte nicht aufzuzeichnen würdigt; dahin gehört die Erwähnung von Pagasa und den Thessalern in der ersten und zweyten Rede, die gewiß nicht ohne Bedeutung in der dritten fehlt; letztere ist überhaupt mehr eine Inveective gegen die Redner seiner Zeit, als Verderber und Schmeichler des Volkes, gegen das *πρὸς χάριν δημογροσίῳ*, welche durch die

I. De orationum Olynthicarum Demosthenis ordine. Der Verf. vertheidigt die gewöhnliche Folge der Olynthischen Reden, welche sämmtliche Handschriften geben, gegen die Anordnung, welche Dionysius von Halicarnassus in dem Briefe an Ammānus erwähnt, (wornach die erste Rede die dritte, die zweyte die erste, die dritte die zweyte Stelle einnimmt) und die neuern Bearbeiter des Demosthenes als die richtige vorgezogen haben. H. W. hatte

Olynthische Angelegenheit nur einen schicklichen Anhaltspunct gewonnen hat; ihre nähere Beziehung ist unbekannt, und darin liegt die Schwierigkeit der Entscheidung. Nur eine für die Folge der Reden nicht unbedeutende Spur, welche für die Ordnung der Handschriften spricht, und auch unserm Verf. (p. 28. — 72.) nicht entgangen ist, scheint uns gesichert zu seyn; der Redner kann nemlich nicht umhin, über den Gegenstand, der so zu sagen an der Tagesordnung ist, kurz seinen eigenen Antrag zu stellen; dieß geschieht gewöhnlich mit den Worten *φημι δεῖν* oder einem andern gleichbedeutenden Ausdrucke, womit der Sprechende besonders seine Ansicht über den streitigen Gegenstand angedeutet, und dahin alle Aufmerksamkeit gelenkt wissen will. Nun ist der Antrag der ersten Rede, man möge durch Abstimmung den Beschluß fassen, den Olynthiern Hülfe zu leisten, und eiligt dazu die Anstalten treffen, zugleich aber auch Gesandte nach Olynthos schicken, welche diesen Beschluß des Volkes dort verkünden, Muth erregen, und eine mögliche, vielleicht zu befürchtende Ausglei chung mit Philippus verhindern sollen. \*) Dieses setzt voraus, daß damals, als unsere Rede gehalten wurde, die Frage vorgelegt war, ob man den Olynthiern Hülfe leisten solle, oder nicht, und daß die Abstimmung des Volkes darüber noch nicht erfolgt war; dadurch kündigt sich diese Rede als aus jener Zeit an, in welcher die Gesandten der Olynthier nach Athen gekommen waren, und dort um Hülfe nachgesucht hatten. Der Antrag der zweyten Rede, welche jene Ausglei chung als unmöglich schildert, geht dahin, man möge den Olynthiern die schnellste und kräftigste Hülfe gewähren, zugleich aber zu den dem

Philippus feindlich gesinnten Thessalern Gesandte schicken, dieses dort zu verkünden und noch mehr sie gegen den König aufzureizen \*). Man darf als sicher annehmen, daß Dem. zuerst angetragen, die Olynthier selbst von der ihnen beschlossenen Hilfe in Kenntniß zu setzen, und erst später den Zusatz gemacht habe, Gesandte nach Thessalien zu schicken, nicht aber umgekehrt. Darum glauben wir, so wenig wir auch die Ansicht des Verf. billigen, Dionysius habe nicht absichtlich und mit Bewußtseyn, sondern nur aus Versehen die Reden anders geordnet, der in allen Handschriften überlieferten Ordnung und den Aussagen des in der Demosthenischen Geschichte gut unterrichteten Libanius folgen zu müssen; künftige Untersuchungen in dieser Sache lassen nicht mehr als die bis jetzt seit Westermanns Abhandlung erschienenen, ein bedeutendes und sicheres Ergebniß hoffen; nur neu entdeckte historische Quellen könnten eine zuverlässige und größere Einsicht in das Einzelne verbreiten.

II. De Epitaphio atque erotico Demosthenis. Der Verf. pflegt von dem ersten Anfange zu beginnen, und seinem Gegenstande eine dem Leser nicht immer erwünschte Ausführlichkeit zu geben; hier genügt es ihm nicht, die bekannten Leichenreden von dem Entstehen dieser Sitte bis auf Demosthenes herab aufzuzählen; auch alle *στέρν*, die wir noch besitzen, bis in das XV. Jahrh. werden namentlich angeführt, selbst Trikupis Reden auf Lord Byron und Karnistakis sind nicht umgangen; gelegentlich findet sich unter vielem bekannten manche gute Bemerkung, einzelnes auch unrichtige, wie über

\*) I. 2. ἴστω δὴ τὰ γέ μοι δοκοῦντα ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν καὶ παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην . . . πρεσβίαν δὲ πέμπειν ἥτις ταῦτ ἐρεῖ καὶ παρέσται τοῖς πράγμασι. Denn von der Art der Unterstützung §. 17. *φημι δὴ διχῶ βοήθειον εἶναι τοῖς πράγμασι ὑμῖν.*

\*) II. 11. *φημι δὴ δεῖν ὑμᾶς τοῖς μὲν Ὀλυνθίοις βοηθεῖν καὶ ὅπως τις λέγει κάλλιστα, οὕτως ἀρεσκεί μοι πρὸς δὲ Θετταλοῦς πρεσβίαν πέμπειν, ἢ τοῖς μὲν διδάξει ταῦτα, τοῖς δὲ παροξυνεῖ.* conf. I. 24. Die nachfolgenden Worte zeigen, daß die Athener damals noch nichts Thatsächliches für die Olynthier geleistet hatten und widerlegen die Annahme jener, welche unsere Rede von einer dreymaligen Hülfsleistung abhängig machen.

Isofrates Panegyrikus, den Hr. Westermann von der beratenden Rede mit Unrecht ausschließt, und dadurch den politischen Lebenszweck dieses Mannes verkennet. Die Leichenrede auf die in der Schlacht bey Chäronea Gefallenen, welche unter den Reden des Demosthenes steht, aber in alter wie in neuer Zeit vielen Zweifel erregte, wird auch hier wie zu erwarten war, dem großen Redner abgesprochen; jedoch ist sie kein so unwürdiges und niedriges Product, als der Verf. meynet, nur nicht im Geiste und in der Kraft der Beredtsamkeit des Dem.; wäre sie wirklich von ihm, so hätte das Urtheil des Syriannus, Dem. habe sich in dieser Art von Reden, weil es ihm an Übung fehlte, wenig hervorgethan, seine volle Gültigkeit; die Rehnlichkeit mancher Stellen mit Plato und Isofrates, woraus eine seltsame Nachahmung hervorgehen soll, ist nicht so groß, als dem Verf. scheint, sie liegt in der Natur der Sache und in der Theorie der Rede; alle mußten von der *εὐγένεια τῆς πόλεως*, der *ταπεινά*, den *ἐπιτρονέματα* sprechen. Aber es fehlt die Kraft und die Wärme, wie die dem Dem. eigene Fülle der Gedanken; statt der leeren Aufzählung der attischen Stämme und ihrer mythologischen Beziehung erwarten wir eine Vorstellung der Ereignisse, der Nothwendigkeit des Krieges, des Verhältnisses, in welchem jetzt die Griechen zu Philippus stehen; selbst die Ehre, daß man ihn, durch dessen Thätigkeit der Krieg geführt worden, gewürdigt, die Rede zu halten, und dadurch die Anerkennung der Nothwendigkeit des Kampfes bezeichnet habe, was in der Rede für die Krone sehr schön hervorgehoben ist, würde Demosthenes nicht übergangen haben, eben so wenig Ausfälle auf Verträge im Innern des Staates; kurz die Leichenrede von ihm würde, wenn auch indirect, zugleich eine Lobrede auf seine Leitung der Staatsangelegenheiten enthalten; aus diesen und andern Gründen, wozu wir auch die Verschiedenheit der Sprache rechnen, wird diese Rede wenig Verfall finden, sollten

auch einzelne (wie neulich H. Krüger) in ihrem Urtheile schwanken und mehr für als gegen die Rechtheit stimmen. Noch weit mehr, als gegen den Epitaphios, ist gegen den Eroticos zu erinnern, wenn er aus der Hand des Dem. seyn soll; aber die Vergleichung mit den Bearbeitungen desselben Gegenstandes von Isias, Plato, Fronto u. s. w. kann lehren, wie die Alten dasselbe Thema stets einer neuen Behandlung fähig hielten und ihre Vorgänger zu überbieten nicht verzweifelten; Fronto jedoch kannte, wie dessen erste Worte deutlich zeigen, diesen angeblichen Eroticos des Dem. nicht. Er nennt seine Rede die dritte, da Isias und Plato bereits vor ihm geschrieben hätten; aber sie ist die vierte, denn unser Eroticos fällt der Zeit nach zwischen diese und behauptet die dritte Stelle.

III. De litibus quas Demosthenes oravit ipse. Von den Proceffen, welche Dem. in eigener Person geführt hat, bilden die einen die Grundlage seiner rednerischen Thätigkeit, andere den Uebergang zu dessen politischem Wirken, wieder andere, meistens von Gegnern angeregt, legen seine ganze Staatsverwaltung offen dar. Dadurch sowohl, als auch durch die Behandlung, indem der Verf. neue und unerwartete Aufschlüsse darbietet, ist dieser Theil von dem bis jetzt erschienenen der anziehendste und vorzüglichste. Nach einer kurzen Darlegung des Proceffes gegen die Vormünder des Dem. äußert H. Westermann seine Bedenken gegen die Rechtheit der dritten Rede wider Alphobus; er glaubt nicht nur in der Sprache, sondern besonders in Sachen des dormaligen Gerichtsverfahrens Schwierigkeiten zu finden, so daß er die ganze Rede nur für eine Übung eines spätern, im attischen Gerichtswesen unerfahrenen Rhetors hält. Wir überlassen die Prüfung oder vielmehr die Lösung der hieher gehörigen auffallenden Stellen den in jenen Rechtsverhältnissen Bewanderten und bemerken, daß von Seite der Form und Sprache sämtliche Reden über die Vormundschaft ein von den spätern verschiedenes Gepräge tragen;

schon die Alten haben sie ganz oder theilweise für Arbeit seines Lehrers, des Präus, gehalten; Böckh hat die beyden Reden gegen Qnetor für nicht Demosthenisch erklärt.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, d. Z. Professor der Philologie und Universalgeschichte am K. K. Lyceum zu Salzburg.

(In den Wiener Jahrbüchern der Literatur, Band 69. 1855. Januar, Februar, März. pag. 49—76 des Anzeige-Blattes, und B. 70, 1855. April, May, Junn, Anzeigeblatt p. 27—43. Mit einem diplomatischen Anhang, enthaltend die Nr. I—IX. p. 43—62.)

Herr Filz bekämpft auch hier wieder, wie früher in seiner Abhandlung über das wahre Zeitalter des hl. Ruperts, die Ansichten des gelehrten Jesuiten M. Hansiz und aller jener, die ihm in neueren Zeiten gefolgt sind. Diesesmal, wie mir vorkommt, mit besserem Erfolg und besserer Kritik, als in der Geschichte von der Ankunft, dem Wirken und Hinscheiden des hl. Ruperts. Mit großer Gründlichkeit erweist er das Irrige der bisherigen Ansicht, als sey Laureacum vor der Diocletianischen Verfolgung bereits der Sitz eines Bisthums gewesen. Auch nach dem Siege des Christenthumes über das Heidenthum waren die erzbischöflichen oder bischöflichen Sitze in solchen Städten errichtet worden, wo „der höchste Civil-Senat mit dem Statthalter oder Präfect, oder ein untergeordnete Magistrat sich besand“ (pag. 57. init.). Lorch dagegen ist, der Notitia zu Folge, nur der Sitz des Befehlshabers der II. Legion, des Commandanten der Donau-Flotille und einer Schild-Fabrik. (p. 58). Die Legende des hl. Florians thut von einem Bisthume, oder wohl gar Erzbisthume keine Meldung, und giebt überhaupt solche Umstände an,

welche auf einen bischöflichen Sitz zu Laureacum zur Zeit, als Florian gemartert wurde, ganz und gar nicht schließen lassen (pag. 53. 54).

Der erste bekannte Bischof von Lorch ist Zeitgenosse des hl. Severinus, Constantius, welcher jedoch bey jener allgemeinen Wanderung der Romaner von Laureacum nach dem Ruginlande sich seiner Heerde angeschlossen haben wird (pag. 59). Hr. F. weist ganz mit Recht das In den Monum. loic. XXVIII. II. p. 195, 196 befindliche Schreiben des Papstes Symmachus an den Theodor als unmächt zuerück (p. 63—65 und Bd. 70, Anzeigeb. im Anfange Nr. IV. u. V. p. 52, 53).

Bis hieher hat alles seine Richtigkeit. Laureacum kann keinen ältern Bischof vor Constantius, also in der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts aufweisen, und dieser ist noch dazu mit den Seinen auf den Rath des hl. Severin (cap. 30. vita St. Severini) weiter Donauabwärts gezogen. (Ich finde indessen in der vita S. Severini kein Wort darüber, daß die christliche Gemeinde zu Lorch den Priester Constantius zu ihrem Bischof erwählt, da der hl. Severin diese ihm angebotene Würde ausgeschlagen; wohl aber kommt Constantius als Bischof der Stadt Laureacum c. 29. vor, den der h. Severin durch einen abgeschickten Mönch, Namens Valens, vor feindlichen Ueberfällen warnen läßt). Auch giebt es keinen Erzbischof von Lorch, und selbst der von Lorch vertriebene Vivolo, den doch der Papst selbst ordinirt hatte, erscheint nur als Bischof, nicht als Erzbischof. Wenn jedoch die urkundlich vorkommenden Bischöfe Erchanfrid und sein unmittelbarer Nachfolger Otkar vom Hrn. F. (schon Pagi bey Hansiz I. p. 38. äußerte diese Meynung) zu Land- oder Regionar-Bischöfen gemacht, und der Lorch'er Kirche abgesprochen werden (p. 67. 68); so möchte eine solche Ansicht gleichwohl noch einigem Bedenken unterliegen. Denn

itens zeigt die Urkunde Nr. 66. der Mon. loic. XXVIII. II. p. 54. auf eine förmliche Transferrung einer bischöflichen Kirche hin, indem Reliquien vom Bischofe Vivolo in der neu eingeweihten Kirche zu Passau hinterlegt werden.

Otilo erat nomen ejus (ducis) et annum unum fuit patria ista in sua potestate antequam consecrata erat ecclesia ista et nomen episcopo qui fundebat oleum niuolo qui posuit reliquias Sanctorum in domum dei etc. . . . et constituit diem sollempnem in Kal. nouembris.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. October.

Nro. 198.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Antonii Westermanni quaestionum Demosthenicarum liber primus. etc.

(Fortsetzung).

Man müßte, meynt H. W., mehr als menschliche Kraft haben, um vorauszusehen und zu wissen, daß der Gegner dieses vorbringen werde; der Diebstahl sey so vor Augen liegend, ut ne iudicatione quidem opus sit. Allerdings ist die Beziehung und Uebereinstimmung unläugbar, aber Aeschines hat sie nicht selbst erdacht, er sagt, er habe vernommen, gehört, erfahren, Dem. werde dieses oder jenes vorbringen, und erfahren konnte er allerdings um so mehr, je länger der Proceß hinausgedehnt wurde. Wir haben keine Controversreden beyder Parteyen, um über den Gebrauch jener *προκατάληψις* rücksichtlich des Beklagten entscheiden zu können; wäre die Vertheidigungsrede des Leptines erhalten, so sänden wir vielleicht nur das, was Dem. von ihm andeutet, gesprochen. Manches wird bey Aeschines erwähnt, was Dem. gegen ihn vorbringen werde, und ist widerlegt, doch in Dem. Rede findet sich keine Spur davon.

Will man aber auch wirklich Bedenken tragen, daß Aeschines so vieles von dem erfahren habe, was Dem. vortragen wollte, d. h. daß die Reden so gehalten worden, wie wir sie jetzt besitzen, so ist bekannt, daß diese erst nach der gerichtlichen Verhandlung zur öffentlichen Herausgabe bearbeitet wurden; Aeschines hatte also alles, was Dem. zu seiner und des Aesiphon Vertheidigung gesprochen

hatte, vernommen und was konnte ihn nun hindern, von manchem, was er aus dem Munde des Dem. gehört hatte, in der Umarbeitung seine Einsprache zu thun und in Form der *προκατάληψις* zu widerlegen? nur glaube man nicht, daß solche einzelne Bemerkungen den Charakter der Rede geändert hätten; dieser einzige Umstand erklärt alles zur Genüge. Wozu hatte Aeschines auf die geschriebene Rede des Dem. und deren Herausgabe zu warten nöthig, und wie konnte ihm jener unglücklichste aller Gedanken kommen, den ihm H. W. leiht, lange nach dem Proceße, nachdem Dem. seine Rede öffentlich ausgegeben hatte, über diese herzufallen, seine Klage nach ihr einzurichten und in dieser die Unschuldigungen gegen Dem. nicht nur bis auf die Zeit der gerichtlichen Verhandlungen des Processes, sondern vier Jahre noch über diese hinaus nach deren Beendigung auszudehnen? — ein Verfahren, daß ihn allen Zeitgenossen nicht nur als deutlichen Betrüger darstellte, sondern auch lächerlich genug machte; denn weiter konnte Thorheit und Verblendung nicht gehen. H. W. meynt, Aeschines sey wohl der Mann gewesen, der, um der Nachwelt die Wahrheit zu verhüllen und bey dieser sich einzuschmeicheln, so etwas gewagt habe; \*) ihm erst sey es gelungen, den Heuchler zu entlarven.

\*) Aeschinem vero, hominem tam callidum quam pravum, cum reputaret ex scriptis aeternae memoriae tradendis homines a posteris iudicari, ad hoc perpetua infamiae recordatione exacerbatum, orationem olim habitam retraxisset, quaedam mutavisse, alia ex adversarii sermone desumpta dolose addidisse, omnino

Dabei wird stillschweigend vorausgesetzt, daß die Zeitgenossen, die durch wenige Worte mit einer nackten Darstellung der Wahrheit den ganzen Ruhm des Aeschines für immer vernichten konnten, ungestrast eine solche Frechheit duldeten und hingehen ließen.

Dies sind allgemeine Bemerkungen, die sich gegen die Annahme jener neuen Hypothese aufdrängen; sie haben nicht die Kraft vollgültiger Beweise, sind keine *τεκμήρια*, sondern nur *εἰκότα*; indessen H. W. selbst hat Aeschines Worte: *εὐρίσκειται γὰρ ἡ ἀληθεῖα ἐκ τῶν εἰκότων* als Motto seiner Quaestionen gewählt; auch wären wir gerne geneigt, solche allgemeine Betrachtungen aufzuopfern, wenn die Untersuchung des einzelnen — des wichtigsten — Ueberzeugung gäbe, und zur Annahme irgendwie nöthigte; aber gerade hier finden wir keinen einzigen Haltspunkt, und wo der Verf. nur Fehlgriffe, Bödsartigkeit und Schlechtigkeit des Aeschines erblickt, sehen wir nichts als willkürliche Behauptungen oder Mißverständnisse des H. W. wie z. B. über den Anfang der Dem. Rede. Aeschines hatte die Forderung gestellt, sein Gegner solle die Klageschrift in derselben Folge, Punct für Punct, widerlegen; sonst sey zu besorgen, daß er durch seine Gewandtheit die eigentliche Frage in den Hintergrund stelle, Nebensachen hervorhebe, und dadurch die Richter gewinne und täusche. Diese Forderung des Aeschines war natürlich und billig; Dem. konnte

id efficere voluisse, ut ad multas criminationes Demosthenes non respondisse, alias temere repetiisse, ipse immerito damnatus esse videretur, num est incredibile? Non est ita. Qui negat id potuisse Aeschinem facere, is neget etiam Ctesiphonteam ab eo unquam scriptam atque habitam esse, qua clarius atque memorabilius nullum in universa historia extat exemplum malignitatis atque impudentiae. At, inquires, Demosthenes quoque suam pro Ctesiphonte dictam orationem retractavit. Concedo, dummodo ne id enim post retractatam Aeschineam fecisse opineris.

die besondern Klagepuncte nur wenig oder schwach widerlegen; das Gesetz war gegen ihn; er mußte, wenn er anders den Vortheil haben und nicht unterliegen wollte, den Gang der Darstellung völlig ändern, er mußte seine Verwaltung des Staates als das Wichtigste hervorheben, die besondern Klagepuncte aber, da er sie doch nicht ganz umgehen konnte, nur gelegentlich und erst dann, wenn die glänzende Schilderung seiner Verdienste um den Staat keinen nachtheiligen Eindruck mehr befürchten ließ, berühren. Alles dieses mußte Aeschines, der seinen Gegner wohl kannte, leicht voraussehen. H. W. hält gleichwohl diese natürliche und wohlbegründete Forderung für anmassend und ungesetzlich \*), und weil Dem. am Anfange seiner Rede sagt, es stehe jedem frey sich zu vertheidigen, wie er wolle, \*\*) so glaubt er sich, man weiß nicht wie, sofort zu dem Schlußse berechtiget, Aeschines habe erst nach

\*) Hoc quoque arroganter et, ut statim apparebit ex ipsis Demosthenis verbis, ad legem haud accommodate dictum; quamvis enim nonnunquam oratores a iudicibus petant, ut ordinem, quo dicendum sit, praescribant, tamen hoc dicis causa ab eis fieri existimo, qui rebus suis et eloquentiae fidentes adversarium quovis modo se profligare posse putant. Lege cautum tantummodo erat, ne quis *ἔξω τοῦ πράγματος* diceret. Hic wie anderswo liegt die Ansicht zu Grund, daß den Rednern gesetzlich verboten war, *ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν*. Dies ist unrichtig, nur im Areopag galt jenes Gesetz, nicht in den übrigen Gerichtshöfen.

\*\*) In his nihil quidem dictum de laesae legis criminatione sub finem demum disceptanda, quod auguratur Aeschines; sed hoc quoque a mentiendi fallendique artifice non inconsulto dictum vel scriptum potius esse censeo. Scilicet ne compilasse adversarium ad ejusque orationem suam conformasse videretur, potissima hinc desumsit, alia de suo addidit, quae aliquam haberent verisimilitudinem. Huc pertinent etiam quae sequuntur . . . haec primum Aeschini ingenium suppeditavit, haec mera invidia, mero calumniandi iudicesque exacerbandi studio dicta sunt, sed a viro eloquentissimo.



dem Erscheinen von Dem. Rede, um einigen Schein des Rechtes zu retten, jene Forderung hinzugesetzt. Nun zeigen aber die Eingangsworte in der Rede des Dem. unwiderlegbar, daß Aeschines wirklich im Verichte solches (und mit allem Rechte) gefordert hatte; wäre des letztern Rede auch verloren, so müßten wir dieses schon aus jenen Worten nothwendig folgern und voraussetzen, und wie konnte diese Forderung anders gestellt werden, als wir sie jetzt in des Aeschines Rede lesen? Der Verf. bürdet diesem die ungereimtesten Thatsachen auf, um ihn dann nach Gebühr dafür züchtigen zu können.

Die Vorzüglichkeit der Reden, das Eigenthümliche der hier vorgetragenen Ansichten, und die Gelehrsamkeit, mit welcher der Verf. sie zu vertheidigen weiß, hat uns bewogen, dabey länger, als der Zweck dieser Blätter gestattet, zu verweilen; eine ausführliche Zergliederung gehört in eine besondere Bearbeitung; ob nach Professor Nauchenstein auch andere auf H. W. Forschungen Rücksicht genommen haben, ist uns unbekannt, aber wir zweifeln, daß wer die beyden Reden im ganzen sowohl, als im einzelnen betrachtet hat, jenen Ergebnissen seine Zustimmung ertheilen könne.

Nach dem unglücklichen Kampfe bey Chärone traten die Gegner des Dem., die sich früher nicht an ihn gewagt hatten, theils persönlich mit öffentlichen Klagen gegen ihn auf, theils reizten sie andere dazu und unterstützten diese im Geheimen mit all ihrer Kraft und Macht; aber die Gunst des Volkes, dessen Sache er stets mit Liebe und Wärme verfochten hatte, war ihm, was selten geschieht, auch in der bedrängten Lage geblieben; seine Feinde mußten ohne Erfolg, manchmal sogar mit Schmach — sie erhielten nicht die nöthige Stimmenmehrheit und wurden selbst der Synkrophantie wegen bestraft — abziehen; nur in einer, jedoch sehr bedeutenden Sache, dem Harpalischen Proceß unterlag er. Von diesen Vertheidigungsreden, die Dem. für seine eigne Sache gesprochen hat, ist keine erhalten, dagegen

führen zwey Klagereden wider Aristogiton dessen Namen, zu deren Betrachtung H. W. übergeht. Die letztere ist wenig bedeutend, erstere aber sicher aus sehr alter Zeit. Lykurgus hatte den Aristogiton angeklagt und Dem. jenen unterstützt; auch blieb der Beklagte die Antwort nicht schuldig: er schrieb nach Photius *ἀπολογία πρὸς τὴν ἐνδιδεῖν Λυκούργου καὶ Δημοσθένους*. Gleichwohl hat der häufige Gebrauch von kühnen, unserem Redner ganz ungewöhnlichen Bildern, das Haschen nach seltenen Ausdrücken, und vieles andere Eigenthümliche, schon unter den Alten den Dionysius die Unächtheit auszusprechen bewogen. Die Rede kündigt sich als *δευτερολογία* an, und hat außer Dem. den Lykurgus Niemand in dieser Sache unterstützt, so folgt von selbst, daß sie wirklich nicht gehalten und von einem Sophisten als Uebungsstück geschrieben ist; dies sucht H. W. vorzüglich durch die Ähnlichkeit mit der Rede des Dinarchus gegen Aristogiton zu beweisen und er hat auf Manches, was der Beachtung werth ist, aufmerksam gemacht. Uns scheint die Rede zu wenig im Geiste und in der Sprache des Dem., um sie diesem zuzuschreiben; aber auch zu kräftig und lebendig, sie für das Werk eines Sophisten zu halten; sie trägt durchaus den Charakter des öffentlichen Lebens und ist eines Redners der Zeit des Lykurgus nicht unwürdig; vielleicht daß ein Mißverständniß sie für ein Werk des Dem. zu halten veranlaßte.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Die Nähe der gesürchteten Awaren und Slawen mochte indessen schon frühzeitig die Bischöfe von Lorch bestimmen, das, größere Sicherheit bietende Passau zum

sich zu erwählen, und dies gab der Stephanskirche zu Passau ihren Ursprung. Der Vorcher Kirchensprengel, im Osten durch das Vordringen der Awaren bis zur Enns so bedeutend geschmälert, konnte nur im Westen Ersatz für seine Verluste suchen, ohne daß die Bischöfe hierbey auf Hindernisse gestoßen wären, da ja weder zu Passau, noch zu Regensburg Bischöfe existirten, die ihnen hätten Einhalt thun können. Die Zustände östlich der Enns waren ferner von solcher Beschaffenheit, daß sich unschwer voraussehen ließ, es werde sich das so häufig angefallene und geschädigte Laureacum auf die Länge nicht zu halten vermögen. Und so bereitete sich alles zur vereinstigen Aufnahme des Bisthums von Laureacum nach Passau vor, bis das Unglück Vorchs den Vivilo und seine Geistlichkeit zum Auszuge nach Passau nöthigte. Herzog Otilo nahm die Flüchtenden liebreich auf, und der Gläubigen Dienstleistungen unterstützten den Bischof Vivilo bey der neuen Niederlassung auf das Eifrigste. Die Kirche des hl. Stephans, die seit dem Beginn des 7. Jhrhds. zu Passau bestanden (M. B. XXVIII. II. p. 35). ward jetzt nach Uebertragung des Bisthums von Vorch nach Passau, als der neue Sitz des Bischofs, auf eine dieser Würde entsprechende Weise hergerichtet, und die neue Cathedrale am 1. November des J. 758 feyerlich eingeweiht. Otilos Freugebigkeit gegen das neue Bisthum — sie war durch Urkunden bekräftigt worden — weist eine spätere Bestätigungs-Urkunde (898. 9. Septemb.) nach. Dies waren, meiner Ansicht nach, die Anfänge des Bisthums Passau, dieß ist Passaus Zusammenhang mit der Vorcher Kirche. Wenn sich nun später die Bischöfe von Passau als die Nachfolger der Vorcher Metropolitzen betrachteten, so hatten sie hiezu durchaus kein Recht, da Vorch zu keiner Zeit Metropole war. —

Was die Zerstörung Vorchs durch die Awaren vor dem Jahre 757, 758 angeht, so erlaube ich mir zu bemerken, daß der Ausdruck *Arabo's* in der Vita St. Emmerammi (AA. SS. T. VI. Septemb. 22. p. 475. n. 5.) hinsichtlich der verwüstenden Kriege zwischen Awaren und Bajuvariern ziemlich allgemein gefaßt sey, und Vorch als in der Zerstörung der Städte begriffen, nicht ausdrücklich und namentlich bezeichne: „ita ut à vastantium manibus circa amnem Anisem interjacentem depopulatae urbis paene desertae esse viderentur, ut saltus bestiis in augmentum daretur intelligi.“ — Laureacum räumten nach der Vita S.

Severini (c. 50. p. 110 bey Falkenst.) die Romaner, und die Germanen besetzten die von Einwohnern entblößte Stadt. Daß die seit 568 vordringenden Awaren gerade diesen festen Platz zerstört hätten, sagt auch eine Stelle der Hagiographen und Chronisten; zudem waren die Awaren, als ein Reitervolk, eben nicht sonderlich in der Kunst, feste Städte zu nehmen, bewandert. Und selbst die Zerstörung Vorchs gleich nach Ankunft der Awaren, oder später zur Zeit des hl. Emmeramms angenommen, — so ist doch so viel gewiß, daß ein militärisch so wichtiger Punct, wie die Umgegend Laureacums, bald wieder besetzt wurde. So sehen wir, um nur von späteren Zeiten zu reden, unter Carl dem Großen in jenen Gegenden die Heere sich sammeln zum beschwerlichen Zug wider die Awaren, und Luitbald, der Stammvater unseres erlauchten Königshauses, legte noch im Jahre 900 in der Nähe des alten Laureacums seine schützende Ennsburg an (Annal. Fuldens. Part. V. bey Pertz I. 415, und Hund, Metrop. ed. Ratisb. I. 254).

Wenn Hr. F. p. 66. §. VIII. des Zeitalters des hl. Ruperts erwähnt in einer Beweisführung, daß Vorch keine Metropole gewesen; so ist dieß auf den ersten Anblick jedem Unbefangenen auffallend und besremmend; denn der Gründer der Kirche von Salzburg scheint auf keine Weise mit den Geschichten von Passau und Vorch in Verbindung zu stehen. Aber man giebt sich bald wieder zufrieden, so bald man gelesen hat, wie St. Rupert, zur Zeit des Aufstretens des hl. Columban's in Alamannien, nach Bajuvariern gekommen, und dort mit dem besten Erfolg das Christenthum gepredigt, wie er nach der „gläubwürdigsten“ Lebensbeschreibung des Heiligen, Donauabwärts bis an die Grenzen von Unterpannonien gefahren, und auf seiner Rückkehr die aus dem Schatt sich erhobene und wieder bevölkerte Stadt Vorch besucht und daselbst wohlthätig gewirkt. Diese Reise, welche die Vita primigenia ihren Heiligen unternemen läßt, blieb wie Hr. F. p. 67 sagt, „nicht ohne wohlthätige Folgen für das Ufer Norikum, denn bald darauf ward daselbst die Ausbreitung und Erhaltung der christlichen Religion durch Land-Bischöfe besorgt, von welchen Erchanfrid einer gewesen, der dieses Amt, wie Schritovin rechnet, vom J. 600 — 624 verwaltete.“ —

Ich sagte, man giebt sich, nach Durchlesung des Vorstehenden wiederum zufrieden, und hört auf, sich darüber zu verwundern, wie nun S. Rupert in die Geschichten der Kirchen von Passau und Vorch eingreifen könne. Denn hier hat man das bekannte System des Hrn. F. über St. Ruperts frühere Ankunft, nämlich im J. 580, in Bajuvariern vor sich; Salzburg wird 582 gegründet, und St. Rupert stirbt nach 40jährigem Wirken als der ächte Apostel Bayerns den 27. März 625.

(Fortsetzung folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. October.

Nro. 199.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Antonii Westermanni quaestionum Demosthenicarum liber primus. etc.

(Schluß).

Der Harpalische Proceß wurde früher nach den allgemein überlieferten Ausfagen der Alten beurtheilt; selten ließ sich ein Einspruch vernehmen, erst die neuere Zeit, welche überhaupt das Verdienst hat, die einzelnen Nachrichten sorgfältiger zu prüfen und ihre Glaubwürdigkeit abzuwägen, aber auch nicht selten dabey das Ganze zu wenig beachtet, suchte theils aus den widersprechenden Erzählungen, welche noch überdieß oft das Gepräge einer Sage tragen, theils aus dem Charakter des Mannes, dessen Vaterlandsliebe allen Versuchungen des Makedonischen Goldes widerstanden hatte, jenen Flecken gänzlich zu tilgen; vorzüglich mußte einem ähnlich gesinnten, kräftigen Geiste, dem jede Halbheit an sich unerträglich ist, wenn er einmal in dem Redner ein Ideal erblickte, jener Vorwurf ein unheimlicher Widerspruch seyn; am deutlichsten sprach sich Niebuhr darüber in seinen historischen und philologischen Schriften aus, mit einer Entschiedenheit, bey der wir nur die historische Begründung vermissen:

„Es giebt in der Geschichte kein Bepiel einer so segneten Wirksamkeit wie die des Demosthenes: sein großer Erfolg, die Entschlüsse, wozu er seine Stadt und andere wunderbarlich begeisterte, würde das Mindere gewesen seyn, auch wenn ein glücklicher Ausgang den Erfolg der Weltgeschichte umgewandelt hätte. Mehr und unabhängig vom Glück war, daß er sein Volk bildete und veredelte: die empfindlichsten unter den Aeltern wurden durch seine Predigt neugeboren, und eine Jugend, deren frische

Gemüther er geweiht hatte, war unter sie getreten: daher standen die Athenienser der hundertsechsten Olympiade hoch über denen der hundertsechsten.

Trenlich fielen sie doch und verläugneten ihren Lehrer und Meister; durch Drohungen bestürzt, als Alexander von Indien sich wieder nach Westen wandte und nirgends in der Welt ein Bundesgenosse war. Das verwundete Demosthenes tiefer als irgend ein Unglück seines Lebens; aber wenn das Wort seines Vocurfs bitter lautete, so glühte die Liebe des Herzens doch unvermindert. Als der Augenblick möglicher Befreyung gekommen war, die Führer der Republik das Rechte beschloßen hatten, aber eifersüchtig und mit bekommnen Gewissen die Zurückberufung des großen Mannes, neben dem sie gering waren, gegen den sie gesündigt hatten, verzögerten; — da gefellte er sich, ein treuer Eckard, zu ihren Gesandten, sein selbst ungelungen, nichts für sich fordernd, um für sein Vaterland und die Sache seines Lebens zu werben: da verzieh er ohne Groll dem ungetreuen Hyperides, weil er Athen heilsam war, und gab ihm Muth, sich wieder als den Freund des erhabenen Meisters zu denken, mit sich selbst zu versöhnen und gefaßt zu sterben.

Deshalb vornämlich habe ich ihn einen Heiligen genannt; ich beneide den nicht der anders richtet. Sein ganzes Leben als Bürger, seine Ehre sind ohne Flecken und Wandel. Und es wäre doch endlich Zeit, daß das alte Lied von der Bestechung durch Harpalus verstumme. Die Vorsehung, welche gestattet hat, daß die Ehre des edelsten aller Staatsmänner für leichtgläubige lange verunglimpft war, hat alle Umstände der Verhandlung so erhalten lassen, daß die Schändlichkeit der Verläumdung am Tage liegt, als ob wir Zeitgenossen wären.“

Zu bedauern ist, daß Niebuhr die Beweisführung nicht selbst geliefert hat; niemand würde mit mehr Wärme und Kenntniß gesprochen haben; es wäre gewiß mehr geleistet worden, als spätere Versuche vermögen. Allgemeine Ausrufungen und

Vergleichungen werden die Sache nicht anflären \*); auch betrachtet Hr. W., dem Niebuhrs' Ausspruch unbekannt geblieben war, weniger die Umstände des Processus, als die Rede des Dinarchus gegen Demosthenes. Wir haben von diesem Redner noch drey Klageschriften, sämmtlich die Harpalische Geschichte betreffend, gegen Dem., Aristogiton, Philocles. Die erste hatte der Polyhistor Demetrius aus Magnesia, ein Zeitgenosse des Cicero, für unächt erklärt, nicht ohne Verwunderung, daß man die vielen Reden des Dinarchus, mehr als hundert und sechzig, nicht kenne, und die gegen Dem., welche er nicht geschrieben, ihm zueigne; sie sey durchans nicht im Charakter der ächten Reden des Dinarchus. Diesem Urtheile folgt H. W.; die meisten Beschuldigungen gegen Dem. seyen aus Aeschines Rede gegen Ktesiphon mit auffallender Uebereinstimmung übertragen, die Sprache sey kaum eines attischen Redners würdig, der Gegenstand aber für einen Sophisten späterer Zeit sehr anlockend. Die Aehnlichkeit mit Aeschines muß zugegeben werden, ohne daß daraus die Unächtheit abzuleiten wäre; die Redner machten sich kein Gewissen einander abzuschreiben; dagegen verdienen die sprachlichen Gründe besondere Aufmerksamkeit; im Allgemeinen aber muß bemerkt werden, was Hr. W. verschweigt, daß Dionysius, der, was Schreibart und Charakter der Rede betrifft, genauere Kenntniß als irgend einer zeigt, jene Angabe des Demetrius nur erwähnt, ihr zu widersprechen; ihm gilt unsere Rede gleich den beyden übrigen, als ein ächtes Product des Dinarchus. — Einen neuen Versuch, den Dem. von aller Schuld frey zu sprechen, liefert eine im vorigen Jahre erschienene Promotionschrift der Universität Marburg.\*\*\*) Der Verf. weiß, nicht ohne

Scharfsinn, verschiedene Angaben zu entkräften oder sie so zu ordnen, daß sie sich wechselseitig aufzuheben oder ihre Kraft zu verlieren scheinen; dies beweist nur die Verschiedenheit der Ueberslieferung, die im Einzelnen häufig ihre Gestalt ändert, keineswegs die gänzliche Unrichtigkeit: Dem. und die Beklagten hatten auf Untersuchung vor dem Areopag angetragen; nach sechs Monaten sprach dieser sein Urtheil gegen sie aus; ein besonderes Gericht der Helicaa bestätigte diesen Spruch. Diesem kann man nur durch die, wie uns scheint keineswegs begründete Annahme begegnen, daß der Areopag und die Richter von den Makedoniern bestochen waren; oder daß Furcht vor Alexanders Rückkehr aus Asien sie zur ungerechten Verurteilung verleitet hatte; ersteres finden wir von zwey Gerichten ganz unglaublich; und wenn letzteres, so gab es genug Schuldige zu verurtheilen, wozu auch den Unschuldigen? Dem. muß mit Harpalus in nähere Verbindung getreten seyn, obschon er sich anfangs gegen dessen Aufnahme erklärt hatte. Er war auch hierin nicht dem Phokion gleich, der jede Annäherung mit jenem zurückgewiesen, und dadurch sich jedem Verdachte entzogen hatte. Auf entschiedene Uebersführung deutet Dinarchus gegen Aristogiton §. 15. καὶ Δημάδι μὲν καὶ Δημοσθένι, οὐδεμίαν ᾤεσθε δεῖν συγγνώμην ἔχειν, ὅτι δώρα κατ' ἑμῶν ἐηλέγχθησαν λαμβάνοντες, ἀλλ' ἐτιμωρήσασθε, καὶ δικαίως, οἷς εἰ μὴ πάντα, ἀλλὰ πολλά γε σύνιστε χρήσιμα πολιτευόμενοι. (Eine Stelle, die wenn sie einerseits schlimmes zugesteht, von der andern Seite unerwartet rühmlisches aussagt). Hätten die Athener auch später Dem. Verurtheilung für ganz ungerecht gehalten, so würden sie bey seiner Zurückberufung, wenn

\*) H. Westermann, nach der Erzählung des Processus p. 118. Haec quis est cui persuadeant vera Demosthenem, ab Harpalo largitione corruptum esse, dum reputet Themistoclem, Aristidem, alios multos praeclaros viros inimicorum invidia oppressos in exilium ivisse? Vrgl. Ensell. p. 52. 56.

\*\*\*) Demosthenes a suspicione acceptae ab Harpalo

pecuniae liberatus. Commentatio inauguralis quam ad summos in philosophia honores rite adipiscendos amplissimo philosophorum Marburgensium ordini offert Georgius Friedericus Eysell Cassellano — Hassus. Marburgi 1856. S. 69.

Sie auch ihre eigene Schuld nicht bekennen wollten, doch die Strafe von fünfzig Talenten völlig getilgt haben; sie haben ihm ihre Zahlung nur erleichtert, und damit ihr früheres Urtheil bestätigt. Erstrecklich erscheint darum, was Pausanias II. 33 erzählt, und es ist zu wünschen, daß eine spätere Kritik die Gültigkeit dieses Zeugnisses nicht vernichte: der Makedonier Philoxenus, habe nach Ermordung des Harpalus dessen Zahlmeister in Rhodus aufgefangen, von ihm das Geständniß der Namen aller jener, die von seinem Herrn Geld empfangen hatten, so wie der Summe erzwungen, und die Anzeige sogleich nach Athen geschickt; unter diesen fand sich Dem. Name nicht. Diese Nachricht konnte, da Harpalus bald nach seiner Flucht aus Athen getödtet worden war, noch vor Beendigung des Proceßes anlangen und mußte, wenn sie anders zuverlässig war, nicht ohne Einfluß auf jenen seyn; auch nach der Verurtheilung mußte dieß, wenn so ein Zeugniß allein noch fehlte, sowohl bey den Athenern, als bey den spätern die Unschuld des Redners erweisen; nirgends finden wir eine solche Wirkung.

Diesem dritten Hefte ist ein Erkursus: *de repetitis locis in orationibus Demosthenis* als Ausfühung dessen was der Verf. p. 15. bemerkt hat, beygegeben. H. W. erklärt sich mit Recht gegen das Urtheil Brougham's, der im Edinburgh Review und später in seiner Antrittsrede als Rector der Universität Glasgow zu beweisen suchte, Dem. habe in den verschiedenen Reden, in welchen er sich wiederhole, absichtlich aus oratorischen Gründen kleine Aenderungen gemacht, und sich verbessert. Brougham hatte seine Beweise aus der vierten philippischen Rede geschöpft, welche von den Kritikern allgemein als ein aus den ächten Werken des Redners zusammengesetzter Cento erkannt ist und alle Spuren fremder Arbeit trägt. Nur eine Wiederholung von Bedeutung (einzelne Gedanken, die wiederkehren, kommen nicht in Rechnung) findet sich im Dem.; was in der Rede gegen Androtion über

diesen vorgetragen ist, lesen wir mit denselben Worten in der Rede gegen Timokrates. Dazu aber war, wie H. W. zeigt, besondere Veranlassung. Timokrates hatte seinen Antrag zu Gunsten des Androtion gestellt, und stehet mit diesem in Verbindung. Da nun beyde Reden für Diodorus geschrieben sind, so ist die Wiederholung nicht ungeeignet und vielleicht auf besondern Wunsch des Klägers gegeben; auch ist sie in der letztern Rede deutlich angedeutet; Timocr. §. 159. λέγω δ' οὐδὲν ὡν ἀγκόαδ' ὑμεῖς, εἰ μὴ τινες ἄρα ἐπὶ τοῖς Ἐκτύμοι γιγνομένοις ἀγῶσι παρήσαν.

IV. *De fontibus historiae Demosthenis.* Die Ueberzeugung, bemerkt der Verfasser, daß die Nachrichten von dem Leben und Wirken des größten Redners mit vielem fabelhaften und falschen verwebt uns überliefert seyen, habe ihn auf die Untersuchung der Quellen selbst geführt; die Ursache der Verfälschung findet er in der Partheylichkeit der Zeitgenossen, dann in der Leichtgläubigkeit der diesen folgenden Geschichtschreiber, endlich in den Declamationen der spätern Rhetoren.

Letztere waren indeß ohne allen Einfluß auf die Geschichte. Ihre Bemerkungen, so weit sie uns bekannt sind, kündigen sich nicht als historische Wahrheiten, sondern als beliebig fingirte Beispiele an, die, leicht erklärlich, dem Charakter und den Lebensumständen vorzüglich der Redner angemessen erfunden werden. H. W. gibt S. 80 seq. eine Sammlung dessen, was davon noch erhalten ist; nichts von diesem ist aus dem Gebiete rhetorischer Uebungen, in die Geschichte gewandert; daher auch nicht wahrscheinlich, daß Geschichtschreiber, denen reiche Fundgruben zu Gebote standen, aus den Declamationen früherer, uns nicht erhaltener Rhetoren geschöpft und aus Unwissenheit diesen einen historischen, von den Verfassern selbst weder gewünschten noch geahnten Werth beygelegt haben sollten.

Die Geschichtschreiber, welche den früheren folgten, wie Diodorus, Plutarchus bilden keine besondere Quelle, so lange nicht bewiesen wird, daß sie vieles willkürlich gestaltet und kühne Combinationen an die Stelle alter Ueberlieferung gesetzt haben; eine Schrift eigener Art ist die geistreiche und ideale Schilderung bey Lucianus, worüber wir eine vollständige Entwicklung gewünscht hätten, der

Verf. verweist uns auf eine zu erwartende Abhandlung von Ranke. Demnach bleiben für uns als besonders wichtig die Urtheile der Zeitgenossen, die, auch von Gegnern, selten ganz grundlos und ohne alle Veranlassung sind. H. W. gibt nicht eine Kritik der Nachrichten über Dem. Leben, sondern eine Charakteristik der Männer, die über diesen etwas geschrieben hatten; er selbst gesteht, er habe keineswegs alle Irrthümer nachweisen als vielmehr die Quellen prüfen wollen, wernach ein künftiger Bearbeiter die Lebensverhältnisse des Redners geläutert und unverfälscht darstellen könnte. Dadurch ist der Verf. aus dem engen Kreise einer biographischen Untersuchung in das weite Feld der Literaturgeschichte getreten, und da gewöhnlich von Schriften berichtet wird, von welchen sich außer den Namen nichts erhalten hat, so ist wenig erbauliches über sie und ihre Verfasser zu lesen; auch das Ergebniß kann nicht als sicher betrachtet werden; ein im allgemeinen selbst ungünstiges Urtheil, welches das Alterthum gegen einen Schriftsteller über die Behandlung der Geschichte ausgesprochen hat, ist noch kein gültiges Zeugniß, daß diese oder jene Thatsache, die spätere aus ihm schöpfen, willkürlich erfunden und demnach bedeutungslos sey, wie man z. B. von Idomeneus glaubt. Weil Diodorus in der Beurtheilung des Philippus ganz abweichend von Theopompus ist, so glaubt er in jenem eine andere Quelle als diesen zu erkennen; dagegen weise die Bitterkeit und Strenge, mit welcher bey Justinus sowohl Philippus als die Athonienser geschildert werden, auf den tadelwürdigen Theopompus; wohl möglich; aber Diodorus konnte in Erzählung von Thatsachen gleichwohl diesem folgen, ohne dessen Urtheile über Personen zu billigen. Da so wenige Bemerkungen sind, denen man nicht mit gleichem Rechte eine andere gegenüberstellen kann, so müssen wir diese ganze Behandlung als wenig fruchtbar erklären. Schwierlich würde sie der Verf. gegeben haben, wenn ihn nicht eine besondere Veranlassung dazu aufgefordert hätte. Er hatte vor einigen Jahren die Schrift des sogenannten Plutarchus, das Leben der zehn Redner, bearbeitet und darzuthun gesucht, daß es nicht nur ein ächtes Werk des Plutarchus sey (hierin folgte er dem N. G. Becker, wiewohl er sich Quaest. Dem. II. 25 noch sehr zweifelhaft ausdrückt) sondern daß daselbst Berichtigungen der ausführlichen

Lebensbeschreibung des Dem. niedergelegt seyen; eine Annahme die sicher auf Widerspruch rechnen durfte; die Rechtfertigung jener Ansicht wird hier gegeben, diese und die kritischen Zusätze zu jener Ausgabe sind das überwiegende der ganzen Untersuchung. Jene Schrift trägt als äußere Zeichen der Richtigkeit die Autorität der Handschriften, und die noch gewichtigere, daß sie im Kataloge von Lamprias, dem Sohne des Plutarchus, aufgeführt ist; gewiß ist sie aus keiner spätern Zeit, denn die spätesten in ihr erwähnten Schriftsteller, Dionysius und Cæcilius, sind aus der Zeit des Augustus. Dagegen kann man erwähnen, daß sich Plutarchus rhetorischen Studien überhaupt nicht geneigt zeigt; Demosthenes und Cicero sind nicht geschildert weil sie Redner waren, sondern weil sie Bedeutung in ihrem Staate hatten. Ueberall spricht sich die größere Liebe zur Poesie und Philosophie deutlich aus; von ihm erwartet man eine Schilderung der vorzüglichsten Redner am wenigsten. Ferner ist die Darstellung nicht im Geiste des Plutarchus, endlich finden sich auffallende Widersprüche mit den Biographien. Diesem Bedenken wird entgegnet, daß hier nur das Material zu einer künftigen Bearbeitung vorliege, dann daß die Abweichungen wirkliche Verbesserungen der früher geschriebenen Biographien seyen; die neu hinzu gekommenen Fehler sollen in der Absicht gegeben seyn, sie zu widerlegen. Auf diese Art kann H. W. alles erklären, ohne zu überzeugen, ja selbst ohne das ganze nur wahrscheinlich zu machen; die angeführten Stellen haben uns wenigstens keine Bestätigung seiner Ansicht geliefert, sie dienen vielmehr den Gegnern zum Beweise; hätte Plutarchus, als er das Leben des Dem. geschrieben, die hier vorgekommenen Abweichungen nicht gekannt, und erst später solche als merkwürdig sich ausgezeichnet, so würde er ganz unkundig und unbesonnen, und gewiß nicht mit solchem Erfolge sich an jene Biographie gewagt haben; alles was hier angegeben ist und noch weit mehr, mußte er schon damals wissen und gesammelt haben. Eine nähere Untersuchung liegt hier außer unserm Zwecke und es ist zu wünschen, daß Professor Sauppe, der eine Ausgabe jenes Büchleins angekündigt und die Unächtheit zu zeigen versprochen hat, dieses Versprechen bald erfülle.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

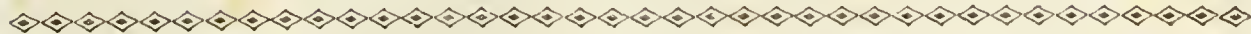
München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. October.

Nro. 200.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins im Jahre 1836. Herausgegeben von C. F. Gauß und W. Weber. Göttingen 1837. 8. 103 S. mit Tabellen und 10 Steindrucktafeln.

Bekanntlich beschäftigt sich Hr. Hofrath Gauß seit mehreren Jahren mit Ausbildung der Lehre des Magnetismus: nur einen Theil seiner Entdeckungen und Ideen hat er indessen bisher der Publicität übergeben. Ein Theil derselben, insbesondere auf den Erdmagnetismus sich beziehend, bedurfte einer weitläufigen Begründung durch Beobachtungen von einer Genauigkeit und Ausdehnung, wie sie bisher die Wissenschaft nicht aufzuweisen hatte.

Die hiezu erforderlichen Beobachtungen herzustellen ist der Zweck des „Magnetischen Vereines,“ der nach der Aufforderung und unter der Mitwirkung des Hrn. Hofr. Gauß zu Stande gekommen, in mehrfacher Beziehung als ein erfreuliches Ereigniß bezeichnet zu werden verdient.

Der Erdmagnetismus äußert sich, wie bereits ältere Beobachtung gezeigt, und die neuere Untersuchung von Humboldt, Arago, Kupfer näher nachgewiesen hat, auf zweifache Weise, durch periodische Gleichungen (Ab- oder Zunahme) und durch unregelmäßige Störungen. Die letzteren, höchst auffallend in ihren Wirkungen und noch unerklärt in ihrer Entstehungsweise sind bisher ausschließlich der Gegenstand des Magnetischen Vereins gewesen, der bereits zu Ende des vorigen Jahres neun thätige Stationen zählte, und in neuerer Zeit sich noch

weiter ausgedehnt hat. Die auf solche Weise gewonnenen reichhaltigen Materialien haben die Gründung einer periodischen Publication herbeigeführt, wovon die gegenwärtige Schrift als erster Jahrgang sich ankündigt. Der Zweck ist zunächst die Bekanntmachung der Arbeiten des magnetischen Vereines; in welcher Weise dieses geschehen soll, wird durch folgende Worte der Einleitung näher bezeichnet:

„Die Beobachtungen und ihre graphischen Darstellungen sollen nicht bloß mit denjenigen Erläuterungen und Bemerkungen, welche in einer unmittelbaren Beziehung auf dieselben stehen, begleitet werden, sondern zugleich mit anderen Aufsätzen, in welchen Gegenstände aus dem weiten Gebiete des Erdmagnetismus, die darauf bezüglichen Instrumente, ihre Verrichtung und Behandlung und die mannigfachen davon zu machenden Anwendungen Platz finden werden.“

Obwohl ein bedeutender Theil dessen, was die vorliegende Schrift enthält, bereits im Wesentlichen durch frühere Schriften des Hrn. Hofraths Gauß bekannt geworden ist, so wird es bey der Wichtigkeit und Vollständigkeit der neuen Mittheilung wohl keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn wir auch auf das Bekanntgewordene unsere Anzeige ausdehnen.

In der Einleitung erhalten wir eine Uebersicht der frühern Untersuchung des Erdmagnetismus, ihres Fortganges, ihrer Vervollkommnung, bis zur Bildung des magnetischen Vereines. Das Werk selbst ist in fünf Abschnitte getheilt.

Der erste Abschnitt handelt von magnetischen Observatorien und den darin aufzustellenden Instrumenten. Das erste magnetische Observatorium, nach kleinerem Maßstabe angelegt, errichtete im Jahre 1828 Hr. von Humboldt in Berlin: fünf

Jahre später kam das Göttinger Observatorium zu Stande. Dieses letztere, in der Nähe der Sternwarte erbaut, bietet ein Muster dar in Beziehung auf Zweckmäßigkeit und sorgfältige Berücksichtigung aller auf die Beobachtung wirkenden Umstände; es ist frey von allen Eisentheilen, gewährt für die Instrumente eine feste, isolirte Aufstellung und schützt sie vor dem Luftzuge. Der magnetische Apparat unterscheidet sich von den früheren durch wesentliche Vortheile: erst durch die Gaußsche Einrichtung ist es möglich geworden, den magnetischen Bestimmungen die Schärfe zu geben, die früher den astronomischen Beobachtungen ausschließlich zukam. Ein starker Magnetstab, an einem ungedrehten Seiden- oder Metallfaden, horizontal aufgehängt, trägt an einem Ende, und zwar in senkrechter Lage gegen seine Axe, einen Spiegel: in einiger Entfernung (etwa 16 Fuß) ist ein Theodolit aufgestellt und darunter eine Scala (ein Meter in Millimeter Einzeltheile) befestiget, deren Bild in dem Spiegel des Magnetstabes durch das Theodolitenfernrohr gesehen wird. Die Oscillationen des Magnetstabes zeigen sich demnach auf der Scala. Die Beobachtung geschieht nach einer neben dem Theodoliten aufzustellenden Secundenuhr. — Hier sind nur die Haupttheile des Apparates erwähnt: in der vorliegenden Schrift selbst findet sich nebst der Beschreibung auch eine detaillirte Zeichnung sämtlicher Theile, wornach jeder Mechaniker im Stande seyn wird, den Apparat anzufertigen und aufzustellen.

Der zweyte Abschnitt handelt von dem in den Beobachtungs-Terminen anzuwendenden Verfahren. Bekanntlich beginnen die Terminbeobachtungen an dem letzten Samstag der Monate Januar, März, May, July, September, November, Mittags 12 Uhr, und werden ununterbrochen in Intervallen von 5 Minuten bis zum Mittage des folgenden Sonntags fortgesetzt. Die früher eingeführten Nebentermine fallen in Zukunft weg. Da der Magnetstab beständig oseillirt, so ist das Beobachtungs-

verfahren darauf berechnet, die Oscillationen zu eliminiren: dazu würde es hinreichend seyn, den Stand der Nadel an zwey um die halbe Schwingungsdauer derselben von einander entfernten Momenten zu beobachten. Aldann würde das Mittel aus den zwey beobachteten Magnetständen die Richtung des magnetischen Meridians für das Mittel der Beobachtungszeiten angeben. Genauer wird das Resultat, wenn man sechs Beobachtungen vereinigt, wie dieß von allen Theilnehmern der Terminbeobachtungen angenommen worden. Uebrigens können die Intervalle zwischen den einzelnen Beobachtungen verschieden gewählt werden, so, daß immer das Mittel der sechs beobachteten Magnetstände dem Mittel der Zeiten entspricht.

Der dritte Abschnitt enthält einen Auszug aus dreijährigen Beobachtungen der magnetischen Declination in Göttingen. Vom 1. October 1834 angefangen sind regelmäßig Declinationsbeobachtungen um 8 Uhr Morgens und 1 Uhr Mittags dasselbst gemacht worden. Zwar reichen sie noch nicht hin, über den Betrag der monatlichen Mittel und der jährlichen Abnahme mit Sicherheit urtheilen zu lassen, vielmehr mögen sie zum Beweise dienen, daß die zufälligen Störungsurachen zu bedeutend sind, um durch die Beobachtung weniger Jahre aus dem Resultate entfernt zu werden. Den Gang im Allgemeinen deuten die vorhandenen Bestimmungen hinreichend an: insbesondere ergiebt sich von dem Vormittag auf den Nachmittag eine nie fehlende Zunahme der Declination, deren Betrag mit den Jahreszeiten, sohin auch mit der Stellung der Sonne, einen so auffallenden Zusammenhang kund giebt, daß das Verhältniß von Ursache und Wirkung nicht zu verkennen ist. Eine zweckmäßige Combination zeigt, daß das Mittel aus den Vormittags- und Nachmittags-Beobachtungen keiner weitern Ungleichheit unterworfen ist, als derjenigen, die aus der Secular-Abnahme und den aromalen Störungen entsteht. —



Der vierte Abschnitt enthält die Beschreibung eines kleinen Apparates zur Messung des Erdmagnetismus nach absolutem Maße für Reisende. — Die Intensität des Erdmagnetismus gehört nicht bloß zu den Elementen, von welchen die Erscheinungen wesentlich abhängen, sondern auch zu denen, die einer vollkommen scharfen Bestimmung fähig sind. Die anzuwendende Bestimmungsmethode vermittelst des Magnetometers gehört bekanntlich Hrn. Hofrath Gauß eigenthümlich zu und findet sich in seiner Abhandlung: *Intensitas vis magneticae terrestris ad mensuram absolutam revocata*. Göttingae 1833. entwickelt. „Diese Anwendung des Magnetometers,“ sagt Hr. Prof. Weber am Eingange dieses Abschnittes, „welche gestattet, die Resultate der Erfahrungen, die in den entferntesten Welttheilen zu den verschiedensten Zeiten und mit nie verglichenen Apparaten erhalten worden sind, mit einander numerisch zu vergleichen, wird in diesen Blättern in der Folge häufiger besprochen, und es wird successiv Alles mitgetheilt werden, was zu ihrer Ausführung zu wissen nöthig ist, sowie Alles, was zur Erläuterung des Geschäfts dabey dienen kann. Dergleichen werden auch die Resultate dieser absoluten Messungen zur Sprache gebracht werden und ihre Benützung zu einer wissenschaftlichen Begründung der Lehre vom Galvanismus.“

Da die Intensitätsmessungen nach der angezeigten Weise einen großen Apparat und eine Aufstellungsart fordern, welche die Ausführung für Reisende unmöglich machen würden, so hat Gauß in dem „Astronomischen Jahrbuche“ von Schumacher für das Jahr 1836 einen kleineren, für Reisende geeigneten, Apparat angegeben, dessen Gebrauch hier durch Vorschriften und Beispiele näher erläutert wird. Der Apparat besteht aus einer kleinen Boussole, einem kleinen Magnetstabe, den man an einem Seidenfaden zum Schwingen aufhängen kann, und einem Maßstab von der Länge eines Meters. Die Genauigkeit einer vollständigen Messung, die

mit allen Vorbereitungen nicht über eine Stunde Zeit erfordert, schätzt Hr. Prof. Weber auf den 200sten Theil des Intensitätswerthes.

Der fünfte Abschnitt enthält einige Erläuterungen zu den Terminzeichnungen und Beobachtungszahlen. Die Terminbeobachtungen sind im Jahre 1836 vollständig oder zum Theile in Berlin, Breda, Breslau, Catania, Freyburg, Göttingen, Haag, Leipzig, Marburg, Mailand, Messina, München, Palermo, Upsala, gemacht worden. Von sämtlichen Terminen finden wir am Ende dieses Abschnittes graphische Darstellungen, von den drey letzten werden auch die Beobachtungszahlen vollständig mitgetheilt. Indem wir auf die wunderbare Uebereinstimmung und Gleichzeitigkeit der Störungen hinweisen, die sich insbesondere in den Zeichnungen so augenscheinlich darstellen, führen wir zum Schlusse folgende hierauf bezügliche Stelle des Werkes selbst an:

„Für jetzt kann es noch gar nicht unser Beruf seyn, diese räthselhafte Hieroglyphenschrift der Natur zu entziffern: wir müssen vorerst unser Bestreben nur seyn lassen, Abschriften von dem, was sich darbietet, zu sammeln, und denselben immer mehr Zuverlässigkeit, Treue und Mannigfaltigkeit zu verschaffen: reichem Stoff wird, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, dereinst auch die Entzifferung nicht fehlen.“

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitau-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Sieht man sich nach dem Beweise für die Filzische Behauptung um, daß St. Rupert die Ausbreitung der christlichen Religion im Ufernoricum durch Landbischöfe besorgt habe; so findet man, mit Ausnahme der Stelle in der *Vita primigenia*, welche die Donaureise und die Rückkehr und eine Einkehr in Lorch erzählt, Nichts, was derselben irgend das Wort spräche. Sie ist ein fühner Schluß aus jener Stelle der *Vita primigenia*,

etwa in der Art: Wenn St. Rupert bis zur Gränze Unterpannoniens gefahren und bey seiner Rückkehr zu Vorch sich aufgehalten, werde er auch für die Verbreitung des Christenthums in jenen Gegenden nicht unthätig gewesen seyn; und da nun in den ersten 2 Decennien des VII. Jahrhunderts der Bischof Erchenfried erscheint, so ist es dem H. J., der selten Heiligen, wie bemerkt, gerade in diesem Zeitpunkte und kurz vorher thätig seyn läßt, eine ausgemachte Sache, daß Erchenfried unter Rupert und auf dessen Befehl als Landbischof im Ufer-Noricum werde gewirkt haben.

Es fragt sich indessen, ob St. Ruperts Donaureise wie sie die Vita primigenia berichtet, auch in der That vollführt worden sey? Diese Vita primigenia ist im Jahre 873 (Siehe Conversio Carentanorum bey Kleinmarnern, dipl. Anhang p. 18), also in beträchtlicher Zeitentfernung vom Zeitalter St. Ruperts gefertigt worden. Sie bildet einen Theil der so berühmten Conversio Carentanorum, einer Vertheidigungsschrift der Divesan-Rechte der Salzburger Kirche über die östlichen Slavendländer von einem ungenannten (Salzburger) Geistlichen verfaßt: Zuerst erzählt er, wie die Bawarier (durch St. Ruperts Bemühen) Christen geworden, und dieß bildet den Inhalt der Vita primigenia, (welche H. J. Band 64 p. 42 des Anzeigbl. wiewohl ohne Beweis „eine schriftliche Tradition aus der Zeit des Bischofs Arno“ nennt); hierauf fügt der Anonymus ein Verzeichniß der Bischöfe und Aebte der Kirche von Salzburg bey, (p. 9 bey Kleinmarnern dipl. Anhang) und geht dann auf sein Hauptthema, die Bekehrung der Carantanen und Awaren über, welche von Salzburg aus unternommen wurde. Nach Kleinmarnern p. 7 not. a, soll bereits Pagi Zweifel gegen diese um das Jahr 873 geschriebene Vita primigenia geäußert haben; Hansiz aber „rettere das Alterthum dieser Vita primigenia gegen diese Zweifel T. II. p. 975“ (dieselbst jedoch kann ich von einer Widerlegung des Pagi nichts finden). — Allerdings drängen sich uns bey aufmerksamer Durchlesung Zweifel auf: ob nämlich den Verfasser dieser Schutzschrift der Salzburger Kirche nicht die Lust angewandelt, bereits den h. Rupert in diese Regionen des unteren Pannoniens ziehen oder respective fahren zu lassen, um so gleichsam schon gleichzeitig der Gründung von Salzburg, oder selbst noch vor dieser seine geistlichen Rechte auf die dortigen Einwohner zu begründen. Daß S. Rupert, er mochte 582, oder 696 angekommen seyn, eine so weite Fahrt dahinab nicht unternehmen konnte, außer unter den größten Gefahren, wird sogleich begreiflich, wenn man sich erinnert, daß bereits seit 568 die Awaren in diesen Strichen bis zur Enns s.ien, daß sie um die Mitte des VII. Jahrhunderts und im Jahre 696 gleichfalls noch das Land östlich der Enns besetzt hielten, und daß sie in den angegebenen Zeitpunkten stets Feinde ihrer

westlichen Nachbarn gewesen. Was mich in meinem Zweifel an der Aussage der Vita primigenia rücksichtlich dieser Reise des heil. Ruperts noch mehr bestärkt, ist der Umstand, daß die ihrer Fertigung nach um Vieles (vielleicht um 70 Jahre) älteren breves notitiae ecclesiae Salisburgensis, welche doch mit großer Umständlichkeit die Geschichte der Gründung und aller dieser Gründung vorhergehenden Begebenheiten (p. 31. cap. 1. bey Kleinmarnern dipl. Anh., woselbst der Ausdruck: Item Theodo dux dedit ei (Ruperto) potestatem circumire regionem Wabarorum etc. beherzigenswerth ist) erzählen, von dieser Donaureise bis hinab ins untere Pannonia durchaus keine Erwähnung machen, sondern, was auch natürlicher und Ruperts Zwecken angemessener ist, sie lassen ihn zum Behufe der Auswahl eines passenden Sitzes im Lande der Bawaren umhergehen. Was wollte er bey den Awaren machen, wenn er bloß darauf ausging, sich einen tauglichen Sitz auszusuchen? Der ganze Vortrag der Vita primigenia mit der Donaureise und der Pannonia inferior erinnert an geographische Verhältnisse, die dem Zeitalter Ruperts, es sey nun das VI. oder VII. Jahrhundert, durchgehends fremd waren. Diese Pannonia inferior öfnet sich den Christen erst nach den Kriegen Karls des Großen mit den Awaren, nach deren förmlichen Besiegung.

Auf welche Veranlassung die Donaureise in die Vita primigenia gekommen, ist schwer zu sagen. Muthmaßlich seit dem Erwachen der Eifersucht zwischen den Passauer und Salzburger Kirchenfürsten. Erstere hielten an ihrer (vermuthlichen) erzbischöflichen Würde, ihre (Vorch) Kirche übertraf an Alter S. Ruperts-Stiftung, daher erlaubten sich die Passauer Clerici, voll solcher Gefühle des Vorranges, Ausdrücke, wie sie etwa im Coder von Mattsee (Perg Archiv Bd. III. p. 110) zu lesen sind: Ann. DCXV. Vilo romanus Iau-reac: Archiepiscopus etc. Beato Ruperto Juvavo conceditur habitare. Eine solche Sprache forderte natürlich die Salzburger heraus, das Alter ihrer Kirche und deren Divesanrechte an Celavinen etc. zu vertheidigen. So bekläufig mag die Donaureise, und der Besuch des heimkehrenden Rupert zu Vorch der Vita primigenia einverleibt worden seyn. Es ist übrigens dieselbe Lebensbeschreibung, welche mit ihrer Unbestimmtheit gleich anfangs „tempore Hildeberti Regis Flandorum anno scilicet regni illius III. (II.) etc.“ (Kleinmarnern dipl. Anhang p. 7) den Zankapfel unter die Gelehrten geworfen, und die die Zeit des Todes dieses Heiligen in ähnlichen unbestimmten Ausdruck (die resurrectionis domini nostri Jesu Christi. Ibidem p. 9.) gefaßt hat.

(Fortsetzung folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. October.

Nro. 202.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. 2c.

(Fortsetzung).

Häufig kam er auch, bald amtlich, öfter aber confidentiell, mit den meisten sich besonders hervorstellenden Personen des großen Drama's in Berührung, sah das griechische Leben im Familienkreise nicht weniger als auf der öffentlichen Bühne, beobachtete und prüfte gleichsam bis in's Einzelne Flotte und Landheer beyder streitenden Theile, genoß als redlicher und menschlich gesinnter Mann Ehre und Achtung der Mohammedaner und Christen, wohnte als Augenzeuge ihren Seegefechten bey, besah ihre Schlachtfelder auf dem Lande, und konnte Maas und Bereich der beyderseits in's Spiel gebrachten geistigen und materiellen Kräfte vielleicht richtiger bemessen, als die vielen dithyrambisch berauschten, unzählige Flotten und Türkenheere vernichtenden, wunderverkündenden und Themistokles erweckenden Herolde des insurgirten Griechenvolkes im Mittelpunct von Europa. Wenn man aber einen und denselben Gegenstand so lange Zeit und in so verschiedenen Phasen beobachten kann, wird es am Ende schwer, sich über die Natur desselben zu täuschen, besonders wenn man entweder einen von Natur schon nüchternen, oder doch wenigstens nicht aller Berichtigung unzugänglichen Sinn besitzt. Man fürchte aber nicht, am Verf. dieser

Denkwürdigkeiten eine jener eifigen diplomatischen Seelen zu entdecken, die lange schon von aller menschlichen Nüßrung emancipirt die Weltereignisse als Ziffern und das menschliche Geschlecht überhaupt nur als ein mathematisches Problem betrachten. Und scheint im Gegentheile Hr. Prokesch selbst von jener damals in Europa epidemisch herrschenden Schwärmercy für das hellenische Wesen — wenigstens vor seiner Ankunft auf griechischem Boden — nicht frey gewesen zu seyn. Wie so viele andere, glaubte auch er in ein Land zu kommen voll Säulengänge und materischer Ruinen, und große Städte mit geschmackvoll erbauten Palästen, mit Orangen- und Gärten, tiefen Gräben und hohen Mauern, und darin wohl gar noch jenes *ἡνδίων γένος ἀνδρῶν* der Homerischen Gesänge im Kampfe mit Asiatischen Unholden zu finden. Allein der Anblick des kleinen, schmutzigen, alle Bilder des Elends und der Geduld zur Schau stellenden Hütten- und Sumpfstädtchens Mesolongi, wo er zuerst den elassischen Boden betrat, zeigten ihm schnell, was Neugriechenland sey, und das bange Ahnen der Einwohner, welches ihre Mienen und Worte verriethen, erschütterten gleich anfangs seinen Glauben an die Unbesiegbarkeit der hellenischen Phalangen. Jedoch bleibt er der Hauptsache nach während der ganzen langen Kreuzfahrt, besonders aber im ersten Jahre derselben, von den Bildern der alten Geographie Griechenlands so beherrscht, daß man in seinen häufig wiederkehrenden, endlosen historisch-topographisch-archäologischen Beleuchtungen der türkischen und griechischen Länder immer noch Polybius und Strabo

zu hören glaubt. In solchen Dingen steht Hr. Profesch nicht selten auf gleicher Höhe mit jenen deutschen Gelehrten, die in ihren Handbüchern der Geographie des neuen Griechischen Reiches auf der Halbinsel Morea gewisse Ortschaften als heute noch bestehend aufzählen, die bereits vor mehr als 2000 Jahren mit Grund und Boden schon vom Meere verschlungen waren. Es war überhaupt bis dahin weder unserm Verfasser, noch sonst jemand eingefallen, in Hellas etwas anderes als reine Hellenen zu suchen, oder nur über die volle und durchgängige Anwendbarkeit des zweyten Buches der Iliade so wie der Reisebeschreibung des Pausanias auf das heutige Morea und Numelien die leisesten Bedenken zu erheben. — Was den moralischen und geistigen Werth des Volkes betrifft, so schwanden hierin seine Ideale freylich, je länger er blieb und je mehr er sah. Besonders lehrte ihn ein längerer Aufenthalt auf der Insel Poros, dieser Muttererde großer Künstler, und heute noch von zahlreichen Trümmern alter Denkmäler gleichsam bedeckt, daß althellenischer Kunst- und Schönheitsfönn von diesem Boden völlig gewichen sey.

„Was ist noch übrig von diesen Griechen (des Phidias)? O sage nicht, edles Beispiel veredle. Seit Jahrhunderten wohnen sie unter den Trümmern, worin der edelste Geschmack sich bewahrt, und ich wundere mich nicht, daß sie nichts Aehnliches hervorgebracht haben, denn Armuth, Unteerdückung und die veränderte Richtung ihrer Furcht und ihrer Hoffnung erklären diese Lähmung; aber es schmerzt mich zu sehen, daß sie nicht für diese Trümmer Achtung zu bewahren, von ihnen nicht wenigstens die Art, sie zu gebrauchen, gelernt haben. Du siehest das herrlichste Gefünse zum Pflastersteine entwürdigt, die Säule als Mauerblock eingekalkt, das Götterbild zum Mörtel ausgehöhlt, den feinsten Knauf zur Mühlplatte verwendet; du siehest alles und jedes schief, unzweckmäßig, geschmacklos angebracht. Die Denkmäler der großen Zeit der Griechen haben keinen schlimmern Feind als die heutigen Griechen, die verachtend auf sie blicken, und die Europäer belachen, die da kommen, um einige Pfennige aus dieser reichen Schatzkammer zu rauben. Ich weiß, daß die Regierung des dermaligen Griechenlands einige flüchtige Blicke auf die Bewahrung dieser Denkmäler warf; es wäre

auch gar zu unklug, wenn sie es nicht thäte, da ja eben diese Reste ihre Titel bey der europäischen Mitwelt sind; aber ich weiß auch, wie wenig das Volk im Allgemeinen auf der Höhe steht, seine Vorfahren aus ihren Werken zu beurtheilen, und ich erinne mich hier der Aeußerung eines angesehenen Griechen auf Syra, der wahrhaftig damit das Trachten und Sehnen der großen Mehrzahl seiner Mitbürger aussprach. „Wenn ihr mir einen Sack voll Metall bringt und fordert dafür zehn Piaster, so wage ich die geforderte Summe; bringt ihr mir aber in demselben Sacke alle Pythagoras und Pherkydes herbei, so gehe ich nicht zehn Paras des darum.“

Hätte Hr. Pr. nur einige Ahnung von den materiellen Revolutionen gehabt, welchen das griechische Volk zwischen dem classischen Zeitalter und der Gegenwart erlegen ist, so würde ihn der verkommene Zustand der Menschen und die barbarische Armseligkeit ihrer Wohnorte weniger überrascht, weniger peinlich berührt haben. So meynete er in den Gegenden, und namentlich in Korinth, wo sich der alte Name bis heute erhalten hatte, auch noch etwas vom alten Glanze der Stadt zu finden, und kann nach Besetzung der Vertlichkeit seinen Unmuth über die bittere Täuschung nicht verbergen.

„Wo bist du, wiedererstandenes Korinth? Du, nach Dio Chrysostomus einst der Stolz und der Stern Griechenlands! — Welch ein Wechsel! Nein, ich habe ähnlichen nicht gesehen. Ephesus liegt in Trümmern, und kaum eines Menschen Fuß wandelt über ihr — aber man erkennt sie im Tode noch; die Gebeine weisen den Niesen. Wer aber erkennt Korinth? — Ausgelöscht — weggetilgt bis auf die Spur fast — und denselben Boden entadeln die erbärmlichen Rothtrümmer der neuesten Korinth, ein Haufen ecker Nester, gerade erkenntlich genug, um gegen die Erbauer zu zeugen. Wie tief muß ein Volk gefallen seyn, das auf den Mutterboden der Kunst und des Geschmacks roh, wie der roheste Barbar einer immer wüsten Steppe seine Wohnstätte zusammenstoppelt! —

Im Betrefte der allgemeinen politischen Ansichten scheint uns Herr Profesch weder den puritanischen Schwindel eines Milton, eines Sidney und Anderer zu theilen, die da für möglich hielten, eine Regierung zu gründen, welche ganz leidenschaftlos, ganz verständig, ganz uneigennützig wäre; noch auch

in die Zahl jener Gelehrten zu gehören, welche ein Buch gleich für gefährlich halten, wenn es nicht auf jeder Seite unterthänigste Kniebeugungen gegen die öffentliche Macht enthält. Hr. Profesch ist billiger und meynt, freyer und glücklicher könne man nirgend leben als in Smyrna, wo es für den französischen Bewohner weder Abgaben, noch Polizen, noch Conscriptio, noch Censur, noch überhaupt irgend eine Last, Form oder Schranke, die der Sitten ausgenommen, gebe. Er weiß aber auch, daß diese Uebel von der Natur der menschlichen Gesellschaft weniger oder mehr unzertrennlich sind, und daß folglich die Völker besser thäten, ihren Zustand durch Geduld und Klugheit langsam zu verbessern, als nach Art der Griechen auf dem Wege der Gewalt Abhülfe zu suchen. Bey diesen aus dem ganzen Buche hervorscheinenden Gesinnungen ist leicht zu errathen, was er eigentlich vom Aufstande der griechischen Provinzen gegen die Regierung des Sultans denkt. Er brachte aber seine Meynung über dieses Ereigniß nicht *ex officio* schon von der Heimath her, sondern schuf sie erst, nachdem er Menschen und Dinge in der Nähe gesehen hatte.

„Blut und Mord, Barbaren, Elend und Jammer, Leichtsinns und Unwissenheit (in Griechenland) überall und überall! — Glaube mir (du weißt, ob ich dieß mit Schmerz sage), dieses Volk ist nicht dazu bestimmt, sein eigener Herr zu werden. Laß sie schwägen auf den Polstern unserer Hauptstädte von Heldenthaten des Tages und von Altgriechenland, und uns verdammen, die wir wagen, ein abweichendes Urtheil zu äußern. Wir haben nicht die Hände in den Schooß gelegt, wie sie — wir sind hieher gegangen und haben geprüft an Ort und Stelle. Das Wort der Freiheit ist bald ausgesprochen, und sie ist in Europa ein Modeartikel, wie ein anderer. Wer die Gewalt reizt, ohne sie besiegen zu können — wer namenloses Elend über Millionen herabruft, ohne Entschädigung dafür zu bieten, ist ein Verbrecher! — Sein Gemüth mag ihn losprechen; sein Verstand verdammt ihn. Solche leichtsinnige Schreier haben von jeher die Ketten fester gezogen; sie sind die thätigsten Helfershelfer der Tyrannen, die eigentlichen Hochverräther an der Sache der Menschheit. Mißlungene Versuche, in denen zuletzt die wortreiche und thatarme Tugend

zum Prauger geführt und verhöhnt ward, haben in einer Zeit, wie die unsere, billig an der Möglichkeit der Freiheit selbst zweifeln gemacht und sie einem Traume, einer müßigen Erfindung der Einbildung gleichgestellt. Wie soll dieses Land zur Freiheit reif seyn, wo das Volk darunter nichts anders versteht, als seinerseits sich auf die Polster und Teppiche der Türken setzen zu können, wo dessen Leiter unter erhebener Maske niedrige Gesinnungen bergen — und wo es keinen einzigen Mann gibt. (II. 477).“

Dieses Gemälde ist freylich düster und den Vorstellungen, welche man damals bey uns über die Griechen hatte, eben nicht ähnlich. Hr. Pr. war kaum zehn Monate in den griechischen Gewässern, als er allen Glauben an griechische Weisheit, und griechischen Patriotismus, an Palikarenkraft und Mirakel der Branderkähne, an die kriegerischen Erfolge der Insurgenten zu Wasser und zu Lande, so wie an ein glückliches Ende des Aufstandes verlorren hatte. Bey Erblickung des ägyptischen Lagers auf Kandia war sein Auge hell genug die heranziehende Katastrophe in ihrer ganzen Ausdehnung vorherzusehen. „Wo ist eine Kraft in Griechenland, welche den 16,000 Mann Ibrahim's widerstehe?“

— Er sah überall keine, und erklärte alles, was man immer von den Mitteln, die Ueberfahrt und Landung zu verhindern, sagte, für eitel Geschwäg. Die Ägypter werden ohne Hinderniß sich einschiffen, überfahren, landen, und Navarin werde vermuthlich der Punet seyn, den sie zuerst angreifen und wahrscheinlich auch nehmen werden, worauf sie dann auf der Halbinsel festen Fuß hätten und von den Griechen allein nie und nimmermehr ausgetrieben werden könnten. Ohne Hülfe von Russen sey ihre Rettung unmöglich, ihr Untergang gewiß. Sind diese Vorhersehungen nicht alle buchstäblich in Erfüllung gegangen? ist die Unzulänglichkeit der griechischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande nicht nach Umfluß weniger Monate schon eine ganz Europa traurig überraschende und auf der Landseite sogar wenig ehrenvolle Weise zu Tage gekommen? Man vergesse aber ja doch nie, daß die aus der

Insurrection geretteten Trümmer der Klugen und schirmenden Politik des russischen Kabinetes ausschließlich ihr Heil verdanken. Wenn Callustius sogar die großen Geschichtswerke der alten Griechen für unkritisch und rhetorisch entstellte erklärte, was soll man dann von der historischen Literatur des neugriechischen Freiheitskampfes urtheilen?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Die Gelehrten Frankreichs zur Zeit Ludwigs XIV., deren Aufmerksamkeit in Durchforschung und Bearbeitung ihrer vaterländischen Geschichte auch auf die Geschichte der bayerischen Herzoge, welche ja in die scän-Eiße verflochten ist, geleukt wurde (Hansiz. Germ. Sac. II. p. 33 in fine), fanden die Ansicht der Salzburger mit der fränkischen Geschichte im Widerspruche stehend, und bald bildete sich die 2te, also (auch abgesehen von jenen Stimmen des XV. und XVI. Jahrhunderts) neuere Meinung heraus. Unmöglich könne S. Rupert unter den Frankenkönigen Chilbert I. oder II. nach Bayern gekommen seyn. Dieß Ereigniß müsse nicht in der ziventen Hälfte oder am Ende des VI., sondern um ein Jahrhundert später, am Ende des VII. Säculums Statt gefunden haben. Die Gründe, mit denen sie ihre Behauptung unterstützten, fanden bald in Deutschland, trotz der gegentheiligen Ansicht (Gebrüder Mezger, Bernard, Peh u. a.) allgemeinen Beyfall, vorzüglich als Mabillon dieselbe vertheidigte, und verdrängte bald das Salzburger Traditions-System fast aus allen Büchern, welche diesen Gegenstand zu behandeln hatten. Zur höchsten Ausbildung und Vollendung jedoch hat es der gelehrte Jesuit Marcus Hansiz in seiner *Germania sacra* Tom. II. p. 33. — 65 a. p. 919 — 926; dann p. 974 — 980 gebracht. — Indessen gaben die Salzburger ihr System darum noch nicht verloren, vielmehr rüsteten sie sich aufs Neue zum Streit wider ihre Gegner, die das hohe Alter ihrer Stiftung anzutasten gewagt hatten. Es erschien das *Chronicon San Petrense* 1772, fol. und in den achtziger Jahren eine deutsche Bearbeitung desselben in 2 Bän-

den. Zugleich erwarb sich Kleinmayern in seiner *Innovatia*, 1784. fol. das Verdienst, die zween sich bekämpfenden Ansichten, jede mit ihren triftigsten Beweisen ausgerüstet, p. 97 — 128 zusammenzustellen (wie wohl schon der Jesuit und Beichtvater des Churfürsten Max. Joseph. III., Dan. Stadler in seiner 1762. 4. erschienenen Bayerischen Geschichte 2c. p. 31 — 56 etwas Uebnliches unternommen), und sie so jedem Unparteiischen zur weiteren Prüfung darzulegen. Er selbst, obgleich er Partey genommen für die Tradition, findet die Gründe der einen wie der andern Meinung von solchem Gewichte, daß er sich zu einer völligen Entscheidung, entweder für das ältere oder jüngere System nicht bringen kann, „sondern zuzuwarten gedenkt (p. 121), bis sich vielleicht noch eine alte Urkunde oder Geschichte entdecken läßt, welche für die eine oder die andere Meinung den klaren Ausschlag gibt.“

Dazu scheint indessen, selbst nach den Schätzen, welche die Säcularisation der Stifter und Klöster und gebracht, wenig Hoffnung vorhanden zu seyn, und ein Quellenzuwachs, wie ihn der gelehrte Kleinmayern herbeysenkt, dürfte schwerlich zu erwarten seyn. Beschränkt auf das längstbekannte Quellenmateriale, muß man sich schon entschließen, nach sorgfältiger Prüfung desselben, entweder dem alten Systeme zu huldigen, oder dem neueren Mabillon-Hansizischen zu folgen. Denn im Punkte der früheren oder späteren Ankunft des hl. Ruperts hilft ein System des Schwankens, wo man bald dem einen, bald dem andern sich zuschlägt, um es mit Keinem zu verderben, rein zu gar Nichts. Dieß fühlend, und die Untersuchung von Neuem aufnehmend, auch die fränkischen, longobardischen, slavischen Historien, sowie die allgemeine und Kirchengeschichte mit in den Kreis der Untersuchung hereinziehend, haben in neuester Zeit namhafte Gelehrte \*) ihre Partey ergriffen. Der Benedictinermönch und Professor der Geschichte und Philologie am k. Encenn zu Salzburg, Herr Michael Filz, nahm mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharffinn das alte Salzburger Traditions-System schon i. J. 1831 in Schutz.

(Fortsetzung folgt).

\*) Schon Carl Theod. Gemeln er meynete, der Streit sey nicht beendigt, die Acten wären nicht geschlossen! — v. Koch: Sternfeld steht oben an, siehe Peh Archiv III. 305. — In der Recension des Buchner'schen Werkes (kath. Lit. Zeit. 1831. April. p. 13.) — In verschiedenen Aufsätzen in den bayerischen Annalen. — In seinem neuesten Werke, die deutschen, bayerischen, österr. Salzwerke. München 1836. p. 31 des Textes. p. 108, 114. 117. der Noten; endlich in s. akad. Rede v. J. 1837. p. 34.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. October.

Nro. 203.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. 2c.

(Fortsetzung).

Das vorliegende Werk ist der Zeit seines handschriftlichen Entwurfes nach vielleicht das erste, in welchem die Dithyrambe, die Fabel, der Roman durch Wahrheit und historischen Tact verdrängt wird. Man wird in Europa mit jedem Jahre nüchterner. An den Griechen alles schlecht, an den Türken hingegen alles schön finden, wie es einige wollen, wäre eine eben so große, und noch weit unerträglichere Partheylichkeit, von welcher sich Hr. P. vollkommen rein zu erhalten verstand. Er zürnt auf die Griechen, daß sie so barbarisch, so unwissend, so schlecht, so thöricht sind; aber es ist der Zorn eines Liebenden, der den Gegenstand seiner Neigungen weise und tapfer finden möchte, und stark genug, den Sieg über einen unmenschlichen Dränger durch eigene Kraft zu erringen.

Diese Erläuterungen sollen hinreichen, den Geist des Buches und seines Verfassers zu kennen. Was den Inhalt selbst betrifft, so können wir den archäologischen und topographischen — folglich den bey Weitem größten Theil desselben, unmöglich ausführlicher berühren, ohne schon bey ähnlichen Veranlassungen Gesagtes und allerwärts Bekanntes hier wieder zu sagen, und die Geduld der Leser zu ermüden. Denn was will man unterrichteten Leuten heute noch von Smyrna, von Troja, von den Dar-

danelen, vom Bosphorus, von Constantinopel und seiner Umgegend Neues oder Ueberraschendes erzählen? Und doch verbreitet sich Hr. P. über alle diese Gegenstände mit einer Weitläufigkeit und Fülle, mit einer Kritik, Belehrung und Schärfe, die nur aus dem gereizten Gemüthszustande zu erklären ist, in welchem der Verf. in die östlichen Länder schiffte. Manche Gegend, z. B. Syra, Smyrna, Milo, Athen, Chios, Nauplia, Kreta und ihre Küstenstädte berührte er während seiner Queerfahrten vier bis fünfmal, und jedesmal wird bey meistens längerem Aufenthalt derselbe Gegenstand von einer neuen Seite betrachtet, wird alles was Alte und Neue darüber geschrieben, zusammengestellt, mit der Gegenwart verglichen, kritisch gesichtet, getadelt und verbessert. Namentlich wird Pausanias in Beschreibung wichtiger Plätze ganz in diese Denkwürdigkeiten hineingezogen, und eben dadurch ein bedeutendes Anschwellen derselben erwirkt, was insbesondere von Athen, Mycenä und Korinth und der Straffe zwischen beyden letztgenannten Städten, die er mit der Secunden-Uhr in der Hand beschreibt, zu verstehen ist. Megara, Skyro, Sicyon und der alte Stadtgrund von Glazomenä erhalten auch ihren reichlich zugemessenen Antheil, um von Smyrna, Troja, dem Labyrinth und den Dardanellen zu schweigen, welche allein den größern Theil des I. Bandes ausfüllen. Er behandelt den jedesmaligen Gegenstand seiner archäologischen Forschungen so erschöpfend, so umständlich, daß man häufig alles entbehren kann, was andere vor und nach ihm darüber geschrieben haben. Dabey hat er die Ge-

wohnheit, wie man es gleich im Eingange des II. Bandes in Beziehung auf die Insel Kreta sehen kann, alle über irgend einen fraglichen Punct nur irgendwo aufzufindenden historischen Notizen zusammenzustellen, gerade wie es Pausanias in der alten, und Hr. von Hammer in seinen Türkischen Geschichten in der neuesten Zeit gethan haben. Diese Methode gewährt doppelten Vortheil, sie füllet schnell ein Buch und sorgt für die Bequemlichkeit und Neugierde einer gewissen Klasse von Leser. Warum hat aber Hr. Pr. die einzelnen Pinselstriche seiner polyhistorischen Malerey nur aus Druckschriften entlehnt? Warum hat er in seinem Drange nach Vollständigkeit, und bey seinen wiederholten Kreuz- und Queerzügen durch Inseln und Continent nicht auf gewisse handschriftliche Nachrichten und Chroniken sein Augenmerk gestellt, die nicht in Klöstern, wo man sie gewöhnlich sucht, sondern in Händen von Privatleuten, z. B. auf Naxos, in Athen u. s. w. trotz wiederholter Verwüstungen dennoch hin und wieder zu finden sind? So z. B. würde seine endlose Diatribe über Alt- und Neu-Athen an Reiz und Belehrung bedeutend gewonnen haben, wenn er mit theilweiser Umgehung der alten Lesern des Pausanias ohnehin schon bekannten und auf die Gegenwart gar nicht mehr anwendbaren Beschreibungen verschwundener Herrlichkeit, Bruchstücke einer Chronik gegeben hätte, worin griechische Mönche das Schicksal der Stadt Athen, während der großen Strömungen nordischer Völker im Mittelalter überlieferten. Bey Hrn. Pitaki, dessen Bekanntschaft er doch machte, besonders aber in der Familie Keiciajoli, welche im 15. Jahrhundert die Herrschaft über Attica besaß, hätte er reiche Ernte halten und statt seiner Klagen in Prosa und Versen uns unwissende Abendländer belehren können, daß Athen nach den Zeiten des Pandecten-Kaisers Justinian viele Menschenalter hindurch öde lag, daß die Häuser einfielen, in den Strassen Bäume wuchsen, und zuletzt sich die ganze Stadt in einen zu-

sammenhängenden Delbaumwald verwandelte, der von streifenden Slavenhorden in Brand gesteckt den größern Theil der alten Denkmale verzehrte und im Schutte begrub. \*) Die Einwohner hatten sich nach Salamis geflüchtet und dort das von Hrn. Profesch ebenfalls besuchte Ampelakia erbauet, wo sie aber bis auf schwache Ueberbleibsel durch wiederholte Uebersälle der Seeräuber zu Grunde gingen. Zeit und Umstände der Erbauung und Wiederkolonisation von Neu-Athen wäre an dieser Quelle in gleicher Weise zu erfahren gewesen, so wie die Entwaldung des Hymettus und die Anlage von Koluri bey gänzlicher Verödung der alten Stadt Salamis. Mit welchen Augen würde er auf dieser Insel das von ihm so viel besprochene Kloster Phaneromeni betrachtet haben, wenn er gewußt hätte, daß der große Ceres-Tempel von Eleusis das Material zu seiner Erbauung geliefert habe? Wir haben aber Gründe zu glauben, daß Hr. Profesch damals in der griechischen Sprache noch nicht dieselbe Fertigkeit besaß, die er sich in der Folge angeeignet hat. Denn wenn man in den „Erinnerungen aus Egypten“ seine Entzifferung des etwas unleserlichen letzten Pentameters der bekannten Inschrift auf der Memnonssäule zu Theben mit dem Originale vergleicht, so kann man keinen starken und geübten Hellenisten erkennen. Dieser Umstand, und dann die blinde Voraussetzung, Griechenland sey in der Hauptsache von den Stürmen des Mittelalters unberührt und gleichsam auf dem friedlichen und ufervollen Strome der Zeit fortschwimmend an die Gränzen der Türkenherrschaft herabgekommen, erklären diese Nichtauffindung und Nichtbenützung neuer Erkenntnißquellen zur Genüge.

Was den Styl des Verf. betrifft, kann man

\*) *Αἱ οἰκίαι περισσότεραι ἔπισον, οἱ δρόμοι ἐγίμισαν ἀπὸ δένδρα, καὶ ἡ πόλις καθήνησεν ὅλη ἓνα δάσος ἐλείνόν. οἱ Ἀθηναῖοι ἔβαζον φωτιὰν εἰς τὰ δένδρα, καὶ αὐτὰ καιόμενα κατέκαιον καὶ τὰς ἀρχαιοτητας etc.*



ihm wenigstens in diesem Werke die Kunst frische und lebenswarme Bilder zu entwerfen über das was er gesehen und erfahren hat, nicht absprechen. An rührenden und interessanten, und die Einbildungskraft des Lesers theils angenehm, theils peinlich erschütternden Parthien fehlt es in einem so umfassenden und in einer so bewegten Zeit entworfenen Gemälde natürlicher Weise auch nicht. Wir rechnen hieher vorzüglich die Erzählung von dem Schicksal des 13jährigen Psarioten-Mädchens Theophania; dann das unerwartete Zusammentreffen des Verfassers mit griechischen Seeräubern in einem Hause auf Anti-Poros, die Schilderung eines Seesturmes zwischen Chios und Mytilene; die Beschreibung eines nächtlichen Seetreffens zwischen Griechen und Aegyptiern in den Gewässern von Candia; dann die Darstellung einer Scene aus den Türkenräueln auf der besagten Insel, und endlich das Abenteuer bey Kephissia zwischen Athen und Marathon. Die erste, vierte und fünfte dieser echten Memoiren-Scenen wurden als besonders effectvoll durch die öffentlichen Blätter fleißig ausgebeutet, und man hat der ganzen Länge nach erzählt, wie Hr. Profesch auf seinen einsamen Wanderungen in der Umgebung der Hafenstadt von Syra bey einer Wasserquelle das kluge und verständige Psara-Mädchen Theophanie mit einem Paar seiner jüngern Geschwister fand, wie sie eben dem 90jährigen Großvater einen frischen Labetrunk besorgte. Vater und Mutter waren bey der Verheerung von Psara umgekommen und der Greis mit sieben Enkeln, unter welchen die 13jährige Theophanie die älteste war, hatte sich eine Erdhöhle auf Syra zur Wohnstätte ausgegraben. Stroh und ein irdener Topf waren die Meubel, Zwiebel und Feigenblätter die Nahrung; vor der Catastrophe war die Familie reich und glücklich. Den Antheil des menschlich gesinnten Fremdlings am Loos dieser Unglücklichen, die Erzählungen des Greises über den Fall der heimatlichen Insel, und die klugen

Neden des Mädchens muß man im Buche selbst nachlesen. Bey seiner nächsten Wiederkehr auf Syra sagte Hr. Profesch sein Beauftragter, daß man zwar die Hütte erweitert, eine Thüre vor die Oeffnung gesetzt, und das Dach sorgfältiger geschlossen, auch den täglich zugewiesenen Bedarf an Holz und Reis dankbar angenommen, eine bessere Behausung in der Stadt aber und weitere Hülfe zu beziehen sich wiederholt geweigert habe, obgleich in der Zwischenzeit der unter den Flüchtlingen wüthende Typhus auch tödtlich in diese Hütte gedrungen sey, und bereits Theophanie selbst ergriffen habe. „Diese Hütte gebühre ihr, habe das edle Mädchen geantwortet; Gott habe sie ohnedieß vor allen ihren Landsleuten begnadigt; sie wolle sich dessen nicht übernehmen, die üble Nachrede sitze an der Heerstraße.“ — Was nun folgt (II. 9 — 16) wird Niemand ohne Erschütterung lesen, viele werden es sogar für den schönsten Abschnitt des Buches erklären, wir aber unterlassen es mit den Worten des edeln Wohlthäters das Gefühl zu schildern, welches ihn bey dem Eintritt in das durch seine Sorgfalt verschönerte Häuschen und bey dem Anblicke der bereits vom Todesengel begrüßten Theophanie ergriff. Ihre letzten Neden, seine Sorge; das langsame Hinwelken, das letzte Aufstimmern, die entseelte und mit Blumen geschmückte Hülle dieses engelreinen Geschöpfes werden ihrem Freunde und Wohlthäter — wir wissen es gewiß — länger und tiefer im Andenken bleiben als alles Staatsgeschwätz der griechischen Volkstribunen sammt den romanhaften Kriegsberichten ihrer Freunde und Gehülfen zusammengenommen. Bey einer dritten Wiederkehr auf die Insel, fand Hr. P. die Hütte leer und die ganze Familie hingerafft, den Tod allenthalben reichliche und langdauernde Ernte haltend. Und man wundert sich noch, daß Griechenland so menschleer ist. Viele werden sogar versucht seyn zu glauben, die Freyheit selbst sey um einen solchen Preis zu theuer erkauft. Und wenn nun erst so viel Elend, Zerstörung und Verderben auch noch vergeblich wäre!

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Seine Gründe, wodurch er die frühere Ankunft des hl. Ruperts zu erweisen bemüht ist, haben auf mehrere angesehenere Geschichtsforscher einen so starken Eindruck gemacht, daß sie dieß alte System, wie es ihnen durch Hr. F. Gründe befestigt dargeboten ward, mit entschiedenem Beifall aufnahmen. Ihr Beispiel dürfte für jene Klasse von Schriftstellern und Geschichtsliebhabern, welche, des eigenen Urtheils in solchen schwierigen Dingen entbehrend, meist Andern zu folgen gewöhnt sind, im hohen Grade verführerisch seyn; und so käme denn bald der Tag heran, an welchem das lange triumphirende Babilon-Hanssische System besiegt, und als ein unsichthaltiges zu Grabe getragen würde. Hr. F. hat bis erst vor einem Jahre etwa keinen gefunden, der seinen Argumenten entgegen getreten wäre. Es war aber in der ersten Hälfte des Jahres 1856 (Wiener Jahrbücher der Literatur, Band 73. p. 242 — 268, Band 74. p. 147 — 179) einer seiner Ordens-Brüder, Hr. Blumberger zu Göttweih, der, die Quellen in der Hand, mit Ruhe und Würde des Hrn. F. beyde Werke über diesen Gegenstand geprüft hat, und zu dem Resultate gekommen ist (p. 179 des 74ten Bandes): „S. Rupert habe am Ende des VII. Jahrhunderts das Christenthum in Bayern gegründet.“

Vorauszusehen ist, daß H. F. gegen Hr. Blumberger, der sich in seiner Recension manche Fehler (z. B. p. 169 ff. über Paul. Diac.) hat zu Schulden kommen lassen, in Kurzem auftreten dürfte. Ueberhaupt scheint sich mit Alles so zu gestalten, daß dem schon mehr als anderthalb Jahrhunderte anhaltenden literarischen Streit über diesen Gegenstand nicht sein Ende, sondern eine noch längere und heftigere Fortdauer bereitet wird.

Und nun zur Sache selbst!

## I. Congestum Arnonis und die breves notitiae.

### a) Ihr Alter.

Ein dem Ereignisse von S. Ruperts Ankunft in Bayern gleichzeitiges Document, man nenne es nun Urkunde, Chronik oder Biographie, gibt es nicht. Erst dem Umstande, daß nach dem Sturze des agilolfingi-

sehen Herzogthrones durch Karl den Großen eine neue Dynastie über Bayern regierte, und daß bey diesem Wechsel des Regentenhauses das Gut der Salzburger Kirche (welches sie der Frengbigkeit und dem frommen Sinne der agilolfingischen Herzoge (Congest. bey Kleinmannern dipl. Anh. p. 19 — 23), aber auch der edlen und freyen Bajuvarier (ibidem p. 23 seq.) verdankte) gar leicht gefährdet werden konnte, und daher gegen jeden Unfall sicher gestellt werden mußte, verdanken wir die erste schriftliche Verzeichnung aller derjenigen Schenkungen, welche seit ihrer Gründung durch den heil. Rupert der Kirche desselben gemacht worden sind. Bischof Arn ließ theils aus den vorhandenen Urkunden, theils aus dem Munde wahrheitsliebender und sehr alter Männer geistlichen und weltlichen Standes, die Namen der Schenker und des Geschenkten ausziehen und verzeichnen, und legte dieß Verzeichniß der Besitzungen der Salzburger Kirche dem großen Frankenkönige mit dessen Bewilligung vor. Durch einen solchen Akt schien ihm S. Ruperts Kirchengut gegen alle Eingriffe hinlänglich gesichert. Arn that dieß in demselben Jahre, als Karl M. die Regierung in Bajuvarien nach Vernichtung des Landesherzogthums selbst übernahm, \*) im Jahre 788. — Leider ist das Original-Verzeichniß, welches Karla übergeben wurde, nicht auf uns gekommen, dafür aber eine Abschrift in ziemlich sonderbarer Form, (darüber s. Kleinmannern Juvav. dipl. Anh. p. 18, 19 not. a, und Chronic. Gotwic. B. I. p. 57, woselbst das Fac simile, und eine verkleinerte Abbildung des Congestums zu sehen ist, und von Koch-Sternfeld über Arn's Nachlaß, in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften Bd. V. p. 340), welche der Ueberschrift nach im Jahre 798 gefertigt worden ist. Aus dem vom Chronicon Gotwicense mitgetheilten Fac simile erkennt man die Schriftzüge zu Ende des VIII. Jahrhunderts, und ungeachtet der Ausstellungen, welche Kleinmannern in diesem Fac simile gemacht hat, dürfte doch schwerlich das Apographum später, als in den Beginn des IX. Jahrhunderts zu setzen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Congest. apud Kleinm. dipl. Anh. p. 30. „eodem anno, quo ipse (Carolus rex) baiuariam regionem ad opus suum recepit.“ Passauer und Freysinger Urkunden verhehlen nicht, diese für Bajuvarien so merkwürdige Katastrophe anzumerken: z. B. Mon. Boic. XXVIII. II. p. 13, 14. Nro. XIV. Acta est haec carta regnante domno Charlo — in primo anno quando adquisiuit gentem bajuvariorum. Meichlbeck I. pars instrum. p. 80. Nr. C. Factum est etiam anno, quo Dominus Rex Karolus Bavariam acquisiuit, ad Tassilonem clericavit.“

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. October.

Nro. 204.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Profesch von Ofen. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. 2c.

(Fortsetzung).

Wenden wir uns lieber zu des Brfs. unerwartetem Zusammentreffen mit Seeräubern auf Anti-Paros und lassen ihn selbst erzählen, wie er wider Willen eine Nacht in ihrer Gesellschaft hinbrachte.

„Wir waren dem Primaten des Ortes, einem Mönche empfohlen, der die sonderbarste Wirthschaft von der Welt führte. Der erste Anblick, da wir bey ihm eintreten, überraschte uns auf wenig angenehme Weise. Gesindel aller Art lag im großen Zimmer auf dem Boden herum, oder saß um einen runden Tisch, auf dem eben Mahlzeit gehalten wurde. Der Mönch, ein junger, langer Mann, stand daneben wie eine Säule aufgerichtet, und schien sich seiner Gäste zu freuen. Auf dem Divan schloßen zwei Männer in schwarzer kephaloniotische Kleidung mit schwarzer hellroth umgeschlagener Wollennütze; ein dritter kephaloniot, eine kleine, gedrungene Gestalt, mit Pistolen und Messern bewaffnet, schien den Vorsitzer am Tische zu machen. Kaum waren wir in die Thüre getreten, so sprang dieser auf, grüßte meinen Gefährten und mich, lud uns ein mit ihm zu essen, verlangte delingend, daß wir ein Backwerk mit ihm brechen, weckte eben so ungestüm die übrigen, die gleiche Freundlichkeit bewiesen, und mit uns thaten, als ob wir uns seit Jahren kannten. Es wurden gesulzte Fische, Käse, warme Ziegenmilch mit Honig, Eyer und Wein gebracht, und auf das lustigste bis in die Nacht geschwätzt. Man fragte, was uns auf diese verlassen Insel brächte; wie antworteten; man sprach über den Krieg, prahlte mit den Heldenthaten der Griechen, schimpfte auf Türken und machte sich in vornehm über die Aegypten lustig. Ich hatte die Griechen bis jetzt überall sehr ernsthaft, zurückhaltend,

fast unheimlich stille gefunden; schon die laute Lustbarkeit der Leute, in deren Mitte wir uns befanden, ließ nicht bezweifeln, wach ein Handwerk die Hauptpersonen derselben trieben. Es lag etwas so Wüßes in ihren Zügen, es war so viel Leichtfertiges und Gesenkiges in ihrem Benehmen; die Leute waren, wenn ich so sagen darf, so ganz Ohr und Auge in jedem Augenblicke, und bewahrten in dem Tummel, den sie zu lieben und zu beissen schienen, so ganz ihre Besonnenheit, daß ich sie nicht einmal für Anfänger auf der gefährlichen Lebensbahn nehmen konnte. Schon als wir in den Hafen gekommen waren, hatte ich zwei Mistiks daselbst gesehen, und diese waren so weit zurückgezogen, daß wir derselben nicht früher ansichtig werden konnten, als bis es für uns auf dem Ruderbote zu spät war, umzukehren. Die beiden Hauptpersonen waren die Eigenthümer dieser Raubschiffe; der dritte nannte sich Kapitän einer Tarstane, die ebenfalls im Hafen stand und dieselbe Stimmung wie die beiden Mistiks zu haben schien; die übrigen Leute gehörten theils zu ihrem Gefolge, theils waren es geflüchtete Mönche aus Kreta, theils Leute aus dem Dorfe, zwei andere aber durchreisende Apostel d. h. Abgesandte der Regierung, um das Volk durch Gespräche über die Nothwendigkeit und den sichern Erfolg des dormaligen Kampfes zu unterhalten, zu bestärken und aufzuregen. Die Leute schienen sämmtlich unter sich im besten Einverständnisse.

Als es schon tief in der Nacht war, ging die Thüre auf und ein Kerl, schwarz und groß, in brauner Filzjacke, den Leib mit rother Binde gegürtet, worin eine Menge Waffen stecken, trat ein. Er schob einen Blick nach mir, als wollte er mich ansehen, und sprach dann Insgeheim mit dem Lustigsten aus der Gesellschaft, der ihn auf die Seite genommen hatte. Mir wurde dabey etwas unheimlich zu Muth; es konnte mir nicht entgehen, daß das Gespräch uns betreffe, aber es war unmöglich eine Solbe davon zu vernehmen. Die Würfel lagen nun einmal.

„Was wollt ihr den ehrlichen Mann in die Kälte hinausstoßen, ohne ihm durch ein Glas Wein den Magen zu erwärmen?“ sagte ich, da der kephaloniot dem Matrosen den Wink gegeben zu gehen. Da-

ben schenkte ich mein Glas voll und reichte es dem schmächtigen Kerl hin, der es unter einer Menge angestossener Flüche und Verwünschungen nahm und leerte. „Was bringt ihr uns Neues?“ fuhr ich fort; aber der Kephaloniot ließ ihn nicht antworten, indem er ihn zur Thüre hinauschoß. Das Gesicht des Kapitäns hatte sich geändert, es herrschte ein finsterner Zug darin vor, der von allen Anwesenden bemerkt wurde und unter ihnen die frühere Lustbarkeit erstreckte. „Es liegt ein Kriegsschiff im Hafen von Naussa,“ sagte er mir jetzt, „und ihr seid vom Bord?“ Ja, antwortete ich, was weiter? „Ihr habt mir das noch nicht gesagt,“ fuhr er fort. Was kann euch daran liegen? erwiderte ich. „Scherzet nicht,“ sagte er, indem er mich wilder anblickte; „Ihr wißt gar wohl, was uns daran liegen kann. Sagt mir aufrichtig, wer seid ihr und was will euer Schiff in Naussa?“ Wie sind Reisende am Bord dieses Schiffes. Habt ihr den letzten Sturm vergessen, daß ihr frager, was wir in Naussa machen. Wir gehen unter Segel, sobald es der Wind zuläßt. Daher auch meine Eile, Anti-Paros noch heute zu besuchen. Mehrere Gefährten bringen die Nacht in Parechia zu, und erwarten mich morgen daselbst.

„Eure Kriegsschiffe“ unterbrach mich jetzt der Kapitän der Tartane, „machen Jagd auf uns, aber in diesem Hafen lachen wir derselben. Sie glauben, sie seien Herren in diesen Gewässern und möchten uns wie Hunde in den Grund schießen; aber wir haben bessere Augen.“

Was sagt ihr das mir? antwortete ich dem Manne. Ihr macht Jagd auf die Kaufahrer, die Kriegsschiffe machen Jagd auf Euch; das ist so der Gang. Ist's anders gewesen, seit dem die Welt steht? Was haltet Ihr Euch darüber auf, und was geht das im Ganzen mich an?

Die Gesellschaft brach in großen Lärmen über die Ungerechtigkeiten der Kriegsschiffe, über die Grausamkeit der christlichen Regierungen, über die Beschwerden der Zeit aus, und der Eine und der Andere mischte Drohungen ein, die ich mir Mühe gab zu überhören. Der Wein erhitzte noch mehr, und ich glaubte einen Augenblick, man werde mich und meinen Gefährten in Stücken hauen, aber in dem Schweigen meines lustigen Kephalonioten fand ich Beunruhigung und Hoffnung. Mitten in den Lärm hinein schrie ich daher, so stark ich konnte: Was wollt ihr? Schlaget mich todt; was wieder euch fruchten? Ihr werdet wie feige Kerls davonsfahren und euch wird niemand etwas anhaben können, das weiß ich wohl; aber das Kriegsschiff wird, sobald ich bis morgen Abends nicht in Parechia zurück bin, vor der Insel erscheinen, bewaffnete Bote werden kommen, die Soldaten werden in ihrer Wuth die Häuser eurer christlichen Freunde,

die euch dormalen Heberbergen, und das unsers treulichen Wirthes niederbrennen. Diese braven Leute, die so viel für euch thun, werden dafür leiden; ihr freulich nicht. Ich habe euch für besonnene Leute gehalten, die ihren Freunden nichts Uebles wollen, und für ehlich genug, um denen, welche mit euch im Vertrauen zehrten, welche ihr selbst zu Tische ludet, nichts anzuhaben. Glaubet ihr, ich wußte nicht, daß ich eures Gleichen hier finden würde? Was liegt daran, sagte ich zu Parechia, da ich das Boot bestellte, die machen den Krieg den Schiffen, aber nicht einem Reisenden, der außer ein Paar Thaler und einem schlechten Mantel nichts mit sich nimmt. Zum Ueberflusse nahm ich ein Schreiben vom tapfern Vassiopulo an unsern braven Wirth; das schützt mich gegen Alles, sagte ich, denn es stellt mich in des Wirthes Schutz. Da ist es; seht! Leset es vor, wackerer Wirth!

Nothgedrungen gab ich das Schreiben, das ich bis jetzt zurückgehalten hatte, weil es, nebst meinem Namen, auch Vaterland und Stand enthielt, was mich beides dieser Gesellschaft nicht empfehlen konnte. In der Lage aber, in der ich nun einmal war, und da überdies die Räuber schon Bericht über das Schiff hatten, dem ich angehörte, so fiel diese Rücksicht weg. Meine Rede hatte Eindruck gemacht. Der Wirth, der zu fürchten begann, nahm meine Partey, und einer der Apostel, nachdem er das Schreiben laut vorgelesen hatte, beiefert für einen Mann der Regierung zu gelten, rühmte Vassiopulo und schloß seinen langen Vortrag mit der Phrase: „Kapitän Antonio! die Fremden sind unser.“

„Wer nimmt euch dieselben?“ sagte der Kephaloniot, „glaubt ihr, wie sind auf den Kopf gefallen? — fürchtet euch nicht!“ wandte er sich an uns.

Was soll ich fürchten, antwortete ich ihm, Ihr seid ben Veenust, und euer Kamerad ist auch, und viele ehrliche Leute hier im Kreise sind es; aber ich ärgere mich, daß uns die andern die lustige Nacht verderben. Schafft Wein her, da sind zwen Thaler! Ein Türke, der früher aufsteht, bis sie vertrunken sind!

Und nun war das Ungewitter beschworen. Man zechte und lachte bis gegen zwen Uhr des Morgens. Es wurden in Menge Spässe und Geschichten erzählt; dann warf sich jeder auf die Otranz hin. Mich und meinen Gefährten aber brachte man in ein Nebenzimmer, wo ein Bette bereit war, und wo ich mich überzeugte, daß es sich auch unter Seeräubern erträglich schlafen lasse.“ —

Von Stürmen, Seegefechten und Türkengräueln, während des letzten Kampfes, besonders auf Kreta, hat man uns schon so viel erzählt, liest

man in den meisten Reisebüchern aus jenen Gegenden noch immer so viel Umständliches, daß wir dergleichen Dinge süglich unberührt lassen können. Und was die Monstrositäten betrifft, welche sich die Türken an vielen Orten, besonders aber auf der Insel Kreta, gegen ihre empörrten Knechte erlaubten, und von welchen Hr. Profesch (II. 231.) ein empörendes Beispiel erzählt, weiß jedermann, der gerecht seyn will, daß man den Griechen alter und neuer Zeit, daß man überhaupt allen Völkern der Christenheit in gewissen Zeiten und in gewissen Umständen wenigstens die gleichen, wo nicht viel umfassendere und noch empörendere Schändlichkeiten nachweisen könnte. Eben so ist es bekannt, daß die Kreuzzüger, sowohl christliche als mohammedanische, an Bosheit, Grausamkeit, Lügenhaftigkeit und Tücke von jeher alle benachbarten Völker übertrafen. Aber wozu wäre es gut, solche Mergernisse jetzt, wo die Leidenschaften ruhen, einseitig wieder ins Andenken zu rufen? Ist es nicht tröstlicher, dem Leser in einer freundlichen Scene den Beweis zu liefern, daß menschliches Gefühl, daß Großmuth und Edel-sinn auch den Türken, den alten Bedrängern Griechenlands, nicht überall fremd geblieben sey?

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Ein Werk ähnlicher Art, wie das eben angeführte Congestum, auch *induculus Armonis* genannt, sind die *breves notitiae ecclesiae Salisburgensis* (von Kleinmayeren Juvav. dipl. Anh. p. 30 — 47 von Cap. 1 — 23. inclusive). Sie mögen, da sie mit Erwerbungen unter Arn schließen, zur Zeit dieses Vorkommens, und zwar, da Arn einigemal als Erzbischof vorkommt (p. 42 und 43), nach dem Jahre 798 ge-

fertigt worden seyn, und enthalten eben auch Urkunden-Auszüge, wie das Congestum. \*) Allein auch diese *notitiae* besitzen wie nicht im Originale, sondern was wir haben, ist gleichfalls eine Abschrift, aber aus dem XIII. Jahrhundert, wie dieß Hr. F. Bd. 64. p. 28. §. 4. ausdrücklich bezeugt.

Was beyde Salzburger Documente, das Congestum aus dem Ende des VIII. oder Anfang des IX. Jahrhunderts, und die *breves notitiae* aus dem XIII. Jahrhundert enthalten, ist bereits berührt worden, nämlich: Auszüge aus Urkunden, die bey Gelegenheit der Schenkungen, welche die bayerischen Herzöge 2c. seit Ruperts Ankunft und Gründung seines Sitzes zu Salzburg an die dortige Kirche gemacht, auf feyerliche Weise ausgestellt worden waren. \*\*)

\*) Siehe pag. 44. Cap. XV., woselbst es ausdrücklich heißt: „quod concambium inter caeteras Cartas continetur.“

\*\*) Kleinmayeren Juvav. dipl. Anh. p. 31 *publice confirmavit* (Theodo Dux), und p. 32 *Theodo dux . . . dedit* — Sancto Rudberto episcopo, vel ad ipsam sedem perpetualiter confirmavit. Damit vergleiche man Legg. Bajuvar. ed. Mederer Lit. XVI. c. 15. p. 235 und Lit. I. c. 1. p. 36. Diese letztere Stelle sagt: *Omnia quaecumque donaverit pro redemptionem anime suae. Hoc per epistolam confirmet propria manu sua ipse, et testes adhibeat. VI. vel amplius etc.* Daß der Ausdruck der *brev. notit.* „confirmavit,“ „publice confirmavit“ nicht auf sogenannte Bestätigungs-Urkunden gedeutet werden könne, wie D. F. Bd. 64. p. 30 anzunehmen scheint, geht klar aus demselben Ausdruck der *legg. bajuv.* hervor. Der Sinn dieses Wortes ist also: „der Herzog hat auf öffentliche Weise seine gemachten Schenkungen durch Urkunden bekräftigt,“ nicht aber; der Herzog hat früher gemachte Schenkungen bestätigt. Es ist hier von keinen Confirmations-Urkunden, sondern von feyerlich ausgestellten Diplomen über so eben gemachte Schenkungen die Rede. Wenn im Contexte des Congestums auf solche Urkunden nicht ausdrücklich hingewiesen wird, wie in der *brev. notit.* p. 44, so ist doch nicht minder gewiß, daß der ursprüngliche Verfasser desselben, Arn, solche Diplome vor gehabt und zu seinem Zweck ausgezogen haben müsse. Ich darf nur an dasjenige, was über den Beweggrund zur Abfassung des Congestums früher gesagt wurde, so wie an die, in der agilolfingischen Periode in voller Kraft stehenden *Legg. bajuv.* erinnern, welche bey allen Vergabungen an die Kirche zum Heil der Seele eine feyerlich hierüber ausgestellte Urkunde vorschreiben.

Da weder das Congestum, noch die breves notitiae Original-Documente, sondern nur Abschriften sind, so begreift es sich, daß das ältere Apographum aus dem Ende des VIII. oder Anfang des IX. Jahrhunderts den Vorrang vor dem jüngern des XIII. Jahrhunderts behauptet. Vergleicht man den Inhalt beider mit einander, so spricht auch hier die größere Einfachheit des älteren Documentes zu dessen Gunsten.

### b) Ihr Inhalt.

Das Congestum will keine Urkunde in bester Form vorstellen, sondern gleich der Eingang gibt an, was man hier zu suchen habe, nämlich: Aufzählung der Schenker und der Schenkungen, welche letztere an die Salzburger Kirche gemacht wurden, in der Hrodbertus der Bischof und Bekenner zugleich mit seinen Genossen begraben ruht. Daß diese Aufzählung aus Urkunden gezogen sey, wurde bereits in der Note 4 bemerkt. Die Reihe der Schenker eröffnet jener Herzog Theodo, welcher den heil. Rupert aufnahm (Kleinm. Juv. dipl. Anh. p. 19, 20, 21), und so bedeutende Vergabungen der zu Salzburg gegründeten neuen Kirche S. Ruperts machte. Danach werden alle jene Herzoge aufgeführt, welche der besagten Kirche sich freigebig erwiesen, bis auf den letzten agilolfingischen Herzog Thassilo II. herab, und zwar in dieser Reihenfolge: Ruperts Theodo, und sein Sohn Theodebert, und Theodeberts Sohn und Nachfolger Huibert, dessen Nachfolger Ottilo genannt wird, der Vater des unglücklichen Thassilo II. (p. 21 — 25). Hierauf folgen jene Freye und Edle des Landes, die mit Erlaubniß der Herzoge Ottilo und Thassilo der Salzburger Kirche Güter geschenkt (p. 25 — 26, init.). Alsdann werden alle Pfaerkirchen im Salzburg- und Chiemgau, im Gaur Interwalles und Isengau namhaft gemacht (p. 26 — 28); und jetzt erst, nachdem alles mit der Hauptkirche von Salzburg von Theodo bis auf Ottilo, Thassilo und Karl M. unmittelbar zusammenhängende ohne die mindeste Unterbrechung oder Einmischung vorgetragen worden, \*) geht der Verfasser des Congestums zur Gründung Nonnbergs durch S. Rupert (p. 28 — 29) und zur Dotirung dieses Nonnenklosters durch den Herzog Theodebert über: daß dieser Herzog kein anderer seyn kann, als der Sohn jenes Theodos, der S. Rupert in seinen Landen empfing, erhellt aus der brev. notit. p. 33, 34. cap. III. An die Dotirung Nonnbergs ist gleich die Geschichte mit der Gründung der Maximilians-Celle im Pongau angehängt, woben in der Kürze und mit Klarheit der Streit zwischen Virgil und Ottilo (p. 29, 30) kurz vor dem Schlusse des Ganzen erwähnt wird, wel-

chen Schluß erstens die Zeitangabe, wann das Congestum gefertigt, und zweitens ein Zeugen-Verzeichniß bildet (p. 30).

Eine andere Ordnung hält der Verfasser (Hr. F. nimmt eine Zahl von wenigstens 3 Personen als Arbeiter an diesem Documente an p. 28.) der breves notitiae ein, obwohl er im Grunde denselben Gegenstand behandelt. Auch er beabsichtigt nicht, eine Urkunde in optima forma zu geben, sondern er will nur unter der bey allen Arten von schriftlichen Aufsätzen im Mittelalter gewöhnlichen Anrufung des göttlichen Namens, kurze Nachrichten geben von der Errichtung der Kirche oder des Bisthums Salzburg, so wie von den Schenkungen, welche fromme Christen zu ihrem Seelenheil an die besagte Kirche gemacht haben (Kleinm. Juv. dipl. Anh. p. 30 in fine). Des ersten Punctes halber mußte die Bekehrung des heidnischen Herzogs Theodo und seiner Vornehmen durch den heiligen Rupert vorangestellt werden, desgleichen auch, daß S. Rupert vom Herzog die Erlaubniß erhalten, sich einen zum Bischofsstuhle tauglichen Platz im Lande der Bawarier auszusuchen (brev. not. p. 31 cap. I.). Die erste Ansiedelung am Wallersee veranlaßte der Heilige mit der Niederlassung an den Ruinen von Juvavo und Herzog Theodo dotirte den neuen Sitz mit vielen Gütern, seine Schenkungen durch feyerlich ausgestellte Urkunden bekräftigend (brev. not. p. 31, 32 Cap. I.). Anstatt der einfachen, klaren Weise des Congestums zu folgen, welche in einem Zuge aufzählt, was für Güter die bayerischen Herzoge nach Theodo bis auf Thassilo II. herab an Salzburg geschenkt; berichtet das Cap. II. p. 32 — 33. die Gründung der Maximilians-Celle im Pongau, Theodos Krankheit, und wie dieser (dahinstorbende) Herzog seinem Sohne Theodebert das Herzogthum Bayern und S. Ruperts junge Stiftung empfiehlt. Der neue Herzog schenkt der Celle beträchtliche Waldungen (p. 32 in fine, Cap. II.). Lediz und Urso empfehlen ihre Nefsen Weerher und Duleißimus dem h. Rupert zum Lirerichte und zum geistlichen Stand an der Salzburger Kirche, worauf diese, am dortigen Münster genöhrt und gelehrt, vom Heiligen die Hälfte von ihrer Verwandten Güter in der Villa Albina als Lehen sich erbitten und erhalten; sie besaßen dieselben geraume Zeit, und übertrugen sie, mit Erlaubniß der Salzburger Kirchen-Vorstände an ihre Nefsen, welche sie wieder lange Zeit hindurch als Lehen besaßen.

(Fortsetzung folgt).

\*) Hr. F. hält dies, Bd. 64. p. 26 für ein Abbrechen der Theodebertischen Schenkungen und wider alle Ordnung.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. October.

Nro. 205.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Profesch von Ofen. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. 1c.

(Fortsetzung).

Hr. Profesch hatte das Feld von Marathon besucht und im Klosterhose zu Brana eine schöne, reiche, etwa 18jährige Albaneserin aus der Gegend von Jannina gefunden, die mit drey weiblichen und zwey männlichen Begleitern ebenfalls über Kephissia nach Athen und von dort zu ihren Landtleuten nach Hydra ziehen wollte. Sie reiste an demselben Morgen, aber früher als Hr. P. vom Nachtlager weg. Stolze Pappelreihen und Olivenpflanzungen verkündeten das sieben Viertelstunden entlegene, herrliche, wasserreiche Kephissia, und Hr. P. in Betrachtung über Naturfülle und Reichthum dieser reizenden Landschaft vertieft, ritt eben am Fuße des Pentelicon langsam fort, als er einen Pistolenschuß von der linken Seite der Straße vernahm.

„Ich wandte unwillkürlich das Haupt,“ erzählt er (II. 443.) „und gewahrte meine flüchtige Albaneserin mit ihrem Gesolge unter Bäumen, abgesehen alle; der eine Mann hielt drey Pferde an den Zügeln, der andere war vorgetreten; ich sah noch die Pistole in seiner Hand. — Rief er mich? — Da ich mein Pferd zur Linken lenkte und auf die Gruppe losritt, sprangen die Frauen vor. Sie schienen jetzt erst Muth zu bekommen, mir zu winken. Aus ihrem Munde erfuhr ich die unerwartete Nachricht, die Türken streiften von Theben herüber, und hätten Kephissia besetzt. Ein Hirte, aus diesem Orte entsprungener, hatte vor wenigen Minuten diese böse Neuigkeit gebracht. Hieraus waren sie von der Straße schnell

unter diese Bäume entwichen, die sie nur dürrig verbergen konnten. Unschlüssig, oder vielmehr rathlos durchspähten sie zuerst die Gegend, um dann zu thun, was ihnen Gott eingeben würde. Da sahen sie mich den Berg herabkommen, und der eine Mann sprang heraus und rief mich durch seine Pistole. Ich mochte ihnen in Brana ein Mann gefaliener haben, dem das Leben noch ein menschliches Herz im Busen gelassen hatte. Wohin? fragte mich das holde Weib, wohin? und weinte vor Angst. Zurück, antwortete ich. Unmöglich erwiderte sie, das Gebirge kann nicht undurchstreift bleiben. Athen liegt vor uns. Ach dahin, dahin! —

Trenlich lag Athen vor uns — aber offenes Feld bis dahin! In diesem Augenblick ritten zwen Reiter den Weg herab — fünf andere folgten. Es waren Türken! — Hölleangst erfaßte uns. Die Männer rissen die Pferde hinter das Gebüsch. Wir warfen uns alle zu Boden. Des Himmels Schuß wachte sichtbar über uns. Eine schreckliche halbe Stunde brachten wir zu, bis sie vorüber waren. Sie ritten unbesorgt und gleichgültig nach Kephissia zu, ohne auch nur den Blick auf unsere Seite zu werfen. Aber nun war der Rückzug wirklich nicht zu wagen, das Bleiben gefährlich und das weitere Hinabsteigen fast tollkühn. Nach einigem Bedenken beschloßen wir dennoch das Letzte. Wir hatten einen einzigen schwachen Haat der Hoffnung, den Umstand nämlich, daß ich fränkische Kleider trug und diese von den Türken geachtet werden konnten; auch meine Leute waren fränkisch gekleidet; ein Diener, den ich vom Schiffe mitgenommen hatte, trug sogar in seiner Soldatenjacke. Türken von Negropont (und aus diesem Orte war der Haufen, der in der Umgegend von Theben lag) konnten diese Farben kennen.

Wir beschloßen daher, daß die Frauen mit Hüße unserer Mäntel sich möglichst vermunnen sollten — daß sie mit mir die gerade Straße nach Kephissia hinabreiten würden, um keinen Verdacht zu erregen — daß wir aussen am Orte vorüberzögen, wo wir hoffen konnten, in der Mittagstunde nicht viele Augen auf uns zu locken — daß wir uns, wenn wir dennoch gefragt würden, für europäische Reisende gäben,

deren Schiff im Piräus läge und die Marathon besucht hätten; endlich, daß die beyden Albanesen, die zu Fuß waren, sich, allen Fußsteigen ausweichend, während der Nacht in die Ebene und nach Athen zu schleichen suchen und bis dahin im Walde sich verborgen halten sollten. Diesen gewagten Entschluß einmal beredet und gefaßt, eilte ich nach der Straße um zu sehen, ob sie bis Kephissia rein wäre. Ich entdeckte nicht ein menschliches Wesen auf der ganzen Linie bis dahin, selbst das Reiterhäuflein hatte einen Fußsteig zur Rechten eingeschlagen und war nur durch die Hügel verborgen. Voll Zuversicht im Herzen kehrte ich wieder. Schnell wurden die Mäntel abgebunden, Westen, Halsbinden, Käppchen auf eine Weise benützt, die uns trotz der Gefahr lächeln machte. (Lange Beschreibung der schönen Albanesen und jedes einzelnen Theiles ihrer eigenen Toilette). Das große Auge voll dunkler Blut, die blendend weiße Gesichtsfarbe, das reiche, glänzende Haar, die edle Haltung, die reizenden Formen — und stüchtig, mit Tod, Mißhandlung, Slavery bedroht, die letzte erbärmliche Hoffnung auf einen unbedeutenden Fremdling gestützt, dem sie nur einmal in ihrem Leben beggneten sollte, und für den sie keine Bürgschaft hatte, als die Zuversicht der Unschuld! —

Ich drückte ihr den Hut auf die klare Stirne und gab ihr den Mantel um — wir saßen auf — empfahlen uns dem Himmel — und lenkten nach der Straße. Keine Seele noch, so weit das Auge reichte! — Ihre Begleiter blickten uns lange nach — dann verloren wir sie aus dem Gesichte. Es war 11 Uhr vorüber, und die Sonne braunte heiß. Nach einer starken Stunde Weges, hart am Bache, den ich zwischen Kloster Pentele und den Marmorgruben überschritten hatte, und hier wieder fand, hörte ich plötzlich Pferdegetrappel. Heraus aus dem Thale zur Rechten, zwischen hochverschlungenen Ranken, wendet sich ein Pfad; ich blickte hin, — da war der früher gesehene Reiterhaufen vor uns — auf wenige hundert Schritte! Er hatte das Feld durchstreift und wieder nach der Straße eingelenkt. — Todtenblässe war im Antlitze der Frauen, und ich glaube, auch in dem meinigen; ganz gleichzeitig sah ich vor uns einige Wachen, welche die hohen, ephenumwundenen Pappekn bis dahin verborgen hatten. Keine Flucht war möglich — auch für den Gedanken dazu keine Zeit, denn von den Reitern war der vorderste unser kaum ansichtig, so sprengte er auf uns zu. Er ritt ein herrliches Pferd und war selbst ein herrlicher Jüngling. Das sah ich auf hundert Schritte weit und meine Zuversicht kehrte wieder. Wie ritten eben durch den Bach — auf zehn Schritte hielt er an, und wie erstaunt über unsern Aufzug, ließ er seinem Pferde die Zügel. „Wer seyd Ihr?“ war seine erste

Frage. Officier eines österreichischen Kriegsschiffes. „Wie kommet ihr hieher?“ Mein Schiff steht im Piräus. Ich besuchte Athen und das berühmte Feld von Marathon, wie alle Franken, die dieses Land betreten. „Und diese hier?“ — Sie zitterte an meiner Seite. — Mein Weib, antwortete ich fest. „Euer Weib?“ — Ja. — Da lächelte er wie ein Engel, denn ich sah, er wußte alles, — nahm eine Orange aus dem Laß und gab sie mir mit den Worten: „Die Hitze drückt sie nieder; das wird sie erfrischen.“

Er war unser Retter. Vorüber an der Wache ritten wir, welchen er einige Worte zurief, die mein Dolmetsch nicht verstand — vorüber am Orte, aus dessen Nischen kein neugieriges Auge blickte. An einer verwüsteten Moschee, neben der eine türkisch unmauerte Quelle fließt, unter dem Schatten eines uralten Maulbeerbaumes hielten wir einen Augenblick an.

„Dort ist Athen!“ rief der Jüngling und sprengte, keinen Dank erwartend, von dannen. Meine albanesischen Frauen weinten vor Rührung und riefen ein über das andere Mal den Namen der Jungfrau an. Nach anderthalb Stunden erreichten wir den wüsten Anchesimos und bald darauf Athen. Am nächsten Morgen schiffte sich meine schöne Freundin nach Hydra ein. —

Man sieht, Hr. Profesch ist ein Mann, der in den verwickeltsten und in ganz unvorgesehenen Umständen sich zu helfen weiß, der nicht nur Bücher- und Schulgelehrsamkeit, sondern auch Welt, Menschen, Leidenschaften und die Art ihnen zu begegnen kennt. Aus seinem Urtheile über die griechischen Mönche ersieht man aber auch noch, daß er sich der Engherzigkeit gewisser Nationalvorurtheile erwehrt, und sich überhaupt aus den Fesseln eitler Ueberschätzung des Wissens bereits losgewunden hat. Er gehört unter die wenigen, wenn er nicht gar der einzige unter den zahlreichen Beschreibern des neugriechischen Lebens ist, welche an den romäischen Mönchen auch die gute Seite erkennen, ihre Unwissenheit erträglich finden, und nur die gemüthliche Seite des Instituts betrachtend ihnen sogar den Vorzug vor ihren Brüdern im Abendlande einräumen, „weil sie vom Teufel scholastischen Wissens weniger versucht, der Natur weniger entwandt, durch Händearbeit sich während und vollauf beschäftigt, ein Bild



des Friedens geben, welchen man nur durch Abgeschlossenheit von der Welt zu erwerben im Stande ist.“ Die griechischen Klöster sind bis auf den heutigen Tag das geblieben, was die Abendländischen zur Zeit St. Benedikts von Nursia und St. Bonifacius von Mainz waren, d. i. Bauernhöfe, Landwirtschafts-Anstalten, Sammelplätze für Ackergeräthe, Samenform und Bücherrollen. Die griechischen Mönche sind Bauern, welche in St. Basilius Kleide Heerden weiden, Kühe melken, Schafe scheeren, Pflug und Ruder führen, die Grundte besorgen, Oelbäume impfen, Wein keltern und die kleinsten Dienste in Haus und Stall besorgen, während die bey weitem geringere Zahl das vorgestreckte Maas von Schulgelehrsamkeit anfüllend sich der Laufbahn kirchlichen Ehrgeizes anvertrauen, aber auch als Archimandriten und Bischöfe, wie uns schien, den Erwerb zeitlichen Gutes und das Gelangen zu einem gewissen ökonomischen Wohlstande als die vorzüglichste Sorge ihres Lebens betrachten. Wenn man uns zugesteht, daß Langweile der größte Feind, und wahre Zufriedenheit im Allgemeinen nur auf dem Wege der Arbeit zu erringen ist, so muß man von diesen ascetischen Bauern nach der Regel St. Basilius mit mehr Achtung sprechen als es bey uns üblich ist. Bey Ref. sind die Gefühle von Ehrfurcht und Bewunderung, die ihm einst der Anblick des Klosters St. Elias auf der Insel Hydra einflößte, heute noch lebendig, und er wundert sich nicht wenig, in keiner der zahlreichen Reisebeschreibungen durch Griechenland diese merkwürdige Erscheinung erwähnt zu finden. Das Kloster liegt auf der Spitze des kegelförmig von der Stadt aufsteigenden, meistens dürren Felsengebirgs, der Ausgang ist steil und dauert länger als anderthalb Stunden. Hier war einst eine traurige, sturmdurchsaute Steinöde, ohne Baum, ohne Pflanze, ohne Wasser, ohne Wohnung: jetzt findet der staunende Wanderer dort ein ganz von Stein erbautes längliches Viereck, oder Einstockgebäude mit Zimmern, Sälen und Zellen;

Kirche und Glockenhaus, Gärten, Aecker, Weinberge, Brunnen, Feigen- und Pfirsichbäume, hohe Mauern und Terrassen durch die Mühseligkeiten einiger armen Aesceten geschaffen, die ein byzantinischer Priester-mönch vor nicht langer Zeit vom Berge Athos hiehergeführt. Sie brachen die Spitze des Bergfegels ab, hoben in langen Zeiten den schieferartigen Felsengrund aus, um Erde und Fläche zu gewinnen, sicherten die mühsoll gewonnenen Ebenen durch amphitheatralisch aufsteigendes Terrassengemäuer, trugen fruchtbares Erdreich aus den Schluchten und Rissen in Körben zu ihrer neuen Schöpfung hinauf, und verwandelten buchstäblich durch den Schweiß ihres Angesichts die traurig öde Heimath der Stürme in einen lachenden Wohnsitz der Glückseligkeit. Der Schöpfer dieser Kolonie, hervorragend an Wuchs über alle Klosterbrüder, ehrwürdig von Angesicht, kraftvoll, von festem Charakter und heller Einsicht, ganz einem jener Heroen und Städtebegründer der Vorzeit ähnlich, welche die dankbare Nachwelt unter die Himmlischen versetzte und durch jährlich wiederkehrende Feste ehrete, blickt heute nicht ohne geheime Seelenfreude auf das Werk seiner Hände, und erzählt dem Fremdling mit eben so viel Einfachheit der Rede als Schonung für die angeborne Schwachheit der Menschen, die das Gute und Nützliche allenthalben so lange hindern, als sie es vermögen, wie er standhaft und am Ende erfolgreich die Hindernisse bekämpfte habe, die sich so vielfach dem Gedeihen seiner Niederlassung entgegenstellten. Er ist Priester und Fürst. Seine Untergebenen gehen niemals in die Stadt, wissen nichts von Ehrgeiz und politischen Ränken, kennen überhaupt kein Gut als selbstgeschaffene Unabhängigkeit, nähren und kleiden sich, bauen und verschönern ihren Wohnsitz mit dem Ertrage ihrer Händearbeit und mit dem ungeteuten Almosen mitleidiger Fremdlinge, die den gastlichen Sinn und die Tugenden dieser Mönche ehren.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Unter dessen Vertrieb eine Invasion der benachbarten Slaven die von Salzburg aus in den Pongau bestimmten Geistlichen, und die Maximilians-Celle lag lange Zeit hindurch zerstört.“) Jetzt (am Ende des II. Cap) besinnt sich der Verfasser, daß er durch das bisher Gesagte,

\*) Brev. notit. p. 33. cap. II. multis temporibus (zweymal), und multo tempore dieß sind Ausdrücke, die füglich aus Mabillon AA. S. S. O. S. B. Saec. II. p. 1060 berichtigt werden können. Man darf schon der Aussage eines Mabillon, der mit Geist und Sprache der Legenden so sehr bekannt war, in Bezug auf Erklärung der Diction in solchen Producten Vertrauen schenken! Am wenigsten sollte eine gesunde Kritik auf solche vage Ausdrücke hin Argumente bauen, oder irgend ein besonderes Gewicht legen, wie ich sehe, daß H. F. es thut, p. 29, 32, 33, 46.

H. F. rechnet p. 31, 33 aus Lediz und Urso, und deren Neffen Wernher und Dulcissimus, dann wieder der letzteren Neffen 3 Generationen heraus. Allein die Neffen des Lediz und Urso erhielten von S. Rupert selbst das Lehen auf Lebenszeit, und Wernher und Dulcissimus übergeben es wieder an ihre Neffen vertragsmäßig gleichfalls auf Lebenszeit (complacitabant usque ad obitum eorum. Cong. p. 30). Es ist also hier nicht mehr zu rechnen, als die Lebenszeit der Oheime vom Tage des aus Ruperts Händen empfangenen Lehens an, und jene ihrer Neffen. Die Oheime, Wernher und Dulcissimus, welche als Geistliche und Zöglinge (F. p. 46) des h. Rupert das Lehen vom Heiligen auf ihre Bitten erhielten, mögen den H. Rupert überlebt, und lange Zeit (multo tempore habentes) im Genusse des Lehens gewesen seyn; aber schwerlich werden sie es „am Ende ihrer Tage auf ihre Söhne (F. p. 46 Zeile 8 von unten), und von diesen auf ihre Enkel gebracht haben,“ weil S. Ruperts Zöglinge, als Geistliche seit ihrem Eintritt ins Clericat kaum verheirathet gewesen seyn dürften: wenigstens scheinen die von Lediz und Urso präsentirten Wernh. und Dulciss. nicht verheirathet gewesen zu seyn. — Der Ausdruck des Congest. p. 30 „usque ad obitum eorum“ ist nicht mit: „bis zu deren Tod“ zu übersetzen, sondern „auf Lebenszeit.“ Wernh. hanc und Cissimo bitten den S. Rupert um die

oder durch diese, wie sie H. F. p. 29 nennt, „höchst-wichtige Episode“ von seinem Hauptgegenstande abgekommen. \*) Er kehrt daher im III. Capitel p. 33. 34 zu S. Ruperts Stiftungen zurück, indem er die Gründung und Dotirung Nonnbergs für Ruperts Nichte Ehrentrud durch den Heiligen und den Herzog Theodebert berichtet (Vergl. hiemit Congest. p. 28, 29). — Das Cap. IV. p. 34 enthält fernere Vergabungen desselben Herzogs Theodebert, der Nonnberg dotirt, der also jenes Theodos Sohn ist, welcher aus S. Ruperts Händen die Tausche empfing. Des sterbenden Theodos Ermahnungen, des Heiligen Kirche zu unterstützen, hat er gehorsam befolgt. Von demselben frommen Sinn befehl (eadem quoque intentione p. 34. Cap. IV.) schenkte Hzz. Huibert, der Sohn und Nachfolger des Theodebert, Mehreres der Salzburger Kirche, unter andern ein weitläufiges Jagdrevier, welches Eingangs des Kap. V. p. 34. in fine p. 35 beschrieben wird. Der edle Mann Madelhelm schenkt gleichfalls einen Theil seines Jagdgebietes an den Ufern der Alben her; worauf noch einige Schenkungen des Hzzs. Huibert folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Nutznießung der Güter, welche ihre Verwandte der Kirche geschenkt, auf Lebenszeit, und beyde übertragen vertragsmäßig dieselben ihren Neffen gleichfalls auf Lebenszeit, und so bleiben diese Güter Lehen der Salzburger Kirche bis auf Dtilos Zeit; bis nämlich Urso der Capellan seine Bitte um Verlehnung mit jenen Gütern stellte. Das usque ad obitum ist also die in der Vertragsformel ausgesprochene Zeit, auf wie lange das Lehen überlassen wird; nicht aber eine Aussage, welche berichtet, die Neffen Wernhers und Dulcissimus seyen wirklich gestorben. Sind die Neffen — denn Neffe, nepos, nicht Enkel ist hier zu übersetzen — des Wernh. und Dulciss. jene im Zeugen-Verzeichniß der brev. notit. aufgeführten Dulcissimus und sein Bruder Otmars, beyde Priester, die auch noch als Wohlthäter der Salzburger Kirche p. 40. vorkommen, zur Zeit Dtilos und Tassilos; so ist das Zeitalter des h. Ruperts unverkennbar in dem Beginne des VIII. Jahrhunderts zu setzen.

\*) Brev. notit. cap. II. in fine. p. 33 quia igitur, schließt er die Abschweifung, perdifficile est, omnia pariter adnotare, quae dominus Rudbertus in eadem regione perfecit etc.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. October.

Nro. 206.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Deutsche Mythologie. Von Jakob Grimm.  
Göttingen in der Dietrichschen Buchhandlung  
1835.

## Erster Artikel.

„Deutsche Mythologie von Jacob Grimm“ so lautet der kurze und einfache Titel für ein großes Werk eines der gelehrtesten Männer unsres deutschen Vaterlandes. Es bedarf dieses Buch keiner empfehlenden Anzeige des Unterzeichneten, überall ist es schon mit großem Beyfalle aufgenommen worden. Ohnehin muß Ref. als Jurist vom Fache seine Rühmtheit bevorworten, daß er sich in dieser Anzeige an ein strenge genommen außerhalb seiner Sphäre liegendes Unternehmen wagt. Allein das Buch enthält für Jeden, dem die Lebensverhältnisse und die Schicksale des Germanischen Volkstammes von Interesse sind, so viel schätzbare, belehrende und ungeniein unterhaltende Aufschlüsse, daß Ref. aus dieser Rücksicht sich gedrungen fühlt, den Lesern dieser Blätter einige Auskunft und Mittheilung über das in Rede stehende ächt vaterländische Werk zu geben. Er will und kann daher hier bloß eine Anzeige im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht eine Recension des speciellen Inhaltes dieses schönen Buches liefern und nur hin und wieder möge es vergönnt seyn, eine Frage der Kritik aufzuwerfen, zuvörderst aber einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken.

Grimm fängt seine Bücher mit Vorreden an, die ihm die Herzen seiner Leser gewinnen, während der Inhalt der Werke selbst über seine Gelehrsamkeit staunen macht. Nicht ohne Rührung kann Ref.

an das liebevolle Vorwort gedenken, mit welchem der dritte Band der deutschen Grammatik in die Welt trat. Es ist dasselbe an einen Einzelnen, an den eben von einer schweren Krankheit genesenen Bruder des Verfassers gerichtet, so auch jetzt die Vorrede zur Mythologie an einen Freund, an Dahlmann. Es thut wohl, hier die Person zur Person sprechen zu hören, es thut dem Leser wohl, hindurch zu fühlen, daß der Gelehrte sein Herz nicht unter Folianten und Quartanten begrub, sondern daß es lebendig schlägt in der Brust. Steht der einzelne Leser freilich dem Verf. fern, sind seine Beziehungen zu ihm ganz andere, als die derjenigen Person, zu der er spricht, ist er ihm vielleicht ganz fremd, dennoch kann er sich des Gedankens nicht erwehren, es sey in gewisser Weise die angeredete Person doch der Repräsentant der vielen Menschen, die diese freundlich gebotene Gabe freudig aufnehmen und empfangen. So beginnt also der Verf. sein Werk mit den Worten: „Lieber Dahlmann“ und richtet an diesen Freund eine vorbereitende Abhandlung, welche zuerst sehr schön den Gegensatz zwischen Sage und Geschichte bezeichnet, dann auf den Plan, der bey dem Werke beobachtet ist, eingetret, und insbesondere noch das Verhältniß der deutschen Mythologie zu den Götterlehren anderer Völker hervorhebt. Wir können es uns nicht versagen, einige Worte, den zuerst erwähnten Punct betreffend, hier mitzutheilen, weil sie die Sache so ganz in ihrem eigenthümlichen Wesen bezeichnen, daß sie kaum anders gegeben werden könnten:

„Sage und Geschichte sind jedwedes eine eigene Macht, deren Gebiete auf der Grenze sich in einan-

der verlaufen, aber auch ihren gesonderten, unberührten Grund haben. Ueber Sage Grund ist nur Mythos, d. h. Götterglaube, wie er von Volk zu Volk in unendlicher Abstufung wurzelt: ein viel allgemeineres, unsätereles Element, als das historische, aber an Umfang gewinnend, was ihm an Festigkeit abgeht. Ohne solche mythische Unterlage läßt sich die Sage nicht fassen, so wenig, als ohne geschene Dinge die Geschichte. Während die Geschichte durch Thaten der Menschen hervorgebracht wird, schwebt über ihnen die Sage als ein Schelm, der dazwischen glänzt, als ein Düst, der sich an sie setzt. Niemals wiederholt sich die Geschichte, sondern ist überall neu und frisch, unauslöchlich wiedergeboren wird die Sage. Festen Schrittes am irdischen Boden wandelt die Geschichte, die gestülzte Sage erhebt sich und senkt sich: ihr weilenbes Niederlassen ist eine Günst, die sie nicht allen Völkern erweist. Wo ferne Ereignisse verloren gegangen wären im Dunkel der Zeit, da bludet sich die Sage mit ihnen und weiß einen Theil davon zu hegen; wo der Mythos geschwächt ist und zerrinnen will, da wied ihm die Geschichte zu Stütze. Wenn aber Mythos und Geschichte inniger zusammenreffen und sich vermählen, dann schlägt das Epos ein Gerüste auf und webt seine Fäden.“ —

Was nun den Plan anbelangt, den der Verf. bey seinem Werke befolgt hat, so ist dieser im Ganzen genommen analog derselbe, wie wir ihn in seiner deutschen Grammatik und in seinen deutschen Rechtsalterthümern antreffen. Was er für die Sprache, was er für das Recht gethan, das wollte er mit denselben Mitteln auch für die Religion thun. Er wollte zeigen, daß dasselbe Volk, welches eine wohlgefügte Sprache redete, welches eines sinnvollen Rechtes genöß, auch „erfüllt gewesen sey von dem Glauben an Gott und Götter, beseelt von großartigen Vorstellungen von höheren Wesen.“ In einem Punkte jedoch befolgt der Verf. hier einen andern Gang. In jenen beyden andern Werken sind Sprache und Recht, sowohl der Völker des skandinavischen Nordens, als auch der übrigen germanischen Stämme, als nahe verschwärtet und verwandt, auch gemeinschaftlich berücksichtigt worden; hier hingegen tritt die scandinavische Mythologie mehr in den Hintergrund. Wir erkennen die Gründe, die den Verf. zu dieser Anomalie bewogen haben (S. V.), voll-

kommen an; es war hier in der That nothwendig, um der falschen Kritik zu begegnen, welche bald den Ursprung der nordischen Mythologie verdächtigt, bald das alte Deutschland ganz und gar seiner Götterlehre beraubt hat, es war zu diesem Zwecke nothwendig bey der Darstellung mit der „Deutschen Armut“ zu beginnen und hier vor Allem das Alter der deutschen in so vielen Punkten mit der nordischen übereinstimmenden Mythologie festzustellen. Hieraus läßt sich dann ein richtiger Schluß auf das Alter der letzteren ziehen, so wie umgekehrt aus der Richtigkeit der nordischen Götterlehre auf die Richtigkeit der deutschen. Ueber den Zusammenhang dieser Mythologien läßt sich der Verf. ausführlicher S. 8. vernehmen: „die nahe Verwandtschaft der Sprache, die nachweisliche Gemeinschaft vieler Ausdrücke des Cultus durch alle deutschen Sprachen, die Identität mythischer Begriffe und Vorstellungen, die ähnliche Weise, wie sich die Heldensage an den Mythos knüpft, die Mischung des mythischen Elementes mit den Namen von Pflanzen und Gestirnen, die gleiche Umwandlung der Götter in Teufel, der weisen Frauen in Hexen, die Gleichheit der Volksagen und Kindermährchen, das Ineinandergreifen der Götterlehre und Rechtsverfassung,“ alles dieß sind Beweise für die Verwandtschaft des Mythos der Deutschen und Scandinavier. Die nordische Götterlehre selbst ist nun aber in dem vorliegenden Werke nur in so fern berücksichtigt worden, als sie mit der deutschen zusammenrifft, wo sie hingegen in ihren Eigenthümlichkeiten auftritt, ist sie ausgeschlossen geblieben.

Der Verfasser mag es uns zu Gute halten, er hat uns durch seine früheren Werke verwöhnt, er möge das Gefühl der Täuschung nachsichtig beurtheilen, welches wir empfanden, als wir in einem Werke unter dem Titel: „deutsche Mythologie“ (den er doch auch hier in gleichem Sinne versteht, s. S. 71 und 72) nicht ganz das Analoge antreffen sollten, als in den Büchern unter den Titeln: „deutsche

Grammatik,“ „deutsche Rechtsalterthümer.“ Wir billigen auf der einen Seite sein Verfahren, wir können gegen die ihn bestimmenden Gründe nichts einwenden und doch thut es uns leid, daß es also hat seyn müssen. Am Schlusse der Vorrede sagt dann der Verfasser: „zu einer großartigen gelehrten Bearbeitung eignet sich der ganze Umfang altnordischer Mythologie im höchsten Grade, hat sie aber noch nicht hervorgerufen.“ Eben diese Worte haben aber nur noch mehr dazu beygetragen, den Wunsch in uns lebendig zu machen, aus seiner Feder eine solche Bearbeitung hervorgehen zu sehen. Wir lassen uns hierin gerne der Ungenügsamkeit zeihen.

Nachdem nun der Verfasser in der Vorrede sich über das Verhältniß der Götterlehre-unserer Vorfahren zu der der Römer, Griechen, Kelten und Indier ausgesprochen und hiebey besonders darauf aufmerksam gemacht hat, wie man zwischen der bestehenden wirklichen Verwandtschaft der deutschen und römischen Mythologie auf der einen und der Interpretatio Romana deutscher Götter auf der andern Seite wohl unterscheiden müsse, kommt er noch auf einen andern sehr wichtigen Punct zu sprechen, der hier füglich nicht übergangen werden konnte. Sehr entschieden nämlich erklärt er sich gegen die Ansicht, nach welcher die Eddalehre größtentheils auf Erborgung aus dem Christenthume beruhen soll. Dieß führt ihn weiter, das feindliche Verhältniß zwischen Christenthum und Heidenthum, den zerstörenden Einfluß des ersteren auf dieses und endlich den Umstand näher hervorzuheben, wie das besiegte Heidenthum „noch seine flüchtige Habe gleichsam in des feindlichen Heeres Mitte zu sichern strebte“ (S. XVIII). Hier gerade befinden wir uns auf einem Puncte, wo wir nicht völlig mit dem Verfasser übereinstimmen können; nicht etwa, als ob wir die so eben in Kürze zusammengestellten Faeta in Abrede stellen wollten, diese haben ihre völlige Richtigkeit, sondern wir können uns nicht ganz an seine Beurtheilung dieser Faeta anschließen. Sehr richtig und schön bemerkt der Verfasser:

„Der Sieg des Christenthums war der einer milden, einfachen, gelstigen Lehre über das finstliche, grausame, verwildernde Heidenthum; für die gewonnene Ruhe der Seele, für den verheißenen Himmel gab der Mensch seine irdischen Freuden und die Erinnerung an seine Vorfahren.“ (S. 4)

Ferner:

„Anderentheils zerstörte und unterdrückte die Frömmigkeit christlicher Priester eine Menge heidnischer Denkmale, Gedichte und Meinungen, deren Vernichtung historisch schwer zu verschmerzen ist; allein die Gesinnung ist tadellos, welche uns ihrer beraubt hat. An der reinen Uebung des Christenthums, an der Tilgung aller heidnischen Spuren war unendlich mehr gelegen, als an dem Vortheil, der später einmal, wären sie länger stehen geblieben, für die Geschichte aus ihnen hätte hervorgehen können.“ (S. 5.)

Endlich:

„Wir dürfen annehmen, wenn schon das Heldenthum noch eine Zeit lang lebendig hätte wuchern und gewisse Eigenthümlichkeiten der Völker, die ihm ergeben waren, schärfer und ungestörter ausprägen können, daß doch ein Keim des Verderbens und der Verwirrung in ihm selbst lag, welchen es ohne Dazwischentreit der christlichen Lehre zerrüttet und aufgelöst haben würde. Ich vergleiche das Heldenthum einer seltenen Pflanze, deren farbige, dinstende Blüthe wir mit Verwunderung betrachten, das Christenthum der welte Strecken einnehmenden Saat des nährenden Getreides.“ (S. 5 und 6).

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. 2c.

(Schluß.)

Hier wohnt Friede, Genügsamkeit, Thätigkeit und Ordnung, folglich auch jene wahre und einzige Glückseligkeit, welche unsere Natur hienieden erträgt und erringen kann. Warum redet man aber so wenig von diesem Institute, warum besucht der Europäer vorzugsweise irgend ein altes spannenhohes ephenumräuhtes Mauerwerk? warum bewundert man nur einen wilden Grivas und verzeichnet in den Jahrbüchern nur den Namen des Klephten-Kapi-

tans, der das Dorf verbrannt und die Flur verwüstet hat? Für das milde Gestirn, welches den Frieden bringt, die Leidenschaften in der menschlichen Brust bezähmt, die Blume aus der Erde lockt, aus der Felsenpalte die Weinrebe, aus dem dürrn Boden die alles befruchtende Quelle hervorruft und die Wüste in einen Garten verwandelt, hat unsere Neugierde kein Auge und unsere Rede selten ein schönes Wort!

Im Gegensatz mit dieser Gerechtigkeit, welche unser Verf. den griechischen Mönchen widerfahren läßt, hätte er aber auch bey Veranlassung seines Besuches der Ruinen von Ephesus die alten Bewohner derselben wegen ihrer Liebe für Weisheit und Gelehrsamkeit nicht gar zu stark rühmen sollen, da man, nach Athenäus, in dieser Stadt einst von Obzigkeitswegen öffentlich bekannt machte: „Will einer bey uns gelehrt seyn, so ziehe er aus, und sey es anderswo.“ Wohlthnend aber ist auf der andern Seite für alle jene, die in den Dingen das rechte Maas lieben und allenthalben die Menschen auf ihren wahren Werth zurückführen möchten, Hr. Profesch's in einer frühen Periode schon eingestrente Bemerkung, daß man z. B. unter den Benennungen griechischer Minister, General u. s. w. sich keineswegs Verhältnisse vorstellen soll, denen ähnlich, in welchen sich so betitelte Männer in unsern Staaten befinden. Diese Namen, meynt er, wurden von den Griechen erborgt, wie Kleider, um sich bey uns mittels dieser Masken den Eintritt zu verschaffen. Sie urtheilten eben richtig, daß wir bald den Rock für den Mann nehmen, und so uns für eine Menge Eigenschaften entschädigen lassen würden, die ihnen mangeln. Heute weiß dieses freylich jedermann; aber der Irrthum, diesem von uns Abendländern in allen wesentlichen Puneten abweichenden Volke dennoch unsere Gesetze und Gebräuche aufladen zu wollen, ohne seinen Widerspruch zu reizen, scheint noch nicht allgemein erkannt zu seyn. Daher das Takelose, mit welchem besonders

die französischen Griechenfreunde häufig ihren Beystand bemassen. Durch Absendung von Proklamationen, Broschüren, Cocarden, Uniformen und Feldwebeln wollten diese eine sinkende Revolution beleben und ein zur Verzweiflung gebrachtes Volk retten. Von Ungereimtheiten dieser Art findet man im Buche mehrere Beispiele. Unter andern fand Hr. Profesch einst bey dem griechischen Kriegsminister mehrere Druckschriften, neugriechische und französische aus Frankreich gesandt. Sie betrafen meist Gegenstände, welche durch ihre Wahl und Behandlung auf grelle Weise die völlige Unkenntniß der Verfasser mit griechischen Kriegs- und Landesverhältnissen belegten. Der Minister, der sich mit einer solchen abmühte, gestand ihm, daß er aus dem Geschwäge nicht klug werden könne. Und er habe recht gehabt. Die Broschüre gab den Griechen Rathschläge, wie sie eine gute Reiterey entbehren und mit einer mittelmäßigen auskommen könnten; wie sie es anzufangen hätten, um eine solche in Eile zu schaffen. Es wurde dabey vorausgesetzt, daß es in Griechenland nicht an Pferden mangle, und daß der Mann geübt sey im Sattel zu sechten. Viele Beispiele aus den französischen Kriegen wurden angeführt, und der vielen Worte kurzer Sinn war eigentlich, daß im Nothfalle ein Strick die Dienste des Steigbügels, des Gebisses und Zügels thun könne. Den Griechen, die weder Pferde haben, noch reiten können, noch sich eines andern Steigbügels bedienen, wenn sie sich ja manchmal auf einen Gaul oder ein Maulthier setzen, als eines Strickes, mußten, nach Hrn. P's. Meynung, derley Vorschläge wie Spott klingen.

Obwohl der gelehrte Verf. öfter, als es nöthig ist, Verse macht, und auch noch die Beschreibung seiner letzten Tour von Athen über Kalamaki nach Sicyon, Phlius, Nauplia und zur See nach Mytilene mit einem Epilog in Versen endet, so wird der Leser dennoch mit Reserenten der Meynung seyn, diese Denkwürdigkeiten gehören in die kleine Zahl jener der Revolution gleichzeitigen Schriften, aus welchen einst die leidenschaftslose und ruhig erwägende Nachwelt die einzelnen Züge zu einem treuen Gemälde jener merkwürdigen Begebenheit schöpfen wird.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. October.

Nro. 207.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Deutsche Mythologie. Von Jakob Grimm.  
Göttingen in der Dietrichschen Buchhandlung  
1835.

(Fortsetzung).

Sollen wir gegen diese Grundsätze streiten? Gewiß nicht, wir stimmen ihnen vollkommen bey. Trotz dieser Aeußerungen des Verfassers glauben wir aber doch, daß er das deutsche Heidenthum ein wenig zu lieb habe. Auch wir fühlen uns auf dem Gebiete der Wissenschaften durch Nichts mehr angezogen, als durch alles dasjenige, was das Leben und die Geschichte des Volksstammes der Germanen betrifft; die Schönheit der Sprache, die Reichhaltigkeit, Einfachheit und Consequenz des Rechts, Alles dieß wird Jedem, der einen heimischen Sinn hat, fesseln, ja die Beschäftigung mit diesen Gegenständen wird ihm so manche süße Stunden bereiten. So also auch das Studium des Glaubens unserer Ahnen und Alles, was damit im Zusammenhange steht. Wir finden es daher nicht nur begreiflich, sondern auch natürlich, daß man alle diese Dinge ausnehmend lieb gewinnt, daß man also auch gegen eine Potenz, die in den das Volk belebenden Geist zerstörend eingreift, wenn sie eine andere als das Christenthum wäre, ein gewisses Mißbehagen empfindet. Es wäre nach den oben mitgetheilten Worten des Verfassers eine große Ungerechtigkeit gegen ihn, wenn man ihm ein solches Mißbehagen gegen die auf das Heidenthum zerstörend einwirkende christliche Religion zuschreiben wollte; es scheint uns aber, als ob er glaube, die Befehrer der Germanen seyen in ihrer Auffassung des Heidenthums ungerecht ge-

wesen, weil sie in den Göttern Dämonen erkannt hätten. Ihnen macht der Verfasser an verschiedenen Stellen den Vorwurf, sie hätten eben durch jene Idee das Heidenthum auf eine gehässige Weise entstellt, um dasselbe seinen bisherigen Bekennern um so verabscheuenswerther zu machen.

Nach seinen vorhin angeführten Aeußerungen wird uns der Verf. darin beystimmen, daß, so wie Christus gerade zu rechter Zeit, wo die Noth schon am größten war, in die Welt gekommen ist, es auch gerade die rechte und höchste Zeit war, daß dem germanischen Heidenthume durch die Verkündigung des Christenthums ein Ende gemacht wurde, denn trotz aller seiner Naivität, trotz aller seiner freundlichen und lieblichen Seiten, war es doch sehr abscheulich. Aber eben dieß führt uns auf einen von dem Verfasser völlig unberücksichtigt gelassenen Hauptpunct, auf die Frage, was denn eigentlich das Heidenthum für eine Bedeutung hatte? was die Götter der Heiden waren? Bey der Durchlesung des Buches sind wir immer auf diese Frage zurückgekommen, wofür hält denn der Verfasser die Götter der Heiden? und wir haben uns nicht genug wundern können, daß das Buch, welches über so viele bisher unbekannte Dinge die herrlichsten und überraschendsten Aufschlüsse gibt, nicht ein Wörtchen von dem spricht, was eigentlich der Kern aller Mythologie ist.

Der Verfasser stellt bey seinen Untersuchungen immer nur das Factum hin: die Deutschen hätten an diese oder jene Gottheit geglaubt u. s. w. Waren denn aber diese Götter bloße Phantome der Einbil-

dungskraft, an welche die Heiden, von ihren Priestern belehrt oder betrogen, glaubten, oder hatten sie eine Realität? Waren sie das Erstere, nun, dann wollen wir über die Dummheit unserer Vorfahren und der aufgeklärten Völker des Alterthums, die sich Jahrhunderte lang dergleichen Dinge haben aufbürden lassen, nur geradezu den Stab brechen. Hier liesse sich wenigstens die Stupidität in keinem Falle analog hinweg interpretiren, wie es Rogge (Gerichtsverfahren der Germanen S. 201) in Betreff des Instituts der Ordalien durch die Fiction versuchen zu müssen geglaubt hat, diese seyen in der heidnischen Zeit nur selten vorgekommen, und hätten seit der Einführung des Christenthums, falls der Angeschuldigte sie bestand, auf einem frommen Betrage beruht. Es bleibt also in jenem Dilemma nur das Zweyte übrig: die Götter der Heiden müssen eine Realität gehabt haben. Sie wurden also nicht bloß als Wesen gedacht, sondern sie waren selbst wirkliche Wesen, denen unrechtmäßiger Weise in Folge des Abfalles von Gott, von den Menschen göttliche Verehrung gezollt wurde. Auf einem solchen Standpunkte, selbst wenn das Heidenthum auch mit Verehrung guter Geister begonnen haben mag, war doch für die Menschen die größte Gefahr, daß der „Lügner von Anfang“ sich ihrer bemächtigte, und daß er zuletzt mit seiner Schaar der gefallenen Engel selbst Gegenstand der Anbetung und Verehrung wurde. Vielleicht möchte hier die häufig gebrauchte Parallele entgegengestellt werden, jener göttlichen Verehrung höherer Wesen entspreche die Verehrung der Heiligen in der katholischen Kirche. Obschon der Verfasser anzudeuten scheint, als seyen in der Entwicklung des Menschengeschlechts gleichsam drey Stadien: Heidenthum, katholische Kirche und Reformation, und als sey, was wohlthätige Einwirkungen betreffe, ein fast gleiches Verhältniß letzterer zur katholischen Kirche, wie das dieser zum Heidenthume anzunehmen (S. XXI. S. 5. S. 61 Note), so besorgen wir von ihm einen solchen Pa-

rallelismus in der Weise, wie er gewöhnlich vorgebracht wird, nicht, da er die Lehre der katholischen Kirche über jenen Punct zu genau kennt (S. XXI.).

Wir sind demnach der Meynung, die christlichen Glaubensboten hatten so unrecht nicht, wenn sie die Götter der Heiden für Dämonen erklärten, denn der ganze Zustand des Heidenthums ist ein dämonischer und schon in den Psalmen steht geschrieben: „alle Götter der Heiden sind Dämonen.“ Die Dämonen sind aber keine Phantome, sondern sind eben die gefallenen Engel im Dienste des mit ihnen vom Himmel herabgestürzten Fürsten der Finsterniß. Dieser ist es, der die Völker zum Abfalle von Gott verleitet und zu dem Heidenthume geführt hat. Dieß trägt daher nicht nur den Keim des Verderbens und der Verwirrung in sich, sondern ist selbst Verderben und Verwirrung. Es folgt dieser Abfall den gewöhnlichen Gesetzen des Falles; mit der Länge der Zeit wächst die Schnelligkeit und die Entfernung, welche das im Falle Begriffene von seinem Ausgangspuncte erreicht. Wenn also die Germanen noch nicht bis zu „dampfbrütendem Niederknien vor Götzen oder Klöben“ gekommen waren, (? s. S. 20), so hat dieß seinen Grund in den Plänen der göttlichen Vorsehung, welche dieses Volk noch zu großen Dingen bestimmt hatte und ihm die rettende Hilfe durch Christus in einem früheren Stadium des Abfalles sendete, als manchem andern Stamme. Aber dessen ungeachtet waren die Germanen doch schon weit genug unter der Leitung ihrer Götter, wie die denselben dargebrachten Menschenopfer (S. 26) zur Genüge beweisen, auf der von Gott hinwegführenden Bahn vorgeschritten.

Wir gehen nunmehr zu einzelnen Parthien des Werkes selbst über. Die „deutsche Armuth“ hat denn doch — Dank sey es der unverdroffenen Mühe und dem Fleiße des Verfassers — einen Raum von 710 und, wenn man den Anhang hinzurechnet, von 872 enggedruckten Seiten ausgefüllt. Das gesammte Material ist in 29 Kapitel getheilt, von denen das



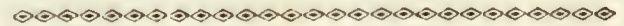
erste eine Einleitung bildet, deren Inhalt in Verbindung mit dem der Vorrede, bereits in dem Vorherigen berücksichtigt worden ist; das zweyte führt die Ueberschrift: Gott und beginnt mit der etymologischen Erklärung dieses zur Bezeichnung des höchsten Wesens gebräuchlichen Wortes. Wo aber stammt dieses Wort her? Der Verfasser ist nicht abgeneigt, das deutsche Gott mit dem Persischen khôda zu vergleichen, wenn dieses durch eine starke Verkürzung aus dem Zendischen gadâta (a se datus, increatus, Sanscr. svadâta) hervorging. Unser „gut“ sowohl als den Namen der „Gothen“ hält der Verfasser für unverwandt mit Gott. Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieser Bemerkung in Betreff der Gothen ist leicht zu gewinnen, hinsichtlich des Wortes gut hingegen sträubt sich das Gefühl gegen die Trennung desselben von Gott. Das ist eine alte Meynung, die fast alle Leute, von Kindesbeinen an, haben, daß Gott (Goth. Guth) und gut (Goth. Gods) zusammengehören. Es wäre eine logische Inconsequenz; Gott von gut abzuleiten, aber man trennt sich schwer von dem Gedanken, daß beyde Worte nicht in einem Zusammenhange stehen sollten.

[Die Einwendungen dagegen sind folgende: 1) der im Gothischen ungewöhnliche Wechsel von th und d; allein Grimm sagt an einer andern Stelle (Gramm. I. S. 62) selbst, daß th und d sich sehr nahe gestanden haben müssen. Gudja (sacerdos) muß doch wohl mit Gott (Dens) im Zusammenhange stehen. 2) Der Uebergang von u und o; doch ist (Gramm. Bd. 1. S. 40) funa und fôn angeführt, die in ganz ähnlichem Verhältnisse zu einander stehen. Bey Wörtern, die so uralte Sprachbildungen sind, darf eine Unregelmäßigkeit der Art nicht befremden. Auf jeden Fall stehen der Vergleichung mit dem Zend. gadâta und Persischen khôda viel größere Schwierigkeiten entgegen: denn überall wo das Zend. sv in q erwandelt, behält das Gothische den Sibilanten, also z. B. Zend. gasâ,

Goth. svistar für Sansc. svasri (Schwester). Ueberdies ist eine Zusammensetzung kaum anzunehmen, wo der wichtigste Buchstabe so ganz verschwindet und so den Charakter einer einfachen Wurzel annimmt, wie Guth. Sollte das Wort nicht vielleicht zu dem Sanscr. Guh (sich verbergen) gehören? \*)]

Unter den germanischen Beynamen, welche Gott beygelegt werden, führt der Verfasser auch Sihora im Vergleich zu Sigidrohtin an (S. 18) und ist der Meynung, daß aus jenem Worte der Ausdruck Sire herzuleiten sey. Allein, so scharfsinnig diese Hypothese auch ist, so möchte doch, so lange sie nicht durch neue Gründe unterstützt wird, und so lange insouderheit das Wort Sihora selbst, welches bloß in Augustins Briefsammlung vorkommt, nicht noch anderwärts gefunden wird, bey der viel näher liegenden Ableitung von Senior, Seigneur, Sieur stehen zu bleiben seyn.

(Schluß folgt.)



Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Euns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Otilos Bestiegung durch die Franken = Fürsten — hier Könige genannt — und seine Abführung nach dem Frankenreich wird hierauf kurz vorgetragen, sowie seine Rückkehr auf den Herzogsstuhl und seine Vergabungen an die Salzburger Kirche (p. 55. Vgl. wegen Aufeinanderfolge der Herzoge Huibert und Otilo das Congest. p. 22., woselbst Huiberts Vergabungen an Salzburg ausführlicher aufgezählt sind). — Dies giebt dem Verf., der zu Ende des II. Capitels im besten Zuge des Erzählens war, eine erwünschte Gelegenheit, auf die

\*) Die hier in [ ] eingeschlossenen Bemerkungen verdanke ich dem sprachkundigen Hrn. Dr. Friedr. Wundischmann.

Geschichte des Streites zwischen Ottilo und den Bischöfen Virgilius zu kommen, welche er oben abgebrochen. Er thut es, im Cap. VI. Cap. VII. p. 55. 56. Urso, Ottilo's Kapellan und treuer Gefährte in der Gefangenschaft, welcher vom Geschlechte derer Männer von Albina wae, bat seinen Herrn um die Lebensverleihung jener Güter, die Herzog Theodebert dem hl. Maximilian und St. Rupert gegeben. Ottilo, der Verhältnisse nicht kundig, — er wußte nicht, welche Vergabungen Theodo und sein Sohn Theodebert dem hl. Rupert in dieser Gegend gemacht — gewährte seines Kapellans Bitte, indem er ihn mit den Gütern zu Alben und der seit langen Zeiten zerstört daliegenden Maximilians-Zelle befehnte. Virgil, der Ausländer, welcher nach diesem (postea) mit Ottilo's Bewilligung den bischöflichen Stuhl Salzburgs bestieg, begab sich, sobald er sich über diese Sache gehörig unterrichtet, zum Herzog, Recht, d. i. die Rückgabe der seiner Kirche entzogenen Güter zu begehren. Aber der Herzog wollte durch Entziehung des Lebens seinen Kapellan nicht betrüben, während Virgil auf der Gerechtigkeit seiner Sache bestand, und für dieselbe eine große Zahl geistlicher und weltlicher Zeugen anführt, (Man vergleiche die einfache und klare Erzählung dieses Streites im Congestum p. 29 in fine p. 30., die unmittelbar an die Gründung der Maximilians-Zelle geknüpft, nicht aber von einander gerissen ist, wie hier in der brev. not). —

Cap. VIII. p. 57. werden die Schenkungen des Hzgs. Ottilo an die Maximilians-Zelle aufgezählt, für welche dieser Herzog eine besondere Vorliebe bezeugte. Das IX. Capitel, p. 58 enthält Hiltrudens, Thassilos Mutter und Pippins Schwester, Schenkungen nach ihres Mannes (Ottilo) Tode; auch was der Herzog Thassilo selbst, mit seiner Mutter, der Salzburger Kirche vergabte. Im X. Capitel, p. 58 folgen nun die Schenkungen der edlen bayerischen Männer, da bis daher nur jene der Herzoge Bayerns aufgeführt wurden. (So die Ueberschrift: *Huiusque praenotatae V. traditiones ducum Bavariae regionis. etc. Ex hinc notantur traditiones nobilium hominum etc.*) Der Verf. hält sich bey der „überraschenden Menge von Schenkungen“ (S. p. 55) nicht mehr an eine strikte Zeitfolge, wie er es bey den Schenkungen der vom Vater auf den Sohn, und vom Vorfahr auf den unmittelbaren Nachfolger sich folgenden Herzoge zu thun gezwungen war; sondern er zählt diese Güterschenkungen auf, wie ihm die Urkunden darüber eben zur Hand kamen. So z. B. was zur Zeit Ottilo's der edle Mann Milo hergegeben. Die Edelrau Liza schenkt ihr Eigen zu Mont-

eulus am Flusse Salzaha zur Zeit des Herzogs Theodebert; worauf wieder, zum Beweis des Gesagten, die Schenkung eines edlen Bgo zur Zeit Ottilo's folgt. \*)

Das XX. Capitel berichtet die Stiftung von Otting zur Zeit, als Thassilo II. unter seines Oheims Pippin Vormundschaft stand, durch den Geafen Guntharius (p. 38); worauf im XII. Capital p. 39—42 die Namen und Güter der getrennen, edlen und gemeinfreyen (*mediocres*) Männer verzeichnet werden. Das Uebrige der *brev. notit.* vom Cap. XIII. p. 42 — Cap. XXIII. incl. p. 47. hat für den streitigen Gegenstand kein Interesse mehr.

Dies ist der genaue Inhalt und die Folge der Materien jener 2 Documente der Salzburger Kirche, auf welche alle bayerischen und salzburgischen Geschichtsforscher von jeher, und zwar mit vollem Rechte, das größte Gewicht gelegt haben (S. v. Koch Sternfeld, in den Abhandlungen der k. Akad. d. W. Bd. V. p. 340. 341). und noch legen. Nicht zu übersehen ist, daß beyde, das Congestum und die *breves notitiae*, wie oben gezeiget wurde, Auszüge von Urkunden enthalten, welche getrenn die Namen der Schenker und des Geschenkten angeben.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Aus dem Theodebert, unter welchem Liza vergabte, einen jüngeren Herzog zu den Zeiten Ottilo's zu machen, ist deshalb kein Grund vorhanden, weil es, wie gesagt, dem Verf. hier bey den frommen Gaben der Edlen nicht mehr um eine genaue Folge der Herzoge zu thun ist. Es ist also kein anderer Herzog, als der oben in der Herzogs-Reihe aufgeführt Theodebert, der Gründer von Nonnberg und der Maximilianszelle, und jenes Theodo's Sohn, der St. Rupert aufgenommen. Hr. F. hat also p. 35 nicht ganz Recht, wenn er behauptet, daß zu den Zeiten des hl. Ruperts noch keine einzige Schenkung von irgend einem Edlen oder Freyen an die Kirche Salzburg vorkommt. — Dieselbe Nachlässigkeit (Hr. F. nennt es p. 26 ordnungswidrig), sobald es sich nicht mehr um Aufzählung der herzoglichen Schenkungen handelt, gewahren wir im Congestum p. 25 in fine, vergaben Boso und sein Bruder Joannes mit Erlaubniß des Herzogs Thassilo, desgleichen p. 24. Anno (Anno) und sein Sohn Sigiuuolf und Sigibald der Richter etc., ferner Graf Grimbert (König Pippins Vertrauter, *brev. not.* p. 40), dann Dignolus, Agilulf, alle mit Thassilo's Bewilligung. Die Freye Liza dagegen (vergleiche oben die *brev. notit.* p. 38) nimmt ihre Schenkung mit Bewilligung des Hzgs. Ottilo vor, worauf die übrigen Wohlthäter der Salzburger Kirche zur Zeit Thassilo's aufgeführt werden.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. October.

Nro. 208.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Deutsche Mythologie. Von Jakob Grimm.  
Göttingen in der Dietrichschen Buchhandlung.  
1835.

(Schluß des ersten Artikels.)

In dem zweyten Kapitel, welches den Gottesdienst der Germanen im Allgemeinen zu seinem Gegenstande hat, stellt der Verfasser zuerst alle diejenigen der deutschen Sprache eigenthümlichen Ausdrücke zusammen, die sich darauf beziehen. Schon selbst diese gestatten einen Hinblick in die Art und Weise der deutschen Gottesverehrung; sie bestand in Gebet und Opfern; mit dem ersteren war Händefalten, Kniebengen und Hauptentblößen verbunden. Aus den S. 20 angeführten Stellen geht aber auch hervor: Neigen und Niederfallen vor Götterbildern. Daß neubekehrte Christen bey ihren Gebeten heidnische Gebräuche bewahrt haben, ist sehr wahrscheinlich; sie zollten jezt dieselbe demüthige Verehrung dem wahren Gotte. Es sind indessen die meisten dahin gehörenden Handlungen von der Art, daß das menschliche Gemüth, ohne daß sie aus dem Heidenthume hinübergebracht würden, leicht gerade auf diese Aeußerungen seiner Andacht verfallen kann. Daß aber die auf S. 21 angegebene Anweisung, das Kreuz zu machen, in irgend einer Verbindung mit dem Heidenthume stehe, möchte doch sehr zu bezweifeln seyn. Auch bey diesem Abschnitte bietet sich dem Verfasser, wie immer, die Gelegenheit zu den vortrefflichsten sprachlichen Bemerkungen. So sehr man auch geneigt seyn möchte, die gewöhnliche Bezeichnung des Opfers

durch blötan, dahin zu erklären, daß dieses Wort so viel bedeute als „bluten machen“ und daraus dann einen Schluß auf den Charakter der deutschen Opfer zu ziehen, so wird doch dargethan (S. 23), daß jenes Wort durchaus nicht mit bloth (sanguis) im Zusammenhange stehe, dagegen auf das griechische *παιδών* (entzündend, verbrennen) hingewiesen. Unter den Worten, welche *hostia*, *victima* bedeuten, findet sich auch das althochdeutsche *zepar* vor. Dieß führt (S. 25) zu einer interessanten Erörterung über das Wort „Ungezieser“, welches ursprünglich das nicht Opfermäßige oder vielmehr die nicht opfermäßigen Thiere bezeichnet haben würde. In einigen Gegenden Deutschlands bedeutet: „Gezieser“ so viel als „Geflügel“ besonders das eßbare, welches auf dem Markte feil geboten wird. Der Verfasser geht sodann die einzelnen Arten von Opfern durch, unter denen die Pferdeopfer die ansehnlichsten gewesen zu seyn scheinen. Daher das so häufig in der christlichen Zeit vorkommende Verbot des Genusses des Pferdefleischs, weil es Sitte war, von dem Fleische des Opfertieres zu essen, daher auch der Schimpfname „Rosseschlächter“, mit welchem die Christen die Heiden schalteten. Vermuthlich wurde (S. 31) das zu opfernde Thier gleich bey seiner Geburt im Voraus zu jenem Zwecke auserwählt und bezeichnet, woraus sich der bisher dunkle Ausdruck *majalis sacrivus* oder *votivus* in der *Lex Salica*, so wie der Umstand erklärt, daß bey mehreren Schriftstellern das lateinische *hostia* durch *friscing* (Frischling) übersetzt wird. Auch auf die Farbe der Thiere wurde Rücksicht genommen (S. 33) und zwar

wurden besonders weisse anserwählt. Voraus mag sich wohl der in Bayern vorkommende Gebrauch erklären, daß bey dem Offertorium bey Todtenämtern von den Laien öfters eine schwarze Henne dargebracht wird? Zu dem Opfer gehörte auch der Frank und hier kommt das sogenannte Minnetrinken ebenfalls in Betracht (S. 36). Der Verfasser bringt damit die bekannte Erzählung des Jonas von dem Opfer der Alemannen in Verbindung, welches diese, als gerade der heil. Columban zu ihnen kam, dem Wodan bringen wollten. Sie saßen dabey um eine große Bierkufe herum und es scheint sich die Stelle dahin zu erklären, sie hätten Wodans Minne getrunken. Dieß Wort hat ursprünglich nicht die Bedeutung, „Liebe,“ sondern Gedächtniß (der Verf. weist auch auf das lat. me-min-i), und bringt den Gedächtnistrank sehr richtig in Verbindung mit dem Opfer. In der christlichen Zeit schloß sich daran das „S. Johannis Minne trinken“ und „S. Gertrud Minnen trinken“ an.

Bey der Untersuchung über die Tempel der Deutschen, welche den Inhalt des vierten Kapitels bildet, wird zunächst der Umstand hervorgehoben, daß in den ältesten Zeiten der Waldkultus der vorherrschende gewesen sey. Tacitus legt dafür in mehreren Stellen sowohl in der Germania als in den Annalen und Historien ausdrückliches Zeugniß (S. 42) ab, aber auch ohne es selbst zu wissen, gibt er in dem 43ten Kapitel des zuerst genannten Werkes davon noch auf eine andere höchst merkwürdige Weise Kunde. Er spricht nämlich von einer Gottheit mit den Worten: ea vis numini, nomen Aleis. Diese Alx ist aber weiter nichts als das gothische Alhs, welches eine heilige Stätte bedeutet. Außer dieser einen Bezeichnung werden deren noch die beyden andern, welche gleiche Bedeutung haben, berücksichtigt, nämlich haruc und paro. Hierauf folgt dann eine große Menge von Beispielen über die Baumverehrung bey den Germanischen Stämmen; wir heben hieraus nur noch

die Bemerkung hervor, daß die königlichen Bannwälder des Mittelalters aus heidnischen Hainen hervorgegangen zu seyn scheinen und daß das Recht des Königs an die Stelle des Cultus getreten sey, der den heiligen Wald der Benützung und Gemeinschaft des Volkes entzog (S. 45). Als Schluß dieser Untersuchungen finden sich dann die Zeugnisse über die von den Deutschen zur Gottesverehrung benützten Gebäude. Daß sie wirklich Tempel gehabt und erbaut haben, unterliegt darnach keinem Zweifel, doch konnten manche dieser Gebäude, von denen die angeführten Stellen sprechen, nach des Verfassers Meinung auch römische seyn, deren sich die Germanen zu ihrer Gottesverehrung bedient hatten (S. 55). Daß Monumente der Art heut zu Tage fast gänzlich untergegangen sind, erklärt sich leicht daraus, daß man bey Einführung des Christenthums gewöhnlich Kirchen an ihre Stelle setzte, zu deren Errichtung dann auch das alte Manerwerk benützt wurde.

Einer Erörterung über die Priester bey den Germanen ist das fünfte Kapitel gewidmet. Der Verfasser führt zuvörderst die verschiedenen Benennungen an, unter welchen sich die Priester vorfinden, und weist auf den nahen Zusammenhang ihres Amtes mit dem richterlichen hin. Eben dieser Umstand dürfte auch wohl berechtigen, den Ausdruck Sühner, der öfters in Glossen (z. B. Graff, Diutiska Bd. 1. S. 135 judex, soneo. S. 499 dominus arbiter, truchtin suanari; vergl. ebenda selbst S. 170: iudicium, sona) zur Bezeichnung des Richters vorkommt, ebenfalls auf den Priester zu beziehen, da sein Amt vorzugsweise im Sühnen bestand (vergl. meine deutsche Gesch. Bd. 1. S. 13 Note 6 und 39). Vieles hieher Gehörige hat der Verfasser bereits in seinen Rechtsalterthümern abgehandelt, weshalb er auch auf dieselben verweist, insonderheit in Betreff der priesterlichen Bedeutung, welche der Adel bey den Germanen einnimmt. Auch wir sind ganz dieser Ansicht, daß die adelichen Ge-

schlechter als die „Bewahrer der Ehe“ d. h. des religiösen Gesetzes, der religiösen Tradition, vorzugsweise auch die priesterlichen waren. Dieses schließt aber nicht aus, daß der einzelne schlechtthin freye nicht adeliche Hausvater nicht ebenfalls hätte Priester seyn können; auch er hatte unstreitig als Oberhaupt einer Familie innerhalb dieser eine priesterliche Gewalt. Daher glauben wir, daß der Verfasser zu scharf in der bekannten Stelle des Tacitus in der Germania (c. 10.) zwischen dieser hausväterlichen Gewalt und der priesterlichen sondert, wenn er S. 60 sagt: „eine merkwürdige Beschränkung der Priester Gewalt und ein Zeichen, wie weit in dem eigentlichen Privatleben das Recht des freyen Mannes ging,“ um so mehr, da im Norden (S. 62) jeder Jarl oder Herr (wobey der Verfasser hinzufügt: „wenn er schon kein Priester war“) Opfer verrichten konnte.

Eine äußerst interessante Abhandlung bildet unter der Ueberschrift: Götter, den Inhalt des sechsten Kapitels. Der Verfasser stellt hier jedoch, indem er mit Recht den Nachrichten des Tacitus vor denen des Cäsar den Vorzug einräumt, nun im Allgemeinen folgendes Resultat fest, (S. 71) daß „in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Religion der Deutschen wesentlich auf Götter beruhte; tausend, zwölfhundert Jahre später hat sich unter dem nördlichen Volkstheil, der seinen angestammten Glauben zuletzt für den neuen hingab, das alte Göttersystem am vollständigsten bewahrt. An beyden Endpuncten des Heidenthums da, wo es in der Geschichte für uns austritt und untergeht, haftet durch Sprache und nie abgebrochene Ueberslieferung das mittlere Deutschland vom fünften bis zum neunten Jahrhundert. Um diese Zeit erscheinen uns die Gestalten der Heidengötter in dem schwachen und feindseligen Licht, das Berichte der Neubekehrten auf sie warfen, erblichen und verworren, immer aber noch als Götter.“

Hierauf folgen dann die Resultate der Forschun-

gen nach dem Vorkommen von Götterbildern, und es ist der Verfasser der Ansicht, daß, wenn auch die Römer keine bestimmte Nachricht über diesen Punct geben, doch zu vermuthen sey, daß das innere Deutschland (S. 73) Tempel und Wälder bewahrt habe. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht das Schwankende des Sprachgebrauches, in dem häufig das nämliche Wort zur Bezeichnung eines Gottes, seines Bildes und seines Tempels gebraucht wird. Die Kenntniß der einzelnen bey den spätern Schriftstellern über Götterbilder sprechenden Stellen, beginnt mit dem bekannten Berichte des Sozomenus über die Christenverfolgung des Athanarich, welcher die Bildsäule eines Gottes vor die Wohnungen der des Christenthums Verdächtigen hinführen ließ; hiermit wird sehr passend der Wagen der Göttin, von welchem Tacitus spricht und das Carroccio der lombardischen Städte in Vergleich gestellt (S. 74). Die drey Götterbilder, welche nach der Erzählung des Walafrid Strabo der heil. Gallus bey den Alemannen zertrümmert und in den Bodensee geworfen hat, werden (S. 76) durchaus dem germanischen Cultus vindicirt. Die über diesen Gegenstand handelnde Stelle des erwähnten Biographen ist auch in anderer Hinsicht sehr merkwürdig, indem sie eine Schilderung des in Verfall gerathenen Christenthums giebt. Nach Berücksichtigung der Nachrichten über Götterbilder bey den Friesen wird die Bedeutung des Wortes Irminsul in Betracht gezogen. Wir heben hieraus einstweilen nur das hervor, daß auch dieses Wort zu demjenigen gehört, bey welchen der oben erwähnte schwankende Sprachgebrauch Statt findet; es bietet sich noch später die Gelegenheit dar, diesen Gegenstand zu berühren. Den Schluß dieses Kapitels bildet eine Abhandlung über die Interpretatio Romana der deutschen Götter (s. oben). Indem es den Römern zwar allerdings mehr auf eine halbe Deutlichkeit, als auf eine Aufbewahrung der barbarischen Götternamen ankam, so sind sie doch in ihren Bezeichnungen nicht

ganz willkürlich zu Werke gegangen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bezeichnung Mars dem deutschen Gotte Ziu, Mercurius für Wodan und Jupiter für Thor angewendet worden ist. Dieses Resultat gewinnt der Verfasser vorzüglich durch eine sehr schätzbare Untersuchung über die Wochentage, indem er dafür hält, daß die sieben tägige Woche, so wie die Benennung der einzelnen Tage durchaus römischen Ursprunges sey und man die römischen Namen erst ins Deutsche übersetzt habe. Merkwürdig ist hier die dänische Benennung des Samstages mit: Löverdag, d. h. Badetag, womit (S. 90) eine Stelle aus einem Gedichte über die Schlacht bey Fontenay (Bouquet, Script. rer. Gall. VII. 304) in Verbindung gebracht wird, wo es heißt: Sabbathum non illud fuit, sed Saturni dolium. In dem zweyten Artikel werden wir auf die einzelnen Gottheiten und den übrigen Inhalt dieses schätzenswerthen Buches eingehen.

Dr. Phillips.

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung).

c) Gewinn aus diesen Documenten für die altbayerische Geschichte überhaupt und insbesondere für die agilolfingische Herzogs-Reihe seit der Zeit des heiligen Ruperts.

Welchen Gewinn zieht 1. die altbayerische Geschichte überhaupt aus Quellen, die ich so eben mit aller Treue zu schildern versucht habe? Geben diese Quellen 2tens über die Zeit v. St. Ruperts Ankunft, über sein Wirken in Bojoarien die gehörigen Aufschlüsse? Theilen sie uns 3tens die Namen der Regenten mit, welche seit Ruperts Niederlassung über das Land geherrscht? —

Was die erste Frage angeht, so ist es seit langer Zeit ausgemacht, daß keine Quellen für den agilol-

singischen Zeitraum so hochwichtigen Aufschluß erteilen, als die oben angeführten. Vortreflich hat von Roch Sternfeld am angeführten Orte p. 341 gezeigt, welche schätzbaren Nachrichten „über den Flächenraum, über die regierende Dynastie mit ihren inneren Rechten und auswärtigen Verhältnissen, über das Volk in seiner Abstammung und in seinen Bestandtheilen, Sprachen, Uebergang, Wirtschaft und Sitte, über den Stand der bürgerlichen und religiösen Cultur u. s. w.“ dem Nachlasse des Bischofs Arn zu entnehmen seien. — Die Zeit von St. Ruperts Ankunft betreffend, so begnügt sich die Quelle mit dem Berichte, ein Herzog Theodo habe den Heiligen aufgenommen, sey mit seinen Vornehmen von ihm gekauft worden und habe seinen bischöflichen Sitz reich begabt. Das Wirken dieses Heiligen ist durch Angabe seiner verschiedenen Stiftungen schon ausführlicher in henden Documenten, am ausführlichsten in der brev. notit. behandelt. — In Bezug auf die Namen der Regenten findet sich hier die vollste Besriedigung. Was der Verf. des Congestums (und auch der brev. notit.) wollte, ist eine Zusammenstellung (Congestum) derjenigen Herzoge, und anderer frommen Schenker, die der Salzburger Kirche fromme Vergabungen machten. Ihn interessirte nur, 1tens Wer geschenkt hatte, 2tens Was geschenkt worden war.

Schenker und Geschenk wurden aus den vorliegenden Urkunden ausgezogen, und in eine Schrift zur Uebersicht zusammengetragen. — Ist nun Bedes, der Name des Vergabers, und des vergabten Object's genau nach den Original-Auszügen der Urkunden in der Abschrift aus dem Ende des VIII., oder dem Anfang des IX. Jhrhdts, und in jener Copie aus dem XIII. Jhrhd. wiedergegeben, und — einige Schreibfehler abgerechnet — hat man nicht Ursache hieran zu zweifeln; so ließe sich nach Durchlesung beider Abschriften der Urkunden-Auszüge so viel Gewißheit erlangen, daß alle jene Herzoge, welche der Kirche von Salzburg Güter geschenkt haben, hier aufgeführt seien. Diejenigen, welche Nichts dahin vergabt, sind natürlich auch nicht verzeichnet! — die Namen der geschenkten Objecte sind gleichfalls richtig aufgezeichnet worden, und noch ist es, meines Wissens, Niemanden eingefallen, dieß zu bestreiten. Auch weisen spätere Jahrdte. die volle Richtigkeit dieser Schenkungen aus den ersten Zeiten Salzburgs bis auf Thasilo II. herab nach. Wurden nun die geschenkten Güter richtig und selbst in den neueren Zeiten noch nachweisbar eingetragen, warum sollte man weniger gewissenhaft hinsichtlich der Schenker verfahren seyn? —

(Fortsetzung folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

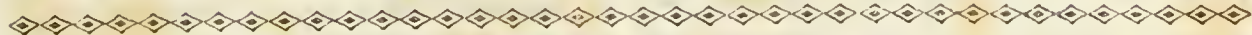
herausgegeben von Mitgliedern

20. October.

Nro. 209.

der k. bayern. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Three voyages in the black sea to the Coast of Circassia etc. by the Chev. Taitbout de Marigny, Consul of H. M. the king of the Netherlands at Odessa. London 1857. XV. und 303 S. 8.

Laut der Vorrede ist dieß eine ergänzte und berichtigte Ausgabe der zu Odessa 1836 in französischer Sprache erschienenen Reisebeschreibung des Verf. Was in dieser von seiner Handschrift ausgelassen oder ihr beygesetzt wurde, findet sich hier eingerückt.

Fr. v. M. war dreyimal, 1818, 1823 und 1824, auf der Küste Circassiens; das erstemal, wo sein Aufenthalt am längsten dauerte, als Handlungsgehülfe eines Genesers, der von der Krimm aus dort ein Waarenlager unterhielt; später mit einem niederländischen, auf Versuche von Handelsverbindung ausgerüsteten Schiffe.

Sein Tagebuch — denn das ist die Schrift — giebt seine Erfahrungen und Beobachtungen mit, wie es scheint, so wenig Zuthat eigener Meynung, daß man Vertrauen zu ihm fassen kann; um so mehr, da er die Fehler des Volkes, das er mit sichtbarer Liebe schildert, weder verschweigt, noch zu entschuldigen sucht. Auf die alte Geographie ist Rücksicht genommen, jedoch nur oberflächlich. Eben so unergiebig für die Naturkunde wie für die Geschichte, hat das Buch gleichwohl unzweifelhaften Werth, weil es ein so kennenswerthes als wenig bekanntes Volk kennen lehrt.

Bevor der Verf. die erste Reise antrat, versicherte er sich des Schutzes eines circassischen Fürsten. Dieß ist für jeden Fremden, welcher das Land betreten will, ein unentbehrliches Geleite. Wer keinen Konak, d. h. Schutzherrn hat, verfällt dem ersten, der ihn aufgreift, als Sklave. Dagegen ist man nicht nur seiner Freyheit sicher, sondern auch aller Förderung gewiß, wenn man einen mächtigen Mann zum Konak hat; denn diesen verpflichtet die Landesitte, für seinen Schützling alles zu wagen und aufzuwenden. Auch Eingeborne begeben sich zuweilen, wenn sie Feindes Gefahr nicht anders abzuwehren wissen, in solch einen Schutz. Dem Verf. gewährte dieses Verhältniß, worein er mit dem Fürsten Mehemet Indar Oglu trat, nicht nur volle Sicherheit bey allem Mißtrauen, welches den Leuten sein Kommen aus der Krimm auf einem mit Russen bemannten Schiff erregte; sondern auch den Vortheil zahlreicher und zum Theil vertrauter Bekanntschaften, wodurch ihm, ob er gleich nicht tiefer in das Land kam, Einsicht in die Verfassung und die Sitten zu Theil wurde.

Das bis jetzt unabhängige Circassien nimmt den größten Theil der westlichen Hälfte des Landes zwischen dem schwarzen Meer und dem kaspischen ein. Darin sind die größten Höhen des Kaukasus. Die Grenze ist nördlich der Kuban und der Terek, südlich das Land Imirete. Die Circassier nennen sich selbst Adighen. Sie theilen sich in mehrere Stämme. Der Verf. kam nur mit denen in Berührung, welche der Küste, und zwar dem nördlicheren Theile, zunächst wohnen; diese heißen ins-

gesammt Abasen; die Unterabtheilungen führen eigene Namen.

„Eine schwärmerische Freiheitsliebe und ein unbezwinglicher Heldenmuth macht die Circassier den angrenzenden Ländern fürchtbar. Sehr abgehärtet von Jugend auf und geübt, Pferde und Waffen zu führen, kennen sie nur Einen Ruhm, den Sieg, nur Eine Schande, die Flucht. Sie brechen aus ihren Grenzen, stürzen auf die Nachbarn, verheeren ihr Land, erbeuten ihre Heerden und führen die von ihrem Schwerte verschonten Einwohner in die Sclaverey. Auch vor den Gefahren der See schrickt ihre Raublust nicht zurück; auf leichten Fahrzeugen, an deren Vordertheil ein Ziegenkopf abgebildet ist, fahren sie aus und fallen die Schiffe an, die sich der Küste nähern.“ S. 9. 23.

„Den ersten Stand machen die Fürsten aus, die als Oberhäupter des Landes gelten. Ihre Macht ist größer oder geringer, je nachdem sie mehr oder weniger Verwandte, Bundesgenossen und Lehenleute haben. Nicht selten bringt die Tochter eines Fürsten diese Würde ihrem Manne zu; doch ist das Ansehen derselben in diesem Falle geringer, als wenn sie durch Kriegsthaten erlangt wird. Der zweite Stand sind die Edelleute, die zuweilen durch Heirathen in ein großes Geschlecht zu beträchtlicher Macht gelangen. Die Lehenleute, der dritte Stand, sind Unterthanen eines Fürsten, dessen Besitzungen sie anbauen und dem sie Kriegsdienste leisten. Jeder hat etwas Land und Vieh zu eigen; darauf, so wie auf die Person des Lehenmannes und seiner Familie, hat der Fürst kein Recht; ist ein Unterthan mit seiner Lage nicht zufrieden, so kann er abziehen und sich anderswo niederlassen. Freylich verkauft manchmal ein Fürst einen Unterthan als Sklaven; aber dieß geschieht zur Strafe und nicht anders als in Folge eines durch eine Volksversammlung gesprochenen Urtheils. In Kleidung und Lebensweise unterscheiden sich die drey Stände nur wenig von einander. Die Sklaven sind meist Kriegs-

gefangene; sie werden mild behandelt, und wenn sie im Lande heirathen, so werden ihre Kinder gewöhnlich Lehenleute.“ S. 47 — 49.

Von der Gestalt des Landes bekam der Verf. sogleich nach seiner ersten Ankunft die einladendste Vorstellung. „Ich fragte, ob wir mit Begleitung die Umgegend besuchen dürften. Es wurde bejaht und ein Führer bot sich an. Wir betraten eine reizende Fläche, durchschnitten von einem Flusse und beschattet von Platanen, Eschen, Hagbuchen und wilden Birn- und Apfelbäumen, vermischt mit Weinstöcken, die sich daran hinauf rankten. Wir kamen an einen dichten Wald und durch diesen auf schmalen Stegen an eine aus vier einzeln stehenden Gemächern zusammengesetzte und mit Bäumen umgebene Wohnung. Wir wurden in das zum Empfange von Fremden dienende Gemach geführt, an dessen Ende eine großer Kamin nach tatarischer Art angebracht war; Bänke mit Matten bedeckt an beyden Seiten, und die Wände geschmückt mit Sätteln, Zäumen und Waffen. Es war die Wohnung eines eben abwesenden Fürsten, der ein Verwandter meines Konak war.“ S. 25.

Der Verf. durfte seine Waaren nicht aus Land bringen, bis in einer Volksversammlung der Einfuhrzoll festgesetzt, und von seinem Konak die Haftung sowohl dafür, als für sein und seiner Mannschaft Betragen, übernommen war. Solche Versammlungen werden immer in einem Walde gehalten. Den Vorsitz hat der Fürst. Wer sprechen soll, bestimmt weder Rang noch Alter; stets wird denen das Wort gegeben, die sich durch Verdienste oder Wohlredeneit besondere Achtung erworben haben. In diesen Versammlungen werden auch fast alle Rechtshändel entschieden: Zur Richtschnur dienen alte, im höchsten Ansehen stehende Rechts-Gewohnheiten. Eine Vorstellung von dieser Rechtspflege kann folgender Spruch geben. Ein Landherr hatte eine Ziege auf seinem Felde bemerkt und einem Bauer befohlen, sie wegzutreiben. Der Bauer hatte ihr



durch einen Steinwurf ein Bein gebrochen, dieses darauf mit einem Stücke Tuch umwickelt. Die Ziege war in das Haus ihres Eigners zurück und dort dem Kamin zu nahe gekommen; das Tuch an ihrem Beine hatte Feuer gefangen, worauf sie hinweg und durch ein anstoßendes Weizenfeld gerannt war und dieses in Brand gesteckt hatte. Auf die Klage des Eigenthümers wurde der Landherr, als der erste Urheber des Schadens, zum Ersatze verurtheilt. — Todtschlag wird mit einer Vermögensstrafe, die nach Umständen und nach dem Range des Erschlagenen bestimmt wird, geküßt. Sie besteht in Vieh, Händten, Waffen, Sklaven und anderer Habe. Selten ist der Schuldige im Stande, sie allein aufzubringen; seine Verwandten und Freunde tragen bey. S. 51 — 54. 66.

Die Circassier haben kein Buch; sie sind des Lesens und des Schreibens unkundig. Die wenigen Türken, die unter ihnen wohnen, sind die einzigen Briefsteller. Man bedarf aber auch keiner Briefe, sondern besorgt alle Mittheilungen in die Ferne durch Boten. Verträge werden in Gegenwart von Zeugen, und zuweilen eidlich, abgeschlossen. Gesänge haben sie, alte und neue, in denen Tapferkeit und Treue gepriesen, Untreue und Feigheit gegeißelt wird. S. 71. 106. 131.

Von dem Christenthume sind noch Spuren übrig. In den heiligen Hainen, wo der Gottesdienst geübt wird, steht ein Kreuz. Man feyert den Sonntag, und das Wort, das ihn bezeichnet, hat die Bedeutung: Tag des Herrn. Der Freytag heißt der große Fasttag: indessen wird nie gefastet. Gegen-Ende Octobers wird ein Todtenfest mit Gebeten für die Verstorbenen begangen. Die Glaubenslehre aber ist erloschen. Ein höchstes Wesen wird verehrt, daneben aber viele Untergöttheiten, wie Merissa oder Mereime, die Mutter Gottes genannt, welche die Schuttgöttin der Bienen ist. Gebete und Opfer werden durch untadeliche Greise dargebracht. Einen Priesterstand giebt es nicht. Der

Mann, welcher dem Gottesdienste vorsteht, hat nicht nur in seiner Jugend die Waffen getragen, sondern ergreift sie noch jetzt, sobald es nöthig wird. Die Zeit des Gottesdienstes, gewöhnlich einmal in der Woche, bestimmt er selbst. Er tritt vor das Kreuz und beginnt mit dem Opfer, wozu man eine Ziege oder ein Schaf, ausnahmsweise einen Stier nimmt. Mit einer von den Kerzen, die am Fuße des Kreuzes stehen, verbrennt er einige Haare des Thieres an der Stelle, worauf der Streich geführt werden soll, und gießt ihm von dem Getränke, Buza genannt, etwas auf den Kopf. Jünglinge, meist Sklaven, stehen hinter ihm mit Bechern, die mit diesem Getränke gefüllt sind, und mit Schnitten von ungesäuertem, mit Käse gefülltem Brode. Nach dem Opfer nimmt er einen Becher und etwas Brod, weicht beydes dem höchsten Wesen und übergiebt es dem ältesten unter den Anwesenden, der sodann davon isst und trinkt. Nun wird ihm mehr Getränke und Brod gereicht; er weicht es, unter verschiedenen Gebeten, den übrigen Gottheiten nach einander und giebt davon den übrigen Alten zu essen und zu trinken. Hiernächst wird eine Mahlzeit gehalten, wozu neben dem Opferfleische die von ieder Familie mitgebrachten Lebensmittel dienen. Gewöhnlich macht Spiel, Tanz, auch Pferderennen den Beschluß. Der Kopf des Opfertieres wird dem höchsten Wesen geweiht und auf einem Baumzweige oder einer Stange nicht weit von dem Kreuze befestiget; die Haut fällt dem Vorsteher des Gottesdienstes zu. Diesen Handlungen wohnen auch Mahomedaner in achtungsvoller Haltung bey. Der Islam ist vor langer Zeit eingedrungen, hat aber nur unter den Großen Anhänger, und nicht eben eifrige, gefunden. S. 73 — 84. 214.

„Selten wird der Sohn eines Vornehmen in dem väterlichen Hause erzogen, gewöhnlich übergiebt man ihn zur Erziehung dem ersten tüchtigen Manne, der sich dazu erbietet. Der Katalik, d. i. Pfleger, holt das Kind, zuweilen insgeheim, ab und

giebt es einer Kunne; sobald es dieser nicht mehr bedarf, fängt die Erziehung an. Sie besteht in allen Leibesübungen, die zur Vermehrung der Stärke und Gewandtheit beytragen, Reiten, Ringen, Schießen mit dem Bogen oder mit Feuerge-  
weh; in der Abhärtung gegen Hunger und andere Mühseligkeit; in der Anleitung, Raubzüge geschickt zu unternehmen; auch in Übung der Urtheilskraft und Bildung der Rede für den Vortrag in der Volksversammlung. Diese Erziehungsweise stand auch bey Benachbarten in solchem Rufe, daß die Tatar-Khane in der Krimm gewöhnlich ihre Söhne nach Circassien, zur Erziehung durch einen Atalik, sandten. Kehrt der Jüngling zu seinem Vater zurück, so feyert dieser die Heimkehr durch ein Festmahl, zu welchem die ganze Verwandtschaft eingeladen wird. Der Atalik geht reichlich beschenkt nach Hause und genießt hinfert in der Familie seines Höglings das unverbrüchliche Recht und Ansehen eines Anverwandten.“ S. 56. 57.

Die Circassier sind mäßig und begnügen sich mit geringer Nahrung, ausgenommen bey Festmahlzeiten, die zum Theil jährlich wiederkehren, z. B. an den Jahrestagen der Bestattung eines Großen, welche sie mit kriegerischen Spielen feyern. S. 30. 33.

„Sie empfangen und geben gern Geschenke. Was ihnen gefällt, begehren sie unbedenklich; ebenso darf man sie um das Ihrige aussprechen. Dieß geht so weit, daß manchmal ein Armer seine Lumpen einem Reichen hingiebt, um dessen Rock zu erhalten. Ich sah einst den Sohn meines Konak barfuß heimkommen, weil unterwegs ein Fußgänger, der übel beschuhet war, ihn um seine Schuhe gebeten hatte.“ S. 93.

In den Sitten ist ein großer Abstand gegen andere Morgenländer. Es wird z. B. für unschicklich gehalten, so wie diese, auf kreuzweise gelegten Weinen oder auf den Fersen zu sitzen. Tritt man in ein Zimmer, so stehen alle Anwesende auf und

nehmen nicht eher wieder Platz, als nachdem der Eingetretene sie dazu aufgefordert hat. S. 31. 112.

Mehweiberey ist nicht üblich. Für eine Braut muß ihrem Vater ein Kaufpreis von dem Bräutigam entrichtet werden; gewöhnlich ein Panzerhemd, Flinten, Säbel, Pferde und etliche Oksen. Die Frau wohnt in einem besonderen Gebäude und bekommt den Tag über ihren Mann nicht zu sehen. In späterem Alter hebt sich jedoch diese Beschränkung auf. Die häuslichen Arbeiten werden größtentheils von der Frau und den Töchtern geleistet. Auch Fürstentöchter bereiten die Zerge, worin sie sich kleiden, selbst. S. 35. 37. 88. 130.

Zwey schlimme Gewohnheiten eystellen die edlen Anlagen dieses Volkes. Die eine ist die Ehrlichkeit des Stehlens. Entdeckter Diebstahl wird freylich schwer gebüßt; wer aber so geschickt zu stehlen weiß, daß er nicht überwiesen werden kann, erwirbt sich damit Achtung. Es ist sogar der größte Vorwurf, den ein Liebhaber von einem Mädchen zu hören bekommen kann, daß er noch nie eine Kuh gestohlen habe. Selbst der kleine Enkel des Fürsten, welchen der Verf. seinen Konak nennt, war ein geschickter Dieb; erst acht Jahre alt stahl er zwey Ziegen. Nur besondere Verträge oder Bande der Verwandtschaft und Gastfreundschaft gewähren Schutz gegen diese Antastung des Eigenthums. S. 53. 87. — Die andere Ungebühr ist das Verkaufen von Kindern als Sklaven in die Fremde. Ein Vater darf seine Tochter und ein Bruder seine Schwester, wenn sie elternlos ist, verkaufen. Nur Fürsten thun es selten. Der Verf. bemühte sich vergebens, seine Bekannten von der Schädlichkeit dieser Gewohnheit zu überzeugen. Im Gegentheile behaupteten sie, der Verkauf sey eine Versorgung. Und freylich wird er meist von den Mädchen selbst so angesehen; ja es geschieht wohl, daß eine, die freigelassen und reich beschenkt aus der Fremde heimkehrt, bey anderen das Verlangen erregt, auch verkauft zu werden.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. October.

Nro. 210.      der k. bay. Akademie der Wissenschaften.      1837



I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet. Director of the Roy. As. Society cet., vindicated of certain published remarks of Colonel Vans Kenedy, President of the Bombay branch of the Roy. As. Society, by Sir Graves C. Haughton Knt. cet. (Extracted from the Asiat. Journal for November 1835). London 1835.

II. Die Philosophie der Hindu. Vaidánta=Sára \*) von Sadánanda, Sanskrit und teutsch zum erstenmale übersetzt, und mit Anmerkungen und Auszügen aus den Scholien des Nāma Tírtha begleitet, von Dr. Othmar Frank. München gedruckt 1835. Leipzig bey Fried. Fleischer. XII. S. Vorrede, 21 S. Sanskrit Text, 98 S. Uebers. u. Anmerk. in 4to.

## Erster Artikel.

Aus den Berichten der Griechen und Römer von der, bey ihnen berühmten indischen Weisheit sehen wir nun wohl, daß wirklich vielfache, wahre Kunde davon, wie von Indien überhaupt, zu ihnen gekommen war. In denselben bemerken wir aber auch so Manches entstellt, halb, mißverstanden,

\*) Die Sanskrit Lautzeichen deutet Ref. auf die, in seiner Grammatica Sanskr. bestimmte und von ihm überall beobachtete Weise an, nämlich mit unseren Buchstaben nach teutscher Aussprache, jedoch mit Ausnahme von sch, wofür sh, und von w, wofür v steht.

Mangel an Unterscheidung der verschiedenen Secten und Systeme, Zeiten und Orte, daß gegenwärtig nur derjenige, welcher der indischen Sprache, Philosophie, Mythologie u. a. schon mächtig, das Irri-ge aus den sanskrit Werken selbst zu berichtigen im Stande ist, nützlichen Gebrauch davon machen kann. Nicht Zuverlässigeres gewährt uns, was wir von den Mohammedanern, Portugiesen, Missionären, und verschiedenen Reisenden erhalten haben.

Indien blieb sofern Jahrtausende lang in wesentlichen Beziehungen verschlossen. Anders ist es nun, seitdem von den Engländern dort eine Welt vielförmiger, geistiger Bildungen und literarischer Schätze geöffnet, und immer zugänglicher gemacht wird. Dadurch ist auch bekannt geworden, daß die philosophische sanskrit Literatur einen großen Reichthum von Original-Werken enthalte, und überdies noch, daß selbst die philosophischen und Religions-schriften anderer Völker, wie die buddhastischen der Chinesen, Tibetaner, Nepalesen, Mongolen u. a. von den herrschenden Ideen der Hindu, wie von ihrer philosophischen Sprache durch Uebersetzungen aus sanskrit Werken und Auffassung abgeleitet sind.

Von W. Jones, Ch. Wilkins, H. Th. Colebrooke u. a. erhielten wir frühe schätzbare Mittheilungen, Uebersetzungen einiger zur indischen Philosophie und Mythologie gehörigen Werke und Auszüge aus Anderen. Aber dieses alles und selbst was der letztere noch vor wenigen Jahren in den Transactions of the Royal Asiatic Society aus den besten sanskrit Werken über die philosophischen Systeme der Hindu geliefert hat, konnte bisher nicht

hindern, daß man in dem herrschenden ind. System das Entlegenste zu sehen glaubte. Ohne Kritik urtheilte man lieber nach abgeleiteten, getrübbten Canälen. Die Uebersetzer waren auch eben in Rücksicht auf die wesentlichen, eigenthümlichen und leitenden Ideen und Begriffe der Philosophie schon durch die Sprache aus der (aus dem, kraft einer ausgebildeten, philosophischen Nomenclatur längst mächtigen Sanskrit) und in die sie übertrugen, zum Theil auch durch den, ihnen neuen speculativen Standpunct der Werke nicht ungehemmt. Bey den Teutschen konnten ausserdem die, selbst nach England noch immer nur sparsam gebrachten Hülfsmittel theils wegen der äussern Verhältnisse (bey langer Sperre des Continents u. d.) schwer Eingang finden, theils wegen ihres eigenen philosophischen Bildungsprocesses, in dem sie eben begriffen waren, lange wenig Empfänglichkeit treffen, und nicht leicht zur Anerkennung kommen. Davon möchte man nur wenige, wie Herder u. a. ausnehmen. Je tiefer das Wesentliche der indischen Philosophie in den fremden Sprachen der Uebersetzer untergieng, desto auffallender mußte das zufällige, nationale Gewand, die ausländische Gestalt und Farbe, vorstechen, zurückstoßen, und die höhern Ideen verdecken. Demnach konnte wohl das oberflächliche Aeußere dem tiefer Liegenden vorgezogen werden. Selbst der sich überlegenerer Einsicht Bewußte blieb lieber an den Vorurtheilen von Pantheismus, Emanation u. d. hängen, die doch in materieller Bedeutung sinnlos, in metaphorischer viel sinnig, weder in einzelnen indischen Ausdrücken, in denen man sie suchte, noch in den gebrachten Bildern und Gleichnissen, die man zu weit verfolgte, noch weniger im ganzen System, das man nicht kannte, gegründet sind.

Unter den Engländern in Indien und von dort her entstanden, ich rede nicht von den tiefer Eingedrungenen, besonders zwey verschiedene Deutungen. In der einen wurde die indische Lehre von

dem einzigen, unentzweyten, höchsten Geiste, welche in den vorzüglichsten, hl. classischen Schriften, wie in den philosophischen ausführlich begründet, das Wesen des Brahmaismus ausmacht, als abstracter Deismus erklärt, wo nicht gar gerühmt; aber von der damit verknüpften Mythologie, den Göttern und ihren Verhältnissen abgesehen, oder über sie nur ein Urtheil der Verwerfung gefällt, wozu freylich in ihrer Ausschweifung Stoff genug liegt. In der anderen Deutung wurden bey noch ärgerem Mißverständniß des, nur philosophisch zu fassenden Theiles, allein die Götter, ihre Geschichten und Verhältnisse, der Gremel des Polytheismus, der blinde Götzdienst hervorgehoben. — Die in der Mitte liegende, so oft wiederholte Lehre z. B. Manu XII. 119., daß der höchste Geist alle Götter sey, konnten die Einen, bey allen Erklärungen der Art und Weise wie er sie sey, und was sie (die wesentlichen, großen Götter) seyen, nicht vereinbar finden, während Andere in ihm lieber den bösen Geist sahen. — Man vermochte nicht zu dem Gedanken zu kommen, sich die Schwierigkeit zu heben, die in der richtigen Auffassung der eigenthümlichen Gestalt und Namen liegt, in welchen der Brahmaismus die Idee des ewigen Wesens mit der des lebendigen Geistes und seiner Lebensmomente zu verbinden gesucht hat.

Unter den Teutschen konnte erst vor einigen Jahrzehenten durch Erlangung der nöthigsten literarischen Hülfsmittel eine entschiedene Neigung zu dem der Sache unentbehrlichen, Sanskritstudium entstehen. Ref. übergeht hier sein eigenes Streben. Nur die mehr laut gewordenen Bemühungen glaubt er erwähnen zu müssen.

Ein Zufall richtete nämlich die Aufmerksamkeit einiger Gelehrten besonders auf die größtentheils mißverständene Bhag. Gītā. Mit Uebergang des ihnen unbekanntem, vielen Anderen, nahmen sie von dieser Episode des Mahābhārata, die einer eigenthümlichen Gestaltung des indischen Geistes angehört, Veranlassung, die indische Philosophie unter

dem Namen Joga lebre, nicht sowohl in dem an sich schon vieldeutigen Sinne der Einigung, die so verschieden ist, als die Art der Einigung und der Gegenstand, mit dem die Einigung geschieht, als vielmehr in dem der Vertiefung in das hohle Abstracte darzustellen. Dadurch ward die indische Philosophie in unbestimmte Allgemeinheit, da ohne Einigung kein Denken geschieht, und in Vermischung mit andern Systemen gezogen, nach welchen der letzte Schritt der Einigung ins Leere  $\text{शून्य}$ , z. B.

des Buddhismus, geht, denen die indische Philosophie gerade entgegengesetzt ist. Von nun an aber hat der berühmte, in der Sache das Wort nehmende Philosoph in seinen meisten Schriften sich ausführlich zu zeigen bemüht, wie schlecht das sey, was sich nur zwischen der leeren Abstraction und der rohen Sinnlichkeit in Indien umher getrieben habe, und treiben könne. Hätte der zu frühe Hinzugeschiedene Sprachkenntniß, Unbefangenheit und Zeit genug gehabt, die geeignete indische Literatur mit den wesentlichen Punkten seiner eigenen Philosophie zu vergleichen, wie ganz anders würde sich ihm das indische Wesen geoffenbart haben? — Indoch dieses übergeben wie mit anderen Versuchen, wie der ist, die ganze Weisheit der Hindu als ein magnetisches Hellsieben darzustellen, nach dem, einem frühe verlorne Licht Schauen, dieselben zurückgestrebt hätten.

Während dieser Mißverständnisse las H. Th. Colebrooke in der Roy. As. Society zu London seine gelehrten Abhandlungen on the Philosophy of the Hindus mit Angabe der dazu gehörigen beträchtlichen sanskrit Literatur und mit Auszügen aus mehreren sanskrit Werken, insbesondere über das Vaedānta System aus den Sūtren des Bādarājan'a u. a. Den Werth dieser Abhandlungen kann wohl der am besten würdigen, welcher die, in der englischen Sprache gegen den Ausdruck der Philosophie liegenden Schwierigkeiten durch Kenntniß des Sand-

krit und der Sache zu heben im Stande ist. — Am auffallendsten ward er mißverstanden selbst von einem Engländer, dem Präsidenten der gelehrten Gesellschaft in Bombay, Col. Vans Kenedy, bey dem man sich weder Mangel der Sprachkenntniß, noch der Literatur denken sollte. Er beschuldigt Colebrooke des sonderbaren Mißverständnisses, daß dieser den Vaedānta für einen materiellen Pantheismus halte, indem er behauptete (Transact. II. 17. 39.): Vjāsa lehre in den Sūtren the important tenet of the Vēdānta, that the supreme being is the material as well as the efficient cause of the universe — The notion, that the versatile world is an illusion (Mājā), does not appear to be the doctrine of the Text of the Vēdānta cet. Dagegen vertheidigt Kenedy: der Vadānta sey vielmehr ein geistiger Pantheismus, a most refined system of spiritual Pantheism, altogether unknown to the Philosophers of Europe, und das Universum darin eine leere Täuschung. Die Antwort darauf an Kenedy, welche statt des frankten Directors H. Th. Colebrooke \*) der Secretär der asiat. Gesellschaft in London, Sir Graves C. Haughton, in Wenigem gab, wurde mit Kenedy's ausführlichen Remarks im III. Vol. der Transactions, und dann dieselbe vermehrt, aber ohne diese remarks, besonders unter dem obigen Titel gedruckt.

(Fortsetzung folgt).

\*) Sein, am 10. März 1837 erfolgter Tod ist für die indische Literatur der größte Verlust. Vor Kurzem folgte ihm sein hoffnungsvoller Freund Fr. Rosen in der Blüthe des Alters. Sir Charl. Wilkins, der erste Uebersetzer von Bh. Gītā u. a. war verstorbenen Jahr vorausgegangen.

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung).

Es ist daher die im Congestum und den brev. notit. aufgeführte Herzogs-Reihe eben so genau und richtig, als es das Güter-Verzeichniß ist. In beiden Abschnitten läßt sich, wenn man nur mit Feiner, gleichviel in welchem Sinne, vorgefaßten Meinung daran geht, die ununterbrochene Folge von jenem Theodo, der den hl. Rupert empfing, bis auf Thassilo II. hinab in der Art genau nachweisen, daß jedesmal auf den Vater der Sohn, oder auf den Vorfahr der unmittelbare Nachfolger kommt. Es schenken also Ruperts Theodo und dessen Sohn und Nachfolger Theodebert, und wieder Huibert Theodeberts Sohn und Nachfolger der Kirche zu Salzburg. Hier geht es vom Vater auf den Sohn und Enkel. Daß diesem Enkel jenes Theodo, der Salzburg dotirte, der Hrg. Stilo unmittelbar gefolgt, bezeugt dieselbe Stelle (Congest. p. 22.), und diesem folgt bekanntlich sein Sohn Thassilo II. Ganz dieselbe Ordnung geben die breves notitiae: Auf St. Ruperts Theodo folgte im Herzogthum und in der frommen Frengelbigkeit gegen Ruperts Stiftung sein Sohn Theodebert, und diesem Herzog Huibert, der Sohn und Nachfolger des Hrgs. Theodebert. Von Stilo ist zwar auf eine weniger bestimmte Weise geredet, wie im Congestum, indem es unterlassen worden ist, ihn als Huiberts unmittelbaren Nachfolger ausdrücklich zu bezeichnen; allein wir wissen, auch ohne uns auf das Congestum zu berufen, aus andern unverdächtigen Quellen, daß Stilo unmittelbar auf Huibert folgte (vita S. Bonifacii apud Pertz II. 345. cap. 8. §. 25, und cap. 9, p. 346. §. 28, — Aus Pöfnerer Urkunden, Mon. Boic. XXVIII. II. p. 3. Nr. 1).

Daß der sterbende Theodo seinen Sohn Theodebert das Herzogthum Bayern und St. Ruperts neue Kirche anempfiehlt, hat Hrn. F. p. 37 zur Annahme bezogen, diesen Theodo, der ein um Vieles früher lebender sey, weil er den hl. Rupert empfangen, vom Tetrarchen Theodo und seinem gleichnamigen Sohn Theodebert, beyde bekannt aus Paul Diac. (L. VI. cap. 21. p. 906. ed. Hug. Grot., Cap. 35. p. 913, 914 und cap. 43, p. 919. cap. 44. p. 920) zu unterscheiden (F. p. 35). Denn der sterbende Theodo sey Allein-Regent, da er ja das Herzogthum Bayern seinem

Sohne und Nachfolger übergebe und empfehle, was er, wäre er der Tetrarch gewesen, nicht hätte thun können; weil er alsdann nur seinen Theil dem Sohn hätte zu empfehlen gehabt, nicht aber das Ganze. Hr. F. spricht p. 37. 38. von ausrasischen, im südlichen Bawarien unter fränkischen Schutze regierenden, und von acht-bayerischen wohl zu unterscheidenden Agilolfingern, auf welche Distinction ich später zurück kommen werde. Durch diese Distinction wächst die Reihe der agilolfingischen Herzoge um einige Glieder, nämlich: 1 Theodo und 1 Theodebert mehr, und Theodo der Tetrarche würde wegen der Rupertschen und Emmerammisschen Theodone, No. III. erhalten. Desselben Tetrarchen Sohn, Theodebert, der sich in die Longobardischen Händel mischte, wäre dieses Namens der Ute. Dieselbe scharfe Unterscheidung zwischen dem Rupertschen Theodo und seinem Sohn Theodebert, und zwischen dem Tetrarchen Theodo mit seinem gleichnamigen Sohn Theodebert treibt Hr. F. p. 26, und p. 35 zur Behauptung: die Schenkungen der Herzoge nach Theodebert, dem großen Wohlthäter Salzburgs, seyen „unterbrochen, durch die ganze Zeit nämlich, da die Salzburger Kirche ohne Bischof war, und nur von Aebten des Stiftes St. Peter geleitet wurde, Ansolonus, Savolus, Ezzius, die nicht Secundär Aebte, sondern wirkliche Aebte waren, und wovon jeder erst nach des andern Tod“ (oder auch Entsetzung, wie bey Ansolonus, siehe Kleinmannern Juv. dipl. Anh. p. 9). „folgte. Ein langer Zeitraum, der schon im 2ten Capitel“ (was ich übrigens oben als eine nicht zu Ende geführte Episode erklärt habe) „der brev. not. bestimmt bezeichnet wird, ein Zeitraum, der für die Kirche von Salzburg, sowie für ganz Bayern von vielfach traurigen Folgen war.“ Aber eine Unterbrechung der schenkenden Herzoge ist für denjenigen, der ohne vorgefaßte Meinung die brev. notit. durchliest, nirgends wahrzunehmen, indem der Text, der im II. Capitel die abgebrochene Episode enthält, schon im III. Capitel eintreffend auf seine Hauptmaterie von Theodeberts Dotirungen Nonnbergs, und Cap. IV. von weiteren Schenkungen desselben Herzogs an die Salzburger Kirche spricht, bis auf jenen Passus, der den Uebergang zu Theodeberts unmittelbaren Nachfolger und Sohn macht: Tradidit ad eandem sedem ipse dux Theodebertus (es ist ohne Widerrede derselbe, der Nonnberg dotirt) in Sundergow, villam dictam Opinga etc. — et haec omnia ibidem perenniter, legitimeque confirmavit (Ueber die wahre Bedeutung dieses Wortes s. oben die Note 4). Eadem quoque intentione Huibertus Dux filius et Successor Theodeberti Ducis tradidit u. s. w. und von Huibert geht die Aufzählung p. 35 auf Stilo des Thassilo's Vater über.

(Fortsetzung folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. October.

Nro. 211.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

I. The exposition of the Védānta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vaedānta = Sāra \*) von Sadānanda. Sanskrit und deutsch 2c.

(Fortsetzung.)

Haughton's erste Erklärung, welche sich auf Rammohun Roy's Behauptung beruft, daß die Vaedāntinen annehmen, die Gottheit sey die wirkende und materielle Ursache des Universums, und welche durch den Beyfall der k. af. Gesellschaft selbst zugleich eine authentifizierte Abweisung der sehr ungerathenen Beschuldigung ward, veranlaßte den Referenten, wegen der vielen wissenschaftlichen Beziehungen der Remarks und des darin Vertheiligten eine umfassende Erklärung über dieselben in einem Schreiben an Sir Gr. Haughton vom Febr. 1835 zu senden (worauf dieser sich in seinem Reply beruft (S. 7.), später aber im May 1835 in einer Sitzung der philos. philol. Classe der k. bayer. Akad. d. W. über „das Vorurtheil von einem herrschenden Pantheismus der Hindu“ mit Beziehung auf jene Remarks zu lesen. Dann erschien im Asiat. Journal and monthly register, October 1835: The Védānta System von Colon. Vans Kenedy in Reply. to Sir Gr. C. Haughton, und im November 1835 ebend.: Reply of Sir Graves Haughton to Col. Vans Kenedy. Zuletzt erhielt Ref. die Schrift unter obigem Titel vom Verf. Der Streit ist merkwürdig theils wegen seines Gegen-

standes, theils wegen der Art, wie ihn die genannten englischen Gelehrten von ihrem Standpunkte der Locke'schen Philosophie aus führten. Um jedoch den, das innerste Wesen des Vaedānta betreffenden Punkt nicht abgerissen, sondern im Ganzen an seiner Stelle erklären zu können, glaubt Ref. erst eine ausführlichere Anzeige der zweyten Schrift geben zu müssen, wozu er einige Bemerkungen vorausschickt.

Vaedānta, vaeda - anta, des Wissens = Ende, (Schluß, Ziel) wird das herrschende System der indischen Philosophie genannt, wozu die obige Schrift durch Angabe seines Wesens (Sāra) einleitet. Philosophie der Hindu heißt es κατ' ἐξοχην. Dieselbe ist auf ihre hl. Schriften gebaut, welche auch von Vaeda ihren Namen haben, und von denen, da ihre Theile von verschiedenen Zeiten, Orten und Urhebern stammen, das Ganze jedoch wohl über 3000 Jahre alt ist, sie die ausgleichende, systematisch schließende Verbindung ausmacht. Sie wird in dem alten Gesetzwerte von Manu und in vielen folgenden Schriften gelehrt, und hat eine entsprechende Herausbildung in der indischen Mythologie, welche sich durch fast alle Theile der indischen Literatur zieht. Da sie durch die fortgesetzte Ausbildung, die sie von dem ersten Stande im Staat ununterbrochen erhalten hat, immer herrschend geblieben ist, auch die nächste genetische Verbindung mit den übrigen indischen Systemen der Philosophie, sowohl denen, welche die Väden anerkennen, als den Lehren der Bauddhen und Dschainen u. a. hat, überdies mit einigen berühmten anderer Völker in einer

innigen Verwandtschaft steht: so hat sie wohl Anspruch auf unsere nähere Erforschung, und eine weitere Auseinandersetzung darüber möchte in diesen Blättern, wo bisher noch kein Werk dieser Art angezeigt worden ist, um so weniger unzweckmäßig erscheinen, als sie wenig gekannt, und selbst von sanskrit Gelehrten im Wesentlichen verkannt wird. Sie könnte zur Ueberzeugung führen, daß ein anderer Maasstab und daß andere Voraussetzungen zu ihrer Beurtheilung als die bekannt gewordenen erfordert, und ihr Stoff aus anderen Quellen als den gebrauchten zu schöpfen sey.

Wir wollen zuerst aus dem Werke selbst einen Begriff des Vaedānta geben, sofern es aus einem Compendium der lange vielseitig ausgebildeten Philosophie (das kaum jünger als tausend Jahre ist) geschehen kann.

Der Verf. Sadānanda nennt im Eingange das Princip, worin er zum Vadānta einzuleiten, seinen Standpunct über der Entzweyung von der Einheit aus, nehmen will, mit den Worten: „Dem (mit Brahma identischen, vgl. S. 59, 49, 50) Geiste nahe ich, der ungetheilt, seyend, denkend, selig, die Fassung des All ist,“ u. s. w. S. 1. Der Grund zu solcher Voraussetzung, wodurch in der Geschichte der Philosophie die Stelle und der Charakter der indischen bestimmt ist, liegt in dem Gesamtergebniß der ganzen Entwicklungs- und Bildungsstufe des indischen Geistes selbst. — Dann giebt der Verf. seiner Einleitung gemäß aus dem Vortrage des, im höheren Geiste wohnenden Lehrers (Guru), die vier Hauptpuncte seines Inhaltes an. — S. 1. Z. 8. — Diese sind:

I. Der Befähigte, Empfängliche, Befreyung wünschende. Vgl. S. 3, Z. 6. — 15.

प्रमाता der durch sein Maas der Erkenntniß den Beweis bestimmt.

II. Das Object, d. i. das zubeweisende, reine Bewußtseyn, das die Einheit des Brahma

mit dem lebendigen Geiste hat. S. 3, Z. 6.

— S. 10, Z. 14. — S. 15. Z. 2.

III. Das Band, des in der Einheit Zubeweisenden und der Beweisführung aus den Väden. S. 12, Z. 3. — S. 15, Z. 19.

IV. Der Endzweck, d. i. die Aufhebung des Bewußtlosen, welches in dem Zubeweisenden der Einheit mit Brahma ist, und die Erlangung der Seligkeit in der ihm eigenen Form. S. 15. Z. 19 ff. 23 ff.

Die Art und Mittel der Befähigung zum Vadānta = Wissen, die keine geringe Anstrengung fordern, werden (S. 1, Z. 8 — S. 3, Z. 5) hier nach ihrer Steigerung angegeben. Einzeln findet man dieselben in den Väden, in Manu und andern Werken der Ethik und Gesetzgebung ausführlich gelehrt. Im Verlangen nach Befreyung vom Bewußtlosen eilt der Vorbereitete, beruhigten Gemüthes, aber „ergriffen vom Feuer der vorübergehenden Welt, in der die Gegensätze Geburt und Tod u. a. sind, mit glühendem Haupte wie zur kühnenden Wasserfluth, zur Belehrung des Guru.“

Dieser beginnt S. 3. Z. 16. seine Lehre mit einem, hier wenigstens noch zu übergehenden, Gleichnisse von der „Erhebung des Nichtwesens im Wesen und der Erhöhung oder Steigerung dieser Erhebung.“ Denn da nach S. 2, Z. 14 f. „nur (der höchste Geist) Brahma das ewige Wesen ist, alles davon (verschiedene विविक्तम् S. 12.

Z. 14.) Andere nicht ewig“ ब्रह्मैव नित्यं वस्तु ततो ऽन्यदस्वित्तमनित्यमिति विवेचनम्

so wird, um dessen Entstehung zu erklären, der Anfang von da, wo dieses noch nicht war, gemacht.

„Das Wesen Vastu, seyend, denkend, selig, unentzweyt, Brahma“ (S. 3, Z. 17.) ist nach den Väden (S. 55 ff.) selbst „Wissen und Offenbaren“

ज्ञानं ज्ञापिः. Das Nichtwesen avastu, ist aber



im Wesen (das Endliche im Unendlichen) durch U-  
mwandlung entstanden (Seite 12, Zeile 6.  
वस्तुविवर्तस्यावस्तुनः). Was offenbar werden,  
was zum Bewußtseyn kommen soll, ist erst ver-  
hüllt निगूढम् (S. 3, 3. 20), bewußtlos अज्ञानम्  
(dieses ist Einigen पूर्वज्ञानं vorhergehendes Be-  
wußtseyn) S. 3, 3. 17, dem Wissen entgegenge-  
setzt ज्ञानविरोधि S. 3, 3. 19, unempfindlich

ज्ञातम् ebend., dem Dunkel gleich तमोवद्भूतम्  
S. 55. Man kann dies, das erst werden soll, we-  
der seynd, noch nicht seynd nennen S. 3, 3. 18.,  
weder *ov* noch *ek ov*, vielmehr *uv* *ov*, das so  
Nichtseynsollende, sondern das als Bewußtloses  
aufgehoben werden soll. Es ist nach den Vätern  
die von den drey Ureigenschaften (Gütern) aller  
Dinge eingenommene, mit ihnen verborgene Macht  
des Geistes Gottes (S. 3, 3. 20. 18.) त्रिगुणात्मकं

— देवात्मशक्तिं सगुणैर्निगूढाम् (Die drey  
Güner bestehen überall in den zwey, sich entgegen-  
gesetzten, gespannten äußersten Polen, mit ihren,  
in verschiedenem Uebergewichte einer Seite, darin  
möglichen, Verbindungsmitteln; wie z. B. Licht und  
Finsterniß mit Erlebung (Färbung); bewußt und  
unbewußt mit ihrer differenzierten Verknüpfung u.  
d. m.). — Sie ist als reale Möglichkeit *divinus*,  
प्रतिबिम्बम् Bild der in ihr enthaltenen Dinge,  
ihre vorausgehende Ähnlichkeit, ihr Schatten क्वाया  
Göttin des Schattens, auch der Wille und Hunger  
zu seyn अज्ञनाया u. d. — Das Ich ist sich  
hier noch unbewußt, noch nicht in gesonderte Selbst-  
ständigkeit gekommen, अहमज्ञः S. 3, 3. 19.

Die Entwicklungsstufen des Lebendigen  
Geistes als Ich (Selbstbewußtseyn), welche über-  
all dem Wesen der Philosophie zunächstliegend an-  
erkannt werden, sind im Vaedānta, der eine Gei-

stesphilosophie ist, auf eine Art dargestellt, daß es  
Ref. zweckmäßig findet, die Momente und Grade  
des Fortschreitens dieses Systems hier nach den drey  
vorzüglichsten Stufen, der Entwicklung desselben zu  
bezeichnen. Diese geschieht gemäß der verschiedenen  
Beziehung des Bewußtlosen und des Bewußtseyns  
den aufeinander, 1) in der Einheit, der ersten Durch-  
dringung 2) in der Ausscheidung, 3) in der inni-  
gen Vereinigung.

1) In der ersten Stufe wird das Bewußtlose  
entweder als Eines (S. 3. 3. 20. S. 4. 3. 1),  
nach dem Willen zur Gesamtheit derer, die  
im Bewußtlosen, das in's wiedererscheinende Leben  
geht, mit Verschiedenheit sind, oder als Vieles  
(S. 4. 3. 11.) nach dem Willen zur Gesondert-  
heit derselben gesetzt. Gesamtheit und Gesondert-  
heit sind aber kraft der Durchdringung des Gan-  
zen und des Geheilten. S. 4. 3. 15.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen  
Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metro-  
politanzwürde, von P. Michael Filz, Benedi-  
dictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Von einer Unterbrechung der Schenkungen der  
Herzoge ist also weder im Texte der *breves notit.*  
noch im Congestum pag. 25, welches ganz mit die-  
ser Herzogsfolge übereinstimmt, auch nicht die min-  
deste Spur für ein unbesangenes Auge zu entde-  
cken. Wollte man aber aus dem Ausdrucke der *bre-*  
*notit.* p. 32: *Interea vero Theodo dux infirmabatur*  
*commendavitque filio suo Theodolberto Ducatum*  
*Bavariae etc.* folgern (wie H. J. I. cit.), dieser  
Theodo sey Herzog des ganzen, ungetheilten  
Bayerns gewesen, und könne schon der Tetrarch zu  
Anfang des VIII. Jahrhunderts nicht seyn, so wäre  
diese Folgerung irrig: denn sollte der Urkunden-Exer-  
piter bey dem todkranken Theodo und bey des Sohnes

Ueberrahme erst von der Theilung Bajuvariens in 4 Provinzen sprechen, und sagen, der dahinscheidende Vater habe eben nur seine Landesportion dem Sohne übergeben; dazu mochte er weder Zeit noch Lust haben, da so etwas dem oben angegebenen Zwecke der brev. not. im Grunde fremd war; und dann mögen ihn auch noch andere Gründe bewogen haben, so zu schreiben, wie er wirklich geschrieben. Theodo nämlich hatte sich bey der Theilung immer noch eine Art von Oberaufsicht über seine Söhne und das ganze Land vorbehalten, welche dann wieder auf den ältesten seiner Söhne Theodebert übergehen sollte, (wie wir ein ähnliches Verhältniß bey Ludwig des Frommen Söhnen wahrnehmen), und in diesem Falle wäre der Ausdruck: *commendavitque ducatum Bavariae etc.* vollkommen gerechtfertigt. Als warnendes Beispiel, daß man sich durch solche Ausdrücke der Chronisten überhaupt nicht zu Folgerungen fortreißen lasse, dienen die oben aus Paul Diac. angeführten Stellen, wo es vom Theodebert des VIII. Jahrhunderts, als den erwiesenen Sohn des Tetrarchen Theodo, cap. 21. l. VI. p. 906, heißt: *Ansprandus fugit Clavennam — venit ad Theodebertum Bojoriorum ducem*, und p. 913. 914 cap. 35, woselbst Theodebert Bojoriorum dux genannt wird. Läßt sich aus diesen Stellen wohl folgern, er sey Herzog des ganzen Bajuvariens gewesen, und habe alle Bajuvarier beherrscht? Eben so nennt Paul Diac. cap. 44. p. 920, den alten Theodo einen *Dux Bajoariorum gentis*, und doch wissen wir anderwärts, daß es gerade dieser Theodo war, der mit seinen Söhnen die Landestheilung vorgenommen hatte; so wie wir wissen, daß der von Paul Diac. ein Herzog der Bayern genannte Theodebert, als Theodo's Sohn in dieser Theilung begriffen und also ein Regent des ganzen Bayerlandes gewesen seyn konnte. Zu solchen Schlüssen verführt nur das Befangenseyn in eine vorgefaßte Meynung, welcher der Sieg verschafft werden soll.

Vom Herzoge Theodo, den S. Rupert gekauft, bis auf Odilo und Thassilo folgen sich also die agilolfingischen Herzoge, welche an Salzburg Schenkungen gemacht — andere finden sich hier nicht verzeichnet — unmittelbar, ohne die mindeste Unterbrechung aufeinander. Und zuverlässig giebt diese, durch zwey, aus Urkunden gezogene, Documente (das Congestum und die brev. notit.) wohlbeseftigte Herzogsreihe die nöthigen Aufschlüsse über das wahre

Zeltalter S. Ruperts. Wie diese beyden, den Salzburger Urkunden entnommenen Herzogs-Verzeichnisse in ihrer schönen Uebereinstimmung ihre weitere Bestätigung durch ähnliche, gleichfalls aus Urkunden geschöpfte Nachrichten erhalten, — später; denn nachdem ich mich bemühte, zu zeigen, was man, immer der Natur der Quelle getreu, aus dieser für die altbayerische Geschichte zu erlangen vermöge hinsichtlich der agilolfingischen Regenten-Reihe, untersuche ich nun, wie Hr. F. seine Quelle (hier das Congestum und die brev. notit.) behandelt habe.

d) Die Fikz'sche Benutzung dieser Documente.

H. F. stellt p. 25, 26 seine Forderungen an das Congestum Arnonis so hoch, daß dieses seiner Natur nach sie gar nicht erfüllen kann. Wahr ist es, und es wurde oben bereits gesagt, daß Arn zur Sicherung des Salzburger Kirchengutes ein Verzeichniß der Schenker und geschenkten Güter, anhebend von der Stiftung durch S. Rupert, fertigen ließ und Karl dem Großen vorlegte. Ob es aber eine förmliche Urkunde mit der *invocatio nominis divini*, mit der Eingangsförmel, dann dem vollständigen Verzeichniß der Geber und Güter als Textformel, endlich mit der Schlußformel, den Zeugen, dem Datum et Actum u. s. w. gewesen, dieß wissen wir nicht, weil das in Karls Hände übergebene Document leider für uns verloren gegangen ist. Ich glaube aber, daß die bey St. Peter erhaltene Abschrift aus dem Ende des VIII. oder dem Anfang des IX. Jahrhunderts das Wesentliche desjenigen enthalte, was Arn im Jahre 788 zum Schutze seiner Kirche dem großen Karl übergeben hatte: das Verzeichniß nämlich der Schenker und Schenkungen, wie sie theils aus vorliegenden Urkunden, theils aus dem Munde wohlunterrichteter geistlicher Personen am Münster zu Salzburg und von den Gau-Behörden waren zusammengetragen worden. Das Congestum, wie schon öfter gesagt, bezweckt ganz und gar nicht, eine Urkunde in gehöriger Form zu seyn; daher fallen sämtliche strenge Anforderungen, die H. F. p. 25, 26 unter der Voraussetzung an das Document macht, es müsse ein Diplom in *optima forma* gewesen seyn, in ihr Nichts dahin. Wer mehr Muffe hatte, als dem Verfasser des, Karl dem Großen im Jahre 788 vorzulegenden Güter-Verzeichnisses der Salzburger Kirche vergönnt seyn mochte, der konnte, wie wir das an dem nach dem Jahre 798 gefertigten *brevibus notitiis* bemerken, schon weiter aushohlen, und zunächst von St. Ruperts Ankunft, Bekehrungsgeschäfte, Sitzausuchen u. dergl. umständlicher reden. Auch fand derjenige, der uns das Congestum in der Form geliefert, in welcher wir es noch besitzen, nur die vergabenden Personen und das vergabte Gut für seinen Zweck merkwürdig; dieß besagt gleich der Eingang. —

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. October.

Nro. 212.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vaidánta = Sāra \*) von Sadānanda. Sanskrit und deutsch ic.

(Fortsetzung).

a) Die Gesamtheit समष्टि Samashti ist hier (als die Ungeborne, Eine अजा एका S. 4, Z. 2.) durch Darstellung edler Grundformen die reinen Wirklichkeiten der Natur hervorbringend. Der ihr inwohnende Bewußtseyende ist allwissend, das ganze Bewußtseyen offenbarend, Ursache der Welt, der Herr ईश्वर Īśvara; die Gesamtheit ist durch Hervorbringung vom Ganzen sein productiver Leib, u. s. w.

b) Die Besondertheit व्यष्टि vjash'ti (S. 4. Z. 11) ist durch Darstellung nicht so edler Formen, minder reine Wirklichkeiten hervorbringend; der ihr inwohnende Bewußtseyende ist प्राज्ञः theilkundig, nicht allwissend प्रायेणाज्ञः. Die Besondertheit ist durch Hervorbringen des Ich-sehens (अहङ्कार des sich sondernden Selbstbewußtseyens) und der Wirkungen desselben sein productiver Leib. Der vielgestaltig geoffenbarte, Theilkundige ist der eben Entstandene, dem noch keine Unterscheidung zukommt. S. 4. Z. 21. 22. f.

Beide Bewußtseyenden aber, der Herr und und der Theilkundige sind, wie die Gesamtheit und die Besondertheit von einander ununterschieden, (gleich Wald und Bäumen, See und Wellen) in Einheit; beide vernehmen die Wirksamkeiten des Bewußtlosen, welche vom Bewußtseyen erleuchtet, innerlich übersinnlich sind. Hier ist demnach in der Einheit eines Unendlichen und Endlichen immanent die Entwicklung ihres Unterschiedes in Einem, die innere und äußere Leiblichkeit (S. 4, Z. 18, 19). und ihre Ineinlösung, Ruhe, Allhererschaft u. s. w.

Beide haben noch in sich ein reines Bewußtseyendes, das nicht einwohnt, unbefangen, aber die Fassung von beiden, von ihnen ununterschieden, unentzweit, ruhig, ein Viertes ist.

Es wird in dieser Stufe ausdrücklich erinnert, daß die Gesamtheit und Besondertheit mittelst der Durchdringung व्यापित्वेन des Ganzen und Besondern sey. Durchdringung ist aber hier nur im Denken.

2) In der zweyten, von der ersten auch der Art nach verschiedenen, Stufe, nämlich in der Unterscheidung विवेक geschieht die Entstehung

a) durch die vom ausgeschlossenen Bewußtlosen bewirkte Deckung आवरण des unausgeschlossenen, nicht zur vorübergehenden Welt gehörigen, Geistes, gegen die schauende Vernunft, wodurch das, seine Gestalt in der Vernehmung des Ewigen habende,

Ich sich gebunden, gesondert erscheint, sich in seiner Besonderung bewußt wird.

Wodurch der Geist sich selbst als Anderen entgegensetzt, der, von sich unterschiedene Andere (विविक्तमन्यत्) wird, ist eben das अहम् das (zuerst S. 3 Z. 19 noch seiner bewußtlose) Ich, das hier S. 5 Z. 17 als das Andere gesondert, gebunden, für sich seyend gesetzt wird; in welchem aber zuletzt das Ich, der Geist frey mit sich selbst identisch wird. S. 12, Z. 1. S. 15, Z. 19. S. 18, Z. 8. f. Die Macht der Bedeckung des Geistes durch das Bewußtlose S. 5, Z. 11 bezieht sich auf ज्ञानविरोधि auf das das Wissen hemmende Bewußtlose S. 3, Z. 19. und auf das अहमज्ञः das Ich als bewußtles, ebend.

Die Deckung ist daher zu fassen, als geschehend durch die Erhebung des Nichtwesens aus seiner Einheit mit dem Wesen, aus der Einheit der Zeiten कालयोग (nach einer anderen Stelle), worin es das, mit dem Subject vereinte, Object war, da es nun geschiedenes Object, in Spannung mit dem Subject ist, wodurch, indem sich das Subject auch verfelbstständigt, als gebundenes Ich für den Geist hält, die, im unausgeschlossenen Geiste seyende Einheit verborgen wird.

Mittelsst der Bedeckung des Geistes geschieht demnach die Absonderung des Einzelnen in ihm, seine Verfelbstständigung durch das Princip der Ichsetzung अहंकार. Die durch Bedeckung getrübe Anschauung der Vernunft sieht in dem Einzelnen, der nur im Geiste seine Form von der Vernehmung des Ewigen hat, das Ausgeschlossene, Ich. So wäre auch die „aus der Totalität geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseyns geistiger Wesen.“

b) Die Unterscheidung Vivaeka geschieht zweyten durch Ausschcheidung (विक्षेप) Entäuße-

rung), wodurch von dem, dem Bewußtlosen inwohnenden Bewußtseyenden die fünf Elementenprincipien तन्मात्राणि, aus diesen der übersinnliche Leib सूक्ष्मशरीर, लिङ्गशरीर und die äufere Leiblichkeit स्थूलशरीर entstehen. Die Macht, welche diese Welt hervorbringt, ist demnach der, dem doppeltmächtigen Bewußtlosen inwohnende, doppeltmächtige Bewußtseyende, der durch aus sich selbst Hervorbringen des Stoffes स्वप्रधानता und durch Einziehen desselben उपादन (Seite 5, Z. 22. Seite 6, Zeile 1. 4) in der Bestimmung des Anderen selbstbestimmend, schöpferischer Geist ist. \*)

Der übersinnliche Leib ist durch कोशत्रय, drey Grundkräfte (Kraftshüllen, Keime) gegliedert; nämlich: a) den Natur-Vernunftkeim der fünf äusseren Wahrnehmungen, der das individuelle Beziehungsleben genannt wird (S. 6, Z. 22 व्यावहारिको जीवः); b) den Verstandeskeim mit den fünf Wirkungsorganen; c) den Keim der fünf Lebensfunctionen.

In dem Verstande Manas ist auch die Thätigkeit der durch Unmaassung (अभिमान) wirksamen Macht des Ichseyenden Ahankāra S. 6, Z. 18 (welcher Manu I. 14 ईश्वर der Herr genannt wird), der weiter in der äusseren Leiblichkeit als eine vom Sankara (Śiva) bestimmte innere Thätigkeit vorkommt, wie manas vom Monde bestimmt genannt wird. S. 9. Z. 20. 21.

Diese drey Keime oder Kräfte in den genannten drey Sphären mächtig, sind nach dem Grund

\*) Die bengesezte Erklärung dieser innerlich, geistig begriffenen Beziehung aus einem äusserlich materiellen Gleichnisse, das vom Verhältnisse der Spinne zu ihrem Gewebe hergenommen ist, würde man mit Unrecht für einen indischen Gedanken an Emanation halten.

ihrer Verwandtschaft vertheilt, und bilden in ihrer Vereinigung den übersinnlichen Leib, der aus den drey Kräften des Wissens, Wollens und Wirkens gestaltet ist. — Das ihrer Gesamtheit einwohnende Bewußtseyende ist Brahma, Hirañja garbha, das ihrer Besonderheit einwohnende ist Siva Taidshasa. Beyde nehmen durch die übersinnlichen Verstandes-Thätigkeiten die übersinnlichen Objecte wahr, sind aber wie die Gesamtheit und Besonderheit in einer Einheit.

Durch eine eigene Theilung und Combination der genannten fünf Elementen-Principien entstehen die äußerlich-materiellen Wesen S. 8, Z. 12 ff., die fünf Sinnesobjectivitäten S. 8, Z. 18., die 14 Welten und die vier Gattungen der Lebenden, wo die beyden, diesen Hervorbringungen nach Gesamtheit und Besonderheit inwohnenden, Bewußtseyenden, in jener der Allmensch, in dieser der Allgeist (das All **विद्य** S. 9, Z. 9 ff.) sind. Der Allgeist ist genannt, weil er, ohne den übersinnlichen Leib verlassen zu haben, in den äußerlich materiellen zuerst eingeht. S. 9, Z. 15.

Aber diese beyden inwohnenden sind, gleich jener Gesamtheit und Besonderheit, auch hier nicht getrennt: S. 9, Z. 23. S. 10, Z. 1 ff. so S. 4, Z. 22, 23.

Wie der Herr und der Theilkundige die hohen, übersinnlichen Wirksamkeiten des Bewußtlosen vernehmen (S. oben S. 4, Z. 22): so vernehmen der Allmensch und der Allgeist die fünf Sinnes-Objecte, die fünf Bewegungsarten, und die vier intellectuellen Thätigkeiten, welche vierzehn Momente, jedes von eigenen, hier genannten höheren Mächten, Göttern, regiert werden. S. 9, Z. 16.

Wir haben demnach in den vorausgehenden zwey Entwicklungsstufen drey Arten der Ausbreitung (**प्रपञ्च** das auch Gegensatz, Welt u. a. bedeutet) S. 10, Z. 4, in der ersten die der Ursache

**कारणा**; in der zweyten die des übersinnlichen und die des materiellen Leibes **स्यूतसूक्ष्म-कारणाशरीरप्रपञ्चा**:. Die beyden letzteren entstehen aus den **तन्मात्रेभ्यः** den fünf Elementen-Principien, welche im Geiste selbst ihren Ursprung haben. S. 6, Z. 5.

Aber die sämtlichen Ausbreitungen bilden nur eine mächtige Ausbreitung, und das denselben einwohnende Bewußtseyende, indem es, wenn man zurückschreitet, vom All und Allmensch unmittelbar beginnt, und im Herrn beschloffen ist, ist nur Ein es. S. 10, Z. 4 ff.

Von diesem einen Inwohnenden nun wird auch hier (wie oben S. 5, Z. 5 ff.) unterschieden das Nichtinwohnende **अनुपहितम्**, als von beyden, von der einem ganzen Ausbreitung **प्रपञ्च** und von dem ihr inwohnenden Einem ungetrennte **अविविक्तम्** als das Prädicat (**वाच्यम्** das Auszusprechende) des großen Vädasages: „Dieses Ganze ist wahrhaft Brahma selbst,“ **सर्वं स्वत्त्विदम्वद्भैव** S. 10, Z. 10 f. Die großen Vädensätze **महावाक्यानि**, worin, die wesentlichen Lehren des Vaedānta ausgesprochen werden, sind wie *ἱεποὶ λόγοι* aus den Väden gezogen.

In den zwey genannten Stufen der Einheit und Unterscheidung wird die Entwicklung der Ausbreitungen und der, ihnen inwohnenden Bewußtseyenden durch **आरोप** Erhebung aus der inneren Beziehung, — die höhere Erhebung **अध्यारोप** wird durch Gleichsetzung des Verschiedenen S. 10, Z. 12 f.

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitanswürde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung).

Unrichtig ist es, wenn Hr. F. p. 26 behauptet: „Dleß Verzeichniß der Wohlthäter und Schenkungen — reiche nur bis auf das erste Jahr der Regierung Virgils“ (745); da er doch selbst p. 35 eingesteht, von der Stiftung von St. Erting durch Gangraf Guatharius redend, die Versetzung jener Abten an die Kirche Puorn (brev. notit. p. 39 cap. XI. Michaelbeuern) sey nur mittels des Congestums (Kleinm. p. 25, 26) zu errathen. Dasselbst ist aber zu lesen, wie der Dominus rex (eher Karl M., als Pippin) ipsam cellam injuste abstractam per mercedis sue augmentum iterum revocandum absque ulla contradictione concessit. Auch ist die Uebergabe der Cella Garoz (Gars) durch Thassilo II. an die Salzburger Kirche über diesen Zeitpunkt (Wergils erstes Jahr) weit hinaus (Siehe p. 23 und Mon. Boic. I. p. 4).

Eben so unrichtig ist die Behauptung: „Die Schenkungen von Theodos Sohne Theodebert sehen in der Mitte abgebrochen, und wider alle Ordnung erst nach den Gaben der andern Herzoge und der Edlen fortgesetzt.“ — Da ja von einem solchen Abbrechen in der Mitte auf der ganzen Seite 22 bey Kleinmanern Zw. dipl. Anh. auch nicht die geringste Spur zu finden ist, sondern gleich auf Theodeberts Schenkungen jene seines Sohnes und Nachfolgers Huibert ohne legend ein Einschießel mit dem bekannten Uebergang: successor namque filius ejus Huibertus etc. folgen. (Wie soll von diesem einzigen Wörtchen ejus die Hausfische Zeitrechnung abhängen!? siehe F. p. 28). Von Huibert geht die Aufzählung zu Ottilo und Thassilo fort, stets ohne Unterbrechung. Erst p. 25 beginnt das Congestum die Aufzählung der Schenkungen der freien Bojoarier, ohne sich mehr an die, durch die Herzogs-Reihe gebotene Folge zu halten, wie dasselbe Verfahren an der, weniger Ordnung haltenden brev. notit. p. 38, 39 gleichfalls bemerkt wurde. Dleß ist jedoch bey dem einen, wie bey dem andern Documente bloß eine kleine Nachlässigkeit, die dem Bearbeiter der Urkunden-Auszüge bey der großen Menge der Schenker und Schenkungen, zumal in der notit. p. 38 — 42, und der auch nicht unbeträchtlichen Zahl im Congestum p. 25 — 26, sehr wohl nachzusehen wäre. Was aber die Rückkehr des Congestums p. 28 seq. zu den herzoglichen Schenkun-

gen betrifft, so hängt diese genau zusammen mit dem Plane, zuerst alles aufzuzählen, was mit den herzoglichen und andern Schenkungen an die Hauptkirche zu Salzburg von Theodo bis auf Thassilo II. herab in unmittelbarer Verbindung und Folge stand, dieser Aufzählung ein Verzeichniß sämmtlicher Pfarren von Thassilos, oder respective Bischof Aens Zeiten (die brev. notit. haben es nicht) folgen zu lassen, und erst alsdann von der Stiftung Nonnbergs und der Gründung der Maximilians-Celle zu reden (S. oben den Abschnitt: Inhalt), weil sich diese Geschichten, ohne Verwirrung zu erzeugen, nicht füglich in die Aufzählung der Schenkungen an die Salzburger Hauptkirche anschließen ließen. Ein Blick auf die brev. notit. beweist, daß die Aufnahme jener Geschichten eben nicht zur Klarheit und Ordnung beigetragen habe.

Es ist richtig, daß das Schenkungs-Verzeichniß der brev. notit. stärker ist, als jenes des Congestums; aber es giebt auch Stellen im ersteren Documente, welche aus dem letzteren sich ergänzen lassen. Man vergleiche Ottilos Schenkungen p. 22 des Congestums mit jenen der brev. notit. p. 35 Cap. V. in fine. Ueberhaupt sind beyde Documente ihrem ganzen Wesen nach dazu bestimmt, sich wechselseitig zu unterstützen, und sie lassen sich in dieser Beziehung nicht wohl trennen. Der größere Reichtum der brev. notit. kommt sehr wahrscheinlich auf Rechnung ihrer späteren Abfassung, so wie die Kürze und Kürze des Congestums jener ursprünglichen Abfassung im Jahre 788 zuzuschreiben seyn dürfte.

S. 27 werden wir vom H. F. belehrt, daß das Congest, weit entfernt, eine von Bischof Aeno befohlene und unter seiner Aufsicht geschriebene Urkunde zu seyn, weder eine treue, noch vollständige Abschrift von der wahren Urkunde Aenos, sondern weiter nichts, als etwas Zusammengetragenes (Congestum), die Privat-Arbeit eines Menschen sey, der weder Fähigkeit, noch Fleiß, noch Gewissenhaftigkeit besaß. „Er redet mit dem Berichte von dem Prozesse Virgils im Jahre 745 und benutzte die dabey erschienenen Zeugen zum täuschenden Beschlusse seines Nachwerkes, wie man sich selbst zur Evidenz überzeugen kann, wenn man sie mit den Zeugen der brev. not. Cap. VII. zusammenhält.“ H. F. findet, daß alle seine hohen Anforderungen; die er im Eingange an das Congestum gemacht, unbefriedigt bleiben. Es ist kein Original, keine Urkunde, sondern nur eine Abschrift. Dieß sagte uns bereits 1784 Kleinmanern Zw. dipl. Anh. p. 19, not. a, und jeder der v. Koch-Steinfelds vorreffliche Abhandlung über Aens Nachlaß in den akademischen Schriften gelesen, weiß aus Seite 340 (Band V.) zur Genüge, daß das Congest ein Apogaphum und kein Original ist.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. October.

Nro. 213.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- I. The exposition of the Védānta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.  
II. Die Philosophie der Hindu. Vāc-  
dānta: Sāra \*) von Sadānauda. Sans-  
krit und teutsch ic.

(Fortsetzung).

Der Verf. führt nun z. B. 3. 14 ff. der Reihe nach an, was Verschiedene irriger Weise unter dem nachfolgenden Geiste प्रत्यगात्मन् verstanden haben, wo er jeden vorausgehenden von dem Andern darauf, durch drey jenem entgegengesetzte Gründe widerlegen läßt. Dann fährt er fort Seite 11, 3. 21 f. „Nicht der Verstand, nicht der Wirkende u. s. w., sondern der Denkende, Seyende u. s. w. (s. oben vgl. S. 59) ist nach den Väden der Geist, der in der Vernehmung अनुभव der Weisen offenbar wird, und durch den jene verschiedenen, irrig als der Geist angegebenen, Momente geoffenbart werden. S. 12, 3. 3 f. Denn das, in den genannten Irrlehren Aufgestellte, das nur aus der Naturunempfindlichkeit नञ् entstanden

ist, kann nicht der Geist seyn, weil es (nur in der Unterscheidung vom Subjectiven ein objectives Ansehen hat, so im Reflex, wie der materielle Sinnesstoff घञ् seyend) nicht ewig ist. S. 11, 3. 23.

In diesem Sinne wird in den Väden der, über den Gegensatz erhabene Verstand manas von dem Verstande unterschieden, welcher nur in der Trennung der Ge-

genständlichkeit, des Subjectiven und Objectiven ist. S. 16, 3. 10.

3) Die dritte Entwicklungsstufe ist demnach die der Vereinigung, durch eine Steigerung der vorausgehenden अद्यारोप d. i. durch Erhebung über jene Erhebung, Beherrschung der ersten Erhebung. Das, in der anfänglichen Entwicklungsstufe gesetzte, seiner unbewußte Ich, welches in der zweyten vom unausgeschlossenen Geiste gesondert, ausgeschlossen, in Leiblichkeit gebunden, sich unterscheidendes Ich ist, faßt sich in der dritten mit dem allgemeinen Geiste in einer Einheit als lebendige, geistige Persönlichkeit S. 15, 3. 19. 20 ff., als Ich, das frey ist, kein Band hat u. s. w.

अहम् - सततं विमुक्तः - न मे ऽस्ति बन्धः ° S. 18, 3. 9.

Dieses zu erklären, wird erst zu dieser höhern Erhebung durch Rückschluß अपवाद von den Bedingten auf die Bedingenden so geführt, daß die Ausbreitung des vom Bewußtlosen anfangenden Nichtwesens, das im Wesen durch Umwandlung entstanden ist, ihre Bestimmung, ihr Maaß मात्रत्वम् vom Wesen habe, S. 12, 3. 6 ff.; demnach auch das Bewußtlose und das dem Bewußtlosen inwohnende Bewußtseyende, welches vom Herrn beginnt S. 5, 3. 4, sein Maaß, seine Bestimmung und Ursache in dem die Fassung von jenen seyenden, nichtinwohnenden, bewußtseyenden Vierten, Brahma. S. 12, 3. 14 ff.

Nun wird die Beziehung von beyden aufeinander gesetzt, von dem Bestimmenden und dem durch dieses Bestimmten. Es werden nämlich (S. 12, Z. 10 ff.) die sämmtlichen vorausgehenden Entwicklungen, nach ihren zwey Hauptunterschieden genommen, nach ihrer, kraft der Durchdringung des Denkens gesetzten, Gesamtheit und Besonderheit. Jeder von diesen kommt eine, im **वाच्य** bestimmte Objectivität und eine, im **लक्ष्य** bestimmte Subjectivität zu. — Demnach ist Erstens a) die durch das Pronomen der dritten Person **तद्** tad dies angedeutete, im Unsichtbaren zu fassende, Gesamtheit des Bewußtlosen, mit dem ihr inwohnenden Bewußtseyenden, der allwissend u. s. w. ist, und mit dem ihr nicht einwohnenden Bewußtseyenden, der von beyden ersten ungetrennt **अविविक्त** ist, (dieses Drey) durch Einheit offenbarend, in dem Prädicat **वाच्य** dem Auszusprechenden, objectiv; b) der Nichteinwohnende, der die Fassung des ihren Formen einwohnenden ist, ist im **लक्ष्य** dem Zubezeichnenden das Subject. Dies bedeutet demnach eine hohe, objectiv-subjective Objectivität. (Darin ist wohl der Sinn des **मम योनिर्महद्ब्रह्म** o Bh. Gītā XIV. 3. 4.) vgl. Vjāsa I. 110. Zweitens a) die durch das Pronomen der zweiten Person **त्वम्** tvam du angedeutete, im Nichtunsichtbaren zu fassende, Besonderheit des Bewußtlosen mit dem ihr einwohnenden Bewußtseyenden und dem ihr nichteinwohnenden Bewußtseyenden, der von diesen beyden **अविविक्त** ungetrennt ist, dieses Drey durch Einheit offenbarend, ist im **वाच्य** Prädicat objectiv; b) der nichteinwohnende, der die Fassung des ihren Formen einwohnenden ist, ist im Zubezeichnenden **लक्ष्य** das Subject. — Du bedeutet demnach eine hohe, ob-

jectiv = subjective Subjectivität. Das letztere zu bezeichnende Subject in dieser ist das Du, welches genannt wird das Nachfolgende, selige Vierte Bewußtseyende (Seite 13, Z. 1) **प्रत्यगानन्दं तुरीयं चैतन्यम्** — Eben so wie Brahma (S. 12, Z. 16), dem die Fassung und die Bestimmung des vom Herrn **ईश्वर** beginnenden Bewußtseyenden zukommt, **तुरीय** der Vierte und der unentzweyte Glückliche S. 5, Z. 6 f. genannt wird.

Beide, auf diese Art im tad und tvam Unterschiedenen, werden nun, nach einem der großen Bändsätze, durch Gleichung in einer Einheit begriffen. Nämlich in dem Urtheile **तत्त्वमसि** dies bist du, wird das Band **सम्बन्ध** die copula durch Thesis, Antithesis und Synthesis bestimmt S. 13, Z. 2 ff. Das Gesamtband ist der dritte Hauptpunct des Vaedānta oben S. 5, Z. 7. Da in dem, durch Besonderheit endlichen Lebenden der persönliche, einzelne Nichtunsichtbare im Du zu fassen ist; in dem aber, durch Gesamtheit Unendlichen das unendliche Wesen, Brahma, das Unsichtbare im Dies; da ferner beyde durch ein dreysaches Band, welches den Unterschied und die concrete Einheit begreift, verknüpft sind; so faßt dadurch, daß Brahma sich selbst im lebenden Geiste hat, dieser sich durch das Gleiche, Ungetheilte auch in Brahma. Es ist hier die Einheit des von der Form des Allgemeinen bestimmten Denkens mit dem von der Form des Besonderen bestimmten in einem Denkenden. In diesem Sinne läßt der Dichter Krishṇa von seiner doppelten Natur reden Bh. Gītā VII. 4. 5. ff. u. a. D.

Diese erfüllte Einheit im Denkenden hat nach Aufhebung des Widerspruches des Unsichtbaren und Nichtunsichtbaren in Einem das nichtwidersprechende, positive Moment des ungetheilten Denkenden. S. 15, Z. 15.



Dadurch entsteht dem dieses Wissens Empfänglichen S. 15, Z. 21 die, durch die Form des Ungetheilten bestimmte Gedankenthätigkeit der höheren Gleichung, in welcher die erste (tad = tvam) begriffen ist, nach einem anderen der großen Vädensätze, welcher (isth Jadschur Vaeda) ist: **अहम्ब्रह्मास्मि** nämlich: das Ich oder der lebendige Geist ist eines mit dem unentzweyten Brahma, dem höchsten Wesen.

Das Ungetheilte (**अखाण्ड**) ist demnach keine leere Einheit, keine bloße Aufhebung des Unterschiedes des äusserlich Unsichtbaren und Sichtbaren, die nichts übrig läßt. Dem tad und tvam kommen auch über diesen Unterschied, jenseits, wo beyde Bestimmungen in eine, sich daraus zum Ergebnis bildende, Einheit gehen, die nicht leer ist, noch andere Eigenschaften, der Gesamtheit und Besonderheit, der gemeinsamen und besonderen Formen zu, so wie der Objectivität und Subjectivität in jeder, im tad und im tvam, von welchen jenes die Formen der Gesamtheit, dieses die Formen der Besonderheit enthält, und die beyde im Ungetheilten sind, durch dessen Formen die Gedankenthätigkeit des einzelnen Empfänglichen bestimmt wird.

Auf diese Art wird die Bestimmung, das Maas, wie die Ursache des lebendigen Geistes in Brahma gesetzt S. 16, Z. 9; daher die Potenzirung durch Rückschluß von dem Bedingten auf die Bedingung, die Gleichung des tad und tvam mittelst eines dreysfachen Bandes, und so die Form des Ungetheilten im Denken. Die einzelne Persönlichkeit im Ich eignet sich mittelst des subjectiven Du das objective Dies an, oder das Einzelne wird durch die Einheit der Gesamtheit und Besonderheit des Objectes und Subjects d. i. durch Aneignung des Gleichen **सामानाभिहरेण** Beziehung des Identischen auf sich selbst. Diese Aneignung geschieht mittelst der Durchdringung **व्यापित्वेन** des Denkens von

dem Denkenden, der das in das Leben des Einzelnen gegangene Bewußtlose nach Gesamtheit und Besonderheit durchdringt. S. 4, Z. 13. S. 16, Z. 11. Was demnach im concreten Ungetheilten erkannt werden soll, begreift auch alle auseinandergesetzten Entwicklungen, in allen einzelnen Lebenden, alles was aus der Spannung der Absonderung in Eins gelöst, umfaßt wird **लीयते**. Diesen Sinn

hat der Vaedānta in den so oft in den Väden, in Manu u. a. vorkommenden Stellen: alles im Geiste, den Geist in allen, den Geist durch den Geist zu fassen.

Dieses eben ist der Gegenstand des Vaedānta, das reine Bewußtseyn, das die Einheit des Lebenden und Brahma hat. S. 3, Z. 6.

Das der Erhebung **आरोप**, in der Steigerung **अध्यारोप** Nachfolgende **प्रत्यक्** (S. 15, Z. 25) ist das, durch die Form des Ungetheilten bestimmte, Denkende. Im Nachfolgenden ist das Ungebrochene, und der nachfolgende (lebendige) Geist selbst das reine Bewußtseyn, das reine Denken; Brahma aber das Denken, welches von jenem reinen Denken zum Object gemacht wird. S. 16, Z. 1. So erkennt sich Brahma in dem von ihm hervorgebrachten Anderen mit sich selbst identisch, und der lebendige Geist erkennt sich mit ihm identisch. In diesem Sinne ist zu verstehen in Prabodha Tshandrodaja S. 1, die, die Fülle der Seligkeit besitzende unbesteckte, die Erkenntniß des eigenen Geistes habende Hoheit verehere ich **सान्द्रानन्दमुपास्महे तदमलं स्वात्मवबोधम् महः**. Vgl. Vaed. Sāra Anmerk. S. 50. 52. Und die nämliche Bedeutung hat die Beziehung des Brahma auf sich selbst, ebend. im Echol. S. 75, Z. 4. 5. **जीवब्रह्मयोरपि स्वरूपतो भिन्नयोरैक्यम् मिश्रीभावः** das ist: Die Einheit der beyden, des Lebens und Bra-

hina, die nach ihrer Selbstform geschieden sind, ist eine Art der inneren Beziehung, wie Mischung u. s. w.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Auf die Geistesfähigkeiten desjenigen, der das Congestum, „diese Privat-Arbeit,“ gefertigt, einen Schluß machen zu wollen, finde ich sehr gewagt. Im Punkte der Gewissenhaftigkeit soll das p. 30 befindliche Zeugen-Verzeichniß gegen den Verfasser entscheiden, und H. J. nennt desselben Verfahren p. 25, 35 und 56, Betrug überbaut, argen Betrug, ein falsches Zeugniß. Der Umstand aber, daß die Cap. VII. der brev. notit. erscheinenden Zeugen im Prozesse Virgills auch am Ende des Congestums zum Vorschein kommen, stempelt dieß Zeugniß noch nicht zu einem falschen, und denjenigen, der es dort einrückte, zu einem Plagiator oder wohl gar Betrüger. Denn aus dem, was ich oben über das Alter beider Documente vorgebracht, wird soviel klar geworden seyn, daß eine Abschrift aus dem Ende des VIII. oder höchstens dem Beginne des IX. Jahrhunderts, nichts entlehnen, oder, richtiger, stehlen könne, aus einer andern Abschrift, die erst im XIII. Jahrhundert verfaßt worden ist. Nur die Annahme, das Original der brev. notit., unter Erzbischof Arn, also nach 798 gefertigt, sey dem, in den letzten Jahren des VIII. und Anfangs des IX. Jahrhunderts schreibenden Zusammenträger vorgelegen, könnte dem Plagiator oder dem Betrüger einigermaßen das Wort reden. Wer wird aber diese ziemlich vage Mutmaßung bis zur Höhe der Beweises steigern können, der aus dem anspruchlosen Copisten jenes Traditions-Verzeichnisses, wie es Bischof Arn für Carl M. abfaßen ließ, einen faulen, unfähigen, und gewissenlosen Betrüger macht? — Schon Hr. Blumberger im 74. Bande der Wiener Jahrb. d. Lit. 1836 hat gründlich gezeigt, daß H. J. an das Congestum übertriebene Forderungen gemacht, und daß vom Betrüger an demselben keine Spur wahrzunehmen sey. Ohnehin ist das Verzeichniß am Ende des Congestums für uns nicht die Hauptsache; sondern der eigentliche Inhalt desselben, und diesen nennt H. J. p. 27. „wahr und aus ächten Quellen entnommen, nämlich das Verzeichniß der

Schenkungen, so wie die Namen der bayerischen Herzoge und der übrigen Wohlthäter.“ — H. J. erkennt hier die wahre Natur seiner Quelle, aber nur um nach dieser vorübergehenden Auerkenntniß sich von Neuem in die vorige Verfälschung zu stürzen. Denn sogleich geht er daran: „das Wahre und Rechte des Inhalts im Congestum sorgfältig von dem zu unterscheiden, was bloß aus dem Kopfe des Compilators hinzugegeben ist.“ — Es ist jedoch schon mehrmals bemerkt worden, daß der Verf. des Congestums durch die Reihe der sich ununterbrochen aufeinanderfolgenden, schenkenden Herzoge Bayerns an strenges Einhalten dieser Herzogsfolge gebunden war. Wie können indeß zugeben, daß es in dem dem ursprünglichen Verfasser — und dieser ist, bis auf weitere gründlichere Beweise vom Gegentheil, immer der für Carl M. zum Schutze seiner Kirche arbeitende Bischof Arn — vorliegenden Diplomen nicht geheißen habe: Post hunc vero successit filius ejus, oder: Primum quidem tradidit Theodo. Succedente vero filio ejus Theodeberto u. s. w. Aber eben aus diesen Diplomen ersah der eigentliche Auctor des Congestums, wie die schenkenden Herzoge vom Vater auf den Sohn und Enkel sich folgten. Schrieb daher Arn: Successor namque filius ejus Huibertus dux etc.; so nahm er dieß nicht aus seinem Kopfe, sondern er ersah es aus Urkunden; er fand dort auf Theodebert seinen Sohn Huibert folgen, und hatte demnach völlig Recht, zu schreiben: Successor namque filius ejus Huibertus dux. Nur wer, wie H. J. p. 27, annimmt, das Congestum sey der an Carl M. übergebenen förmlichen Urkunde durchaus nicht verwandt und stelle sich als eine Privat-Arbeit eines unfähigen, faulen und gewissenlosen Menschen dar, der kann am Ende seiner Betrachtungen über dieß Document fragen: „Kann seine (des Compilators) Aussage, oder vielmehr sein Einfall beweiskräftig seyn? — Darf man hier nicht zweifeln, ob er die Wahrheit wissen konnte und sagen wollte?“ —

— Hat H. J. von der Natur des Congestums zu viel begehrt, was diese nimmermehr leisten konnte; so ist die nächste Folge dieser überspannten Forderung, daß er den Werth dieses Documentes herabsetzen muß. Es ist ihm eine obscure Compilation, der es rücksichtlich der bayerischen Herzogs-Reihe an aller Beweisraft gebricht, der Compiler selbst ist ein Plagiator, ja, ein arger Betrüger!

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. October.

Nro. 214.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit français inédit du XIII<sup>e</sup> siècle, appartenant à la bibliothèque royale, pour la société de l'histoire de France, par M. Champollion-Figeac. a Paris, chez Jules Renouard 1835. (VII. 370 S. 8).

Das Manuscript der königlichen Bibliothek zu Paris, welches der Titel erwähnt und das hier zum ersten Male abgedruckt erscheint, beginnt mit einem Proömium, in welchem der altfranzösische Verfasser dieser Handschrift als seine Absicht ausdrückt, die Chronik Isidors „in Auszug und zum Vergnügen des Herrn Grafen von Militrée“ in die Vulgarsprache zu übersetzen und, wo dies und andere Chroniken zu kurz seien, „einige gute Worte der Wahrheit“ hinzuzufügen. Der Chronik Isidors, die im Manuscripte 21 Seiten einnimmt, ließ er ein anderes Proömium (le prologue en vulgal) folgen, in welchem er als den nunmehrigen Endzweck seiner Arbeit bekennt, der kurzen Chronik des spanischen Bischofs hinzuzufügen, „was der Römer Eutrop von der Geschichte von Rom schrieb,“ und zwar nach der Redaction desselben durch Paulus Diaconus. Dieser habe aber die Geschichte Eutrops zweymal umgeschrieben, wovon die erste Schrift mit: premier en Italie, die zweyte mit: ensi coment dient li autre, beginne. Zur kritischen Würdigung dieser Angabe des uns sonst unbekanntem Ueberset-

zers der Geschichten des Paulus Diaconus fand H. Champollion-Figeac für gut, ehe er sich in weitere Untersuchung der Uebersetzung selbst einläßt, den Leser mit dem interessanten Ergebniß seiner Vergleichung der Handschriften des Paulus Diac. an den Pariser Bibliotheken bekannt zu machen. Diese aber bilden nach ihm von selbst drey Classen. Die zu der ersten Classe gehörigen Manuscripte beginnen mit: res romanas, oder Romanum imperium, endigen mit: ad majorem scribendi diligentiam reservamus, und erweisen dadurch ihren Inhalt als den Grundtext von Eutrops Breviarium ohne irgend einen fremdartigen Zusatz. Die der zweyten Classe beginnen sämmtlich mit primus in Italia, dem Anfange der Uebearbeitung des Eutrop durch Paulus Diaconus, und enthalten außer dem Breviarium auch noch des Paulus Zusätze in sechs, in manchen Handschriften auch in sieben Büchern, in Allem also 16 bis 17 Bücher. In der Regel geben alle Handschriften dieser Classe immer genau an, wo Eutropius aufhörte und Paulus Diaconus anfang; wo aber dieser aufhörte, ist eine Frage, welche erst durch Vergleichung mit anderen Handschriften gelöst werden kann. Zu der zweyten Classe rechnete H. Champollion-Figeac 12 Codices, die er mit ihren Nummern anführte; zu der dritten gehörten nur 2, die zwar ebenfalls mit primus in Italia beginnen, aber deren erstes Buch schon um 260 Zeilen mehr zählt, als dasselbe in den Handschriften der zweyten Classe einnimmt, und die außer dieser beträchtlichen Vermehrung des Inhalts der 16 Bücher, noch acht neue Bücher enthalten. Diese

24 Bücher zusammen bilden die sogenannte *historia miscella*, deren Auscheidung nach einzelnen Theilen und Verfassern von jeher die Gelehrten vielfach versuchten und nun auch H. Champollion nach den Angaben des altfranzösischen Uebersetzers mit eben so vielem Glücke als Scharfsinn unternahm.

Schon Muratori machte darauf aufmerksam, — was sich auch dem Inhalte nach von selbst ergibt — daß die letzteren 8 Bücher der *historia miscella* nicht von Paul Diaconus sind, noch von ihm seyn können. Es fragt sich also nur, von wem sind die vorhergehenden 16 mit ihren bedeutenden Zusätzen, durch welche sie sich von der erstgenannten Uebearbeitung und Fortsetzung des Eutropius durch Paulus Diaconus unterscheiden? Unstreitig auch von Paulus Diaconus, wie aus der Ähnlichkeit des *Styls*, wie vor Allem aus der Vergleichung der oben erwähnten Angaben unsers Uebersetzers mit dem Texte der Handschriften der dritten Classe (der *historia miscella*) erhellt, so daß also Paulus Diaconus nicht nur das *Breviarium* überarbeitete und fortsetzte, sondern auch diese Uebearbeitung und Fortsetzung noch einmal überarbeitete und mit neuen Zusätzen vermehrte (worauf sein Werk durch eine uns unbekannt Hand, vielleicht des Landulphus Sagax, dasselbe Schicksal zum dritten Male erlitt, (vgl. Muratori praef. in hist. miscell. p. 2). Die *historia miscella* besteht also demnach aus vier Theilen, wovon zwey den Paulus Diaconus zum Verfasser haben.) *Introd. p. XVI.*)

Um aber auf das Manuskript der altfranzösischen Uebersetzung zurückzukommen, so hatte diese den Text einer der Handschriften der zweyten Classe vor sich und endigt wie diese mit der Niederlage der Gothen durch Narfes. Daß aber der Diacon sein Werk wirklich mit dieser Epoche schloß, wird nicht nur durch die Angabe Leos von Ostia, I. c. 15., sondern noch vielmehr durch einen Brief desselben Pauls an die Herzogin Adalberga von Benevent bewiesen, welchen die französische Uebersetzung

enthielt und den auf diesen Wink hin H. Champollion = Figeac in den angeführten Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris suchte, und, nachdem er so vielen Gelehrten entgangen war, auch wirklich im lateinischen Originaltexte zu finden das Glück hatte. Da sein Inhalt von vielem Interesse und er selbst kurz genug ist, um den Leser nicht zu ermüden, so mag er, als ein schönes Denkmal der Bildung des achten Jahrhunderts, hier eine Stelle finden:

Domne Adilperge eximie summeque ductrici, Paulus exigens et supplex. Cum ad imitationem excellentissimi comparis, qui nostre etatis solus poene principum sapientie palmam tenet, ipsa queque subtili ingenio, sagacissimo studio, prudentium archana rimeris, ita ut phylosophorum aurata eloquia poetarumque gemma tibi dicta in promptu sint: hystoriis etiam seu commentis tam divinis inhaereas quam mundanis: ipse, qui elegantie tue studiis semper fautor extiti, legendam tibi Eutropii historiam tripudians obtuli. Quam cum avido, ut tibi moris est, animo perlustrasses, hoc tibi in ejus textu, preter immodicam etiam brevitatem, displicuit, quia utpote vir gentilis, in nullo divine historie cultusque nostri fecerit mentionem. Placuit itaque tue excellentie, ut eandem historiam paulo latius, congruis in locis, extenderem, eique aliquid ex sacre textu scripture, quo ejus narrationis tempora evidentius clarerent, aptarem. At ego, qui tuis semper venerandis imperiis parere desidero, utinam tam efficaciter imperata facturus, quam libenter arripui! Ae primum, paulo superius ab ejusdem textu hystorie narrationem capiens, eamque pro loci merito extendens, quedam etiam temporibus ejus congruentia ex divinis legibus interserens, eandem sacratissime hystorie consonam reddidi. Et quia Eutropius usque ad Valentis tantummodo imperium narrationis sue in ea seriem deduxit, ego deinceps, meo ex majorum dictis stylo subsecutus, sex in libellis, superioribus in quantum potui haud dissimilibus, usque ad Justiniani Augusti tempora perveni; promittens, Deo presule, si tamen aut vestre sederit voluntati, aut mihi vita comite, ad hujuscemodi laborem majorum dicta suffragium tulerint, ad nostram usque aetatem eandem hystoriam protelare. Vale, divinis domina mater fulta pre-

sidiis, celso cum compare, tribusque natis et utere felix.

Die altfranzösische Uebersetzung reducirte die von Paul Diaconus angeführten sechs Bücher in drey kleinere und endigte mit der Phrase et toute Italie retome à lo impere; so auch die lateinischen handschriftlichen Codices der Pariser Bibliothek: Italiam ad reipublicae jure reduxit; nicht aber die Handschrift, nach welcher Muratori den Paulus Diaconus veröffentlichte; dessen ungeachtet glaubte der Herausgeber zu der Annahme berechtigt zu seyn, Paulus Diac. habe mit der bey Muratori folgenden Phrase über die Longobarden sein Wort zum Abschlusse gebracht. In dem Manuskripte folgt hierauf eine abgekürzte Uebersetzung von Paul Warenfrieds Geschichte der Longobarden, endlich die Geschichte der Normanen und die Chronik Robert Guisears, (nach der sehr gelungenen Emendation des H. Ch. F.) unter dem Titel: histoire de li Normant laquelle compila un moine de Mont de Cassin et li manda à lo abbé Désidère de mont de Cassym.

(Fortsetzung folgt.)



- I. The exposition of the Védānta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.  
 II. Die Philosophie der Hindu. Vaedānta: Sāra \*) von Sadānanda. Sanskrit und teutsch ic.

(Schluß des ersten Artikels.)

So wird der vierte Punct, der Endzweck प्रयोजन S. 3, Z. 8 des Vaedānta erreicht; indem die, durch das Ungetheilte bestimmte, Gedankenthätigkeit, mit dem Ebenbilde des Urdenkenden verbunden, dadurch, daß sie das im Nachfolgenden ungebrochene, über das Unbewusste erhabene Brahma zum Object hat, das, in dasselbe (Nachfolgende) ein-

gegangene, Bewußtlose aufhebt, und demnach das Denken in die Einheit löst, umfängt, welches durch die Form des bloß Getheilten, Gebrochenen bestimmt, in der Wirkung des Endlichen ist, auf diese Art das Einzelne Gesonderte in die Gesamtheit, den individuellen Geist in die Gemeinschaft der lebendigen Geister und alle in Einen erhebt.

Der bloße Reflex des Gebrochenen (in Object und Subject getrennten) wird im Ungetheilten, Selbstoffenbarenden, oder das getriebte Gegenbild wird in der selbstleuchtenden Form aufgehoben. S. 16, Z. 5. Diese Aufhebung geschieht in der Durchdringung व्याप्ति, अतिव्याप्ति der durch die Form des Ungetheilten bestimmten Gedankenthätigkeit, in der innigen Verbindung mit dem Urdenkenden. S. 16. Z. 11. In der Durchdringung wird das Durchdringene ein anderes nach der Form des Durchdringenden. Vgl. Vaed. Sara Schol. S. 79. Z. 6. 7. 15. Der im Indischen herrschende Begriff der persönlichen Durchdringung und Durchdringbarkeit, von der ersten Entstehung der Dinge an, bis zur Vereinigung im Höchsten, da auch das ewige Fortbestehen der individuellen Geister im Einen begriffen wird, schließt alle Vorstellung von Emanation aus, und beweist seine Bedeutung und Macht in der Mythologie und in den Götterverhältnissen, wie Ref. in der Erklärung eines indischen Denkmals gezeigt hat, das den Uebergang des S'iva in Viṣṇu darstellt. \*)

Von den sich nun anschließenden weiteren Ideen ist hier nur noch Einiges des Werthwürdigeren, dem Original möglichst treu, beizufügen. In Bezug auf den Unterschied des Denkens, das durch die Formen des Naturunempfindlichen bestimmt ist, wird S. 16. Z. 16 ff.) erklärt, daß nach Vertreibung des Bewußtlosen, das im allgemeinen, unsichtbaren, durch die Sinne bestimmbar, Sinne-

\*) In einer Sitzung der K. Akad. d. W. den 3. Juny 1837.

stoff statt hat, die Offenbarung des im Selbst befindlichen Denkenden eintrete, wodurch auch das Naturunempfindliche erkannt werde. Wie, wenn ein Licht aus einem, mit verschiedenen Gegenständen erfüllten, Raume das Dunkel vertreibt, diese sich selbst offenbaren; so in dem Bereiche der Bergegenwärtigung der, einem jeden eigenen Geistesform vor dem Urdenkenden: weil hier Rücksicht darauf geschieht, wie sich ein Jeder bestimmten Gedankenthätigkeiten (z. B. der Richtung des Denkens u. s. w.) ergiebt, werden auch diese geoffenbart, und so die individuellen Geistesformen (in ihrem Verdienst) erkannt. — (साक्षात्करणम् ist das sich in und vor dem höchsten Geiste Fassen. Bey Manu VIII. 84. ff. ist das Gewissen, da wo es in dem Zeugen geweckt wird, dargestellt als ein Wissen in und mit dem innersten Geiste.

Vgl. परम् ब्रह्म प्राप्नोति साक्षात्करणा  
 औपाधिकलिङ्गशरीरनाशात् ब्रह्मैक्यं  
 गच्छति Manu. VI. 35. Schol.)

Unter den bestimmten Gedankenthätigkeiten, die S. 10. 3. 23 — S. 18. 3. 17 auseinandergesetzt werden, ist S. 18. 2. die Richtung des Denkens auf Eines doppelt, nämlich: das, durch die Form des, kein Zweytes habenden Wesens bestimmte, Denken ist entweder mit der Umwandlung, durch welche der Unterschied in das Wissende, das Wissen und das Zuwissende, gesetzt wird, ohne daß diese gecinigt würden; oder es ist über dieser Umwandlung. In jenem Falle wird in den drey Getrennten, ohne Rücksicht auf ihre Einigung doch das Eine erkannt. Selbst im Erscheinen der Zweyheit offenbart sich nur das unentzweyte Wesen S. 18. 3. 5. ff., das über zwey erhabene, zumal-erscheinende, ungeborene Ich, immer frey, nicht vom Geiste der Umwandlung eingenommen, ohne Fessel u. s. w. Im anderen ist das, durch die Form des

Einigen Wesens bestimmte Denken mit Rücksicht auf die Einigung jener drey getrennten Momente im noch innigeren Einswerden mit diesem Wesen. Wie (S. 18. 3. 15.) bey'm Nichtempfindbarwerden des durch die besondere Eigenschaft des Wassers bedingten, Salzes nur die ganze Eigenschaft des Wassers erscheint; so offenbart sich bey'm Nichtvortreten des durch die Form des einzigen Wesens bedingten, Denkens nur die ganze Form des einzigen Wesens. Obschon aber hier der Mangel der äussern Thätigkeit gleich ist dem im tiefen Schläfe, so ist doch der Unterschied, daß in jenem Zustande der Richtung des Denkens auf Eines wahre Wirklichkeit, im Schläfe aber Nichtwirklichkeit ist. S. 18. 3. 16. (Der Schlaf wird im Vaedānta öfters als दृष्टान्त Beispiel aus dem Sichtbaren gebraucht, und als solches erklärt, das bey'm Nehnlichen einen großen Theil Unähnliches enthält).

S. 18. 3. 17. ff. werden die Mittel zu jener erhabenen Richtung des Denkens angegeben, S. 19. 3. 7. ff. die Hindernisse. — Unter den Mitteln ist (S. 19. 3. 2.) die Richtung des Denkens auf Eines, welche mit der, den Unterschied setzenden Umbildung verbunden ist. Unter den vier Hindernissen wird zuerst genannt die Hinzuschmelzung in Unthätigkeit, welche in der Trägheit der Gedankenbewegung besteht, die vom Nichtgestühtwerden durch das ungetheilte Wesen kommt, लयस्ता

वदस्वाउवस्त्वनवलम्बेन चित्तवृत्तेर्निद्रा.

Im Vaedānta wird überall möglichste Gedankenthätigkeit gefordert, das Bewußtlose aufzuheben. Durch sie besonders soll die individuelle Gestalt des einzelnen Lebenden charakterisirt werden.

Othmar Frank.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. October.

Nro. 215.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIII<sup>e</sup> siècle, cet.

(Fortsetzung.)

Ohne uns nun in das Detail der Untersuchungen des Herausgebers über den Verfasser dieser Chronik einzulassen, welche mit dem Jahre 1078 endigt und der Dedication gemäß nicht nach dem May 1086 geschrieben werden konnte, da Abt Desiderius in dieser Zeit als Victor III. den päpstlichen Thron bestieg, wollen wir nur den hauptsächlichsten Erörterungen folgen, durch welche sich der scharfsinnige Herausgeber dieses Buches das Verdienst erwarb, durch Auffindung eines neuen Geschichtswerkes und durch Ermittlung eines längst vermischten Quellen-Schriftstellers die Kunde früherer Zeiten mit einem wesentlichen Beytrage vermehrt zu haben.

Inhalt und Form dieser Chronik sind von den bereits bekannten Geschichten der Normannen in Unteritalien, wie z. B. eines Wilhelms von Apulien, des Gaufredus Malaterra &c. so sehr verschieden, daß sie keinem von diesen beigelegt werden kann, und also ein anderer Autor gesucht werden muß. Dieser aber findet sich in einem gewissen Amatus, welcher nach Leo von Ostia und Petrus Diaconus nicht nur eine Geschichte der Normannen schrieb, sondern diese auch dem Abte Desiderius widmete. (Leo Ost. III. c. 35; Petrus diac. de viris illustribus c. 20.). Schon früher hatten Gelehrte, z. B. der Italiener Marcus, Herausgeber des Petrus Diaconus u. A. den Verlust Amats bedauert und sich, jedoch ver-

geblich, bemüht, ihn wieder aufzufinden; wie weit man aber damals von einer richtigen Vorstellung über diese Geschichte der Normannen entfernt war, erhellt daraus, daß selbst Baluz ihren Verfasser zu einem Erzbischof von Bordeaux machen konnte. Diese Meynung wie die übrigen darüber gangbaren Hypothesen werden jedoch von H. Champollion-Figeac mit Gründen, welche aus dem Inhalte dieser Geschichte selbst entnommen sind, schlagend widerlegt, und statt dessen gezeigt, der Verfasser derselben sey kein anderer, als der im Jahre 1093 als erster Bischof von Nusco in der Erzdiocese Benevent im Geruche der Heiligkeit verstorbene Mönch Amatus (sfr. AA. SS. Bolland. 31. August), dessen nähere Lebensumstände im vorigen Jahrhunderte Gegenstand eines heftigen literarischen Streites geworden sind.

Du Chesne kannte bereits die französische Bearbeitung dieser Geschichte der Normannen, jedoch nur in einer schlechten Copie, hielt sie aber dennoch für wichtig genug, um sie im zweyten Bande seiner scriptor. rer. Norman. zu veröffentlichen; aber der Tod verhinderte dieses Unternehmen. Aus seinem Nachlasse benützte sie Gauttier d'Arc zu dem ersten Bande seiner uns nicht näher bekannten histoire des conquêtes des Normans en Italie, en Sicilie et en Grèce. 1850. So lange also der lateinische Grundtext nicht aufgefunden wird, wäre es schon auf diese Autoritäten hin ein wahrer Gewinn, einen treuen Abdruck der altfranzösischen Uebersetzung vor uns zu haben; um so mehr ist dieß aber der Fall, da wir mit dieser Geschichte die eigentliche Quelle nicht bloß der Angaben Leos von Ostia über die Normannen,

sondern auch eine ausführliche Ergänzung der Lücken in den übrigen Geschichtschreibern der Eroberungen jenes Volkes in Unteritalien erhalten.

Ehe wir aber auf den Inhalt der *hystoire* selbst übergehen, müssen wir noch einer anderen Entdeckung gedenken, welche eine Folge des bisher beschriebenen Resultates der gelehrten Forschungen des Herausgebers ist. Es erhellt nämlich, daß die erst von Carusius, dann von Muratori bekannt gemachte *historia sicula*, ab *ingressu Normannorum in Apuliam usque ad annum 1282*, von welcher bereits der zuletzt genannte Gelehrte bemerkte, daß sie mehr als Einen Verfasser habe, ihrem früheren und größeren Theile nach, von Niemand anders, als von dem Verfasser der *hystoire de li Normant* geschrieben worden ist, wie sie sich auch wirklich als *Chronique de Robert Viscart*, eigentlich *de un noble Baron de Normandie*, *liquel estait père Robert*, in dem Codex der altfranzösischen Uebersetzung, unmittelbar sich an die *hystoire* anschliessend, befindet. Beyde ergänzen sich gegenseitig; die Chronik bezieht sich häufig auf die *hystoire*, und was hiebey dem Beweise über ihren gemeinschaftlichen Ursprung noch abgehen möchte, wird durch die Anmerkungen und Zusätze des Uebersetzers selbst ergänzt und bestätigt. Der Herausgeber bezeichnete aber die *historia sicula* mit dem Titel *chronique de Robert Viscart*, weil in dem von dem Bischöfe Amatus herstammenden Theile (bis 1085) von Robert ausschließlich die Rede, und das Uebrige bis 1099, von wo an bis 1282 drey Erweiterungen und Hinzufügungen sichtbar sind, nur eine gehaltlose Compilation aus Malaterra ist, die sich in ihrer Zergliederung für nichts weniger als für ein Werk des Verfassers des früheren Theiles, unseres Amatus, darthat.

Die Uebersetzung selbst giebt sich aus äusseren und inneren Gründen als ein Werk des dreizehnten Jahrhunderts zu erkennen; wer sie aber verfaßt habe, und wer der Graf von Militrée sey, für den sie

unternommen wurde, ist gleich unbekannt. Herr von Champollion glaubt in diesem einen Sohn König Karls II. von Neapel und Grafen von Mileto vermuthen zu dürfen.

Bischof Amatus, oder vielmehr der Mönch Amatus beginnt seine Geschichte der Normannen mit einem Proömium, in welchem er darlegt, wie an den Normannenfürsten Richard und Robert sich die jesai'sche Prophezeiung über Cyrus erfüllte und dieses ihm, einem schwachen, friedfertigen Mönche, die Veranlassung gewesen sey, die Geschichte der Kriege dieser Fürsten, nach dem Vorgange des Paulus Diaconus, zu beschreiben. Zugleich gehörten beyde Fürsten zu den Wohlthätern des Klosters, so daß er mit dem Beystande Gottes, welchen er für sich in einem nun folgenden Gebete herabrufft, und mit dem Segen seines Abtes das schwierige Werk wohl unternehmen zu können hofft. In 8 Büchern folgt darauf die Geschichte. Von diesen enthält das erste in 44 (eigentlich 43) Capiteln Ursprung und Herkunft der Normannen von der Insel *Nora*, ihre Niederlassung in der Normandie, ihre Eroberung von England, wie ihre Theilnahme an den Kreuzzügen der französischen und burgundischen Ritter gegen die Saracenen in Spanien. Ohne jedoch bey diesen Erzählungen, noch bey dem Berichte des Schicksales der Normannen, welche sich nach der Einnahme von Barastro i. J. 1063 in den Sold der griechischen Kaiser begeben hatten, weiter zu verweilen, als unumgänglich nöthig war, um diese Gegenstände nicht ganz unberührt zu lassen, wendet sich Amatus bereits im 17. Capitel der Erzählung des ersten Auftretens der Normannen in Unteritalien und der für sie selbst so folgenreichen Hilfe zu, welche bekanntlich 40 normännische Pilger dem Fürsten Guaimar bey der Belagerung von Salerno durch die Saracenen leisteten. Hier stoßen wir bereits auf eine Thatsache, welche uns von nun an immer gegenwärtig bleibt, und die für die kritische Würdigung der vorliegenden Geschichte von entschei-



dender Wichtigkeit ist: nämlich die genaue Uebereinstimmung der von Leo von Ostia in seiner Geschichte von Monte Casino aufgenommenen Erzählungen von den Kriegen und Ansiedelungen der Normannen in Unteritalien mit den Berichten unseres Amatus, welcher deshalb in allen diesen Dingen als die eigentliche Quelle Leo's angesehen werden darf.

So stimmen I. c. 17, 18, 19, 20 fast wörtlich mit Leo's c. 37. des zweyten Buches überein, nur mit dem Unterschiede, daß Amatus ausführlicher, Leo gedrängter ist. Während z. B. Leo von dem tragischen Ausgange des Streites der 2 normännischen Großen nur berichtet „ut Gisilbertus Guilelmum occideret,“ erzählt Amatus: „Gisilbert – lo (Guillermes) gëta d'un lieu moult haut dont il fut mort. Et quand cestui fu mort ot cestui ceste dignité que estoit vicecontè de toute la terre. Nach Leo siegen die Normannen in drey Schlachten über die Griechen und werden in der vierten bey Cannà geschlagen; nach Amatus siegen die Normannen fünfmal und werden das sechste Mal bey Cannà geschlagen und während die Schlacht bey Vaccaricia nach Leo die dritte war, welche die Normannen gewannen, ist sie bey Amatus die zweyte, welche die Normannen, durch einen Zugzug verstärkt und ermutigt, verloren. Von 3000 Mann blieben nur 500 übrig, worauf von ihren 6 Anführern 2 bey Athenulf, Abt von Monte Casino blieben et li autre avec li sien chevalier a faire chevalerie avec lo prince de Salerne, c. 22. Nun erst ging Melo, der die Normannen zum Kriege gegen die Griechen bewogen hatte, über die Alpen zu Kaiser Heinrich I., was Leo bereits nach der Schlacht bey Cannà geschehen läßt und daher von einer zweymaligen Reise Melo's nach Deutschland erzählt. Amatus kennt nur Cine und berichtet dann dessen Tod und Begräbniß en l'eglize de Bahiparga. i. J. 1020. cap. 23.

Die Verhältnisse mit dem Fürsten Pandulf

von Capua werden von Beyden im Wesentlichen übereinstimmend erzählt, N. c. 24, 25; L. c. 38. 39; nur daß Leo mehr Rücksicht auf Monte Casino, Amatus aber auf Salerno nimmt und bey dem Zuge Kaiser Heinrichs I. nach Unteritalien erzählt, der Erzbischof von Oöln, des Kaisers Feldherr, habe auch Salerno belagert. XL. jours fu assiégé Salerne. Mès por ce que la cité estoit forte à prendre prist ostage del filz de lo prince de Salerne et o gloire de triumphe retorna à lo cort de lo impereor. c. 24. So erzählt auch Leo, Troja habe sich dem Kaiser freywillig übergeben, II. 41; Amatus aber, I. c. 26. der Kaiser habe die Stadt nicht erobern können; Widersprüche, welche eine Vereinigung dennoch zulassen. C. 27 des N's entspricht wieder c. 42 Leo's, nur ist N. hier etwas kürzer; c. 28 N's dem c. 43 L's, jedoch erzählt Amatus die von dem h. Benedictus bewirkte Heilung Kaiser Heinrichs auf eine von der Leo's etwas verschiedene Weise; c. 29 N's. entspricht wieder dem c. 41. Leo's. Die nächsten Capitel 30, 32, sind dem Amatus eigenthümlich und enthalten die Einsegnung der Neffen Melo's in die ihnen von dem Kaiser angewiesene Grafschaft Teano und die glücklichen Kriege der Normannen mit dem Longobarden Petrus, Ragners Sohn. C. 33 entspricht dann wieder dem c. 48. Leo's und c. 34, N's, dem c. 49 L's, jedoch ist es für die Critik Leo's merkwürdig, daß Amatus die Bedrückungen, welche das Kloster von Monte Casino von dem Fürsten Pandulf von Capua erfuhr, weitläufiger und mit stärkeren Farben berichtet, als jener (N. I. c. 34.); und während Leo umständlich die Flucht des rechtmäßigen Abt's von M. C., Theobald, nach Neapel erzählt, (II. c. 60.) weiß Amatus nur von dessen Entweichung von Capusita nach St. Liberato und berichtet in demselben Capitel (35) den Tod des Abt's, den Leo erst in c. 63 erzählt. Solcher geringer Abweichungen, welche sämmtlich und im Einzelnen aufzuzählen ermüdet, ist das

ganze Werk voll. Ganz eigenhümlich sind dem Amatus die Capitel 37 — 40 und dieses angenommen, wo er im Hauptsätzlichen mit L. c. 48. übereinstimmt, auch die noch übrigen des ersten Buches, welche zusammen die Erzählung von den weiteren Thaten Pandulfs und der Art und Weise enthalten, wie zuerst Sergius von Neapel, dann aber Pandulf den normännischen Grafen Ramulf durch Verschwägerung für sich gewannen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ic.

(Fortsetzung).

Weil jedoch gerade das Congest die Herzogs-Folge ohne die mindeste Unterbrechung von Theodo bis Theodilo II. (p. 21 — 23) giebt, und dieß mit des Hrn. F. System im Widerspruche steht; so hat sich derselbe bemüht, das Document als ein in dieser Beziehung unzuverlässiges darzustellen, und seinen bisher allgemein anerkannten hohen Werth als eine der vorzüglichsten Quellen der altbayerischen Geschichte zu schmälern.

Besser als dem Congestum ist es den brevibus notitiis bey Hrn. F. ergangen. „Ihre bestimmten Zeugnisse sprechen laut und entscheidend gegen die Zeitrechnung des Hansfig“ (F. p. 28). Dieß Document (brev. notit.) beruht in seinen Auszügen auf ächten und ursprünglichen Urkunden, die der Verfasser (hier ist nur Einer aufgeführt, aber gleich im nächsten Absätze derselben Seite werden es wenigstens 3 Personen) zur Zeit des Erzbischofs Arno lebend, einsehen und benutzen konnte. Was Hr. F. p. 28 über die verschiedenen Personen sagt, welche an diesem Documente gearbeitet haben sollen, setzt uns billig in Erstaunen. Ich darf die Leser zuversichtlich auf die oben genau nach dem Texte mitgetheilte Inhalts-Anzeige der brev. notit. verweisen, und ich fordere Kenner des Stils mittelalterlicher Schriften zum Urtheile auf, ob in diesem Documente von seinem Beginne (p. 30. bey Alcinavarn bis zum XIII. Capitel exclusive (p. 42). eine so bedeutende Veränderung in der Schreibart wahrzunehmen sey, daß

man aus ihr auf eine bestimmte Anzahl von Urfassern, und, noch mehr auf dieser verschiedenen Urfasser Talente schließen könne! — „Die ersten und wichtigsten vier Capitel,“ sagt Hr. F. p. 28, „sind unverkennbar von einem bedachtsamen, redlichen, fleißigen Manne, der sich einen festen Plan vom Ganzen entworfen, dies in Capitel getheilt, und sie mit geeigneten Titeln versehen hat. Wäre das Ganze von diesem nämlichen fortgeführt und vollendet, so hätten wir ohne Zweifel eine getreue Abschrift der Urkunde (?) Arno's. Aber schon vom 5ten bis zum 12 Capitel folgt die Arbeit eines sehr verwirrten und unbehülflichen Kopists.“ — — „Endlich vom XII. Capitel angefangen bearbeitete die Schenkungen der Edlen und Freyen ein besserer Kopf mit Aufmerksamkeit und Fleiß“ — Von einer solchen Durchdringung, solche Schriftsteller aus ihren Producten zu erkennen und darnach zu charakterisiren, habe ich, wie ich gestehen muß, keine rechte Vorstellung. Wie ich die Sache angesehen, ist aus dem früher Vorgetragenen klar. Unmöglich jedoch kann ich über den Charakter des Verf. der ersten 4 Capitel mit Hrn. F. einverstanden seyn; da dieser „bedachtsame, redliche, und fleißige Mann“ sich schon im II. Caput. p. 32 in fine, p. 33, bis: quia igitur perdifficile est etc. in eine Digression einläßt, die er, sich plötzlich besinnend, daß er von seinem Gegenstande (St. Ruperts Stiftungen und der Herzoge Geschenke) sich entferne, abbricht und unvollendet läßt. Den Faden nimmt er, oder, da H. F. für cap. VI. einen andern, und zwar einen Confusionarius als Verf. annimmt, dieser verwirrte Kopf wieder auf Cap. VI. pag. 35, 36, um die Cap. II. begonnene Erzählung zu Ende zu bringen. —

Theodo's Sohn, Theodebert, der vom sterbenden Vater das Herzogthum Bayern empfangen, und St. Ruperts Anstalten beschützt, ist kein vom Frankenkönig eingesetzt, sondern ein acht-agilolfingischer Herzog, von Regensburg bis an die Grenze Kärnthens unbeschränkt, gewaltig, sagt H. F. p. 30. und geht nun §. 5. zur Behauptung über, daß die 4 ersten Capitel der brev. notit. off nbar gegen das Hansfigische System zeugen. Es ist unstreitig eine der Blößen dieses Systems, daß es, trotz dem ausdrücklichen Zeugnisse der brev. notit. p. 31. cap. I. und der vita primigenia, den Rupert'schen Theodo nicht vom Heidenthume zum Christenthum, sondern bloß von der Irrlehre zum wahren Glauben bekehren läßt. Hansfig hätte hier unbedenklich, in Erwägung des Zustandes des Christenthums in Bayern zur Zeit als St. Rupert daselbst eintraf, den Herzog Theodo als einen Heiden annehmen dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

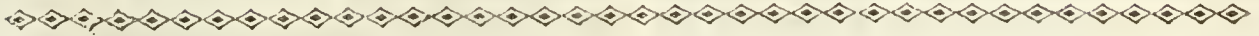
herausgegeben von Mitgliedern

31. October.

Nro. 216.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIII<sup>e</sup> siècle, cet.

(Fortsetzung).

Von dem Anfange des zweyten Buches der ystoire sind nur die vier ersten Capitel neu: der Tod des älteren Guaymar von Salerno, die Succession seines gleichnamigen Sohnes und wie dieser, über Pandulf wegen der Unbilde erzürnt, die dieselbe an der Tochter der Herzogin von Sorrente, Guaymars Nichte, verübt hatte, die Normannen gewinnt und den völligen Sturz Pandulfs vorbereitet. C. 5 u. 6. stimmen schon wieder, wenigstens theilweise, mit Leo's c. 65 überein; den ganzen großen Rest des zweyten Buches aber, wenige Capitel ausgenommen, von c. 8 — 10 und 14 — 35 drängte Leo in sein großes c. 67 des zweyten Buches; c. 11 — 13 beziehen sich auf Leo's c. 65; die von c. 35 — 40 folgenden Capitel Amat's scheint Leo umgangen zu haben, aber schon c. 40 A's entspricht wieder Leo's c. 69, und c. 41 u. 42 dessen 71. Capitel.

In diesem Buche entwickelt die ystoire durch Anlage und Inhalt wahrhaft dramatische Schönheiten, und, obwohl nicht immer aufs Genaueste ausgeschieden werden kann, was der Uebersetzer zur Ausschmückung des Werkes hinzugethan haben mag, so leuchtet doch genug hervor, was den Aus-

spruch rechtfertigt, Amatus habe nicht blos eine dürrere Chronik, sondern eine Geschichte geschrieben, die ihm aus voller Seele floss und zu deren Grundlagen er das höchste Gesetz über alles menschliche Treiben nahm, das Walten der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden, wie es sich im Sturze des Bösen, in dem Siege überlegener moralischer Kraft und in dem ohnmächtigen Bemühen, die beschlossene Ordnung (*Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή*) zu stören, offenbart. Die Schlachten der Normannen um den Besitz des eroberten Apuliens sind von ausnehmender Schönheit und erinnern unwillkürlich durch die Lebendigkeit der Darstellung an die schönsten Schlachten-Beschreibungen des Heldengedichts über den Kreuzzug gegen die Abingenser, obgleich gerade in dieser Beziehung, die manchmal wörtliche Uebereinstimmung der ystoire mit dem Texte Leo's die Vermuthung, es sey die poetische Haltung eine Zugabe des Uebersetzers, ferne hält und sie dem von dem Verf. behandelten, seinem Wesen nach poetischen Stoffe zu eigen macht. Aus dieser Poesie des Gegenstandes erklärt sich auch allein, warum Wilhelm der Apulier, dessen historisches Gedicht nebst Leo's Chronicon bisher die Hauptquelle der Geschichte der Eroberungen der Normannen in Unteritalien war, das aber nun mit diesem zugleich durch die viel wichtigeren und ausführlicheren Angaben der ystoire in den Hintergrund gestellt wird, mit solcher Leichtigkeit die Thaten der Normannen in Versen beschreiben und sich dennoch so genau an die Thatfachen zu halten vermochte.

In dem dritten Buche, das um 5 Capitel

mehr als das vorige (50 c.) enthält, findet zwar noch immer vielfacher Bezug auf Leo von Ostia statt; er hört aber auf ausschließlich Geleitmann zu seyn und an seine Stelle tritt nun Wilhelm von Apulien. Da der Inhalt dieses Buches, das die Kriege der Normannen mit den Päbsten und die ersten Eroberungen Robert Guiscard's in Calabrien beschreibt, mehrmals deutsche Verhältnisse berührt, so möchte eine genauere Analyse desselben nicht unzuweckentlich erscheinen.

Das erste Kapitel stimmt noch mit Leo II. c. 79, das zweyte mit L. c. 80, dann im Allgemeinen c. 7 — 11 mit L. III. c. 16, c. 12, mit II. c. 67 überein. Es ist bemerkenswerth, daß Amatus im Widerspruch mit Leo II. c. 81., aber in Uebereinstimmung mit Hermannus contractus, von der Excommunication Benevents durch P. Clemens II., jedoch auch überhaupt von den Verhältnissen dieser Stadt zu der Zeit des Zuges K. Heinrichs II. nach Apulien, nichts erwähnt, wodurch also wohl die Meynung Pagi's, der die Nachricht von jener Excommunication als falsch verwirft, bestätigt werden dürfte. Auch Amatus giebt an, P. Clemens sey delà de li mont gestorben, was die neuesten Forschungen besonders Ussermann's (Episc. Babenh. Suidegerus c. 31), als fälschlich darthun, und die Abtey des hl. Thomas de Apostela bey Pesaro als den Ort bezeichnen, wo P. Clemens am 9. October 1047 starb (et ala à Dieu. Amatus c. 14).

Wichtiger sind die Nachrichten A's, welche sich auf P. Leo IX. beziehen. Cestui Lion schreibt Amatus c. 15. estoit moult bel et estoit rouz et estoit de stature seignorable et estoit de letre bon maistre, c. 15. Bekanntlich zog dieser Pabst den Angaben Leo's zufolge viermal, in den Jahren 1049, 1050, 1051 und 1053 nach Apulien. Das erste Mal wallfahrtete er nur zu der Kirche des hl. Michael auf den Berg Garganus und befand sich be-

reits am Palmsonntage, 19. März, in Monte Casino, speiste daselbst mit den Mönchen, stieg aber an demselben Tage wieder den Berg herab, und, nachdem er Montags die Kirche des hl. Moriz bey der Insel Limata geweiht hatte, eilte er sogleich nach Rom, wo er noch zeitig genug zu der Feyer des grünen Donnerstags ankommen konnte, cf. Leo II. 81; welche Angabe Pagi (ad Baron. 1049 VIII.) ohne Grund in das Jahr 1050 setzen zu müssen glaubte. Von dieser Reise erzählt Amatus wohl nur deshalb nichts, weil der Pabst auf derselben noch in keine Berührung mit den Normannen kam.

Zwar erwähnt er bereits c. 15 eines Zuges P. Leo's nach Apulien (cestui Pape Lyon combati contre la symonie, et ala par les cités et o saintes prédications rémpli l'eclize de la foi de Christe; il fist li synode, c'est la congregation de Salerne, et trova que toutes li ordene de de l'église estoient toute occupée de la fausse symonie); aber diese Nachricht bezieht sich offenbar auf die zweyte Reise des Pabstes im J. 1050, wo dieser sich auf St. Peter und Paulstag in Monte Casino befand und von da über Capua nach Benevent ging, Leo Ost. II. 84. Daß der Pabst in diesem Jahre auch nach Sipont ging, und daselbst auf einer Synode 2 simonistische Bischöfe absetzte, lernen wir aus Wibert (Vita S. Leonis. II. c. 6.); daß er damals nach Benevent, Capua, Monte Casino und Monte Gargano kam, erzählt der Chronographus Sancti Benigni; daß er aber in diesem Jahre auch eine Synode zu Salerno hielt, lernte man erst aus Amatus kennen, der hiebey noch besonders hinzufügt, der Fürst dieser Stadt Guaymar habe dem Pabste viele kostbare Geschenke gemacht, et lui promist de soumettre soi à estre fidel à li commandement, Von ihm lernen wir auch im folgenden Capitel (15), daß der Pabst von Salerno nach Melfe (hier wohl Amalfi) ging:

„opponere contre li fait de li fortissime Normant et lor proia qu'il se deivissent partir de la

crudéité et laisser la moleste de li poure. Et lor mostra coma Dieu est parsécuté quant li poure sont parsécutez, et comment Dieu est content quant est bien fait à li poure; et lor comment que fidèlement doivent garder li prestre et les chozes de l'églyze. Et les conforta en faire bien et offerte à Dieu et quils soient continent et caste envers lor voisins et lor proxime; et en toute vertu les conforma. Et reprist lo defette des évesques et fai qu'il non soient taisant, més enseigna lor langue à presier. Et puiz s'en torna à Roine et puiz se remist à le vae pour corrigier les autres cités;"

— eine Erzählung, welche den von dem Chronogr. St. Benigni angegebenen Grund der Reise P. Leo's bekräftigt: *ut habitatores terrae illius si posset, aliquo modo relevaret ab oppressione* (Achers Spicil. P. II. p. 382). Erst jetzt erwähnt Amatus der Ereignisse von Benevent aber auf eine Weise, welche die Verwirrung eher steigert als hebt: *Et quant cil de Bonivent oïrent tant de perfection et de Sanctité en lo pape, chacèrent lo prince et sousmitrent soi à la fidelité soe, eaux et la cité. Et retorna lo pape en celle part et rechat grationusement ce qui lui estoit donné.* Da hiemit des Chronogr. des Klosters der hl. Sophia übereinstimmt: *Beneventum Papae Leoni conceditur, propter quod plurima dissidia comissa sunt* (ad a. 1050), Herm. contr. aber erzählt, Pabst Leo habe in diesem Jahre Benevent excommunicirt, und da Wibert gleichwohl von einem Aufenthalt desselben in dieser Stadt im J. 1050 weiß, so lassen sich so verschiedene Angaben wohl nur so vereinigen, daß man Wiberts Angabe als die früheste annimmt, die Hermanns als die zweete, und die des Chronisten von St. Sophia und Amat's als die im J. 1050 zuletzt erfolgte. Daß aber in Benevent damals Bewegungen vor sich gingen, welche die dem Anscheine nach einander so sehr widersprechenden Maßregeln des Pabstes rechtfertigten, geht auch aus andern Berichten hervor, auf die wir zurückgehen müssen, ehe wir mit der Erzählung Amat's fortzufahren im Stande sind.

Denn als der Pabst nun zum dritten Male (i. J. 1051) nach Apulien kam und seine Gesandten nach Benevent vorausgeschickt hatte, die völlige Ausöhnung der Stadt mit der Kirche zu Stande zu bringen, so thaten die Bürger diesen vielfache Unbill an, so, daß P. Leo sich von Capua, wohin er bereits gekommen war, nach Salerno und von da in das benachbarte Kloster la Cava begab, wo nun erst die Ausöhnung mit den Beneventanern auf ihre, und ihres Erzbischofes flehentliches Bitten zu Stande kam. (Chron. Cavense und Chron. S. Sofiae ad a. 1051); so, daß der Pabst, dessen Gesandte bereits am 16. Juny nach Benevent gekommen waren, erst nachdem Fürst Pandulf und dessen Sohn Landolf daraus vertrieben worden waren, am 13. August 1051 in die Stadt einzog. Dieß vorausgeschickt erklärt sich erst vollständig der Bericht Amat's, der nun fortfährt, c. 16: „Der Pabst berief nun den longobardischen Fürsten Guaymar und die Normannen nach Benevent, die ihm auch daselbst trenlich dienten. Und es bat der Pabst den Guaymar und Drago die Stadt zu vertheidigen und wies sie an, was sie anordnen sollten damit die von der Stadt weder bedrückt noch gekränkt würden. Drago versprach zu thun, was der Pabst ihm aufgetragen hatte und versprach, wenn er dafür Vergebung seiner Sünden erlangte, für die Vertheidigung der Stadt Benevent zu kämpfen.“ „Més que li Normant, fährt Amatus c. 17 fort, non se porent si delogier coment li autre gent restreindre. Puiz se parti Drogo de Salerne, et lo pape s'en ala avec lo prince Guaymère. Wohin? Wohl auch nach Salerno, weshalb es wohl heißen muß „parti Drogo a Salerno.“ „Die Normannen aber, (fährt die ystoire weiter fort), welche um Benevent sind, griffen die von Benevent an und das Gerücht kömmt zu den Ohren des Pabstes wie das Versprechen Drago's nichtig war.“

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Güns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Daraus aber gleich zu folgern (S. p. 30, n. 1.), weil Theodo ein Heide war, so ist er ein weit älterer und früherer Herzog in Bannern gewesen, als der Tetrarche Theodo (von 630 — 713 regierend), dieß scheint mir ein viel zu rascher, um nicht zu sagen, übereiltter Schluß zu seyn; denn Theodos Heidenthum giebt noch keinen Grund, daß man ihn um 120 Jahre früher ansehe. Kommt ja doch selbst im fränkischen Reiche das Dafenn von Heiden und Anhängern heidnischer Gebräuche noch kurz vor der Mitte des VIII. Jahrhunderts vor (Perz III. p. 18, 19 zum J. 745 post Christ.), und heidnische Herzoge, wie Radulf in Thüringen, Gunzo in Alamannien, regierten den Franken unterworfen oder, wenigstens zu ihrem Reiche zählende Völker mit Genehmigung von Königen, wie Elotar und Dagobert.

Ueber die drei Generationen, die aus H. J. p. 31 herausrechnet, ist schon oben das Nöthige in der Note 6 erinnert worden. Wie aber, nachdem man sich überzeugt, daß von drei langen Generationen hier unmöglich die Rede seyn könne, „der Bericht des II. Capitels (S. p. 31) augenscheinlich auf einen weit älteren Herzog Theodebert, den Wohlthäter der Kirche Salzburg zurückdeute,“ und „wie hieraus augenscheinlich bewiesen werden soll, daß die Copula im Congestum: Successor namque filius ejus Huibertus Dux, diesen Herzog irrig und mit Unrecht zum Sohne eines weit früheren Theodebert mache, und endlich wie somit die Zeitrechnung des Hansß gänzlich falsch und nichtig sey,“ bedarf, da die Prämissen als falsch erwiesen wurden, auf denen sich diese Folgerungen stützen, keiner weitern Widerlegung.

Das V. Capitel, welches nach H. J. p. 31 eine auffallende Veränderung in dem seßten (?) und sichern Gange der Erzählung, in Sprache und Styl fund giebt, möchte ich wohl gegen die Anschuldigungen des H. J. (p. 31: „Unsinn und Verwirrung ist an die Stelle getreten“) in Schutz nehmen. Ende des IV. Capitels wird vom Herzoge Huibert eine bona silva an Salzburg geschenkt. Was ist nun natürlicher, als auf das Jagdrecht und die Beschreibung dieses Reviers, welches Salzburg durch die Schenkung zuständig geworden, überzugehen, eine Beschreibung, bei man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie der Schenkungs-Urkunde

Huiberts wörtlich entnommen ist, weshalb hier der Styl, der Natur des zu beschreibenden Gegenstandes angemessen, in etwas vom Kurz vorhergehenden des Cap. IV. und der darauf folgenden Schenkung Madalhelms — welcher übrigens gleichfalls einen Theil seiner Jagd an das Stift vergabte, — verschieden erscheint. Sogleich kehrt der Sammler wieder zum Herzog Huibert zurück, und geht der Reihe nach auf Stilo, und seinen unglücklichen Kampf mit den Frankenfürsten über. Hier herrscht also im ganzen Cap. V. mit Bezug auf das Ende des Cap. IV. weder Unsinn noch Verwirrung.

H. J., der p. 55 mit Rücksicht auf den langen Zeitraum von 3 Generationen die Behauptung hinstellt, daß nach einem so langen Zeitraum unmöglich noch natürliche Schüler des h. Ruperts vorhanden seyn können, ruft mit großer Selbstzufriedenheit aus: „Man braucht nur consequent zu denken und zu bleiben, um das Unsinnige und Falsche der Hansßischen Zeitrechnung klar einzusehen.“ !! — Den Punkt indeß mit Chunialdus und Rissilarius, dann mit Isinhardus vir nobilis et filiolus Presbyteri senis Chunialdi, hätte H. J. p. 53, 54 eben so wenig wie jenen Madelhoch Presbyter filius Madelgor; Cancellarii Theodonis Ducis (brev. not. p<sup>t</sup> 36) berühren sollen; denn hier reicht er hinsichtlich Isinhard's nicht wohl mit einem: „wahrscheinlich ein Abkömmling eines weit ältern Isinhard's, den der selige Chuniald befehlet und getauft hatte“ aus. Den Sohn des Kanzlers Theodo betreffend, wird Jeder vom H. J. erwarten, daß er diesen Madalgor zum Kanzler seines später lebenden Tetrarchen Theodo mache. Wegen Chuniald und Bislar, des h. Ruperts 2 Kapellane, verweise ich der Kürze halber auf die AA. SS. T. VI. septiemb. 24. p. 708 seq. p. 711, 712, Nr. 20, 25. und p. 715.

Die S. 55 vom H. J. gleichsam als Consequenzen aus dem Vorhergegangenen gezogenen Sätze Nr. 1 und 2. sind bereits oben widerlegt worden. No. 3. wird angeführt, was denn eigentlich die Verfasser der beiden Salzburgischen Documente in Verwirrung gebracht habe, nämlich: „die lange Unterbrechung (p. 55) der Schenkungen von dem Tode jener Zeitgenossen des h. Ruperts, Theodo und Theodebert bis auf den Herzog Huibert (wir haben keine Unterbrechung wahrnehmen können!); besonders aber die Namensgleichheit jener weit ältern und der weit spätern Herzoge Theodo und Theodebert“ hat diese Verwirrung leicht erzeugt. Aber die Verfasser hatten ja ihre „ächten und ursprünglichen Urkunden und Quellen vor sich“ (S. p. 28), aus denen sie so Namen, wie Schenkung schöpften, und konnten demungeachtet irre werden, wahrlich, das nenne ich Unbehilflichkeit (p. 31) der Verfasser! —

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. November.

Nro. 217.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIII<sup>e</sup> siècle, cet.

(Fortsetzung.)

„Der Pabst seufzte und war betrübt über das Unheil (damags) und sprach: ich werde Wege finden, wie die Stadt vertheidigt, und der Uebermuth der Normannen gebrochen werden kann. Guaymère vertheidigte Drago und schwor mit einem furchtbaren Eide und entschuldigte ihn, daß diese Dinge nicht mit dem Willen des Grafen Drago geschehen waren (quar moult estoit prodome). An Drago wurden Boten geschickt, um ihn den Schaden (molesto) wissen zu machen, der denen von Benevent angerichtet worden war. Aber ehe der Bote ihn traf, traf diesen die Nachricht, daß Drago erschlagen worden sey, 10. August, vgl. c. 22. Der Bote kehrte darauf zurück, und sagte es dem Pabste und dem Fürsten. Der Pabst weinte und noch mehr weinte Guaymère, als sie die Kunde von dem Tode Drago's vernahmen, denn er (wahrscheinlich Guaymère) hatte unheilbare Wunden empfangen. Denn er (Guaymère) fürchtete, es möchte der Tod Drogo's für ihn verderblich (péstilence) seyn und er sah, daß für ihn Minderung an Gunst und Ehre daraus entspringen möchte. Am Himmelfahrtstage der hl. Jungfrau (15. Aug). las der fromme Pabst Messe und bat Gott für die Sünden,

welche Drago begangen hatte, und sprach ihn durch sein apostolisches Ansehen von allen seinen Sünden los. Und nachdem er die Messe gelesen hatte, kehrte er nach Benevent zurück und blieb dort eine gute Weile. Und Gott, um zu zeigen, von welchem Verdienste und von welcher Seligkeit der heilige Pabst sey, zeigte viele Wunder durch seine Heiligkeit und gutes Leben (c. 13 — 20). Nun folgt c. 21. die Erzählung von dem zerbrochenen Becher des hl. Remigius, welche Bruno (Episc. Signiensis in vita St. Leonis P. IX.) aus dem Munde Pabst Gregors VII. und Wibert nach dem Zeugnisse des anwesenden Erzbischofes von Besançon auf eine mit Amatus fast vollkommen übereinstimmende Weise berichten; c. 22. enthält die näheren Umstände der Ermordung Drago's, die aus der historia sicula Muratori's hinlänglich bekannt sind; c. 25. kömmt Amatus wieder auf P. Leo zurück. „Und Pabst Leo, nachdem er von Benevent fortgegangen war, wünschte die Zerstreung und Vernichtung der Normannen und verlangte Hülfe vom Kaiser Friedrich (Heinrich III; Amatus oder der Uebersetzer verwechseln den päpstlichen Kanzler Friedrich mit dem Kaiser) und von dem König von Frankreich und von dem Herzog von Marcellle (? del duc de Marcelle) und von allen Seiten verlangte er Hülfe. Und er versprach ihnen Ablass ihrer Sünden zu geben und ihnen große Geschenke zu geben um daß sie dafür das Land von der Bosheit der Normannen befreien sollten. Und keiner von ihnen, die einen, weil sie die Macht der Normannen fürchteten, die andern wegen der Freundschaft, die sie mit ihnen hatten, wieder andere, weil

sie nicht gebeten worden waren, erfüllte den Befehl des Papstes. Und der Kanzler Friedrich (des Kaisers — Erzbischof von Gischter, nachher P. Victor II. Vrgl. darüber Leo Ost. II. c. 84) bedachte nur die Bosheit der Normannen, nicht aber auch die Schlechtigkeit der übrigen, welche in diesem Theile wohnten, und sagte: Wenn ich hundert weibliche (effeminat) Ritter hätte, so würde ich mit allen Rittern der Normandie kämpfen. Und hierauf liefen sie zu den Waffen und versammelten sich von Gaeta, Balbine und der Mark; hiezu gesellten sich Leute aus dem Kaiserlande und von andern Grafschaften und wie zahme Schaaf wurden sie geschickt gegen den starken Wolf. Der Bote des Fürsten von Salerno kam zu dem Papste und sagte ihm, daß der Fürst von Salerno nicht beystimmen wolle, zur Vernichtung der Normannen; denn er hatte große Zeit darauf verwendet, sie zu versammeln und er hatte sie um vieles Gold erkaufte (rachatez) und hielt sie wie einen kostbaren Schatz. Und er ließ denjenigen sagen, die gegen die Normannen kamen: ihr werdet finden, was ihr sucht. O Schmach (o triste)! ihr werdet Fleisch seyn für die verzehrenden Löwen; wenn sie euch berühren werden, so werdet ihr spüren, welche Kraft und welche Stärke in ihnen ist: geht und erprobt die Schwachheit (folie) der Normannen und ihr werdet sehen, daß an euch das Wort erfüllt werden wird, das der Prophet David sprach: Einer wird Tausend verfolgen und zwey werden zehn Tausende in die Flucht jagen. Und als das Volk dies hörte, wurde es sehr bestürzt und die Ritter verloren das Herz (remainrent sans cuer) und begannen in ihre Heimath zu kehren. Und die Schaar (compaignie) der so starken und tapfern Normannen versammelte sich; aber der Papst wurde von seinem Volke verlassen und wandte sich nach Neapel. Und in dieser Zeit war in ganz Italien Bewegung“ c. 23 — 26. Auf diese Weise gewinnen wir die früher unbekannte Thatsache von einem

bereits i. J. 1051 mißlungenen Zuge des Papstes gegen die Normannen. Es ist jedoch merkwürdig, daß Amatus weder der Aufreizungen des Papstes durch die Apulier (Gaufr. Malaterra I. c. 14. Guill. Apul. II. p. 259. S. R. J. V.), noch des Complottes derselben, alle Normannen in Apulien zu ermorden (Malaterra I. c. 15), noch der Witten des griechischen Heerführers Argirou's, der Papst möchte Italien von den Normannen befreien, gedenkt, da es doch aller Wahrscheinlichkeit nach damals auf eine gemeinsame Schilderhebung gegen diese lästigen Aufwümlinge wenigstens von Seiten der Griechen und Apulier abgesehen war, wie dieß unter Anderm aus den Kriegen der Griechen mit den Normannen im folgenden Jahre erhellt. (Vrgl. chron. Northmannicum ad a. 1052 ap. Mur. S. R. I. V. p. 278 IV.).

Amatus beschreibt hierauf den Tod des Fürsten Guaymar von Salerno, welchen er durch Prodigien angedeutet sieht, die Bestrafung der Uebelthäter und die Einsetzung des jungen Gisolf's, Guaymar's Sohnes, durch die vereinten Bemühungen seines Oheims, Guido, und der Normannen, c. 27 — 33, Leo Ost. II. 85. „Als nun der Papst sah, daß der Fürst Guaymar gestorben war, welcher den Normannen beystand (estoit en l'ayde), so bereitete er sich, die Normannen zu vernichten; er versammelte mehr Leute als er früher hatte, und hatte 300 Deutsche bey sich und begann gegen die Normannen zu ziehen (i. J. 1053.) Als man nun durch öffentlichen Ruf erfuhr, daß der Papst kam, so war man sehr erfreut (in Apulien). Aber Johann Bischof von Salerno, (einer der ausgezeichnetsten Prälaten seiner Zeit, welchen P. Leo von dem Bisthum Pästum zu dem Erzbisthum von Salerno befördert hatte, vrgl. Mansi coll. concil. XIX. p. 673.) hatte nicht geringen Kummer wegen der Bissen, die ihm erschienen. Denn von den Schmerzen seiner gewöhnlichen Krankheit gepeinigt, ließ er sich hintragen, wo der Körper des hl. Apostels Matthäus



liegt, und schlief daseibst unter seinen Schmerzen ein. Nun erschien ihm der hl. Apostel Matthäus und sagte ihm, was kommen müsse. Und sagte ihm: Ich verspreche Dir, daß Du von Deiner Krankheit genesen wirst. Aber ich verkünde Dir, daß Dein Tod nicht mehr sehr fern ist. Der Pabst kommt mit seinen Rittern, um die Normannen zu verjagen, aber die Seinigen werden geschlagen, zerstreut, gefangen und getödtet werden. Und nach diesem wird er selbst nach Rom zurückgehen und dort sterben. Und er wird seinen Zug nur wenig überleben; denn es ist vor dem Angesichte Gottes beschlossen, daß wer gegen die Normannen aufstehen wird, um sie zu vertreiben, wird entweder bald sterben, oder große Trübsal haben. Denn dieses Land ist von Gott den Normannen gegeben; denn wegen der Verkehrtheit derjenigen, welche es inne hatten und wegen des Bundes (parenteze), den er mit ihnen gemacht hat, hat der gerechte Wille Gottes das Land ihnen zugewendet; denn das Gesetz Gottes und das Gesetz des Kaisers befehlen, daß der Sohn in dem Erbe seines Vaters nachfolge. Der Bischof erwachte hierauf gesund und wohl, und wie die Vision war, so geschah es auch. Der Pabst wurde von dieser Ritterschaft begleitet, und ehe er nach la Cité (Civitella) kam, versammelte er die Edelleute, und machte den Robert, genannt Detomarsket zum Gonfalonier von la Cité und des Heeres. Und dann kamen sie nach la Cité das ist ein Schloß, welches genannt ist la Cité! Denn hieher kamen ihnen die Normannen entgegen. Und der Pabst und die Ritter hofften durch die Menge ihres Volkes zu siegen. Und als die Normannen gekommen waren, sandten sie Botschaft an den Pabst und verlangten Friede und Eintracht und versprachen jedes Jahr der hl. Kirche Zins und Tribut zu entrichten, und sie wollten die Länder, die sie mit den Waffen erobert hatten, aus der Hand des Stellvertreters der Kirche empfangen. Und sie zeigten die Fahne, mit welcher sie von der Hand des Kaisers mit dem Lande belehnt worden

und wie es ihnen bestätigt worden sey. Der Pabst sprach nicht (nach Guill. Apul. drangen die Deutschen mit Ungestüm auf ein Treffen: *Papa licet tumidis varia ratione renitens Non animos gentis potuit sedare superbae etc.*); sondern es sprach der Kanzler und bedrohte sie mit dem Tode und schlug ihnen vor, (aus Italien) zu entweichen; und das Eine und das Andere ist den Normannen sehr beschwerlich, und noch sprach (der Kanzler) den Boten mit Drohungen (*par manache*) und that ihnen Schimpf an. Die Gesandten der Normannen entfernten sich und brachten ihre Botschaft zurück, welche ihnen sehr mißfiel. Der Mangel an Lebensmittel bedrängte die Normannen und nach dem Beispiele der Apostel nahmen sie die Kornähren und drückten sie mit den Händen und so assen sie das Korn und durch den Hunger bestürmt, verlangten sie, entweder fortzuziehen oder sich zu schlagen. Und der Pabst mit den Bischöfen stieg auf die Mauer von la Cité und betrachtete die Menge seiner Ritter, um sie von ihren Sünden zu absolviren und erließ ihnen die Buße, welche sie für ihre Sünden thun mußten. Raynolf und Rayner wurden als Fürsten dieses Theiles erwählt, die die Fahne in die Höhe hoben und mit einer großen Menge Menschen vorangingen; aber nur ein geringer Haufe Deutscher folgte ihnen. Und die Normannen machten 3 Schaaren, von denen die eine befehligt und geführt ist von der Hand des Grafen Umfroy, die andere vom Grafen Ricchart, die dritte von Robert Biscart. Und die Deutschen legen sich den Schild an den Arm und ziehen das Schwert, und die Normannen, kühn wie die Löwen nehmen die Lanze. Und der Graf Ricchart läßt (*despart*) die Deutschen und eilt an ihnen vorbei (gegen die Italiener) und der Graf Umfred rückt von der andern Seite vor und Robert Biscart dringt ein, und die Deutschen schauen hinter sich, um ihre Hülfsstruppen zu sehen, aber kein Longobarde kam nach ihnen, denn alle waren geflohen. Diese Deutschen, welche sich

dasselbst befanden, wurden alle getödtet, keiner entrannt bis auf Einen, welchem die Normannen aus Mitleid das Leben schenkten, und sie verfolgten die Fliehenden und ergriffen und tödteten sie. Das Gepäck des Papstes und all der Seinigen und die Kostbarkeiten seiner Kapelle wurden von denen in Cité geraubt. (Dies und noch viel größere Unbilden von Seite der Einwohner von Civitella bezeugt auch eine Lebensbeschreibung P. Leos bey Borgia memorie storiche della città di Benevento. T. II. p. 322) c. 34 — 38. Das Uebrige, was P. Leo IX. betrifft, ist zu bekannt, als daß es hier nochmal erwähnt werden sollte. „Der Erzbischof von Salerno, sagt Amatus noch hinzu, c. 29., der die Vision gesehen hatte, war im 5. Monate (Sept. 6. Id.) todt.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung.)

Der §. 7. p. 36 — 38 stößt das Mabillon-Hanzfische Herzogs-Verzeichniß um, und macht uns p. 36 i. l., p. 37 mit der oben schon berührten Unterscheidung zwischen einem fränkischen, wie in Südbayern regierenden, von den Franken-Königen eingesehten Seitenstamm der Agilolfinger, und zwischen ächtbavereischen Agilolfingern, den wahren und erblichen Baver-Herzogen, deren Sitz zu Regensburg ist, bekannt. Es ist hier nicht der Ort, auf eine so wichtige Untersuchung, wie die Abstammung der Agilolfinger ist, gebührend einzugehen; wir wollen nur, wenn von austrasischen Agilolfingern geredet wird, einfach dagegen bemerken, daß solche nicht im südlichen Bayern, an der Grenze der Longobarden und Slawen, sondern zwischen der Buchonia und dem Rheine gesucht werden müssen, wie Chrodoald bey Fredegar (cap. 52. p. 630, ed. Raimart.) und sein Sohn Farus (ibid. cap. 87, p. 656). Von Garibald I. — und dieß gilt auch von den übrigen aus Gregor. Turon. und Paul Diac. bekannten Baver-Herzogen — ist es nun wohl eine bey den meisten Forschern bayerischer Geschichten ausgemachte Sache, daß dieser Herzog, obwohl im fränkischen Dienst, dennoch der Abstammung nach

ein Bajuvarier gewesen, wie, in ähnlichen Verhältnissen die Alamannen-Herzoge Eufelin und Leuthar, Leutfrid und Uncilin, und Leuthar II. am fränkischen Hofe Würden bekleideten, ohne daß man deshalb nöthig hätte, diese Herzoge ihrer alamannischen Abstammung zu berauben, und sie zu Franken zu machen. Wie laufen aber nicht geringe Gefahr, durch diese neue Unterscheidung, eigentlicher Spaltung des agilolfingischen Stammes in zwey Aeste, in einen austrasisch-fränkischen und in einen ächtbavereischen, in einen von den Franken beherrschten Regentenzweig des südlichen Bayerns, und wieder in einen andern der zu Regensburg als vom ächten Baverstamm seinen Herzogstuhl aufgeschlagen (p. 37), auch das Volk der Bajuvarier unter Herrschern von so verschiedener Abstammung getrennt und gespalten zu sehen, der eine Theil bajuvarischer Bevölkerung im Süden, unter den fränkisch-austrasischen Herzogen und fränkischer Oberleitung; der andere Theil nördlich der Gebirge zur Donau unter Regenten aus des Volkes Mitte, und, wie H. F. p. 39 nicht unendlich zu verstehen giebt, unabhängig von den Franken und von fränkischen Einflüssen, also auch heidnisch. Wir dürfen indessen, bis weitere Beweise für die Existenz eines solchen, nach Regenten-Familie und nach Stämmen gespaltenen und zerrissenen Volkes uns zukommen, an der Richtigkeit dieser aufgestellten Behauptungen vorläufig noch zweifeln.

Auch mit diesem zweiten Salzburger Documente (brev. notit.) ist Hr. F. auf eine Weise verfahren, die kein Unbefangener billigen wird. Insbesondere hat er den ersten vier Capiteln der brev. notit. einen außerordentlichen hohen Werth beigelegt, der, weit entfernt, dem Wesen der Quelle entnommen zu seyn, lediglich wieder aus seiner befangenen Ansicht im Punkte der früheren Ankunft des h. Ruperts in Bayern zu erklären ist.

## 2. Arnold von Vohburg.

Seite 33, §. 8. verwirft H. F. eine dritte für die agilolfingische Herzogsreihe sehr wichtige Quelle als „schlecht und unbrauchbar,“ die doch, wie ich erweisen werde, eben so gut aus Urkunden geflossen ist, wie die Salzburger Documente, nämlich: die Stelle in Arnolds von Vohburg Werk De miraculis St. Emmerammi L. I. cap. I. p. 495, 496, no. 1 und 2. (AA. SS. T. VI. Sept. 22.). Im Verzeichnisse der Baver-Herzoge steht oben an Dioto, dem keine Söhne im Herzogthume folgten (es ist derselbe, unter welchem S. Emmeram gelitten). Ein anderer Theodo, unter dem S. Rupert mit andern Dienern Gottes nach Juavonium kam und daselbst starb.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. November.

Nro. 218.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIII<sup>e</sup> siècle, cet.

(Fortsetzung.)

Im 40. Capitel kommt Amatus auf die Unzilden der Regierung des Fürsten Gisolf von Salerno zu sprechen, durch welche sich dieser die normannischen Grafen entfremdete, aber schon c. 44. kehrt er zu den Verhältnissen mit den Päpsten zurück. Hier aber entspricht c. 44. dem c. 87. Leo's, c. 45. dem 89 und 91. c. Leo's. Bey der bekanntesten Erzählung von der Wegführung des Schazes von Monte Casino auf Geheiß P. Stefans IX. weicht Amatus von der Angabe Leo's ab, der diesem die Absicht zuschrieb, c. 99., seinem Bruder Gottfried statt Heinrich IV. damit die Kaiserkrone zu verschaffen gewollt zu haben: Amatus sieht darin nur eine Demonstration gegen die Normannen, c. 47: cestui si esmouvoit toute la gent qu'il pooit avoir et faisoit son pooir de destruire li Normant, puiz qu'il fu pape o toute la mort soe pensa de les detruire. Més pourceque la mort lui estoit voisine non pot complir sa volonté. Auch das letzte Capitel, welches die Wahl Desiders zum Abte von M. Casino erzählt, enthält eigenthümliche Angaben, welche bey Leo III. 9, vergeblich gesucht werden.

Waren Leo von Ostia und Gaufridus Malaterra schon im dritten Buche nur schwache Geleits-

männer, so verlassen sie uns in dem vierten bey nahe vollständig. Auch die Ereignisse dieses Buches hat Leo in ein, noch viel kürzeres Capitel zusammengedrängt, und was bey Amatus den eigentlichen Inhalt bildet, die Unthaten Gisulfs von Salerno, sein hinterlistiges eidbrüchiges Benehmen gegen die Normannen, wie gegen seine eigenen Unterthanen, sein Geiz und seine Habsucht, die Verdrückungen von Geistlichen und Layen und seine übrigen Gräueltthaten, die Amatus nicht auszusprechen wagt, „damit die Lust dadurch nicht besleckt würde,“ und die zusammen endlich seinen Sturz herbeiführten, hat weder der Eine noch der Andere der oben erwähnten Chronisten aufgezeichnet; auch Wilhelm von Apulien nicht, welcher die Begebenheiten in Unteritalien weitläufiger und genauer mittheilt als Leo von Ostia und Gaufridus Malaterra. So können wir zwar wieder einzelne Capitel erwähnen, welche wie 8, 11, 13, 28, mit Leo III. 16, oder wie A's. 5. mit Malat. I. 17; A'e. 18 mit Malat. I. 30 &c. übereinstimmen und zwar wie Leo II. c. c. manchmal bis auf den Wortlaut, aber immer giebt Amatus auch noch einige neue Daten und ergänzt damit die oft nicht unbeträchtlichen Lücken, welche sich bey beyden Schriftstellern finden.

In den 28 Capiteln des fünften Buches erzählt Amatus bekanntere Ereignisse, daher finden auch wieder häufigere Beziehungen besonders auf Malaterra statt. So A's. 8 zu Malat. 3. 4. 6; A's. 13. zu M. 8.; A's. 15, 16, 17, 18 zu M. 10; A's. 19 zu M. 12. 13; A's. 21, 25, zu M. 14. 15; A's. 22 zu M. 16; A's. 23 zu M. 26.

N<sup>o</sup>. 12 — 16 zu Leo III. 16. Jedoch ist hier wieder zu bemerken, daß die Angaben Amatus immer reichhaltiger sind, als die der übrigen beyden; ferner daß Amatus sonderbarer Weise von dem Streite Herzog Roberts mit seinem Bruder, dem Grafen Roger, nichts erwähnt und somit c. 26. eine Lücke in der Erzählung läßt, welche Malaterra mit mehr als 20 Capiteln ausfüllt. Möglich, daß diese, weil sie sich in der *chronique de Robert Viscont* (der *historia sicula Vaticana*) nicht findet, erst durch den Uebersetzer entstanden ist. Das sechste Buch enthält in seinen ersten Capiteln die Streitigkeiten des Grafen Richard mit Wilhelm Mostarola und den Grafen von Aquin, welchen Leo III. das 25. Capitel gewidmet hat, in das er Alles hineindrängte, was Amatus in 12 Capiteln erzählt. Von da wendet sich Amatus sodann zu den Begebenheiten des Feldzuges in Sicilien im Jahre 1071, c. 13. vergl. Leo III. 16, 45; auch Malaterra, der die Verhältnisse von Apulien übergeht, tritt hier theilweise wieder als Geleitsmann ein, so N. c. 18, Mal. II. c. 45. III. 1. Was jedoch den Ausgang des Streites um Aquino betrifft, der die Herrschaft der Normannen zu erschüttern drohte, so giebt keiner von beyden so genaues Detail als Amatus allein, der diesen noch die sechs letzten Capitel des fünften Buches widmete und theilweise auch noch in dem siebenten Buche davon handelt. Wir begnügen uns, künftige Leser darauf aufmerksam zu machen.

Da aber von den oben erwähnten Geschichtschreibern auch das erste Zusammentreffen Robert Guiscard's mit P. Gregor VII. nur lückenhaft und unvollständig erzählt wird, so dürfte dieses als eine Sache von größerer Wichtigkeit, auch eine ausführlichere Mittheilung erfordern.

„Als Herzog Robert in Bari krank darniederlag, so daß man an seinem Aufkommen verzweifelte, ja sogar nach Rom bereits die Nachricht gekommen war, der Herzog habe das Zeitliche geseg-

net, so sandte P. Gregor VII., welcher in diesen Tagen auf den Stuhl des hl. Petrus erhoben worden war, einen Boten an die Herzogin, welche er schon für verwittwet hielt. „Unheilbarer Schmerz, so lautete die Botschaft (c. 8.), hat die heilige Kirche von Rom befallen über den Tod ihres theuersten Sohnes, des Herzogs Robert. Die Cardinäle sammt und sonders und der ganze Senat sind über diesen Todesfall höchst betrübt und erblicken darin ihren eigenen Untergang und das Dahinschwinden jeder Friedenshoffnung. Damit Du aber (*la toe nobilité*) das Wohlwollen des Pabstes und von welcher Liebe und Zuneigung er gegen deinen Gemahl erfüllt war, erkennest, so bringe deinen Sohn hieher, damit er nach der Anordnung der Kirche aus ihrer Hand alle die Güter erhalte, welche sein Vater von unserem Vorgänger (zu Lehen) empfangen hat.“ Als der Herzog, schon wieder ganz hergestellt, diese Botschaft empfing, dankte er dem Pabste für seine freundlichen Gesinnungen und versprach ihm, treu zu dienen. Nachdem aber der Pabst erfahren hatte c. 9., Robert sey noch am Leben, so ließ er ihm seine Freude darüber bezengen und ihn nach St. Germano zu einer Zusammenkunft entbieten. Der Herzog versammelte deshalb seine Ritter; als er aber mit ihnen nach Ripalla gekommen war, kam der Abt Desiderius von Monte Casino zu ihm, und lud ihn im Namen des Pabstes ein, nach Benevent zu kommen, wohin sich der Pabst bereits begeben hatte (cf. Leo Ost. III. 36, welcher aber auch nicht mehr erzählt, als daß P. Gregor 1073 mit Abt Desiderius nach Benevent kam und von da nach Rom zurückgieng). Herzog Robert begleitete den Abt zu dieser Stadt, vor deren Thoren er sein Quartier aufschlug. Der Pabst aber wohnte in dem großen Palaste in der Stadt. Als dieser nun den Herzog auffordern ließ, zu ihm in die Stadt zu kommen, so weigerte sich deß Robert, die Streitsucht und den Haß der Einwohner gegen ihn zum Vorwande nehmend, und als er von die-

fer Meynung nicht abzubringen war, gieng der Pabst über ihn erzürnt aus Benevent fort und begab sich nach Capua, wo Roberts Gegner, Fürst Richart, wohnte (pour donner favor à lo prince Richart).

Der Herzog beschloß hierauf, dem Pabste zum Troge (pour despit) den Fürsten mit Krieg zu überziehen c. 10., und verband sich nicht nur zu Venafro mit den Söhnen Burells, welche dem Fürsten die Treue aufgesagt hatten, (liquel se estoient partat de la fidelité de li prince), sondern machte auch einen von diesen zu seinem Feldhauptmanne und nahm und verbrannte nun dem Fürsten mehrere Schlösser und Städte; ja er drang sogar bis nach Aquino, und bewirkte, daß die Gräfen sich partyeten und zwey von ihnen den Fürsten von Capua verließen c. 11. Unterdessen hatte aber dieser einen Bund mit dem Pabste geschlossen und beyde bestrebeten sich nun, den kriegerischen Herzog von Land und Leuten zu bringen c. 12. Pabst Gregor ging nach Rom zurück und da er daselbst keine Mittel fand, seinen Plan auszuführen, ließ er die Markgräfin Beatrix und ihre Tochter, die Gräfin Mathildis deßhalb um eine Zusammenkunft bitten. Diese wurde gehalten, und die Gräfinen versprachen hiebey dem Pabste eine Hülfsmannschaft von 30000 Rittern, und darunter 500 Deutsche. Auf dieß erwiederte der Pabst: „Sind wir des Schutzes Gottes und seiner Apostel sicher, so können wir die Normannen mit 20000 Rittern angreifen, und besiegen, da auch Graf Richard mit den Seinigen für uns ist.“ Die Gräfinen aber entgegneten dem Pabste: „wenn unsere Truppen vor den Feinden fliehen würden, so wäre dieß große Schmach für uns. Denn dann würden die Leute sagen, die Frauen suchen Dinge, die sie nichts angehen; es ist ihnen recht geschehen, daß sie beschämt worden sind, denn sie wollten es machen, wie die Fürsten es treiben. Damit wir also den Sieg über die Normannen davontragen, möge uns Ew. Heiligkeit so viele Leute mitbringen lassen, daß wir die Ehre des Sieges haben

und die Besitzungen des Fürsten der Apostel aus den Händen der Feinde befreien.“ Auf dieß widersprach ihnen der Pabst nicht weiter und überließ die Ausführung der Sache ihrer Meynung und ihrer Verfügung. Nachdem sie hierauf noch eine eifrige Berathung gepflogen hatten, beriefen sie auch noch den Fürsten Gisulf von Salerno und ermahnten ihn, ebenfalls Truppen zu besolden und Geld zur Bezahlung der Ritter zu bringen. Gisulf ließ sich auch nicht zweymal mahnen, da er voll Begierde war, den Herzog zu Grunde zu richten, obwohl dieser der Mann seiner Schwester war. Anstatt aber Geld zu bringen, brachte er nur schlechte Stoffe u. dgl. so daß die Römer ihn für einen Narren hielten. Hierauf bestimmte der Pabst Monte Cymino zum Vereinigungsplatze mit Gisulf, der mit einer guten Anzahl von Rittern dahin kam. Als ihn aber die pisanischen Ritter im Gefolge des Pabstes daselbst gewahrten, welchen er früher Waaren abgenommen und ihre Pilger theils ertränken, theils in Fesseln hatte werfen lassen, so schrieken sie, es sterbe Gisulf und jeder, der ihm helfen will, so daß der Pabst für ihn in Furcht gerieth und ihn in der Nacht heimlich nach Rom schickte. Die Berathung aber über den Zug gegen die Normannen wurde so vereitelt. Unterdessen (c. 14.) hatte der Pabst einen Legaten nach Benevent geschickt, der den Weg der Güte versuchen und Robert auffordern sollte, dem Pabste auf seine Klagen genug zu thun. Demüthig antwortete nun Robert, er sey sich nicht bewußt, weder gegen den Befehl des Apostelfürsten, noch gegen den seines Herrn, des Pabstes gehandelt zu haben; auch wolle er nicht zögern, auf des Pabstes Geheiß zu erscheinen, nur möge er ihm den Tag bestimmen. Zu gleicher Zeit gingen die pisanischen Ritter, welche im Heere des Pabstes waren, Gisulfs wegen, nach Hause, und der Herzog, welcher von den Rüstungen Kenntniß erhalten hatte, kam jetzt wirklich an dem ihm vom Legaten bestimmten Tage mit Fran und Kindern und einem stattlichen

Gefolge nach Benevent und wartete daselbst drey Tage auf den Pabst und, als er dann von dessen Herannahung hörte, zog er ihm aufs demüthigste entgegen.“ Den weitem Ausgang dieser Angelegenheiten meldet Arnatus nicht; es ist aber aus andern Quellen bekannt, daß er in der Unterwerfung Roberts unter Pabst Gregor bestand (Vgl. Fiorentini memorie di Matilda p. 201).

Nach der übrige Theil des siebenten Buches, die Bemühungen des Abt Desiderius, Friede zwischen dem Herzoge und dem Fürsten von Capua zu vermitteln, die Kriege Roberts mit Balalade (cf. Malat. III. 5.), seine Unterhandlungen mit den ost- und weströmischen Kaisern zc. betreffend, verdienten eine ausführlichere Mittheilung, würde diese nicht die Grenzen einer Anzeige zu sehr übersteigen.

(Schluß folgt.)



Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, zc.

(Fortsetzung.)

Dieser Theodo hatte zu Nachfolgern seine Söhne Diotpert und Grimald: auf welche Huibert folgte, derselbe Huibert, der dem h. Georg und S. Emmeramm die curtis Pirchinuach (Virkenwang ten Nor) schenkte, wie die Urkunden besagen. Unter Hulbert fand des h. Bonifacius Ankunft in Bayern statt. Nach Huiberts Tode gelangte unter dem Fürsten Pippin Udilo zum Herzogthume, unter dem Baiuvarien in Bisthümer eingetheilt wurde u. s. w. Daß aber diese Herzogs-Liste durchgehends aus Urkunden geschöpft sey, nicht bloß die Schenkung von Pirchinuach durch den Herzog Huibert an das Kloster St. Emmeramm, wie H. J. p. 38 will, dieß beweiset eine andere Stelle desselben Arnolds von Bohburg cap. II. p. 498, col. 2 in fine, no. 15. Sie lautet: Du ces vero, qui ante hunc principem (Carl. M.) sub regibus Francorum Baioariae regebant ducatum, quae bona beato Emmerammo contulerint, pitacia eorum et testamenta penes nos (zu St. Emmeramm) satis indicant inventa. Also auch Arnold, obwohl zur Zeit Courads des Saliers lebend, entnahm sein oben gegebenes Ver-

zeichniß der agilolfingischen Herzoge aus den Urkunden des Emmerammer Stiftes; natürlich sühet Arnold nur solche Herzoge auf, welche die Kirche des h. Emmeramm beschenkten; wie die Salzburger Documente gerade nur solche gegen ihr Stifte frengelste Herzoge bewahren. — Aus diesem Verzeichniß Arnolds lernen wir zuerst, daß Emmeramms Dioto vor Ruperts Ankunft in Bayern gelebt, und daß dem Kinderlosen ein anderer Theodo (ein Heide, sagen die brev. notit. und die vita primigenia), unter dem S. Rupert eingetroffen, gefolgt sey. Dieses gleichfalls aus Urkunden geschöpft Verzeichniß bietet die größte Uebereinstimmung mit den beiden Salzburgerischen. Es gewährt aber auch den Vortheil, daß es uns einen Bruder Diotpert, jenes Theodeberts der brev. notit. p. 32, cap. II. angiebt (Grimald), und aus der Vita S. Corbiniani cap. 19, p. 15 bey Meichelbeck I. pars instrum. lernen wir einen dritten Sohn des alten Theodo, Theodoald kennen, dessen Wittve zu seinem Unglück Grimwald geheirathet. Es hat also, nach Arnolds von Bohburg den Urkunden entnommenen Verzeichniß jener Theodo, der S. Rupert ausnahm und sich zum Christenthume bekehrte, drey Söhne, mit denen er, laut der Vita S. Corbiniani, das Land in 4 Theile theilte. Dieser Theodo ist also zugleich der Tetrarch.

### 3. Necrologium San-Petrense.

Drey Herzogs-Reihen, wovon zwey aus Salzburger, und die dritte aus Emmerammer Urkunden gezogen, habe ich bisher aufgeführt, und deren Uebereinstimmung mit einander nachzuweisen gesucht. Ein vierstes Verzeichniß bietet uns „der uralte Nekrolog des Stiftes St. Peter,“ wie es H. J. p. 35. in fine nennt, der jedoch, was die Herzogs-Reihe angeht, in Bezug auf St. Ruperts frühere Ankunft diesem Documente keine Beweise (wenigstens nicht in der vorliegenden Abhandlung) entnehmen zu wollen scheint. — Dieß Necrologium San-Petrense ist ein Document ganz eigener Art, über dessen Alter verschiedene Meinungen im Umlaufe sind. (Mederer, Stck. I. pg. 29. glebt es als ein Manuscript vom J. 1004. an, während die San-Petrenses und Kleinmayern mit dem Nekrologe höher hinaussollen). Uraht wird es genannt (Kleinmayern p. 120), und war, wo nicht vor, doch sicherlich in Arnos Zeiten, (ibidem p. 116) ja vielleicht gar seit der Gründung der Kirche von Salzburg begonnen (ibid. p. 120). — Doch gesteht Kleinmayern p. 555, dieses Necrologium oder Sterberegister sey einem alten Saalbuche vom J. 1004. vorgefekt. —

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

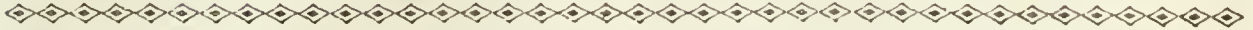
herausgegeben von Mitgliedern

3. November.

Nro. 219.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Hans- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, würender Lieder oder Reime; nebst analogischer, historischer und etymologischer Bearbeitung einer Menge von Landeswörtern, zum Theile nach alttentschen Handschriften der katholischen Kantonsbibliothek in St. Gallen. Herausgegeben von Dr. Titus Tobler. Zürich, Orell und Füßli 1837. 464 u. LVIII. Seiten gr. 8.

Manche, denen Stalders schweizerisches Idiotikon bekannt ist, möchten vielleicht fragen, wozu noch ein besonderes appenzellisches? Dagegen fragt der Verf. des vorliegenden Werkes: wie ist ein genügendes schweizerisches überhaupt möglich, ehe ihm ein appenzellisches . . . bis zürcherisches vorgegangen ist?

Wer jene Frage stellt, will sich mit dem zur Zeit möglichen oder vorhandenen Guten begnügen, wer diese, geht auf das mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit in der Folge erreichbare Beste los; denn überall, auch in wissenschaftlichen Dingen, bringt Theilung der Arbeit, Beschränkung auf Aufgaben, die sich völlig gewältigen lassen, ihren eigenen Segen. Wie gerne wir die Gründe jener erstern Frage gelten lassen, so willig schließen wir uns der zweyten an, da, der sie stellt, rüstig und kein Opfer scheuend gleich damit angefangen hat, sie durch die That zu beantworten.

Daß er darüber, was er wollte, mit sich im Reinen war, zeigt die Einleitung, die dem Werke vorangeschickt ist. Wir werden, indem wir uns an diese halten, wohl den kürzesten Weg gewählt haben, unsern Lesern einen Begriff zu geben von dieser Schaustellung der in der Sprache ausgedrückten Eigenthümlichkeiten eines Völkchens, das, wie klein es auch sey, gewiß unter die interessantesten des Schweizerlandes zu rechnen ist.

Was dem Menschen oft begegnet, daß er Heimat und Vaterland nie höher schätzt, als wenn sie ihm mehr oder minder in der Ferne liegen, hat auch unser Verf. an sich erfahren.

Während seines Aufenthaltes zu Wien, wo er dem Studium der Arzneywissenschaft oblag, waren, wie er Eingang erzählt, diejenigen seine angenehmsten Augenblicke, die ihm unter Vergegenwärtigung der Eigenthümlichkeiten seines Vaterlandes hinstossen.

Unter diesen Erinnerungen hielt er am liebsten die an Laute und Ausdrücke der heimatlichen Mundart fest. Was die sonst treue Bewahrerin dessen, was ihr einmal geläufig gewesen, die Zunge, in der Fremde wieder zu geben nicht ganz willig war, nahm er sich vor, ins Vaterland zurückgekommen, zum Gegenstande förmlichen Forschens und Sammelns zu machen. Damit begann er denn im Jahre 1827 auch wirklich.

Eine im J. 1833 durch eine appenzellische Buchhandlung verbreitete Nachricht über sein Vorhaben, war in ihrem Erfolge, wie zu erwarten, wenig geeignet, ihn darin zu bestärken. Allein, auch

zu Opfern bereit, setzte er seine Sammlung muthig fort; und so ist sie denn, in einer, wie die Blätterzahl weist, ansehnlichen Gestalt von Zürich aus jüngst ans Licht getreten.

Der Verf. ließ sich von Haus aus angelegen seyn, all dasjenige, was vor ihm in dieser Art Lexicographie geleistet werden, möglichst kennen zu lernen, um sich daraus Regeln für sein eigenes Verfahren abzuziehen.

Nicht unzuweckmäßig legt er in der Einleitung das Ergebniß seiner Durchmusterung der verschiedenen sowohl bey den Deutschen, als bey den Italienern, Franzosen und Engländern in diesem Fache erschienenen Arbeiten nieder.

Er theilt sie erstens nach ihrer Ausdehnung, ob sie sich nämlich auf kleinere oder auf größere Sprachgebiete erstrecken, in specielle und in allgemeine, sodann nach ihrem Zwecke in praktische und in mehr wissenschaftliche ein.

Von seinem Standpunct aus und nach seiner Ansicht hebt der Verf. überall die speciellen über die allgemeinen, die praktischen über die wissenschaftlichen hervor.

Unter den Deutschen werden als solche specielle Richer's hamburgisches, Ziegler's dithmarsches, Strodtmann's osnabrückisches, Reinwald's Hensenbergisches, Schmidt's westfälisches Idiotikon belobt.

Von allen allgemeinen glaubt der Verf. anzunehmen zu dürfen, daß sie ein zu großes Feld ausstreckten, um jedes Stück desselben gehörig zu bestellen. Daher müsse kommen, daß derjenige, welcher sich praktisch belehren wolle, manches vermissen werde, was er suche, und manches entübrigen könne, was er finde, also ein zweyfaches Uebel zugleich. So finde z. B. in Stalders schweizerischem Idiotikon der Appenzeller Mehreres theils falsch, theils ungenügend, Vieles suche er vergebens.

Der Verf. versichert aus eigener mehrjähriger Erfahrung, daß es schwer halte, sogar in einer

kleineren Gegend, wie Appenzell, wo man doch überall Freunde und Bekannte habe, den nöthigen Baustoff aufzutreiben. Von völliger Erschöpfung des Gegenstandes könne schon gar keine Rede seyn. Es lasse sich zwar hie und da ein hülfreicher Sammler finden, aber nicht allen stehe in diesem Geschäfte nebst gehörigen Vorkenntnissen auch das hinreichende Maaß unverdrossener Kritik zur Seite. Und mancher Landstrich bleibe geradezu unabgeerntet, weil man sich keinen Schmitter darauf zu gewinnen wisse.

Unter den Idiotiken, in welchen die praktische Richtung vorherrscht, weist der Verf. einigen italienischen, die dabey meist auch specielle sind, den Ehrenplatz an. Diese sind nämlich darauf angelegt, vom dialektischen Ausdruck auf den richtigen der Schriftsprache zu führen. Und diesem Hauptzwecke ist sogar der, den Nichteingebornen das Verständniß der localen Mundart-Wörter und Redensarten zu erleichtern, untergeordnet. So wenig Werth und Bedeutsamkeit wird dabey der Mundart als solcher zugestanden.

Von den Franzosen bemerkt der Verfasser, daß ihre Arbeiten der Art gewissermaßen zwischen den praktischen der Italiener und den mehr wissenschaftlichen der Deutschen die Mitte halten. Vielleicht mit Unrecht zählt er bey erstern die Werke, die das Bretenische, und bey den Engländern die, welche das Gaelische oder Irische betreffen, zu den Idiotiken; denn hier stehen nicht bloße Mundarten, sondern grundverschiedene Sprachen in Frage. Dagegen sind mehrere neuere wahre Idiotika \*) der Engländer \*\*) nicht zu des Verfassers Kenntniß gelangt.

\*) Die bey den Deutschen, wie es scheint durch Richer zuerst, in Umlauf gebrachte Benennung *Idiotikon* (scil. *Αἰτιολόν*) ist den übrigen Nationen fremd geblieben.

\*\*) z. B. Die v. Voucher, Brockett, Forby, Grose, Jennings, Pegge, Wilbraham.



Der Verf. hat nichts vergessen, was die praktische Nützlichkeit solcher Arbeiten ins Licht stellen kann. Nachdem er sie auch in ihrer Beziehung auf den Schulunterricht ins Auge gefaßt, gibt er ein paar Beispiele von Aufgaben, \*) wie sie sich durch Uebertragung in die reine Schriftsprache zur Erzielung der nöthigen Sicherheit im richtigen Ausdruck fruchtbar erweisen könnten.

Keine Frage, daß ein denkender Lehrer, mit oder ohne Idiotiken, schon auf den ersten Stufen alles Unterrichts den mitterlichen Dialekt der Kleinen besonders des platten Landes im Gegenhalt der Schriftsprache vielfältig dazu benutzen kann, wozu auf höherer Stufe die Muttersprache fremden Sprachen gegenüber so wirksam ist, nämlich zur Uebung des Verstandes im Unterscheiden, Vergleichen, kurz im selbstthätigen Denken.

Das etwas bedingte Lob größerer Wissenschaftlichkeit in solchen Arbeiten wird „dem gelehrten, Bücherstaub entgegenwehenden Deutschen“ zugesprochen. Dieser, obschon ausgezeichnet als Gelehrter und durch Sammlerfleiß, verstricke nicht selten die besten Dinge, welche für das Geschäftsleben so befruchtend wären, in eine Unzahl von Citaten und unnöthig heraufgeholtten fremdartigen Ausdrücken. Gerade eine solche gelehrte fromme Ausstattungserschwere das Gedeihen deutscher Idiotika, auch der vorzüglichsten, unendlich; denn ein Volk habe nur dann Empfänglichkeit und Leselust zu einer Schrift, wenn diese nicht zuweit seinen Gesichtskreis über-

schreite. Dazu komme mitunter noch, um den zum Volke führenden Weg vollends zu versperrern, die Einführung einer ganz neuen alphabetischen Ordnung.

Gleichwohl zeigt sich der Verf. weit entfernt, das Verdienst eines mehr wissenschaftlichen Bestrebens, auch in solchen Dingen, zu verkennen. Ja er zieht aus seiner Untersuchung selber den Schluß, daß man bey Bearbeitung von Idiotiken im Allgemeinen nach zwey Seiten hin streben müsse, nach einer praktischen und einer mehr wissenschaftlichen.

(Fortsetzung folgt.)



Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIII<sup>e</sup> siècle, cet.

(Schluß.)

Das achte Buch enthält die völlige Unterwerfung Apuliens durch die Eroberung von Salerno und Amalfi durch Herzog Robert, und zuletzt auch dessen Tod; Begebenheiten, die freylich auch aus andern Schriftstellern hinlänglich bekannt sind (Malat. III. 1 — 4. 41 :c. Leo Ost. III. 45. 57 :c.); allein mit solcher Ausführlichkeit wie hier wurden sie noch von keinem uns bekannten Schriftsteller behandelt. Noch einmal erwähnt Amatus der Unthaten Gifols's, besonders gegen die Amalfitaner, die er zu Wasser und zu Lande heimmüthigte und deren Gefangenen er täglich ein Glied des Körpers abhauen ließ, bis sie die fast unerschwinglichen Lösegelder erlegten oder starben. Er hatte Caperschiffe ausgesendet, die ohne Unterschied alle Schiffe aufbringen sollten, um seine Schätze zu vermehren, so daß er Genuesen und Pisaner zugleich beraubte;

\*) Die elne, kürzere lautet: Zug einmal, du, Bübli, wie schön die Blust die Bäume zert; denn das Bröm ist aufgegangen, und gar niedliche Bläcklein weiße, auch rothbackige gucken süren. Im Sommer wird es dann recht frey, im erfrischenden Schatten unter dem üppigen Laub und unter dem Bläcklein Birnen und Aersel zu liegen und zu ruben. Aber einist noch rölier ist es im Herbst, da die Früchte der Bäume reif sind, grigeler dick stehen, und von dem geschüttelten Dolder herunterbregeln u. s. w.

wegen der Größe seines Reichthums aber dünkte er sich mehr als jeder andere und bedrückte, wen er nur konnte, nur den Papst nicht, gegen welchen allein er Treue und Gehorsam bewahrte. Als nun die Normannen sich diesem unterwerfen wollten, rieth er ihnen selbst, sich Gisulf zum Herren zu nehmen; sie aber boten hierauf dem Herzoge die Herrschaft über ihre Stadt an. Noch suchte der Papst durch den Abt Desiderius zwischen den beyden Fürsten zu vermitteln; auch die Herzogin, Gisulfs Schwester, suchte ihrem Bruder wenigstens den Besitz von Salerno zu erhalten; da aber Gisulf in seinem Troge verharrte, brach endlich der Krieg zwischen Beyden aus, der der Herrschaft der Longobarden in Unteritalien vollends ein Ende machte und Gisulf zwang, dem Erbe seiner Väter flüchtig den Rücken zu kehren.

Eine solche Hungersnoth brach aber, als Htzg. Robert gemeinschaftlich mit Richard von Capua Salerno belagerte, in dieser unglücklichen Stadt aus, die Gisulf im Innern plünderte, und deren Kirchenschätze er selbst nicht schonte, daß Arnatus (Si licet parvum componere magno) ihr Elend mit dem Jerusalem nicht ganz mit Unrecht zu vergleichen wagte. Endlich wurde Robert durch einen glücklichen Ueberfall Herr der Stadt und zwang nun Gisulf nach kurzer Zeit, sich mit der Burg zu übergeben und selbst zu dem Papst nach Rom in's Exil zu wandern. Nun belagerte Herzog Robert auch Neapel; als er aber dann seine Hände auch über Benevent ausstrecken wollte, traf ihn die Excommunication des Papstes, 3. May 1078. Am 5. April desselben Jahres starb Fürst Richard von Capua. Seine und H. Roberts Wohlthaten an Monte Casino beschreibt noch das 35. Capitel, mit welchem die ystoire sich schließt.

Die nun folgende chronique de Robert Viscont et de ses freres ist wie schon oben bemerkt, die historia sicula vaticana Muratori's (S. R. J. VIII. p. 745), wobey nur zu bemerken ist, daß

die Verse S. 754 in Prosa übersetzt sind (I. c. 12). und (von S. 764 Zeile 23 von unten auf bis S. 765, Zeile 16 des lateinischen Textes) in der Uebersetzung eine Lücke ist. Die Chronik selbst ist in zwey Bücher getheilt, wovon das erste mit Castrinovensens idem faciumt des lateinischen Textes (S. 768) schließt; das zweyte beginnt mit der Uebersetzung des darauffolgenden: post superatam derselben Seite und reicht bis post mortem comitis Rogerii, jedoch ist auch gegen Ende noch eine Lücke, indem die Uebersetzung II. c. 11. von debitam intulerunt p. 774 Zeile 15 von unten an zu S. 777 post debellatam (II. c. 12) springt.

Nun folgt nebst einem überaus dürftigen Glossarium eine kleine, unedirte hystoria Roberti Guischaridi, in welchem die merkwürdige Stelle über diesen Fürsten vorkommt: hoc de illo constans habetur quod nisi morte preoccupatus fuisset, filium suum Boamundum imperatorem faceret, se vero regem Persarum, ut sepe dicebat, constitueret, viamque Iherosolimorum, destructo paganismo, Francis aperiret; dann zwey Urkunden, wovon die eine die Schenkung der Kirche des hl. Cassian von Alziate an die Abtey Clugny, v. J. 1095, die andere die Gründung der Kirche unser lieben Frauen von Gynara zu Sciacca in Sicilien durch die Princeffin Julietta, Schwester des Königs Robert i. Jahre 1103 enthält. Von den Zugaben bey Weitern die beste ist eine Abhandlung von Du Cange über die normännischen Familien. Sie enthält die Genealogie der Söhne Tancred's von Hauteville, welche durch Notens Herausgebers beleuchtet wird.

E. Höfler.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. November.

Nro. 220.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Hans- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, wützender Lieder oder Reime; ic.

(Fortsetzung.)

Wenn zwar der Verf. auch dasjenige, was ein Idiotikon gewissermaßen zu einem Gemälde des häuslichen und öffentlichen Lebens, der Meynungen, Sitten und Gebräuche eines Volkes, zu einem Gemälde, das erst die Folgezeit gehörig zu schätzen wissen wird, machen kann, der wissenschaftlichen Seite zuschlägt, so ist dieß ein Punet, den wir leicht zugeben können; denn Sachen sind immerhin mehr als Worte und Formen von Wörtern. Aber strenger genommen, glauben wir, daß das Wissenschaftliche an einem Wörterbuche, es sey ein allgemeines oder ein idiotisches, zunächst in grammatisch und historisch begründeter und möglichst systematischer Darlegung eben seiner Wörter bestehen müsse.

Dem sey wie ihm wolle. Unser Verf. hatte sich's zur Aufgabe gesetzt, ein, so viel als erreichbar wäre, vollständiges specielles, und dazu, ohne die wissenschaftliche Richtung ganz auszuschließen, praktisches Idiotikon seines kleinen nächsten Vaterlandes, des Cantons Appenzell, \*) zu Stande

zu bringen. Ob er seine Aufgabe gehörig gelöst, müßte besser noch, als unser Urtheil, der Anklang zeigen, den sein Buch bey seinen Landsleuten finden wird.

Wie weit die Specialität gehe, läßt sich daraus ermessen, daß der Dialekt des Ländchens selbst wieder in vier Unterdialekte: den innerrhodischen, mittelländischen, hinterländischen und kurzenbergischen geschieden wird, die so merkbar von einander abweichen, daß z. B. die Kurzenberger (Bewohner der Höhen nächst Rheineck) den übrigen Appenzellern eben wegen ihrer eigenen Zunge zur Zielscheibe des Witzes und Spottes dienen.

Der Verf. wollte, daß sein Buch als ein ganz und gar praktisches jedem im Volke zugänglich und verständlich wäre. Dieser Zweck legte ihm eine weise Vorsicht in Behandlung alles dessen auf, was irgend an's Obscöne streifen konnte. Ein Punet, in welchem sich ein auf Leser von mehr gelehrter Bildung berechnetes Werk auch eher auf das „Castis omnia casta“ verlassen darf.

größtes Gebirge, sonst reich an Hügeln, arm an Ebenen, mit Wohnungen bis hoch hinauf üppig überfüet. Die Bevölkerung steigt über 50,876 Seelen, und der reformirte Bestandtheil Anser-Rhoden ist das bevölkertste städtlose Land von Europa, nach der Volkszählung von 1837 mit 10,270 Menschen auf einer Geviertmeile. Veralteter Bewegung der Bevölkerung und das Verhältniß derselben zum Lande ic. mit besonderer Berücksichtigung des Cantons Appenzell. Ein Vortrag zur Biostatik von Dr. Titus Tobler. St. Gallen 1835. Georg Rüschi, Beschreibung des Cantons Appenzell. St. Gallen und Bern 1835.

\*) Dieser Canton streicht vom Rheine an nur 9 Wegstunden in der Länge und 4 in der größten Breite. Das Land ist gegen Mittag ein hohes, meist be-

Aus demselben Grunde sind alle Wörter lediglich wie sie nach der örtlichen Aussprache lauten und, also geschrieben, für einen Nicht-Appenzeller manchmal seltsam und räthselhaft genug aussehend, aufgeführt und gereiht. Froh ist man, ihnen häufig in Parenthese auch eine mehr schriftdeutsche Gestalt gegeben zu finden. \*) Dabey ist von aller Ausscheidung nach Stamm- und Vorsylben Umgang genommen \*\*) und die Anordnung der Artikel die gewöhnliche alphabetische, nur daß sich der Verf., was er hinterher sehr beklagt, von J. Chr. Schmid und Stalder hatte verführen lassen, b und p — ch, f und q — d und t — f und v zusammenzuwerfen, ja daß er dieß nicht bloß zu Anfang der Wörter, wie jene gethan, sondern der Consequenz zu lieb auch im Innern der Wörter durchgeführt. In der That versteht sich, durch die sonst ziemlich mit der üblichen stimmende Reihenfolge sicher gemacht, der Leser nicht leicht, daß er z. B. Gof erst nach Gopp, Gott, Gog — sp zwischen sa und sch — st zwischen sch und se zu suchen habe.

In Bezeichnung der dialektischen Laute geht der Verf. seinen eigenen Weg. Es wäre allerdings, wenn je die verschiedenen Special-Idiotika in ein allgemeines verarbeitet werden sollen, gar sehr zu wünschen, daß einmal eine gewisse Gleichförmigkeit, die gewiß für die Mehrzahl solcher Laute möglich ist, gesucht und erzielt würde. Dieß wird aber, da fast jedes Ohr, von Jugend auf in idiotischen Angewohnungen mehr oder minder befangen, manchmal einen und denselben Laut anders hört, selbst trotz solcher Feststellungen, wie sie z. B. in K. M.

\*) Diese scheint jedoch nicht immer ganz getroffen. Z. B. S. 171 liest man: „errönnä (erinnern),“ obgleich, aus der darauf folgenden Anmerkung zu schließen, das irrinman orini der ältesten Sprache wohl erkannt ist. Wahrscheinlich Druckfehler.

\*\*) Wobey freylich ein mehr sprachforschendes Leser nicht immer am besten verathen ist. Doch ein solcher wird und darf sich überhaupt das Blättern nicht verdröhen lassen.

Kapp's Physiologie der Sprache (1836) versucht sind, noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Und so übt denn jeder, der etwas der Art zu Papier bringt, die freye Kunst, wenn nicht neue Buchstaben, doch Modificationen von Buchstaben zu erfinden, nicht immer zu sehr bekümmert, ob auch andere als er und etwa seine nächsten Mundartgenossen daraus klug werden mögen. Die allenfalls zum Besten gegebene Hinweisung auf Zeichen des Schrift-Idioms, welchen auch ihrerseits in den verschiedenen deutschen Gauen nichts weniger als immer genau dieselben Laute untergelegt werden, ist mitunter ein sehr unzuverlässiges Aushülfsmittel.

Unser Verf. reicht, was die Consonanten betrifft, ohne neues Zeichen aus. Er hat, im Vorbeygehen gesagt, innerhalb seines Ländchens die Grenzscheide gefunden, wo das jedem Nichtschweizer auffallende Ch zu Anfang der Wörter aufhört und das K des übrigen Deutschlands anfängt. An Vokalen und Diphthongen hingegen unterscheidet er nach Klang und Dauer (qualitativ und quantitativ) nicht weniger als 29 Modificationen. Zu 23 derselben hat der Beeleger, den der Verf. unter diejenigen zählt, „welche die Literatur auch von einer andern als von der Geldseite her kennen,“ neue mit Accenten und Quantitätszeichen verzeichnete (deutsche) Typen anfertigen lassen.

Es hat nämlich der Verf. auf die Angabe und Bezeichnung der Quantität mehr Sorgfalt verwendet, als wohl jemand vor ihm in einem deutschen ähnlichen Werke. Diese Art Verhaltens in der Aussprache ist aber auch gerade im appenzellischen Dialekt hervortretend genug, und wirft manches Licht auf die von unserer neudeutschen so sehr verschiedene Quantitirung der alten Sprache. Das oft wesentliche Dynamische, den Sylbennachdruck im einzelnen Worte zu bezeichnen, ist, um den Druck nicht zu sehr zu complicieren, einweilen unterlassen worden, dafür aber durch Musiknoten ein Begriff ge-

geben von dem eigenthümlichen Gesang, der in der Sprechart dieses auch sonst ausnehmend musikalischen Völkchens \*) bemerkbar ist.

Bey jedem Ausdruck ist angegeben, welchem Bezirk er eigen, ob er in der niedrigen, ob in der gebildeteren, oder gar in der schweizerischen Ganzley- und Schriftstellersprache vorkomme, ob im vorzüglichsten, scherzhaften u. dgl. Gebrauche. Eigentliche und uneigentliche Bedeutung sind sorgfältig geschieden. Auch ist bey Wörtern, die sonst auch schriftdeutsch und nur in gewissen Bedeutungen dialektisch sind, angemerkt, ob sie auch in den übrigen Bedeutungen vom gemeinen Appenzeller verstanden werden oder nicht. Ueberall reichliche Beispiele der Anwendung, mit Redensarten, Sprich- und Witzworten des sarkastischen Völkchens, örtlichen Anekdoten, Liedchen \*\*) u. dgl. freygebzig durchwürzt.

Was nun endlich den eigentlich wissenschaftlichen Theil betrifft, mit dem der Verf. nebenbey sein Werk ausgestattet wissen wollte, so hat er ihn in die Form von Anmerkungen gegossen, welche sehr vielen Artikeln in kleinerer Schrift beygegeben sind. In diesen wird „Analogie, Historie und Etymologie“ besprochen, ob und wie nämlich a) das Wort in andern, zunächst schweizerischen und oberdeutschen \*\*\*) Mundarten und Sprachen — darunter

\*) Zwen-, dre-, vierstimmiger Gesang in Haus und Kirche ist unter ihm etwas ganz Gewöhnliches.

\*\*) Von den kurzen Liedchen, die den bayerischen Tanz-Reimen (Schmitterhüpflein) entsprechen — etwas anders ist der ächt appenzellerische Rührreihen — sagt der Verf., daß sie meistens durch nicht rein appenzellerischen Dialekt und Mangel an gesundem appenzellerischen Mutterwitz übereheinischen Ursprung verrathen.

\*\*\*) Eine noch wenig benutzte Fundgrube eröffnete sich der Verf. an dem handschriftlich hinterlassenen Werke J. S. W. Popowitsch's „Vocabula austriaca et styriaca“ auf der k. k. Bibliothek zu Wien. Außerdem wurden viele sowohl handschriftliche als gedruckte ältere Vocabularien durch-

wird der benachbarten romanschen besondere Aufmerksamkeit gewidmet, — ob und wie es b) in älteren besonders appenzellischen, und in den ältesten deutschen Schriften vorkommt, und welches endlich c) die Grundbestandtheile seyen, in die es zerlegt oder von denen es abgeleitet werden könne.

Hier und in einem stattlichen chronologischen Verzeichniß seiner literarischen Quellen zeigt der Verf., daß auch er den Staub aus geschriebenen und gedruckten Büchern der Bibliotheken zu Wien und St. Gallen, wo es galt und Gelegenheit gab, nicht all zu sehr gefürchtet habe, und namentlich unter b) liefert er höchst dankenswerthe neue Belege.

In Bezug auf c) ist der gute J. G. Kaindl sein beliebtester Gewährsmann, und wenn er sich auf andere einschlägige Werke der neuesten historisch-grammatischen Schule nur hie und da zufällig beruft, so mag davon theils bestimmte Absicht — er schreibe keine Grammatik, sagt er — theils die Entfernung seines Wohnortes von solchen, wo dergleichen literarische Hülfsmittel immer zu Hand sind, der Grund seyn. Indessen, wie innig sich auch Grammatik und Lexicon gegenseitig bedürfen und unterstützen, es kann den Verf. ob seinem Verfahren kein Vorwurf treffen. Er gibt, was er geben wollte und zu geben hatte; und dieses ächt und durchaus verläßig. Auf die Sicherstellung und Bewahrung der aufgenommenen dialektischen Ausgaben ist eine seltene Mühe verwendet und das Manuscript nicht bloß von dem würdigen Herman Krüsi, weisland Pestalozzi's rath- und hülfreichem Jünger, nun Vorsteher des Schullehrer-Seminars zu Gais, mit seinen Alumnen kritisch durchgegangen worden, sondern hat auch bey mehreren sachkundigen Männern verschiedener Bezirke eine förmliche Controle passirt.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, 2c.

(Fortsetzung).

Derselbe gesteht auch p. 119, 120, die Schwächen dieses Documentes, indem er sagt: „Zudem muß man in den alten Necrologiis nicht jedesmal oder durchgängig die letzte (höchste, äußerste) Genauigkeit suchen. Manche Personen werden in verkehrter Ordnung und Reihe gesetzt, manche ganz weggelassen. Sie sind insgemein von verschiedener Hand. Oft durch eine andere gleichzeitige, oder auch wohl jüngere Hand ein Namen eingeschoben oder an die Seite hingesezt. Gebrechen, von welchen das sonst seines Alters wegen sehr verehrliche St. petrische Necrologium der, so es selbst eingesehen, nicht ganz frey sprechen kann.“ — Aus dem Chronicon St. Petri theilt Mederer St. III. p. 167, 168 (und Kleinmannen p. 102, §. 122.) eine dem besagten Necrolog entnommene Herzogsliste mit, von der zu bemerken ist, daß sie nicht Herzoge allein, sondern auch deren Gemahlinen und Kinder enthält, wie dieß schon die Ueberschrift aus sagt: Ordo ducum defunctorum cum conjugibus et liberis. Den Individuen männlichen Geschlechts, gleichviel ob sie regierende Herzoge oder deren Söhne sind, stehen jene weiblichen Geschlechts zur Rechten.

Theoto . . . Folschaid;  
Theopert . . . Elinhart;  
Erimolt . . . Pilsruth;  
Theotolt . . . Waltrat;  
Thassilo . . . Lintpirg;  
Erimolt . . . Notrud;  
Huiperht . . . Hiltstrib;  
Ottilo.

Unter der Rubrik: Ordo ducum virorum cum conjugibus et liberis, erscheinen:

Thassilo . . . Lintpirga;  
Deoto . . . Hrodred.

Die gesperrten Namen Thassilos und Lintpirgs, die einmal unter der Rubrik der verstorbenen Herzoge, das anderemal unter jener der noch lebenden vorkommen, erkennt man leicht für Thassilo II. und seine Gattin, die langobardische Königs Tochter in beyden Listen. Zuerst hatte eine gleichzeitige Hand die Lebenden in die Liste eingetragen, und nach ihrem Ableben, ohne daß sich bestimmen läßt, wie lange nachher, muthmaß-

lich längere Zeit nach Thassilos II. Tode, trug eine Hand in das Verzeichniß der verstorbenen Herzoge und ihrer Frauen und Kinder, welches Thassilos Vater, Ottilo, schließt — er ist 748 gestorben, seine Gattin war bekanntlich noch bis zum Jahre 754 am Leben, — auch den Thassilo ein. Aber entweder war derjenige, welcher dieß Geschäft vornahm, über die Verwandtschafts-Verhältnisse Ottilos und Thassilos schlecht unterrichtet, oder er stand dem Todesjahre Thassilos zu entfernt, oder es gebrach ihm am Raume, um den letzten agilolfingischen Herzog die gebührende Stelle in der Todten-Liste nach Ottilo zu geben, oder endlich es war ihm im allgemeinen darum zu thun, den Thassilo in diese Liste, gleichviel wie, untergebracht zu haben. Und so kam denn Thassilo mit seiner Lintpirga gleich auf Theotolt und Waltrat. Daß es gerade der zivente Thassilo war, geht aus der Vergleichung der Liste der Lebenden mit jener der Todten hervor. Der lebende und der verstorbene hat dieselbe Gemahlin. Und die Annahme, dieser Thassilo, der auf Theotolt folgt, sey irgend ein uns unbekannter agilolfingischer Herzog, Lintpirga könne wohl, entweder seine Frau, oder auch seine Schwester seyn, kann darum nicht in Betracht kommen, weil wir nach Theotolt und Erimolt die bayerischen Herzoge recht genau kennen. Man konnte ihn und seinen Nachfolger Erimolt, für Theotolts Söhne ausgeben. Lintpirc und Notrud wären dann Töchter Theotolts, also Schwestern Thassilos und Erimolts. Dem steht entgegen, daß es schwerlich bloßer Zufall seyn könnte, wenn zwei Personen verschiedenen Geschlechts, die zu Anfang des VIII. Jahrhunderts gelebt, und noch vor der Mitte desselben gestorben — (sie werden vor Ottilo aufgeführt) seyn sollen, gerade dieselben Namen führen, wie ein von der Mitte des VIII. Jahrhunderts an regierender agilolfingischer Herzog und seine Gemahlin. Hier müssen beim Eintragen in die Liste der Verstorbenen Versehen begangen worden seyn, wie wir sie oben aus Kleinmannen angeben haben. Freulich entscheidet hier erst die Einsicht des Necrologs selbst und hauptsächlich die diplomatische Beurtheilung der verschiedenen Handschriften in demselben.

Trotz den Mängeln dieses Documentes steht selbst diese Liste mit den Salzburgischen und Emmeramuischen Herzogsreihen in gutem Einklang. Theoto, der S. Rupert empfing, eröffnet die Reihe. Theopert, sein Sohn folgt. Erimolt, aus Aibo und Arnold von Woburg, so wie Theotolt, ebenfalls aus Aibo bekannt, sind die Söhne des Terraren Theodo. Daß Thassilo und Erimolt, die auf Theotolt folgen, nicht an diese Stelle gehören, bemühte ich mich eben zu zeigen.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. November.

Nro. 221.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Leibniz's Dissertation de principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. C. Guhrauer. Berlin. Verlag von Weid. u. Comp. 1837. gr. 8. 86 S.

Daß die königliche Bibliothek zu Hannover mehrere noch ungedruckte Handschriften von Leibniz besitzt, ist dem gelehrten Publikum schon von verschiedenen Seiten her kund geworden; \*) daß aber auch die erste Druckschrift desselben, nämlich seine bisher fast allgemein für verloren gehaltene Dissertation de principio individui auf dieser Bibliothek sich befindet, haben bisher wohl nur Wenige gewußt. Denn selbst die neueren Werke und Handbücher der Geschichte der Philosophie enthalten hierüber keine Nachricht, und beschränken sich auf die bloße Angabe des Titels jener Dissertation, von der bekanntlich Ludwig Dutens im zweyten Bande der von ihm gesammelten und herausgegebenen

Werke Leibnizens nur die Vorrede des Jakob Thomasia und die der Disputation angehängten Propositiones aus Ludovici's Historie der Leibnizischen Philosophie mit der Bemerkung mitgetheilt hat: Ipsa disputatio a. G. G. Leibnitio die 30. Maii ann. 1665. habita, primum auctoris nostri cogitum opus, nostras exactissimas inquisitiones effugit. Und wirklich scheint Ludovici unter allen Schriftstellern, welche über Leibnizens Leben und Philosophie geschrieben, der einzige gewesen zu seyn, der diese Dissertation selbst besessen und gelesen hatte. Seit jener Erklärung Dutens aber hat man sie bis auf die Gegenwart für verloren geglaubt, und zwar um so mehr, als inzwischen selbst Jacobi (m. s. dessen Werke, Bd. IV. Abth. II. S. 102) auf diesen Verlust wiederholt aufmerksam gemacht hatte, ohne daß hierauf von irgend einer Seite her eine Mittheilung über ihre Wiederauffindung erfolgt wäre.

Nun erfahren wir aber durch Hrn. Dr. Guhrauer, daß es nicht einmal einer Wiederauffindung dieser Dissertation, sondern für das größere Publikum nur eines Wiederabdruckes derselben bedurfte, indem die Existenz derselben der königlichen Bibliothek's-Verwaltung zu Hannover keineswegs verborgen gewesen, sondern, daß sie nur in so ferne als eine wieder aufgefunden zu betrachten sey, als sie seit siebenzig Jahren von den philosophischen Geschichtschreibern vermist worden, und selbst ihr Vorhandenseyn, als eines Unicum's, in der bezeichneten Bibliothek noch nicht zur Oeffentlichkeit gelangt war.

\*) Krause erwähnt S. 351 seiner »Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft« (Göttingen 1829) eines Auszuges aus diesen in Hannover aufbewahrten Handschriften, welche ihm Hr. Professor Schmeißer im J. 1812 mitgetheilt habe, enthaltend eine Abhandlung unter dem Titel: Expositio instituti rationis circa principia scientiae generalis; und eine zweyte, betitelt: Aurora s. initia scientiae generalis a divina luce ad humanam felicitatem, die jedoch nur ein vollständiger Entwurf dieser Schrift sey, und 45 Hauptgegenstände derselben aufzähle, deren vier letzte folgende sind: Theologia naturalis. De veritate religionis christianae. De concordia christianorum et conversione gentium. De societate Theophilorum.

Es ist daher immerhin sehr dankenswerth, daß Hr. Dr. Guhrauer diesen interessanten Fund von Neuem der Publicität übergeben hat; und wenn, wie von einigen literarischen Blättern jüngst berichtet worden, es seine Absicht ist, auch die noch vorhandenen ungedruckten Manuscripte Leibnizens nach und nach herauszugeben, so kann man ihm nur alles Glück zu diesem Unternehmen wünschen, dessen Realisirung längst von allen Verehrern des großen Mannes mit lebhaftestem Verlangen entgegesehen worden und deshalb sicher die größte Theilnahme und Anerkennung finden wird.

Ueberhaupt ist es in hohem Grade erfreulich, daß das Studium der Geschichte der Philosophie jetzt von so vielen Seiten her auf das lebhafteste betrieben wird, und fast jeder Theil derselben, jede einzelne gewichtige Erscheinung auf ihrem Gebiete specieller Sammlungen, Forschungen und Bearbeitungen sich zu erfreuen hat. Die Bedeutung, die in diesem neu erwachten historischen Streben für die Gegenwart liegt, ist wohl unschwer zu verkennen.

(Fortsetzung folgt).



Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, würender Lieder oder Reime; ic.

(Schluß.)

Mit ähnlichem Fleiße ist die, beim Drucke solcher Werke doppelt wichtige Correctur, und zwar mit Ausnahme der ersten 27 Bogen vom Verf. selbst besorgt. Diese fielen in die Zeit, wo der appenzellische Idiotieograph, der sich nicht bloß auf seinen Bergen wohl umgesehen haben wollte, in bescheidener Stille eine Reise nach Cairo, Jerusalem und Constantinopel angetreten hatte. Mit einer

schönen Ausbeute an Beobachtungen sowohl als an Gegenständen der Natur und des Alterthums zurückgekommen, wendete er sich wieder mit ganzer Liebe dem vaterländischen Sprachwerke zu.

In Einzelheiten einer solchen Sammlung einzugehen, erlaubt die Bestimmung dieser Blätter nicht wohl. Es ruft bereits der alte Jos. Scaliger aus:

Si quem dura manet sententia iudicis olim  
 Damnatum aerumnis supplicisq; caput,  
 Hunc neque fabrili lassent ergastula massa,  
 Nec rigidas vexent fossa metalla manus;  
 Lexica contextat; nam, caetera quid moror, omnes

Poenarum facies hic labor unus  
 habet.

Gilt dieß von Lexicographen überhaupt, so ist es von Idiotieographen dreymal wahr. Seine Bemühungen, zur Zeit bekanntlich noch ziemlich frey vom Verdacht, bloß in literarischer Industrie ihren Grund zu haben, können nur aus reiner aufopfernder Liebe zur Sache selbst hervorgehen. Wer wollte, was jener gutmüthig bringt und was ohne ihn wohl gar nicht bestünde schwarz auf weiß, selbst da, wo es eine Blöße bieten sollte, beschnarchen oder Maaf geben, wie es hätte gebracht werden müssen.

Um aber denn doch zu zeigen, wie der Verf. seinen Stoff im Allgemeinen behandelt, heben wir einen einzelnen unter den größeren Artikeln aus.

Senn, m., Mehrheit — nna, (—na, h.)

1) Der Oberkuhhirt (bey einem Senntem). De Senna oberchoh, den Hirten mit seiner Herde zur Nüfung des Futters bekommen. Daher der Senn chond, er fahrt fuert. Brgl. Handbuech. Sprw. Wenn enn lang Senn gsch ist, werd er nid gern Handbuech. Wenn en Handbuech Senn werd, lueget er gern ob a -n'us, wenn jemand erhöht wird, schaut er leicht zu gerne auf Andere hinunter.

2) Der Eigenthümer eines Senntems. allg.



Unter der *Mh. Senna* versteht man gewöhnlich die Hirten überhaupt d. h. *de Senn ond de Sandbueh.* \*)

*senna*, sehr selten, das was *senntma*.

Der *Sennachäs*, ein gemeiner Käse, wie er im Großen von den *Sennen* bereitet wird. Gegensatz: *Purachäsli*, ein kleiner Käse, wie ihn der Bauer macht.

Die *Sennachue*, eig. eine zu einem *Senntem* gehörende Kuh; in weiterer Bedeutung eine große schöne Kuh.

Das *Sennaguet*, ein größerer Grund oder Gut, dessen Nutzniessung während einer kürzeren Zeit ein *Senn* mit seiner Herde übernimmt.

Die *Sennahosa*, gelbfarbige lederne oder zwilchene, mit einem Gemisch von Eidotter und Safran gefärbte Weinkleider, dergleichen die *Sennen* tragen.

Das *Sennaschmalz*, die von einem *Sennen* bereite Butter. Gegensatz: *Puraschmalz*, welches, im Kleinen bereitet, für weniger fett gehalten wird.

Die *Sennaschotta*, süße Melken, wie sie *Sennen* bereiten, zum Unterschiede von *Pfannaschotta*. J. M. H. \*\*) Ein Theil H. spricht überall *Senachäs*, *Senachue*, *Senagrost* (Hirtinkleider) u. s. f. aus.

Das *Senntem* *Mh. w. G.*, \*\*\*) auch e *Senntem* *Chüe*, das was en *Zuffa* *Vech*, nämlich eine Herde von 24 Kühen und einem Zuchstiere. Freylich ist diese Zahl so bestimmt nicht immer, und man zählt bald über, bald, doch seltener, unter 24 Kühe, während man sich der gleichen Bezeichnung bedient. †)

\*) Hier einige nicht-sehr anziehende Specialia über die Reinlichkeit dieser Vögel, wozu ihre Inexpressibles eine große Rolle spielen.

\*\*) Innerrhodisch, mittelländisch, hinterländisch.

\*\*\*) Mehrheit wie Einheit.

†) Hier ein paar pikante Stellen aus appenz. Druck-

Die *Senntemschella*, eine kupferne Prachtglocke, oberhalb sehr breit, dann bauchig und nach unten schmaler zulaufend. Von der *Senntemschella* unterscheidet sich die *Wädtschella* (Weidglocke), welche viel kleiner, und an der keine Pracht ist.

*senntma* unth. J. m. h. \*), eine Herde Vieh (*Senntem*) halten (vom Eigenthümer). allg.

*sennela* J. M., *sennla* H. unth. J. m. h. in der Lebensart der Hirten begründet seyn.

Die *Sennerrey* J. M. H., *Sennerrey* H., die Wirthschaft des *Sennen*, das *Hirtenwesen*.

*sennisch* J. M. K., *senisch* H. E. u. U. in der Lebensweise bey einem *Senntem* begründet, echt hirtentümlich. So nennt man die *Hosen* *sennisch* wenn sie schön gelb, oder wohl von *Kuhkoth* beschmutzt sind.

Die *Senntemhötta*, die Hütte, worin der *Senn* während seines Aufenthalts auf den Bergen wohnt und die Milchwirthschaft betreibt. Wohn-, Schlafzimmer und Küche sind da in einer Person.

Das *Senntli*, ein kleiner, oder verächtlich, ein *Senn*.

**U n m e r k u n g.** *Senn*, *senntna*, *Sennerrey*, *Senntem* oder *Senntem* (in Glarus eine Herde von 24—30 Kühen) in andern Kantonen. — Im *Vorarlberg* und *Toggenburg* ist *senna* unser *chäsa*, *chäsli*. Im *Ober-rioder Sämtis* gehören drey Leute zusammen: *Senn*, *Zuesenn*, *Schorrbueh*. Von dem *Urlberge* machen 100 (centum) Kühe ein *Senntem* aus, wozu folgende Mannschaft gehört: *Senn*, *Zuesenn*, *Chlei Zuesenn*, *Bueh* und *Watzger*. Auch die *Bündner*, *Glerner* haben ihren *Zuesenn*. Für unsre *Senntemschella* im *Bera*. *Oberl. Plumpe*, in andern Kantonen *Trichle*.

Schriften, in welchen das Wort *Senntem* auf Menschen, ja gar auf Rathsherren angewendet ist.

\*) unthunliches Zeitwort mit haben.

Im Allgemeinen ist Senn ein Schweiz. und oberd. Schrifswort (bayer., kärnth. Sendin Bergmagd), romanisch: ina chischada Senn = tem, Alpenherde; segniun unser Senn. Nach ihm kommt il tersiel (bedeutet sonst auch Herbstgras), der milkt und das Holz herbey schafft. Bey einer größern Herde gibt es zwey tersiels, in grou e in ping. Darauf der paster, welcher die Kühe hütet. Er hat meist einen Helfer, huob. Hgf. suner, sunrae eine Herde. Müller (Gesch. 2, 1, 113) hat urkundlich (1330) Senntum und Hirtentum. In diesem zu Achen geschlossenen Verkommnisse konnte leicht verschrieben werden, und ich möchte nicht mit ihm zweifeln, (3, 2, 236), das obige Senntum nicht eher aus Senty (Sanitätshaus II. 1410) zu deuten. „Item Stäris Sentum“ Zellw. Urk. \*) 1, 1, 157 u. 158. „Stäris Sennthum zwai lember.“ In einer Urk. 1468 findet sich Sennhof und es wird damit der Begriff verbunden „ouch vich ziehen und bi drifzig küen sumren und wintren.“ „Hand zwängig vnd vier küh in dieselben Alp tryben“ Zellw. Urk. 2, 2, 263. Pecuaria ein sänten oder haufen vichs; das Wydhirten vnd sänten, die kunst vnd art mit dem Wydh umzregor.“ Fries \*\*) „Sennen vaccarii“ Gesn. hist. a. 1, 58 (Schilter züirt so; allein ich fand das Wort l. c. nicht). „Säna (die) pecuarius. das Sänten“ Maal. \*\*\*) „Sennhütten, darinnen man käß macht, Caseale“ Maal. „Sentem Kuh“ W. †) 1585 N. 141. „Wenn einer für sich allein alpen will, mag er nicht mehr als 25 küh haben; und wenn zwey oder mehrere miteinander alpen, so sollen sie auch nicht mehr als 52 Kühe an ein

Sennten thun.“ W. Uri in Siegw. Strafr. 38 \*).

Um zur Etymologie überzugehen, so könnte man aus Scherz. gl. mit send, sent, synodus, sendbann, hannus synodalis, sentmäßig synodalis, sind, synd, synodus viel Lärm schlagen; man könnte der Ableitung aus dem lat. centum, engl. cent, fr. cent. in Breite das Wort sprechen; aber ich neige mich zu dem, was Rixner (HW. 2, 150) auf Schrank's Alpenreise verweisend, sagt: der Senne von senden, quasi mit dem Viehe vom Hause und Hofe auf die Alpen Wege sendeten.“ Damit muß zugleich Gesinde, holl. gozin, und namentlich die Zusammenstellungen bey Adlung verglichen werden.

\* \* \*

Wir wünschen schließlich recht sehr, daß diesem appenzeller Idiotikon bald auch andere von den übrigen schweizerischen Mundart = Gebieten folgen mögen. Sie werden sich mit dem Stalderischen (zu welchem übrigens ein uns Doppelte vermehrtes Manuscript von seinem Verfasser hinterlassen seyn soll), ja mit einem, das noch allgemeiner und durch und durch wissenschaftlicher gehalten wäre, Licht empfangend und Licht gebend, recht gut vertragen.

So könnten sich, scheint es, auch in unserm Bapern die historischen Vereine der einzelnen Kreise durch Veranlassung solcher Sammlungen, die auf nicht gar viel minder alterthümliches, als da Grabhügel, Mauern, Pergamente und dergleichen sind, ausgehen, nachhaltigen Dank verdienen. Als Muster für solche specielle Arbeiten dürfte in manchen Stücken nabebedenklich dieser appenzellische Sprachschatz empfohlen werden.

\*) J. R. Zellwegers Urkunden zu desselben Geschichte des appenz. Volkes. 3 Bd. Trogen 1850 — 1837

\*\*) Frisius.

\*\*\*) Pictorius.

†) Landbuch des K. Appenzell Innerrhoden v. 1585 wieder gedruckt St. Gallen 1828. 4.

\*) Constantin Siegwart — Müller Strafrecht der Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug und Appenzell. St. Gallen 1833.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. November.

Nro. 222.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

Leibniz's Dissertation de principio individui,  
herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr.  
G. E. Guhrauer. Berlin. Verlag von  
Weit u. Comp. 1837. gr. 8. 86 S.

(Fortsetzung.)

Nur zu vernehmlich spricht sich darin die allgemeine Unzufriedenheit mit den neueren Gestaltungen der Philosophie und dem anarchischen Zustande aus, in welchem sie schon seit Langem sich befindet. Alles fühlt das Unbehagliche, das Peinliche dieses autoritätslosen Zustandes, dieses rastlosen Umherschweifens in der Irre ohne Führer und Leitstern, und immer lauter und dringender wird das Bedürfnis, nur irgend einen festen Standpunct zu gewinnen, um von diesem aus sich wieder orientiren zu können. Wie nun das Studium der Geschichte der Philosophie allein es ist, durch welches eine solche Orientirung gelingen kann, so dient es zugleich auch dazu, der eingerissenen geistigen Anarchie Schranken zu setzen, indem es das beste und sicherste Mittel gegen alle Systemsucht und Ueberschätzung eigener Ideen ist. Denn wer einmal zu der Einsicht und Ueberzeugung gelangt ist, daß nur dasjenige System, das alle ihm vorausgegangenen in sich aufgenommen hat und ihre Vermittlung, Ergänzung und höhere Steigerung ist, das sich also an der Hand der Geschichte der Philosophie stetig entwickelt hat, einen Anspruch auf Wahrheit und Bedeutung haben könne, der wird hinlänglich die großen Anforderungen fühlen, die an ein neues System ergehen, und sich nicht ohne den entschiedensten innern

Beruf an den Aufbau eines solchen wagen, wenn überhaupt hier von einem eigentlich neuen Aufbaue die Rede seyn könnte, und nicht vielmehr das ganze Geschäft des Einzelnen sich nothwendig nur auf einen weiteren Ausbau beschränken müßte. Traurig auch wäre es, wenn die ganze frühere Arbeit des forschenden Menschengenies eine vergebliche gewesen, und immer nur wieder das alte Gebäude bis auf den Grund abgebrochen, und von Jedem ganz von vorne angefangen werden müßte. Aber auch nicht um bloße Wiedererneuerung verschollener Systeme, um blindes Annehmen früherer Vorstellungen und Ansichten kann es sich bey solcher geschichtlicher Begründung handeln, sondern lediglich um Verarbeitung des ganzen historischen Stoffes mittelst eines gleichsam geistig-chemischen Processes, durch den aus allen Systemen das Wesenhafte, Wahre und Beständige ausgezogen und das Zufällige, Falsche und Bestandlose davon abgetrennt wird. Denn jedes philosophische System von Einfluß und Bedeutung hat eine hinfällige, sterbliche Hülle, aber auch einen unvergänglichen, fortwirkenden Geist, und diesen von jener abzusondern und mit dem philosophischen Bewußtseyn der Gegenwart wieder lebendig zu verknüpfen: möchte wohl die Hauptaufgabe aller Speculation, aber auch zugleich ihre größte und schwierigste Kunst seyn.

Eine um so rühmlichere Anerkennung verdient es daher, daß die zur Lösung dieser Aufgabe erforderlichen geschichtlichen Vorarbeiten jetzt so thätig betrieben werden, und daß namentlich den eigentlichen philosophischen Lehrern der Menschheit, Plato und

Aristoteles, ein so eifriges Studium von Neuem gewidmet wird. Nach diesen beyden aber möchte unter den neueren Philosophen wohl keiner es mehr verdienen, mit specialgeschichtlichem Fleiße behandelt zu werden, als Leibniz, dessen Bedeutung für die deutsche Philosophie noch lange nicht hinreichend besprochen und gewürdigt ist. Leibniz selbst gehört zu denjenigen, dessen Philosophie in dem innigsten Zusammenhange mit der des Alterthumes steht.

Schon seine erste philosophische Bildung war eine gründliche geschichtliche durch ihren Zusammenhang mit der Scholastik. Wie man auch über diese urtheilen mag, ihren großen Werth in Beziehung auf gründliche historisch-philosophische Bildung wird Niemand in Abrede stellen können. Die Scholastik hing noch unzertrennlich mit der ganzen früheren Geschichte der Philosophie und namentlich der des Alterthums zusammen. Mit ihrem Sturze und ihrer Verdrängung durch neue selbständige Systeme ist ein Bruch zwischen der alten und neuen Welt entstanden, eine fühlbare Lücke, die nach und nach immer mehr sich erweitert hat, am größten aber durch die Kantischen Erschütterungen geworden ist. Seitdem fehlt der frühere Zusammenhang des philosophischen Bewußtseyns der Gegenwart mit dem der Vergangenheit, und dieser Mangel läßt sich selbst durch ein erst nachträgliches Studium der Geschichte der Philosophie, wie es jetzt allein noch besteht und bestehen kann, nur schwer mehr ersetzen. Man vergleiche nur unsere jetzigen Lehr- und Handbücher der Philosophie. Ein neues spekulatives Bewußtseyn, eine neue Anschauungsweise hat die alte fast ganz verdrängt, eine neue Kategorientafel den ganzen Horizont verändert. Die geistige Kette, durch welche die frühere Zeit noch mit dem Alterthume in lebensvoller Verbindung stand, ist in vielen Beziehungen gelöst und zerbrochen, und was davon auf uns gekommen, sind nur noch einzelne Ringe und Bruchstücke derselben. Allgemein ist jetzt die Klage über Ungründlichkeit des philosophischen Un-

terrichts und Studiums. Diese Ungründlichkeit ist aber eben so leicht zu erklären, als zu entschuldigen; denn sie ist eben nur eine nothwendige, unabwendige Folge jenes großen, in der Philosophie selbst vor sich gegangenen Bruches zwischen der alten und neuen Welt. Es ermangeln Lehrer, wie Schüler der geschichtlichen Basis, durch die sich der philosophische Geist namentlich während des Mittelalters herangebildet hat. Und mit dieser festen Grundlage der Wissenschaft sind auch allmählig ihre strengen Formen geschwunden, die jedenfalls eine treffliche Gymnastik des Geistes waren, so wenig sie auch sonst genügen mochten.

In dieser Beziehung ist denn auch Leibnizens *Dissertation de principio individui* merkwürdig, indem sie beweiset, wie dieser große Geist durch das Studium der scholastischen Philosophie den ersten Grund zu dem spekulativen Gebäude gelegt, daß ihn mit solchem Ruhme überlebt hat. Aber nicht bloß darum, sondern auch wegen der Wahl des Gegenstandes, die höchst wahrscheinlich nicht ohne Einfluß auf die später von ihm eingeschlagene philosophische Richtung war, ist sie wichtig. Die hier zu untersuchenden Fragen führten ihn unmittelbar auf den Gegensatz der Platonischen und Aristotelischen Philosophie zurück, und hätten ihn schon an und für sich veranlassen müssen, diese selbst zu seinem näheren Studium zu machen, wenn er nicht bereits von seinem Lehrer, dem wackeren Jakob Thomastius hierzu Anleitung erhalten und schon vor seiner Disputation mit dem Gedanken sich getragen hätte, eine *conciliationem Philosophiae Platonicae et Aristotelicae* zu schreiben. Eben diese frühzeitige Bekanntschaft mit der alten Philosophie und die lebhafteste Neigung zu ihr, die durch seinen nachherigen Lehrer Weigel in Jena neue Nahrung erhalten, ließen ihn auch nicht bey der Philosophie seiner Zeit stehen bleiben, sondern die scholastische Grundlage nur zum Ausgangspuncte und zum Mittel neuer Fortschritte benützen.

Als ein solcher erster Ausgangspunct ist auch diese früheste Druckschrift des damals sechszehnjährigen Leibniz zu betrachten, indem sie noch ganz dem scholastischen Standpuncte angehört. Aber gerade dieser letztere Umstand mußte gerechte Zweifel über die Wichtigkeit der von den bisherigen Biographen Leibnizens gelieferten Angabe rücksichtlich seines akademischen Bildungsganges erregen, indem hiernach Leibniz diese Dissertation erst nach seiner Rückkehr von Jena geschrieben und vertheidigt hätte, wogegen jedoch eben die scholastische Richtung spricht, welcher Leibniz in dieser Dissertation noch huldigt. Diesen Widerspruch darzutun, und zu diesem Behufe das Verhältniß gegenwärtiger Schrift zu der Bildungsgeschichte ihres Verfassers bis zum Zeitpuncte ihrer Abfassung zu erörtern, ist die erste Aufgabe, welche sich der Herausgeber in seiner kritischen Einleitung mit Recht gestellt hat.

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, &c.

(Schluß).

Der hierauf folgende Huiperht und sein Nachfolger Ottilio harmoniren mit den Salzburger und Emmeramer Verzeichnissen, desgleichen mit der Vita S. Bonifacii.

Vier Verzeichnisse bayerischer Herzoge:

1. aus dem Congestum Arnonis.
2. Aus den brevibus notitiis.
3. Aus der Schrift Arnolds von Bobburg.
4. Aus dem Necrologium San-Petrense, von denen die drei ersteren aus Urkunden genommen sind, flicheru uns die Reihe der agilolfingischen Herzoge von der Ankunft des h. Ruperts bis auf Thassilo II. herab auf eine Weise, die keine Hypothesen zu erschüttern im Stande ist. Denn was hier aus dieser Quelle gewonnen ist, hat, gegen jede

andere, nicht aus ihr genomene Herzogsreihe gehalten, den unbestrittensten Vorzug. Die Mönche von St. Peter in ihrem Auszug der neuesten Chronik, 1784, haben dabei Unrecht, wenn sie behaupten: „In so lange nicht die Theodonen in solche Wichtigkeit gebracht sind, daß auch keine Bischöfe und Aebte, die die Kirche Salzburgs regierten, dürfen ausgemustert werden, in solange würden sich die St. Petrensischen Mönche von ihrer — — uralten Uebergabe (Tradition) nicht abwendig machen lassen, noch minder eines andern überreden“ (Kleinmannern p. 109, §. 151.) d. h. die Reihe der Bischöfe und Aebte von Salzburg bestimmt die Reihe der bayerischen Herzoge. Allein, ich wiederhole es, die Mönche haben darum Unrecht, weil die Reihe dieser Salzburger Vorstände, wie sie in der Conversio oder vielmehr nach der Vita primigenia vorkommt, erst im Jahre 875 verfaßt, weil zwar jene des anonymen Poeten aus dem Anfange des IX. Jahrhunderts mit der vom J. 875 übereinstimmt (Kleinmannern p. 117); die angeblich älteste jedoch aus den Zeiten Arno, oder wohl gar noch früher im Necrologio San-Petrense gerade die aller fehlerhafteste ist (Kleinmannern p. 116) und an Mängeln leidet, die wir gelegentlich dieses Necrologs als Quelle angegeben haben. \*) Welches Vertrauen sollen wir nun in eine Liste setzen, von der wir wissen, daß sie erst in der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts gefertigt, zwar, wie wir eingesehen wolten, nach Vorlage älterer Listen; aber eben an diesen älteren Verzeichnissen haben wir jene Mängel und Fehler entdeckt. Wir können indessen selbst zugeben, die Liste vom Jahre 875 sey ächt, wenn sie gleich nicht den Vorzug hat, wie unsere bayerische Herzogs-Liste, auf Diplomen zu beruhen; welche der beiden Listen verdient alsdann größere Beachtung, die Bischofs-Liste, oder das aus den besten Quellen geschöpfte Herzogs-

\*) Aus einem Berichte des Königl. Legationsrathes von Koch-Sternfeld an die Frankfurter Gesellschaft d. d. 15. Nov. 1820 in Pertz Archiv Bd. III. p. 101 seq. p. 106 ist zu sehen, daß man alle Ursache hat, der Salzburger Bischofs- und Aebte-Reihe nicht unbedingt zu trauen, indem in einem Codex membr. in 4., K. N. 251 überschrieben, über den hl. Rupert und seine ersten Nachfolger in der Abtey, Einschriebel von einer ganz neuen Hand aus dem 13. Jahrhundert sich zeigen, wovon der Urtext keine Sybe erwähnt; dieß geschah vermuthlich, um den Ursprung des Stifts hinaufzurücken.

Verzeichniß? Sicher das Letztere! — Und darf nun nach den Regeln der Kritik die Forderung gemacht werden, man solle eine durchaus bewährte, mit den übrigen Quellen im Einklange stehende Liste der agilolfingischen Herzoge, von Theodo II. an bis auf Thassilo II. nach der Liste der Salzburger Kirchen-Vorstände, die sich dieser Vorzüge keineswegs zu erfreuen hat, bestimmen? Gewiß! dieß wäre eine höchst ungerechte Forderung!

Ist nun in der Folge der bayerischen Herzoge von S. Ruperts Theodo bis auf Odilo, den Vater des letzten regierenden Agilolfingers, nirgends eine Unterbrechung sichtbar, sondern läßt sich bei jedem Gliede nachweisen, wer ihm gefolgt; sey es nun in der Art, daß auf den Vater der Sohn, oder auf den Vorfahrer der unmittelbare Nachfolger kommt: so kann man hiernach auch die Zeit bestimmen, wann S. Rupert nach Bayern gekommen. Theodo und sein Sohn Theodebert wirkten für dieses Heiligen Stiftung, Rupert überlebte den erstern; folglich haben wir bis zu Odilo im Jahre 757 zwei Herzoge, erstens Theodebert, zweitens seinen Sohn Huibert.

Es ist diesem nach erstens in die Augen fallend, daß, bei der angegebenen und wohlbegründeten Folge der agilolfingischen Herzoge, der heil. Rupert in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts unmöglich nach Bayern gekommen seyn kann. Seine Ankunft muß vielmehr in das Ende des VII. Jahrhunderts gesetzt werden. Da wir ferner die ununterbrochene Reihe der bayerischen Herzoge von Ruperts Auftreten in Bayern bis auf Thassilo II. nicht nur aus den drei Salzburgerischen Dokumenten, sondern auch aus Arnold von Böhburg kennen (mit Ausnahme Theodwalds, den uns die Vita S. Corbiniani giebt); so folgt

Zweitens, daß es in der angegebenen Zeit neben diesen Herzogen unmöglich noch andere gegeben haben sollte, die in andern Theilen des Landes die Herrschaft ausgeübt hätten. Die Möglichkeit der Coexistenz mehrerer Herzoge vor S. Ruperts Ankunft wird damit keineswegs in Abrede gestellt, allein, dieß historisch zu erweisen, fällt beim Mangel der Quellen unmöglich.

H. J. hat die Dokumente, die wir in Bezug auf die Herzogs-Reihe angeführt und erläutert, höchst willkürlich und ganz gegen ihre Natur behandelt, indem er von ihnen entweder zu viel forderte, oder sie zu sehr erhob, oder zu tief herabsetzte. Alles dieß ist geschehen, um der Salzburger Tradition die

Oberhand zu verschaffen. Was H. J. p. 48 — 54 sagt: „das alte System stehe mit keinem andern Dokumente in Widerspruch,“ das ließe sich ohne besondere Mühe widerlegen. Es ist zunächst diese eigenthümliche kritische Behandlung, welche H. J. den Dokumenten zugewendet hat, die uns zur Ueberzeugung führt:

1. H. J. Angriff auf das Babilon-Hansiz'sche System sey nichts weniger als gelungen,
2. das besagte System ruhe der Hauptsache nach auf festem Grunde in Ansehung der bayerischen Herzogs Reihe, da es mit den urkundlichen Auszügen des Congestis, der brev. notit. und des Arnolds von Böhburg übereinstimme und selbst dem Necrologium San-Petrense nicht widerspreche.

Noch besser würden wir den Jilz'schen Angriff auf das Babilon-Hansiz'sche System in seiner Nichtigkeit darstellen können, wollten wir uns über den religiösen Zustand Baiwariens zu Ende des VI., im VII. und VIII. Jahrhundert bis auf Bonifacius verbreiten. Ein durchgehend haltloser Punkt im Systeme des H. J. ist das Wormser-Episcopat des heil. Rupert im VII. Decennium des VI. Jahrhunderts (576); denn es ist bekannt, daß die rheinischen Kirchen um vieles älter, als die Kirchen von Salzburg, Regensburg, Freising seyen, weil Salzburg von einer rheinischen Kirche aus gegründet wurde. Aber die Kirchen von Worms und Speyer können ihre Bischöfe urkundlich nicht höher, als in die Zeiten Dagoberts hinaufführen. Die Beweise sehe bei Löbel in den Act. Theodoro-Palat. T. VII. p. 149 und 153. Auch ist hergestellt, daß die fränkischen Vornehmen — und S. Rupert war ja: *ex regali progenia Francorum ortus* — Ende des VI. Jahrhunderts noch keine bischöflichen Würden bekleideten. (Siehe von Roth's academische Rede 1830, „vom Einflusse der Geistlichkeit unter den Merowingern“ S. 15, Not. 55.)

Schließlich verdienen einige starke, leidenschaftliche Ausdrücke, deren sich H. J. wider seine Gegner bedient, eine Rüge: z. B. p. 48 „wenn . . . (die bayerischen Gelehrten) den Gesetzen der Vernunft folgen, und wenn sie, diese verläugnend, dem Hansiz'schen Systeme sich überlassen“ — p. 39 Hansiz's Behauptung „kann und muß nur Abscheu und Unwillen erregen.“ Ebenfalls findet H. J. das Hansiz'sche System „nicht nur gering, sondern auch böshaft,“ und auf derselben Seite der Ausruf: „Welch ein frevelhafter Spott gegen ein hochheilig's Kirchenhaupt“ (S. Rupert)!

Dr. G. Th. Rudhart.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. November.

Nro. 223.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

P. Rutilii Lupi de figuris sententiarum et elocutionis libri duo. In usum scholarum explanavit Friedericus Jacob, Director Lubicensis. Lubecae apud bibliopolam de Rohden, 1837. XVI. 56.

Während in den Schriften der uns bekannten griechischen Rhetoren die Beyspiele, welche zur Erklärung der Theorie angeführt werden, fast insgesammt aus den erhaltenen Reden, größtentheils des Demosthenes, selten der andern genommen sind, finden wir in obiger lateinischen Bearbeitung eines beschränkten Theiles der Rhetorik, der sogenannten Figurenlehre, die Belege theils aus unbekanntem Rednern, wie Charisius, Cleochares, Daphnis, Demochares, Hegesias, Pytheas, Stratoeles u. a., theils aus verloren gegangenen Reden bekannter wie des Lysias, Demosthenes, Lyeurgus, Dinarchus, geschöpft, und da diese für sich immer einen vollständigen Gedanken bilden, so besitzen wir hierin eine Sammlung schöner, vorzüglich ausgearbeiteter Sentenzen griechischer Redner. Diese Reichhaltigkeit der Beyspiele war es, welche Ruhnken seine (bekanntlich hoch geschätzte) Ausgabe zu besorgen bewogen hatte; dennoch ist dieß nur ein Auszug oder Compendium, welches Rutilius Lupus (zur Zeit des Augustus) aus den vier Büchern seines ältern Zeitgenossen, des Gorgias, wie es scheint, zum Gebrauche der lateinischen Jugend veranstaltete. Wer aus den Schriften des Cicero weiß, welchen Werth die Alten auf diese Lumina orationis gelegt haben, und wie in dem Unterrichte in der Rhetorik diese Lehre einen

integrirenden Theil bildete, wird nicht so verächtlich wie Ruhnken, auf die Sache selbst sehen. Der neue Herausgeber versucht es gerade zu, den alten Gebrauch wieder einzuführen und die Brauchbarkeit des Rutilius als Hülfsbuch zur Auffindung und Darstellung eigener Gedanken hervorzuheben; die Schüler der obern Classen der Gymnasien werden angehalten, ähnliche Gedanken und Sätze aufzufinden und sie in dieselbe Form zu kleiden, in welcher sie bey Rutilius erscheinen; erst wenn sie in dieser Methode gehörig geübt sind, wird zur Bearbeitung eines besondern Themas geschritten, während der gewöhnliche Uebergang von dem Uebersetzen in das Lateinische zur Bearbeitung eines eigenen Stoffes in dieser Sprache viel zu schwierig erscheint, und gewöhnlich nur Worte, selten aber Gedanken in richtiger Folge hervorbringt. Dieß Verfahren können wir nur billigen; doch bedarf es dazu nicht gerade des Rutilius; dieselben Dienste und für den ersten Anfang gewiß noch besser leistet das vierte Buch des Autor ad Herennium.

Diese Rücksicht auf die Schule war für die Constitution des Textes nicht ohne Folge; der Herausgeber mußte bey jeder verderbten Stelle — und ihre Zahl ist nicht gering — immer etwas dem Gedanken Entsprechendes und Verständliches, wenn auch die Richtigkeit der Worte nicht zu verbürgen war, setzen; die genaue Angabe der Varianten — auch das neue von C. Schöpfer aufgefundenene kleine Fragment ist benutzt — gestattet jedoch dem Leser die Prüfung jeder Aenderung und kann bey manchem die Veranlassung geben, das Richtige zu fin-

den. Viel trägt dazu bey, den geeigneten Ausdruck des Originals sich zu vergegenwärtigen, überhaupt lohnte es sich der Mühe, diesen schönen Gedanken auch wieder ihre schöne Sprache, aus der sie übertragen sind, zu leihen; aber nur dann, wenn man mit den attischen Rednern sehr vertraut ist, wird man sich mit der Hoffnung etwas Erträgliches oder Genügendes zu leisten, schmeicheln dürfen. H. Dir. Jakob hat sein kritisches Talent auch hier dargelegt; wie sehr man aber Grund hat, oft abweichender Meynung zu seyn, mag ein Beispiel darthun; wir wählen II. 19.

AETIOLOGIA. Hoc schema efficitur ratione brevi et sententiosa, ita ut quod dubium est visum, ad certam fidem adduci videatur. Quod vobis, Athenienses, in suadendo assentiuntur, vos fallere possunt. Nam dictum ad voluntatem auditoris obscurat veritatem quaestione utilitatis. Sed ab iis qui suadent, quod vobis non jucundum est, decipi non potestis. Non enim sententias vestras valent commutare, nisi vobis evidens bonum sui consilii patefecerint.

Die Lesart der Handschriften ist obscuratum erat quaestione, woraus N. Stephanns mit richtigem Gefühle des erforderlichen Gedankens obscurat omnem utilitatis inquisitionem machte; Nutzen legt mit seltenem Mißgriffe in jene Worte die Bedeutung: nam assentatio latebat sub quaestione utilitatis. Was Hr. Jacob schreibt: obscurat veritatem, giebt zwar dem Gedanken die erforderliche Allgemeinheit, wornach nur das Präsens stehen kann, setzt aber jener veritas die quaestio utilitatis entgegen, welche doch wie die folgenden Worte evidens bonum lehren, den Zweck des Sprechenden bilden; das Richtige ist obscurat quaestionem utilitatis. Es gehört dieser Gedanke zu den

wenigen bey Autilius, von welchen wir das Original selbst nachzuweisen im Stande sind; es sind Worte eines Redners, welcher sonst nie bey unserem Autor erwähnt ist, des Isokrates aus der Rede über den Frieden S. 10.; wir geben die Stelle im Zusammenhange sowohl zur Berichtigung mancher Bemerkungen der Herausgeber, als auch um die Art des Uebersetzens der Alten betrachten zu können:

*καίτοι προσῆκει ὑμᾶς ὑπὲρ ᾧν ἡβούλεσθε ζητεῖν τὸ τῆ πόλει συμφέρον, μάλλον τοῖς ἐναντιούμενοις ταῖς ὑμετέραις γνώμαις προσέχειν τὸν νοῦν ἢ τοῖς καταχαριζομένοις, εἰδότας ὅτι τῶν ἐνθάδε παρίοντων οἱ μὲν ἄβούλεσθε λέγοντες, ῥαδίως ἐξαπατᾶν δύνανται· τὸ γὰρ πρὸς χάριν ῥῆθὲν ἐπισκοτεῖ τῷ καθορᾶν ὑμᾶς τὸ βέλτιστον, ὑπὸ δὲ τῶν μὴ πρὸς ἠδονὴν συμβουλευόντων οὐδὲν ἂν πάθοιτε τοιοῦτον· οὐ γὰρ ἔστιν ὅπως ἂν μεταπεισῶνται δυνηθεῖεν ὑμᾶς, μὴ φανερόν τὸ συμφέρον ποιήσαντες.*

Man könnte hier die Vermuthung aufstellen, daß nicht nur der Name des Redners, welcher unentbehrlich ist, sondern auch anderes noch ausgefallen, und der Gedanke in seiner Vollständigkeit, wie wir ihn bey Isokrates lesen, lateinisch übertragen war.



Leibniz's Dissertation de principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Gubrauer. Berlin. Verlag von Veit u. Comp. 1857. gr. 8. 86 S.

(Fortsetzung.)

Er geht dabei zuvörderst von dem Zeitpunkt, da Leibniz, nach übereinstimmenden Berichten, die Universität seiner Vaterstadt Leipzig bezog, nämlich im Frühjahr 1661, und dem auf dem Titel der Dissertation angegebenen Tage ihrer Erscheinung, den 30. May 1663, als den festen



Puncten für seine Untersuchung aus, und knüpft daran die Fragen: welche Lehrer in der Philosophie und Mathematik und den übrigen damit in Verbindung stehenden Wissenschaften derselbe während des hier abgesteckten Zeitraumes gehört habe; wie weit der Complex der Einflüsse und Bedingungen gehe, welche die Schrift *de principio individui* in ihrer Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit, wodurch sie mehr oder weniger zu allen späteren Leistungen in einem gewissen Gegensatz sich verhält, hervorbringen halfen, und bis zu welchem Grade sich das historisch darüber bis jetzt Ermittelte in der innern Beschaffenheit der Schrift selbst nachweisen lasse, und uns ihr Verständniß erleichtere.

Da nun aus den Quellen und sämtlichen daraus gestoffenen Biographien Leibnizens sich die Thatsache ergibt, daß Leibniz überhaupt auf zwey Universitäten, nämlich zu Leipzig und zu Jena, Vorlesungen gehört, und beyde Universitäten auf seine wissenschaftliche Bildung die reichhaltigste Wirkung geäußert, jedoch eine Wirkung, die in gewissen wesentlichen Stücken nothwendig eine sich entgegengesetzte war, und da dem zu Folge der junge Leibniz die Aufgabe hatte, diese hervortretenden inneren Gegensätze in seinem Geiste auszugleichen, so entsteht zunächst die Frage: Wann trat diese für die Geschichte seiner Bildung, wie für die richtige Unterscheidung und Würdigung seiner ersten Schriften so wichtige Epoche ein: vor der Abfassung der Schrift *de principio individui*, oder nach derselben? und wieder: wann hat Leibniz diese seine Abhandlung geschrieben: vor seinem Abgange nach der Universität Jena, oder vielmehr erst nach seiner Rückkehr von dort in seine Vaterstadt, d. h. trafen Leibnizens Aufenthalt und Bildung in Jena in den Zeitraum vor oder nach dem Frühling des Jahres 1663. Bey der sich hieran anknüpfenden Untersuchung sind die beyden Hauptbedenken, fürs erste, daß, wenn Leibniz, wie bisher allgemein angenommen worden, diese Abhandlung erst nach seiner Rück-

kehr von Jena geschrieben hat, es nothwendig auffallen muß, daß keiner der Jenaer Professoren, namentlich Erhard Weigel, darin genannt, ja auch nur von ferne angedeutet ist, während doch gerade Weigel auf Leibniz eine höchst bedeutende und eigenthümliche Wirksamkeit geübt hat; und fürs zweyte, daß diese Dissertation in einem unverkennbaren Gegensatz zu denjenigen späteren Schriften Leibnizens steht, welche er ebenfalls noch als Hochschüler (zwischen den Jahren 1664 und 1666) geschrieben hat, indem diese schon eine entschiedene Erhebung über die scholastische Philosophie bezeugen, während sich jene erste Abhandlung noch ganz innerhalb des Gebietes der Scholastik bewegt. Zu diesen Bedenken gesellt sich aber noch überdies der Widerspruch zwischen den Angaben Eckharts (in dessen Lebenslauf Leibnizens) und denen der *Acta Eruditorum* in Bezug auf den Aufenthalt und die Studien Leibnizens in Jena und über gewisse andere Lebensumstände, welche mit dieser Angelegenheit zusammenhingen, ein Widerspruch, der seine Lösung und Entscheidung zu Gunsten der letzteren Quelle durch den Opp. IV, I. 19 — 20. befindlichen Brief, den Leibniz als Student aus Jena an seinen Lehrer Jakob Thomasius nach Leipzig d. d. 2. Sept. 1663 geschrieben hat, findet, und woraus also mit voller Bestimmtheit hervorgeht, daß Leibniz zu allererst nach dem 30. May 1663, also nach gehaltenener Disputation *de principio individui* seine Vaterstadt verlassen, daß er nämlich damals nach Braunschweig zu seinem Oheim und alsdann nach Jena sich begeben, wo er den Sommer zu seiner Bildung benutzte.

An diese erste Untersuchung schließt sich sodann (S. 36) die weitere Frage: welche Deutung dieser Schrift in Ansehung ihres Gegenstandes, Princips und der Methode, in einer genetischen Betrachtung der gesammten Leibnizischen Philosophie gege-

ben werden könne. Das Resultat dieser Erörterung ist (S. 44) dieses, daß auf die Aufgabe an sich selbst, auf die Frage über das Princip der Individualität, kein besonderes Gewicht zu legen sey, dahingegen der Geist der Dialektik, welcher, von dem besonderen Gegenstande abgesehen, in dieser Schrift walte, nämlich der Nominalismus, seinem geschichtlichen und dem innern Bezüge nach, hervorzuheben sey. Denn man sehe den nämlichen Geist durch alle Phasen der Entwicklung der Leibnizischen Philosophie, als einen charakteristischen Typus wiederkehren. So isolirt daher diese Dissertation (S. 38) in Bezug auf spätere, reifere Produktionen dieses großen Geistes sich darstelle, so werde doch durch die Beschaffenheit dieser ersten Jugendleistung Leibnizens Philosophie von einem neuen Gesichtspuncte aufgeschlossen. Denn es sey von nicht geringer Bedeutung, daß Leibniz, dessen welthistorische Stellung in den wichtigsten Bezügen als eine vermittelnde sich bekunde, schon hier, da er noch Scholastiker gewesen, für den Nominalismus oder, im modernen Sinne des Wortes, für den Realismus sich entschieden. Darin zeige er sich als den Beweger der Geschichte, daß er, noch wie durch Instinkt, des Principis sich bemächtigt habe, wodurch der zur Zeit noch fortdauernde Kampf der Ansichten und Interessen zu Gunsten des Fortschrittes des menschlichen Geistes zuletzt entschieden werde. Der Herausgeber weist sodann (S. 40 ff.) zum Belege, wie tief der Nominalismus in Leibniz Wurzel gefaßt, auf die Lobrede hin, welche derselbe mehrere Jahre später in der Abhandlung *de stylo philosophico*, mit besonderer Beziehung auf Physik, dem Nominalismus gehalten. Was dort in Klarheit als eine freye Reflexion sich ausspreche, die nämliche Tendenz habe sich in der *Dissertation de principio individui* in konkreten Formeln und Bestimmungen einen Ausdruck gegeben.

Hier wird nämlich gefragt (S. 2.), welches das reale oder physische Princip in endlichen

geschaffenen Substanzen sey, wodurch diese von dem Verstande als individuirte, numerisch verschiedene Wesen (*entia*) gedacht werde. Die lateinische Antwort Leibnizens hierauf ist (S. 4.), jedes Individuum *individuire* sich durch die Totalität seiner Natur, seines Begriffes: *pono igitur: omne individuum sua tota Entitate individuatur*. Hier sey allerdings, bemerkt der Herausgeber (S. 44), eine Verwechslung der verschiedenen Kategorien der Quantität und Qualität, keine von beyden sey in Frage und Antwort rein gedacht, wenigstens werde in der Antwort die Quantität, worauf es eigentlich ankomme, im Grunde schon vorausgesetzt. Diesen dialektischen Fehler übergehend und die jener Bestimmung zu Grunde liegende konkrete und unmittelbare Auffassung der Natur berücksichtigend, sey zu bekennen, daß, für jene Zeit, in Leibnizens nominalistischer Entscheidung etwas Großes liege, nämlich die Auerkennung der Selbstständigkeit und Geschmäßigkeit der Natur der Dinge gegenüber der Reflexion endlicher Geister. Es sey aber überdies dieser Gedanke von Leibniz ausdrücklich (S. 25.) ausgesprochen. Die Skotisten nämlich setzten in ihrer *Haecceitas* eine Relation der Dinge zu dem Verstande. Leibniz verwerfe sie aber. In den göttlichen Verstand könne keine Relation fallen, nach dem Grundsatz: *non cadit in Deum accidens*. „*Sed si omnis intellectus creatus tolleretur, illa relatio periret, et tamen res individuarentur, ergo tunc se ipsis*.“ Eine weitere Folge dieses Principes, vielleicht nur ein modificirter Ausdruck desselben sey die Bestimmung: das Princip der Individualität, d. h. hier den Begriff des Dinges in seiner Totalität, als ein Positives zu setzen, in sich selbst nach seinen inneren Bestimmungen Beschlossenes.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. November.

Nro. 224.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, Philosophiae Doctor, in Lyceo Hannoverano Conrector, Societatis Litter. Teutonicae sodalis. Editio altera auctior et emendatior. Jenae typis et sumtibus Frederici Frommann. 1835. 8. XVIII. und 478 Seit.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae. Kritisch berichtigt und erläutert von Reinhold Klog. Leipzig bey C. W. Schwitzert. 1835. 8. XX. und 635 S.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemani animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis. Ad codd. Mss. recens collatorum editionumque veterum fidem denuo recognovit, aliorum ineditam suamque annotationem, excursus et indices adjecit Georgius Henricus Moser, Ph. Dr. Gymn. Ulm. Rector et Prof. tres tomi. Hannoverae in bibliopolio aulico Hahniano. 1836. 8. T. I. XXVIII. und 612 S. T. II, 478 S. T. III. 437 S.

Das uns in den drey genannten Ausgaben dargebotene philosophische Werk des vielseitigen Römers gehört zu denen, welche dadurch, daß sie die wichtigsten und zugleich mehr der praktischen Seite der Philosophie angehörigen Gegenstände behandeln,

vor andern vielfach gelesen und deshalb auch bearbeitet worden sind. Ist nun dieses viel allgemeiner Interesse, das natürlicher Weise das mehr Praktische und Populäre vor den in die schwierigeren Theile der Wissenschaft zurückgehenden Untersuchungen vorans zu haben pflegt, ein sich von selbst aufdringender Grund der größeren Verbreitung dieser Schriften, so ist ein anderer wohl in der Persönlichkeit des Schriftstellers selbst zu suchen, der als Staatsmann und Redner von vornherein schon in solchen die wichtigsten Fragen des Lebens berührenden Untersuchungen ein Vertrauen zu erwecken im Stande ist, das für andere Gegenstände der Philosophie ebendarans minder hervorgehen kann. Denn die Redekunst, auf die doch eigentlich alle Studien Ciceros und auch seine philosophische Bildung ursprünglich abzweckten, ist durchaus eine populäre Kunst, und hat, wie vorzüglich Aristoteles in seiner Rhetorik darzuthun sucht, keineswegs die Aufgabe, in irgend ein besonderes Gebiet des Wissens vollkommen einzudringen, sondern vielmehr die Schätze allgemeiner Lebenserfahrung und vorzüglich der Staatswissenschaft zu benutzen, um daraus die Sätze und Prämissen zu entnehmen, durch deren kunstgeübte Anwendung und Verbindung wir die beabsichtigte Ueberzeugung bey den Zuhörern hervorbringen vermögen.

Sehen wir nun gleichwohl Cicero sich auch nicht wenig mit den dialektischen Untersuchungen der neuern Akademie beschäftigen, so erkennt er hierin, wie er selbst an mehreren Orten gesteht, die Wichtigkeit dieser Disciplin für die eigentlich formale

Seite der Rhetorik an, indem diese vorzüglich geschickt macht, dadurch, daß jede Sache ab utraque parte betrachtet wird, das Wahrscheinliche zu erkennen; denn eben darin treffen die Rhetorik und die akademische Philosophie, freylich aus verschiedenen Gründen, zusammen, daß beyde nicht auf das Wahre, sondern eben nur auf das Wahrscheinliche ausgehen. Für die Rhetorik läßt sich die Wichtigkeit dieses Grundsatzes wohl nicht leicht verkennen. In wiefern aber derselbe auch für die Philosophie gelten könne, diese Frage würde, als eine zu ausführliche Untersuchung verlangend, hier jedenfalls zu weit abliegen. So viel scheint gewiß, daß er für die ganze Art und Methode des Philosophirens, die Cicero befolgt, mag man nun Mängel oder Vorzüge darin erkennen, von größter Bedeutung ist, und für einen Bearbeiter solcher philosophischer Schriften läge wohl darin Aufforderung genug, eine Kritik dieses Grundsatzes zu versuchen, worin eine der Philologie und philologischer Behandlung eines Autors fremde Aufgabe erblicken zu wollen, gewiß unrichtig wäre. Ueberhaupt glauben wir, läge einem Herausgeber philosophischer Werke, der mehr als einen möglichst berichtigten Text zu liefern verhat und eine umfassendere Bearbeitung seines Schriftstellers beabsichtigt, ob, auch die philosophische Benutzung desselben im Auge zu haben und dieselbe gewissermassen als eine Monographie für die Geschichte der Philosophie zu betrachten, wodurch größeren Werken auf diesem Gebiete bestens vorgearbeitet würde. Cicero, dessen Wichtigkeit für die Kenntniß solcher Systeme, die uns in den Originalschriften verloren gegangen sind, nicht zu verkennen ist, und dessen Darstellung sich vor den sonstigen Compilationen der Griechen, die sich erhalten haben, höchst vortheilhaft auszeichnet, würde gleichwohl das kritische Talent und die Combinationsgabe eines Herausgebers würdig genug beschäftigen, da wir aus Darstellungen, die solchen Werken entnommen sind, die wir selbst noch besitzen

oder wenigstens in lauterern Quellen erhalten haben, erschen können, wie er manchmal etwas ungründlich zu verfahren pflegte. Hier gäbe es ohne Zweifel Stoff genug zu Erläuterungen und Berichtigungen.

Ob und in welchem Grade wir nun die drey vorliegenden Ausgaben nach diesem Maassstabe beurtheilen können, werden wir nunmehr zu zeigen versuchen.

Hr. Kühners Ausgabe erscheint hier in der zweyten Bearbeitung, im Wesentlichen den Plan der ersten nicht verlassend, sondern nur in vermehrter und verbesserter Gestalt. Da Hr. K. keine eigenen Hülfsmittel zur Constituirung des Textes besaß, so gibt er, wie in der ersten Auflage einen Abdruck der Wolfischen, so hier in der zweyten der Drellischen Recension. Jedoch unterließ er keineswegs, die Varianten nach dem Drellischen Apparat durchgängig einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, wovon die Folge war, daß sein Urtheil öfter von dem was Dr. in den Text nahm, abwich; dadurch ist denn natürlich auch zwischen seinem Text und dem Commentare eine Ungleichheit entstanden, die schon der Rec. in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft gerügt hat, und die allerdings auf den ersten Anblick etwas befremdet, wenn man z. B. in den Noten mit Entschiedenheit etwas, auch urkundlich nicht besser Empfohlenes, zurückgewiesen findet und es dennoch in dem Texte lesen muß; gewiß aber wird es jedem recht entschuldigend erscheinen, wenn er es, wie wir, als Folge einer Hr. K. durchaus eigenen Bescheidenheit annimmt, die gewissen höchst anspruchsvollen Arbeiten gegenüber um so wohlthüender uns berührt, als in vielen Fällen Hr. K. wirklich das Wahre setzen zu haben scheint.

Der Commentar selbst enthält außer der Prüfung der Lesarten, Erläuterungen des Sprachgebrauches theils im Allgemeinen, theils insbesondere

der philosophischen Ausdruckweise Ciceros, ferner des Gedankens einzelner Stellen und ihres Zusammenhangs, mit den nöthigen historisch-philosophischen Nachweisungen und ist in beyder Hinsicht ziemlich reichhaltig und im Ganzen durchaus befriedigend.

Von besonderer Wichtigkeit aber sind die Prolegomena, die vorzüglich zur philosophischen Erläuterung dieser Schrift bestimmt sind, und folgende Abschnitte enthalten:

- I. De universa philosophia apud Romanos.
- II. De Cicerone ejusque universa philosophia.
- III. De Ciceronis philosophia morali.
- IV. De Tusculanis Disputationibus.
- V. De fontibus, quibus Cicero usus est in Tusculanis.
- VI. De proprio Ciceronis philosophandi genere.
- VII. De disputandi genere, quo Cicero usus est in Tusculanis.
- VIII. De pretio, quod statuendum est Tusculanis.
- IX. De critica Tusculanarum.

Daran schließt sich ein *Conspectus* von jedem einzelnen Buche.

Man kann aus den Ueberschriften selbst leicht den Gang der Untersuchungen abnehmen, die denn im Ganzen recht gründlich und klar durchgeführt sind und gewiß im Allgemeinen den Leser auf den richtigen Standpunct stellen, den philosophischen Gehalt dieser Bücher zu beurtheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Leibniz's Dissertation de principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin. Verlag von Veit u. Comp. 1837. gr. 8. 86 S.

(Schluß.)

Die Voraussetzung jeder Negation, argumentire Leibniz, sey selbst ein Positives. Es

seyen, dieß sind des Herausgebers Worte Seite 45, Abhandlungen schlummernder Genialität. Das Schlechte in diesen Argumentationen rühre von dem Haftten an dem starren Eus der scholastischen Metaphysik und dessen gegebenen fixirten Bestimmungen her, was die Ursache der meisten Irrsäte auf dem Boden jener Spekulation sey. Klar und übersichtlich, wie Leibnizens Abhandlung gehalten sey, werde sie übrigens überhaupt mehr für einen willkommenen Beytrag zur nähern Kenntniß der Geschichte der scholastischen Philosophie anzusehen seyn, als daß sie eines weitläufigen Commentars bedürfte, welcher zu bald in die allgemeine Geschichte dieser Philosophie selbst hinüberführen würde.

Nachdem der Herausgeber mit diesen und einigen anderen Bemerkungen den Inhalt und die Tendenz der Dissertation im Allgemeinen zu charakterisiren gesucht hat, bespricht er S. 50 ff. in Kürze auch noch die ihr angehängten Corollarien, berichtet sodann das Nähere über das Vorkommen des auf der königl. Bibliothek zu Hannover befindlichen Exemplares dieser Dissertation, \*) und fügt schließlich S. 56 — 60 als eine Art von Ergänzung der historischen Einleitung des Thomastius, welche er weniger wegen ihres wissenschaftlichen Gehaltes, als der darin enthaltenen persönlichen Beziehungen auf Leibniz habe mitabdrucken lassen, einige kurze Noti-

\*) Sie ist in Quart gedruckt und mit noch acht akademischen Dissertationen zusammengebunden, welche sämmtlich zur Familie Leibniz einen Bezug haben, und worunter sich auch die beyden juristischen Abhandlungen unseres Leibniz befinden, das Specimen quaestionum philosophicarum ex jure collectarum, sammt den noch ungedruckten drey Corollarien, und der zweyte und selbständige Theil seiner juristischen Abhandlung: De conditionibus, welcher nachher, mit der ersten in Ein Ganzes zusammengeschmolzen, in die Specimina juris aufgenommen worden.

zen über das Leben und die Schriften der von Leibniz benutzten Schriftsteller bey.

So weit die kritische Einleitung, welche Hr. Dr. Guhraner der Leibnizischen Dissertation vorausgeschickt hat, die aber leider, wie auch das Uebrige, voll der unverzeihlichsten und, mit Ausnahme zweyer, auch nicht einmal verzeichneter Druckfehler ist. So findet sich z. B. gleich in der Vorrede des Thomassinus S. 62, Z. 10 eine Lücke, in der nicht weniger als sieben Worte ausgelassen sind, nämlich nach quas die Worte: in hanc cathedram eduximus, theses metaphysicae: quae etc. Was aber den Inhalt der Dissertation de principio individui selbst betrifft, über den wir oben lediglich des Herausgebers Bemerkungen wiedergegeben, so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, Hr. Dr. Guhraner möchte demselben eine größere Aufmerksamkeit und ausführlichere Darstellung geschenkt haben, da doch Leibniz, selbst in seinen späteren Jahren noch unter denjenigen speculativen Fragen, „worüber die tieferen Scholastiker Ansehnliches gedacht und geschrieben hätten,“ das Princip der Individualität ausdrücklich angeführt und anderwärts bekannt hat, daß es ihn niemals gereut habe, sich mit dieser scholastischen Frage schon in seiner Jugend beschäftigt zu haben. Namentlich aber wäre es verdienstlich gewesen, wenn zugleich gezeigt worden wäre, welche Entwicklung dieses Princip in der späteren Periode der selbständigen Gestaltung der Leibnizischen Philosophie gefunden, und wie sich überhaupt die Leibnizischen Bestimmungen dieses Principes zu dem gegenwärtigen Standpuncte der Speculation verhalten. Eine solche specielle historisch-kritische Darstellung und Entwicklung des Principes der Individuation wäre gewiß höchst interessant und belehrend, vorausgesetzt, daß sie nicht bloß in der bekannten Manier unternommen würde, die Alles und Jedes nur unter die abstrakten Begriffs-Bestimmungen der immanenten Dialektik subsumirt.

Und es wäre eine solche Untersuchung um so zeitgemäßer, als es nicht an vielfachen Parallelen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart gerade in dieser Beziehung fehlen würde. Denn auch jetzt noch herrscht gewissermaßen der alte Gegensatz des Nominalismus und Realismus, wenn auch in anderem und gesteigertem Sinne, und ist durch Hegel einer neuen Krisis nahe gebracht worden. Und nicht minder ist das Individuelle und die Frage nach seiner speculativen Bedeutung von Neuem Gegenstand, ja einer der Hauptpuncte der Speculation geworden, besonders seit der Begriff der Persönlichkeit wieder in den philosophischen Vordergrund getreten, und sich hieran die höchsten Fragen, unter anderen auch die der Unsterblichkeit, mit dem lebhaftesten Interesse geknüpft haben. Wie viel Unklares aber noch in diesen wichtigen und entscheidenden Begriffen enthalten, wie sehr sie noch der Erörterung und tieferen Begründung bedürfen, ist wohl nicht erst nöthig zu bemerken. Und so wird denn auch hier eine geschichtliche Orientirung von großem Nutzen und Belange seyn, und deshalb insbesondere Leibniz die sorgfältigste Würdigung als derjenige verdienen, dessen ganzes System, wie schon Jakobi \*) bemerkt hat, vom Begriffe der Individualität ausgeht und darauf zurückkehrt.

H. Beckers.

\*) Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Mendelssohn. Neue verm. Ausg. 1789. Beyl. VI. Womit zu vergleichen Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur. Zweyte Aufl. 1803. S. 38, und Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. B. III. S. 449.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. November.

Nro. 225.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleyi emendationibus, Lallemani animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

Im ersten Abschnitte wird gleichsam als die erste Annuthung, welche die Philosophie an die Römer machte, jene von den Atheniensern an dieselben geschickte, aus drey berühmten Philosophen, dem Akademiker Carneades, dem Peripatetiker Aristoteles und dem Stoiker Diogenes bestehende Gesandtschaft bezeichnet. Diesem fremden Einflusse jedoch trat der altrömische Sinn des M. Porcius Cato entgegen, von dem Cicero berichtet, daß er noch in hohem Alter ein studiosus in griechischer Bildung, vorzüglich rhetorischer, geworden sey. Erst mit dem Verfall der römischen Verfassung konnte die griechische Wissenschaft bessern Eingang finden, und hier war es vorzüglich die Stoische und Epikurische Lehre, welche die Römer zu fesseln vermochte. In dem Punkte kann jedoch Ref. nicht mit dem Hrn. Verfasser übereinstimmen, wenn er, als Ursache hievon annimmt, daß der römische Charakter überhaupt entweder zu einer finstern Strenge oder

zu einer keine Grenze kennenden Ueppigkeit auch im Leben sich hinneigte. Ist aber damit zugleich der Charakter jener beyden Systeme bezeichnet, so leuchtet von selbst ein, daß, da ja auch in Griechenland diese jetzt bey weitem die vorherrschenden waren, im Verlauf der Philosophie selbst die wahre Ursache zu suchen seyn muß, zu der jene nur als ein untergeordnetes Moment hinzutreten mußte. Denn in Wahrheit war ja außer diesen zwey Schulen nur noch eine dritte gewissermassen skeptische oder dialektische, die der Neu-Akademiker, im Leben, welche zwar aus der bessern ältern Philosophie ein Princip jedoch nur einseitig festhielt, und nur etwa für die Bildung im Reden einen mehr allgemeinen Einfluß erlangen konnte. Die letzten alterthümlichen Systeme in ihrer durchgebildeten Vollendung, von denen das großartigste, das Platonische, mit einer wirklichen Ahnung und Vorbedeutung einer neuen durch andere Grundpfeiler gesicherten Wissenschaft geschlossen hatte, konnten der Welt, die nur mit einer großen Frage, — die auch wirklich die größte in der Philosophie ist, und die gerade jene beyden Systeme in der größten Schärfe und Entschiedenheit aussprachen, — beschäftigt war, darum nicht mehr eine bestimmtere Anhänglichkeit abgewinnen, weil sie allerdings in dieser Frage einen weniger sichern Bescheid wußte, und in ihrer ganzen Organisation durchaus eine ungetrübte wissenschaftliche Strebsamkeit, zu der die Welt damals kaum die geistige Freyheit finden konnte, erforderte.

Im zweyten Abschnitte werden zunächst aus Cicero selbst, und vorzüglich aus der Einleitung zu

dem ersten Buche der Tusculanen die äußern Gründe angegeben, die ihn zur Philosophie und zur Abfassung philosophischer Schriften bestimmten und sodann sein Wirken in derselben etwas charakterisirt. Dieser Punet, nämlich die Beurtheilung seines Eklekticismus, den er selbst im vierten Bande der Tusf. kurz so bestimmt: nos institutum tenebimus, nulliusque (v. nullisque) unius disciplinae legibus adstricti, quibus in philosophia necessario pareamus, quid sit in quaque re maxime probabile, semper requiremus — gehört gewiß nicht zu den leichtesten, will man anders zwischen zu hoher und zu geringer Schätzung die Wahrheit finden. Vielleicht würden wir am besten thun, hier auf die in diesen Blättern angezeigte Schrift von Van Hensde: M. Tullius Cicero φιλοπλάτων etc., so wie auf die Anzeige selbst, zu verweisen, wollen aber doch noch bemerken, daß Hr. K. Ansicht, Cicero hätte gewiß, wären theils die Römer, theils er selbst genug gebildet gewesen, um in den innersten Sinn der Platonischen Philosophie einzudringen, diese vollständig adoptirt und in lateinischer Sprache den Römern vorgelegt, schon durch das zum ersten Abschnitte Gesagte einigermaßen berichtigt werden muß. Denn so gewiß wir auch in der Platonischen Philosophie eine höhere Stufe der philosophischen Bildung nicht verkennen können, so gewiß hatte doch auch die Philosophie selbst in ihrem Fortschreiten von diesem Systeme zum Stoicismus und Epicureismus einen wirklichen Fortschritt zu ihrem Ziele gemacht.

Im dritten Abschnitte rückt der Hr. Verf. unserm Werke näher, indem er die ethische oder Moral-Philosophie als den Theil bezeichnet, welcher der Hand Ciceros am meisten zu verdanken gehabt, worauf sein Verhältniß hierin zur neuern Akademie und zur Stoa bestimmt wird, und kurz die Umriffe der stoischen Lehre zur Sprache kommen. Von den zwey Arten der Bearbeitung dieses Theils der Philosophie, der einen, die als *δογματικῆ* oder *θεωρητικῆ*, der andern, die als *πραγματικῆ* bezeichnet

net wird, werden die Tusculanen der letztern zugewiesen, indem ersterer nur die Bücher de finibus honorum et malorum anheimfallen. Gewünscht hätten wir, daß Hr. K. die veteres, denen er die Theilung der Philosophie in drey Theile vindicirt hat, näher bestimmt hätte, damit man nicht mit andern und namentlich Ritter in der Geschichte der alten Philosophie auch Platon darunter verstehe. Dieß widerspricht seiner ganzen Auffassungsweise der Philosophie, so weit wir sie aus seinen Schriften kennen, die durchaus die Philosophie gerade in ihrer Einheit begreift, und geht aus den von Ritter angeführten Gründen auch gar nicht nothwendig hervor.

Im vierten Abschnitte wird zunächst die Zeit der Abfassung und Vollendung der Tusculanen auf das Jahr 46 — 45 vor Christus bestimmt, und sodann recht gut der Zusammenhang der einzelnen Untersuchungen: von der Verachtung des Todes, der Ertragung des Schmerzes, der Bekämpfung aller Gemüthsaffectionen (in zwey Büchern) und zuletzt der zu einem glücklichen Leben sich selbst genügenden Tugend, in eben diesem letzten Punete dargestellt. Vielleicht wäre noch zu bemerken gewesen, daß das erste Buch einem großen Theil seines Inhaltes nach, indem es von dem Wesen und der Unsterblichkeit der Seele handelt, jener oben genannten Eintheilung gemäß zwar in die Physik gehörte, in der eigentlichen Abzweckung aber, nämlich die Furcht vor dem Tode dadurch zu beseitigen, allerdings dem ethischen Theile zufällt.

Der fünfte Abschnitt giebt die Quellen an, aus denen Cicero in den einzelnen Büchern schöpfte, so jedoch, daß er nie ganz abhängig von seinem Originale gewesen und daß man immer eine höchst kunstreiche Benutzung der griechischen Schriftsteller bey ihm wahrnehmen könne, die sich wirklich bis zu einem freyen Reproduciren erhebe. Letzteres dürfte vielleicht nicht durchgängig der Fall seyn, in-



dem es nicht unwahrscheinlich ist, daß er öfter, als Hr. K. anzunehmen scheint, mehr überseht als nachgebildet habe, und namentlich in dem ersten Buche der Tuskulanen die kunstreiche Verarbeitung des Stoffes an einigen Stellen weniger glänzend hervortreten scheint, was freylich wohl auf Rechnung der besonderen Schnelligkeit, mit der diese Bücher abgefaßt sind, zu stellen ist.

Im sechsten Abschnitte, der von der philosophischen Methode Ciceros handelt, wird diese von dem Hrn. Verfasser erklärt als im Wesentlichen mit der Sokratischen übereinstimmend und an diese sich enge anschließend. Diese Ansicht kann Ref. auf keine Weise theilen. Wir denken, der Hr. Verf. wird uns zugeben, daß, wenn man von Sokratischer Methode spricht, man doch vornehmlich die sich zu denken habe, welche wir aus den Platonischen Dialogen, und unter diesen vornehmlich aus denjenigen kennen lernen, welche wir vorzugsweise Sokratische nennen. Diese scheint uns aber gerade im Wesentlichen von der verschieden zu seyn, die Cicero am natürlichsten und geläufigsten ist, und wirklich in den meisten Fällen dünkt uns die Annäherung dieser an erstere eine nur mehr äußerliche und erzwungene zu seyn. Und wenn Cicero selbst auch gerne darauf Anspruch machte, in Sokratischer Weise zu philosophiren, so wollen wir doch nicht ungerecht seyn, und ihn nach diesem Maasstabe beurtheilen, der ihn nicht selten tiefer stellen würde, als wenn man auch noch eine andere, seiner ganzen Denkweise und Bildung angemessenere Art ihm zugiebt, in der er gewiß einen höheren Rang einnehmen wird. Läßt er sich jemals eigentlicher in die dialogische Form ein, wie wir dieß im ersten Buche der Tuskulanen von vorn herein sehen, so hat er gewiß einen recht maulfaulen Unterredner sich gewählt, der ihm mit dem Ausdrucke herauhilft: Sed nihil te imperellabo, continentem orationem audire malo, und mit der Einwendung Cicero's: Quid! si te rogavero aliquid, non respondebis? hat es so viel nicht auf

sich. Ja an einer andern Stelle, im IV. Bd. 4ten und 5ten Capitel nimmt er gar keinen Anstand, die Verfahrungsweise, die ihm am meisten zusagt, zwar nicht im Gegensatz mit der Sokratischen, sondern mit den Definitionen der Stoiker, gerade mit dem Ausdrucke zu bezeichnen, welcher in dem Platonischen Protagoras gegenüber der Sokratischen Kürze, die rednerisch = sophistische Weiterschweifigkeit, mit welcher der Abderite so gerne einher segelt, höchst anmuthig darstellt. In der angeführten Stelle sagt M. Utrum igitur mavis? statimne nos vela facere, an quasi e portu egredientes paululum remigare? und wiederum, nachdem er dem A., der den Ausdruck nicht versteht, die Erklärung gegeben: quaerebam igitur, utrum panderem vela orationis statim, an eam ante paululum dialecticorum remis propellerem. Und nachdem er, dem Verlangen des A. entsprechend, der beydes vereinigt wünscht, in dem ersten Stücke Genüge geleistet, geht er im 14ten Capitel nun zu dem andern über, mit den Worten: habes ea, quae de perturbationibus enucleate disputant Stoici; quae logica appellant, quia disseruntur subtilius. Ex quibus quoniam tanquam e scrupulis (scrupulosus K. und Kl.) cotibus enavigavit oratio, reliquae disputationis cursum teneamus: worauf recht ungeduldig der A.: nunc vela quae modo dicebas exspectamus et cursum. Damit vergleiche man nun die Stelle im Protagoras, wo Hippias, da Protagoras und Sokrates sich nicht über die zu befolgende Methode vereinigen können, als Vermittler auftritt p. 337 A. *ἔγω μὲν οὖν καὶ δέομαι καὶ συμβουλεύω, ᾧ Πρωταγόρα τε καὶ Σώκρατες, συμβῆναι ὑμᾶς ὡς περ ὑπὸ διαιτητῶν ἡμῶν συμβιβαζόντων εἰς τὸ μέσον, καὶ μήτε σὲ τὸ ἀκριβὲς τοῦτο εἶδος τῶν διαλόγων ζητεῖν τὸ κατὰ βραχὺ λίαν, εἰ μὴ ἢ δὴ Πρωταγόρα, ἀλλ' ἐφεῖναι καὶ χαλάσαι τὰς ἡνίας τοῖς λόγοις, ἵνα μεγαλοπρεπέστεροι καὶ εὐσχημονέστεροι ὑμῖν*

φαίνονται, μήτ' αὐ Πρωταγόραν πάντα κάλων ἐκτείναντα οὐρία ἐφίντα φεύγειν εἰς τὸ πέλαγος τῶν λόγων ἀποκρύψαντα γῆν, ἀλλὰ μέσον τι ἀμφοτέρους τιμῆν. — Hat man hiemit und überhaupt durch den Umstand, daß eine nicht bloß aus mehreren sich einander ablösenden Reden bestehende, sondern wirklich durchgeführte dialogische Form sich so äußerst selten in Cicero's Schriften findet, schon einen äußern Grund gegeben, warum seine Methode nicht als eine Sokratische anerkannt werden kann, so ist wohl auch die Einwendung hier nicht an der Stelle, daß ohne dieses äußerliche Zeichen von kurzen Fragen und Antworten die dialektische Methode selbst schon das wahrhaft und innerlich Dialogische sey, indem das Wesen desselben eben darein zu setzen sey, daß kein Schritt in der Untersuchung gemacht werde, der nicht so zu sagen durch eine wissenschaftliche Controлле gesichert sey, ob nun diese der Schriftsteller durch die Person des Mitunterredners bezeichne, oder ob, in Ermanglung derselben, die bestimmende Ueberzeugung eines Jeden dieselbe auszuüben habe. Denn auch diese Probe, dünkt uns, würde Cicero's Dialektik nicht in jedem Schritte vertragen, und mancher Punkt dürfte sich finden, an den sich jenes ἀκριβὲς εἶδος τῶν διαλόγων angehängt hätte, über den aber das mit vollen Segeln fahrende Schiff leicht und großartig hinwegkommt. Wo man auch nicht ausdrücklich jene Methode, die man von Aristoteles herleitet, und die seit ihm wohl vielfach benutzt worden ist, befolgt findet, daß nämlich mehrere, in ein oder dem andern philosophischen Systeme bewanderte Männer ihre Ansicht in fortlaufender Rede darlegen, was eigentlich gar nichts mehr mit dem Dialogischen gemein hat, ist die Untersuchungsweise doch dem Wesentlichen nach dieselbe. Uebrigens leuchtet bey jener Auffassung des Dialogischen, wo es nicht zu ferne liegt, den Unterredner mit dem Chor in der Tragödie zu vergleichen, von selbst ein, daß es wirklich nicht zufällig, sondern in der ganzen Bedeutung des-

selben begründet ist, daß er, was wohl schon manchmal zu etwas verwundernden Bemerkungen Anlaß gegeben hat, in jenen acht Sokratischen Dialogen, immer eine wahrhaft an's Naive grenzende Anspruchslosigkeit und Entblößung von jedem gelehrten Anstrich zeigt. Anders muß dieß natürlich da seyn, wo der Zweck nicht so wohl im Suchen einer Wahrheit als in Bekämpfung eines falschen Weisheitssdunkels besteht, wohin eben diejenigen Dialogen zu rechnen sind, in denen sich Sokrates mit den damaligen angeblichen Meistern in der Philosophie, den Sophisten, in die Untersuchung einläßt. Diese bilden in demselben Verhältniß gleichsam die vorbereitende Grundlage zu den eigentlich Sokratisch untersuchenden, als, nach der bekannten Ueberzeugung eben dieses Sokrates, aller Forschung nach der Wahrheit die wissenschaftliche Reinigung von aller eingebildeten Wissensmeynung als eigentliche Weihe zur Philosophie vorausgehen müsse. Diese Unbefangtheit ist demnach das wahre Organ aller frey von jederley Selbsttäuschung fortschreitenden Untersuchung, und dürfte vielleicht eben die Hauptschwierigkeit für alle Nachahmung dieser Methode enthalten. Eben darum aber, weil sie einen Philosophen im eminenten Sinne voraussetzt, wird man Bedenken tragen müssen, sie dem Cicero ohne weiteres bezulegen. Spielt nun der Hr. Verf. durch einen leichten Uebergang die Sokratische Methode in die der neuern Akademie des Carneades hinüber, so müssen wir ihm eben auch darin widersprechen, wenn er beyde für eins zu halten scheint, indem wir eher geneigt wären, die neuere Akademie für die umgekehrte Sokratik anzusprechen, indem Sokrates in keinerley Weise eine schwebende Unentschiedenheit als nothwendiges Resultat jeder Untersuchung ansah, sondern vielmehr mit dem natürlichen Streben nach einer Versicherung an die Forschung ging, während sich in der als Grundsatz ausgesprochenen Akatalepsie der Neu-Akademiker schon eine philosophische Befangenheit erkennen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. November.

Nro. 226.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphael Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemani animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

Dadurch scheint uns aber auch der Schluß, den der Hr. Verf. aus diesem ganzen Abschnitte zieht, daß Cicero eher für einen akademischen Sokratiker als einen eigentlichen Anhänger der neuern Akademie zu halten sey, nicht vollkommen erschöpfend und befriedigend zu seyn. Cicero läßt sich eben mit keinem solchen Namen bestimmen, er hing weder einem andern Systeme gründlich an, noch hatte er sich selbst ein eigenes, in sich innerlich zusammenhängendes, System gebildet, sondern sein ganzes Philosophiren ist nur subjektiv verknüpft und hat sein Centrum darin, was der Hr. Verf. selbst beschreibt als die *sana mens, tenerrimo quodam honesti judicio conjuncta, quae nulli disciplinae adstringendam se tradit.*

In dem siebenten Abschnitt wird noch specieller dann die Art der Untersuchung der sich Cicero in den Tusculanen bedient, beschrieben, welche Auseinandersetzung selbst schon gegen die Ansicht des

Hrn. Verf., die wir im vorigen Abschnitte zu bezichtigen suchten, zu sprechen scheint.

Wenn wir endlich mit dem, was im achten Abschnitte von dem Werthe, den die Tusculanischen Bücher besitzen, gesagt wird, in den meisten Stücken gerne übereinstimmen, so will es uns doch nicht recht angemessen bedünken, wenn der Hr. Verf. offenbar mehr mit Rücksicht auf gewisse Systeme, als auf das Wesen der Philosophie selbst, dieser eine *austeritas* und einen *tetricus ac difficilis sermo* zueignet, der erst durch eine geschickte Verbindung der Redekunst gemildert und gewissermassen wohl-schmeckend gemacht werden könne. Sollte nun aber wirklich die Philosophie nicht ohne den aus einer andern Kunst entlehnten Glanz der Rede in ihrer eignen Sprache mit einer Leichtigkeit und Schönheit sich bewegen können, die jene *illecebrae ac lenocinia sermonis*, wie sie der Hr. Verf. nennt, nicht nur in den subtilern Untersuchungen, sondern überhaupt und durchgehends ohne Nachtheil verschmähen kann, und ohne in ein trockenes steriles *genus dicendi* zu verfallen? So wenig braucht man mit bloßem Schmuck, der nur etwas äußerlich hinzukommendes ist, die philosophische Sprache auszustatten, daß vielmehr diese gar nicht anders als schön und erhaben seyn kann, wenn man nur angemessen den Gegenständen und dem großen Ziel, nach dem die Philosophie hinstrebt, nämlich der Wahrheit, spricht. In diesem Stücke könnte eher die Redekunst in die Schule der Philosophie, als diese in die Schule der Redekunst gehen. Natürlich können wir nach dem oben Gesagten dem Hr. Verf. auch

nicht unbedingt bestimmen, wenn er p. 10 sagt: *Atque, uti in Ciceronis orationibus rhetoricisque libris summum romani sermonis splendorem et majestatem, summamque ac vix imitandam artem admiramur, ita hae philosophicae disputationes egregium formae dialogicae specimen exhibent, in qua oratio, artis regulis minus adstricta, liberius evagatur et gratam quandam negligentiam sequitur.*

Dazu kommt nun noch im neunten Abschnitte eine kurze Geschichte der Textkritik und Aufzählung der von Drelli gebrauchten Hilfsmittel, mit Bezeichnung der von ihm und dem Hrn. Verf. gewählten Abkürzungen.

Den Beschluß machen sodann die *conspetus* der einzelnen Bücher, die durchgängig das Lob der Gründlichkeit und Ueberschaulichkeit verdienen. Besonders zeichnet sich in letzterer Hinsicht das Schema aus, das im vierten Buch von den Gemüthsbewegungen nach den Eintheilungen und Definitionen der Stoiker, mit Beyfügung der griechischen aus Diogenes Laërtius, und Ausgabe des Abweichenden in denselben, entworfen ist. Beygegeben sind zwey recht brauchbare und reichhaltige Indices, ein *Index historicus*, und ein *Index rerum ac nomenclinum in adnotationibus explicatorum.*

Aus der ersten Ausgabe ist auch die *Epistola ad Ludolphum Dissenium* beygehalten, wo der ganze Plan der Bearbeitung in all ihren Theilen sich aneinander gesetzt findet; und dieser zweyten Ausgabe ist eine kurze *Praefatio* vorgesetzt, welche die Gründe angiebt, die den Herausgeber zur Vertauschung der Wolfschen mit der Drellischen Recension, und das Verhältniß seiner Kritik zu derselben darlegen.

Die Darstellung Hrn. Kühners entspricht durchaus den Forderungen der Deutlichkeit und Gewähltheit im Ausdrucke, und sollte auch eine rigorose Beurtheilung, die z. B. Alles verwirft, was sich

nicht als Ciceronianisch oder wenigstens aus dem sogenannten goldenen Zeitalter der Latinität bewährt, hier und da etwas auszufehen finden, so halten wir in diesem Punkte fest an dem mildern Horazischen *veniam petimusque damusque vicissim.*

Bei Beurtheilung der Ausgabe von Hr. Klotz ist vor Allem nicht zu übersehen, daß es in diesen nach den eigenen Andeutungen des Herausgebers nur als Vorläufer einer größern Gesamtausgabe des Cicero zu betrachtenden Einzelausgaben durchaus nicht auf eine allseitige Bearbeitung abgesehen ist, sondern daß Hr. Kl. nur seine Studien zu Cicero auch in der Weise für das literarische Publikum fruchtbar zu machen wünschte, daß er für die Lectüre einzelner Schriften desselben mit Benutzung der vorhandenen Leistungen zunächst in kritischer Hinsicht verbesserte, und mit Bemerkungen, die vorzüglich das Studium der Lateinischen Sprache im Allgemeinen zu fördern bestimmt sind, verbesserte Ausgaben zu liefern beabsichtigte. Nicht selten giebt er ganz oder theilweise die Noten früherer Herausgeber, besonders Wolfs und Drellis, mit untergesetzten Namen derselben, obwohl, versteht sich, auch nicht immer, wo diese fehlen, eigenthümliche Bemerkungen Hr. Kl. zu suchen sind. Der wesentliche Werth dieser Ausgabe besteht in der kritischen Textreinigung, die Hr. Kl. durchgängig auf die Autorität der besten Handschriften zu gründen bemüht ist, wobei die Anmerkungen größtentheils damit beschäftigt sind, die aufgenommenen Lesarten von Seite der Sprache und des Sinnes zu rechtfertigen. Dieses an sich schon höchst beyfallswerthe Bestreben wird, was gewiß nicht zu läugnen ist, in den meisten Fällen von einem durchaus glücklichen Erfolg begleitet. Manche, auch von den letzten Herausgebern noch beybehaltene *Vulgata* mußte hier der Lesart der besten Handschriften weichen, so daß die durch Gründe unterstützte größere Autorität für die Zukunft wohl einer allgemeinen Anerkennung sich zu

erfreuen haben wird. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß bisweilen nur zu deutlich, so sehr uns auch Hr. Kl. das Gegentheil glaublich zu machen bemüht ist, die einzige Empfehlung der gewählten Lesart in der Autorität der Handschriften besteht, die nun eben, so gut es gehen will, auf alle Weise zur allein richtigen und mit dem Zusammenhang allein verträglichen gestempelt werden soll. In diesem Bestreben weiß man oft nicht, soll man arge Selbsttäuschung oder ein gewisses stolzes Vergnügen, Andere zum Besten zu haben, wahrnehmen. Können wir uns hier nun natürlich nicht darauf einlassen, Schritt vor Schritt den ganzen Commentar Hr. Kl. durchzugehen und zu beurtheilen, so hätten wir doch gewünscht, um unserer Pflicht zu genügen, wenigstens an mehreren Beyspielen das, was wir im Allgemeinen ausstellen zu müssen geglaubt, nachzuweisen, dazu diejenigen Stellen, welche Hr. Kl. als sein Verdienst am meisten darthuend, in der Vorrede aufgeführt hat, sämmtlich durchgehen zu können; aber leider verbieten auch die in der Tendenz dieses Blattes nothwendig liegenden Grenzen, so daß wir uns auf einige wenige Stellen beschränken müssen. Wir heben zu diesem Zwecke zunächst aus

C. XXXIII. §. 80, 81. Cicero widerlegt hier die zwey Beweise des Panätius gegen die Unsterblichkeit der Seele, von denen der eine in folgendem Epichirem ausgedrückt ist: Alles was geboren ist, geht zu Grunde; nun wird die Seele geboren, was aus der nicht bloß körperlichen, sondern auch geistigen Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Aeltern hervorgeht; also geht sie auch zu Grunde. Diesen Beweis sucht Cicero dadurch zu entkräften, daß er behauptet, die geistige Aehnlichkeit trete durchaus weniger bey dem Menschen als bey dem Thiere hervor, und selbst da, wo sie sich bey dem Menschen zeige, sey sie größtentheils nur eine Folge der körperlichen Aehnlichkeit. Dann fährt er fort:

Quodsi tanta vis est ad habitum mentis in his quae gignuntur in corpore: ea sunt autem, quaecunque sunt, quae similitudinem faciant: nihil necessitatis adfert, cur nascatur, animi similitudo. Omitto similitudines. Vellem adesse posset. Panaetius vixit cum Africano: quaerem ex eo, cujus suorum similis fuisset Africani fratris nepos c. q. s.

Wir haben hier die Worte gegeben, wie sie in Hr. Kl. Ausgabe stehen, weil sie uns zugleich auch die Lesart der besten Handschriften, deren Nichtigkeit hier öfter in Frage steht, repräsentiren.

Zuerst vertheidigt Hr. Kl. die seit F. A. W. allgemein mit der Lamb. Conject. nihil necessitatis adfert, cur nascantur animi, similitudo vertauschte handschriftliche Lesart: cur nascatur a. s. Diese paläographisch außerordentlich leichte Aenderung (nascatur und nascantur) empfiehlt sich gewiß auf den ersten Anblick auch durch die Ungezwungenheit des Sinnes: da die Aehnlichkeit, von der Panätius seinen Beweis nimmt, auch wo sie in geistiger Hinsicht hervortritt, doch zuletzt im Körper ihren Grund hat, so liegt in derselben noch kein nothwendiger Beweis für das Entstehen der Seele, worauf sich auch der Satz, daß Alles was entsteht, auch zu Grunde geht, nicht mehr anwenden läßt. Soll nun die handschriftliche Lesart cur nascatur etc. geschützt werden, und wollte man das Subject zu adfert aus dem Vorhergehenden: quodsi tanta vis est entnehmen, so ist es offenbar viel zu wenig, was Hr. Kl. gegen diese Erklärung sagt, daß „die Rede zu kahl und undeutlich“ erscheinen würde; der Satz würde vielmehr so einen ganz schiefen und unpassenden Sinn enthalten, wie freylich auch die Ausdrucksweise, in der Hr. Kl. meynt, daß sich Cicero dann ausgedrückt haben würde; es könnte in diesem Falle nimmer heißen: nihil necessitatis affert, indem offenbar hiedurch als Subject das gefodert wird, was der Gegner als nothwendigen Beweis angesehen, auf keine Weise aber das, was Cicero zur Entkräf-

tung dieses Beweises beygebracht hat. Somit bleibt nichts übrig, als mit Hr. Kl. animi similitudo als Subjekt zu adfert zu nehmen, worin er übrigens nebst Bentley auch Davis, Lallam. und Riffen zu Vorgängern hat. Nur fragt es sich dann, was das Subjekt zu nascatur sey. Moser nimmt an, daß Davis und andere aus animi similitudo — animus verstanden hätten, was uns wegen Mangel an weiterer Erklärung ebenfalls scheint. Hr. Kl. hingegen nimmt animi similitudo, und meynt, damit sey sogleich der richtige Sinn gewonnen.

Dies „sogleich“ scheint mir zu viel zu seyn, gewiß braucht es noch einige Erläuterungen; denn nicht wollte Panätius aus der Aehnlichkeit der Seele die Entstehung der Aehnlichkeit, sondern vielmehr der Seele selbst ableiten, ja die Entstehung der Aehnlichkeit behauptet vielmehr Cicero selbst; doch Hr. Kl. erklärt den Ausdruck nascitur animi similitudo, die Aehnlichkeit des Geistes entsteht unmittelbar, durch Erzeugung, d. h. sie entsteht mit dem Geiste, woraus der Leser weiter folgern müßte, was die Worte unmittelbar noch nicht besagen würden. Besser ist, worauf Hr. Kl. zuletzt hinweist, wenn animi similitudo concreter gefaßt wird, so daß der Sinn wäre: die Aehnlichkeit des Geistes enthält noch keine Nothwendigkeit, daß der Geist in seiner Aehnlichkeit entstehe, wofür Hr. Kl. einige recht schöne Beispiele beygebracht hat. Uebrigens geht daraus hervor, daß wenn auch die handschriftliche Lesart sich rechtfertigen läßt, dennoch kaum begreiflich ist, wie Hr. Kl. gegen die viel leichter verständliche Laubin. Conjekt. einwenden konnte, similitudo stehe zu einzeln da, und der Schluß werde ohne das richtige Mittelglied gemacht; ja vergleicht man das Vorausgegangene, so wird man gewiß viel lieber Hr. Moser bestimmen, daß gerade in dieser Allgemeinheit der Begriff von similitudo gefordert werde.

Unmittelbar darauf schrieb Bentley für das handschriftliche *omitto similitudines*: *omitto dis-*

*similitudines*. Diese Conjektur fand noch allgemeinere Anerkennung (nur Lallam. erklärt sie für unnöthig) und auch diese verwirft Hr. Kl. nicht im Allgemeinen nur als unnöthig, sondern als unstatthaft, wogegen die handschriftliche Lesart allein richtig sey. Mit welchem Rechte, haben wir nun zu untersuchen. Nachdem Cicero gezeigt hat, daß die Aehnlichkeit der Seele, wo sie sich finde, keineswegs etwas Ursprüngliches, sondern nur etwas Hinzugekommenes sey, geht er weiter und zeigt Fälle auf, in denen gerade das Gegentheil von jener Aehnlichkeit Statt finde. Diesen Uebergang, der eine nicht zu verkennende Steigerung des Gedankens enthält, glaubte Bentley durch die Worte: *omitto dissimilitudines* auszudrücken, und wir können wirklich nicht glauben, daß es Hr. Kl. Ernst war, wenn er sagte, er begreife gar nicht, mit welchem Rechte man o. diss. schreiben wollte, da ja genau genommen nur über *dissimilitudines* im Folgenden die Rede sey; oder sollte Hr. Kl. wirklich noch nichts von der so bekannten *figura praeteritionis* oder *occultationis* gehört haben, von der nicht nur die Reden Ciceros, sondern auch seine übrigen Schriften so viele Beispiele aufweisen (in den *Tusc. IV. §. 75. V. §. 46.* vgl. auch *Aut. ad Her. IV. §. 37.*). *Omitto dissimilitudines* bedeutet eben weiter nichts anderes, als etwa deutsch: zu geschweigen die Unähnlichkeiten, was nicht sehr verschieden ist von: Wenn ich nun erst von den Unähnlichkeiten sprechen wollte; und höchstens dem Redner die Pflicht auflegen kann, nicht mehr ausführlich von diesem Gegenstande zu sprechen. — Damit nun die von Hrn. Kl. geschützte Lesart der Hdschr. verglichen, so kann diese nichts anderes besagen, als: ich will nicht weiter von den Aehnlichkeiten sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

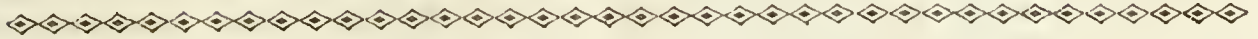
herausgegeben von Mitgliedern

15. November.

Nro. 227.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.



M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleyi emendationibus, Lallemani animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

Wenn nun auch solche vorhergehende, abschließende Uebergänge nicht selten sind, so ließe sich doch an der Richtigkeit der Form zweifeln, für die Hr. Kl. keine Beispiele beygebracht hat; ferner würde die Auslassung der Conjunktion und der ganz unmotivirte Wechsel des numerus auffallen, da er bisher nicht de similitudinibus sondern nur de similitudine im Allgemeinen gesprochen hatte, während dissimilitudines vollkommen richtig steht, weil von einzelnen Beyspielen der Unähnlichkeit im Folgenden die Rede ist; Hr. Kl. hätte also wenigstens mit dem Cod. Dav. similitudinem schreiben müssen. Endlich ist doch wohl nicht zu verkennen, daß die Formel ganz überflüssig ist, wo Cicero allerdings von demselben Gegenstand zu sprechen fortfährt und keineswegs zu etwas Neuem übergeht; solche Ausdrücke werden aber gerade da angewendet, wo der Uebergang stärker markirt werden soll. Welche Entscheidung läßt sich also hier wohl der Billigkeit gemäß aussprechen? Gewiß nichts wei-

teres, als daß sich die Lesart der Hdschr. im äußersten Falle halten läßt, während die Bentl. Conjekt. durch Einführung eines dem ganzen Gedanken höchst angemessenen Uebergangs den Satz auch in rhetorischer Hinsicht vorzüglich bildet, was bey Cic. nicht ohne Bedeutung ist; und man wird hieraus sehen, mit welchem Rechte sich Hr. Kl. der starken Sprache gegen Bentley und die ihm beypflichtenden Kritiker bedient. Und hält man auch an dem Grundsatz fest, daß eine diplomatisch beglaubigte Lesart, wenn sie nicht geradezu dem Gedanken widerspricht, vor einer sonst auch empfehlenswerthern Conjektur nicht weichen dürfe, so soll eine solche Conjektur doch auch nicht mit dem Namen eines „unglücklichen Einfalls“ abgefertigt werden, und der gute Kritiker wird unsers Bedünkens auch hieran erkannt, daß, wie ihm keine Möglichkeit, eine handschriftliche Lesart zu schützen, entgeht, er eben so auch das Verständige einer Conjektur, die namentlich zu Ansehen gelangt ist, nicht geradezu in den Wind schlägt. Und wenn schon eine Vermuthung Bentley's, für die eine weitere Begründung sich nicht angegeben fände, wegen der Reputation des Mannes verdiente, daß man seine Ansicht zu erforschen suchte, so muß es gewiß schwer verzeihlich scheinen, wenn in einer Bekämpfung der Gründe des Gegners, wo sie deutlich dargelegt sind, mit keiner Sylbe Erwähnung geschieht. —

XXXV. §. 85. lesen wir eine sehr schwierige und verschiedentlich angefochtene Stelle, die wir zur leichtern Prüfung gleich vollständig, wie sie die Handschriften geben, hersehen wollen:

Sit igitur aliquis, qui nihil mali habeat, nul-  
lum a fortuna volnus acceperit: Metellus ille  
honoratus quattuor filiis; at quinquaginta Pria-  
mus, e quibus septendecim justa uxore natis: in  
utroque eandem habuit fortuna potestatem; sed  
usa in altero est. Metellum enim multi filii,  
filiae, nepotes, neptes in rognm imposuerunt:  
Priamum, tanta progenie orbatum, cum in aram  
confugisset, hostilis manus interemit. Ille si  
vivi filii, incolumi regno, occidisset,

— astante ope barbarica  
tectis caelatis laqueatis:

utrum tandem a bonis an a malis discessisset?  
Tum profecto videretur a bonis. at certe ei me-  
lius evenisset nec tam flebiliter illa canerentur:

haec omnia vidi inflammari,  
Priamo vi vitam evitari,  
Jovis aram sanguine turpari.

Quasi vero ista, vel quidquam tum potuerit  
ei melius accidere. Quodsi ante occidisset, tamen  
eventum omnino amisisset: hoc autem tempore  
sensum amisit malorum.

Cicero will hier zeigen, wie der Tod als ein  
Gut zu betrachten sey, nicht allein für denjenigen,  
der durch denselben von Uebeln befreit wird, son-  
dern auch für den, der scheinbar einen Verlust zu  
erleiden hat, indem er von einem glücklichen und  
beneidenswerthen Zustande abgerufen wird, weil ja  
dieser, als dem menschlichen Schicksal Preis ge-  
geben, kein sicherer und unwandelbarer ist. Dieß  
recht anschaulich zu machen, stellt er die Beyspiele  
des Metellus und Priamus einander gegenüber, die  
beyde mit einer reichen Nachkommenschaft gesegnet,  
in gleich beneidenswerthen Umständen zu stehen schei-  
nen konnten. Wäre nun, wie dem Metellus, so  
auch dem Priamus der Tod bey noch unveränder-  
tem Glücke zu Theil geworden, so würde er, wie  
jener, zu den Gepriesenen gehören, statt daß ihn  
jezt die Verlängerung des Lebens in die Reihe der  
Bejammernswerthesten gestellt hat. — Zuerst bieten  
3 Handschriften, worunter eine vorzügliche (Gud.)  
und die Ed. pri. statt: honoratus - honoratis,  
und so hatte auch Bentley proprio Marte zu  
schreiben gerathen. Fast alle Herausgeber traten  
Bentley bey, wogegen Hr. Kl. honoratus, wie

uns dünkt, vollkommen richtig vertheidigt; denn  
wenn auch der Ausdruck eher auf den nicht unge-  
wöhnlichen Fall zu passen scheint, wo allerdings in  
den Söhnen nichts anders als eben der Vater zu  
ehren ist, so ist doch diese Vorstellung, wie Hr. Kl.  
bemerkt, den Begriffen des Alterthums überhaupt  
recht angemessen, und man kann nicht etwa die im  
II. B. S. 36 angewendete Dichterstelle, deren In-  
terpretation ohnedieß nicht fest steht, dagegen an-  
führen. Dadurch ist zugleich auch die andere von  
größerer Autorität unterstützte Lesart natis gram-  
matisch gerechtfertigt. Die hauptsächlichste Schwierig-  
keit aber fanden die Herausgeber in den Worten:  
Quasi vero ista vel quidquam cet., und schon  
Camerarius schlug post ista vor, was aber wenig  
berücksichtigt wurde vor der Conjectur des Petrus  
Grassus q. v. ista vi quidq., wo das Versehen  
bey der Schreibart wei nicht ferne lag, weshwegen  
sie denn auch fast allgemein Anerkennung fand.  
Bentley, ut est semper ingeniosus, suchte die  
Corruptel in vero, und schrieb mit Veränderung  
eines einzigen Buchstabens: quasi vera ista, vel  
cet. Doch scheint die Erwähnung, daß das Ganze  
doch nur erdichtet sey, hier nicht recht an der  
Stelle. Hr. Kl. tritt nun bereits in seinen Quaestt.  
Tullian. mit einer Vertheidigung der handschriftli-  
chen Lesart auf, die wir aber nicht anders als  
höchst verunglückt nennen können. Dennoch, obwohl  
sich Moser in der Schulzeitung von 1830 bereits  
dagegen erklärt hat, geht er auch in seiner Ausgabe  
nicht davon ab, und will uns durch folgende Ue-  
bersezung von der Richtigkeit seiner Ansicht über-  
zeugen: „Gleich als hätte können dieses oder auch  
nur irgend Etwas damals für ihn erwünschter vor-  
fallen.“ Wen belehrt nicht gleich diese Dollmetz-  
schung (ein Wort, das Hr. Kl. gerne gegen seine  
Vorgänger gebraucht, auch wo es weniger an der  
Stelle ist als hier), daß auf diese Weise ein dem  
Zusammenhang durchaus unangemessener Sinn her-  
auskömmt, wenn anders wirklich einer darin zu fin-



den ist. Denn wenn unter *ista*, wie Hr. Kl. an- gibt, *illa quae tam flebiliter canerentur* zu ver- stehen ist, so hätte er, um nur auf irgend eine Konstruktion zu kommen, die nicht baaren Unsinn enthält, wenigstens ein freylich schwer zugebendes Anacoluthon annehmen müssen, etwa: *Quasi vero ista non optima ei fuerint vel quidq. cet.* Zu verwundern ist demnach, wie Hr. Kl. schreiben konnte: „und wenn auch Moser in Bezug auf die Worte: *quasi v. cet* anderer Ansicht war, so ist sein Einwurf doch von der Art, daß er uns nicht einen Finger breit von dem von uns früher einge- schlagenen und reiflich durchdachten Wege, diese Worte zu retten und zu erklären, abbringen kann.“

M. hat in seiner Ausgabe ganz richtig das Falsche und Unhaltbare der Klostischen Erklärung erkannt, und hätte sich also wohl die bescheidene Aeußerung gegen Hr. Kl. am Schlusse seiner Be- merkung ersparen können. Will man die handschrift- liche Lesart retten, so müßte es folglich ganz an- ders geschehen. Hätte man die Worte: *quasi vero quidquam tum potuerit ei melius accidere al- lein*, so hießen sie vollkommen verständlich, „gleich als hätte ihm damals etwas besseres begegnen kön- nen,“ wo man natürlich ergänzen müßte: als der Tod. Wenn nun aber wirklich im Satz ein Wort steht, das sich darauf bezieht, wie Hr. Kl. selbst angiebt, daß bey *ista* hauptsächlich an die Ermor- dung zu denken sey, so ist natürlich, daß dieß nicht anders als im Ablativ stehen kann und mit dem Comparativ zu verbinden ist; und so könnte *ista* nur auf das *vi* im Verse bezogen werden, was uns darum nicht hart scheint, obgleich noch ein Vers dazwischen steht, weil ja doch alles nur die Aus- führung und dichterische Ausschmückung des gewalt- samen Todes ist. Hier wäre vielleicht die Forderung nicht ungegründet, daß der Leser nicht die Sylben zähle, sondern sich mehr zu einer Auffassung erhebe, wie sie der freye mündliche Vortrag verlangt, und

uns, ohne daß wir es selbst merken, abgewinnt. Solche Stellen sind namentlich in diesen Büchern nicht selten. *Vel quidquam* könnte dann natürlich nicht mehr heißen: oder irgend etwas, sondern das vel müßte, wie so häufig, auch hier vollkommen passend, zur Steigerung dienen, und das Ganze also wörtlich etwa so ausgedrückt werden: „gerade als hätte auch nur irgend etwas besseres ihm wi- derfahren können, als eben diese (gewaltsame Er- mordung).“ — Will man diese Erklärung nicht an- nehmen, so sind bereits mehrere leichte Aenderun- gen vorgeschlagen, die alle, auch Bentley's Conject. eingerechnet, einen annehmbaren Sinn gewähren, während Hr. Kl. Conject. nicht einmal einen erträg- lichen. — Eher könnte die Erklärung und Sicher- stellung der folgenden Worte *tamen eventum om- nino amisisset*, gelungen scheinen, und gewiß hat das über *tamen* Gesagte seine vollkommene Richtig- keit. Ob aber wirklich *eventus malorum* in der Bedeutung: „das Eintreffen der Uebel“ gesagt wer- den könne, ist wohl noch sehr problematisch, und ein Ausdruck wie *talem* oder (da auch *tum* in Handschriften steht) *hunc eventum*, wäre gewiß angemessener. Auch ist die Rechtfertigung des Aus- drucks *eventum amittere* nicht befriedigend, und namentlich die Parallelstelle aus dem Aut. ad Her. hier nicht erläuternd. Der Ausdruck ist gewiß an sich keineswegs dem Sprachgebrauch gemäß, da *amittere* immer auf etwas geht, das man bereits besessen hat, und wird nur durch eine gewisse Tro- nie auf die gewöhnliche Vorstellung, daß der Tod immer einen Verlust mit sich bringe, so wie durch den Parallelismus mit *sensum amisit malorum* gerechtfertigt; sonst würde vielleicht eher *omittere* dem Sinn, den Hr. Kl. findet, entsprechen.

III. C. 1. §. 2. wird in den neuern Texten: *cum vero parentibus redditi, dein magistris traditi sumus* gelesen, was Hr. Kl. gegen die Les- art einiger untergeordneter Handschriften *cum red- diti, id est, magistris cet. vertauscht*. Wenn Hr.

Kl. diese Ausdrucksweise gegen Orelli, der sie mehr Seneca's als Cicero's würdig hält, in Schutz nimmt, so müssen wir ihm vollkommen beystimmen; wo er aber die Falschheit jener andern darthun will, ist es ihm offenbar wieder ganz mißlungen; faßt man nur redditi als Particeipium, so sieht man unmittelbar, daß „die Mittelzeit“ die nicht anzunehmen ist, keineswegs in den Worten selbst, sondern einzig in der unrichtigen Erklärung des Hr. Kl., und aus der Interpunction zu urtheilen, freylich auch der andern Herausgeber, liegt. Man müßte demnach etwa wörtlich so übersetzen: „Wenn wir aber den Aeltern zurückgegeben, sodann in die Hände der Lehrer kommen u. s. w.“ wo das sodann gleich seine richtige Beziehung bekommt; nur müßte das Comma vor dein weggelassen, oder falls man seine Freude an diesen Pfählen hätte, auch eins vor parentibus gesetzt werden. Hat nun der Cod. R., wie Davis angiebt, wirklich reddit idem, mit dem Pithoean., so gewinnt dein, das deutlich in dem trefflichen Gud. steht, wirklich an Wahrscheinlichkeit vor der andern Lesart id est.

IV. C. 14. §. 32. schrieben die Neueren nach Bentley's Vorschlag:

Nec vero in omnem morbum ac perturbationem animus ingeniosi cadit: non enim in ulla efferata et immania: quaedam autem humanitatis quoque habent primam speciem.

Die Handschriften bieten für in ulla — multa. Dieß suchte schon Nissen zu schützen. Weit kräftiger aber als er läßt sich Hr. Kl. also vernehmen: „Wieder eine Stelle, wo man auf die tollste Art geändert hat. Alles aber in elender Nachbeterey des großen aber so oft übereilten, verkehrten und schiefen Bentley“ etc. Sehen wir nun näher die Gründe an, die Hr. Kl. bestimmten, die Aenderung Bentley's in der Weise toll zu nennen, daß Niemand nach verständiger Wahl, sondern nur in elender Nachbeterey ihr beytreten konnte, so finden wir deren zwey bey Hr. Kl. angegeben; der

erste ist, daß dadurch „die Worte gewaltsam von dem Folgenden abgerissen werden, mit denen sie doch in dem genauesten Zusammenhang stehen.“ Wodurch geschieht dieses? Auch nach Hr. Kl. Erklärung haben die fraglichen Worte nicht dasselbe Verbum mit dem folgenden Satzgliede, und gewiß kann Niemanden der Wechsel des Subjekts, wodurch nach unserm Bedünken der folgende Gedanke recht angemessen nur noch mehr hervortritt, im Ernste anstößig seyn; und auf jeden Fall wird dem Leser dadurch weniger zugemuthet, als wenn nach Hrn. Kl. Foderung zwischen den so eng verbundenen Sätzen nebst dem Verbum sunt, aus dem Vorhergehenden: in quae animus ingeniosi cadat vel cadere possit zu ergänzen ist, was sich gewiß nicht von selbst aufdrängt. Der zweyte Grund, den schon Nissen geltend gemacht hat, ist, daß man keineswegs behaupten könne, der Geist eines ingeniosus falle nie in efferata et immania, da dieß ja doch auch bisweilen vorkomme. Dieser Grund scheint auch auf Hr. Moser Eindruck gemacht zu haben, da er in den Add. mit Davis vorschlägt: non enim in multa etc. worauf man allerdings leicht verfallen konnte, was aber nach unserm Gefühle der Bentley'schen Aenderung keineswegs vorzuziehen ist. Denn warum sollte Cicero nicht sagen können, in Gegensatz von dem eigentlich thierischen Stumpfsinn: der Geist eines ingeniosus verfällt nicht in jede Krankheit und Leidenschaft; denn sicher verfällt er in keine thierische Rohheit, manches aber hat sogar den ersten Anschein des Aechtmenschlichen u. s. w. ohne daß er daran dachte, man würde ihm vorrechnen, daß doch ein und das andermal auch einem ingeniosus dieß zustoßen könne; konnte er doch wohl denken, daß einem jeden das nulla regula sine exceptione bekannt sey.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. November.

Nro. 228.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemani animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

So hätte wohl hier das „Interesse der Wahrheit“ gefordert, daß Hr. Kl. mit weniger „fester und klarer Ueberzeugung“ d. h. mit weniger Arroganz und Ungerechtigkeit gegen Andere gesprochen hätte.

Was wir an diesen wenigen Beispielen nachgewiesen zu haben glauben, das getrauten wir uns an mehr als der Hälfte der übrigen von Hr. Kl. in der Vorrede aufgeführten Stellen ebenfalls darzutun, daß nämlich der Hr. Verf. durch das an sich höchst löbliche Bestreben, handschriftlichen Lesarten das Uebergewicht über Conjekturen zu verschaffen, sich nicht selten verleiten läßt, ersteren, auch wo sie es nicht verdienen, das Wort zu reden, und dabey, von seinem Zwecke begeistert, wie es scheint, nicht immer die Mittel gehörig auf die Wage legt. Daher die vielen Ungerechtigkeiten, daher der leidenschaftliche Ton bey Bekämpfung anderer, den Hr. Kl. keineswegs entschuldigt hat, wenn er sich

in der Vorrede gegen einen falschen Philanthropismus verwahrt; denn: in vitium ducit culpaesuga, si caret arte, und leicht könnte man Hr. Kl. den Vorwurf machen, daß, indem er den Philanthropismus flieht, er der Inhumanität in die Arme fällt, die doch gewiß ein jeder, auch der nicht zu „dergleichen Geistern,“ wie sie Hr. Kl. in der Vorrede geschildert hat, gezählt werden will, für einen Fehler hält, welcher der Tugend, die wir Humanität nennen, und zu der, einem nicht ungebrauchlichen Ausdruck gemäß, gerade das Studium des Alterthums führen sollte, entgegengesetzt ist. Wir meinen nämlich, daß zwischen Philanthropismus und Humanität, nur etwas anders modificirt, derselbe Unterschied Statt finde, wie ihn schon längst ein Kritiker, auf den Deutschland stolz zu seyn Ursache hat, zwischen Höflichkeit und Bescheidenheit in der Weise festgestellt hat, daß nun für immer der leidet zu oft, absichtlich oder unbewußt, angewendeten Verwechslung dieser Begriffe ein Ende gemacht seyn sollte. Philanthropismus und Höflichkeit mögen aus allen Schriften verbannt bleiben; aber Humanität und Bescheidenheit vermissen wir sehr ungerne. Diese erfordern, daß der Tadel, wo er nicht vermieden werden kann, im Verhältnisse zum Gegenstande desselben bleibe, daß man nicht, um den Tadel stärker ausdrücken zu können, absichtlich über manches hinwegsehe, was zu Gunsten des Getadelten sprechen würde, und überhaupt nie der Gerechtigkeit und Billigkeit Abbruch thue, um seiner Sache den Sieg zu verschaffen. Dieß hat denn auf der andern Seite von selbst die Folge, daß man

seine eigenen Verdienste nicht überschätzt gegen fremde, und überhaupt nie mit einer anmaßlichen Sprache hervortritt. In beyden Rücksichten, glauben wir, hat Hr. Kl. entschieden gefehlt, so daß man bey seinen Ausdrücken der Billigkeit zu Lieb immer wieder die Hälfte abziehen darf. Liest man aber z. B. S. 265 zu der oben von uns durchgenommenen Stelle: *cum vero parentibus redditi, id est magistris traditi sumus* die Bemerkung, welche mit folgendem Satze schließt: „Wir hoffen somit selbst dem ängstlichen Kritiker wegen der Wahl unserer Lesart Genüge geleistet zu haben, würden aber den ferneren Zweifler noch etwas derber zurückschicken müssen,“ so könnte man in dieser Drohung wirklich die Sprache einer Art literarischer Despotie erkennen. Uns scheint, ein bloßer Zweifel sollte Aufforderung zu etwas ganz anderm als zur Derbheit seyn, die gewiß für ganz andere Leute, als Zweifler gehört. Dabey wird gewiß jeder in Verlegenheit seyn, welcher Art er sich nur diese gedrohte größere Derbheit zu denken habe, da sie ja doch keine thatsächliche seyn wird, und Ref. müßte es in der That gerne sehen, wenn er durch die Berwegenheit, wirklich noch einen Zweifel an der Unfehlbarkeit jener Entscheidung vorgebracht zu haben, sich und Andern einen Begriff von der gesteigerten Derbheit des Hr. Kl. verschaffen würde. — Noch müssen wir hier etwas allerdings Unbedeutenderes, das aber dem Leser doch recht beschwerlich fällt, rügen, nämlich die Gewohnheit des Hr. Kl., sich gar zu oft bey jeder Kleinigkeit selbst zu citiren, und dabey auf eine so sonderbare Weise, daß man oft innerhalb weniger Zeilen öfter liest: Man vergleiche N. Klotz zum Lilius — S. N. Klotz zum Lilius u. s. w., was dem Leser zuletzt durch die ewige Wiederkehr des keineswegs so angenehm in die Ohren fallenden Wortes ganz widersteht. Und vollends, da sich die Sache doch nicht durchführen läßt, und oft in einem Satze „N. Klotz“ und „wir“ dieselbe Person bezeichnen muß, gewinnt

das Ganze ein etwas buntes, burleskes Ansehen. Das sind Kleinigkeiten, aber solche, die wie viele recht ärgerlich sind, und darum vermieden werden sollten.

All dieses jedoch eingerechnet, worüber wir um so ungescheuter unsern Tadel aussprachen, als sich Hr. Kl. selbst durchgängig als einen großen Freund der Freymüthigkeit giebt, besitzt diese Ausgabe doch einen bedeutenden Werth, und wir nehmen keinen Anstand, die Textrecension Hr. Kl. als die unter allen über die Insulanen vorhandenen am meisten berichtigte zu erklären.

Hrn. Mosers Ausgabe muß als eine sogenannte *editio cum notis variorum* aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden. Es ist nämlich hier außer der Constatirung des Textes und dem, was etwa zur Erklärung des Schriftstellers von dem Herausgeber selbst geleistet worden ist, auch noch das allerdings weniger selbstständige, dennoch aber Sorgfalt und Urtheil nicht minder in Anspruch nehmende Geschäft des Sammelns, Auswählens und Ordnen nicht zu übersehen. Was die Auswahl betrifft, so gibt Hr. M. den Commentar des Davigius, so wie die Emendationen von Bentley und die Anmerkungen von Lallemand vollständig, sodann aus den Ausgaben und sonstigen Erläuterungsschriften, von den frühesten: Beza, Erasmus, Manutius u. s. w. bis auf die neuesten von Drelli, Kühner und Klotz, was jedesmal als das Zweckmäßigste und Nützlichste sich darbietet. Gewiß that Hr. M. recht, den Davigischen Commentar vollständig zu geben (und zwar ist nicht bloß die dritte Ausgabe, sondern auch die feltneren beyden ersten, die in bedeutenden Stücken von jener abweichen, benützt) da derselbe immer noch zu dem Schätzenswerthesten gehört, was zu den Insulanischen Büchern geleistet ist, besonders was die Nachweisungen aus frühern und spätern philosophischen Werken, vornehmlich der Griechen

betrifft, so viel auch in dieser Hinsicht zu bessern und zu berichtigen wäre. So lange er aber nicht durch einen in jeder Hinsicht vollständigeren und genügenderen Commentar ersetzt werden kann, verdient er wenigstens als reichhaltige Materialiensammlung in einer solchen Ausgabe immer noch einen Platz.

Daß Richard Bentley's Emendationes ebenfalls vollständig als Anhang im dritten Bande mitgetheilt werden, wird nicht leicht jemand mißbilligen, der bedenkt, daß, so sehr man auch in neuerer Zeit davon zurückgekommen ist, blos subjectivem Gefühle und einseitiger Sprachkenntniß folgend, einen mit Conjecturen überfüllten Text sich zu bilden, man dennoch in dem jetzt an die Spitze gestellten diplomatischen Verfahren wegen Unzulänglichkeit der Urkunden auch noch keine dergestalt ausreichende Basis gewonnen hat, daß man der Conjecturalkritik sich ganz entschlagen könnte. In dieser aber kann das Studium Bentley's immer noch als eine Schule dienen, und man findet jetzt so ziemlich allgemein anerkannt, daß man aus Bentley's Fehlern nicht selten mehr lernen kann, als aus anderer Fehlerlosigkeit. Dazu finden sich allerdings auch in diesen Emendationen zu den Tuskulanen solche, die sich bis jetzt immer noch als nothwendig und sicher empfohlen haben, und selbst von den strengsten Vertheidigern der handschriftlichen Lesarten nicht aus dem Text gewiesen werden konnten; dann erscheint die Aufnahme derselben in diese Ausgabe auch noch dadurch gerechtfertigt, daß sie als eine nothwendige Ergänzung zu dem Davis'schen Commentar betrachtet werden müssen, indem dieser nicht selten sich blos auf das Urtheil seines großen Landsmanns berufen hat. Ob mit gleichem Recht Lallemand neben diesen seinen Platz einnehme, kann vielleicht eher bezweifelt werden, da seine wenigen und kurzen Noten auch in Bezug auf den Inhalt nicht eben sehr bedeutend sind. Doch eben die geringe Ausdehnung entschuldigt ihre Aufnahme um

so eher, als Lallemand doch mit Handschriften versehen war und sein Urtheil oft auch das richtige ist.

In den Anmerkungen, die Hr. M. nur auszugsweise mittheilt, scheint wohl auch im Ganzen die gehörige Auswahl getroffen zu seyn.

Weniger als mit der Auswahl können wir mit der Anordnung des Stoffes zufrieden seyn, und ohne denen beygezählt werden zu wollen, die Hr. M. in der Vorrede als solche bezeichnet, welche alles verdammen, was sie nicht selbst, die *οἱ οὐκ πίπνυται*, eben so gemacht haben würden, und eher Anspruch darauf machend, den billigen Beurtheilern beygezählt zu werden, die jedes Werk auch nach dem ihm vorgesezten Zweck beurtheilen, werden wir versuchen, unsere Gründe und Forderungen möglichst deutlich darzulegen. Hr. Moser's Apparat ist sehr reichhaltig und zählt unter den Handschriften, die theils von ihm oder für ihn verglichen wurden, theils den Vergleichen früherer oder den Concollationen älterer Ausgaben entnommen sind, 25 Nummern, abgesehen von denen, die unter eine Nummer begriffen sind; sein index editionum, der die sehr seltene von Orelli noch nicht benutzte ed. pr. a. 1469 von Ulricus Hahn de Vienna in Rom an's Licht gestellt, aufzuweisen hat, enthält bis auf die Teubnerische herab 55 Nummern; dazu kommen noch sonstige Erläuterungsschriften unter 16 Nummern. Wenn nun auch Hr. M. denen, die die Varianten von den sonstigen Erläuterungen getrennt wünschten, schon im voraus in der Vorrede geantwortet hat, so müssen wir doch die nämliche Forderung erneuern, weil uns seine Gegen Gründe durchaus nicht von der Unthunlichkeit überzeugen und ohne diese Einrichtung die Benützung eines solchen Apparates höchst beschwerlich und abschreckend wird. Wir sehen aber gar nicht ein, wie dabey eine tadelnswerthe Zerreißung fremder und eigener Bemerkungen nothwendig Statt finden müsse, da nichts als die bloße Angabe der Lesarten auszuscheiden wäre, von denen man weiß, wem

man die einzelnen zu verdanken hat, und dadurch nur eine Ordnung, die nie ein Zerreißen genannt werden kann, erzielt würde. Und sollte auch wirklich der zweyte Nachtheil, nämlich eine Verschwendung des Raumes herbeygeführt werden, was uns aber auch gar nicht nothwendig dünkt, wenn man nur das, was dadurch vollkommener unnöthig gemacht wird, weglasse, so würde derselbe doch reichlich ersetzt werden, wenn auch ein zweyter Uebelstand, der uns in der von Hrn. M. befolgten Art zu liegen scheint, abgestellt würde. Warum nämlich bedient sich Hr. M. nicht der sich selbst durch Ueberschaulichkeit und Deutlichkeit nicht weniger als Kürze empfehlenden Methode, nach der Immanuel Bekker bereits einen so großen Theil der alten Literatur herausgegeben hat? Statt die Handschriften und Ausgaben mit vollständigen oder abgekürzten Namen jedesmal vorzuführen, wäre die Bezeichnung eines Buchstabens hinreichend, und die vielen Worte, die zur Bildung eines Satzes gehören, will man besonders nicht immer einförmig seyn, würden, da sie sich alle von selbst verstehen, ganz hinwegfallen und höchstens einigen kurzen Zeichen Platz machen, die ebenfalls höchst zweckmäßig von Bekker gewählt sind. Welche Raumersparniß dadurch erzielt würde, leuchtet von selbst ein; aber auch die Deutlichkeit würde unendlich dadurch gewinnen, für die Mss. könnte etwa das griechische Alphabet benützt werden, und wenn Hr. M. auch gleich in der Vorrede p. VII sich als keinen Freund der Familienunterscheidungen unter den Handschriften bekennt, (s. übrigens darüber Orelli in der Einzelausgabe der Tusc. p. 438 sq.) so könnte, da er doch auch gewisse Grade der Vorzüglichkeit unter denselben statuirt, diese Unterscheidung durch große und kleine Buchstaben bemerklich gemacht, ja etwa auch, was Bkk. ebenfalls thut, die deutschen Buchstaben zu Hilfe genommen werden. Sähe man auf diese Weise öfter so kurze Zeichen nebeneinander stehen, würden sich die Classen und der relative Werth der einzelnen Recensionen gewiß viel deutlicher herausstellen und

dem Gedächtniß einprägen, während so, unter der Masse anderer unnöthiger Worte, das Wesentliche oft ganz verschwindet. Sollte Hrn. Moser das stumme Verfahren Bekkers, wo kein Wort der Beurtheilung der bloßen Angabe der Lesart beygefügt wird, hier nicht angemessen erscheinen, so standen ihm ja die z. B. von Orelli angewendeten gar nicht unbequemen Zeichen auch hierin zu Gebote; und daß endlich die manchmal noch unsichern, von verschiedenen verschieden gegebenen Vergleichen auf diese Weise auch keine Schwierigkeit machen, leuchtet von selbst ein. —

Da ferner Hr. Moser doch nie beabsichtigen konnte, eine eigentliche Handausgabe zu liefern, in der man gerne die Bemerkungen bey dem Texte hat, so würde es gewiß von anderer Seite sich höchlich empfohlen haben, wenn er lieber den Text mit den Varianten ganz von dem gelehrten Apparat getrennt hätte, was bey einer 3 Bände starken Ausgabe um so leichter zu thun war. Gewiß ist das Lesen eines Schriftstellers schon dadurch weniger bequem gemacht, wenn in einer großen Oktav-Ausgabe im Durchschnitte 3 — 4 Zeilen Text sich befinden, und den übrigen Raum die Anmerkungen einnehmen. Und da überhaupt derley Ausgaben nicht für solche sind, die die Bemerkungen in der Weise benutzen wollen, daß sie zur Erleichterung des Verständnisses einzelner Stellen in denselben sich Rath's erhalten, und gewiß derjenige, der etwa zu jeder Seite gleich auch alle Noten lesen wollte, wenig von dem Schriftsteller selbst verstehen würde, so ist auch kein eigentlicher Grund abzusehen, warum die Verweisung derselben in eigene Bände nicht angehe; so ist man ja doch genöthigt, wollte man etwa nach jedem Capitel die Anmerkungen im Zusammenhang lesen, wieder 10 — 12 Seiten zurückzublattern, während man auf jene andere Weise viel einladender den bloßen Text mit den Varianten vor sich hätte, und in einem zweyten Bande der gelehrte Apparat zur bequemsten Benutzung zu Gebote stünde.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. November.

Nro. 229.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemani animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

Man kann überhaupt einen alten Schriftsteller nie mit der gehörigen Stimmung lesen, wenn der ganze gelehrte Wust, (denn diesen Eindruck macht doch immer ein solcher Apparat zunächst auf das Auge) sich einem beständig aufdringt, und in diesem Falle vermag weder Schönheit des Papiers noch des Druckes dafür Ersatz zu gewähren. Es käme bey jener Vertheilung noch der Gewinn hinzu, daß diese etwas voluminöse Bearbeitung durch den vollständig für sich bestehenden ersten Band ganz auch die Benennung einer bequemen Handausgabe zulassen würde. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir diesen Uebelstand als einen höchst untergeordneten und nur gelegentlich zur Sprache gebrachten, angesehen wünschten.

Der mehr selbstständige und gewiß auch erfreulichere und dankbarere Theil der Arbeit zerfällt nun wieder in die zwey Theile der kritischen Textconstituierung und der exegetischen Erläuterung. In

beiden läßt sich nicht läugnen, hat sich Hr. M. Verdienste erworben, und wir glauben es ihm, daß diese noch größer seyn würden, wenn ihn nicht seine Aufgabe, die er uns vollkommen wahr ein negotium operosum et taedii plenum zu nennen scheint, durch die Masse des zu überwältigenden Stoffes bisweilen eingeengt und den Blick getrübt hätte. — Hr. M. bewährt sich im Ganzen durchaus als einen besonnenen Kritiker, nicht leidenschaftlich den Handschriften ergeben, aber doch auch nicht leichtsinnig ohne sorgfältige Prüfung eine Lesart der bessern Mss. gegen eine auf den ersten Anblick sich empfehlende Interpolation aufopfernd; und so kommt es, daß Hr. M. öfter Hrn. Klotz begegnet in Ausnahme handschriftlicher Lesarten, die dem Orellischen Texte noch fremd waren; überhaupt hält er an dem Grundsatz fest, nicht eher zu ändern, als bis eine Aenderung unabweislich erscheint, und keiner Conject. Raum zu geben, die bloß einem subjektiven Gefühl für Schönheit des Ausdrucks und Wendung des Gedankens ihr Entstehen verdankt.

Nicht weniger findet sich in den exegetischen Bemerkungen und den historischen und literarischen Nachweisungen viel Wissenswerthes aus der reichen Belesenheit des Hrn. Verf. mitgetheilt, und überhaupt wäre die Anordnung mehr entsprechend einer leichtern Benennung des in dieser Ausgabe Niedergelegten, so würde sie höchst gegründeten Anspruch auf eine allgemeine Zufriedenheit machen können.

Da es bey dieser Ausgabe weniger erforderlich scheint, auch in die Beurtheilung des Einzelnen einzugehen, so begnügen wir uns, nur ein und den

andern von den vierzehn Exkursen, die Hr. M. als eine besondere Beygabe seiner Bearbeitung der Tuskulanen angehängt hat, hier etwas näher in's Auge zu fassen. Es werden darin solche Stellen behandelt, die in kritischer oder exegetischer Hinsicht schwierig, theils wegen der Weitläufigkeit des Stoffes, theils wegen der großen Anzahl der verschiedenen Ansichten darüber, zu viel Raum erforderten, als daß sie bey den übrigen Anmerkungen unter dem Texte einen Platz finden konnten.

In dem ersten Exc. wird die Stelle I. 10. §. 22. behandelt: Et sic ipsum animum *ἐντελέχειαν* appellat (Aristoteles) novo nomine, quasi quamdam continuatam motionem et perennem. Hier kommt die Schreibung des Wortes *ἐντελέχεια* oder *ἐνδελέχεια*, und die Erklärung desselben, also auch, ob Cicero es richtig aufgefaßt und ausgedrückt habe, in Frage. Unnötig wäre es, alle Ansichten, etliche zwanzig an der Zahl, die man hier bey einander findet, einzeln durchzugehen, da sie doch auf einige wenige zuletzt gemeinschaftlich hinauslaufen, und genau genommen, nur vier Hauptansichten möglich sind, entweder ist *ἐντελέχεια* oder *ἐνδελέχεια* zu schreiben, und Cicero hat entweder die Bedeutung des Wortes richtig wiedergegeben oder nicht. Man sollte glauben, beyde Fragen müßten sich einfach aus Aristoteles eben selbst entscheiden lassen, wenn nicht gerade die Begriffsbestimmung des Wortes *ἐντελέχεια*, so oft es auch bey Aristoteles vorkommt, zu den allerschwierigsten gehörte und auch noch keineswegs vollkommen sicher gestellt wäre. In Folge dieser Unbestimmtheit des Begriffes aber ist auch noch Niemand angetreten, der mit Nachdruck und Glück zugleich Cicero gegen den entschiedenen Angriff des Byzantiners Regyropylus vertheidiget hätte. Dieser stellte nämlich die Alternative: entweder habe Cicero darin gefehlt, daß er *ἐνδελέχεια* für das Aristotelische *ἐντελέχεια* untergeschoben, oder daß er zu dem Aristotelischen Worte eine falsche Erklärung gegeben. Wenn man nun bisher immer zwischen Ausnahme des einen oder andern Wortes (obwohl viele auch nur eine Ver-

schiedenheit der Schreibart darin erkennen) schwankte (Klog nahm auf die Autorität der besseren Handschriften *ἐνδελέχεια* auf), so scheint es, daß doch, so lange in Krist. selbst kein Zweifel über die Schreibung des Wortes bestehe, *ἐντελέχεια* aufgenommen werden müsse, weil, bey der Unsicherheit der Erklärung bis auf den heutigen Tag, Cicero, falls kein anderer Ausweg sich fände, eher in dieser als in der Wahl des ihm gewiß hinlänglich bekannten Wortes fehlen konnte. Das nimmt denn auch Hr. M. mit Nähe zum Chirilus an; und die Unrichtigkeit, die sich Cicero soll zu Schulden haben kommen lassen, wird als eine doppelte angegeben: erstens, daß er das Wort *motio* für *actus* gebraucht, und zweytens, daß er die Begriffe *continua* und *perennis* aus dem andern ältern Worte *ἐνδελέχεια* herübergenommen habe. Ersterer Tadel, was ich pace viri cl. gesagt haben will, ist unstreitig höchst ungerecht. Denn wenn wir schon die Forderung zurückweisen müssen, daß jeder, der in neuerer Zeit Lateinisch schreibt, durchaus nur in Ciceronianischen Ausdrücken zu schreiben habe, so ist es doch noch weniger zu dulden, daß Cicero vor so vielen Jahrhunderten sich nach unserer Ausdrucksweise und Terminologie habe bequemen sollen! — Bey *actus* hätte der juristische Römer (und dieß waren Schreiber und Leser) recht zur Unzeit etwa an das *jus agendi vel jumentum vel vehiculum* erinnert werden können, und auch *actio* oder *agitatio*, was man eher hätte verlangen können, ist durchaus mehr ein Wort der juristischen und Umgangssprache, als für philosophische und metaphysische Begriffe. Daß dafür *motio* dem Römer besser anstehen mußte, hätte man schon aus der Uebersetzung der Platonischen Stelle im Phädrus, wo der *animus* als *se ipsum movens* dargestellt wird, abnehmen können. Auch dort bedeutet das *movere* und im Griechischen das *κινεῖν* nicht eine äußerliche materielle Bewegung im gewöhnlichen Sinne, sondern wird wohl mit Recht auf die Bewegung des Denkens und Willens bezogen, die im Verhältniß zu den andern Arten der Bewegung allerdings von



Platon als die archetypische betrachtet werden konnte, (vgl. z. B. Tim. p. 135 Bkk. 89. St. Legg. X. p. 203. 204. Bkk. 397. 398 St. etc.). Wenn man ferner erwägt, daß bey Aristoteles der Unterschied zwischen *ἐντελέχεια* und *ἐνέργεια* nur ein ganz geringer ist, und von ihm selbst nicht immer wahrgenommen wird, und sieht, wie z. B. in der Metaphysik IX. c. 6. die *κίνησις* und *ἐνέργεια* nur unterschieden werden, daß jene immer *ἀτελής* sey, wie *μάθησις*, *βαδισις* u. a. *οὐ γὰρ ἅμα βαδίζει καὶ βεβήδικεν*) während *ἐνέργεια* Statt findet im Sehen, Denken (*ὥρακε δὲ καὶ ὄρα ἅμα τὸ αὐτὸ καὶ νοεῖ καὶ νερόηκεν*) und wie im I. Cap. des III. B. der Physik wirklich in gewisser Beziehung die *ἐντελέχεια* als eine *κίνησις* bestimmt wird, und wenn man überhaupt die vielen Stellen näher in's Auge faßt, in denen das Verhältniß der *κίνησις* und *ἐντελέχεια* oder *ἐνέργεια* berührt wird, so kann man sich kaum erwehren, wenn gleich Aristoteles die Ansicht Platons von der Seele als des *αὐτὸ ἑαυτὸ κινουῦν* bestreitet, dennoch in seiner Erklärung derselben als *ἐντελέχεια* eine große Verwandtschaft mit jener Platonischen anzuerkennen. Nimmt man noch hinzu, daß eben dem Römer durchaus kein Wort zu Gebote stand, das mehr im Geiste seiner Sprache und dem Kreis seiner metaphysischen Begriffe angemessen diese Bedeutung auszudrücken vermöchte, so wird man wohl seinen Tadel gegen Cicero zurücknehmen müssen. Denn so steht auch gleich zu vermuthen, daß die Beziehung der Begriffe von *continuis* und *perennis* weniger auf Rechnung einer unfreywilligen Verwechslung mit *ἐνδεῶ* zu setzen sey, als aus dem Bestreben erklärt werden muß, jenen Begriff des Wortes, wie er in der aus der Metaphysik oben allegirten Stelle einandergesetzt wird, so gut es eben in der Kürze mit den Mitteln der Römischen Sprache zu erreichen war, wiederzugeben. Auf solche Weise glauben wir, könne Cicero hier, wo in neuerer Zeit alle Herausgeber, auch diejenigen, denen sonst überall die Ver-

theidigung Cicero's eine unabweißbare Pflicht zu seyn schien, ihn verlassen, — gerettet werden, und wir wundern uns, daß auch Trendelenburg in seiner gelehrten Untersuchung zu dem Anfang des zweyten Buches der Aristotelischen Schrift *περὶ ψυχῆς* über Cicero's Erklärung so ohne weiteres den Stab gebrochen hat. Wir werden also in der fraglichen Stelle nicht mit Hr. M., der Ansicht Nāckes folgend, einen ausdrücklichen doppelten Irrthum rügen, sondern vielmehr einen, für seine Zwecke hinreichenden Erklärungsversuch eines Aristotelischen Begriffes, der auch uns und den Tadlern Cicero's in derselben Kürze weder in deutscher noch lateinischer Sprache besser gelingen würde auszudrücken, und selbst aus Aristoteles nur durch Zusammennehmung vieler Stellen, die die einzelnen Seiten des Begriffes entwickeln, gründlicher eingesehen werden kann, indem einzelne Stellen für sich eben so wenig deutlich und erschöpfend sind.

Im zweyten Exc. wird die Dichterstelle I. 16. §. 37:

Unde animae excitantur obsura umbra aperto  
ostio

Alti Acheruntis sanguine falso mortuorum  
imagines

behandelt. Da die Var. hier zum Theil offenbar fehlerhaft sind, so wird man hier gewiß wohl thun, wenn man die Verse im Ganzen läßt wie sie sind; nur ob falso oder salso sanguine zu schreiben sey, wird hier zu untersuchen seyn, da doch, wo die Autorität der Handschriften, die übrigens hier salso nicht unbedeutend unterstützen würde, unmöglich entscheidend ist, aus andern Gründen vielleicht ein Uebergewicht für die eine oder andere Lesart gewonnen werden kann. Liest man sanguine salso, so muß es natürlich von den Opferthieren verstanden werden, durch deren Blut, wie in der *Νεκρία* des Homerus, die Schatten hervorgehockt werden.

(Schluß folgt.)

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Mayn. Frankfurt. Band II. Heft 1. 1836. Heft 2. 1837.

Erstes Heft mit Tab. I — VI.

### I. Zoologische Abhandlungen.

1. Neuer Nachtrag von Beschreibungen und Abbildungen neuer Fische, im Nil entdeckt von Dr. Eduard Rüppell. (S. 1 — 21 mit 3 schwarzen Stein tafeln).

Der Verfasser hatte schon früher 12 neue Arten im Nilströme entdeckt. Bey seinen weiteren Nachforschungen gelang es ihm nicht nur in dem obern Theil dieses Stromes, oder vielmehr in dem großen abessinischen Landsee (Baher Zana), durch welchen der Nil fließt, sondern auch noch zu Cairo selbst andere neue Arten ausfindig zu machen. Diese gehören sämmtlich der Linné'schen Gattung *Cyprinus* und zwar folgenden Untergattungen derselben an:

- Barbus 6 neue Arten.
- Labeobarbus 1.
- Chondrostoma 1.
- Labeo 1.
- Varicorhinus 1.
- Gobio 2.

Unter diesen Untergattungen sind *Labeobarbus* und *Varicorhinus* erst von dem Verf. errichtet. Am Schluß dieser Abhandlung folgt noch ein Verzeichniß aller bekannten Fischarten des Nils, mit Angabe der von ihnen vorhandenen Abbildungen.

### II. Palaeontologische Abhandlungen.

1. Die Torfgebilde von Enkheim und Dürheim, hauptsächlich in Rücksicht ihrer animalischen Einschlüsse dargestellt von Hermann von Meyer (S. 47 — 102 mit 2 Tafeln).

Das Torfmoore von Enkheim, zwey Stunden nordöstlich von Frankfurt in der Maynathalebene gele-

gen, umschließt nach den sehr sorgfältigen Untersuchungen des Verf. folgende Ueberbleibsel von Wirbelthieren: Nester vom Pferde, von einem dem *Cervus Elaphus* ähnlichen Hirsche, von einem Ochsen, wahrscheinlich dem *Bos primigenius*, von einer Schildkröte, wahrscheinlich der *Emys europaea*, von 2 Vögeln, einem aus der Ordnung der Schwimmsfüßigen, der Wildente ähnlich, und einem aus der Ordnung der Hühner, *Pterocles* am ähnlichsten. Hierzu kommen mehrere, in der Gegend noch lebende Arten von Sumpfschnecken, die meist mit denen von Dürheim übereinstimmen, so wie Knochen von Menschen; ferner Thierknochen, an denen man deutlich sieht, daß sie vor ihrer Einschließung im Torf von Menschenhänden mit scharfen Instrumenten zugerichtet wurden, dann noch Töpferwaaren, deren Form, Masse und Fabrikation auf die Zeiten der Römer hinweisen. Dieses Torfmoore besteht nicht bloß aus Torfmasse, sondern auch aus Stämmen vom Aussehen der Braunkohle, welche bisweilen mit blauer Eisenerde beschlagen und an einigen Stellen förmlich verkohlt sind.

In den Torfmooren von Dürheim in Baden finden sich: Nester vom europäischen Dachse, von *Canis*, *Mus minutus*, *Arvicola*, vielleicht der Feldmaus, von Pferd, Wildschwein, Hirsch, dem *Cervus Elaphus* ähnlich, vom Reh, dem *Cervus Capreolus* ähnlich, von *Bos primigenius*, einer Schildkröte, wahrscheinlich der *Emys europaea*, von *Rana esculenta*, einer andern Art von *Rana* und *Bufo*, einem Vogel aus der Ordnung der Schwimmsfüßer, der Wildente ähnlich, und einem Hühnervogel, wahrscheinlich einem Waldhühne. Von Sumpfschnecken kommen folgende vor: *Succinea amphibia*; *Planorbis marginatus*, *contortus*, *hispidus*, *difformis*, *complanatus*, *imbricatus*; *Lymnaeus palustris*, *ovatus*, *pereger*; *Paludina impura* und *Cyclas fontinalis*. Uebrigens sind auch Menschenknochen und Artefakte gefunden worden; letztere scheinen größtentheils weit spätere Entstehung als jene aus dem Torfmoore von Enkheim.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. November.

Nro. 230.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Prodromus Monographiae Stoechiolithorum  
et Pyritoidarum. Auct. Julius Fröbel.  
Turici 1837. Typis Orellii, Fuesslini et  
Sociorum.

Diese akademische Schrift gibt eine systematische Uebersicht eines Theiles der einfachen Körper und derjenigen Verbindungen, welche Mohs unter dem Namen der Kiese, Glanze und Blenden be- greift, nebst einigen andern.

Der Verf. beschränkt sich vorzüglich auf kry- stallisirte Substanzen, glaubt aber, daß auch künst- lich krySTALLisirte Körper ihren Platz im Mineralsy- stem finden sollen, und nimmt daher auch den Phos- phor, das Selen, den geschmolzenen Schwefel, das geschmolzene Schwefelkupfer u. s. w. auf. Gewiß ist, daß das, was man gewöhnlich künstliche Kry- stalle oder künstliche chemische Verbindungen nennt, nicht mit dem verglichen werden kann, was sonst ein Produkt der Kunst genannt werden muß. Der Mensch kann eben so wenig einen Krystall machen, als er eine Pflanze machen kann, er kann aber die Umstände herbeiführen, unter welchen die Natur einen Krystall macht, und von diesem Gesichtspunkte aus sind alle chemische Präparate und sogenannte Produkte der chemischen Kunst nur Naturprodukte. Es ist auch nicht zu läugnen, daß gerade deßhalb eine sehr nahe und innige Verbindung der Chemie und Mineralogie bestehen muß, und die Mineralien haben von jeher, in die Chemie aufgenommen, manche Lücken willkommen ausgefüllt, wo zur Zeit die chemische Darstellung nicht andreichte. Umge-

fehrt hat die Chemie der Mineralogie manche Ver- bindungen voraus angekündigt, welche später im Schooße der Erde vorkommend gefunden wurden, und hat ihr manche Verhältnisse kennen gelehrt, welche für die Krystallbildung von Wichtigkeit sind, und welche in der großen Werkstätte der Natur vielleicht niemals zu beobachten gewesen wären.

Wenn man aber die bezüglichen chemischen Prä- parate, die sogenannten künstlich dargestellten unor- ganischen Verbindungen der Elemente sämmtlich in die Mineralogie aufnehmen wollte, so würde man damit ein dem Naturforscher sehr interessantes Ver- hältniß, das des wirklichen Vorkommens unorgani- scher Körper in der Erdrinde entweder entstellen oder genöthigt seyn, dafür eine Special-Darstel- lung zu geben. Man würde für diese vielleicht ei- nen neuen Namen erfinden, aber dem Wesen nach bliebe die Sache dieselbe. Denn, obwohl man die Möglichkeit nicht läugnen kann, daß chemische Er- zeugnisse in der Natur selbst vorkommen können, so ist doch nicht geradehin zu behaupten, daß wirk- lich alle solche vorkommen. Es ist von mancher sogar sehr wahrscheinlich, daß sie nicht oder nur von sehr kurzer Dauer vorkommen, weil das über- wiegende Vorhandenseyn einzelner Verbindungen, wie z. B. der Luft und des Wassers in der Na- tur durch ihre Einwirkung das Bestehen nicht ge- statten.

Wenn man aber, wie der Verf. mit Necker meynt, nur was krySTALLISIRT ist, zu den Mineralien zählen soll, und daher nur krySTALLINISCHE chemische Erzeugnisse in die Mineralogie gehören sollen, so

beschränkt man das Gebiet dieser Wissenschaft auf eine sehr unnatürliche Weise, indem es unstreitig Mineralien giebt, von denen wir wissen, daß sie nicht krystallisirt sind, wie z. B. die Opalartigen Gebilde. Wollte man aber solche als krystallisirt annehmen, jedoch in den Appendix verweisen, weil wir nicht wissen, welche Form ihre Individuen haben; so müßte man es mit den vielen ähnlichen chemischen Präparaten auch so machen und der Appendix würde so groß, daß er Stoff genug für eine eigene Wissenschaft geben könnte.

Wenn der Verf. anführt: Omnibus vero temporibus, his nostris exceptis, mineralogi in systematibus suis corpora artificiosa quae dicunt cum naturalibus conjunxerunt et Linnaeus quoque in systemate naturae ostendit se ab hac plane geologica mineralogiae conformatione, quam hodie sequuntur, prorsus alienum esse etc. und wenn er die Systeme von Cardanus, Wormius und Johnston citirt, so spricht er freylich von einer Zeit, wo eine Vereinigung, wie er sie eingeführt wissen will, leicht möglich war, zugleich aber auch von Autoritäten, welchen man auf diesem Gebiete wohl gewichtigere entgegensetzen kann.

Es scheint daher nicht zweckmäßig, an dem gegenwärtig angenommenen Begriffe von Mineralogie etwas abzuändern und es ist nicht möglich, das Gebiet einer Wissenschaft immer so auszudehnen, daß in derselben alles verhandelt würde, was die Kenntniß des Hauptgegenstandes fördern kann.

Der Verf. giebt in der Einleitung weiter an, daß er in dem Begriffe von Species Necker gefolgt sey, und daß er mit ihm genus nenne, was die Mineralogen gewöhnlich species nennen. Dieser Begriff erfordert nicht nur, daß die Mineralien krystallisirt seyn müssen, sondern auch, daß eine äußere Form erscheint, wenn die Species bestimmt werden soll. Wir können damit nicht einverstanden seyn. —

In Beziehung auf die stoichiometrische Darstellung ist der Verf. Nordenfkiöld gefolgt, was die homöomorphen Substanzen betrifft, doch mit einigen Abänderungen, quod cognitio naturae stoichiometricae et morphologicae substantiarum valde et mutata et adaucta est, in quo genere, quod ad pyritoidas attinet, praesertim Breithaupt homoeomorphia sulphuris et arsenici stibique demonstrata bene meruit.

Deshalb schreibt er für den Glanzkobalt

$$\left. \begin{array}{l} \text{Co} \\ \text{Fe} \end{array} \right\} \left\{ \begin{array}{l} \text{As} \\ \text{Su} \end{array} \right\}^2 ; \text{für den Nickelantimon- und Nickel-}$$

arsenikglanz  $\text{Ni} \left\{ \begin{array}{l} \text{Su} \\ \text{Sb} \end{array} \right\}^2$ ;  $\text{Ni} \left\{ \begin{array}{l} \text{Su} \\ \text{Sb} \end{array} \right\}^2 \text{Ni} \left\{ \begin{array}{l} \text{As} \\ \text{Su} \end{array} \right\}^2$  u. s. w.

Wir halten zur Zeit die Annahme Breithaupt's, welche sich auf eine Beobachtung am Arsenikkies und rhombischen Eisenkies stützt, für zu wenig begründet, als daß wir diese Formeln billigen könnten; wenn man aber auch einen Isomorphismus von Schwefel, Arsenik und Antimon zugeben wollte, so wäre obige Schreibart der üblichen nicht vorzuziehen, welche die Mischungen weit genauer bezeichnet, nämlich den Glanzkobalt mit  $\text{CoAs}^2 + \text{CoS}^2$ ; den Nickelantimonglanz mit  $\text{NiSb}^2 + \text{NiS}^2$ ; den Nickelarsenikglanz mit  $\text{NiAs}^2 + \text{NiS}^2$  u. s. f.

Auch die Formel  $\left. \begin{array}{l} \text{Cu} \\ \text{Fe} \end{array} \right\} \text{Su}$  für den Kupferkies

ist zu allgemein, da die Analysen verschiedener Varietäten von Rose, Hartwell und Phillips kein merkliches Schwanken des Eisen- und Kupfergehaltes nachweisen. Das Buntkupfererz, welches nach ähn-

licher Schreibart die seltsame Formel  $\left. \begin{array}{l} \text{Cu}^5 \\ \text{Fe}^5 \end{array} \right\} \text{S}^3$  be-

käme, wird nicht angeführt.

Die Stoechiolithi und Pyritoida bilden zwei Klassen. Die erste Klasse enthält die Ordnungen:



hier könnte gerade der Ausdruck durch die metrische Härte gewinnen. Uebrigens können wir Hrn. M. auch keineswegs bestimmen, wenn er als eine unzweifelhafte Wahrheit annimmt, daß diese 3 Verse nur die 3 kurz vorher angezogenen fortsetze:

Adsum atque advenio Acherunte vix via alta atque  
ardua,

Per speluncas saxis structas, asperis, pendentibus,  
Maxumis: ubi rigida constat crassa caligo inferum.

Denn dieß lassen Cicero's eigne Worte nicht leicht zu, die unmittelbar den zwey letzten Versen vorangehen: inde in vicinia nostra Averni lacus, Unde etc. Offenbar müßte ja doch auch in den Versen der Averni lacus erwähnt werden, worauf sich das unde bezöge, und also auf jeden Fall angenommen werden, daß einige Verse noch dazwischen gestanden. Wahrscheinlich aber gehören sie nicht einmal so nahe zusammen, und sind vielleicht aus einem verschiedenen Stücke, ja aus einer verschiedenen Fabel. Uebrigens dünkt es mir auch nicht so unwahrscheinlich, wie Hrn. M., daß wenigstens die drey ersten Verse aus einer lateinischen Nachahmung der Euripideischen Hecuba seyen. Die Ausschmückungen und Erweiterungen lägen der Sitte solcher Nachahmungen gewiß nicht so fern. —

Der zwölfte Exc. besteht lediglich aus einer Note, aus des Hrn. Klotz Quaestionn. Tullian. entlehnt, in der er die Stelle III. 34. §. 82:

Et tamen, ut medici toto corpore curando minimae etiam parti, si condoluit, medentur: sic philosophia, quum universam aegritudinem sustulit, tamen, si quis error aliunde exstitit, si paupertas momordit, si ignominia pupngit, si quid tenebrarum offudit exsilium, aut eorum quae modo dixi, si quid exstitit, et si singularum rerum sunt propriae consolationes: de quibus audies tu quidem, quum voles cet,

wie die am meisten beglaubigte handschriftliche Lesart lautet, in Schutz nimmt, indem diese bey den Worten et si singularum cet. nicht ganz richtig zu seyn schien. Von Hrn. Kühner und Hrn. M. erhält er hier vollkommenen Beyfall; ich muß gestehen, daß mir nicht selten die große Entschiedenheit und Sicherheit, mit der jener Gelehrte seine Behauptungen ausspricht, keine so entschiedene und sichere Ueberzeugung von der Richtigkeit derselben zu erwecken pflegte. So auch hier. Immer bleibt

die Anacoluthie hart und unbegründet, und der Gedanke et si singularum cet. nach dem zusammenfassenden Cae aut eorum cet. höchst müßig, wie Hr. K. sich auch immer bemühen mag, ihn als nothwendig darzustellen; und wie er ihn zuletzt erklärt: et si singulis rebus opus est singulis consolationibus, der Gedanke liegt nimmermehr in den Worten; so daß es auch jetzt noch wünschenswerth scheint, et si möchte ganz fehlen oder dafür etiam oder et stehen, und im allerbesten Falle man sich entschließen könnte, als äußerste Möglichkeit die handschriftliche Lesart zu retten, die Klotzische Erklärung anzuerkennen, kaum aber, wie vielleicht Hr. M. thut, der Versicherung Hrn. K. uti supra positus est locus, sic esse a Cicerone ipso scriptum, unbedingt Glauben zu schenken. Die Beispiele, die Hr. K. in der Ausgabe zur Unterstützung beigebracht hat, sind für unsere Stelle durchaus ungenügend, wie das sonst richtig von ihm hergestellte aus III. 33, §. 79. Uebrigens ist es fast eine Verschwendung des Namens Anacoluthie, wenn man auch eine Konstruktion wie diese: sic philosophia quum universam aegritudinem sustulit — etiam singularum rerum sunt propriae consolationes mit diesem Namen belegen will. Allerdings ist sie nicht durch ein Comma von philosophia loszureißen, wie Drelli gethan hat, aber auch nicht wie Hr. K., von dem übrigen Theile des Vordersatzes.

Damit schließen wir unsere Anzeige, und bitten die H. H. Herausgeber, in unsern Bemerkungen nicht etwa Tadelsucht und Rechthaberey finden zu wollen, sondern der Versicherung zu glauben, daß uns dazu bloß der Wunsch veranlaßt hat, wenn auch nur etwas Geringes dazu beizutragen, daß in den künftigen Bearbeitungen, denen wir von ihnen mit Erwartung entgegen sehen, Manches, was den sonstigen Vorzügen Eintrag thun könnte, vermieden werde.

Dr. Christian Cron.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. November.

Nro. 231.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

The Rationale of political Representation. By the author of Essays on the formation of opinions. — London 1835. 8. 436 S.

Der ungenannte Verfasser ist ein Radicaler, jedoch kein gemeiner. Nachdem er in der Einleitung das Geschichtliche, nur mit Bezug auf England berührt, sein Unternehmen, allgemeine Grundsätze aufzustellen, gegen die Abgeneigten vertheidigt, und den Gang, den er einschlagen will, gerechtfertigt hat, beginnt er in dem ersten Kapitel mit dem „eigentlichen Zweck und Geschäft der Regierung.“ Dieses ist nach ihm: Beförderung der Wohlfahrt des Gemeinwesens, dem die Regierung vorsteht, durch Anstalten, welche von dem Einzelnen, oder auch von Mehreren in Verbindung, entweder gar nicht oder doch nicht eben so befriedigend getroffen werden können. Hiernach, sagt er, ist das Handeln der Regierung nachhelfend und ergänzend, nicht vorschreitend und schaffend; weniger darauf gerichtet, Gutes zu erzeugen als Böses zu verhindern; mit Einem Worte, Schug. Er gründet diese Einschränkung auf den Satz, daß in der Regel jeder Einzelne am Besten verstehe, anstrebe und erlange, was ihm fromme.

Im zweyten Kapitel giebt er der repräsentativen Verfassung vor allen andern den Vorzug, nicht wegen ihrer vermeyntlichen Uebereinstimmung mit Forderungen der Vernunft, sondern nur darum, weil sie ungleich mehr Sicherheit, als die übrigen,

für die Erreichung des (von ihm aufgestellten) Zweckes der Regierung gewähre. Denn die Theilnahme Aller sey, mit Ausnahme ganz kleiner Staaten, unmöglich; Einherrschaft oder Herrschaft von Wenigen suche in der Regel den eigenen Vortheil der Herrschenden; nur in der repräsentativen Verfassung stehe nothwendig das gemeine Wohl voran, weil gewählte Vertreter sich dafür entscheiden und bemühen müßten, um nicht das Zutragen ihrer Wähler zu verlieren. Der Verf. gesteht den Einwendungen dagegen, die aus der Untugend oder Unkunde der Wähler geschöpft werden, mehr Gewicht zu, als ihnen Andere einräumen; behauptet aber, bey einer guten Wahlordnung wäre zu erwarten, daß gleichwohl die meisten Wahlen befriedigend ausfallen — und bey einer vollen Publicität, die nur unter dieser Regierungsform bestehen könne, daß auch [die eigensüchtigsten Vertreter ihrem Treiben nicht vollen Lauf lassen würden.

Das dritte Kapitel handelt von dem repräsentativen Körper, in sieben Abschnitten. In dem ersten wird als Aufgabe der Repräsentation, (mit Ausschluß des eigentlichen Regierungs-Geschäftes, welches der Verf. nur hie und da berührt,) allgemeine Gesetzgebung angenommen.

Was der Vf. hier zu Gunsten der Selbständigkeit, die Bezirken und Gemeinden in Ansehung ihrer besondern Angelegenheiten zu lassen wäre, sagt und mit Aussprüchen Milten's, Burke's u. a. bekräftigt, ist zwar nicht neu, aber so scharf ausgedrückt, daß Ref. nicht zweifelt, es werde manchem Leser die Mittheilung Vergnügen machen.

§. 87. Gleichwie der Einzelne sein eignes Wohl um vieles besser, als sonst irgend jemand, wahrzunehmen und zu fördern versteht, so kennt und besorgt auch eine Gemeinde, eine Landschaft, das, was sie allein angeht, am besten selbst. Angelegenheiten dieser Art werden von einer entfernten Behörde nie mit so eindringender Aufmerksamkeit behandelt, als von einer heimischen. Auch nicht mit gleicher Sachkunde. Der entfernten Behörde steht nur die Aussage von Zeugen, oder was sich aus Berichten abzunehmen läßt, der heimischen dagegen jene unmittelbar Kenntniß zu Gebot, die sich nur an Ort und Stelle erwerben läßt, und von welcher eine zweckmäßige Entscheidung über örtliche Fragen meist abhängt. Aber, wendet man vielleicht ein, begehren nicht, gleich dem Einzelnen, auch Bezirke und Gemeinden in der Besorgung ihrer Angelegenheiten oft grobe Fehler? Gewiß; und dennoch trift die Einwendung nicht. Die Frage ist ja nicht, ob ein Dritter in gewissen Fällen richtiger sehen und handeln möchte, sondern ob er im Stande wäre, das ganze Geschäft eines andern (sey das ein Einzelner oder eine Gesamtheit), neben seinem eignen wohl auszurichten. Darauf ist mit Nein zu antworten. Du magst wohl das Handeln deines Freundes in gewissen Sachen leiten, wo er, sich selbst überlassen, gewiß fehl treten würde; nimmst du es aber auf dich, ihn überall zu führen, so wird nicht nur er keinen Halt in sich haben, sondern du wirst den deigen selbst verlieren. Du magst von deinem Spiele aus ein anderes gelegentlich betrachten, und die Fehler, die darin gemacht werden, wohl bemerken; trittst du aber selbst ein, so giebst du den vortheilhaften Standpunct auf, von wo du die Beobachtung gemacht hast, und versäumst dazu dein eigenes Spiel.

Die schwierigeren Fragen, an was zu erkennen sey, daß eine Sache einen Bezirk oder eine Gemeinde allein angehe, mithin der Gemeinde, dem Bezirke auch anheimgestellt werden müsse? dann, wie es anzugreifen sey, damit bey solcher Selbstständigkeit der Theile die Einheit des Ganzen bewahrt werde? hat der Verf. unberührt gelassen.

Im zweyten Abschnitte (Verfahren der Gesetzgebung) wird der Vorzug mündlicher Berathung gezeigt; er sey so groß, daß er die unvermeidlichen und nicht geringen Nachtheile leidenschaftlicher Aufregung und verwirrender Redseligkeit gleichwohl überwiege. Ferner wird hier dargethan, daß die Repräsentanten nicht an Aufträge gebunden seyn

dürfen, die nicht anders als in Folge von Beratungen ertheilt werden könnten, welchen es nothwendig an der erforderlichen Gründlichkeit gebrähe. Letzteres wird im dritten Abschnitte (Verhältniß der Repräsentanten zu den Wählern) weiter ausgeführt, und der Einwendung begegnet, daß unter den Wählern doch Leute seyn könnten, die den Repräsentanten selbst an Einsicht überträfen, also im Stande wären, gute Weisungen für ihn an die Hand zu geben. Dagegen wird bemerkt, daß solche Weisungen gewöhnlich die Zustimmung der meisten Wähler nicht erhalten, sondern andere, nichts weniger als zweckmäßige, beliebt werden würden. Eingeflochten ist hier eine treffliche Stelle aus Burke's berühmter Rede an die Wähler zu Bristol, woraus Ref. nur einige Sätze aushebt.

„Gesetzgebung ist eine Sache der Beurtheilung, nicht des Gutdünkens; der Einsicht, nicht der Neigung. Euch verdankt der Mann, den ihr erkleset, einen Ehrenplatz, und bllig habt ihr von ihm die größte Ergebenheit zu fordern. Aber seine unbesangene Meynung, sein reifes Urtheil, sein erleuchtetes Gewissen darf er niemand auf der Welt, auch nicht euch aufopfern. Denn diese hat er nicht von euch, nicht von dem Gesetze oder der Verfassung. Sie sind ein von der Vorsehung ihm verliehenes Gut, für dessen Mißbrauch er hoch verantwortlich ist. Handelte er euch zu gefallen wider seine Ueberzeugung, so würde er an euch nicht Treue, sondern Treulosigkeit beweisen.“

Der vierte Abschnitt stellt die Vortheile der Oeffentlichkeit der Beratungen ins Licht. Auch die Nachtheile werden nicht verhehlt; namentlich, daß der Saal zu einem Schauplatz werden könne, auf welchem die Eitelkeit und die Gefallsucht mit unnützer, breiter Rede die Zeit verderbe. Doch hat bey dem Vf. der Nutzen das Uebergewicht. Besonders wird hervorgehoben, daß die Oeffentlichkeit allein dem redlichen Manne Schutz gewähre, einerseits gegen ungehörliche Zumuthungen seiner Wähler, andererseits gegen Unarten der Versammlung selbst.

Im fünften Abschnitte wird untersucht, ob eine große, oder ob eine beschränkte Zahl der



Mitglieder zweckmäßiger sey. Der Vf. erklärt sich für die letztere, nicht nur wegen des mannigfaltigen Uebelstandes bey einer beratenden Menge, sondern vornehmlich, weil, je größer die Zahl der Theilhaber, desto geringer der Antheil eines jeden sey.

§. 164. Der stärkste Antrieb zur Thätigkeit ist da, wo ein Geschäft einem Manne anvertraut ist. Vengenung von Gehülfen schwächt das Bewußtseyn der Verantwortlichkeit; macht geneigt, auf Andere sich zu verlassen, anstatt selbst zu handeln; vermindert die persönliche Wichtigkeit und damit auch den Trieb zur Thätigkeit. Das zeigt sich an dem brittischen Unterhause. Viele Mitglieder sind ganz unthätig, weil sie sehen, daß man ihrer nicht bedarf, außer bey der Abstimmung.

Mehr als in dem Bisherigen verräth sich die radicale Richtung des Vfs. in dem sechsten Abschnitte, über die Erfordernisse zur Wählbarkeit. Er spricht mit Bitterkeit gegen die in England erst 1711 eingeführte Beschränkung der Wählbaren auf die Besitzer eines gewissen Einkommens aus Land-Eigenthum; er will gar keine Berücksichtigung des Vermögens, dagegen Ausschließung aller derer, die ein Amt oder Geschäft hindere, sich dem großen und schweren Berufe der Gesetzgebung allein zu widmen, und — gute Besoldungen für die Gesetzgeber.

Auf wie lange die Wahl geschehen soll, untersucht der Verfasser im siebenten Abschnitte. Er zeigt recht gut, daß sie nicht widerruflich seyn dürfe. Auch das Mißliche eines oft vorkommenden Wechsels wird dargethan; und dennoch eine Dauer von zwey bis drey Jahren als für ein Parlament die zweckmäßigste erklärt. Bekanntlich ist das einer der Glaubenssätze der Parthey, welcher der Vf. angehört. Die beyden andern: Wahlrecht für Alle und Wahl durch Zettel, sind in den zwey folgenden Capiteln (über den Wahlkörper und über das Wahlverfahren) ausgeführt und (freylich nur als Nothbehelfe) vertheidigt.

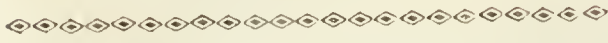
In dem sechsten Capitel endlich versucht der

Vf. Grundsätze für die Einleitung von Veränderungen an den Staats-Einrichtungen aufzustellen. Auf das bloße Alter einer Einrichtung legt er gar keinen Werth; dagegen auf ihr Wurzeln in dem Volke einen so großen, als je ein Freund des Bestehenden. Er zeigt an dem schnellen Verfall der republikanischen Staatsform, die im 17ten Jahrhundert der brittischen, im 18ten der französischen Monarchie aufgedrungen wurde, die unfehlbare Nichtigkeit der Staatsveränderungen, welche gegen die Neigung und Bestimmung der Mehrheit anstoßen oder wenigstens keinen Halt darin gewinnen. Als Bedingung der Nützlichkeit einer Veränderung nimmt er nicht bloß ihren entschiedenen Nutzen an, sondern daneben die Gewißheit, daß sie keinen erheblichen Widerstand, vielmehr überwiegende Zustimmung finden werde. Unbefangen genug hält er mit dieser Bedingung die Einrichtungen zusammen, die er in den vorhergehenden drey Capiteln als die besten bezeichnet hat, und gesteht, daß mehrere darunter, z. B. die Aufstellung besoldeter Gesetzgeber, dermal noch unausführbar seyen. Von der fortschreitenden Aufklärung erwartet er jedoch eine, solchen Einrichtungen günstige, Vesserung der öffentlichen Meynung desto zuversichtlicher, weil in unseren Tagen Jeremias Bentham die wahre Staatsweisheit entdeckt und jedem zugänglich gemacht habe. In zwey Anhängen, über politische Gleichheit, und über natürliche Rechte, werden die darüber in Frankreich seit der Revolution gangbaren Vorstellungen widerlegt; ganz in dem Sinne und zum Theil mit den Worten des eben genannten Erzwaters der Radicalen, der bekanntlich kein Freund jener Revolution war und eine Zeit lang im Briefwechsel mit dem Kaiser Alexander stand.

In Vergleichung mit anderen, besonders französischen Theoretikern von gleicher oder ähnlicher Richtung, kann dem Vf. und der Schule, wozu er sich hält, der Vorzug einer gewissen Besonnenheit nicht abgesprochen werden. Die Untersuchung wird

mit einer Ruhe und Einfachheit, mit einer Abweh- rung von Schein und Täuschung an- gestellt, die zu der Erwartung befriedigender Ergebnisse berech- tigen. Um so auffallender ist die Schwäche und Unfruchtbarkeit dieser Ergebnisse.

(Schluß folgt.)



Lehrbuch der gesammten Mineralo- gie von Ernst Friedrich Germar, Doktor der Phil. und Medic., ordentl. Prof. der Mineral. und Director des akad. mineral. Museums zu Halle, der gelehrten Gesellschaf- ten zu Jena, Dresden, Halle, Hanau, Ber- lin, Rietau &c. Mitglied. Zweyte umgear- beitete Auflage. Mit 10 Kupfertafeln. Halle bey Schwetschke und Sohn 1837.

Der Verf. sagt in der Vorrede, daß sich die erste Auflage dieses Lehrbuches, welche 1824 als neue Ausgabe von Meinel's Lehrbuch der Mine- ralogie erschien, die Aufgabe setzte, für die Mi- neralogie ein ähnliches Werk zu liefern, wie ein solches Blumenbach für die Naturgeschichte im All- gemeinen, besonders für die Zoologie lieferte. Diese neue und umgearbeitete Auflage wurde theils noth- wendig, weil die erste vergriffen ist, theils wegen der bedeutenden Fortschritte der Wissenschaft in den letzten Jahren.

Das Buch zerfällt in 6 Abschnitte, wovon 3 der Mineralogie nebst Einleitung, der vierte der Geognosie, der fünfte der Petrefaktenkunde und der sechste der Geschichte und Litteratur gewidmet ist.

Wir bemerken, daß im Allgemeinen der Stoff nicht nach seinem relativen Werth abgehandelt ist, sondern daß das weniger Wesentliche oft mehr Be- rücksichtigung fand, als das Wichtige. So ist die Krystallographische Ableitung und überhaupt die Ein- leitung in die Krystallographie nur sehr dürftig be-

handelt, während anderseits äußerst seltene hemie- drische Formen angeführt werden.

So findet man von den Artikeln Strahlen- brechung, specifisches Gewicht und von den che- mischen Kennzeichen nicht viel mehr, als die Titel, während den Varietäten des späthigen, stäng- lichen, körnigen, strahligen, fastrigen, krummschaa- ligen und dichten Baryt's, dem schaaligen, schup- pigen, strahligen, fastrigen und dichten Rothseisenerz eine ausführliche Beschreibung gewidmet ist. So werden bey dem Kalkoxen, Pyrrhotit, Euchroit und Grinit und ähnlichen Seltenheiten ausführliche Ana- lysen angeben, während bey den am häufigsten vor- kommenden Specien, wie Brauneisenerz, Kalkspath, Steinsalz, Baryt, Cölestin, Chrysolith u. a. nur die Mischungstheile ohne Angabe der procentischen Zu- sammensetzung genannt werden. Von der Klassifi- cationslehre wird nur angeführt, daß man ein nach allen Kennzeichen untersuchtes Mineral systematisch bestimmen könne, daß die Klassen und Ordnungen nach chemischen Rücksichten gebildet werden, die Sipps- chaften nach der äußern Uebereinstimmung, die Gat- tungen nach der innern Struktur und Krystallisa- tion, die Arten nach den verschiedenen Stufen der krystallinischen Ausbildung und Cohäsion. — Eine ähnliche Disharmonie der Details mit der Anlage des Ganzen bemerkt man in den Abschnitten über Geognosie und Petrefaktenkunde. In Betreff der Geologie, sagt der Verf. in der Vorrede; sie sey von der Geognosie nicht mehr getrennt aufgestellt worden, es kommt aber von eigentlich Geologischem, z. B. von einer Theorie der Erdbildung, Theorie der Vulkane &c. fast gar nichts vor.

Die Kupfertafeln betreffen bloß Krystallogra- phisches.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. November.

Nro. 232.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Das Festland Australien, eine geographische Monographie. Nach den Quellen dargestellt von C. E. Meinicke. Prenzlau, 1837. 2 Theile, 354 und 316 Seiten. 8.

Eine ausgezeichnete Arbeit, im Ritter'schen Sinne und Geiste abgefaßt, wie denn der Verf. es selbst bekennt, daß er seine ganze wissenschaftliche Richtung diesem großen Geographen verdanke. Dieses Lob hat sich vorliegende Monographie begründet nicht bloß wegen des Fleißes, mit welchem die Quellen aufgesucht und wegen der Kritik, mit der sie gesichtet und verarbeitet sind, sondern nicht minder deshalb, weil der Verf. es verstanden hat, anstatt eines bloßen Aggregats von Thatsachen, eine organisch gegliederte, lebendige Darstellung voll Anschaulichkeit und Frische zu entwerfen. Als ein weiterer Vorzug dieser Arbeit ist hervorzuheben, daß sie, wiewohl mit Gründlichkeit alle Hauptverhältnisse ihres Gegenstandes behandelnd, doch nicht zur Breite sich hat verfahren lassen, überhaupt sehr übersichtlich und bündig gehalten ist. Auch ist es rühmlich zu erwähnen, daß sie, obwohl von einer bestimmten Schule ausgegangen, dennoch von der Befangenheit sich frey gehalten hat, welche in einem solchen Falle sich sonst leicht bemerklich macht. Kurz diese Monographie ist ein Werk von ächt wissenschaftlichem Charakter; eine der schätzbarsten Erscheinungen in der an Werken solcher Art noch eben nicht sehr reichen geographischen Litteratur.

Der Verf. theilt seine Monographie in fünf Abschnitte und drey besondere Anhänge.

Erster Abschnitt. Die Natur Australiens im Allgemeinen. Den Anfang macht eine kurze Geschichte der Entdeckung Australiens. Die berühmten Expeditionen, welche gleichzeitig und noch vor dem Frieden von Amiens die englische und französische Regierung absandten, charakterisirt er sehr gut folgendermassen:

„Zwey rivalisirende Unternehmungen zeigten die größten Gegensätze. Für die englische war ein Schiff bestimmt, so kausfällig, daß es im Laufe der Reise dienstunfähig wurde; es war nur gerade mit dem Nöthigsten versehen, nur ein Naturforscher begleitete es, nemlich ein N. Brown. Die französische Expedition dagegen erhielt zwey schöne Schiffe, im Ueberfluß Alles, was zu den umfassendsten wissenschaftlichen Untersuchungen befähigte; Naturforscher drängten sich so sehr hinzu, daß sie kaum Platz finden konnten. Und dennoch, während die erste Unternehmung nur Ausgezeichnetes geleistet hat, sind die Resultate der zweiten dürftig und unbesriedigend. Der Grund dafür ist hauptsächlich wohl in der Wahl der Anführer zu suchen; die englische Regierung übertrug Flinders die Leitung, den seine Entdeckungen schon berühmt gemacht hatten, und der durch tiefe Einsicht, rastlose Thätigkeit und die große Veertrantheit mit den Küsten des Landes, die Mängel seiner Ausrüstung in solchem Maße überwand, daß ihm der Ruhm, der größte Seefahrer aller Zeiten gewesen zu seyn, nicht streitig gemacht werden kann. Die französischen Schiffe führte Vandin, ein erfahrener Seemann, allein ganz der alten Schule, die sich in Frankreich viel länger als in England erhielt, angebörig, deshalb stets mit allen seinen der neuen Zeit zugewandten Untergebenen zerfallen und schon seiner Nützlichkeit wegen der Unternehmung gar nicht gewachsen.“

Und in einer Anmerkung heißt es:

„Es ist nicht leicht, Vandin richtig zu beurtheilen, da er auf der Rückkehr starb, und alle Berichte über seine Reise von seinen Gegnern abgefaßt sind. Es war von Freycinet, der auf seinen Charten jeden Kadetten verewigte, sehr ungeziemend, daß er den Na-

men Vaudin ganz ausließ, erst Blinders hat ein Feldkreuz nach ihm benannt.“

Unser Wissen ist unter den Franzosen der Seefahrer d'Urville der erste, welcher den Kapitan Vandin gegen die heftigen Verunglimpfungen seiner Gegner in Schutz genommen hat, mit denen auszukommen es freylich, aus den vom Verf. schon angedeuteten Gründen, einem an die Strenge des Dienstes gewöhnten Seemann fast unmöglich werden mußte.

Bis auf die neuesten Zeiten war Neuholland der gebräuchliche Name für Australien. Der Verf. folgt jedoch dem, von der englischen Regierung anerkannten Gebrauche der Kolonisten, welche ihr neues Vaterland jetzt durchweg Australien nennen. Mit N. Brown theilt er das Land in 3 große Theile: das nördliche tropische Australien, das mittlere subtropische und das südliche gemäßigte, wozu Van Diemensland und die Inseln der Bassstraße gehören. Bekannt sind uns bis jetzt nur die beyden letzten Abtheilungen, von der zweyten sind wir nach unsern bisherigen Kenntnissen berechtigt, sie in Ost- und Westaustralien zu unterscheiden. Außerdem sind Gründe vorhanden, in dem Lande um die großen Golfe der Südküste eine dritte selbstständige Abtheilung anzunehmen, die der Verfasser Südaustralien nennt.

Den Grundcharakter Australiens findet der Verf. darin, daß das continentale Element hier förmlich die Grundzüge des oceanischen Elementes in sein Wesen aufgenommen, und dadurch jene merkwürdige Einförmigkeit hervorgebracht habe, welche das Land vor allen andern Theilen der Erde auszeichne.

„Schon in der äussern Begrenzung gegen die Oceane zeigt sich große Einfachheit; die Küsten sind sehr regelmäßig und meist ohne die großen Einschnitte und Meerbusen, die andere Continente auszeichnen. Inseln finden sich gewöhnlich nur sparsam längs derselben. Was das Innere betrifft, so herrscht daselbst die Form des Flachlandes, die Hauptübergangsform der Continente zu den Oceanen, die schon im Aeussern die größte Aehnlichkeit mit dem Meere besitzt, auf

eine Weise vor, wie dieß in den übrigen Continenten ohne Beispiel ist (nur in Südamerika finden sich Analogien). Die Form des Gebirges ist dagegen sehr beschränkt und nur unbedeutend. Es erheben sich aus den Ebenen Bergländer, gewöhnlich von sehr einfachem Bau, stets isolirt und ohne Verbindung mit einander; stünde der Ocean um einige hundert Fuß höher, so würde sich ganz Australien in eine Gruppe von Inseln auflösen. Die continentalsten Gebirgsformen, die Hochgebirge und Plateauländer, fehlen fast ganz, Stufenländer giebt es theils gar nicht, theils erscheinen sie so zurückgedrängt und von der einförmigen Massenerhebung wie zerdrückt, daß sie für die Fortbildung des Menschengeschlechts und für Kulturverhältnisse von fast gar keiner Bedeutung sind. Kurz auch die Gebirgsländer Australiens zeigen durchaus den Mangel an Abwechslung und an Gegensätzen, der das ganze Land charakterisirt. Und dem entspricht denn auch die Form der Flüsse. Daß es hier, wie man früher glaubte, keine großen Flüsse gebe, ist hinlänglich widerlegt, seitdem ein Flußgebiet entdeckt ist, das wahrscheinlich den vierten Theil des ganzen Landes einnimmt. Allein die australischen Flüsse, ohne feste Quellen und gewöhnlich nur aus Ketten von Tälchen sich bildend, mit kurzem Quelllaufe, der von dem Mittellaufe, wo es anders einen solchen giebt, sich fast nie unterscheiden läßt, größtentheils durch die Flachländer fließend, mit Zuflüssen sparsam, häufig gar nicht versehen, ohne feste Betten, nicht selten ohne Thal, zu manchen Zeiten stagnirend, in Sümpfe und Seen sich auflösend oder ganz austrocknend, zu andern wieder den verheerendsten und unregelmäßigsten Schwellen unterworfen, endlich häufig mit unzugänglichen, durch Dämme verstopften Mündungen, denen die Deltabildung ganz abgeht — so gestaltet geben diese Flüsse das traurige Bild einer Form der Erdoberfläche, die dazu bestimmt, Glück und Segen zu verbreiten, hier vielmehr hemmend als fördernd auftritt.“

Derselbe Charakter der Einförmigkeit zeigt sich auch in der Pflanzen- und Thierwelt Australiens:

„An welchem Punkte der Küste der Reisende auch landen mag, immer treten ihm die ähnliche Beschaffenheit des Bodens, die gleichen Pflanzen- und Thierformen, dieselben Menschen entgegen, ohne daß eine Ausdehnung von mehr als 30 Breitengraden bedeutende Verschiedenheiten erzeugt, und diese Einförmigkeit wirkt um so abstoßender, je seltsamer und ungewöhnlicher die Natur ist, die dem Beobachter sich darbietet.“

Mag auch die Darstellung der Gebirgsverhältnisse Australiens etwas zu systematisirt erscheinen,

so ist doch durch vorstehende Schilderung in einigen Hauptumrissen der Grundcharakter dieses merkwürdigen Continents anschaulich dargelegt. Sehr ausführlich schildert der Verf. alsdann die klimatischen und geognostischen Verhältnisse, so wie die Pflanzen- und Thierwelt Australiens.

Zweiter Abschnitt. Die australischen Meere, Küsten und Inseln. Ein mit ungewöhnlichem Fleiße ausgearbeiteter Abschnitt, in dessen Detail wir nicht weiter eingehen können.

Dasselbe gilt von dem dritten und vierten Abschnitt, jener Ost-Australien, dieser Westaustralien und Van Diemensland besonders behandelnd. Der Verf. weist unter andern nach, daß Sidney vor allen Theilen der Küste zum Mittelpuncte der Kolonie sich eigne. „Man muß es zugestehen, daß eine höhere Hand die ersten Kolonisten leitete, als sie 1788 Sidney gründeten.“

Fünfter Abschnitt. Die Bewohner Australiens. Zuerst werden die Ureinwohner, dann die Kolonisten geschildert. Für so gelungen auch dieser Abschnitt im Allgemeinen erklärt werden muß, so giebt es doch zwei Puncte, in welchen wir des Verf. Meynung durchaus nicht theilen können.

Ganz im Gegensatz mit der gewöhnlichen Ansicht stellt er nämlich den Charakter der Australier in einem viel zu günstigen Lichte dar.

„Wo der Europäer landete, fand er die Australier stets auffallend scheu, vorsichtig und misstrauisch. War diese Scheu durch kluge Behandlung besiegt, so zeigten sie sich freundlich, zuvorkommend und zutraulich, sie waren so fern von der lästigen Audeinglichkeit der Bewohner der Südsee, als von den Lastern, womit diese den Europäern jederzeit entgegentraten, der Lust zum Stehlen und der Unkeuschheit, sie pflegten die Frauen und Kinder vielmehr sorgfältig zu verdecken; von den heimtückischen Verräthern und Heberfüßeln, von denen die Geschichte der Seereisen in der Südsee so voll ist, findet sich bei den Australiern kein Beispiel, außer wo sie länger mit den Fremden in Berührung gekommen sind und von diesen die ihnen ursprünglich fremden Laster angenommen haben. Treusinn und Heiterkeit ist ein Grundzug in

dem Charakter der Australier; sie sind lustig, dabei erstaunlich gutmüthig, lenksam, gefällig, von Eigennuß meist frey.“

Ähnlich wie der Verf. urtheilten auch Peron und seine Gefährten, als sie zum ersten male mit den Ureingebornen auf Vandiemensland zusammen trafen. „Ich sah“, erzählt Peron, „mit unaussprechlichem Vergnügen jene glänzenden Beschreibungen von dem Glücke und der Einfachheit des Standes der Natur, deren verführerischen Reiz ich so oft beym Lesen gekostet hatte, in Wirklichkeit übergehen.“ So urtheilte er, nachdem er mit einer einzelnen abgesetzten Familie verkehrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

The Rationale of political Representation. By the author of Essays on the formation of opinions. — London 1835. 8. 436 S.

(Schluß.)

Man betrachte nur den Erfund am Ende der Erörterung über den repräsentativen Körper: Gesetzgeber, die kein anderes Anliegen, Geschäft und Ziel als Gesetzgebung haben und darum gut besoldet werden sollten! Dem Verf. mögen die Erfahrungen unbekannt geblieben seyn, die ein großer Theil des Festlandes unter Verhältnissen gemacht hat, wo nur Leute, die für den Staatsdienst gebildet, und dafür besoldet waren, zu rathen und mitzusprechen hatten. Es bedarf aber solcher Erfahrungen nicht einmal zur Warnung vor dem unerhörten Gebilde, welches dem Vf. aus seiner Speculation hervorgeht. Einerseits würden Leute, die sich dem Beruf und so zu sagen dem Gewerbe der Gesetzgebung ausschließlich widmeten und davon allein Ansehen und Einkommen genug hätten, wo nicht unächtlich dazu seyn, doch nur eine mangelhafte Tüch-

tigkeit besitzen, weil es ihnen an Trieb und Gelegenheit fehlen würde, aus ihrem Gedankenkreise heraus in die wirkliche Welt zu treten und diese kennen und verstehen zu lernen. Andererseits würden solche Leute, bey anhaltender, auf Befehle allein gerichteter Thätigkeit, durch unaufhörliches Zuschauen und Aendern, unter dem Vorwande des Fortschreitens und Verbesserns, zu dem unruhigsten Uebel der bürgerlichen Gesellschaft werden; besonders da die kurze Amtsdauer, (der Verf. gönnt ihnen höchstens drey Jahre) sie ebenso zu eiliger Friedensarbeit auffordern müßte, wie sie einst römische Consuln zu hastiger Kriegsarbeit veranlaßte.

Zwey Gleichnisse, die den Verf. am Ende seines letzten Capitels beschäftigen, drücken sowohl seine und seiner Genossen Grundansicht, als die entgegengesetzte, nicht übel aus. Er führt aus Sir J. Mackintosh's englischer Geschichte folgende Stelle an, die sich fast mit denselben Worten in einer früher gehaltenen Parlaments-Nede des vortrefflichen Mannes findet:

„In ein System mag sich die Staatsverfassung einigermaßen fügen; daraus hervorgehen kann sie nicht. Sie ist nicht einer Maschine oder einem Gebäude ähnlich, wocan ein zuvor entworfener Plan genau und ganz durch menschliche Kunst und Arbeit ausgeführt wird. Nichtiger ist sie mit einer Pflanze oder auch einem lebendigen Wesen zu vergleichen, die zwar durch sorgfältige, geschickte Pflege sehr verbessert, so wie durch Verwahrlosung sehr verderbt, aber durch keine menschliche Thätigkeit hervorgebracht werden können.“

Der Verf. findet dieses Bild nicht treffend. Jede Staatsverfassung, cutgegnet er, ist ja Menschenwerk, Erzeugniß menschlicher Thätigkeit. Er übersieht, daß Mackintosh unter Thätigkeit nur eine absichtliche verstand; eine solche, die das hervorbringt, was hervorzubringen ihre Absicht ist. Nachher scheint der Verf. dieses wahrzunehmen; denn er fährt fort: die bestehenden Verfassungen mögen wohl so, wie Mackintosh annahme, entstanden seyn; da-

raus folge aber nicht, daß Verbesserungen nicht anders entstehen können.

§. 384. In fernen Zeiten wurde keine Stadt regelmäßig angelegt; zufällig reiheten sich Häuser um Plätze und in Straßen; später wurde daran gebefert. Soll jetzt eine Stadt gebaut werden, so verfähert man dabey nach einem Plane, der schon die erste Anlage mit allem dem Guten und Zweckmäßigen ausstatter, das in alten Städten erst durch langsame und schwierige Verbesserungen beabsichtigt wird.

So stellt der Verf. einem Bilde aus der lebendigen Natur ein anderes aus der todten gegenüber, und vergleicht die Ordnungen, worin die bürgerliche Gesellschaft lebt und webt, mit den Ordnungen, nach welchen Holz und Steine gestellt und gefügt werden. Er führt sein Gleichniß noch weiter aus und benützt, es zur Rechtfertigung seiner Speculation.

§. 385. Eine Stadt zu zerstören, um sie planmäßig wieder aufzubauen, wäre unverantwortlich, so viele Vorzüge auch der neue Plan vor dem alten Bestande haben möchte. Sehr räthlich aber ist es, die Forderungen, die bey Anlegung einer Stadt zu beachten sind, festzustellen und sich gegenwärtig zu halten, um denselben auch bey den Veränderungen, die an alten Städten getroffen werden können, so viel als möglich Genüge zu leisten.

Aenderungen in der Staats-Einrichtung werden gedeihlich ausfallen, wo die herrschende Gesinnung ernst und fromm, unersprieflich aber, wo diese leichtfertig und eigensüchtig ist. In jedem Falle werden dabey Vorstellungen von einem vollkommenen Staate, „dem Staate wie er seyn sollte“ wenig nütze seyn.

Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftige  
Discurse

Unvermögend, durch sie kommt auch kein  
Kunstwerk hervor.

Und auch keine leibhaftige Staatsverfassung.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. November.

Nro. 233.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

Das Festland Australien, eine geographische  
Monographie von C. C. Meincke. 2c.

(Fortsetzung).

Ganz anders fiel aber das Urtheil aus, nachdem die Franzosen mit größeren Haufen in Berührung gekommen, und für ihre vielen Wohlthaten mehrmals mit Speerwürfen und einem Hagel von Steinen belohnt wurden, nachdem der gutmüthige Naturforscher selbst nur mit Mühe und völlig ausgeplündert den Händen dieser Barbaren entrann. Alsdann äußert er sich folgendermassen: „Diese Feindseligkeiten, sagt unser trefflicher Botaniker Leschenault, wurden begangen, ohne daß wir auf irgend eine Weise Veranlassung dazu gegeben hätten, vielmehr hatten wir sie mit Wohlthaten und Geschenken überhäuft, und nichts gethan, was sie hätte beleidigen können. Ich gestehe, daß ich mich wundere, nach so vielen Beispielen von Verräthereyen und Grausamkeiten, immer noch sagen zu hören, die Naturmenschen seyen nicht bössartig, man dürfe ihnen trauen; sie werden nie der angreifende Theil seyn, als wenn die Rache sie treibe u. s. w. Leider sind viele Reisende ein Opfer dieser leeren Trugschlüsse geworden.“

Diese faktische Darstellung lautet freylich ganz anders als die allgemeine Schilderung des Verf. Und wenn wir auch gerne zugestehen, daß der schenflische Kannibalismus der benachbarten Insulaner nir-

gends bey den Australiern sich gezeigt hat, so können wir doch in den Schriften der Reisenden keineswegs eine Bestätigung von der natürlichen Gutmüthigkeit und Unschuld der Eingebornen finden. Daß z. B. in frühern Zeiten die Weiber den Seefahrern nicht angeboten wurden, geschah nicht sowohl aus Keuschheit, als aus Unbekanntschaft mit den dadurch zu erlangenden Vortheilen. Jetzt, wo ihre Habgierde Nutzen daraus zu ziehen weiß, ist es anders geworden. Viel zu nachsichtig schildert der Verf. auch die ehelichen Verhältnisse der Ureinwohner. Collins sagt dagegen, daß das Loos der Frauen so grenzenlos elend sey, daß er oft, wenn er ein kleines Mädchen auf dem Rücken der Mutter hängen gesehen und das ihr bevorstehende Elend überdacht hätte, sich des Gedankens nicht hätte erwehren können, es würde Barmherzigkeit seyn daselbe jetzt umzubringen.

Wir können aber auch dem Verf. nicht beistimmen, in dem, was er über die Verwandtschaftsverhältnisse der Australier beibringt:

„Die so oft behauptete Aehnlichkeit mit den afrikanischen Negern, die diesem Menschenstamme selbst den unpassenden Namen der Australneger verschafft hat, existirt in Australien gar nicht, sie beschränkt sich hauptsächlich nur auf die Hautfarbe, und diese ist wahrscheinlich gar nicht einmal schwarz, vielmehr, wie es scheint, ein sehr dunkles Braun. Das Haar ist, wovon alle Quellen einig sind, nicht wollig, vielmehr kraus, selbst häufig lang herabhängend und stets schwarz, nur in Van Diemensland haben sie wirklich wolliges, dem der Neger ähnliches Haar; wenn man aber hierauf allein eine Theorie über eine Stammverschiedenheit zwischen den Bewohnern dieser Insel und des Continents gründen will, wie es neuerdings

von französischen Gelehrten geschehen ist, so ist das gewiß äußerst voreilig.“

So absprechend hier auch der Verf. auftritt, so schwer möchte ihm gleichwohl die Beweisführung werden, und im Widerspruch mit ihm behauptet Ref., 1) daß die Australier wirklich den Negertypus an sich tragen, und 2) daß die Bewohner von Neu-Holland und die von Van Diemensland zwey verschiedenen Stämmen, nicht bloß theoretisch, sondern factisch angehören.

Die Australier (Neuholländer, wie Van Diemensländer) bewahren den Negertypus a) durch die Hautfarbe. Obschon diese allerdings kein reines Samtschwarz, sondern ein mehr oder minder mit Braun und selbst Rothbraun gemischtes Schwarz ist, so ist doch diese gemischte Färbung eine gewöhnliche bey den afrikanischen Negern. Wer sich diese alle so ebenholzschwarz, wie z. B. die Solossen und Terrawelli's, vorstellen wollte, würde sich sehr irren. Bey einer großen Anzahl ächter Negervölker mischen sich andere Farben ein und machen das Kolorit lichter, so daß z. B. in dieser Beziehung die Mandingo's sich den dunkelfarbigten Hindus nähern, und die Fulah's eine gelblich braune, mitunter sehr helle Färbung haben. In Vergleich mit diesen ist also bey den Australiern das Kolorit mehr mit dem Negertypus übereinstimmend, als dieß selbst bey mehreren afrikanischen Negervölkern der Fall ist, und sie sind im Ganzen sogar dunkler als die Kaffern.

Noch mehr zeigt sich aber der Negertypus bey den Australiern b) durch die Form des Schädels. Es ist dieser nämlich vorn schmal zusammengedrückt, lang gezogen und die Kiefer sind vorspringend. Wer sich hievon überzeugen will, vergleiche nur bey Prichard \*) die Beschreibung und Abbildung des Schädels eines Australiers und Van Diemensländer mit dem des Achantis. Daher rechnet auch der eng-

lische Naturforscher mit Recht alle diese Schädel zu einer Grundform, welche er die prognathous skulls nennt.

Endlich spricht sich eine Annäherung an den Negertypus bey den Australiern noch c) durch die breite Nase und die dicken Lippen aus, wenn gleich Plätschnasen und eigentliche Wurstlippen viel seltener als in Afrika vorkommen. Erinnern müssen wir jedoch hiebey, daß auch diese nicht allgemein den afrikanischen Negern eigen sind, wie denn selbst unter den Achantis eine vorspringende Nase nichts Seltenes und bey den Kaffern sogar die allgemeine Norm ist.

Die Australier müssen daher nothwendiger Weise der äthiopischen Rasse zugezählt werden, und der Name Australneger ist deßhalb ein ganz passender. Haben wir auf solche Weise nachgewiesen, daß die Australier von der Negerrasse nicht losgerissen werden dürfen, so können wir dem Verf. auch nicht zugeben, daß zwischen den Bewohnern Neuhollands und Van Diemensland keine Stammverschiedenheit begründet sey. Allerdings sind diese beyden Völker hauptsächlich nur, wie der Verf. bemerkt, durch die Bildung der Haare verschieden, indem sie bey den Neuholländern durchgängig schlicht, \*) bey den Van Diemensländern durchgängig wollig sind. Diese constante Differenz ist aber, nach anthropologischen Grundsätzen, ein sprechender Beweis, daß wir es hier mit zwey verschiedenen Stämmen zu thun haben, und Peron und Lesson sind weder die ersten, noch die einzigen, welchen diese Differenz aufgefallen ist, und die Uebereinstimmung der Papua's mit den Van Diemensländern, und den Unterschied jener von den Neuholländern anerkannt haben. Schon Cook vergleicht die Haarbildung der Van Diemensländer mit der der Papua's von Neuguinea und

\*) Research. into the physic. hist. of mankind. 3. edit. I. p. XVIII. und 301. fig. 4, 6, 7.

\*) Sey es nun straff, oder lockig, aber niemals kraus; in so fern dieß mit wollhaarig gleichbedeutend seyn soll.



findet vollkommene Uebereinstimmung. Labillardière \*) sagt von den Neukaledoniern: „Die Haare sind wollig; die schwarze Farbe ihrer Haut ist fast so dunkel als bey den Eingebornen der Van Diemens-Insel, deren Physognomie viele Aehnlichkeit mit der ihrigen hat.“ Wie diese die Aehnlichkeit der Van Diemens-Inulaner mit den Papua's anerkannten, so machte auch vor Peron schon Forster \*\*) auf die Unähnlichkeit der letzteren mit den Neuholländern aufmerksam. Von den wollhaarigen Einwohnern Mallicolo's sagt er nämlich: „Der schlanken Leibesgestalt nach lassen sich die Mallicolesen mit den Einwohnern von Neuholland vergleichen, sonst aber sind sie gänzlich von denselben unterschieden.“

Die Van-Diemens-Inulaner sind also um einen Grad den afrikanischen Nögern näher verwandt, als dieß bey den Neuholländern der Fall ist, und es ist daher keineswegs voreilig, wenn darauf hin Seefahrer und anthropologische Schriftsteller auf eine Stammverschiedenheit geschlossen haben. Eben so wenig wird es aber wohl als voreilig sich erweisen, wenn aus der Uebereinstimmung der Van Diemensländer mit den Papua's in allen Hauptmerkmalen des Körperbaues (worunter die Conformität des Schädels wohl nicht die geringste ist) eine Stamm-Einheit derselben gefolgert wird. Daß die Bewohner von Van Diemensland in ihren Sitten und Lebensweise weniger mit jenen, als mit den Neuholländern überein kommen, kann nicht als Grund hiegegen angeführt werden, indem gleiche äußere Verhältnisse bey den ersteren wie bey den letzteren bestimmend eingegriffen haben. Ueberhaupt ist bey Festsetzung von Rassenunterschieden zunächst und hauptsächlich auf die Beschaffenheit des physischen Baues Rücksicht zu nehmen, indem dieser als unwandelbar den sichersten Anhaltspunct in der Beurtheilung abgiebt, während Ansichten, Lebensart und Gebräuche

nach Zeiten und Lokalitäten wechseln können. So wäre es z. B. sehr verfehlt, wenn man die Stamm-Einheit der Neuholländer deshalb nicht anerkennen wollte, weil man an verschiedenen Puncten auch verschiedene sociale Verhältnisse, Bauart, Gebräuche und Sprachen gefunden hat.

(Schluß folgt.)



Museum Senkenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Mayn. Frankfurt. Band II. Heft 1. 1836. Heft 2. 1837.

Erstes Heft mit Tab. I — VI.

(Fortsetzung.)

### III. Botanische Abhandlungen.

1. Ueber die Pflanzenmißbildungen, welche in der Sammlung der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft aufbewahrt werden. Von Dr. Georg Fresenius. S. 29 — 46. Mit Tafel IV.

Wenn es im Grunde auch keiner Beispiele mehr bedarf, um den Satz zu bestätigen, daß alle Theile der Pflanze einer von dem gewöhnlichen Entwicklungsgrade abweichenden Bildung fähig sind, so ist die Zusammenstellung von hier einschlägigen Thatsachen in anderer Beziehung doch immer noch nicht ohne Interesse. Wie kennen zwar die mannigfachen Abstufungen der vor- und rückwärtsschreitenden Metamorphose der Blattgebilde von der Knospenschuppe bis zum Pflanzarblatte, so wie die Dehnungen, Verkürzungen und Erweiterungen der Stengelare an ungewohntem Orte oder auf ungewöhnliche Art zur Genüge, um jeden neu beobachteten Fall den bekannten anreihen zu können; es bleibt aber immer auch interessant, durch Vervielfachung der Beobachtungen zu erfahren, bey welchen Pflanzen solche Abweichungen von der normalen Entwicklung am häufigsten vorkommen, und in dieser Beziehung liefert die obengenannte Abhandlung, indem sie die im Senkenbergischen Museum aufbewahrten Monstrositäten aufzählt, schätzbare Beiträge.

\*) Relat. du voyage. II. p. 186 — 248.

\*\*) Gesch. der Seereisen. V. S. 163.

2. Beiträge zur Flora von Abyssinien von Dr. Georg Fresenius. Resedaceae. Capparideae. Najadeae. Alismaceae. Lemnaceae. Nymphaeaceae. Coniferae. Dipsaceae. Valerianeae. S. 103 — 116.

Resedaceae. *Reseda abyssinica*, amblycarpa. Mit Recht wird bemerkt, daß die mehrfach versuchte Zerfällung der Gattung *Reseda* in mehrere Genera unnatürlich sey und daß die Beschaffenheit der Samen gute Merkmale zur Charakteristik der Arten liefern. — Capparideae. *Cleome pentaphylla* L., *Vahlia* †. *Cadaba farinosa* Forsk., glandulosa Forsk. *Capparis galeata* †, tomentosa Lam. — Najadeae. *Potamogeton natans* L., pusillus L. — Alismaceae. *Alisma Plantago* L. — Lemnaceae. *Lemna minor* L., gibba L. — Nymphaeaceae. *Nymphaea coerulea* Sav., *Lotus* L. — Coniferae. *Juniperus virginiana* L. Die Identität mit der nordamerikanischen Pflanze erscheint etwas problematisch, jedenfalls wäre eine sehr genaue Beschreibung der vorliegenden Exemplare wünschenswerth gewesen. — Dipsaceae. *Scabiosa Columbaria* L. — Valerianeae. *Valerianella abyssinica* †. Der Herr Verfasser kennt bisher nur 3 Pflanzen aus der Familie der Valerianen, welche in Afrika zu Hause sind, diese Zahl dürfte indessen sich bedeutend noch vermehren, da Reserent selbst aus Nord- und Südafrika mehr als 12, theils mit der europäischen Flora übereinstimmende, theils dem Welttheile eigenthümliche Species besitzt.

Zweytes Heft mit Tab. VII — XI.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Mittheilungen über einige zur Fauna von Europa gehörige Vögel, nebst Abbildung und Beschreibung eines neuen mexikanischen Vogels als Typus einer neuen Gattung. Von Dr. Eduard Rüppell (S. 175 — 190 mit 1 Tafel).

Diese Mittheilungen betreffen folgende Arten:

1. *Falco* (*Circus*) *dalmatinus* Rüpp. Diese von dem Obrist-Lieutenant von Feldegg in Dalmatien zuerst aufgefundenen Weihe unterscheidet sich, nach den vorliegenden Angaben, von der Kornweihe, mit der sie die größte Aehnlichkeit hat, durch etwas größere Länge der

Flügelspitzen, die  $1\frac{1}{2}$ " mehr beträgt und durch die dritte Flugfeder gebildet wird, während bei der Kornweihe die vierte die längste ist. Ferner ist der Schwanz beynahe rechtwinklig abgestuft, indem die äußern Steuerfedern nur um 5" kürzer, als die mittelsten sind, während bei der Kornweihe dieser Unterschied vollkommen 1" beträgt, daher deren Schwanz eine mehr zugerundete Form hat. Am bemerkbarsten aber unterscheidet sich diese Weihe von der Kornweihe, indem die untere Seite des Flügels, mit Ausnahme des untern Drittels, ganz weiß ist.

Diese Weihe scheint in Dalmatien nicht besonders selten zu seyn, doch ist bis jetzt nur das alte Männchen bekannt, von dem der Verf. eine schöne colorirte Abbildung gegeben hat. Ueber ihre Selbstständigkeit als Art sind weitere Nachforschungen zu erwarten.

2. *Alauda desertorum* Stanley. Auf eine ziemlich animöse Weise macht der Verf. bemerktlich, daß die von Lichtenstein im Jahre 1823 bekannt gemachte *Alauda bifasciata*, welche unter diesem Namen auch von Temminck abgebildet wurde, bereits 1814 von Lord Stanley in dem Anhang zu Salt's Reise nach Abyssinien als *Alauda desertorum* beschrieben worden ist.

3. *Sylvia Rüppellii* Temm., oder *Sylvia capistrata* Rüpp. Der Verf. rügt in gleich anzüglicher Weise wie vorher, daß seine Benennung der Temminck'schen nachgesetzt worden ist, daß seiner Temminck'schen behauptet, daß das im Rüppell'schen Atlas abgebildete Weibchen nur ein altes Männchen sey, und daß die Herausgeber dieses Atlas die Angaben über die Lokalitäten der gedachten Art rein aus der Luft gegriffen hätten.

4. Ueber die in Europa lebenden weißen Reiherarten. Der Verf. ist der Meinung, daß die meisten Schriftsteller die Namen *Ardea Egretta* und *alba* miteinander verwechselten, und daß es nach Linné und Gmelin richtiger seyn würde, wenn man von den beiden großen europäischen weißen Reiher-Arten die mit schwarzem Schnabel als die *A. Egretta*, und die mit gelbem Schnabel als die *A. alba* bezeichnete. Auch macht er bemerklich, daß Gray's *A. orientalis* synonym mit *A. Egretta* wäre; dies verdient bald möglichst berichtigt zu werden, „um schreibseligen Compilatoren das Futter abzuschneiden.“

5. *Ardea lentiginosa* Montagu. Als europäischer Vogel nachgewiesen nebst Berichtigung der Synonymik.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. November.

Nro. 234.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber die männlichen Blüthen der Coniferen.  
Eine Inaugural-Dissertation, welche zur Erlangung der Doctormürde in der Medicin und Chirurgie unter dem Präsidium von Hugo Mohl, Dr. Med., ord. Prof. der Botanik, im Juny 1837 der öffentlichen Prüfung vorlegt Jos. Fr. Zeile von Reutlingen. Tübingen. 1837. 8. 36 S.

Schon seit einigen Jahren hat Hr. Professor H. Mohl unter der Form solcher Dissertationen eine ansehnliche Reihe von Monographien über interessante Gegenstände aus der Physiologie und Anatomie der Pflanzen erscheinen lassen, und damit einen alten akademischen Brauch wieder aufgegriffen, welcher früher bereits auch auf andern Hochschulen die erfreulichsten Resultate zu Folge hatte.

Die Veranlassung zu der vorliegenden Arbeit gab die Beobachtung einiger in der Weise abnorm gebildeter Blüthenkätzchen von *Pinus alba*, daß die unteren Blüthen desselben amentum's männlich, die oberen dagegen weiblich erschienen, oder vielmehr, um richtiger zu sprechen, daß an den untern Blüthen die Fruchtschuppe mit den Eiern völlig verkümmerte, die Deckschuppe dagegen, in deren Achsel die Fruchtschuppe steht, sich zu einer männlichen Blüthe, d. h. zu einer auf der Rückseite zwey Antherenfächer tragenden Schuppe, ausbildete.

Aus dieser Thatsache folgert der Hr. Verf. zunächst ganz richtig, daß die sog. männlichen Blüthen hier nur weiter ausgebildete Deckschuppen seyen (und

demnach eigentlich die Stelle der grünen Blätter an der Achse des Jahrestriebes verträten, die weiblichen Fruchtschuppen dagegen, welche erst aus den Achseln solcher Deckblätter hervorkommen, eignen verkürzten Achsen, also auch einer von jenen verschiedenen Stufe der Blattentwicklung angehören, so daß sich die männlichen Blüthen zu den weiblichen ungefähr so verhalten, wie die häutigen Schuppen an den Jahrestrieben der Föhren zu den in ihren Achseln stehenden um ein Jahr in der Entwicklung anticeipirten Nadelbüscheln. Wenn sich nun ferner aus einem einzigen Deckblatte eine sogenannte männliche Blüthe, d. h. eine Schuppe, welche auf ihrem Rücken zwey Antherenfächer trägt, entwickeln kann, so ergiebt sich auch, daß diese, eben weil sie aus der Metamorphose eines einzigen Blattes hervorgegangen ist, nicht als eigene monandrische Blüthe betrachtet werden könne, sondern daß alle längs der Achse eines sogenannten männlichen Kätzchens stehenden Organe dieser Art nur eben so viele einzelne Staubgefäße seyen, die zusammengenommen erst das Analogon einer männlichen Blüthe anderer Phanerogamen darstellen. Dem Einwurfe, welcher dieser Ansicht aus der Bildung der männlichen Schuppen bey *Juniperus*, *Taxus*, *Cunninghamia*, *Araucaria*, wo 3, 4 bis viele Antherenfächer auf jeder einzelnen Schuppe vorkommen, entgegengesetzt werden könnte, begegnet der Verf. mit Recht durch die Thatsachen, daß bey *Juniperus* häufig auch nur 2 Fächer vorkommen, daß aber eigentlich ohnedieß bey den meisten Pflanzen strenge genommen 4 Fächer in jeder Anthere sind und daß endlich der Entwicklung von

einer noch größern Anzahl solcher Kammern aus einem Blatte der Natur der Sache nach gar keine Schwierigkeit im Wege stehe, da „in der Bildungsweise der Antheren überhaupt gar kein Grund liegt, welcher eine ins Unbestimmte gehende Vermehrung der Loculamente unmöglich machen würde, indem nicht einzusehen ist, warum nicht eben so gut an zwanzig verschiedenen Stellen im Innern des Blattes sich Pollen bilden kann, als an einer, oder zwey, oder vier Stellen. Daß dieses Letztere nur das gewöhnliche Verhältniß, aber nicht die durchgängig vorkommende Bildung der Antheren ist, sehen wir ja an *Viscum* und andern Pflanzen.“

Die Auseinandersetzung dieser Thatsachen bringt den Verf. natürlich auch auf die Frage, ob der männliche Blütenstand der Coniferen sonach als eine einzige Blüthe oder als ein Kästchen im Sinne der übrigen Amentaceae betrachtet werden müsse. Indem er nun letztere Ansicht unbedingt abweist, spricht er sich doch auch nicht ganz entschieden für die erstere aus. Die ungewöhnliche Dehnung der Achse, an welcher die Staubgefäße nicht monadelphisch, sondern jedes einzeln und gesondert in verschiedener Höhe stehen und ihr successives Stäuben von der Basis der Achse nach der Spitze scheinen ihm noch sehr zu berücksichtigende Abweichungen von der Bildung anderer Blüten. Er greift deshalb die Analogie mancher Blütenstände mit einzelnen Blüten auf und sagt:

„So verschieden nämlich an und für sich Blüthe und Inflorescenz sind, so nähern sich doch in mancher Beziehung viele Inflorescenzen den Blüten, worauf schon Röper aufmerksam gemacht hat. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die blüthenähnliche Form der mit einem Strahle versehenen Blütenköpfchen der *Synanthereen*, an die Strahlensform des *Corymbus* einer *Iberis*, der Dolde vieler *Umbelliferen*, welche Inflorescenzen im Aeußern die regelmäßige vielblättrige Blüthe nachahmen, ferner an die kelchähnliche Gestalt des *Involucrum*s der *Umbelliferen*, *Synanthereen*, *Dipsaceen* u. s. w. Wie in diesen Fällen alle Blüten einer Inflorescenz zu einander in ein ähnliches Verhältniß treten, wie die

Blätter einer einzelnen Blüthe, und zusammen ein geschlossenes Ganzes bilden, welches häufig durch Aufopferung der Regelmäßigkeit der einzelnen Blüten eine regelmäßige Form gewinnt, welches ferner häufig im Öffnen und Schließen des Wachsens und Schlafens einer einzelnen Blüthe nachahmt, welches seine verschiedenen Achsen auf eine ähnliche Weise verkürzt, wie die Internodien der einzelnen Blütenblätter in der einfachen Blüthe verkürzt sind, so können auch auf der andern Seite die einzelnen aus Blättern entspringenden Organe einer Blüthe weniger streng zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt seyn. Solche halb aufgelöste Blüten können einestheils als Uebergang der einfachen Blüthe zur Inflorescenz, anderntheils als Uebergang der einfachen Blüthe zum vegetativen Theile der Pflanze betrachtet werden; für beides liefern die Coniferenblüthen den Beweis.“

Wir möchten den hier angeführten Fällen noch das Beyspiel vieler *Caetns*-Blumen beysügen, wo offenbar der Uebergang von Bracteen, Kelch und Blumenblättern so allmählig erfolgt, daß an eine strenge Sonderung dieser Entwicklungskreise nicht mehr gedacht werden kann und man allerdings sich befugt sieht, einen directen Uebergang der Blüthe zum vegetativen Theile der Pflanze anzunehmen.

Von den männlichen Blüten der Coniferen wendet sich der Verf. zu denen der *Cycadeen*, und macht die Ansicht geltend, daß auch hier sämtliche sogenannte Staubbeutel, wie wir sie bey *Cycas* und *Zamia* auf stark verdickten Schuppen in sehr großer Anzahl finden, nur eben so viele Fächer eines Staubgefäßes, also auch hier die freylich (sehr großen) Kästchen eigentlich nur einzelne Blüten seyen.

Dieses führt schließlich auf die Betrachtung der weiblichen Blüten bey Coniferen und *Cycadeen*. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß bey den Zapfenbäumen, wo die primären Blätter regelmäßig sich zu Schuppen verkürzen, in deren Achseln anticipirte Knospen des folgenden Jahres als 2 — 5zählige Nadelbüschel stehen, im weiblichen Blütenstande auch die Fruchtschuppen aus den Achseln von Bracteen kommen, also secundäre Achsen darstellen und die ganze Inflorescenz als ein ächtes Kästchen

bezeichnen. Wo dagegen, wie bey *Juniperus*, *Thuja*, *Cupressus*, die primären Blätter sich zu Nadeln oder wenigstens zu grünen als Blätter functionirenden Schuppen ohne sekundäre Nadelbüschel aus den Achseln entwickeln, stehen auch die Fruchtschuppen ohne Spur eines Deckblattes an der primären Spindel, gleichsam wie viele übereinander gestellte Repellarblätter einer Blume. Freylich läßt sich dagegen einwenden, daß bey *Abies* trotz der einzelnen primären Nadeln an den Laubtrieben doch die Fruchtblättern in den Achseln von Bracteen sitzen, also ebenfalls Köpchen bilden, und daß in manchen Familien, z. B. bey den Cruciferen auch bey einer großen Mehrzahl von Arten die Deckblätter zwar völlig zu fehlen scheinen, jedoch bey einzelnen Species wie z. B. bey *Arabis Turrita* ihr Anrecht auf die ganze Familie wieder geltend machen. Bey den Juniperinen dürfte deshalb wohl auch die Deutung des weiblichen Köpchens als einer einzigen Blüthe noch weiterer Begründung bedürfen. Anders verhält es sich dagegen bey den Cycadeen. Bey *Cycas* z. B. tritt an der primären einfachen Achse des Stammes ein eigenthümlicher Wechsel von Knospenschuppen, gefiederten Laubwedeln und diesen ganz ähnlichen, zum Theil auch noch gefiederten Fruchtschuppen ein; unmittelbar auf letztere folgen sodann wieder Knospenschuppen und Laubwedel, so daß die Vegetationsachse durch die Bildung der Fruchtblätter keineswegs abgeschlossen wird. Mit Recht sagt deshalb hier der Verf., man könne bey der weiblichen *Cycas* gar nicht von einer eigentlichen Blüthe reden, denn es fehlten alle andern Charaktere einer solchen, als der, daß die Blätter einer gewissen Strecke des Stammes Cym tragen. Es fehlt die Absonderung des mit Blütenblättern besetzten Achsentheiles durch einen Blütenstiel und eine Blütenhülle, und fehlt die sonst im Centrum der Blüthe stattfindende Verklümmung der Achse, denn es folgen auf die Fruktifikationsblätter gleich wieder gewöhnliche Vegetationsblätter; der bey Rosen und

sonst monströs vorkommende Zustand der durchwachsenden Blüthe ist hier normal geworden.

Der Auseinandersetzung dieser Thatsachen ist eine sehr vollständige historische Einleitung voraus geschickt, welche die früher von andern Botanikern geltend gemachten Ansichten über die Blüthen der Coniferen aufzählt. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Abhandlung selbst und schließen unsere Anzeige mit dem Ausdrucke des aufrichtigsten Dankes, welchen jeder Freund der Wissenschaft dem Hrn. Verf. für die schöne Arbeit sollen wird.

## 3.

Das Festland Australien, eine geographische Monographie von E. E. Meunier. 2c.

(Schluß.)

Die Neuholländer und Van Diemensländer gelten und demnach als zwey verschiedene, wiewohl verwandte Stämme, die unter der großen äthiopischen Rasse begriffen sind. Letztere halten wir für das am weitesten abgesprengte Glied jener Papua's-Bölker, welche von den Philippinen \*) an über Neuguinea bis Neukaledonien sich herabziehen. Daß der Verf. die Verschiedenheit jener zwey Stämme

\*) Der Verf. erklärt es (Berghaus Annalen, December 1836. S. 252) freylich ebenfalls für voreilig, die Bewohner von Luzon für identisch mit den Papua's zu halten; von einer Verwandtschaft mit den afrikanischen Negern könne ohnedies keine Rede seyn. Wie sehr indeß er sich, wenigstens in letzterer Beziehung, geirrt hat, geht aus Chamisso's Gegengründung (a. a. O. S. 284) hervor, in welcher dieser mit Bestimmtheit angiebt, daß er die von ihm gesehenen Individuen aus dem Stamme der Aetas oder Negritos zu den »Australnegern mit wolligen Haaren, vorspringenden Kinnladen, wüsthigen Lippen und schwarzer Haut« rechne.

nicht anerkennen will, scheint aus dem Bestreben hervorgegangen zu seyn, in den Völkern Australiens daselbe Gesetz der Einörmigkeit nachzuweisen, auf das er in den drey andern Naturreichen aufmerksam gemacht hat.

Von der Schilderung der Ureingebornen wendet sich der Verf. zu der der Eingewanderten, deren Zustand mit gründlicher Kenntniß der Verhältnisse, mit möglichster Unpartheylichkeit und Unbefangtheit dargestellt wird. Man erstaunt über die rasche Zunahme der Bevölkerung wie des Wohlstandes dieser Kolonien, und es drängt sich dabei die Frage auf, ob mit jenem materiellen Fortschreiten die sittliche Beschaffenheit des Haupttheils der Bevölkerung, der Deportirten und ihrer Nachkömmlinge, in gleichem Maaße sich gebessert hat. Leider ist dieses nicht der Fall. Es zeigt sich, wie der Verf. ausführlich nachweist, in den Kolonien eine Sittenlosigkeit und Verwilderung, wie sie in solchem Maaße schwerlich in einem Theile Europa's herrscht, und die es sehr erklärlich macht, warum englische Familien, trotz aller Vortheile, die die Kolonien gewähren, doch dieser Bevölkerung sich nicht einverleiben mögen, sondern selbstständige Niederlassungen gründen. Das Hauptlaster ist die Trunkenheit, was man daraus bemessen kann, daß während man in Großbritannien und Irland auf jeden Einwohner höchstens  $1\frac{1}{2}$  Gallonen geistiger Getränke jährlich rechnet, in Australien dagegen auf den Einzelnen fast 9 Gallonen kommen. Aus dem Charakter des größten Theiles der Bevölkerung, so wie aus dem numerischen Verhältniß zwischen beyden Geschlechtern, ergibt sich eine Zuchtlosigkeit, die man, obschon die Berichte über diesen Punct gewöhnlich schweigen, wohl errathen kann. Diebstahl, Betrug, Mordthaten, Gewissenlosigkeit in der Leistung der Eide sind gewöhnliche Erscheinungen.

Der Verf. führt die schreckliche Thatsache an, daß in dem Obergericht von Neusüdwaales im Jahre 1824, also im 38ten Jahre des Bestehens der Kolonie, zum erstenmale eine Sitzung zu Ende gieng, ohne daß es nöthig war, ein Todesurtheil zu fällen.

„Dies ist das traurige Erbtheil, mit welchem das alte Europa die junge Kolonie Australiens ausgestattet hat; an ihren Bewohnern wird es hauptsächlich liegen, mit Ernst und Kraft die Uebel abzustellen, die, wie bey den Westindiern die Sklaverey, mit dem Entstehen der Niederlassungen untrennbar verbunden waren. Wer dieß aber recht bedenkt, der wird sich durch den Glanz, welchen sie jetzt um sich verbreiten, nicht täuschen lassen; er wird einsehen, daß so achtungsvoll auch die Sorge der Regierung für das materielle Wohl der Einwohner ist, doch die viel geringere Sorgfalt, die bis jetzt auf die sittliche Reform derselben gewandt ist, Nachtheile mit sich führt, welche jene Vortheile weit überbieten.“

Der Grundfehler bey der Anlegung der Kolonien war, daß man für das religiöse Bedürfniß zu wenig gesorgt und hauptsächlich nur die materiellen Interessen ins Auge gefaßt hatte. Seitdem indeß in England dieser gewaltige Mißgriff anerkannt ist, hat man angefangen, für die Vermehrung der Geistlichkeit und der Schulen zu sorgen, obgleich noch lange nicht in dem Maaße, als es hier nothwendig ist.

Wir schließen unsere Anzeige mit den eignen Worten, die den Schluß dieses trefflichen Werkes ausmachen:

„Was in Australien in Beziehung auf Landbau, Viehzucht, Handel bisher geschehen ist, verdient unzweifelhaft die äußerste Anerkennung; allein man darf sich andrerseits durch den glänzenden Aufschwung, den die Kolonien genommen haben, nicht verblenden lassen und das Verderben, das unter dieser glänzenden Hülle verborgen ruht, nicht übersehen. Möchten die Australier es nie vergessen, daß die Vorsehung, die selbst den Abschaum eines Volkes dahin zu benutzen versteht, keine für eine höhere Bildung daraus zu entwickeln, ihnen die eben so schwierige, als ehrenvolle Verpflichtung übertragen hat, einer ganzen Welt, der ozeanischen Hälfte des Erdbodens, in der Kultur voranzugehen und der Mittelpunkt zu werden, von dem aus sich christliche und europäische Gerechtigkeit über die zahllosen Inseln des stillen Ozeans verbreiten wird.“

Als besondere Anhänge sind beygegeben: 1) ein Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen der wichtigsten australischen Küstenpunete, 2) eine Schilderung der Insel Norfolk, und 3) statistische Tabellen.

A. W.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. November.

Nro. 235.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Zweyter Theil. Wien 1837.

Das Werk des Fürsten Lichnowsky über die Geschichte des Hauses Habsburg, dessen ersten Band wir in diesen Blättern (Bd. IV. Nr. 3. u. f.) bereits angezeigt haben, liefert uns in dem nunmehr herausgekommenen zweyten Theile die Geschichte jenes Hauses vom Tode König Rudolfs des Ersten bis zur Ermordung König Albrechts (1291 — 1308). Das Urtheil, welches wir oben im Allgemeinen über dieses Buch gefällt haben, finden wir auch in Betreff der Fortsetzung vollkommen bestätigt; es zeichnet sich diese Arbeit durch das unwandelbare Bestreben, die historische Wahrheit tren wiederzugeben, so wie durch die dem Stoffe angemessene würdige Darstellung ungemein vortheilhaft aus. Eben dieser Stoff hat aber dem Hrn. Verf. hier noch mehr als in dem ersten Bande Gelegenheit zur Aufhellung und Berichtigung mancher dunkeln und zweifelhaften Verhältnisse geboten. Insbesondere gelungen finden wir die Schilderung der Hauptperson, welche in diesem Zeitabschnitte auf dem Schauplatze der deutschen Geschichte auftritt, nämlich Albrechts. Auf die richtige Würdigung des Charakters dieses Mannes kam natürlich außerordentlich viel an und wir halten dafür, daß der Hr. Verf. die Lösung dieser nicht leichten Aufgabe, ausgehend von dem Princip der strengsten Unpartheylichkeit, mit vielem Glücke bewerkstelligt habe. Nirgend wird Albrechts durch böse Rathgeber bestärkte Habgier,

und Willkühr und sein unbegränzter Hochmuth bemäntelt, auf der andern Seite aber sind auch mit Sorgfalt diejenigen Züge aus seinem Leben hervorgehoben worden, wo er sein besseres und richtigeres Gefühl vorwalten ließ. So folgte er z. B. dem Rathe seiner Umgebung nicht, als er bey dem Aufzuge des Steyrischen Adels im Jahre 1291 obgesiegt hatte und man in ihn drang, den Stubenberger, den Häuptling der Empörer, sogleich hinrichten zu lassen; er äusserte bey dieser Gelegenheit: „das wissen Wir besser, Unserhalb soll Gnade für Recht seyn; Wir pflegen einer Gewohnheit, zu der Uns noch der Wille treibt, daß Wir keinen Mann, that er Uns noch so übel, die Vesserung versagten, sobald Wir die Oberhand gewonnen und er, was er gethan, erkannte; der Stubenberger hat Uns offen abgesagt, ist ihm hiedurch Schade geworden, und vergeben wir ihm seine Schuld, so wird seine Begierde, wie er in unserer Huld bleibe, nur um so größer!“ Und als seine schwäbischen Rätthe nochmals in ihn drangen, wies er sie zurück mit den Worten: „Ihr Herren, nein! es wäre mir zum Schaden, stürben in meinem Lande die Erbherren ab; und wäre all der Landherren Habe auch mit Recht mein, so möchte ich doch nicht Fürst ohne Herren seyn. Deshalb lassen Wir die sich wohl befinden, die von Alters her aus dem Lande gebürtig sind.“ Albrecht ließ darauf den Adel einen Landfrieden schwören, gab eine neue Handfeste nach Wortlaut aller früheren und versprach feyerlich das Land nach derselben, und nach den alten Gebräuchen zu regieren (S. 43 — 46). — Dagegen

zeigt wiederum das Benehmen Albrechts gegen seine Stiefmutter, nicht nur seine Hartherzigkeit, sondern auch einen großen Mangel von Pietät gegen seinen verstorbenen Vater. Von jener singt die Reimchronik: „Iren Frewnten und irn Magen, Den pezgund si dich ehlagen Ir grozses Herezen Laid Und die Kribait Daz sie was so arm. Die liesen sich do erparm Und sanden gegen Trier Hin fur die Fraw Gegen Tisshaw“ (Dijon; S. 302).

Eben so wenig schente es Albrecht, getrieben von seiner Begierde nach der Königskrone, sich in eine Verbindung mit dem gewissenlosen Erzbischof Gerhard von Mainz einzulassen, demselben, welcher ihm Adolf von Nassau vorgezogen und nunmehr treulos gegen diesen wurde. Die Begierde nach Macht und Ansehen rief zugleich in dem Herzen Albrechts eine große Eifersucht auf seine Macht hervor und stets quälte ihn die Ungeduld sich davon zu überzeugen, ob sein Wille geschehen sey; eben hierin zeigen sich zwey hervorstechende Züge seines Charakters (S. 176). Auch muß man erstannen, über die fecken Unwahrheiten und „seinen Verdrehungen“ welche sich Albrecht in seinem Schreiben an den Papst erlaubte, um bey diesem seine Thronbesteigung zu rechtfertigen (S. 206). Als aber mehrere der Kurfürsten selbst gegen den von ihnen gewählten König, die Rechtmäßigkeit der Wahl bestreitend, auftraten, da ließ er sie die ganze Schwere seines kräftigen Armes fühlen und mit Recht bemerkt der Hr. Verf. (S. 216).

„Selt Friedrich II., vielleicht seit Barbarossa, war kein König so kräftig in Deutschland aufgetreten. Die Schnelligkeit, womit er dieses Unternehmen ausführte, die Kriegskunde, welche er in demselben entwickelte, die Beharrlichkeit und Festigkeit seines Charakters erregte die Bewunderung aber auch die Furcht von ganz Deutschland und überstrahlte in den entfernteren Landstrichen des Reichs das Entsetzen und das Elend, welches er in den schönsten Bezirken desselben verbreitet hatte.“

Doch wenden wir uns zu den einzelnen Parthieen des vorliegenden Bandes. Derselbe zerfällt in 6

Bücher, von denen die drey ersten die Ereignisse bis zum Tode Adolfs von Nassau, die drey letztern die Regierungszeit Albrechts, als deutschen Königs, darstellen. Der Hr. Verf. beginnt jenen Abschnitt mit der Schilderung des Zustandes im Reiche bey dem Tode Rudolfs. Auf die thätige Regierung dieses Königs, welcher binnen verhältnißmäßig kurzer Frist vorzüglich auch durch ungemein glückliche Wahl seiner Gehülfsen und Ráthe so viel gewirkt hatte, wird noch ein Rückblick geworfen, und eben dieß bahnt den Uebergang dazu, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, in welchen sich Deutschland befand, als jener große Fürst aus dem Leben abberufen wurde. Albrecht war nicht bey Lebzeiten seines Vaters gewählt worden und dennoch schien es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß er nunmehr zum Könige erhoben werden würde; ein eigentliches Mißbehagen bestand nicht gegen ihn und es scheint die Meynung des Hrn. Verf. nicht ungegründet, daß, weil es gegen das Herkommen gewesen wäre, einen König im Reiche zu wählen, während der Vater selbst nur König und noch nicht Kaiser war, die frühere Wahl Albrechts unterblieben sey. Allein den Intriguen des vorhin erwähnten Erzbischofs von Mainz, Gerhard aus dem Geschlechte der Grafen von Eppenstein, verdankte es Albrecht, daß nicht er, sondern zu seinem und der Kurfürsten Erstaunen, die auf Gerhard kompromittirt hatten, Adolf von Nassau zum König ausgerufen wurde. Die Persönlichkeit dieses Mannes schildert uns der Hr. Verf. wie folgt:

„Graf Adolf von Nassau war hochedler Geburt, ein tapferer Mann, ritterlicher Art und Besinnung, seltener Gelehrsamkeit und Sprachenkunde, berühmt als einer der Gewandtesten in allen männlichen Künsten. Er hatte sich in dem Kriege des Erzbischofs von Eöln gegen Brabant ausgezeichnet und stand in dem kräftigsten männlichen Alter. Seine Besitzungen waren nicht beträchtlich und es zeigte sich keine Aussicht durch Erbschaft, sie bald vergrößern zu können. Als König bot sich ihm keine Gelegenheit dar, das Beispiel des glücklichen Habsburgers nachzuahmen und sein Haus durch Verleihung eines großen



Reichslehens in die erste Reihe, in die der Fürsten zu stellen. So blieb er arm, und diese Armuth verleitete ihn — vielleicht auch war es seine Kriegslust, das unselige Beispiel eines deutschen Königs zu geben, der die Würde dieser vornehmsten Krone der Christenheit durch Annahme von Soldgeldern eines fremden Fürsten erniedrigte.“ —

Durch ihn ward Albrecht von der Königskrone ausgeschlossen und verlor er diese zwar nicht aus dem Auge, so waren es nunmehr doch vorzüglich die Angelegenheiten seiner Erblande, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Hier beschäftigten ihn theils die Feindseligkeiten mit Ungarn und Salzburg, theils die Unruhen, welche die steyrischen Ministerialen erregten. Gerade die Schilderung dieser Verhältnisse ist außerordentlich interessant, indem sie einen Blick in die Entwicklung und Ausbildung der österreichischen Landesverfassung thun läßt, wovon hier Etwas herausgehoben werden mag. Zu dem Kriege gegen Ungarn forderte Albrecht von den Steyrern eine außerordentliche Geldhülfe, sie baten dagegen: er möge ihnen ihr Landesrecht geben, durch Bestätigung ihrer älteren Handfesten, die er ihnen, obschon er seit acht Jahren ihr Herzog sey, noch nicht ertheilt habe. Sie erwähnten ferner: „In einer früheren Zeit, wo er in Bedrängniß gewesen sey und gewiß jede gerechte und billige Bitte ihnen gewährt haben würde, hätten sie, um jeden bösen Schein zu vermeiden, geschwiegen.“ Albrecht verhiess die Sache in Erwägung zu ziehen; worauf erwiedert wurde: er möge das ja thun, denn thue er es nicht, so möge er vergeben, wenn sie nicht mehr nach Wien ritten, um ihm zu dienen. (S. 29) So konnten bey der Gegenseitigkeit des Verhältnisses der Ministerialen zu ihrem herzoglichen Herrn (S. 38), damals die Steyrer dem mächtigen und eigenstünnigen Albrecht gegenüber sprechen. Dieser, der durch Verletzung der bisherigen Freyheiten, vorzüglich in den Münz- und Erbschaftsachen, seine Macht und sein Einkommen beträchtlich vermehrt hatte (S. 33), wollte nicht nachgeben und so kam es zum Kampfe, da die

Ministerialen von Steyer ihm die Treue aufkündigten; einer von ihnen, Friedrich von Stubenberg, (s. oben S. 854) sandte ihm einen förmlichen Absagebrief und Albrecht, Ritterstätte ehrend, sand dieß Benehmen: „höchst züchtiglich.“ Jene streitigen Punkte bestanden aber besonders darin, daß die steyrischen Ministerialen ihre Güter überhaupt, insbesondere die Lehen, frey erwerben zu dürfen, auf Grund eines Privilegiums, welches ihnen König Rudolf gegeben hatte, in Anspruch nahmen, wogegen Albrecht beym Aussterben des Mannstammes in der geraden Linie das Anfallrecht ausüben wollte. Von dem Münzregal war der freylich in jener Zeit vielfältige Mißbrauch gemacht worden, daß die jedesmaligen neueren Münzen schlechter waren als die älteren.

(Schluß folgt.)



Museum Senkenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft etc.

Zweytes Heft mit Tab. VII — XI.

(Fortsetzung.)

### I. Zoologische Abhandlungen.

1. Mittheilungen über einige zur Fauna von Europa gehörige Vögel, nebst Abbildung und Beschreibung eines neuen mexikanischen Vogels als Typus einer neuen Gattung. Von Dr. Eduard Rüppell etc.

6. Ueber die in Europa vorkommenden Arten der Gattung *Pelecanus*. Der Verf. unterscheidet 3 Arten europäischer Pelikane. Bekanntlich haben schon früher mehrere Naturforscher diejenigen Individuen, welche die beträchtlichste Größe erreichen, deren ganzer Kopf mit schmalen, gekrümmten, weichen Federn bewachsen ist und deren Federn an der Basis des Oberschnabels eine breite rhombische Fläche einnehmen, als eigene Art unter dem Namen *Pelecanus crispus* auf-

gestellt. Der Name *P. Onocrotalus* wurde nur denjenigen Individuen gelassen, deren Kopffedern gerade sind und glatt anliegen, deren Hinternacken beim alten Männchen einen verlängerten Schopf hat, und wo die Federn an der Basis des Schnabels eine konische spitzwinklige Fläche einnehmen. Der Verf. behauptet nun weiter, daß unter diesem Namen 2 verschiedene Arten unterschieden werden müssen, die zwar durch Farbe und Form ungemein ähnlich, in der Größe aber auffallend abweichend seien, indem die eine die andere um  $\frac{1}{4}$  überträfe. Der größern läßt er den Namen *P. Onocrotalus*, die kleinere will er als *P. minor* bezeichnet wissen. Weitere Untersuchungen sind hierüber zu gewärtigen.

7. Ueber eine neue Gattung von Vögeln, die mit *Corvus* nahe verwandt sind. Während seines Aufenthaltes in London erkaufte der Verf. einen Vogel, der von Tamalpas im Mexikanischen herstammte, und dessen Gleichen er weder in den Sammlungen von London und Paris, noch in ornithologischen Werken auffinden konnte. Der Gattung nach gehört er zu *Corvus*, und zwar zur derjenigen Abtheilung dieser Vögel, bey welchen, wie bey *Corvus azureus*, *crisatellus* und *gubernator*, die Nasenlöcher frey liegen. Der Verf. hält es erspriesslich, aus ihnen eine neue Gattung zu bilden, der er den Namen *Psilorhinus* giebt; die neue Art, von welcher eine kolorirte Abbildung mitgetheilt ist, bezeichnet er als *Ps. mexicanus*. Wir können diese Gattung nur als Untergattung von *Corvus* gelten lassen.

## II. Anatomische Abhandlungen.

1. Ueber *Estheria dahalaccensis* Rüppell, eine neue Gattung aus der Familie der Daphniden von H. Strauß-Dürckheim. (S. 117 — 123 mit Taf. VII. a und b).

Es handelt sich hier um eine neue, durch beträchtliche Größe ausgezeichnete Art und Gattung aus der Ordnung der Cophropoden und der Familie der Daphniden; sie steht zwischen den Lynceen und Limnadien in der Mitte. Die sehr genaue Beschreibung der äußeren und inneren Körpertheile kann als eine Bestätigung und theilweise Ergänzung der vortrefflichen Anatomie der Daphnien angesehen werden, welche Strauß-Dürckheim bekanntlich vor längerer Zeit in den *Mém. du*

*Mus. d'hist. nat. T. V.* gegeben hat. Wegen der beträchtlichen Größe dieser Gattung, worin sie unsere einheimischen Arten von *Lynceus*, *Daphnia* etc. so sehr übertrifft, konnte, trotz dem, daß bloße Weingeist-Exemplare untersucht wurden, manches, besonders was die Anordnung der äußeren Theile betrifft, genauer beschrieben werden. So fand Strauß z. B. außer den mit *Daphnia* übereinstimmenden Mandibeln, zwey Paar kleine Maxillen, weshalb zu vermuthen ist, daß auch bey *Daphnia* zwey Paar vorkommen, wovon nur das eine wegen seiner außerordentlichen Kleinheit nicht entdeckt werden konnte.

Die Gattung charakterisirt sich: Der Kopf in die Schalen ganz einschließbar; diese beweglich, an ihrem Urtheil, wie bey den meisten Acephalen, mit eingebogenen Haken versehen. Der Schwanz ausgestreckt. Zwey ganz neben einander liegende zusammengesetzte Augen. Zwey einfache Fühlhörner.

Die Gattung *Estheria* unterscheidet sich von den Lynceen durch die Haken der Schalen, die diesen fehlen und vermuthlich durch die Form der Füße; von den Limnadien durch die Anwesenheit der Haken an den Schalen, durch den noch zum Theil freyen Kopf, durch den Mangel des Kopfsapfeus, womit die Limnadien sich anhängen können, und durch Fangfüße bey den Männchen.

Die Art, *Esth. dahalaccensis*, hat 4 Linien lange und 2 Linien breite (beym Weibchen  $\frac{1}{6}$  kleinere) Schalen, welche den Schalen von *Arca* (Mollusc. aceph.) ähneln. Die Fühlhörner ungliedert, am vorderen Rand sägeförmig gezackt und behaart. Beym Männchen 2 Fangfüße und 24 Kiemenfüße, beym Weibchen 24 Kiemenfüße; Schwanzende mit 4 Klauen, wovon die 2 untern viel länger als die oberen. Farbe hellfahlbeann.

Rüppell beobachtete und sammelte diese Thiere in den Süßwasserfumpfen der Insel Dahalak im Monat December; er beobachtete hier die Begattung häufig.

Die bengelegte Tafel ist auf Stein sehr sorgfältig, nach Zeichnungen von Strauß-Dürckheim gravirt; zur Bezeichnung der einzelnen Figuren ist eine Umriss-tafel beygegeben.

(Schluß folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. November.

Nro. 236.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Zweyter Theil. Wien 1837.

(Schluß.)

Wir haben oben (S. 854) gesehen wie dieser Streit entschieden wurde, und wie Albrecht als Sieger freygebig das gewährte, was er in bedrängter Lage zu geben sich nicht zu entschließen vermochte. Eben so wenig ließ er bald nachher bey einem Aufstande der österreichischen Ministerialen die Entfernung seiner schwäbischen Räte sich abtrogen und antwortete den Abgeordneten der ersteren (S. 90):

„Saget denen, die Euch hergesandt, dieß Land sey mein, darin ich mit Gottes Hülfe Herr seyn will und mir und meinen Kindern kein Joch mit Hoffahrt und Gewalt aufbürden lasse. Was erbeten wird, sey gern gewährt, aber mit Gewalt lasse ich mir solche Dinge nicht abtrogen, so wahr ich Albrecht heiße; auf solche Art entlasse ich den schlechtesten Küchenknecht nicht von meinem Hofe. Saget ihnen, daß ich vom hentigen Tage an ihnen widersagen und meine Rechte zu ihrem Schaden wahrnehmen will und somit genug der Rede.“

Da die Streitigkeiten, welche in den habsburgischen Erblanden zwischen den Unterthanen und ihren Landesherren Statt fanden, in dem vorliegenden Werke, wie die angeführten Beispiele beweisen, mit einiger Ausführlichkeit abgehandelt werden, so möchte man auf den ersten Augenblick etwas stutzig darüber werden, daß der Verhältnisse der Schweiz zur Zeit Albrechts nur ganz kurz Erwähnung ge-

schieht. Von einem Uebereinkommen, welches Uri, Schwyz und Unterwalden mit einander abgeschlossen, spricht der Hr. Verfasser in folgenden Worten:

„Die Wahrheit ist, daß bey diesem Uebereinkommen nicht daran gedacht ward den wohlhergebrachten Rechten Habsburgs auch nur den geringsten Abbruch zu thun, sondern vielmehr schlossen sich diese Thalbewohner als Nachbarn nur deshalb fest aneinander, damit, wenn bey den Bündnissen in der Umgegend gegen ihre Richter und Herren, diese nicht mächtig genug geblieben wären sie bis zu der Aufstellung und Vernichtung der kaiserlosen Zeit gehörig zu schützen, jede Gemeinde dieser vereint leicht zu verteidigenden Thäler, schleunig von den andern unterstützt werden und fortan ihre Habe unbeschädigt besitzen könne. Sich anzulehnen gegen ihre Landgrafen und Erbherren kam ihnen nicht in den Sinn, sonst hätten sie an die Feinde Habsburgs, an Zürich, Constanz und St. Gallen sich angeschlossen. Für Uri war kein Grund vorhanden, eine Veränderung des Reichsverhältnisses zu erlangen, für Schwyz und Unterwalden wäre es Wahnsinn gewesen, sich von ihren Erbherren unabhängig, also reichsfrey zu machen; sie wären eben in dieser kaiserlosen Zeit ohne Schutz eines Königs, als desjenigen, unter dem sie dann einzig hätten stehen wollen, nicht nur nicht gesichert, sondern erst recht den Angriffen eines Jeden Preis gegeben gewesen.“ — „Daher schließt sich auch mit dem erwähnten Uebereinkommen alles, was von diesen schwäbischen Gebirgsthalern bis zum Tode Albrechts zu berichten ist.“ (S. 64 — 66)

Wir haben hier zwar nicht Alles, aber doch das Wesentlichste wiedergegeben, was der Hr. Verf. über das zur Zeit Albrechts von Uri, Schwyz und Unterwalden geschlossene Bündniß mittheilt und es läßt sich nicht läugnen, daß bey der Wichtigkeit, welche die Schweizer Eidgenossenschaft in der Geschichte erlangt hat, dieß eben nicht viel Aufschluß über die Entstehung derselben giebt. Allein Nie-

mand kann es sich verhehlen, daß es heute zu Tage eine Menge historischer Ansichten giebt, welche der Wahrheit ganz und gar entbehren und, da sie Jeder von Kindesbeinen an überliefert erhält, fast zu einer Art Glaubensartikel werden und daher durch die rationelle Darstellung der Wahrheit schwer zu verbannen sind. Einen wesentlichen Einfluß zur Begründung jener Ansichten übt, außer den historischen Romanen, vorzüglich das Theater aus. Die gewöhnlichen Vorstellungen über die Wehngerichte beruhen hauptsächlich auf Hubers heimlichem Gerichte und dem Vorspiele zu Kleists Käthchen von Heilbrunn, während unser Wigand klar und deutlich beweiset, man habe sich vor dem heimlichen Gerichte eben so wenig zu fürchten, wie vor einem Geheimen Rathe; hauptsächlich sind es aber Schillers Schauspiele, welche — was keineswegs dem Dichter zu einem besonderen Vorwurfe gemacht werden soll — zur Verdrehung der Geschichte mitgewirkt haben. Don Carlos, die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wilhelm Tell und Wallenstein sind für Unzählige Quellen der spanischen, französischen, englischen, schweizerischen und deutschen Geschichte geworden.

Unter jenen Schauspielen kann „Wallenstein“ wohl um so weniger auf jene Autorität Anspruch machen, als Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges, (— Gleiches gilt von der der Niederlande —) ebenfalls dem Dichter vor dem Historiker den Vorzug gegeben hat, wovon man sich auf das Vollständigste durch den sechsten und siebenten Band von Menzels neuerer Geschichte der Deutschen überzeugen kann. Was aber Wilhelm Tell anbetrifft, so hat schon längst Jakob Grimm in dem deutschen Museum und in neuerer Zeit Ideler (s. B. II. S. 729 d. G. N.) zur Genüge dargethan, daß die ganze Geschichte vom Pfeilschusse des Tell alles historischen Fundamentes entbehre, vorzüglich aber hat Kopp in seinen Urkunden zur Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft vollständig bewiesen, daß es nie einen Landvogt Gessler gegeben und daß während der Regierungszeit Albrechts Niemand in den habsburgischen Erblanden daran gedacht hat, sich wider ihn zu empören. Daher kann auch der Hr. Verf. mit Recht sagen (S. 64): bey tieferer Forschung zerfallen alle Märchen von gänglicher Unabhängigkeit jener Thäler von dem Hause Habsburg, von

dem Streben nach Unterjochung auf der einen und nach Befreyung aus der Knechtschaft auf der andern Seite in ihr Nichts und somit hat er ferner Recht da Nichts zu berichten, wo Nichts geschehen ist.

Während also auf dieser Seite Albrecht kein Vorwurf gemacht werden kann, daß er sich eine Ungerechtigkeit habe zu Schulden kommen lassen, so liegt eine solche offenbar in seinem Auftreten gegen Adolf von Nassau. Der mit dem Herzoge verbündete Erzbischof Gebhard (s. oben S. 855) brachte es dahin, daß fünf Churfürsten am 22. Juny 1298 Adolf von Nassau für abgesetzt und am Tage darauf Albrecht für seinen Nachfolger auf dem Throne erklärten. Diese beyden Akte sind ohne allen Zweifel ungesetzlich und ungerecht, und Albrecht selbst sah dieß vollständig ein, da er, nachdem er über Adolf abgesetzt hatte, den Churfürsten das Reich zurückstellte und sich nochmals von ihnen wählen ließ (S. 149, 150). Wir stimmen daher mit dem Urtheile des Hrn. Verfassers über jenen Punct (S. 131) völlig überein, jedoch nicht so in Betreff einer Bemerkung, die er daran knüpft. Er sagt nämlich S. 131:

„Kaiser Heinrich IV. könnte erwähnt werden um zu behaupten, die Absetzung Adolfs sey nicht als das erste Beispiel eines solchen Gewaltschrittes der Kurfürsten anzusehen; aber damals geschah es unter der Leitung des Papstes, bey Adolf waren es die Kurfürsten allein. Kein Grundgesetz, kein Zugeständniß eines Königs oder Kaisers bekräftigt den Satz: wer wählt kann absetzen.“

Wir sind allerdings weit davon entfernt, den bekannten Satz des Algernon Sidney: Cujus est eligere, ejus est abrogare als eine allgemeine Wahrheit vertreten zu wollen, dennoch aber glauben wir einerseits, daß nach der germanischen Verfassung unter gewissen Voraussetzungen die Absetzung des Königs gestattet gewesen und zwar ohne besondere Leitung des Papstes, andererseits, daß bey der Absetzung Heinrichs IV. jene Voraussetzungen keineswegs vorhanden gewesen sind. Indem das Landrecht des Sachsenspiegels B. 3. Art. 54. §. 4. sagt: — „also ne mach deme Koninge neman an sin lif spreken ime ne dat rike vore mit ordelen verdel“ erkennt es ausdrücklich an, daß dem Könige mit Recht das Reich „vertheilt“ werden dürfe, aber wir glauben, daß ein solches Re-

sultat überhaupt aus der Consequenz der germanischen Verfassungsprincipien — die freylich nicht auf unsere ganz veränderten Verhältnisse angewendet werden dürfen — hervorgehe; der König war nach den germanischen Verfassungen selbst ein Mitglied des Reiches und zwar insonderheit des Adels. So wie nun jedes Mitglied des Reiches aus der Gemeinschaft desselben ausgeschlossen werden durfte, insonderheit dann, wenn es sich vor seinem Richter trotz dreymaliger Aufforderung nicht stellte; so konnte auch der König vor dem Pfalzgrafen belangt (Landr. u. Sachsenspiegel B. 3. Art. f. oben Bd. IV. S. 35.) und wenn er hartnäckig Recht weigerte, aus dem Frieden des Reiches ausgeschlossen werden. Vornämlich aber zog wie die Reichsacht den Kirchenbann, so auch die Excommunication die Reichsacht als Folge nach sich, in der Weise, daß wer Jahr und Tag in dem politischen Bann ohne Sühne verharrte, in den kirchlichen und umgekehrt unter der analogen Voraussetzung in den politischen verfiel. Es war daher das Verfahren der deutschen Fürsten ganz rechtmäßig, daß sie Heinrich IV., der sich im Kirchenbanne befand, aufforderten, sich aus der Excommunication herauszuziehen, widrigenfalls er auf dem Reichstage zu Augsburg in die Acht erklärt d. h. mit andern Worten abgesetzt werden würde. Als aber auf diesem Reichstage die Fürsten Heinrich IV. wirklich absetzten, hatten sie durchaus Unrecht, da der König die Bedingung, unter welcher er sich im Frieden des Reiches erhalten konnte, vollständig erfüllt hatte; er war über die Alpen gegangen, hatte die Kirchenbuße übernommen und war vom Papste von dem Banne losgesprochen worden. Demgemäß war seine Absetzung ungerecht, auch geschah sie keineswegs unter der Leitung des Papstes, sondern im Gegentheil, die Fürsten machten letzterem Vorwürfe, daß er Heinrich aus dem Banne gelöst habe und forderten, er sollte ihn — wozu allerdings Gründe vorhanden waren — von Neuem excommuniciren, was damals aber nicht geschah.

Die ersten Handlungen Albrechts nach seinem Regierungsantritte hatten die Aufrechthaltung und Kräftigung des Landfriedens zum Zwecke. Dieß ward insonderheit auch nöthig zum Schutze der Juden, die eben damals in Deutschland große Verfolgungen erleiden mußten. Es ist bekannt, welches nach den älteren Rechtsprincipien die Stellung der

Juden im Reiche war; sie waren als Fremde und als Ungläubige zu gleicher Zeit von dem Frieden des Reiches und der Kirche ausgeschlossen und mußten daher einen Schutzherrn gewinnen; als solcher galt für sie der König im ganzen Reiche; weshalb sie auch, da sie eine Abgabe für den Schutz zahlten, kaiserliche Kammerknechte genannt wurden. Damit waren aber der Willkühr gegen die Juden noch keineswegs Schranken gezogen, sondern die Kaiser und Könige, so wie die Fürsten, denen der Judenschutz als Regal geliehen wurde, erpreßten oft sehr bedeutende Geldsummen von den wehrlosen Söhnen Israels. Gegen König Adolf hatte sich insonderheit die Stadt Frankfurt ihrer Juden angenommen, allein diesmal waren es die Städte selbst, in welchen die Mißstimmung gegen die Juden zu einer Verfolgung derselben führte, weshalb sich Albrecht genöthigt sah, durch ausdrückliche Verordnungen sie in Schutz zu nehmen. „Der unerhörte Wucher“ derselben (s. auch S. 197) und „die Härte, mit der sie Kapital und Zinsen eintrieben,“ mag, wie der Hr. Verf. (S. 161) bemerkt, diese Stimmung verstärkt haben; der Anlaß zur Verfolgung wurde indessen damals meistens wo anders hergenommen, denn es brauchte nur irgendwo ein Kind verloren zu gehen, so hieß es, die Juden hätten es gemartert.

König Albrecht zog nach Sitte germanischer Könige nach seiner Krönung im Reiche umher und saß an verschiedenen Orten zu Gericht; einige Sprüche, die er fällte, betrafen das Lehenrecht, wir können es jedoch nicht mit dem Herrn Verfasser für eine Merkwürdigkeit erachten (S. 177), wenn der König zu Fulda dahin entschied: „daß ein Lehensherr, der das Lehensgut eines ohne Leibeserben verstorbenen Vasallen Jahr und Tag ruhig und friedlich besessen, deshalb nicht mehr angesprochen werden könne.“ Dieß hängt mit den eigenthümlichen Principien der deutschen Lehenfolge, die eine Succession der Collateralen gar nicht kannte, nothwendig zusammen; ein Punct, den wir bereits bey der Anzeige des ersten Bandes berührten (vergl. auch S. 155). Ein anderer Umstand, welcher für die Gerichtsverfassung Deutschlands wichtig wurde, ist das Verhältniß des Erzbischofs von Köln zu Westphalen. Albrecht verlieh diesem Prälaten das Recht, den zum Tode Verurtheilten das Leben sechs Wochen fristen zu können (S. 167).

Obchon Albrecht im ganzen Reiche als König anerkannt wurde, so hatte er doch Mühe, ein Gleiches vom Papste Bonifacius VIII., einem Manne geraden und scharfen, zugleich auch unbeugsamen Sinnes, zu erlangen. Der Hr. Verfasser beschreibt (S. 178, 179) die Persönlichkeit und die Stellung dieses Papstes im Gegensatze zu den beyden Königen Albrecht I. und Philipp IV. sehr treffend; solche Sachen müssen indeß in ihrem Zusammenhange gelesen werden, weßhalb hier eine Verweisung auf die angeführte Stelle genügen möge. Mit Philipp ging Albrecht eine Familienverbindung ein, indem sein Sohn Rudolf mit der sechszehnjährigen französischen Königstochter Blanca vermählt wurde. Die Beschreibung der Aufnahme des Herzogs Rudolf in Paris (S. 193 f.) ist ein treues Gemälde der Sitten jener Zeit. So durfte Philipp IV. hoffen, dereinst seine Tochter Blanca auf dem deutschen Königsthron zu sehen, allein sie starb schon im Jahre 1305 und Rudolf ward der zweyte Gemahl Elisabeths, der Wittwe des letzten Königs der Böhmen aus dem Stamme der Przemysl. Allein auch Rudolf war nicht bestimmt die deutsche Königskrone zu tragen; die böhmische ward ihm zu Theil, doch nur auf kurze Zeit. Nach dem Tode seines Sohnes suchte zwar Albrecht Böhmen seinem Hause zu erhalten, allein es gelang ihm nur, Mähren für den jüngern Sohn Friedrich den Schönen, der schon früher mit Oesterreich und Steyer belehnt worden war, zu behaupten. Dagegen war ein anderer Sprößling des habsburgischen Hauses, Johann, der Sohn Rudolfs, Albrechts Neffe, bisher noch leer ausgegangen. Es fehlte nicht an Selchen, welche den unerfahrenen Jüngling gegen den Oheim aufheßten und vornehmlich ist es der Erzbischof von Mainz, Peter Michspalter, der in dieser Hinsicht nicht von Schuld freigesprochen werden kann (S. 285). Albrecht hatte die Belehnung Johannes mit einem Fürstenthume, um welche dieser ihn unaufhörlich bat, immer weiter hinausgeschoben. Von bösen Rathgebern getrieben, vollführte endlich der achtzehnjährige Jüngling die grausenhafte That, die ihm den Bepnamen des Parreida für immer in der Geschichte verschafft hat. Der Hr. Verfasser beschreibt den Hergang der Dinge (S. 287 u. f.) ausführlich. Noch an dem Tage selbst hatte Albrecht seinen Neffen zu sich gerufen und ihm gesagt:

„Vetter Johann mein lieber Sohn, sey gewiß, daß ich in Kürze die das gebe, was ich inne habe und dir von deinem Vater, meinem Bruder, mit Recht zukömmt.“

Da Johann Nichts antwortete, fuhr der König fort:

„Nicht nur das sollst du erhalten, was dir von dem Erbe gebührt, sondern auch deinen Theil von Allem was ich kaufte, daß du mit immer größerer Ehre zu danken habest, denn ich will einen Mann aus dir machen, allen großen Fürsten gleich. Ihr Herren von Mainz und Constanz, ich rufe Euch zu Zeugen auf von Allem, was ich jetzt gesagt; ich gelobe es nochmals. Vetter, sende einen deiner Ritter zu mir, ich will ihm das Nöthige geben, um hundert Reifige zu Pferd für dich auszurüsten.“

Allein Johann hatte seinen Plan gefaßt und erschlug am Nachmittage des ersten Mays 1300 den königlichen Oheim, als dieser mit kleinem Gefolge seiner Gemahlin, die er mit Sehnsucht erwartete, entgegenritt.

Bis zu diesem Zeitpunkte reicht der zweyte Band, dessen großer Werth für die deutsche Geschichte jeder, der der Wahrheit Freund, anerkennen wird; wir gestehen es offen, er hat uns noch mehr zugesagt, als der erstere, vornehmlich auch wegen der größeren Ungezwungenheit der Darstellung. Außer mehreren Nachträgen zu dem Urkunden-Verzeichnisse des ersten Bandes enthält der zweyte die Regesten für die Regierungszeit Albrechts, sowohl als östereichischen Herzogs als auch als römischen Königs; die wichtigsten der noch ungedruckten hieher gehörenden Urkunden sind aus den Originalien des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives abgedruckt worden. Das Titeltupfer, König Albrecht vorstellend, nach dem Stammbaume in der Ambrafer Sammlung ist außerordentlich schön; allerdings etwas zu treu, wie der Hr. Verfasser selbst bemerkt.

Dr. Phillips.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. November.

Nro. 237.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837

On the fossil Jaw of a gigantic Quadrumanous Animal allied to the genera Semnopithecus and Cynocephalus. By Lieuts. Baker and Durand (Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal, V. p. 793).

On the remains of a fossil Monkey from the tertiary strata of the Sewalik Hills in the north of Hindostan; by Captain Cautley and H. Falconer, M. D. (The Lond. and Edinb. philosoph. Magaz. October. 1837. p. 393.)

Note sur les ossemens fossiles des terrains tertiaires de Simorre, par M. Lartet. (Annal. des sc. nat. 1837. p. 116. — L'Institut V. p. 18 und 205).

Unter allen neueren Entdeckungen im Gebiete der Palaeontologie erregt keine eine größere Aufmerksamkeit, als die Auffindung fossiler Ueberreste von Vierhändlern. Während man nämlich die Ueberbleibsel von solchen Thiergattungen, die gegenwärtig dem Tropenklima angehören, in großer Menge nicht bloß in der heißen Zone, sondern hauptsächlich in der gemäßigten und selbst in der Polarregion gefunden hatte, mußte das Fehlen von Affenknochen unter ihnen als sehr bestreudend erscheinen, und keine Hypothese wollte genügen, um einen Grund hiefür ausfindig zu machen. Es ist daher für die Naturforscher eine höchst willkommene Entdeckung, welche Baker und Durands' Lieutenant's beim ostindischen Genietorps gemacht haben, indem sie aus

den bekannten tertiären Vorbergen des Himalaya's das Fragment eines Oberkiefers von einem Affen erhielten. Ihrer Vergleichung zu Folge ergiebt sich manche Ähnlichkeit mit der Gattung Semnopithecus, doch ist dieser urweltliche Affe weit größer und muß hierin den Orang-Utang erreicht haben. Der kurzen Abhandlung ist eine Abbildung dieses Kieferfragmentes beygefügt.

Die Entdeckung wird um so werthvoller, da bald darauf fossile Ueberreste von Affen in einem weit von Ostindien abgelegenen Lande, nämlich in Frankreich, aufgefunden wurden. Lartet entdeckte diese in der tertiären Formation der Gegend von Auch im Departement du Gers, und obgleich Blainville nachwies, daß jener nicht alle Stücke richtig bestimmt hatte, so erkannte er doch durch eigene Vergleichung eine Kinnlade als von einem Affen herrührend an, und zwar von einer Art, welche dem Siamang (*Hyllobates syndactylus*) am nächsten zu stehen kommt. \*) Hiemit ist also die Existenz fossiler Quadrumanen in Europa erwiesen.

Dem Capitän Cautley und dem Dr. Falconer, beyde rühmlichst bekannt durch die Entdeckung so ausgezeichnete fossiler Thiere aus den tertiären Bildungen der Sivalik-Berge, gelang es, aus diesem ein Sprungbein des rechten Fußes zu erhalten, welches offenbar ebenfalls von einem Affen herrührt. In dem Bericht, den sie hierüber an die zoologische Societät in London abstatten, vergleichen sie das-

\*) Ein einzelner Zahn mochte überdies, wie Blainville bemerkt, einem Capajou angehört haben.

selbe mit dem des *Semnopithecus Entellus*, „welchem es, obgleich sicherlich einer andern Art angehörig, in Größe und Form ähnlich ist, wie dieß auch das Exemplar zeigt, welches zugleich mit dem fossilen Sprungbein eingesandt wurde. Dieses ist vollkommen mineralisirt, hat ein spezifisches Gewicht von ungefähr 2, 3, und scheint von Eisenhydrat durchdrungen zu seyn. Obgleich es nur ein einzelner Knochen des Fußes ist, so sind doch die Verhältnisse des Gerüsts so fixirt, daß die Bestimmung so sicher ist, als ob das ganze Skelet gefunden worden wäre.“

Die Auffindung von Affenknochen in den Tertiärgebilden bestätigt Referenten noch mehr in seiner schon früher in diesen Blättern ausgesprochenen Ansicht, daß diese Formationen mit den Diluvialablagerungen in eine und dieselbe Gruppe müssen zusammengefaßt werden, von denen letztere nur als die jüngsten Glieder zu betrachten sind.

In den verschiedenen Lagen der Formation, welche das fossile Affen-Sprungbein enthielt, haben die gemeinschaftlich zusammenarbeitenden und unermüdet thätigen Forscher, Cautley und Falconer, auch das *Anoplotherium sivalense*, Elephanten, Mastodon, Nashorn, Flußpferd, Kamel, Sivatherium, Antilope, ein Moschusthier kaum größer als ein Hase, Schwein und Pferd gefunden. Ferner die *Felis cristata*, *Ursus sivalensis*, die Hyäne, ein Thier aus der Hundegattung, den Mädel und andere Fleischfresser. Unter den Vögeln giebt es Sumpfvögel, größer selbst als die gigantische *Ciconia Argala*. Von Amphibien kommen außer *Crocodylus gangeticus* und *hiporcatus* auch noch andere große Krokodile (*C. Leptorhynchus crassidens*) vor; von Schildkröten Arten von *Emys* und *Trionyx* in gewöhnlicher Größe, zugleich mit Oberarm- und Schenkelbeinen, so wie mit den entsprechenden Schildfragmenten von einer Art so groß, als wie die correspondirenden Knochen des indischen Nashorns. Diese neuen Arten sind zum Theil bereits beschrieben und

von uns angezeigt; die übrigen sollen es demnächst werden. Vorstehendes Verzeichniß wird einwärtigen hinreichen, um die wichtigsten Bereicherungen darzutun, welche das Studium der Ueberreste urweltlicher Thiere durch die Thätigkeit englischer, meist im Staatsdienste stehender Naturforscher in Ostindien erlangt hat.

Nachträglich zu unserer früheren Anzeige ist noch zu erwähnen, daß Kapitän Cautley der geologischen Gesellschaft zu London die Mittheilung gemacht hat (Lond. and Edinh. phil. Mag. August 1837 p. 208), daß Major Colvin einen Schädel des Sivatheriums aufgefunden habe, welcher vier Hörner, zwey auf der Stirne und zwey große dreypaltige dahinter zeigte. Hierdurch hat sich Cautley's und Falconer's Vermuthung bestätigt, und sie betrachten nun das Thier als zu der Gruppe der Dicranocerinen von Hamilton Smith gehörig. Zugleich ist durch diese Entdeckung Geoffroy's Ansicht, als ob das Sivatherium eine urweltliche Giraffe gewesen wäre, hinlänglich widerlegt.

A. W.



Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft etc.

Zweytes Heft mit Tab. VII — XI.

(Schluß).

III. Botanische Abhandlungen.

1. Beiträge zur Flora von Abyssinien. Von Dr. Georg Fresenius. Gramineae. Cyperaceae. Flacourtiaceae. Lythraeae. Onagraceae. Combretaceae. Myrtaceae. Tiliaceae. Rosaceae. Rubiaceae. Jasmineae. (S. 129 — 168 mit Tafel VIII — X).

Gramineae. *Beckera polystachya* f. *Oplismenus colonus*. *Pennisetum villosum* R. Br., macro-



stachyon †, squamulatum †, Cenchrus tripsacoides R. Br., lulosus. Sporolobus Rüppellianus †, consimilis †, Dictyloctenium spec. Eleusine Tocussa †, Euzriana abyssinica R. Br. Poa massauensis †, aulacosperma †, abyssinica Jacq., die Samen werden unter dem Namen Tiff als Getreide verwendet. Andropogon abyssinicus R. Br., hirtus. L. — Cyperaceae. Cyperus scirpoides R. Br. — Flacourtianaeae. Oncoba spinosa Forsk. — Lythrarieae. Grisea tomentosa Roxb. — Onagrariaeae. Epilobium hirsutum L., stereophyllum †. — Combretaceae. Terminalia Brownii †, Combretum collinum †, reticulatum, † trichanthum †. — Myrtaceae. Syzygium guineense. — Tiliaceae. Corchorus trilocularis L., microphyllum †, Grewia tombensis †, discolor †, venusta †. — Rosaceae. Rosa abyssinica R. Br. Pyrus species. Alchemilla abyssinica †, Brayera anthimithica Kunth. Der Absud der Blüten dieses Baumes, den schon Bruce unter dem Namen Cusso aufführt, dient als bestiges Purgirmittel. — Rubiaceae Galium simense †, Pavetta abyssinica †, Gardenia lutea †. — Jasmineae. Jasminum floribundum R. Br. Die Tafeln sind vortreflich gearbeitet, doch wäre eine passendere Auswahl der darzustellenden Pflanzen zu wünschen gewesen.

2. Novae species Algarum, quas in itinere ad oras maris rubri collegit Eduardus Rüppell; cum observationibus nonnullis in species rariores antea cognitae. Auctore Jacobo G. Agardh, Phil. D. (S. 169—174).

Sargassum Rüppellii †, cuneifolium †, Fresenianum †, Sphaerococcus distichus †, Canlerpa clavifera var. turbinata, Lentillifera †, selago Turn., serrulata †.

The Transactions of the Linnean Society of London. Vol. XVII. Part. 3. London 1836. 4.

### I. Zoologische Abhandlungen.

1. Descriptions of the Insects collected by Captain P. P. King in the Survey of the Straits of Magellan. By John Curtis, A. H. Haliday and Francis Walker (S. 315—359).

Kapitän King hatte seine Sammlung südamerikanischer Insekten, welche er längs der Küste von St. Paul in Brasilien bis Valparaiso zusammen brachte, an

John Curtis mit dem Auftrage gegeben, das Neue aus derselben zu publiciren. In dieser Sammlung waren von ganz besonderm Werthe diejenigen Insekten, welche von den südlichen und südwestlichen Küsten Amerika's herrührten, da diese zu den allerersten gehören. Es ist hiebei interessant, die Uebereinstimmungen aufzusuchen, welche in manchen Beziehungen zwischen den correspondirenden Parallelkreisen der südlichen und nördlichen Hemisphären sich ergeben, und in andern die Analogien aufzufinden, welche die Stelle fehlender Typen einnehmen.

Zur Zeit sind von King's Sammlung nur die Hymenopteren und Dipteren, jene von Haliday, diese von Walker, bearbeitet. An Hymenopteren sind überhaupt 55 Arten, worunter 33 als neu angesehen werden, aufgeführt; die Dipteren zählen 78 Arten, unter denen 62 als neu vorkommen.

### 2. Description of a new Species of the Genus Chamaeleon. By Samuel Stutchbury (S. 361—362 mit Abbild.).

Der Verf. nennt diese Art Chamaeleon cristatus und giebt von ihr folgende Diagnose:

C. superciliari occipitalique carina elevata et crenulata; caudae anteriori parte dorsique apophysibus elongatis cristam dorsalem constituentibus; squamis fere rotundis subaequalibus.

Diese Art, welche eine Länge von 9 $\frac{1}{4}$ " hat, ist besonders ausgezeichnet durch den Rückenkaum, welcher durch die verlängerten Dorsfortsätze von 16 Rücken- und 8 Schwanzwirbeln gebildet wird. Ihre Heimath sind die Ufer des Gaboon-Flusses in Guinea. Der Beschreibung ist eine gute Abbildung beigegeben.

Von derselben Gegend erwähnt der Verf. noch einer Blindwühlse, welche er für verschieden von der Coecilia tentaculata ansehen und ihr den Namen Coecilia squalostoma belegen möchte. Die ganze Beschreibung ist folgende:

Thier cylindrisch, von dunkler Olivenfarbe, mit fast zusammenfließenden gelben Flecken bezeichnet; Ringe oder Falten 140—144, von denen ohngefähr 12 gegen den Schwanz (tail?) nicht völlig den Leib umgeben. Schnauze vorstehend, mit einer kleinen Vortragung ohngefähr eine Linie unter und hinter den Nasentöchern. Augen nicht evident. Länge 16", Umfang 8".

Aus dieser sehr unvollkommenen Beschreibung läßt sich mit Sicherheit die Identität oder Verschiedenheit zwischen C. tentaculata und C. squalostoma nicht nachweisen; da indeß jene der neuen, diese der alten Welt angehört, so läßt sich schon aus diesem Umstande vermuthen, daß beide Thiere specifisch verschieden seyn möchten.

3. Characters of *Embia*, a Genus of Insects allied to the White Ants (*Termites*), with Descriptions of the Species of which it is composed. By Westwood (S. 369 — 374 mit einer Tafel).

In dem großen französischen Werke über Aegypten ist zuerst ein Termiten ähnliches Insekt abgebildet, aus dem Latreille die Gattung *Embia* errichtete. Eine zweite Species kommt in Griffith's englischer Uebersetzung des Règne animal vor, und bildet die Untergattung *Olyntha* von Gray. Eine dritte aus Bengalen herrührende Art fügt der Verf. hinzu, und macht aus ihr die Untergattung *Oligotoma*; ihr spezifischer Name ist *Oligotoma Saundersii*. Die drei Arten sind nebst dem nöthigen Detail abgebildet.

Den Gattungscharakter von *Embia* stellt der Verf. so: *Corpus elongatum; thorax elongatus; alae abdomine haud longiores; femora antica et postica dilatata; tarsorum anticorum articulus primus dilatatus.*

4. On a new Arachnide uniting the Genera *Gonyleptes* and *Phalangium*. By Hope (S. 397 — 399 mit einer Tafel).

Perty hat in seiner schätzbaren Arbeit über die brasilianischen Insekten die Phalangiden in zwei Abtheilungen gebracht, denen man jedoch jetzt eine dritte beifügen muß, indem der Verf. eine neue Form erhalten hat, welche Merkmale von beiden an sich trägt. Er errichtet aus ihr die Gattung *Dolichoscelis* mit folgenden Charakteren: *Mandibulae chelatae. Palpi unguiculati, spinosi. Pedes inaequales, postici longissimi, praecedentibus haud remoti.*

Die einzige Art führt den Namen *Dolichoscelis Haworthii*, sie stammt aus Brasilien her und ist auf einer Tafel abgebildet.

## II. Botanische Abhandlungen.

1. Observations on the Genus *Hosackia* and the American *Loti*. By George Bentham Esq., F. L. S. (p. 363 — 368.)

Der Herr Verf. modificirt zunächst den von ihm im Botanical Register aufgestellten Charakter der Gattung *Hosackia* und glaubt nur die Arten mit doldigen Blüten in derselben belassen, die mit einzelnen Blumen dagegen wieder zu *Lotus* (in eine eigne Section, *Microlotus*) bringen zu müssen. Sodann werden 11 Arten, fast sämmtlich von Douglas in Kalifornien und am Columbiaflusse gesammelt, in kurzen Definitionen aufgeführt und 5 Species *Lotus* (*Microlotus*) worunter 3 bisherige *Hosackien*, beigelegt.

2. De *Marchantieis*. Auctore Thoma Taylor, M. D., S. L. S. (p. 375 — 395. Mit 4 Tafeln).

Aus den Gattungen *Marchantia*, *Fegatella*, *Fimbraria*, *Lunularia*, *Hygropyla* werden Arten ausführlich beschrieben und auf Tab. XII — XV. die Fructificationsorgane vortreflich abgebildet. Der Text sagt dem deutschen Botaniker nach Bischofs schöner Arbeit in den Denkschriften der Leopoldinischen Akademie wenig Neues.

5. On the *Eriogoneae*, a Tribe of the Order *Polygonaceae*. By George Bentham, Esq., F. L. S. (p. 401 — 420. Mit 4 Tafeln.)

Der Verfasser giebt im Eingange die Geschichte der Gattung, welche von Michaux in der Flora von Nordamerika zuerst mit einer einzigen Species aufgeführt, durch Douglas's Entdeckungen in Neu-Kalifornien und dem Nordwestdistricte, so wie durch Nuttall's Torrens's, Drummond's und Anderer Forschungen in den Rocky Mountains, Arkanza und Texas bereits auf 33 Arten angewachsen ist. Fünf von diesen werden sodann in zwei eigne Gattungen verwiesen, welche von *Eriogonum* zusammen durch einblüthige Hüllen, unter sich aber dadurch verschieden sind, daß bey *Mucronea* die Hülle plattgedrückt, 2zählig und aus zwei Blättern gebildet, bey *Chorizantha* Br. dagegen dieselbe dreyzählig, 6zählig und aus eben so vielen Blättchen zusammengesetzt erscheint. Von der letzten Gattung haben Maceae, Cuming, Beldges u. A., noch 7 neue Arten aus Chili gebracht, so daß die Unterabtheilung *Eriogoneae* jetzt 28 *Eriogonum*, 10 *Chorizantha*, und 1 *Mucronea* enthält. Es wird sodann nachgewiesen, daß bey aller habitueller Abweichung doch die Verwandtschaft der kleinen Gruppe mit den übrigen *Polygonaceen* zu groß sei, um sie von denselben zu trennen. Selbst die medicinischen Eigenschaften mehrerer Arten von *Eriogonum* haben mit denen von *Rheum* große Aehnlichkeit und die Pflanzen heißen deshalb auch in ihrer Heimath wilder *Rhabarber*. In Beziehung auf die Grundzahl der Blüthentheile sucht der Hr. Verf. und, wie uns scheint, mit vollem Grunde, nachzuweisen, daß bey den *Polygonaceen* die Drenzahl angenommen werden müsse, so zwar, daß 3 äussere und drei innere Blätter des *Perianthiums* und, bey den entwickeltsten Gattungen *Rheum* und *Eriogonum* 3 drenzählige Kreise von Staubgefäßen vorhanden sind, welche indessen bey andern Gattungen auf verschiedene Weise reducirt erscheinen. Den Schluß machen die Definitionen sämmtlicher Species von *Eriogonum*, *Chorizantha* u. *Mucronea*. Die Abbildungen, Grundrisse der Blüten der *Polygonaceae* und einige Arten von *Eriogoneen* darstellend, sind sehr schön.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. November.

Nro. 238.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Memorie della Reale Academia delle Scienze di Torino. Tomo XXXIX. Torino 1836. (Memorie della Classe di Scienze fisiche e matematiche. S. 1 — 283 mit 26 Taf.).

## I. Zoologische Abhandlungen.

1. De quibusdam Insectis Sardiniae novis aut minus cognitis, auctore Josepho Gené (S. 161 — 199 mit 1 Tafel).

Der Verf. hat auf seinen Reisen durch Sardinien eine solche Menge von Insekten gesammelt, daß er hierdurch genug Stoff zu einer entomologischen Fauna dieser Insel gewonnen hat. Indesß verkennt er nicht die Schwierigkeiten, welche einer solchen Arbeit sich entgegen stellen. Er klagt über die durch unnöthige luxuriöse Ausstattung der Bücher herbeygeführte Kostspieligkeit der Litteratur, über den weiten Umfang derselben, ihre Verstreung und die Benützung wenig bekannter Sprachen. Dann tadelt er auch mit Recht die ungezügelte Sucht so vieler, welche Methode und Nomenclatur von Grund aus umkehren, und ein besonderes Behagen daran finden, natürliche Verwandtschaften durch kleinliche Zersplitterungen aufzulösen und auseinander zu reißen. Er will daher, bevor er an die Publikation der erwähnten Fauna geht, alle von ihm für neu gehaltene oder zweifelhafte, oder doch wenig bekannte sardinische Insekten in besondern Fasseteln nach und nach bekannt machen, um auf solche Weise das Urtheil sachkundiger Entomologen einzuholen, und erst hernach die letzte Hand an das Werk zu legen.

In diesem ersten Fassetel legt der Verf. die Beschreibung von 38 Arten Käfer vor, welche folgenden Gattungen angehören: Cicindela 4, Dromius 1, Omophron 1, Feronia 1, Stenolophus 1, Trochalus 1, Emus 1, Buprestis 3, Elater 3, Cebrio 1, Cantharis 1, Dasytes 2, Scydmaenus 1, Dermestes 1, Heterocerus 2, Elophorus 1, Oniticellus 1, Trox 1, Geotrupes 1, Elaphocera 1, Coelodera 1, Trichius 1, Dorcus 1, Tentyria 4, Asida 1, Meloe 1 Art.

Die Beschreibungen sind genau, in lateinischer Sprache, und die meisten der neuen Arten sind auf einer Tafel gut abgebildet.

## II. Botanische Abhandlungen.

1. Plantae rariores in regionibus chilensibus a clar. M. D. Bertero nuper detectae et ab A. Colla in lucem editae. Fasc. VII. (pag. 1 — 35. cum Tab. 26.)

Fortsetzung der in früheren Bänden (vergl. Gelehrte Anzeig. Jahrg. 1836 Nr. 195 ff.) gelieferten Fassetel, welche Hr. Colla, wie aus der fortlaufenden Zahl der Tafeln zu erhellen scheint, später als eigenes Werk zu sammeln beabsichtigt. Die aufgeführten Arten sind: 1. Gardoquia obovata R. P. — 2. G. salviaefolia + Tab. XLVIII. — 3. Armeria curvifolia Bert. — 4. Plantago callosa + Pl. truncata Cham.? — 5. Atriplex chilense + Tab. XLIX. — 6. Atriplex? ex ins. Juan-Fernandez. — 7. Chenopodium tenue + Tab. L. — 8. Dioscorea linearis + Tab. LI. f. 1. — 9. D. humilis Bert. — 10. D. variifolia Bert.

— 11. *Allium subbiflorum* Tab. LII. — 12. *Ornithogalum aequipetalum* Bert. Tab. LIII. — 13. *Sisyrinchium Nuno* † Tab. LIV. Der Ausdruck *filamenta* statt *fibrae* für Wurzelsfasern ist wohl nur ein lapsus calami. — 14. *Sisyleucanthum* † — 15. *Tecophilaea* nov. genus esam. *Iridearum*. T. *violaeiflora* Bert. Tab. LV. — 16. *Cyperus Fernandezianus* † Tab. LVI. — 17. *Agrostis umbellata* † Tab. LVII. — 18. *Bromus Berterianus* † Tab. LVIII. — 19. *Paspalum Fernandezianum*. Tab. LIX. — 20. *Andropogon altissimus* † Tab. LX. — 21 — 40. (Tab. LXI — LXXV.) Farnkräuter aus den Gattungen *Hymenophyllum*, *Davallia*, *Pteris*, *Asplenium*, *Aspidium*, *Lomaria*, *Notochlaena*, *Polypodium*, *Ophioglossum* und zwey neue Gattungen *Panicularia Colla* und *Notarisia Colla*. Es ist zu bedauern, daß der Hr. Verfasser von Allem, was seit des trefflichen Bertero's Zeiten in Chili entdeckt und von dorthier bekannt wurde, keine Nachricht zu haben scheint. Er benutzt den Nachlaß des verewigten Reisenden aus, als habe Niemand ausser demselben Chili besucht, und überdieß als sey er im alleinigen Besitze des ersteren. Nicht einmal die doch auch von Bertero herstammenden künstlichen Sammlungen des Göttinger Reisevereines werden erwähnt. Darum ist auch auf eine Kritik der neuen Gattungen und Arten gar nicht einzugehen. Ueberdieß sind die Beschreibungen ziemlich mager und oberflächlich und die Abbildungen fast durchgängig ohne Analysen.

2. *Mantissa muscorum ad floram pedemontanam*. Auctore J. De Notaris. M. D. (pag. 211).

Der Herr Verfasser, welcher dem botanischen Publikum bereits durch den mit Dr. Balsamo in Mailand gemeinschaftlich herausgegebenen *Prodromus Bryologiae mediolanensis* rühmlichst bekannt ist, giebt in dieser Abhandlung ein kritisches Verzeichniß von 90 Laubmoosen, welche bisher weder

in Allione's Flora pedemontana, noch in den spätern Arbeiten von Balbis, Bellardi, Ré u. N. als in dem schönen Gebirgslande einheimisch aufgeführt wurden. Ein großer Theil derselben ließ sich allerdings fast mit Sicherheit in diesen Gegenden voraussetzen; indessen wird dadurch das Verdienst des Verfassers nicht geschmälert, dieselben wirklich gefunden, oder als solche mit Sicherheit bestimmt zu haben. Als neue Arten werden aufgeführt: *Pohlia laetevirens*, *cirrhifera*; *Fabronia major* †; *Dicranum mixtum* †; *Encalypta lacera* †; *Grimmia capillata* †, *arcuata* †; *Anictangium flaccidum* †, *Sphagnum variegatum* †.

### III. Mineralogische und chemische Abhandlungen.

1. *Nouvelles Recherches sur le pouvoir neutralisant de quelques corps simples par le chevalier Avogadro* (S. 57 — 154).

Diese Abhandlung ist die Fortsetzung einer früheren des Verfassers vom Jahre 1828, welche die numerische Bestimmung des Neutralisungsvermögens des Kohlenstoffs, Wasserstoffs und Stickstoffs, d. h. die Grade der electropositiven oder electro-negativen Qualität zum Gegenstande hat, welche diese Körper in ihren Verbindungen äussern.

Als Einheit ist das electronegative Neutralisungsvermögen des Sauerstoffes angenommen.

Die erhaltenen Werthe sind:

|             |           |
|-------------|-----------|
| Sauerstoff  | — 1       |
| Chlor       | — 0,1485  |
| Kohlenstoff | + 0,05961 |
| Schwefel    | + 0,2243  |
| Stickstoff  | + 0,4694  |
| Wasserstoff | + 3,919   |

Die negativen Werthe kommen den electronegativen, die positiven den electropositiven Substanzen zu.

Unter den Folgerungen wird für das Neutralisungsvermögen des Wasserstoffes angeführt, daß

4 Atome Wasserstoff nothwendig sind, um 1 Atom Sauerstoff zu neutralisiren. Bekanntlich neutralisiren aber 2 Atome Wasserstoff 1 Atom Sauerstoff, gemäß den direkten Beobachtungen.

Dieser Umstand, der dem Verfasser natürlich nicht entgangen ist, führt ihn zur Unterscheidung einer scheinbaren und wirklichen Neutralität.

Wir müssen über das Weitere auf die Abhandlung selbst verweisen.

2. Mémoire sur une Chaux sulfatée de Piobesi de Guarène contenant du sulfate magnésien déconvertie par le Professeur Lavini (S. 201 — 206).

Der Verfasser, durch eine Efflorescenz auf dem Gyps von Piobesi aufmerksam gemacht, untersuchte denselben auf einen Talkerdegehalt. Er fand, daß dieser Gyps 2 pr. Ct. wasserfreyer schwefelsaurer Talkerde oder 4 pr. Ct. wasserhaltige enthalte, und äußert die Meynung, daß dieser geringe Gehalt mehr zufällig, als wesentlich seyn dürfe.

3. Examen chimique de l'eau contenue dans un puits de Garène par le Professeur Lavini (S. 207 — 210).

Der Verfasser fand einen gegen das Wasser gewöhnlicher Brunnen verhältnißmäßig bedeutenden Gehalt an schwefelsaurem Kalk und schwefelsaurer Talkerde.

5. Osservazioni Geognostiche e Mineralogiche intorno ad alcune valli delle Alpi del Piemonte del Professore di Mineralogia Angelo Sismonda (S. 259 — 283 mit einer Karte).

Die Untersuchungen betreffen das Thal von Aosta, die Passage des kleinen St. Bernhards, einen Theil vom Val dell' Isera, Val Pellina und Valle di Gogno und das Thal des großen St. Bernhards. Die beobachteten Formationen sind vorzüglich pri-

mitive und dem Juragebilde angehörige, nebst Alluvium und Diluvium.

Eine beigegebene illuminierte Karte zeigt die Verbreitung derselben.

(Schluß folgt).



The Transactions of the Linnean Society of London etc.

(Schluß.)

4. Observations on the Species of Fedia. By Joseph Woods, Esq., F. L. S. (p. 421 — 433. Mit 1 Tafel.)

Eine schöne und gründliche Arbeit über die bey Linné fast sämmtlich noch als Spielarten unter *Valeriana Locusta* vereinigten Species der Gattung *Valerianella* DC., welchen der Verfasser indessen lieber die frühere Benennung *Fedia* beybehalten wissen will. Nach näherer Betrachtung der Unterabtheilungen, welche Decandolle und Gussone (letzterer, so weit die *Flora sicula* es verlangte) für die Gattung vorgeschlagen haben und nach kritischer Beleuchtung einzelner Species folgen die Zusammenstellung und die Definitionen der europäischen Arten auf nachstehende, wie uns scheint, sehr zweckmäßige Weise.

A. Blüten rachenförmig. Lediglich 1. *F. Cornucopiae*. B. Blüten nahezu regelmäßig. a) Frucht mit einer Korkmasse auf dem Rücken des Samens. 2. *F. olitoria*. 3. *F. gibbosa*. b) Querdurchschnitt der Frucht halbmondförmig. Zwey abortirte Fächer. 4. *F. turgida*. 5. *F. carinata*. 6. *F. platyloba*. c) Zwey abortirte Fächer, in der Mitte sich kaum berührend. Stücke der Kelchscheibe hakenförmig. Blüten in kugelförmigen Köpfchen, die oberen Blätter meistens am Grunde fiederspaltig. 7. *F. hamata*. 8. *F. coronata*. 9. *F. ciliata*. Neue gute Art, welche Referent vom Standorte des Verf. aus Griechenland besitzet. d) Zwey abortirte Fächer, in der Mitte sich kaum berührend, in Zähne oder Höner verlängert, ohne jedoch eine häufliche Kelchscheibe zu bilden. 10) *F. echinata*. 11) *F. trigonocarpa*. 12. *F. sphaerocarpa*. 13. *F. pumila* e) Zwey abortirte zusammenhängende Fächer, 1 aufrechter, (manchmal mit 2 Seitenzähnen besetzter) Kelchzahn. 14. *F. Auricula*. f) Vier abortirte Fächer. 15. *F. vesicaria*. g) Abortirte Fächer fehlend oder nur auf hohle Nerven reducirt. Rispe abgestutzt, untere Blüten einzeln. 16. *F. lasiocephala*. 17. *F. erio-*

carpa. 18. F. dentata. 19. F. puberula. 20. F. microcarpa. 21. F. truncata. Die beigefügte Tafel giebt sehr gute Analysen der zur Charakteristik der Arten wesentlichen Fruchttheile.

5. Remarks on some British Ferns. By Mr. David Don, Libr. L. S. p. (435 — 438).

*Aspidium dumetorum* Smith wird als verkümmerte Spielart von *A. dilatatum* Sw. nachgewiesen. — *Nephrodium rigidum* Sw. wird als gute Art bestätigt und durch neue Diagnose von *Nephrodium Filix mas* und *spinulosum* schärfer gesondert. — Von *Asplenium Filix foemina* werden zwei Spielarten aufgeführt, deren eine zugleich das *A. irriguum* Sm. ist. — *Cystea dentata* (Polyp. *dentatum* Dicks.) scheint von *fragilis* verschieden, aber nur den schottischen Alpen eigen. Dagegen ist *C. angustata* nicht von *fragilis* zu trennen. — *Cystea regia* ist eigne, doch mit *C. alpina* sehr verwandte Art.

6. Descriptions of five new Species of the genus *Pinus*, discovered by Dr. Coulter. By Mr. David Don, Libr. L. S.

Obgleich der unermüdete Douglas, dessen Eifer für die Wissenschaft ein besseres Ende verdient hätte, vor wenigen Jahren erst 7 neue Föhrenarten aus Californien gebracht hatte, konnte dennoch auch Dr. Coulter an den fruchtbaren Abhängen der mannigfachen unter sich parallel laufenden Gebirgszüge noch 5 bisher unbekannte Species auffinden, welche Hr. Don hier beschreibt. Möchte nun bald sich ein tüchtiger Monograph für die königliche Gruppe der Coniferen finden, der die mannigfachen Nachträge, die sich seit des ehrwürdigen Barons Lambert Prachtwerk über dieselbe durch die Bemühungen so vieler Reisender in Asien (vorzüglich den Gebirgsketten) und Amerika angehäuft haben, einschaltet, oder vielmehr das ganze Material neu und zweckmäßig ordnet. Es klingt unglaublich, und ist doch so wahr, daß wir über manche Pflanzensammlungen von für den Menschen viel untergeordnetem Interesse und aus fast unbewohnten entlegenen Zonen bessere Monographien besitzen, als über die großartigsten und wichtigsten Gattungen unserer eigenen Forste. Welcher europäische Botaniker darf sich z. B. rühmen, daß er die Eichen und Föhren des südlichen Europas und des Orients nur mit einiger Sicherheit kennt?

Die von Don neu beschriebenen Arten sind: *P. Coulteri*, ein Baum von 80 — 100' Höhe an den Abhängen der kalifornischen Gebirge, die Nadeln „longer and broader than those of any other Pine“ müssen darnach über 1 Fuß lang seyn; die einzeln stehenden Zapfen sind oft über 1 Fuß lang,  $\frac{1}{2}$  Fuß dick und 4 Pfund schwer! — *Pinus muricata*. Ein mächtiger Baum von 40' Höhe unter 38° n. Br. an Abhängen

3000' über dem Meere. — *Pinus radiata*, wird an der Meeresküste bei Monterey bis 100' hoch und liefert treffliches Zimmerholz. — *P. tuberculata*. Von demselben Standorte und von gleicher Größe. — *P. bracteata*. Eine *Abies*-Art zur Abtheilung unserer Weißtanne gehörig. Der Stamm ist so schlank, daß er bei 120 Fuß Höhe kaum 1 Fuß Durchmesser an der Basis hat, und somit unter allen Dicotyledonen am meisten den ähnlichen Formen der Palmen sich nähert. Die Deckschuppen des Zapfens, welche die Fruchtschuppen stützen, sind dreylappig, der Mittellappen ganz den übrigen Nadeln des Baumes gleich, nur viel schmaler. Manche eigenthümliche Ansichten über den Bau der Coniferen-Zapfen mögen dadurch modificirt werden.

7. Some Account of the Galls found on a Species of Oak from the Shores of the Dead Sea. By Aylmer Bourke Lambert, Esq., F. R. S. V. P. L. S. etc. (p. 445 — 450. Mit 1 Tafel.)

Aus Exemplaren, welche Hr. Rob. Curzon, kürzlich aus dem gelobten Lande zurückgekehrt, von den Gebrügen östlich vom todten Meere mitbrachte, hält sich der Hr. Verf. überzeugt, daß die berühmten mala insana, deren schon die alten Schriftsteller erwähnen, Galläpfel auf einer Eiche seyen, die als *Quercus insectoria* erklärt wird, und daß dieselben in nichts von den im Handel vorkommenden Mißbildungen desselben Baumes durch Gallwespen sich unterscheiden.

Angefügt ist noch: A Note on the Mustard Plant of the Scriptures. Die Pflanze, welche dem Gleichnisse des Heilandes vom Senfkörnlein zu Grunde liegt, soll in der That eine Art *Sinapis* und wahrscheinlich unser noch jetzt gebräuchlicher Senf, *Sinapis nigra*, seyn, welcher im gelobten Lande nach glaubwürdigen Berichten bis 10 Fuß Höhe erreiche.

8. On several new or imperfectly understood British and European Plants. By Charles C. Babington, M. A., F. L. S. F. G. S., etc. In a Letter to Edward Forster, Esq., V. P. L. S. etc. p. 451 — 464.

Die aufgeführten Pflanzen sind: *Herniaria hirsuta* S., *glabra* L. und *H. ciliata* †; *Crepis virens* L., *C. tectorum* L., *biennis* L.; *Erica Tetralix* L., *E. Mackaiana*; *Polygonum maritimum* L., *P. Raji* †; *P. dumetorum* L., *P. Convolvulus* L.; *Euphorbia pilosa* L., *E. coralloides* L.; *Habenaria chlorantha*, *bifolia*, *fornicata*. Wir erfahren dabei, daß nach Original-Exemplaren Linné unter seiner *Orchis bifolia* die *Platanthera brachyglossa* Rehbch. verstanden habe.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. December.

Nro. 239.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Memorie della Reale Academia delle Scienze  
di Torino. Tomo XXXIX. etc.

(Schluß.)

## IV. Physikalische Abhandlungen.

Note sur une machine loco - motive, mise  
en mouvement par l'électro-magnétisme,  
par le Professeur Botto (S. 155 — 160).

Professor Botto theilt in seiner in der Sitzung vom 7. Februar 1836 vorgelesenen Abhandlung über eine Locomotiv-Maschine, bewegt durch Electro-Magnetismus — die Ergebnisse seiner Untersuchungen über diesen jetzt so vielseitig besprochenen Gegenstand mit. Seine Maschine besteht im Wesentlichen aus einem hölzernen Rade, das auf seinem Umfange, nach Art der Mühlräder-Schaukeln, 12 Cylinder aus weichem Eisen trägt. Dieses Rad bewegt sich zwischen feststehenden gekrümmten Electromagneten, die so geordnet sind, daß zwischen die Pole eines Electromagnetes ein Eisencylinder des Rades mit seinen beyden Enden möglichst nahe, doch ohne Berührung, zu stehen kommt. Diese Bedingung ist gleichzeitig für alle Electromagnete erfüllt. Man denke sich jetzt das Rad in einer Stellung, bey welcher alle Cylinder nicht mit den Polen der Electromagnete zusammenfallen, sondern zwischen denselben sind. Beginnt nun die Wirksamkeit der Electromagnete, so werden alle Cylinder (in Magnete verwandelt) von den nächstliegenden Polen angezogen und bewegen sich mit beschleunigter Geschwindigkeit gegen

diese, bis ihre Achsen mit denen der Electromagnete zusammenfallen. In diesem Augenblicke aber löst der an der Axe des Rades befindliche Mutator die Verbindung mit dem Electrometer auf. Die Electromagnete so wie die Cylinder verlieren augenblicklich ihre magnetische wechselseitige Anziehung und das Rad sammt den Cylindern bewegt sich, vermöge des erlangten Schwunges, fort. Ist aber der halbe Zwischenraum zwischen je zwey Electromagneten vom bewegten Rade zurückgelegt, so stellt derselbe Mutator die Verbindung wieder her.

Die Cylinder werden abermals angezogen bis zu den Axencoincidenzen, und so erfolgen 12 ähnliche Wechsel bey jedem ganzen Umgange des Rades.

Der Hr. Verf. giebt ferner die Zahlenwerthe an, welche zur Beurtheilung des Effectes seiner Maschine nöthig sind. So beträgt das Gewicht der Maschine sammt Electromotor von 96 Platten-Paaren mit Inbegriff des Wagens, auf welchem die Maschine steht, und den sie durch ihre Wirkung vermittelst Verzahnungen vorwärts schiebt,  $7\frac{1}{2}$  Zentner. Die Zink-Oberfläche des Electromotors beträgt nahe 9 Quadrat-Fuß, die Flüssigkeit enthält  $\frac{2}{3}$  Schwefelsäure. Damit bewegt die Maschine sich selbst in den ersten 24 Secunden  $4\frac{1}{2}$  Schuh weit. Wird das Rad allein in Bewegung gesetzt, so hebt es in einer Sekunde 18 Pfund 1 Schuh hoch. Diese nicht unbedeutende Wirkung könnte, wie der Verf. anführt, durch Erhöhung der electromotorischen Kraft bedeutend vergrößert werden. Uebrigens spricht er nichts von dem Ausbleiben der accelerirenden Bewegung der Maschine und glaubt aus theoretischen

Gründen, wie ehemals Hr. Jacobi aus Königsberg, daß die Beschleunigung der freyen Bewegung im Grunde keine Grenzen habe. Wir wissen indessen mit Gewißheit, daß dieser hohe Effect in Wirklichkeit nicht eintritt, sey es nun, daß nach Jacobi's Ansicht die durch Bewegung der Magnete in den Kupferdrähten inducirten Ströme entgegenwirken, oder wie Moser in seinem Repertorium der Physik 1r. Bd. Berlin 1857, p. 281 anführt, daß die Wirksamkeit nicht im Augenblick des Schließens eintritt, und also die Geschwindigkeit der Aufeinanderfolge den Effect limitirt. Ohne darüber zu entscheiden, sehen wir auch bey dieser Maschine keine so große Geschwindigkeit eintreten, als erforderlich wäre, um derselben schon jetzt irgend eine praktische Anwendbarkeit zu geben; auch ist der Herr Verfasser derselben Meynung, und glaubt selbst erst dann an wirkliche Anwendbarkeit dieses sonderbaren Agens, wenn es der Kunst gelingt, andere ergiebigerer Quellen der electromotorischen Kraft zu entdecken.

Wenn wir diese Maschine mit der von Jacobi vergleichen, welche unter allen bisher zur Publication gelangten den größten Nuzeffect gab, so drängen sich uns folgende Bemerkungen auf. Die Jacobi'sche Maschine hebt in der Secunde 33 Pfund 1 Fuß hoch. Dieser Effect ist aber berechnet aus der Schwere der Scheibe und den vorhandenen Friktionen in Verbindung mit der mittleren Randgeschwindigkeit, welche das unbelastete Rad annahm. Würde Hr. Botto diese Größen ebenfalls mit in Rechnung gezogen haben, so wäre sein Nuzeffect natürlich auch viel größer geworden. Im übrigen scheint die Construction des Hrn. Botto weit einfacher als die von Jacobi; indem Letzterer auch auf dem bewegten Rade Electromagnete anbringt und nicht bloß wie Botto nutirt, sondern commutirt, so zwar, daß die Hälfte der Bewegung durch Anziehung, die andere Hälfte durch Abstoßung erfolgt. Es wird jedoch dem Leser auch nicht entgangen seyn, daß der Electromotor bey Botto's Maschine

nur die halbe Zeit in Wirksamkeit ist, und daß er folglich eben so gut mit derselben electromotorischen Kraft zwey ähnliche Maschinen hätte bewegen können, wo immer die eine wirkt, wenn die andere ausgelöst ist. Es ist überraschend, daß der Herr Verf. diesen Punet mit keinem Worte berührt und folglich die Hälfte der Wirkung ohne Grund opfert. Würde er diesen, eigentlich in der Natur seiner Construction liegenden Umstand benützt haben, so wäre seine Maschine unter allen jetzt bekannten, offenbar die stärkste, doch ließe sich auch alsdann noch immer, wie mir scheint, kein technischer Vortheil daraus ziehen.

Im Allgemeinen scheint mir der Gedanke nicht glücklich, die Electricität als Kraft-Agens zu benützen. Ein Rad kann auf vielfache Weise, durch Dampfkraft, durch Wind, durch Wasser, u. s. f. in Bewegung gesetzt werden. Die Frage welches von diesen Agentien das im vorkommenden Falle geeignetste sey, ist immer nur pecuniär, und wird also natürlich nicht zu Gunsten der electricischen Triebkräfte beantwortet werden können. Aber die electricischen Kräfte sind von eigenthümlicher Art. Die Geschwindigkeit ihrer Fortpflanzung durch Metall, ihre chemischen Zerlegungskräfte sind solcher Natur. Durch diese Eigenschaften können Dinge erlangt werden, die auf keinem andern Wege zu erreichen sind.

Ich erinnere an die Folgen, welche es in technischer Beziehung haben würde, das Wasser im Großen zu zerlegen, an die eminenten Vortheile, welche die Benützung dieser Kraft zum Telegraphiren darbietet, und kann nicht umhin die Vermuthung auszusprechen, daß, wenn die Technik Anwendungen dieser großen aber eigenthümlichen Kräfte zu erwarten hat, sie offenbar eben auf diese Eigenthümlichkeit gegründet werden dürften.

Anmerkung. Referent hat, nachdem obiger Aufsatz bereits dem Drucke übergeben war, sich von der Wichtigkeit der Jacobi'schen Ansicht in Bezug



auf die entgegengewirkenden inducirten Ströme durch einen direkten Versuch überzeugt. Er glaubt diesen Versuch nur so mehr nachträglich anführen zu müssen, als er unwidersprechlich die Wirksamkeit der magneto-electrischen Rotationsapparate limitirt, und also zur Ueberzeugung führt, daß damit keine sehr beträchtlichen Kräfte zu erlangen sind.

Zwischen den Polen eines hufeisenförmigen zusammengefügten Stahlmagnetes dreht sich ein Anker von weichem Eisen mit isolirtem Multiplikator-Dräht umwunden. Die Enden dieses Drahtes führen in getrennte Quecksilbernäpfschen, in welche letztere die Schließungsdrähte eines Trogapparates auslaufen. Zwischen einem dieser Drähte ist ein Elektrometer (Lussolle mit Multiplikator) angebracht. Sobald der Trogapparat in Wirksamkeit tritt, beginnt der Anker zwischen den Polen des Magnetes zu rotiren. Dabey werde das Magnetometer rechts herum abgelenkt. Schließt man nun den Trogapparat aus und dreht den Anker zwischen den Polen durch mechanische Kraft in demselben Sinne herum, in welchem er vorher durch den Elektromotor getrieben wurde, so wird jetzt das Electrometer nach der entgegengesetzten-Seite, nämlich links herum, abgelenkt, und zwar um so stärker, je rascher man den Anker dreht.

Es entstehen also bey der Drehung des Ankers durch den Elektromotor Ströme von entgegengesetztem Zeichen, wo der entgegengewirkende um so stärker ist, je rascher die Bewegung, oder je stärker die magnetische Kraft wird, woraus natürlich eine gleichmäßige und keine beschleunigte Geschwindigkeit hervorgeht. Als fernerer Beleg hiezu kann dienen, daß die Geschwindigkeit des Rotationsapparates in demselben Augenblick vergrößert wird, in welchem man die magnetische Kraft durch Vorlegen eines Ankers mindert. Man schwächt nämlich mit dem Magnet die Kraft des entgegengewirkenden inducirten Stromes. Dieser Versuch scheint

so überzeugend, und so wenig mit der Moser'schen Ansicht vereinbar, daß man genöthigt ist, dieselbe aufzugeben.  
Steinheil.



Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie. Band XXXX. (zweyter Reihe B. X.) 1837.

A. Bewegung. a) Ueber die Mechanik der menschlichen Geberwerkzeuge haben die H. W. Wilh. und Edu. Weber (S. 1 — 15) eine auf genau ermittelte Thatsachen gegründete Erklärung gegeben. Sie fanden nämlich, daß a) beim schnellsten Gehen die Schrittdauer = der halben Schwingungszeit des nur von seiner Schwere getriebenen als Pendel schwingenden Beines, b) die Schrittlänge = der halben großen Spannweite beider Beine, c) die Schenkelköpfe, von welchen der obere Theil des Körpers getragen wird, sich auch beim schnellsten Gehen in horizontaler Bahn bewegen.

Aus diesen Thatsachen ergeben sich, wenn  $p$  = Schrittlänge,  $\tau$  = Schrittdauer,  $t$  = dem Theile der Schrittdauer, wo man auf einem Beine steht,  $h$  = Höhe, in welcher der Rumpf getragen wird,  $l$  = Länge des Beines,  $T$  = Schwingungsdauer des Beines als Pendel, und  $a$  = einer Constante, die vom Verhältnisse des Gewichtes der Beine zu dem des Rumpfes abhängt, die 3 folgenden Formeln

$$l = h h + pp$$

$$\tau - t = - \tau \cos \frac{t}{T} \pi$$

$$h (1 + \frac{\tau}{T} \pi)^2 = a \tau \tau$$

Die H. W. Weber hatten zugleich behauptet, daß das Gewicht des Beines einzig und allein von dem Druck der Luft getragen werde, und daß daher der kleinere Luftdruck in höhern Regionen die seltsame Ermüdung der Reisenden verursache.

Die H. W. suchten sich durch direkte Versuche im luftleeren Raume einer Luftpumpe davon zu überzeugen, und das Resultat der angestellten Versuche war, daß bey Verdünnung der Luft der Schenkelkopf herabsank, und beim Wiedereintreten der Luft sich wieder scheinbar von selbst erhob, und daß ein Druck von 24 Zoll Quecksilber hinreichte, das 20 Pfd. schwere Bein zu tragen. Sinkt das Barometer unter 24'', so müssen die Muskeln so gespannt bleiben, daß sie für jeden Zoll

tieferen Barometerstandes  $5/6$  Pfd. mehr tragen, wodurch sie ermüden, und eine Unbequemlichkeit für den Gang verurfacht wird.

b) H. Buff sucht (S. 14 — 27) durch Versuche dem Mangel an Angaben über den Widerstand an Ausflußöffnungen bey niederen Druckhöhen zu begegnen, und findet, daß, je enger verhältnißmäßig der kurze Kanal ist, welchen die Luft durchdringen muß, um zu den Oeffnungen in einer dünnen Platte zu gelangen, um so mehr sich die Ausflußmenge vergrößere. — Bey cylindrischen Ausflüssen erfolgt die größte Ausflußmenge, wenn die Länge den Durchmesser bennähe um die Hälfte übertrifft, indem der Ausflußcoefficient bey D:

$$\begin{aligned} L &= 1 : 1,4 = 0,76 \\ &= 1 : 2 = 0,75 \\ &= 1 : 1 = 0,65, \text{ und daher von} \end{aligned}$$

$1 : 1,4$  dieß: und jenseits immer kleiner wird, ein Resultat, auf welches auch D'Aubisson gekommen ist. Zudem wird die Ausflußmenge auch vermindert, wenn die Einmündung des Röhrenstückes unter der Wandfläche hervorragt. Dagegen vermehret sie sich, wenn die Luft, bevor sie zu dem cylindrischen Ansatz kömmt, bereits eine Art Zusammensetzung z. B. durch einen kurzen Kanal erlitten hat. Um daher übereinstimmende Resultate zu erhalten, müssen die Einmündungen der Oeffnungen genau mit einer glatten Wand zusammenfallen.

B. Schall. a) H. A. Seebeck sucht (S. 559) die Klirröne an einer Stimmgabel, welche den Tisch mit ihrem Stiele nur beynähe berührt, durch eine hüpfende Bewegung zu erklären, welche der Stimmgabel durch die Gegenwirkung des Tisches gegeben wird, und

b) H. Strehlke empfiehlt als Mittel, die Bewegung einer klingen sollenden Stelle deutlich wahrzunehmen, einen aus einer mit Incopodium dünn bestreuten Wassermasse mit einer Schreibfeder oder einem Thermometerrohrchen herausgenommenen Tropfen (S. 146).

C. Wärme. a) Bekanntlich sind die Aufgaben bey der Construction eines Quecksilber-Thermometres die genaue Bestimmung des Gefrier- und Siedepunctes und die Calibrirung der Röhre. Th. F. Rudberg (S. 59 — 62, und 562 — 582) hält es fürs Nächstsamste, den Gefrierpunct erst lange, nachdem das Röhren geblasen worden ist, zu bestimmen, und später von Zeit zu Zeit die etwaigen Veränderungen desselben zu prüfen, und den Collimationsfehler der Skale zu berichtigen. In Rücksicht der Bestimmung des Siedepunctes findet zwar H. R. die allgemein angenommene Meinung, Wasserdampf habe dieselbe Temperatur wie siedendes Wasser, irrig, hält aber doch den allgemein bekannten Cavendish'schen Apparat für vollkommen anwendbar, um der Röhre zugleich eine unveränderliche Temperatur mitzutheilen. Die schwie-

rigste Aufgabe ist die Gradurung eines Röhrens von nicht vollkommen gleichem Caliber. Hr. R. findet die von Gay-Lussac, Vessel, Höllstedm und Egen vorgeschlagenen Methoden für unvollkommen, und beschreibet seine eigene, bey welcher keine abgetrennte Säule kleiner als  $1/5$  oder  $1/4$  zu sehn braucht.

b) H. G. Magnus giebt (S. 145) aus seinen Beobachtungen, die er bey einer Bohrung zur Erhaltung eines artesischen Brunnens auf dem Gute Pöppuhl 2 Meilen von Magdeburg und etwa eben so weit vom rechten Elbufer zu machen Gelegenheit hatte, die Temperatur bey

|                                 |   |                                 |
|---------------------------------|---|---------------------------------|
| 150' Tiefe auf $7^{\circ},9$ R. | } | 200' Tiefe auf $8^{\circ},5$ R. |
| 250' „ „ 8, 8                   |   | 300' „ „ $9^{\circ},4$          |
| 350' „ „ 10, 05                 |   | 400' „ „ $10^{\circ},5$         |
| 457' „ „ 10, 95                 |   |                                 |

Daben ist die Zunahme der Temperatur ziemlich regelmäßig  $1^{\circ}$  R. auf jede 100 F.

c) Die Temperatur von Quellen in Griechenland fand (S. 495) H. Puillon-Voblaye im Jahre 1830 so, daß die Abnahme der Temperatur um  $1^{\circ}$  Cels. der Reihe nach entspricht einer Höhe von 114, 162, 146, 159, 150 (bis 167) Mètres. Saussure fand in den Alpen 154 Mèt., die jährlichen Mittel der Beobachtungen auf dem großen Bernhard geben 200, H. v. Humboldt fand unter dem Aequator 200 Mètres.

d) In den Cornwaller Gruben fand H. Henwood (S. 582) die Temperatur des Wassers unmittelbar an seinem Ausflusse aus Granit in einer Tiefe

|                                          |
|------------------------------------------|
| von 155 Fathoms = $65^{\circ},4$ Fahren. |
| 257 „ „ = 81, 3                          |
| aus Thonschiefer — — 127 — — = 68,0      |
| 227 — — = 85,6                           |

D. Atmosphäre. a) Daß die Veränderung des Wasserstandes in den Meeren mit dem Luftdrucke zusammenhänge, hat neuerdings (S. 153) H. Daussy im Hafen Orient bestätigt gefunden, und es ergab sich ihm, daß, wenn  $p$  = Barometerstand, das mittlere Niveau  $N = 2,825 - 15,5 (p - 0,76)$ , bey schwachen Winden aber der Coefficient 15,5 in 13,5 übergehe. Frühere Beobachtungen in Vrest gaben ihm = 14,4.

b) Um den Barometerstand leichter und sicherer beobachten zu können, schlägt Herr Wilhelm Weber (S. 27) vor, einen Streifen von dickem Spiegelglas auf der einen Seite seiner ganzen Länge und halben Breite nach zu poliren, so, daß er in zwey schmale Streifen zerfällt, wovon der eine einen Spiegel bildet, der andere durchsichtig ist.

(Fortsetzung folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. December.

Nro. 240.

der k. bayr. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Die Ministerialen. Von August Freyherrn von Fürtz. Cöln am Rhein 1836.

Fast möchten wir uns einen Vorwurf daraus machen, daß wir das vorliegende Werk nicht schon früher angezeigt haben; dasselbe ist, was freylich nicht Jeder aus dem Titel errathen wird, für die gesammte Geschichte des Mittelalters von der höchsten Bedeutung, indem es über dasjenige Institut, welches eine der den germanischen Volkstamm belebenden Grundideen repräsentirt, nämlich über die Ritterschaft, ein ganz neues Licht verbreitet. Die erste Veranlassung zu diesem Buche bot eine Preisaufgabe der Bonner Juristenfaenität, das Thema nämlich: *Explicetur conditio ministerialium e fontibus seculi XII. et XIII.*, welche der Verf. sehr glücklich gelöst hat. Die Preisschrift, in lateinischer Sprache verfaßt, ist hier nicht blos übersetzt und von Neuem überarbeitet, sondern es ist daraus ein neues Werk nach einem erweiterten Plane entstanden, welches wir ohne Bedenken geradezu als das erste wahrhaft werthvolle Buch über diesen Gegenstand bezeichnen können. Allerdings hat diese Materie bereits einige Literatur aufzuweisen, welche vorzüglich dem Umstande ihren Ursprung verdankt, daß ein Streit über die Bedeutsamkeit und die Vorrechte der Reichsritterschaft zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstanden war. Besonders in Schwaben forderten die begüterten Geschlechter jener Ritterschaft, welche an Reichthum viele zum hohen Adel gehörende Fürsten und Grafen weit übertrafen, eine juristische Gleichstellung mit diesen,

namentlich die Reichsstandschaft und Ebenbürtigkeit. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß erstere den Reichsrittern nur entzogen geblieben war, weil sie den günstigen Zeitpunkt, dieselbe für sich zu erwerben, ungenützt hatten vorübergehen lassen; dieß war der Zeitpunkt des ersten Viertels des fünfzehnten Jahrhunderts bey den Unterhandlungen über den gemeinen Pfening. Eben so wie in England die Ritter der Graffschaften (*Knights of the shires*) Sitz und Stimme im Parlament erlangt haben, hätte dieses auch den Reichsrittern zu Theil werden können. Allein im siebzehnten Jahrhunderte, wo die Landeshoheit bereits auf das Vollständigste sich ausgebildet hatte, war es zu spät dazu und so konnte es geschehen, daß man jene Ansprüche von der andern Seite her mit der freylich etwas kühnen Behauptung zurückwies, die unmittelbare Reichsritterschaft habe nur durch mancherley Usurpationen das auf ihr ehemals lastende harte Joch der Knechtschaft abgeschüttelt. Bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts war man bey diesem Streite darin endlich übereingekommen, daß die Reichsritterschaft ihren Ursprung vorzüglich den allerdings ehemals unstreyen Ministerialen oder Dienstmannen des Mittelalters verdanke und es war somit das weitere Thema gegeben, die Verhältnisse der Ministerialen in ihrer historischen Entwicklung zu ergründen. Hier boten sich in der That große Schwierigkeiten dar, weil der Name Ministerialis in den Quellen verschiedener Zeitabschnitte in sehr verschiedenem Sinne gebraucht wird. Der Ministeriale der merovingischen Zeit nämlich ist eine ganz andere Person als

der der karolingischen Periode und dieser wiederum darf ja nicht verwechselt werden mit dem Ministerialen des spätern Mittelalters. Es ist nun des Verf. ganz besonderes Verdienst, daß er diese verschiedenen Bedeutungen der Ministerialität gehörig von einander gehalten und streng gesondert hat, denn eben die Nichtbeachtung der durchaus verschiedenen hier in Betreff kommenden Verhältnisse und Zeiten hat eine so große Verwirrung in diese Materie gebracht.

Es ist jedoch nicht jenes Verdienst allein, welches wir bey diesem Buche zu loben haben. Der Verf. hat zu seiner Arbeit einen ganz seltenen Fleiß und sehr tüchtige Kenntnisse der germanischen Verfassung und Geschichte mitgebracht; er verbindet damit eine ausgezeichnete Belesenheit nicht blos in den Historikern und Rechtsquellen des Mittelalters, sondern auch in den Dichtern dieser Zeit, aus denen er viele Beweisstellen entnimmt, ferner ein Talent und entschiedenen Verstand zu Arbeiten der Art und einen historischen Sinn, der sich nicht durch die Phrasologie mancher moderner Schriftsteller irre machen läßt. So sagt er, indem er mit Fug über den Mangel an noch vorhandenen ausgezeichneten Dienstrechten klagt (S. 257):

„Wäre nicht Frankreich in der sogenannten Aufklärung zu weit voran geschritten, um diese Denkmäler der rohen Barbarei des Mittelalters, wie es sie nennt, und des verschrieenen unnatürlichen systems féodal dem unvermeidlichen Untergange, der ihnen jetzt unter sorgloser und nachlässiger Bewahrung, bevorsteht, zu entreißen, so könnten wir von dorthier noch manche interessante Mittheilung erhalten. Aber man läßt die Quellen und Denkmäler der Geschichte unbeachtet zu Grunde gehen, möge ihnen in Deutschland doch allenthalben ein besseres Schicksal zu Theil werden! — und begnügt sich statt dessen mit geistlosem Nachbeten der Phrasen einseitiger Abhandlungschreiber, mit sadem Absprechen und verschollenen Machtprüchen über das so oft verkante, von den Wenigsten begriffene Mittelalter.“ —

Auch das Institut der Ministerialität ist vielfältig mißkannt worden, und als man in neuerer Zeit auch anfang, es richtiger aufzufassen, so ist es doch

bisher noch keineswegs in seinem ganzen innern Zusammenhang erkannt worden. Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die Ministerialität mit den entehrendsten Namen bezeichnet haben; Vorschriften, die sich ausschließlich auf die niederste Stufe der Unfreyheit bezogen, hat man ohne Grund auch auf die Ministerialen oder Dienstmannen übertragen und

„Grundsätze, die den Verhältnissen und den verschiedenen Gestaltungen jener Zeit durchaus entsprechen, welche allein hilflosen Menschen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums, Schutz und Wohlstand verleihen konnten, welche auf bestimmten Mittelpuncten Macht und Kraft vereinigten, zum Nutzen der dabei Betheiligten, zur Abwehr aller Angriffe, — wurden nach modernen Ansichten, die nur zu oft über glänzenden Ideen, was wahrhaft Noth thut, vergessen, benehelt. Dagegen scheint es uns unbillig zu seyn, ein Verhältniß zu schmähen, welches die Leute, die sich darin befanden zu großer Macht emporhob, welches ihnen Auszeichnung vor allen übrigen Menschen verlieh. Daher finden wir keine Klagen über die Härte des Dienstverhältnisses, nicht einmal leise Andeutungen derselben, da doch viele Schriftsteller jener Zeit, Bischöfe und Prälaten bald selbst Dienstleute waren, oder gewesen, bald mit solchen durch verwandtschaftliche Bande verbunden waren, oder von ihnen abstammten. Jene gesenerten Sängler des Mittelalters waren aber zum großen Theile Dienstleute und wenn sie zuweilen auf drückende Verhältnisse, die bey niedern Unfreien statt fanden, anspielten, schildern sie beständig die Würde und das Ansehen der Dienstleute, der tapfern edlen Ritter, während sie rührende Beispiele der Freundschaft zwischen Herrn und Dienstleuten mit Vorliebe nennen, und nicht steht da allein Wolfdienerich, der den Drachen gefangen, in beständiger naher Todesgefahr weniger an sich selbst denkt als an seine eilf dienstman u. s. w. (S. 505).

Wir haben diese Stelle aus dem doppelten Grunde hier herausgehoben, um eines Theiles die Gesinnung des Verf. und seine Auffassungsweise der Geschichte zu bezeichnen (vgl. auch S. 306. Note 1457), andern Theils unsre Leser näher zu dem Institute der Ministerialität hinzuführen, zu dessen Charakterisirung, wie sie der Verf. begründet hat, wir nunmehr ins Einzelne gehen. —

Nach der vorhin gegebenen verschiedenen Bedeutung, welche verschiedene Zeiten mit dem Aus-

druck Ministerialis verbinden, hat der Verf. sein Buch in drey Abschnitte getheilt, von denen die beyden ersten eigentlich nur die Bedeutung einer historischen Einleitung (S. 5 — 38) haben, während der dritte den Hauptgegenstand des Ganzen bildet. In der ältesten Zeit bezeichnet der Name Ministerialis, der auch bey den Römern erst seit dem vierten Jahrhunderte in Gebrauch gekommen zu seyn scheint (S. 1.), einen solchen Unfreyen, der sich vor andern durch seine Geschicklichkeiten und Fertigkeiten ausgezeichnet, vorzüglich aber einen solchen, welchen sein Herr mit Leitung irgend eines Geschäftes oder mit der Aufsicht über andere Unfreye beauftragte, dem er ein Ministerium in diesem Sinne des Wortes gab. Auf solche Weise bildeten die Ministerialen der merovingischen Zeit die Classe der höheren Diener im Hauswesen, die aber dennoch in der Unfreyheit sich befanden. Gegen den Ausgang dieser Periode macht sich aber bey der weiteren Entwicklung der dem Hauswesen so vielfältig nachgebildeten germanischen Reichsverfassung ein Streben der freyen Leute darnach bemerklich, diejenigen Aemter zu bekleiden, welche bis dahin in dem Hauswesen, vorzüglich des Königs, die unfreyen Ministerialen inne gehabt hatten. Sie nehmen daher zur Bezeichnung ihrer Stellung solche Namen an, welche zunächst auf die Unfreyheit sich beziehen; der Verf. macht hier auf die in dieser Rücksicht merkwürdige Benennung Adelschalk aufmerksam (S. 22.), dann darauf, welche Veränderung dadurch in der Bedeutung des Ausdruckes Ministerial vor sich ging. Dadurch geschah es nämlich, daß zur Zeit Karls des Großen mit dem Worte Ministerialis überhaupt jeder Beamter, hoch oder niedrig, adlich, frey oder unfrey, bezeichnet wurde (S. 24). Karls des Großen Politik war darauf gerichtet, keines dieser Aemter erblich werden zu lassen und so geschah es, daß die höheren Ministerialen selbstständig nebeneinander dastanden. Gleich dem Könige hatte aber auch der geistliche und welt-

liche Adel seine Beamte, und alle Herren besolgt das Streben, durch Ertheilung von Vorrechten den Wünschen ihrer Ministerialen entgegenzukommen, und ihrem eigenen Stolze zu fröhnen (S. 32). Es fehlte daher auch nicht an Anmassungen der Ministerialen, wodurch wiederum strenge Vorschriften gegen sie nothwendig wurden. Jene Vorrechte bestanden in der Befreyung von Zöllen, in reichlichen Einkünften, in Beneficien und, wenn sie unfrey waren, in der Ertheilung der Waffenfähigkeit. Trotz der veränderten Bedeutung aber, welche dem Worte Ministerial zu Theil geworden war, erhielt es sich dennoch, daß dieser Name vorzugsweise für die im Hauswesen beschäftigten Personen gebraucht wurde (S. 35). Für dieses Hauswesen gab es aber allgemein vier Ministeria, Hausämter, nämlich des Kämmerers, des Truchsessens, des Marschalls und des Schenken; gerade die wichtigsten Einrichtungen im Hauswesen wurden den waffenfähigen Unfreyen anvertraut, weil diese durch die engsten Bande an ihre Herren gefesselt waren (S. 38).

Mit dem Tode Karls des Großen traten aber wiederum veränderte Verhältnisse ein; der Name Ministerialis wurde für die Fürsten immer seltener, am Längsten dauerte noch für sie der Ausdruck Ministri oder Ministri reipublicae (S. 39). Dagegen wurden nunmehr die unfreyen oder waffenfähigen Hausdiener fast ausschließlich mit diesem Namen bezeichnet. Seither, wo nun Ministerialität und Unfreyheit sich miteinander verbanden, versteht man unter den Ministerialen die vier Hofbeamten, wenn sie unfrey waren, sonst aber die ihnen untergebenen Personen (S. 41). Das Verhältniß entwickelte sich daher dahin, daß es in dieser Periode ohne Unterordnung unter eines der vier Hausämter keine Ministerialität giebt (S. 44), und daß demnach alle freyen Personen, wo sie nur irgend konnten, den Namen Ministerial vermieden (S. 42). Eine nunmehr ganz wesentliche Eigenschaft der Ministerialität ist aber die Waffenfähigkeit (S. 48),



# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. December.

Nro. 241.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Die Ministerialen. Von August Freyherrn  
von Fürth. Cöln am Rhein 1836.

(Fortsetzung.)

Wir sind in diesen Angaben der Darstellung des Verf. gefolgt, mit der wir uns durchaus einverstanden erklären; schon hier hat derselbe die vollständigsten Beweise für den Umfang seiner Belesenheit abgegeben, indem die Leges barbarorum, die Capitularien, die Chronisten und Urkunden auf das Sorgfältigste benützt und mit großem Geschick zusammengestellt worden sind. Sehr richtig deutet er die bekannte Erzählung Gregors von Tours von dem Gefäße zu Soissons dahin, daß Chlodwig, um Rache an dem Gefolgsgefährten, der ihn beleidigt hatte, nehmen zu können, warten mußte bis zur allgemeinen Heeresversammlung, da er in der Zwischenzeit nur über seine Hausdiener Gewalt hatte, über die Gefolgsgefährten aber nicht (S. 21, 22). Dagegen scheinen uns die Gründe, aus welchen der Verf. an dem germanischen Ursprunge des Kämmereramtes zweifelt (S. 20,) nicht genügend zu seyn. Der Name Kämmerer ist freylich nicht germanisch, aber es giebt auch germanische Bezeichnungen für diesen Beamten, nämlich die angelsächsischen Horder und Hraegelthegn. (Vgl. m. deutsche Gesch. Bd. 1. S. 23. S. 442). Der Verf. führt von diesen nur die letzte an, welche soviel als Kleiderthau bedeutet und übergeht die erstere, die wörtlich einen Schatzbewahrer bezeichnet, ganz und gar; die Ansicht, von der er sich hier leiten läßt, ist

die, die Germanen der frühern Zeit hätten noch keine kostbaren Sachen, keine Schätze, insonderheit auch noch keine prachtvollen Gewänder gehabt, deshalb sey die Bezeichnung Hraegelthegn erst in späterer Zeit in Aufnahme gekommen und wenn wir darnach weiter argumentiren, um so mehr der Name Hordere. Allein der Begriff von Kostbarkeiten und Schätzen ist sehr relativ und es werden sich bey den Reicheren immer solche Gegenstände finden, welche nach den Ansichten der Zeit für kostbar gelten; so werden sich auch zu jeder Zeit die Reicheren durch ihre besser mit Speise und Trank besetzte Tafel, so wie auch durch ih. bessere Kleidung vor Andern auszeichnen; wir sehen daher auch nicht ab, weshalb ein germanischer König oder Fürst nicht schon in der ältesten Zeit einen besondern Beamten sollte gehabt haben, der ihm seine Kleider verwahrte. — Von diesen germanischen Hofämtern handelt der Verf. ausführlich an verschiedenen Stellen seines Buches, besonders da, wo er auf die Vertheilung der Ministerialen im spätern Sinne des Wortes unter jene Aemter zu sprechen kommt. In dieser spätern Zeit ist unter ihnen der Marschall (bey den Angelsachsen Horsthegn) der angesehenste (S. 201). Er war der Vorsteher der Ritterschaft seines Herrn, und führte in den Versammlungen derselben den Vorsitz und gewann dadurch bald eine eigne Jurisdiction über sie. Ihm lag ob für Ordnung und Sicherheit im Lande zu sorgen, er mußte Friedensbrecher verfolgen, Wehrlose schirmen; daher sind Fremde an ihn gewiesen (S. 204). Für die Speisen und Getränke an der Tafel der Herren sorgten

der Truchseß (bey den Nungelsachsen Discehegn) und der Schenke. Von vorzüglicher Wichtigkeit im Hauswesen war aber der Truchseß, indem auch mit seinem Amte frühzeitig eine der des Vogts entsprechende Gerichtsbarkeit verbunden wurde (S. 213). Wir können es uns nicht versagen, hier eine schöne Stelle aus Wigalois hervorzuheben, welche der Verf. mittheilt, um das Ansehen dieses Hausbeamten, welches sich auch durch seine besondere Kleidung offenbart, gehörig zu bezeichnen:

„Er reit ein ors wolgetan  
 Ein wizzen halsperch fürter an  
 Den bedachte ein grüner walenrok,  
 Dar uf was ein reh Lok  
 Gesniten von samite  
 An ietwederre site.  
 Sin helm der was riche  
 Vil herte hovesliche  
 Mit roten Keln bedechet.  
 Darumbe was gestrechet  
 Ein strieme wiz haermin  
 Oben was gestechet dar in  
 Ein schuzzel von golde  
 Da bi man wizzen folde  
 Das er da truhsaezze was.  
 Ein timit grün alsam ein gras  
 Was gebunden an sin sper.  
 Einen niuwen schilt für er  
 Da was daz tier gemalet an,  
 Als ich in gesaget han  
 Daz in da leiten solde.  
 Von lazure und von golde  
 Was ez harte riche  
 Gefullet meisterliche  
 Daz was ir wafen ze Roymunt.“

Eine besondere Schwierigkeit macht bey den Verhältnissen der Hofbeamten derjenige, welcher mit dem Ausdrucke Seneschall bezeichnet wird. Derselbe wird schon in der Lex Alam. Tit. 79. genannt und zwar in einem nicht leicht zu erklärenden Zusammenhange. Es heißt daselbst nämlich: „wenn ein Schaafhirte, der über eine Heerde von 80 Köpfen von seinem Herrn gesetzt ist, getödtet

wird, so soll dieß mit 40 Schillingen gebüßt werden.“ Dann wird weiter gesagt: „Si alicujus seniscalcus, qui servus est et dominus ejus duodecim vassos infra domum habet, occisus fuerit, quadraginta solidis componatur. Si mariscalcus qui super duodecim caballos est, occiditur, quadraginta solidis componatur.“ Sehr auffallend ist hier die Stellung der vassi zwischen den oves und den caballi, denn essenbar wird dort der Rang des Schaafhirten durch die Zahl der Schaafe, der des Marschalls durch die Zahl der Rosse und der des Seneschalls durch die Zahl der Vasallen näher bestimmt. Ref. hat daher schon in seiner deutschen Geschichte (Bd. 1. S. 25. Not. 19 a) vorgeschlagen statt: vassos lieber vaccas zu lesen, welche beyden Worte allerdings leicht mit einander verwechselt werden können. Dadurch würde freylich der Seneschall zu einer Art von Kuhhirt, aber doch auch nicht mehr als der Marschall nach jener Stelle Pferdehirt wäre. Wenn aber dem Schenken die Weinberge zugewiesen und dem Truchseßen Jagd, Fischerey und Getreidefelder (S. 188 Noten 965), so konnte ein Beamter auch füglich mit der Aufsicht über die Viehheerden beauftragt seyn, theils wegen des für die Tafel bestimmten Fleisches, theils wegen der Milch. Da nun aber die lateinische Bezeichnung des Truchseßen Dapifer oft durch Seneschall wiedergegeben wird (vgl. S. 211, Note 1091, S. 232, Note 1190), so führt dieß darauf hin, wenn nicht eine völlige Identität zwischen beyden so doch so viel anzunehmen, daß wenigstens häufig beyde Aemter von einer Person bekleidet worden seyen. In Deutschland kommt in den späteren Quellen der Seneschall nicht vor, dagegen ist er in Italien, England und Frankreich von großer Bedeutung und wurde hier so mächtig, daß das Streben der Könige darauf gerichtet wurde, diese Macht zu brechen, was auch Philipp dem Schönen gelang (S. 231, 232).

Doch kehren wir wiederum zu dem Gange der

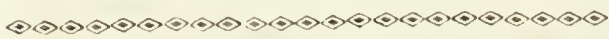


Darstellung, welchen der Verfasser einschlägt, zurück. Als Fundament für die Entwicklung des Ministerialitäts-Verhältnisses in dem dritten Zeitabschnitte dienen ihm vorzüglich die Rechtsbücher des Mittelalters. Der Verfasser hat diese glücklich benützt und insonderheit sind ihm die Divergenzen zwischen dem Sachsen- und dem Schwabenspiegel ein sicherer Fingerzeig für die Erforschung der Veränderungen gewesen, die sich in dem Institute der Ministerialität im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts ausgebildet haben. Die Rechtsbücher sind es nun ganz eigentlich, aus welchen die charakteristischen Eigenschaften erhellen, sie sprechen von den Beschränkungen in Betreff der Ehe, welchen die Ministerialen unterworfen sind und welchen ihr Erbrecht unterliegt, sie begründen die Eigenthümlichkeit des Verhältnisses durch die Art der Dienstleistung und sagen ausdrücklich: Nach hofrecht sol yegklich dienstmann gehören sein Truchsäss marschalk oder kamerer oder schenck (S. 55). Zugleich stellt der Verfasser die mannichfach verschiedenen Bezeichnungen zusammen (S. 57 u. f.), unter welchen die Dienstmannen in den Quellen vorkommen; wir heben unter diesen den Ausdruck Miles als den wichtigsten hervor, dessen vierfache Bedeutung der Verfasser (S. 66) sehr richtig angiebt. Wir liefern dazu noch einen kleinen Nachtrag von Stellen, in welchen sich das Wort Miles bey den Chronisten vorfindet. Witich Corbej. c. 640. — Rex autem (Heinricus I.) cum jam militem haberet equestri praelio probatum. III. p. 660: Dux Herimannus milites Wigmanni variis poenis afflixit, urbis praedam suis militibus donavit. — Liutpr. Crem. II. 7. — Arnoldus (Dux Bojoariae) — Henrici regis miles efficitur. II. 8. p. 458: Est enim Saxonum mos laudandus atque imitandus, quatenus annum post unum et duodecimum nemini militum bello deesse contingat. — II. 18. p. 443: Tanta quippe tunc interfectorum

strages facta est, ut militum usque hodie permagna raritas habeatur. — III. 11. p. 449: (Rex Hugo) — milites suos ad se venire praecepit. — Dithm. Merseb. III. p. 62. Luippo, egregius miles. — IV. p. 66. festinavere milites sancti Martini jussu archipraesulis Vuillegisi (Mogunt). — IV. p. 67. Vuagio miles Bolezlavi Ducis Boemiorum (vergl. III. 51) — IV. 77. — Everkerus, Gernwardi Wirciburgensis ecclesiae miles egregius. — IV. 78. — Fuit in vicinitate nostra miles inclitus, Kiza nomine, qui a marchione Thiedrico, aliter quam sibi placeret, habitus est. — Posthaec Kizo — civitatem suam cum uxore et satellitibus suis perdidit. — Unus autem suimet miles etc. — IV. 89. — miles comitis Ekkihardi Thietmarus. — IV. 104. — Benno, optimus miles. — V. 112. (Ekkihardus marchio) — ut optimus erat miles. V. 113. — prae foribus occiditur miles Hermannus et exterius ad auxilium domino (Ekkihardo marchio) Athulfus, ambo fortes et usque ad mortem fideles. — V. 113. — Boemiorum ducem Bolizlavum — ad militem sibi, aliumque (Bol. Polen. ducem) ad amicum familiarem blanditiis ac minis adipiscitur (Ekkeh.). — V. 117. — antistitis milites. — V. 122. quorum (episcoporum) milites quotidie ob acquirenda equorum pabula armati exire solebant. — V. 127. Maganus, comitis miles. — VI. 143. — praeinissis clam loricatis militibus electis. — ibid. Tunc Jaremirus jussu regis cum optimis militibus ex nostris — praemittitur. — VI. 175. — Bodo miles ad regem ad haec indicanda (den Tod des Erzbischofes von Magdeburg) mittitur. — VII. 212. Gero ac Folcmarus comites cum CC. militibus optimis occisi. — VII, 226. — Quatuor confratres, a quodam libero, qui Bern dicebatur, milite bono, saepe contemti, collec-

tis agminibus in eum irruentes non minus quam viros C. scutatos habentem peremerunt. — Wippo, Vita Conradi. — p. 472. Eppo, optimus miles de Bavaria. — p. 476. Militia Caesaris. — ibid. Miles Imperatoris. — p. 481. Militia Episcopi. — Herm. Contr. a. 1065. p. 300. Militia Trevirensis. — Lamb. Schaffn. an. 1048. Miles comitis. — ann. 1063. p. 328: Bero, Eberto comiti carissimus miles. — p. 331: milites abbatis. — ann. 1070. milites regis, milites episcopi — ann. 1075. p. 385. — unius ejusdemque militiae sacramenta. — ann. 1076. p. 406. Milites Principum. — Dodech. 1110, auf Heinrichs V. Römerzuge befanden sich 3000 armatorum militum, excepta servorum sequentiumque multitudine.

(Fortsetzung folgt.)



Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie etc.

(Schluß.)

F. Electricität. a) H. Pet. Rieß unternimmt es, die lange ununtersucht gebliebenen Wirkungen der Reibungselektricität im Verhältniß zu ihrer Anhäufung genauer zu betrachten, und findet durch sorgfältig angestellte und (S. 321 — 355) beschriebene Versuche a) daß die Abstoßung einer aufliegenden Kugel (sie mag von einer nicht elektrisirenden Kugel angezogen werden oder nicht) durch die Innenseite der Batterie dem Quadrate der Dichtigkeit (S. 328 — 351), b) die Schlagweite einer Batterie der Dichtigkeit (S. 353), c) die Temperaturerhöhung im Schließungsdrahte dem Producte der Quantität in die Dichtigkeit der angehäufteten Electricität (S. 342), d) die in den Drahten frey gewordene Wärmemenge den Querschnitten derselben proportional (S. 346), e) die Ablenkung einer Magnetnadel von der Oberfläche der Batterie abhängig sey, und mit zunehmender Electricitätsmenge, aber in einem größeren als einfachen Verhältniß wachse (S. 354).

b) Hr. Prof. Velli glaubt durch Versuche gesunden zu haben, daß bey einer Spannung der Maschinen-Electricität, welche 1 bis 2 Linien lange Funken gibt, die negative E schneller entweiche als die positive (S. 73). c) Ueber die Theorie der galvanischen Säule streiten sich die Physiker noch immer, indem eine Parthey rein chemische Action, die andere den bloßen Contact

für die Quelle der Electricität ansieht. Bekanntlich steht H. Aug. de la Rive an der Spitze der ersten Parthey, und hat schon früher zu zeigen gesucht, daß zur Erzeugung der Electricität immer eine physikalische, mechanische oder chemische Action nothwendig ist. Nun sucht er (S. 355 — 370) seine Behauptung dadurch zu rechtfertigen, daß er die von Pfaff, Marianini, Becquerel und Peltier gemachten Einwürfe zu widerlegen sucht, setzt S. 371 — 378 seine Theorie ausführlich auseinander, und beschreibt (S. 378 — 382) die Apparate, deren er sich zur Messung a) der Spannungseffecte, b) der chemischen Wirkung, c) der Wärmewirkung, d) der dynamischen Wirkung bedient.

Das Studium dieser Wirkungen zeigt, daß die an beiden Polen angehäufte E mit der Zahl der Plattenpaare wachse, die an jedem Plattenpaare erregte Menge der E auf die Spannung an den Polen keinen Einfluß habe, wohl aber auf die Intensität der dynamischen Effekte. Der Einfluß homogener Platten in der Bahn des Stromes von Pol zu Pol, oder im Innern der Säule ist nach der Natur des zwischen die Pole gebrachten Leiters verschieden. Die Anzahl der Plattenpaare wirkt bald erhöhend, bald schwächend auf die Intensität der Effekte der Säule (S. 515 — 538).

d) Dagegen findet (S. 443) H. C. H. Pfaff in Kiel, dieser eifrige Vertheidiger der Contact-Theorie, aus einer Kritik, welche H. Mohr gegen eine Nachricht Becquerels von einer galvanischen Kette, die eine sehr starke chemische Wirkung ohne die leiseste Spur von Wärmeregung hervorbringen soll, ausgesprochen, Veranlassung, die von ihm vertheidigte Theorie auch hier gegen H. Mohr in Schutz zu nehmen, und zeigt, daß sich diese Erscheinung ganz nach der Contact-Theorie erklären lasse.

e) H. James Young gibt (S. 624) eine neue Construction der Volta'schen Säule, welche alle von H. Faraday bezeichneten Vorzüge des dicht Zusammenliegens der Platten und der Gedrungenheit des Hare'schen Apparates ohne den Nachtheil des dazwischen gelegten Papierses haben soll.

f) Zur Ladung der Säule empfiehlt (S. 623) H. Baaren de la Rue schwefelsaures Kupferoxyd.

g) Meteorologie. H. v. Hammer theilt ältere Nachrichten mit von Sternschnuppen-Nächten im October 902 und August 1029 (S. 318), und (S. 484) H. L. Feldt von den in den Nächten von 12. auf den 13. und vom 13. auf den 14. November 1836 zu Braunsberg in Ostpreußen beobachteten Sternschnuppen. — S. 160 berichtet H. von Venzenberg die falsche Zeitungsnachricht, daß am 18. September 1836 in Florenz ein Meteorstein gefallen sey. — Ueber das Nordlicht vom 18. Februar 1837 erhalten wir (S. 464 — 487) Nachrichten aus Göttingen, Gotha, Halsbrunne bey Freiburg im Erzgebirge, Guadenfeld bey Rosel in Oberschlesien, Köln, und mehreren Orten in Frankreich.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. December.

Nro. 242.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Die Ministerialen. Von August Freyherrn  
von Fürth. Eöln am Rhein 1836.

(Fortsetzung.)

In diesen Stellen findet sich das Wort Miles in mehrfacher Bedeutung, schlechtlin für einen Bewaffneten, für einen Vasallen, für den eigentlichen Ritter; der Verfasser führt auch noch mehrere Stellen an, in welchen unter milites ausdrücklich die Reiter im Gegensatz zum Fußvolke verstanden werden. Auch findet sich der Ausdruck Magister militum, ein Schreibfehler aber ist es, wenn es S. 71 heißt: archiantistites militum für archiantistites milites. Gleiche Bedeutung mit Miles hat bey einigen Schriftstellern auch der Ausdruck Satelles; z. B. Dithm. Merseb. IV. 78. (s. oben S. 906) IV. 105. Albi satelles. — VI. 149. incliti satellites episcopi. — Lamb. Schaffn. ann. 1063. p. 331: satellites archiepiscopi.

Der Verfasser geht sodann die einzelnen Vorzüge durch, welche die Milites, auch wenn sie ursprünglich unfreyen Standes waren, besaßen; eine prächtige Rüstung war auch ihnen gestattet, doch unterscheiden sich die höheren Ritter vorzüglich durch den Helmschmuck. Nicht minder genossen sie Vorrechte in Beziehung auf Eigenthum; aus Gud. Cod. dipl. wird (S. 73) eine in diesem Betreffe sehr merkwürdige Urkunde des Landgrafen Heinrich von Hessen vom Jahre 1282 angeführt, worin es heißt: curiam in Buchesecke sitam eidem ecclesiae attinentem in tali constituimus privilegio libertatis, quod semper in posterum in quali-

bet septimana secundum antiquum jus militum, quod Rittersgewer vulgariter appellatur, cum uno curru secare debet in nemore nostro, quod Wischerwalt nuncupatur. — Frühzeitig schon werden den Rittern die Prädikate edel und Herr beigelegt, sie sind siegelmäßig (nur dürfen sie keine Reiteriegel führen), und dürfen sich in Schlachten und Kampfspielen den Fürsten gegenüberstellen. Ehe man aber in die Genossenschaft der Ritter aufgenommen werden konnte, bedurfte es erst einer vorbereitenden kriegerischen Erziehung. Hier hätten wir wohl gewünscht, daß der Verfasser noch etwas tiefer eingegangen wäre und mehr hervorgehoben hätte, wie sich bey der Ritterschaft auch in dieser Hinsicht Grundsätze des älteren germanischen Rechts abspiegeln. Es hätten sich hier interessante Vergleiche dargeboten. Auch können wir mit seinen Bemerkungen über das Wort Knecht nicht ganz einverstanden seyn, indem er mit demselben schon für jene Zeit zu sehr die heutige Bedeutung zu verbinden scheint. Wenn er z. B. sagt (S. 81) der Name „edler Knecht“ war eine gewöhnliche Bezeichnung der Ministerialen, so ist dieß zwar ganz richtig, allein die dazu angeführte Stelle: nobilis serva nostra ist kein Beleg dafür. In dem Worte Knecht liegt eben so wenig ursprünglich eine Beziehung auf die Unfreyheit, als in dem Worte Vasall, welches heute zu Tage in der englischen Sprache gerade so viel wie bey uns Knecht bedeutet, sondern Knecht ist überhaupt ein junger wehrhaft gemachter Mann (s. die etymologische Erklärung in m. deutschen Geschichte. Bd. 1. S. 110) und ist in diesem Sinne

auch zur Bezeichnung der Ministerialen geworden, wie es in der englischen Sprache in dem Worte Knight noch bis auf den gegenwärtigen Augenblick seine ganz ehrenwerthe Bedeutung behalten hat. Unter den lateinischen Ausdrücken entspricht dem Worte Knecht am Meisten famulus, welches eben so mit familia im Zusammenhange steht, wie Knecht mit kun, kucowe (genus); wie familia das Femininum von famulus ist, so ist Knechte oder Knechte das von Knecht.

Nachdem der Verfasser ausführlich den Charakter der Ritterschaft als einer Genossenschaft erörtert und gezeigt hat, wie die Ministerialität nach Ausbildung dieser Verhältnisse aus ritterlichen Geschlechtern bestanden habe, geht er dazu über, ihre Stellung zum Adel zu den Freyen und zu den Unfreyen zu entwickeln. Das Resultat davon ist, daß diese ritterlichen Dienstmannen immer deutlicher und charakteristischer als eigener Stand, in welchen ein anderer Aufstiege durch Standeserhöhung (S. 141) erhoben werden konnte, hervortreten, bey welchem sich jedoch als wesentliche Folge seines Ursprunges die Ausschließung vom Landrechte offenbart. Der Verfasser weist nach, daß ihre Buße in zehn Pfunden bestanden habe, ferner welche Stellung sie nach der Theorie der Rechtsbücher in der Stufenleiter der sieben Heerschilde eingenommen haben und widerlegt, indem er die von verschiedenen Schriftstellern ziemlich willkürlich gemachten Eintheilungen der Ministerialen prüft, eine Mehrzahl irriger Ansichten. Wichtig aber ist die Eintheilung in Reichsministerialen, Ministerialen der Kirche und der weltlichen Fürsten. Bey Gelegenheit der ersteren, welche die Gemeinschaft mit den Ministerialen der Kirche in den günstigsten Verhältnissen sich befanden, kommt der Verfasser abermals auf die Hofämter zu sprechen und macht (S. 123) darauf aufmerksam, wie Sachsen bereits im Jahre 985 das Marschallamt bekleidet habe; seither hat freylich das Amt öfters gewechselt und Otto von Nordheim war als Herz-

zog von Bayern, zur Zeit der Unmündigkeit Heinrichs IV. Reichsmarschall. Die Vorrechte der Reichsministerialen, welche theils Ministerialen des Reiches, theils des Kaisers persönlich waren (S. 124), bestanden vorzüglich in der Freyheit von aller Gewalt der Bögte (S. 128), weshalb es als ein besonderes Privilegium angesehen wurde, wenn der Kaiser andern Ministerialen die Rechte der des Reiches verlieh (S. 126): sie besaßen das Reichsgut und waren oft der Rath des Kaisers (S. 130. 131). Den Reichsministerialen stehen in Vielem die der Kirche, bey welchen die der geistlichen Fürsten von denen der übrigen geistlichen Herren zu unterscheiden sind, gleich; insonderheit können sie ohne Nachtheil für das Erbrecht der Kinder unter einander heirathen. Für die Entwicklungsgeschichte des ganzen Instituts möchten die kirchlichen Ministerialen in so fern besonders wichtig seyn, als es ihnen am Leichtesten wurde und daher auch am frühesten gelang, die ihnen im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen, da nach dem bekannten Sprichworte: „unterm Krummstab ist gut wohnen“ ihnen auch der wenigste Widerstand entgegengesetzt wurde (S. 134). Besonders wichtig wurden diese Ministerialen der Kirche auch dadurch, daß sie eine geraume Zeit lang in den meisten deutschen Bisthümern, in Betreff der Wahl des Bischofs den entscheidenden Ausschlag gaben, so daß sich öfters ein Prälat nicht behaupten konnte, weil er die Ministerialen des Stiffts gegen sich hatte. Es wäre nicht uninteressant gewesen, wenn der Verfasser hier auch noch darauf eingegangen wäre, das Verfahren der Ministerialen in Beziehung auf den Nachlaß des verstorbenen Bischofs zu schildern, welches im elften Jahrhundert vornehmlich von der Art war, daß nachdrückliche Vorschriften dagegen erlassen werden mußten. — Außer dem Kaiser und der Kirche konnten nur noch die weltlichen Fürsten Ministerialen haben; die Stellung dieser fürstlichen Dienstleute war anfänglich weniger günstig, was sich jedoch allmählig ganz und gar ausgeglichen hat. (S. 138). —

Nachdem in dem bisher berücksichtigten Theile des Buches von dem Verfasser die allgemeinen Grundlinien für die Schilderung der Ministerialität des Mittelalters gezogen sind, wendet er sich zu einem neuen Hauptabschnitte, der die Entwicklung der besonderen Materie des Dienstverhältnisses zum Gegenstande hat (S. 139 — 472). Zuvörderst untersucht er die Begründung desselben, und findet diese theils in der Geburt, theils in der Ergebung freyer Leute in die Ministerialität, theils darin, daß ein Herr seinen Unfreyen zum Ministerialen machen konnte. Hierin ist schon eine vollständige Standeserhöhung enthalten, die von dem Herrn jedoch nicht ganz willkürlich ausgeübt werden durfte, da möglicher Weise dadurch das Interesse seiner übrigen Dienstmannen verletzt werden konnte, dieses mußte er aber auf alle mögliche Weise schonen. Ueberhaupt war eine der wichtigsten Folgen der Ministerialität die, daß ein ungemein inniges Verhältniß zwischen dem Herrn und seinen Dienstleuten entstand, gegenseitiger Schutz, gegenseitige ewige Treue, kurz ein unauslöslisches Band. Die Ministerialen erfreuten sich einer „ehrenden Vertraulichkeit“ ihres Herrn (S. 145), Freunde, ja Brüder wurden sie genannt; sie versammelten sich bey allen bedeutenden Angelegenheiten seines Hauses um ihn, alle wichtigen Geschäfte wurden mit ihrem Rathe und in ihrer Gegenwart vorgenommen, der Herr sorgte für ihre Kleidung und Waffen, kurz sie hatten um so mehr ein glänzendes Loos, als man mit dem Verf. dieß schon mit Recht von den niedern Unfreyen jener Zeit sagen kann.

„Die Lage der niedern Unfreyen der Vorzeit, heißt es S. 144., (war) keineswegs so hart, als man sie zuweilen aus thörichter Ueberschätzung der Gegenwart und Unkenntniß der Vergangenheit zu schildern sucht, da die wichtigen Verpflichtungen ihres Herren allenthalben Anerkennung fanden; ihr Loos (war) ein glänzendes gegen dasjenige der unglücklichen Sklaven unserer Zeit, mögen sie dem

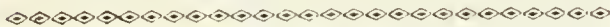
Egoismus halbroher Krämeraristokraten in Fabriken, oder hartherzigen Wucherern auf den zerstückelten Theilchen eines noch vor fünfzig Jahren blühenden Landes frohnen müssen.“

Unter einander waren die Ministerialen eines und desselben Herrn natürlich aufs Innigste verbunden; zu der Gemeinschaft des Verhältnisses an sich, kam noch die Verwandtschaft hinzu, da Ehen mit den Ministerialinen anderer Herren nicht gewünscht wurden (S. 166 u. f.). Was ihre Verhältnisse gegen Auswärtige (S. 171 u. f.) anbelangt, so ist hier besonders interessant ihre Stellung zu den Städten. Bey einer Aufnahme in dieselbe war ihrerseits ihre Unfreyheit, theils ihr Verhältniß zu einem Herrn hinderlich, in vielen Städten war ihnen sogar der Erwerb städtischer Grundstücke erschwert; vielleicht ist eben hieraus eine Bestimmung in einer Urkunde vom Jahre 1190 bey Warukönig, Flandr. Staats- und Rechtsgesch. Bd. 2. Abth. 2. (Nr. 184) zu verstehen, wo es heißt: Sciendum debet comes habere equites, qui Landriddere vocantur. Es finden sich jedoch davon auch mancherley Ausnahmen vor, indem zum Oefteren die Ministerialen sowohl Mitglieder städtischer Gemeinden oder auch von Markgenossenschaften wurden. Als Beweis für das Letztere führt der Verf. eine von ihm selbst entzifferte interessante Urkunde aus dem fünfzehnten Jahrhunderte an (S. 175). Bisweilen gelangten die Ministerialen in den Städten sogar zu bedeutenden Vorrechten, wie dieß z. B. in Straßburg der Fall war.

Was die Dienstleistungen der Ministerialen anbelangt, so ist eine Classe derselben, nämlich der Hausdienste (S. 188 u. f.) und der Vertheilung der Ministerialen unter den einzelnen Beamten schon oben (S. 901.) erwähnt worden. Bisweilen findet sich jedoch neben den vier Hausbeamten noch ein fünfter, z. B. hin und wieder ein Jägermeister, oder ein Küchenmeister; auch kommt, jedoch selten,

dieser fünfte Beamte unter dem Namen Ministerialis vor, die sich auch sonst noch, aber als eine ganz seltene Ausnahme zur Bezeichnung eines Beamten erhalten hat (S. 40. 41. 231. 241). Ein solcher Ministerialis wird z. B. im zwölften Jahrhundert in mehreren die Stadt Poperinghen in Belgien betreffenden Urkunden (von den Jahren 1107. 1151. 1179) erwähnt, zu Ausgang desselben und im folgenden Jahrhunderte heißt er: Justitarius und bailli iretaule (ballivus hereditarius; vgl. Warnkönig a. a. O. S. 68). Die wichtigste Verpflichtung blieben aber für die Ministerialen die Kriegsdienste, welchen Gegenstand der Verf. in seinem ganzen Umfange gründlich erörtert (S. 215 u. f.) Es bietet sich ihm hier die Gelegenheit zu einem Excursus über die sogenannten Scararii (S. 217 u. f.), welche insonderheit in dem Registrum Prumiense vorkommen und bisher fast allgemein für Ministerialen gehalten worden sind; mit vielem Scharfsinn weist der Verf. nach, daß diese Ansicht falsch sey, und daß man unter jenem Namen vielmehr unstreue, aus der unstreuen Markgenossenschaft hervor gegangene Marktbeamten zu verstehen habe (S. 224).

(Fortsetzung folgt.)



Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Von C. G. U. von Weisbach, Bergmeister zu Freiberg. Leipzig, 1836. XIII. und 63 Seiten mit 32 lithographirten Tafeln in 8.

Daß Abbildungen in der Naturgeschichte überhaupt, so wie in der Geognosie insbesondere von großem Werthe sind, versteht sich von selbst, indeß muß bei ihnen eine Bedingung eingehalten seyn, über welche wir mit dem Verf. vollkommen einverstanden sind.

„Es müssen dergleichen Abbildungen, um diese Vortheile ganz zu gewähren und namentlich auch von allem Theorie-Einflusse seyn zu bleiben, wahre Porträts seyn, reine Darstellungen des wirklich Gesehenen. Hierin

liegt eine Verschiedenheit von den meisten geologischen und petrographischen Zeichnungen und Charten, welche die Ergebnisse einzelner oder theilweise angeschauter Verhältnisse mit supponirten Fortsetzungen, vermutheten gegenseitigen Beziehungen, erläuternden Abkürzungen oder Zusätzen und Ausschmückungen u. dgl. zu einem halb idealisirten Ganzen verknüpfen, daher stets vom subjectiven theoretischen Gesichtspunct des Darstellers abhängen, folglich auch für Beschauer von abweichenden theoretischen Ansichten, oder für umgestaltete wissenschaftliche Zeitalter theilweise unbrauchbar werden. Treue Abzeichnungen dagegen behalten ihre Brauchbarkeit in jedem Zeitalter, für jeden Theorienwechsel. Indem sie im Bilde bloß die Gelegenheit zur Beschauung solcher Punkte oder geognostischer Verhältnisse festhalten und verbreiten, welche vorübergehend oder vielen Beobachtern nicht zugänglich sind, machen sie den Leser zum Beobachter, unabhängig vom Autor.“

In diesen Worten ist die Bedingung ausgesprochen, unter welcher allein Abbildungen einen wahren und bleibenden Werth in der Geognosie sich verschaffen können, und es ist zu wünschen, daß die idealisirten Darstellungen, wie sie uns jetzt häufig in dieser Wissenschaft vorgelegt werden, immer mehr verschwinden möchten, da sie nur zu oft die Verhältnisse in einer Weise erscheinen lassen, wie sie keineswegs in der Natur begründet sind.

Da in der vorliegenden Schrift die Abbildungen die Hauptsache sind, so soll auch von ihnen zuerst die Rede seyn. Es seut uns von ihnen sagen zu können, daß die Zeichnungen im höchsten Grade gelungen sind und einen ungemein schönen Anblick gewähren, wozu das vortreffliche Papier nicht wenig beiträgt. Es sind diese Abbildungen um so werthvoller für das geognostische Studium, da wir an solchen, welche Gangverhältnisse darstellen, noch keineswegs einen Ueberfluß besitzen. Obgleich der Verf. lediglich auf das Erzgebirge, und zunächst nur auf die Erzgänge desselben sich beschränkt, so hat er seine Darstellungen doch so gewählt, daß die meisten der merkwürdigen Gangverhältnisse hiedurch zur Anschauung vorgelegt sind.

Der Text giebt zuerst eine kurze Erörterung der abgebildeten Gegenstände, und alsdann eine geordnete Uebersicht der merkwürdigsten Gangverhältnisse.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. December.

Nro. 243.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Die Ministerialen. Von August Freyherrn  
von FÜRTH. Köln am Rhein 1836.

(Fortsetzung.)

Außer den Kriegsdiensten leisteten die Ministerialen auch noch andere z. B. Burgdienste; auch findet man, daß die Frauen der Dienstleute manche Dienste zu prästiren hatten, daß es ihnen z. B. hin und wieder oblag, als Schenken den Wein zu credenzen u. s. w. Alle diese Dienste hatten aber den Charakter völliger Bestimmtheit, sie waren keine ungemessenen, und es wurde für die meisten von ihnen das Aufgebot üblich (S. 245); nur in allen Fällen der Noth, wo es den Schutz und die Vertheidigung des Herrn galt, mußte jeder Dienstmann stets von selbst erscheinen. Auch wurden die Dienste nicht unentgeltlich geleistet, sondern außer vielen andern Geschenken wurde es allmählig immer mehr üblich, daß die Ministerialen Beneficien, nicht eigentliche Fendae erhielten (S. 246). Gerade in den Principien über den Grundbesitz der Ministerialen besteht vorzugsweise der Inhalt des Dienstrechtes. Dieses hat sich freylich sehr verschiedentlich nach den obwaltenden Verhältnissen der einzelnen Curien ausgebildet, doch kehren überall gewisse allgemeine Grundsätze wieder. Die seit dem eilften Jahrhunderte aufgezeichneten Dienstrechte sind freylich leider nur in sehr geringer Zahl auf unsre Zeit gekommen, diese sind folgende: die *Justitia Ministerialium Babebergensium*, die *Jura ministerialium S. Petri* (Cölnisches Dienstrecht), das Recht der *dyustmanne to Magdeborck*, das Recht des *Stichtes to Hildensem*, die *Leges feudales Tecklenburgicae* und der Ro-

*ulus officiorum Hainoiensium*, von welchen sämmtlich der Verfasser Abdrücke in einem Anhange zu seinem Buche liefert. Wegen der geringen Zahl dieser eigentlichen Dienstrechte müssen daher die Nachrichten mühsam aus andern Quellen zusammengestellt werden. Dem Verf. ist es nun in der That gelungen, über die Vermögensverhältnisse der Dienstmannen, über das Familienrecht, das Erbrecht, das peinliche Recht und über die die Ministerialen betreffenden gerichtlichen Verhältnisse eine große Menge schätzbarer Angaben als das Resultat seines emsigen Forschens in seinem Buche niederzulegen.

Nur Einiges möge davon hier noch ausgezeichnet werden. Was nämlich zunächst die Vermögensrechte angeht, so besitzen die Ministerialen außer Beneficien, für welche sich öfters in gleichem Umfange wie bey den deutschen Lehen die Erblichkeit ausbildete, Güter zu Eigen, allein immer nur nach Hofrecht, nur innerhalb der Gewalt ihres Herrn. Hierin offenbart sich gerade das Charakteristische ihres Verhältnisses, welches sich auch darin consequent ausspricht, daß die Ministerialen nicht anders als mit Vermittlung ihrer Herrn außerhalb der Gewalt desselben Güter erwerben, oder diejenigen, welche sie inne haben, an auswärtige Personen veräußern können (S. 282. 283). Hieher ist auch noch eine Verordnung Kaiser Heinrichs VI. vom 17. Novbr. 1192 zu ziehen, welche Perz in dem so eben erschienenen vierten Bande der *Monumenta Germaniae historica* p. 192. 193. mittheilt.

Eben jene Principien sind auch von dem größten Einflusse auf das Familienrecht, bey welchem der

Verf. sehr glücklich nachweist, wie in der That die Beschränkungen, die sich insonderheit bey Eingehung der Ehe finden, indem auch diese nicht mit Personen außerhalb der Gewalt des Herrn abgeschlossen werden sollte, nur in den Vermögensverhältnissen ihren Grund haben (S. 296). Er weist daher die falschen Ansichten, welche in neuerer Zeit ihre Geltung gefunden, gänzlich zurück, indem er (S. 293) sagt:

„Einige Schriftsteller — wenn sie auch wohl bekannt sind mit dem Einflusse der Geistlichkeit auf alle Verhältnisse jener Zeiten, so erkennen sie doch denselben nicht bey der Ehe der Unfreien an, obgleich jene überall und stets für die Heiligkeit der Ehe kämpften und schildern eine solche Ehe, sogar bey den alten ritterlichen Dienstleuten, als nicht viel besser, wie eine Paarung von Hausthieren, obgleich der Geist jener Zeiten und tausend Aussprüche der Quellen — das Gegentheil ausdrücklich lehren.“

Bey der Ehe kommt ausserdem noch der Punct in Erwähnung, daß selbst bey freyen Vasallen eine Beschränkung sich vorfindet; nicht nur in England, sondern auch bey den Franken schon zur Zeit der Merovinger findet es sich vor, daß der König die Töchter des Adels verheirathete und daß derjenige unter seinen Vasallen, welcher ein solches Band schließen wollte, dazu seiner Zustimmung sich zu versichern hatte. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die Lebensgeschichten der h. Rusticola, der h. Gertrud. (Abbat. Nival.), der h. Salaberga, des h. Gernar und Andrer, die wir bereits an einem andern Orte (deutsche Gesch. Bd. 1. S. 23. Note 103 und 103 a.) zusammengestellt haben. Bey den Ministerialen wurden, wie oben bemerkt, die Ehen mit auswärtigen, nicht unter der Gewalt ihres Herrn stehenden Personen, nicht gewünscht wegen der Vermögensverhältnisse; es knüpfte sich daran aber auch noch eine andere, nicht leicht zu lösende Frage an, in welches Herrn Gewalt die Kinder aus einer solchen Ehe kommen sollten. Wenn daher eine Ehe zwischen Ministerialen verschiedener Herren eingegangen wurde, so war es üblich, daß zur Vermeidung

von Streitigkeiten gerade über jenen Punct Verträge abgeschlossen wurden. Aber auch dieß hängt mit den Güterverhältnissen zusammen, und man darf solche Verträge nicht „aus der Habsucht der Herren, welche etwa wie Waaren ihre edeln Dienstleute verhandelt hätten“ herleiten, sondern gerade die Vorsorge für die Erbrechte der Kinder spricht sich in allen dergleichen Verträgen auf das Deutlichste aus (S. 325).

In der Lehre von der Vormundschaft (S. 33. und folg.) wären in Beziehung auf den Eintritt der Mündigkeit nunmehr noch Kraut's Forschungen in seinem Buche über die Vormundschaft (S. 110. u. f.) zu benützen, wir erinnern hiebey auch noch an den Ausdruck bey Lamb. Schaffn. ann. 1076 p. 412: puer infra militares annos.

So viel Interessantes sich auch sonst noch in diesem Abschnitte des Buches findet, so begnügen wir uns, um nicht die Grenze des uns gestatteten Raumes zu überschreiten, da wir noch ohnehin manche Bemerkungen zu machen haben, damit ein Verhältniß aus dem peinlichen Rechte der Ministerialen hervorzuheben, bey welchem der Verfasser eine Vermuthung aufstellt, die uns nicht nur sehr zusagt, sondern welche er, wie uns scheint, vollständig und hinlänglich begründet hat. Man findet nämlich es öfters als eine Ehrenstrafe vor, daß Fürsten einen Hund, Ritter einen Sattel und Bauern ein Pflugrad trugen (S. 390). Grimm hatte in seinen Rechtsalterthümern (S. 789 u. f.) diese Strafen dahin erklärt, sie hätten eigentlich die verwirkten Todesstrafen des Hängens zwischen Hund, des Feuer Todes und des Räderns ausdrücken sollen. Allein in dem Sattel sieht man zuvörderst keine Beziehung auf den Feuertod, zudem ist aber auch auffallend, daß dieses Symbol niemals da vorkommt, wo wirklich die Todesstrafe an Personen jener Stände vollzogen wird. Dagegen macht der Verf. darauf aufmerksam, daß, so wie der Geistliche regelmäßig mit einem Buche abgebildet wird, so auch bey ihm die analoge Strafe



darin bestehe, daß er ein Buch tragen müsse. Demgemäß scheint in allen diesen Symbolen nur eine Beziehung auf den Stand zu liegen, den derjenige, der zu ihnen verurtheilt wird, verneht hat.

Bei der Lehre von der Beendigung des Dienstverhältnisses kommt abermals ein Punet zur Sprache, der nach den Ansichten moderner Schriftsteller eine Handlung grausamer Willkühr zu involviren scheint, nämlich die Veräußerung der Dienstmänner (S. 441). Wenn man sich dieß Verhältniß so denkt, wie wenn der Herr seine Ministerialen auf den Markt getrieben und daselbst an den Meistbietenden verkauft hätte, so wäre freylich jene Behauptung nicht so ungerecht, allein sobald man die Sache nach den Aussprüchen der Quellen betrachtet, erscheint sie ganz anders. „Veräußerungen der Dienstleute geschahen in der Regel bloß, um denselben Vortheile zuzuwenden, wohin die Rechtsbücher vorzüglich die Vertauschung zu Gunsten der Erbrechte zählen.“ Den Schluß des Ganzen bildet eine Abhandlung über den allmählichen Untergang der Ministerialität, in welcher in Kürze Einiges recapitulirt und dann gezeigt wird, wie die Ministerialität in der Weise untergegangen sey, daß sich aus ihr vollständig der niedere Adel entwickelt hat.

Wir haben in den vorstehenden Bemerkungen unsere Leser mit dem Hauptinhalte dieses wichtigen Buches bekannt machen wollen und hoffen, daß wir in so fern unsern Zweck erreicht haben, als sie sich von der großen Bedeutung und dem Werthe dieser Schrift durch das, was wir aus ihr selbst entnehmen, überzeugt haben werden. Es ist auch unsrerseits das Lob, welches wir dem Verfasser spendeten, nicht mit verhältnißmäßig zu großer Freygebigkeit, sondern mit Wahrheit und Gerechtigkeit ertheilt worden. Aber wenn wir seine großen Verdienste anerkannten, so glauben wir auf der andern Seite, um so mehr ein Recht zu haben, auch einen Tadel über seine Schrift auszusprechen. Dieser Tadel bezieht sich theils auf die äußere Form des Buches,

theils auf die Art und Weise der Darstellung. Der Verf. hat zunächst für gut befunden sein ganzes Buch mit lateinischen Lettern drucken zu lassen und alle Hauptworte mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Dagegen hätten wir nun zwar an sich Nichts einzuwenden, wenn nicht gerade dieser Umstand auf dieses Buch den allernachtheiligsten Einfluß äußerte; davon aber liegt der Grund in der Darstellungsweise des Verfassers. Diese besteht darin, daß er die Worte der Quellen in den Text aufnimmt und die Noten meistens dazu benützt, um die Büchertitel anzugeben. So wenig wir die gegentheilige, früher auch von uns eingeschlagene Verfahrungsweise billigen, wo man den ganzen Inhalt eines Buches in die Noten zwingt, und den Text über diesen gleichsam wie das Del über dem Wasser schwimmen läßt, so wenig können wir uns aber auch mit der Behandlungsweise des Verfassers einverstanden erklären. Derselbe hat nämlich den Gebrauch, daß er die Stellen aus den Quellen, die er in den Text aufnimmt, nicht bloß als Belegstellen zu dem Gesagten einschaltet, sondern vielmehr in die einzelnen Sätze hineinverwebt. Dadurch entstehen entsetzlich lange und verwickelte Perioden, wo oft zwischen hundert lateinischen Worten drey deutsche stehen. Wenn nun der Verf. durchaus den lateinischen Druck vorzog, so hätte er gegen seine Leser doch wenigstens die kleine Gefälligkeit haben sollen, eine andere lateinische Schrift für die deutschen Worte zu wählen; denn zum Lesen ist dieß an sich vortreffliche Werk das schwierigste, was Ref. bis jetzt vorgekommen ist. Diese Art und Weise des Druckes sowohl, als der Darstellung ist wirklich ausnehmend störend; man denke sich nur als Parallele, wie es uns gefallen würde, wenn deutsche und lateinische Worte untermischt, sämmtlich mit deutschen Lettern gedruckt würden. Doch wir wollen Beyspiele anführen, und von dem Unbedeutendern zu dem Bedeutendern übergehen. Nachdem man durch die ersten zehn Seiten bereits mit der

Methode des Verf. bekannt geworden ist, daß un- mittelbar in deutsche Sätze lateinische hineingeflochten werden, heißt es S. 11: „indem servi dominei die compulsos exercitus waren.“ Jeder der diesen Satz zu Ende gelesen hat, wird weiter keinen Anstoß daran nehmen, im Lesen selbst aber wird man unfehlbar aufgehalten durch das Wort die, welches, mit gleicher Schrift zwischen lauter lateinische Worte gestellt, wie der Ablativ von dies aussieht. Doch wie gesagt, dieß ist unbedeutend. Bedeutlicher ist schon folgender Satz (S. 22), der sich als Nachsatz an einen andern anschließt:

„strafen (körperliche Züchtigungen), welche den königen und fürsten über sie sonst nicht zustanden: neque animadvertere, neque vincire, ne verberare quidem, nisi sacerdotibus permisso: non quasi in poenam, nec ducis jussu, sed velut deo imperante, welche eigentlich bloß auf knechte angewandt werden sollten und wenn ein freier ictus accipiat flagellorum, et careat ingenuitatis suae statu.“

(Schluß folgt.)

Supplement zu J. W. Döbereiners Grundriß der Chemie. Tabellarische Darstellung der organischen Stoffe in alphabetischer Ordnung. Für Ärzte, Chemiker und Pharmazenten. Von Franz Döbereiner, Doctor der Philosophie und Ehrenmitglied des norddeutschen Apothekervereines. Stuttgart 1857. P. Valzische Buchhandlung. 157 S. in 4.

Die täglich zunehmende Fluth von Stoffen, welche die Bestrebungen der Chemiker auf dem, wenn gleich so reichig bearbeiteten, doch jenem der anorganischen Chemie gegenüber so räthselreichen Felde der organischen Chemie uns, wenn auch nicht in ihrem Wesen, doch in ihrem Daseyn enthüllen, erfordert, daß dieses Materiale gesammelt und geordnet werde. In so ferne das Resultat eines solchen Unternehmens sich einem schon vorhandenen, systematischen, chemischen Werke als Supplement anschließen soll, dürfte an dasselbe der Anspruch gemacht werden können, ebenfalls systematisch angelegt zu seyn, damit Licht in die chaotische Materie dringe, Aehnliches zusammengestellt, Neues mit

schon Vorhandenem verglichen werde, und die Masse sich zu einem Gebäude gestalte, indem sich auf diese Weise allein aus einer zahllosen Menge einzelner Erfahrungen ein Wissen abstrahirt. So schwer diese Aufgabe zur Zeit bey der Unzulänglichkeit unserer Kenntnisse über die Natur der organischen Körper noch seyn mag, so nothwendig und so verdienstlich ist auch und bleibt eine solche Arbeit, wenn ihre Schwierigkeiten auch nur theilweise überwunden worden; denn das Vollendete wird, und zwar oft mit Leichtigkeit, auf den mühsam gelegten, dem scheinbar bodenlosen Terrain abgewonnenen Grund fortgebaut. Dieses Verdienst hat sich der ordnende Geist des unermüdeten Herberger's durch seine „systematisch-tabellarische Uebersicht der chemischen Gebilde org. Ursprungs. Nürnberg. 1851 — 56“ erworben, ein Werk, welches aber noch seiner Vollendung entgegensteht. Der Verf. des vorliegenden Buches wählte die alphabetische Form, und genügt hierdurch Denjenigen, welche sich über irgend einen einzelnen Stoff, abgesehen von seiner Stellung in der Kette der organischen Wesen, belehren wollen. Der Rubriken, welche seine Tabellen darbieten, sind drei. Die erste enthält den Namen des Stoffes und des Untersuchers oder Entdeckers und die Literatur; die zweyte die quantitative und atomistische Zusammensetzung und das Atomgewicht mit besonderer Angabe des Analytikers; die dritte Rubrik endlich enthält die denkbare (nach Berzelius: rationale) Zusammensetzung, Vorkommen, Bildung und Haupteigenschaften der Körper. Was die Vollständigkeit betrifft, so werden in diesen Tabellen wohl wenige Körper fehlen, die in deren Bereich gehören, und sind in dieselben auch die in der neuesten Zeit (bis zum Monat April) entdeckten aufgenommen; doch genügt uns nicht die bey einem jeden der behandelten Körper angeführte Synonymik, wenn die Synonymen nicht auch an ihrer Stelle im Alphabet mit Hinweisung auf den Namen, unter welchem sie behandelt werden, ihren Platz finden, eine Anforderung, die vorzüglich an jedes lexicographisch behandelte Buch gemacht werden, und bey deren Erfüllung allein, da der Stoff des Buches selbst alphabetisch geordnet ist, ein Register entbehrt werden kann. Wir finden hier z. B. die Namen Cholesterinsäure, Laurin, Bittermandelblcampher nicht an ihrer Stelle im Alphabet, wohl aber unter den synonymen Artikeln Gallensetztsäure, Gallenasparagin, Benzoin u. s. w. Der mit der Identität der genannten Körper noch nicht Vertraute wird daher ihre Auffindung nur einem Zufalle verdanken müssen. Endlich wäre noch zu wünschen, daß der Darstellung der Körper eine zwar nicht vollkommene, doch größere Ausführlichkeit gewidmet worden wäre. Druck und Papier befriedigen.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. December.

Nro. 244.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Untersuchungen über den Lebens-Magnetismus und das Hellsehen von Dr. Johann Karl Passavant; zweyte umgearbeitete Auflage. Frankfurt am Mayn. 1837. 348 S. 8.

Referent hat sich redlich bemüht, sich von der möglichen Absicht dieses Buches, dessen erste Ausgabe ihm nicht zu Gesicht gekommen, eine bestimmte Vorstellung zu bilden. Der Verfasser, sagte er sich, ist ausübender Arzt in einer großen, volkreichen und regsamen Stadt, in welcher es an bedeutenden pathologischen und psychologischen Verwickelungen nicht fehlen kann. Als solcher aufgefodert, im vorkommenden Fall hinsichtlich jeder krankhaften oder außerordentlichen Erscheinung sich genau seines Wissens oder Nichtwissens bewußt zu seyn, wird er auch Sicheres und Zweifelhafes, Bestimmtes und Schwankendes, in den bis jetzt angeblich beobachteten Erscheinungen des sogenannten Lebens-Magnetismus scharf zu unterscheiden sich bemüht und die Grenze zu ziehen gesucht haben, die genau erkennen läßt, was als wirkliche Thatsache feststeht und als reines Ergebnis übrig bleibt, was dagegen vom Schatz des Wissens entfernt und entweder als unechtes Metall für immer, oder als unbewährt einstweilen wenigstens bey Seite geworfen werden muß. Dieß zu erwarten glaubte sich Referent um so mehr berechtigt, als der Verfasser mit seiner Schrift nach so vielen andern aufgetreten ist, die denselben Gegenstand behandelten, ohne daß jene genaue Scheidung des rein- und wirklich-, und des bis jetzt wenigstens bloß angeblich- Thatsächlichen erfolgt wäre.

In dieser Beziehung nun können wir nicht sagen, daß unsere Erwartung erfüllt worden. Was das Thatsächliche der Erscheinungen betrifft, so scheint uns weder durch die eigenen Erfahrungen des Hrn. Verfassers, noch durch seine Art, die früheren Beobachtungen Anderer zu erwähnen, die Untersuchung gefördert. Eher könnten wir gegen frühere Versuche, die verschiedenartigen Erscheinungen in eine gewisse stufenmäßige Verbindung zu bringen, durch die sie zugleich auseinandergelassen und unterschieden werden, bey ihm einen Rückschritt wahrzunehmen glauben. Denn der Herr Verfasser weist S. IV. der Vorrede jede künstliche Eintheilung der Erscheinungen in Klassen und Ordnungen ab, die ohne Willkühr, sagt er, kaum möglich sey. Um so mehr galt es also, die natürliche Eintheilung zu finden.

Insbefondere müssen wir beklagen, daß die Litteratur des Gegenstandes so wenig vollständig berücksichtigt, Einiges von dem Wichtigeren dem Verfasser sogar, wie es scheint, unbekannt geblieben ist, bey vielen angeblichen Thatsachen die Quellen entweder nicht citirt, oder wenigstens keiner Kritik unterworfen sind.

In dieser Hinsicht hat also das Werk durchaus nichts Abschließendes; Alles ist vielmehr, was diese Seite betrifft, ganz und gar auf dem alten Fleck geblieben. Statt die Erscheinungen in einer Uebersicht und eben damit zugleich Einsicht gewährenden und die Vollständigkeit der Aufzählung verbürgenden Folge darzustellen, will er nur eine Zahl der verschiedensten Formen derselben zusam-

menstellen, um sie sodann aus den allgemeinsten Gesetzen der Natur und des Geistes abzuleiten (Vorrede S. IV.). Es wäre demnach die theoretische oder erklärende Seite als diejenige anzusehen, auf welche der Herr Verfasser selbst das größere Gewicht legt.

Der letzte Theil der Ankündigung setzt voraus, daß sich der Herr Verfasser — oder die Welt, im Besitze der Kenntniß dieser allgemeinsten Gesetze der Natur und des Geistes befinde. Indes so ernstlich ist auch dieß nicht gemeynt; denn wenige Seiten nachher in derselben, nur sieben Seiten langen Vorrede verweist Hr. Dr. P., noch ehe er den Versuch angefangen, dem er sich unterziehen zu wollen erklärt hat, bereits an dem Gelingen desselben. Dieß besagen die Schlussworte der Vorrede: „So hat also dieses Buch nicht den Zweck, eine abgeschlossene Theorie zu geben, wohl aber soll es den Leser in den Stand setzen, sich frey seine eigene Ansicht aus den angeführten Thatsachen und deren Erörterungen zu bilden.“

Nebenbey werden indes die lebensmagnetischen Einwirkungen und die durch sie hervorgebrachten Zustände zum voraus schon als Magie und Ekstase bezeichnet. (So schreibt nämlich der Herr Verf. das ganze Buch hindurch; im Druckfehler-Verzeichniß wird Ekstase verbessert). Je größer diese Worte, desto mehr hätten wir erwarten dürfen, erst die Thatsachen selbst gesichtet und festgestellt zu sehen, anstatt daß mit den theoretischen Untersuchungen angefangen wird, welche durch die Ueberschriften der ersten Kapitel bezeichnet sind: Von den allgemeinen Naturkräften, von den organischen Naturkräften, von der lebensmagnetischen Kraft.

Ehe wir zu diesen besondern Titeln fortgehen, wollen wir uns noch ein Wort über den Vorlag selbst erlauben: die genannten Erscheinungen aus den allgemeinsten Gesetzen der Natur und des Geistes abzuleiten. Es giebt wohl jeder zum Vor-

aus zu, daß in Magie und Ekstase, wie der Herr Verfasser die lebensmagnetischen Erscheinungen nennt, sich Etwas zeigt, was über die insgemein sogenannte Natur, nämlich diese sichtbare Ordnung der Dinge hinausgeht, ja derselben entgegengesetzt ist (wie unter anderem daraus zu sehen, daß mit jenen lebensmagnetischen Aeußerungen eine Er tödtung der sinnlichen Natur des Menschen verbunden seyn soll). Wie sollte sich nun dieses aus den allgemeinsten Gesetzen der Natur erklären lassen? Erwartete man nicht vielmehr das Gegentheil zu hören, daß sich jene Erscheinungen nicht aus den allgemeinsten Gesetzen der Natur und des Geistes ableiten lassen, daß es vielmehr nur der vermitteltesten (und zwar nicht einer dialektisch erkünstelten, sondern durch die Genesis der Dinge selbst nachgewiesenen) Erkenntniß gelingen könne, jene Erscheinungen zu erklären? Dennoch, wäre der Herr Verfasser nur wirklich zu den wahrhaft allgemeinen Principien aufgestiegen, so wäre die Sache ganz gut. Denn die vermittelteste Erkenntniß setzt auch wieder die unvermittelteste voraus, und nur, wer die wahrhaft allgemeinsten Principien, — die es nämlich sind, weil sie auch für die Erklärung jenes Außerordentlichen nicht zu eng und zu schwach sind, — erreicht hat, vermag Erscheinungen zu begreifen, welche sich aus selbst untergeordneten und darum einseitigen Principien nicht erklären lassen.

Allein schon die angeführten Titel der ersten Kapitel lehren uns, daß an jene höchsten, wahrhaft allgemeinsten Principien bey dem Herrn Verfasser ohnedieß nicht zu denken ist. Hätte er sich nur wenigstens zu denjenigen erhoben, welche Principien weder der unorganischen, noch der organischen Materie insbesondere, sondern eben der Materie überhaupt sind! Dazu hat man gewiß alle Ursache gegenüber von Erscheinungen, die als Magie und Ekstase bezeichnet werden. Giebt es für sie, (ihre Realität vorausgesetzt), einen Schlüssel, der zugleich ihre Rechtfertigung ist, so kann er nur jenseits und über der Materie (dem bloßen Substrat) ge-

sucht werden. Unsere Erwartungen wurden gespannt, als wir den Verfasser auf der ersten Seite versichern hörten: ohne einer Alles unerklärt lassenden, materialistischen Ansicht zu huldigen, könne man die Materie nicht als etwas Ursprüngliches ansehen; aber sie wurden auch wieder ziemlich herabgestimmt durch den Zusatz: sie sey selbst nur als ein Produkt von Kräften zu denken; denn dieser Ausdruck zieht die Betrachtung dennoch wieder unter die Materie herab, indem es nie möglich seyn wird, unter Kraft Etwas zu verstehen, was nicht Materie schon voraussetzt. Wirklich findet der Herr Verfasser in den nächsten Zeilen selbst gerathen, von der Materie, als einem Gegebenen auszugehen, ohne zu ahnden, daß er damit den Quell aller Erklärungen für die ganze Folge sich verschlossen hat.

Aber schon dieß war uns unverständlich, wie allgemeine Naturkräfte diejenigen heißen können, von denen nachher die organischen unterschieden werden. Den ersten Anspruch auf den Titel einer allgemeinen Kraft hätte im System des Verfassers die Schwere, „die alle Körper, unangesehen ihrer qualitativen Verschiedenheit, einigende;“ ihr gegenüber ist ihm die Materie nur der „allgemeine noch indifferente Körperkeim, aus dem die einzelnen Körper durch innere Lebenshätigkeit der (sich differenzirenden?) Materie hervortreten;“ allein er eignet gleich darauf den Namen der allgemeinen Kräfte denjenigen Potenzen zu, die sich unseren Sinnen als Licht, Wärme, Electricität und Magnetismus offenbaren, „die die Ursachen aller qualitativen Verschiedenheiten der Materie sind, ohne daß zu sehen ist, ob diese Potenzen — Formen der vorausgesetzten innern Lebenshätigkeit der Materie, oder gegen sie äußerlich, die Materie different machende Potenzen sind.

Wir hatten nicht erwartet, den Verfasser, der so Großes unternommen, wieder auf dem Standpunkte der bösen dynamischen Physik anzutreffen, über die er sich mit keinem Gedanken erhebt,

deren Grundsätze in seiner Darstellung nur schlaff geworden sind und alle Bestimmtheit verloren haben, namentlich durch die eingemischte empirische Hypothese des angeblich den Weltraum erfüllenden Aethers, der nun der Urstoff ist, aus welchem die Weltkörper hervorgehen; „dessen erste Kraft, das Feuer, das wir uns als treibend, vom Centrum aus wirkend und daher expandirend denken müssen, obwohl beschränkt durch die zusammenhaltende Wirkung der Schwere, offenbart sich als Licht und Wärme und gestaltet sich, polar geworden, zu Electricität und Magnetismus. Diese Hauptmanifestationen des Feuers sind wieder — unendlich! Modificationen und Verbindungen fähig und begründen dadurch die Metamorphose der Körperwelt.“ — Auf solche vage, durch nichts begründete und nicht einmal unter sich zusammenhängende Vorstellungen, mit denen er jeden Standpunct vor und außer der Materie vollends aufgegeben und verloren, will der Hr. Verfasser das Gebäude seiner Untersuchungen, zunächst über organische Natur, weiterhin über Lebens-Magnetismus aufführen, mit ihnen denkt er selbst zum Theile Magie und Ekstase begreiflich zu machen!

(Schluß folgt).

Die Ministerialen. Von August Freiherrn von Fürth. Köln am Rhein 1836.

(Schluß).

Dazu kommt, daß der Verf. lateinische eingeschaltete Sätze öfters mit großen Anfangsbuchstaben beginnt; was soll man z. B. zu folgendem Sätze (S. 24) sagen?

„Die grossen des reiches führen diesen namen (Ministerialen), so nennt z. B. könig Arnulf: Engelmarum dilectum episcopum (Laureacensem et Pataviensem) et ministerialum nostrum, also einen geistlichen fürsten seinen ministerial und zugleich in derselben urkunde erscheint Isingrimus illustris comes, ministerialis imperii, da-

pifer noster (Arnulphi regis), welchen er auch sonst noch nennt: Isengrimo illustri comite ministerialique nostro. denn nicht selten kommt der ausdrück vor: tam comites quam caeteri ministri reipublicae. ebenso wie jeder andere beamte (dieß gehört zum Obigen: „die großen Fürsten u. s. w.), sei es nun des königes selbst oder der königlichen familie, welche das capitulare de ministerialibus palatinis erwähnt: ministeriales dilectae conjugis nostrae et filiorum nostrorum, oder irgend eines andern geistlichen oder weltlichen herrn, wenn dieser auch selbst königlicher beamter war. Episcopi et Abbates, sive Comites, dimittunt eorum liberos homines ad casam in nomine ministerialium. Similiter et Abbatissae. Hi sunt falconarii, venatores, telonearii, Praepositi, Decani, et alii qui Missos recipiunt et eorum sequentes. — jubente Comite vel ministerialibus ejus. — nequae a Comite neque a junioribus aut ministerialibus ejus. — Episcopi vel Abbatis seu Comitibus ministeriales. denn die grossen des reichs wettesten den glanz des königlichen hofstaates nachzunehmen.“ —

Ähnliche Sätze finden sich durch das ganze Buch hindurch, dieß ist aber noch nichts gegen eine Periode auf S. 89. die mit den Worten: denn wenn auch den Dienstleuten u. s. w. anfängt. In dieser Periode sind unter andern die Worte: „hatsen sie auch die vogtei“ und „und übten als kirchenvögte eine gerichtsharkeit über kirchen“ durch dreißig Zeilen von Citaten (NB. Alles mit gleicher Schrift) getrennt. Eben so geht es auch mit denjenigen Perioden, in welche Worte aus den in deutscher Sprache geschriebenen Quellen eingeschaltet sind z. B. §. 42. besonders S. 54. 55. 56. Wir könnten außer diesen noch eine Menge anderer ähnlicher Stellen (z. B. S. 176 u. s.) anführen, bemerken aber nur noch das Eine, daß dieß Einschaltungssystem notwendig einen nachtheiligen Einfluß auf den Styl des Verf. haben muß. Davon giebt eine Periode, welche continuirlich deutsch geschrieben ist, auf S. 293 den Beweis, aus welcher wir früher schon eine Stelle hervorgehoben haben. Wir wollen diese Periode zergliedern.

„Einige schriftsteller haben sich — bemüht, die vorschritten — so zu schildern —

dass sie — — — anreihen konnten  
indem sie — — — zu grunde legen  
und wenn sie auch wohl bekannt sind — —  
so erkennen sie doch nicht — — — an  
obgleich jene (die geistlichkeit) — kämpfte  
und schildern — — als nicht viel besser —  
obgleich — tausend aussprüche der quellen,  
(welche — — bestimmen  
durch welche geboten wird  
welche — — — — schildern  
so dass es zum erstaunen wäre, wenn — obge-  
gewaltet hätte)  
das gegentheil lehren,  
und ihnen (den schriftstellern) — scheinen müsste  
wenn nicht — bedingt würden,  
sonst auch kaum zu begreifen wäre,  
wie — folgt  
und — wie eingeholt werden müsste  
während aber — bestimmungen enthalten sind,  
angemessen der eintheilung des landes, nicht der  
ideen einzelner schriftsteller.

Diese Periode zählt fünf und vierzig Zeilen.

Nichts liegt von uns ferner, als den gelehrten Verfasser durch diesen Tadel seines Buches zu verlegen, wir haben ihn dadurch nur aufmerksam machen wollen, wie er auf diese Weise seiner Darstellung Schaden thut. Wir bitten ihn, von dem wir noch Großes für unsre Wissenschaft erwarten, sein schönes Talent und seine gediegenen Kenntnisse durch Anwendung einer gefälligeren Form wirksamer und einflussreicher zu machen.

Nachtrag. Eine für die Verhältnisse der Ministerialen nicht uninteressante Stelle findet sich in dem Juramentum Pacis Dei vom Jahre 1085 bey Perß, Monum. Germ. hist. Tom. IV. p. 58. 59. Wir verweisen auf eine bald nachfolgende Anzeige dieses Werkes.

Dr. Phillips.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. December.

Nro. 245.      der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.      1837.

Untersuchungen über den Lebens-Magnetismus  
und das Hellsehen von Dr. Johann Karl  
Passavant; ic.

(Schluß.)

Es ist ganz natürlich, daß man, so lange man nicht den Standpunct vor und über der Materie wirklich gewonnen hat, schon nicht das Differenzirtwerden derselben, wodurch die Körper entstehen, erklären kann. Man kann dann eben nur sagen, daß die Materie sich differenzire, oder will man doch auch wieder wirkende Ursachen dieser Differenzirung angeben, so nennt man als solche Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus, ohne zu bedenken, daß diese Alle selbst nur Phänomene sind, die die Differenzirung der Materie voraussetzen und aus ihr erklärt werden müssen, statt sie zu erklären. Um aber vollends Magie und Ekstase zu begreifen, dazu gehört, nicht bloß von den unendlichen Modificationen der different gewordenen Materie irgend wie eine Erklärung zu machen, sondern den letzten Grund aller Differenzirbarkeit der Materie zu finden und die Möglichkeit der Differenzirung vor aller wirklichen zu begreifen. Sucht nach Unendlichkeit ist das Wesen der Materie, die Unendlichkeit aber, die sie jetzt hat, welche gegen Innen gerichtet ist und in den unendlichen Modificationen ihrer selbst sich offenbart, kann nicht der ursprüngliche und anfängliche Wille der Materie gewesen seyn; vielmehr strebte sie natürlicher Weise die entgegengesetzte, nämlich eine nach Außen gehende,

expansive und protensive Unendlichkeit an. Gelang ihr dieses ihr Streben, so war an keine Differenzirung, an kein Geschöpfliches zu denken. Allein in jenem Streben durch irgend eine Macht verhindert und der Möglichkeit beraubt, expansiv, oder protensiv unendlich zu seyn, wirft sie sich auf sich selbst zurück, und ergießt sich in ihre eigene Tiefe; sie ist nun intensiv unendlich, oder das unendlich Vollen, die eigenliche, der Differenz fähige Materie. (Der Herr Verfasser stellt sich unter Materie immer nur die empirische und auch diese eigentlich erst als die schon organisch gewordene vor, während doch Materie ursprünglich ein rein philosophischer Begriff ist.) Diesem ersten Moment aber muß ein zweyter folgen, soll es wirklich zur Differenzirung und zum Geschöpflichen kommen. In dem unendlich Vollen muß das Leere hervorgebracht werden, damit Unterscheidung, Bewegung, Leben, Freiheit sey, und erst das mit dem Leeren durchwebte Vollen macht die geschöpfliche Natur aus. Wir äußern den Gedanken, daß die Hervorbringung des Leeren erst der eigentliche (übrigens zweyte) Akt der Schöpfung sey, einfach dem Arzt gegenüber, der weiß, daß es ohne Höhlen und Kammern kein thierisches Leben geben würde, und der doch gewiß einmal darüber wenigstens nachgedacht hat, was ein Gefäß sey und wie es wohl entstehe. Dieser durch dieselbe Gegenmacht, welche den ersten Moment herbeigeführt hat, bewirkte zweyte Moment, hat aber selbst wieder seine Stufen und Momente, indem der Proceß vom Unorganischen zum Organischen fortschreitet.

Es ist daher viel zu spät, wenn von einem „zweckmäßig wirkenden Princip“ erst bey der organischen Materie die Rede ist. Der Verfasser, der oben dieß als unterscheidendes Merkmal der organischen Natur angegeben, hebt es übrigens sofort selbst wieder auf, indem er unversehens in unserem Sonnen- und zuletzt in dem Welt-System ein ähnliches selbständig und zweckmäßig Wirkendes entdeckt, so daß der Leser verlegen fragen muß, ob die allgemeinen Kräfte jetzt als organische, oder die organischen als allgemeine anzusehen sind. Der nächste Uebergangs-Versuch wird mit der Versicherung gemacht, wie die allgemeinen Kräfte (Licht u. s. w.) Modificationen der Materie, so seyen die organischen Kräfte Modificationen der allgemeinen, aber die Art, wie diese Modificationen erzeugt werden, (zuerst wäre nöthig gewesen zu wissen, worin sie bestehen), sey uns völlig unbekannt.

Wir sehen voraus: ein Deus ex machina — muß kommen, der uns bis zur Magie und Ekstase bringt. Wenn der Verfasser bekennen muß, daß er von den Modificationen, denen die allgemeinen Kräfte im organischen Leben unterworfen sind, keinen Begriff hat; wenn er da, wo der Uebergang zum animalischen Leben gemacht werden soll, sich mit den nichtsagenden Formeln begnügen muß: die organische Kraft erhebt sich im Thierreich zur Nervenkraft; die Nerven sind das Organ, durch welches das Thier Empfindung hat und auf Reize reagirt, ohne daß er über die Natur dieser Nervenkraft, über die Vorgänge, wenn der Nerve Empfindung und wenn er Bewegung vermittelt, ein verständliches Wort vorzubringen wüßte, — wenn schon hier der Faden abreißt, wie kann er hoffen, von dem animalischen Leben bis zu den Wirkungen oder Zuständen zu gelangen, die er als magisch und ekstatisch bezeichnet? Weiterhin, wenn es wahr ist, daß wir die „Bewegungen der Uranus-Trabanten und der Doppelsterne, (was so auffallend eben nicht ist), besser kennen, als die unseres eigenen Denkfor-

ganß;“ wenn er darüber (S. 58) wie „wir mittelst des Gehirns denken“, nur die einfältigen Aeußerungen von Hellscherinnen, „daß von ihrem Hirn aus beständig Licht nach allen Nerven ausstrahle“ (S. 52), „daß sie die Gedanken Anderer erkennen, indem sie einem schlängelnden Licht folgen, das aus dem Hirn der Beobachteten hervorgehe“ (S. 98), und dergleichen anzuführen weiß, und mit allen den leidigen Behelfen halbmaterieller Substrate, wie Nervenagens, Nervenäther und selbst dem Justinus-Kernerschen Aetherleib sich befremden muß, nur ut-aliquid dixisse videatur: so war hier noch einmal Gelegenheit zur Selbsterkenntniß gegeben und Veranlassung, sich wegen seines Begriffes von Materie, der ihm nicht weniger als dem größten Materialisten der seinige hinderlich und im Wege ist, zu besinnen. Hier galt es, wenigstens die Möglichkeit eines physischen Processes im Gehirn zu zeigen, der mit dem Denken eine Analogie hat, nicht aber mit der Electricität, wie der, durch welchen, nach einigen, das Nervenagens erzeugt wird. Dieser soll nämlich in einer polaren Thätigkeit zwischen der weißen und grauen Hirnsubstanz bestehen (S. 51).

Beispiele, unter denen die von Tauben-Eyern, aus denen Junge ankrochen, die nicht den Eltern, sondern dem Individuum, das sie zufällig bebrütet hatte, ähnlich waren (S. 22), die unverdächtigsten sind, obwohl sie eine andere Auslegung zulassen, müssen das beste thun, um zu zeigen, wie die Seele, welche endlich als der Deus ex machina erscheint, und namentlich die Einbildungskraft (?) der Thiere unmittelbar, d. h. ohne Vermittelung der Organe auf andere Körper einwirkt. „Das Verständniß dieser Wirkungsweise kann die ganze Region jener Kräfte, wozu der Lebensmagnetismus gehört, am besten erklären.“ Referent zweifelt hieran keinen Augenblick, wenn aber nur in dem Buche ein Jota von dem Wie dieser Wirkungsweise stünde!



Noch bedarf es nur Eines Schrittes, nämlich der Annahme einer größeren (wie großen?) Concentration und Befreyung der Seele, von der ein veränderter Bezug zu der Außenwelt erst eine Folge ist, um dem Verfasser Alles möglich, Wunder natürlich, Magie und Ekstase, wie er sie verlangt, ganz begreiflich zu machen. Schon in einer gewissen zaghaften Art, mit welcher der Herr Verf. der größten Thatsachen erwähnt, glaubte Referent ein Zeichen zu sehen, daß er in seinen Erklärungen nicht allzuweit gehen würde. Wie ihm im Anfange die Materie die Grenze ist, über die er nicht zurück-, so ist ihm am Ende die Seele das, worüber er nicht hinauszukommen weiß, als wäre die Seele nicht eben das, was der Mensch für sein gewöhnliches, gegenwärtiges Daseyn hat, was sich aber natürlich versagt, so wie man es über seine Grenze hinausbrauchen will. Was aber über die Seele hinaus (wir meinen nicht den Geist, nach der bekannten Stufenfolge: Leib, Seele, Geist) da ist und wirkend werden kann, das zu wissen und zu bekennen, sollte wenigstens einem Schriftsteller nicht schwer werden, welcher sich rühmt, christliche Ideen studiert zu haben. Er sollte wissen, daß es außer (neben) dieser Welt wirklich noch eine andere (wir meinen nicht die künftige) von jener im gewöhnlichen Zustand ausgeschlossene gibt, und daß ebenso die Seele des gegenwärtigen Zustandes noch Etwas außer sich hat, das sie von sich ausgeschlossen hat.

Indem so die Begriffe des Herrn Verf. für seine Gegenstände fast durchaus zu enge, zu todt, zu sehr vom Gewöhnlichen hergenommen sind, wird der Leser durch das beständige wieder von vorn Anfangen des Erklärens, wobey es nie zu wirklicher Erklärung kommt, zuletzt in die peinlichste und ungeduldigste Stimmung versetzt. Er sieht sich vor einer Drehscheibe verwirrender und verwirrter Begriffe, die der Verf. in so raschen und glücklichen Schwung zu versetzen weiß, daß sich ihm alle Thatsachen in ein unbestimmtes, schmutziges Grau verlieren; wollte er aber den Zustand beschreiben, in den ihn die eingestreuten theoretischen Belehrungen versetzen, müßte er wie jener halbgehörte Blinde ausrufen: *βλέπω ἀνθρώπους ὡς δένδρα περιπατοῦντας.*

Wir haben uns bis jetzt bloß an die Haupt-

sache gehalten. Wenn nun freylich der Verf. in dem, was eigentlich seines Geschäftes war, weder durch wirklichen Aufschluß gebende Ideen, noch auch durch Methode, oder Stetigkeit der Entwicklung, sich als Philosophen erwiesen, so wollen wir darum nicht läugnen, daß nebenbey ein der Philosophie nicht unfundiger Mann in ihm zu erkennen ist. Es fehlt nicht an dem nordischen Schiboleth: Bewußtseyn, Selbstbewußtseyn, Gottesbewußtseyn, das wie ein Stockschnupfen auch in einem Theil des südlichen Deutschlands zu wirken angefangen. Ein „Gedanken-Contagium“ (S. 120) anderer Art hat man, scheint es, in dem philosophisch-theologischen Bruchstück anzunehmen, das zur Erklärung der Zahlen 3, 7, 13, 21, 40, mit denen sich Hellscherinnen bekanntlich viel zu thun machen, beygebracht wird; denn es hängt weder vor- noch rückwärts mit den eignen Gedanken des Verf. zusammen. „Endlich“, heißt es, (dieses Zahlengeheimniß sollte nämlich erst auf planetarische, oder lunarische Verhältnisse zurückgeführt werden) — „Endlich kann der absolute Geist in dem begriffenen Monotheismus nur als ein Drey-einiger erkannt werden.“

Herr Dr. P. hätte sich den Dank jedes denkenden Lesers in hohem Grade verdient, wenn er sich auf den Standpunct der reinen Naturphilosophie gestellt, und Erscheinungen von solcher Bedeutung, wie die lebensmagnetischen, benutzt hätte, diese in ihren Principien zu erweitern, anstatt, noch dazu auf so todtte Weise, nur zu wiederholen, womit sich die Naturphilosophie in der Zeit der ersten großen, aus dem Galvanismus hervorgegangenen Entdeckungen begnügen konnte, und eine Zeitlang selbst der Empirie vorausgeeilt war. Nachdem nun aber das Alles in einer, alle Erwartung übertreffenden Ausdehnung längst durch Erfahrung bestätigt ist, genügt es nicht mehr, die Einheit aller dynamischen Actionen, und noch dazu auf eine so schwankende Art, zu versichern. Ganz andere Forderungen sind zu erfüllen, wozu die Mittel freylich nicht in Scholastik, welche namentlich die Naturphilosophie nicht um einen Gedanken reicher gemacht hat, sondern nur in einer neuen, frischen und, damit wir es sagen, kühneren Auffassung der Natur zu finden sind. Hätte der Verf. nur einen einzigen Griff der Art gethan, gern hätte man ihm seine

weiläufigen Reserate, und außer der theologischen auch die historische Gelehrsamkeit erlassen. Denn auch einen historischen Theil hat die Schrift, und zwar einen, dessen Umfang den des philosophischen fast übertrifft. Als Vorschmack dient, daß bereits in dem ersten Theil das Hellsehen im Traum, in Krankheiten, in der Contemplation (darunter wird, seltsam genug, die Geschichte der Jungfrau von Orleans subsumirt) und das Hellsehen „derjenigen Seher, welche in der christlichen Kirche vorzugsweise Propheten genannt werden“ S. 186, in Eine Linie gestellt werden, ohne daß auch darin, wenigstens was die profanen Beispiele betrifft, viel dem Verf. Eigenthümliches zu erkennen wäre; denn längst vor ihm sind meist diese Thatsachen auf ähnliche Weise, ja sogar vollständiger (es fehlen z. B. bey ihm die Weissagungen des Nostradamus u. a.) zusammengestellt worden.

Welcher Christ, ja nur welcher Philolog oder Philosoph möchte übrigens Stellen der Psalmen und Propheten wie diese: du erleuchtest meine Leuchte; in seinem Licht sehen wir das Licht; oder: die Hand des Herrn kam über mich, und siehe, ich sah! — erstere mit den Erfahrungen des somnambulen Hellsehens, letztere damit in Verbindung setzen, „daß zu allen Zeiten die Hand das Organ gewesen, wodurch ein Mensch auf den andern magnetisch eingewirkt?“ S. 189.

In dem historischen Theil kann man alsdann umständlich erfahren, wie von den „prophetischen Anschauungen und den clairvoyanten Träumen der Stammväter des jüdischen Volkes,“ durch die ihnen z. B. die künftige weltgeschichtliche Bedeutung ihres Stammes, und daß in ihrem Samen alle Geschlechter sollten gesegnet werden, offenbart wurde, so wie, von den durch die Propheten Elias und Elisa bewirkten Heilungen angefangen, bis zum griechischen Tempelschlaf, dem Orakelwesen der Alten, und von da wieder bis zu den Ekstasen der Schamanen im nordöstlichen Sibirien, alles mit Lebensmagnetismus zusammenhängt, ohne daß man übrigens den wirklichen Zusammenhang, oder etwa auch ein Fortschreiten und damit eine wirkliche Verschiedenheit zwischen so weit auseinander liegenden Erscheinungen selbst wahrnehmen könnte. Wie unklar der Verf. hier sich

selbst gewesen, zeigt der Wischmasch wirklicher Zustände und philosophischer Doctrinen, den er bey Gelegenheit der Indier und der Neuplatoniker (besonders des Plotinos und Jamblichos) vorbringt.

Einen entschiedenen Nutzen jedoch hat dieser historische Theil, nämlich vollends auch den langmüthigsten Leser zur Erkenntniß zu bringen, daß in dem ganzen Buch nicht etwa der Lebensmagnetismus und das Hellsehen aus dem ganzen natürlichen und geistigen Connex des Seyns erklärt wird, sondern eher die Existenz der Welt, oder doch wenigstens alle Lebensäußerungen in ihr für Lebensmagnetismus ausgegeben werden, der anstatt im Buche seine Erklärung zu finden, vielmehr das große X ist, das überall vorhalten muß. Ganz ebenso steht es jedem frey, und jeder kann sich damit ergötzen, eine Gegend durch ein gelbes, oder blaues Glas zu betrachten, nie aber wird sich solcher Brillen jemand bedienen, der die Absicht hat, Schattirung oder Beleuchtung oder Luftstimmung der Gegend, oder irgend etwas der Art, wirklich zu studiren. Dem wirklich geistreichen und übrigens wohlmeinenden, geschickten und fleißigen Verfasser gegenüber kann es uns nur leid thun, wenn wir allem Angeführten zufolge uns außer Stand sehen, auszusprechen, daß sein Buch für das Begreifen dieser besondern Erscheinungen, oder für Naturforschung überhaupt, oder für Naturphilosophie, oder für Geschichte und Theologie von besonderem Gewinn seyn dürfte. Bemerkenswerth indeß ist daselbe immer als Ausdruck eines Zustandes, in welchem sich die Wissenschaft im Uebergangsmomente befindet, wo frühere Principien und Methoden ihre ursprüngliche Kraft verloren haben und daher nur noch mit Schleichheit angewendet werden, indeß die neuen, unausbleiblich kommenden, weil von der Sache geforderte, noch nicht wirklich vorhanden, und wenigstens nicht jedem zugänglich sind.

#### Verichtigung.

S. 836 Z. 1. ist anstatt: Verbesserungen zu lesen: Verfassungen.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. December.

Nro. 246.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

The history of the United States of North America, from the plantation of the British Colonies till their revolt and declaration of independence. By James Grahame Esq. London 1836. Vier Bde. gr. 8.

Von den vereinigten Staaten in Nordamerika kommt nicht selten, insbesondere bey Franzosen, die Behauptung vor, sie hätten keine Geschichte. Stärker würde man kaum übertreiben, wenn man umgekehrt behauptete, es komme diesen Staaten allein der Besitz einer Geschichte zu; nämlich, einer die Sage ganz ausschließenden, \*) einer durchaus ur-

kundlichen, einer nirgends unsicheren noch lückenhaften. Jene Behauptung will zwar nur sagen, erst vor Kurzem habe die Geschichte der Vereinigten Staaten begonnen, nämlich seit dem Kriege, der ihnen die Unabhängigkeit erworben, welche der Zweck ihrer Vereinigung gewesen. Dieß ist in dem Sinne richtig, in welchem auch zugegeben werden muß, die Geschichte des deutschen Bundes fange erst mit der Stiftung desselben an. Ginge man aber weiter und erklärte die Kunde von den früheren Schicksalen der Landschaften, die den amerikanischen Bünd geschlossen haben, für werthlos überhaupt oder doch

Landes. Der nahm ihn mit großer Feyerlichkeit an, ließ ihm ein reichliches Mahl vorsehen und gebot sodann, es sollte ihm der Kopf, auf einen Stein gelegt, mit Keulen zerschmettert werden. Umsonst hatte für ihn des Königs wunderschöne Tochter Pocahontas gebeten. Nun stand sie auf, umschlang den Fremden fest mit ihren Armen und rief, sein Tod werde auch der ihrige seyn. Dieser Anblick rührte den König; er gab den Gefangenen alsbald frey und ließ ihn zu der Pflanzstadt zurückgeleiten. — Was hätte nicht aus diesem Abenteurer, fast am Beginne der Pflanzung Virginien's, die Sage machen können? Aber wo die Geschichte bereits herrscht, vermag die Sage nichts mehr. Undank, Mißgunst, Kränklichkeit endlich vertrieb den Helden zwey Jahre darauf aus der Pflanzstadt; er starb in England, wo man, zu seinem Verdruße, sein Abenteuer auf das Theater gebracht hatte. Die schöne Pocahontas wurde, nach Smith's Entfernung, auf einem Streifzuge gefangen und in die Pflanzstadt gebracht; dort gewann ein junger Mann ihre Zuneigung, heirathete sie und zeugte mit ihr Kinder, von denen noch jetzt gute Geschlechter in Virginien übrig seyn sollen. I. 42 — 68.

\*) An Stoff zu einer Helden-Sage hat es nicht gefehlt. Johann Smith, unter den Stiftern des Staates Virginien der vorderste, gerieth auf einem der Züge, die er in das Innere des Landes that, in ein Gefecht mit den Wilden, und, nach tapferer Gegenwehr, in ihre Gewalt. Sie schickten sich an, ihn zu tödten, er beehrte mit dem Oberhaupt zu sprechen, stand im Kreise, bat nicht um sein Leben, sondern zeigte den Compaß, den er mit sich trug, und erklärte in fließender Rede den Gebrauch und was damit entdeckt worden sey. Staunend hatten ihm die Wilden zugehört und eine Zeit lang waren sie unerschlossen über ihn, doch siegte zuletzt die Nachgier ob; an einen Baum festgebunden, sah er schon die Pfeile, die auf ihn gerichtet waren, als das Oberhaupt vortrat, und, den Compaß in die Höhe haltend, befahl, von ihm abzulassen. Er ward in eine Wohnung geführt und gut gehalten und gepflegt, erlangte aber die Freyheit nicht, weil er die Forderung der Wilden, daß er die englische Pflanzstadt ihnen übergäbe, standhaft ablehnte. Nun zogen sie mit ihm zu Powhatan, dem Könige des

für unerheblich in Beziehung auf die Geschichte seit erlangter Unabhängigkeit, so würde man nicht weniger irren, als wenn man die frühere deutsche Geschichte in Vergleichung mit der neuesten gering schätzte, oder in Zweifel stellte, daß in dieser jene fortwirke.

Vorliegendes Werk eines kenntnißreichen Schottländers ist, so viel Ref. weiß, das erste, welches die Geschichte der dreizehn Pflanz-Staaten, die den Stamm des jetzigen Bundes ausmachen, von ihrer Stiftung an bis zur Unabhängigkeits-Erklärung, ausführlich und mit kritischer Besonnenheit abhandelt. Es ist in elf Büchern abgetheilt.

Das erste beschreibt in drey Capiteln Virginien, das andere in fünf Neu-England (d. i. Massachusetts, Rhodeisland, Connecticut, New-Hampshire, Maine) bis an das Ende des 17ten Jahrhunderts. Bis eben dahin führt das dritte Buch die Geschichte von Maryland, das vierte von beyden Carolina, das fünfte von New York, das sechste von Pennsylvanien. Die andere Hälfte des Werkes machen die vier übrigen Bücher aus. In dem achten wird die Gesamtgeschichte dieser Pflanz-Staaten bis 1733, im neunten die Stiftung des jüngsten, Georgien, erzählt; im zehnten wieder die Gesamtgeschichte bis 1763, im eilften endlich eben-dieselbe bis zur Erklärung der Unabhängigkeit 1776.

Von einem so schnellen und doch so kräftigen Wachsthum, wie das, welches hier beschrieben wird, hat weder die alte Geschichte ein Beyspiel, noch die neuere ein anderes aufzuweisen. Ähnlich mag wohl das rasche Aufblühen der griechischen Städte in Unter-Italien gewesen seyn. Allein diese gewannen einen großen Theil ihrer Kräfte durch Verbindung und Vermischung mit den Ureinwohnern, die auch wahrscheinlich eine Hauptursache ihrer Ausartung und Auflösung wurde. Die Pflanz-Staaten in Nordamerika haben alles aus sich selbst

oder aus Zuflüssen von dem Mutterlande und von andern christlichen, meist von germanischen Ländern; sie haben davon eine Reinheit in der Anlage, die Neu-Spanien zu seinem großen Schaden entbehrt. Auch waren die Anfänge dieser Pflanz-Staaten so klein und kümmerlich, wie etwa nach des Dichters Schilderung die Ansiedlung Granders zwischen den sieben Hügeln (Aen. VIII. 100.); und bey ihrer großen Entlegenheit, und der Schwierigkeit einer zu Anfang wenig lohnenden Schiffahrt, kam ihnen Unterstützung aus den Mutterlanden in den ersten und bedürftigsten Zeiten nur spärlich zu. Wie anziehend und lehrreich die Geschichte eines solchen Emporkommens durch innere Kraft seyn müsse, ist leicht zu erachten. Der Verf. verdient für die große Ausführlichkeit vielmehr Dank, als den kürzlich anderswo darüber ausgesprochenen Tadel; sie ist durch den Gegenstand gerechtfertigt. Allerdings ist er an manchen Orten zu weitläufig, jedoch nicht in der Erzählung, sondern in den Betrachtungen, die er oft wie von einem Lehrstuhle herab anstellt; freylich ein Fehler, den er mit vielen Neueren gemein hat, welche anstatt die Thatfachen sprechen zu lassen, persönlich dazu und darein sprechen. Vorzüglich lehrreich ist die von dem Verf. mit großem Fleiße behandelte Geschichte der Verfassung.

Es ist eine der gangbaren Vorstellungen, — und nicht die letzte unter den irre leitenden und verführenden der gegenwärtigen Zeit, — die republicanische Verfassung der vereinigten Staaten sey eine neue Schöpfung, ein Werk der durch Krieg errungenen Unabhängigkeit von England. Verwegene Folgerungen daraus haben ohne Zweifel zu den revolutionären Irrsalen in Frankreich und anderwärts ungleich mehr mitgewirkt, als alles Mißverstehen griechischer und römischer Staats-Verhältnisse. Die Verfassungsgeschichte, namentlich des Pflanz-Staates Massachusetts, welcher den übrigen beständig vorgeleuchtet und vorgearbeitet hat, beweist, daß diese Verfassung nicht neu, sondern alt, nicht hin-

zugekommen, sondern ursprünglich, und durch die Trennung von dem Mutterlande nicht in der Grundlage, auch nicht in der Breite, nur in der Spitze verändert worden ist.

Hier würde diese Nachweisung zu viel Raum erfordern. Ref. will daher nur einen andern bey nahe gleich bemerkenswerthen Punct ausheben.

Bekanntlich ist in unsern Tagen zwischen dem nördlichen und dem südlichen Theile der Union eine drohende Eifersucht hervorgetreten. Diese ist durch neuere Verhältnisse nur genährt; entstanden aber aus der Verschiedenheit der ursprünglichen Anlage der zwey vornehmsten Staaten, Massachusetts im Norden, Virginiens im Süden.

Die erste Ansiedlung von Engländern in Virginiem, (das schon unter der Regierung der K. Elisabeth entdeckt und für eine englische Besitzung erklärt worden war), geschah 1607 durch eine zu London errichtete Gesellschaft, welcher K. Jacob I. dieses Gebiet unter gewissen Bedingungen übertragen hatte, aber kurz vor seinem Ende wieder abnahm. Nur Erwerb, vornehmlich an edlem Metall, beabsichtigte sowohl die Gesellschaft, als die große Mehrtheit der Ansiedler. Diese legten sich, da kein Gold zu finden war, auf den Anbau des Landes, welches sie ohne Uebereinkunft mit den herumstreichenden Ureinwohnern in Besitz nahmen. Das Ober-eigenthum blieb der Krone vorbehalten; jedoch hatten die Inhaber der Ländereyen nur zwey Schilling jährlich, für je hundert Tagwerke, als Grundzins zu entrichten. Zur Unterstützung wurden ihnen Sträflinge aus England nachgesandt, die ihnen auf bestimmte Zeit wie Leibeigene dienen mußten. Bald wurde ihnen die Arbeit noch mehr durch angekaufte Negerelaven erleichtert. Sie bauten fast ausschließlich Tabak. Ihre Geistlichen, die alle der englischen Hochkirche angehörten, wurden mit Tabak besoldet; mit Tabak in England Weiber für die ersten Ansiedler erkaufte, die man absichtlich ohne weib-

liche Begleitung hatte ziehen lassen. Ortschaften wurden nur wenige angelegt; die meisten Wohnungen standen längs der Flüsse einzeln und inmitten der dazu gehörigen Fluren. Der reiche Ertrag des Bodens that den Ansiedlern volles Genüge, auch da ihre Zahl durch neue Ankömmlinge beträchtlich vermehrt wurde. Für ihren Tabak brachten ihnen englische Schiffe alles, was ihnen aus Europa wünschenswerth war, so daß sie eigenen Seehandel zu versuchen keinen Anlaß hatten. Sie wären bald in Müßiggang und Weichlichkeit versunken, hätte sie nicht die beständige Gefahr von der Nähe feindseliger Ureinwohner wach erhalten, und die ergiebige Jagd im Gebrauche der Waffen und in vielerley Anstrengung geübt. Alle Freyleute vom 16ten bis 60ten Jahre mußten in der Landwehr dienen, welche 1680 schon 8500 Mann stark war. Die Menge der Selaven nahm so zu, daß sie nach hundert Jahren so zahlreich waren, als die Freyleute. Manches Geschlecht erwarb großen Reichthum und wußte ihn durch Anwendung des englischen Erbrechtes zusammenzuhalten. Von dem Ueberflusse, in welchem die Pflanzler lebten, wurde beynahe allein zu sinnlichen Genüssen Gebrauch gemacht. Auch fanden hier die Puritaner nicht nur keine Gunst, sondern Abweisung und Verfolgung. Langsam und nur mit Unterstützung vom Mutterlande aus hob sich der öffentliche Unterricht. Erst 1729 bekam Virginiem eine Buchdruckerey; längst hatte es ein Schauspielhaus.

Massachusetts wurde etwas später als Virginiem, ohne alle Theilnahme und Unterstützung der Krone, durch englische Puritaner gestiftet, welche nicht Gewinn, sondern mit Weib und Kind eine Freystätte für ihren Gottesdienst suchten. Geistliche waren ihre Führer, die in England waren entsetzt worden, weil sie sich geweigert hatten, die allgemein verbotenen Wochen = Predigten zu unterlassen, und von der Kanzel eine Verordnung zu verlesen, welche Spiel und Tanz am Sonntage für erlaubt und löb-

lich erklärte. Die Fortdauer und Zunahme dieser Bedrückung mehrte die Auswanderung nach der Massachusetts-Bay, bis sie endlich untersagt wurde, da eben Oliver Cromwell daran Theil nehmen wollte. Diese Ansiedler kauften alles Land, das sie sich zueignen wollten, von den Ureinwohnern. Um ihren Gotteshäusern nahe zu seyn, welche sie täglich zu besuchen pflegten, bauten sie ihre Wohnsitze nicht zerstreut, sondern thaten sich in Dörfern und Städten zusammen. Mit dem gottergebenen Muthe, in welchem sie aus der Heimath ausgezogen waren und worin sie durch die begeisterten Vorträge ihrer Prediger immer bestärkt wurden, bestanden sie unfähliche Mühseligkeiten, und bezwangem mit geringen Mitteln den rauhen Boden, der, bey großer Seltenheit von Pflug und Ausrann, meist mit Spaten und Hacke bearbeitet werden mußte, wobey sie von Sclaven nur wenig Hülfe hatten; denn davor schenken sich die meisten Ansiedler, und dieser Pflanzstaat erschwerte die Einfuhr von Sclaven so, daß ihre Zahl nie höher als auf  $\frac{1}{50}$  seiner Bevölkerung stieg. Der Boden gab fast nur Getreide und Hanf, die See aber Fische in Ueberfluß; daher neben dem Landbaue sehr bald die Fischerey und durch diese der Seehandel ankam; hiernächst mannigfacher Gewerbsfleiß, dem besonders ergiebige Eisenbergwerke förderlich wurden. Reichthum häuften sich nicht an, weil die meist zahlreichen Kinder zu gleichen Theilen erben; aber ein durchgängiger Wohlstand vervielfältigte in fast beispiellosem Maße die Bevölkerung, obgleich ein Abfluß von derselben in andere Pflanzstaaten bald anfang und dann fort dauerte. Geld war selten, wurde aber durch Papiere ersetzt, denen das durch die reinen Sitten gesicherte Vertrauen Geldwerth beylegte. Denn es war unter dem Einflusse der Geistlichen eine Sittenzucht begründet, die alles fern hielt, was Häuslichkeit und Ehrbarkeit, was Sparsamkeit und Mäßigkeit gefährden konnte. Es wurden z. B. die Wirthshäuser scharf beaufsichtigt und nur die achtbarsten Leute durften

Gastwirthse seyn; daher das Ansehen, in welchem jetzt noch dieses Gewerbe steht. Die Kirchenältesten bestimmten in jedem Hause, wie viel gesponnen werden sollte, und bestrafte den Versäumniß; den Eltern, die ihre Kinder nicht gut erzogen, nahmen sie diese ab, und vertrauten sie besseren Händen an. Bey solcher Strenge, die selbst auf die Kleiderpracht ausgedehnt war, keinerley Lustbarkeit gestattete und jede Uebertretung der Sitte alsbald rügte, soll gleichwohl das Leben keineswegs finster und trübselig gewesen, sondern jede menschliche und bürgerliche Tugend mit frohem Muthe geübt worden seyn. Viermal im Jahre wurde die Landwehr, zu welcher alle Mannspersonen vom 16ten Jahre an pflichtig waren, zu Waffenübungen aufgegeben, deren Zweck sehr nahe lag; denn obgleich der Pflanzstaat den Krieg nicht suchte noch erregte, waren viele und furchtbare Angriffe der Ureinwohner auszuhalten, die auf das tapferste zurückgeschlagen wurden. Nächst der Nützigkeit, welche die Schiffahrt und der Krieg erforderte und gab, ließ der vom Anbeginn auf das sorgfältigste gepflegte Unterricht ein Versauern nicht zu, das sonst vielleicht eingetreten wäre. In Gemäßheit eines Gesetzes hatte jedes Dorf seine niedere und jede Stadt ihre lateinische Schule. Schon im zehnten Jahre seit der Stiftung des Pflanzstaates, unter den Schrecknissen eines Krieges mit den Wilden, beschloß der Landrath zu Boston die Errichtung einer hohen Schule; sie ward 1638 eröffnet (Harvard College, Cambridge), und gelangte bald zu solchem Rufe, daß sie nicht nur aus andern Pflanzstaaten, selbst aus Alt-England Zöglinge bekam. In Folge dieser Einrichtungen pflanzte sich im Lande ein achtbarer Lehrstand fort, und verbreitete sich unter dem Nährstand ein Geschmack und Antheil an guten Kenntnissen, dem fruchtbare Schriftsteller (von einem, Cotton Mather, gest. 1727, zählt man nicht weniger als 382 einzelne Schriften) und zahlreiche Buchdruckereyen Nahrung gaben.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. December.

Nro. 247.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Analecta Grammatica maximam partem anecdota ediderunt Josephus ab Eichensfeld et Stephanus Endlicher. Vindobonae sumtibus F. Beck universitatis bibliopolae. 1837. XXVI. 571. 4.

Während die von H. Director Lindemann angefangene Bearbeitung sämtlicher grammatischer Schriften der lateinischen Sprache wider Erwarten seit längerer Zeit unterbrochen ist, werden wir durch das Erscheinen von aufgefundenen Büchern, gleichen Inhalts erfreut; der Werth des hier Gegebenen ist zwar, wenn man besondere Aufschlüsse für die Sprache oder zahlreiche Fragmente aus alten Autoren sucht, von untergeordneter Bedeutung, zur Kenntniß aber dessen, was die Alten über ihre Sprache versucht haben, wichtig und im Einzelnen selbst unterrichtend. Die lateinischen Grammatiker haben fast nur die Formenlehre genauer behandelt; syntaktische Bestimmungen, welche besonders unsere Thätigkeit in Anspruch nehmen, wurden wenig, und wie die zwey letzten Bücher des Priscianus lehren, meistens nur in so fern diese von der Construction der griechischen Sprache abweichen, beachtet; das Bedürfnis hatte sich bey ihnen nicht eingestellt; denn die Sprache, über welche sie schrieben, war noch die allgemein gangbare und verbreitete, und wollte man die Veränderungen, welche im Laufe der vielen Jahrhunderte in ihrem inneren Baue statt gefunden hatten, verfolgen, so forderte dieses besondere Aufmerksamkeit und eigenes Studium, wozu vielleicht diese nicht die geeignetsten waren, welche von Jugend auf mit

ihr vertraut die Verschiedenheit und Abweichungen gerade am wenigsten fühlten und beachteten. Dagegen konnte der etymologische Theil eine gewisse Vollständigkeit erreichen, und es mußte sich aus der Zusammenstellung des Besten und Auerkannten allmählig eine Tradition bilden, aus welcher, als einer gemeinsamen Quelle, die Späteren, ohne selbst viel davon wegzunehmen oder hinzuzusetzen, zu schöpfen pflegten; schon das Bekanntwerden mit vielen barbarischen Völkern und deren Sprachen mußte theils zum Unterrichte, theils, um fremde Einmischung zu entfernen, zur sichern Feststellung des Bestehenden vielseitig auffordern. In diese Reihe von Schriften, welche großentheils aus solcher Ueberlieferung geflossen sind, setzen wir auch das, was hier zum ersten mal gegeben ist und erklären uns daraus die oft wörtliche Uebereinstimmung mit Bekanntem, und wenn anderes hier vollständiger oder auch gedrängter als wir es sonst lesen, erscheint. Fast Alles ist aus zwey Wienerhandschriften (auch diese stammen aus dem Kloster Bobbio) in schwer leserlichen longobardischen Buchstaben des VII. und VIII. Jahrhunderts; die ältere Schrift dieser Palimpsesten aus dem V. Jahrhundert enthält eine lateinische Uebersetzung der Bücher der Könige, wovon p. IX. eine Probe mitgetheilt wird. Das beygegebene Facsimile zeigt die verschiedenen Schriftzüge und kann einen deutlichen Begriff geben, welcher Mühe sich die Herausgeber unterzogen haben, den jetzigen Text sicher und getreu zu liefern; überhaupt muß die Bearbeitung als ein Muster von Genauigkeit und Kenntniß gerühmt werden; die grammatischen Werke sind zu diesem

Behufe einer besonderen Prüfung unterworfen und mannigfaltig berichtet worden, die verborgensten Beziehungen bey Anführungen einzelner Wörter aus den Alten aufgefunden und nachgewiesen, die verdorbenen Stellen fast überall hergestellt und nur weniges ist noch übrig geblieben, was vielleicht auch glücklichere Divination nicht zur völligen Entscheidung bringen wird. Die äussere Ausstattung ist den inneren Vorzügen entsprechend.

M. Claudii Sacerdotis artium grammaticarum libri II. pag. 1 — 74. Das Zeitalter des Claudius Sacerdos ist unbekannt, er wird nur von Casiodorus und Pompeius namentlich angeführt; Sprache und Darstellung, so viel sich nämlich auf Rechnung des Sacerdos bringen läßt, deutet auf eine sehr gute alte Zeit. Das erste Buch behandelt die acht Redetheile sammt der Lehre der Figuren; von nomen und pronomen ist, da die ersten zwey Quaternionen fehlen, nur wenig noch erhalten; das zweyte Buch giebt in alphabetischer Ordnung die Ausgangssylben der nomina und verba nebst einem metrischen Anhang über den Rhythmos der letzten Wörter des Satzes. Diese Anordnung war den Grammatikern gewöhnlich; sie ist bey Donatus, Probus, Pompeius; und wenn die Ausführung nicht überall gleichlautet, so ist dieß weniger dem Verdienste des Sacerdos, als dem Verluste anderer grammatischer Schriften zuzuschreiben. Die Figurenlehre ist ausführlicher und reichhaltiger, als sonst; aber schon die wiederholte Berufung auf Cicero's Bücher de inventione p. 37, 41, 46 gibt zu erkennen, daß das Meiste aus der Rhetorik übertragen und der Grammatik einverleibt worden sey; selbst was nur für jene Bedeutung hat, wie probatio, signum, argumentum, ist p. 45 in der Reihe jener lumina aufgezählt. Daher lesen wir manchemal dieselben Beispiele, welche in rhetorischen Schriften stehen; z. B. unter Paronomasia hat Sacerdos pag. 35 Folgendes:

Paronomasia est cum iteratur dictio litteris vel

syllabis demutatis; litteris ut, nam inceptio est amentium haud amantium. syllabis ut Cicero, nam qui nunc est locus disertissimus, erit locus desertissimus. syllabis quidem sic; nam quod supra fuit est, posuit postea erit, mutavit syllabas; litteris vero sic; nam quod supra disertissimus posuit, litteras commutavit.

Man sieht das Verkehrte in diesen Worten; est und erit bilden keine Paronomasia; diese liegt in disertissimus und desertissimus; aber ersteres wird vom locus nicht gesagt, und man würde ein anderes nahe liegendes Wort, refertissimus, wählen, wenn nicht Charisius p. 251, Diomedes p. 441, Beda de tropis p. 377 denselben Gedanken des Cicero ganz anders ausführten: qui fuit locus religiosissimus, nunc erit locus desertissimus, et: custodia sacrorum non honoris, sed oneris esse existimabitur. Alles dieses wird erst verständlich, wenn man die rhetorische Quelle, den Rutilius Lupus I, 3, welcher das Beispiel vollständig giebt, kennt und vergleicht:

At hujus sceleratissimi opera, qui fuit locus religiosissimus, nunc est locus desertissimus; mirum quoniam traditam sibi publicorum custodiam sacrorum non honori, sed oneri esse existimavit.

Es ist nur ein Beispiel und die Paronomastie liegt in den Worten honori und oneri, nicht in religiosissimus und desertissimus, oder worin sie Ruhnken noch außerdem suchte, in locus und locus; bey Sacerdos ist das Wesentliche ausgelassen und da man doch die Paronomastie in den aufgenommenen Worten finden mußte, sind diese beliebig gedeutet und geändert, wie nicht selten geschieht, wenn einzelne Stellen der Alten, ohne in ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhange erkannt zu seyn, von einem Compiler zum andern wandern.

In der Sammlung der Schemata sind p. 25 die §§. 82 — 88 wahrscheinlich aus einer andern Schrift der Art übertragen; es wird der Zusammenhang plötzlich unterbrochen und völlig Ungeignetes wie: de septimo casu, eingeschaltet; das Nöthige



und Richtige haben die Herausgeber in der Vorrede p. 11. erinnert. Die citirten Stellen sind fast alle bekannt, und nur mit einiger Abweichung angeführt; so lesen wir z. B. p. 43

atque gubernator magna contorsit equos vi.  
bey Charis. p. 244 cumque gub.; vielleicht Worte des Cuius; sie erinnern wenigstens an das Homerische μάστιξεν δ' ἑλαάν. Aus Terentius ist p. 39 pro supreme Iuppiter, Adelph. II. 1, 42. Neu und beachtenswerth sind die Worte p. 38

Asteismos quem quidam charientismum dicunt, dictio est urbanitate et faceta gratia composita . . . fit tribus modis, per euphemiam . . . per cacemphaton . . . per similitudinem, quomodo dictum est de Carbone qui mortuo Crasso homine felice, inimico suo, ante obscurus florere coepit: postquam Crassus carbo factus est, id est, periit, Carbo crassus factus est, id est res ante mortua revixit, id est ad florem pervenit; et illud de Pompeio, qui coloris erat rubei, sed animi inverecundi: quem non pudet et rubet non est homo, sed ropio; ropio autem est aut minium, aut piscis robeus aut pene.

Im etymologischen Theile finden sich manche auffallende Formen wiederholt wie im Imperativ: amamino p. 11, scribimino p. 16 (der Imperativ von doceo ist ausgefallen) ameminor p. 12 scrihaminor, scribtor tu p. 17, docemini p. 14, ferner amatum ire, amaturum isse p. 11, 147. Das auch in den übrigen Büchern dieser Analecta stets wiederkehrende erint p. 15, 135, 161, 177, 180; fuero für fuerim p. 15; docemini für docebinini p. 14 ist sicher nur falsch geschrieben.

Incerti artium grammaticarum fragmentum p. 75 — 124. Bemerkungen über nomen, verbum; sehr Vieles ist mit Charisius wörtlich übereinstimmend und kann, wie die Herausgeber gezeigt haben, zur wechselseitigen Ergänzung und Berichtigung dienen, Anderes ist ausführlicher und genauer wie p. 78 differentia ablativi et septimi casus, wieder Anderes dort gar nicht zu finden; in diesem Allen erkennen wir eine ältere gemeinsame Quelle; man stößt nicht selten auf unerwartete, feine Be-

merkungen, z. B. daß die Namen der Comparation nicht am glücklichsten gewählt seyen p. 81; daß die Adjectiva und oft participia auf ns der III. Declination im Plural gebraucht werden können und in substantiva abstracta der I. Declination übergehen, p. 93; z. B. vehemens, haec vehementia τὰ σφοδρά, und haec vehementia ἢ σφοδρότης; haec sapientia τὰ φρονούντα und ἢ φρόνησις, audientia, τὰ ὑπήκοα καὶ ἢ ἀκρόασις; neu und unerhört, aber durch den Zusammenhang gesichert ist: silens, silentia τὰ ἤσυχα, foemine silentia ἢ σιωπή, eine Angabe, die vielleicht so wenig begründet, als p. 92 nam antiqui hoc poematum, huius poemati, huic poemato, ut merito pluralem, poemata, poematorum, poematis dicerent. Dem Verfasser ist die griechische Sprache geläufiger als die lateinische; jedes nicht sehr bekannte lateinische Wort wird durch das griechische erklärt, dieß geschieht zwar auch, doch viel seltener, bey Charisius, hier lesen wir ganze griechische Glossen; wie z. B. bey Angabe der masculina semper pluralia das Wort hiantes so verständlich macht, wie hier der Fall ist pag. 97: ὄρχατοι, οἱ στοιχοὶ τῶν ἀμπέλων, λέγεται δὲ καὶ ἐπὶ τῶν ἰπτικῶν τάξεων, zeigt, daß dieß seine Muttersprache ist. Damit ist die Vergleichung von lateinischen Wörtern mit griechischen rücksichtlich der genera p. 103 — 108, die unserm Verfasser eigenthümlich ist, zu verbinden, als: nomina, quae apud Romanos masculina, apud Graecos feminina, oder apud Romanos masculina, apud Graecos neutra u. s. w.; \*) sehr häufig ist der

\*) Pag. 102 Unter den Wörtern die singularia semper sind, lesen wir: maeror λύπη; Cicero pluraliter extulit in pro Cluentio: sed multorum medicamentum maerorum. Die Worte, welche die Herausgeber zufällig im Cicero nicht nachgewiesen haben, stehen am Ende jener Rede, cap. 71. §. 201, aber unser Text hat dort nicht maerorum, sondern laborum ohne Abweichung; wahrscheinlich hat man diese einzige Stelle des Cicero

griechische Ausdruck ausgefallen, wie: *gustus γεύμα*, *gladius*, *habitus σχῆμα*, *ignis*, *infans*. lieber *βιβλίον*, *luctus*, *lucus*, *murus*, *mons*, *mos*, *modus ἄμια* (*modus?*); die Herausgeber haben, da jeder der Sprache nicht ganz unfundige das *ἔϊγον*, *πύρ*, *παίδιον*, *ἄλγος*, *ἄλσος*, *τίχος*, *ἕρος*, *ἦδος* u. dgl. von selbst hinzudenken oder setzen kann, die Ausgleihung dem Leser überlassen. Die lateinische und griechische Lexitographie kann auch aus diesen Blättern bereichert werden.

(Schluß folgt).

Essai sur la littérature anglaise et considérations sur le génie des hommes, des temps et des révolutions, par M. de Chateaubriand. Paris 1836. T. I. 361. T. II. 381. in 12.

Vor hundert Jahren machte Voltaire seine Landsleute mit der englischen Literatur auf seine Art bekannt. Ohne Vergleichung eindringender und reichhaltiger sind die Uebersichten, welche Hr. v. Ch. in vorliegendem Werke darüber giebt. Sein Aufenthalt in England war viel länger als Voltaire's; er war da als Jüngling, sodann 30 Jahre später in vorgerücktem Alter; er brachte ungleich mehr Empfänglichkeit mit; und seine Uebersetzung des verlorenen Paradieses, zu welcher gegenwärtige Schrift Einleitung und Zugabe ist, erforderte ein tieferes Schöpfen als die französische Zubereitung des spätklassischen Julius Cäsar. Und gleichwohl ist sein Endurtheil kein anderes, als seines Vorgängers. Es findet sich im ersten Theile unter der Aufschrift: *modèles classiques*. Hier heißt es S. 273 „Was sind alle weibliche Wesen Shakspeare's neben Esther?“ Darauf folgen 22 Verse aus der ersten Scene von Racine's Esther. „Giebt es Hunnen, Hottentotten, Huronen, Wen-

den, Bilzen und Welsche, die für die Keuschheit, den Adel und den Wohlstand dieser unvergleichlichen Sprache kein Gefühl haben, so mögen sie sich durch den Liebreiz ihrer eigenen Werke und siebzigmal beglückt finden.“ Ferner: „Beurtheilt man unparteiisch in ihrem Ganzen die Werke der Fremden und die unseren (wenn man andere Werke der Fremden beurtheilen kann, was ich sehr bezweifle), so würde man finden, daß wir an Stärke der Gedanken gleich stehen, in der Form aber die Oberhand haben.“ Unter diesem Wir sind jedoch nur die großen Schriftsteller aus Ludwig's XIV. Zeit verstanden; sich selbst und seine Zeitgenossen begreift der Verf. nicht darunter; und da er sich neben Lord Byron als Stifter der romantischen Schule stellt, so könnte selbst die Aufrichtigkeit seiner Verwunderung Racine's in Zweifel gezogen werden. Gewiß ist, daß er den *modèles classiques* nicht nur nicht folgt, sondern absagt. Stellen wie folgende, II. 202: „Die englische Revolution des Jahres 1688 stieg von dem Blutgerüste Sidneth's in dem Dunste seines Blutes auf; jetzt fällt der blutige Thau nieder, und das England des Jahres 1688 schwindet hin,“ sind gar nicht selten und erinnern an die Literatur, die den *modèles classiques* voranging, haben auch Aehnlichkeit mit einer deutschen Art, freilich nicht der besten, die Hr. v. Ch. I. 178 von dem faux Bacchus (dem Biere) herleitet. Oder was kann der angeführten Stelle ähnlicher seyn als folgende, die sich in einer 1802 erschienenen Schrift eines nicht unberühmten Autors findet: „Das unterirdische Feuer brannte fort im deutschen Reiche, und indem es bey einzelnen Ausbrüchen den ungeheuren Brand als immer näher ankündigte, verbreitete es schon einen furchtbaren Schein, in welchem sich die einzelnen Regierungen der deutschen Staaten wie schwache Strahlen verloren?“ Noch mehr: ein Sprosse des jungen Deutschlands hat vor einigen Jahren gesagt: „Tacitus ist kein Geschichtschreiber; er hat nur einen ärztlichen Bericht über der Hömer Hinstirben verfaßt“; und Hr. v. Ch. sagt I. 61. „Tacite répandait sa parole brûlante sur les tyrans, comme on jette de la chaux vive sur des cadavres pour les consumer.“ Wäre solch ein Nachlaß der Natur eingetreten, daß hochbegabte Leute so schwacher Gedanken sich nicht mehr erwehren, so unformlicher Ausdrücke sich nicht mehr enthalten könnten, dann trübe allerdings die Weissagung ein, mit welcher der Verf. den letzten Abschnitt seines Werkes (II. 219) eröffnet, und die er in das Schreckenswort: *Mort des langues*, zusammenfaßt.

In welcher der *Pluralis maerores* gelesen wurde, eben deswegen geändert und das gebräuchlichere *labores* substituirt.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. December.

Nro. 248.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier.  
Mit dem besondern Titel: oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpuncte der Politik beleuchtet, von Gustav Schlesier. Stuttgart J. Scheible's Buchhandlung 1836. I. B. 431 S.

Sonderbar! in dem Augenblicke, als uns dieses Buch zum erstenmal zu Gesicht kam, beschlich uns der Gedanke an den Jesuiten Franz Keniger. Der politische Lehrer hatte nämlich vor einhundert fünf und zwanzig Jahren auch eine *Meteorologia philosophico-politica* zusammen getragen, und diesen Folianten mit mannigfaltigen Emblemen ausgestattet; „sintemalen, wie Aristoteles sagt, der Mensch ein politisches und bürgerliches Thier zugleich sey.“

Wir wurden aber bald den grossen Unterschied zwischen beyden Büchern gewahr. Die politischen Meteorologien unserer Tage, die moderne Publicistik genannt, haben sich in der That am literarischen Horizont, insbesondere im Fache der sonst ehrenhaften, pragmatischen Geschichte, eines weiten Raumes bemächtigt.

Wie verschieden auch die Standpuncte und Tendenzen seyn mögen: — seit Jonathan Fischeners Geschichte des Despotismus in Teutschland (mit schätzbaren Urkunden!), seit Beckers Vertdeutschung des Lobes der Nartheit von Erasmus von Rotterdam; seit Kornmanns Sibyllen der Zeit und der Religion, u. s. w. versorgt uns die Presse regelmässig mit analogen Erscheinungen leich-

tern und tiefem Sinnes. Noch war Napoleons Weltherrschaft in gewaltiger Brandung, als sich schon Stimmen „über die Unterdrückung und Wiederbefreyung Europas“, „politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, „über die Congresse der Könige und Fürsten“, „über die Zeichen der Zeit und die grossen Naturbegebenheiten unserer Tage;“ als sich „Rufende in der Wüste an die Großen des kleinen Welttheils;“ „über freywillige Knechtschaft und Alleinherrschaft, über Bürger-, Ritter- und Mönchsthum;“ ferner und näher vernehmen liessen. „Teutschland und die Revolution,“ „das Manuscript aus Süd-Deutschland,“ „gehen wir einer neuen Barbarey entgegen, oder was restaurirt Europa?“ „das Jahr 1840, oder Darstellung der Revolution in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ — diese gewichtigeren Schriften befaßten ihren Stoff in ernstem und klarern Entwicklungen: — aber an sie, wie an die Legion gleichzeitiger Ideologien wird man auch bey Ansicht der vorliegenden „deutschen Studien“ unwillkürlich und vorerst erinnert. Ob der Staatsmann hierin eine mahnende Gewitterwolke, oder ein minder bedeutsames Meteor erkennen soll: darüber wollen wir nicht absprechen. Dürften wir lediglich unserm Gefühle folgen, und kurzweg den Verfasser zunächst berathen; so möchte es ganz und gar genügen, ihm das vor Augen zu halten, was in den Numern 231 und 232 dieser gelehrten Anzeigen (B. V.), bereits von einem andern Ref. aber mit voller Ueberzeugung unsererseits, aus Anlaß eines in London im J. 1835 erschienenen Werkes:

„the Rationale of political Representation“ kurz und bündig gesagt worden ist. Da man uns jedoch einmal diese politischen Studien, auch Behufs dieser Anzeigen, und zur speciellern Analyse zugesendet hat; und das Buch zu wichtigern Betrachtungen, wie zu ernstern Berichtigungen un-  
streitig viel Stoff bietet: so glauben wir der guten Sache einen Dienst zu leisten, wenn wir es versuchen, Sprache und Gehalt dieser Studien, wie sie sich selbst verlautbaren, stellenweise kennbar zu machen; mit kurzen Parenthesen dazwischen; übrigens für den Zusammenhang und des Breiten jeden Leser auf das Buch selbst verweisend.

Es zerfällt in neun Abschnitte; als:

I. Einleitung; II. Deutschland, und seine Haupttheile; III. Oestreich und die Interessen des Kaiserstaats; IV. Die bayerische Combination; V. Oberdeutsche Staaten und Stämme; VI. Württemberg und die Würtemberger; VII. die Rheinlande; VIII. die Gesamt-Interessen Oberdeutschlands; IX. politisches Schlusswort.

In der Einleitung: der so ganz verschiedenen Prämissen ungeachtet, wieder die Engländer und Franzosen voran: — sie scheinen dem Verf. „eine sichere unveränderliche zweifellose (?) Summe politischer Errungenschaft voraus zu haben.“ — England insbesondere — habe nicht nöthig, einen neuen Unterbau von staatlichen Elementen zu machen. „Reichthum, materieller Boden, eine kirchliche Umwälzung, welche den Geist der Nation zu Forschung und Kampf erregte“ — (Kampf, Umwälzung und das Schicksal Irlands; und das zersetzende Geldprincip ic. ?) „Das nächste Thema civilisirter Völkerebildung, — Menschheitsentwicklung, — Fortgang und Fortbildung der Verfassung — (gemeinhin Bewegung!!)“ es gilt dem modernen Geist als Wahrheit und Nothwendigkeit, als von der Natur und dem Christenthum (dieses trägt aufwärts!) geboten, daß Jeder soviel Recht und Theil

habe an dem Ganzen, als möglich ist, damit ein Ganzes bestehen und sich vollenden könne.“ (Wie leicht das Wort, wie schwer die Sache!) „Die Reformation hatte dort (in England,) eine politische Umwälzung zur Folge; auf dem Festlande machte die Kirchenveränderung, wo sie ein- (aber nicht durch-) trat, die allgemeine Auflösung und Verwirrung noch größer; — Deutschland — und seine Staatenbildung, einer zufälligen Gewalt und einer Stagnation überantwortet, konnten nur durch verbreitete Intelligenz und durch den Willen Friedrich des Grossen, (der sich in dieser modernen Mission kaum erkennen würde,) wieder gerettet werden.“ „Mit Luther beginnt die Regeneration unseres Geistes, (so spät?) und wie wir von den Staufern trotz der Maximiliane und Carl V. immer tiefer herabgestiegen sind; so beginnt seit dem Erscheinen Friedrichs von Preussen im innern und äussern Saatsleben Deutschlands Auferstehung; und wie wenig sie sich beeilt, desto sicherer kommt sie zum Ziel.“ (Wären dieser Selbstbekenntnisse nicht schon genug?) „Hegel, als er in rücksichtsloserem Alter seine Einleitung zur Phänomenologie des Geistes schrieb, verkündete (wie Andere!) die Umgestaltung Deutschlands.“ „Wie unser Zustand vorzugsweise ein innerlicher, und ideeller ist, (ja wohl!) so muß auch das Studium unserer vaterländischen Interessen ic.“ (Diese Verkehrtheit der Studien! der politischen Analyse! das ist die Quelle des Jammers, und daß uns hier abermals die gediegenen Körner so sparsam aus den Garben fallen.) „Zuvörderst ist auch dem Bestehenden (wohlerworbenen Rechten?) sein unbestrittener Werth, und seine Nothwendigkeit, zuzusprechen, denn die Welt, und unsere politischen Verhältnisse, sind in jedem Augenblick eben so sehr ein Gelingen, (auch ein Mord, eine Besitzstörung, eine — Emeute?) als sie in ihren Einzelheiten ihrer Existenz unwerth befunden werden.“ (Also dennoch vorwärts!)

(Fortsetzung folgt).



mine fragmentum und Probi grammatici de octo orationis membris ars minor p. 213 — 452. Die ars minor ist von Ang. Maio (Class. Ant. tom. V.) zuerst bekannt gemacht, aber die Herausgeber, die schon lange vor dem Erscheinen der Vaticana collectio die Bearbeitung dieser Schrift unternommen hatten, geben sie nach dem Bobbischen und zwey Pariser Codices an vielen Stellen ergänzt und mit einem Anhange bereichert. Probus (aus dem IV. Jahrhundert) wird von Priscianus erwähnt und ist Verfasser vieler grammatischer Werke; er selbst erwähnt p. 233, 234, 254 seine metra oder musica; Ausführliches über ihn giebt die Vorrede XI — XXI. Beispiele sind nicht so häufig, als bey andern Grammatikern angeführt, doch sind nen die Fragmente aus Lucilius p. 253, 344. Afranius p. 218. Plinius p. 346, 349. Varro p. 341, 378. Callusius p. 373.

Von den übrigen jetzt zum erstenmal ausgegebenen Schriften verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit der Metriker die wenigen Blätter p. 516 — 520; sie geben wie keine andere, viele unbekannte Verse von Dichtern, wie z. B. der Anfang zeigt:

1. Metrum catalecticum, ut est apud Aristophanem, quod parhoetiicum dicitur, ab eo quod trans scabiam chori id genus carminis canere soleant ut: vidi infantem Jovis, lirinthus sigillum.

2. Pentametrum hypercatalecticum quod Chaeremonion appellatur a Chaeremone tragico, Coeli serena qui regit et aureos currus calentibus quadrigis.

Aus den Beyspielen, wie aus dem folgenden, wo zum Trochäischen Vers übergegangen wird, sieht man, daß vom Jambus die Rede ist und mehrere fehlt; über jenen paroemiacus vergl. Alphaest. und schol. pag. 46 G. Der erste Vers mag gewesen seyn:

Vidi, vidi infantem Jovis, tiryinthium sigillum.

Die Angabe des genannten Chaeremonion ist um so auffallender als Hephästion versichert, daß es solche Verse gar nicht gebe p. 168 G. υπερ-

κατάληκτον δὲ οὐκ ἔστιν ὅπου καὶ αὐτὸ τὸ ἀκατάληκτον σπανιώτατόν ἐστι διὰ τὸ μὴ βούλεσθαι τὸν ἴαμβον ἐπὶ πλείον τῶν λβ χρόνων ἀνίρχεισθαι. Gewiß haben lateinische Dichter nach allem, was wir von ihrer Metrik wissen, diese Versart nicht angewendet; obige Worte sind, wie gewöhnlich, nur um ein Beyspiel der Form zu geben, zu diesem Zwecke umgestellt worden; ihre Folge war

coeli serena qui regit, et aureos calentibus  
currus quadrigis.

Anderer Verse, oft unverständlich und falsch geschrieben, sind

o sol, superna qui regis, parens deus.  
Tale quale vere primo sibilat teres donax,  
quae scabri latus trage valicta literis vado.  
Ictibus secare membra, corpus omne rumpere.  
O parens antiqua nostrae gentis Argivum decus  
Audiant haec nostri mela carminis et tunc  
pervia rura volabit.

Supra aquis fontibus ipsa sederat ales tecycis.

In anderer Art wichtig ist Servius de accentibus (e codice Lavantino) p. 525 — 35; zuerst von Wasse 1687 ausgegeben, aber es ist wenig bekannt und das Ganze daher als neu zu betrachten.

Servius sagt p. 520: quot ergo sint prosodiae, dicendum est; quae res eo majore cum cura tractanda est, quod nostra ratio ab opinione jam inveterata et omnium fere animis affixa discrepat; dann folgen die verschiedenen Ansichten der Grammatiker ältester Zeit, des Athenodorus, Dionysius Thrax, Tyrannio, Varro (in einer ausführlichen Stelle über die μέση προσῳδία in welcher dieser selbst sich auf Glaucus, Hermocrates, Theophrastus und Athenodorus als seine Vorgänger beruft) des Gratosthenes, Ammonius, Theodorus. Diese Angaben allein mögen hinreichend zeigen, welcher ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der Lehre des Accentes in diesen wenigen Blättern des Servius enthalten sey.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. December.

Nro. 249.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier.  
Mit dem besondern Titel: oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpuncte der Politik beleuchtet, von Gustav Schlesier.

(Fortsetzung.)

Nun spricht der Verf. viel und lange von der deutschen Opposition, von der Nothwendigkeit, hiebey nach der Zeit Richtung und Maaß zu halten; „jede edlere Thätigkeit im Staatsleben ist im allgemeinen Wertsinne Opposition, jedes Studium öffentlicher Dinge muß mit Opposition enden.“ Der Verf. beruft sich auf Montesquieu, dessen Zeitgenossen, unsern Abt Desing, unstreitig von höherer Weiße, kennt er nicht; auch Hegel hätte ihn kennen sollen. „Vor den Zeiten Friedrichs des Großen mochte es zweifelhaft seyn, ob nicht auch die Deutschen zu den Völkern gehören, welche ihre Bestimmung in der Geschichte erfüllt haben, allmählig zerfallen und hinsterven; doch von Preussens Erhebung an haben weder Niederlagen, noch ic.“ „Es war eine Zeit in Deutschland, wo die Opposition eine angemessene Stellung einnahm; — es bildete sich eine Schule von Staatsmännern und politischen Geistern, welche jeder Bemühung für vaterländische Interessen sogleich den rechten Weg vorschrieb — — die (praktische) Richtung, welche einst Justus Möser aller Forschung und Opposition in Deutschland, wie man sagen kann, geschaffen hat.“ Der war auch von jeder einer unserer Gewährsmänner; nach seinen patriotischen Phantasien sollten von Geschäftsmännern Col-

legien gelesen werden. „Man muß es leider eingestehen, die Opposition hat bey uns an sittlicher und geistiger Würde verloren.“ Nun werden die Uebereilungen, die Mängel und Blößen des „deutschen Liberalismus leise berührt; — „Die Träume der Burschenschaften, die Bewegungen vom neuesten Datum ic.“ „Die Grundanschauung — einer neuen und bestimmten Staatsthätigkeit — zu äußerlichen Fortschritten könne nur ein innerlich fortgebildetes Volksbewußtseyn und eine zur Ueberzeugung gewordene Intelligenz zur Grundlage haben.“ Mit dem „servilen“ (?) Berliner politischen Wochenblatt wie mit den bewunderten (?) Oppositionsmännern in südwestdeutschen Staaten, ist Hr. Schlesier gleich unzufrieden. „Deutschland und deutsche Politik müssen temporisiren. — Durch innere Umwandlung und geistige Ausöhnung eine glückliche Entwicklung jener Krisis; — nicht mit strengem Festhalten alter Sitte und Religiosität allein, ohne Blick und Sinn für die alldurchgreifende geistige und sittliche Bewegung; — die von Spinoza, dem Protestantismus, und sofort von der neuern deutschen Philosophie ausgegangen: — nicht mit dem Empirerchen des Geistes in Alles gleichmachende constitutionelle Paragraphen; nicht mit Vergenden der Tharkraft in Protestationen gegen die Einmischungen des deutschen Bundestags.“ — „Erst mit dem Umschwung des Geistes werden jene Staatsmänner und Gesetzgeber erscheinen, deren Deutschland so sehr bedarf.“ Welche Zuversicht!

Im zweyten Abschnitt, Deutschland und seine Haupttheile, hat sich der Verf. für-

zer gefaßt: dem praktischen Sinne „für unsere öffentlichen Zustände“ hätte sich vielleicht da mehr geboten. Unkunde der Engländer und Franzosen in und über Deutschland. „Selbst Napoleon, dessen politischer Blick so überaus glücklich war, hat zwar die Gebrechen und Verhältnisse, aus welchen er Nutzen zog; aber erst nach seinem Sturze die tiefere Natur unserer Nation verstanden.“ — „Daß die Natur dieses Staatenbundes die Verschiedenheit der einzelnen Nationalglieder nicht aufheben konnte; wird aus dem Wesen dieser mannigfaltigen Staaten und des deutschen Bundes offenbar.“ — Der Deutsche „ist gewöhnt, sich für die empirische Mannigfaltigkeit des Daseyns an der Einheit einer inneren und idealen Welt Ersatz zu suchen.“ (Kaiser und Reich waren ihm sonst genug.) „Die Natur des deutschen Volkes zeigt eine wirkliche Stammverschiedenheit.“ „So bildete sich neben dem realen, (nur das kann den Ausschlag geben;) ein ideales Daseyn der Nation.“ „Dieß jedoch darf nicht gelängnet werden, daß eine Vereinigung und Consolidation einzelner deutscher Staaten zur alten und ursprünglichen Stammverbindung das natürliche Gesetz der Nationalbewegung ist.“ „Die österreichische Monarchie verdankt diesem Hauptgesetze deutscher Politik — engere Verbindung verwandter Volksstämme — ihre naturgemäße Größe.“ Maxime, des Fürsten Kaunitz, im Gegensatz der preussischen Erhebung. „Hinwieder der noch junge preussische Staat, und die unwiderstehliche Hinneigung (?) einiger Stämme zur Verschmelzung.“ „Aber der politische Magnetismus hat zugleich seinen geschichtlichen Grund.“ „Seit der Revolution und dem westphälischen Frieden ist die Macht Oesterreichs mit dem, was ihm während des dreißigjährigen Krieges zunächst zur Seite stand, von den übrigen entweder protestantischen, und von dem Protestantismus überwachten Völkern, abgeschieden; und als ein besonderer Haupttheil der deutschen Nation zu jeder Zeit betrachtet worden.“ — „Plötzlich erhob sich

die Macht Preussens im Norden. Friedrich der Große setzte der noch immer bestehenden Obermacht Oesterreichs eine neue politische Autorität entgegen, und fettete das von Sachsen verlassene Interesse der protestantischen Staaten an sein Volk und an seine Krone.“

„Der Rheinbund war seinem Kern nach aus südwestlichen Ländern zusammengesetzt. So wurde mit der Auflösung des Reichs das ganze westliche Deutschland sowohl vom österreichischen als vom preussischen Einflusse befreit, und, wenn auch abhängig von Frankreich, an seine eigene Entwicklung gewiesen.“ — „So hat sich, wenigstens in der Idee, ein dreifaches Vaterland emporgehoben; erstens, die alte Macht Oesterreichs, zweitens, der ganze deutsche Norden, — endlich das eigentliche Reich, welches die am frühesten entwickelten deutschen Lande und Reichsstädte umschließt.“ — „Mit der Idee dieses dreifachen Deutschlands treten wir der Wirklichkeit gegenüber.“

Dritter Abschnitt. Oesterreich und die Interessen des Kaiserstaats. Natürlich ein langes Capitel, aus dem wir im Zweck dieser Anzeige nur Einiges ausheben können. „Diese Monarchie hat durch die Umwandlung ihrer Kaiserkrone (auf der historischen Basis!) nachhaltige Verjüngung erlebt; und kam gerade durch entschiedene Isolirung von den eigentlichen Reichsinteressen zu dem wahren Charakter ihrer Macht.“ Ein „neueres Princip“ (?) der öffentlichen Ordnung, als Richtung und Gesetz aller Civilisation, die Erhebung des Einzelnen in das Allgemeine“ — stellt auch hier der Verf. voran; indem der Grundstoff jeder Nation, sich selbst herausbildend, bewahrt werden soll.“ „Wahr ist es, daß der Thron und die Autorität nicht mehr auf eigener gebieterischer Kraft, noch auf der Zuneigung weniger von ihr begünstigten Classen, sondern auf der breiten Basis der Intelligenz und des Willens einer Nation ruhen.“ — „Ganz anders ist der Stand der Civilisation und der Cultur der Völker



in der österreichischen Monarchie; — sie ist an die Aufrechthaltung der alten Ordnung und Autorität (nach Stand und Würden, virtuell!) gewiesen;“ — (und hat in dieser Erkenntniß, „Volksbewußtseyn, Wahrheitssumme ic.“ die Verhängnisse der Zeit siegreich bestanden). „Dieses Staatsprincip — hat sich mit der Nothwendigkeit des (anderwärts) aus der Nationalität gestaltenden Fortschrittes in unversöhnlichen Widerspruch gestellt. (?)“ „Einmal sind die sämmtlichen zu Oestreich gehörenden Völker und Volksstämme noch auf dem Stadium des Naturlebens begriffen,“ (und sie gedeihen trotz transitorischer Bedrücknisse, in innerer naturgemäßer Entwicklung, und der Himmel bewahre sie vor dem experimentirenden Kunstleben —) „der der Bewegung zugefallenen Nationen des westlichen Europa,“ (noch lange, für immer!) „Metternichs Politik bekennt sich laut als System der Stabilität.“ — „Den alten deutschen Landständen (mit Vorrechten, um der Vorpflichten willen!) „würde er für jede einzelne Provinz eines größeren Reiches seine Zustimmung geben, und in diesem Schutze des Eigenthums aller Untertanen“ — (hierin liegt eben das Kriterium der Wahrheit und Wesenheit, dem Formelwesen gegenüber!) „Bekanntlich hatten die alten Landstände nur den Zweck, neue und außerordentliche Geldbewilligungen zu gewähren,“ — eine, bis zum Eckel wiederholte, nichts desto weniger grundsätzliche Phrase; war denn nicht der historische, der naturgemäße, Verwaltungsorganismus selbst landständisch, nach eigenen Anlagen und Bürgschaften, durch die Träger einer jedes humane Bedürfniß beschwichtigenden Regalität, des *pouvoir discretionnaire*, dessen Hintanstellung alle gedeihliche Bewegung sperrt; vom Palast des Königs bis zur Hütte des letzten Hürigen.)

„Mit diesem Theorem“ — (mit diesem Ausdrucke stellt Hr. Schlesier seine politische Pyramide selbst auf die Spitze; während des großen Haus- Hof- und Staatskanzlers Princip offenbar Wissenschaft und Erfahrung zugleich zur Seite hat;) „spricht

der Fürst seine Mißachtung gegen eine ganze Seite der Civilisation aus, welche, ganz abgesehen von der politischen Lebensform die vornehmsten und vorgerücktesten (warum nicht gar die verrücktesten!) Nationen umschließt; mit diesem Theorem hat er,“ (der Chimäre entgegen,) „verwandte Bestrebungen in Deutschland durch Lockungen und Macht einzuhalten, oder zurückzudrängen gewußt; mit diesem Theoreme hat er die Welt und das Bewußtseyn der Völker gespalten“ (und zur Besonnenheit zurückgeführt; restituunt rem!).

(Fortsetzung folgt.)



The old world and the new, or, a Journal of Reflections and Observations made on a tour in Europe. By the Rev. Orville Dewey. London 1836. V. I. 330. V. II. 367. 12.

Lange ließen sich die Noedamerikaner von Europa besuchen und beurtheilen, ohne daß sie Wieder Vergeltung ausübten. Seit kurzem ist es anders geworden. Der bekannte Cooper hat den Anfang gemacht, Europa, insbesondere England, mit Nordamerika zu vergleichen. Daselbe thut hier, um ein Gutes unbefangener, obgleich weniger umfassend, ein protestantischer Geistlicher aus Neu-England. Die Reise geht über Irland, Schottland, England, die Niederlande, Rheinaufwärts, durch die Schweiz und Italien bis Neapel; zurück über Frankreich und England. Fast am ausführlichsten ist der Vf. über Rom, wo er zwar nur längst bekanntes und viel besprochenes sieht, aber Betrachtungen darüber anstellt, die wenigstens seine Herzlust und sein Stand anziehend macht. Indessen findet er natürlich dort den wenigsten Anlaß zu den Vergleichen auf die er ausgeht. Desto mehr diesseits der Alpen und in England. Er verheißt die Vorurtheile nicht, die er mitgebracht hat, und die in der That sehr stark sind, legt sie auch nicht ab, sondern läßt sie nur etwas bezähmen. Gleichwohl fällt die Vergleichen zum Vortheile der alten Welt aus. Zwar

entbehre diese der unschätzbaren Güter, die Nordamerika besitze und künftig in noch größerer Fülle besitzen werde; dagegen habe sie Vorzüge, welche diesem jetzt noch versagt seyen. Eine Hauptstelle ist II. 330.

»Man wird die Erklärung fast finden, aber ich thue sie: ich glaube, es ist in unserm Lande mehr Mißbehagen als in irgend einem andern. Vielleicht auch mehr Behagen; dieß ist mir nicht unwahrscheinlich; aber mehr Mißbehagen gewiß. Das rührt nicht bloß davon her, daß bey uns mehr Einsicht unter dem Volke verbreitet ist. Zum Theil sind die besondern Verhältnisse der Gesellschaft Ursache. Die höhern und die niederen Classen, wie man sie nennt, stehen gegeneinander in einem milder glücklichen Verhältniß als in Europa. Wo Jeder emporsteigen kann, da sehen die Niederen nach Oben nicht als nach einer für sie unerreichbaren Stelle, vielmehr als nach einer, die sie auch erstreben müssen. Andererseits blicken die obenstehenden auf die Niederen nicht als auf Gehilfen und Freunde, sondern als auf zudringliche Mitwerber. Die Folge ist, daß alle Bande und Verhältnisse des Lebens milder freundlich werden. Daher kommt, glaube ich, die zum Sprücheworte gewordene mißtrauische Kälte in unserem Betragen. Daher, fürchte ich, ein gewisser Mangel an Herzlichkeit in der Gesellschaft. In Amerika gedenkt jeder Dienstbote sich höher zu schwingen; darum ist er unzufrieden, nachlässig, trozig. Es giebt Ausnahmen; aber die meisten Haushaltungen sind mit dieser Plage eines unwillfährigen, unbotmäßigen, untreuen Gefindes behaftet.«

I. 30. beschreibt der Verf. den Park und die Gärten zu Eaton Hall, wo eine reiche Obst-Ernte nicht verkauft, sondern als Geschenk unter die Grundholden des Gutsbesizers vertheilt wird.

»Es muß doch etwas Gutes und Angenehmes in einem Verhältniß liegen, in welchem menschenfreundliche Handlungen, wie diese, vorkommen. Aber ist nicht zu fürchten, daß dabey auf der einen Seite Knechtsinn, auf der andern Hochmuth unterlaufe? Ich kann einmal an die Zuträglichkeit solcher Verhältnisse nicht glauben. Doch, wenn ich an Leute bey uns denke, die, weil sie Freysassen sind, für nichts mehr Achtung haben, außer für ihre eigene Person, so dünkt mich, es wäre für diese besser, daß sie Grundholden eines englischen Gutsheeren wären. Will einer nichts höheres verehren, so werde von ihm ein Lord Westminster verehrt!« —

II. 259. In England bekennet man sich ganz offen und ohne Scheu zur Wirthschaftlichkeit. Ein reicher Mann sagt ohne alles Bedenken, wenn von dem Aufwande eines noch reicheren die Rede ist: dem kann ich es nicht gleich thun. Mir sagte einer der verdienstvollsten Männer Englands, er würde am liebsten Claretwein trinken, sey aber dazu nicht bemittelt genug. Bey uns ist eine solche Aufrichtigkeit fast unerhört. Wir sind verstoßner Weise wirthschaftlich, und eben darum sind wir es nicht genug. Ein Fremder hält uns natürlich für ein

recht geldgieriges Volk, wenn er die Betelebsamkeit in unsern Städten sieht; nähere Betrachtung würde ihn belehren, daß dieses ängstliche, beynahe slavische Treiben nothwendig ist, um die schweren Lasten der Haushaltung zu bestreiten. Was Manchen an seinen Schreibetisch fesselt, ist bloß die Thorheit in seinem Hauswesen, eine Thorheit, der er sich ergiebt, weil er sich auszeichnen will und dazu kein anderes Mittel kennt als Aufwand. Könnte er es nur fassen, daß er sich höher in der Gesellschaft stellen würde, wenn er seinen Geist zu bilden wüßte und auf das, was dazu dient, einen mäßigen Aufwand machte, so würde er weiser leben, und reicher sterben. Jetzt ist sein Haus mit prächtigen Geräthe angefüllt; da sitzt die Frau und die Töchter in den höchsten Glanz der Mode gekleidet; er selbst verbannt sich den ganzen Tag und die halbe Nacht aus der schönen Wohnung in den Lärm und Staub eines Waarenlagers.« —

II. 204. »Mich freute es, daß meine Mitbürger Uebersuß haben und ihn lieber ausgeben als anhäufen. Geiz ist unser Fehler nicht; wir geben so gern und so schnell aus als wir einnehmen. Aber das bedaure ich, daß von diesem Aufwande so gar wenig der schönen Kunst zu Gut kommt. Die Hälfte von dem, was jetzt in manchen unserer Städte für eingebildete Bedürfnisse unnütz ausgegeben wird, reichte hin, sie mit Gemälden und Bildsäulen anzufüllen, so daß wir einem Fremden auch etwas zu zeigen hätten. Wie verdient würde sich ein wohlhabender Bürger machen, der sein Hauswesen einfach einrichtete, dagegen sich mit Kunstwerken umgäbe, die nicht nur jedem achtungswerthen Besucher unendlich mehr Vergnügen als ein schwelgerischer Tisch gewähren, sondern auch die so wünschenswerthe Geschmacks-Bildung im ganzen Lande fördern würden!« —

II. 348. »Die öffentliche Meynung ist in Nordamerika eine fürchtbare Macht. Sie kann so drückend als je eine Willkürherrschaft werden. Und in der That, bey all unserem Rühmen von Freyheit, ist man bey uns in Privat- und gesellschaftlichen Verhältnissen weniger frey als in Europa.

Dem Verf. ist die frühere Geschichte seines Vaterlandes auffallend unbekannt oder gleichgültig; sonst würde er vielleicht bemerkt haben, daß Klagen dieser Art zu der Zeit noch nicht gehört wurden, da das Volk noch nicht souverän war; und daß auf die mäßige Freyheit, die es damals hatte, der alte Spruch anzuwenden seyn möchte, nach welchem die Hälfte besser als das Ganze ist.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. December.

Nro. 250.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier.

Mit dem besondern Titel: oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpuncte der Politik beleuchtet, von Gustav Schlesier etc.

(Fortsetzung).

Aber „so tief sucht sich das System des österreichischen Politikers seine Unterlage gar nicht, um jene Ideologen der Alleinherrschaft, welche theils die religiöse Ergebung in Anspruch nehmen, sich für die Legitimität gefalbter Häupter berauschen, und den Monarchen als den Stellvertreter Gottes auf Erden proclamiren; theils in den gegliederten Formen einer (gemüth- und kraftvollen) nationalen Vergangenheit allein die ewigen Gesetze der Natur und gesellschaftlicher Ordnung anerkennen.“ — Und nun wird ein kritischer Blick auf die literarischen Autoritäten des Faches, auf H. Steffens, Jarek, Savigny, Görres, Friedrich Schlegel etc. geworfen. Und so „ist Oesterreich neben Preussen der Repräsentant Deutschlands dem Ausland gegenüber, und wird in dieser Stellung nie ermüden, Anmassungen gegen Deutschlands Unabhängigkeit und Bestand, oder Störungen, welche das Gleichgewicht auf dem Continent aufheben könnten, in ihre Gränzen zurückzuweisen.“ Verdienstes genug!

„Man hat vorzugsweise die jetzige (europäische) Geschichtsperiode einen Act politischer Vermittlung genannt; doch, wenn irgend einzelne Persönlichkeiten, so sind Talleyrand und Metternich die grossen Vermittler des vergangenen Zeitlaufs gewesen, — die, aus den entgegengesetzten Feldlagern abgesendet, die wichtigsten Resultate des jetzigen europäischen Zustandes erzungen haben.“ Unstreitig war hiebei die Stellung des Fürsten Metternich auf altem legitimen Besitz etc. ohne Vergleich würdiger und sicherer,

„als die des durch alle Schmutzphasen“ einer bedenlosen, revolutionären und perfiden Staatsordnung und Staatskunst hindurch gezogenen französischen Hofmanns. „Man hat schon die Frage aufgestellt, ob Fürst Metternich aus innerster Ueberzeugung sein System verrete? Ich habe daran nie gezweifelt etc.“ (Wir auch nicht).

„Wir können — das österreichische System würdigen und verehren, aber Niemand darf es gross nennen. Grösse wird nur offenbar, wo eine neue (!) Richtung des Menschengesistes, ein geschichtliches Verdienst mit schöpferischer Kraft erfaßt, und mit geschicktem Arm vollführt wird.“ „Metternichs Politik ist abwehrend und erhaltend.“ — (Und hierin läge keine Grösse? Und solche nur in der Bewegung und Umwälzung? Und Friedrich von Preussen, den Hr. Schlesier doch allenthalben den Grossen nennt, hätte die historische Laufbahn verlassen, und sich — den modernen Ideen von „politischer Durchbildung und (imaginären) Wahrheitssummen“ hingegeben? Im Gegentheil; wir finden in den beyden Charakteren gar manche Sympathie.

Hierauf geht der Verf. zum Staaten-Cyclus Oesterreichs über. „Wien, die Hauptstadt der österreichischen Monarchie, kann nur in demselben uneigentlichen Sinne als eine Hauptstadt Deutschlands betrachtet werden. Sie trägt den Charakter des Staats, dessen Repräsentantin sie ist.“ — „Den weiten Vorstädten der Kaiserstadt schliessen sich die im Umkreise der Monarchie gelagerten eigenthümlichen Plätze: Prag, Pesth, Venedig, Mailand, Innsbruck, (Grätz) und, wenn es erlaubt ist zu sagen, München, als eigentliche Vorstädte Wiens an.“ In der That hat Wien, wo es nicht an Geist, Talent und Wiß mangelt, und bey seiner „süssen Gewohnheit des Daseyns“ für das Leben grosse Vorzüge vor mancher krampf- und fieberhaften Metropole des mo-

dernen Liberalismus oder des — intoleranten Denkglaubens. Für solche politische Zionswächter, und nicht für die übrigen Deutschen „ist der Maassstab, den der Oestreicher an die Dinge legt, (allerdings) ein entschwindener.“ — (Bey allen Völkern schiedet sich von höherer Gesittung und Lebensfülle jenes „Phäakenleben“ ab, das in der Competenz der tellurischen Elemente als Ballast auch die Gravität des Staatsschiffes mit verbürgt). „Diese aristokratischen Formen — sogar nothwendig, im Stadium der Natureristenz (sic bleibe der Schwerpunkt;) „der Adel noch wirklicher Besitzadel“ neben den achtbarsten von Hrn. Schl. nicht gekannten Mittelständen! bey deren Wohlhabenheit „die Armuth selbst erträglicher ist.“ „Diese Privilegienverfassung der ungarischen Krone: — diese Constitution ist nur aristokratisch fendal, nicht aus dem neuen Princip der Volksrepräsentation zc.“ (Gott bewahre! wie könnte das kaum erst tausendjährige Reich der Magyaren, die im J. 889 nach Chr. unter einem erblichen Oberhaupte, aber in Stammschaften geschieden, über die sarmatischen und daeischen Carpathen herein drangen, und mit den ältern Insassen einen neuen Staat gründeten, naturgemäss anders seyn: ohne seine so sichtbar gedeihliche Entwicklung, unter christlich germanischer Civilisation, ohne diese sichere Bewegung — in problematische Gallopaden zu verwandeln? Unter den Vorzügen Oestreichs verkennet der Verf. auch den einer klaren und reifern und festen Legislatur im bürgerlich und peinlichen Rechte, und die väterliche Schonung selbst gegen Staatsverbrecher nicht. „Es läßt sich zweifeln, ob es ein Glück für die österreichischen Stämme wäre, von dem bezielten Entwicklungsgange des eigentlichen Deutschlands ins Schlepptau genommen zu werden.“ Aeusserere und eigentliche Hauspolitik der österreichischen Monarchie: — nur gegen Englands See- und Handelsmacht außer Concurrenz. „Die betrübendste Erfahrung, welche das Werk des österreichischen Diplomaten erlebt hat, lag in den drej grossen Schlägen, welche hintereinander die conservative Politik Europas erschütterten. Ich meine den Umschwung von 1830, (die Julinstage! — ?) die politische Revolution; und die Reformbill.“ Diese — dürften die Conservativen, ausser England — sogar selbst im Hintergrunde haben; insofern die Aufgabe einer reifen Gesetzgebung nicht in dunkelhaften

radicalen „Unterbauten,“ sondern im zeitweisen Ordnen der Rechte und Verhältnisse, im Verordnen! begriffen wird. Preussen, als der andern leitenden Macht in Teutschland, gegenüber von Oestreich, rechnet der Verf. die Zustandebringung des deutschen Zollvereines als grossen Vortheil zu. „Ritter von Genz, der geistige und schriftstellerische Repräsentant des Metternichschen Cabinets, und zugleich der wahre Gehülfe und Schatz des Fürsten — hat einen wirklichen Nachfolger noch nicht gefunden.“

Vierter Abschnitt; die bayerische Combination. „Indem man von Oestreich in das oberdeutsche und in rein politische Beziehung allein als süddeutsch zurückbleibende Nationalstück übergeht; kommt man an ein Uebergangsterritorium, nämlich Bayern.“ — „Wie dem auch sey; dieß läßt sich nicht verkennen, daß, wenn irgend eine einzelne Monarchie in Deutschland, so muß die bayerische eine combinirte genannt werden, und zwar in demselben Sinne ist hier ein Element dem andern entgegengesetzt, wie man in dem vorigen Abschnitt einen Widerspruch des österreichischen Staatsgeistes mit dem Nationalbewußtseyn (?) des übrigen Deutschlands erkennen mußte.“ „Bayern ist eine aus verschiedenartigen Haupttheilen zusammengesetzte Monarchie;“ — in der also das von Hrn. Schl. selbst aufgestellte Gesetz der Cohäsion und Attraction ganz und gar unwirksam wäre?? In keinem Capitel hat sich der Verf. mit mehr Befangenheit und vorgefaßter Meynung ausgesprochen als in diesem. Die wichtigsten Momente der bayerischen Fürsten- = Volks- = und Staatsgeschichte verkennend, und so die schon in ältester Zeit, wie im Verlaufe der Jahrhunderte, in den Alpen, an der Donau und Enns, wie am Rhein und Main, wie am Inn und an der Etsch, vom Lech bis zur Iller u. s. w. begründeten Stammverwandtschaften, Anrechte und zugewandten Gebiete übergehend, stempelt Hr. Schl. das wahre Mitterland des teutschen Südens, das weitbegränzte und auf unverwüsthlichen Elementen ruhende Bayerland zu einer ephemären Combination, und verunglimpft hiebey eben so oft das ehrenhafte Volk, als seine Regierung und die Geschichte. So viel ein- = für allemal: dießfällige Nach- = und Zurichtweisungen würden ein Buch füllen.

„Jetzt führte“ — sagt Hr. Schlesier unter

andern — „das gemeinschaftliche Religions-Interesse, (läge das nicht auch im Volksbewußtseyn; und wäre darum, um sein höchstes Interesse, das biedere bayerische Volk zu verunglimpfen?) Oestreich und Bayern aneinander, und das Herzogthum war im dreißigjährigen Kriege der stärkste Verbündete Oestreichs, und der hitzigste Vertreter papistischer Interessen. (Wie kurzfristig und verfeßend zugleich, was in „deutschen Studien“ und von angehenden Publicisten am sorgfältigsten vermieden werden sollte.) — „Nach der Einnahme von Paris wurde der Wiener-Congreß zur Ordnung der europäischen Verhältnisse anberaumt. Hier ergaben sich so schwierige Verhältnisse, daß ihre Entwirrung ohne die Rückkehr Napoleons von Elba schwerlich im Frieden abgegangen wäre.“ „Um den Blick von dem ganz undutschen Separatismus abzulenken; sprach man viel von dem natürlichen Föderatismus unserer Nation, und wie mit ihm die Blüthe der Gegenwart, die Geschichte des Volks, und der Charakter der Zukunft verwachsen sey.“ — „Der Großherzog von Baden, schon zu Wien eifrig von Rußland beschützt; — hatte die einzelnen Landestheile durch eine Verfassung aufs Engste ineinander gefettet; — um die Streitfrage von dem Standpunkte des fürstlichen Erbrechts auf die Höhe des Volksbewußtseyns und der öffentlichen Meynung zu stellen.“ (Es handelte sich ja nur um einzelne Grafschaften?) „Dagegen — Bayern durch Schriften seiner Special-Patrioten, und durch die berühmte Zeitschrift „die Allemania re.“ — Graf Montgelas „dieser kluge und halsstarrige Minister“ was ihm Bayern unter Napoleon verdankte. „Jetzt weiß Jedermann in Deutschland, daß der bayerische Staat nicht die Elemente in sich trägt, welche den Kern eines allgemeinen Nationalbewußtseyns oder nur eines süddeutschen abgeben könnten. Es läßt sich kein Schwerpunkt finden, welcher für die äußere Existenz, wenn nicht durch den Bund selbst, Garantie böte; wie vielweniger ein Centrum für das gesammte süddeutsche und nationale Bewußtseyn“ (oder vielmehr und zunächst nur für das Bewußtseyn des Hrn. Schleifers!). Wenn sich die Extreme nur nicht eben im Bewußtseyn und Nichtbewußtseyn — im Seyn und Nichtseyn der alten Komödie, in der Speculation und in der Wirklichkeit re. so nahe abstießen; und dazu die öffentliche Meynung; wo und durch wen spricht

sie sich gemeinlich aus, seit dem Gebrauch des geleimten Lumpenpapiers, und seit Gutenbergs übrigens unschätzbarer Typographie? „Drey ganz unterschiedene Stämme; — ein bayerischer, ein fränkischer und ein rheinischer. Selbst die Natur des eigentlichen Bayern scheint auf einen verschiedenen Ursprung hinzuweisen; und ich erlaube mir die Vermuthung, daß ein den Böhmen nicht sehr entfernter slavischer Volksstamm sich zwischen die Alpen und die Donau gedrängt habe, wodurch die ursprünglich germanische (?) Race wenigstens vermischt worden ist. — Wer nur jemals die Bewohner des Ostens gesehen hat, zweifelt nicht mehr, daß die Altbayern zu den südlichen Slaven gehören.“

Also nicht lauter Schyren und Heruler? Doch Hr. Schl. ist nun einmal in Bayern nicht zu Hause. „Man könnte die Geschichte dieses Landes gerade weg als die der Bischöfe, Aebte und Mönchsorden beschreiben.“ (Wie die Geschichte eines jeden andern unter dem Krummstabe aus Verwilderung und Barbarey hervorgetretenen Landes.) Die Welfe nennt der Verf. als die älteste Dynastie Bayerns; die „copiosa gens Agilolringorum“ und all das, was sie unstreitig zur Civilisation des Volkes gewirkt, kennt er nicht. Und er will von oberdeutschen Staaten und Stämmen schreiben! „Vorzüglich durch Liebe zur Kunst sind die Regenten dieses Landes bemerkenswerth;“ — aber die Kunst habe „auf dem geistigen Boden Altbayerns kaum die unbedeutendste Anregung finden können.“ Eine ähnliche Unwahrheit hat sich ein Quidam auch in den bayerischen Annalen zu sagen erlaubt, „als hätte die Kunst in Bayern zwey Jahrhunderte lang geschlummert;“ während die meisten Aebtey, Kathedralen, Kirchen und Paläste vom Gegentheil zeugen. „Heute fast josephinische Reformen, und Aufklärer; morgen Wiedereinführung der Klöster und Jesuiten; was bleibt dann übrig re.“ Bischof Sailer von Augsburg (Regensburg!). — „München ist der gelehrte Missionär des Katholicismus und der Idee des römisch-deutschen Kaiserthums;“ das dürfte eben so mißverstanden seyn, als „das mönchische Landeshut“ (die Hochschule)?! Auch das Daseyn einer Congregation, einer ultramontanen, versteht sich, wied wieder aufgewärmt, und selbst der unbefangenste Leser kann sich bey dem Anblick der barocken Bilder, welche hier, wie in einer fata mor-

gana an ihm vorüber schweben, kaum der Erinnerung an jenen lithographirten „Bilderbogen,“ der vor einigen Jahren „für Jung und Alt“ die Münchner ergözte, erwehren.

„Ein anderes Gefühl ergreift uns, wenn wir die übrigen Provinzen der Monarchie betreten, nämlich Franken und das Rheinland.“ — In materieller Hinsicht ist Franken der Kern des Landes, (was wir geradezu verneinen. Man sehe sich einmal um den nachhaltigen Boden und um das nachhaltigste Volk, jetzt und in der Geschichte von 2000 Jahren um, wo waren von jeher der Auswanderungen weniger als in Altbayern? Wo hat man sich dem Zerbröckeln des Grundeigenthums, der Auflösung der Innungen und Mittelstände, und einer künstlichen Uebervölkerung mit weniger Hast hingegen? In Altbayern kann sich der nicht emancipirte Bauer in der Markung seines Grundherren doch noch die Stube genügend wärmen, die weite Hofraut sicher einfeinden, und in Dampf und Flamme tagtäglich die nahrhafte Kost bereiten. Dazu der unerschöpfliche Gerstensaft, vor dem trüglichen Weinbau! Wir verkennen hiebei die eigenthümlichen Vorzüge, und die Industrie Frankens nicht. So viel verlautet, und sich jetzt offenbart, hat sich Hr. Schlesier auch in Altbayern nicht umgesehen; nur einige Zeit, vielleicht auch auf einer Mission, in München aufgehalten, wo Manches nicht nach Wunsch gegangen seyn mag. Aber München — ist längst nicht mehr Bayern: das sagt ja der Verf. selbst).

Endlich kommt noch „das neue bayerische Strafgesetzbuch“ zur Sprache. „Wenn irgend etwas absolut verwerflich, und der Humanität widersprechend in den Institutionen eines Landes genannt werden muß; so ist es das Criminalgesetz und das criminelle Verfahren in Bayern.“

Mag auch Bayern vor den Augen des Hrn. Schl. nun einmal keine Gnade finden, und soll es in der von ihm bezielten neuen Staatenbildung Oberdeutschlands nur noch als Bruchstück oder Zuwage gelten; so steht das bayerische Volk, was die Vergangenheit anbelangt, — und sey dann die heutige größere Masse slavischer oder germanischer Abstammung, wie doch auch in Franken das tüchtige slavische Element viel weiter verbreitet ist, als Hr. Schl. zu

wissen scheint; — dennoch mit unauslöschlichen Zügen in der Geschichte und als eine der vier Hauptnationen Deutschlands, die unter was immer für inneren und äußeren Prüfungen stets aufrecht und selbstständig ihre welthistorische Bestimmung erfüllt hat. Die Zukunft anbelangend, so kann nur Bayern, Land, Fürst und Volk im Totalbegriffe, mit seinen materiellen, geographischen und geistigen Anlagen und Bürgschaften, mit seiner angestammten Verfassung, keiner neuen Wahrheitssumme, wie keiner verhängnißvollen Unterbauten benöthigt, eben so aufrecht und würdig, derselben entgegen sehen. Indem dieses Kernvolk in der That mehr zu Thun, als zu Reden versteht wann und wo es gilt; hat es von jeher sein Bewußtseyn zuvörderst in der Richtung mehr auf- als vorwärts, in ächtchristlicher Zuversicht begriffen.

Von Bayern als Bruchstück wird im fünften Abschnitt auf die oberdeutschen Staaten und Stämme übergegangen, und hiebei bis über den Rhein und in das Elsaß westlich vorgeschritten, in politischer Hinsicht aber Churheffen, Coburg und die preussische Rheinprovinz zum Norden gewiesen. „Nicht die Naturgränzen allein — hier entschieden auch die Menschen und ihre Gesinnungen.“ „Das Wesen der Uebersheimer ist im tiefsten Grunde deutsch, wenn auch“ &c.

„Die Elsäßer sind französisch, und, wie sich in den letzten Kriegen gezeigt hat, enthusiastische Franzosen geworden.“ — „Von der politischen Geschichte älterer Zeit sind wir durch die letzte Thatsache (?) derselben, und deren letzte Folgen abgeschnitten;“ (immer dieselbe Lehre!) „die Reformation und die unmittelbar mit ihr zusammenhängenden politischen Ereignisse legten das öffentliche Leben der deutschen Vorzeit ins Grab, aus welchem nur eine neue Schöpfung auferstehen konnte.“

(Fortsetzung folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. December.

Nro. 251.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier.  
Mit dem besondern Titel: oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpuncte der Politik beleuchtet, von Gustav Schlesier.

(Fortsetzung.)

„Algermanische Freyheit, — Urfreyheit, — mit dem Christenthum das Princip der innern Freyheit des Einzelnen — dazu der Instinct — etc.“ Auch Abt Desing hatte in seinem Natur-, Staats- und Völkerrecht — den Principien des Grotius, Puffendorffs, Heineccius, Wolffs etc. gegenüber — diese Begriffe entwickelt, z. B. de principiis internis indicativis: aber mit welcher ganz andern Weihe zur heiligen Sache des Familien- und Staatslebens; worauf wir bereits vor eils Jahren hingewiesen haben, (im II. Bande unserer Beiträge zur deutschen Länder- und Völkerkunde; in den fortgesetzten Erinnerungen aus der Zeit für die Zeit.)

„Die größte Niederlage hat schon die bisher separatistische Opposition des deutschen Liberalismus durch den preussisch-deutschen Handelsstaat erlitten.“

„Der Norden hat, bis auf geringe Ausnahme, den Staat von der Seite seiner Nothwendigkeit zur Basis der bürgerlichen Gesellschaft erhoben, und dieses Fundament aller politischen Entwicklung der Nation in der Idee Preussen verwirklicht. Allein, man hat dabei die Seite der Freyheit, welche sich als Resultat der Civilisation entblättern soll, auf eine der allgemeinen Bildung nicht ebenbürtige Weise hintangestellt, und sogar das Princip geläugnet, welches der protestantische Norden, so gut, wie der deutsche Süden für sich in Anspruch nimmt etc.“

„Wenden wir dies auf die deutsche Nation an; so ist das allgemeine Bewußtseyn derselben nirgends in größerem Schwanken begriffen, als in Rücksicht auf die bedeutsamsten Formen unserer (werdenden?) Existenz“ — „und es hängt von den überwiegenden

Staaten des Bundes ab, in wie weit eine einzelne deutsche Verfassung bundesmäßige und nationale Bedeutung haben kann.“ — „Der objective Bestand eines Staates ist das erste Erforderniß, und die Freyheit nur ein Glück, das man erst in seinem Fortgange erwirbt.“ Mahnt das nicht an den „Verunfistat“; an den „Wohlfahrtsausschuß“ — und an all die Gräuel des — staatlichen Absolutismus?

Noch deutlicher: „Der Staat ist ein Institut, welches auf die Schwäche aller Einzelnen begründet ist, und erst durch Einigung die Kraft hervorruft, welche ihn vernünftig macht.“ Hier möchte es erlaubt seyn, auch unsere nicht mehr fremde Idee vom Staate entgegen zu stellen. „Der Staat ist eine aus dem Familien-Verhältniß hervorgegangene und organisch sich selbst verbürgende Stiftung (Fundatio) der Civilisation, ein Volk nach seiner gesellschaftlichen Ordnung, und auf seinem heimatlichen Boden umfassend, Behufs seiner Unabhängigkeit und Wohlfahrt“ (Grundlinien zur allgemeinen Staatskunde, München 1826: womit man in dem Programm: über den Standpunct der Staatskunde als Bürgerschaft der Landesordnungen und Freyheiten, München, 1827“ S. 6. das Schema aller humanen Staatsformen zu vergleichen beliebe.) Die Civilisation unsers Staates hat ihre Gränzen, ihren Kreislauf, nicht unbedingten Fortlauf, und wenn wir diesen unsern Staat vom Vaterhause und seinen Genossen ableiten, und in ihm die gesellschaftliche Ordnung nach ihren Verpflichten erkennen: — so sehen wir hinwider im Staate des Hrn. Schl. nur — ein Zuchthaus.

„Württemberg, oder nach einem umfassenderen Ausdruck, Schwaben, muß als das Centrum des oberen Deutschlands betrachtet werden.“ Und sofort gehen im sechsten Abschnitte „Württemberg und die Würtemberger“ an und vorüber.

Da der Verf. diesem Staate eine grosse Rolle zugebracht hat; so weiss er davon viel und Vieles im eigenthümlichen Farbenglanz, aus der Vorzeit, und Gegenwart, in statistischer und constitutioneller Hinsicht ic. zu sagen: die Specialgeschichte Württembergs ist ihm, der sich zur Zeit in Stuttgart aufhält, und, dem Vernehmen nach, mit Lewald an der Zeitschrift Europa arbeitet, und namentlich hiezu die Literatur-Übersichten liefert, näher und geläufiger. An den Würtembergeru haben wir immerhin eine tüchtige und ehrenhafte Nachbarschaft.

Alt- und Neuwürttemberg, und die zugewachsenen Theile des ehemaligen schwäbischen Kreises sind hiebei wohl ausgeschieden. Der Refrain aller Erweiterungen in diesem Buche bleibt indessen „das ans Licht tretende grosse Princip bürgerlicher und geistiger Freiheit. Dies ist der Protestantismus in Kirche und Staat.“ Abgesehen vom ersteren; — wohin führt der letztere in der Doctrin? in der ideologischen deutschen Doctrin?

„Auf dem deutschen Congresse zu Wien hatte K. Friedrich schwierigen Stand.“

„Der berühmte württembergische Verfassungsstreit.“ — „Württemberg hat die Periode einer wahrhaften Staatsreformation begonnen.“ „Das alte württembergische Recht ist zur Antiquität geworden.“ (Auch das absolute, das Stammrecht jeder Landschaft; oder vielleicht nur ein Theil des hypothetischen, das allerdings zeitgemäß seyn muß? Man vergleiche damit, was im Jahre 1827 der Minister am Schlusse der württembergischen Ständeversammlung in des Königs Namen sprach.) Das gesunkene Ansehen ständischer Repräsentation in den letzten Jahren der Restauration: „Da regte plötzlich die französische Staatsveränderung im Jahre 1830 halb Europa auf; — besonders die Jugend“ — (und was ist es nun mit den Julitagen? „Gottlob, wir sind aus denselben heraus“ — schreiben die Pariser selbst.) „Norddeutscher und süddeutscher Charakter — dort kalter Verstand, — hier inniges Gemüth, Phantasie — ziemliche Wahrheit in der Zeichnung; aber: „der Norden beherrscht die Welt, und unser Norden ist der Nerv und der Wendepunct der Nationalität.“ (Wenigstens zieht der behagliche teutsche Süden noch immer sehr an.) Ähnlichkeiten zwischen England und Württemberg; (es dürfte nicht schwer seyn, selbst in dieser Vergleichung Hrn. Schl's. Neologie dar-

zuthun.) Die Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten Württembergs, die Stiftungen! (sie sind durchaus nur conservativer Natur!) — Die Universität Tübingen: „mit den deutschen Universitäten geht Deutschland und seine Bestimmung unter.“ (Diese Bestimmung ist doch wohl nicht ein junges Deutschland; sondern ein stätiger gesunder Nachwuchs des Organismus zum und im Staatsleben?)

Demnach — „theilt die württembergische Verfassung das Schicksal aller übrigen Particularverfassungen Deutschlands, daß sie unter den bestehenden Verhältnissen nur den Zustand einer Quasi-Constitutionalität begründen kann.“ (Diese modernen Quasi-Constitutionen — was könnten sie auch anders seyn — machen nun Hrn. Schl. viel zu schaffen.) „Die rein constitutionelle Politik beginnt erst auf dem Boden, wo sie die Erstenz des Staats ausmacht.“ (Radical!?) Gegenüber „die älteren deutschen Verfassungen“ — „nur schützende Privilegien der einzelnen Stände“ meint Hr. Schl.; sie hatten Fürsten und Völker, Stämme und Stände, eben so wohl geeinigt, als lebenskräftig gegliedert; „als die Kirche fiel, mußte auch der Kaiser sinken.“ (Dessen sey jeder Reformator eingedenk; denn der Staat, wo er gedieh, und gedeihen sollte, ist überall aus der Kirche hervorgegangen, neben dem Gotteshaus das Vaterhaus, die Wohlfahrt der Familien das erste und letzte! und nur so der Staat; welche Genesis ist wahrer, geschichtlicher und erhebender zugleich?)

Hr. Schl. selbst scheint uns noch lange nicht enig, weder mit sich, noch mit der Idee, die er sich zur Aufgabe machte; am meisten ermangelt es ihm, wie allen seinen Geistesgenossen, an Lebens- und Geschäftskunde; aber er will ein allgemeines Kriterium von Kraft und Ordnung in der Fortsetzung dieser Studien dadurch erlangen, „daß er den preussischen Staat in die Mitte bringe, und dann ic.“ (Ob man ihm in Preussen dafür Dank wissen wird?) „Ein großes Schwanken des Bewußtseyns über den wahren Werth und die Form des Repräsentativsystems;“ (klagt Hr. Schl. fortwährend; und verdächtigt dadurch das sogenannte Bewußtseyn zunächst.) „Das (moderne) Repräsentativsystem hat sich überlebt,“ schreiben die Pariser, indem sie ihre Deputirtenkammer, anstatt ihrem wichtigsten Berufe, einer



reifen Berathung des Budgets obzuliegen, nach alten vier Winden aneinander ständen sehen. „Die Staatsregierung und die öffentliche Meinung, oder Fürst und Volksvertretung — entscheiden in Württemberg über die Vorrechte der größeren Besitzer,“ erzählt der Verf. (Das mag nur halb wahr seyn. Wie weit würde sich eine Volksvertretung vergessen, welche sich in ihrem Urtheil über wohlervorbene Rechte, über die individuellen Befugnisse zu christlichen Stiftungen u. s. w. auf die sogenannte öffentliche Meinung, und Aufklärung, auf den Zeitgeist und das Fortschreiten — auf Probleme und Chimären — berufen möchte? Decus et tutamen patriae ist der Wahlspruch des englischen Parlaments).

„Die von ältester Zeit (?) herstammende Auswanderungssucht der Würtemberger;“ ungünstig wirkte in Altwürttemberg besonders die bey der allerdings übermäßigen Bevölkerung zugelassene Zerschlagung der Güter in unendlich kleine Theile, so daß der Besitz am Ende mehr eine Plage, als eine Wohlthat wird.“ (Sieht Hr. Schl. nicht ein, daß bey Verwirklichung seiner Ideen, bey fortwährender Befehdung der conservativen, der vielfältig mißverständenen Dominical- und Feudal-Verhältnisse, jenes Grundübel, und vor allem der Holzmangel!! immer furchtbarer werden müsse? Ein Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit, diese wohl begriffen, (m. s. unsere dießfällige Abhandlung, München 1833,) liegt nur in der revolutionären Idee des der Landes- und der Culturgeschichte unkundigen Neologen.) Innere Verwaltung Würtembergs. „In unsern herzlosen Bürgerverhältnissen, in der Unsicherheit der öffentlichen Zustände, unter den gränlichen Erscheinungen eines alten Adel der Menschlichkeit bedrohenden Materialismus, was bleibt wohl vor Allem dem Geiste, der wirken will, übrig, als die bürokratische Breite, und das Ansehen des Beamten-Wesens, die Viel-Verwaltung, die Viel-Regierung und die falsche Centralisation.“ (Wie doch der Wahrheit auch ihre Gegner dienstbar seyn müssen.) Jetziges Ministerium; geistige und repräsentative Notabilitäten und Originalitäten; Adelskammer etc.: hier weiß der Verf. zu leben; — und zu markiren; und so „wandert er jetzt schon mit dem Gefühl der Heimlichkeit

(Heimathlichkeit?) durch diesen grünen Hügelgarten Deutschlands.“

Vom siebenten Abschnitte: die Rheinlande nur einige Pinselstriche aus diesem Gemälde. „In staatlicher Hinsicht habe ich durch die Darstellung Würtembergs das oberdeutsche Leben erschöpft.“ Kaum. — „Die deutschen Rheinlande sind als unser Nationaleigenthum unveräußerlich.“ — „Der preussische Adler mit seinem Schwert und seiner Wissenschaft, — und zu Düsseldorf unten am Rhein lebt man ganz wie in der Neuzeit, und man glaubt nun in Berlin zu wandeln.“ (Aber dort ist eben die preussische Ritterschaft in Westphalen und am Rhein, mit königlicher Sanction, wie uns dünkt, ganz recht- und zeitgemäß wieder erstanden?)

„Im Allgemeinen ist also der Ausdruck der, daß die rheinischen Stämme sich durch Richtung auf das Veffentliche, Aeußerliche und Moderne von den östlichen deutschen Stämmen absondern, und dagegen den eigentlichen Grundstoff der deutschen (und zunächst auch der bayerischen!) Nationalität, ein sichereres und engeres Familienleben, mehr und mehr zu Gunsten des Gemeinlebens (und seiner tausend Förmlichkeiten und Illusionen!) zerbröckelt haben.“ (Also —?) „Alles, was man Aufklärung, Humanität, Civilisation nennt, das hat in diesen rheinischen Landen in Begleitung des neuern Liberalismus Besitz (legitimen?) ergriffen.“

„Selbst die Katholiken glauben fast nur an die reine Vernunft, (läge hierin eine Bürgschaft?) und in den Hütten des Schwarzwaldes und im Breisgau etc.“ „Im pfälzischen Distrikt konnte nur der politische Liberalismus gedeihen.“ „Bey den Ueber Rheinern war solche Uebertreibung wohl zu erklären.“ „Nüchterneres, und in staatsrechtlicher Beziehung Indeutscheres hat unsere Wissenschaft nicht anzuzeigen, als Rottecks Vernunftrecht.“ Dagegen — „jene krankhaften Staatsansichten, die unter andern das politische Wochenblatt in Berlin predigt etc.“: (dessen treffende Vündigkeit wir eben hier vermiffen.) „Ein Uebergangsterrain gegen den Norden; — vom Odenwald durch das Rhein- und Gharheffische, Nassauische, Frierische, Frankfurt und die Umgegend: — man könnte es mit Recht die Rheinmark nennen.“ (Immerhin!) — „Dieser glücklich stuirte Landes- und Staatskörper — das Groß-

herzogthum Baden — „ist die Erneuerung des alten allemannisch zähringischen Stammes in fürstlicher und volksthümlicher Einheit.“ (Ohne Umwälzung!) — „Die Nähe Frankreichs übte großen Einfluß auf die Gesinnung des Badischen Volks; nur vom Bunde war für die Regierung Rettung aus dieser Klemme zu hoffen.“ — „Die Universität Heidelberg, ein Hauptplatz geistiger Thätigkeit für des Landes Geschick und Zukunft.“ „Baden, Baden ist ein Weltbad, — man badet sich und zieht einen neuen Menschen an.“

Aus dem achten Abschnitt: die Gesammt-Interessen Oberdeutschlands, — wird sich nun der Leser selbst leicht bescheiden können. „Die unüberwindliche Verschiedenheit des österreichischen und des preussisch-deutschen Princips ist selbst über den Stand der Debatte erhoben; — man lese nur das Verzeichniß der Vorlesungen auf einer österreichischen Universität, z. B. von Innsbruck, und man wird erschrecken, daß ein Deutscher, der von einem Gymnasium in Preussen oder Württemberg entlassen wird, es auf einer österreichischen Hochschule gar nicht aushalten kann.“

„Im Norden Deutschlands ist ein großes nationales Centrum gebildet.“ „Die preussisch-deutsche Zollverbindung etc.“ „Es liegt auf der Hand, daß nur unter dem Vortritt des preussischen Staats die Entwicklung des innern deutschen Staatenlebens einen Anhalt, und eine Garantie ungehemmten (?) Fortschreitens finden kann.“ „Von dem hier angedeuteten Wege, und von dieser Einsicht in unsere wichtigsten Interessen weichen die bisherigen Tendenzen oberdeutscher Politik gewaltig ab.“ (Nad nun dazu aus dem Norden die königlich hannoverschen Patente vom 5. July und 1. Nov. d. J. in ihrer unlängbar tüchtigen Motivierung!? Ist es nicht ein eigenes für diese Patente sprechendes Zeichen, daß nicht das gewährleistende hannoversche Volk, sondern nur die journalistische Presse — das Bewußtseyn der Umformer — sich damit so viel zu schaffen macht, und allenthalben Befürchtungen aufregt, die zuverlässig nicht in Erfüllung gehen werden? Die Hannoveraner wissen, was sie hatten, haben, und wollen.)

„Die Anerkennung des nothwendigen Centrum für die innere und eigentlich nationale Politik der deutschen Staaten. — Das ist, was am meisten

gefördert, was zum klaren Bewußtseyn des Volkes gebracht werden muß. Preussen ist unser innerer unser nationaler Mittelpunct.“ (Das war beyläufig schon in der Einleitung klar.)

Neunter Abschnitt: politisches Schlußwort. — „In wissenschaftlicher Hinsicht erscheint die Aufgabe ohnehin mehr als problematisch“ — (jawohl; noch mehr auf dem Standpuncte der Erfahrung:) „vor Allem muß man die Jugend des Verf. in Anschlag bringen, der noch als Neuling auf diesem Felde, (des politischen und publicistischen Dilettantismus!) sich bewegt, und die Uebung und längere Erfahrung, auch die nähere Bekanntschaft mit dem größeren Theile deutscher Zustände“ — (nicht der fahrende Schüler, nur der vieljährige Geschäftsmann und Forscher erkennt sie) wohl erkennen kann.“ (Warum sagt und erwägt Hr. Schl. das erst hintendrein?) „Es ist mein Zweck, nicht an der Einheit, wohl aber an der innern Einigung des deutschen Volkes — zu arbeiten. — das ist der Anfang meiner deutschen Politik;“ — (die man in der Idee längst erkannt hat; — aber nur Männern von innerem und äußerem Verstande gebührt hier das Wort.) „Der wahre Liberalismus ist empirisch im Denken und im Thun.“ (Vor Allem vermeidet er Intoleranz und Proselytenmacherey, wie sie sich Hr. Schl. in dieser seiner Propädeutik so vielfältig zu Schulden kommen läßt.) „Der Liberalismus hat in der Theorie drey große Perioden, und drey große Begründer gehabt: zuerst Machiavelli, — Rousseau — endlich Hegel; „zuerst und zuletzt war er immer Staats- und Gesellschafts-Philosoph.“ (Rousseaus Naturstand — welches Verkennen der höheren Abkunft des Menschen! Kennt Hr. Schl. die tüchtigsten Gegner Hegels?) „So lange unsere mittleren Stände, halb bürgerlich, und halb intelligent — noch so wenig politische Ausbildung an sich tragen;“ — (daß uns ja die teutschen Mittelstände, das eigentliche Mark und die habituelle Schnellkraft des Staatenbundes, im Ueberschwung des Industrialismus und Materialismus; im Geldprincip! nicht durch die Finger fallen, und dafür eine große, eine gährende Masse über dem Haupte zusammenschlägt! Das möge in allen unsern Erörterungen gewürdigt werden.)

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. December.

Nro. 252.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie, mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa Selenographica. Von W. Beer und Dr. J. H. Mädler. Berlin 1837. 4. 412 Seiten mit 5 Steindrucktafeln.

2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens observationibus propriis constructa et delineata, auctoribus G. Beer et I. H. Mädler. Berolini MDCCCXXXIV. 4 Blätter.

Die Verzeichnung der Mondoberfläche ist nicht ein Gegenstand, der erst neueren Bemühungen vorbehalten gewesen: schon gleich nach der Entdeckung der Fernröhre wendete man sich der Untersuchung dieses nächsten Himmelskörpers zu. Was wir indessen aus früherer Zeit besitzen, entspricht eben so wenig den wissenschaftlichen Forderungen der heutigen Astronomen, als es die Neugierde der Beobachter selbst befriediget hat. Diejenigen, welche nur nach dem Augenmaße zeichneten oder die Libration des Mondes zu berücksichtigen unterließen, wozu wir die sonst höchst schätzbaren Bemühungen Hevels rechnen, haben der Selenographie wenig Vorschub geleistet: noch weniger hat dieser Zweig der Wissenschaft denjenigen zu verdanken, welche die Beobachtung durch willkürlich hinzugefügte Zeichnung ergänzten, wie es bey der Cassinischen Karte der Fall ist.

Der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Selenographie war Tob. Mayer: er vereinte Fleiß und redliches Bestreben nach Wahrheit mit den mathematischen Kenntnissen, welche hier unentbehrlich sind.

Schröter, dem es weder an Instrumenten noch an Fleiß gefehlt hat, wählte eine unrichtige Methode; sie half ihm finden, was er zu finden wünschte, und anstatt einen Vergleichungspunct für künftige Bearbeiter zu geben, hinterließ er wenig mehr als ein Gewebe von Beobachtungen und Conjecturen, nur für Jene geeignet, die Schröters Methode befolgen.

Nach Schröter erschien wenig Erhebliches bezüglich auf Mondbeobachtung, bis Herr Inspector Lohrmann in Dresden seine „Topographie der sichtbaren Mondoberfläche, 1. Theil.“ im Jahre 1824 herausgab. So sehr es zu bedauern ist, daß dieser sorgfältige Beobachter sein Werk unvollendet gelassen hat, so muß man ihm doch zum Verdienste anrechnen, nicht bloß, daß er einen bedeutenden Theil der Mondoberfläche verzeichnet und vermessen, sondern auch, daß er zuerst eine zweckmäßige Berechnungs- und Darstellungs-Methode in Anwendung gebracht hat.

Die vorliegende Selenographie der H. Beer und Mädler schließt sich in Beziehung auf Methode der Lohrmann'schen Unternehmung an: während aber die letztere als ein zwar gediegener, jedoch nur fragmentarischer Versuch zu bezeichnen ist, haben wir den Bemühungen der eben genannten Astronomen eine vollständige, die ganze sichtbare Mondhalbkugel um-

fassende Darstellung und Beschreibung zu verdanken. Zugleich dehnt sich das Werk über sämtliche Beziehungen des Mondes aus, in so ferne sie zum Verständnisse oder zur Belehrung für ein größeres Publikum den Verff. geeignet schienen. Wir wollen zuerst dasjenige berühren, was als eigenthümliche Untersuchung zuvörderst die Aufmerksamkeit des Astronomen in Anspruch nehmen wird.

Nothwendig hängt die Zuverlässigkeit eines jeden Resultates von der optischen Kraft des gebrauchten Instrumentes ab. Die Verff. bedienten sich bey ihren Beobachtungen eines Fraunhofer'schen Fernrohrs von  $4\frac{1}{2}$  Fuß Brennweite und 42 Linien Oeffnung: es war parallaxisch aufgestellt und mit Micrometer und Uhrwerk versehen. Berücksichtigt man, um die Grenze, bis auf welche die Untersuchung ausgedehnt werden konnte, zu bestimmen, die Lichtstärke und Vergrößerung des Instrumentes, so kann man kaum annehmen, daß es eine Fläche von weniger als 800 Fuß Durchmesser auf dem Monde auch unter den günstigsten Umständen konnte erkennen lassen. Die Verff. selbst bezeichnen 1200 bis 1800 Fuß als die geringste Breite, welche die feinen Rillen des Mondes haben mußten, um bey der vortheilhaftesten Beleuchtung sichtbar zu werden. \*)

\*) Man hat häufig das Sehen eines Punctes mit dem Sehen einer Fläche verwechselt: das erstere hängt einzig von der Lichtstärke, das letztere von den Dimensionen und der Lichtstärke zugleich ab. Man sieht einen Stern, dessen Dimensionen (als Winkelgrößen betrachtet) unmerklich sind, wenn nur sein Licht intensiv genug ist: man sieht aber auch zwen Sterne, die nebeneinander stehen, als einen einzigen Punct, so lange ihre Entfernung nicht eine bestimmte Größe überschreitet. Um dieselbe Entfernung müssen die gegenüberstehenden Grenzen einer Fläche von einander absehen, damit die Fläche durch den Gesichtssinn nur wahrnehmbar sey. Bey Beobachtung des Mondes kann nur von Flächen die Rede seyn. Uebrigens ist es eine bekannte Erfahrung, daß man eine Kreisfläche schwerer sieht als eine längliche Fläche, deren Breite dem Durchmesser des Kreises gleich ist. Man darf daher annehmen, daß auf dem Monde

Auf ähnliche Weise ließe sich die Genauigkeitsgrenze einzelner Messungen bestimmen. Indessen wird man hier eine richtigere Vorstellung von der Zuverlässigkeit der Längen- und Breitenbestimmungen auf der Mondkugel erhalten, wenn man das Tableau der Messungen genauer untersucht. Beschränkt man sich auf die Mondsmitte, so findet man höchst selten, daß 2 Messungen von einander um  $1^\circ$  abweichen: häufiger sind Differenzen von  $40'$  und  $30'$ . Mehr als die Hälfte der Differenzen gehen über  $10'$ , und kaum der fünfte Theil ist unter  $5'$ . Dessen ungeachtet finden sich alle Resultate der einzelnen Längen- und Breitenmessungen auf Secunden berechnet, was wie wenigstens als eine höchst überflüssige Mühe bezeichnen müssen. Oder sollte es vielleicht beabsichtigt gewesen seyn, hiedurch dem arithmetischen Mittel eine größere Zuverlässigkeit in den Secunden zu geben, während eine Secunde weit unter der Wahrnehmungsgrenze des Instrumentes steht?

Die gemessenen Puncte sind abgetheilt in Puncte erster und zweyter Ordnung; die ersteren sind auf den Mondrand, die letzteren auf die ersteren bezogen.

Die selenographische Position von einem der auffallendsten Puncte, Manilius, ist von Bouvard und Nicollet bey Untersuchung der Libration des Mondes bestimmt worden: von den Lohrmannischen Hauptpuncten sind 13 unverändert aufgenommen, die übrigen durch eigene Messung sicherer bestimmt. Ausschließlich auf neuer Messung beruhen 85 Hauptpuncte, so daß die Gesamtzahl sich jetzt bis auf 106 erhebt. Im Ganzen sind in

kein Gegenstand mit einem Fernrohre von 42 Linien Oeffnung gesehen werden könne, wenn nicht seine kleinste Dimension (um das Mittel der obigen Bestimmungen einzuführen) 1500 Fuß beträgt. Sieben werden die günstigsten Umstände vorausgesetzt, nemlich eine ruhige Luft und eine Beleuchtung, welche den Gegenstand durch einen starken Lichtcontrast von der Umgebung hervorhebt.

dem vorliegenden Werke 919 neue Messungen angeführt.

Au die Hauptpunete ist eine große Anzahl von Punkten zweyter Ordnung durch Distanzen und Positionswinkel angereicht. Was außer diesen in der Karte verzeichnet ist, wurde durch Alinement eingetragen.

Noch sind unter den messenden Bestimmungen 150 Krater = Durchmesser und 1095 Höhen und Tiefen anzuführen.

Was hier mit wenigen Worten angedeutet ist, bildet vorzugsweise das eigenthümliche Verdienst des vorliegenden Werkes, welches als Ergebnis einer fast sechsjährigen Arbeit nunmehr vollendet, von dem beharrlichen Fleiße und den gründlichen wissenschaftlichen Ansichten der Verfasser Zeugniß giebt.

Indem wir aber mit Vergnügen nun, nachdem das Werk zur Vollendung gediehen ist, der so häufig von den ersten Astronomen, während der Ausföhrung ausgesprochenen billigenden Ansicht uns anschließen, und Methode und Inhalt in der Hauptsache gleich lobenswerth finden, können wir nicht umhin, auch einen Umstand zu berühren, der bey einem Fundamental = Werke Berücksichtigung hätte finden sollen, wir meinen das Bezeichnungssystem.

Wäre es einziger Zweck der Bezeichnung, einen Gegenstand von dem andern zu unterscheiden, dann würde man am Zweckmäßigsten jedem einzelnen Gegenstande einen eigenen Namen belegen. Wer würde aber im Stande seyn, einige Tausende von Eigennamen im Gedächtnisse zu behalten, sich die Gegend des Mondes zu merken, wo jeder seine Stelle hat? Deswegen ist es unumgängliches Erforderniß eines zweckmäßigen Bezeichnungssystems, größere Gegenden, deren Lage man leicht dem Gedächtnisse einprägen kann, mit eigenen Namen zu benennen, — diesen eigenen Namen alsdann Beisätze zu geben, wodurch mit gehöriger Rücksicht auf System und Kürze das Einzelne bezeichnet wird. Hevels Bezeichnung entsprach nur zum Theile die-

sen Erfordernissen. Riccioli \*) ließ sie, durch fremdartige Rücksichten geleitet, sämmtlich unberücksichtigt: seine nicht aus wissenschaftlichen Gründen hervorgegangene Nomenclatur hatte Nachtheile, welche bereits fühlbar zu werden beginnen. Wenn Manchem schon die 180 Namen von Riccioli zu zahlreich erscheinen, was soll man erst sagen zu den 400 Namen, welche sich in dem Werke der Herrn Beer und Mädler vorfinden, und welcher Vermehrung haben wir noch entgegen zu sehen, wenn jeder künftige Bearbeiter, dem Beispiele der früheren folgend, mit neuen, nach eigener Ansicht gewählten Namen die Mondgegenden überladet. \*\*) Noch ein größerer Uebelstand ist zu erwarten, wenn der Nachfolger die Benennungen seiner Vorgänger durch neue zu ersetzen für gut hält. Hieran werden wir zum Theile schon durch das gegenwärtige Werk erinnert.

Wenn wir manchen „unbedeutenden“ Namen mit dem Bemerken, daß die Stelle desselben nicht hinlänglich ausgemittelt werden könne, weggelassen sehen, wenn wir einen jesuitischen Theologen und „wüthenden Keherjäger“ (eine nachdrückliche Uebersetzung von Haereticorum insectator acerrimus) vom Monde „verjagt“ und der Ehre beraubt sehen, welche ihm Riccioli zur Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und seines religiösen Eifers auf ewige Zeiten zugedacht, so müssen wir, so sehr wir übrigens die Motive billigen, doch die Verwirrung bedauern, welche der Selenographie durch Befolgung ähnlicher Motive in Zukunft bevorsteht.

Solches wäre nicht zu befürchten gewesen, hätte man die Grundsätze festgehalten, wodurch die Wahl der Benennungen: Mare Crisium, Palus Somuii, Caucasus u. s. w. entschieden wurde.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Riccioli setzte selten eigenen Namen auf den Mond: diese Ehre ist den übrigen Bearbeitern der Selenographie von ihren Nachfolgern erwiesen worden, so Mayer, Cassini, Schröter, Lohrmann.

\*\*) Hr. Lohrmann hat nur 5 neue Namen eingeföhrt und darunter befanden sich nur zwen von Gelehrten, die damals lebten (Vode und Delambre). In dem vorliegenden Werke ist die frühere Zahl mit 116 neuen Benennungen vermehrt, worunter sich die Namen von vierzig lebenden Gelehrten befinden.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier 10.

(Schluß).

„Nicht anders verhält es sich mit den Zuständen Norddeutschlands überhaupt, dessen herausgehobene Vorzüge nur den süddeutschen Schwächen und Denkweisen zum Gegensatz dienen sollten.“ (Nach einseitigen Ansichten!) „Unsere Nation steckt noch zu tief im Provincialgeiste,“ (der von der Natur und Wahrheit der Dinge doch immer getreueren Bericht giebt, als die „Organe vager Einheit,“ oder, was noch verhängnißvoller ist, „die Einheits-Begeisterung“ an der Hand einer imbecillen Philantropie! Darum die zweckmäßigen Preussischen Provincialstädte). „Wenn der Bürger auf seinen dicken Bauch schlägt, seine Arbeiter überzählt, und sagt: ich will! dann kann er auch.“ (Vielsältig wollen jetzt unsere Bürger, aber sie können nicht mehr; — im Fortschreiten! Der übergroße Reichthum Einzelner; — kann, soll, er die Armuth der Uebersahl aufwiegen?) „Je mehr die materielle Seite des Lebens im Werthe steigt; je weniger darf man den idealen Menschen zurücksetzen.“ Das verstanden unsere Altvordern doch auch; darum das religiöse Princip in der Staatsmoral, wie allenthalben im Familien und corporativen Leben; das ist einem ungerichteten „Instinct“ oder einem fanatischen „Bewußtseyn“ entgegen, das ist die vom Vaterhause ausgegangene Societät und Pietät!

Wie Hr. Pölig und das Gerödorsche Repertorium, so wollen auch wir dem Hrn. Schl. gute Anlagen, und einen aufrichtigen politischen Charakter nicht absprechen. Aber auch wir müssen fragen, wie dort gefragt wurde: abgesehen von speculationen Staats-Theorien und ihren Terminologien, die nie zum Volksbewußtseyn werden, ob das, was Hr. Schl. in seinen ausgepöbelten Capiteln zur Stelle setzen will, für Deutschland heilsamer wäre, als die angestammten und angeerbten Institutionen, deren gediegener Grundstoff bey eiliger Anfertigung so mancher „modernen Quasi-Constitutionen“ nicht gehörig erkannt worden ist? Indem wir uns berufen fühlen, unständlicher und gewissenhaft über das Buch zu referiren; werden es die Leser bald wahrgenommen haben, daß wir nicht sowohl dem Verfasser entgegengetreten, als vielmehr diese Frage der Zeit und des Le-

bens überhaupt wieder einmal würdigen wollten. Die beantragten neuen „Unterbauten“ führen unfehlbar nur zur Ueberwucht mechanischer, ephemärer, casuistischer, und dennoch überall unzulänglicher Hülfsmittel, die, ihrer Natur nach, einander immer schroffer begegnen; während das Organ, der Hauch des Schöpfers, der wahre Instinct im Menschen, das gedeihliche Familien- und Staatsleben durch Stätigkeit und Bewegung zugleich bedingt. Hierauf beruhen die ächten Autonomien als Bürgerschaften (Ordines, nicht Privilegien) des Staats. Eine Mühle mit zwey Läusern, selbst den Bodenstein im „Umschwung,“ welcher ein Urding! Da muß alles zermalmt ungenießbar — zum gährenden Brey werden, „zum Urfschleim, aus welchem Aphrodite“ — nicht erstanden ist.

Der vielen andern ähnlichen modernen Manifestationen hat die vorliegende doch das Verdienst, eine wesentliche Verschiedenheit der Stämme und Landschaften, also eine Verschiedenheit der physischen und moralischen Gravitäten (hierin auch der große Unterschied der historischen Standchaften von den combinirten Repräsentationen!) kurz, ein naturgemäßes Territorial-Staatsrecht anzuerkennen. In diesem Sinne hat die Natur bereits die Regalien und Privilegien vorgezeichnet; auf jeder Quadrat-Meile! Was aber die Bildung und den Bestand der Staaten überhaupt anbelangt; so bürgen hiefür nicht sowohl blos geistige Kräfte und Maßregeln der calculirenden Staatsklugheit; als vielmehr moralische Größen in Regierung und Volk, und das Redliche und Rechtliche in den Erwerbstiteln der Territorien, im äußern Staatsrecht. Wenn es sich also darum fragen soll, welche Verfassung und Verwaltung für diese und jene Provinz gedeihlicher und heilsamer seyn möchte? so muß die Erörterung nicht von Theorien, von sogenannten Studien der reinen Vernunft, vom angeblichen Volksbewußtseyn 10. ausgehen; sondern von der lebendigen Anschauung, von der Praxis, von einer mehr als tausendjährigen Culturgeschichte und Statistik der Territorien. Dieser Weg von der Mannigfaltigkeit zur Einheit ist allerdings viel mühsamer und bescheidener; — aber nur der führt zurecht und bewahrt; nur diese Analyse ist der Wendepunct des modernen, des so sehr profanirten Fürsten-Staaten- und Völkerrechts.

v. Koch-Sternfeld.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. December.

Nro. 253.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, 2c.
  - 2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens etc.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt möchte es eine schwierige Aufgabe seyn, die Grundsätze des Werkes bezüglich auf Nomenclatur mit der Ausführung zu vereinbaren, — zu erklären, warum ungeachtet der entschiedensten Mißbilligung des Ricciolischen Systems, doch dieses System beybehalten ist; warum bey dem festen Entschlusse, die Bezeichnungen früherer Selenographen unverändert zu lassen, doch so manche Veränderungen gemacht worden.

Wenn wir übrigens die wiederholte Erklärung der Hrn. Verff. lesen, sich an das früher Bestandene gewissenhaft anschließen zu wollen, so sind wir außer Stand hiesür einen haltbaren Grund aufzufinden. Hätte sich das vorliegende Werk an frühere Bearbeitungen bloß angeschlossen, dann wäre solches Verfahren allerdings dankenswerth gewesen; nachdem es sich aber um ein Fundamentalwerk handelt, wodurch das wenige Voransgehende überflüssig gemacht werden sollte, wären unseres Erachtens die Verff. vollkommen berechtigt gewesen, eine neue und zweckmäßige Bezeichnungsart einzuführen. War es aber Vorsatz, von vorangegangenen Selenographen etwas beyzubehalten, so würde es doch wohl zweckmäßiger gewesen seyn, die Bezeichnungen von

Lohrmann \*), die einzigen an welche genaue messende Bestimmungen geknüpft waren, aufzunehmen, als einen Wust von Eigennahmen vergebener Gelehrten und Ungelernten von Riccioli und seinen Nachfolgern überzutragen.

Derselbe Uebelstand, den wir hier in Bezug auf die Mondbezeichnungen berührt haben, war auch zum Theile an den Stern-Karten und Katalogen merklich, als die Astronomie aus den Händen der Araber auf Europa übergieng. Das System, einzelne Sterne mit eigenen Namen zu belegen, hatte sich so weit ausgedehnt, daß die Zahl der Eigennahmen in die Hunderte gieng. Erst durch Bayer wurde die Bezeichnung der einzelnen Sterne durch Buchstaben eingeführt, was in Betracht der Kürze und Bequemlichkeit allgemeine Aufnahme gefunden hat. Zwar ist von Piazzi in der II. Ausgabe seines großen Sternecatalogs der Versuch gemacht worden, einen Theil der arabischen Nahmen wiederum einzuführen; allenthalben hat aber diese Neuerung so entschiedene Zurückweisung gefunden, daß wir zweifeln, ob es heutzutage auch nur einen practischen Astronomen giebt, der die Sterne Borein und Hamam zu suchen wüßte, während jeder  $\delta$  Arietis und  $\zeta$  Pegasi ohne Mühe findet.

Auch auf der Mondfläche, (auf welcher wir bereits über 400 Benennungen zählen, während 106 benannte Sternbilder den ganzen Sternen-Himmel

---

\*) Hr. Lohrmann hat die meisten ausgezeichneten Stellen der von ihm verzeichneten Mondgegenden mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet, was in der Mappa Selenographica nicht aufgenommen ist.

umfassen) hat eine dem System Bayers analoge Bezeichnungsweise bereits einigen Eingang gefunden. Sie wurde zuerst von Hrn. Lohrmann eingeführt. Sollte sie aber mit Erfolg in Anwendung kommen, so muß vor Allem das Bezeichnen einzelner Berge und Crater mit eigenen Namen beseitiget, und zweckmäßige (nicht zu zahlreiche) Benennungen der Landschaften, denen bestimmte Begrenzungen zu geben sind, eingeführt werden. Dieses bleibt einem künftigen Selenographen vorbehalten.

Indem die Verf. die verschiedenen Beziehungen des Mondes möglichst vollständig zu umfassen sich vornahmen, haben sie Einiges aufgenommen, was unter den Hauptrubriken des Werkes nicht süglich Platz finden konnte. Solches ist S. 139 — 163 als Anhang eingereicht.

Der erste Anhang ist überschrieben: „Physische Bemerkungen über Sonnen- und Mondfinsternisse,“ eine Ueberschrift, wodurch die Verf. alle bey jenen Erscheinungen vorkommende Verhältnisse, welche von der Stellung und mathematisch angenommenen Gestalt der betreffenden Himmelskörper nicht einzig abhängen, bezeichnen wollten.

Die Berechnung der Mondfinsternisse geschieht unter der Voraussetzung, daß die Erde ein sphärischer Körper von gleichförmiger Oberfläche, das Licht aber homogen sey, und durch keinen Einfluß von der geraden Bahn abgelenkt werde. In der Wirklichkeit treffen diese Bedingungen nicht ein. Die Theile der Erde, wo die Sonnenstrahlen vorüberstreifen, sind von verschiedener Beschaffenheit, — Wasser oder Land, — mit verschiedener und wechselnder Beschaffenheit der Atmosphäre: daher mag es kommen, daß die Größe des Schattens und Halbschattens, der Grad der Verdunkelung und Färbung merklich verschieden sich zeigen.

Die wenigsten dieser Erscheinungen hat man bisher genau beobachtet, keine ist nach allen Umständen gehörig bestimmt worden. Bis durch das

Zusammenwirken vieler entfernter Beobachter sichere Grundlagen gewonnen sind, können wir den Erklärungs-Versuchen nur Wahrscheinlichkeit zugestehen. Von der gegenwärtigen Untersuchung erwarten wir aber den Nutzen, daß sie beitragen wird, eine genauere Beachtung der Phänomene selbst zu veranlassen.

Weit wichtiger als die Mondfinsternisse sind für den Astronomen die Verfinsterungen der Sonne: sie haben insbesondere den Vortheil, daß die dabei stattfindenden Erscheinungen einer mathematischen Bestimmung fähig sind.

Als gelegentliche Bemerkung deuten die Verf. zuerst auf den außerordentlichen Eindruck hin, der während einer Sonnenfinsterniß in der Thierwelt bemerkt wird. Ob das Ungewöhnliche der Erscheinung hiebey wirksam ist, oder ob eine unbekannte physische Wirkung zu Grunde liegt, ist noch nicht zu entscheiden.

Merkwürdig ist die Erscheinung, daß bey totalen Sonnenfinsternissen der Mond mit einem Lichtkranze umgeben erscheint, wie solches von Ferrer und Altea ist beobachtet worden.

Die Farben, wie die unisteten Bewegungen des Lichtkranzes zeigen an, daß er in unserer Atmosphäre seine Entstehung habe. Diese Deutung wird indessen in dem vorliegenden Werke dem Phänomene nicht gegeben: vielmehr scheint es, als sey beabsichtigt, dasselbe mit der von Hrn. Geh. Rath Bessel angenommenen schwächern Lichthülle der Sonne in Verbindung zu bringen.

Die Erscheinung, auf welche der eben erwähnte Astronom seine Hypothese begründet, wurde von ihm bey der Sonnenfinsterniß von 1836 in Königsberg gesehen, und bestand darin, daß während die Hörner sehr nahe daran waren, sich zu einem Ringe zu schließen, der dazwischen liegende Theil des Mondrandes schwach erleuchtet erschien, ohne daß er von den directen Sonnenstrahlen hätte erreicht werden können.



Dieselbe Erscheinung hatte Hr. van Swinden in Amsterdam bey der ringförmigen Sonnenfinsterniß von 1820 unmittelbar vor der Schließung und nach dem Zerbrechen des Ringes gesehen. Wir glauben hieher noch den leuchtenden Punct rechnen zu dürfen, den Illoa, bey der totalen Finsterniß von 1778,  $1\frac{1}{2}$  Minute vor dem Hervortreten der Sonne, und zwar gerade an der Stelle, wo die Sonne später hervorgetreten ist, entstehen sah.

Die Erklärung aller dieser Phänomene dürfte in dem Umstande zu finden seyn, daß die dem Rande nahe stehenden Berge der jenseitigen Mondhälfte das Licht, welches sie von der Sonne erhalten, auf den uns sichtbaren Mondrand herüberwerfen, wodurch dieser beleuchtet erscheint, während ihn die directen Sonnenstrahlen nicht treffen. Sollte die beobachtete sehr bedeutende Intensität des Lichtes als Einwendung gegen diesen Erklärungs-Versuch angeführt werden, so müssen wir erinnern, daß die Reflexion um so stärker ist, je schief der Einfallswinkel, und je weniger das Licht auf seinem Wege von dem Gesetze der vollkommenen Spiegelreflexion abweicht. Das letztere Verhältniß ist der Ausdruck der Erfahrung, daß von einer beleuchteten Fläche nicht nach allen Richtungen ein gleich intensives Licht ausgeht, sondern die stärkste Intensität mit derjenigen Richtung zusammentrifft, welche das Licht nehmen würde, wenn die Fläche ein Spiegel wäre.

Beide hier berührte, günstige Umstände treffen bey der Erscheinung, welche wir zu erklären haben, zusammen; mithin wäre eine bedeutende Intensität des Lichtes zu erwarten: ob sie aber bedeutend genug seyn werde, um noch durch ein Dampfglas auf das Auge einen merklichen Eindruck zu machen, ist eine Frage, die weitere Berücksichtigung verdient. Wir müssen deßhalb noch auf die Beobachtung des Hrn. Hassler verweisen (Transactions of the American Philosophical Society Vol. IV.), welche wir bereits im II. Bande dieser Zeitschrift S. 895 erwähnt haben, und die

ohne Zweifel nur deßwegen von den H. H. Verf. übergangen wurde, weil sie ihnen unbekannt geblieben war. Hr. Hassler konnte während der Sonnenfinsterniß vom 12. Febr. 1831 die Unebenheiten der uns zugewendeten, also von dem Reflexionslichte der Erde beleuchteten Mondhälfte durch ein Theodoliten-Fernrohr mit 70 maliger Vergrößerung deutlich unterscheiden. Wenn unter solchen Umständen das Sonnenlicht nach zweyfacher Reflexion intensiv genug war, um durch ein Sonnenglas noch die Mondfläche zum Theile sichtbar zu machen, so scheint kein Grund vorhanden, die zweyfache Reflexion, welche in der obigen Erklärung angenommen wurde, als unvereinbar mit der beobachteten Lichtintensität anzusehen.

Was wir hier auseinander zu setzen gesucht haben, stimmt besonders gut mit der Deutung überein, welche die H. H. Verf. S. 154 der von Schröter auf dem Monde beobachteten Dämmerung geben: sie soll nämlich durch das Licht erzeugt gewesen seyn, welches von den beleuchteten Bergspitzen auf die umliegende Gegend geworfen wurde. Die oben niedergelegten Grundsätze erklären aber außer der Thatsache selbst noch den Umstand, daß nur in der Nähe der Conjunction von Schröter die Erscheinung bemerkt werden konnte.

Der Anhang II. „über das Erdenlicht im Monde,“ enthält wenig Bemerkenswerthes. Was darin untersucht wird, läßt sich auf Folgendes zurückführen.

Die Reflexionsfähigkeit der Erdoberfläche ist nicht an allen Theilen gleich, daher die Beleuchtung der Mondscheibe durch das Erdenlicht nach Umständen verschiedene Intensität darbietet. Das Erdenlicht wird wiederum in verschiedenem Maße von den einzelnen Theilen des Mondes reflectirt: am stärksten und wirklich sehr auffallend ist die Reflexion durch gewisse Bergspitzen, wodurch der nunmehr verschwundene Glaube an Mondvulkane erzeugt wurde.

(Fortsetzung folgt).

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau giebt außer ihren Denkschriften und besondern größern werken auch noch ein Bulletin heraus, das die Bestimmung hat, das Publikum zeitig mit den Arbeiten der Mitglieder bekannt zu machen, kleinere Artikel ganz aufzunehmen, und Auszüge aus den Sitzungsprotokollen und der wissenschaftlichen Korrespondenz zu liefern. Dieses Bulletin enthält demnach zum Theil weitläufigere Artikel, als dieß sonst bei Anzeigen akademischer Verhandlungen der Fall ist, und ist als eine Art von Journal anzusehen, das eben deshalb auch Abbildungen nicht ausschließt. Von dem Jahrgange 1837 sind uns bis jetzt 4 Hefte zugekommen, von denen wir hienmit eine kurze Anzeige liefern.

Nr. I. 67 Seiten.

1. Kurze Notizen über einige Schmetterlinge Russlands, als Beyträge zu Treitschke's Supplementen zu betrachten, von Dr. Eduard Evermann, Prof. zu Kasan (S. 1 — 32).

Viele Bemerkungen über meist schon bekannte, doch auch über einige neue Schmetterlinge, wie sie dem Verf. auf seinen zwanzigjährigen Wanderungen durch Rußland aufgestoßen sind. Eine weitere Fortsetzung ist versprochen.

2. Insecta Wolgam fluvium inter et montes Uralenses observata a Dr. Eduardo Evermann (S. 33 — 39).

An Rhynchoten zählt der Verf. in gedachter Gegend 225 Arten, an Orthopteren 55, an Libellulinen 31 Arten auf. Eine Menge neuer Arten sind darunter, doch ohne Beschreibung, da es ein bloßes Namensverzeichnis ist.

3. Einige Worte über die Fauna entomologica Trans-Caucasica von F. Faldermann (S. 40 — 43).

Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß der zweite Theil seiner Beschreibung der transkaukasischen Insekten im Drucke ist. Der erste Theil ist schon 1835 erschienen und bildet den vierten Band der Nouveaux Mém. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. Er ent-

hält die neuen Arten der Pentameren unter den Titeln: Additamenta entomologica ad Faunam Rossicam und Coleoptera Persico-Armeniaca. Der zweite Theil bildet den fünften Band gedachter Memoiren, und enthält die neuen Arten der Heteromeren, d. h. Melasomen 47, Taxiscoenen 2, Helopiden 29, Tracheiden 8, Vesicanten 17, Stenelysten 8, ferner die Tetrameren, d. h. Cureulioniden 79, Xylophagen 9, Longicornen 42, Chensomelinen 50, endlich die Trimeren, Aphidiphagen 10. Beide Theile zusammen sollen mit den Titel Fauna entomologica Transcaucasica bekommen.

4. Extrait des Protocolles des séances de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. Pendant l'année 1836 (S. 44 — 55).

Der gewöhnliche Jahresbericht.

5. Index specierum plantarum circa urbem Ircutiam, in Dauria et ad lacum Baikal in Sibiria lectarum, quas Societas caes. Nat. scrutatorum Mosquensis pro mutua commutatione offert (S. 56 — 62).

Es werden hier 358 Arten sibirischer Pflanzen zum Tausche angeboten.

Nr. II. 67 Seiten.

1. Mémoire sur quelques genres et espèces de Carabiques, par M. le Comte Mannerheim (S. 1 — 49).

Der Verf. hatte an Schönherr alle Cureulioniden seiner Sammlung, die dieser noch nicht besaß, abgetreten, dafür erhielt er wieder von letzterem alle Carabiden, die ihm fehlten. Durch diesen Umtausch förderte Jeder des Andern Arbeiten; vom Grafen Mannerheim finden wir hier viele neue Arten von Carabiden aus den verschiedensten Gegenden beschrieben. Auch hat er unter dem Namen Oxygonia, Stenocnemis und Hololissus 3 neue Gattungen errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

In Nr. 250. S. 979, Zeile 20 v. o. statt einseiden lies: einseiden. S. 980, Z. 6. v. o. statt nur Bayern l. nun Banern. S. 984 Z. 9 v. o. statt demnach l. dennoch. Z. 11 v. u. statt Kraft l. Recht.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. December.

Nro. 254.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1857.

1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, 2c.  
2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens etc.

(Fortsetzung.)

Der III. Anhang handelt „von einigen Wahrnehmungen, welche eine Mondatmosphäre anzudeuten scheinen.“ Nachdem in S. 83. entscheidende Gründe dargelegt sind, wernach dem Monde, und zwar mit Recht, jede wahrnehmbare Dunstumhüllung abgesprochen worden, finden wir den Titel, noch mehr aber den Inhalt dieses Anhanges überraschend, und wir glauben kaum, daß der Leser darin die gründliche Kritik, welche sich in dem Werke sonst offenbart, erkennen werde. Zuerst werden zwey Beobachtungen von Hrn. Hauptmann Boguslawsky angeführt, der einen kleinen Stern länglich und mit geschwächtem Lichte hinter den Mond ein- oder austreten sah, eine Errscheinung, welche  $1\frac{1}{2}$  bis  $2\frac{1}{2}$  Minute gedauert hat.

Wir sehen nicht wohl ein, in welche Verbindung diese isolirte Beobachtungen mit dem in Frage stehenden Gegenstande gebracht werden sollen. Ist wirklich eine Atmosphäre auf der Mondoberfläche vorhanden, welche das Bild eines Sterns zu verziehen im Stande ist, so muß diese Wirkung jedesmal erfolgen. Oder welche atmosphärische Veränderungen sollen den Umstand erklären, daß einmal die Mond-Atmosphäre in einer Höhe von mehr als 4 deutschen Meilen das Bild eines Sterns verzieht, ein anderes Mal der Stern ungeändert an Gestalt und Glanz bis zum Rande

selbst gelangt? Es scheint zwar, als wollte angedeutet werden, daß die Einwirkung der Mondatmosphäre häufig oder jedesmal sich auf gleiche Weise äußere, und daß nur den Beobachtern die Schuld zu geben sey, wenn sie nicht öfter wahrgenommen worden. Wir müssen aber hier erinnern, daß, wenn es sich um die Entscheidung handelt, ob eine Erscheinung wahrnehmbar sey oder nicht, die Bejahung oder Verneinung nicht auf ein Paar Beobachtungen begründet werden dürfe, sondern die Zahl der vorgekommenen Fälle aufzuführen und die Auctorität der Beobachter gegen einander abzuwägen sey. Wir unterlassen gerne, solches bey der gegenwärtigen Frage zu thun, um so mehr, als es wohl Niemanden entgehen kann, daß wir auf solchem Wege nicht zu einem mit den Ansichten der H. H. Verf. übereinstimmenden Schlusse gelangen würden.

Bey der kurzen Erwähnung des sonderbaren Phänomens, daß bey Sternbedeckungen bisweilen der Stern, ehe er verschwindet, auf einige Augenblicke vor der Mondscheibe gesehen wird, findet sich nur der Name Schröters als Auctorität angeführt. Wir müssen annehmen, daß es Absicht der Verf. gewesen ist, nur im Vorübergehen dieser Erscheinung zu gedenken, da eine so unvollständige Notiz über ein Phänomen, das nicht bloß von Schröter, sondern von vielen Beobachtern und unter verschiedenen Umständen gesehen worden ist, nicht zum Zwecke einer Untersuchung ausreicht. Wir stimmen vollkommen mit den Verf. überein, daß hier die Wirkung einer Atmosphäre nicht zu finden sey, ohne übrigens die Deutung, welche dem Phänomen gegeben wird, als befriedigend anzuerkennen.

Zunächst wird von den Verff. als unzweifelhafter Beweis einer Atmosphäre der bläuliche Schimmer angeführt, den sie bisweilen an den Ringgebirgen, die sich gerade auf der Lichtgränze befanden, bemerkt zu haben glauben. Allerdings kann die bläuliche Farbe durch eine Atmosphäre erzeugt seyn: eine ganz andere Frage ist es aber, ob solche atmosphärische Wirkung mit den übrigen Phänomenen vereinbar, ob sie zur Erklärung des Gesesehenen nothwendig sey.

Eine Atmosphäre, welche in so großer Ferne einen bläulichen Schimmer hervorzubringen im Stande ist, muß schon bedeutende Dichtigkeit besitzen, und mithin auch die Grenzen eines Gegenstandes ihrer Schärfe und Deutlichkeit berauben.

Wir finden weder über den letztern Punet etwas bemerkt, noch irgend einen Versuch gemacht, eine Atmosphäre, die so bedeutender Verdichtung fähig ist, mit den übrigen Phänomenen in Einklang zu bringen.

Wo es möglich ist, eine Wirkung mehreren Ursachen zuzuschreiben, liegt es dem Naturforscher ob, indem er eine Ursache als wirkend angiebt, die übrigen auszuschließen. Eine Atmosphäre ist nicht die einzige Ursache, welche einem Berggipfel bläuliche Färbung zu geben vermag, auch die Intensität der Beleuchtung, der Beleuchtungswinkel und der Contrast mit umgebenden hellen Objecten sind geeignet, unter gewissen Verhältnissen einen bläulichen Schimmer zu erzeugen: nur nach überwiegenden Gründen darf der einen oder der andern Ursache der Vorzug gegeben werden.

Die Verff. erwähnen nicht, ob sie solcher Untersuchung Rücksicht gewidmet haben: jedenfalls können wir nicht mit dem Schluß übereinstimmen, zu welchem sie gelangt sind. So lange alle übrigen Umstände sich gegen eine Atmosphäre vereinigen, so wird, wie uns scheint, die beste Erklärung der bläulichen Bergspitzen in dem Contraste mit der beleuchteten Mondfläche zu suchen seyn, der bekannten Er-

fahrung gemäß, daß ein schwaches Licht in der Nähe eines Stärkern bläulich erscheint.

Zur Erklärung des Umstandes, daß nur beim Anbruche des Mond-Tages die Berge mit Dünsten umhüllt gesehen werden, drücken die Verff. ihre Ansicht aus, die Trübungen der Mondluft müßten am häufigsten an der Nachtseite vorkommen. Wir können den Grund hievon nicht einsehen, auch keine Analogie mit unserer Erdluft auffinden, und halten überhaupt die Annahme für zu willkürlich, als daß sie zur Grundlage weiterer Schlüsse gemacht werden dürfte.

Hätten wir nun, um das Vorgehende zusammenzufassen, die beiden Umstände gegeneinander, einerseits, daß es nicht möglich ist die Erscheinungen der Sonnensfinsternisse und Sternbedeckungen mit dem Daseyn einer merkbaren Mond-Atmosphäre zu vereinbaren, andererseits, daß die hier angeführten Phänomene eine ganz andere und ungezwungene Deutung zulassen, — so können wir uns nicht entschließen, die von den Verff. ausgesprochenen Ansichten als begründet zu betrachten.

Der vierte und letzte Anhang handelt „von dem Einflusse des Mondes auf die Witterung,“ und ist von Hrn. Mädler allein verfaßt. — Bekanntlich hat die Periode des letzten Decenniums eine große Menge Vorarbeiten zu diesem Behufe geliefert, worunter die Bemühungen von Schöbler, A. Bouvard, Eugen Bouvard, Eisenlohr zu zählen sind. Allen Arbeiten liegt dieselbe Methode zu Grunde.

Da die Temperatur, der Luftdruck und atmosphärische Zustände überhaupt theils durch zufällige Ursachen, theils durch regelmäßige periodische Gleichungen bedingt sind, so leitet die Theorie auf ein einfaches Verfahren, aus der Gesamtwirkung die wirkenden Ursachen zu trennen und einzeln darzustellen, vorausgesetzt daß man eine große Zahl von Beobachtungen besitze. Eigentlich müßte

die Zahl der Beobachtungen, um genaue Resultate zu liefern, unendlich groß seyn; man darf sich unterdessen mit einer um so kleineren Zahl begnügen, je näher folgende Bedingungen erfüllt sind, nämlich, daß erstens die Gleichung, deren Einfluß man sucht, die beträchtlichste unter den vorkommenden Gleichungen sey, und deshalb die größeren Gleichungen voraus in Rechnung gebracht sind, daß zweitens die Größe der zufälligen Fehler im Verhältnisse mit der gesuchten Gleichung nicht zu bedeutend sey.

Der erstern Bedingung ist vom Hrn. Verf. bey den Beobachtungen von Trentepohl und Chenon zu Christiansburg (Guinea) genügt worden; bey der Bearbeitung der europäischen Beobachtungen ist keine Rücksicht darauf genommen.

Die letztere Bedingung findet sich in keiner Weltgegend, am allerwenigsten an den vom Hrn. Verf. angeführten europäischen Beobachtungsstationen, erfüllt.

Daß hiernach aus den vorhandenen Beobachtungsreihen nur sehr unzuverlässige Resultate zu erhalten waren, läßt sich voraussehen. Um den Grad der Zuverlässigkeit zu schätzen, werden wir nicht auf die wahrscheinlichen Fehler hinweisen, um so mehr als es in Frage gestellt werden dürfte, ob bey so geringer Zahl von Beobachtungen die Grundsätze der Wahrscheinlichkeits-Rechnung überhaupt und ob sie in der hier vorkommenden Weise Anwendung finden; wir wollen vielmehr (was in der Abhandlung selbst nicht geschehen ist) durch Zusammenstellung der Resultate der verschiedenen Stationen den Grad der Zuverlässigkeit für einige Fälle zu ermitteln suchen.

Der Grundsatz, worauf sich dieses Verfahren stützt, besteht darin, daß sich die Wirkung der Localität darauf beschränke, den Betrag der Gleichung nach einem gewissen Maßstabe zu verringern oder zu vergrößern, d. h. den Coefficienten zu modificiren, nicht die Periode zu ändern: so zwar daß

die Bewegungen immer in demselben Sinne und nahe nach demselben Verhältnisse vorgehen müssen.

Das Barometer steht im Apogäum höher als im Perigäum, und zwar

|                   |    |       |         |
|-------------------|----|-------|---------|
| in Berlin         | um | 0,203 | Linien. |
| in Carlstraße     | „  | —     |         |
| in Paris          | „  | 0,242 |         |
| in Viviers        | „  | 0,443 |         |
| in Christiansburg | „  | 0,056 |         |

Folgende Zusammenstellung giebt, für dieselben Orte, an, wie weit die Barometerhöhe der einzelnen Phasen das Mittel aus den 4 Phasen übertreffen. Der Betrag, in Pariser Linien ausgedrückt, ist:

|              | N.M.   | E.W.   | W.M.   | L.W.   |
|--------------|--------|--------|--------|--------|
| Berlin       | +0,161 | -0,066 | -0,122 | +0,018 |
| Carlstraße   | +0,141 | -0,271 | -0,255 | +0,365 |
| Paris        | -0,015 | -0,043 | -0,173 | +0,234 |
| Viviers      | -0,054 | -0,090 | -0,134 | +0,279 |
| Christiansb. | +0,028 | -0,059 | -0,018 | +0,048 |

Ist gleich die Uebereinstimmung der Zeichen so constant, daß man auf einen vorhandenen Einfluß mit Recht schließen darf, so weichen anderseits die einzelnen Ansätze zu weit von der Proportionalität ab, als daß wir die bisherigen Resultate auch nur als genäherte Werthe zu betrachten hätten.

Wir haben den Einfluß des Mondes auf den Luftdruck als Beispiel herausgehoben, weil die Rechnung am häufigsten auf dieses Verhältniß angewendet worden. Der Hr. Verf. berücksichtigt nach gleicher Methode auch die Temperatur, Regenmenge und Heiterkeit der Atmosphäre, und gelangt zu dem Schlusse, daß auf alle diese Verhältnisse der Mond seinen Einfluß äußeren, — daß insbesondere die Witterung günstiger und dem Weinbaue vortheilhafter sey, wenn der Mond die Maxima seiner nördlichen und südlichen Declination erreiche, — daß endlich die Gravitation diese Einflüsse zu erklären nicht vermöge, sondern eine andere wirkende Ursache zu Grunde liege.

Man kann für jetzt nur der Thätigkeit und Untersuchungsmethode des Hrn. Verf. die gebührende Anerkennung zu Theil werden lassen; was die Resultate betrifft, so sind sie von der Art, daß kaum abzusehen ist, wann auf dem jetzigen Wege der Beobachtung eine hinreichende Grundlage gewonnen seyn wird, um nach derselben Methode die Hoffnung eines sichern Erfolges zu gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Nr. II. 67 Seiten.

(Fortsetzung.)

2. *Conchylia tam terrestria quam fluviatilia et e maribus adjacentibus imperii Rossici indigena, quae pro mutua offeruntur historiae naturalis cultoribus commutatione*, a J. Krynicki, Prof. Univ. Charkov. (S. 50 — 64).

220 Arten Conchilien, von denen die größere Hälfte dem Lande und Süßwasser angehört, sind hier als Tauschartikel verzeichnet. Dieß Verzeichniß ist zugleich lehrreich hinsichtlich der geographischen Verbreitung der aufgezählten Arten.

3. Séances de la Société etc. (S. 65 — 67).

Kurze Auszüge aus den Sitzungsprotokollen vom Januar und Februar 1857.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

1. *Description de quelques genres nouveaux et de quelques espèces nouvelles ou inédites de Carabiques*, par M. le Baron de Chaudoir (S. 1 — 20).

Es sind hier 25 Arten beschrieben. Die neuen Gattungen heißen *Coptoptera* und *Axinopsophus*.

2. *Notice sur les avantages des micromètres au foyer de l'oculaire dans les microscopes composés, et sur la manière de les y placer*, par le Prof. Alexandre Fischer (S. 21 — 45).

In obiger Abhandlung „über die Vortheile der Mikrometer im Brennpuncte des Okulares bey zusammengesetzten Mikroskopen und über die Art, sie dahin zu bringen,“ zeigt der Herr Verfasser, daß unter den vielen mikroskopischen Messungsmitteln gegenwärtig hauptsächlich das Schrauben-Mikrometer und das Objectiv-Glas-Mikrometer in Anwendung sind. Als Mängel des Schrauben-Mikrometers führt er an, daß es nicht geeignet sey, kleine, in Bewegung begriffene mikroskopische Körper zu messen, daß sein Preis den des Mikroskopes wenigstens verdoppelt und daß es durch ungeschickte Behandlung leicht beschädigt werden könne. Als wesentlichsten Nachtheil des Objectiv-Glas-Mikrometers hebt er heraus, daß die Mikrometertafel nicht in derselben Ebene liegt, in welcher sich der zu messende Gegenstand befindet, daher Gegenstand und Scala nicht zugleich deutlich erscheinen, endlich, daß undurchsichtige Körper die Scala verdecken und daß es auch schwer sey, hinreichend fein getheilte Mikrometer zu erhalten. Er glaubt durch Verlegung des Planglas-Mikrometers in den Brennpunct des Okulares die Vortheile beyder angeführter Mikrometer zu verbinden und dabei alle ihre Nachtheile zu vermeiden. Er begegnet vorbeugend den Einwendungen, welche gegen dieses Mikrometer gemacht werden könnten, indem er zeigt, daß man, im Falle der zu messende Gegenstand größer als das Gesichtsfeld des Okulares ist, mit schwächerer Vergrößerung zu messen habe, ferner wie man die Scalen theilen müsse, um auch dann noch rasch ablesen zu können, und glaubt endlich den Fehler, welcher in der Messung entsteht, wenn man außer der Art Mikrometer und Bild vergleicht, als sehr klein vernachlässigen zu können. Nachdem er sein Erstaunen darüber ausdrückt, daß dieses Mikrometer noch so selten sey, und nicht allgemeinen Eingang im Leben gefunden habe, sieht er den Grund hiervon in der Schwierigkeit, welche die Optiker gefunden haben müssen, bey der Lösung des Problems die geeignete Mikrometer-Tafel in den Brennpunct des Okulares zu bringen. Er hält dieß für das Grund-Princip, worauf die Construction solcher Mikroskope basirt werden müsse. Auch betrachtet er die glückliche Lösung seinerseits als Veranlassung zu obiger Schrift.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. December.

Nro. 255.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, 2c.  
2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens etc.

(Fortsetzung.)

Die Hauptaufgabe, welche sich die Verf. vorgesetzt haben, bestand darin, eine richtige Darstellung der uns sichtbaren Mondoberfläche zu geben: das Mittel um die Aufgabe zu lösen, ist micrometrische Messung. Indessen ist hier eine gewisse Grenze festzusetzen, da die Unregelmäßigkeit der Mondfläche zu groß ist, um jemals erschöpfend durch geometrische Bestimmung aufgenommen zu werden.

Deßhalb ist es nothwendig, soll eine Darstellung unserer Nachbarwelt erlangt werden, der Messung durch Beschreibung und Zeichnung ergänzend nachzuhelfen.

Dieses haben die Verf. theils durch ihre Mappa Selenographica, theils durch die Topographie der sichtbaren Mondoberfläche, welche den zweyten Theil des vorliegenden Werkes bildet, in Erfüllung gesetzt.

Als Motto finden wir diesem zweyten Theile folgende Worte von Dr. Stewart vorangeschickt: „Erscheinungen sollten immer in Ausdrücken beschrieben werden, welche keine Meynung über ihre Ursachen involviren. Diese gehören einer besondern Untersuchung an, und werden am Besten verstanden, wenn man die Thatsachen aufrichtig hingibt, unabhängig von etwas, was zunächst als unbekannt betrachtet werden werden muß. Diese Regel ist be-

sonders wichtig, wenn die Thatsachen in gewissem Grade complicirt sind.“

Wir haben das Motto ausgezogen, weil es uns der Mühe überhebt, die Grundsätze, welche bey einer Mondtopographie befolgt werden sollten, und welche, — wie wir mit besonderem Vergnügen den Verf. zugestehen müssen, — im vorliegenden Werke gewissenhaft erfüllt sind, näher zu beleuchten. Die Erfüllung dieser Grundsätze rechnen wir den Verf. um so mehr zum Verdienste an, als es bekannt ist, wie selten von früheren Selenographen dieselben berücksichtigt wurden, und wie häufig der magische Anblick der Berge und Thäler unserer Nachbarwelt die Beobachter vermocht hat, den trockenen Weg astronomischen Forschens mit phantastischen Speculationen zu vertauschen.

Die Beschreibung der Mondländer umfaßt nebst dem Aussehen im Allgemeinen, noch Länge und Breite, auch Distanzen merkwürdiger Puncte, Krater-Durchmesser, Berg Höhen, Lichtstärke, und Farbe einzelner Theile, bisweilen auch die Vergleichung älterer und neuerer Bestimmungen mit kritischen Anmerkungen begleitet. Mit Ausnahme von Schröters Werk ist wenig Detailbeschreibung vorhanden: daraus werden denn auch gewöhnlich die Angaben zur Vergleichung gezogen. Diejenigen, welche gewohnt waren, auf Schröter als einen gründlichen Forscher mit frühzeitig eingelebter Verehrung hinaufzublicken, werden sich hier auf eine unangenehme Weise enttäuscht finden. Sollte jedoch Jemand glauben, daß Schröters Versehen und grundlosen Schlüsse zu schonungslos dem Publikum vorgehalten sind, so müs-

fen wir dagegen den Umstand zu bedenken geben, daß es Pflicht des Astronomen ist, der falschen Richtung, welche Phantasie an die Stelle wissenschaftlicher Untersuchung zu setzen sich bemüht, nachdrücklich entgegenzutreten, und daß dieses in dem gegenwärtigen Falle um so notwendiger gewesen ist, als Schröters Ansichten und Behauptungen ungeprüft jetzt noch so häufig in populären Schriften nachgebetet werden. Hier einige darauf bezügliche Stellen.

S. 194 „Schröter, der das ganze Mare Crisium mit allen Umgebungen in Einem Abend zeichnete (!), weiß von allen diesen Unterschieden Nichts, sondern giebt ihm allenthalben eine gleichartige, abgeschlossene Begrenzung, die mehr ein Phantasiengebilde, als eine natürliche Darstellung ist, und kaum zur Wiedererkennung des Mare selbst genügt, zur Orientirung im Einzelnen aber völlig unbrauchbar ist. Wie war es nun möglich, auf die Basis solcher Auffassungen bey späterer Beobachtung die Behauptung des Stattfindens atmosphärischer, vulkanischer u. dgl. Veränderungen zu gründen?“

S. 201 „Auser Cleomedes, der aber auch dem Rande näher gerückt ist, als ihn die Libration jemals bringen kann, löst sich kein einziger Gegenstand auf Tab. VIII. (in Schröters Selenotopographischen Fragmenten) mit Sicherheit auf dem Monde nachweisen, und es scheint, daß Schröter selbst dieß in der Folge vergebens versucht habe, und daß hierin größtentheils der Grund der S. 412. von ihm erörterten „physischen“ Veränderungen in dieser Gegend zu suchen sey.“

S. 244. „Zu tadeln ist es gewiß nicht, daß Schröter im Besitze von selbstverfertigten Instrumenten, die damals nur allein von dem Herschelfchen Riesentelescop übertroffen wurden, sie zur Lösung aller der Fragen anzuwenden versuchte, welche die Wissbegierde aufzustellen pflegt. Für etwas mehr als

Versuche giebt er auch seine Messungen dieser Art nicht aus, und es wäre nur zu wünschen, daß er sich begnügt hätte, das Detail der Beobachtung und die direct abgeleiteten Resultate zu geben, ohne weitere Schlüsse darauf zu bauen, und dadurch zu veranlassen, daß das Heer seiner Nachschreiber, denen eine gründliche Kenntniß des Gegenstandes meist abging, seine 5 Meilen hohe Venus- und 3 Meilen hohen Merkursberge als ausgemachte Wahrheiten selbst in Hand- und Lehrbücher aufzunehmen sich berechtigt glaubte.“

Wir unterlassen noch mehrere Nachweisungen hervorzuheben, wie Schröter in unglaublich kurzer Zeit ganze Mondländer zeichnete, und alle später gefundene Unterschiede zwischen der Zeichnung und dem Original als Wirkungen physischer Kräfte auf dem Monde ausgab. Was die Verf. selbst betrifft, so erklären sie, wie eine Spur vorkommender Veränderungen gesehen zu haben. Solches Resultat war auch zu erwarten, da die Gegenstände, welche durch unsere Fernröhre sichtbar sind, nicht zu denjenigen gehören, die irdischer Analogie zufolge, einer Umgestaltung (gewaltsame Revolutionen ausgenommen) unterliegen. Große Formen, — Berge und Thäler — werden weder durch gewöhnliche Wirkung von Naturkräften noch durch Menschenhände zu anderer Gestalt umgemodelt, zu Ebenen ausgeglichen, oder mit einander vertauscht.

Eine veränderliche Färbung wird hier und da erwähnt, namentlich im Mare Vaporum. Sollte man etwa geneigt seyn, in solchem schwachen Farbenwechsel eine Vegetation zu vermuthen, welche während einer Lichtperiode des Mondes ihre Stufen durchmacht, so muß noch der Beweis nothwendig vorausgehen, daß die Färbung nicht von der Beleuchtung herrühre.

Hierüber drücken sich indessen die Verf. nicht entschieden aus: sie sind darin, wie im ganzen Werke ihrem Grundsatz getreu geblieben, nur Thatsachen aufzuzeichnen, die Erklärung aber der fortschreitend-



den Untersuchung zu überlassen, nicht sie durch Hypothesen zu ergänzen, was eine eben so leichte als nutzlose Arbeit wäre.

Nachdem wir nun dasjenige berührt haben, was das Verhältniß des vorliegenden Werkes der Wissenschaft gegenüber bezeichnen sollte, müssen wir noch des fernern Zweckes erwähnen, den sich die Verf. vorgesetzt, nämlich die Darstellung einem größern Publikum verständlich und belehrend zu machen. Auch hierin können wir es als unsere Ueberzeugung aussprechen, daß sie alle Versuche übertroffen haben, welche bisher in ähnlichem Sinne vorausgegangen sind.

Es hat eine Zeit gegeben, wo ein überwiegender Theil des Publikums den Zweck astronomischer Forschung überhaupt nicht begriffen hat, — wo nur dasjenige Anklang finden konnte, was, Wunder verkündigend, die Phantasie anzuregen geeignet war, gleichviel welchen Gehalt es besitzen mochte. Ein gründlicheres Streben offenbart sich heutzutage so allgemein, daß man einer bessern Zukunft entgegenzusehen berechtigt ist. Ohne als Fach die Wissenschaft betreiben zu wollen, suchen Viele sich mit dem Forschungswege der Astronomen und mit dem Fortgange und den Resultaten astronomischer Unternehmungen bekannt zu machen. Andererseits haben Manche der ausgezeichnetsten Astronomen in einzelnen Schriften den Zweck bekrundet, ein allgemeineres und leichteres Verständniß ihrer Arbeiten zu erzielen, wovon als Beispiel die Aufsätze in „Schumachers Jahrbuch“ Zeugniß geben mögen. Das Bedürfniß einer allgemeineren Verständigung, und die Mittel, diesen Zweck ohne Eintrag für die wissenschaftliche Haltung des Ganzen zu erreichen, haben die Verf. sehr richtig aufgefaßt. Wir werden hier von dem Inhalte des Werkes dasjenige, was vorzugsweise eine populäre Tendenz hat, näher zu bezeichnen suchen.

Zuerst rechnen wir hieher den Umstand, daß die Verf. auch die Bewegung des Mondes behan-

delst haben, obwohl dieses zu der Richtung ihrer eigenen Forschung nur in fernere Beziehung steht. Auch ist bloß dasjenige angeführt, was einen allgemeinen Begriff der Mondtheorie geben kann.

Hieher gehört ferner die Total-Uebersicht der Mondoberfläche (S. 124 — 139). Die Verf. geben darin eine eben so interessante als belehrende Entwicklung der auf dem Monde vorkommenden Gestaltungen; darunter sind begriffen die so genannten Meere oder Ebenen, die Gebirge nach ihren verschiedenen Formen, die räthselhaften Gebilde, die man Nillen genannt hat, die Strahlensysteme, die Farbe der Mondoberfläche. Auch die Frage über Bewohnbarkeit, Veränderungen, Cultur, Straßen- und Wasserbau auf dem Monde wird nicht unberührt gelassen. „Es sey,“ (heißt es S. 131) „hier im Allgemeinen bemerkt, daß der Eifer, mit dem man den Producten selenitischer Architektur nachgespürt hat, so wie er bis jetzt keine reellen Früchte getragen, auch für die Folge wenig verspricht. Selbst für die fernsten Zeiten und unter Annahme einer immer fortschreitenden Vervollkommnung unserer mechanischen und optischen Hilfsmittel ist die Hoffnung, zu unsern Städten, Straßen, Wällen auf dem Monde bestimmte Analoga aufzufinden, eine sehr geringe. Alles, was menschliche Cultur auf der Erdoberfläche bewirkt hat, und fortwährend bewirkt, wird — abgesehen von den Geisteskräften des Menschen — hauptsächlich durch zwei große Factoren bedingt, einerseits durch die atmosphärischen und Witterungszustände, andererseits durch das Verhältniß der mechanischen Kräfte zu den zu bewältigenden Massen. . . . der Mensch errichtete sich künstliche Aufenthaltsorte zuerst deshalb, weil die ihm von der Natur dargebotenen unter den gegebenen atmosphärischen Verhältnissen ungenügend erschienen, er hat Wege geebnet weil bey dem stattfindenden Gravitations-Verhältniffe auf der Erde seine eigene Fortbewegung, so wie das Fortschaffen der Massen ohne künstliche Wege zu sehr

erschwert seyn würde . . . . . Eine Menge der Anordnungen die wir getroffen haben, beziehen sich auf die Veränderlichkeit der Jahreszeiten, die auf unserer Erde ziemlich beträchtlich ist.“

(Schluß folgt.)

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I—IV. Moscou 1837. 8.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

(Fortsetzung).

## 2. Notice sur les avantages des micromètres etc.

Er stellt nun als Grundbedingung eines bequemen Messungsmittels auf, daß die Vergrößerungsangabe in rationalem, und überdies in decimalen Verhältniß zu der Größe des gemessenen Gegenstandes stehe, indem er nur solche Angaben „convenable ou raisonnable“ nennt, weil, wie er meint, Rechnen und Beobachten sich nicht zugleich vertragen. Er zeigt jetzt, daß man die Vergrößerung des Mikroskopes durch zwei gleich getheilte Mikrometertafeln bestimmen kann, wenn die eine als Object unter das Mikroskop, die andere aber als Mikrometer in den Okularbrennpunct zu stehen kommt, und daß man das Verhältniß der beiden Bilder durch Verlängern oder Verkürzen des Mikroskopkörpers beliebig ändern könne, bis das beabsichtigte Verhältniß der Vergrößerung erlangt ist. Nun folgen, nachdem er des Falles für Kurz- und Weitsichtige durch getrennte Verstellung des Okulares in der optischen Axe allein gedenkt, weitläufige analytische Rechnungen, deren Zweck ist, für eine gegebene Brennweite des Objectives den Abstand des Mikrometers von letzterem zu bestimmen, um in dem verlangten Verhältniß zu vergrößern. Er findet, daß wenn die Vergrößerung in  $m$  seyn soll, dieser Abstand  $(m+1)$  mal die Brennweite des Objectives ist, und sagt von diesem Satze, den er ein eminent wichtiges Gesetz nennt, daß nur, weil man ihn nicht kannte, unübersteigliche Hindernisse in der Einrichtung der Okular-Mikrometer gefunden werden mußten.

Nun bringt er mehrere Collective zur Vergrößerung des Gesichtsfeldes etc. an, und zeigt, wie auch in diesen Fällen der Abstand des Mikrometers zu berechnen sey und wie dem Mikroskopkörper, durch Zwischenröhren für die verschiedenen Objectives, immer die den rationalen Vergrößerungen entsprechenden Längen gegeben werden können.

Dies ist der wesentliche Inhalt obiger Skizze.

In der That spielt das Mikrometer beim Gebrauche des Mikroskopes eine wichtige Rolle. Man begnügt sich nicht mehr mit beständiger Beschreibung des Gesehenen, sondern man verlangt die räumlichen Verhältnisse auf numerische genau bestimmte Werthe zurückzuführen, so daß man sagen könnte, der Geist der Astronomie ist nun auch in die Naturwissenschaften eingedrungen. Aus diesem Gesichtspunkte ist die Frage über Vervollkommnung der Messungsmittel für das Mikroskop von hohem Belange und wie glauben, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, die angeführten Vorschläge des Herrn Verfassers näher ins Auge fassen zu dürfen.

Welches sind nun die erlangten Vortheile und was ist Neues daran? Diese Fragen werden sich Manchem unserer Leser aufdrängen. Wir werden sie zu beantworten suchen, müssen aber, unsere Ansicht zu begründen, etwas weiter in diesen Gegenstand eindringen.

Die Angabe, relative Dimensionen eines gesehenen Bildes zu ermitteln, findet nicht nur in der mikroskopischen Welt statt; sie kommt, aller graphischen Darstellungen nicht zu erwähnen, ganz besonders häufig in der praktischen Astronomie vor. Auch hier kommen wie beim Mikroskop Fälle vor, wo man von scheinbar ruhigen festen Bildern sehr kleine oder große Abstände kennen will, wieder andere, wo die Bilder, die man messen soll, unregelmäßige und rasche Bewegungen machen (bei Beobachtungen aus freyer Hand). Der Unterschied, daß bei dem Mikroskop der Gegenstand sehr nahe liegt, während dessen Entfernung am Sternhimmel gegen unsern Maßstab unendlich groß angenommen werden kann, ist ohne Einfluß auf die Art, wie uns die Bilder erscheinen.

Wir sehen im Mikroskop so gut wie im Fernrohre die Bilder unendlich entfernt, und es können daher dieselben Hülfsmittel zur Erfindung der Dimensionen den dem Mikroskop und den dem Fernrohre angewandt werden. In der Astronomie aber hat man sich schon lange bemüht, passende Apparate für alle verschiedenen erwähnte Fälle auszudenken und unsere numerische Kenntniß am Firmamente liefert den factischen Beleg, in welchem Maße dieses gelungen sey. Wenn es sich also darum handelt, die Kunst auch mit dem Mikroskop zu verbinden, werden wir wohl thun, die Erfahrungen in der Instrumental-Astronomie zu benützen, und unter den vielen Hülfsmitteln, die der Schwarzstein verstoffener Jahrhunderte erdacht, solche auszuwählen, wie sie für den fraglichen Fall am geeignetsten sind.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. December.

Nro. 250.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, etc.
- 2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens etc.

(Schluß.)

„So ist Alles, was Menschen auf dem Erdkörper bezwickeln haben, an die speziellen Verhältnisse gerade dieses Erdkörpers geknüpft. . . . Mit welchem Rechte will man nun auf einem Weltkörper, bei dem selbst das Daseyn einer Atmosphäre noch mit gewichtigen Gründen bezweifelt wird, und wo diese jedenfalls so dünn ist, daß Winde, Niederschläge u. dgl. in keiner Art stattfinden können, dem fernem das Wasser als ein die Oberfläche bedeckendes flüssiges Element gänzlich abgeht, auf dem endlich die Fallhöhe, mithin der Widerstand der Massen sechs- bis zehnmal geringer als auf unserer Erde ist . . . . wie will man auf einem solchen Weltkörper Kunstprodukte erwarten, die mit denen auf der Erde auch nur entfernte Ähnlichkeit haben? . . . .“)

\*) Will man sich überzeugen, wie weit fremdartige Rücksichten die Resultate wissenschaftlicher Untersuchung zu entstellen im Stande sind, so braucht man nur die Angaben dieser ruhigen und vorurtheilsfreien Forscher mit dem Artikel Mond in Gehler's physikal. Wörterbuch (neu bearbeitet von Brandes, Omelin, Littrow, Münke, Pfaff) zu vergleichen. In diesem Artikel findet man unter den verschiedenen Aufschriften —: Temperatur auf der Oberfläche des Mondes, Atmosphäre des Mondes, Beschaffenheit der Mondoberfläche, — alle Phantasien aufgezeichnet, welche neuerer Zeit über den Mond ausgesprochen worden, mit sorgfältiger Verschweigung alles dessen,

Auch die historische Uebersicht der Selenographie (S. 169 — 188) ist zu den populären Darstellungen zu rechnen. Von Uranus und Atlas, Jochi, Zoroaster und Velus angefangen, ver-

was Gründliches darüber gellestert wurde. So wird, um das Vorhandenseyn des Wassers zu vertheidigen, die geistreiche Hypothese entwickelt, daß alle Feuchtigkeit, Flüsse, Seen, Wolken und Nebel sich immerfort durch Verdunstung von der beleuchteten Mondhälfte wegzöhen! So erwähnt der Verf. von der Mondatmosphäre kloß die Meinung Schröters, ohne der Bessel'schen Arbeit (Astronom. Nachr. Nr. 263.), der darauf bezüglichen Beobachtungen, und der sich daran knüpfenden Schlüsse auch nur mit einem Worte zu gedenken! Dagegen lesen wir von Vegetation des Mondes, von Kunststätten und Gewerben der Seleniten, von stadtähnlichen Versammlungsorten, von Wohnplätzen, Festungen und Wällen, die der Verf. bald im Ernst zu vertheidigen schelut, bald mit so auffallenden Scheingründen unterstüßt, und mit absichtlich eingeslochlenen Widersprüchen so bunt ausstütert, daß dem Leser notwendig die Vorstellung einfällt von einem Manne, der mit hehrlichem Lächeln Rindermährchen erzählt. In der That, wäre ein Theil von dem, was in dem Artikel Mond vorkommt, in einem Märchenbuche gestanden, wie würden es mit Vergnügen gelesen haben. Wenn wir es aber in einem für das wissenschaftliche Publikum bestimmten Werke finden, so können wir uns der Uebersetzung nicht erwehren, daß der Verf. nicht kloß für seine „Mystification“ (um dem Artikel eine etwas günstigere Deutung zu geben) einen unschicklichen Ort gewählt, sondern auch gegen die Subscriptenten des Werkes eine Ungeecorrigtheit begangen hat, welche Belehung, nicht Unterhaltung zu erwarten berechtiget waren. Der trefflichen Arbeit von Lohmann und der Mappa Selenographica von Beer und Mädler widmet der Verf. nur ein Paar Zeilen am Ende.

den diejenigen erwähnt, die durch ihre Meynungen über den Mond sich bemerklich gemacht; so wie die allmähliche Ausbildung der Mondtheorie und Selenographie in der neuern Zeit umständlich entwickelt wird. Das Ganze mag durch die Mannigfaltigkeit des Inhaltes die allgemeinere Klasse der Leser un- gemein anziehen. In so ferne dieser Zweck nicht eine strenge Abwägung historischer Documente erfordert oder voraussetzt, wollen wir auch „die Ver- folgung, die Galilei wegen Bekanntmachung astro- nomischer Wahrheiten erlitt,“ unangefochten lassen, die einer strengern Kritik gegenüber Anstand gefunden hätte. (S. Tiraboschi, Storia della let- teratura Italiana.)

Zum Schlusse glauben wir noch hier die Be- antwortung einer Frage nicht unterlassen zu dürfen, die eigentlich den Eingang hätte bilden sollen, näm- lich was ist überhaupt der Zweck und der Nutzen einer mathematischen Verzeichnung der Mondober- fläche, — wozu soll die Selenographie führen.

Die Beantwortung finden wir zum Theile schon von Hrn. Mädler selbst gegeben, in den Astronom. Nachrichten Nr. 337. Dasselbst wird der Nutzen selenographischer Ortsbestimmungen bey Mondfinsternissen, Meridianbeobachtungen des Mondes, Son- nenfinsternissen und Sternbedeckungen umständlich er- örtert.

Was die Mondfinsternisse betrifft, so hängen die dabey vorkommenden Erscheinungen von der Atmosphäre der Erde und dem Maasse der darin schwebenden Dünste und Wolken ab. So wie nun diese wesentlichen Umstände selbst keiner mathemati- schen Bestimmung fähig sind, so werden auch die Erscheinungen nie eine astronomische Präcision er- halten können.

Hr. Mädler schlägt vor, bey Meridian-Beob- achtungen ausgezeichnete Flecken zu wählen. Die- jenigen, denen aus Erfahrung die Schwierigkeit be- kannt ist, welche sich bey Beobachtung des unebe-

nen Mondrandes darbietet, werden diesen Vorschlag aller Beachtung werth finden.

Die Anwendung selenographischer Bestimmun- gen bey Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen, setzt eine genaue Aufnahme der Randgebirge und ihrer Projection für verschiedene Zeiten voraus, eine Unternehmung, die, so höchst wünschenswerth sie auch wäre, doch lange noch unter die pia vota zu zählen seyn wird.

Mit allen diesen Beziehungen ist aber im Grunde nichts ausgesprochen, was das Verhältniß der vorliegenden Arbeit der Wissenschaft gegenüber festsetzen könnte: denn weder finden sich darin die erforderlichen Flecken mit der zu obigen Zwecken nothwendigen Genauigkeit bestimmt, noch die Rand- gebirge verzeichnet.

Im weiteren Sinne muß alles dasjenige zum Bereiche der beobachtenden Himmelskunde gerechnet werden, was entweder unmittelbar oder mittelbar über die im Weltgebäude wirkenden Kräfte Auf- schluß zu geben im Stande ist.

Entwickeln wir diesen Begriff weiter und ver- gleichen die verschiedenen Beziehungen mit dem In- halte des vorliegenden Werkes, so vermögen wir nicht, irgend eine Verknüpfung mit dem allgemei- nen Welt- oder mit dem Planetensysteme nachzu- weisen. Die äußeren Formen des Mondes und die gegenseitige Stellung einzelner merkwürdiger Gestal- ten können, so wie sie hier behandelt sind, nur zu Untersuchungen führen oder behülflich seyn, welche sich auf den Mondkörper selbst und zwar auf seine Entstehung und Ausbildung oder auf die künftig zu ermittelnden Veränderungen beziehen. Und schließt man auch die erstere Untersuchung, als nothwendig zulezt auf Hypothesen beruhend, vom Gebiete der Astronomie aus, so bleibt das Verhältniß des Wer- kes als Grundlage künftiger physischer Beobachtun- gen zu beurtheilen übrig. Sollte es einmal, was mit den bisherigen optischen Hülfsmitteln als ver-

gebliche Mühe sich erwiesen hat, möglich werden, eine erfolgreiche Untersuchung der Mondoberfläche zur Erforschung der daselbst wirkenden Naturkräfte vorzunehmen, so ist es erstes Bedürfnis, das Einzelne auf feste und bezeichnete Punkte zu beziehen. Diesem Bedürfnisse wird, wie aus der vorhergehenden Darstellung zu entnehmen ist, durch das gegenwärtige Werk und die dazu gehörige Karte vollständig genügt.

Ist nun gleich dadurch ein haltbarer Grund gegeben, den Verff. jene Anerkennung zu Theil werden zu lassen, welche Jedem gebührt, der Schweres und Nütliches im Gebiete der Wissenschaft ausgeführt hat, so würde man, unsers Erachtens, nicht billig verfahren, das Maaß der Anerkennung nach der Betrachtung des geleisteten oder sicher voranzusehenden Nutzens allein abzuwägen, da unabhängig von unmittelbarer Anwendbarkeit jede getreue nach richtiger Methode entworfene Darstellung eines himmlischen Gegenstandes schon als solche für die Zukunft Interesse hat, und Ergebnisse herbeizuführen kann, die jetzt noch nicht vorauszu sehen sind.

Zur Würdigung des Werkes ist endlich nicht zu vergessen, daß wir hier die Resultate einer fast sechsjährigen Arbeit erhalten, die von Privaten auf eigene Kosten unternommen und mit einer Beharrlichkeit durchgeführt ist, wovon wenige Beispiele in der Geschichte der neueren Astronomie überhaupt, in Deutschland kaum eines aufzuweisen ist.



Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

(Fortsetzung).

2. Notice sur les avantages des micromètres etc.

Von diesen Erfahrungen aber scheint der Hr. Verff. nicht ausgegangen zu seyn; sonst würde er das feste Glasmikrometer nicht als geeignet haben nennen kön-

nen, um das Schrauben-Objectiv-Mikrometer allgemein zu ersetzen, nur Bilder, die in ungeschwängelter Bewegung bekriffen sind (wie z. B. schwimmende Infusorien), zu messen.

Er würde nicht feuchtlos oder wenigstens mit bestem Erfolge gegen die Schwierigkeit gekämpft haben, die sich der Messung größerer Objecte bei starker Vergrößerung durch das Okular-Objektiv-Mikrometer entgegenstellen. Gewiß hätte er alsdann auch nicht eine rein willkürliche Annahme zur Grundbedingung seiner Construction zu machen gesucht, und noch weniger die edle Analysis dadurch verschwendet, daß er sie anwandte, wo es keiner Rechnung bedarf.

Was in obigem Urtheil hart erscheinen mag, wird diesen Charakter verlieren und doch gerechtfertigt seyn durch folgende speciellere Erörterung.

Von dem Princip des Objectiv-Schrauben-Mikrometers oder besser Objectiv-Schieber-Mikrometers (weil die Verstellung des Schabees, auf dem das Object liegt, gegen die feste Ase des Mikroskopes das Gemessene ist, und wozu nur die Schraube bequemer ist als die feste Hand), wird man niemals abgehen können, sobald es sich darum handelt, Dimensionen mikroskopisch zu messen, die ein großer Bruchtheil, oder gar viele Einheiten der Brennweiten des Mikroskop Objectives sind. Es entspricht dieses Instrument, wenn wir die Analogie der astronomischen Messungen wieder aufnehmen wollen, dem getheilten Kreise, und mißt wie dieser kleine und große Abstände caet. par. mit gleicher Genauigkeit. Selbst der Längen-Comparator — als Vorrichtung für die ausgedehntesten mikroskopischen Messungen — beruht in seiner vollendetsten Form auf demselben Princip.

Es wird also Niemand auch nur einfallen können, dieses Messungsmittel durch eine Vorrichtung im Okulare des Mikroskopes zu ersetzen. Man könnte zwar nahe Dasselbe durch Bewegung des Mikroskopes (geradlinigt oder drehend) erreichen, oder auch durch das Princip doppelter Bilder (Sextant oder Spiegelkeels) erstlangen, doch würde das nur auf Kosten mancher hier nicht weiter zu erörternder Vortheile geschehen. — Wenn es sich also darum handelt, bey dem Mikroskop andere Messungsmittel anzuwenden, so gelten diese sämmtlich nur für einen speciellen Fall, nämlich den, wo der zu messende Gegenstand klein ist und nie über  $\frac{1}{10}$  der Brennweite des benutzten Objectivs betragen darf, selbst dieser Grenze nahe nur durch Rechnung zu verbessernde Resultate liefert.

Unter den aber für diesen Fall geeigneten Mitteln ist die Auswahl groß und richtet sich natürlich nach der vorliegenden Aufgabe. Soll z. B. ein in unregelmäßigen Bewegungen begriffener Gegenstand oder sein Bild gemessen, nicht bloß geschätzt werden, so reicht eine feststehende Scala nicht mehr aus. Man kann wohl

den Punet sehen, wo seine eine Grenze mit der Scala in einem bestimmten Momente zusammenfällt, aber natürlich nicht zugleich die gegenüberstehende andere Grenze. Bis das Auge sich dorthin bewegt, hat sich auch der erste Coinzidenzpunkt schon wieder geändert. Es ist, als wollte man zur See, wo der Beobachter keine feste Stellung hat, mit einem Theodoliten oder sonstigen feststehenden Instrumente die Höhe eines Sternes messen. Das würde nie gelingen, weil der Stern beständig im Gesichtsfeld schwankt. Aber so wie man in der Astronomie für diesen Fall Mittel gefunden hat, eben so gibt es Mittel für denselben bey dem Mikroskop. Man muß nämlich zwei Bilder von demselben Gegenstande in dem Instrument erzeugen, zwei Bilder, welche messbar gegeneinander verstellt werden können, alle Bewegungen im Gesichtsfelde aber gemeinschaftlich machen. Diese beyden Bilder kann man ungeachtet ihrer gemeinschaftlichen Schwankungen mit den Rändern in Berührung bringen und so ihre Dimensionen ermitteln. Man wird mich fragen, in welcher Weise dieses Princip bey Mikroskopen, die doch keine Scantanten oder Heliometer sind, angebracht werden kann. Die Beantwortung ist leicht.

Es werde eine Linse von sehr großer Brennweite, gleichviel ob positiv oder negativ, im Innern des Mikroskopkörpers so angebracht, daß ihre Axe mit der des Mikroskopes zusammenfällt. Sie ist diametral zerschnitten. Jede ihrer Hälften kann für sich messbar längs dem Schnitte hin verstellt und beyde um die optische Axe gemeinsam gedreht werden. Dadurch entstehen 2 Bilder desselben Gegenstandes, die wie durch das Heliometer messbar sind. Man kann aber dasselbe auch noch auf manche andere Weise erreichen. Ein zerschnittenes Planglas z. B. statt der Linse im Innern des Mikroskopes, von dem jede Hälfte drehbar wäre um eine Axe, die mit dem Schnitte einen rechten Winkel bildet, und in einer auf die Gesichtslinie senkrechten Ebene liegt, würde nahe dasselbe leisten, und so andere Einrichtungen mehr. — An Messungsmitteln für diesen Fall fehlt es folglich nicht. Die Zahl der Fälle, wo das eigentliche Okular-Mikrometer seine Anwendung findet, ist also wieder um einen wesentlichen kleiner geworden, und wie kommen erst zu derjenigen Klasse von Meß-Instrumenten, in welcher das Okular-Mikrometer eine aber die letzte Stelle einnimmt. Wer hätte dieses erwartet nach der prunkhaften Anpreisung, die ihm in obiger Abhandlung geworden ist!

Kömmt es nämlich darauf an, kleine Gegenstände mit möglichster Genauigkeit zu messen, so ist das Okular-Mikrometer nicht dazu geeignet. Man kann bey diesem die Zwischenwerthe von Strich zu Strich nur schätzen, und die Unsicherheit in dieser Schätzung wird immer ein aliquoter Theil des Abstandes bleiben, wie klein

aber auch die Theile gemacht werden, immer größer ausfallen als die Grenzen des Sehens. Diese sind nur zu erreichen durch wirkliche Berührung der einen Grenze des Bildes durch eine andere. Es verdient also hier das Jadenmikrometer, — wo im Gesichtsfelde ein durch Schraube beweglicher Jaden gegen einen feststehenden angebracht ist, den Vorzug. Aber auch dieses Meßungsmittel unterliegt, so wie das Nehmikrometer auf Planglas im Okular, wegen der Biegung des Lichtes an den Rändern der Jaden, gewissen Mängeln, die nicht zu vermeiden sind. Bey diesem Mikrometer ist aber eine wesentliche Bedingung, daß sich das Okular gegen Objectivbild und Mikrometerfläche nicht nur, wegen Kurz- und Weitfichtigkeit, in der Richtung der optischen Axen verstellen lasse, sondern auch — was der Herr Verfasser merkwürdiger Weise übersehen hat — in der mit der Mikrometerfläche parallelen Ebene. Dadurch hat die Größe des Gesichtsfeldes des Okulares keinen Einfluß mehr auf die Größe des zu messenden Gegenstandes, so daß man mit beliebig starken Vergrößerungen so weit gehen kann, als es das Objectivbild erträgt. Man erreicht aber noch einen zweiten wesentlichen Vortheil, indem man stets in der Mitte des Gesichtsfeldes einstellend, die großen Fehler, die bey dem Bilde außer der Axe im Oculare entstehen, eliminirt. Der Herr Verf. hält diese Fehler für so klein, daß sie ohne Einfluß sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er sich von ihrer Größe, sey es empirisch oder theoretisch, überzeugt hätte, bevor er diese Behauptung öffentlich aussprach.

Er betrachtet nämlich nur den vom Objectiv her-rührenden Fehler, der allerdings für sehr kleine Objecte unbedeutend ist, übersieht aber den aus dem Oculare außer der Axe resultirenden. Dieser ist, wie schon angeführt, keineswegs unbedeutend und muß berücksichtigt werden. Das Ocular-Nehmikrometer findet also nur da Anwendung, wo man nicht möglichste Genauigkeit in den Messungen beabsichtigt, und mehr im Auge hat, schnell zu messen. Aber auch dann darf es nicht die von dem Verf. angegebene Einrichtung haben, sondern es muß das Ocular, wie schon oben erwähnt ist, über die Mikrometertafel hin beweglich seyn. Diese Einrichtung besteht seit langer Zeit bey allen astronomischen Okularmikrometern, an allen Meridiankreisen und Passage-Instrumenten, kurz überall, wo es darauf ankommt, zu messen und über eine größere Fläche hin zu messen, als das Diaphragma des Oculars faßt.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. December.

Nro. 257.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von Dr. Joh. Ed. Erdmann, außerord. Prof. der Philos. an der Univers. Halle. Halle, bey C. A. Schwetschke und Sohn. 1837. S. VIII. und 133.

Für Anthropologie machen sich neuerlich lebhaftere Bestrebungen von verschiedenen Seiten her immer bemerklicher. Sie erscheinen nicht bloß wegen der, des Anbaues und der Durchbildung noch ziemlich bedürftigen, Anthropologie an und für sich, sondern namentlich auch deshalb wohl beachtbar, weil sie von gegenseitiger Annäherung und Durchdringung der Wissenschaft der Natur und des Geistes unzertrennlich sind und so eine, durch Entfremdung und gegenseitige Spannung dieser, in der allgemeinen Grundlage der heutigen Bildung bedingte Kluft auszufüllen, sowie die daraus hervorwuchernde, allzusehr nur auf sogenannte materielle Interessen ausgehende Entwicklung gehörig zu orientiren, zu veredeln und heilsam zu machen, vorzüglich geeignet seyn dürften.

Unter den einzelnen Fragen der Anthropologie aber wurde die nach dem Verhältnisse von Leib und Seele stets zu den interessantesten und schwierigsten gerechnet, und neuerlichst bildet wiederum auch die nach dem Unterschiede und Verhältnisse zwischen Seele und Geist eine der wichtigsten. Gerade diese Fragen aber machen den Hauptgegenstand der anzudeutenden Schrift aus, deren Verf. sich bereits als gleich rüstiger Schriftsteller und beliebter Lehrer bemerklich gemacht hat, und ebenfalls die erste dieser Fragen S. 89. „das Kreuz aller bisherigen Geisteslehre,“ so wie die nahe damit zusammenhängende

nach dem Eize der Seele S. 117 eine böse „Bezirfrage“ nennt.

Rücksichtlich der Methode, diese Frage zu beantworten, erklärt der Hr. Verf. sofort in der Vorrede, daß er sich, „dem es noch nicht gelungen sey, sich zu solcher Höhe der Speculation zu erheben, auf der Undeutlichkeit nicht nur als etwas zu Entschuldigendes, sondern als Pflicht erscheine, und eine barbarische Sprache voll undeutscher Wendungen das eigentliche Idiom sey,“ Popularität zum Befehl gemacht habe. Diese findet sich in der Schrift hauptsächlich darin gegeben, daß deren Gegenstand durch Gleichnisse aus den verschiedensten Gebieten des Wissens möglichst vorstellig zu machen gesucht wird; wobey es sich aber freylich von Neuem vielfach bewährt, daß alle Ähnlichkeiten hinken. Ja, bisweilen ist der Hr. Verf. der Sachen, die zu Gleichnissen dienen sollen, so wenig mächtig, daß es nicht einmal zum Hinken kommt. Der Schrift ist im Einzelnen Klarheit, Ordnung, Consequenz und Leichtfaßlichkeit nicht abzuspochen; wie es aber mit der eigentlichen Grundlage derselben und dem Standpuncte des Hrn. Verf. stehe, mag sich aus Folgendem ergeben.

Nach verschiedenen propädeutischen Bemerkungen und Wendungen kommt es S. 37. u. f. zu Definitionen von Natur und Geist, die jedoch gleichwohl noch ziemlich aphoristisch erscheinen. Natur ist demnach der außer sich gekommene, in Zeit und Raum auseinander gegangene, erstarrte Gedanke; das Wesen des Geistes aber Negation, Aufhebung der Natur, Beysichseyn, Freyheit. So sey einem defalligen Dualismus und Monismus zugleich genügt, ohne abstracten Einseitigkeiten derselben verfallen zu seyn; auch nicht der eines spiritualistischen Monismus, was jedoch nicht recht einleuchten will.

Das Höchste, wozu es die Natur bringe, sey das Lebendige — (was ist aber das Lebendige und das Niedrigere?) — und das Höchste, wozu es in der Sphäre des Lebendigen komme, sey der Gattungsproceß. (?) Dessen Resultat sey progressus in infinitum = Forderung, Entgegengesetztes (Gattung und Exemplar) als identisch zu setzen = Zufichselbstkommen des Allgemeinen im Einzelnen. Wirkliche Identität des Allgemeinen und Einzelnen für den Begriff des Geistes (46. 53. 54. 57. 58).

Anfangs seiner Entwicklung sey der Geist zwar nicht selbst Natur, aber doch noch mit der Natur behaftet, von der er sich mehr und mehr befreien soll. So noch in räumlicher und zeitlicher Existenz befangen, nenne man den Geist ein natürliches menschliches Individuum und sey derselbe zugleich Einheit von Leib und Seele, welches seine, wegen der Form der Natürlichkeit, auseinander tretenden Momente oder Factoren seyen (65. 68).

Es sey Vorurtheil und der Tod aller richtigen Anthropologie, daß die Seele etwas Vornehmeres sey als der Leib (72). Leib oder Organismus = Totalität von Organen. Organ (Glieder) = Mittel zur Verwirklichung eines Zweckes, der zugleich seine eigene Bestimmung (76). Seele = immanenter Zweck oder Entelechie (Aristoteles) oder Idee, Gedanke des Leibes (Spinoza) (77). Seele = Idealität des Auseinanderseyns der Organe, ihr allen präsenten Allgemeines (81); Leib = Verwirklichung, Verthätigung des Zweckes, Realität, Explication der Seele; beyde seyen Correlate, untrennbare Factoren (82). Seele sey das den Leib Erhaltende (88).

Eine bestimmte Entwicklungsstufe des Geistes gewähre das Selbstbewußtseyn oder Ich = weder mein Leib noch meine Seele, sondern ein Drittes, das sich jedoch von beyden nicht bloß unterscheide, sondern sich auch beliebig an die Stelle von jedem setze und so, wie weder Leib noch Seele, so zugleich Leib und Seele sey (63. 73).

Dies die Grundgedanken der Schrift. Ihrer Entwicklung folgt sodann eine kritische Vergleichung derselben mit denen mehrerer Aelteren und Neueren wobey sich natürlich Nichtigkeit und Werth der Kritik nach der eigenen Grundansicht richtet. Den Schluß macht eine Begriffs- und Grenzbestimmung

der philosophischen Anthropologie, von denen wir noch Folgendes beyzubringen haben. Es wird zu diesem Behufe (127 u. f.) philosophische und empirische Anthropologie unterschieden, als erstere die notwendige (dialektische) Entwicklung des mit der Natürlichkeit noch behafteten Geistes bezeichnet und von ihr ausgeschlossen einerseits alle „rein vitalen Vorgänge,“ wie Ernährung, Muskelbewegung, auch was dieser Art ist vom Gattungsproceß, an den sich übrigens ihr Anfang anknüpft, indem das Uebrige der Naturphilosophie überlassen bleibt — und andererseits Alles, was „rein spirituellen Charakter“ hat, wie Selbstbewußtseyn, Wille, Gewissen u. s., und was der Geisteslehre angehöre. Das Ende der Anthropologie bilde der Tod = Gleichgültigwerden von Leib und Seele gegeneinander und Aufhören ihrer gegenseitigen Reaction = Aufhören des Individuums, Aufhören des Geistes als Individuums; doch nicht des Bewußtseyns, dessen Erwachen vielmehr mit dem Tode in Eins zusammenfalle. (131. 133). —

Eosern sich's nun, wie bisher mehr um Referiren, so jetzt mehr um Recensiren handelt, so ist zwar zu loben, daß gegenwärtige Schrift — gegenüber der gemeinen Vorstellung eines Zusammengesetzthums des Menschen aus zwey völlig heterogenen Bestandtheilen, Leib und Seele genannt, wobey wohl noch insbesondere die letztere an und für sich stets und überall dieselbe seyn und bleiben soll — den Menschen sofort als Lebensinheit auffaßt, welche eine Entwicklung durch verschiedene Stufen und in verschiedenen Richtungen ein- und durchzusehen hat, und daß dabey auch Seele und Geist unterschieden werden. Zugleich aber müssen wir auch sofort bekennen, daß wir die weitere Lösung ihrer Aufgabe mehrfach mißlungen finden.

Daß ihr hier gleichwohl eine etwas umständlichere Betrachtung gewidmet wird, dürfte jedoch das Interesse und die Schwierigkeit der Aufgabe, der dormalen überhaupt noch ziemlich leidige und doch so wünschenswerth bessere Zustand der Anthropologie, sowie der Umstand entschuldigen, daß uns dadurch Gelegenheit wird, auf besondere Mißgriffe aufmerksam zu machen, die auch anderweitige Bestrebungen für die hier behandelte, so interessante und wichtige Frage mehr oder weniger mit ihr gemein haben.



Wie nämlich hier (122) beklagt und getadelt wird, daß man in Bezug auf den Organismus einem eigenem Principe (Lebensprincip, Lebenskraft) zuschreibe, was Sache der Seele, insbesondere als sog. anima vegetativa sey, so bezeugen auch Naturforscher und Aerzte bey ihren Bemühungen um die Anthropologie hie und da wieder Lust, Seele in so ungebührlich weitem Sinne zu nehmen, daß sie als ursprüngliche Lebenseinheit eines organischen Individuums und als „geistiges Bild“ als „Idee“, als Baumeisterin und Erhalterin des Leibes u. mit der sonst sogenannten Lebenskraft, trotz aller daraus schon in der Stahlischen Schule erwachsener Inconvenienzen, in Eins zusammenfällt.

Man können wir zwar nicht umhin, jedem menschlichen Individuum, um die Betrachtung sofort auf dieses zu concentriren, Einen eigenthümlichen Lebensgrund, Eine eigenthümliche Lebenseinheit zu Grunde liegend zu denken. Allein diese ist eben so wenig Seele, als Leib oder Geist, sondern deren gemeinschaftliche Indifferenz und conerete Möglichkeit, die, so lange das menschliche Individuum noch als dasselbe besteht, auch nie ganz in der Entwicklung in jene über und aufgegangen ist, vielmehr zu einem Theile immer noch in ihrer Ursprünglichkeit bestehen bleibt und so als allgemeine Lebenskraft des Individuums die innerste Gemeinschaft jener vermittelt.

Wohl sind sodann Leib und Seele als aus jener Indifferenz entwickelte Gegensätze zu betrachten; nur nicht in der bloß abstracten Weise, wie der Verf. gethan, wenn er sie als Besonderes und Allgemeines, Mittel und Zweck, Realität und Idealität u. einander gegenüberstellt, sondern als Glieder eines conereten Gegensatzes. Als solche bilden sich die gegensätzlichen zwey Hauptsphären des Organismus, welcher letztere nicht ohne Weiteres mit Leib allein identisch zu nehmen ist. Dieser bildet vielmehr nur die relativ reale oder physische Sphäre des Organismus, die an und für sich der Nothwendigkeit von Naturgesetzen blind unterworfen, die vorzugsweise mannigfaltige und äußerliche und als Mittel dienende, die aber dennoch zugleich auch ihre eigene relative Idealität, ihr eigenes, relatives Allgemeines und ihre eigenen nächsten Zwecke in sich schließt. Seele dagegen ist

die coneret ideale oder physische Sphäre des Organismus, der schon in ihren niedersten Anfängen, in der einfachsten Empfindung, Bewußtwerden eigen ist, die sich daher mehr und mehr mit Willkür (nicht Freiheit) thätig erweist, welcher zwar überwiegende Einheit und Innerlichkeit charakteristisch ist, und der als vorzugsweiser Träger des Zwecks vom Organismus erscheint, gleichwohl aber auch eigener relativer Realität, Mannigfaltigkeit und Außerlichkeit und somit der materiellen Erscheinung oder Körperlichkeit nicht ganz entbehrt, sowie weiterhin selbst wieder als Mittel zum Zwecke (des Geistes) in Betracht kommt. Ihre Körperlichkeit ist im Gehirn und Nervensysteme gegeben. Wie schon in dieser Einheit und Innerlichkeit charakteristisch überwiegt, so vollends in der psychischen Sphäre überhaupt ihr, in der materiellen Erscheinung nicht aufgehender dynamischer Grund; wovon in der physischen Sphäre das coneret relative, keineswegs das abstract absolute, Gegenheil Statt findet.

(Schluß folgt.)



Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV.  
Moscou 1837. 8.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

(Fortsetzung.)

2. Notice sur les avantages des micromètres etc.

Hier kann ich der Vollständigkeit wegen noch einen andern Art Mikrometer erwähnen, die vor obigen wesentliche Vortheile haben. Sie bestehen in durchsichtigen Bildern der Scala oder des Fadens, die in derselben Ebene des Objectivbildes über dieses gebracht werden. Ihre Vortheile sind, daß sie nicht, wie die wirklich im Brennpuncte des Objectives angebrachten Mikrometer der Beugung unterliegen, daß sie in viel größerem absolutem Maßstabe ausgeführt werden können, also genauer sind und, daß man sie hell oder dunkel — vom Bilde abgehend nach Erforderniß machen kann.

Ein Sommering'scher Spiegel vor der Okularlinse — oder statt dessen ein kleines mit der optischen Axe einen Winkel von 45 Grad bildendes Planglas — oder im Innern eine Vorrichtung mit Prismen reicht aus, die Bilder übereinander zu bringen.

Das Gefagte wird zur Ueberzeugung führen, daß es dem Mikroskope nicht an geeigneten Messungsmitteln fehlt und welche Rolle unter diesen das Okular-Mikrometer spielt. Wir müssen aber noch einige Punkte in der angeführten Arbeit berichtigen.

Der Herr Verfasser glaubt, es sen, wie schon erwähnt, von größter Wichtigkeit, daß die Vergrößerungs-Angaben des Mikroskopes in rationalem und decimalen Verhältniß zur Größe der Objecte stehen. Ich brauche bloß daran zu erinnern, daß die Resultate mikroskopischer Messungen ganz unabhängig sind von der benutzten Vergrößerung, um zu zeigen, daß die Vergrößerung nicht wesentlich sen. Man ermittelt durch mikroskopische Messungen die Dimensionen eines oder mehrerer Körper zu einander caet par. um so genauer, je stärker die Vergrößerung; dabei geht aber die Vergrößerungszahl natürlich als gemeinschaftlicher Faktor aus der Rechnung hinaus und man erhält die Messungen in Einheiten ausgedrückt, deren Ermittlung sogar nur in speciellen Fällen von Werth ist. Will man die Angaben aber auf irgend ein absolutes Maas zurückführen, d. h. mit einer anderen Einheit vergleichen, so wird doch wohl Niemand behaupten, daß der Maasstab, mit welchem man mißt, in diesem Maasße getheilt seyn müsse. Eine Vergleichung der Einheit dieses Maasßes mit den Theilen, in welchen entweder bisher gemessen wurde, oder in welchen die Resultate ausgedrückt sind, reicht hin, den Faktor zu bestimmen, der alle Angaben auf dieses Maasß bringt. Nur diese kleine Mühe der Reduction, die für hunderte von Resultaten kaum eine Stunde Zeit bey dem unbehilflichsten Rechner in Anspruch nehmen würde, ist es, welche der Herr Verfasser durch die Grundbedingung seiner in Vorschlag gebrachten Construction erspart. Wenn er aber weiter sagt, daß nur solche Angaben „raisonnables“ wären, — so macht er — wenigstens seiner „raison“ kein großes Kompliment.

Am Auffallendsten aber in der ganzen Schrift ist, daß der Verfasser so hohen Werth auf die analytische Ermittlung der Größe der Bilder legt. Er zeigt dadurch so wie durch die ungeeignete Wahl der analytischen Bezeichnungen, daß er noch nicht in die ersten Elementarstufe der Dioptrik eingedrungen ist. Wären ihm übrigens die Mikroskope mit Okularmikrometer von bestimmten Scalawerthen bekannt gewesen, welche aus den Werkstätten von Brandner und Höschel so wie aus der von Carri hervorgegangen sind, so würde er nicht zu der selbstgefälligen, aber leider unrichtigen Vermuthung gekommen seyn, daß die Optiker nur weil sie seinen Satz nicht kannten (die Größe des Bildes!), unübersteigliche Schwierigkeiten in der Einrichtung solcher Mikroskope finden mußten.

Ich würde nicht so lange bey diesem Gegenstande verweilt haben, wenn er mir nicht passende Gelegenheit

geboten hätte, auf den Reichthum der Hülfsmittel aufmerksam zu machen, die Demjenigen zu Gebote stehen, der Messungen am Mikroskope beabsichtigt. Vielleicht ist Manchem dadurch ein kleiner Dienst erwiesen.  
Steinheil.

### 3. Observationes quaedam de reptilibus indigenis, auctore J. Krynicki (S. 46 — 69 mit 2 kolorirten Tafeln).

Folgende Arten werden aufgezählt, mit Bemerkungen begleitet oder neu beschrieben:

*Lacerta viridis, agilis, montana, saxicola, crocea* und *variabilis*.

*Anguis fragilis, incerta* Kryn. und *lineata* Laur.

*Coluber Natrix, Hydrus, trahalis, laevis, maeota* und *reticulatus*?

*Vipera chersca* und Prester.

*Rana cacinmans, Dentex* Kryn. und *temporaria*.

*Hyla arborea*.

*Bufo variabilis* und *fuscus*.

*Bombinator igneus*.

*Triton cristatus, punctatus* und *abdominalis*.

Die *Anguis incerta* des Verf., von der er nur 2 Exemplare gefunden hat, wird wohl nichts weiter als eine der mancherlen Abänderungen von *A. fragilis* seyn. Die *Anguis lineata* Laur., welche wir mit den meisten Zoologen für eine junge *A. fragilis* ansehen, wird hier wieder als eigene Art erklärt.

Die Trennung von *Vipera chersca* und *Vipera Prester* in 2 geschiedene Arten, können wir nicht billigen, da in diesen Blättern schon früher die Beobachtung einer Paarung derselben mitgetheilt worden ist. Wenn der Verf. ferner von Prester sagt: *Distinguitur ab illa (V. chersca) primo intuitu capite collo vix latiori*, so gilt dieß wenigstens nicht von den süddeutschen Exemplaren, indem bey diesen der Kopf eben so deutlich unterschieden ist, als bey der gewöhnlichen Kupferotter.

Von der *Rana Dentex*, welche im Podkinnokflusse am Kaukasus vorkommt und einer alten *Rana temporaria* sehr ähnlich ist, giebt der Verfasser folgende Diagnose: *Rana Dentex, capite depresso, superciliis planis, dentibus maxillae superioris exsertis; corpore undique creberrime punctulato, supra sordide griseo, fusco maculato, verruculoso et poruloso, subtus flavescens albo, subunicolore*.

Diese Art, so wie *Anguis incerta*, sind in kolorirten Abbildungen dargestellt.

(Schluß folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. December.

Nro. 257.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem  
Verhältniß zu einander. 2c.

(Schluß.)

Zugleich erhellt aus all' dem zur Genüge, daß Seele oder die psychische Sphäre des Organismus allerdings denn doch etwas „Vornehmeres“ sey, wie dieß denn immer das eine Moment eines concreten Gegensatzes ist und seyn muß, wenn es anstatt Stillstand und Tod, Leben und Entwicklung geben soll. Gleichwohl bleibt so, gegenüber einer gewissen defälligen Prüderie, dem Leibe oder der physischen Sphäre des Organismus sein Recht wohl besser gewahrt, als dieß nach der Ansicht unsers Hrn. Verf. möglich seyn dürfte.

Und was nun den Geist betrifft, so halten wir allerdings für sehr wichtig, zwischen ihm und Seele genau zu unterscheiden. Wenn sich Verf. über Mangel an defälligen Definitionen in einschlägigen neueren Schriften beklagt (114), so liegt in sofern die Schuld wenigstens zum Theil an ihm selber, als er dahin gehörige Werke nicht kennt oder ignoriert hat. Rec. darf hierbey wohl namentlich auch an seine Anthropologie (2 Bde. 1834), sowie an sein späteres Lehrbuch der Psychiatrie erinnern. Gleiches gilt der Hauptsache nach von der Klage des Verf. (121): daß die ältere Unterscheidung von anima vegetativa, sensitiva, und rationalis gegenwärtig vergessen sey. Seine Aussage aber: der Geist sey Einheit von Leib und Seele oder diese seyen umgekehrt die Momente oder Factoren des noch in der Natürlichkeit befangenen Geistes könnten wir nur dann gelten lassen, wenn damit gemeint wäre: er sey das Resultat einer über den Gegensatz von Leib und Seele hinausgehenden Entwicklung, durch welche eine ganz neue, eigen-

thümliche Sphäre, jenseits des Natürlichen oder Organischen, jedoch schon bey Lebzeiten des irdischen Menschen, constituiert wird, welcher Einheit und Innerlichkeit nicht bloß, wie die Seele nur relativ zum Leibe, sondern in eminenterer Weise charakteristisch ist, in der es auch nicht bloß vergleichsweise mit der Seele zur Vollendung des Welt- und Selbstbewußtseyns und der Willkühr, sondern auch erst und wesentlich zu Gottbewußtseyn, zu religiös-sittlichem Charakter, zur Freyheit und Persönlichkeit kommt. Leider vermißt man die meisten dieser Bestimmungen bey unserem Hrn. Verf. Und doch ist erst damit das eigentlich Menschliche gegeben. Denn der Mensch ist eben so hauptsächlich geistiges Wesen, in dem eben bezeichneten Sinne von Geist, wie das Thier vorzugsweise seelisches (anima - animal) und die Pflanze möglichst einseitig überwiegendes leibliches oder physisches.

Für das Seelenleben des Menschen eröffnet sich nun noch ein besonderer Gesichtspunct. Als das Höhere oder „Vornehmere“ im Vergleich mit dem Leiblichen stellt es sich nämlich zugleich als ein Mittleres und Vermittelndes zwischen Leib und Geist dar; wie jenem, das ihm selbst bis auf einen gewissen Grad zum Mittel dient, übergeordnet, so diesem selbst wieder untergeordnet und als Mittel dienend, und wie einerseits innerhalb der Sphäre der Natürlichkeit oder des Organismus sich zum leiblichen als principaler Factor verhaltend, so andererseits in die Sphäre des Geistes oder der Persönlichkeit als basisches Element erhebbar.

Indem wir uns jedoch jeder weiteren Ausführung in Bezug auf die bereits berührten Punkte, sowie der kritischen Berührung anderer enthalten, glauben wir doch den vom Herrn Verf. so bedeutsam mit in's Spiel gezogenen Gattungsproceß, desgleichen seine Begriffs- und Grenzbestimmungen der

Anthropologie und endlich seine Aeußerungen über den Tod nicht ganz unbeanstandet lassen zu dürfen.

Zu der ziemlich unklar bleibenden Anknüpfung an den Gattungsproceß oder das Geschlechtsleben behufs der Erörterung des Begriffes von Geist, dürfte mehr die vorgefaßte Ansicht, daß Leib und Seele die natürlichen Momente des Geistes seyen, der nun umgekehrt das Verhältniß zweyer Individuen verschiedener Geschlechter zur Gattung als erklärende Analogie gelten sollte, als die Ahnung getrieben haben, daß in der Geschlechtersphäre, wie im Geiste etwas gewissermaßen von Leib und Seele zu Unterscheidendes gegeben sey. Allein indem im Geiste eine eigene Sphäre des jenseits des Gegensatzes vom Physischen und Psychischen zur höhern Einheit entwickelten Lebensgehaltes eines menschlichen Individuums gegeben ist, stellt sich im Geschlechtsleben eine niedrigere diesseitige Einheit beyder dar, und haben so Geist und Geschlechtsleben einerseits zwar Analogie, andererseits aber sind sie die entschiedensten Antagonisten, und sind somit keineswegs die Anfänge des ersteren vorzugsweise bey letzterem zu suchen. Wenn wir in Seele und Leib die Analoga von Himmel und Erde haben, so im Geiste das eigentlichs Götliche des Menschen, in seiner Geschlechtersphäre aber eine eigentliche mikrokosmische Unterwelt.

Ebenso wenig können wir die Begriffs- und Grenzbestimmung der Anthropologie unseres Hrn. Verf. billigen. Die Anthropologie ist Wissenschaft vom Menschen als solchem und an und für sich. Als Wissenschaft hat sie empirisch und speculativ zugleich zu seyn; und dem abstracten Unterschiede zwischen empirischer und philosophischer Anthropologie ist eher entgegenzutreten als Vorhub zu leisten. Die Eine ganze Anthropologie hat sodann den ganzen Menschen, nach all' seinen Momenten und Beziehungen, in Betracht zu ziehen; nur überall mit dem vorzugsweisen Augenmerke auf das Charakteristisch Menschliche. So in Allem, auch bloß „rein Vitalen,“ was er an sich mit dem Thiere gemein hat. Am wenigsten aber ist von der Betrachtung auszuschließen, was „rein spirituellen Character“ hat, weil gerade das das eigenthümlichste Menschliche ist. Nur ist dabey zur Abgrenzung zwischen Anthropologie und sich näher an sie anschlie-

henden specielleren Wissenschaften, ein ähnlicher Unterschied einzuhalten, theils wie zwischen allgemeinem Theile und speciellen Theilen einer Wissenschaft überhaupt, theils wie zwischen reinem und angewandten Theile einer Wissenschaft, z. B. der Mathematik insbesondere. Uebrigens vermessen wir bey unserem Hrn. Verf. jede Andeutung derjenigen Gliederung der Anthropologie, die sich als nothwendig ergibt durch ihre vorzugsweise Beziehung auf die Menschengattung als solche und ihre größeren Bestandtheile herab bis zum Individuum (Racen, Völkerstämme, Völker, Volkszweige, Volksklassen und Familien), sodann auf dasjenige, was und so weit es jedem menschlichen Individuum als solchem zukommt, wobey Physiologie, Psychologie, Pneumatologie re. als Unterabtheilungen in Betracht kommen, und endlich auf die Unterschiede zwischen Individuen, nach Lebensaltern, Geschlecht, Leibesconstitutionen, Temperamenten u. s. w.

In Bezug auf den Tod oder das Sterben bemerken wir zum Schlusse nur Folgendes. Die Ausdrücke unseres Hrn. Verf. „der Tod ist das Ende, das Aufhören des Individuums,“ „der Geist, weil er Individuum ist, stirbt“ und dergleichen klingen mindestens ziemlich paradox, und es läßt sich nicht wohl absehen, wie sich mit ihnen reimen soll, daß der Tod doch zugleich auch „Erwachen des Bewußtseyns“ sey. Eben so wenig finden wir das Sterben als Gleichgültigwerden von Leib und Seele gegeneinander „plausibel“ gemacht. Hier rächen sich wohl vollends die unstatthaftern Begriffe von Leib, Seele und Geist, so wie die, freylich überhaupt noch häufiger, Vernachlässigung der Begriffe des Individuellen und der Persönlichkeit.

Wäre Geist, wie als höchste eigenthümliche Einheit der gesammten sich entwickelnden Individualität, jenseits des Gegensatzes von Leib und Seele, so als Wesen der Persönlichkeit gefaßt und wäre der Gegensatz zwischen geistiger Persönlichkeit und Organismus und zwar so erkannt, daß das Seelenleben zugleich als Vermittelndes zwischen beyden erschiene, so wäre allein schon mit einigen, vom Verf. sonst so geliebten Analogien ungleich mehr Klarheit zu bewirken gewesen. Dann würde sich nämlich das normale Sterben, von welchem hier wohl nur die Rede seyn soll, folgender Massen dargestellt haben.

Wie früher die Entwicklung des Organismus, so überwiegt Bestimmungsgemäß später die der Persönlichkeit. Wenn die der letzteren eine gewisse Höhe und das Uebergewicht erreicht hat, schlägt der Organismus in Rückbildung um. Letzterer wird nun vollends um so mehr erschöpft, je kräftiger erstere auf seine Kosten in der Entwicklung fortschreitet. Zugleich damit kehrt sich das geistig-persönliche, religiös-sittliche Leben mehr und mehr einer entsprechenden höheren überirdischen Sphäre und Ordnung zu und wendet und löst sich dagegen, wie vom Irdischen überhaupt, so von seinem Organismus insbesondere immer mehr ab. Wie das Ey, wenn durch die Befruchtung ein höherer Entwicklungstrieb in ihm angefacht ist, den Eyerstock verläßt und einen andern Raum zur Entwicklung des Embryo einnimmt, und wie dieser in demselben Grade, als er der Geburt und somit einer selbstständigeren Existenz entgegenreift, sich dem mütterlichen Organismus und den bisherigen Mitteln seiner Entwicklung entfremdet, welche letztere daher welken und verkümmern, so wird endlich auch im Entwicklungs-Verhältnisse zwischen Persönlichkeit und Organismus ein Punct erreicht, wo die höchste irdische Ausbildung der ersteren mit der tiefsten Rückbildung der letzteren zusammentrifft und sie sich scheiden. Der Rest des Organismus als Leichnam zur Verwesung, die Persönlichkeit zu nun erst selbstständigerer Entwicklung in entsprechender höherer Aussenwelt.

Leupoldt.

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

(Schluß.)

4. Betrachtungen über den Ursprung des Hagels, von Professor Perewostchikoff (S. 70—80 In russischer Sprache).

Dieser Aufsatz bezieht sich auf eine frühere Abhandlung im Bulletin IV. des Jahres 1829. Der Verfasser sucht darth durch die Erkältung einer sehr leicht verdunstenden dem indirekten Einflusse der Sonnenstrahlen ausgesetzten Flüssigkeit (concentrirten Weingeistes) zu beweisen, daß die Bildung des Hagels einzig abhängig sey von der Erkältung der Dünste in den oberen Schich-

ten einer Wolke, welche mit ihrer unteren Fläche die strahlende Wärme der Erde auffängt, während zugleich ihre eigene Wärme durch die obere Fläche in den Welt-raum angestrahlt und so verloren wird. Diese Wärmeabgabe, verbunden mit der Verdunstung der Wasserdampfen, welche die Wolke bilden, verursachen nach Hrn. Perewostchikoff's Meinung eine so beträchtliche Erniedrigung der Temperatur, als zur Bildung des Hagels nöthig ist. Ueberdies wäre, seiner Ansicht gemäß, dieses Phänomen von der Luft-Electricität völlig unabhängig. Er sagt hierüber: Mehrere Physiker haben behauptet, daß man den Einfluß der Electricität (auf die Hagelbildung) nicht läugnen könne, weil der Hagel immer mit Gewittern zusammentrifft. Diese Bemerkung scheint mir ohne Gewicht, denn die gleichzeitige Erscheinung zweier Phänomene bedingt noch keine Wechselwirkung zwischen ihnen. Mehrere Gründe lassen mich vermuthen, daß die heutige Physik die Zähigkeit der Electricität zu weit ausdehnt, indem sie diese unter die Fundamental-Kräfte der Natur rechnet. Mir scheint die Electricität nur ein abgeleitetes Phänomen, welches seinen Charakter einer Grundkraft nur durch die Wechselbeziehung aller natürlichen Phänomene erhält. Da ich indeß eine strenge Darstellung der Unabhängigkeit der Hagelbildung von den Gewittern nicht geben konnte, so war ich auch außer Stand, den Einwurf vollständig zu entkräften, weil in den physikalischen Wissenschaften Spekulationen nie als Thatsachen gelten können. — Beim Durchlesen des 6. Heftes der Bibliothéque universelle für 1836 fand ich indessen einen Aufsatz von Hrn. Larive über zwey heftige Gewitter, welche Dr. Lecoc im July und August 1835 auf dem Pais de Dôme beobachtet hatte. In diesem spricht Hr. Larive Ansichten aus, welche fast gänzlich mit meinen früher über diesen Gegenstand geäußerten übereinstimmen. Es folgt nun noch ein Auszug der Larive'schen Abhandlung mit einigen Bemerkungen des Herrn Perewostchikoff.

5. Séances de la Société imp. etc. (S. 81 — 82).

Nr. IV. 64 Seiten mit 2 Tafeln.

1. Notice sur les Mélasomes, par G. Fischer de Waldheim (S. 1 — 18 mit 2 Taf.).

So anschauliche Bereicherungen in neuerer Zeit auch die Familie der Melasomen, zumal durch französische Entomologen, erlangt hat, so sind dem Verf. doch mehrere neue Arten, die Dr. Wiedemann in Neapoli sammelte, zugegangen, und noch größer wird die Ausbeute seyn, welche Karélin von den östlichen Küsten des kaspischen Meeres mitbringt. Der Verf. beschreibt hier 9 neue Arten aus dieser Familie, und berichtet aus einer derselben, welche wohl mit *Tenebrio caspicus* Pall. identisch ist, die neue Gattung *Sternodes*.

2. Notiz über die saure Beschaffenheit des Blutes, von R. Herrmann (S. 19 — 22).

Der Verf. hatte behauptet, daß das venöse Blut freie Kohlensäure und noch eine andere stärkere Säure enthalte, daß es Lakmusinktur röthe und also deutlich saure Eigenschaften besitze. Dieser Behauptung wurde allgemein widersprochen und im Gegentheil das Blut als eine alkalische Flüssigkeit angesehen, die weder freie Kohlensäure, noch eine andere freie Säure zeige. Ganz neuerdings bestätigt aber Magnus den Kohlensäure-Gehalt des Blutes. Nach seinen Untersuchungen enthält das venöse Blut, außer der Kohlensäure, noch Sauerstoff und Stickstoff, und zwar im Vergleich zur atmosphärischen Luft, überwiegend mehr Sauerstoff. Das arterielle Blut enthält dieselben Gasarten, aber verhältnißmäßig weniger Kohlensäure, dagegen mehr Sauerstoff.

In so weit sieht also der Verf. seine frühere Behauptung bestätigt, es bleibt nun noch übrig, die Gegenwart jener andern stärkeren Säure, die sich beim Gerinnen des venösen Blutes mit den Blutkuchen niederschlägt, und die er für Essigsäure hält, nachzuweisen. Er macht bemerktlich, daß er sich deshalb an Magnus gewendet und denselben um Ausführung von bestimmten Versuchen ersucht habe.

5. Ueber eine neue Säure in dem Holzessig, von Karl Schlippe. (S. 25 — 26).

Im Holzessig wird die Essigsäure von einer Säure begleitet, die sich von jener weder durch Geruch, noch andere physische Eigenschaften, wohl aber durch ihr chemisches Verhalten bestimmt unterscheidet. Ihre Salze sind löslicher, als die der Essigsäure; am auffallendsten von diesen verschieden sind ihre Verbindungen mit dem Bleyporphide. Mit diesem bildet sie, außer dem basischen, drei durch Gestalt und Wassergehalt verschiedene Salze, über die der Verf. sich weiter äußert. Mit Natrium stellt diese Säure ein schönes Salz dar, dessen Form wenig, aber bestimmt, vom essigsauren abweichend ist. Die Salze, welche sie mit Kalk, Kalk, Baryt bildet, sind nicht auffallend verschieden von den essigsauren Verbindungen, und von dem Verf. nicht weiter untersucht, der sich überhaupt in diesem Aufsatz vor der Hand begnügt, die Existenz dieser Säure darzutun.

4. Perevostchikoff's Antworten auf die Anfragen des Hrn. v. Humboldt (S. 27 — 32).

1. Die täglichen meteorologischen Beobachtungen vom 10. Mai bis 1. November 1829 (alten Stils) wurden Hrn. von Humboldt auf sein Verlangen geschickt und mit Dank aufgenommen.

2. Die Höhe des Universitätsgebäudes zu Moskau über dem Meere ergibt sich aus 732 Beobachtungen

des Verf. durch Berechnung nach Olmann's hypsometrischen Tafeln auf 92,85 Mètres. Seit dem Jahr 1830 wurden die Beobachtungen auf das Observatorium übergetragen, welches auf einer Anhöhe, die drey Berge genannt, liegt. Die Barometer-Beobachtungen während des Jahre 1831 und 1835 geben die Höhe dieser Lage zu 168, 45 Mètres über dem Meere an.

3. Bestimmung der Höhe des neuen Berges in der Waldai-Kette. Die Höhen dieses Gebirges sind bis jetzt dem Verf. völlig unbekannt. Er schlägt der Gesellschaft vor, die zur Bestimmung derselben nöthigen Arbeiten vornehmen zu lassen und bietet sich zur Ausführung derselben an.

5. Réflexions sur l'alimentation des sources, par Paul Einbrodt (S. 33 — 61.)

Nach der herrschenden Meinung wird die Spelung der Quellen theils durch das in das Innere der Erde eindringende Regenwasser, theils durch die von den Bergen ausgehende Anziehung der Feuchtigkeit der Atmosphäre bewirkt. Nachdem der Verf. zuerst dargethan hat, daß die bekannten Dalton'schen Angaben über die Wassermenge Englands kein sicheres Resultat gewähren können, weist er auf die unermeßlichen Ebenen von Polen, Rußland und Sibirien hin, wo der Schnee während 4 — 5 Monaten dem gefrorenen Boden nicht einen Tropfen Wassers gewähren kann, und wo gleichwohl die Ströme nicht aufhören, unter der Eisdecke eine ungeheure Menge Wassers fortzubewegen. Aus diesem Umstande, so wie aus dem Mangel von Gebirgen in erwählten Ländern, schließt der Verf., daß das Wasser, welches die Quellen unterhält, nicht allein von dem Eindringen des Regens, oder von der Verdichtung der Dünste auf den Gebirgen herrühren kann. Mit Luccetius und Descartes nimmt er an, daß das Meerwasser durch unterirdische Kanäle weit in die Kontinente eindringt, in Höhlungen sich ansammelt, dort in Dünste sich verwandelt, die von Neuem an den obern Wandungen sich condensiren und zu Quellen werden. Zuletzt schlägt er vor, daß man durch eine gemeinsame Unternehmung die Differenz ermitteln möchte, die zwischen den Wassermassen, welche die russischen Flüsse während sie gefroren und wann sie von Eis frey sind, bestehen. Die Größe dieser Differenz würde allein hinlänglich den Einfluß bestimmen, welchen man der Verdichtung der tellurischen Dünste zuschreiben hätte.

6. Séances de la Société imp. etc. (S. 62 — 64)  
Nichts Bemerkenswerthes.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. December.

Nro. 259.     der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Flandrische Staats- und Rechtsge-  
schichte bis zum Jahre 1305 von Leopold  
August Warunkönig. Zweyten Bandes II.  
Abtheilung. Tübingen 1837.

Es ist erfreulich, daß dieses für die Wissen-  
schaft wichtige Buch einen so schnellen Fortschritt  
macht; seit zwey Jahren bietet sich uns jetzt bey  
dem Erscheinen der andern Abtheilung des zweyten  
Bandes zum dritten Male die Gelegenheit dar,  
dasselbe in diesen Blättern zur Anzeige zu bringen.  
Der Verf. fährt, wie er in der ersten Abtheilung  
begonnen, damit fort, die Geschichte einzelner fland-  
rischer Städte und Chateleuinen aus den Urkunden,  
welche im Anhange abgedruckt sind, mitzutheilen.  
Da viele dieser Städte sehr gleiche Schicksale ge-  
habt haben, so ist es nicht des Verf. Schuld, wenn,  
nachdem die Geschichte von Gent und Brügge be-  
reits erzählt ist, die Darstellung der historischen Ver-  
hältnisse jener übrigen Orte nicht mehr ein gleich  
großes Interesse gewährt. Es ist natürlich, daß  
sich hier Manches wiederholt und daß diese einzel-  
nen Städtegeschichten nicht in gleichem Maße eine  
anziehende Lectüre bieten, wie wir dieß an andern  
Bestandtheilen dieses Buches bemerkt haben, sondern  
sich mehr für das Studium, als Einleitungen zu  
dem großen, im Anhange abgedruckten Urkunden-  
schätze eignen. Keineswegs ist darum aber diese  
Abtheilung leer an interessanten Mittheilungen und  
Aufschlüssen, welche nach näherer Bezeichnung des  
Inhaltes noch besonders hervorgehoben werden sollen.

Die so eben erschienene zweyte Abtheilung be-

steht aus zehn Kapiteln, welche im Einzelnen die  
Geschichte folgender Städte und Chateleuinen, näm-  
lich von: Dam, Ardenburg, Mude, Lambinsoliet,  
Ostende, Furnes, Nieupert, Poperinghen, Bergh,  
Dünkirchen, Bourgbouez, Cassel, Bailleur, Cour-  
trai, Audenarde, Nelt, Grammont, des Landes  
Waes und der sogenannten vier Kemter, von Hulst,  
Bieroliet, Ten Hamern, Geeloo, Caprik, Dender-  
monde und Bornhem. Zum Schlusse liefert der  
Verf. auch noch die Geschichte der Stadt Thourout,  
als Nachtrag zu den beyden letzten Kapiteln der er-  
sten Abtheilung und sodann eine kurze Uebersicht  
der Geschichte des französischen Flanderns (La Flan-  
dre Gallicante), was zwar außer seinem anfäng-  
lich angekündigten Plane lag, doch aber mit dank-  
barer Anerkennung entgegenzunehmen ist, indem hier  
namentlich die Geschichte der Stadt Lille mitgetheilt  
wird.

Zunächst einige Worte über die Stadt Dam;  
diese blühte bekanntlich ungemein schnell empor und  
wurde für zwey Jahrhunderte die Hauptstadt des  
Welthandels; jetzt zählt sie etwa fünfhundert See-  
len und ist zu einem elenden Dorfe herabgesunken,  
welches aus kaum hundert Häusern besteht. Das  
Rathhaus, jetzt eine Caserne, dessen gothische Vor-  
derseite nach dem Berichte des Verfassers ziem-  
lich gut erhalten ist, zeigt noch allein, was die  
Stadt einst war (S. 22). Die einzige noch be-  
stehende Kirche hingegen ist halb abgebrannt, merk-  
würdig aber durch das Grabmal des Dichters Ja-  
kob von Maerlant, auf welchem sich eine Gule und  
ein Spiegel befindet; diese Embleme haben die Sa-

ge veranlaßt, hier ruhe der berühmte Eyl Gulenspiegel. — Dasselbe Element, welches die Stadt Dam emporblühen machte, hat auch ihren Untergang herbeigeführt; die Vucht des Ewynes gab der Stadt ihr Daseyn, die Versandung derselben hat sie vernichtet, jetzt kann man nur noch errathen, wo einst der Hafen war, der so unzählige Schiffe aufgenommen hat; an seiner Stelle befinden sich schöne Wiesen. — Unter den Urkunden dieser Stadt, deren Verfassung der von Brügge nachgebildet worden war, ist die älteste ein Privilegium des Grafen Philipp, genannt vom Elsaß, vom Jahre 1180, durch welches die Bewohner von Dam Zollfreiheit in ganz Flandern und Befreyung von der unter dem Namen Hausa vorkommenden Abgaben (s. eben Bd. I. Nr. 6.) erhielten.

Auch Ardenburg erlangte eine vorübergehende Blüthe; zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts war es nach Brügge, dessen Verfassung auch hier Nachahmung gefunden hatte, die erste Handelsstadt Flanderns, ja eine Zeit lang drohte es selbst Brügge gefährlich zu werden. Die Unruhen, welche hier im Jahre 1280 ausbrachen, veranlaßten die deutschen Kaufleute das hanseatische Hauptcomptoir von Brügge nach Ardenburg zu verlegen (S. 52), worauf auch Graf Guido denselben ein ausgedehntes Privilegium gab, welches sich in der hanseatischen Geschichte von Lappenberg nicht findet. Mehrere Grafen bewidmeten Ardenburg mit Privilegien, namentlich Graf Balduin von Constantinopel, der um fremde Ansiedler anzulocken, die sonst übliche Abgabe, welche dieselben zu zahlen hatten (Consuetudo adventus) aufhob (S. 50). Von eben diesem Fürsten rührt auch das Ardenburgische Stadtrecht her, wovon sich ein merkwürdiges Exemplar erhalten hat, dasjenige nämlich, welches der Graf einem seiner Räte zur Begutachtung übergab; bey jedem Artikel ist von dessen Hand bemerkt, ob derselbe anzunehmen sey oder nicht (S. 27, im Urkundenbuch S. 52 u. f.). — Für die Geschichte des Wechselrechts ist eine Urkunde des oben genannten Grafen Guido zu bemerken (S. 54), durch welche dieser sein bisher in der Stadt geübtes Wechselmopol gegen eine Summe von tausend Pfund aufgab, so daß nunmehr jeder Bürger von Ardenburg berechtigt wurde, Wechselgeschäfte zu betreiben (faire

toutes choses et marchandizes, qui a cause loial appartient).

Erst seit dem Verfall ihrer Nachbarstädte fing die jetzt wichtige Handelsstadt Ostende zu erblühen an; bis zum Jahre 1267 war sie ein Dorf, welches eben damals von der Gräfin Margaretha und ihrem Sohne Guido für eine Stadt erklärt wurde (S. 39). In neuerer Zeit aber hat Ostende nicht mehr gleichen Schritt mit der steigenden Blüthe Dünkirchen halten können. Diese in der Chateleine Bergh belegene Stadt, zu deren Ursprung eine vom heil. Eligius auf den Dünen angelegte Kapelle die Veranlassung gab, war schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein bedeutender Hafen (S. 38 — 90).

Sowohl in politischer, als auch in rechtshistorischer Hinsicht ist die Stadt und das Land Furnes von vorzüglicher Wichtigkeit. Hier war der Schauplatz der berühmten Fehde zwischen den Ingrekins oder Isengrins und den Blauvotins die auch in der Thierfabel von Reinhart dem Fuchs verewigt worden ist. Diese Fehde brach im Jahre 1201 aus und zwar zwischen den Bewohnern der Stadt Furnes unter der Anführung des Siebert Inzeryt und den Rittern der Chateleine unter Rickwart Blauvoet; die Veranlassung dazu gaben die Erpressungen der Gräfin (Königin) Mathilde, welche die Bürger auf ihrer Seite hatte. An dem wegen des großen Blutvergießens sogenannten „rothen Montage“ wurden im Jahre 1206 die Blauvotins gänzlich in die Flucht geschlagen (S. 46). Ganz besonders verdienen aber die Rechtsquellen von Furnes Aufmerksamkeit. Schon im Jahre 1109 hatte die Stadt eine Keure, die älteste geschriebene in Flandern; sie ist das Muster für die Keuren von Poperinghen (S. 72) vom Jahre 1147 und von Arkes vom Jahre 1180, so auch der neueren Landeskeure von Furnes vom Jahre 1240; uns erscheinen nämlich die Gründe, nach welchen man die älteste Keure der Stadt und nicht dem Lande zuspricht (S. 48) durchaus überwiegend. Die ältere Keure ist bisher noch nicht aufgefunden, wohl aber giebt das Urkundenbuch zwey Keuren von Poperinghen von 1147 und 1233 und die eben erwähnte neuere vom Jahre 1240. Sehr reichhaltig sind diese in lateinischer Sprache geschriebenen Quel-



ten an deutschen Worten, welche zu technischen Bezeichnungen dienen und hier ist zunächst auf das Wort „Keure“ (lat. Cora) selbst aufmerksam zu machen. Dasselbe bedeutet nicht nur die städtische Willkühr, nicht bloß das Gesetz, sondern auch zugleich die städtische Obrigkeit, den Rath; daher sind Coremanni, Coratores oder Keurheeren die Mitglieder des Rathes. Diese sind ursprünglich von den Schöffen wohl zu unterscheiden und dieß gilt unstreitig auch in Beziehung auf Furnes. Die Keure von Artes sagt hierüber (S. 76): Scabini judicent de iis, quae pertinent ad Scabinos; Choremanni de pace tractent et de utilitate communitalis villae et de forisfactorum emendatione; dagegen heißt es in der spätern Keure von Furnes (Urkundenb. S. 73): Ordinatum est imprimis, quod qui scabini erunt, erunt et Coratores, et illos jam instituit comes usque ad voluntatem suam; eos facit jurare scabinagium et coram, woraus deutlich die Verschmelzung beider Aemter zu ersehen ist. Etwas ganz Anderes sind aber die Corasratres (Art. 62); unter diesen standt Keurbroeders, so wie den Keursüstern versteht man die Bewohner des sogenannten Veurneambacht (42 Pfarreyen, welche in Gemeinschaft mit 8 andern die Chatelenie von Furnes bilden; S. 54). Ferner finden sich in dieser Urkunde (Art. 10. p. 74) zur Bezeichnung von Klage und Vertheidigung die Ausdrücke: Tala und Wedertala, auch stößt man bey der Angabe derjenigen Verbrechen, bey welchen sich der Graf die Jurisdiction vorbehalten hat, auf den alterthümlichen Ausdruck: verolh (rapina mortui). Derselbe findet sich in der etwas veränderten Form Rhai raup auch in den langobardischen Gesetzen (Edict. Rothar. c. 15, 16.) so wie in der Trenga Henrici Regis c. 13. vom Jahre 1230 (bey Pertz, Monum. Germ. hist. Tom. IV. p. 267) und hängt zusammen mit dem althochdeutschen rahan (spolium); gleichbedeutend ist damit das in andern, insonderheit angelsächsischen Quellen vorkommende Walreak oder Walaraup (vergl. m. Engl. N. u. R. Gesch. Bd. 2. S. 531. — Grimm D. N. N. S. 635. — Mone, Gesch. d. Heidenthums. Bd. 1. S. 471). Nicht minder wird in jener Keure (Art. 7.) das von Deyer in seinen vermischten Abhandlungen (Bd. 1. S. 205 u. f.) zuerst erklärte

Vergehen der Wassertaucher (Wapeldrinc s. auch Grimm a. a. O. S. 631) erwähnt, auch verbietet das Gesetz (Art. 45.) das Spielen mit Würfeln und Hölzchen, gestattet aber das Brett- und Schachspiel. Aus den beyden Keuren von Poperinghen möge hier noch der Ausdruck Halin beygefügt werden; es heißt nämlich (I. 5. Urk. B. 111. II. 5. Urk. B. S. 115): Nemo Halin de terra facere debet nisi in curia. Der Sinn davon ist verständlich, auf jeden Fall ist damit die Uebertragung von Grundeigenthum gemeint, allein dunkel bleibt doch noch der Ursprung des Wortes. Der Verfasser sagt (S. 73, Note 50): halin steht wohl für haling und kommt von hael, „latio, Uebertragung, nach Kilian und Hrn. Willams,“ allein hier wären doch noch nähere Aufschlüsse wünschenswerth; dem Ref. ist es wenigstens bisher nicht gelungen, eine genügende etymologische Erklärung zu finden; sollte dieß Halin mit einem der in Grimms deutscher Grammatik S. 29 Nr. 314 oder S. 41 Nr. 465. angeführten Worte in Verbindung zu bringen seyn? Merkwürdig ist auch das Wort Avetrone (d. h. entarteter Sproßling), welches in einer für Furnes im Jahre 1274 erlassenen gräflichen Verordnung zum ersten Male vorkommt; Graf Guido verzichtet darin zu Gunsten der Schöffen auf sein Jus bastardasiae, auf das Recht die Bastarde zu beerben.

Auch die Stadt Nienport, ehemals Sandhove hat eine sehr alte Keure, nämlich vom Jahre 1163 aufzuweisen, sie enthält zugleich einen sehr merkwürdigen Zolltarif. In der Nähe der Stadt befand sich eine Niederlassung Lombardischer Kaufleute (Lombartside), welche im Jahre 1269 mit Nienport vereinigt wurde. Außerdem war diese Stadt berühmt wegen ihres Leuchthurmes, damals des einzigen in Flandern, und wegen ihrer Haringe. Ueber den an die Kirche zu zahlenden Haringezehnten kam es zu einem blutigen Kriege; zwey Priester wurden dabey erschlagen und die Sache ward endlich an den Papst gebracht, der eine schiedsrichterliche Commission niedersetzte, nach deren Entscheidung 30 Bürger zu Pilgersfahrten nach Palästina verurtheilt wurden (S. 61). Allein Nienports Ruhm so weit er auf der Kunst des Haringezinsalzens beruhte, wurde verdunkelt; ein neuer Stern ging

zu Biervliet auf, wo im vierzehnten Jahrhundert Bökels geboren wurde, der eine neue bessere Methode des Einsalzens erfand, die nachmals von den Holländern angenommen wurde (S. 57. S. 146) und sich als unübertrefflich bewährt hat (hängt mit jenem Namen des Erfinders das Wort Beuteln oder Bökeln zusammen?).

Der wichtigsten Quellen für das in Poperinghen geltende Recht ist schon oben (S. 1048) Erwähnung geschehen. Sie enthalten sehr viele merkwürdige, insonderheit processualische Bestimmungen. Die Stadt selbst hatte den Abt von S. Bertin zu ihrem Grundherrn, der seine Stelle theils durch einen Probst, theils in der Jurisdiction durch einen Ballivus, anfänglich auch Ministerialis genannt, vertreten ließ. Dieß Amt wurde in einer Familie erblich und somit bietet sich hier die einzige Ausnahme eines Bailli iretanle. Für das Verhältniß zwischen dem Abte und dem Grafen ist außer mehreren älteren vorzüglich wichtig eine Urkunde des Grafen Philipp vom Jahre 1190 (Urk. V. Nr. 184. S. 106). Hier wird gesagt, die in der Stadt wohnenden Ritter seyen verpflichtet, dem Grafen das Ulandes-hanwerk und Landwerk zu leisten, nicht aber in einem allgemeinen Krieg zu folgen, diese Ritter selbst werden Landridders genannt (S. 67).

Die Chatelenie Cassel mit der schön gelegenen Stadt dieses Namens ist von keinem rechts-historischem Belange (S. 92); wohl aber die von Vailleur, welche in der Keure von Berkin und Eckenwark eines der ältesten Dorfrechte Flanderns besitzt (S. 95). Graf Diedrich bestätigte im Jahre 1160 den Bewohnern dieser Ortschaften ihre Freiheiten, die ihnen Graf Robert früher bewilliget hatte; dahin gehört: (s. Urk. V. Nr. 199. S. 132): „ut non eant in exercitum, ut nullus ministrorum nostrorum ab eis aliquid petat — et — habeant potestatem eligendi super se ministrum, qui eos manuteneat, cui respondeant, qui eos praesente dapifero nostro vel nuntio ad causam convocat et eos salvo jure nostro ad justitiam advenat.“

6 Aus der Keure von Courtrai vom Jahre 1324 ist besonders hervorzuheben, daß sie alle Bürger verpflichtet, dem Hü feruse eines ihrer Genossen

auf der Stelle zu folgen. Dieß findet sich freylich auch in anderen Keuren, z. B. in der von Turnes (art. 63. helprop), hier ist aber ausdrücklich angegeben, der Hülfserufende müsse schreien: Commune; (nach dem Stadtrecht von Lille: Bourgeoisie). Ferner ist bestimmt, daß wenn ein Bewohner der Chatelenie einen Bürger tödtet, oder verwundet, gegen ihn das Brandrecht, (das Niederbrennen seines Hauses; on doit faire justice de feu et de flamme; S. 101.) privilege des arsins in Lille genannt (S. 163), auszuüben habe.

Ein interessantes Rechtsdenkmal hat Audenarde aufzuweisen; dieß ist die sogenannte Zoenekeure (Sühnkeure), in welcher bestimmt wird, welchen Antheil jeder einzelne Verwandte eines Ermordeten an dem Sühngelde habe, welches für denselben bezahlt wird (S. 107. 108). —

Es werden diese Bemerkungen genügen, um darzuthun, daß auch dieser Bestandtheil des vorliegenden Werkes eine Menge interessanter Gegenstände darbiete. Unter den mitgetheilten Urkunden mag noch auf die von dem Grafen Thomas dem Lande Waes im Jahre 1241 erteilte Keure, aufmerksam gemacht werden, welche eine der vorzüglichsten aus dieser Zeit ist; die ihr untergebenen Personen werden ebenfals Keurbroeders und Keur-sistern genannt. An Vollständigkeit wird diese Keure noch übertroffen durch die der vier zum Lande Waes gehörenden Ambachten oder Kemter; auf eben diese bezieht sich auch eine Verordnung der Gräfin Mathilde vom Jahre 1261, durch welche für die durch Anlegen entstandenen Feuerschäden (ignis foraneus) die Gemeinde zur Haft verpflichtet wird, falls der Thäter nicht entdeckt werden kann.

Dr. Phillips.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

50. December.

Nro. 260.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Untersuchungen über die winterliche Färbung der Blätter. Eine Inaugural-Dissertation, welche zur Erlangung der Doktorwürde in der Medizin und Chirurgie unter dem Präsidium von Hugo Mohl etc. im April 1837 der öffentlichen Prüfung vorlegt Gotthardt Ludwig Bührle, aus Altheim bei Ulm. Tübingen gedruckt bei Gustav Bähr. 1837. 8. 36 S.

Mit Recht zählt der Herr Verfasser die Farben-Veränderungen, welche die Blätter in ihren verschiedenen Lebensperioden erleiden, zu den auffallendsten Erscheinungen des vegetativen Lebens. Die gewöhnlichste derselben, die Umwandlung der grünen Farbe in Gelb und Roth im Herbst vor dem Abfallen der nur einen Sommer dauernden Blätter ist indessen schon mehrmals untersucht und ihren Ursachen nach erörtert worden. Anders ist der Fall mit gewissen periodischen Farbänderungen, welche, wenn auch ihrem äußeren Ansehen nach der oben erwähnten ähnlich, doch nicht ein Zeichen des herannahenden Todes sind, sondern bey perennirenden Blättern zwar mit dem Eintritte des Winters zum Vorschein kommen, im Frühjahr dagegen wieder der gewöhnlichen grünen Färbung Platz machen. Der Verfasser bemerkt dabey, daß die Zahl der Pflanzen, deren Blätter auf solche Weise überwintern, viel größer sey, als man gewöhnlich meynt, und weist dieses am Schlusse der Abhandlung auch durch ein Verzeichniß nach, wovon später die Rede seyn wird.

Die Farbenveränderungen perennirender Blätter sind von zweierlei Art. Die seltner ist, wenn im

Winter ein schmutziges Gelbgrün an die Stelle des frischen sommerlichen Tones tritt, der letztere sich aber im Frühjahr mit dem Saftzuge wieder herstellt. Solches geschieht bei vielen Coniferen, am Auffallendsten bey einigen Thuja- und Juniperus-Arten, aber auch bei Taxus, Pinus, Abies, Cupressus, u. s. w. Die anatomische Untersuchung weist durchaus keine andere Abweichung von dem Sommerzustande nach, als daß das Chlorophyll mehr gelblich und weniger sattgrün gefärbt ist.

Viel häufiger verändert sich das Grün der Blätter in Braun oder Roth in den mannigfachsten Nuancen, manchmal nur als leise Töne über die Grundfarbe hingehaucht. Die Ursache aller solcher Abstufungen ist aber die Bildung eines purpurrothen Pigmentes, welches sich neben der grünen Farbe im Blatte findet und nach seiner Menge, seiner Lage zu den grünen Theilen das Organ mehr oder minder tingirt oder durch eine Mischung mit dem ursprünglichen Grün einen braunen Farbenton veranlaßt. Auch bey den Pflanzen, deren Blätter das ganze Leben hindurch ganz oder an einzelnen Stellen roth oder braun erscheinen (Cyclamen, Tradescantia tricolor, Fagus sylvatica purpurea, Dracaena ferrea, Beta vulgaris rubra etc.), ist das rothe Pigment die Veranlassung. Es färbt die Blätter roth, wenn es gesättigt in der Epidermis in hinreichender Menge sich abgelagert, um das innerhalb liegende grüne Parenchym ziemlich vollständig zu decken; dagegen wird die Farbe braun, wenn das grüne Zellgewebe durchschimmert, wenn grüne uad rothe Zellen gemengt sind, oder wenn in rothgefärbten Zellen zugleich grüne Chlorophyllkörner vor-

kommen. Jedesmal entsteht die rothe Farbe einzelner Zellen durch Röthung des Zellsaftes und nicht selten ist selbst nur ein Theil desselben, z. B. in der einen Hälfte einer gestreckten Zelle oder in deren Mitte, roth gefärbt, ohne daß dabei in dem gefärbten Theile eine Auflösung der Chlorophyllkörner bemerklich ist. Es erscheint hieraus wahrscheinlich, daß das Pigment nicht immer in dem Zellsafte vollständig aufgelöst, sondern zum Theil in einem halb geronnenen gelatinösen Zustande vorkommt, da eine solche theilweise Verbreitung in dem engen Raume einer Zelle außerdem kaum möglich wäre.

Die Blätter, welche länger als vom Frühjahr bis zum Herbst vegetiren, haben aber unter sich noch eine sehr verschiedene Lebensdauer. Einige, wahrhaft perennirende bleiben wirklich mehrere Jahre in Thätigkeit \*), andere dauern zwar eigentlich nur ein Jahr, aber der Winter fällt mit in die Zeit ihres Lebens, wie z. B. bei denen, welche die Wurzelblattrosetten der zweijährigen und vieler krautiger perennirender Gewächse bilden. Sie sprossen meistens gegen den Herbst, überstehen wenigstens die kalte Jahreszeit, und sterben im nächsten Sommer, während der Stengel aus ihrer Mitte emporreibt. Endlich kann auch bei einjährigen Gewächsen, die, erst im Herbst aufgegangen, ihr Leben über Winter fort-

\*) Nach unseren eigenen Beobachtungen dauern die Nadeln der Abies-Arten, *A. excelsa* und *pectinata*, bey uns am längsten, nämlich 6–7 Jahre. Die Föhrennadeln fallen nach 3 Jahren, die Blätter der meisten übrigen sogenannten immergrünen Gesträucher, z. B. *Hedera Helix*, *Empetrum*, *Azalea*, *Arbutus*, *Rhododendra*, *Ilex*, *Ledum*, *Erica*, *Vaccinium* *Vitis idaea* u. s. w. fallen nach 2 Jahren ab. Doch ist dieses Abfallen nie ganz streng gebunden. Die Blätter bleiben an einzelnen Zweigen wohl auch um ein Jahr länger stehen, so wie bey manchen sommergrünen Gewächsen, z. B. *Ligustrum*, *Rubus*, dieselben an günstigen Standorten auch überwintern.

sehen, und bei perennirenden, welche gegen Anfang der rauhen Jahreszeit hin noch neue Aeste getrieben haben, ein Theil der Blätter überwintern. Zu diesen rechnet der Herr Verfasser einen großen Theil der Gräser. Wir erlauben uns hier eine Bemerkung über den Wachsthum der ausdauernden Blätter einzuschalten. Bey den meisten geschieht, wenn einmal die Anlage in der Knospe sich gebildet hat, die Entwicklung in die Länge und Breite gleichmäßig und in einer Vegetationsperiode bis zur vollen Größe. Bey andern wächst aber das Blatt wirklich noch im zweiten und zum Theil noch in den folgenden Jahren nach seinen beyden Dimensionen und in seinem ganzen Umfange, wie bey Thuja, *Cupressus* (nicht bei *Abietinen*), *Calluna*, indem sich zugleich auch die Zweigspindel noch dehnt, und dadurch zwischen den einzelnen Blättern größere Distanzen eintreten. \*) Bei Gräsern und zum Theile bey Liliaceen wächst es endlich zwar auch im zweiten Jahre noch fort, aber nur von der Basis aus in die Länge nicht zugleich in die Breite, indem ein neues grünes unteres Stück nachgeschoben wird, während der im verfloßenen Sommer vegetierende obere Theil meistens vertrocknet und abwitkelt. Etwas ganz Aehnliches hat statt bey den inneren Knospenschuppen sehr vieler Bäume, bey welchen der obere während des Winters der Witterung ausgelegte trockene Theil im Frühjahr keiner weiteren Dehnung mehr fähig ist, wohl aber die Basis der Schuppe oft noch beträchtlich auswächst. Am auffallendsten ist dieses bey *Loranthus europaeus*, wo die Spigen der meisten Blätter sogar den Winter hindurch als trockene schwärzliche Knospenschuppen funktionieren, welche das folgende Jahr unverändert auf dem erst im Frühjahr nachtreibenden grünen

\*) *Hoya carnosa*, mehrere Banisterien und andere rankende Gewächse liefern uns dagegen Beispiele, wie die Dehnung der Spindel der völligen Entwicklung der Blätter lange Zeit vorausgeht.

Unterteile stehen bleiben. Diese Unterschiede im Wachstume müssen jedenfalls mit berücksichtigt werden, wenn es sich darum handelt, zu wissen, ob die Blätter bereits ihre volle Entwicklung zu der Zeit erreicht haben, wo sie von der kalten Jahreszeit betroffen werden, denn nur in diesem Falle wären sie wirklich „unabhängig von den Veränderungen, welche wir sie in ihren ersten Entwicklungsstufen durchlaufen sehen.“

Der Herr Verfasser untersucht nun die Ursache der Farbenänderung überwinterner Blätter und stellt zunächst die Frage, ob die rothe Winterfarbe eine vor der herbstlichen Färbung absterbender (einsjähriger) und von der ähnlichen vieler eben sich entwickelnder Blätter unabhängige Erscheinung, oder ob sie vielmehr bald einer, bald der andern dieser Ursachen zuzuschreiben sey. Bey denjenigen Pflanzen, deren Blätter, im folgenden Sommer und überhaupt bevor sie absterben, wieder grün werden, spricht er sich unbedingt für die Unabhängigkeit der

Aber auch bey solchen (zweyjährigen und perennirenden), wo ein großer Theil der ältern im Herbst sich röthenden Blätter zwar den Winter durch frisch bleibt, aber im Frühjahr abstirbt, ohne nochmals grün zu werden, glaubt er deßhalb an keinen direkten Zusammenhang der Färbung mit dem Absterben, weil die jüngeren, noch nicht völlig entwickelten Blätter der Pflanze denselben Farbenwechsel bestehen und im Frühling ihr Grün doch wieder erlangen. Er erinnert dabey, daß mancherley äussere Störungen auch während des Sommers die rothe Farbe erzeugen können, ohne daß dadurch das Blatt früher stirbt, wie z. B. die Entstehung von Entophyten, Insektenstiche, die häufig sogar die Vegetationskraft des Organs zwar anemal machen, aber steigern und zu Wucherungen des Parenchyms veranlassen. Auch Klima und Standort erzeugen oft mitten im Sommer und bey kräftiger Vegetation

ähnliche Färbungen. So Alpenklima und Sumpfboden bey vielen Laub- und Lebermoosen und auch bey mehreren Phanerogamen. Auf den Alpen wird hier die Abwechselung warmer Tage mit kalten Nächten (wie im Herbst der Niederungen) und größere Intensität des Lichtes als Veranlassung aufgeführt, wie denn auch im Flachlande die dem vollen Lichte ausgesetzten Blätter in der Regel sich am lebhaftesten röthen.

Die Pigmentbildung wird nun im Allgemeinen gewissen, sey es durch specielles Klima oder Boden, durch Verletzungen, oder den normalen Wechsel der Jahreszeiten veranlaßt, Störungen in den gewöhnlichen Functionen des Blattes zugeschrieben, welche freylich nicht bey allen Pflanzen solche Wirkungen äussern. Diese Störungen sind Verminderung oder (im vollen Winter) fast gänzliches Aufhören der Aufsaugung des rohen Saftes und der Verarbeitung desselben im Blatte, Unterdrückung der wässerigen Ausdünstung und der Ansathmung von Sauerstoff bey Tage. Also eine Stagnation und daraus hervorgehende Veranlassung der Veranpflanzung, am häufigsten nur in den Epidermiszellen (was als neuer Beweis gegen die Meynung angeführt wird, daß diese nur Luft führten), nicht selten jedoch auch in allen Schichten des Mesophylls, insbesondere revirescirender Blätter. Den chemischen Grund der Röthung setzt der Hr. Verfasser in die Entwicklung von Anthocyan, weist aber nach, daß dieses nicht durch Umwandlung des Chlorophylls, sondern unmittelbar in dem Zellensaft sich bilde, wie seine Beobachtungen über unverminderte Menge der Chlorophyllkörner in gerötheten Zellen auch darthun. Der Tod der Blätter erfolge nun zwar sehr häufig bald auf ihre Farbenänderung, stehe aber in keinem Falle in directem Zusammenhange mit der Erscheinung.

Interessant ist auch noch die Parallele, welche der Verf. rücksichtlich der Färbung zwischen den

Laub- und Carpellarblättern zieht. Beyde äußern eine Zeitlang gleiche Thätigkeit in Aufnahme und Verbreitung des rohen Saftes, in Ausdünstung und Respiration, bey beyden tritt eine Periode ein, wo diese Thätigkeit unterbrochen wird, und dann sterben sie entweder ohne andere wesentliche Veränderung als die Verwandlung des Chlorophylls in Blattgelb, oder Auffangung desselben (die meisten Laubblätter und die trockenen häutigen Perikarprien), oder es tritt mit dem Stillstande eine vom bisherigen Wachstume unabhängige Umwandlung der Säfte ein, welche mit Bildung eines Pigmentes verbunden ist. Die Unabhängigkeit dieses Proesses von der Ernährung ist bey den Laubblättern schon durch die Zeit gegeben, wo er meistens statt hat, nämlich im Winter; bey den Früchten zeigt sich dieselbe daraus, daß auch unzeitig abgepflückte Früchte noch die Farbe der Reife annehmen. Aber bey den Früchten bezeichnet dieser Zustand immer die letzte Lebensperiode, von welcher kein Rückschritt mehr möglich ist, Säfte thätigkeit in Blättern mit der Wiederkehr der Säfte thätigkeit häufig auch der grüne Zustand sich wieder herstellt.

Der Umstand, daß vorzüglich Störungen in der Verarbeitung des rohen Saftes grüne Blätter anders färben, führt den Verf. noch auf zwey andere Phänomene in der Pflanzenwelt. Bekanntlich sind fast alle ächte parasitische Gewächse anders als grün und zum Theile sehr lebhaft (einige Mono-

tropen, Drobanthen) gefärbt. Bey ihnen hat aber auch fast gar keine eigene Verarbeitung eines rohen Zellstoffes statt, da sie, beynähe gänzlich von dem bereits eigenthümlich konstituirten Nahrungsaft der Pflanzen leben, auf welchen sie wuchern. Die andere Erscheinung, welche einer ähnlichen Erklärung unterliegen könnte, ist die rothe Färbung, welche die Blätter sehr vieler Pflanzen in der Jugend gleich nach dem Ausschlagen aus der Knospe oder dem Aufgehen aus Samen zeigen. Auch hier geschieht die Ernährung in der ersten Zeit nur aus bereits im Stamm oder Wurzelstock früher abgelagerten Nahrungstoffen, welche von dem aufsteigenden Saft aufgelöst werden, und die Knospe schmarozt demnach zu dieser Zeit auf ähnliche Weise noch auf dem älteren Stamme, wie die Parasiten. Erst wenn ihre Blätter eine gewisse Ausbildung erlangt haben und zur Ernährung der ganzen Pflanze durch Verarbeitung des aufsteigenden Saftes selbst beitragen, verschwindet auch diese rothe Farbe und die grüne tritt rein hervor.

Diese kurze Darstellung des wesentlichen Inhaltes mag hinreichend darthun, welche reiche Mengen von Thatsachen und scharfsinnigen Folgerungen der Hr. Verfasser uns hier über eines der bisher am wenigsten kultivirten Kapitel der Pflanzenphysiologie geboten habe und wie sehr wir ihm dafür zu danken verpflichtet sind. 3.

# Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie  
der Wissenschaften.

---

Sechster Band.

---

W ü n c h e n,  
im k. Central-Schulbücher-Verlage.





# G e l e h r t e A n z e i g e n.

---

Jänner bis Juny.

1 8 3 8.

---

---

M ü n c h e n.

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Jänner.

Nro. 1.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum mediæ aevi edidit Georgius Henricus Pertz. — Tomus IV. Legum. Tom. II. Hannov. 1837.

Es wäre ungemein erfreulich, wenn wir uns mit der Hoffnung schmeicheln dürften, daß dieses deutsche Nationalwerk einen raschen Fortgang haben werde; das Erscheinen dieses zweyten Bandes der Gesetze, der auf den ersten (s. ob. B. 2. S. 1057) nach dem Zeitraum von zwey Jahren folgt, scheint dazu zu berechtigen. Es zerfällt dieser Band in zwey Abtheilungen, von denen die erste außer einigen Supplementen zu den Kapitularien der fränkischen Könige, die Constitutionen der deutschen Könige und Kaiser, vom Jahre 918 bis 1313 enthält, die zweyte hingegen mehrere unechte Kapitularien, kirchliche Canones und päpstliche Bullen enthält. In den unechten Kapitularien wird hier insonderheit auf Grund der Kritik, welche Knust auf dieselbe verwendet hat, die Sammlung des Benedict Levita gezählt, die nun gar nicht mehr Anspruch darauf machen kann unter die Quellen des Rechtes jener Zeit gestellt zu werden. In der ersten Abtheilung erhalten wir nun Alles, was bisher von Gesetzen, Friedensschlüssen, einzelnen Urtheilsprüchen von den Königen und Kaisern im Laufe von vierhundert Jahren ausgegangen war. Obschon diese Quellen einen Raum von 582 Folienseiten einnehmen, so ist dieß doch verhältnißmäßig außerordentlich wenig und man sieht recht deutlich daraus, in wie hohem Grade das Recht unserer Vorfahren ein auf der Sitte und Gewohnheit, das heißt auf dem

Leben beruhendes gewesen ist; jetzt werden in jedem einzelnen Lande Deutschlands in jedem Jahre mehr Gesetze gemacht. Historisch ist es freylich zu bedauern, daß uns nicht mehr aus jener Zeit aufbehalten ist, etwa auch aus einem andern Grunde möchte dieß als eine Calamität betrachtet werden dürfen. Wenn es nämlich zu der Zeit, als das Römische Recht in Deutschland recipirt wurde, mehr einheimische geschriebene Gesetze, in denen die Grundprincipien des nationalen Rechtes niedergelegt gewesen wären, gegeben hätte, so wäre auch unftreitig der Einfluß des fremden Rechtes weniger nachtheilig und zerstörend gewesen. —

Unter den einzelnen in dieser schätzbaren Sammlung mitgetheilten Gesetzen erscheinen als besonders merkwürdig die Constitutiones Pacis oder Errichtungen der Landfrieden; unter diesen ist aber vorzüglich auszuzeichnen die älteste erhaltene Urkunde über die Verkündigung des Gottesfriedens in Deutschland v. Jahre 1085 und eine andere von dem Jahre 1085. Wir kommen auf den Inhalt derselben weiter unten zu sprechen, heben hier aber nur in Bezug auf unsere früher gelieferte Anzeige von Jürths Ministerialen (Bd. 5. Nr. 240.) einige Stellen heraus, welche hinsichtlich der Standesverhältnisse überhaupt von Bedeutung sind. Hier heißt es (p. 56) „si nobilis est (der eine friedensbrecherische Handlung begeht), libra componat. Si liber aut ministerialis decem solidis. Si servus, cute et capillis; nachher aber: si ingenuus est sive liber est, duodecim probatis se expurget, si servus, tanlito quam ministerialis, iudicio aquae frigidae und dann wieder: Qui vero absque inevitabili necessitate se subtraxerit, si principum terrae (auch dieser Ausdruck ist für das eilfte Jahrhundert sehr merkwürdig!) aliquis est, decem libras; si nobilis, quinque; si liber

ant ministerialis, si lito aut servus quinque solidos persolvat, aut eutem et capillos perdat. Hierin drückt es sich deutlich aus, wie das Institut der Ministerialität sich auf dem Uebergange von der Unfreyheit zur Freyheit befand; merkwürdig ist hier das in jener Zeit fast verflungene Wort lito. Gegen den Schluß der Eidesformel, welche zur Beschwörung des Gottesfriedens festgestellt ist, findet sich auch noch eine andere für die Standesverhältnisse zu beachtende Stelle: Qui convicia in alium dixerit, si miles, baculis multetur; si rusticus, scopis excoriatur. Außerdem sind es auch mehrere andere Inedita in dieser Sammlung, welche gerade für das Institut der Ministerialen von Bedeutung sind, insonderheit aus der Zeit Heinrichs VI. 3. B. Sententia de filiis ministerialium ex liberis matribus p. 187. u. Sententia de feodis ministerialium p. 194. — So wird auch in einer Sententia de advocatia (p. 564 aus der Zeit Konrads III.) ein ministerialis proprius eines Klosters und dann in Beziehung auf ihn eine andere Person miles sui genannt. (Vgl. auch Chuonradi Litterae ad Henricum Regem. p. 35). Auch machen wir auf den Gegensatz beneficiati et ministeriales (Curia Babenh. ann. 1164. p. 134.) aufmerksam.

Doch wenden wir uns zur Betrachtung der einzelnen Bestandtheile der Sammlung in der Reihenfolge, in welcher sie uns geboten werden und machen wir den Anfang mit den Supplementen zu dem vorigen Bande. Unter ihnen stehen an der Spitze mehrere Capitula addita zur Lex Salica, welche von verschiedenen Königen herrühren. Die Lex Salica gehört unstreitig zu den wichtigsten und interessantesten Monumenten der ältern deutschen Geschichte, zugleich ist sie aber auch dasjenige, in Betreff dessen noch die meisten Dunkelheiten obwalten. Was die Zeit ihrer Abfassung und ihrer allmählichen Vermehrung anbetrifft, so hat die Kritik der neuesten Zeit die Nachrichten der Prologe und Epiloge dahin mit einander vereinigt, daß der Ursprung der Lex Salica dem Könige Chlodwig zuzuschreiben sey, und daß ihre erste Abfassung, wie schon Heineccius bemerkte (Antiquit. jur. Germ. Vol. I. p. 265.) in die Jahre 486 bis 496 falle; ferner daß nach der Bekehrung der Franken zu dem Christenthume zuerst von Chlodwig selbst, dann nach langer Zeit

von Childebert und Chlothar Zusätze zu dem Volksrechte gemacht worden seyen. Die Vergleichung zweyer französischer Codices hat dem Herausgeber der Monumenta das Resultat geliefert, daß mit der Ueberschrift do micio fristatio die Reihe der von Chlodwig hinzugesetzten Kapitel, deren Zahl sich auf zwölf beläuft, beginne; unter diesen befinden sich einige, welche bis jetzt noch in keinem andern Codex angetroffen werden sind. Wir heben daher Einiges von dem nicht uninteressanten Inhalte derselben heraus: das erste derselben bezieht sich auf Pact. leg. Sal. Tit. 40. de vestigio minando und hat die vorhin erwähnte Ueberschrift: do mitio fristito (al. do micio fristatio, im Rubrikverzeichnis: de mitio fristatito). Eine damit übereinstimmende Malburgische Glosse, nämlich Mitinio frastatinto (in marg. frastathinto) findet sich im Texte jenes Titels in dem Schilterschen Codex, und es scheint darin das Wort frasa oder vrais zu liegen, welches eine gewaltsame oder überhaupt unrechtmäßige Handlung bezeichnet. So führt Schmeidler in seinem Wörterbuche den Eid an, welchen nach dem bair. Rechtsb. v. J. 1332 der Käufer einer gestohlenen Sache abzulegen hatte: daz er chain vrais gewest hab an dem guet, do er es chaufft hab. Da nun obige Glosse bey den Worten violenter-tulit steht, so scheint sich dieselbe auf eine gewaltsame Handlung zu beziehen (vgl. Wiarda, Ausleg. d. Sal. Ges. S. 451). Dieß wird nun auch durch den Text des Cap. add. bestätigt, indem es daselbst heißt: Si quis trustee dum vestigio minant detenere aut battere praesumpserit. In diesem Sage macht freylich das Wort trustis einige Schwierigkeit; wir haben nirgend eine für diese Stelle ganz passende Erklärung gefunden. Grimm macht in seinen Rechtsalterthümern S. 275. darauf aufmerksam, daß es zwar eine andere Wortbildung als das angels. treowith, daß aber die Bedeutung fidelitas unzweifelhaft sey; in dem Nachtrage fügt er noch hinzu, daselbe erschiene nahverwandt mit „Trost“ weld es ursprünglich protectio, tutela, mundium bedeute, daher antrustio derjenige qui in potestate domini sich befindet. Am meisten scheint aber das Decretum Chlotach. (Vol. III. p. 11 u. f.) zur Erklärung bemüht werden zu können; hier kommt das Wort trustis zu vielen Malen vor und scheint entweder soviel als Immunität, den in potestate

domini befindlichen Bezirk (oder die durch das gemeinschaftliche Band der Treue an einen Herrn gefesselten Menschen) oder soviel als Gemeinde (und deren Bezirk), überhaupt eine durch Treue verbundene Genossenschaft, die auch zur Gesamtbürgerschaft verpflichtet ist, oder endlich — und dies möchte hier das Meiste für sich haben — einen Vorstand, sey es einer Gemeinde oder einer Immunität zu bedeuten. — In einem der folgenden Kapitel wird bestimmt, daß der Servus, welcher sich mit einer Ingenua verbindet, *pessima cruciatus*, nämlich mit dem Tode des Räderns bestraft werden solle. Ganz vorzüglich merkwürdig und interessant ist aber das Capitel 7., welches einen Zusatz zu *Pact. leg. Sal. Tit. 47. De Re Ipsus* enthält. Bekanntlich hat Grimm in seinen *Rechtsalterthümern* (S. 425) das Räthsel, welches jene Ueberschrift enthält, sehr glücklich gelöst und dargethan, wie darunter „Reif“ zu verstehen sey, indem dieses Symbol bey der Uebergabe einer zur zweyten Ehe schreitenden Wittve von dem Manne an die Verwandten der Frau als Kaufgeld bezahlt worden sey. Bey der Wiederverheirathung derselben mußte aber die Frage entstehen, wie es mit der Dos zu halten war, die sie von ihrem ersten Manne empfangen hatte und über diesen Punct gerade giebt das *Cap. add. nähere* Auskunft, obschon Manches dabey, dem Ref. wenigstens, noch nicht völlig klar wird. Der Fall wird verschieden beurtheilt, je nachdem die Wittve aus ihrer ersten Ehe Kinder hat oder nicht; sind deren vorhanden, so muß sie dennoch von den Verwandten ihres verstorbenen Mannes, nachdem der Bräutigam den *reipus* bezahlt hat, durch eine Abgabe (*achasius*, also auch Kaufgeld) die Dos auslösen und zwar nach Verhältniß derselben zahlt sie für 25 sol. drey, für 63 sol. sechs. War dieß geschehen, so konnte sie die Dos aus Lebenszeit behalten, durfte aber Nichts davon veräußern; nach ihrem Tode nahmen dann die Kinder erster Ehe dieselbe ausschließlichs des Stiefvaters und der halbbrüdtigen Geschwister (*sine ullum consortium*). Waren hingegen keine Kinder vorhanden, so durften doch die Verwandten des verstorbenen Mannes in Beziehung auf die Dos nicht ganz leer ausgehen. Nachdem die Frau ihnen den *achasius* bezahlt hatte, mußte sie dieselben zusammenberufen, und ihnen in Gegenwart von neun Zeugen mit ausdrücklichen Worten mehrere Gegenstände

deß von ihr in die erste Ehe inferirten Gutes überlassen; sie erhielt dann von der ihr bestellten Dos zwey Drittheile. Das folgende Kapitel (*Cap. 8*) enthält Bestimmungen für den Fall, daß ein Wittver zur zweyten Ehe schreitet; diese sind in der That sehr merkwürdig, da wir etwas Aehnliches in keinem andern Volksrechte ausgesprochen finden. Hat er in jener ersten Ehe Kinder gezeugt, so mag er die Dos, welche er der Mutter derselben bestellt hatte, bis zur Volljährigkeit der Kinder behalten, dann aber mußte er sie herausgeben; waren hingegen keine Kinder vorhanden, so mußte er es gestatten, daß die Verwandten seiner verstorbenen Frau zwey Drittheile seiner Dos nahmen, ihm aber solche Gegenstände, die zur häuslichen Einrichtung gehörten, also vermuthlich die inferirte Aussteuer zurückließen; thaten sie dieses nicht, so mußten sie sich mit einem Drittheile begnügen.

Gehen wir nunmehr zu den Zusätzen über, welche von andern fränkischen Königen herrühren, insonderheit zu denen, welche Childebert und Chlothar ihren Ursprung verdanken. In dieser Hinsicht sind die Meinungen sehr getheilt; Einige, darunter Eichhorn, halten die beyden Könige für die zweyten dieser Namen, also den einen für den Sohn Siegberts und der Brunehild, den andern für den Sohn Chilperichs und Fredegundens, Andere, darunter der Herausgeber der *Monumenta*, für die Söhne Chlodwigs. Eichhorn (*D. St. u. R. G. Bd. 1 §. 35*) beruft sich darauf, die Epiloge, welche die beyden Könige Brüder nennen, hätten den bildlichen Ausdruck, der das innige Verhältniß zwischen Childebert und Chlothar bezeichnen sollte, nämlich: *inter nos germanitatis caritas indisrupta vinculo custodiatur* (*Walter Corp. jur. Germ. ant. Vol. II. p. 13. not. g.*) zu wörtlich und daher falsch verstanden, und hätten daraus die Könige dann gleich zu leiblichen Brüdern gemacht; wäre diese nahe Verwandtschaft richtig, so müßten es freilich Chlodwigs Söhne seyn; dagegen spräche aber auch der Ausdruck eines der Prologe, der bemerke: *post longum tempus* nach Chlodwig hätten Childebert und Chlothar ihre Zusätze gemacht, es könnten also nicht seine beyden Söhne darunter verstanden werden. Allein Zeitbestimmungen der Art sind immer sehr relativ und wenn Tacitus sich nicht behindern läßt, ein Ereigniß, seit welchem 150 Jahre verfloßen als neulich (*nuper*) ge-

schehen zu bezeichnen, so kann auch wohl der Verfasser des Prologes einen Zeitraum von 50 Jahren *longum tempus* nennen; wir erinnern an die *longi temporis praescriptio!* Fünfzig Jahre könnten aber seit der Zeit, wo Chlodwig seine Zusätze machte, sehr wohl verfloßen seyn, denn Childebert ist erst im Jahre 558 gestorben. Zudem entsteht die Frage, was es mit dem Bündnisse, auf welches Eichhorn sich bezieht, für eine Beschaffenheit habe? Ref. wäre sehr geneigt, das ganze Bündniß Childeberts II. mit Chlothar II. in Zweifel zu ziehen. Es möge hier kein besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß Chlothar II. (geb. 533), so lange seine Mutter Fredegunde (+ 597) lebte, gar Nichts zu sagen hatte; formell hätte er doch mit Childebert den Vertrag schließen können. Wir haben indessen eine Nachricht in der *Vita S. Carilefi Abb. Anisol.* Nr. 4 (bei Bouquet Tom. III. p. 439), wozu es ausdrücklich von Childebert I. und seinem Bruder Chlothar I. heißt: *Principe itaque Childeberto et germano ejus Chlothario Rempublicam regni Francorum gubernantibus, ut se habet talium usus rerum Monarchiam regni sui in dno diviserunt, ita tamen, ut in amore germanitatis manente unitate, unusquisque potiretur regni sui ab alterutro tradita pactione.* Hiemit scheint die nämliche Uebereinkunft angedeutet zu werden, auf welche sich die Worte *germanitatis charitas* beziehen. Dazu kommt noch, daß nach der von Pertz (*Monum.* Vol. III. p. 13) gewählten Lesart: „*germanitas, vinculum caritatis*“ der Ausdruck *germanitas* wohl schwerlich bildlich seyn kann; hier erscheint *vinculum caritatis* Uß als Apposition; ein anderer Codex liest: *inter nos germanos fratres caritas indisrupto vinculo custodiamur.* Kurz um die zwischen Childebert und Chlothar bestehende *germanitas* und *fraternitas* läßt sich nicht gut herumkommen und somit möchte auch das bei Pertz, *Monum.* Vol. III. p. 11 flg. abgedruckte *Decretum Clothacharii* nicht Chlothar II., sondern Chlothar I. zuzuschreiben seyn. — *Capitula Childeberti* (I.) *pacto legis Salicae* (c. 550, wie Pertz annimmt) *addita* finden sich nun Vol. IV. p. 5. und belaufen sich der Zahl nach auf acht. Sie sind sämmtlich schon bekannt gewesen, wie aus der nachfolgenden Uebersicht erhellt; besonders merkwürdig ist aber Cap. 4. in Beziehung auf den Eid-

helfereid. Dasselbe entspricht dem Cap. 71. des Wolfenbüttler Codex und Cap. 78 bey Herold, allein es hat nunmehr noch einige wichtige Zusätze erhalten. Zunächst bestätigt diese Stelle die erste Abfassung der *Lex Salica* zur heidnischen Zeit indem es heißt: *Propterea non est sacramentum in Francos; quando illi legem composuerunt, non erant christiani. Propterea in eorum dextra et arma eorum sacramentum adfirmant.* Ref. findet zugleich in diesen Worten eine bedeutende Unterstützung der von ihm (*deutsche Gesch.* Bd. I. S. 14) aufgestellten Ansicht, daß der Eid ursprünglich bey den Germanen kein Beweismittel gewesen und daß die Eidschwüre aus der Kampfshilfe hervorgegangen sey; das Argument: die Franken hätten deshalb das *sacramentum* nicht gehabt, weil sie noch nicht Christen waren, paßt natürlich auf das ältere Recht aller germanischen Stämme. Die folgenden Worte dieser merkwürdigen Stelle sind dem Ref. noch nicht klar genug, als daß er jetzt schon wagte eine Ansicht darauf zu gründen. Die König Chlothar I. zugeschriebenen *Capitula*, drey an der Zahl, enthalten nicht viel Interessantes, als Ueberschrift für das erste derselben erscheint die Lesart: *de agsoniis* passender als *de saccioniis*; jene entspricht dem in englischen Rechtsquellen so häufig vorkommenden *exonium, essionium* (franz. *essoim*). Ganz neu sind die zehn der *Lex Salica* von König Chilperich (561 — 584) hinzugefügten Kapitel; auf sie folgen noch 16 andere; von denen man nicht anzugeben vermag, von welchem Könige sie herrühren. Unter den Kapiteln Chilperichs bezieht sich eines wiederum auf die Dos (vgl. oben S. 13.) und bestimmt, daß wenn bey kinderloser Ehe die Frau den Mann überlebt, *tunc illa mulier dimediam dotem accipiat, et dimediam partis defuncti marito ad se recolligant*; hier bietet sich für *partis* wohl von selbst die *Correctur parentes* dar.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Jänner.

Nro. 2.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Monumenta Germaniae historica inde  
ab anno Christi quingentesimo usque ad  
annum millesimum et quingentesimum etc.

(Fortsetzung.)

Ueber alle diese Zusätze und über ihr richtiges  
Verhältniß zur Lex Salica wird aber erst dann ein  
vollständigeres Urtheil gefällt werden können, wenn  
wir die Lex Salica in der neuen Ausgabe vor uns  
haben werden; ihr baldiges Erscheinen ist sehr wün-  
schenswerth. Zum Schlusse dieser Bemerkungen  
über das Volksrecht der Salischen Franken möge  
hier noch folgendes kleine Schema hinzugefügt wer-  
den, aus welchem übersichtlich erhellt, was in den  
Zusätzen neu ist oder nicht, indem darin den be-  
reits bekannten Capiteln die Parallelstellen aus dem  
Wolfenbüttler und Heroldinischen Codex beygefügt  
werden.

|                              | Cod.<br>Guelf. | Cod.<br>Fuld. |
|------------------------------|----------------|---------------|
| Capitula Chlodovechi 1       | . . . . .      | . . . . .     |
| 2 (vgl. Cap. Childeb.<br>8). | . . . . .      | . . . . .     |
| 3. 4. 5. 6. 7. 8.            | . . . . .      | . . . . .     |
| 9.                           | 75.            | . . . . .     |
| 10.                          | 74.            | . . . . .     |
| 11.                          | 76.            | . . . . .     |
| 12.                          | . . . . .      | . . . . .     |
| Capit. Childeb.              |                |               |
| 1.                           | 68.            | . . . . .     |
| 2.                           | 69.            | . . . . .     |
| 3.                           | 70.            | . . . . .     |
| 4.                           | 71.            | . . . 78.     |
| 5. §. 1. §. 2.               | 72.            | . . . 74.     |
| §. 3.                        | . . . . .      | . . . . .     |

|                                                | Cod.<br>Guelf.  | Cod.<br>Fuld.         |
|------------------------------------------------|-----------------|-----------------------|
| §. Si                                          |                 |                       |
| quis ingenuam                                  | . . . . .       | . . . . .             |
| 6.                                             | . . . . .       | 76.                   |
| 7.                                             | 73. §. 1.       | 13. §. 3.             |
| 8.                                             | 73. §. 2. §. 3. | 69.                   |
| C. Chloth. 1.                                  |                 | 19. §. 5. §. 6.       |
| 2.                                             | 91.             | 77.                   |
| 3.                                             |                 | vergl. 44. §. 12.     |
|                                                |                 | L. Sal. emend. §. 11. |
| Capit. Chilp.                                  | . . . . .       | . . . . .             |
| Capit. inc. auct. s. die Note bey Pers. p. 12. |                 |                       |

Als Supplemente zu dem dritten Bande er-  
scheinen hier außerdem noch mehrere Kapitularien,  
eines von Pippin, die übrigen von Karl dem Großen.  
Der Herausgeber hat das erstere, welches bisher  
noch ungedruckt war und sich vorzüglich auf die Ver-  
hältnisse Aquitaniens bezieht, Capitulare Aquita-  
nicum genannt und, da es den Tod Waifers vor-  
aussetzt, in das Jahr 768 gestellt.

Zu die Zeit Karls des Großen gehören fol-  
gende Stücke: 1) Capitulare Missorum Aquita-  
norum; dieses ist nicht ganz vollständig und scheint  
in das Jahr 789 zu setzen zu seyn. 2) Der Eid-  
schwur Papst Leo's IV., den derselbe im Jahre 800  
zu Rom ablegte, wird hier vollständig aus einem  
Codex der Würzburger Universitätsbibliothek mitge-  
theilt. 3) Varianten zu dem Capit. ann. 802.  
(Vol. III. p. 96). Außerdem enthält der Anhang  
dieses Bandes: 4) ein Capitulare legationis Ro-  
manae vom Jahre 785, welches auf der königlichen  
Bibliothek zu Paris aufgefunden worden ist.  
Dasselbe ist nicht vollständig, aber deshalb merk-  
würdig, weil den königlichen Gesandten, die an  
Papst Hadrian abgeordnet wurden, in dieser Instruc-  
tion genau die Worte vorgeschrieben werden, deren

sie sich zu bedienen hätten, z. B. „Postea vero danda est aepistola dicentibus hoc modo: Praesentem aepistolam misit vobis dominus noster, filius vester, postulando scilicet sanctitati vestrae, ut almitas vestra amando eam recipiat. Postea dicendum est etc. Diese Instruction ist von Karl dem Großen ertheilt worden, während er sich auf einem Heereszuge gegen die Sachsen befand; er läßt sich daher bey dem Papste entschuldigen, daß er ihm nicht bessere Geschenke schicke, als qualia in Saxonia praeparare potuit. 5) Schon im vorigen Bande befindet sich das Capit. Aquisgr. vom Jahre 813; nach einer Entdeckung Föringers wird hier (p. 252) noch die Concordia Episcoporum zu den einzelnen Beschlüssen mitgetheilt. —

Den Beschluß des vorigen Bandes hatten die Kapitularien der zur Zeit Arnulfs in Italien regierenden Kaiser und Könige, Guido, Lambert und Berengar gebildet. Der Freysinger Coder, dem wir die vorhin erwähnten Erläuterungen in Betreff des Capit. Aquisgr. von 813 verdanken, liefert zugleich auch die wichtigen Beschlüsse des Conciliums von Altheim, welche zwar schon gedruckt jetzt aber in Folge einer abermaligen Collation noch verbessert worden sind. Diese Synode gehört in die Zeiten Konrads I., doch möchte es zweifelhaft seyn, ob dieser selbst derselben beygewohnt hat, gewiß würde dieß auch zu Eingang der Urkunde bemerkt worden seyn. Aus den Beschlüssen der Synode möge hier Cap. 16. hervorgehoben werden, welches de purgatione episcoporum handelt, und verordnet, daß diese dem Beyspiele Papst Leos folgend auf die vier Evangelien vor dem versammelten Volke schwörend sich von den gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen reinigen sollten. Sehr merkwürdig, und ein Beweis wie die Kirche das Verhältniß der Unterthanen zu ihrer weltlichen Obrigkeit stets in gleicher Weise aufgefaßt, ist folgende Stelle: Bey vielen Völkern, heißt es, finde eine solche Treulosigkeit der Herzen Statt, daß sie es verachten, die ihren Königen und Herren eidlich beschworne Treue zu bewahren, und daß sie mit verbrecherischem Munde den Eid vorbringen, während sie in der Seele ihren gottlosen Verrath bewahren. Denn sie schwören ihren Königen und verlegen die Treue, welche sie versprechen, und fürchten nicht das heilige

Gesetzbuch des fürchterlichen Gerichtes Gottes, durch welches Fluch und vielfältige Drohung von Strafen über diejenigen verhängt ist, welche meineidig im Namen Gottes schwören. Daher wenn Euch Allen, die Ihr hier zugegen seyd, dieser zum Drittenmale wiederholte Ausspruch gefällt, so bestätigt dieß durch Euren Zuruf.“ Darauf sprach der gesammte Clerus und das Volk: „Den, welcher gegen Euren Ausspruch sich verfehlt, treffe anathema maranatha d. i. die Verdammung bey der Ankunft des Herrn, und er habe seinen Theil mit Judas und seinen Genossen. Amen.“ In dem folgenden Kapitel beschwören die Bischöfe bey Gott, allen Engeln und Heiligen, daß doch Niemand gegen den König aufstehe. Gerade dieß bezieht sich ganz eigentlich auf die damaligen Zeitverhältnisse, indem Konrad I. keineswegs allgemein in Deutschland als König anerkannt wurde, die Geistlichkeit aber vorzüglich darnach strebte, ihn auf dem königlichen Throne zu besetzen. Daher legt auch Kap. 21. dem Erzbischof und seinen Genossen die Buße auf, die Welt zu verlassen, die Waffen niederzulegen und in ein Kloster zu gehen. Das 22te Kapitel bezieht sich wiederum vorzugsweise auf den Eidschwur, indem es heißt: wer einen Meineid schwört und wesentlich und wesentlich Andere zum Meineide verleitet u. s. w. Dieß konnte bey dem Eidschwur, der ein bloßes Juramentum de credulitate war, ungemein leicht vorkommen. Dieses für die Deutsche Geschichte sehr bedeutende Concilium, woraus auch Burchard von Worms mehrere Stellen in seine Sammlung der Canones aufgenommen hat, ist in der nunmehr verbesserten Gestalt dem Herausgeber erst zu einer Zeit zugegangen, als der Druck bereits begannen hatte; daher finden wir dasselbe in dem Anhang. Die Reihe der in diesem Bande als für diesen eigentlich bestimmten Stücke beginnt p. 16. mit dem Conventus Confluentiae, welchen Heinrich I. der Saxe und Karl der Einfältige im Jahre 922 hielten. Der Herausgeber wiederholt hier den Abdruck, welchen Baron v. Freiberg hiervon in dem vierten Bande seiner historischen Schriften und Urkunden nach einer Münchener Handschrift gegeben hat und fügt noch ein Fragment aus Harzheim hinzu. Hierauf schließen sich die Rubriken der Verhandlungen auf dem Conventus Duisburgensis vom Jahre



929 und die schon von Baronius herausgegebenen *Capitula Conventus Erfordien-sis*, nach einer Münchener Handschrift verbessert, an.

Mit p. 19 beginnen die *Constitutiones Ottonis Magni*. Sie sind folgende: 1) *Synodus Ingelheimensis* vom Jahre 948, die Zusammenkunft Otto's des Großen mit König Ludwig VI. von Frankreich, über welche Flodoard und Richerus nähere aber nicht völlig übereinstimmende Nachrichten enthalten. Die Acta selbst finden sich schon bei Canisius in den *Lectiones* nach einem Weingartner Codex, der aber nicht aufzufinden gewesen ist, nur in Wien ist das Verzeichniß der bey seiner Versammlung anwesenden Bischöfe (p. 24 Not. b) entdeckt worden. 2) *Constitutio Francofurtana* v. J. 951, schon früher von Baluze, Cœcard und Harzheim herausgegeben. Hier findet sich (p. 26) die bekannte merkwürdige Stelle: *canonum sanctorumque patrum auctoritate, nec non capitularium præcedentium regum institutis coram positis,* welche den Beweis des damals noch fortdauernden Gebrauches der Kapitularien liefert (vergleiche Lürk Vorlesungen über d. deutsche R. S. 131. — Mittermaier, Grundsätze §. 7. Note 1). Dieß lag auch ganz in Otto's des Großen Politik, den Gesetzen der älteren fränkischen Könige Gültigkeit beizulegen, seinem Vater Heinrich möchte dieß schwerlich in den Sinn gekommen seyn. 3) *Conventus Augustanus* vom Jahre 952 nach der früheren Ausgabe von Canisius. 4) *Coronatio Romana* aus verschiedenen Codices. Otto verspricht in seinen Eiden, die er theils durch Abgeordnete ablegen läßt, theils selbst leistet, dem Papste Johann XII., daß er ihm, der ihn zum Kaiser krönen würde, in keinerlei Weise feindlich seyn wolle. Dessenungeachtet ließ ihn Otto im Jahre 963 durch die 5) *Synodus Romana* als einen lasterhaften Menschen, was Johann XII. ohne allen Zweifel war, absetzen. Dieser Schritt war höchst bedenklich, da Otto die Rechtmäßigkeit seiner Kaiserkrönung selbst dadurch zweifelhaft machte. Johannes XII. Lebenswandel war vor wie nach der Krönung ein notorisch schlechter, und doch empfing Otto von ihm die Krone. 6) *Synodus Lateranensis* nach Luitprand, gerichtet gegen Benedikt V., den die Römer nach dem Tode Johannes XII. gegen Leo VIII. als Papst

erhoben hatten. 7) *Otonis I. Imperatoris et Otonis II. Regis Edictum*, erlassen im Jahre 967 zu Verona. Merkwürdig ist darin zunächst die häufig wiederkehrende Anerkennung, daß die Entscheidung von Streitigkeiten durch gerichtlichen Zweikampf herbeigeführt werden solle. Das Cap. 6 ist wichtig, weil es Bestimmungen über das Berufen auf einen *Uuctor* bey der *Vindicatio* beweglicher Sachen enthält. Der *Uuctor* wird *warens* (-ntis) genannt, und es wird durch das Gesetz das „*Stehenbleiben beym dritten Manne*“ angeordnet. 8) Eine gemeinschaftliche Verordnung der beyden kaiserlichen Otonen über die *Ulfreyen*; diesen wird in *signum servitutis* eine jährliche Kopfsteuer von einem Denar auferlegt, die jeder nach erreichtem 25ten Lebensjahre zu entrichten hat. 9) *Conventus Papiensis* vom Jahre 971 stimmt mit cap. 1 des Veroneser Edicts vom Jahre 967 überein. — Der Anhang (p. 560) bringt noch 10) das *Mandatum de inthronizatione Archiepiscopi Magdeburgensis* vom Jahre 968. Von Otto II. allein ist nur der Friedensschluß mit den Venetianern vom Jahre 983 erhalten; in der hiezu gehörenden *Securitas Venetorum* kommt für die deutschen Fürsten der Ausdruck: *principes ultramontani* vor; ist dieß das erste Mal, daß dieser Ausdruck in diesem Sinne gebraucht wird? Von Otto III. finden sich zwey Constitutionen, die eine (vielleicht vom Jahre 996) verbietet vorzüglich das Gerichthalten an den Feiertagen, die andere, *Constitutio Ticinensis* vom Jahre 998 (schon bey Labbé und Muratori), erscheint aber dem Herausgeber nicht ganz unverdächtig. Den Schluß der sächsischen Kaiserzeit machen einige Gesetze Heinrichs II. des Heiligen, welche von demselben gegen den Ausgang seiner Regierung erlassen worden sind; sie stehen auch bey Grandidier, *histoire d'Alsace*. In dem Anhange (p. 561) finden sich auch die im Jahre 1022 gegebenen *Leges Papienses*, in welchen die älteren Vorschriften über den *Edlibat* der Geistlichen wiederholt werden; hauptsächlich beziehen sich dieselben aber auch auf die *Ulfreyen*, besonders auf die der Kirche. In cap. 7 wird neben dem *judex* der *tabellio* genannt, worunter unstreitig ein mit wirklicher *fides publica* versehenen *Notar*, nicht bloß ein *Urkundenschreiber* verstanden ist. Das

Verhältniß zwischen Kirche und Staat drückt sich in folgenden Worten aus: *Sed neque honorabitur in palatio, qui ecclesiam, palatii matrem, non erubuit impugnare.*

Etwas reichhaltiger ist die Sammlung von Gesetzen aus der fränkischen Kaiserzeit. Sie beginnt mit einem Edikte Konrads II. (ann. 1031), welches die Veräußerung der kirchlichen Anstalten verbietet, und dem Herzog Bernhard von Sachsen, dem Grafen Siegfried und Markgrafen Bernhard auferlegt, über die Vollziehung des Gesetzes zu wachen. Hierauf folgen dann vier Capitula de beneficiis, welche Konrad im Jahre 1037 auf der Reichsversammlung in den Roncalischen Feldern erließ; sie stehen auch im Feudisten, sind daselbst jedoch mit Erläuterungen untermischt, welche der Herausgeber in die Noten verwiesen hat. In demselben Jahre erfolgte auch die bekannte Lehn-Constitution Konrads II., durch welche die Erblichkeit der Lehen für Italien gesetzlich festgestellt wurde. Sie ist abgedruckt p. 39, auf sie folgt dann eine Vorschrift, daß die Richter in Rom und der Umgegend bey allen Streitigkeiten, wenn auch einer der Partheyen ein Langobarde ist, nach Römischen Rechte richten sollen. — Der Text der obigen Lehn-Constitution ist entnommen aus einer Mehrzahl vorzüglicher Codices; wir machen auf einige Verschiedenheiten aufmerksam, welche sich aus einer Vergleichung mit dem Centenbergschen Texte ergeben, p. 39, l. 17 bey Pertz: *omnium* für *hominum*; l. 20, 21: *nisi secundum constitutionem antecessorum nostrorum* für *n. s. consuetudinem a. n.* Dieß ist allerdings eine erhebliche Variante, welche sich auch in einigen andern von Pertz benützten Codices findet. l. 28 *decreverit* für *debuerint*. l. 31 *cum* für *si*. l. 36 *effici* für *esse*. l. 38. *Illam vero bona quae tenet proprietario jure, aut per praecepta aut per rectum libellum — nemo injuste eos disvestire audeat* für: *Illis vero, quae tenet p. j., aut per praecepto suo porrectum l. — nemo eum devestire audeat injuste.* — Die folgenden Stücke gehören der Regierungszeit Kaiser Heinrichs III. an: 1) Eine Constitution vom Jahre 1047, worin derselbe die Vorschriften über die Befreyung vom *Juramentum calumniae* auf alle Cleriker ausdehnt. 2) Con-

ventus Turicensis v. J. 1054; die hier erlassenen Gesetze beziehen sich zunächst auf die Ehe, und verordnen, daß die diesen Punkt betreffenden Canones streng beachtet werden sollen. Der Kaiser beruft sich auf diese und auf frühere Gesetze seiner Vorfahren, und fährt dann fort: *et inde etiam nostro imperiali jure addidimus, ut quicumque seu in legitima aetate sive infra legitimam aetatem uxorem duxerit vel desponsaverit, si morte praeventus fuerit, nulli propinquorum suorum liceat viduam vel desponsatam illius uxorem ducere.* Quod si quis hoc fecerit, tam mulier quam vir ex hac lege exhereditati sint, omniumque honorum eorum medietas ad fiscum deveniat, altera vero medietas propinquis parentibus legitimis hereditario jure deveniat. Diese Bestimmung ist sehr merkwürdig, indem es das Ehehinderniß wegen zu naher Affinität auch auf Quasi-Affinität, die durch Desponsation entsteht, weiter ausdehnt, als das canonische Recht, und noch dazu mit weltlichen Strafen belegt. Auf eben jenem Reichstage wurde auch eine besondere Constitution, die sich auf die Lombardei bezieht, gegen den Meuchelmord, vorzüglich gegen den Giftmord, erlassen. Der Mörder soll zum Tode verurtheilt werden, und sein Vermögen verlieren. Davon sollen erst zehn Pfund Goldes an die Verwandten des Getödteten pro legitimo Widrigeld entrichtet, und das Uebrige zwischen diesen und dem Fiscus getheilt werden; als Vertheidigungsmittel steht dem Angeschuldigten, wenn er ein Freyer ist, der gerichtliche Zweykampf, wenn er aber unfrey ist, irgend ein anderes Ordale zu Gebote. 3) Constitutionis de beneficiis amittendis fragmenta, welche sich bey Jakob von Ardisio mit Glossen untermischt vorfinden. — Die Constitutionen Heinrichs IV. (p. 44. u. ff.) beginnen erst mit dem Zeitpunkte, wo bereits der Streit mit Gregor VII. begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des vierten und fünften Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. Jänner.

Nro. 3.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Monumenta Germaniae historica inde  
ab anno Christi quingentesimo usque ad  
annum millesimum et quingentesimum etc.

(Fortsetzung.)

1) Das erste Aktenstück, welches hier mitgetheilt wird, ist das Concilium Wormatiense vom Jahre 1076, oder vielmehr die Briefe, welche die Bischöfe und der König zu dem Reichstage von Worms versammelt, an den Papst und die Römer, welche Heinrich gegen Gregor aufwiegelte (vos in ejus inimicitiam excitamus) schrieben. 2) Jene Briefe wurden im Januar erlassen, zu weiteren Beratungen lud Heinrich durch ein besonderes Schreiben, welches p. 48 abgedruckt ist, die Fürsten ein, sich um Pfingsten desselben Jahres in Worms einzustellen. 3) Eine ganz andere Sprache findet sich in der Promissio Heinrici Regis, welche der Herausgeber der Reichsversammlung von Oppenheim (Oct. 1076) zuschreibt. Dort hieß Gregor VII. „et ecclesiae invasor et oppressor et Romanae reipublicae vel regni nostri insidiator“ oder „non apostolicus, sed falsus monachus,“ hier hingegen: „sedis apostolicae venerandus praesul dominus G. papa.“ Nachmals (1080) wird er dann wieder quidam Hildebrandus pseudomonachus genannt. Hierauf folgt dann 4) die Promissio Canusina, die schon öfters gedruckt ist, 5) Synodus Brixinensis theils die literae convocatoriae, theils das Decretum Synodi, welches gegen Gregor VII. gerichtet war; die ersteren gingen von dem Bischof von Speyer aus, das Decret ist meistens von Lombardischen Bischöfen unterzeichnet. 6) Conventus Ticinensis vom Jahre 1081, abgedruckt bey Canciani; ein Bestandtheil davon führt die Ueberschrift de praecepto

et firma fidelitate Heinrici regis contra depravatores ac scachatores regni ejus. Scachator, Schächer, ist eigentlich eben so viel als Räuber und kommt her von Seah (praeda); so heißt es auch im Contexte: furtum, schacum vel rapinam etc. 7) Die Einladung, welche Heinrich IV. im Jahre 1084 an die Fürsten ergehen ließ, damit sie sich am St. Andreastag zu einem Colloquium nach Mainz versammeln sollten. 8) Synodus Moguntina (Frühling 1085), ein merkwürdiges bereits oben (S. 10) erwähntes Aktenstück. Nach dem Zeugnisse mehrerer Chronisten hatte bereits Heinrich III. auf dem Reichstage zu Constan; im Jahre 1043 einen Gottesfrieden errichtet. Die Urkunde, welche denselben enthielt, ist nicht mehr vorhanden, wohl aber hat sich im Jahre 1833 auf der königlichen Bibliothek zu München eine solche Friedensverkündigung vorgefunden, welche auf der Synode zu Mainz ausgegangen ist; eine ähnliche erfolgte aber auch schon 1083 zu Cöln, die aus einem ehemaligen Abdinghofer Coder bekannt worden ist. Beide sind nun (p. 55.) neben einander gestellt. Die Bischöfe (in der Cölner Urk. der Erz. Sigwin) sagen darin: tractavimus, ut pacem quam peccatis nostris exigentibus continuare non potuimus, intermissis saltem diebus aliquatenus confirmaremus. Es werden darauf für bestimmte Zeiten des Jahres und der Woche alle Fehden verboten; für Edle und Freye, welche den Frieden gebrochen zu haben beschuldigt werden, wird der Eid mit zwölf Gehülfsen als Reinigungsmittel angeordnet, Unfreye müssen zum Ordale des kalten Wassers, wobey Stellvertreter nicht gestattet werden, schreiten. Wenn aber während jener Zeiten ein Herr seinen Knecht, oder ein Lehrer seinen Schüler mit Schlägen strast, soll dieses doch nicht als Friedensbruch betrachtet werden. Zweymal kommt in der Urkunde

der Ausdruck *saucosi* vor, das diesem Bande angehängte Glossarium giebt keine nähere Auskunft über denselben; nach dem Zusammenhange zu schließen, sind darunter die in einer Fehde begriffenen Personen zu verstehen, sollte daher nicht *saucosi* zu lesen seyn? 9) Das Einladungsschreiben Heinrichs IV. zu einem im Jahre 1100 zu Mainz abzuhaltenden Reichstage. Schon Pez hatte dasselbe abdrucken lassen, aber fälschlich Heinrich VI. zugeschrieben. 10) *Curia Moguntina* v. Jahre 1103; enthält die Errichtung eines vierjährigen allgemeinen Landfriedens. Am Schluß der Formel, nach welcher zur Befräftigung der Eid zu leisten ist, heißt es jedoch: *Si in via occurrerit inimicus tuus si possis illi nocere, noceas; si fugerit in domum vel in curtem alicujus, illesus maneat.* Hierauf folgt dann die *Constitutio pacis provincialis*, errichtet vom Herzog Friedrich von Schwaben und mehreren anderen Reichsfürsten. Hierin wird der Friede den Geistlichen und Weibern und allen Menschen in Häusern und jederley Gebäude et in curiis etiam infra legitimis areas domuum quas houestete vulgo vocamus gewährt. Für den Diebstahl einer Sache unter dem Werthe von 60 Denarien wird außer den Rutenstreichen auch noch die Strafe des Brandmarkens in utraque maxilla — usque ad dentes festgesetzt. Auch wird das Legen von Schlingen und Fußangeln um damit Wild zu fangen, verboten, indem es heißt: *Si quis cum laqueis vel cum pedica, quam vulgo druch dicimus, silvestria animalia, scilicet cervos — ceperit, etc.* 11) *Conventus Ratisponensis* vom Jahre 1104 enthält Bestimmungen über die Kirchenvögte, nach einer Münchener Handschrift.

Unter den Constitutionen Heinrichs V. macht 1) diejenige den Anfang, durch welche derselbe im Jahre 1106 den Heereszug gegen seinen Vater ansagte und den Seinigen befahl, sich um ihn zu Würzburg zu versammeln. Hieran schließt sich dann die Vorschafst der Fürsten an Heinrich IV., worin sie ihm, als dem *incorrigibile caput omnium scismatum* völlig absagen. Mit Uebergang zweyer weniger wichtigen Stücke, 2) *Expeditio Flandriae* vom Jahre 1107 und 3) *Conventus Spirensis* vom Jahre 1110 machen wir noch besonders auf-

merksam 4) auf die *Coronatio Romana* vom Jahre 1111. Dieß Urkundenstück erscheint hier in größerer Vollständigkeit, als es bisher gegeben wurde. Dasselbe beginnt mit einem Briefe an den Senat und das Volk von Rom, worin Heinrich diese Stadt mit dem Ausdrucke: *caput et sedes nostri imperii* bezeichnet und erklärt, er wolle die Römer wie ein Herr seine Getreuen, wie ein Vater seine Söhne, wie ein Bürger seine Mitbürger ehren und erhöhen. Durch das, was der Herausgeber aus einzelnen Chronisten eingemischt hat, wird die Uebersicht der Ordnung sowohl, als die derselben vorangehenden Unterhandlungen und Streitigkeiten zwischen Papst Paschalis II. und Heinrich V. sehr klar. 5) Da der Investiturstreit auch nach dem Jahre 1111 fort-dauerte, so wurden abermals im Jahre 1119 Unterhandlungen, damals schon mit Calixtus II. gepflogen; die Bedingungen, unter welchen man sich einigen wollte, wurden auf einer Versammlung zu Meß festgestellt. Sie wurden indessen nicht vollführt bis endlich, nachdem der Kaiser auch mit dem Reiche in Streit gerathen war, welchen (6) der *Conventus Wirceburgensis* vom Jahre 1121 bezeugte (7), das *Concordatum Wormatiense* oder *Calixtinum* zu Stande kam. Zur neuen Herausgabe desselben haben 7 Codices zu Gebote gestanden. Nachdem der Friede abgeschlossen war, sendete Heinrich V. eine Gesandtschaft nach Italien, um hier den Eid der Treue entgegenzunehmen. Diese *Legatio Italica* (8) und 9) ein Mandat Heinrichs wegen Aufrechterhaltung des Friedens, erlassen auf dem Reichstage zu Lüttich vom Jahre 1125, sind die letzten, welche der fränkischen Kaiserzeit angehören. Am den Schluß hat der Herausgeber noch den *Ordo Coronationis Romanae* gestellt, wie dieser bis zu jenem Zeitpunkte hin beobachtet worden ist.

Aus dem Zeitraume Kaiser Lothars III. werden folgende Stücke mitgetheilt: 1) das Schreiben der Fürsten, welche dem Begräbnisse Heinrich V. beygewohnt hatten, um die übrigen zur Wahl eines neuen Königs einzuladen. 2) Die *Constitutio de investitura et amissione feudi* vom Jahre 1127, welche sich findet in II. Feud. 52. §. 3. 3) Einladung des Kaisers an Bischof Otto von Bamberg zu dem im Jahre 1130 zu haltenden *Conventus*

Wirzburgensis. 4) Coronatio Romana vom Jahre 1133; hier wird zunächst der Urtheilspruch gegen den Aelterpapst Anacletus (Petrus Leo), dann der Eid mitgetheilt, den Lothar dem Pappst Innocenz II. leistete; 5) und 6) sind die Lehensterte II. feud. 52. §. 2. und II. feud. 52. pr. §. 1. Letzterer ist der bekannte über die Veräußerung der Lehen. Es sind hier zur Herausgabe mehrere Codices zu Rathe gezogen; es kommen allerdings manche Verschiedenheiten vom Feudisten vor, diese hat indessen meistens auch der Pariser Codex, dessen Lesarten in den Noten angegeben sind. Auffallend anders ist die Wortstellung im ersten Satz. 5) Eine Einladung des Kaisers an den Erzbischof von Arles zur Theilnahme an dem Heereszuge nach Italien im Jahre 1136.

Mit p. 84 beginnen die Constitutionen der Schwäbischen Kaiser; sie füllen mit Ausschluß der Constitutionen Ottos IV., den Raum von 281 Seiten, also beynahe die Hälfte der ersten Abtheilung dieses Bandes; was zunächst die Regierung Konrads III. anbetrifft, so gehört dahin ein Brief Konrads aus dem gelobten Lande an seinen Sohn gerichtet, auch interessant wegen der Stellung der Ministerialen. Im Anhange (p. 564) wird sodann ein von Böhmer auf der königl. Bibliothek zu Stuttgart aufgefundenes Aktenstück mitgetheilt. Als nämlich König Konrad im Jahre 1149 zu Frankfurt Hof hielt, kamen Abgeordnete der Mönche von St. Remigius aus Rheims zu ihm, welche Klagen theils über einzelne Kirchenvögte, theils einen Ministerialen des Klosters vorbrachten. Es kamen hierbey einige für die Rechtsgeschichte interessante Verhältnisse in Betracht, weshalb wir noch etwas näher auf den Inhalt der Urkunde eingehen. Konrad fragte die um ihn versammelten Fürsten, was in Betreff des ersten Anklagepunctes Rechtens sey; einer derselben (Ludovicus comes regionarius) sprach mit Zustimmung der übrigen (ex communi consensu) das Urtheil dahin aus: quod nullus posset causas vel lites, quae ad advocatorum jus pertinerent, audire vel terminare vel placita advocatae tenere nisi qui hanc de manu regia recepisset; ein Zweyter sprach dann aus, daß dem Pfalzgrafen am Rhein es zulände: Omnia corrigere quaecunque contra indubitati juris rationem in praenominatis possessionibus ab

injustis advocatis essent perpetrata. Ueber den zweyten Punct der dadurch schwieriger wurde, daß der angeschuldigte Ministeriale aus Rheims sich weigerte, außerhalb Lothringens zu Recht zu stehen, bezogte der König einen seiner Ministerialen (quid super hac controversia juris ordo contineret); mit Zustimmung Aller antwortete derselbe: Omnem hominem sive liberum sive ministerialem oportere domum illius adire, cujus nomine possideret, in quocunque regno vel provincia sita esset, si de ipsa possessione controversia agatur.

Von den Constitutionen Friedrichs I. Barbarossa's können wir hier nur die bedeutendsten unter den bisher nicht gedruckten näher hervorheben; im Ganzen beläuft sich die Zahl der in diese Zeit gehörigen hier mitgetheilten Rechtsmonumente auf hundert und acht, unter denen viele, wenn auch nicht ganz neu, so doch verbessert und vervollständigt erscheinen. Sehr viel Material hat hier insenderheit ein Codex der königlichen Bibliothek zu Hannover geliefert. Aus diesem ist unter andern ein Brief Friedrichs I. an den Erzbischof von Salzburg entnommen (p. 116). Diesen bestellte er von Worms aus zum Schiedsrichter in den Streitigkeiten zwischen seinen beyden Rheimen, dem Bischof von Padua und Herzog von Oestreich. Ein anderes Schreiben vom Jahre 1164 in dem nämlichen Codex unserer Zeit erhalten, ist an den Clerus, die Vasallen und Ministerialen des Erzbisthums Salzburg gerichtet, welche der Kaiser einlud nebst ihrem erwählten Erzbischof bey seiner Curie zu Bamberg zu erscheinen, um daseibst die Angelegenheiten ihrer Kirche zu berathen. Aus dem Darmstädter Archiv und zwar aus dem in demselben befindlichen Copiarium von Worms ist eine Constitutio de bonis clericorum decedentium (p. 138) entnommen; die Veranlassung dazu hatte ein Testament gegeben, welches ein Canonicus von Worms errichtet und worin er seine bewegliche Habe verschiedenen Personen vermacht hatte, dieß Testament focht der Stiefvater an, weil es auf dem Sterbebette errichtet war. Das Germanische Recht, seinen Grund-Principien consequent anhängend, gestattete überall nicht Vermächnisse auf dem Krankenbette, sondern forderte, daß derjenige, welcher Verfügungen der

Art treffen wollte, sich durchaus bey vollen Leibeskräften befinden müsse. Der Ritter mußte daher im Stande seyn, ohne Hilfe in voller Rüstung sich auf sein Ross zu schwingen und auch von andern Personen wurde gefordert, daß sie vor Anordnung solcher Vermächtnisse Proben ihrer Gesundheit abgaben. Dahin gehörte, daß sie ohne sich von andere Personen halten zu lassen und ohne sich eines Stabes zu bedienen (— es sey denn, daß sie von Jugend auf lahm waren —) eine Strecke weit gingen; man bezeichnete daher auch solche lehrwillige Dispositionen, denen jene Probeleistungen vorangegangen waren mit dem Ausdrucke: „Testamenta ungehabt und ungestabt.“ Es ist begreiflich, daß die Kirche mit diesem unchristlichen Princip nicht einverstanden war, und entschieden dagegen auftrat. In diesem Sinne ist nun Friedrichs Constitution abgefaßt, die auch merkwürdig ist wegen des Bezuges, den der Kaiser auf seine Vorfahren im Reiche Justinian und Valentinian, Karl und Ludwig nimmt und sich dabey ausdrücklich auf die Gesetze des letzteren beruft. Eine andere bemerkenswerthe Entscheidung traf Friedrich in Betreff des Mobilien-Nachlasses der Bischöfe (p. 140), nämlich daß der Nachfolger in *suppellectile praedecessoris sui hereditibus ipsius nihil hereditarii juris seculari controversiam nusquam nisi in curia nostra ad discutiendam debeat transferre*; hieran schließt sich auch ein Urtheil über das kirchliche Lehenrecht in folgenden Worten an: *Jus quoque beneficiale in prebenda fratrum — et jus beneficiale in plebanis ecclesiis, post mortem concessoris cessatum esse judicamus*, wodurch also das Princip, daß der *Successor Clericis* nur als *Successor Singularis* zu betrachten sey, vollständig bekräftigt wird. Diese Sentenz, so wie die unmittelbar auf sie folgende *de dote Ecclesiarum contra advocatos* sind der Nachwelt durch das Copiarium des Stiftes Verden, nunmehr im königlichen Archiv zu Hannover überliefert worden. Der Bischof von Verden war nämlich im Jahre 1170 an den Hof Friedrichs gekommen und hatte hier die Rechtsfrage gestellt: *utrum cuiquam advocato liceat aliquod jus posse et debere exercere in dotem alicujus ecclesiae vel clerici in ea manentis, vel in rebus suis, vivi seu morientis*. Dito, der Markgraf von

Meißen wurde um seine Meynung gefragt; dieser hielt mit den Andern Rath (— wie theilen dieses mit, um auf die Art der Urtheilsfindung in der königlichen Curie aufmerksam zu machen, vergl. oben S. 29) und brachte dann in allgemeiner Versammlung den Urtheilspruch vor (*generalem in generali curia sententiam protulit*): daß keinem Kirchenvogt irgend ein Recht der Art zustehe. — Eines der wichtigsten Aktenstücke aus der Regierungszeit Friedrichs I. ist der *Conventus Venetus*, auf welchem die Ausöhnung des großen Kaisers mit dem großen Papste Alexander III. erfolgte. Dasselbe erscheint hier mit Benützung mehrerer Codices vollständig zusammengestellt, nämlich aus den *Gesta Alexandri*, aus *Romualds Chronik*, aus *Muratori* und *Mittarelli* und besteht aus folgenden einzelnen Bestandtheilen: *Conventio praevia*, *Juramenta in anima Imperatoris de pace Ecclesiae*, *Litterae Papae et Imperatoris*, *Oratio Papae* bey dem Friedensschlusse selbst, *Oratio Imperatoris* (in deutscher Sprache gehalten, von dem Erzkanzler dem Erzbischof von Mainz ins Lateinische übersetzt), *Treuga cum Lombardis*, *Sacramentum in anima Imperatoris*, *Juramenta Principum*, *Pax cum Rege Siciliae*, *Privilegium Pacis*, *Litterae Imperatoris ad clerum Salzburgensem*, *Confirmatio Pacis in Concilio*, *Imperatoris Promissio de Pace observanda*, *Litterae Principum Imperii de confirmatione Pacis*, *Pax cum Venetis* und *Promissio de fendis*. Ein Urtheilspruch des Kaisers, welcher auf der *Curia Moguntina* im Jahre 1182 gehalten wurde, und die Befreyung des Clerus von Worms von den Steuern feststellte, zu welchen die Bürgerschaft von Worms nöthigen wollte, ist wiederum aus dem Darmstädter Archiv entnommen und erscheint hier (p. 164) zum ersten Male gedruckt.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. Jänner.

Nro. 4.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Monumenta Germaniae historica inde  
ab anno Christi quingentesimo usque ad  
annum millesimum et quingentesimum etc.

(Schluß).

Aus der Regierungszeit Heinrichs VI. wird eine Mehrzahl neuer hieher gehörender Urkunden mitgetheilt, nämlich: 1) Sententia de decimis non alienandis vom Jahre 1190 auf die Anfrage des Bischofs von Verden von Otto, dem Markgrafen von Meissen, in der Curia Merseburgensis dahin gefällt: quod — non liceret alicui episcopo decimam quamcunque, cujus usus suis temporibus non contigisset provenire, per infeodacionem, sive vendicionem aut per alium quemcunque alienationis modum, ab ecclesia sua nullatenus alienare. Auch die drey folgenden Sentenzen sind gleichermaßen, wie diese, aus dem Copiarium Verdense entlehnt; die erste handelt de filiis Ministerialium ex liberis matribus. Die Frage, ob diese Kinder dem Stande ihrer Väter oder Mütter folgen sollten, wurde von der königlichen Curie, nachdem Otto, der Bischof von Bamberg, zuerst die Entscheidung abgegeben hatte (consentientibus Coloniensi archiepiscopo — Courado Palatino comite Reni, et aliis principibus, comitibus, nobilibus et ministerialibus), dahin beantwortet, solche Kinder würden wie ihre Väter Ministerialen der Kirche. Eine Anfrage, wie jene vom Bischofe von Verden über die Lehen der Ministerialen gestellt, wurde im Jahre 1192 (p. 194) consensu principum nobilium et ministerialium imperii nostri dahin entschieden: quod nullus ministerialis alicujus ecclesiae feudum quod habet ab ecclesia jure ministerialium, filio suo, qui sue non est conditionis, vel alii persone in fraudem ecclesie vel sub-

terfugium potest vel debet concedere. Die folgende Sentenz (p. 195) bezieht sich auf die ohne Erlaubniß des Bischofs in der Stadt Verden an der platea publica gebauten Häuser. Diese Erlaubniß wird als nothwendiges Requisit für alle Folge festgestellt. Aus der nämlichen Quelle ist eine Sententia de testibus jure feodali (p. 198) entnommen; hier wird von den fidelibus imperii, tam liberis quam ministerialibus geurtheilt, daß weder ein Freyer noch ein Ministeriale, der nicht ein Lehen von seinem Herrn hat, für irgend einen Belehnten gegen einen Andern oder gegen den Herrn ein Zeugniß abgeben dürfe. Die darauf folgende Sententia de citatione super feodo antwortet auf die Frage, ob der Erzbischof von Trier in Lehenssachen seinen Vasallen den Termin nach vierzehn Tagen oder nach dreyimaliger Citation nach sechs Wochen anzuberaumen habe? — folgendes: quod — ad 14 dies tantum per ternam vocationem vel ad sex septimanas perentorie teneatur citare. Soll das heißen: wenn der Termin nach 14 Tagen anberaumt wird, so soll eine dreymalige Citation Statt finden, wenn aber nach sechs Wochen, so soll die Vorladung ein für alle Male geschehen? Das klingt sehr unwahrscheinlich, weil es mit allem Gerichtsgebrauche im Widerspruche steht, und soll wohl so viel heißen: entweder mag der Erzbischof den Partheyen drey Termine anberaumen, ist dann dann aber verpflichtet, für jeden 14 Tage zu gewähren, oder er muß gleich durch die erste Vorladung denselben auf sechs Wochen feststellen.

Aus der Regierungszeit Philipps von Schwaben und Otto's IV. sind als Inedita anzugeichnen: 1) Ottonis Pactum cum Adolfo Archiepiscopo Coloniensi (p. 206), für welches, wie die Urkunde selbst sich ausdrückt, „quatuor ordines“ des Erzstifts Cöln die Garantie überneh-

men; diese quatuor ordines sind nämlich: zunächst der Clerus, dann die Nobiles terrae, qui iuramentis Archiepiscopo Coloniensi sunt adstricti, ferner die Ministeriales s. Petri, und endlich die Burgenses von Cöln. 2) Vier Jahre darauf schloß auch Philipp ein Pactum cum Coloniensibus, welches p. 200 mitgetheilt wird. Dasselbe ist nur mit den Bürgern von Cöln abgeschlossen, welche von Philipp in Gnaden aufgenommen worden. —

Sehr bedeutend ist die Zahl derjenigen hieher gehörenden Rechtsmonumente, welche in die Zeit Friedrichs II. und seiner beyden Söhne Heinrich und Konrad zu setzen sind; sie beläuft sich auf einhundert und zwey und achtzig. Als neu zu den bisher bereits bekannten hinzukommend ist zunächst die Promissio Honorio III. facta (p. 231) vom Jahre 1219, welche mit der Innocenz III. früher (1213) geleisteten (vergl. p. 224) übereinstimmt; an sie schließt sich dann das Juramentum futuri Imperatoris (p. 232) unmittelbar an. Die Originale beyder Aktenstücke befinden sich in der Vaticana, der Herausgeber hat sie entnommen aus Cencii Cod. S. Angeli. Die Krönungsacten selbst sind vorzüglich durch eine Constitutio generalis, von dem neuen Kaiser in der Basilica s. Petri erlassen (22. Novbr. 1220), vervollständigt. Diese Constitution ist vornehmlich deshalb merkwürdig, weil aus ihr die bedeutendsten Antiquitäten Friedrichs II. hervorgegangen sind. Ein anderes neues Monument ist ein Urtheilsspruch des König Heinrich de non distrahendis hofmarchiis Episcopatumum (p. 243), welcher auf Veranlassung Gebhards, erwählten Bischofs von Passau, im Jahre 1222 gefällt wurde. Eine Mehrzahl von Urtheilssprüchen (— sie gehören in das Jahr 1234 —) folgt späterhin nach; diese sind jedoch bis auf eine Sententia de argento vendendo bereits sämmtlich gedruckt. In Betreff des Verkaufes des Silbers, sprach die königliche Curie (p. 302) sich dahin aus: quod quicumque argentum vendere voluerit, ad monetam debeat illud praesentare. Von König Heinrich wird auch (p. 266) eine Treuga mitgetheilt, welche aus einem Pariser Codex entnommen ist. Allerdings ist die Sache nicht ganz unzweifelhaft, von welchem Könige Heinrich diese Verkündigung des Gottesfriedens herrührt; es könnte mög-

licherweise Heinrich V., Heinrich VI., oder endlich, was aber am wahrscheinlichsten ist, Heinrich der Sohn Friedrichs II. seyn.

Zu denjenigen Personen, welche eines steten Friedens genossen, und deshalb auf den Bildern der Codices Picturati des Sachsenspiegels mit einer Lilie bezeichnet werden, gehören nach dieser Constitution noch die Fischer. Merkwürdig ist auch die Bestimmung, daß es dem Reisenden, welcher reizend an einem Getreidefelde vorüberkommt, gestattet ist, so viel Halme abzuschneiden und damit sein Pferd zu füttern, als er es, mit einem Fuße im Steigbügel bleibend, zu thun vermag. Ueber den Mord enthält die Treuga den Grundsatz, daß wenn der des Mordes Verdächtige flieht, durch den Leumund (limunt, cap. 14. loimunt) als Thäter bezeichnet wird, so soll sich binnen vierzehn Tagen sein unmittelbarer Lehnsherr seiner Lehen (hier foeda geschrieben) bemächtigen; unterläßt derselbe dieß, so hat es der nächst höhere Herr, zuletzt der König (dominus imperii ist nicht der Kaiser —) zu thun; auffallend sind hier die von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichenden Bezeichnungen, indem hier der unmittelbare Lehnsherr dominus primus, der nächst höhere dominus secundus u. s. w. genannt wird. Die Allodien sind ebenfalls binnen vierzehn Tagen von den Erben in Besitz zu nehmen; unterlassen sie es, so hat zunächst der dominus provincie, womit wohl der Herzog gemeint ist, dieselben an sich zu nehmen und dann, an dessen Statt wiederum der König. Nicht ganz verständlich ist das dreyzehnte Kapitel, wo es heißt: Quicumque predam que reraup, et predam que sexan raup, et tertiam quod seach dicitur, commiserit etc.; reraup ist Beraubung der Todten (vgl. Bd. 5. Nr. 259), allein was ist sexan raup? — Auch die auf die Treuga folgende Forma Pacis inter Ecclesiam Romanam et Imperatorem vom Jahre 1230 erscheint hier zum ersten Male ganz vollständig. Mehrere interessante Aktenstücke sind sodann im Jahre 1235 von der zu Mainz gehaltenen Reichsversammlung ausgegangen, zunächst abermals eine Constitutio Pacis und sodann die Errichtung des Herzogthums Braunschweig und Lüneburg. Das Original dieser wichtigen Urkunde, von welcher der Herausgeber eine



Schriftprobe liefert, wird in dem herzoglichen Archiv zu Braunschweig aufbewahrt; ein besonders unglücklicher Zufall hat es gewollt, daß bey dem Brande des Schlosses im Jahre 1830 die an dem Documente hängende goldene Bulle abhanden gekommen ist. Von der *Constitutio Pacis* sind nunmehr auch zwey deutsche Texte aufgefunden worden, der eine von Föringer in München, der andere von Wacker nagel in Basel; der erstere ist der ältere und gehört noch in das dreyzehnte, der Baseler Codex hingegen in das vierzehnte Jahrhundert (im Anhang p. 571 u. f.). — Außerdem sind aus der Zeit der Hohenstaufen noch folgende Stücke als *Inedita* zu bezeichnen. *Curia Paduae* (de pena iudicum male iudicantium p. 330), der Schluß der bekannten *Constitutio de iure prothimiseos* aus einem Neapolitanischen Codex (p. 333 bey den Worten: *Scriptum est enim Grecorum legibus*), *Tractatus Pacis* (*Principum Imperii*) cum *Gregorio IX.* vom Jahre 1240 (p. 334), *Mandatum* (*Frid. II.*) *contra convocationem Concilii* (p. 337); dem *Mandatum Conradi IV. contra Tartaros* ist aus einem Innsbrucker Codex noch ein *Mandatum Imperatoris* beygefügt, welches unter Andern die Bestimmungen enthält, daß die Fürsten des Reichs sich in keine offene Feldschlacht mit den Mongolen einlassen sollten, daß man das Getreide aufbewahren und nicht zu Bier verbrauen, auch nicht zu viel in Gasthäusern sich aufhalten und keine kostbaren Kleider tragen solle; jeder der drey Mark (Goldes?) an Einkünften hat habeat scutum quod dicitur setzi schilt. Hierauf folgen zwey Briefe Friedrichs in Betreff der nach dem Tode Gregors IX. vorzunehmenden Papstwahl und die Friedensunterhandlungen mit dem newgewählten Papste Innocenz IV. Unter diesen sind nicht alle, sondern nur einige Stücke neu; dazu gehört ein Brief Friedrichs an die Cardinäle (Juny 1245), welcher wie das Berufungsschreiben eines Reichstages nach Verona (Septbr. 1244) und das Schreiben, mit welchem Friedrich die Abgeordneten der Städte von der Versammlung zu Parma (Sept. 1245) entließ, aus einem Codex des Klosters Wilhering entnommen ist. Den Schluß bilden das Testament Friedrichs II., welches mit Vergleichung mehrerer Codices von Neuem abgedruckt ist und das Testament

Conrads IV. aus einer vaticanischen Handschrift (p. 361).

Die Zeit des sogenannten Interregnums war ohnehin der Gesetzgebung nicht günstig, es ist daher aus ihr nur Weniges zu bemerken. Dahin gehörten als neu zwey Urtheilssprüche Wilhelms von Holland 1) über die Ungültigkeit aller gerichtlichen Sentenzen, welche den kaiserlichen und königlichen Privilegien zuwider, zu Gunsten von Kirchen und Klöstern erlassen worden sind (p. 367). 2) Ueber die Güter der Schiffbrüchigen und das Münzwesen (Febr. 1255). Die letztere Urkunde aus den städtischen Archiven von Cöln und Worms entnommen, ist theils ihres Inhalts, theils eines andern Umstandes wegen sehr merkwürdig. Das in den Prinzipien des germanischen Rechts begründete (Meine deutsche Gesch. Bd. 1 §. 9), freylich sehr barbarische Strandrecht wird durch diesen Urtheilsspruch vom Jahre 1255, also etwa zweyhundert vierzig Jahre früher als das Fehderecht, in Deutschland für abgeschafft erklärt. Außerdem aber ist besonders wichtig, daß auf dem Reichstage, auf welchem dieses Urtheil gefällt wurde, zum ersten Male Abgeordnete der Städte erwähnt werden: es heißt nämlich (p. 371): *nobis apud Wormaciam pro tribunali sedentibus, et presentibus venerabili G(erhardo) Maguntino archiepiscopo — — quam plurimis comitibus, nobilibus et ministerialibus imperii, nec non et solemnibus nunciis omnium civitatum pacis federe conjunctarum de Basilea inferioribus.*

Auch die Constitutionen Rudolfs I. erscheinen, so weit sie schon gedruckt waren, durch Benützung vieler Handschriften vielfältig verbessert; wir begnügen uns, um den uns gestatteten Raum nicht zu überschreiten, nur auf die neuen Urkundenstücke die Aufmerksamkeit hinzulenken. Durch einen Urtheilsspruch Rudolfs vom Jahre 1282 (p. 459) wurde das altgermanische Prinzip: „das Kind folgt der ärgeren Hand“ (*partus condicionem semper sequi debet viliorum*) ausdrücklich bestätigt, auch sah derselbe König sich veranlaßt, wegen der zunehmenden Münzverschlechterung (*de monetarum defectibus et earum falsificatione in variis et diversis locis Alemannie male commissa*) ein be-

sonderes Gesetz zu erlassen (p. 440), welches Böhmer im königlichen Archiv zu Berlin in einer Kopie vom Jahre 1401 aufgefunden hat. Ein Schreiben Rudolfs an die Stadt Lübeck (prudentialibus viris, advocato, consulis et universis civibus Lubicensibus) vom Jahre 1284, welches dem Herausgeber von Bluhme mitgetheilt ist, klingt fast so, als ob der König, der darin von dem zu Nürnberg zu haltenden Reichstage spricht, die Stadt selbst zur Absendung von Abgeordneten habe auffordern wollen. Von den Beschlüssen der zu Erfurt im Jahre 1290 gehaltenen Reichsversammlung war Einiges bereits bekannt, Anderes nicht; nämlich: die Sententia contra thelonia injusta und die Sententia de defensione a periculo duellionis (p. 455).

Aus der Zeit Adolfs von Nassau findet sich nur eine Urkunde, die nicht schon gedruckt war; das Original derselben wird wie das des zuletzt erwähnten Urtheilspruches in dem königlichen Archiv zu Düsseldorf aufbewahrt und ist von Lacomblet zur Herausgabe mitgetheilt worden; es ist eine Sententia contra praescriptionem iudicii de oppressione violenta (p. 460). Es war nämlich die Frage, ob ein Weib die Klage wegen Nothzucht sogleich nachdem sie das „Gerüfte“ erhoben, selbst vor Gericht zu verfolgen habe, und ob sie dadurch, daß sie die drey nächsten Gerichtstermine (sechs Wochen, s. oben S. 34) unbenützt vorübergehen ließ, sich stillschweigend ihres Klagerrechtes begeben solle? In mehreren unteren Gerichten (— so scheinen die Worte: quidam iudices et scabini de partibus inferioribus zu verstehen —) war diese Frage bejahend beantwortet worden, allein die königliche Curie entschied dahin, daß das Weib selbst noch nach sechszig Jahren ihr Klagerrecht geltend machen könne, und daß jede entgegenstehende Vorschrift (— constitutio municipalis, vel civium ordinatio seu eorum diffinicio) gar keine Kraft haben solle.

Unter den bisher noch nicht gedruckten Constitutionen König Albrechts I. sind folgende zu bemerken: die Cassatio theloneorum ad Rhenum (p. 474) vom Jahre 1301, und das Instrumentum Pacis cum Archiepiscopo Moguntino (p. 477) vom Jahre 1302, in deutscher Sprache ab-

gefaßt; letzteres ist von Böhmer aus dem k. Archive zu Würzburg abgeschrieben worden.

Den Schluß bilden die Constitutiones Heinrich VII. Imperatoris; die unter ihnen befindlichen neuen Stücke sind aus dem Liber commemorialis, (ehedem in dem Archive zu Venedig, jetzt zu Wien) entnommen. Sie sind folgende: Legatio ad Venetos (p. 498) und Legatio Venetorum vom Jahre 1310 (p. 509), Status Lombardiae (gleichsam eine kurze Notitia dignitatum), Litterae de Comitativa ad Coronationem Romanam (p. 517) und ein Mandatum de exequenda sententia in civitatem Paduae (p. 549).

Dr. Phillips.



Correspondance inédite de Voltaire avec Frédéric II. le président de Brosses et autres personnages, publiée d'après les lettres autographes, avec des notes, par Th. Foisset. Paris 1836. VII. 410. 61. 8.

Von Friedrich II. sind hier nur zwei Briefe, und beide waren früher schon gedruckt. Von Voltaire an den König sind mehrere, die hier zum ersten Male ans Licht treten; alle aus den Tagen zunächst vor und nach seiner Abreise von Berlin, voll Klagen über die Ungnade, die er so wohl verdiente. Hauptinhalt aber ist Voltaire's Briefwechsel mit dem Präsidenten de Brosses zu Dijon und einigen Bekannten desselben. Voltaire hatte von de Brosses den lebenslänglichen Nießbrauch eines Landgutes erkaufte. Da er dieses weniger einträglich fand als er erwartet hatte, so suchte er sich durch Uebergreif in die Vorbehalte des Verkäufers mehr Vortheil zu verschaffen; und da jener sich das nicht gefallen ließ, so ergoß sich Voltaire's Galle unaufhaltsam über ihn. So eckelhaft nun dieser Briefwechsel ist, so darf die Bekanntmachung dem Herausgeber doch nicht verdacht werden. Er glaubte sie dem Andenken seines Landsmannes de Brosses, dessen Leben er beschrieben hatte, schuldig zu seyn. In Voltaire's Schriften ist dieser Mann nicht selten genannt, nicht mit der Achtung, die sein Charakter und sein, durch eine römische Geschichte nach dem S. Augustus wohl begründeter, Ruf verdiente, sondern mit Spott und Hohn. Was ihm diese Behandlung zugezogen hat, ist nun aus diesem Briefwechsel ersichtlich, dem der Herausgeber viele erläuternde Anmerkungen beigefügt hat.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. Jänner.

Nro. 5.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Ein Versuch von Karl von Raumer. Beylage zu des Verf. Palästina. Mit einer Karte, Leipzig 1837. 56 S. — Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

Daß der Verf. der hier vorliegenden Schrift es verstehe, in einem bescheidenen, engbegrenzten Umfange der Rede und der Schrift Vieles und Gehaltreiches zu sagen, hat er schon öfter gezeigt und beweist es durch seinen „Zug der Israeliten“ von Neuem in einem ganz vorzüglichen Maße. Ein Auszug aus dieser damals noch ungedruckten Schrift, als Gabe aus der Freundeshand des Verfassers, hat den Schreiber der nachstehenden Anzeige auf seiner im Februar und März des jetzt abgelaufenen Jahres gemachten Reise durch (größtentheils) dieselben Gegenden der Wüste begleitet, durch welche der Weg der Israeliten führte. Dankbar erkenne ich es an, daß mir dieser Auszug wichtiger und belehrender war, als mir viele dicke Bände anderer Schriftsteller, in denen derselbe Gegenstand besprochen ist, hätten seyn können. Unser Verfasser hat es wohl verstanden, die Aussagen und Zeugnisse derer zu befragen, welche das, wovon er redet, gesehen haben mit eigenen Augen, gehört mit eigenen Ohren, und es ist auf seine Arbeit ein Licht gefallen, welches ihn mitten durch das Dunkel, das über diesem Theil der Geschichte Israels liegt, den einfachen Nichtweg finden ließ. Namentlich hat sich derselbe zweyer sehr landeskundiger Führer: Burckhards und Laborde's bey seinem Zuge durch die Wüste der vielfältigen, sich oft widersprechenden Vermuthungen mancher frühern Commentatoren bedient, so daß der Schreiber

dieser Anzeige fast nichts Anderes kann, als auf dem Wege, den er nun aus eigener Ueberzeugung für den geraden und richtigen hält, hinterdrein zu gehen. Dennoch, um mir einigermaßen das Recht zu begründen, diese eigene Ueberzeugung auszusprechen, lasse ich hier eine kurze Beschreibung des von uns gemachten Weges durch die Wüste, als Auszug aus meinem jedesmal am Abend, gleich nach dem Absteigen vom Kameele geschriebenen Tagebuche vorausgehen. —

Wir verließen Cairo Montags den 13. Februar 1837 Nachmittags um 2 Uhr. Ein Theil unserer jüngeren Reisegefährten hatte die Reise auf dem Rücken der Kameele angetreten, wir andern, in Begleitung einiger in Cairo wohnender Freunde, ritten für heute noch auf Eseln. Der Weg, vom Stadtviertel der Kopten, das wir bewohnt hatten, führte uns noch einmal mitten durch die große Stadt, dann über den Burgplatz am westlichen Vorsprunge des Mokkatam und jenseits der Gräber der Kalifen südwärts im Niltale hinauf. Bald sahen wir wieder vor uns den Berg und die alte Burg von Torrah; zur Rechten die erhabenen Pyramiden von Ghizeh, zur Linken die verödeten Abhänge des Mokkatam, namentlich den „Diuschi“ mit den Grabstätten der Juden. Nach fast drey Stunden war das Beduinen-Dörflein Bessatin erreicht, von welchem aus am andern Tage die eigentliche Wüstenreise beginnen sollte; wir lagerten jenseits (südlich) vom Orte, zwischen einigen streifenweise mit Feldern abwechselnden Palmenspflanzungen, nicht sehr ferne von etlichen schmutzigen Hütten, die von einem armen Völklein der Landleute bewohnt sind, deren halbnaackende Kinder sich bald unserem Zelte naheten. So lästig uns die Thierwelt dieser Nachbarschaft fiel: jene volkreichen Schaaren der kleinen ägyptischen Flöhe, die, sobald sie unsere Nähe bemerkten, aus

dem Sande, den sie bewohnen, hervorkamen, \*) war es dennoch im Anblick der Wüste, die hier vor uns lag, ein fast tröstliches Gefühl, noch einmal in der Nähe von Menschenwohnungen zu übernachten. Wir ergingen uns schon am Abend in der angrenzenden, sandigen Wüste und genossen auch noch einige Stunden der Nacht hindurch vor dem Zelte die erfrischende Frühlingluft und den erhellenden Mondschein.

Es war am andern Morgen schon 9 Uhr geworden, ehe alle die Kameele, die sich an unsere kleine Karawane anschließen sollten, in Bessatin sich versammelt und wir den anfangs uns sehr unbequem dünkenden, harten Sitz auf den Sattelhölzern der Kameelrücken eingenommen hatten. Der Weg von Bessatin aus verläßt gleich bey seinem Beginn das bewohnte Land und ziehet sich in dem weiten Thale, das zur Linken von dem Höhenzug des Mokkatam, zur Rechten von dem von Torrah begrenzt wird, allmählig bergansteigend, ostwärts hinauf in die Wüste. Nach etwa drey Viertelstunden, sowohl nach Menschen- als nach Kameelschritt gerechnet, denn das belastete Kameel der Karawane gehet nicht schneller denn ein guter Fußgänger, kamen wir an das erste große Lager von versteinerten Baumstämmen, das wie im Bette eines vertrockneten Ninnfales der Gewässer hingestreckt liegt; zugleich erscheint auch der Boden reich an dem schönsten ägyptischen Jaspid. Um 11 Uhr trat der Höhenzug zur Rechten dem Wege ganz nahe; er besteht aus den Gebilden des tertiären Kalk- und Sandsteines mit häufigen Lagern von blätterigem und dickfaserigem Gyps; im Thale lag Jaspid und Holzstein umhergestreut. Um 1 Uhr kamen wir in einen ziemlich engen Paß, zu dessen Bildung der nun auch nahe herangerückte nördliche Bergzug (zu unserer Linken) mit dem südlichen sich vereint. Hier zeigte sich uns die Wüste zum ersten Male in ihrer freundlichen Gestalt, denn an den malerisch schönen Bergwänden und in ihren Schluchten blühten manche Arten des stacheligen Tragant (*As-tragalus Sieberi*), neben ihnen Gesträuche der gelbblu-

migen Iberis, Fagonien, und das platt am Boden sich hinbreitende Bilsenkraut der ägyptischen Sandfelder (*Hyoseyamus pusillus*). Um zwey Uhr hatten wir eine Anhöhe erreicht, von der sich in großer Deutlichkeit das tief im Westen gelegene Nilthal mit den Pyramiden zeigte. Hier trafen wir wieder auf mächtige Massen von versteinerten Bäumen, unter ihnen Stämme von 8 bis 10 Fuß Länge der einzelnen Trümmerstücke, größtentheils in der Richtung von N. O. gegen S. W. gelegen, dazwischen die rundlichen Gebilde des Feuersteins und ägyptischen Jaspid. Von da senkt sich der Weg wieder in ein Kesselthal hinab, dessen Sandsteinhöhen von so grotesken Pfeilerartigen Rinnen bekränzt sind, daß wir aus der Ferne alte Denkmäler und Mauerwerke zu erblicken glaubten; nur noch auf den Höhen gegen N. und N. O. erschienen versteinerte Bäume. Aus diesem Thale steigt der Karawanenweg wieder bergan und von der Höhe hat man noch einmal die Aussicht nach dem Nilthale, doch sind die Pyramiden von den vortretenden Anhöhen bedeckt. Jenseits der Höhe lenkten wir in eine Thalbene hinab, in der unsere Kameeltreiber schon ein Viertel vor vier Uhr Halt machten, weil die Gesträuche des blühenden Psirienginsters (*Spartium*), des Tragants, der Centaureen und andere Wüstenegewächse den hungern den Kameelen hier ein Abendfutter darboten. Wir hatten heute, vorherrschend in der Richtung von West nach Ost, einen Weg von nicht viel mehr als 6 Stunden gemacht.

Mittwochs den 15. war es abermals 7 $\frac{1}{2}$  Uhr des Morgens geworden, als wir endlich, noch ungeübt in dieser Art zu reisen, die Sige auf den Kameelen bereitet, und unsere Geräthschaften wieder aufgeladen hatten. Der Weg zieht sich in der von niedrigen Höhenzügen kesselartig umgränzten Thal ebene nach Ost, und dann N. S. O. fort. Wir kamen hier an vielen Seitenthälern vorüber, welche den Ninnfalen der Regenfluth gleichen und häufig voll grünen Gesträuches waren. Daß hier wirkliches Weideland, wenigstens in dieser Jahreszeit, zu finden sey, das bewiesen uns die Heerde von Lämmern, der wir schon etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden Weges begegneten, und bald hernach die kleinen Truppen von Kameelen, die wir hin und wieder, Mütter mit den Jungen, auf der Weide sahen. Da-

\*) Diese plagenden Insekten, die ich nicht mit voller Sicherheit mit unserem *Pulex irritans* zu derselben Art rechnen möchte, erscheinen vorzüglich häufig im Februar und angehenden März und verschwinden in der heißen Jahreszeit gänzlich.

zwischen bemerkte man auch bald näher, bald ferner wieder größere Herde von Schafen, Ziegen und selbst einzelne Esel, zum sicheren Anzeichen, daß dieser Gegend ein trinkbares Eisternen- oder wenigstens Pfützenwasser nicht fremd seyn könne. Nach zehn Uhr hatten wir zur Rechten eine Eintiefung neben uns, welche einem ausgetrockneten Teichbette glich, zur Linken eine niedere Hügelkette. Der Boden war hier reicher, als wir dieses jemals gesehen, mit dem schönsten (auch rosenrothen und bandförmig gezeichneten) Kugeljaspis, mit Achat und Kalzedon, hin und wieder auch mit kleinen Carneolen bestreut. Um 12 Uhr stund zur Seite des Weges ein mergelicher Kalkstein an; bald hernach lag vor uns und neben uns in Süden (zur Rechten unserer Straße) ein stark zerklüfteter bräunlicher Berg, der dem sogenannten erloschenen Vulkane bey Cairo, dem Djebel Affer glich. Die mitgenommenen Steintrümmer von beyden haben jedoch bey einer erst in der Heimath möglichen ruhigen Betrachtung und Vergleichung gezeigt, daß hier keineswegs vulkanische Gebirge, sondern nur Felsenmassen einer Abänderung des tertiären Sandsteines vor uns lagen. Unser Beduinenscheich Hassan nannte dieses Gebirge Graibur, auf der Charte in Laborde's Werk (*Voyage de l'Arabie pétrée*) heißt es Grayboun. Unser Weg hatte sich von heute Morgen an bis hieher immer allmählig abwärts gesenkt, und auch jetzt zog er sich noch ein wenig lehnab durch eine sandige, mit Kalksteintrümmern bestreute Ebene. Am Nachmittage sahen wir gegen Norden hin eine deutliche Luftspiegelung: abbildliche kleine Seen mit grünen bannreichen Ufern.

Wir lagerten, etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde vor Sonnenuntergang (20 Minuten nach 5 Uhr) an einem Sandhügel am Beginn eines mit mannigfahem Gestränche der Wüste bewachsenen Thales. Die Gebirge in Ost und West zeigen zum Theil eine sonderbare zackige Gestalt, einige wie Sandsteinfelsen. Von unserer Lagerstätte gegen Osten soll sich zwischen den Gebirgen ein Thal bis zum rothen Meere fortsetzen, das man von hier aus in einem Tage erreichen könne. — Unsere Beduinen gaben auch diesem Thale, an dem wir heute übernachteten, den Namen Ghendely. Wir waren heute doch gegen 9 Stunden vorwärts gekommen. — An diesem Abende verirrete sich Hr. Dr. Noth von un-

ferer Karawane, und gerieth in die steil abfallenden Engthäler des östlich gelegenen Gebirges. Er hatte weder das auf dem Hügel, bey unserem Zelte, die ganze Nacht hindurch unterhaltene Feuer gesehen, noch das Schießen und laute Schreien der Beduinen gehört. Das war eine sorgenvolle Nacht. Das klägliche Geschrei der Eulen, die um das Zelt her flogen, paßte recht zu unserer Stimmung. Doctor Noth war, dieses wußten wir Alle, nach Osten hingegangen, in derselben Richtung, in welcher die Karawanenstraße nach Suez verläuft. Nach längerer Ueberlegung am darauffolgenden Morgen wurde beschlossen, daß unser Dragoman in Begleitung eines landeskundigen Beduinen die rückwärts und seitwärts gelegenen Gegenden auf den an schnellsten Lauf gewöhnten Dromedaren durchforschen sollte; die Herren Erdl, Rielmeyer, Franz und Keller mit mehreren Beduinen durchsuchten die zu beyden Seiten der Straße nach Osten gelegenen Gegenden; wir andern verließen die Stätte des Nachtlagers, etwas vor 9 Uhr, in der Hoffnung, in der uns die vermeintlichen Spuren eines mit europäischen Schuhen betleideten Fußes im Sande bestärkten, daß wir unsern Verirrten auf der Karawanenstraße nach Suez, vielleicht hinter einem der nächsten Hügel die Sorgen der Nacht verschlafend oder auf uns wartend finden würden.

Wir hatten in den ersten Stunden dieser Tagreise neben uns in N. O. ein höheres Gebirge von augenfällig dunkler Farbe; hinter ihm zuckerhutförmige Regel. Gegen und nach Mittag kamen wir jenem Gebirge parallel. Auch gegen N. und N. W. zeigte sich ein Gebirge. Die breite Ebene steigt gegen N. O. ein wenig an. Man findet in ihr fast gar kein Grün, außer einigen Mimosenbäumen. Gegen 2 Uhr näherten wir uns der Stelle, wo die Straße, die von Cairo südwärts an Abusabel vorbei nach Suez geht, unsere von Bessain kommende Straße durchkreuzt; hier begegneten wir einer kleinen Karawane von Engländern. Einige unserer Reisegefährten liefen zu diesen hin, um zu fragen, ob ihnen unser verirrter Reisegefährte begegnet sey; dieß war er aber nicht und wir konnten nur Aufträge für den Fall geben, daß sie weiterhin mit ihm zusammentrafen. Etwas vor 3 Uhr gelangten wir auf eine Anhöhe, von welcher aus wir das rothe Meer zu sehen wähten,

was uns aber später ungewiß geworden ist; dann bog sich der Weg allmählig berglein nach einem grünen, streifenartigen Flecken, der wie ein Saum das wüste Land umfaßt, wo wir für diese Nacht Halt machten. Unser heutiger Weg hatte größtentheils seine Richtung nach N.O. genommen. Wir waren so ziemlich in dem gleichen Niveau geblieben; denn das gestrige Nachtlager vor dem Graibur hat nach unseren barometrischen Messungen eine Höhe von 585, das heutige von 594 Pariser Fuß über dem Meere betragen. Es wehte an diesem Tage ein sehr kühler Nördwind, so daß ich meinen Mantel erleiden konnte; am Morgen, vor Sonnenaufgang, war der Thermometerstand noch nicht ganze 2 Grad Reaumur über dem Gefrierpunct gewesen. Ich wollte noch am Abend mit H. Kielmeyer und Bernag eine der vermeintlich ganz nahen Anhöhen, ostwärts von unserem Nachtlager, besteigen, dieses hügelige Land war aber von so vielen tiefen Schluchten durchschnitten, daß wir nicht weit kamen. Wir fanden Geschiebe von Grünstein und anderen Urgebirgsarten; das eine Stücklein glich unserem Variolit. Unser verirrter Freund kam, von dem lauten Jubelgeschrey der Beduinen begrüßt des Abends halb zwölf Uhr zu uns ins Lager. Er hatte in der Nacht vorher und an dem darauf folgenden Morgen die Thäler des östlichen Gebirges durchwandelt, war zuletzt gegen Mittag bey dem zerklüfteten Felsen Graibur, an dem wir gestern vorbeizogen, herand gekommen auf die Karawanenstraße, hier von einer vorbeyziehenden Karawane mit ein wenig Wasser und Brod erquickt worden, hatte dann unsern Lagerplatz leider verlassen gefunden und war nun, ohne weiter zu irren, auf der Karawanenstraße fortgegangen, bis er hier einen unserer Beduinen traf, der bey seinem Kameel, das am vergangenen Nachmittag ihm stürzte, zurückgeblieben war. Der Beduine brachte ihn mit lautem Triumphgeschrey ins Lager.

Freytags den 17. Februar. Wir brachen heute Morgen um 7 1/2 Uhr auf. Unser Beduinen-Scheich Hassan nennt (was gewiß falsch ist) den Berg, der uns gegen N.W. liegt, und an dessen Fuß die Straße von Kairo (über Abusabel) nach Suez vorbeigeht, Quaiwa; schon den niedern Vorbergen, die uns heute Morgen in O. und S.O., später in S.W. zur Linken lagen, giebt er den Na-

men Attaka. Zwischen dieser Hügelreihe und dem eigentlichen herrlichen Felsengebirge, das sich hoch über die Vorberge emporhebt, verläuft gegen die Ebene am rothen Meere, die hier gewiß noch vier Stunden breit ist, ein enger Paß, wie das Rinnsal eines Gebirgsstromes, mit sehr jähem Abfall. Die Wüste, durch die wir heute zogen, ist sehr öde, nur an einigen Puneten sahern wir Mimosenbäume. Es begegnete uns eine kleine Karawane mit Waaren und reisenden Engländern, die mit dem Dampfschiffe aus Ostindien gekommen waren; auch etliche Mönche vom Sinai zu Kameel und zu Fuß begegneten uns. Suez sieht man schon aus weiter Ferne; mehr aber als diese Einödestadt zog uns der Anblick des rothen Meeres und des Gebirges an seiner Westseite an, das eine erhabene schöne Form hat. Im Meere lag, ziemlich fern von der Stadt, ein englisches Dampfschiff. — Etwa eine Stunde vor Suez fanden wir ein kastellartig gebautes Brunnenhaus; so denkt hier der Mensch daran, sich den kostbarsten Schatz der Wüste, das Wasser sicher zu bewahren. Unsere Kameele, die nun seit 4 Tagen nicht getrunken hatten, tranken hier sehr lange, und selber aber will dieses salzige Wasser nicht schmecken, wir sind durch das gute Nilwasser zu sehr verwöhnt. Wir kamen gegen Abend halb fünf Uhr bey Suez an, und schlugen unser Zelt nahe bey dem Thore am Meeresstrande auf. Wir konnten uns an den schönen Seeschnucken und Muscheln, die schon größtentheils zu den Formen des indischen Gewässers gehören, gar nicht satt sehen. Suez ist ganz von der dürrn Wüste und von häßlichen Schutthaufen umgeben; ohne Felder und Gärten. Wie arm ist ein Land ohne lebendiges Wasser! —

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. Jänner.

Nro. 6.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan etc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schuvert.

(Fortsetzung)

Sonnabend den 18. blieben wir in Suez. Es hat einen ziemlich reich besetzten Bazar; man kann da die meisten europäischen Bedürfnisse befriedigen. Wir besuchten den englischen Consul, der eine schöne Cochliensammlung hat, und dann den guten Kaufmann Girgis, an den wir von Kairo aus empfohlen waren. Das hohe Gebirge im Westen ist der Attaka, der an vielen Stellen sehr steil zum Meere abfällt, doch einen schmalen Paß zwischen seinem Fuße und dem Meere übrig läßt. Einige unserer jungen Reisegefährten brachen, mit den Kameelen schon zeitig am Nachmittag auf, weil diese einen Umweg von fast 4 Stunden um die äußersten Arme des Meerbusens herumzumachen hatten; wir Andere, in Begleitung von mehreren unserer Beduinen fuhren in kaum  $\frac{1}{4}$  Stunde über die Bucht hinüber, mußten aber von dort aus noch wenigstens eine Stunde zu Fuß bis an den Ort gehen, den die Beduinen zum heutigen Nachtlager bestimmt hatten. Die Kameele mit dem Gepäcke und unseren Reisegefährten kamen erst nach uns an, obgleich sie mehrere Stunden vor uns von Suez abgereist waren.

Sonntags den 19. ritten wir des Morgens um 7 Uhr weiter. Die Aussicht über das Meer hinüber nach dem Attaka und dem südlich von ihm gelegenen Gebirge, das unser Beduinen-Schreich Galahla, der englische Consul in Suez aber, in Uebereinstimmung mit den neuesten Landcharten Ku-

aiba nannte, ist wahrhaft hehr und entzückend. Zwischen beyden Gebirgen verläuft eine breite Thalmündung in die Ebene (Kamlich) am Meere. Um  $9\frac{3}{4}$  Uhr kamen wir zu den Mosisbrunnen, deren sieben seyn sollen; wir sahen aber nur fünf. Das Wasser des einen schien mir etwas warm; es stiegen Blasen aus dem röthlichen Schlamm empor; der Geschmack war gesundbrunnenartig (nach Eisen und ein wenig Schwefelleber). In der Nähe dieser Brunnen ist der Boden grün bewachsen; wilden Dattelpalmen (meist männliche Bäume) bilden zum Theile, bis zu ihrem Fuße mit Blättern bedeckt, ein undurchdringlich dichtes Gebüsch. Das Meer ist hier, von der diesseitigen Küste bis hinüber zum Fuße des Attaka, 5 bis 6 Stunden breit. Heute Nachmittag sahen wir die Fata morgana ganz herrlich. Der Boden von den Mosisbrunnen an ist sehr steinig, so daß an unserem Lagerungsplatze, den wir um  $4\frac{3}{4}$  Uhr Nachmittags erreichten, die Zeltpfähle gar nicht im Boden haften wollten.

Montags den 20. Diese ganze Tagreise (von früh 7 bis nachmittags  $4\frac{1}{2}$  Uhr) gieng der Weg durch eine einförmige Ebene voll Sand, in welchem Fraueneisstrümmen und Feuersteine umhergestreut liegen; zur Linken Sandsteingebirge. Am Abend gegen 4 Uhr sahen wir auf einem kleinen Hügel Palmenbäume, und dabey einige Beduinen mit Kameelen. Es war der Brunnen Howarah (Marab). Wir kamen zu diesem nach 4 Uhr; unsere Beduinen machten aber hier noch nicht Halt, sondern zogen noch etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde weiter. Wir besahen den Brunnen Marah, dessen klares, aber sehr bitteres Wasser eine beckenartige Eintiefung des Felsens ausfüllt, an welcher wahrscheinlich die Hand des Menschen mitbilden half. Ich besah mir die nächste Umgebung; dem Brunnen gleich gegenüber ist ein kleines, sonderbar gestaltetes Kesseltal,

recht wie zu einem Lagerplatze von der Natur eingezäunt und eingerichtet. Der Boden ist an manchen Stellen feucht; es wachsen schöne Blumen aus der Familie der kreuzblüthigen Pflanzen da, mit fetten, den Wohlstand des Bodens verrathenden Blättern. Die armen Gazellen müssen das bittere Wasser doch aus Noth trinken und kein Leibweh davon bekommen wie ich. Wir sahen sehr viele Spuren von Gazellen beym Brunnem und auch in der Nähe unseres Nachtlagers, haben aber keine schießen können. Marah liegt nach Erds barometrischen Messungen 484 P. Fuß hoch über dem Meere.

Dienstag, den 21. Schon gestern hatten wir den mächtigen Hammam oder Djebbel Faraun vor uns liegen sehen; heute zogen wir bey guter Zeit in seine Seitenthäler ein. Giliche von unsern Beduinen, mit den Kameelen, welche die Wasser-schläuche trugen, waren schon mit Tagesanbruch voraus nach Garandel (Hassan nannte es Ganderah) gezogen, um dort Wasser einzunehmen. Unser Weg lenkte sich links am Hammam Faraun hin. Das benachbarte Gebirge zeigt oft Pfeiler- und manerartige Felsenmassen, die von ferne wie Ruinen von Gebäuden aussehen; es scheint nicht an Weideland zu fehlen; der Boden war an vielen Stellen mit einzelnen Sträuchlein und andern Wüstenge-wächsen versehen; zwey junge Kameele kamen von einer benachbarten Weide zu uns und ließen aus Freude an der guten Gesellschaft den ganzen Tag hinter uns drein, sie kamen uns, so oft sie auch unsere Beduinen zurückjagten, immer wieder nach, bis sie zuletzt gegen Abend, doch der Hunger wie-der von uns wegführte. Nach vier Stunden gelangten wir in ein sehr schönes von N. nach W. verlaufendes Thal, mit vielen wildwachsenden Palmen und Tamarisken; es war das östliche Ende des Thales Garandel; westwärts von hier, in einer Entfernung von 1 1/2 Stunden hatten unsere Beduinen heute das Wasser geholt. Nachmittags um 1 1/2 Uhr kamen wir an einem Felsengewände, das einzelne Höhlen enthielt, vorüber in ein sandiges Thal, durch welches zwischen Tamariskengebüsch ein Gießbachbette verläuft, in das unsere Beduinen mit der Schaufel nur einige wenige Stiche zu thun brauchten, um Wasser für sich und die Kameele zu finden. Unser Hassan nannte dieses Thal so wie

das Gebirge im N. „Sal.“ Etwas später am Nachmittag verließen uns die Beduinen, die geraden Weges nach dem Sinai wollten, wohin sie Mehl und andere Vorräthe führten, und schlugen gegen Süden einen Weg in ein Thal zur Linken unseres Weges ein, der sich bald nachher mehr gegen Westen wandte. Gegen Abend kamen wir in ein Felsenthal von wahrhaft erhabener Naturschönheit. Da standen viele Palmen und andere strauch- und bäumchenartige Gewächse; ein kleines Bächlein, dessen schwacher Wasserstrahl sich freylich oft unter den Steinen verbirgt und bald nachher im Sande versiegt, geht im Thale hin; da, wo dieses sich südwestwärts hinaus nach dem Meere zu lenkt, ist ein tiefer Sumpf (wie ein kleiner Teich), in welchem sehr viel hohes Rohrgewächs steht. Es gab hier recht viele Vögel, besonders das Wüstenhuhn (*Pterocles*). Wir hätten gerne da übernachtet, aber unsere Beduinen führten uns noch durch die enge Thalschlucht (südwestwärts) hinaus zur Ebene, und da wir aus ihren Reden schlossen, daß unser Nachtlager dicht am Meere seyn würde, wendeten wir nichts dagegen ein. So nahe aber auch das Meer vor unseren Augen lag, hatten wir doch noch eine gute halbe Stunde bis zu ihm hin, so daß nur unsere jungen Leute es erreichten. Wir andern verzögerten uns mit dem Sammeln von Jericho-Rosen, (*Anastatica hierochuntica*), Achaten und Käfern. Nicht weit von unserm Lagerplatz, der vieles Gezweck und manches Futterkraut enthielt, steht ein braunfarbiger und streifenartig horizontalgezeichneter Sandsteinfelsen an.

Mittwoch, den 22. Aufgebrochen um 6 1/2 Uhr Morgens. Zu unserer Linken erhebt sich das majestätisch schöne Mokatab-Gebirge (rothfarbiger Sandstein mit Porphyr, bunter Sandstein, Kalk), das oft in gähnen Wänden, eine über der anderen emporsteigt und von furchtbar schönen Engthälern durchbrochen ist. Wir kamen anfangs ganz nahe an's Meer, mußten auch an manchen Stellen, wo die Felsen ganz gäh ins Wasser abfallen, durch dieses reiten. Da gab es viele seltene Schnecken und Muscheln; am Boden lagen häufig die Geschiebe und Trümmer von Porphyr, Sienit, Urgrünstein, auch von Feuerstein, Sandstein, Kalkspath (selbst zuweilen durchsichtiger) umher. Später tra-



ten die Gebirge etwas weiter zurück; die Ebene, über die wir hinritten, wurde breiter. Die Beduinen wollten uns vom Meere hinweg zu einer abgelegenen Lagerstätte führen, wir aber bestanden darauf, heute am Meere zu bleiben, und schlugen ganz nahe am Ufer, beim Tamariskengebüsch, gegen oder bald nach 4 Uhr unser Zelt auf. Es war starker Wind, der das Meer heftig bewegte, gegen Abend aber um Vieles nachließ. Wir giengen lange am Meeresfanne hin, fanden viele Patellen und große Küstenschnecken (Chitonen), auch schöne Kräusel- und Mondschnecken. Nicht weit von unserer Lagerstätte lagen die Trümmer von etlichen gescheiterten Schiffen. Das Wrack sah noch ganz frisch aus. Ihrer bunten Farbe und Bauart nach sind es arabische Schiffe gewesen. Am Ufer findet sich eine bunte Breccie von so großer Schönheit, daß ich wohl niemals eine schönere gesehen habe. \*) Sie gleicht schon in ihrem Naturzustand einer Mosaikarbeit. Rothe, grüne, weißliche und gelbe Stücke, von den verschiedensten Mäangen der Färbung, wechseln in ihr mit einander ab. —

Donnerstag, am 23. Ausritt früh um halb sieben Uhr, durch eine Ebene, auf der man das Meer noch im Gesicht und zuweilen ziemlich nahe hat. Auf dem sandigen Boden liegen bunte Feuersteine, auch Porphyr und Stücklein von Holzopal. Nach 2 1/2 Stunden kamen wir in ein Kesseltal, darin es vieles Grün gab. Die Felsenwände zur Rechten enthielten einzelne kleine Höhlen. Der Sturm hatte sich wieder sehr stark erhoben und fiel uns, als wir jetzt auf die Ebene Kaa hinaustraten, so heftig an, daß unsere beladenen Kameele nicht gut weiter konnten, und wir schon um 3 Uhr Halt machen mußten. Die Ebene lehnt sich gegen Osten hin an die Berge an, denen wir hier ziemlich nahe kamen, auch gegen Westen

ist sie durch eine niedere Höhenreihe vom Meere abgegränzt. Dort gab es Schaafherden und eine Beduinenhorde. Wir kauften für unsere ganze Gesellschaft ein Lamm und ein Zicklein, lebten daher, weil das Lamm noch heute geschlachtet wurde, herrlich und in Freuden und vermischten nichts, als einen Trunk guten Wassers, denn das Wasser aus Ganderah schmeckt gar bitter und salzig. Unser Nachtlager war 391 F. über dem Meere hoch.

Freitag, den 24. Der Sturm hatte sich gelegt; wir ritten auf der sich ein wenig abwärts ziehenden Ebene Kaa hin, die sehr reich an Jerichorosen war, welche jedoch mehr durch ihre Größe, als durch Schönheit ausgezeichnet schienen. Ostwärts zu unserer Linken, stand das Hochgebirge, zu welchem auch der Sinai gehört, in seiner Herrlichkeit da; doch sieht man hier, wie Hassan sagt, weder den Sinai, noch den Horeb. Um 5 Uhr erreichten wir ein schönes Palmenthal und nahe dabey ein Dorf: Saib, bey welchem wir zum ersten Male die seltene Doompalme mit ihren gabelartig zertheilten Stämmen sahen. Nicht weit von da, nach dem Meere hin, findet sich eine warme Quelle, die mitten in einem Palmengarten liegt, der dem Katharinenkloster des Sinai angehört. Die Quelle heißt das Mosissbad. Unsere Beduinen hätten gerne hier übernachtet, wir aber, weil wir von dem Vertlein Tor und den Naturgegenständen, die wir dort finden würden, zu große Erwartungen hegten, nöthigten sie, uns heute noch bis Tor zu bringen, wo wir spät am Abend ankamen. Wir waren an einen der dort wohnenden Griechen empfohlen, der uns zu sich einlud. Wir zogen es jedoch vor, unser Zelt vor den Häusern, nahe am Meer, aufzuschlagen, obgleich uns das Schiffsvolk eines hier vor Anker liegenden arabischen Schiffes nicht als die beste Nachbarschaft erschien. Wir blieben auch am andern Tage hier. Tor ist ein armselig kleines Vertlein, das nur aus einigen wenigen, ganz eng verbundenen Häusern besteht, in denen die Nachkömmlinge der Griechen wohnen, die sich vor einigen Jahrhunderten hier niedergelassen haben. Es lebt ein griechischer Priester vom Sinai unter ihnen. Die Mauern der Häuser sind meist von Mäandrinen- und anderen Lithophytengehäusen gebaut; das Ufer ist sehr schlammig. Wir fanden weniger Seethiere,

\*) In Florenz in der großherzoglichen Mosaikfabrik sah ich später eine große Tafel von derselben Breccie. Der Herr Director der Fabrik zeigte sie mir und legte einen hohen Werth auf dieselbe. Ich sagte, ich hätte dasselbe Gestein etliche Tagereisen vor Tor am rothen Meere gesehen, und er erwiderte, daß er schon immer gemeint habe, diese schöne Breccie sey vom rothen Meere. Sie sey von einem Stundienfaher bereits vor langer Zeit nach Livorno gebracht worden.

als wir erwartet hatten, denn die Jahreszeit war für ihr Erscheinen noch nicht genug günstig; doch kauften wir von den Einwohnern viele für uns werthvolle Gegenstände. In der warmen Quelle des Mofisbades fand Hr. Dr. Roth ein seltenes Fischlein von der Gattung *Lebias*. Die nördliche Hügelkette ist sehr reich an Versteinerungen.

Sonntags, den 26. Februar, verließen wir früh vor 3 Uhr Tor und ritten abermals an Saib vorüber, immer allmählig aufwärts über die Ebene Katabah, gegen das Serbalegebirge hin, vor dessen Fuß, in der Nähe der Mündung des Thales Hebron, wir zeitig am Nachmittag lagerten. Hier gab es viele Sienitgeschiebe mit Pistazit; in den gähen Schluchten war eine reiche Vegetation. Am Abend herrliches Zodiakallicht. Wir befanden uns gegen 800 Fuß höher als in Tor.

Montags, den 27. Februar. Das Thal Hebron ist ein enges, mächtig schönes Felsenthal; die Wände sind Sienit, welchen mächtige Gänge von Hornblendeschiefer, Grünstein und basaltischem Gestein durchsetzen. Nach kaum 1 1/2 Stunde kamen wir zu dem Punkte, wo das weiter aufwärts im Thale noch fließende Bächlein im Sande versiegt. Das Thal bekleidet sich jetzt am Wasser hinauf reichlich mit Palmen, Tamarisken, syrischen Seidenpflanzen (*Asclepias-syriaca*) und anderen schönen Gewächsen. Vor uns und neben uns erhoben sich die Gebirge zu den grotesksten Formen. Nach etwas länger, als 3 Stunden, gerade als der Tag heiß zu werden begann, gelangten wir an einen steilen, sehr beschwerlichen Felsenweg, den man zu Fuß machen muß. Dieser Weg dauerte gegen 4 Stunden. Endlich erreichten wir gegen Abend zuerst in der Nähe eine kleine Quelle, dann das an Weideland sehr reiche Hochthal Slav, das nach unseren Messungen und nach von Steinheils Berechnungen 2719 Pariser Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres liegt. Die Beduinen, die in diesem Thale wohnen, gehören zu einem Stamme, der mit dem unserer Begleiter nahe befreundet ist, und der vor mehreren Jahrhunderten bey einer Streitigkeit mit den Mönchen des Katharinentlosters vom Christenthum, zu dem er sich dem Namen nach bekannte, abgefallen ist.

Dienstag, den 28. Februar. Weiterreise im Thale Slav, dessen Sienit überaus häufig von

schwarzen Gängen, deren Masse aus Hornblendegestein, Grünstein, Basalt, Porphyrchiefer besteht, und welche meist von N. nach SW. streichen, durchzogen ist. Man kann diese Gänge oft Stundenweit mit dem Auge an das nackte Gebirge hinauf und hinein verfolgen. Zur Rechten neben uns zeigte sich der hohe Berg, den unsere Beduinen Madein nannten, und den wir, glaube ich, am Ende des Hebronthales gestern gerade vor uns liegen hatten. Jetzt begann bald ein äußerst beschwerliches Ansteigen auf das steile Sienitgebirge links neben dem Radoaberge und an seinem Abhange in das Garbathal, dessen tiefe, schmale, mit heruntergestürzten Felsenmassen überschüttete Sohle zur Linken tief unter uns lag. Wir gingen zu Fuß; der Weg windet sich zwischen den herabgerollten Felsentrümmern wunderbarlich hinauf; es sieht aus, als sey da schon einmal ein Vorspiel vom jüngsten Gericht gehalten worden, ich habe in meinem Leben noch keine so schauerliche und doch erhabene schöne Wildniß gesehen. Auf unserem Wege bemerkten wir öfters eingehauene Stufen und eine Nachhülse der Menschenhand zur Erweiterung des Passes durch die Felsenstücke, die wie kleine Berge auf dem Abhange des großen herumliegen. Es ist eben der Weg vom Kloster aus nach einer seiner wichtigsten Besitzungen, nach Tor hin, und so mag dieser Straßenbau in keine gar zu hohe Zeit hinaufzusetzen seyn. Endlich war denn die Anhöhe, deren Ersteigen uns gerade in den heißen Mittagshunden viel zu schaffen gemacht hatte, erreicht; der Weg wand sich hinabwärts und vor uns lag der Berg Gottes Horeb und im Schatten seiner sieben Gipfel das Thal mit dem Katharinentloster. Unser Dragoman (H. Mühlhoff) war vorausgeritten und hatte unsere Ankunft schon im Kloster gemeldet. Der Prior, ein freundlicher Greis, war uns entgegen gegangen; unsere jungen Leute wurden, wie gewöhnlich, in einem Korbe hinaufgezogen in das kastellartig verwahrte Klostergebäude; wir Andern mit dem Prior stiegen auf einer Leiter über die Mauer des Gartens, der durch einen unterirdischen, wohlverwahrten Gang zu dem äußersten Vorhof des Klosters führt, welcher von dem inneren durch einen gewaltig festen Thorweg abermals abgeschlossen ist.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Jänner.

Nro. 7.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan etc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Im Garten hatten die Mandeln und Pflirsche schon verblüht, die Aprikosen stunden eben in voller Blüthe; die Obstbäume fiengen an aufzubrechen. Wir blieben eine volle Woche in dem Katharinenkloster und seiner Umgebung; ich ziehe aus den während dieses Aufenthalts gemachten Wahrnehmungen nur die folgenden kurzen Züge aus meinem Tagebuche aus. Das Et. Katharinenkloster liegt 4558 Pariser Fuß über der Meeresfläche, in einem ziemlich nahe von NW. nach SO. anwärts steigenden Thale, das auf seiner rechten Seite durch die gäh abfallenden Felsenwände des in SW. gelegenen Horeb, zur Linken oder gegen NO. durch die Wände des Piskimi begrenzt wird; gerade in SO. des Thales, das keineswegs geschlossen ist, sieht man einen niedrigen, fast kegelförmig geformten Berg oder Hügel, der einen etwas grünlicheren Ansehen hat, als die andern; das ist der Minnejah da Moyses, auf welchem, wie man mit Wahrscheinlichkeit vermuthet, Moses die Schafe seines Schwähers Jethro hütete, als er hier, an der Stelle, wo die Hauptkirche des Klosters steht, den feurigen Busch erblickte. Wenn man in dem Klosterthale fast drey Viertelstunden aufwärts geht, kommt man rechts am Fuße des Minnejah da Moyses auf die sattelförmige Erhöhung, die sich nach Süden zu dem schönen weidreichen Spahialthale herabsenkt. Erst jetzt hat man den eigentlichen Sinai in seiner ganzen Erhabenheit vor sich, während

man tiefer im Klosterthale, so wie auch in dem weiten Bostanthale, das nordwestwärts um den Horeb herumläuft, und von welchem ich nachher noch sprechen will, nur den Horeb sieht, der eigentlich bloß das niedrere Stockwerk des auf der südlichen Seite seines Rücken emporsteigenden Sinai bildet. Das Spahialthal, welches Wasser und eine dem Kloster zugehörige Gartenanlage hat, steigt von S. nach N. an, und hinter dem ersten Bergzuge, der es in Osten begränzt, liegt das Feruch- (Frusch-) Thal, das von O. nach W. streicht. In das Spahialthal senkt der Hochsattel des Horeb oder der Sinai seinen gäh Abhang unmittelbar herab, hier kann man bis an seinen Fuß hingehen und diesen anrühren; zwey Schluchten steigen vom Thale nach seinem Gipfel von NO. gegen SW. hinan, die eine dieser Schluchten hat Wasser. Der gegen S. dem Sinai gegenüber liegende Berg heißt Baalti; wenn man zwischen beyden hindurch ginge, würde man in das Erbairthal und von diesem wieder in das Bostanthal kommen. Man besteigt gewöhnlich den Sinai vom Set. Katharinenkloster aus durch eine von NO. auf den Horeb hinan verlaufende Schlucht, in welcher seit alter Zeit, (wie man sagt, seit den Zeiten des Kaiser Justinians) Stufen ausgehauen sind. Man kommt zuerst in einer kühlen Felsengrotte zu dem Brunnen des h. Sangarius, worin sich ein sehr erfrischendes, klares Wasser findet. Die Muttergotteskapelle, die etwas weiter abwärts steht, liegt 5478 Fuß über dem Meere, man ist mithin vom Kloster aus bis hierher schon 920 Fuß gestiegen. Von einem alten Thore, das den Steig abschließen konnte, steht noch das steinerne Bauwerk. Um 352 Fuß höher als die Kapelle ist die Grotte des Elias (5830 P. F.). Hier hat man jenen Theil des Horeb-Rückens erreicht, auf welchem der Sinai als ein zweyter, südlicher Gipfel emporsteigt;

man ist in einer muldenförmigen Eintiefung, in einem Hochthale, das die in N.O. und N. noch weiter emporgehenden Zackengipfel des Horeb von dem höchsten Hauptgipfel (dem Sinai) abgränzt. In diesem Hochthale findet man neben dem Eliasbrunnen, der ein treffliches Wasser führt, und bey dem eine schöne, schlanke Cypresse steht, einen lieblichen Ausruhepunct. Es gab da viele schöne Kräuter, doch leider noch nicht in Blüthe. Namentlich muß die Phlomis, welche hier überaus häufig ist, in späterer Jahreszeit den ganzen Berg mit ihrem goldfarbenen Blüthenteppich überziehen. Man hat von dem Eliasthale noch 766 Fuß bis auf den Gipfel des Sinai zu steigen, denn dieser liegt 6596 P. F. über der Meeresfläche. Man steigt auch hier wieder größtentheils auf den alten zum Theile sehr verfallenen Stufen hinaus. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges zeigte uns der gute Prior die Steinplatte, auf welcher Moses während des Kampfes der Heere Israels mit Amaleck stand. Man sieht hier gerade in das Spahialthal hinunter. Die Höhle oder vielmehr Kluft, da Moses die Herrlichkeit des Herrn sah, liegt ganz nahe unter dem Gipfel; auf diesem selber stehet an der Stelle der Kirche, angeblich der Kaiserin Helena, von welcher noch schöne weiße Marmortrümmer herum liegen, und auch noch Gemäuer vorhanden ist, eine kleine Kapelle; ganz nahe dabey auf einem andern Felsenvorsprung des Gipfels haben sich die Mahomedaner eine kleine Moschee erbaut. Von dem Gipfel des Sinai ist die Aussicht gewaltig schön; hinüber nach dem hohen St. Katharinenberg und hinab in die Nachbarthäler, ostwärts nach dem ailanitschen Meerbusen, westwärts auf den von Suez, gegen Norden auf das Wüstenplateau el Tih. Das Gestein des Sinai ist ein schöner Sienit, der stellenweise mit Granit und Porphyr abwechselt, und welcher Gänge von Grünstein und Hornblendegestein (auch Pistazit) enthält. Die Mönche glauben, die Hornblende sey eine Verkohlung des Gebirges, die damals entstanden sey, als der Berg bey der Gesezgebung wie mit Feuer gebrannt habe. Sowohl am Pistimi als am Horeb hatte man bey dem letzten Erdbeben, wie bey andern solchen Ereignissen, Erschütterungen bemerkt; die Klosterkirche soll nie erschütteret worden seyn.

Wenn man vom Kloster aus im Thale hinab nach N.W. geht, wo wir von Tor aus hergekommen sind, kommt man in das weite Thal, in welchem die beyden dem Kloster angehörigen, unmauerten Gärten Bostan und Rabah liegen und das weiterhin zum engen Thale Erbain führt. Ich machte mit dem Maler Bernag gleich am andern Nachmittag diesen Weg, weil ich hoffte, wenn wir ein Stück Weges in dem fast von N.O. nach S.W. an den nördlichen Wänden des Horeb verlaufenden Bostanthale fortgingen, würden wir den Sinai sehen, den ich damals noch nicht erblickt hatte. Allein unsere Hoffnung wurde getäuscht; denn auch in diesem Thale, das sich weiter dehnt, als wir erwartet hatten, verdeckten der Horeb, und weiterhin sein südwestlicher Verbündeter, der Rabah, die Aussicht nach dem Sinai. Da wir ganz allein waren, gesellten sich sogleich zwey Beduinen-Jungen zu uns, die sich uns zu Führern anboten. Sie kamen zuerst, noch im Klosterthale an einen Stein, bey welchem sie ein Zeichen machten, als ob sie etwas zerschlugen (denn von ihrer Sprache waren uns nur wenige Worte verständlich). Dann weiterhin, im Bostanthale zeigten sie uns einen sonderbar ausgehöhlten Stein; wir verstanden wieder nicht, was sie sagen wollten. Als ich aber den Stein ein wenig betrachtete, sagte ich: daß wird gewiß der Stein seyn sollen, in welchem Aaron das goldene Kalb goß; denn die Höhlung mit ihren beyden halbmondförmig auslaufenden Seitenkammern hat wirklich eine rohe Aehnlichkeit mit dem Umriß eines Stierkopfes. Ich hatte richtig gerathen; denn als einige Tage später der gute, alte Prior mit uns nach Erbain ging, zeigte er uns zuerst den einen der vorhin erwähnten Steine als jenen, an welchem Moses die steinernen Tafeln im Zorn über Israels Gögendienst zerschlagen habe, dann den hohlen Stein als Aarons Form für das goldene Kalb; weiterhin die Stätte, da die Rote Korah soll von der Erde verschlungen worden seyn; auf einer Anhöhe ein Gemäuer als Ueberrest von Aarons Hause. Wir sahen am Wege mehrere Ziegenherden. Als wir, an der Westseite des Horeb hin, bis an den Bergabhäng Rabah gekommen waren, bey welchem ein schöner Garten gleiches Namens liegt, lenkten wir uns zur Linken fast südwärts hinein in das engere,

anfangs sehr steinige Thal Erbain, das den Sinai-Horeb von der SW. bis gegen die Südseite umgürtet.

Dieses Thal wird von den Mönchen des Klosters für das Thal Naphidim der hl. Schrift gehalten und in ihm ein kegelförmig geformter Felsen gezeigt, in welchem, wie uns schien, von Menschenhand, die dem Kunstwerk von Zeit zu Zeit nachhilft, solche Eintiefungen gehauen waren, wie sie das Quellwasser, das aus den Felsenspalten herausdringt, erzeugt oder nach und nach aushöhlt. Dieser Fels wird für den gehalten, welchen Moses schlug mit seinem Stabe, und welcher Wasser gab. Auch zeigte man uns einen kegelförmig eingetieften Stein unter dem Namen Kessel Moses, und einen andern als Sitz Moses. An den Wänden der Felsstücke zeigen sich öfters dergleichen Inschriften, wie Burkhard und andre Reisende sie abgebildet haben. Das Thal Erbain ist nicht arm an Wasser; es hat, besonders weiter hinaufwärts, einige reiche Quellen, die zur Bewässerung und Fruchtbarmachung mehrerer Gärten benützt sind, in deren größtem und schönsten, der voller Del- und Obstbäume ist und auch eine kleine Anlage von Orangeriebäumen enthält, wir am Mittag mehrere Stunden lang ausruhten. In diesem Garten steht das alte Klostergebäude Erbain. Man sieht von hier aus den Sinai ganz vortrefflich; sein Abhang ist steil, wird aber von Erbain aus auf einem Wege, an dem sich auch eingehauene Stufen finden, erstiegen.

Das Gebäude des Catharinenklosters, das in seiner etwas unregelmäßigen Bauart mehr einem Kastell, denn einem Kloster gleicht, ist 140 Schritte lang und enthält in seinem hochummauerten Raume 24 Kirchen, darunter eine ziemlich große; auch eine mohamedanische Moschee. Der Garten, der am nordwestlichen Ende des Klosters liegt, mit dem er, wie schon erwähnt, durch einen unterirdischen Gang verbunden ist, besteht aus mehreren, höher und tiefer gelegenen Abtheilungen. Es gedeihen hier, außer den Del- und Obstbäumen, auch Orangen; von der Dattelpalme sahen wir aber nur ganz kleine Strünke, denn es wird hier doch im Winter auf einige Tage ziemlich kalt; im vorhergehenden Winter 1837 fiel einmal Schnee, selbst im Klosterhof und Klostergarten, der aber freylich gleich wie-

der weghaute. Der Gipfel des Berges ist jeden Winter mehrere Wochen lang mit Schnee bedeckt. Wir haben in jenem gesund gelegenen Kloster sehr alte (90 und 100jährige) Mönche gefunden.

Wir verließen das Catharinenkloster Dienstags den 7. März Nachmittags 2 Uhr. Unser Weg gieng zuerst wieder N. W. im Klosterthale da hinab, wo wir von Tor hergekommen waren, dann aber lenkte er sich zur Rechten in das zuerst von S. S. W. nach N. N. O., dann aber ganz gegen N. verlaufende Scheichthal. Wir kamen nicht fern von dem Grabmahle eines mohamedanischen Heiligen und berühmten Scheichs vorüber. Hier wird im Juny ein großer Viehmarkt gehalten, zu welchem die Beduinen der Halbinsel mit ihren Kameelen aus sehr weit abgelegenen Gegenden herbeikommen und da friedlich mit einander verkehren und schmausen. Das Seitenthal, worin wir übernachteten, ward von unsern Beduinen das Bussuerethal genannt; wir lagerten daselbst schon vor halb 5 Uhr, hatten deshalb heute nicht über 2 Stunden Weges vom Kloster hinweg zurückgelegt. Unsere Lagerstätte war sehr interessant. In einer Schlucht, die sich zwischen die Hügel hineinzieht, findet sich etwas Wasser; dort haben sich die Mönche vom Sinai drey Gärtchen angelegt, die mit Mauern, bestehend aus kunstlos über einander gehäuften Steinen, umgeben sind. Es blühten jetzt gerade die Birnbäume. In derselben Schlucht außerhalb der Gärtchen fanden wir manches seltne, blühende Gewächs, und die Gegend gab uns auch noch vieles Andere zu beobachten, unter Anderen viele Feldsteinporphyrgänge im Sienit, und unmittelbar bey unserem Zelte einen mächtigen aus kuglichem Basalt bestehenden Gang, der an dieser Stelle eine starke Verwerfung zeigte. Das Streichen der Gänge war meist nahe in der 12ten Stunde (von S. nach N.) Die Höhe unseres Lagerungsplatzes über dem Meere war 3900 Par. F.

Mittwoch den 8. März. Wir brachen um 7½ Uhr auf, ritten zuerst in einem engen, steinigen Thale hinauf, dann queer durch ein weites Thal, dem unsere Führer auch den Namen Sal geben wollten. Hierauf zog sich unser Weg bergan, bis wir abermals in ein breites, von niedern Felsen umgränztes Hochthal gelangten, das uns Wadi

Mandara genannt wurde, und durch welches wir  $1\frac{1}{2}$  Stunden lang ritten. Darauf kamen wir in ein schönes Felsengebirgsthäl — das eigentliche Wadi Sal, welches freylich mit vielen Krümmungen und Zickzackabweichungen, dennoch im Ganzen nach N.O. und N. verläuft. Es ist zuweilen ziemlich eng. Nach  $3\frac{1}{2}$  Stunden sahen wir mehrere sehr mächtige Gänge von einer rothen Eisenthon- oder Thonporphyrmasse gebildet, und an einer Stelle ein schiefriges Gebirge (Grünsteinschiefer?); nach  $4\frac{1}{2}$  Stunden hatten wir zu unserer Rechten Berge und Hügel mit kesselförmigen Eintiefungen und Thälern; man hätte sie, ihrem Umriß nach, aus der Ferne für ehemalige Vulkane halten mögen. Nach  $5\frac{1}{2}$  Stunden traten wir in eine weite Ebene hinaus, auf welcher man das Thgebirge fast im N. vor sich sieht, und auf welcher ziemlich viele Mimosenbäume stehen. Jenseits der Ebene, von der wir nur den Saum durchschnitten, kamen wir abermals in ein ziemlich in derselben Richtung mit dem Wadi Sal, fortlaufendes Thal, das sich an manchen Stellen sehr verengerte. Die Gebirgsart der Wände war zum Theil ein schaaliger Granit; gegen Ende des Thales war auf den Höhen dieser Granitberge Sandstein aufgelagert.

Wir schlugen kurz vor Sonnenuntergang an der rechten Seite des Thales, am Felsen, neben engen Schluchten, unser Zelt auf; hörten das Geschrey der arabischen Trappen, sahen sie laufen, konnten aber keinen schießen. Die Höhe unseres Lagers war 2112 F.

Donnerstag den 9. März. Aufbruch um 7 Uhr; durch einen Engpaß, der sich zuletzt ziemlich steil abwärts senkte. Nach einer Stunde und 10 Minuten kamen wir in das breite sandige Thal Marrah, das von S. nach N. verläuft. Wir stiegen hier in fast nördlicher Richtung immer aufwärts bis etwas nach 10 Uh. Zur (linken) Seite sahen wir braune Sandsteinfelsen mit ganz weißen Stellen und Flecken; gegen N. und N.W. lag, sehr genähert, das oft pfeilerartig gebildete Gebirge Th vor uns. Auf der Anhöhe, die wir zwischen 10 und 11 Uhr erstiegen hatten, fanden wir Thoneisenstein und selbst Brauneisenstein, lagerweise im buntstreifigen (Amberger) Sandsteine. Um  $12\frac{1}{2}$  Uhr gelangten wir zu dem Thale Ghirisi, das einen so

wunderlichen Anblick gewährt, als ich kaum sonst in meinem Leben einen genossen habe. Denn die mergelichen Sandsteinwände zeigen Naturspiele, welche selbst noch in der Nähe architektonischen Zierrathen oder halb erhabenen Hieroglyphen gleichen, und es ist, als fühlten sich die Reisenden hier angetrieben, auch allerhand Figuren an den Fels zu malen, denn noch ehe wir in das eigentliche Engthal kamen, zu welchem man neben einem burgartigen Felsen, wie durch ein Thor hineinzieht, sahen wir die Felsenwände mit Kohle häufig bemalt; die Figuren sollten zum Theile Kameele und Ziegen vorstellen; dazwischen gab es auch arabische Namenszüge. In dem Thale selber getraute ich mich fast nicht zu reden, so sehr interessirte es mich. Es dauerte aber nur  $\frac{1}{2}$  Stunde; dann ritten wir (von 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Uhr) über das Felsenplateau Gadah hinüber. Darauf kamen wir in ein gar schönes grünendes Thal, das unsere Beduinen Hadhra nannten, und in welchem viele Bäume und Gesträuche stunden. Die Richtung ist N.O. Hier sahen wir allenthalben Höhlen der Springhasen, auch schöne Schlangen und Spuren von andern Thieren, konnten aber nichts von Allem dem bekommen, weil der Mahomed (unser arabischer Knecht) und der schwarze Pelzbeduine, die sich des Fanges vorzüglich annahmen, dabey ein Geschrey und einen Lärmen machten, daß wohl ein Elefant davor scheu würde, geschweige ein Springhase. Ich legte die Hand auf den Mund, um sie zum Schweigen zu ermahnen, das verstanden sie nicht; ich machte mit den Händen ein Zeichen am Kopf, das Gilschren bedeuten sollte, darauf lachten sie, und ließen ab. Wenn Einer in diesem fruchtbaren Thale nur  $\frac{1}{2}$  Stunde lang still auf dem Anstand stünde, der sollte viel schießen können. Jenseits Hadhra kamen wir auf das Plateau oder die Thalebene Phara, dann nach Grabo. Dort gieng es gar steil durch steiniges Defile hinunter in's Thal Sengi (von 3 Uhr an); wir mußten hier zu Fuße gehen, und ich hatte meine Brieftasche verloren, die sich jedoch wieder fand.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. Jänner.

Nro. 8.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.



Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ic. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Wir lagerten um 5 Uhr neben vielen Mimosenbäumen. Und wer weiß, welcher große, gute Herr oder gute Freund heute seinen Geburtstag hatte; wir zündeten uns in dem dürren Gesträuche der Wüste ein Lustfeuer an, das sich ganz prächtig ausnahm, so daß selbst die Kameele neugierig zusahen. Unser Lagerplatz lag 1384 P. F. über dem Meere.

Freitag, am 10. März. Wir ritten aus um 6 1/2 Uhr, im Thal hinab, das hier wirklich dem schönsten, italienischen Thale in seinen Formen nicht nachsteht. Es gab viele seltene Pflanzen, unter andern eine wunderschöne, baumartige Asclepias (der Aschenbaum). Etwa nach 1/2 Stunde lenkten wir gegen Osten in das enge Thal Sera oder Samora ein, in welchem es anfangs bergauf, dann aber bergab gieng. Wir kamen da an einen Paß, der sich durch das aus Sienit, Porphyr und Ultratrapp (Grünstein) bestehende Gebirge hinzieht, und welcher mich durch seine Gestalt an manche der Engpässe erinnerte, durch die man auf dem Wege nach dem Col de Tende hindurchkommt. Ein breiteres Seitenthal, das von Süden her in das Serathal einmündet, nannte unser Scheikh das Wadi a'eb. Jetzt zeigte sich auf einmal durch den Engpaß die überraschende, herrliche Aussicht, zuerst hinüber nach dem jenseits des Meeres gelegenen arabischen Gebirge, dann auf das Meer selber. Hier in dem mit vielen Mimosenbäumen bewachsenen Engthal hätte

man gerne gleich einen Tag bleiben mögen. Wir mußten aber, wie die Kameele wollten, auf denen wir saßen, unverzüglich weiter, so gerne ich auch mein Kameel allein, ohne ihm Gesellschaft dabei zu leisten, hätte fallen lassen, was indeß, Gott Lob, noch ziemlich gut abgieng. Wir sahen jetzt das Meer unmittelbar unter uns; ich hätte gemeint, zu dem schönen Palmenwäldchen, das zu unsern Füßen in der Ebene lag, könnte es nur 1/4 Stunde Weges seyn; nach Hassans Versicherung wäre es aber ein weiter Umweg gewesen. Wir schlugen nun, immer parallel mit dem Meere, die Richtung nach N. ein und kamen durch viele Steinige, jetzt eben ganz vertrocknete Gießbachbetten, denen aber dennoch von der Regenzeit so viel Feuchtigkeit geblieben war, daß sie mit schönen blühenden Gewächsen, besonders aus der Klasse der Kreuzblüthigen, ganz übersät waren. Diese Meeresebne, über die wir jetzt kamen, nannten unsere Beduinen Ruabe. Etwa um 1 Uhr kamen wir an einen Brunnen mit ziemlich schlecht schmeckendem Wasser; dabei war eine Palmenpflanzung, in welcher Hütten stehen, die zur Zeit der Dattelernte von den Besitzern der Gartenanlage bewohnt werden. Jetzt war Niemand da, als ein alter Beduine, der unsern Lenten Wasser schöpfen und die Kameele tränken half. Die Mauern der Palmenpflanzungen und Hütten waren fast ganz von Orgelcorallen und andern Lithophytengehäusen erbaut. Wir lagerten um 4 1/2 Uhr in einem vertrockneten Gießbachbette, ganz nahe am Meere, und vergnügten uns bis zum Einbruche der Nacht mit reichlichem Einsammeln von Conchylien.

Sonnabends, den 11. März. Aufbruch 1/2 7 Uhr. In einem Gesträuche an der Seite unseres Weges, der immer nahe am Meer blieb, lag ein Rückenschild von einer sehr großen Seeschildkröte. Nach 9 Uhr kamen wir an einen Fi-

scherort, Namens Magaiat, bey welchem einige Doompalmen stunden. Wie kauften da um ganz überaus billigen Preis frische und getrocknete Fische. Hinter dem Dorfe wollte der schwarze Pelzbeduine eine Gazelle schießen, die ziemlich nahe an unserm Wege weidete, lief und schlich ihr lange nach, bekam sie aber nicht zum Schuß. Nachmittags führte der Weg über einen Bergabhang, der auf ganz furchtbare Weise mit Felsentrümmern und Abstürzen überfüet war. Die Beduinen nannten diesen Abhang Gaffara. Jenseits desselben kamen wir in das lieblich grünende, ganz ebene, aber nur kleine Thal Gaffara, wo wir wieder viele Höhlen und Spuren von Springhasen und andern Thieren sahen. Hier glaubte man wirklich auf einer vaterländischen Frühlingswiese zu seyn, nur gab es kein hohes Gras, sondern meist blos niedrige, krenzbüthige Pflanzen. Jenseits des kleinen Kesseltalles gieng es bergauf durch einen Felsenpaß, der wohl einmal vor alter Zeit durch Menschenhände mag gangbar gemacht worden seyn. Wir glaubten an einigen Steinen Hüge wie von halbverlorenen Eingrabungen römischer Zahlen zu sehen. Jenseits kam das Wadi Busarial, von da das Vorgebirge Dschilaladi im Meerestüstenthale Abnsanio. Unsere Beduinen schienen sich hier nicht für recht sicher zu halten; sie hatten einen von Sumpf, Moor und Felsen recht wohl beschirmten Lagerplatz gewählt. Wir sammelten heute sehr viele und zierliche Conchylien, namentlich den Pharaonsträufel (*Trochus Pharaonis*), die Mennonitentute (*Conus virgo*) und viele Andere. Nach Sonnenuntergang erhob sich ein starker Wind.

Sonntags, den 12. März. Heute früh um 3 Uhr hat uns der Sturmwind unser Zelt abgerissen und auf uns geworfen, es war aber Niemand beschädigt worden. Wir brachen vor 7 Uhr auf, mehrere von uns gingen zu Fuß; ich wollte einen Nichtweg durch die Thalbuchten nehmen, welche die Kameele in einem weiten Umkreis umzogen, ich gerieth aber so tief in den salzthonigen Schlammboden, der von weitem wie weißer Sand ansah, daß ich fast stecken blieb. Wir umzogen das Vorgebirge, bey welchem wir vorige Nacht gelagert hatten, kamen durch mehrere Thäler und Engpässe an einer sehr schmalen Meeresebnicht herum, dann wieder hinaus an das freie Meeresufer, das sehr

steinig war. Es gab in der Gegend, durch die wir heute kamen, sehr viele Pharaonsträufel; meine Hausfrau wollte aber keine sammeln, weil es Sonntag war. An einer recht felsigen Stelle des Ufers stürzte Hr. Dr. Roth vom Kameel, woran der Beduine Schuld war, der das Kameel meiner Frau führte und jenes des Dr. Roth plötzlich durch einen Schlag antrieb. Gott hat ihn bey diesem Falle abermals vor größerem Schaden bewahrt; er klagte aber doch sehr über Schmerz in der Hüftgegend. Wir hatten diesen Vormittag eine unbeschreiblich schöne Aussicht über das ganze Ende des ailanitischen Meerbusens. Um 10 Uhr kamen wir ganz nahe an der Felseninsel Graie vorbey, auf welcher eine Festung liegt, die ihrer Bauart nach an manche andere von uns gesehene alte Festungswerke der Venetianer oder Genueser erinnerte. Um 12 1/2 Uhr war das nördliche Ende des ailanitischen Meerbusens erreicht; auf der Umbeugung unsers Weges von N. nach O. brachten wir eine ganze Stunde zu, wobei wir zuletzt an eine schöne Palmenpflanzung kamen, in welcher manche alte Gemäuer stehen. Von dort wendete sich unser Weg an dem östlichen Ufer des ailanitischen Meerbusens hinab gegen Süden, und wir brauchten gerade noch 20 Minuten, bis wir in das Thor des mitten in einem Palmwald gelegenen Kastells von Akaba kamen. Aus dem Thor kam uns ein recht verdächtig aussehendes Gesindel entgegen; auf dem Hofe war ein Getümmel und Gedränge von armselig gekleideten Männern, Frauen und Kindern um uns her. Etliche Officiere, besonders aber der Commandant und der Aga, die sich etwas später sehen ließen, waren ein wenig besser aufgeputzt. In dem Hofe sieht es gar unsauber aus. Der Commandant ließ uns sagen, wir sollten im Hofe übernachten, wir aber fürchteten uns des vielen Ungeziefers wegen und schlugen lieber unser Zelt außen im Freyen, unter den Palmen, am Meere auf. Unser guter Scheikh Hassan und seine Beduinen machten sich, als sie unsere Sachen abgepackt hatten, eilig fort; ich glaube sie fürchteten sowohl die hiesigen Beduinen, mit denen sie nicht gut Freund sind, als auch den Commandanten, dem ich selber nicht traue. Der Aga schickte uns, bald nachdem unser Zelt aufgeschlagen war, ein Lamm zum Geschenk; wir können das nicht zurückweisen, obgleich das Gegengeschenk mehr ko-



stet, denn das Geschenk. Der Commandant ließ uns sagen: wenn wir nicht im Hofe bleiben wollten, müsse er uns auf heute Nacht Soldaten zu unserer Bewachung (gegen die bösen Beduinen) zuschicken; wir ließen ihm wieder sagen, wir wollten uns selber bewachen, und hatten auch schon die Wachstunden unter uns vertheilt; der Maler Bernah, den die erste Wache traf, schritt schwer bewaffnet mit Flinte und Säbel umher, da kamen dennoch ungebeten 12 schlecht bewaffnete (meist nur mit einem Spieß versehene) Soldaten, und der graubärtige Alte, der heute schon mehrmalen den Unterhändler zwischen uns und dem Commandanten machte, sagte uns, daß der Commandant für unsere Sicherheit verantwortlich wäre, darum müßten wir die Wache annehmen. Die Kerls zündeten sich Wachfeuer an und machten einen so großen Lärm, daß wir wenig schlafen konnten, besonders der Eine, welcher gern singen wollte, aber nur schreyen konnte.

Montags, den 13. März. Mit unserem Weiterkommen sieht es schlecht aus. Der Commandant und der Aga lassen uns sagen, es seyen keine Kameele da, und als wir erwiderten, wir hätten ja selber genug Kameele in der Nähe von hier auf der Weide gesehen, antworteten sie, diese Kameele gehörten einem sehr verdächtigen Beduinenstamme an; mit diesen könne man uns wegen der Verantwortung gegen den Vicekönig nicht ziehen lassen; man habe aber schon fortgeschickt nach andern Karneelen, die freylich erst in etlichen Tagen kommen könnten. Ich machte mit Hrn. Erdl und Franz einen schönen, für unsere Sammlung einträglichen Spaziergang an der östlichen Meeresküste nach Süden hinunter. Nach etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden kamen wir an eine auf dem vorspringenden Fels gelegene Ruine, die aber wohl nicht so gar alt seyn mag. Auch unten, näher am Meere, waren Reste von Bauwerken. Wir fanden vieles für uns Werthvolle, unter anderen sammelten wir auch die in unzähliger Menge aufgehäuft liegende kleine *Hyalæa* des rothen Meeres. Zuletzt kam ich an eine Breccienbank, wo ich mehrere der schönsten Seesnecken fand, und auch eine große Seeschildkröte sah. Ich kehrte sehr ungerne um. — Gestern hatten wir, um uns bey den Arnauten und Beduinen in Respekt zu setzen, viel mit unserem Gewehre geschossen; heute mußten

wir uns gefallen lassen, daß die Soldaten, ganz nahe bey unserem Zelte, nach einem Ziele schossen, und ich meyne, sie trafen mit ihren alten Gewehren fast besser, denn wir mit unsern neuen.

Dienstags, den 14. März. Der Commandant und der Aga machen unerhörte Forderungen an uns. Wir sollen, außer unseren 13 Kameelen, noch 10 nehmen, auf welchen Bewaffnete zu unserer Bedeckung durch die ganze Wüste uns begleiten sollen. Wir erwiderten: wir würden lieber nach Cairo zurückkehren, und vor der Hand solle man einen berittenen Boten ausrüsten, wir wollten an den Vicekönig schreiben. Man hielt mich hier für einen Consul, und zwar für einen englischen; mein Firman hat zu diesem Mißverständnisse Veranlassung gegeben. — Heute, so wie gestern Morgen haben wir die sogenannte orientalische Nachtigal oder den Bull-Bull (*Turdus melanocephalus*) recht schön singen hören. Mehrere Pärchen nisteten in den Palmen neben unserem Zelt. Die männlichen Palmbäume sind eben im Ausblühen; heute hieng ein Mann die zertheilten männlichen Blüthenkolben zwischen den Blüthen der weiblichen Palmen auf, an deren Stämmen er sehr geschickt hinaufkletzte. — Wenn man ein wenig auf die ferne Anhöhe neben dem Kasell hinaustritt, hat man einen ganz vortrefflichen Ueberblick über die Gebirge auf der Westseite. Diese bestehen aus 3 parallelen Ketten, davon die hinterste die höchste, die vorderste (östliche) die niedrigste ist. Zuerst, am weitesten im Westen, erhebt die schwärzliche Hauptgebirgskette, die allem Anscheine nach aus Urgebirge (Sienit und Porphyr) besteht, ihren Rücken hoch über die andern alle, und vor ihr, nur wenig niedriger als der Hochrücken, zieht sich die Kette des helleren Sandsteines hin. Vor dieser folgt der zweyte, mittlere Höhenzug des Urgebirges, der schon bedeutend niedriger ist, als der erste, und seine Sandsteinhöhen, und auch vor diesem mittleren Urgebirgszug zeigt sich etwas niedriger als er, eine Ablagerung des Sandsteines. Darauf folgt, noch weiter westwärts, die vorderste niedrigste Kette des Urgebirges mit ihren noch niedrigeren Vorbergen des Sandsteines. — Wir bekamen heute abermals unsere 12 Mann ungebetene Wache.

Mittwochs, den 15. März. Die Handel mit dem Commandanten und Aga wegen unserer Kameele dauern noch immer fort. Es sind nun

angeblich die Kameele vom Scheich der Araba gekommen; auch sehe ich wirklich einige Geflügel unter den Beduinen, die der Aga zu unserem Zelte führt, welche mir noch neu sind; die meisten aber, meyne ich, schon seit unserer Ankunft mit ihren Kameelen gesehen zu haben. Unter den neuen Kammern ist ein stämmiger, hübsch aussehender Knabe, der ist so bunt aufgezogen, wie der Heidenprinz eines Dorftheaters, doch hat er einen schönen Kaschemir-Schawl um den Kopf. Er ist auch wirklich ein kleiner Prinz: der Sohn des Emir Salem von Ghaza, des großen Scheichs der Araba; er ist zu uns gekommen, um einen Führer unserer Karawane vorzustellen. — Der Aga hatte heute Vormittag das Geld für die Kameele bis Hebron (denn man muß hier zu Lande Alles vorausbezahlen) schon angenommen; wir dachten, wir wären in Ordnung; jetzt bringt er es uns wieder, sagt uns, die Beduinen möchten dieses wenige Geld nicht (das doch einen hübschen Haufen ausmacht) und geht trotzig fort. Der Dragoman (Herr Mühlenshof), der sich in diesen Tagen sehr mit den beständigen Unterhandlungen abgeplagt und recht brav dabei benommen hat, ist wieder hinein in das Kastell. — Endlich (vor 2 Uhr) sind wir im Reinen. Der Aga, und aus seiner Hand die Beduinen, haben das Geld definitiv in Empfang genommen und man führt schon die Kameele herbei, um aufzuladen. Wir kommen noch immer erträglich weg: 16 Kameele (statt 13), jedes zu 10 Maria-Theresien-Thaler macht 160, dazu noch etliche 20 Thaler Geschenk an den Kommandanten und an den Geber des Lammes, den Aga, und die Trinkgelder an unsere Leibgarde. Jetzt haben wir doch nicht mehr so schwer zu schleppen an dem Geld, das tragen nun die Beduinen und der Kommandant, dem jene für jedes Kameel eine gute Abgabe bezahlen müssen.

Um 4 Uhr verließen wir endlich Akaba, und ritten gar fröhlich in die Araba hinauf. Unser Weg, nahe an dem Fuße des östlichen (Ar-) Gebirges hin, zog sich immer lehnend; der Boden ist Sand, mit Sienit und Porphyr, auch Grünsteintrümmern untermischt. Die zwischen den westlichen (gestern beschriebenen) und den östlichen Gebirgen hinlaufende Thalebene der Araba erweitert sich in geringer Entfernung von Akaba zu einer augenfälligen Breite von gewiß 4 Stunden. Man kann sie aber auch

von unserem Wege aus recht gut überblicken, denn sie bildet eine stark gegen Westen hin geneigte (abwärts laufende) Ebene. Das alte Jordanbette muß auf der Westseite, am Saume des dortigen Sandsteingebirges, gelegen seyn. Wir lagerten kurz vor Sonnenuntergang. Wir bemerken, daß wir diesmal einige recht böse und bissige Kameele haben, auch sind die Beduinen gar nicht so gut und bescheiden, als die vorigen. Der junge Scheich-Prinz schickte heute Abend zu uns, und wollte Reis haben. Wir sandten ihm eine ganze Schüssel voll ungekochten Reis, gewiß dreymal so viel, als wir gewöhnlich unserem vorigen Scheich (Hassan) gaben. Er sandte uns die Gabe wieder mit dem Beyfügen: das sey für ihn und seine Leute zu wenig. Wir nahmen den Reis wieder, und gaben ihnen keinen andern. Dafür haben die Beduinen auch heute Nacht einen erschrecklichen Lärm mit Schreien und Schießen vor unserem Zelte gemacht. Sie wollten uns wahrscheinlich fürchten machen.

Donnerstag, den 16. März. Es ist eine Täuschung des Auges, die mich gestern Nachmittag glauben machte, die Berge zu beiden Seiten hörten weiterhin auf, und wir würden bald in eine unbegrenzte Ebene kommen. Weil es immer allmählig bergauf geht, sieht man nur die ferneren Bergwände nicht. Die Thäler, welche das (vorherrschend) primitive Gebirge der östlichen Seite durchschneiden, ziehen sich in der Richtung von N. N. W. nach S. S. O. aus der Ebene nach dem Hochrücken hinan; die der westlichen Gebirge dagegen haben die Richtung von S. S. W. hinan gegen N. N. O.; beyde Richtungen laufen mithin strahlenförmig auseinander. Auf der Westseite herrscht immer mehr und mehr der Sandstein vor, der sich am Vormittag öfters in mauer- und pfeilerartigen Formen zeigte. Wir kamen an vielen blühenden Gesträuchen vorbei; überhaupt ist diese Gegend gar nicht pflanzenarm; auch fanden wir schöne seltene Insekten. Am Nachmittag sahen wir gegen Westen, neben uns, eine brackig-feuchte Sandebene; die Fata Morgana mahlte uns Seen und Teiche über die Fläche hin; im östlichen Gebirge bemerkten wir mehrere Gänge von röthlicher Färbung.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. Jänner.

Nro. 9.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan etc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung).

Der Scheikh Saleh schickte uns einen Boten, der ein sehr schnelles Dromedar ritt, mit seinem Petschaft zu, um seine Einwilligung in den abgeschlossenen Vertrag zu bezeigen, und uns zu begrüßen. Wie schnell war der Bote, als er wieder umgekehrt, mit seinem Dromedare unsern Augen verschwunden. Doch eilten auch unsere eigene Beduinen heute ungewöhnlich schnell, denn sie haben morgen einen großen Festtag. Um 4 Uhr waren wir bey dem großen Nomadendorfe der Araba, das wahrscheinlich an der Stelle des Iothbatha der h. Schrift liegt. Scheikh Saleh, ein rüstiger Mann von mittleren Jahren, kam uns zu Pferd entgegen, führte uns nach seinem Zelte, wo wir im engeren Kreise der Vornehmen (hinter uns war noch ein weiterer Kreis der Gemeineren) und auf dem Teppich niederkauerten und mit ihm Kaffee und Buttermilch tranken und Tabak rauchten. Einem seiner kleinsten Prinzen, der nur ein Hemdchen anhatte, einem hübschen Kinde, schenkte ich einen Schiffs-Zwieback aus Cairo, den der Kleine mit Freuden annahm. Der Scheikh schickte uns ein Lamm zum Abendessen. — Ich stand gegen Abend auf einer kleinen flachen Anhöhe, und sah die zahlreichen Ziegen- und Schaafheerden aus den Thälern des östlichen Gebirges nach Hause kommen. In diesen Thälern muß es viel und gutes Weideland geben; es ist schon um das Dorf her zum Theil recht guter gewächsreicher Boden. Das Wasser holen die Bewohner, wenigstens des Theiles des Dorfes, bey

welchem unser Zelt steht, aus einer Lache; es ist trübe, doch nicht stinkend; wir sind froh, daß wir solches haben. Im Gebirge mag es schon besseres geben, wovon auch der Scheikh welches hat. Nach Dr. Erdl's Messung liegt das Dorf der Araba 419 Pariser Fuß über dem Meere.

Freitag, den 17. März. Heute feyerten die Leute hier zu Lande das Fest des Frühlingsanfanges (den 2. Bairam), und wir mußten eben, wie wir's ihnen auch schon in Akaba versprochen hatten, mit ihnen da bleiben. Die edlen arabischen Rosse stunden am Morgen früh in der Nähe unsers Zeltes an Pflocken angebunden da; es sollte ein Wettrennen von dem kleinen Scheikhspringen, der uns von Akaba herbegleitet hatte und einem oder etlichen seiner Vettern gehalten werden; der Preis war ein schönes Tuch. Der Scheikhspring hatte, um sich vor uns zu zeigen, sein Ross lange vor dem Anfange des Wettrennens losgebunden und müde gejagt; da es nun jetzt zum Pferderennen ging, trug sein kleiner Vetter den Preis davon, den ihm der Scheikh Saleh reichete, zugleich aber seinem besiegten Prinzen, als Zeichen eines gelinden Tadel's in's Gesicht spuckte. Erdl und ich (er mit der geladenen Flinte) gingen nach Beendigung des Wettrennens ein wenig nach Osten, gegen das Gebirge hin spazieren; ein Töchterchen des Scheikh, von etwa 10 Jahren, kam mit ihrer Gespielin hinter den Ziegenheerden drein und reichete uns sehr freundlich ihre Feldflasche voll Buttermilch zum Trinken dar. Das Kind war auf seine Weise ganz artig gepuht; besonders hatte es allerhand Zierrathen in dem schwarzen Haare; es hatte auch recht gute, schöne Augen und war überhaupt hübsch von Angesicht. Ich schenkte ihm für seine Buttermilch einen neuen ägyptischen Piaster (nach unserm Geld etwas über 7 Kreuzer), und es lachte laut vor

Freude darüber und schwagte uns noch Vieles vor, das wir aber leider meist nicht verstanden. Am Nachmittag machten und erhielten unsere Franzosimmer Besuche bey und von den Frauen des Scheikhs, die sich gar nicht sehr vor uns Männern genirten, denn sie waren nicht einmal ordentlich verschleiert. Der kleine Scheikhsprinz wollte ein Trinkgeld haben für sein Ehrengelute von Akaba bis hieher; wir gaben ihm 4 Thaler; er nahm sie nicht an, denn das sey zu wenig für einen Scheikh; wir steckten das Geld ruhig wieder ein. Da mochte er sich doch anders besonnen haben, denn sein Vater ließ uns sagen, wir sollten dem Knaben seinen Unverstand zu gute halten und ihm geben, was wir wollten, weil wir ja doch das Haupttrinkgeld in Hebron bezahlen würden. Wir gaben dem Knaben darauf als Gegengeschenk für das Schaf, das man uns geschenkt hatte, und für sein kurzes Ehrengelute 3 Thaler, womit er sehr zufrieden war, jedoch noch mehr als über das Geld über eine ihm von Dr. Roth geschenkte Mundharmonika sich freute, die wir von ihm und seinen Gefährten den ganzen Abend pfeifen hörten.

Sonnabend, den 18. März, entließ mich der Scheikh Salem mit einer sehr feyerlichen Abschiedsrede, bey welcher die Vornehmsten des Dorfes als Zuhörer um uns herumstanden. Er, so wie unser Kameeltreiber riethen uns, heute noch zu bleiben, weil ein schlimmes Wetter vorhanden sey, wir aber achteten der Warnung nicht, sondern bestanden auf der Abreise. Der Wind kam von SW. vom rothen Meere her, stund uns also im Rücken; hinter uns nach dem Meere zu dämmte sich's wie ein röthlich-graues Gebirge am Horizont auf; bald kamen die Ergüsse des feinen Sandes über uns her, die uns alle Aussicht in das benachbarte Gebirge, in welchem wir kurz vorher noch ein schönes palmenreiches Seitenthal gesehen hatten, verdeckten; die ganze Gegend erhielt dabey, durch die nur noch schwach durch den Nebel strahlende Sonne eine gräßliche Färbung (wie die Aschenwolke, die aus einem Ofen aufsteigt). Jetzt kamen aber auch mit dem immer heftiger werdenden Sturme die groben Sandmassen, vermischt mit Stücken dörren Gesträuchs, hinter uns drein und über uns hin, verdunkelten Alles, daß man nicht drey Schritte weit sah;

dabey wurden die Kameele wild, rannten ohne Ordnung und mit lautem Gebrülle umher; wir waren froh, daß wir am Mittag das trocken liegende, ziemlich tiefe Bette eines Gießbach's erreichten, an dessen Rande viele Tamarisken-Sträucher wuchsen. Wir duckten da unter, wie die Feldhühner, wenn es hagelt, und es war uns dennoch recht behaglich wohl zu Muthe, nur waren wir hungrig und konnten uns doch bey solchem Sturme unsern Reis nicht kochen. Endlich ließ das Wetter ein wenig nach und man konnte Ausrasten für das Abendessen treffen; der Reis und das Wasser waren aber durch den Sturm, der den feinen Sand selbst unter unsere Kleider, auf die bloße Haut, in die Mantelsäcke und sogar unter mein Uhrglas hineingeführt hatte, so versandet, daß wir ihn gern, ohne ihn im Munde zu prüfen, ganz verschluckten. Nach Sonnenuntergang legte sich der Sturm; der Mond schien gar lieblich hell in unser Tamariskenwäldchen hinein; wir fingen noch viele schöne Käfer. Die Höhe unseres Nachtlagers über dem Meere betrug nach Erdl's Messungen 784 Fuß.

Sonntag, den 19. März. Der Himmel war am Morgen trüb und drohte mit Regen, welchen unsere Beduinen schon gestern voraus verkündigt hatten; die Luft überaus angenehm zum Athmen. Es zeigte sich uns zur Linken eine niedere Hügelkette aus Sandstein, welche etwas diesseits der Mitte des großen Arabathales näher nach der Ostseite desselben verläuft, und so ein anfangs noch immerhin ziemlich breites Seitenthal bildet, das auch zu seiner rechten Seite vorherrschend Sandsteingebirge anstehen hat. Dieses Seitenthal ist schon sehr reich an Sträuchern und andern Gewächsen, auch sahen wir viele Vögel; es muß hier großentheils ein gutes Weideland geben. Es fieng ein wenig an zu regnen, hörte aber bald wieder auf. Als wir durch eine Schlucht hinanzogen, kamen fremde Beduinen auf uns zugeritten; unser arabischer Knecht und etliche Beduinen wollten uns einen feindlichen Ueberfall besürchten machen; wir ritten näher an einander, es waren aber befreundete Beduinen, die den einen (ältern) der beyden Scheikhs, die uns Scheikh Salem zur Begleitung mitgegeben hatte, vor einem ägyptischen Regiment Soldaten warnten, das heute auf seinem Wege von Gaza nach Seret durch diese

Gegend kommen könnte. Unsere Beduinen, vielleicht in Folge dieser Warnung, führten uns eine Zeit lang ziemlich schlechte Wege. Gegen Mittag erreichten wir eine Anhöhe, von welcher aus wir das wahrhaft hehre edomitische Gebirge ganz nahe vor uns erblickten, das durch seine riesenhaften Pfeilerformen einen überwältigenden Eindruck auf die Sinne macht. Der Hor, über dessen Gipfel und Seitenthälern sich eben eine dunkle Wetterwolke entlud, schaute majestätisch ernst über das niedere Gebirge herüber; die Hügel und Thäler um uns her waren grünender als wir seit langer Zeit dergleichen gesehen hatten. Wir verweilten ein wenig in einem kleinen, zwischen den Sandsteinhügeln gelegenen Thale, wo gar viele blühende Gewächse stunden und erbeuteten da Vieles. Auf der nächsten Anhöhe kamen wir nicht weit von einem alten Gebäude vorbei, das ein römischer Wachtthurm gewesen zu seyn scheint; meine jungen Leute, die hinüberliefen, fanden römische Zahlen daran eingehauen. Um 1 1/2 Uhr Nachmittags lagerten wir an der Mündung des Wadi Musa und hatten kaum unser Zelt aufgeschlagen, da brach ein gewaltiges Donnerwetter aus, das zwar bey uns nur kurz dauerte, nach den Bergen hin aber viel anhaltender gewesen seyn muß, denn das vorhin trockene Gießbachbette, (in welchem ich hatte wollen das Zelt aufschlagen lassen) wurde ganz voll Wasser, das wie ein Strom herabstürzte. Nach Erd's Messungen liegt unser Lagerungsplatz an der Mündung des Wadi Musa 1954 Fuß über dem Meere.

Montag, den 20. März. Das Wasser, das gestern das enge Thal ganz ausfüllte, war schon wieder verlaufen; wir ritten vor früh 6 Uhr in dem Bette des Baches hinauf und erst nach einer halben Stunde kamen wir zu dem letzten Ende des hier im Sande versiegenden Bächleins, das jenseits des Wadi Musa entspringt und durch dieses hindurchläuft. Am Ende des Baches und in seinem Bette gab es vieles Gebüsch von Nerium Oleander. Nach 3/4 Stunden verließen wir die Krümmungen des Thales und stiegen an der linken Seite desselben steil bergan, wobey wir an unserm Wege abermals ein Gemäuer von wahrscheinlich römischer Bauart fanden. Nach wiederum 3/4 Stunden Steigens kommt man in ein zweytes höheres Thal, das

gleichsam nur ein höheres Stockwerk des erstern ist; bald aber geht auch in diesem das Steigen und zwar ein viel steileres und beschwerlicheres hinauf nach dem dritten Plateau des Thales an, das in allen seinen Stockwerken nicht nur den ruhigen Lauf, sondern den Sturz der Katarakten des Wassers begleitet, welches jetzt bloß noch in der Zeit der jährlichen Regengüsse in reichlicher Menge durch das Wadi Musa hindurchströmt.

In solcher Zeit muß das an der rechten Seite des Thales gelegene Gebirge, auf dessen fernen Höhen wir kleine Wäldchen, wie uns schien, von Cypressen, erblickten, aus seinen Schluchten und Seitenthälern eine Menge kleiner Wasserfälle und Bäche in das Hauptthal ergießen, und dieses selber durch seine mächtigen Wasserfälle, die von einer Etage zur andern aus Höhen von mehreren hundert Fuß herabstürzen, ein recht erhebendes Schauspiel gewähren. Doch dieses gewährte uns das Wadi Musa auch jetzt, obgleich in den Morgenstunden ein Nebelgewölk bald da, bald dort die Höhen und Thäler bedeckte; ich habe in meinem Leben kaum eine erhabener-schönere Gegend gesehen. Die Anhöhe ober dem dritten Stockwerke des Thales war nach fast 3 Stunden (vor 9 Uhr) erreicht und zugleich stunden wir hier am Fuße des Hor. Der Weg nach Petra geht rechts (fast südwärts) an dessen Fuß vorüber; ihn schlugen unsere Gefährten ein, ich und Hr. Franz in Begleitung von 4 Beduinen, (wir hatten eigentlich nur 2 begehrt) stiegen hinauf auf den Hor. Dieser herrliche Berg bestehet aus einem Sandsteine, der auf braunem Grunde roth und gelblich gestreift ist, so daß die Wände oft wie gemalte Tapeten aussehen. In der Hauptmasse liegen kleinere und größere Kugeln innen, ebenfalls von Sandstein, der concentrische Zeichnung hat. Der Scheitel des Hor ist durch eine seltsame Einbuchtung in 2 Gipfel getheilt, auf deren einem östlicheren Marons Grabmal steht. Wir stiegen neben einem kleinen Thale, daß sich in die Entiefung, in welcher Petra liegt, hinabsenkt, aufwärts und zogen dann nordostwärts gegen den östlichen Gipfel hin. Da stunden, am Abhang des Berges, viele Cypressen; die Phlomis sind eben an, ihre großen, goldgelben Blüten zu entfalten, auch mehrere Cistarten, zum Theil schon verblüht,

wuchsen mit dem Gesträuch des Ginsters und einer kleineren Art von Fichte vermischt. Nahe am Gipfel kamen wir an eine Schlucht, in welcher noch recht wohl erhalten, Stufen hinaufführten, und etwas höher hinauf fanden wir alte Bauwerke: bogentartige Gewölbe, unter denen eine Art von gemauertem Kammer oder Cisterne offen vor Augen lag. Es soll hier in alter Zeit ein christliches Kloster gegeben haben; rühren diese, allerdings für ein bloßes Kloster fast zu prächtig erscheinenden Mauerwerke vielleicht noch davon her? Auf dem Gipfel steht, über dem Grabgewölbe, eine viereckige, kleine Moschee, in ihr ein moderner Sarkophag von derselben Form, wie wir in vielen türkischen und arabischen Grabgewölben gesehen haben. Zu dem eigentlichen, vermuthlichen Grabe Narons steigt man innen im Gebäude bey der nördlichen Wand desselben auf mehreren Stufen hinab; es ist nichts zu sehen, als 2 (moderne) eiserne Flügelthüren, und hinter ihnen der mit hebräischer Inschrift, die keineswegs recht alt scheint, verzierte Stein. An den Wänden waren mit hebräischen Buchstaben mehrere Namen der besuchenden Juden mit Kohle angeschrieben. In der Nähe des Gratmales, am Berge, fanden wir viele Scherben von thönernen Gefäßen und auch Stücken von buntem Glas, deren ähnliche wir bey Ghizeh und Sakkhara an den Syringen und Pyramiden gesehen hatten. Die Aussicht auf dem Hor reicht gegen Westen weit über das gegenüber gelegene Saumgebirge der Araba in die Wüste Eih hinein; nach O. und N. blickt man in die Gebirgsgegenden und Thäler des edomitischen Gebirges. — Dem Hor stiegen wir auf einem geraderen Wege in das Felsenthal hinunter, darinnen Petra liegt. Schon am östlichen Abhange des Hor beginnen die Hölengräber; das alte Petra bestand ganz daraus. — (Die etwas zu weit auslaufende Beschreibung von Petra, die ohnehin nichts hiehergehöriges Neues enthält, versparen wir an einen andern Ort). — Wir kamen erst nach Einbruch der Nacht (von Mondschein begünstigt) nach unserem Nachtlager zurück.

Dienstag, den 21. März. So groß gestern die Anstrengung gewesen war, brachen wir dennoch schon um 6 1/4 Uhr am Morgen auf. Gegen ihre Gewohnheit betrieben diesmal unsere Beduinen selber die frühe Abreise, vielleicht in Folge

des Zankes, den sie gestern Abend mit den Beduinen von Eldschi hatten, denen die Weidepläze und felderartigen Anlagen im Thale von Petra, wohin die unsrigen ihre Kameele auf die Weide getrieben hatten, angehören. Wir bekamen also nichts von den Sachen, die wir bey dem einen Beduinen aus Eldschi, in der Voraussetzung, daß wir erst um 9 Uhr ausbrechen würden, bestellt hatten; dagegen gab uns der jüngere Scheikh, der Vetter des Scheikh Saleh einen Becher voll Kameelmilch. Der alte Scheikh sagte uns, daß wir besonders heute Vormittag durch eine Gegend kämen, wo wir uns auf einen Ueberfall gefaßt machen mußten; wir sollten unsere Gewehre bereit halten, auch hat er heute Morgen einen Beduinen vorausreiten lassen, der auf die Anhöhen hinaufstieg und sich da nach allen Seiten umsah.

Wir ritten in der Richtung von NW. im N. quere durch die Araba, die von hier an nach Norden den Namen Ghor bekommt. Zuerst noch durch das Nebenthal, das die Vorberge und Hügel der Ebene bilden, in welche Wadi Musa mündet; die Wände bunte und mergeliche Sandsteine, auch jüngerer Kalk. Zuweilen solche kleine (architectonische) Anshöhlungen und halberhabene Naturspiele, doch lange nicht so schön, als im Tal Ghiriffi. Herrliche Drobanchen. Der Ausgang des Nebenthales war um 9 Uhr erreicht, und wir kamen nun in eine weite Ebene, wo man die ferne Aussicht rückwärts nach dem Hor und dem edomitischen Gebirge, vor sich nach dem Höhenraum der Wüste Eih hat. In dieser Ebene haben die Mahomedaner viele Steinhäufen bezim Ausblick vom Hor und von Narons Grabmal ausgerichtet. Unser Weg hieher und auch noch über die Ebene zog sich immer allmählig abwärts, und wir waren nun in die (an der Westseite gelegene) tiefste Gegend der Araba (des Ghor) gekommen; in die Nähe des alten Jordanbettes. Noch jetzt hat diese Stelle viele Feuchtigkeit, das bezeugte uns das herrliche, wiesenartige Grün, das den Boden in der Nachbarschaft bedeckte, und das Hervorkommen von Wasser aus dem jetzt trocken erscheinenden Bette des Gießbaches, in dessen Nähe wir übernachteten, als die Beduinen etwas weiter westwärts da hinein gruben.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. Jänner.

Nro. 10.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan etc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Wir lagerten schon um 3 Uhr am Nachmittag, als es noch sehr heiß war, zwischen vielen Tamarisken. Wenn eine Aenderung des mittleren Barometerstandes, wie dieß sehr wahrscheinlich ist, nicht dabey im Spiele war, hätte die Barometerbeobachtung meines jungen Freundes Erdl für unser heutiges Nachtlager eine Höhe von kaum 2 Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres ergeben. In jedem Falle waren wir heute von der Mündung des Wadi Musa um mehr als 1900 Fuß tiefer hinabwärts gestiegen, obgleich die allmähliche Senkung der Ebene nur da recht deutlich ins Auge fiel, als wir von der Fläche, auf die wir aus dem Seitenthale herausstraten, hinab nach den Fuß des Höhenfaumes der Wüste Thib blickten und ebenso wieder jetzt, von der Lagerstätte aus zurück nach den Vorbergen, aus denen unser Weg herauskam.

Mittwoch, den 22. März. Ansritt gegen 6 1/2 Uhr durch ein lieblich grünendes, weites Thal, in welchem auch Bäume und Gebüsch stehen (altes Jordanthale), zuerst nach NW. Etwa um 8 Uhr kamen wir zum Brunnen Huaihi (Wuäbe), bey welchem Palmenbäume stehen, und der etwas salpetrig schmeckendes Wasser enthält. Der Weg zog sich nun etwas mehr nordwärts auf eine sandige Ebene hinan, auf der ein großer runder Stein lag. Jeder unserer Beduinen strengte sich bey dem Vorbeykommen an, um den Stein ein wenig rückwärts zu wälzen; auch unser Knecht half mit. Diese Leute

machen ein besonderes Wunder aus dem Stein; sie meynen, er rücke von selber jedes Jahr, sonst etwa um eine Elle, südwärts hinab; und wenn er bey dem ailanitischen Meerbusen ankäme, da gäbe es schreckliche Sachen und den jüngsten Tag. „Seit einiger Zeit,“ so erzählten sie uns, „rücke der Stein viel schneller vorwärts.“ Einer der älteren Kamelführer wollte ihn noch selber vor etlichen Jahren fern von da auf dem Abhange einer vor uns stehenden kleinen Anhöhe liegen gesehen haben. Das Thal „Mirfaba“, (so nannten es unsere Beduinen) in welches wir jetzt eintraten, kam mir mit seinen vielen Nebenthälern und Schluchten wie das Innere einer vielfächerigen Frucht vor. Es hat viele grüne Stellen, Büsche und (Mimosen-) Bäume, denn es ist Wasser da; die Beduinen halten es aber für todtes Wasser, von diesem Wasser zu trinken. Jetzt zogen wir ziemlich hoch bergauf, dann aber auch wieder eben so stark bergab, bis wir ein tiefes, mit grünem Strauchwerk bewachsenes Thal vor uns sahen. Noch auf der Anhöhe stiegen unsere Beduinen und hinter ihnen die Kamelle an, stark zu laufen, jene, weil sie das gute Futter für ihr Vieh sahen und jeder dem Andern es streitig machen wollte, diese weil sie dasselbe aus der Ferne witterten. Wir lagerten im Thale (Madara, auch Figari nannten es unsere Beduinen) an einem jetzt trockenen Gießbachbette; die Barometerbeobachtungen ergaben eine Höhe von nur 36 Fuß über dem Meerespiegel; wir waren mithin noch immer in dem alten vermuthlichen Jordanthale.

Donnerstag, den 23. März. Wir brachen heute erst um 3/4 nach sechs Uhr auf. Unser Weg zog sich zuerst über das ziemlich weite Thal hinüber, bis wir nach etwa drey Viertelstunden an das Gebirge kamen, das aus Kalk besteht und dessen Schichten sehr steil gegen Osten einfall-

len. Wir stiegen ab vom Kameele, und meine Frau und ich folgten dem Beduineweibe, das bey unserer Karawane war, auf einem Nichtweg nach, der allerdings viel gerader nach der Höhe hinaufführte, als der andere, den die Kameele einschlugen, dabey aber wegen seiner Steilheit und dem starken Reflex der heißen Sonnenstrahlen vom weißen Gestein so beschwerlich war, daß mir es öfters vorkam, als wollte mir der Athem versagen. Wir fanden übrigens auf diesem Wege deutliche Ueberreste von eingehauenen Stufen. In einer Bergschlucht, in welcher wir, nahe beym Gipfel, ausruhten, zeigte sich ein altes Gemäuer, wie von einer ehemaligen (nun aber ganz versandeten) Eintiefung oder Cisterne für das vom Gebirge kommende Regenwasser. Der höchste Punct, über den unser Weg kam, wurde vom Fuße an in 1 1/2 Stunden erstiegen, doch hatten wir ziemlich lange ausgeruht. Auch hier war ein Gemäuer in der Nähe, das fast an die Bauart eines alten, römischen Wachthauses erinnerte. Die Schlucht, in der wir ausruhten, war nach Erds Messungen 885, der Gipfel des Berges 1360 Fuß über der Meeresfläche; unsere Beduinen nannten das Gebirge Assapha oder Sapha, es ist aber der Madara des Seegen. Von der Höhe gieng es wieder, doch nur kurze Zeit, steil bergunter; hier fand sich in einer Felsenkluft eine natürliche Cisterne mit etwas verhaltenem Wasser, noch von der Regenzeit her, das einige unserer Beduinen begierig tranken. Nach einer kurzen Strecke über die Ebene gieng es abermals stark lehnan. Gegen Mittag kamen wir an das Beduinendorf Kur-nub, welches Brunnenwasser (Cisternen) in seiner Nähe hat, und bey welchem uns der Anblick der großen, schönen Ziegen- und Schafheerden die Ueberzeugung gab, daß nun, Gott Lob, die Wüste bald enden würde. Nachmittags um 2 Uhr kamen wir in ein herrliches, fruchtbares Thal, wo wir zum ersten Male wieder ein ordentliches, dicht gedrängtes, hohes Grün der Wiesen sahen. Hier bemerkte man viele alte Gränzmauern, wie von ehemaligen Feldern. Die Beduinen nannten dieses Thal Atheuche; wir lagerten um 3 Uhr nahe bey dem (dicken) Gemäuer eines alten Kastellartigen Gebäudes. Die Richtung unseres heutigen, etwa 12 stündigen Weges, war im Ganzen NNW. Die Höhe unseres La-

gerplatzes über dem Meere betrug nach Erds Messungen 1414 Fuß.

Charfreytag, den 24. März. Ausritt gegen 6 Uhr; zuerst noch durch das herrlich grüne Thal Atheuche, wo wir ganze Heere von Störchen sahen; dann durch das Thal Ghirfalgula. Gegen 10 Uhr sahen wir in einiger Entfernung zu unserer Rechten ein altes Gebäude mit Säulen (ein Tempel?), dann kamen wir bey gemauerten Brunnen vorbei, aus denen die Hirten ihre Heerden trankten. Dieser Brunnen heißt Bir Melech. Um 12 Uhr ritten wir an dem Beduinendorf im Wadi Melech vorbei und zogen dann über die terrassenartigen Abfälle des Gebirges Chalil zu dem nicht unansehnlichen Flecken Gsinoa oder Samua, vor welchem, in einer Entfernung von etwa 1/2 Stunde, große und viele römische(?) Ruinen standen, welche unsere Araber Arafat nannten. Das Gebirge, über das wir heute gekommen waren, glich ganz unserem Jurakalk. Wir lagerten unten im Thale, vor Samua, in der Nähe der lebendigen Brunnen, deren nach der Aussage der Einwohner sieben da seyn sollen. Unsere Lagerstätte lag 1970 Fuß über dem Meere.

So weit mögen einstweilen diese dürftigen Auszüge aus unserem Tagebuche hier vorausgegeben werden, denn nur bis hierher können sie zu eigentlichen Begleitern der v. Raumer'schen Untersuchungen dienen, indem von unserem Nachtlager am 24. März aus schon am andern Mittag Hebron, die Ruhestätte für unsere diesmalige Osterfeier, erreicht wurde. Wir wenden uns nun zu dem Inhalte der lichtvollen, lehrreichen Schrift von Raumer selber.

Sie beginnt mit einer historischen Einleitung, S. 1 bis 4.

„Als Gott,“ so sagt der Verfasser unter Andern, „das Volk Israel wie einen Brand aus dem Feuer riß, als er es (nicht um seiner Gerechtigkeit und seines aufrichtigen Herzens willen) aus den Heiden erwählte und aussonderte, um durch dasselbe den Segen der Erlösung über alle Völker zu bringen, da bedurfte dieß auserwählte und doch sündhafte Volk, seiner unmittelbaren, augenfälligen, außerordentlichen Führung, um dem Contagium des allgemeinen Götzendienstes zu widerstehen und den rechten Glauben zu bewahren.“

Er bemerkt hierauf, wie sich Gott an diesen



Wolke ganz besonders durch Zeichen, Wunder und Weissagungen als der allmächtige, allwissende Herr erwiesen habe. Durch Weissagung nämlich auch da, als Er schon dem Abraham verkündete: „das sollst du wissen, daß dein Same wird fremd seyn in einem Lande, das nicht sein ist, und da wird man sie zu dienen zwingen und plagen vierhundert Jahre. — Darnach sollen sie ansziehen mit großem Gut.“ Dieser Auszug, dessen Geschichte hier betrachtet wird, war mithin dem Stammvater des Volkes schon 700 Jahre vorher, ehe er geschah, verkündet worden.

Der zweyte Abschnitt von S. 4 bis 8 giebt in meisterhafter Kürze (denn auch diese, und sie ganz vorzüglich, vermag beredt zu seyn) einen Ueberblick des von den Israeliten durchzogenen Landes. Der Ueberblick beginnt bey der großen Wüste, die am atlantischen Meere mit der N.W. Küste Afrika's anhebt und dann ostwärts durch das ganze nördliche Afrika und Mittelasien bis zum großen Meere verläuft. Ein Theil von dieser, jenseits der grünen Nase, die das Nilthal in ihr bildet, ist die Wüste Arabiens, die durch das Edomitergebirge in die westliche Arabia petraea und in die östliche Arabia deserta getheilt wird. Die erstere läuft in der Halbinsel des Sinaigebirges aus.

„Fast inmitten dieses Gebirges, welches ungefähr 16 Meilen im Durchmesser hat, liegen 2 seiner höchsten Spitzen: der Sinai selbst und der Katharinenberg. Am nordöstlichen Fuße des Sinai erbaute der Kaiser Justinian das festungsähnliche Katharinenkloster. Von diesem an sich hochgelegenen Kloster steigt man zuerst in  $\frac{3}{4}$  Stunden auf den Horeb, von hier in  $\frac{1}{2}$  Stunde auf den Sinai. Eine hohe einsame Warte schaut dieser heilige Berg über die Meerbusen von Aila und Suez nach zwey Welttheilen hinüber. Heilig ist der Berg den Juden, in deren Gewissen nach Verlauf von mehr als 3000 Jahren der Eindruck der furchtbaren Majestät des gesegneten Gottes als ein Erbtheil von ihren Vätern fortlebt: heilig ist er den Christen und Muhamedanern, wie eine verfallene Kirche und eine Moschee, welche neben einander auf dem Gipfel stehen, bezugen; die Hälfte der Menschen verehrt den Berg, auf welchem sich Jehovah in seiner Herrlichkeit offenbarte.“

Hierauf folgt, in wenigen, treffenden Zügen, eine Beschreibung der wüsten Hochebene El Tih, dann die der Araba und ihres nördlichen mit dem

Namen Ghor bezeichneten Theiles und jene des Edomitischen Gebirges.

Der dritte Abschnitt, von S. 8 bis 18 beschreibt den Zug der Heere Israels von Raëmses an und durch das rothe Meer, nach Exodus 12, B. 15. und Numeri Cap. 33. Als den Wohnsitz Israels, ihm und seinen Kindern von Pharao im Lande Gosen angewiesen, erkennt der Verf. mit Recht den Distrikt von Heliopolis (On) an. Dieses lag, wie der noch jetzt stehende Obelisk bezeugt, links (westwärts) am Wege von Cairo nach Abusabel fast in der Mitte des Abstandes dieser beyden Orte. Abusabel, wo der Vicekönig von Aegypten eine sehr großartig angelegte Schule für Arzneykunde und Geburtshülfe, so wie für Veterinärkunde unterhält, die wir besuchten, ist von Cairo vier gute Stunden weit entfernt. Noch eine Stunde weiter gegen Norden liegen auf einem Hügel die Ruinen der Judenstadt Tel el Ihüd. Von diesem ihren Wohnsitz aus läßt d. B. die Israeliten ihren Auszug am 15ten Tage des ersten Monates beginnen, und dieselbey, auf Gottes Befehl zuerst, statt gegen Nordost, auf die Straße nach Ghaza, gegen Süden (Exodus Cap. 13, B. 17 und 18) sich wenden. Josephus giebt die Wendung an, indem er erzählt, sie seyen aus Raëmses (Gosen) über den Ort gezogen, wohin später Babylon (bey Alt-Cairo oder Fostat) gebaut wurde; südwärts über diesen Ort hinaus gelangten sie dann in die Ebene von Bessatin, von welchem oben in dem Auszuge aus unserem Tagebuche die Rede war. Die dort erwähnten Gebände und Begräbnißstätten der Juden auf dem Djusch, so wie die Benennung eines Felsen auf dem Torrah: Meravad Musa oder Standort des Moses, lassen auf eine große, nahe Bedeutenheit dieser Gegend auch für die Geschichte des Auszuges der Heere Israels schließen. Deshalb setzt P. Sicard (man vergl. Paulus Sammlungen V. S. 211) den Ausgangspunkt des Zuges in die Nähe von Bezatin, bis zu welchem Orte freylich von Tel el Ihüd 8, von Heliopolis 5 Stunden Weges schon zu machen gewesen wären, ehe der eigentliche „Weg nach der Wüste am Schilzmeer“ hätte beginnen können. Girard's von dem Verf. erwähnte Behauptung, daß das ganze Thal von Bessatin bis zum rothen Meere ein ziemlich

gleiches Niveau habe, „so daß bey geringer Erhebung des rothen Meerespiegels ein Meeressarm aus ihm zum Nil treten würde“, möchte denn doch wohl einer Berichtigung bedürfen; wir stiegen am ersten Tage von Bessatin aus meist und zum Theil bedeutend bergauf, am andern Tage lenkten wir uns auf der Ostseite des Höhengattels der Wüste wieder viel bergab, und dennoch zeigten die barometrischen Messungen eine Erhöhung des zweyten Nachtlagers von fast 600 Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres. Die Ebene Gendely, die Sicard 9 Stunden Weges von Bezatin setzt, war jene Gegend, durch die wir am Morgen des zweyten Tages nach unserer Abreise aus Bessatin (am 15ten Februar) hindurchkamen; jene Gegend, in welcher wir Heerden von Lämmern, Kameelen und Ziegen begegneten.

Die Lage von Etham mag so ziemlich in die Gegend der Stätte unseres zweyten Nachtlagers jenseits Bessatin, zu sehen seyn. Die oben erwähnten, kegelförmigen Bergspitzen, die wir hinter dem gähnen, schwärzlichen Gebirge hervorragen sahen, liegen wahrscheinlich dem Engthale nahe, das von dort zu der Ebene Bede am rothen Meere führt. Statt zu diesem Engthale, wohin allerdings unser verirrer Freund sich hingewendet hatte, lenkten wir uns von hier an in nordöstlicher Richtung nach der gewöhnlichen Karawanenstrasse von Kairo nach Suez hin. Pihachiroth, d. h. der Mund der Löcher, mag nach Sicard, dem unser Verf. bestimmt, identisch seyn mit Thuarak, d. h. kleine Löcher, einer Stelle am südlichen Abhange des Attaka unweit des Meerbusens an der Ebene Bede, wo sich 3-4 Quellen mit salzigem Wasser finden; Baal Zephon wird von beyden für den Attaka, Migdol für den Kuaiba gehalten. Um den Attaka herum führt nur ein stellenweise sehr schmaler Paß, den die Aegypter leicht zu sperren vermochten, nach Suez.

„In der Meeresebene Bede holt nun Pharao mit seinem Heere die Israeliten ein. Wie Sicard, schildert Josephus die Lokalität, in welcher sich die Israeliten hier am rothen Meere befanden. Die Aegypter, sagt er, hatten alle Wege besetzt, auf welchen nach ihrer Meinung die Hebräer nur immer hätten entfliehen können, indem sie dieselben zwischen unzugänglichen Felsenmauern und dem Meere eingeschlossen hielten. Denn ein durch seine Steilheit unzugänglicher Berg (Attaka) läuft in das Meer

aus, und verhindert die Flucht. Deshalb hatten sie da, wo der Berg gegen das Meer abfällt, den Hebräern durch ihr Heereslager den Ausgang in die Ebene versperrt. — An welcher Stelle die Israeliten durch das Meer zogen, darüber kann kein Zweifel seyn, wosfern wir voraussetzen, daß sie die Strasse durch das Thal der Verirrung gegangen sind, eine Voraussetzung, welche (wie dieß der Verf. vielseitig begründet) die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. — Der Durchgangspunkt ist auf der Nordseite der Küstenebene Bede, möglichst nahe dem Vorgebirge Attaka zu suchen, wo das Meer nur 6 Stunden breit ist. Eine arabische Sage (auch wir vernahmen sie aus dem Munde der Beduinen und einige Bewohner von Suez) bestätigt jene Annahme, da nach dieser Sage der Durchgang bey Hün Musa (Brunnen Mosis), die gegenüber dem Attaka liegen, Statt fand.“

Unser Verf. fügt diesen Erörterungen über die Gegend des Durchzuges der Heere Israels durch das rothe Meer noch eine Widerlegung der Vermuthung des ehrenwerthen Niebuhr hinzu, nach welcher Moses die Zeit der Ebbe benutzt haben sollte, um sein Volk durch den schmalen, zugleich aber lang auslaufenden Meeressarm bey Suez zu führen, den unsere Beduinen mit den Kameelen am 18ten Februar des Nachmittags umzogen, wir aber in einem Kahn überschnitten. Hier schliessen sich dann, als ein besonderer kleiner Abschnitt seiner Schrift, einige treffende Worte „über die natürliche Erklärung der Wunder“ an.

Der fünfte Abschnitt betrachtet den Zug der Heere Israels vom rothen Meere zum Sinai nach Exod. Cap. 15 und 16, so wie Numeri 33, und handelt zugleich vom Manna. Daß der Brunnen Howara, den wir oben in dem Auszuge aus dem Tagebuch vom 20ten Februar beschrieben haben, der Brunnen Marah der h. Schrift sey, hat schon Burkhart wahrscheinlich gemacht. Seine Angabe der Entfernung dieser Station von den Brunnen Mosis, stimmt auch ganz nahe mit dem überein, was wir selber darüber wahrnahmen, denn wir machten am 20ten von den Brunnen Mosis aus bis zu unserer Lagerstätte noch einen Weg von 6 Stunden, und brauchten am andern Tage noch länger als 9 Stunden bis Marah (von 7 Uhr früh bis nach 4 Uhr Nachmittags). Burkhart aber giebt den Abstand zu  $15\frac{1}{4}$  Stunden an.

(Schluß folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. Jänner.

Nro. 11.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan etc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Schluß.)

Die „einförmige“ Ebene zwischen Nun Musa und Howara wird Exod. 15. v. 22. die Wüste Sur genannt. Numeri 33 heißt sie Etham, was nach Jablonsky auf ägyptisch terminus maris bedeutet, mithin, sehr treffend eine Ebene bezeichnet, die sich am Saum des Meeres hinbreitet. Von Howara kam Burkhardt in 3 Stunden in das palmenreiche Thal, das er für Elin hielt; wir erreichten dieses Thal, das, wie oben erwähnt, auch an manchen Stellen unseres Weges Wasser enthielt, in 4 Stunden; seitwärts aber von unserer Straße hatten unsere Beduinen ihre Wasserschläuche gefüllt. Die Lagerstätte am Schilfmeer, welche Numeri 33, jenseits Elin aufgeführt wird, ist, wenn sie nach Laborde an der Mündung des Thales Tarbe lag, wohl keine andere, als die, an welcher auch wir am 21. Februar des Abends lagerten. Der kleine Weiher oder See Morkha, der im Sandsteinfelsen dicht am Fuße der Berge in geringer Entfernung von unserer Lagerplatz liegt, soll nach Burkhardt 5 Stunden von Sharendel Elin abliegen; auch wir fanden die Entfernung ohngefähr eben so groß. Die Beduinen, welche den nähern Weg nach dem Sinai einschlugen, hatten uns schon vorher, ehe wir an das Tarbethal kamen, verlassen; es mag aber auch von der Lagerstätte an der Mündung dieses Thales, die unsere Beduinen als guten, ebenen Weideplatz für ihr Vieh gewählt hatten, und von der Ebene am Meere, durch die uns von hier an der Weg

nach Tor führte, ein Weg durch das Thal des Mokateb und nach dem Feiranthale gegen den Sinai hinauführen; denn daß das Mokatebgebirge, das wir am 22. Februar zu unserer Linken hatten, von tiefen, mächtigen Thälern und Schluchten durchschnitten seyn müsse, lehrte uns der Anblick seiner weit von einander absehbenden Felsenhöhen. Nach der Vermuthung unseres Verf. schlugen die Israeliten die seit alten Zeiten gangbare Straße durch das untere Ende des Wadi Nasseb in das nach Burkhardt 3 englische Meilen breite, durch seine Inschriften berühmte Thal Mokateb ein, wohin Laborde die Station der Wüste Ein setzt. Hier war es, wo zum ersten Male das Manna fiel. Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Verf. der verschiedenen Angaben und Meinungen der Naturforscher und Reisenden über das Manna, das in regenreichen Jahren in den Monaten Juny und July, freylich in sehr geringer Menge aus der Mannatamariste träufelt. Dieser Ausfluß wird, nach Ehrenbergs genauen Beobachtungen, durch den Stich einer Schildlaus (*Coccus manniparus*) bewirkt. Wir sahen diese Tamariste, außer im Scheithale, auch im unteren Salthale am 21. Februar und im Thale Hebron; der merkwürdige Stoff aber, den man mit dem Manna der Israeliten vergleicht, wird nur in der Umgegend des Sinai gefunden. Wir erhielten durch die Mönche des Sinai, die ihn auch für das ächte Manna halten, 2 blecherne Büchsen voll; er gleicht an Farbe dem dunklen Honig, ist mit fadenartigen Gebilden durchsetzt, fängt schon bey starker Sonnenwärme an, von selber zu fließen, und schmeckt wie Honig mit Mehl vermischt. Die Mönche halten ihn für sehr gesund und heilsam, besonders bey Brustbeschwerden, und thun sehr rar damit. Allerdings ist es bemerkenswerth, daß die Inssecten der Natur der Sinaigegend noch jetzt einen

Stoff entlocken, der an das Manna in der Geschichte Israel erinnert; aber dieses „Engelsbrod“ ist nicht durch die Kraft der Läuse, sondern durch eine andere Macht erzeugt worden und das jetzige Läusemanna hat weder die nährende Kraft, noch die anderen Eigenschaften, die uns am ächten Manna der mosaischen Zeit der Wunder beschrieben werden.

Raphidim, wo das murrende Volk aus dem Felsen Horeb getränkt wird, sucht unser Verf. im oben erwähnten Thale Sal, in welches die Israeliten, wenn sie vom Wadi Mofkateb durch das Feiran- in das Scheiththal zogen, von diesem (jenseits der Ebene Sznir) gelangen konnten. Nahe von hier im oberen Scheiththale wird aus alter Ueberlieferung noch der Sig des Moses „Mofad Seidna Musä“ gezeigt. Was die Mönche des Sinai für Raphidim angaben, habe ich oben S. 61. erwähnt. Der Ort, wo Israel bey der Gesetzgebung lagerte, war ohnfehlbar das Spahiathal am eigentlichen Fuße des Sinai, (man vrgl. S. 58).

Der 6te Abschnitt beschreibt den Zug der Israeliten nach Kades und von Kades an den Bach Sared nach Num. Cap. 10. V. 12; Cap. 11, 3, 34, Deut. Cap. 1, 2; Num. 33, V. 16 — 44. Kades wird mit Recht (nach Num. 33, V. 3 — 5 und Josua 15 V. 2, 4.) an die Südgränze Palästina's, im Westen der Südspitze des todten Meeres gesetzt. Es lag in der Nähe des steilen Gebirges, das Sezen Madara nennt, und welches wir am 23. März bestiegen (man vergleiche oben das Tagebuch); am Abfall dieses Gebirges, auf welchem uns, wie oben erwähnt, unser Weg an mehreren alten Gemäuern vorüberführte. Es war zu Moses Zeit das Gränzgebirge der Amoriter, und Kades lag zugleich an der Westgränze Edoms; später war hier die südliche Gränze des Gebirges Juda und Palästina's überhaupt. Die Ebene bey Kades heißt in der heiligen Schrift auch die Wüste Zin (Num. 27. V. 14), worinnen Zoar, reich an Palmen, lag, (auch das Wort Zin bedeutet Palme); Paran, in einem engeren Sinne, hält der Verf. für den Namen des nördlichen Theiles der Araba, oder des Ghor; in einem allgemeineren Sinne (das Wort Paran bedeutet eine Gegend, die reich an Hölen ist) scheint es auch einen großen Theil des südlich von Ghor gelegenen Kalkgebirgs-Striches

und seiner Ebenen zu bezeichnen. Hazaroth möchte mit dem grünenden Thale Hadhra, das wir am 9. März durchzogen, eines seyn. Der Verf. nimmt nun mit vieler Wahrscheinlichkeit an, daß der Zug der Israeliten zuerst von dem Sinai den geraden Weg nach Hebron durch die Wüste Tih einschlug, die noch jetzt el Tih henî Israel, die Wüste des Irrens der Kinder Israel heißt. Auf diesem Wege kamen sie in 11 Tagen nach Kades; hier blieben sie mindestens 40 Tage, während die Kundschafter Palästina durchforschten; wanderten dann auf Befehl des Herrn wieder mittagswärts um, nach dem Schilfmeer. Als Lagerstätte werden genannt Ben Jacton, Maseroth (das ist das Gebirge Hor), Horgidgad, Jothbatha (die Gegend des Dorfes der Araba, wo wir am 17. März verweilten). Aber dieser erste Ausbruch von Kades ist nicht mit dem zweyten zu verwechseln, denn die Israeliten waren nach Num. 20. V. 1. noch ein zweytes Mal bey ihrem 38jährigen Verweilen in und an der Araba und dem Ghor gen Kades gekommen, von wo sie dann im 40. Jahre des Auszuges aus Aegypten im Ghor südwärts zum Gebirge Hor zogen, wo Aaron starb. (Num. 20. V. 22 — 29; 33, V. 37 — 40.) Von Hor wanderten sie weiter auf Geozgabeh und nach dem ailanitischen Meerbusen zu und hier befiehlt ihnen der Herr: „Ihr habt dieß Gebirge-Sin nun genug umzogen, wendet euch gegen Mitternacht.“ Es war ihnen verboten. Edom zu bekriegen; sie sollten vielmehr das feste Gebirge Sin umgehen. (Deut. 2. V. 4, 5.) Bey dieser Umgehung schlugen sie den Weg ein, den noch jetzt die von Gaza nach Maan reisenden Karawanen nehmen, wenn sie nordostwärts von Akaba in dem Thale Getum aufwärts auf die Hochwüste der Arabia deserta steigen, welche über 1000 Fuß höher liegt, als die Wüste Tih. (Schon die Mündung des Wadi Musa liegt, wie wir oben sahen, 1954 Fuß über dem Meere, die jenseitige Hochebene gewiß noch einmal so hoch; die jenseits dem Madara gelegene Ebene Ateuze nur 1414 Fuß.) Im Buche der Richter Cap. 11. V. 17, 18 wird der Weg, den die Heere Israels nahmen, noch einmal als ein solcher beschrieben, wobey die Heere Israels von der Sonne Aufgang in der Edomiter Land kamen. Der Zug folgte nun derselben Richtung,

welche noch jetzt der Weg der Karawanen von Mekka nach Damaskus nimmt, über Zalmona (Maan), Phnon (Seezens Phonan in Gebalene), Oboth (Ebode des Ptolomäus), Tjun (Katram) zum Bache Sared.

Der siebente Abschnitt begreift den Zug der Israeliten über die Gefilde Moab nach Edrei, von da zurück zum Gefilde Moab und dann über den Jordan zum Gefilde Jericho, nach Num. Cap. 3, 21 und 22, so wie Cap. 33. V. 44 — 50; Deuter. Cap. 2. u. 3., dann Josua, Cap. 2. 3, 5. Ueber die in den eben angeführten Schriftstellern erwähnten Lagerstätten ertheilt der Verf. folgende Nachweisungen: Beer lag am rechten Ufer des Arnon (Modscheb); auch Mathana, später Maschama, so wie Naaliet und Bamoth sind nach Hieronymus im Gebiete des Arnon zu suchen, namentlich Mathana lag 12 Mill. (gegen 5 Stunden) in Osten von Madba, vielleicht da, wo Berghaus Mescha, nahe an den Quellen des Arnon, verzeichnet. Nach der durch Burthardt und Seezen bekannten Naturbeschaffenheit des unteren Arnonthales, so wie nach Num. 21, V. 13; Deut. 2. V. 18, 24, 26 und Richter 11. V. 18 wird es wahrscheinlich, daß die Israeliten weiter gegen Osten, auf der Morgenseite des Landes Moab über den oberen Arnon zogen und jenseits desselben nach der Schlacht an Sihon westwärts zum Pisga am todten Meere und zum Gefilde Moab sich wendeten. Von hier brachen ihre Heere auf über den unteren Jabock zur Schlacht bey Edrei an dem Og von Basan und seinen Heeren und kehrten nach erlangtem Siege abermals zurück zum Gefilde Moab, von wo sie, nach Moses Tode, Josua durch den Jordan führte. Auf dem Gefilde Jericho hielten sie Passah am 14. Tage des Monats Abib, im 41. Jahre seit dem Auszuge aus Aegypten, aßen vom Getraide des Landes — das Manna hörte auf.

Wir können diese Anzeige nicht besser schließen, als mit den Schlussworten des Verfassers selbst:

„Des Herren Wort ist wahrhaftig und was er gesagt hat, hält er gewiß. Was er vor Jahrhunderten den Ervätern Abraham, Isaak und Jakob zugesagt, war nun erfüllt und ward fernerhin erfüllt. Er hatte ihre Nachkommen mit starker Hand aus Aegyptenland, aus dem Diensthaufe erlöst und das Volk gerichtet, dem sie dienten; er hatte sie

wunderbar durch das rothe Meer geführt zu dem heiligen Berge Sinai, wo er ihnen in furchtbarer Herrlichkeit das Gesetz gab. Mit Manna hatte er sie gespeist, mit Wasser aus Felsen getränkt. Vom Sinai leitete er sie an die Gebirge des Landes der Verheißung durch die entsehlliche „Einde, da es heulet.“ Aller Wunder ungeachtet verzagt Israel hier beim Bericht der Kundschafter an der siegreichen Hülfe seines Gottes und muß zur Strafe seines Unglaubens dem ersehnten Lande den Rücken zuwenden, und 38 lange Jahre in der Wüste wandern. Nach Verlauf der Strafzeit kehrt des Herrn starke Segenskraft zu seinem Volke zurück; es ungeht das Gebirge Esau's, überschreitet den Sared und Arnon, besiegt zwen Könige der Amoriter und wird, nachdem Moses, der Knecht Gottes, auf dem Nebo gestorben, von Josua durch den Jordan in das verheißene Land gebracht. Nun beginnt das Vericht über die Kanaaniter; die Bestimmung des Landes, wie es dem Abraham verheissen war; es beginnt die Erfüllung des Gebetes Moses: Bringe sie hinein und pflanze sie auf dem Berge deines Gebrüthes, den du Herr, dir zur Wohnung gemacht hast; zu deinem Heiligthume, Herr, das deine Hand bereitet hat. — Ja, der Herr wird König seon, immer und ewig!“



Mémoires secrets et inédits de la Cour de France sur la fin du règne de Louis XIV, par le marquis de Sourches, grand-prévôt de France etc. suivis de documens inédits relatifs à la révocation de l'édit de Nantes, avec une introduction et des notes par Adhelm Bernier, avocat etc. Paris 1836. Tom. I. XLVI. 403. Tom. II. 409. 8.

Den ersten Band und die Hälfte des zweiten nimmt die Schrift ein, welche der Finder und Herausgeber mit größter Wahrscheinlichkeit dem auf dem Titel genannten Marquis v. Sourches beqlagt. Es sind Monatsberichte (ausdrücklich für die Nachwelt bestimmt, I. 177), fast ohne andern Inhalt als das Taggespräch an dem Hofe zu Versailles, (in den Jahren 1685 und 1686; mehr ist bis jetzt nicht gefunden, der Herausgeber fordert aber zur Nachforschung nach anderen Stücken der ver-

mutzlich sehr umfangreich gewesenen Handschrift auf; z. B. II. 212 über die Haare des älteren Dauphins (Greßvaters Ludwigs XV): Monseigneur conservoit depuis long-temps les plus beaux cheveux du monde, qui étoient l'admiration des François et des étrangers; mais soit qu'ils l'incommodassent à la chasse, ou par quelqu'autre raison qui ne fut pas connue, il se les fit couper alors et prit une perruque, malgré les remontrances de tout le monde. Dazu sind von dem Verf. eine Menge theils erläuternder, theils beurtheilender, manchmal sogar etwas freymüthiger Anmerkungen beygefügt; z. B. zu der eben angeführten Stelle, die folgende: Tout le monde fut au désespoir de ce qu'il se fit couper les cheveux, et parce qu'il n'y en avoit pas au monde de plus beaux, et parce que la perruque qu'il prit ne lui séoit pas la moitié si bien. — I. 275. über die Dragonaden. Cette manière de convertir étoit un peu nouvelle, mais elle ne laissoit pas de faire de bons effets. — I. 340. über den berühmten Huet: c'étoit un homme savant, d'une certaine science qui n'étoit pas agréahle. — II. 11. über Ludwigs XIV. Erklärung, daß er die Ansprüche seiner Schwägerin an die Rheinpfalz geltend machen werde: C'étoit là un beau prétexte pour recommencer à mettre le feu dans toute l'Europe. — II. 52. über die Ernennung eines Herzogs zum Hofmeister des Herzogs von Chartres (nachmaligen Regenten): Il auroit mieux valu prendre un homme capable qu'un homme titré. Auch der Herausgeber hat Anmerkungen, meist chronologische, zugegeben; z. B. I. 325, daß die Ernennung eines Hru. v. Argouzes zum Finanzrath am 12ten und eines gewissen Bonrepos zum Lecter am 18ten November geschehen sey; II. 153, daß ein Marquis von Lutin am 20ten August seine Hochzeit gefeyert habe.

D'Alembert gedenkt eines Mannes, der seine Unbekannschaft mit der Geschichte gern eingestanden, aber sich damit getröstet habe, daß Geschichte ja doch nichts anderes sey, als eine Reihe Vorgänge, wie man deren täglich sehen könne. Wenn das Geschichte wäre, was hier erzählt und erläutert wird, so hätte der Mann Recht gehabt. Freylich ist die Unerheb-

lichkeit einer Menge von Dingen, die für Geschichte ausgegeben werden, an dem vorliegenden Beispiele nicht größer, nur mehr in die Augen fallend als an tausend andern. Ein deutscher Historiker z. B., der die Erwerbungen eines Stiftes oder eines Grafengeschlechts ausführlich erzählt, möchte dem Marquis von Sourches kaum etwas vorzuwerfen haben.

Von ganz anderem Gehalte sind die mémoires inédits de Nicolas-Joseph Foucault, welche die zweyte Hälfte des zweyten Bandes ausfüllen; nur Auszüge zwar, die aber der Herausgeber so verständig gemacht hat, daß nichts Unnützes darin anzutreffen ist. Foucault (geb. 1643) war von 1674 bis 1703 Intendant (etwa das, was jetzt ein Präsekt ist) zuerst in Montauban, dann in Pau, zuletzt in Caen. In jedem dieser Bezirke waren die Calvinisten zahlreich. Hier sind alle Gestalten des Druckes offen dargelegt, die man gegen sie, auch schon vor der Aufhebung des Edicts von Nantes, anwandte. Foucault war einer der eifrigsten in diesem Geschäfte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß vorzüglich seine Berichte, nach welchen es, wo er war, bald fast keine Calvinisten gab, jene Aufhebung veranlaßt, wenigstens beschleunigt haben. Er ist unzufrieden mit einem Bischöfe (281), der ein milderes Verfahren wünscht; mit katholischen Gemeinden (343), von welchen Zusammenkünfte der Convertiten verhehlt werden; mit dem Hofe selbst (284, 338, 351), der zu viel Nachsicht hat. So weit er aber in seinem Diensteyfer geht, thut er dem verächtigten Louvois (Mordbrenner der Rheinpfalz), doch kein Genüge (308, 341, 355). Freylich war dieser allen Angestellten, die, wie Foucault, durch Colbert befördert worden waren, abgeneigt. Da man über das Verfahren der franz. Obrigkeiten gegen die Calvinisten zwar viele Nachrichten von diesen selbst, aber nur wenige von jenen hat, so sind diese Memoiren als eine Bereicherung der Geschichte anzusehen.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Jänner.

Nro. 12.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.

- 1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. Hamburg, 1837. XXI. und 406 S. gr. 8.
- 2) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band, mit einer Kupfertafel und einer Karte. von Böotien. Berlin 1837. gr. 8.
- 3) Panathenaica. Auctore Herm. Alex. Müller. Bonnæ. 1837.
- 4) Lettre à M. L. de Klenze, sur une statue de heros Attique récemment découverte à Athènes, par M. Raoul-Rochette (Extrait des Nouvelles Annales publiées par la section Française de l'Institut Archéologique.) Paris 1837. 8.
5. Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monnments figureés de Venus en Orient et en Occident, par M. Felix Lajard, Membre de l'Institut (Académie royale des Inscri. et B. L.) Première Livraison, Tableau lithographié et planches II V VII VIII et IX. à Paris 1837. (Der Text ist 4.; die lithographische Tafel und die Kupfertafel in gr. Fol.)

Wollte man diese fünf Schriften ihrem ganzen Inhalte nach, Capitel vor Capitel darlegen, und den Gang, den ihre Verfasser genommen, Schritt vor Schritt beleuchten, so wäre dazu ein eigenes Buch erforderlich, zumal da noch einige andere, im obigen Verzeichniß nicht angeführte, neueste Schriften hier berücksichtigt werden mußten. Auch ist von

einer derselben (Nr. 2.) nur erst ein Theil erschienen, von einer andern (Nr. 5.) nur die Einleitung und das erste Capitel. Dinehin werde ich mehrere Ergebnisse der in ihnen (besonders in Nr. 1 und 5) niedergelegten Untersuchungen bey der ferneren Umarbeitung meiner Symbolik und Mythologie berücksichtigen müssen. Es kann daher hier nur von den Grundsätzen die Rede seyn, wovon diese Verfasser ausgehen, von dem Geist, in welchem sie die Religionen des Alterthums aufgefaßt haben; oder mit andern Worten, es kann innerhalb der Schranken dieser Anzeige nur eine Charakteristik der neuesten Richtungen, welche die Mythologie und Cultusgeschichte genommen, versucht werden, und obschon zwey dieser Schriften (Nr. 1. u. 2.) zu einem allgemeinen Principienkrieg Aufforderungen genug enthalten, so will ich doch auf das System meiner Antithesen, wie ich es ganz neuerlich im allgemeinen Theil oder im ersten Hefte der Symbolik dritter Ausgabe dargelegt, für jetzt verweisen; ja, um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, will ich Ton und Art dieser sämtlichen Schriften hier nur an Einem den Attischen Religionen angehörigen Mythos und Kultusbild deutlich zu machen suchen, deren in den vier ersten dieser Schriften mehr oder minder Erwähnung geschieht, und worauf die fünfte schon in ihrem ersten Capitel einige Lichtstrahlen wirft; woran ich schließlich, aus Anlaß einer neulich mir vorgelegten Frage, meinen eigenen Auslegungsversuch anknüpfen werde.

Ueber seine mythologischen Grundsätze hat sich der Verf. von Nr. 1. in einer einleitenden Zuschrift an den Hrn. G. W. Nitzsch offen und männlich erklärt. Nachdem das Geschäft des Mythologen als ein dreysaches bezeichnet worden: Mythekritik, Mythenerzählung und Mythenergese, heißt es ferner (S. IV. f.): „Zuerst, wie ich bey der Kri-

sist der Mythen verfahren bin. Ohne Zweifel ist sie die wichtigste jener einzelnen Operationen, denn ist wohl ein Gebiet der Alterthumskunde, wo die Ueberlieferung so fragmentarisch, unordentlich und in jeder Beziehung entstellt vorliegt, als auf dem der Mythologie? Da hatte ich nun zwischen den beyden Methoden zu wählen, welche neuerdings geltend gemacht sind, die eine zuerst von Voss, dann besonders von Lobeck, die andere von Müller (K. D.). Beyde haben ihr Wahres, so daß ich weder der einen, noch der andern ausschließlich folgen zu müssen glaubte; im Ganzen aber habe ich doch jener ersten den Vorzug gegeben. Ich möchte sie die literarisch-kritische, die zweyte die historisch-kritische nennen.“ Beyde Methoden werden darauf ausführlich charakterisirt und beurtheilt; wobey jedoch auch auf andere Methoden Blicke geworfen werden. In der Erörterung über Mythenverzählung tritt als Hauptsatz dieser hervor (S. XIV.): „Die Mythen sind doch zunächst Gedichte,“ welches mit dem früher ausgesprochenen Satze zusammenhängt, (S. IV.) „daß die griechische Mythologie wesentlich Product der Poesie, namentlich des Epos sey“ und „Homer ist dieser Methode der feste Stützpunkt, an welche sie ihre Forschungen überall anlehnen, und auf welchen sie sich bey jeder Unsicherheit zurückbeziehen kann“ u. s. w. Ueberhaupt soll der Mythos so viel als möglich wieder hergestellt werden, wie er in den besten Zeiten der griechischen Litteratur war und welcher den Griechen jenes plastisch-poetische Behagen gewährte, weswegen er ihnen vorzüglich (häufig bloß deswegen) theuer war. An die ästhetische Anschauung richtete er sich, wie die Dichtung oder die Statue (der Mythos ist gewissermassen ein Mittelding zwischen beyden): und eine solche sollten wir zunächst bey ihm suchen, nicht einen abstracten Sinn, dessen Ausfindung „nur seine formelle Schönheit zu zerstören, und somit sein Wesentlichstes zu vernichten dient.“ Aus der Erörterung über Mytheneregele genügt es den Satz hervorzuheben, (S. XVIII.) „Lobeck habe die Charakteristik der griechischen Religion außerordentlich gefördert.“ Am Schlusse dieser Einleitung sagt endlich Hr. Pr. (S. XX.): „Frühere Untersuchungen über die in diesem Bande behandelten Gegenstände gibt es von Welker und von

Creuzer. Sie werden diese wenig berücksichtigt finden, theils weil die Differenz der Methode zu groß war, theils weil ich nicht wußte, in wie weit diese Gelehrten jetzt noch auf ihre Resultate bestehen würden, da namentlich von Kreuzer eine Umarbeitung des vierten Bandes noch zu erwarten steht.“

Vielmehr aller vier Bände, sage ich. Da ich aber nicht den geringsten Grund finde, von meiner Betrachtungsart und Methode abzugehen, so möchte, bey manchen einzelnen Aenderungen und Verbesserungen, im Ganzen die Differenz von der des Hrn. Pr. leicht noch größer werden. — Wie ich jedoch neulich vor dem Publikum der philologischen Gelehrsamkeit und dem kritischen Scharfsinne seines Führers, des Hrn. Lobeck meine volle Anerkennung und aufrichtige Werthschätzung gewidmet habe, eben so gern und willig erkenne ich die philologische Eüchtigkeit und das kritische Talent des Hrn. Preller an, Eigenschaften, die sich in diesem Buche, wo es sich um Berichtigung von Textstellen und um Sprachuntersuchungen handelt, nicht selten auf das glänzendste bewähren; lasse auch seinem unermüdeten Fleiße in der Quellenforschung, sowie den Verdiensten des reichen Details, wodurch sich sein Buch dem Mythologen empfiehlt, die größte Gerechtigkeit widerfahren, ja ich stehe nicht an, dieses Werk als einen nützlichen Beytrag nicht nur zur Lehre von den chthonischen und agrarischen Gottheiten, sondern auch vieler andern zu bezeichnen.

Und dennoch muß ich dieses Werk ein mißlungenes nennen; denn was ihm fehlt, sind eben die Hauptsachen. Zuwörderst jener Sinn für das höhere Alterthum, für jenes unreflectirte Leben und Dichten der Völker der Vorzeit. Es gebriecht an jener naiven Beweglichkeit der Phantasie, die in die kindlichen Lebensäußerungen urweltlicher Menschen sich einzuleben vermöchte. Die Mythen und Culte werden hier ganz äußerlich genommen und mit Verstandesoperationen behandelt. Das erscheint nun wissenschaftlich, ist aber nicht jene Wissenschaftlichkeit, wie sie die Mythologie fordert. Diese verlangt wissenschaftliche Empfindung, (*επιστημονική αισθησις*, wie ein alter Philosoph diese Eigenschaft bezeichnet). Es gebriecht an jener Genialität, welche das religiöse Leben und dessen Ausdruck, Symbol, Cultus und Mythos in seiner Wur-



zel zu erfassen, und in seinem Wachsthum und Ausbreitung, in Stamm, Aesten, Zweigen und Blättern zu entfalten vermag. Daher jener Mangel an Einheit eines Princips, worin die Cerealische Religion aufzufassen und vor Augen zu stellen war; Agglomeration an der Stelle des Organismus; atomistisches Verfahren, welches die mythischen Bestandtheile von außen her zusammenträgt und neben einander stellt, statt die Lebensmomente der alten Naturreligionen dynamisch zu durchdringen.

Offenbarte sich der Wissensdrang im Menschen zuerst als Mythenliebe (*φιλομύμων γὰρ ὁ ἄνθρωπος, προοίμιον δὲ τούτου τὸ φιλόμυθον*), und haben Gesetzgeber und Gemeindevorsteher dieses Naturell des vernünftig sinnlichen Wesens, Mensch genannt, das sie zu bändigen und zu bilden hatten, viel früher in Verachtung gezogen, als die Poeten, wie der klare und verständige Strabo bemerkt (l. p. 49 sq. Tzsch.), so hatten auch die mit ihnen verbundenen ältesten Bildner der Menschenstämme für Cultushandlungen, Liturgien und Lieder gesorgt, welche diesem kindlich mythischen Wissensdurst Befriedigung gewährten; oder mit anderen Worten, und um hier auf griechischem Boden stehen zu bleiben, Griechenland war der Mythen Mutter (*μυθοτόκος Ἕλλας*), nicht die Poesie war es. Die Poesie war der von dem Volke gebornen Mythen Organ und Ausdruck, — erst lyrisch, in Formeln, Anrufungen, Beschwörungen, wie in Bitt-, Dank- und Sühnopfern, in mimischen Tänzen und sinnbildlichen Gebräuchen — den noch ganz elementarisch psychischen Zuständen primitiver Naturvölker gemäß. Es war spät am Tage, als das Epos Eingang finden konnte, eine in ihrer höchsten Ausbildung ganz anthropistische Poesie, d. h. eine Dichtungsart, welche von dem Wesen der Naturkulte nicht anders sang, als ob es eben herrliche Menschen wären.

Was heißt es nun, den Homer voranstellen, seine Gedichte zum Ein- und Ausgang der mythologischen Forschungen machen, und zwar mit dem Bedeuten, der Mytholog habe vor allem das plastisch-Schöne ans Licht zu stellen, als woran die herrlichen Griechen ihr Wohlgefallen gehabt? heißt das nicht verbieten, vom Anfang anzufangen? heißt das nicht die Mythologie zur Sklavin der Aesthetik machen? sind dem Entomologen die Me:amorphosen

von Raupe und Puppe gleichgültig; freut er sich erst des Farbenspiels an den Flügeln des flatternden Zwiefalters, und soll der Mytholog sich nichts bekümmern um die Ahnungen, Gebilde und Dichtungen der noch ganz elementar in die Tiefe der Natur versunkenen Pelasger?

Aber Homer, heißt es, ist ja doch der älteste Zeuge. — Wohl — aber seine Religion und die seiner Helden ist nicht die älteste. Wer vom homerischen Olymp ausgeht, ist gerade auf dem Wege, um die Ursprünge des religiösen Lebens unter den Griechen zu verfehlen, und auf diesem Wege macht die Mythenforschung des Verfassers einen wahren Rückschritt. Freylich sind die homerischen Poeme ein Spiegel der Zeiten und reflectiren auch in einigen Parthien uralte Zustände selbst auf dem religiösen Gebiet. Hätte unser Verfasser eine solche Spur uralter Culte zum Ausgangspuncte genommen, so hätte er für seine Erörterung über Demeter und Persephone einen sichern Anfang gewonnen. Ich will sagen, er hätte mit seinem Homer zu den alten Göttern auf der Athenerburg wandern müssen, zur Burg des Erechtheus, welchen Athene pfl egte, nachdem ihn die Erde geboren (*Iliad. β. 546.*), hätte er die Wiege der ältesten agrarischen Gottheiten und Götterdienste auffinden und die in der Sache liegende Einheit für seine Untersuchungen gewinnen wollen. Zwar wird des Erechtheus-Erichthonios gedacht (*S. 292*), und den Beziehungen des eleusinischen Gottesdienstes zum Pallascultus von Athen ist ein eigener Excurs (der fünfte *S. 391 — 395*) gewidmet; — aber die Sache ist doch nicht bey der Wurzel angefaßt — sonst hätten die uralten Pallasculte zur Grundlage gemacht werden müssen.

Aber freylich möchte Hr. Pr. jenen altattischen Schlangengott wohl nicht mit günstigeren Augen ansehen als er (*S. 156 — 158*) die Arkadische Demeter-Erinnyß mit den Ross- und Schlangentheilen ihres alten Cultusbildes angesehen hat; worüber er sich so äußert: „Wie absurd, die Acker Göttin unter die Erinnyen zu versetzen, wie häßlich diese Sitten-Maskerade.“ Ich will hier nicht davon sprechen, daß die Ceres-Erinnyß schon aus der Hungersnoth erklärbar ist, deren in derselben Erzählung (*S. 158*) gedacht wird, und daß in dem Mythos von Erysichthon-Aethon (*αἰθων* Heißhun-

ger) der Verfasser (S. 333) selbst von Fluch und Pein redet, welche Demeter verhängt habe. Schon Bölkner (Myth. Geographie S. 219) hätte den Verfasser auf einen andern Standpunct stellen können, wo er sagt: „— und wie auch nur eine Eigenschaft oder Seite einer Gottheit in einer Mehrzahl von Personen erscheint: Zeus der Donner in den Cyclophen, — Demeter in den Erinnungen.“ Ich will nur auf die ästhetisirende Pruderie aufmerksam machen, womit Hr. Preller solche Dinge behandelt, und auf seine Verschlossenheit gegen Bilder und Mythen, deren Nothheit nur von dem unbefangenen religiösen Sinn richtig aufgefaßt werden kann.

Ueberhaupt, und dieß ist ein Hauptgebrechen dieses Buches, ist die hieratische Bildnerey nicht gehörig beachtet worden. Zwar hat der Verfasser einen Excurs (nr. 2. S. 371 ff.) gegeben: „Zur Kunstmythologie des Demeterkreises“ überschrieben; aber theils ist hiermit die Bildnerey dieses Cyclus bey weitem nicht erschöpft, theils sind die hier nachgetragenen Notizen über die bildlichen Darstellungen beyder Göttinnen nicht mit der Betrachtung ihres Wesens und ihrer Charakterzüge organisch verbunden worden. Sodan klagt ja Hr. Pr. selbst (S. X.) über die Beschränktheit unserer Kenntniß von den Lokaltraditionen der Griechen „über mangelhafte Kenntniß der Cultusbilder, der gottesdienstlichen Verrichtungen, der Feste und des Opferwesens“ (S. XVIII.). Ergänzen uns denn die Bildwerke diese Lücken unserer Kenntnisse nicht? Sind diese Denkmale nicht auch Quellen, so gut wie die Nachrichten der alten Schriftsteller? Und hat uns nicht allein das letzte Jahrzehent mit einem großen Schatze von monumental-bildlichen Antiken und Anticaglien, besonders von Vasen und Münzen bereichert? Wie sehr ist hierdurch nicht allein der Kreis der cerealisch-chthonischen Gottheiten erweitert worden! Aber freylich wollen solche hieratische Bildwerke recht verstanden seyn. Zum rechten Verständniß gehört aber ein offener, vorurtheilsfreyer und religiöser Sinn, welcher an Gebilden, die sich unabhängig von der verschönernden Poesie, Jahrhunderte lang bey Griechen und Italienern, geheiliget durch den Cultus erhalten haben, nicht die Maßhaltung und Vollendung der poetisch durchge-

bildeten Kunstwerke sucht. — Wer sie mit bloß ästhetischem Auge betrachtet, wird sich nicht einmal die Mühe geben, ihre religiöse Bedeutung herauszufinden.

So viel im Allgemeinen. Ueber Einzelnes (denn das Einzelne würde zu weit führen) will ich nun einige Bemerkungen machen. Hier lasse ich nun gleich die Frage fallen, ob es der ganzen Untersuchung nicht zuträglich gewesen wäre, mit dem anzufangen, was der Verfasser Analogieen der allegorisch-sentimentalen Anschauungsweise im Mythos vom Raube der Kora nennt, was aber im Grunde das ältere morgenländische Element ist (S. 241 ff.). Allein da dem Hr. Pr. (S. 266) nun einmal „das Substrat der homerischen Götterwelt der Mensch ist,“ und da ihm die Frage gar nicht einfällt, ob die homerischen Götter doch nicht bloß anthropizirte (vermenschlichte) Naturkräfte seyen, viel weniger die Nothwendigkeit einer genetischen Deduction dieser bis zum Homer sich allmählig vollendenden Metastase, da er einmal von dem Satze ausgeht, (S. 1 vergl. S. 197 Anm. 32.) „was sich bey Homer finde, dürfe für das Primitive gehalten werden“ — so müssen wir uns nun einmal in eine solche Anordnung finden. Unseres Bedünkens rächt sich jedoch eine solche Umkehrung der natürlichen Ordnung gleich im Verfolg durch grundsalsche Sätze, wie z. B. folgenden (S. 2): „das Mystische ist als allgemeines Religionselement in jeder historischen Religion ein nothwendiges, und muß also überall, entweder früher oder später zu seiner Entwicklung gelangen. Auch hat es sich bey den Griechen nicht lange nach Homer geltend gemacht“ u. s. w. Da frage ich nun gleich wieder, weil uns gerade dieser Mythos in unsrer kritischen Uebersicht schließlich beschäftigen muß, ob denn (Iliad. β. 546) das Ἐπεχθῆος, ὃν ποτ' Ἀθήνη σπέψε — — τίτε δὲ Ζεῖδαρος ἀρουρα — keine Elemente eines „vorhomerischen durch und durch mystischen Dogma enthält?“ — S. 15: „Homer kennt auch die Gaa nicht anders, als in der Bedeutung des bloßen Erdbodens“ (vergl. S. 32).

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. Jänner.

Nro. 13.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller u.

(Fortsetzung)

Man vergleiche jetzt auch Gottfr. Hermanns Behauptung: *Taia* sey bloß die Materie des Erdkörpers (Zeitschrift für Alterth. Darmstadt 1837. S. 815). Hier sind die pelasgisch-dodonäischen Elemente ganz außer Acht gelassen, welche doch Homeros schon so bedeutend hervorhebt (Iliad. XVI. 233 ff.), worin neben dem Zeus die Früchte hervorbringende Erde als Grundwesen erscheint (Pausan. X. 12, 5.); wie denn der halbmythische und theologische Pherecydes von Syros mit seinen vier Urpotenzen *Zeus*, *Xpónos* und *Xθων* und *Τη* (vergl. S. 186) die Grundelemente, das Grundthema aller griechischen Naturreligion erschöpfend bezeichnet, wo aber die bloß materielle Erde *Xθων* ist, *Τη* hingegen die fruchtbare. — S. 17: „Ueberall sind Homers Götter menschlich mehr, und von so concreter Persönlichkeit, wie der Einzelne, dem du im Leben begegnest.“ Im Gegentheil, sie sind gigantisch, nicht selten geisterhaft und oft von sehr unbestimmten Formen. — Weil der Verfasser in seinem Homer die Bruchstücke ältester Culte und Cultusbilder organisch zu verknüpfen unterlassen, müssen ihm Widersprüche und Schwierigkeiten begegnen, wie S. 26: „das Unpassendste aber und etwas gewissermassen Widersinniges bleibt immer dieses, daß diese „bloße Erscheinung auf der Erde, welche die *Κόρη Αχυντρος* präsentirt, eine waltende Macht und Herrscherin über die Todten unter der Erde seyn soll.“ (vergl. S. 23 und S. 187, wo selbst

doch des chthonischen Zeus gedacht wird). Wenn nun aber Homer (II. IX. 457) neben dem Zeus *καταχθόντος* eine *επαινή Περσεφόνηα* kennt, so ist dieß eine Anspielung auf einen uralten Zeus *τριόψαλμος* (Pausan. II. 24. 5.), eine, wenn auch nicht klare, Ahnung der ältesten Lehre von der Einheit des göttlichen Wesens, der daraus entsprungene Dreyheit und endlich der populär gewordenen Vielheit. Nach der in der Mitte liegenden Triplizität hatte man früher als Homer gehabt: eine Hera-Persephone (die olympische), eine Demeter-Persephone (Gaia, die oberirdische), und eine Persephone-Hekate oder P. Stygia (die unterirdische); zu S. 57 vergl. S. 121 Anm. 112: „die Chthonien zu Hermiene“ bemerke ich: „*Χθόνια* hat für das Fest auch Siebelis im Pausanias (II. 35. 4.). Böthwollte *Χθόνια*; Jakobs (zum Melian II. A. XI. 4. pag. 374) hat aus Handschriften *την ιορτην χθονιαν* beygehalten. — In den Vorbereitungen zur Betrachtung des Homerischen Hymnus auf die Ceres werden (nach Pausanias IX. 27. 2) Hymnen des Orpheus und Pamphos auf den Ceres erwähnt, wobey man sich wundern könnte, daß der Verfasser eine Stelle des Plato (Sympos. p. 177 A. B.) außer Acht gelassen, wonach es ja zu Sokrates Zeit noch keinen Hymnus und kein Enkemon auf den Amor gegeben habe. Vielleicht hielt ihn die andere Stelle dieses Philosophen (Phaedr. p. 252 B) ab, wo von Lobgedichten der Homeriden auf den Ceres die Rede ist. — Allein was konnte ihn abhalten oder zaghaft machen, da er ja gleich auf der folgenden Seite (63) mit der Vermuthung hervortritt, daß die ganze für die Lykomiden gemachte Sammlung Attischer Hymnen des Pamphos, Musaios und Orpheus erst 200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ihre Redaction für den damaligen Gebrauch erhalten habe. — Ueber den homerischen Hymnus

selbst äußert sich Hr. Pr. im Verfolg (S. 75. ff.) so: „Wie also, wenn man annähme, die beyden Hymnen, welche Pausanias benutzte, und von denen der eine auf uns gekommen ist, der des Pampchos und der Homerische, wären bloß verschiedene Modificationen eines und desselben Gedichtes, welches von dem alten Pampchos ausgegangen war, gewesen, der eine in die attische Hymnensammlung, der andere in die homerische übergegangen“: und S. 79 wird gefolgert, „daß der homerische Hymnus auf die Ceres in der Zwischenzeit zwischen Antiochus und Apollodoros zu der Gestalt, in welcher er in die homerischen Sammlungen übergegangen und mittelst ihrer auf unsere Zeit gekommen ist, sich fixirt habe.“ — Nach solchen Einleitungssätzen wird man nun von selbst erwarten, daß in der Kritik oder in dem Reinigungsprozeß dieses Hymnus mit großer Sorgfalt Alles als Interpolation beseitigt wird, was derselbe recht alterthümlich-kernhaftes und religiös-Tiefes enthält. Da werden z. B. Epitheta, wie *πολυσημάντωρ* und *πολυδέζμων* verdächtig gemacht, da doch das erstere nichts anderes heißt, als was Lasos mit seinem *κλυμενος* gemeint hatte (Pausanias II. 35. 5), und das Zweyte durch den Volksmythos von Perseus und Polydektos, sowie durch den Hades *Ἀγχιλαος* und *Ἀγχισάνδρος* (Herodot. VI. 56 mit Valcenaer) sich als volksthümliche Vorstellung vom Pluto rechtfertigt. (Gelegentlich bemerkt, sollte S. 89, Not. 29 für *Ἀγχιώνη* stehen *Ἀγχιώνη*). — Doch was wäre damit ausgerichtet, wollte man hier gegen Einzelnes streiten? Wer da wissen möchte, wie viel oder vielmehr wie wenig nach diesen Ausscheidungen übrig bleibt, lese S. 106 und 107. — Solche Trennungsprozesse sind überhaupt dem kalten Verstande des Verfassers besonders zusagend, z. B. am Schluß der Erörterung über den Sinn des Mythos (der Verf. sagt lieber: der Mythe), wo es heißt (S. 130): „Es scheint, daß dieses ursprünglich zwey verschiedene Themata derselben Mythologie gewesen sind, das eine von den Stiftungen der Demeter, in Folge deren der Erdboden Acker und das wilde Gewächs des Feldes veredelte und veredelnde Culturfrucht geworden ist, das andere von den Ereignissen in der Götterwelt, in Folge deren dieses bestimmte Doppelverhältniß der Persephone zum Aidoneus und

zur Demeter sich gebildet hat, die Allegorie der Naturordnung.“ Eine tiefe Betrachtung weiß von solcher Duplicität von Thematen nichts. — Mit S. 146 beginnt nun die Uebersicht der durch die übrigen griechischen Länder hindurchziehenden Verbreitung des eleusinischen Mythos. Weil hier der Perieget Pausanias so viel Bedeutsames an alten Cultusbildern, Gebräuchen und Mythen beibringt, so muß er vor allen Dingen auf den geringstmöglichen Werth herabgesetzt werden, hoffentlich bey Unbefangenen nicht mit besserem Erfolge, als dieß im vorigen Jahrhunderte schon von Wieland versucht worden, in dessen Fußtapfen ein so tüchtiger Philologe, wie Hr. Pr. ist, nicht hätte treten sollen. Dieß offenbart sich gleich auffallend in Behandlung der arcadischen Ceresculte und Mythen. Jedoch hat mir hier, wie bey andern Sägen des Prellerischen Buches, Freund K. Fr. Herrmann in seiner Schrift *Quaestionum Oedipodearum Capita tria Marburgi 1837. pag. 69. ff.* das epikritische Geschäft abgenommen. Ich will daher die Leser auf diese gehaltvollen Abhandlungen verwiesen haben, und nur probenweise zwey Stellen derselben ausheben: „Quod enim Prellero nuper (heißt es pag. 74. sq.) visum est, haec omnia ex nescio quibus poetarum figmentis sero demum ita composita esse et quasi ex diversis partibus in unum coisse, ut primum quidem Arion equus, Neptuni equestris progenies, quia ad ulciscenda Thebanorum Scelera cum Adrasto proficisceretur, Erimyn matrem acceperit, deinde vero, quum apud Antimachum terram matrem nactus esset, hac cum Cerere permixta et duabus matribus fabulosis inter se confusis et conflatas, Cereris Erinnyis filius exstiterit, atque ita demum haec in Neptuni matrimonium concesserit — id nescio utrum magis contra veterum auctorum fidem an contra rei ipsius naturam excogitatum dicam.“ Und hier haben wir in der That ein recht schreyendes Beispiel von jenem unseligen atomistischen Verfahren, wie ich es oben im Allgemeinen bezeichnet habe. Solche zusammengetriebene gezwungene Erklärungen konnten nicht ausbleiben, wenn man von dem Sage ausgeht, daß die Poeten die Mythen, wenn man, was treue

Geschichts- und Reisebeschreiber von den alten Volksculten und Volkssagen melden, im Voraus verdächtigt, und die unbeholfenen naiven Aeußerungen des Volksglaubens mit ästhetischer Vornehmigkeit verspottet. Es ist eben so richtig, wenn derselbe Kritiker im Verfolge (pag. 76) sagt: — nec profecto considerate egit (Prellerus), dum antiquam religionem a locupletissimo teste (nämlich Pausanias) proditam ad fictiones grammaticorum vel interpretum somnia relegare, quam causas ejus indagare maluit“ etc. (Man vergleiche ferner p. 85. sqq.) Was aber die von Hrn. Pr. so benannte „Periegeten-Fabel“ (S. 159 f. vergl. S. 373) von dem Ceresbilde des Onatas betrifft, so verweise ich ihn auf meine eigenen Bemerkungen in der Symbolik, I. S. 84 f. dritter Ausgabe. — Jetzt sey nur bemerkt, daß Gottfr. Hermann, der, wie unser Verf., die Mythologie dialektisch zu behandeln pflegt, in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1837. S. 816, wo er denselben Mythos bespricht, — doch kein Wort einer solchen Verachtung der von Pausanias erzählten Volkssagen fallen läßt.

Wenn S. 183 ein Hauptabschnitt mit den Worten eröffnet wird: „damit wäre der Kreis von Mythen, Fabeln und Legenden (?), deren gemeinschaftlicher Mittelpunkt die Dichtung vom Raube Kore's ist, geschlossen. Jetzt ist es angemessen, den Standpunkt zu ändern, dahin, daß das bisher in einzelnen Zügen und Andeutungen Vorkommende unter allgemeinen Bestimmungen gesammelt, dazu aus andern Gebieten der griechischen Fabel das Analoge aufgesucht, und auf diese Weise so viel als möglich das ideelle und religiöse Moment dieser Spiele der Einbildungskraft (?) hervorgehoben werde.“ (worauf dann zunächst von den chthonischen Gottheiten gesprochen wird) — so sind Sätze wie folgende (S. 163) eine wenig versprechende Vorberbeitung dazu; denn dort heißt es: „Demeter dagegen hat weder eine so allgemeine noch eine so praktische Geltung. Sie ist nicht Göttin der allgemeinen Naturordnung, sondern bloß derjenigen Ordnungen in der Natur und Sitte, welche sich auf Ackerbau beziehen, oder aus demselben entstanden sind“; und weiterhin (S. 168): „diese (Demeter) sorgt, daß Alles zu seiner Zeit komme, sie ist die

Göttin der festen Regel, in der Natur wie in der menschlichen Gesellschaft.“ — Da ist alle Hoffnung abgebrochen, an der Hand des Verfassers einen so hohen Standpunkt zu erreichen, auf welchem Demeter-Persephone als das erste aller Wesen erscheint, das heißt, wo das an der Spitze der ältesten Religionsysteme offenbarte göttliche Wesen κατ' ἔοχον, in den attischen Culten bald als Zeus = Pallas = Athene, bald als Zeus = Demeter = Persephone (d. h. als eine sich hellenisch-nationell verklärende Gottheit an sich) verehrt ward; ohne welche Würde die Erhabenheit und Allgemeinheit der eleusinischen Feyer, die nur der höheren Verklärung des Christianismus weichen konnte, ein wahres Räthsel bleiben würde. — Wegen der auch vom Verf. noch behaupteten (S. 194) Benennung der Demeter und Persephone, *Δευραι*, muß ich, auch wegen der Bemerkung K. Fr. Hermanns (Quaest. Oedipod. p. 71 not. 18.) auf meine neue Erörterung (Symbolik I. S. 151. dritter Ausg.) verweisen. In der Stelle von der prosymnaischen Ceres (*Ἀψυμνος προσύμνης*, Pausan. II. 37. 2) sagt der Verf. (S. 212 Anm. 69) unter Anderm: „Der Name ist bald Prosymnos, bald Polysymnos und Polymnos, welches damit zusammenhängt, daß die Muse Polyhymnia für die Mutter des Philammon und des argivischen Triptolemos galt; siehe unten. Hygin nennt ihn Hypolipnos, was offenbar eine corrupte Form ist, von welcher dessen ungeachtet Creuzer bey seiner Erklärung dieser Legenden ausgeht, Symbol. II. S. 578.“ Die Stelle des Hyginus steht Poët. astron. I. 5. p. 433. ed. Verh. wo die Kritiker längst vorgeschlagen haben, Polypnos, Polyhymnos oder Prosypnos zu corrigiren. — Wie hätte ich da auf den Einfall kommen können, die falsche Lesart Hypolipnos zur Erklärung dieser Legende zu Grunde zu legen, wie mir der Verf. aufbürdet? Aber noch mehr! Ich habe jene Stelle des Hyginus gar nicht angeführt, sondern zur Erklärung des Beynamens der Demeter (Prosymna) an jenen Prosymnos der Legende erinnert, gezeigt, daß dieß eine weichere Schreib- und Sprechart statt Prosypnos sey, daß die chthonischen Gottheiten vom Schlafe (*ύπνος*) Bezeichnungen haben, habe die Juno-Prosymna und Latona damit zusammengestellt, mit Bezugnahme auf den Todesschlaf, bleibe

noch dabey, und also weit entfernt, der gezwungenen Beziehung dieses Mythos auf die Musa Polyhymnia Beyfall zu geben, wodurch der Verf. in den Fehler verfallen, bey der Ausgabe der mit den chthonischen Gottheiten verbundenen Begriffen (S. 213 f.) diesen doch wohl sehr poetischen Begriff der Verwandtschaft zwischen Schlaf und Tod außer Acht zu lassen. Ich will damit die Treue des Verf. keineswegs im Allgemeinen verdächtig machen; begreife sehr wohl, warum er von meinen Mythologumenen so wenig Notiz genommen, verzeihe ihm auch gerne die Unbehaglichkeit, welche ihm die neueste Bearbeitung derselben verursacht haben muß, und wovon sich in folgender Stelle etwas kund gibt (S. 306. Anm. 66.): „Was die von Bode herausgegebenen Mythographi Latini betrifft, so lehrt die erste Vergleichung, daß sie fast (also doch nicht ganz?) Wiederholung des Servius sind. Um so auffallender ist es, wenn Grenzer (Symbol. I. 1. S. 150 f. — nemlich der dritten Ausg. —) aus ihnen, wie aus neu gewonnenen Urkunden „große (?) Auszüge mittheilt, die in der That in der gewöhnlichen Uebersetzung gar nichts verändern.“ — Nun habe ich aber gesagt: „weil sie einiges Charakteristische haben.“ Dabey verweise ich auf Bode, welcher den Servius anführt, wie auch andere bisher bekannte Mythographen; verbessere dabey mehrere Stellen der Alten, und gebrauche jene Stellen der Mythographi Vaticani überhaupt nur als ein Summarium, um den Faden der Erzählung dem Leser in die Hand zu geben und mich der Mühe des Selbsterzählens zu überheben. — S. 376. f. u. im Register 406. ist dreyimal Athenio statt Anthenio zu schreiben. — Doch wollte ich alle einzelnen Epikrisen ausführen, und alle Fragezeichen auf dem Rande meines Exemplars in belegte Einreden, verwandeln, so würde mich dieß zu weit führen. Ich glaube dem Leser bewiesen zu haben, daß ich das ganze Buch gelesen und dem Verfasser, daß ich ihn achte, obgleich wir ganz verschiedene Wege wandeln.

Der Verf. von nr. 2. hat sich als Mitglied des Römisch-archäologischen Instituts durch gute Arbeiten bekannt gemacht, und verbindet mit gründlichen Kenntnissen den Vortheil eines langen Aufenthalts in den classischen Ländern Italien und Griechenland. Referent hat deswegen sein Buch

mit großen Erwartungen zur Hand genommen, erkennt auch schon in diesem Bande die Chronographischen und monumentalen Untersuchungen über das Crechtheion auf der Athenerburg (S. 31. ff.) und über den Kopais-See (S. 173 — 186) nach ihrem Verdienste gern und willig an; wie er denn auch dem Geiste, dem Scharfsinn dieses Forschers und dem sichtbaren Bestreben, die mythischen Anfänge griechischer Dinge in ihrer Tiefe anzufassen, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Aber eben so unumwunden muß ich, der Ref., gleich von vorne aussprechen, daß die Mythologumenen mich fast durchaus nicht angesprochen, sondern ein unheimliches Gefühl bey mir hervorgebracht haben, — ein ganz anderes, als das wohlthätige, das ich bey dem Studium der Beschreibung des seel. Baron von Stackelberg von Phigalia u. s. w. empfunden und auch öffentlich bezeugt habe. Dort erfreute die im rein antiken Maas gehaltene Auffassung hellenischer Lokalmithen vom Standpunkte des Griechischen Landes und seiner Natur. Die lebendigen Eindrücke, an Ort und Stelle empfangen, ließen dem Beschreiber manche Mythen in ihren noch immer frischen Localfarben erscheinen, und so konnte er sie aufs natürlichste seinen Lesern erklären.

Unserm Periegeten scheinen die griechischen Naturgötter und Local-Heroen, die er in ihren eigenen Wohnsitzen zu erhaschen gesucht, oftmals unter den Händen zerrennen oder gar zu nekenden Irlichtern geworden zu seyn. Nur zu oft führt er uns, statt lebhafter Gottheiten, wie das griechische Volk sie anschaute, Ossianische Nebelgestalten vor Augen, und öse Götter und Göttinnen, welche Undinen gleichen. Ich kann bey aller Achtung gegen den Verfasser sie nicht anders nennen, und glaube sie so am kürzesten zu bezeichnen, weil, was in diesem ersten Bande die Combination von Naturstudien und Lokalforschungen mit kühnen und oft gezwungenen Etymologieen hervorgebracht, großentheils Luft- Dampf- und Wasserwesen sind; so daß man hie und da sich des Verdachtes nicht erwehren kann, als habe der geistreiche Verfasser satyrische Anspielungen auf unser vaporöses Zeitalter machen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. Jänner.

Nro. 14.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller ic.

(Fortsetzung)

Die Kürze gebietet mir, mich auf einige Proben zu beschränken, die ich zuweilen mit einigen Blicken auf einige neueste Deutungen aus demselben Mythenkreise begleiten werde. S. 49 ist der Abschnitt überschrieben: „Kekrops doch ein Aegyptier“ und wird mit folgenden Sätzen eröffnet: „daß jene Sagen nicht bloß ungläubliche Geschichten, daß sie wirklich Religionslehre waren, erhellt wohl ohne weiteren Beweis daraus, daß es in Athen Heiligthümer der Athene, des Erechthens, des Kekrops, der Pandrosos, Aglauros und Herse gab. Und meynete man, es habe willkürliche Dichtung diese Namen in diese Verbindung gebracht, so würde solche Erklärung, die keine ist, nicht begünstigt durch die Wahrnehmung, daß alle diese Heiligthümer nicht bloß in der Sage, sondern in der Wirklichkeit in sehr enger Verbindung standen. Doch wozu gegen Irrißes kämpfen? Das Wahre muß, sich selbst beweisend, die Widersprüche lösen, auf daß die Wirklichkeit, die durch den Gedanken in's Wort, in den Mythos übergegangen, als darin enthalten offenbar werde.“

Hier ist das Wahre: — Man sieht, daß Hr. Forchh. auf einem ganz entgegengesetzten Standpunct steht, als Hr. Preller, der die Mythen von den Poeten machen läßt. Es bedarf noch dem bisherigen keiner weiteren Ausführung, daß wir uns mit den Grundsätzen, so weit sie der erstere hier andeutet, vollkommen einverstanden erklären müssen. —

Aber von der Anwendung dieser Grundsätze müssen wir uns alsobald lossagen, denn er fährt unmittelbar darauf fort: — „Kekrops heißt der Vater der drey Schwestern Herse, Aglauros und Pandrosos. Da die erste und letzte den Thau bezeichnen, so wird wohl die dritte Schwester von jenen Beyden nicht sehr verschieden seyn. Wir werden sie gleich näher kennen lernen. Der Vater der drey Thauschwwestern gehört ohne Zweifel zu den Wasserheroen. Und der Wasserheros, der sich mit der Aglauros, mit dem Ackerboden des Attischen Landes vermählt, ist wohl kein anderer, als der Regen.“ — Da Hr. F. mit Beweisstellen sehr sparsam ist, auf Kritik der Texte sich aber gar nicht einläßt, so muß ich bemerken, daß im Namen der Tochter die Lesarten zwischen „*Ἀγλαυρος*“ und „*Ἀγραυλος*“ schwanken, siehe Heyne ad Apollodor. p. 325. ed. alt. Siebelis ad Pausan. l. 2. 5. p. 12 und Schweighäuser ad Herodot. VIII. 53. p. 26. Für den letztern Tochternamen erklären sich Heyne, Siebelis, G. O. Müller, de Minerva Poliad. p. 3 und Böckler in der myth. Geogr. l. S. 220. Unser Verf. hat Herrn Gotfr. Hermann für sich. Dieser sagt nämlich de Graeca Minerva Lips. 1837 p. 10. „*Virgines autem illae Augraulides. si ministerium deae respicimus, eadem quae Eutadae causa cum dea sunt consociatae; sin divinam quae iis tributa est naturam, numina sunt ordinis inferioris, propitia agricolis. Falluntur autem, qui unius ex iis non Aglauri sed Agrauli nomen fuisse putant, quos non solum constantior et melioribus libris firmata scriptura, sed etiam res ipsa refutat. Mater enim recte dicta est Ἀγραυλος, quod filiae omnes ad rem rusticam pertinent: ex filiabus vero si una sic esset vocata, falsa et perversa facta esset divisio, de tribus nomi-*

nibus uno genus universum, reliquis duobus partes generis significantibus. Recte divisere veteres Ἀγλαυρον, Ἐρσην, Πάρδροσον appellantes, ut agros et puris sub auris siccos at modico rore rigatos et multo humore uliginosos significarent.“ — Ich habe die ganze Stelle hergeseht, um auch dieses Kritikers Ansicht von diesen attischen Wesen darzulegen. — Ich kehre zu Hr. F. zurück: „Es wird sich, sagt er weiter, im Verlauf dieser Untersuchungen zeigen, daß aller Gesang und alle Musik in der Mythologie, d. h. in der Lehre von der Natur, ihren Grund hat in dem Rauschen und Singen des Wassers, sey es des auf der Erde fließenden oder des vom Himmel wie Saiten herausräuschenden; hat doch der Hymnos selbst seinen Namen von ἤμα, dem Regen, singen doch die Musen an rieselnden Quellen und Bächen u. s. w. (Die Leser der Symbolik werden sich erinnern, daß ich dieselben Gedanken meiner Lehre von den Musen zu Grunde gelegt und zu beweisen versucht habe, daß die ältesten Musen Quell- und Flußnympheu gewesen) — „der Regen, heißt es weiter, der sich mit dem Akerboden vermählt, heißt deshalb Krokops, oder ohne Versetzung des r, Krokops von κρέω, weil er rauscht, (freret). Von demselben Wort mit anderer Versetzung des r ist κερπίς, das Plectrum, mit dem die Saiten geschlagen werden. Zu dem Griechischen κρέω verhält sich das lateinische crepo rauschen, wie lupus zu λύκος, und dürfen wir eine sogenannte Aeolische Form κρέα annehmen, so ist die Ableitung des Namens Krokops von dem Perfectum κέκροτα nicht nur ohne Versetzung des r einfacher, sondern auch in der Sache wahrer, denn Krokops ist der Regen der gerauscht hat, der sich schon mit Agraulos, mit dem Attischen Boden vermählt hat. Dieser Krokops ist Krokochthon, weil der Regen entsteht durch die aus der Erde aufsteigenden Dünste (αἴγες vergl. oben Regina) und eben deshalb ist er zugleich Aegypter αἴγ — ὕπιος d. h. der Heros der zurückkehrenden Erddämpfe. Darin also besteht seine doppelte Natur, darnun ist er διδυμός, weil er zugleich erdgeborener Hellene und eingewanderter Aegypter, weil er aus der Erde stammt, und doch aus der Fremde kommt. Krokops hieß in den attischen Mythen wahrschein-

lich lange ein Aegyptios, ehe die Griechen Aegypten kennen lernten, und diesem Lande oder vielmehr ursprünglich dem Nil den rein griechischen Namen Aigyptos und zwar aus eben demselben Grunde beylegten, weil er nämlich ein ὕπιος; ποταμός (Homer), ein durch den Regen vom Himmel gefallener, ein aus den Dünsten (αἴγες) zurückkehrender (ὕπιος) Fluß ist.“ (Aus dieser Deduction wird der Leser schon von selbst ersehen, wie unser Verfasser neben manchen Lichtblicken und gesunden Gedanken, doch die willkürlichsten Hypothesen und die wunderlichsten Etymologien durch einander mischt, um Alles zu erklären, was uns der Mythos von den griechischen Göttern und Heroen berichtet).

Im folgenden Abschnitte überschrieben: Poseidon. Athene. Erichthonios — wird (S. 53, 55) unter Anderm die von Zeus verschlungene Metis, von einer Wurzel μηδ, μηρ, μητ, worin nach dem Verfasser die Bedeutung aufsteigender Dünste liegen soll, als die von Zeus verschlungenen Wasserdämpfe erklärt. (Ganz anders, bemerke ich, Schwend in den Mythologischen Skizzen, Frankfurt a. M. 1836. S. 39): In ähnlichem Sinne mußte auch Zeus die Metis — schon bey Hesiodos in der Theogenie 390 —, d. i. die Weisheit verschlingen, als diese mit Athene schwanger war, um sie selbst zu gebären. „Dagegen G. Hermann de Gr. Minerva p. 16: „Recentiorum fabula est mater Metis, Jovis alvo recepta.“ — Hören wir unsern Verf. weiter (S. 34 vergl. 155 ff.): „Und diese Athene? Ist Poseidon, der ihr weichen mußte, der Gott des die Erde bedeckenden Wassers, — so ist; wenn einfache Erklärung frommt — Athene die Göttin des Elements, welches an die Stelle des Wassers trat, welches sich in Besitz des vom Wasser verlassenen Bodens setzt, welches Pflanzen- und Baumwuchs möglich macht, welches vor Allem den vorzüglichsten Baum Atika's, den Delbaum, dessen Frucht dem Wasser am unverföhnlichsten, gedeihen läßt. Athene ist die Göttin der Luft, zunächst nicht des Aethers, auch nicht der Luft, die über dem Meere schwebt, auch nicht der nassen, rings bevölkerten und bedeckten Luft, die dem Poseidon günstig, sondern der reinen, heitern Luft, welche die erzeugende Erde berührt, und ohne die keins ihrer Erzeugnisse Leben und Gedeihen ge-



winnt.“ Die Geburt der Minerva aus Jupiters Haupt wird darauf (S. 55) so erklärt: „Über eben dadurch, daß Zeus die Metis, die Nebel, verschlingt, daß sich die Dünste in der höhern Luft vertheilen, daß sie aufsteigen, vorwärts ohne umzukehren, d. h. dadurch, daß Prometheus, Προμηθεύς, dem Zeus das Haupt öffnet, entsteht die Athene, und springt plötzlich in voller Rüstung aus des Vaters Haupt emper, wie die heitere Luft plötzlich hervorbricht durch die sich theilenden Wolken an dem mit Dünsten erfüllten Himmel“: (da sans man wohl mit Cicero d. N. d. III. 24 sagen: „Magnam molestiam suscepit commenticiarum fabularum reddere rationem:“ „vocalorum cur quique (dii) ita appellati sint, reddere rationem“ und unser Verf. thut, was die Stoiker, und namentlich Diogenes von Babylon, lange vor ihm gethan, Cicero, *ibid.* I, 15, fin.: „Quem (Chrysippum) Diogenes Babylonius consequens in eo libro, qui inscribitur de Minerva, partum Jovis ortumque virginis ad physiologiam traducens, djungit a fabula. Man vergleiche jetzt Thiery de Diogene Babylonio. Lovaniae 1830. p. 46. sq. Derselbe Diogenes bemerkte auch, daß die Athene schon oftmals als die Luft bezeichnet worden, obwohl er es in gewissem Sinne mißbilliget: Ὡςπερ δ' αὖν πολλάκις ἀπὸ λέγοιτο, ἐποῖ αὖν ἡδὴ μηδεὶς τὸν αἶρα Ἀθηνᾶν (Phaedri Epicurei de Natura Deorum fragmentum, ed. Petersen pag. 21 cf. p. 29). Welcher in der Aeschyl. Trilogie erklärte die Athene als Feuer aus Wasser; wogegen sich wieder Schwenek in den mythologischen Skizzen S. 61 ff. erklärt, der wie andere unter den Alten, die Athene lieber für den Aether oder die obere Feuerluft genommen wissen will. — Wenn dagegen die Stoiker insgemein das Wesen der Gottheit in der Minerva die Durchdringung des waltenden göttlichen Principis durch den Aether nennen, (Diogen. Laert. VII. 147: Ἀθηνᾶν δὲ καλοῦσι κατὰ τὴν εἰς αἰθέρα διάτασιν τοῦ ὑγαιμονικοῦ αὐτοῦ) — so wäre mit einer solchen Auffassungsart doch wenigstens die Vereiniigung des Ideellen und Realen für die Pallas-Athene gerettet, damit möchte aber, um diese neuesten Erklärungen der Minerva zu beschließen, Gott-

fried Hermann wieder nicht zufrieden seyn; welcher vom entgegengesetzten Pol aus, die reelle Seite dieses Wesens gänzlich beseitigend, sich peremptorisch also ausdrückt: — de Gr. Minerva p. 11: Mittamus ergo, quae nulla unquam fuit, ruris atque agricoliarum praesidem Minervam (?), atque audiamus potius poetas, statuarios, pictores (?) totamque antiquitatem ipsam (?); quae quid denique aliud testatur, quam numen consilio manumque promptum, pacis aequae ac belli artibus praefectum?“ Es werden darauf ihre ständigen Attribute angeführt: Helm, Speer, Schild, Aegis mit dem Gorgoneum. — Nun aber hat sie doch auch die Nachente bey sich stehen? Antwort: „Alia a poetis accepta, ut noctua, quod γλαυκῶπις dicta est,“ dieß letzte könnte auch Hr. Presler gesagt haben: so sehr paßt es in sein System. So bewegt sich also die neueste Mythologie noch immer um ganz entgegenstehende Pole, und wird auch ferner sich darum bewegen, so lange man sich nicht entschließen wird, vom Anfang anzufangen, und die Wiegen der Griechisch-Italischen Gottheiten da aufzusuchen, wo sie zu finden sind, nämlich im Orient. — Unser Verfasser führt seine Ausdeutung weiter mit den Worten: „Wenn auch Hephästos, nach einigen, dem Zeus das Haupt spaltet, so bezieht sich dieß offenbar auf dasselbe Phänomen, wenn durch Entladung von Gewitterwolken der trübe Himmel sich schnell erheitert.“

In diesem Sinne wird denn auch die bekannte Sage von der Zumuthung des Hephästos an die Athene und von der Geburt des Erdensohns Erichthonios, des Autochthonen, erklärt: „das Feuer der Gewitterwolke kann sich nicht mit der heiteren Luft vereinigen; indem es gewaltsam hervorbricht, löst sich die Wolke in Regen auf, das ist der Same des Hephästos, der auf die Erde fällt. (Aber wo ist hier die Wolke, muß man fragen, wenn Athene die reinere heitere Luft ist?) Durch den Regen wird die Erde geschwängert, und was sie hervorbringt, ist die Quelle, d. i. der wahre Erdensohn Erichthonios. Erinnern wir uns jetzt, daß die Quelle, welche Poseidon auf der Akropolis hervorsprudeln ließ, indem er den Felsen mit der Triaina zerspaltete, gewiß (ἐπέχθων) Erichtheis hieß, daß Posei-

don, der Erdbewässerer, mit Erechtheus einen gemeinschaftlichen Altar hatte, daß er selbst Erechtheus genannt wurde, so ist leicht einzusehen, warum Erechtheus und Erichthonios identisch sind. Sie sind beyde Quellheroen, das supponirte geistige Princip der Quelle.“ (Hier also doch einmal ein geistiges Princip. Sollte ein solches nicht auch in Hephästos und in der Athene zu supponiren seyn? und gab es nicht ein System, worin Hephästos und Athene als Ehegatten erschienen? Haben wir doch eine Genealogie, worin beyde Gottheiten aus ordentlicher Ehe den Apollon, und zwar den Athenerhort Apollon, erzeugt haben — Cic. de N. D. III. 22. — und das möchte sogar die ältere gewesen, und jener Mythos von der den Hephästos mit Unwillen zurückstossenden Athene und von des Erichthonios Erdgeburt erst hinterher zur Rettung der dieser Göttin beygelegten Jungfrauschast hinzugehan worden seyn, wie schon R. V. Müller, Minerva. Poliad. p. s. und neuerlich Schwencf myth. Skizzen S. 64 vermutheten. Mit Uebergang jener älteren orientalischen Genealogie, die uns hier ablenken würde, hören wir Schwencf a. a. V.: „Erechtheus ist eine die Erde und ihren Segen bezeichnende Personification oder ein Dämon der Erde in Athen, und daß man diesen an die Stadtgöttin anknüpfte, wäre natürlich gewesen. Aber wirklich hat der Aether gleich dem Himmel, welcher mit dem Aether gleich ist, wenn auch die Vorstellung sie oft trennte, Einfluß auf das Wachsen, als Zeugung, ebenso gut wie die Sonne. Daß Einfluß auf Wachsen ausgedrückt wird, ist natürlich, und so wird die Göttin, wenn nämlich diese Eigenschaft und nicht ihr Verhältniß als Athenische Stadtgöttin berücksichtigt ward, Mutter des Erechtheus.“ — Dieser letzteren Auffassung des Erechtheus nähert sich unser Verf. selbst im folgenden (S. 56): „Allein wie Hephästos überhaupt Princip der Wärme in der Luft ist, welche zur Erde befruchtenden Regen sendet, wie die Erde überall nichts hervorbringt, ohne daß der Boden genäßt und erwärmt werde, so ist auch Erichthonios nicht bloß als Quelle, sondern als jedes Erzeugniß der Erde im Pflanzen- und Thierreich der wahre Erdgeborne; er ist Repräsentant alles von der Erde Hervorgebrachten. Und alles, was die Erde her-

vorbringt, das empfängt die Luft über der Erde, sie selbst nichts gebährend, aus ihren Armen, daß es wachse und gedeihe; jeden erdgebornen Erichthonios nimmt die jungfräuliche Athene aus den Armen der Ge auf und erzieht ihn in ihrem Tempel. Erichthonios wird ein Sohn der Athene. Man vergleiche die Darstellung dieser Handlung, wie die halb aus der Erde hervorragende Ge mit langem nassen Haar das Kind der mit der Megis umgebenen Athene in Beyseyn des Hephästos überreicht, in einer Sammlung von Vasengemälden und Vasreliefs in den Werken des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom.“

Von diesem Vasenbilde wird im Verfolg die Rede seyn. Hier muß noch des Verf. Erklärung der Schlange erwähnt werden. Im Abschnitte, die drey Thauschwesteren überschrieben (S. 47 f.), lesen wir: „Um es kurz zu sagen: die cista mystica ist Symbol der Erde, der fruchtbringenden — und die Schlange Symbol des Wassers. In der gesammten Griechischen Mythologie bezeichnet die Schlange *δράκων*, den sich schlängelnden Lauf des Flusses, von *δράω* *δίδρανα*, oder geradezu von *δράω*, welches eine verschwundene Dialektform für *τρέχω*, dorisch *τράχω* (Drache) ist und laufen (?) bedeutet u. s. w.“ — S. 127: „Was ist dieser besüßete Drachenwagen der Demeter anders, als die Erde selbst, die durch das Abfließen des laufenden Wassers (*δράκωντες*) und durch die besüßelten, aufsteigenden Dämpfe (*πτερά*) vom Uebermaß der Nässe befreyt, für die Saat empfänglich wird.“ — Ganz anders Hr. Preller (Demeter und Persephone S. 311) „— Wie kam man dazu, gerade Schlangen zu wählen? Ohne Zweifel, weil diese das habituelle Symbol der chthonischen Götter waren. Man findet sie zuweilen auf Sicilianischen Münzen als Vorspann des Pfluges; der Pflug mag mit Recht ein Wagen der Demeter genannt werden, so konnte dieses den ersten Anlaß zu jenem Bilde geben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. Jänner.

Nro. 15.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Meteorologische Untersuchungen von H. W. Dove, Mitglieder der Akademie der WW. zu Berlin. Mit 2 Steindrucktafeln. Berlin 1837.

In keiner Zeit hat man der wissenschaftlichen Behandlung der Meteorologie mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als in unseren Tagen. Welche Stufe würde nicht auch diese dem Staate und dem Einzelnen so wichtige Wissenschaft erreicht haben, wäre für sie seit Aristoteles auch nur ein hunderter Theil dessen geschehen, was für Astronomie seit Ptolemäus geschehen ist? — Deswegen verdienen die Männer, welche sich jetzt derselben mit so vielem Eifer als Scharfsinn annehmen, den Dank aller Derjenigen, welchen Naturwissenschaften am Herzen liegen. Zu den vorzüglichsten Bearbeitern in unserer Zeit gehört besonders der Hr. Verf. des obigen Werkes. Er hatte sich seit mehreren Jahren beynahe ausschließlich meteorologischen Untersuchungen hingeeben, und die Resultate in H. Poggendorffs Annalen bekannt gemacht, in der vorliegenden Schrift aber alle Resultate seiner Arbeiten niedergelegt, und zu einem Ganzen verbunden.

Das Werk zerfällt in zwey Theile, von welchen der erste (S. 1—98) den innern Zusammenhang der Witterungserscheinungen zum Gegenstande hat. Der Hr. Verf. bemerkt hier mit Recht, daß a) der Aufschluß über meteorologische Erscheinungen nicht im Ungewöhnlichen gesucht, b) die Totalität nicht als Schlüssel für alle Einzelheiten angesehen, und c) die Untersuchung doch nicht als vergeblich verworfen werden dürfe, sondern d) das Verständniß der Erscheinungen in den Erscheinungen selbst zu suchen sey.

Dies gewinnen wir, wenn wir alle meteorologische Erscheinungen als bedingt ansehen durch

die Vertheilung der Wärme auf unserer Erde. Um aber das Problem dieser Vertheilung in seiner abstracten Allgemeinheit aufzufassen, muß natürlich alles Individuelle beseitiget, und nur die Wirkung der Sonne berücksichtigt werden. Da aber das Abstracte nicht das Wahre ist, so muß das reale Klima ein andres seyn als das solare, und der Grund der Abweichung muß gesucht werden.

Aus der Beziehung der Erde zur Sonne zeigt sich aber sogleich eine jährliche und tägliche Periode, und eine Abnahme nach den höheren Gegenden der Atmosphäre, was, wenn Meer und Atmosphäre unbeweglich wären, eine unveränderliche Größe seyn müßte. Allein die Erfahrung lehrt uns bedeutende Unterschiede in Beziehung auf geographische Breite, auf östliche oder westliche Lage, auf südliche und nördliche Halbkugel, auf Höhe und Tiefe über und unter der Erde u. s. w.

Damit stehen nothwendig die Vegetationsgrade in verschiedenen Breiten und Höhen, Continental- und Seeklima, Schneegrenze u. s. w., im Verhältniß.

Die Wärmeveränderungen nehmen an demselben Orte nach der Tiefe ab, und 10 Fuß unter der Oberfläche giebt es schon keine tägliche Veränderung mehr. Daher geben Quellen die mittlere Temperatur um so sicherer an, je tiefer sie heraufkommen.

Unter der Tiefe, wo diese Veränderungen aufhören, nimmt die Temperatur abwärts zu, aber, während bey 27 Bohrlöchern in Wien auf 35 W. F. ein Grad Temperaturerhöhung kommen soll, gab das Ruderödorfer Bohrloch auf 380' nur 8°, das Genfer auf 680' gar nur 5½° Zunahme.

Die heißen Quellen zeigen eine in Jahrhunderten unveränderte Temperatur.

Dafür spricht auch die Wärmezunahme in Schichten, und die Beobachtungen geben für einen Grad zwischen 111 und 128',5 Tiefe.

Alles dieses zeigt, daß die Erde eine eigenthümliche Wärme besitze, welche, wenn auch unmerklich geworden an der Oberfläche, doch die Extreme der von der Sonne abhängigen periodischen Veränderungen „abschleifen“ muß.

Die größte Hitze auf unserer Erde beobachtete Ritchie in der Gase Mourzuk =  $43^{\circ},1$ , die größte Kälte Capitan Baek im Fort Reliance =  $45^{\circ},3$ , folglich mit einem Unterschiede von  $88^{\circ},4$ . Die Extreme der Temperatur werden aber bedeutend durch die Nähe der See verringert, indem im Winter das erkaltete Wasser zu Boden sinkt, im Sommer die Verdampfung eine Menge Wärme bindet.

Die täglichen Veränderungen des Wärmezustandes sind nur als Phänomene der Ausstrahlung erklärbar, welche Pictet und Prevost zuerst auf die Meteorologie angewendet haben.

Mit den Gesetzen dieser Vertheilung der Wärme müssen alle universelle Phänomene übereinkommen; und für locale Erscheinungen sich locale Wärmeunterschiede nachweisen lassen, als a) Winde b) wässerige Meteore c) und Luftdruck.

In Rücksicht des Windes sieht man sogleich 1) daß er von einer kälteren zu der wärmeren Gegend strömen, und 2) die Geschwindigkeit mit der Temperaturdifferenz wachsen müsse, wie dieses die Erfahrung im Gange der obern und untern Passatwinde, der Land- und Seewinde, der verschiedenen Wolkenschichten, und die Richtung der Nischenregen auf Barbados und in der Landenge von Mittelamerika bestättigen.

Das Charakteristische der gemäßigten Zone in dieser Hinsicht ist ein Kampf zwischen einem nördlichen und einem südlichen Strom, welche bald in Wirbel, bald in Windstille, bald in Stürme übergehen. Aber von großer Wichtigkeit ist hiebei der Einfluß der Ungleichheit des Bodens, und daher die Ein- und Ausbeugungen der Isothermen, welche der Hr. Verf. nach H. Råmß's Bestimmungen von der mittleren Wärme des Aequators =  $22^{\circ},1$  bis zu der von  $4^{\circ}$  gegen Norden anführt. b) In

Rücksicht der wässerigen Niederschläge führt Hr. B. zuerst die allgemeinen Principien der Hygrometrie an, woraus für die Entstehung der Niederschläge nothwendig folgt, daß sie immer eintreten müsse, wenn entweder Luft, die bey einer gewissen Wärme das Maximum der Feuchtigkeiterreicht hat, auf irgend eine Weise abgekühlt wird, oder wenn sich zwey vollkommen feuchte Luftmassen von ungleicher Temperatur mischen. (S. 46.)

Die erste Form dieser Niederschläge ist die Wolke, und, von ihr nur der Lokalität nach verschieden, der Nebel. Sie ist nichts Beständiges, kein Product, sondern ein Proceß, ist feiner Regen, der sich im Fallen wieder zu Wasserdampf auflöst, so wie Regen nichts ist, als eine hohe auf dem Boden ruhende Wolke. Es regnet daher nicht die Wolke allein, sondern die ganze Luftsäule bis zum Boden, und daher ist die Regenmenge in nicht gebirgigen Gegenden oben immer kleiner als unten.

Die Wassermenge, welche als Dampf in der Atmosphäre vorhanden ist, ist am Aequator, im Sommer und am Mittag am größten, und größer bey Winden, die aus wärmeren Gegenden kommen. Die als Regen herabfallenden Wassermassen werden gewöhnlich überschätzt. Der stärkste Sommerregen giebt kaum 1 Zoll, 2 Fuß hoher Schnee noch nicht 3 Zolle Wasser. Dagegen geben die tropischen Regen in kurzer Zeit eine ungeheure Menge Wassers. Der Regen fällt hier nicht in Tropfen, sondern in Wasserfäden. Auf Cayenne z. B. fielen in 10 Stunden  $10\frac{1}{4}$  Zoll, und in 23 Tagen 12 Fuß 3 Zoll, also soviel, als in Paris in 8 Jahren.

Alle Niederschläge überhaupt, welche nicht am Boden selbst geschehen, entstehen 1) durch die Wirkung des Aufsteigens erwärmter Luftschichten, 2) durch die Vermischung ungleich warmer Winde, 3) durch die Zusammenwirkung beyder Ursachen.

Eine bis zur Ueberwindung des Druckes der Atmosphäre durch Temperaturerhöhung elastisch gewordene Luftschichte bildet nämlich einen aufsteigenden Strom (courant ascendant), muß daher auch kälter und relativ feuchter werden, also das unten aufgenommene Wasser wieder abgeben, woraus sich neben andern Erscheinungen auch die Regelmäßig-

keit der tropischen Regen allein erklären läßt. Daher rückt auch die Wolkenbildung gegen den Aequator hin immer höher hinauf.

Viel häufiger sind, besonders in Gegenden außer den Tropen, die Niederschläge durch gegenseitiges Verdrängen der Winde. Dies scheinen die Wolkenformen nach Howard's Bezeichnung zu beweisen, obschon diese Terminologie zwar naturhistorisch zu gebrauchen aber durchaus unphysikalisch ist. Dasselbe beweiset die Verschiedenheit der Zeit der größten Regenmenge, indem die Luft, je mehr nördlich sie aufsteigt, desto nördlicher auch herabkommen muß. Wo der Aequatorialstrom den Boden erfasst, erzeugt er Regen, und nördlicher als die Stelle dieses Herabkommens tritt der Kampf des Aequatorial- und des Polar-Stromes ein, von welchen dieser niedrige Temperatur und heiteres Wetter, jener höhere Temperatur, Thaumetter und Regen zu Begleitern hat, und deren abwechselndes Vorherrschten, besonders im Winter, wo eine gleichförmige Schneedecke alle Differenzen des Leitungs- und Ausstrahlungs-Vermögens des Bodens verwischt, die Veränderung der Witterung nach sich zieht.

Mächtig zur Modifizierung dieser Ergebnisse wirkt die Kultur des Bodens, vorzüglich die des Waldbodens, und noch mehr die Gebirgszüge.

Diese Ableitung der meisten meteorol. Erscheinungen zeigt, daß sie ohne Rücksicht auf Electricität möglich ist. Ueberhaupt scheint selbst die Gewitterbildung durch Electricität problematisch, die Erfahrung lehrt vielmehr, daß Electricität um so stärker hervortritt, je plötzlicher irgendwo in der Atmosphäre ein Niederschlag eingeleitet wird. Die Frage, wie an einer rasch hervortretenden Wolke Electricität entstehe, läßt sich bis jetzt nicht mit Sicherheit beantworten. Es ist auch keineswegs nothwendig, daß die Entstehungsart immer dieselbe sey. Wenigstens sind ihre Aeußerungen sehr verschieden.

Die Form der Niederschläge ist entweder fest (Schneekrystalle, Graupel, Hagel), oder flüssig. Vielleicht wird das, was oben Schnee ist, dann Graupel, und in der untersten Schichte Hagel. Wenigstens wächst wahrscheinlich der Hagel im Fallen, und ist nach v. Buch's Ansicht das unmittelbare Produkt eines Verdampfungsprocesses, der

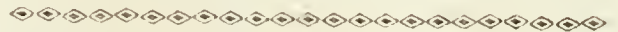
durch unverhältnismäßige Erwärmung der untern Luftschichten und ungestörten Courant ascendant veranlaßt wird, ohne zu einer Mitwirkung der Electricität seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Die letzte Form des Niederschlages geschieht an der Erde selbst als localer Nebel, Frostnebel, Glatteis, die Hauptbildung ist aber Thau und Reif, welche durch Ausstrahlung des Bodens entstehen, weswegen alle Körper, welche weniger ausstrahlen, auch weniger bethanen.

Eine Art Gegensatz zu den wässrigen Niederschlägen ist der trockene Nebel, an dessen Bildung der Staub wahrscheinlich Antheil hat.

Was den Druck der Luft betrifft, so bewegen sich die Schwankungen desselben alle um ein constant scheinendes jährliches Mittel, welches sich in höheren Breiten mehr verändert als in der Nähe des Aequators. Die jährlichen Veränderungen finden ihre Ableitung in dem Einflusse der Windrichtungen und in der Vertheilung des Druckes der Dämpfe, und nur daraus sind die verschiedenen Aeußerungen des Barometers an verschiedenen Orten und Zeiten erklärlich.

(Fortsetzung folgt.)



1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller 2c.

(Fortsetzung).

Zu dem, was Hr. Pr. hieby anführt, bemerke ich hier kürzlich: daß die Schlange ein uraltes chthonisch-agrarisches Symbol war, beweiset schon der Fluch des Jehova (Genesis III. seq.). Ueberhaupt kann ein Ueberblick über diesen Symbolenkreis vor einseitigen Erklärungen bewahren, deren sich Hr. F. hier schuldig gemacht. Hier nur einige Winke: Man erinnere sich an Exod. XXI. 9. an das Simbild der Schlange in verschiedenster Bedeutung bey Persern, Indern, Aegyptern (Jablonski Panth. Aegypt. P. I. cap. 4), bey Griechen und

Italikern selbst (Historicor. gr. antiq. fragm. P. 193 – 195, vergleiche jetzt noch Raoul-Rochette Achilleide p. 121. sq.). — Unser Verfasser bemerkt, seiner Deutung gemäß, über die Erctheus-schlange im Athenischen Heiligthum: „Auf der Akropolis im Erctheion war sicher nur eine (Schlange), der sich schlängelnde Wasserlauf der Erctheusquelle im Tempel selbst, der den heiligen Delbaum bewässerte. Die Sage von Zweyen hatte ihre Wahrheit, sofern die ganze Erctheus-sage ebensowohl von ganz Attika, namentlich von der Kephissodebene mit dem Olivenwalde galt; denn, wie schon erwähnt, der Kephissos, der den Olivenwald bewässert und behaut, fließt in zwey Läufern (*δράκοντες*) durch die Ebene.“ — Wenn Hr. Forchh. und Hr. Schwenk den Ercthonios als jedes Erzeugniß der Erde im Pflanzen- und Thierreiche nahmen, so haben sie, besonders in Betreff des ersten, den Sprachgebrauch selbst auf ihrer Seite, denn Eustathius (in Iliad. B. 546. p. 229) bemerkt ausdrücklich und gerade im Artikel vom Ercthonios als Autochthonen, daß dieser Ausdruck auch von leblosen Erzeugnissen gebraucht werde, und führt als Beispiel *αὐτόχθονα λάχανα* an. Daraus wird gelegentlich bemerkt der Wis in der Stelle Lucian's (Philosopseud. 3. p. 31. Wetst.) deutlicher: *Ἀθηναῖοι δὲ τὸν Ἐριχθόνιον ἐκ τῆς γῆς ἀναδοθῆναι φασί, καὶ τοὺς πρῶτους ἀνδρώπους ἐκ τῆς γῆς Ἀττικῆς ἀναρῶναι, καθάπερ τὰ λάχανα.* Der angeführte Erklärer des Homer findet in den Worten des Dichters: *τίνα δὲ Ζεῖδωρος ἄρουρα* die Bezeichnung des Ercthonios als eines Autochthonen im Gegensatz gegen Nekrops, den viele für einen Einwanderer aus der Fremde hielten. — Wir haben oben gesehen, daß auch Hr. Forchh. in jenem attischen Wesen den Begriff des Autochthonen findet. Darüber sollte aber, wenn von diesem Wesen überhaupt die Rede ist, nicht vergessen werden, daß Ercthonios auch das Vorbild des die Erde aufreißenden Kerkmanns ist, und insofern dem Worte nach dem *Ἐρυσίχθων* (von *ἐρίω* und *χθών*) d. i. dem Erd-Aufreißer, dem Pflüger, sich gleichstellt, wie denn der Pflug und der Pflugtier *ἐρυσίχθων* in alter Sprache genannt werden (Preller Dem. u. P. S. 331). Im Etymol. magnum (p. 336

Lips. p. 371 Heidelberg.) heißt es: *Ἐριχθεύς, ὁ Ἐριχθόνιος καλούμενος ἀπὸ τοῦ ἰσπᾶσαι εἰς τὴν ἔραν* (das Etymol. Gud. p. 207. hat *ἀπὸ τοῦ ἐπάρθαι εἰς τὴν ἔραν, ὃ ἴσθαι τὴν γῆν*. Es ist wohl in beyden zu lesen: *ἰσπάρθαι*) das Etym. magnum. — *ἢ παρὰ τὸ ἐρικῶ, Ἐριχθεύς κύριον, παρὰ τὸ διασχίσαι αὐτὸν τὴν γῆν*, worin die Beschreibung des die Erde aufreißenden, pflügenden Feldbauens deutlich vorliegt. — Ercthonios nähert sich auch in Begriff und Namen dem Hermes, dem Hades-Pluton und der Persephone, denn *χθόνιος, ἐριχθόνιος* und *ἐριούνιος* sind Synonyma und obwohl dem Hermes das Epitheton *ἐριούνιος* (von *ἐρι* sehr und *ὄνω* ich nahe vergl. Preller S. 202. Hermes) vorzugsweise zukommt, so wurde doch auch Hermes mit dem Beynamen Ercthonios bezeichnet. Die beyden Griechischen Götter (*δύο τοὺς Ἐριουνίους*), welche in einer Pest das Orakel zu sühen befehlt (beym Antoninus Liberalis aus Nicander XXV. mit Munter und Verheyk p. 166) sind Pluto und Proserpina; und so sind alle diese Wesen in den Begriffen und Anschauungen von unterirdischen, denerealischen Reichthum heraussendenden Mächten, aber auch von Todesgottheiten mit einander verwandt. Ist uns nun aber im Erctheus-Ercthonios eine Persönlichkeit gegeben, Dämon, Gott oder Mensch, nun so werden wir auch Gedanken und Empfindungen in ihm voraussetzen müssen. Davon zeigt sich nun in den Darstellungen des Hrn. Forchh. keine Spur. Vielmehr waltet hier durchaus der pure Naturalismus, oder mit andern Worten ein physisch-localer Realismus vor. Damit sollen diesem Schriftsteller viele geistreiche Gedanken über die Mythen der Vorwelt, ja selbst manche tiefe Blicke in das Wesen des Mythos überhaupt nicht abgesprochen werden; aber wenn wir ihn dennoch einer materiellen Einseitigkeit anklagen, so werden uns die aus seinem Buche angeführten Proben, denke ich, hinlänglich rechtfertigen. —

(Fortsetzung folgt nächstens.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. Jänner.

Nro. 16.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Meteorologische Untersuchungen von H.  
W. Dove u.

(Fortsetzung)

Eine besondere Berücksichtigung gebührt einigen, von den wässerigen ganz verschiedenen Meteoriten, nämlich: a) den Aerolithen, deren Geburtsort nach dem dermaligen Stande der Kenntnisse nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann; b) den Sternschnuppen, deren periodisches Erscheinen am 12., 13., 14. November erwiesen ist. Ihre Höhe reicht bis gegen 100 Meilen, ihre Bewegung ist der Richtung der Bewegung der Erde entgegengesetzt, sie scheinen von Einem Punkte auszugehen, und ihr Ursprung ist außer der Atmosphäre zu suchen; c) dem Nordlichte. Es entsteht (nach Biazelen) an der äußern Gränze der Atmosphäre, nimmt Theil an der Achsendrehung der Erde, die Corona desselben fällt in die Richtung der Magnetnadel, bringt dieselbe in unruhige Schwingungen, und verrieth dadurch einen Zusammenhang zwischen sich und der magnetischen Vertheilung auf der Erde, woraus wir zu dem Schlusse berechtigt werden, „daß der Erdkörper nicht bloß der todte Träger eines außer ihm sich gestaltenden Lebens sey, sondern daß er selbst in das bewegte Spiel atmosphärischer Veränderungen thätig mit eingreift.“

In Rücksicht des Leuchtens des Nordlichtes ist wohl Faraday's Annahme desselben als eines magneto-elektrischen Phänomens die einfachste.

Diese magnetische Einwirkung leidet aber eine tägliche Veränderung, geht parallel an verschiedenen Orten, hat ihre Pole an den kältesten Punkten der Erde, wird durch momentane Veränderung der Temperaturvertheilung gestört, welches Alles die Ver-

bindung derselben mit der Temperatur-Vertheilung nachzuweisen scheint.

Für die Erkenntniß des Gesammtlebens der Erde ist dieses Verhältniß der magnetischen und thermischen Vertheilung von hoher Wichtigkeit. Während aber jene seit 200 Jahren sich wesentlich verändert hat, scheint dieses constant geblieben zu seyn. Daher können die Veränderungen der magnetischen Vertheilung nur auf die der Wärmevertheilung zurückgeführt werden.

Die II. Abtheilung führt die Aufschrift: „Ueber die von der Windesrichtung abhängigen Veränderungen des Druckes, der Temperatur und der Feuchtigkeit der Atmosphäre.“ Der Hr. Verf. behandelt in dem ersten Abschnitte die barometrische, die thermische und atmische Windrose, und zeigt, daß

1. in Rücksicht der barometr. Windrose die Abhängigkeit des Barometerstandes von dem herrschenden Winde als so beständig angesehen werden könne, daß es passend scheint, den Barometerstand als eine Funktion der Windesrichtung anzusehen. Die für Berlin von H. v. Buch, so wie die von H. Burthardt für Paris berechneten Resultate weichen von den beobachteten immer nur um einige Hunderttheile einer Linie ab, und die in den Annalen der Chemie und Physik angegebenen von dem Hrn. Verf. berechneten 10jährigen Beobachtungen sprechen für ein continuirliches Abnehmen der Barometerstände vom höchsten Stande aus nach dem niedrigsten hin auf beyden Seiten der Windrose.

2. Jede Temperatur ist bedingt durch die Windesrichtung und die Jahreszeit. Man nähert sich der Wahrheit, wenn man die Temperaturverhältnisse der Winde in einzelnen Monaten bestimmt, und das aus den 12 monatlichen Mitteln eines Windes bestimmte jährliche Mittel als die diesem Winde ent-

sprechende Temperatur ansieht. Dann stimmen aber auch der Gang der Temperatur und der Vertheilung des Druckes in der Windrose auffallend zusammen. Der Hr. Verf. setzt die Extreme in SW. und N.O. so, daß das thermische Maximum und barometrische Minimum auf SW., das thermische Minimum und barometrische Maximum auf N.O. fallen. Eine diese Punkte verbindende Linie heißt ihm die Achse, die Seite von SW. durch W. N. N.O. die westliche, die von N.O. durch O. und S. bis SW. die östliche Seite der Windrose.

5. Die atmische Windrose stellt die Verhältnisse der Elasticität des Wasserdampfes zu den Winden dar. Zu dieser Untersuchung stand nur eine dreijährige Beobachtung von London zu Gebot; aber es zeigt selbst in dieser kurzen Zeit die Vertheilung der Elasticität des Wasserdampfes selbst in den vierteljährigen Mitteln eine solche Regelmäßigkeit, daß sie einiges Zutrauen zu verdienen scheinen. (S. 100 - 120.)

Im zweyten Abschnitte behandelt H. B. das von ihm zuerst in die Meteorologie eingeführte Gesetz der Veränderung der Windrichtung, von ihm „Drehungsgesetz“ genannt. H. B. sucht allererst dieses Gesetz theoretisch abzuleiten. Da sich nämlich die Rotations-Geschwindigkeiten verschiedener Punkte verhalten wie die Radien der Parallelkreise, unter welchen sie liegen, so wird die von den Polen nach dem Aequator getriebene Luft sich mit einer kleineren Geschwindigkeit nach Osten drehen als die Orte, zu welchen sie kömmt, scheint daher von O. nach W. zu fließen, und wird um so mehr abgelenkt, je größer der Unterschied der geographischen Breite dieser Orte ist. Daher geht auf der nördlichen Halbkugel ein N. bey allmähligem Fortrücken durch N.O., in der südlichen aber ein S. zu O. über.

Aus der Betrachtung aller Erscheinungen folgt, daß bey der Abwechslung der Polar- und Aequatorial-Ströme sich der Wind in der nördlichen Erdhälfte drehe im Sinne S. W. N. O. S., in der südlichen im Sinne S. O. N. W. E. Daher in der tropischen Zone bey dem Mangel an Aequatorialströmen gar keine vollständige Drehung (= Passatwinde) und durch die eigenthümliche Vertheilung des Festen und Flüssigen = Monsuns, und in der

gemäßigten Zone das Eintreten des Drehungsgesetzes in obigem Sinne.

Daß dieses Gesetz wirklich Statt habe, beweisen die an verschiedenen Orten der nördlichen sowohl als südlichen Halbkugel gemachten Beobachtungen, welche H. B. mit großem Fleiße gesammelt, und zu seinem Zwecke benützt hat. (S. 121 - 138).

Im dritten Abschnitte geht der H. B. über zu den Gesetzen, nach welchen Barometer, Thermometer und Hygrometer sich verändern, und es erzieht sich, a) daß für die nördliche Halbkugel die berechneten Beobachtungen von Paris, London, Danzig, Guntzenhausen und Holland das Gesetz: Das Barometer fällt bey O. S.O. und Südwinden, geht bey SW. aus Fallen in Steigen über, steigt bey W. N.W. und Nordwinden, und geht bey N.O. vom Steigen zum Fallen über, bestättigen, und es hängt das Steigen und Fallen bey verschiedenen Winden innig mit der mittleren Vertheilung des atmosphärischen Druckes in der (barometrischen) Windrose zusammen. — Für die südliche Halbkugel hingegen gilt nach Galle's auf zwey Reisen mit dem Schiffe Prinzess Louise gemachten Beobachtungen das Gesetz: Das Barometer fällt bey O. N.O. und Nordwinden, geht bey N.W. vom Fallen zum Steigen über, steigt bey W. SW. und Südwinden, und geht bey S.O. vom Steigen zum Fallen über.

β) Für die Veränderungen des Thermometers gilt in der nördlichen Halbkugel das Gesetz: Es steigt bey O. S.O. und Südwinden, geht bey SW. aus Steigen zum Fallen über, fällt bey W. N.W. und Nordwinden, und geht bey N.O. vom Fallen zum Steigen über.

γ) Die Elasticität des Wasserdampfes nimmt zu bey O. S.O. und Südwinden, ihre Zunahme geht bey S. W. in Abnahme über, nimmt ab bey W. N.W. und Nordwinden, und bey N.O. geht ihre Abnahme in Zunahme über, und

δ) für die Veränderung des Druckes der trockenen Luft ganz dasselbe Gesetz, wie oben in α. Es scheint daher, daß die Veränderungen der vornehmsten meteorol. Instrumente nichts als ein treuer Abdruck des Drehungsgesetzes sind (139 - 167).

Es entsteht natürlich die Frage, ob die Hy-



drometeore das gefundene Gesetz unterbrechen oder bestätigen. Und dies ist's, was H. B. im vierten Abschnitte untersucht.

Wenn (nach Hutton) bey Vermischung verschiedener erwärmter mit Feuchtigkeit gesättigter Luftmengen jedesmal ein Niederschlag entsteht, indem dadurch die Temperatur der Luft bis zum Condensationspunkt des Wasserdampfes erniedrigt wird, so geschieht dies entweder a) an dem erkalteten Boden selbst, oder b) dadurch, daß horizontal fortfließende Luft durch ein mechanisches Hinderniß gezwungen wird, in die Höhe zu steigen, oder c) daß der Boden nach der Höhe erkältend oder erwärmend wirkt, oder d) durch Vermischung der Winde. Von diesen Niederschlägen stehen die drey ersten in mittelbarem, die vierte in unmittelbarem Zusammenhange mit den Veränderungen des Barometers.

Der Niederschlag durch Vermischung der Winde ist der häufigste. Die Beobachtung lehrt aber, daß es zwey einander entgegengesetzte Winde giebt, welche durch die ganze Atmosphäre hindurchwehen, einen nördlichen und einen südlichen Strom, so, daß an der Westseite ein Uebergang des südlichen in den nördlichen, an der Ostseite des nördlichen in den südlichen ist. Das Verdrängen des nördlichen durch den südlichen geschieht zuerst in der untern, das des südlichen durch den nördlichen zuerst in der obern Gegend der Atmosphäre. Die Gegenwirkung dieser Ströme giebt alle Mittelwinde. Die Extreme fallen aber nicht auf N. und S., sondern mehr auf N.O. oder O. und auf S.W. oder W., so wie die Vergleichung der Beobachtungen an 40 Orten zeigt, daß die Maxima an 15 Orten (im nordöstlichen Europa) auf O. und W., an 14 (im südwestlichen Europa) auf N.O. und S.W. und etwas verschieden an den übrigen Orten fallen.

Betrachtet man diese Erscheinungen in theoretischer Beziehung auf das Drehungsgesetz, so wird sich das Charakteristische dieser Ströme immer auf die Temperaturverhältnisse und die Art der Einwirkung von Seite der Erde zurückführen lassen. Hr. Berf. untersucht diese Ströme in Rücksicht auf den Druck, auf die Richtung, auf die Intensität und die Feuchtigkeit, die Veränderung der Richtung, das Verdrängen derselben durch einander, und es ergeben sich unter andern die merkwürdigen Resultate:

a) Der südliche Wind wird in den obern Schichten nur dann den nördlichen verdrängen, wenn dieser beynahe O. geworden. Diese Veränderung muß sich also darstellen als eine Drehung im Sinne O. S.O. S. u. s. w.; b) der warme leichte Wind wird durch den kalten schweren auf der Westseite rascher verdrängt, als der kalte schwere durch den warmen leichten auf der Ostseite (168 - 196).

Natürlich wird H. B. nun hinübergeführt zu der Untersuchung des Zusammenhanges der Niederschläge mit dem Stande der meteorol. Instrumente. Er unterscheidet zu diesem Zwecke Niederschläge des Stromes und Niederschläge des Ueberganges, und findet: 1) daß die relative Anzahl der Niederschläge auf der Westseite größer seyn müsse, als auf der Ostseite, und zwar am größten zwischen S. und W., 2) daß im Winter die Anzahl der Niederschläge des Verdrängens größer als im Sommer, 3) auch der Zusammenhang des Ganges der meteorol. Instrumente mit den Hydrometeoren viel entschiedener hervortrete, 4) und die Niederschläge auf der Westseite höher hinaufrecken als im Sommer, 5) das Barometer während des Regens auf der Westseite stark steige, auf der Ostseite falle, 6) bey Niederschlägen zwischen S.W.W. weder entschieden steige, noch falle, von W. nach N. stark steige, mit S.O. und S. stark falle, 7) bey Regen mit O. falle, mit W. steige, 8) während des Regens niedriger stehe, als der barometrische Werth des Windes, 9) bey Schneefällen am tiefsten unter dem allgemeinen Mittel des Windes (197 - 206).

In Rücksicht der Temperatur ergab sich, daß die Temperatur eines Regenwindes der Westseite niedriger, der Ostseite höher als die mittlere Temperatur dieses Windes ist.

In Rücksicht der Feuchtigkeit der Luft erzeugt die absolut feuchte Luft in einer bestimmten Höhe eine Wolkenbildung, und es muß auf der Westseite Einfallen des kälteren Windes, Wolkenbildung, Niederschlag und Steigen des Barometers zusammenfallen, auf der Ostseite aber ist die Wolkenbildung früher als der untere bemerkbare Wind. Auf jener geht die Wolkenbildung von unten nach oben, auf dieser von oben nach unten.

Der Anfang des Regens ist eine Vergrößerung

der Wolke nach Unten, er fällt oben sparsamer als unten, indem die ganze zwischen der Wolke und dem Boden befindliche Luftschichte dem Zustande der Sättigung zugeführt, an den herabfallenden Tropfen neuer Dampf niedergeschlagen, und der Tropfen also vergrößert wird. Die Pariser Beobachtungen von 1818 bis 1832 geben in dieser Hinsicht einen jährlichen Unterschied von 64,062 Millimètres, welcher aber im Winter beträchtlicher ist, als im Sommer.

Die Theorie der Gewitterbildung „musste seit Volta den harten Dienst unter der Electricität durchmachen. Die Spuren dieser unglücklichen Herrschaft finden sich noch in den mannigfaltigen Hypothesen. Aber schon Deluc und Deaussure haben gezeigt, daß Wolken nicht Magazine von Electricität sind.“

Da die Wolke selbst kein Product, sondern ein Proceß ist, und nur besteht, indem sie entsteht und vergeht, so wird sie desto stärker elektrisch, je lebhafter dieser Proceß eingeleitet ist, und es ist daher zum Hervortreten einer starken elektrischen Spannung eine plötzliche Wolkenbildung (Niederschlag) nothwendig. Weil nun die größten Temperaturdifferenzen sich bey S. SW. und N. NO. ergeben, und ein plötzliches Vermischen am leichtesten dadurch geschieht, daß der kalte Wind dem wärmeren folgt, so muß eine Drehung S. W. N. erfolgen. Daher wird vor dem Gewitter ein südlicher, nachher ein nördlicher Wind wehen, und wegen des ersten in der Höhe der Atmosphäre eine bedeutende Temperaturerhöhung Statt finden. Wenn daher alle diese Erscheinungen richtig zusammengefaßt werden, so sind sie eben so, wie Bewegungen der meteorologischen Instrumente zu der Zeit, wo überhaupt Niederschläge beobachtet werden, nichts anders als ein einfacher Ausdruck des Drehungsgesetzes (S. 196 — 242).

In dem fünften Abschnitt beschäftigt sich H. V. mit Betrachtungen über die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre, ausgehend von den Windstillen und ihrer Regenzone zu den Passat- und den subtropischen Zonen. Aus dem Ineinandergreifen der Gegend der Windstillen und der Zone der constanten Passate entstehen intermittirende und alternirende Winde (Westmoussons der Linie). Diese Winde sind offenbar das Erzeugniß der vom Aequa-

tor abnehmenden Rotationsgeschwindigkeit der Erde und der erwärmenden Wirkung der Sonne. Wie H. V. die Gesetze zuerst theoretisch aus dem Drehungsgesetze ableitet, so bestätigt er dieselben mit großem Scharfsinne aus den gesammelten Angaben der Geographen und Seefahrer.

2) Daß es zwey einander entgegengesetzte Luftströme, einen nördlichen untern und einen südlichen oberen gebe, zeigt Theorie und allgemeine Erfahrung. Durch ihre wechselseitige Verdrängung werden die Witterungserscheinungen unserer Gegenden vorzugsweise bedingt, und ein barometrisches Minimum ist die Erscheinung des Südstromes, ein Maximum die Erscheinung des Nordstromes.

3) In Rücksicht des Minimums zeigt H. V. aus den am 24. December gemachten Beobachtungen, daß wir uns im Südrome befanden, das Minimum in der Richtung des SW. Stromes fortrückte. Dieses Fortrücken stellt sich an einem bestimmten Orte dar als stürmischer Durchgang durch das Minimum der Windrose, also als eine Drehung N. S. S. SW. W.

4) Die mittlere Windrichtung in der gemäßigten Zone ist im allgemeinen im Sommer W., im Herbst und Winter SW., im Frühling NW., die mittlere Windrichtung der nördlichen gemäßigten Zone eine südwestliche, die der südlichen aber eine nordwestliche (S. 243 — 298).

In dem letzten sechsten Abschnitt sucht Hr. V. die Witterungserscheinungen der einzelnen Zonen in allgemeinen Umrissen darzustellen. Für die Gegend der Moussons sind zuerst die Regen zu bemerken, welche an Mächtigkeit denen der eigentlichen Regenzone nichts nachgeben, indem sie in 24 Stunden manchmal die Höhe von 7 — 8 Zolle erreichen. Werden sie von südlichen Winden mit westlicher Ablenkung herbegeführt, so werden die mächtigsten Niederschläge auf der Westseite der Gebirge zu erwarten seyn.

(Schluß folgt)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Jänner.

Nro. 17.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Meteorologische Untersuchungen von H.  
W. Dove u.

(Schluß.)

Steigen die feuchten Luftströme an den Gebirgen auf, so wird die Regenmenge schnell nach der Höhe hin zunehmen, und jenseits der Gebirge nichts mehr herabfallen. Bey dem Umsetzen des SW. Mousson in den NO. Mousson werden an der Ostseite der Gebirge, vorzugsweise zu Anfang, mächtige Niederschläge eintreten, wie dieß durch die Beobachtungen vollkommen bestätigt wird.

Der barometrische Druck nimmt schnell mit der Breite zu, aber unmerklich in der Höhe ab. Der Druck der Dampfatmosphäre wird in Vergleich mit dem im mittleren Europa wesentlich modificirt, und zwar durch die veränderte Windrichtung, die in Europa (Aspenrade) im Sommer nördlicher ist als im Winter, während in Venares das Gegentheil und zwar in äußersten Extremen Statt findet. In Rücksicht der Temperaturveränderungen geht aus den Beobachtungen an 26 Orten von 35° 49' nördlicher Breite bis 31° südlicher Breite hervor, daß bey zunehmender nördlicher Declination der Sonne der NO. Mousson seine abkühlende Kraft verliert, und die bisher allmählig wachsende Temperatur plötzlich so bedeutend steigt, daß der der Sonne folgende SO. Passat als SW. Mousson in die Windstille eindringt, woraus sich die Erscheinungen dieser Zone erklären. Die relative Feuchtigkeit dieser Zone ist am niedrigsten im July und August, am höchsten im April und May (S. 299 — 326).

Für die Gegend der Passate gelten die Regeln: Der Luftdruck nimmt gegen die Wendekreise

zu, das Maximum der Temperatur fällt in einige Entfernung dieß- und jenseits der Calmen, die Elasticität des Wasserdampfes nimmt von dem Aequator in einem noch auszumittelnden Verhältniß ab. Dasselbe gilt von den continuirlichen Regen der Calmen. An den Grenzen der Tropen tritt, je weiter wir uns von ihnen entfernen, die Winterregenzeit immer mehr in zwey durch schwächere Niederschläge verbundene Maxima auseinander, welche in Deutschland in einem Sommermaximum wieder zusammenfallen, wo also temporäre Regenlosigkeit vollkommen aufhört (327 — 331).

In der gemäßigten Zone lehren die 10 jährigen Pariser und Howard's 12 jährige Beobachtungen bey London, daß die südlichere mittlere Windrichtung des Jahres in Paris eine weit bedeutendere Temperaturerhöhung bewirkt als der indifferente West in London. Eben so sind die Wirkungen im Winter und Herbst gesteigert, und der Unterschied der thermischen Windrosen dieser Städte zeigt, warum in Paris der W. im Sommer eine stärkere Abkühlung bewirkt, als der WNW. in London.

Eine Veränderung der mittleren Winderichtung oder der Vertheilung der Wärme in der Windrose kann eine Veränderung des Klima's bewirken. Eine klimatische Aenderung, die nicht rein lokal ist, scheint sich in der Beziehung des Beobachtungsortes zu den ihn umgebenden Land zu geben, und da der unzweydeutigste Ausdruck dieser Beziehung die barometrische Windrose ist, so werden solche von Zeit zu Zeit berechnete Windrosen eine Andeutung dafür geben (332 — 342).

In der kalten Zone hat den Beobachtungen gemäß der Wind auf die Temperatur und das Barometer wenig Einfluß, er selbst ändert sich wenig ab, obschon seine mittlere Richtung in Port Bowen



Kirwan. Bey Manganspath ist nur auf das Kiesel = Manganerz hingewiesen und das kohlen saure Manganoxydul findet man nicht unter Manganoxydul, sondern unter Manganoxyd. Hier stehen zwey Angaben von Leonhard und Mohs; es hätte auch die von Breithaupt angeführt werden, oder eine Hinweisung gegeben werden sollen, daß es unter den Karbonspathen bey dem manganischen Karbonspath vorkommt. Für Asbest und Asbestartigen Strahlstein sind nur Angaben von Kirwan gegeben und bey dem Bergkork steht eine Angabe von Muschenbrock mit 0,680. Beym Pistazit findet sich nur eine Angabe und auf Epidot ist nicht verwiesen u. s. w. Man sieht, daß die Synonymik einem solchem Werke viele Schwierigkeiten entgegensetzt, und daß man wohl mit ihr vertraut seyn muß, um es in der Art anzufertigen, daß es für Jeden mit gleichem Nutzen brauchbar ist. —

Druck und Papier sind sehr schön.



Einige Worte über die Pathologie der Mineralien. Von Med. Dr. Ritter von Holger. Aus der Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften. Herausgegeben von Dr. A. Baumgartner und Dr. J. Ritter von Holger. Wien bey Heubner. 1837. S. 4.

Der Verfasser hat in einer frühern Abhandlung (S. 2.) über den Gurhofian dargethan, daß dieses Mineral wesentlich Dolomit sey, und daß es als ein Product der Zerstörung des Serpentinus gelten müsse. In Beziehung auf die Bildung desselben heißt es in jener Abhandlung:

„Der Serpentin gehört als Gemenge der drey Mineralspecies Feldspath, Schillerspath und Granat der Geognosie an, der Gurhofian sieht aber weder mit dem Gemenge an und für sich, noch mit der Hervorbildung einer der 3 Species aus diesem Gemenge in irgend einer Beziehung und gehört daher der Geognosie nicht mehr an. Der Dolomit ist keine Felsart, kein Gemenge, sondern eine wahre Mineralspecies — —; der Gurhofian gehört, in

wie ferne er seinem Wesen nach Dolomit ist, gleichfalls der Oryktognosie an. Da er aber seiner Entstehung nach abnormes Product ist, welches nur entstehen kann, wenn die Thätigkeit, durch welche sich der Serpentin bildet und mit seine wesentlichen Eigenschaften erhält, in Folge eigenartiger, änderer Einflüsse regelwidrig wirkt und daher nur aus theilweiser oder gänzlicher Zerstörung des Serpentinus hervorgeht, so gehört er einer neuen Wissenschaft, der Pathologie des Mineralreichs an, die, wenn sie schon bis jetzt nicht gebildet ist, doch bald entstehen muß, weil die Körper, welche ihr angehören, mögen sie nun als Felsarten oder als Species betrachtet werden, immer am unrechten Orte stehen und als Hindernisse der streng logischen Entwicklung und Durchführung irgend eines oryktognostischen oder geognostischen Systems angesehen werden müssen, und wirklich als solche erscheinen.“

Hier wird also die erste Idee der Pathologie des Mineralreichs ausgesprochen.

In derselben Abhandlung werden Analysen des mit dem Gurhofian vorkommenden Serpentinus angegeben. Das Resultat ist:

|             |      |
|-------------|------|
| Feldspath   | 36,6 |
| Kieselerde  | 4,2  |
| Thonerde    | 5,5  |
| Eisenoxydul | 19,1 |
| Kalkerde    | 1,3  |
| Ealkerde    | 29,5 |
| Wasser      | 3,8  |

100,0

Man ersieht deutlich, daß dieses ein Serpentin ganz eigener Art ist. Es ist sehr wahrscheinlich ein kranker Serpentin. — Die Pathologie des Mineralreichs macht nun der Verf. im 4. Hest der genannten Zeitschrift zum Gegenstande einer eignen Abhandlung.

Wir gestehen, daß wir diese Abhandlung an gegenwärtigem Orte nicht erwähnt hätten, wenn es uns nicht rathlich schiene, unhaltbaren Neuerungen und Irrlehren bey Zeiten entgegen zu treten.

Nachdem in der Einleitung bemerkt wird, daß die Mineralien eine Lebenskraft haben, oder eine sie bildende und erhaltende Kraft, welche, da sie ähnliche Erscheinungen, wie die organische Lebens-

Kraft hervorbringt, von dieser nicht wesentlich verschieden seyn kann, daß diese Lebensfähigkeit bestimmten Gesetzen folgen muß, daß die äußern Einflüsse, welche im Stande sind, sie zu zerstören, auch vermögend sind, so auf sie einzuwirken, daß sie regelwidrig zurückwirkt, so gelangt der Verf. zu dem Schlusse, daß es also Krankheiten der Mineralien gebe, welche jedoch keine dynamischen, sondern nur organische seyn können. Es giebt also auch eine Pathologie der Mineralien.

Von den Ursachen der abnormen Zustände, von der Aetiologie der Mineralien, meynt der Verf., können wir nicht viel wissen, doch werden als besonders schädliche Potenzen angeführt: der Sauerstoff der Atmosphäre, das Wasser, besonders das Gefrieren des Wassers in den Zwischenräumen, aufgelöste mineralische Substanzen, erdige gemengte Mineralien, welche lange der Einwirkung der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, vulkanische Wärme &c. — Es kommt hier eine Anmerkung vor, in welcher gesagt wird, daß der Graphit ein Zerstörungsproduct der Hornblende sey. Es heißt nämlich: Der in Niederösterreich so häufig vorkommende Graphit, oder das gemeinhin sogenannte Wasserbley tritt, wie ich bisher immer beobachtet, im Syenitgebirge auf und es läßt sich leicht durch eine vollständige Reihenfolge von entsprechenden Uebergängen nachweisen, daß er ein Zerstörungsproduct des Syenits, und wie demnächst anzustellende Analysen wohl beweisen dürften, der in selbem vorkommenden Hornblende sey. Bisher fand ich ihn vorzüglich entwickelt in solchen Schluchten, wo der Syenit beständig feucht erhalten wird, ohne daß Sonnenwärme einwirken kann, — —, hingegen verwittert derselbe Syenit an andern Orten, wo freyer Luftzug und Sonne einwirken kann, zu einer Eisenocker haltenden Erde, auch fand sich die Hornblende in den böhmischen Basalten unter ähnlicher Einwirkung immer zur ockerhaltigen Erde, nie zum Graphit verwittert.“

Wir sind auf die versprochenen Analysen begierig, denn nach unserm bisherigen Wissen müßte es wunderbar zugehen, wenn die Hornblende, welche zufällige Spuren beygemengter organischer Substanzen abgerechnet, kein Atom Kohlenstoff enthält, eine Substanz erzeugen könnte, die, wie der Gra-

phit, wesentlich nur Kohlenstoff ist; wenn übrigens die citirten Hornblenden von andern eben so abweichen, wie der Serpentin, woraus der Gurkositian entstand, von andern Serpentininen, so ist es wohl möglich, daß ein so räthselhafter Vorgang eine Erklärung finden werde. — Die neue Wissenschaft zerfällt hinsichtlich der abnormen Erscheinungen in 3 Abtheilungen und behandelt: 1) Mineralien, die durch ihre Mischung, 2) solche, die durch ihre Form abnorm geworden sind, und endlich 3) solche, die an und für sich normal beschaffen, durch eine regelwidrige Entstehung als abnorm in Beziehung auf jene gelten müssen, aus welchen sie hervorgingen.

In der ersten Abtheilung wird untersucht, was man unter normaler und abnormer Mischung und unter Species zu verstehen habe. — In Beziehung auf außerwesentliche Bestandtheile sagt der Verfasser: „So lange wir glauben, daß diese Nebenbestandtheile der normalen chemischen Verbindung nur zufällig beygemengt werden, etwa, weil sie zugleich aus der Auflösung, woraus sie krystallisirte, niedergeschlagen wurden, sind die Varietäten normale aber zufällig verunreinigte Mineralien. Wenn wir aber bey genauen auf diesen Punkt gerichteten Beobachtungen einst einsehen dürften, es liege in der dem Mineral eigenen Kraft, daß es außer seinen wesentlichen Bestandtheilen noch andere aufnehme, statt der binären Verbindung, eine quaternäre darstelle, dann wären die Varietäten ohne weiters als abnorme Producte anzusehen.“ — Ueber diese etwas dunkeln Sätze verbreitet der Schluß des Abschnitts das nothwendige Licht, wo der Verf. seine originellen Ansichten über normale chemische Verbindung deutlich ausspricht.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. Jänner.

Nro. 18.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Observations anatomiques sur la Sirène mise en parallèle avec le Protée et le Têtard de la Salamandre aquatique par Maur. Rusconi. Avec 6 planches. Edition à cent exemplaires. A Pavie chez Fusi et Comp. Libraires. 1837. fol.

Die günstige Fügung, welche mich vor kurzer Zeit in den Besitz von mehreren frischgefangenen Proteus, aus der Adelsberger Grotte, setzte, veranlaßt mich zu einer etwas umständlicheren Anzeige der vorliegenden Schrift und zu einem näheren Eingehen in die Anatomie der Circulations- und Athmungsorgane, sowie der Geschlechtswerkzeuge der Proteusartigen Amphibien, welche trotz der reichhaltigen Untersuchungen der neuesten Zeit, vorzüglich von Deutschland und England aus, keineswegs noch erschöpfend gekannt sind. Das hohe, allgemeine physiologische Interesse der Kreislaufs-, Athmungs- und Geschlechts-Organe dieser merkwürdigen Thiere mag eine ausführlichere Besprechung in diesen Blättern entschuldigen, gesetzt auch, daß bloß der Fachgelehrte hieran Antheil nähme.

Zuvor einige allgemeine Bemerkungen über diese neue Arbeit Rusconi's, der als fleißiger Beobachter und geschickter Zeichner hinreichend bekannt ist.

Der Titel verspricht viel mehr, als der Inhalt giebt.

Auf 60 Seiten Text, wovon ein beträchtlicher Theil der Erklärung der Tafeln gewidmet ist, giebt der Verf. einige wenige neue Bemerkungen über die Anatomie von Siren, wovon er ein Exemplar durch den Prinzen von Musignano erhalten hatte. Den größten Theil des Textes nimmt übrigens die ein-

gewebte Polemik, vorzüglich gegen Cuvier, auch gegen Geoffroy St. Hilaire, Martin St. Ange und Dugès ein und diese ist in derselben, nicht ganz feinen, jedenfalls leidenschaftlichen Weise geführt, welche Rusconi's neuere Arbeiten, z. B. über die Entwicklung der Batrachier gegen Baer, auszeichnet. Dabey fehren mehrere Irrthümer aus der älteren Monographie des Proteus hartnäckiger und schärfer wieder und verdienen eine nachdrückliche Widerlegung. Das Auffallendste aber ist, daß unter den 6 Kupfertafeln nur 2 neue sind, und die Besitzer der älteren Monographia del Proteo anguino gezwungen werden, die vier älteren Tafeln, deren Stich durch die Mehr-Abdrücke natürlich etwas gelitten hat, und deren Illumination, namentlich der ersten Tafel, an 2 vom Verf. verglichenen Exemplaren ungleich weniger sorgfältig ist, noch einmal zu kaufen.

Den beyden neuen Tafeln jedoch muß man das Lob zollen, daß sie gut gezeichnet und vom Verf. selbst so gestochen sind, daß sie den älteren an die Seite gesetzt werden können, und jenen Ruhm bewahren, den sich die in Pavia erschienenen anatomischen Kupferwerke durch Scarpa, Vanizza und den Verf. erworben haben.

Da diese beyden Kupfertafeln den wichtigsten Theil der Schrift ausmachen, und die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen fast ausschließlich in der Kupfererklärung enthalten sind, so will ich zuerst von diesen sprechen.

Auf Tafel V. ist ein weiblicher Proteus mit sehr entwickelten Geschlechtstheilen dargestellt. Früher hatte Rusconi die Eyer immer nur sehr klein, höchstens wie Mohnkörnchen gefunden; bey diesem Exemplar sind eine Menge Eyer sehr entwickelt und von der Größe kleiner Erbsen; der Abbildung nach

ist der Eyerstock und der (jetzt gewundene) Epileiter ganz wie bey den Salamandern zur Zeit der Eyreife.

Der Verf. hat die feinere mikroskopische Analyse der Eyer nicht gegeben. Ich habe ein frisch getödtetes, weibliches Individuum darauf untersucht und folgendes gefunden.

Die Eyerstöcke sind ganz gebaut, wie bey Salamandra, Triton und bey den Batrachiern überhaupt; es sind zwey gleich lange, beutelförmige, längliche, hohle Säcke von gelblicher Farbe. Die größten Eyer des von mir untersuchten Individuums betragen freylich nur eine halbe Linie Pariser Maaß, waren aber bereits gestielt und ragten frey in die Höhle des Ovariums herein. Nuscconi hat das Maaß der Eyer nicht angegeben; nach der Abbildung in natürlicher Größe finde ich dieselbe bis zu  $1\frac{1}{2}$  Linien. Das Stroma der Ovarien ist, wie bey allen Batrachiern, schwach entwickelt. Jedes Ey ist mit einem Chorion oder vom Eyerstock herrührenden Indusium überzogen. Die Dotterhaut ist ohne besondere Struktur; im Dotter fand ich bloß kleine Molükeln, keine Fetttropfchen, unstreitig wegen der noch geringen Entwicklung der Eyer. Das Keimbläschen ist groß und sehr deutlich und, ganz wie bey allen bisher von mir untersuchten nächsten Amphibien, mit mehrfachen (zahlreichen) granulirten Keimflecken versehen. Bey einem  $\frac{1}{16}$  Linie großen Ey fand ich das Keimbläschen  $\frac{1}{15}$  Linie.

Allerdings wäre es sehr interessant, aus der Entwicklung der Geschlechtstheile die Fortpflanzungszeit des Proteus wenigstens approximativ zu bestimmen. Nuscconi hatte das abgebildete Individuum von Broechi erhalten; es war gegen Ende November in Adelsberg gefangen worden und starb nach  $2\frac{1}{2}$  monatlicher Gefangenschaft, während welcher es keine Nahrung erhalten hatte. Der Leib war schon bey'm Empfange des Individuums ziemlich angeschwollen, vergrößerte sich aber immer mehr. Nuscconi schließt hieraus, daß die Paarung Anfang des Winters, die Auschlüpfung der Jungen aber im Anfang des Frühjahres erfolge. Meine drey erwachsenen Individuen waren von mir hier in Erlangen Ende July gekauft und der Angabe nach 3 Wochen vorher in Adelsberg gefangen worden.

Das erwähnte Weibchen öffnete ich Ende August. Die Oeffnung eines Männchens verzögerte ich bis Mitte October. Die beyden einfachen, unten mit einem Anhang versehenen und denen der Landsalamander sehr ähnlichen Hoden, schienen mir etwas größer und mehr turgescirend als bey dem von Nuscconi auf Tab. III. abgebildeten Männchen. Die vasa deferentia waren dünn und leer. Leider wurde meine Vermuthung, daß noch keine Samenthierchen gebildet wären, bestätigt und die Hoden enthielten nur eine feinkörnige Masse. Bey der großen Ähnlichkeit des Proteus im Bau der keimbereitenden Geschlechtstheile mit Salamandra und Triton, vermurthe ich auch eine nahe Verwandtschaft der Form ihrer Spermatozoen. Es läßt sich dieß freylich nicht mit Sicherheit voraussagen, da unter den ungeschwänzten Batrachiern, meinen Beobachtungen zufolge, z. B. bey Pelobates, bey Kombinator höchst verschiedene Spermatozoen, denen der Frösche durchaus unähnlich, vorkommen.

Die übrigen Figuren auf der fünften Tafel: Vergleichung des Schädels von Proteus mit Siren und Axolotl in Profil (beyde letztere nach Cuvier kopirt) sind nicht von Bedeutung. Recht gut und sorgfältig ist dagegen die Abbildung eines Exemplars von Siren intermedia. Dasselbe Thier geöffnet Fig. 2. Es war ein Weibchen. Von den übrigen Figuren dieser Tafel ist nur eine kopirt, nämlich der Schädel von Siren lacertina nach Cuvier. Die gegebenen Figuren betreffen Schädel-Ansichten und Kiemenapparat mit Zungenbein vom Proteus, von Siren intermedia, Land- und Wassersalamander, und besonders sorgfältig eine Darstellung der injizirten Kiemengefäße einer Salamanderlarve. Ich will mir nicht erlauben an der Ausführung einer solchen Injektion zu zweifeln, obwohl sie gewiß höchst schwierig ist.

Von besonderem Interesse wird immer die Anatomie des Gefäßsystems und der Athmungsorgane bleiben.

Ich war vor Allem begierig, über die Größe der Blutkörperchen etwas Genaueres zu erfahren. Rudolphi hatte in seiner Physiologie (Bd. 1. S. 146) bereits angegeben, daß ihm die Blutkugeln des Proteus alle bis dahin gesehenen zu übertreffen geschienen hätten, und daß sie in der Größe denen des



Landsalamanders wenigstens gleich kämen; doch habe er das Mikrometer nicht angewendet. Später fand ich, daß Rusconi bereits in seiner älteren Monografia davon gesprochen habe; er fand sie in der Form denen der Viper, der Schildkröte, des Frosches und Wassersalamanders ähnlich, aber doppelt größer (Monografia del Proteo p. 77). Ich habe nun die Blutkörperchen von frischen Thieren genauer untersucht und mit dem Mikrometer gemessen und fand sie meist sehr länglich eyrund, schmal,  $1/40$  ja bis  $1/30$  Linie lang und circa  $1/80$  bis  $1/100$  Linie breit; die Kerne messen  $1/200$  bis  $1/250$  Linie. Die Blutkörperchen des Proteus sind also wirklich die größten aller bekannten Thiere, selbst noch einmal so groß als die des Landsalamanders und zweymal so groß als diejenigen vom Frosch und vom Rochen, welche, wie ich gefunden habe, eben so, wie die der Haifische, nur die Größe derjenigen der Frösche und übrigen schwanzlosen Batrachier haben. Die Blutkörperchen des Proteus sind mit freyem Auge als kleine Pünktchen sichtbar.

Es folgt aus diesen Beobachtungen, daß die Gefäße des Proteus sehr weit sind und dieß erleichtert auch die Injectionen.

Rusconi bringt in der vorliegenden Schrift jene barocke Behauptung wieder vor, nach welcher der Proteus keine Lungen habe. Er nennt diese Organe *vésicules* und giebt als Gründe für seine Behauptung folgendes an. Bey allen Batrachiern, Siren allein ausgenommen, seyen die Lungen völlig frey, während die *vésicules* des Proteus im Gegentheil mit den Organen der Generation durch eine Falte des Peritonaeums an die Rückenwirbelsäule geheftet seyen. Die Arterie bilde kein Netz auf den Wänden, sondern gäbe nur einige Aeste und vertheile sich dann an den Zeugungsapparat ihrer Seite. Eben so öffne sich die Vene unter den Nieren in die Hohlvene. Die *vésicules* des Proteus hätten also kein eigenthümliches Gefäßsystem und demnach einen ganz andern Zweck, als das Blut zu decarbonisiren.

(Schluß folgt).

Einige Worte über die Pathologie der Mineralien. 1c.

(Schluß.)

Nachdem er bemerkte, daß die chemische Verbindung nicht ein bloß zufälliges Zusammentreten mehrerer Körper, sondern ein durch bestimmte Geseze geregelter Act der Natur sey und die Natur einen bestimmten Zweck dabey erreichen wolle, und daß der für uns erkennbare Zweck bey einer chemischen Verbindung kein anderer seyn könne, als die vollkommene Ausgleichung der entgegengesetzten Thätigkeit mehrerer Körper, so fährt er fort: „Daher ist jede Verbindung normal, welche von beiden Bestandtheilen nur Ein oder gleichviel Atome enthält, und jede abnorm, welche von einem derselben mehr Atome als von dem andern enthält, und zwar abnormes Product jener Species, die mit ihr dieselben Bestandtheile in dem Normalverhältniß hätte, wenn z. B. ein Mineral von der Zusammensetzung  $\ddot{C}Ca + \ddot{C}Mg$  (eine dem Verf. eigenthümliche Schreibart) vorkäme, so wäre dieses keine Species, sondern eine Abnormität der Species  $\ddot{C}Ca + \ddot{C}Mg$ , nämlich des Dolomits. Ebenso sind auch Mineralien in dem Grade abnorm, als sie mehr zusammengesetzt sind, weil die Natur hier, wo es darauf ankommt, eine dauernde Verbindung hervorzubringen (bey organischen Körpern findet das Gegentheil statt), einfache Zusammensetzungen vorziehen muß, durch welche dieser Zweck allein erreicht wird.“ Diesen Sätzen fehlt es nicht nur an einer wissenschaftlichen Grundlage, sondern sie stehen auch im Widerspruche mit dem, was der Verf. bey mehreren Gelegenheiten als normale Mischungen citirt, wie z. B. die Kohlen säure  $\ddot{C}$ , das Eisenoxyd  $\ddot{F}e$ , das Manganperoxyd  $\ddot{M}n$  1c. da es sich doch deutlich herausstellt, daß nach dem eben angeführten die Kohlen säure als abnormes Kohlenoxydgas  $\ddot{C}$ , das Eisenoxyd als abnormes Eisenoxydul  $\ddot{F}e$ , das Manganperoxyd als sehr abnormes Manganoxydul  $\ddot{M}n$  betrachtet werden müßte. Auch scheint der Verf. nicht viel an die Natur gedacht zu haben, als er über ihre Zwecke schrieb; oder die Natur müßte sehr inconsequent

seyu, daß sie so ungeheuerere Massen von Felspath, Glimmer, Amphibol, Augit u. s. w. erzeugen konnte, da diese Mineralien mit dem Maßstab geprüft, welchen der Verf. der Natur aufdringen will, alle abnorm wären, und um wie viel mehr noch andere, wie z. B. Smaragd, Topas, Pyrop, Cordierit etc., welche mit der Abnormität der Mischung noch die verbinden, daß sie gar nicht verwittern wollen, sondern eine eigensinnige Dauerhaftigkeit wahrnehmen lassen.

In der zweyten Abtheilung wird die wirkliche und scheinbare Abnormität der Krystallisation beleuchtet. Körnige und ähnliche Massen, an welchen Spuren von Krystallisation bemerkbar sind, werden normale Krüppel genannt. In Beziehung auf den Urkalk macht der Verf. den Geognosten einen Vorwurf. „Es war — sehr unwissenschaftlich, heißt es, daß die Geognosten einfache Mineralien, wo sie in großen Mengen vorkommen, und dadurch in ihrer regelmäßigen Ausbildung gehemmt bleiben, als Felsarten betrachteten, denn die größere oder geringere Menge kann ein Mineral nicht zur Felsart machen, sondern nur allein die Eigenschaft ein Gemenge zu seyn (!). Der Urkalk gehört daher als normaler Krüppel nicht der Geognosie, sondern der Oryktognosie an, hingegen müssen gemeiner Kalkstein und Kreide der Pathologie der Mineralien anheim fallen, nachdem im erstern die krystallisirende Thätigkeit auf ein Minimum herabgesetzt (!), in der zweyten ganz erloschen ist.“

Wenn man die Untersuchung consequent durchführt, was nach des Verf. Meynung zur Pathologie und zur Oryktognosie gehört, und deshalb nicht in die Geognosie gehören darf, so kommt so ziemlich heraus, daß gar nichts in die Geognosie gehört. Als besonders abnorm werden die erdigen Mineralien angeführt. Von diesen heißt es, daß sie „als formlose, d. h. der Form nach todte, auf den höchsten Grad der Abnormität gekommene Körper sind, denn die Erden sind wenigstens mit freyem Auge (!) betrachtet Körper, deren kleinste Theile keine regelmäßige Form mehr haben, und gehören demnach alle der Pathologie des Mineralreiches an.“

Wir wollen des dritten Abschnittes nicht weiter erwähnen, er gleicht dem vorhergehenden vollkommen.

Am Schluß heißt es: „Wenn nach dem bisher Gesagten noch Jemand fragen sollte, welchen Nutzen eine Pathologie der Mineralien für die Wissenschaft bringen könne, so dürfte gar nicht ihr

absoluter Werth angeführt werden, den sie so wie jede andere Erweiterung, jede mehr geregelte den Denkgesetzen angemessene Eintheilung unserer Kenntnisse ohne Widerrede in Anspruch nehmen kann, indem sich dieses von selbst versteht, und ihr praktischer Werth, bezüglich der Gründung und consequenten Durchführung eines Mineralsystems, welches den Forderungen der Naturwissenschaft und der Logik gleichmäßig entspricht, uns näher liegt.

Wenn zu der ehuehin schon bestehenden Confusion in der mineralogischen Systematik noch die der Holger'schen Pathologie käme, so möchte man wohl von gar keinem Werthe eines Mineralsystems mehr reden, weder von einem theoretischen, noch von einem praktischen.

Für die Geognosie, sagt der Verf., hat die Pathologie der Mineralien noch darum einen eigenen Werth, daß sie den einfachen Mineralien, welche in großen Massen vorkommen, eine andere geeigneter Stelle anweist, und daher erlaubt, die gemengten Mineralkörper, die wahren Felsarten allein als Object der Geognosie anzusehen, wonach ein allgemeines Bildungsgesetz aus der Beobachtung derselben abgeleitet, die Geognosie zur Wissenschaft erhoben werden kann, und in der Darstellung der in den gemengten Mineralien erscheinenden Bildungsgesetze glücklicher seyn wird, als sie es bisher in der Nachweisung einer umfassenden und consequenten Theorie der Bildung des Erdkörpers gewesen ist.“ — Das ist ein wahrer Gallimathias! —

Wir halten es für überflüssig, das Unhaltbare und Unwissenschaftliche, welches fast allen neuern in dieser Schrift ausgesprochenen Ansichten zum Grunde liegt, im Detail darzulegen; es erhellt hinlänglich aus den citirten Textstellen, wovon der größte Theil wenigstens keiner Interpretation bedarf. Dem Verf. aber möchten wir rathen, sich von den gesunden Mineralien und den normalen Erscheinungen der Naturkräfte im unorganischen Reiche vorerst besser zu unterrichten, ehe er es unternimmt, seine sogenannte Pathologie weiter zu verfolgen, denn ehe man von frankten Zuständen spricht, muß man zuvor die gesunden kennen gelernt haben, sonst werden nur schiefe Urtheile zum Vorschein kommen.

v. Kobell.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. Jänner.

Nro. 19.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspiſchen Meere von Gustav Roſe. I. Band. Reise nach dem nördlichen Ural und Altai. Mit Kupfern, Karten und Holzschnitten. Berlin 1837. Verlag der Sander'schen Buchhandlung.

Das vorliegende Werk bildet eine Abtheilung zu einem größeren, welches v. Humboldt, Ehrenberg und G. Roſe gemeinſchaftlich herausgeben.

Der Verf. giebt in der Vorrede einige Fragmente aus A. v. Humboldts Einleitung ſeines noch ungedruckten astronomiſchen und magnetiſchen Tagebuchs, woraus man entnimmt, daß von Humboldt auf Befehl des Kaiſers Nikolaus die Reise nach dem Ural, Altai &c. unternahm, wohin ihn der Verf. mit Ehrenberg begleitete. Die Munificenz des Kaiſers ebenſo, wie das Hrn. v. Humboldt geſchenkte Vertrauen erhellt aus dem Schluſſe des durch den Finanzminiſter Grafen von Caucour an v. Humboldt überſchickten pro memoria, wo es heißt: „Es hängt ganz von Ihnen ab, in welchen Richtungen, und zu welchem Zwecke Sie dieſe Reise ausführen wollen; der Wunsch der Regierung iſt einzig der, den Wiſſenſchaften förderlich zu ſeyn. So viel Sie können, werden Sie dabei dem Bergbau und dem Gewerbsfleiß Rußlands Nutzen ſchaffen.“ — Solche edle Anerbietungen, ſagt v. Humboldt, und ſie wurden alle auf einer lange dauernden Reise, von 14,500 Werſten (über 2000 geographiſche Meilen) erfüllt, darf ich ſchon deshalb nicht mit Stillſchweigen übergehen, weil ſie auf eine erfreuliche Art das Zeitalter charakteriſiren, in dem wir leben. Die Gunſt, welche dem edlen Treiben des Einzelnen geſpendet wird, ſtrahlt von

der Höhe der Wiſſenſchaft auf ihn herab. Sie iſt der lebendige Ausdruck der Achtung, die ein mächtiger Monarch dem fortſchreitenden Wiſſen und dem wohlthätigen Einfluſſe dieſes Wiſſens auf den Wohlſtand der Völker ſchenkt. —

Die Reise wurde daher unter den günſtigſten Umſtänden im Jahre 1829 unternommen. Ueberall fanden die Reiſenden zu ihrer Aufnahme vorbereitete Wohnungen, Pferde u. ſ. f. und erhielten einen ausgezeichneten Bergbeamten, der deutſchen und franzöſiſchen Sprache gleich mächtig, den Berghauptmann von Menſchein zum Begleiter. Der Verf. giebt hier den mineralogisch-geognostiſchen Theil der geführten Tagebücher, und obwohl es bey einer ſo ausgedehnten Reise nicht möglich war, alle einzelnen intereſſanten Punkte zu beſuchen, um Aufſchluß über die Gebirgsformationen zu erhalten, ſo wurde er doch durch die vielen, ihm überall zu Gebote ſtehenden Sammlungen in den Stand geſetzt, ein allgemeines Bild derſelben herzuſtellen.

Der Verf. bemerkt, daß ſein Reiſebericht zwey Bände ausmachen werde; der erſte vorliegende enthält die Reise im mittlern und nördlichen Ural und in den Altai; der zweyte, deſſen Druck unmittelbar nach dem Erſcheinen des erſten beginnen ſoll, wird die Reiſen in den ſüdlichen Ural und nach Aſtrakan nebst einigen beſondern Abhandlungen enthalten, und mit einer mineralogisch-geognostiſchen Ueberſicht des Urals ſchließen. Von den beyden, zum erſten Bande gehörigen Karten hat die eine, die große Uralkarte, Profeſſor Berghaus zu zeichnen übernommen. Zum Grunde iſt hiebey die ruffiſche Specialkarte des ruffiſchen Reiches (die Podrobnaja Karta) gelegt worden, es ſind aber dabei auch die neuen astronomiſchen Ortsbeſtimmungen von Wiſniewſky, Schubert, A. v. Humboldt und Ad. Ermann, ſowie die handſchriftlichen Specialkarten benutzt worden, welche v.

Humboldt von den Hüttenbezirken von Bogoslowst, Katharinenburg, Slatoust und Miast mitgetheilt wurden. Die Karte vom Altai ist nach den russischen Gouvernements-Karten entworfen.

Ueber die im Buche vorkommenden Maße und Gewichte bemerkt der Verf., daß das russische Pud zu 40 russischen Pfunden ziemlich genau 35 preussische Pfunde oder 70 Mark ausmache. In einer Anmerkung, welche ein Beispiel der Anwendung dieser Vergleichung geben soll, wird die Ausbeute im Jahre 1836 an russischem Golde zu 27884,8 Mark, und an Platin zu 8269,8 Mark angegeben.

Das Werk ist in 6 Hauptabtheilungen getheilt, und begreift: 1) Die Reise von Berlin nach Petersburg. 2) Die Reise von Petersburg nach Katharinenburg. 3) Katharinenburg und Excursionen in die Umgebungen der Stadt. 4) Reise in den nördlichen Ural. 5) Reise von Katharinenburg nach dem Altai. 6) Der Altai.

Wir machen hier auf einige besonders interessante Partien der einzelnen Abtheilungen aufmerksam.

Ueber die Bernstein-Gewinnung und Verwaltung in der Nähe von Königsberg theilt der Verf. ziemlich ausführliche Notizen mit. Der Bernstein ist seit dem Jahre 1811 an Hrn. Douglas für die jährliche Summe von 10,000 Thalern verpachtet. Als der Verf. das Magazin sah, befanden sich dasselbst an 150,000 Pfund aufbewahrt. Der sonst sehr bedeutende Absatz nach Constantinopel hat sich in den letzten Jahren merklich vermindert, theils wegen der Kriege mit der Pforte, theils wegen der den Luxus einschränkenden Edicte des Sultans. Merkwürdig ist, daß die Menge Bernstein, die in jedem Jahre gewonnen wird, seitdem man angefangen hat, darüber Rechnung zu führen, sich immer gleich geblieben ist; der Bernstein wird theils gegraben, theils am Strande des Meeres, wohin er von den Wellen geworfen wird, gesammelt. Der Landbernstein findet sich in einer schwarzen, mit Stücken von Braunkohle gemengten, sehr vitriolischen thonigen Sandschicht. Die Kosten der Gräberen betragen in einem Jahre 10,000 Thaler, und doch lohnte sich die Arbeit. Für die Königsberger und besonders für die in der Nähe wohnenden Fischer ist das Vorkommen des Bernsteins in der Hinsicht mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, daß jeder

die dortige Küste Befahrende einer Visitation durch die Strandreiter und andere Beamte unterworfen ist. Die Fischer dürfen nur von bestimmten Stellen aus in See gehen, und haben, wenn sie an andern Orten angetroffen werden, zu befürchten, nach Königsberg oder Fischhausen zur Untersuchung gebracht zu werden. — Es wird nebenher bemerkt, daß das größte bekannte Stück Bernstein, in der Berliner Sammlung, in ziemlicher Entfernung von der Küste auf dem Gute Schlappachen zwischen Gumbinnen und Insterburg gefunden wurde. Es ist 13  $\frac{3}{4}$  Zoll rhl. lang, 8  $\frac{1}{2}$  Zoll breit, auf der einen Seite 5  $\frac{5}{8}$ " und auf der andern 3  $\frac{1}{2}$ " dick und hat ein Gewicht von 13 Pfd. 5  $\frac{3}{4}$  Lth. Der Besitzer des Gutes erhielt für die Ablieferung 1000 Thlr., woraus hervorgeht, daß sein Werth auf 10000 Thaler geschätzt worden ist, da gesetzlich der FINDER den zehnten Theil vom Schätzungswerte des eingelieferten Bernsteins erhält. —

In Dorpat sammelte der Verf. mehrere Notizen über die geognostische Beschaffenheit von Ehstland und Livland. Aus der Beschreibung einer Gebirgsarten-Sammlung, durch von Engelhardt an v. Humboldt übergeben, geht hervor, daß die Formationen zum Uebergangskalk, bunten Sandstein, Muschelfalk, Keuper und Jurakalk gehören, aber in Ehstland und Livland nicht dieselben sind.

Die Beschreibung der mineralogischen Sammlungen von Petersburg macht manche dort befindliche Schätze und Seltenheiten bekannt. Die ansehnlichste Sammlung ist die im Bergcorps befindliche unter der obern Leitung des Staatsministers von Canerin. Sie enthält unter andern einen Topas von 4 Zoll 9 Linien Länge und einer Breite von 4" 6"; er ist auf einer Seite vollkommen auskrystallisirt; ferner einen Berill, im Jahre 1828 gefunden, von 9" 5" Länge und 1" 3" Durchmesser, im Gewicht von 6 Pf. 11 Solot., sehr durchsichtig und von grünlichgelber Farbe; sehr große Feldspathkrystalle von Mursinsk; ein Malachitstück von der Kupfergrube Gumeschewsk in Ural von 3 Fuß 6 Zoll Höhe und fast eben so breit. Sein Werth wird auf 525,000 Rubel geschätzt; Goldgeschiebe aus dem Ural, worunter eines im Gewicht von 24 Pfund 69 Solot. (43  $\frac{1}{4}$  Mark), andere von 13, eines von 16 Pfund u. s. w. Unter den Platingeschieben ist

ein Stück von 10 Pfund 54 Solotnik (18 $\frac{1}{2}$  Mark) aus den Demidoff'schen Platinsandlagern von Nischne-Tagilsk. Man fand später dort Geschiebe von 10 und 20 Pfund. An Größe übertreffen also die Ural'schen Platingeschiebe bey weitem die aus Brasilien, woher das größte in Madrid 11,641 Gran, das in Berlin 1088 Gran wiegt.

In der Sammlung der Akademie, welche der des Bergkorps nachsteht, nun aber durch den Ankauf der v. Struve'schen Sammlung bedeutend gewonnen hat, wird die bekannte Pallas'sche Meteor-eisenmasse vom Jenisey aufbewahrt, welche noch gegenwärtig 1270 russische Pfunde wiegt. Die Sammlung der mineralogischen Gesellschaft enthält unter andern sehr ausgezeichnete Kpatite vom Baikalsee. Außerdem finden sich sehr viele Privatsammlungen in Petersburg, so daß diese Stadt für den Mineralogen eine reiche Ausbeute liefert. Von eben so großem Interesse, wie die Sammlungen roher Mineralien, bezeichnet der Verf. die von geschliffenen Steinen. Es wird der große Diamant des kaiserlichen Scepters beschrieben, welcher 194 $\frac{3}{4}$  Karat wiegt, im größten Durchmesser 1 Zoll 3 $\frac{1}{2}$  Linien und in der Höhe 10 Linien hat. Der Schliff ist sehr unvollkommen, aber er ist vom ersten Wasser und lebhaftesten Glanze. Der Verf. sah auch den großen Diamant, den der persische Prinz Cosrhoës, der jüngere Sohn des Abbas Mirza bey seinem Aufenthalt in Petersburg dem russischen Kaiser zum Geschenk machte. Er ist dadurch interessant, daß er nur zum Theil geschliffen ist, zum Theil aber noch seine natürliche Flächen besitzt, welche die des Oktaëders sind. Sein Gewicht beträgt 86 Karat. Er ist von der vollkommensten Reinheit. Die geschliffenen Flächen sind mit persischen Inschriften versehen.

Schöne geschliffene Steine sieht man besonders in den kaiserlichen Schlössern. Die prächtigen Porphyre des Altai, der Jaspis des südlichen Urals, der Avanturin vom Ural und Altai, das Rothbraunsteinerz aus der Gegend von Katharinenburg, der Malachit aus der Gumeschek'schen Kupfergrube und die Schriftgranite von Mursinsk und Miask sind hier zu den mannigfaltigsten Kunstgegenständen verarbeitet.

Die geognostische Beschaffenheit von Petersburg betreffend, so finden sich folgende Gesteine: 1) Ein lichter graulichblauer Thon, die unterste

Schichte bildend; 2) Sandstein; 3) Thonschiefer und Maunschiefer; 4) Trilobiten- oder Uebergangskalkstein.

Von Petersburg nahmen die Reisenden ihren Weg über Moskau, Nischne-Nowgorod nach Kasan und weiter über Perm nach Katharinenburg. Katharinenburg wird ausführlich beschrieben. In dem Münzhofe wird nur Kupfermünze geprägt. Das Kupfer kommt von Bogoslowsk im Ural und von einigen Hütten bey Perm; außerdem wird noch hiezu der Zehnten von dem ausgebrachten Kupfer der Privatwerke genommen, der von diesen als Abgabe an den Staat entrichtet wird. Bogoslowsk lieferte bisher jährlich 40,000 Pud, die Perm'schen Hütten 12,000 Pud, der Zehnten von dem Kupfer der Privatwerke beträgt 18,000 Pud, so daß bisher jährlich gegen 70,000 Pud Kupfer vermintzt wurden. — In dem Münzhofe befindet sich ferner noch ein Laboratorium, in welchem das Gold geschmolzen wird. — In der Steinschleifery, welche ganz in der Nähe des Münzhofes liegt, werden Gebirgsarten und Edelsteine geschliffen. Zu den letztern gehören der Topas von Mursinsk und Miask, der Beryll von Mursinsk und von Adontschalon, die Amethyste und Bergkrystalle von Mursinsk. Andere Gesteine sind Jaspis, Avanturin, Porphyry, Diorit, Rhodonit und Malachit.

(Schluß folgt.)



Observations anatomiques sur la Sirène mise en parallèle avec le Protée etc.

(Schluß.)

Die Lungen des Siren beschreibt Audouin übereinstimmend mit Owen (Transactions of the Zoological Society Vol. I. p. 3) als lange cylindrische Säcke und von einer Falte des Peritonaeums an die Rückenwirbelsäule geheftet, in welcher Hinsicht Siren von den übrigen Batrachiern abweicht. Diese Lungen haben Parietalzellen, wie die Landsalamander, welche Owen abgebildet hat, während Proteus und die Wassersalamander zellenlose Lungen haben. Demungeachtet bestreitet Audouin die Annahme Cuvier's, daß Proteus, Siren und die Salamanderlarven zugleich durch Lunge und Kiemen athmen.

Vom Proteus behauptet Rusconi, er sterbe außer dem Wasser fast eben so schnell als ein Fisch. Er läugnet ferner, daß er, wie Owen beobachtete, zwey Vorkammern habe. Ja er geht so weit zu behaupten, daß auch die Salamander nur eine Vorkammer besäßen, welche nur eine Einschnürung habe, deren hintere Abtheilung von Martin St. Ange fälschlich für ein besonderes Herzohr betrachtet würde. Es sey dieß nur ein Sinus venosus. Der Grund, sagt Rusconi, warum der Proteus keine Verwandlung erleide, sey sehr klar; er habe keine Lungen, und könne deshalb nicht die Form verändern. In Bezug auf Siren, wo Rusconi das Vorhandenseyn der Lungen zugiebt, meynt der V., könne man nur Vermuthungen haben, weshalb er sich nicht verwandle. Er findet diese in der muthmaßlichen Unmöglichkeit, daß Siren sich der Lungen bedienen könnten; diese seyen an das Rückgrat geheftet, enge und lang, daher nicht wohl geeignet, Luft aufzunehmen, auch die Lage der hinteren Oeffnung der Nasenlöcher so, daß ein Verschlucken der Luft nicht wohl möglich sey. Die Lungen von Siren dürften nach Rusconi's Meynung dazu dienen, den hinteren Theil des Körpers im Gleichgewichte zu erhalten. Die ganze Ansicht Cuviers vom zugleich Athmen durch Lungen und Kiemen der Proteiden und Salamanderlarven sey eine Fabel. Es gebe in der ganzen Thierreihe keine Analogie. Die Ansicht, daß Siren ein vollkommenes, keine weiteren Verwandlungen erleidendes Thier sey, nimmt Rusconi nur auf die Versicherungen der amerikanischen Naturforscher an; der ganze Bau spreche dagegen.

Den Schluß dieser Betrachtungen bildet eine ähnliche Polemik gegen den Verf. des Artikels Siren im Dict. des sciences naturelles, die aber durch ihre Gereiztheit und Heftigkeit noch unangenehmer auffällt, als die gegen Cuvier.

Es wird indeß Rusconi nicht gelingen, seine irrigen Ansichten und seine Mißdeutung neuerer Entdeckungen wieder zur Geltung zu bringen. Die von Davy ausgegangene, dann von Martin St. Ange, Weber in Bonn, von Mayer, Owen u. dgl. bestätigte Entdeckung von dem doppelten Vorkhof aller Batrachier scheint zu fest-gesichert.

Daß die beyden länglichen, ihrer ganzen Lage und Form nach mit den Lungen der übrigen Batrachier übereinstimmenden Säcke von Proteus keine Lun-

gen seyen, ist eine gar zu abentheuerliche Behauptung. Rusconi's Angabe über die Gefäßvertheilung darinnen ist völlig irrig. Ich habe darüber eigene Untersuchungen angestellt.

Jede Lunge erhält eine auf der unteren Fläche (dem Bauche zugekehrt) verlaufende, schwächere Lungenarterie und eine viel weitere, auf der oberen, der Rückenwirbelsäule zugekehrten Seite verlaufende Lungenvene; beyde kommuniziren durch zahlreiche Quergefäße, welche ein Netz auf der Lunge bilden. Was Rusconi beschreibt, und Tafel II. u. abbildet, nämlich ein Zusammenhang des Gefäßsystemes der Lungen mit der Abdominal-Aorta und unteren Hohlvene, gehört den Lungen nicht selbst, sondern der Gefäßartigen Falte und dem Ueberzug an, welche die Lungen vom Peritonaem erhalten. Etwas Ähnliches, vermuthet ich, liegt auch dem neuerlich von Hyrtl beschriebenen besonderen Gefäßsystem an den Lungen der Schlangen zu Grunde. (Vergl. Hyrtl strenua anatomica de novis pulmonum vasis. Pragae 1837).

Die beyden Lungen sind allerdings sehr enge, nur hinten weiter, und hier mit Luft gefüllt. Häßlich habe ich übrigens auch gesehen, wie die lebenden Proteus an die Oberfläche des Wassers kommen, Luft verschlucken, und wie sie am Boden des Gefäßes Luftblasen von sich geben, die emporsteigen. Daß der Proteus so schnell wie ein Fisch außer dem Wasser sterbe, habe ich nicht gefunden; mehrere Stunden dauern sie aus und behalten länger noch Zeichen von Lebenskraft.

Ob die innere Oberfläche der Lungen mit Cilien besetzt sey, und demnach Flimmerbewegungen habe, konnte ich nicht mit Sicherheit erkennen. An den Kiemen sah ich aber sehr lange und feine Wimpern, welche unstreitig den auf dem Schieber des Mikroskops liegenden Blutkörperchen die Bewegung mittheilten, welche Czermak in Wien vor einigen Jahren als diesen eigenthümlich beschrieben hat.

Irrig ist auch Rusconi's Angabe, daß in der ganzen Thierwelt keine Analogie vorkomme, daß Thiere durch Lungen und Kiemen zugleich athmen. So hat Ehrenberg nachgewiesen, daß die Molluskengattung Onchidium außer einer Lungenhöhle auch baumförmige Kiemen besitzt.

Rudolph Wagner.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. Jänner.

Nro. 20.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspiſchen Meere von Gustav Rose. 2c.

(Schluß.)

Die Mineraliensammlungen von Katharinenburg sind im Allgemeinen von keiner großen Ausdehnung. In der Privatsammlung des Herrn Helm sah der Verf. ein Stück körniges Chromeisenerz, in welches Platin eingesprengt war, aus den Platinseifen von Nischne-Tagilsk; in der Sammlung des Hrn. Völzner den seltenen Pyrophyllit und Diaspor.

Von Katharinenburg aus machten die Reisenden Excursionen nach den Goldseifenwerken Schabrowskoi. Der Goldsand ist lehmartig und von ockergelber Farbe. Er enthält Geschiebe von Talkschiefer, Chloritschiefer, Quarz, Kieselschiefer 2c. Das Gold ist sehr rein. Nach des Verf. Analyse besteht es aus:

|        |       |
|--------|-------|
| Gold   | 98,96 |
| Silber | 0,16  |
| Kupfer | 0,35  |
| Eisen  | 0,05  |

99,51

der mittlere Gehalt der reichern Schichten beträgt circa 0,0005 pr. Ct., was allerdings eine sehr geringe Menge, aber bey der Leichtigkeit der Gewinnung doch sehr bedeutend ist. Die Kosten, welche die Gewinnung eines Pud Goldes aus dem Sande verursacht, betragen ungefähr 20,000 Rubel, während der Werth eines Pud Goldes an 50,000 Rubel beträgt.

In der Nähe des Seifenwerkes befindet sich der Rhodonitbruch. Der Rhodonit, ein Mangan-erz, ist seiner schönen rosenrothen Farbe und der

Politur wegen, die er annimmt, sehr geschätzt. Die Gesteine der Umgebungen von Katharinenburg sind Diorit, Granit, Chloritschiefer, Serpentin, Thonschiefer, Augitporphyr.

Eine zweite Excursion war der Goldgrube von Veresowsk und den benachbarten Goldseifen gewidmet. In der Nähe des goldhaltigen Bodens findet sich Granit und Serpentin aufsteigend. Im Serpentin findet sich Hydromagnetit, welchen der Verfasser unrichtig Brucit nennt, da letzteres Mineral nicht kohlensaures Talkerdehydrat, sondern nur Talkerdehydrat ist. Auf einer andern Seite finden sich Diorit und Augitporphyr; sie enthalten kein Gold, auch der Serpentin enthält keines.

Das eigentliche Gestein, worin die Goldführenden Gänge aufsetzen, ist nur unter Tag zu sehen. Es ist Thonschiefer, Chloritschiefer und Talkschiefer und ein, wenig Talk und Bitterspath haltiger Quarz, welcher dort Listwanit genannt wird. Diese geschichteten Gebirgsarten werden nun von Gängen von Granit durchsetzt, die aber selbst noch nicht edel sind, sondern in besonderen Quarzgängen, die in ihm aufsetzen, das Gold enthalten, welches den Gegenstand des Veresow'skischen Bergbaues ausmacht. Dieser Granit führt den Namen Veresit. Der Granit ist mürbe und zerfällt, und der darin enthaltene Eisenties meistens in Gähit umgewandelt. Die Granitgänge stehen fast saiger und haben im Allgemeinen 18 — 20 Lachter Mächtigkeit. Die auf diesen Gängen vorkommenden Mineralien sind: Quarz, Turmalin in grünen nadel förmigen Krystallen, Talk, Pyrophyllit, Bitterspath, Eisenties, Brauneisenerz und Schwefel in kleinen Krystallen, als Producte der Zersetzung des Eisentieses, Nadelerg, Fahlerz, Kupferties und Gold. Das Gold kommt in Fliitterchen, Blättchen und unregelmäßigen Körnchen, gewöhnlich nur von der Größe einer Erbse

vor, im Quarz, Eisentief und Nadelerg. Die Krystalle davon, welche sich finden, sind: Oktaeder, Hexaeder, Dodecaeder, Trapezoeder und zweyerley Hexakisoktaeder. Das Gold enthält 6 — 8 pr. Ct. Silber. Ferner findet sich Bleiglanz und mit diesem die unter dem Namen Rothbleyerz und Melanochroit bekannten Bleychromate, Vanquelin, Grünbleyerz, Vanadinbleyerz, Weißbleyerz, Bleivitriol. Unter diesen ist das Nadelerg und der Melanochroit noch nirgends anderswo gefunden worden, und Pyrophyllit, Rothbleyerz, Vanquelin und Vanadinbleyerz kennt man nur von sehr wenigen andern Fundorten.

Der Verf. äußert die Meynung, daß das vorkommende Eisenoxydhydrat  $\text{Fe H}$  wahrscheinlich durch fortgesetzte Einwirkung von Wasser auf den Eisentief, vielleicht bey erhöhter Temperatur entstanden sey. Das Material für die Chromsäure der Bleyerze mochte der im Serpentin vorkommende Chromeisenstein geliefert haben. — Nach amtlichen Listen beträgt die Menge des von 1754 — 1828 gewonnenen bergfeinen Goldes  $624\frac{1}{2}$  Pud und die durchschnittliche Menge eines jeden Jahres  $8\frac{1}{3}$  Pud.

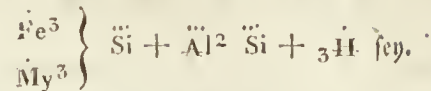
Die in der Nähe liegenden Eisenwerke lieferten von 1814 — 1825 an bergfeinem Golde  $207\frac{1}{2}$  Pud, im Mittel jährlich  $13\frac{4}{5}$  Pud. Sie haben also in 15 Jahren so viel geliefert, als die Gruben in 43 Jahren. Das Gold der Eisenwerke enthält ebenfalls Silber bis zu 7 pr. Ct.

Auf einer andern Exkursion nach der Kupfergrube Gumeschewskoi berührten die Reisenden die Fundorte des Diaspor und Chloritoid oder Chloritspathes. Es wird hier von letzterem eine noch nicht bekannte Analyse von Bousdorff angegeben, welche mit der von Erdmann angestellten nicht übereinstimmt. Die Resultate beyder sind:

|              | Nach Bousdorff. | N. Erdmann. |
|--------------|-----------------|-------------|
| Kieselerde   | 27,48           | 24,9        |
| Thonerde     | 35,57           | 46,2        |
| Eisenoxydul  | 27,05           | 28,9        |
| Talkerde     | 4,29            | 100,0       |
| Manganoxydul | 0,30            |             |
| Wasser       | 6,95            |             |

101,64

Rose vermutet, daß die Formel



Die auf der Gumeschewskischen Grube vorkommenden Erze sind: Gediegen Kupfer, Kupferkies, Rothkupfererg, zum Theil sehr schön krystallisirt, Malachit, Brochantit, Brauneisenerz und Quarz. Vom Brochantit giebt der Verfasser Winkelmessungen an, welche etwas von den bekannten von Lévy abweichen. Unter allen Kupfererzen ist der Malachit das am häufigsten vorkommende. Er findet sich zuweilen in Massen bis zu 10 Pud schwer. Die Erze werden auf den Hüttenwerken Polewskoi und Eisferokoi verschmolzen. Die Menge des in Polewskoi gewonnenen Kupfers beträgt nach Erdmann jährlich 27,000 Pud.

Unter IV, wird die Reise nach dem nördlichen Ural beschrieben. Von besonderem Interesse sind die Notizen über Nischne-Tagilsk. Dieser bedeutende Ort von 3000 Häusern und 17000 Einwohnern, sowie der ganze dazu gehörige ungefähr 8000 Quadratweisse große Distrikt ist im Besisthume der Demidow'schen Familie. Der Reichthum hier zusammengehäufte Erze ist außerordentlich. Nur 2 Werste entfernt liegt der berühmte Magnetberg, der mit seinen vortrefflichen Erzen die Hochöfen der ganzen umliegenden Gegend versorgt; in seiner Nähe hat man 1812 vorzügliche Kupfererze gefunden und in noch neuerer Zeit wurden ebenda die reichen Gold- und Platinsisen entdeckt. Die jährliche Produktion an Kupfer beträgt 50,000 Pud.

Der Magnetberg erhebt sich aus einer Ebene und stellt einen breiten flachen v. N. nach S. laufenden Rücken dar. Seine größte Länge beträgt 300 Lachter, die größte Breite 250 Lachter, und die größte Höhe über dem Hütenteich 41 Lachter. Er besteht dem größten Theil nach aus reinem Magneteisenerz. Die Kupfererze in seiner Nähe sind: Gediegen Kupfer meistens in Trapezoedern und als Zwillinge erscheinend, Kupferglanz, Kupferkies, Rothkupfererg, Malachit, Kupferlasur, Libethenit und Brauneisenerz. Die Erze liegen in einem thonigen Gestein, welches zersetzter Talkschiefer zu seyn scheint.



Der Goldsand der Seifenwerke von Nischne-Tagilsk hat seit ihrer Entdeckung im Jahre 1825 bis zum Juli 1829 über 250 Pnd Gold geliefert. Das Gold enthält 5–12 pCt. Silber.

Die Platinseifen finden sich südwestlich von Nischne-Tagilsk. Es sind deren sechs. Die Gesteine, welche die Basis des Platinsandes bilden, sind in dem Seifenwerke häufig anstehend zu sehen. Sie bestehen aus Chloritschiefer und sehr quarzigem Talkschiefer, sowie aus Serpentin. In dem Sande findet sich eine sehr große Menge Chromeisenerz, aber fast kein Quarz und Magneteisenerz. Ferner kommen darin derbe Stücke von Hyperithen vor.

Eine solche Wäsche lieferte vom 18. November 1827 bis zum Jänner 1829 gegen 25½ Pnd Platin, darunter 24 Stücke von  $\frac{1}{4}$ – $\frac{1}{2}$  Pfund, 14 Stücke von  $\frac{1}{2}$ –1 Pfund; 2 Stücke von 3 und eines über 8 Pfund schwer.

Bey einem Besuche von Kuschwinsk untersuchten die Reisenden den Dioritporphyr sehr genau, worin v. Engelhardt Platin eingesprengt gefunden hat. Sie konnten aber nur Eisenkies finden. Das Hüttenwerk Kuschwinsk, seit 1730 gegründet, verdankt seine Entstehung dem in der Nähe befindlichen Magnetberge, Gora Blagodat oder der gesegnete Berg genannt. — Es folgt nun ausführlich die Geschichte der Entdeckung europäischer Diamanten im Ural. Die Diamanten sind bis jetzt nur sehr sparsam in den Seifenwerken der Gräfin Polier vorgekommen. Von 1829 bis zum Juli 1833 fand man 37 Diamanten. Die Gebirgsarten, die in der Lagerstätte der Diamanten vorkommen, sind: Dolitenkalkstein, Gyps und Anhydrit, Angitporphyr Thonschiefer, Kalkstein und schwarze Dolomite, Goldsand. Der Verf. vergleicht das Vorkommen der Ural-Diamanten mit dem der Brasilianischen und Ostindischen.

Bey Beschreibung der Bogoslowst'schen Kupfergruben theilt der Verf. sehr interessante Bemerkungen mit über die Krystallisation des gediegenen Kupfers und über die Verwachsung von solchen Krystallen und Zwillingen zu drahtähnlichen Massen; ferner über die dort vorkommenden Asterkrystalle von Malachit in Formen einer unbekanntes Species.

Bogoslowst war der nördlichste Ort am Ural, welchen die Reisenden besuchten. Sie kehrten von da über Mursinsk nach Katharinenburg zurück. In dem Granit von Werchoturje fanden die Prof. Kupfer und Erman schwarze prismatische Krystalle eingewachsen, welche der Verf. als Buklandit erkannte.

Die Edelsteinbrüche von Mursinsk bieten eine Menge schöner Mineralien dar. In dem dortigen Granit finden sich zu Alabashka: Bergkrystalle von dunkel uelkenbrauner Farbe, Feldspath zum Theil mit Quarz zu Schriftgranit verwachsen, Albit, zweyaxiger Glimmer, Turmalin, Granat, Topas, theils graulichweiß-berggrün, theils farblos und wasserhell; Berill, meistens weingelb und häufig vollkommen klar und durchsichtig. Topas, Berill und die reinen Bergkrystalle machen den Hauptgegenstand der Förderung aus. Die Amethystbrüche liegen bey den Dörfern Siskowa und Juschakowa. Der Amethyst findet sich auf Quarzgängen im Granit. Der meiste ist nicht sehr intensiv gefärbt. Die ebenfalls in der Nähe von Mursinsk liegenden Brüche von Schaitansk sind durch die rothen Turmaline bekannt, welche ehemals dort vorkamen. Mit den rothen Turmalinen von Serapulsk kommt ein Boracit ähnliches Mineral vor, von welchem der Verf. die Charakteristik liefert, und welches er Rhodizit genannt hat.

V. enthält die Reise von Katharinenburg nach dem Altai. An dem Flüsschen Takowaja, 85 Werste von Katharinenburg finden sich in Glimmerschiefer die neuerlich bekannt gewordenen Smaragde und der Phenakit. Die Smaragde sind von schöner grüner Farbe. Bemerkenswerth ist, daß sie vor dem Löthrohre nicht auf Chrom reagiren, sondern von Eisenoxyd gefärbt zu seyn scheinen. —

VI. Der Altai. Der Bergbau des Altai's liefert vorzüglich Silber, und das etatsmäßige Quantum beträgt seit länger als 50 Jahren, 1000 Pnd oder 69,900 Mark köln. Außerdem werden noch jährlich gegen 12,000 Pnd Kupfer und 20,000 Pnd Bley gewonnen. Die berühmteste Grube ist der Schlangenberg, 280 Werste südlich von Barnaul am Rande des Altai. — So groß indessen die Silbermenge ist, welche der Altai liefert, so sind die Erze doch nur sehr arm, indem sie im Durchschnitt nur 0,04 pCt. Silber enthalten. — Der

Verf. giebt eine kurze Geschichte des Altaischen Bergbaues, woraus wir hier anführen wollen, daß der Gründer desselben der russische Staatsrath Nikifitsch Nikitas Demidoff war, und daß die ersten Aufänge nach 1723 gemacht wurden. — In dem Museum von Barnaul fand der Verf. das von ihm bestimmte Tellursilber.

Die Reise in den Altai begannen die Reisenden mit dem Besuche des Schlangenberges. Der ganze Berg besteht fast aus nichts anderem, als dem Erzlager selbst, welches von einer in Thonschiefer ruhenden Hornsteinmasse gebildet wird, die nach allen Richtungen von Gängen und Trümmern von Schwerspath durchsetzt ist, worin die Erze vorkommen.

Die vorkommenden Metalle sind: Gediengen Gold, moosartig und in Blechen; gediengen Silber, Silberkupferglanz, Glaserz, Fahlerz, Hornerz, gediengen Kupfer, Buntkupfererz, Kupferkies, Kupferglanz, Blezglanz, Zinkblende, Eisenties, Rothkupfererz, Kupferlasur, Malachit, Kupfergrün, Weißbleyerz, Zinkspath.

Der Verf. beschreibt mehrere Krystallvarietäten der Kupferlasur vom Schlangenberg, welche an Schönheit der von Chessy gleich kommt.

Nördlich vom Schlangenberg (50 Werste entfernt) liegt die bekannte Steinschleiferey von Kolywanek. Die Gesteine, welche hier verarbeitet werden, sind: Rothes Porphyr, grüner Augitporphyr, gestreifter Porphyr, welcher gewöhnlich den Namen Jaspis führt, und Kwanturin.

Vom Schlangenberg nahmen die Reisenden den Weg nach den reichen Silbergruben Nidderst und Krufowek; weiter nach der Silbergrube Syranowek und machten von da aus einen Besuch bey dem nächsten chinesischen Posten Batsy am Irtysh. Die Rückreise nach Niskamenogorek wurde auf dem Irtysh gemacht. —

Als Anhang sind diesem Bande mehrere Abhandlungen beygegeben, nämlich: 1) Ueber das Tellursilber und Tellurbley von Sowodinskoi im Altai, bereits aus Peggendorfs Annalen bekannt, 2) Ueber den Rohstein der Silberhütte von Barnaul. Er enthält nach der Analyse von Thaulow:

|          |       |
|----------|-------|
| Bley     | 22,35 |
| Kupfer   | 20,53 |
| Eisen    | 20,25 |
| Silber   | 0,07  |
| Schwefel | 25,35 |
|          | 97,55 |

Die Metalle befinden sich sämmtlich auf der ersten Schweflungsstufe, und es ist interessant, daß dieser Rohstein in Würfeln krystallisirt.

3) Ueber die Goldscheidung vermittelt Schwefelsäure auf dem Münzhofe von Petersburg.

Die Scheidung mit Schwefelsäure ist seit 1830 eingeführt und es werden dadurch gegen die frühere mit Salpetersäure jährlich über 200,000 Rubel B. Aff. erspart.

Die Mengen von Gold und Silber, welche auf diesem Münzhofe jährlich geschieden werden, bestehen in folgenden:

- 1) Gegen 350 Pnd silberhaltiges Gold vom Altai mit 7 Procent Gold.
- 2) 1000 Pnd goldhaltiges Silber vom Altai, mit 3 Procent Gold.
- 3) 200 — 250 Pnd goldhaltiges Silber von Nertschinsk mit 1/2 Procent Gold.
- 4) Gegen 500 Pnd goldhaltiges Silber von alten Gefäßen und andern Gegenständen mit 1/2 Procent Gold im Durchschnitt.

4) Ueber die mittlere Temperatur von Petersburg, Moskau und Kasan, und 5) über die Höhe von Moskau und Kasan über der Meeresfläche.

Die beygegebenen Kupfertafeln enthaltenen Abbildungen der beschriebenen großen Diamanten und Krystallformen, einen Situationsplan der Turinskischen Kupfergruben mit Angabe des Streichens der darin vorkommenden Gebirgsarten nebst Durchschnitten, und eine Karte des Altaischen Hüttenbezirks mit den angränzenden Gegenden. —

Druck und Papier sind sehr schön.

Wir wünschen, daß der zweyte Band recht bald erscheinen möge.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. Jänner.

Nro. 21.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

- 1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. Hamburg, 1837. XXI. und 406 S. gr. 8.
- 2) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band, mit einer Kupfertafel und einer Karte von Bbotten. Berlin 1837. gr. 8.
- 3) Panathenaica. Auctore Herm. Alex. Müller. Bonnæ. 1837.
- 4) Lettre à M. L. de Klenze, sur une statue de heros Atique récemment découverte à Athènes, par M. Raoul-Rochette (Extrait des Nouvelles Annales publiées par la section Française de l'Institut Archéologique.) Paris 1837. 8.
5. Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figurés de Venus en Orient et en Occident, par M. Felix Lajard, Membre de l'Institut (Académie royale des Inscr. et B. L.) Première Livraison, Tableau lithographié et planches II V VII VIII et IX. à Paris 1837. (Der Text in 4.; die lithographische Tafel und die Kupfertafel in gr. Fol.)

(Fortsetzung.)

Der Verf. von Nr. 5. steht mit dem von Nr. 1., ohne ihn zu nennen, im grellsten Gegensatz. Man höre nur (p. 7. Prooem.): Immo cuncta deorum veneratio ex fidei sensusque fundamento orta est, quo solo omnis vita divina contineri vi-

detur; itaque apud Graecos quoque fabulaesacrae non ex poetarum demum ingenio, sed ex populi ipsius mente nascebantur.“ Er dringt demzufolge auf gründlichere Erforschung der Cultushandlungen und Festgebäude der Alten, insbesondere der Griechen, und glaubt, daß diese bey Betrachtung der Natur der Gottheiten und Staatseinrichtungen zu sehr vernachlässigt worden. Als Quellen der Lehre von den Culten und Festen läßt er, wie sich gebührt, die alten Schriftsteller gelten, glaubt aber, die Denkmale hätten eine nicht minder quellenmäßige Autorität. Es sey deswegen geradezu irrig, wenn neuere Philosophen den Kunstmomenten für Mythologie und Religionenkunde keinen oder nur einen untergeordneten Werth beylegen wollten. (P. 8): Itaque nec Bernhardii V. Cl. (Encyclopædie der Philologie S. 327) Sententiam comprobare possum, qui scripta tantum monumenta, non artis opera veros mythologiae fontes habenda esse dicit, neque Vossii, qui ad fabulas explicandas libros maxime consulendos esse censet, ita ut monumentorum artis testimonia nihil nisi additamenta supervacanea sint. Sed non solum fabulas Deorum ipsas magnam partem arte expressas ex ejus monumentis intelligi licet, ita ut merito conjiciamus, ne unam quidem ab artificibus praetermissam esse, verum etiam tot opera vel ad nostram memoriam pervenerunt, vel a scriptoribus tantum commemorantur, in quibus ritus aliquis vel caerimonia ob oculos posita erat, ut nihil ineptius esse possit, quam si quis haec monumenta non respiciens antiquitates sacras explicare velit.“ Dafür wird er sich nun von Gottfr. Hermann auch einen „ex archaeologia mythologus“ (de Graec. Minerv. p. 12.) müssen nennen lassen, wie ich

selber. Dieß soll mich jedoch nicht verhindern, mich, wie ich neuerlich schon vor ihm gethan (in der Vorrede zur dritten Ausgabe der *Symbolik*), in alle Wege hier nochmals mit seinen Grundsätzen einverstanden zu erklären, und ihn auf diesem Felde willkommen zu heißen. — Demgemäß hat nun Hr. H. A. Müller in dreizehn Capiteln ein Hauptfest der Griechen, die Attischen Panathenäen in der Weise zu erläutern unternommen, daß er, ohne gerade in das Wesen der gefeyerten Athenischen Gottheiten tiefer einzugehen, besonders auf die Festgebräuche und auf die sie darstellenden Kunstendemale sein Augenmerk richtet. Ich muß mich auf einige Bemerkungen über Einzelnes beschränken: P. 24. not. 5.: Huc referendus esse videtur locus Philochori ap. Schol. Aristoph. Vesp. 542. (Man s. Philochori fragg. p. 25. ed. Lenz et Siebelis) *Φιλόχορος δὲ ἐν δευτέρῳ ὅς γε καὶ τὸν καταιδόντα τὸ ἔδος (τοῦ θαλλοφορέϊν) Ἐριχθόριον συνίστησι.* Die darauf folgende Bemerkung unsers Verf. über das Unpassende des Wortes *καθορᾶν* verstehe ich nicht, sehe keine Spur von einem solchen Worte will auch einen Verdacht unterdrücken und nur den Verbesserungsversuch desselben anführen: „Itaque legendum esse censeo: *καταδίντα.*“ Das vom Verf. veränderte Wort hat auch Phavorinus in *θαλλοφόροι* und Siebelis läßt es ohne weiteres stehen. Ich lese: *τὸν καταιδούντα.* Zonar. L. Gr. p. 1175: *καταδίση* (Cod. A. *καταδίσει ἀείους αἰδοῦς παρασκευασή* (Cod. A. — *σει*), vgl. p. 1174. Das Wort kommt bey Plutarch (s. *Wyttenb. Index Plutarch.* p. 859.) und andern vor. Der Sinn ist: Philochorus habe den Erichthonios als den vorgestellt, der diesem Gebrauch Ehrfurcht verschafft, (ihn zum Gegenstande religiöser Achtung gemacht) habe. — Im Text wird vom Verf. zu dem Sage, Erichthonios werde fast von allen Schriftstellern als der Stifter der Panathenäen genannt, aus Harpoerion, Hellenikos und Androtion angeführt (Man s. *Hellenic.* XIII. p. 55. mit Sturz und Androtion, ed. Siebelis p. 109.) — sodann Hyginus Poët. *Astron.* II. 13. (Aber des letzteren Führer war anzuführen, nemlich Eratosithenes *Catasterism.* 13. p. 10. sq. ed. Schanhach.) Aus Hygin scheinen Servius ad *Eclor.* IV. 62 und aus diesem die *Mythographi*

*Vaticani* I. 128 und II. 37 geschöpft zu haben. — Die angeführten drey griechischen Sagenschreiber brauchen in dieser Stiftungslegende den Namen Erichthonios. Nach einem Scholiasten zur schon mehrmals berührten Stelle (II. B. 517 pag. 84. ed. J. Bekker) hatte Kallimachus ihn mit Erichtheus identisch genommen. Homer selbst braucht a. a. Orten den letzten Namen. Das ältere Lied aber oder die Sage, welche der Dichter vor sich hatte, wußte von einem Unterschiede dieser Namen sicher nichts. —

Unser Verf. geht darauf weiter in jene Stiftungssage ein, bemerkt, vor Theseus, der die Attischen Gaubewohner erst zu Einer Gemeinde vereinigte, könne von Panathenäen eigentlich nicht die Rede seyn, auch habe der Archaismus der Griechen zu Hadrians Zeit den einfachen Namen Athenäen wieder in Gang gebracht. Dem Erichthonios habe die Sage jedoch jene Stiftung vorzugsweise beygelegt, weil er von Einigen für einen Sohn, von Andern für einen Pflegesohn der Minerva gehalten worden. Hierbey kommt der Satz vor (p. 25. sq.): „Itaque quum Erichthonii tempore urbis ipsius nomen nondum exstitisse sciamus — nam urbis nomen a dea derivandum esse puto, non deae nomen ab urbe — unde nomen festi nasci poterat, nisi a dea ipsa matre ejus, qui festum instituit“ und so sey das Fest erst *Ἀθήναια* und nachher *Παναθήναια* genannt werden. — (In jenem Zwischenzuge hat er unbewußt gerade das Gegentheil von Gottfr. Hermann behauptet; denn dieser sagt (de Graec. Minerv. p. 12.): *Usitatissimum nomen Ἀθήνυ utrum non lactatam, an immortalem significare quis malit, liberum esto arbitrium incerta sectantibus. Satis monstrare videntur productiores formae Ἀθηναίη, Ἀθηναία, Ἀθηνα, hoc quoque esse adjectivum. Atque ab urbe, in qua coleretur, potius deam, quam a dea urbem nominatam esse credibile est. Non habuit ergo nomen (?), siquidem reliqua quoque nomina adjectiva sunt omnia. Ex hac re vel sola sequitur, unicam (?) et supremam priscis Athenarum incolis deam fuisse.“ Auch Schwenk (mythol. Skizz. S. 97.) sagte: Es könne Niemand in*

Eruste meynen, den Namen Ἀθηνᾶ erklären zu wollen (?) — und es sey gerathener, den Namen auf sich beruhen zu lassen, und das Wesen der Göttin aus ihrer Mythologie zu erklären.“ — In einer langen Anmerkung (p. 25 — 27) bespricht Hr. H. M. Müller mehrere bildliche Denkmale; unter andern das Vasenbild Canino (Monum. dell' Instituto archeol. I. Tav. X. XI.), dessen Vorderseite auch er, wie oben Hr. Forchhammer, und wie jetzt allgemein nach der trefflichen Erklärung des Hr. Panofka, von der Geburt des Erichthonios und seiner Aufnahme durch Minerva versteht. In der Deutung der auf der Rehrseite dargestellten Scenen erklärt er sich aber gegen Panofka und K. O. Müller (Denkmäler der alt. Kunst zu Taf. XLVI. Nr. 2116.) und würde sich vielleicht gegen Brøndsted's Deutung erklärt haben, wäre sie ihm bekannt geworden. Sie verdient aber bemerkt zu werden. Letzterer nämlich (Reisen in Griechenland II. S. 301) erkennt in der sitzenden nämlich bärtigen Figur den Butes, in der geflügelten weiblichen die Telete, von der er den Weibetrunk empfangen. Es sey nämlich die Einweihung des Butes zum doppelten Priesteramte der Athene und ihres Zögling's Erichthonios vorgestellt. Dagegen sagt Hr. K. O. Müller von dieser Scene: „Auf der andern Seite scheint Erichthonios als Herrscher und Richter des Landes, neben ihm die Göttin Dike dargestellt zu seyn. Figuren von Eroten fassen beyde Darstellungen ein.

Unser Verfasser dagegen bezeichnet die sitzende bärtige Gestalt als Jupiter und läßt ihn der Minerva die Schale darreichen. „Alata est autem Minerva, quia tanquam Victoria (vergl. p. 129) hic depicta esse videtur, quum victrix e certamine cum Neptuno de terra Attica orto discessisset. Qua de causa Jupiter victoriae pateram ei porrigit. Neque mirum est, Minervam omnibus armis hic destitutam esse, quum hoc modo in vasis pluribus, quae Vulcanum eam persequentem ostendunt, conspicitur. — (Hier hat aber der Verf. sich des Terracottafragments bey Brøndsted II. S. 170 nicht erinnert, das in derselben Verfolgungsscene Minerva mit Helm und Waffen zeigt; und wenn er (p. 130) ein Gewicht darauf legt, daß in der an-

dern Handlung, wo Minerva aus den Händen der Ge den Erichthonios aufnimmt, sie gleichfalls unbewaffnet erscheint, so hat dagegen in derselben Scene auf einem andern Gefäß Minerva einen hohen Schuppenhelm mit Wangenriemen auf dem Haupte. (s. J. de Witte descript. d'une Collect. de Vases peints prov. de fouilles de l'Etrurie, Paris 1837 p. 62 sq. nr. 109 anderes Gefäß Canino.) Und dann würde jene geflügelte Figur auf der Rückseite der ersten Vase auch als Minerva-Victoria sich sehr gut zu dem von K. O. Müller bezeichneten Erichthonios passen, da Nonnus Dionys. XXXVII. singt: Ἐπεχθεὺς Παλλάδι νικαίῃ μεμελημένος κ, τ. λ.; und besonders, da auf der andern Vase Canino in der Geburtszene Nike mit großen Flügeln sich beeilt, dem kleinen Erichthonios eine breite Binde darzureichen (de Witte pag. 61): aber auf dieser letzteren Vase ist in derselben Scene auch Jupiter mit dem Blize, nicht Vulcanus, vorgestellt. — Aber, frage ich, könnten nicht die in diesen beyden Vasenbildern in beyden Scenen auftretenden geflügelten Frauen die geflügelte Nemesis alten Styles seyn, welcher ja Erechtheus, als seiner Mutter Aphrodite=Nemesis das erste Standbild geweiht hatte (Suidas in Παυνοσία p. 3199. Gaisk. vergl. Photii L. Ge. p. 416. ed. Lips. Dobr.)? Dazu würden zuvörderst die zwey Eroten passen, wovon der eine seinen rechten Arm nach ihr ausstreckt; sodann auch die Schale, die sie in der einen Vorstellung von Erechtheus (nach K. O. Müller) empfängt, denn die von Phidias oder Agorakritos in Rhannus aufgestellte Bildsäule der Aphrodite — Nemesis hatte auch eine Schale in der rechten Hand (Pausan. I. 33. 3.), wo Siebelis (vergl. denselben zu Winkelmann's Werken VIII. S. 186,) gegen Visconti, Meyer und Hirt, das Salbengefäß mit Recht beseitiget hat, denn in diesem Falle würde der Perieget Ἀγκυδον geschrieben haben, und nicht πιάλῃν, wie er gethan. Doch diese Vermuthung in Betreff der Aphrodite=Nemesis auf jenen Vasenbildern sey nur so hingeworfen. Auf das Verhältniß der Nemesis zum Erichthonios werde ich am Schluß dieser Berichte zurückkommen. — Unter den Bildwerken am Parthenon kam übrigens Erechtheus=Erichthonios nach wahrscheinlichen Deu-

tungen mehrmals vor, und zwar unter den Kundbildern im Siebelfeld (C. O. Müller de Phidia III. p. 81 sq. vergl. meine Zusätze zum deutschen Stuart S. 544 ff.); unter den Metopen-Bildern (Broendsted II. pl. XLVII. und LI, vergleiche unsern Verfasser p. 28 und p. 123. In Betreff des letztern Bildes hegt jedoch Hr. Raoul-Rochette Lettre à M. Klenze p. 19. Zweifel) und endlich unter den Reliefs am Fries — (s. K. O. Müller Handb. der Archäologie d. K. S. 104 zweyte Ausgabe und dessen Denkm. zu Tafel XXIV. Nr. 115. g. mit Zustimmung unserf Verf. p. 127 sq.) — Da diese Friesenbilder die ponathenaischen Festzüge nebst den Attischen Gottheiten und Heroen darstellen, so mußte sich unser Verf. ausführlich darüber verbreiten, wobei er sich auf eine Menge Epikrisen der neuesten Erklärungen dieser Bildwerke einläßt. Wir können ihm in dieses Detail nicht folgen, wollen jedoch noch einen Punct berühren, und sodann diese Anzeige seiner Schrift mit Angabe seiner mythologischen Vorstellung von Erichthonius beschließen.

Pag. 53 sq. heißt es: „Boves autem, non vaccas, Minervae sacrificatos esse, videmus non solum e cognomine hujus deae ταυροπόλου (Hesych.) sed etiam ex amphora Voleis effossa collectionis Dorovianae, quae hujus rei imaginem nigris coloribus in superficie rubra pictam optime nobis ob oculos ponit.“ Es folgt sodann die Beschreibung des Vasenbildes, wobei der Verf. gegen Gerhard (Rapport. Volc. p. 134) und K. O. Müller (Handb. der Arch. d. K. S. 543 zweyte Ausgabe) streitet, welche eine Kuh und nicht einen Stier im Opferthiere erkennen wollten. Obschon ich von diesem Vasenbilde eine große colorirte Abbildung vor mir liegen habe, will ich doch darüber mit dem Verfasser nicht streiten, zumal da Hr. Dorow (Einführung S. 98), Levezow (Verzeichn. der Berlin. Vasen, S. 110) und jetzt auch Gerhard selbst (Berlins antike Bildwerke, S. 199) das Opferthier einen Stier nennen. — Es kommt hier auf den Hauptsatz an, der Minerva seyen keine Kühe geopfert worden. Gerade das Gegentheil glaubten die griechischen Ausleger zur Ilias, β. 550, die das μῦν auf Erichthens, nicht auf Athene beziehen wollten, weil dieser Göttin keine Stiere geopfert worden (s. Heyne Obs. ad I. I. p.

317). Der Verf. beruft sich aber auf II. VI. 93. sq. Dort werden aber von den meisten Alten und Neuern unter den βοῦς ἦνις Kühe verstanden (Heyne Obs. p. 200) und Voss übersetzte so. Nonnus (Dionys. V. 5. sq.) läßt den Kadmos nach Erlegung des Dirckaischen Drachen der Pallas Onkaea eine Kuh zum Opfer bringen:

*Δελφίδα βοῦν ἱερευσε θεομητόρων ἐπὶ βωμῶν Παλλάδι καλὸν ἄγαλμα.* Es war eine schöne gesprengelte Kuh (βοόστικτος δουλιχί ibid. 231., welche Lesart Gräfe ohne Angabe von Varianten mit Recht stehen gelassen); vielleicht roth und weiß gefleckt, wie das Opferthier auf der Berliner Vase. In der neuen Ausgabe des Stuart (I. S. 455 deutsche Ausgabe) lesen wir: „Junge Kühe machen im Allgemeinen die Opferthiere auf diesem Relief (am Parthenon) aus, und sie mußten wohl als Opfer für die jungfräuliche Göttin passender scheinen, als Stiere,“ und K. O. Müller (Handb. der Arch. S. 104 zweyte Ausgabe) findet in denselben Vasreliefs auch Opferkühe dargestellt. Damit soll nicht gelengnet werden, daß der Minerva zuweilen auch Stiere geopfert wurden; aber unser Verf., der auf die Kenntniß der heiligen Gebräuche, wie wir sehen, großes Gewicht legt, hätte sich keinen so grundsätzlichen Satz sollen zu Schulden kommen lassen. — Was nun die Bedeutung des Erichthonius betrifft, so schließt sich der Verf. an K. O. Müller und Welker an, und erklärt sich (p. 28) kürzlich so über ihn: „Erichthonius autem, ab antiquis Atticae incolis veluti agriculturae praefectus una cum Minerva et Vulcano, ejus parentibus, cultus esse videtur, propterea quod ex ipsa terra natus erat. Qua de causa ipse nihil nisi ejus fecunditatis imago est, quae Atticam terram speetat. Graeci enim filio seu posteris dei alienjus persaepe eam facultatem idque bonum attribuunt, quod in deo ipso situm esse putabant, qua re pulcherrime significabant facultatem illam, quasi dei filiam, id est ex deo illo natam, ipsius dei donum esse.“

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. Jänner.

Nro. 22.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. 2c.

(Fortsetzung)

Daher findet der Verf. (p. 138) im Eriptolemos, dem Jüdling der Demeter, dieselbe Bedeutung, wie im Eriichthonios. Man kann mit dieser Auffassung zufrieden seyn, obschon das ganze Wesen dieser Personen der attischen Religionen damit nicht erschöpft ist. Dagegen wird man mit einem andern Satze des Verf. (p. 126), daß Aphrodite auf die Panathenäen gar keine Beziehung habe, nicht einverstehen können; auf welchen Punkt wir im Verfolg zurückkommen müssen.

Von Nr. 4. wird man schon im Voraus nichts Gemeines erwarten. Es hat aber Hr. Raoul-Rochette in dieser Zuschrift besonders glänzend bewiesen, welchen Gebrauch er von seinen großen Mitteln, geistigen Kräften und von der Fülle seiner archäologischen Gelehrsamkeit zur Erklärung antiker Denkmale zu machen versteht. Hr. v. Klenze, an den dieser Brief gerichtet ist, hatte, da er bey der Entdeckung dieser Kolossal-Statue in Athen gegenwärtig war, die Aufmerksamkeit des Hrn. Raoul-Rochette durch Mittheilung eines Berichtes und einer Zeichnung auf diesen Fund hingelenkt; wofür sich letzterer in dieser Zuschrift dankbar beweiset. Beyde vereinigen sich in der Meinung, daß diese Bildsäule, dem Sculpturstyle nach, erst in römischer Zeit unter den Antoninen gefertigt worden. Ich gebe die Beschreibung des Bildes mit des Verfassers Worten (p. 6): „Cette figure représente un Homme, dans la vigueur de l'âge, entièrement nu, et posant sur ses deux genoux, atten-

du que ses jambes, qui à partir de là, consistent en queues de serpens, se redressent le long de son dos jusqu' à la hauteur de son cou. La statue, ainsi conçue, est adossée à une espèce de montant ou de pilier, orné de moulures; et l'un et l'autre sont dressés sur une base terminée par une corniche, sur la face antérieure de laquelle est sculpté, dans un encadrement peu profond, un double tronc d'olivier.“ Diese Umstände bestimmen den Verf. in jener Figur den Erechtheus = Eriichthonius zu erkennen, und anzunehmen, daß die neben ihm vorhanden gewesenen zwey andern Statuen gleichfalls eponymische Heroen vorgestellt haben. Dieß giebt zu einer Erörterung von den zwey Classen der attischen Heroen, beyde die eponymischen genannt, von den 10 und von den 42 Anlaß. Nun könnte man vielleicht bey jener Statue mit den zwey zerstörten an einen Dreyverein von Gottheiten, etwa Hephästos, Athena und Eriichthonios oder Zeus, Aphrodite = Nemesis und Eriichthonios, denken wollen; — man wird jedoch hiebey durch die gegebenen triftigen Beweise, daß eponymische Heroen von Attika mehrmals in Statuengruppen vorhanden waren, sich vermuthlich zu der Annahme des Hrn. Raoul-Rochette umstimmen lassen (p. 7. sq.). Allein andererseits muß Ref. die zu eingeschränkte Vorstellung tadeln, daß der Verf. den Eriichthonios immer nur als Autochthonen κατ' ἰκοχίη als Heros und Stammvater des attischen Volkes nimmt (p. 6, 10, 11), und in diesem Wesen nicht genug die agrarische Grundidee hervorhebt, die ihn mit uralten Gottheiten agrarischer Bedeutung, Hephästos, Ge, Aglauros (Agrauros), Herse und Pandrosos, in so innige Verbindung brachte (vergl. K. O. Müller Minervae Poliadis Sacra p. 3 sq.). — Nachdem der

Verf. bey jener Bildsäule die Gedanken an andere mythische Personalitäten, wie an Krokops und an den neuerlich unter die Schlangensüßler (mit Unrecht, wie auch Godofr. Hermann, *Dissertatio de Atlante Lips. 1837. p. 15* bestimmt) versetzten Atlas beseitigt hat, kommt er nun zum eigentlichen Mittelpunkt der Untersuchung (p. 11 sq.) nämlich, in welcher Gestalt der griechische Mythos, die Poesie und die Bildnerei, ursprünglich und allmählich mit verschiedenen Modifikationen den Erichthonius vorzustellen gewohnt waren. Hier muß man nun den philologischen und archäologischen Reichthum in der That bewundern, und es möchte vom Verfasser nicht leicht eine wesentliche Stelle der alten Autoren oder ein bedeutendes Bildwerk unter den Belegen übergangen worden seyn; daneben hat er dieser Uebersicht, durch Einstreuung verschiedener Epikrisen, Erläuterungen und Berichtigungen, noch ein größeres Interesse zu geben verstanden. Ich theile nur die Hauptergebnisse mit:

**Älteste Form.** Erichthonios als heilige Hauschlange (*οικουπος δράκων*) selbst. — (Ich erinnere dabey an die Art, wie die Geburtslegende diese Form selbst aufbehalten hat bey Hyginus (P. A. II. 13. p. 447 Stav.) „anguis autem ad Minervae clypeum confugit, et ab ea est educatus.“) Daher die goldenen Schlangen als Amulette am Halse neugeborner Kinder und das Bild einer Schlange zu den Füßen der Pallas-Athene auf Athenischen Münzen, oder auch um einen Delbaum gewunden, vor dem diese Göttin steht, auf andern derselben Stadt (p. 12 u. p. 15. Der deutsche Leser kann jetzt Stuarts *Alterth. von Athen* Lief. XXVI. Taf. XII. N. 2 nachsehen.) **Zweyte Form.** Erichthonios dargestellt als halb Mensch, halb Schlange (*ἄνθρωπος δρακοντόπους, βρέφος δρακοντοειδές, puer draconteis pedibus*). Hiebey unterscheidet der Verf. (p. 13 sq.) die Gestaltung des Erichthonius in jener zu Athen neulich aufgefundenen Kolossalstatue, wo die Schlange erst unter den Knien anfängt, von der der Giganten, wobey Mensch und Schlange in dem ganzen Untertheile des Körpers in einander laufen. Als Beleg wird das Gigantenbild auf einer Vase von Nola angeführt. Der Verf. fügt bey: (sujet) qui s'est trouvé reproduit à peu

près de la même manière sur un lecythus attique publié par M. de Stackelberg (die Gräber der Griechen Taf. XV. — und jetzt, füge ich hinzu, wiederholt im Catalogue d'une Collection, d'Antiquités d. feu M. le Baron de Stackelberg. Dresde 1837 Nr. 57 bis) — mais avec cette particularité commune aux deux vases, que la personnage demi-homme et demi-serpent est ailé: ce qui est un trait propre aux figures de Typhon. (Apollodore I. 6, 3) cfr. Antonin. Liberal. cap. 28.“ — Vorläufig bemerke ich, daß ein geflügelter Schlangengott auch in einer Orphischen Kosmogonie bey Damascius de princip. pag. 381 ed. Kopp. vorkommt; im Verfolge werde ich auf dieses sonderbare Vasenbild der Stackelbergischen Sammlung zurückkommen müssen. — Der Verf. fährt fort: Mais pour en revenir à notre figure d'Erichthonius, conçue comme nous le voyons ici, y eût-il dans cette combinaison une intention particulière, pour distinguer Erichthonius, né de la Terre et d'Hephaestus, des autres Géants nés de la Terre et d'Ouranos, ou de Spartes, nés simplement des dents du Dragon? C'est que je n'oserais affirmer, bien que je me croie permis de la supposer; et en tout cas, c'est une particularité neuve qui ne manque pas d'importance, étant fourni par un monument attique.“ Im Verfolge glaubt der Verf., es sey wahrscheinlich, daß die Athenische Bildsäule in der einen abgebrochenen Hand die Kiste, wegen der dem Erichthonios beigelegten Stiftung der Kanephorie und Arthephorie, in der andern aber eine Deichsel oder sonst ein die Erfindung der Wagen bezeichnendes Attribute gehabt habe. — **Dritte Umgestaltung,** analog der beyandern ähnlichen Figuren eingetretenen Verschönerung durch die geläuterte Kunst, Erichthonios wird als ein schönes Kind oder als jugendlicher Heros in rein menschlicher Bildung dargestellt. Hierbey führt nun Hr. Raoul-Rochette die verschiedenen Vasengemälde mit der Geburt des Erichthonius und andere Bildwerke dieser Klasse auf, und verbreitet sich auch (p. 16–18), mit manchen berichtigenden Bemerkungen, über die bildlichen Darstellungen auf dem Peplos der großen



und der kleinen Panathenäen. Die Schlußbemerkung (p. 19) theile ich mit seinen Worten mit: „Je me borne à dire, — que l'usage introduit à la belle époque de l'art, de représenter ce personnage (d'Erichthonius) sous la forme humaine, ne dut pas empêcher que cet ancien type hiératique d'Erichthonius demi-homme et demi-serpent ne continuât d'être suivi dans les ouvrages produits plus directement sous l'influence de la tradition nationale, et à une époque où l'on affectait assez généralement de revenir aux formes les plus archaïques de l'art, et à ses types les plus surannés.“

Es folgt zuletzt eine Reihe schätzbarer Betrachtungen des Mythos unter dem Gesichtspunkte der Kunstdarstellungen. Wenn der reinen Kunst jener Moment am günstigsten seyn mußte, wo der neugeborne schöne Knabe Erichthonius von der Erde der Minerva übergeben wird, so verschmäheten dagegen die älteren naiveren und dem Hieratisch-Bedeutsamen ergebenen Bildner und Maler auch die andern Momente und selbst die anstößigeren Vorstellungen nicht, die dieser mysteriöse Mythoskreis nun einmal mit sich brachte, namentlich nicht die anstößige Scene des im Liebesdrange die Palaß-Athene verfolgenden Hephästos.

Doch war die Sage davon zum Theile selbst gemäßiger. Der belehene Verf. hat auch diese nachgewiesen, wie die aus Melesagoras (oder Amelagoras beim Antigonus Caryst. XII.) — Wenn der Verf. einen andern Mythos beim Scholiasten des Lykophron zu vers. 111. mit einer Parenthese begleitet: *Καταλαβὼν δὲ, ὡς ἀντίπτειν (ἀντήριον?) αὐτῷ ἢ Ἀδηνᾶ κ. τ. λ.* so findet sich im Texte keine Variante (p. 390 ed. Müller); auch ist die Aenderung unnöthig, da *ἀντίπτειν* recht eigentlich vom feindlichen Widerstand und von entschiedener Abwehr gebraucht wird. — Man s. nur Wyttenbach. Indic. Plutarch. I. p. 161 ed. Oxon. — Der Verf. durchgeht die verschiedenen bildlichen Darstellungen dieser Scene, und bemerkt dabey, wie sich die Kunst auch späterhin hiebey nicht immer in den Gränzen des Anstandes hielt; wie hingegen der mimische Tanz, der auch diesen Gegenstand wie fast alle mythologischen Handlungen

in seinen Kreis gezogen, das Unanständige dieser Scene zu unterdrücken oder doch sehr zu mildern pflegte; wobey der fruchtbare Satz ausgesprochen wird, daß die mimischen Darstellungen nicht weniger als die theatralischen eine graphische Tradition veranlaßten, welche die Maler befolgten, wovon die Vasengemälde uns einen reichen Bilderkreis aufbewahrt haben. — Auch dieser letzte Abschnitt ist reich an manchen kritischen und archäologischen Bemerkungen. — Schlußlich verdient noch gesagt zu werden, daß Hr. Raoul-Rochette in seinen neuesten Werken und so auch in dieser Zuschrift, immer mehr die Ueberzeugung bekundet, daß die älteren hieratischen Mythen, Symbole und Bildwerke aus orientalischen Lehren und Culten stammen, und je primitiver sie bey den Griechen sind, desto getreuer das morgenländische Gepräge an sich tragen. Diese Wahrheit hat eben jetzt einen bedeutenden Stützpunkt gewonnen in dem Werke:

Nr. 5., dessen Verf. auf's neue durch sein Buch bestätigt, daß gerade diejenigen Alterthumsforscher, welche mit dem Orient am vertrautesten sind, am entschiedensten sich für die Herleitung der griechischen und italischen Götterdienste, Lehrsägen und Bildwerke aus den morgenländischen zu erklären pflegen. Der Verf., Hr. Lajard, war schon vor mehreren Jahren mit einer gehaltvollen Schrift über Mithradenkmal hervorgetreten, und wird auch auf das vorliegende Werk ein größeres über die Religionen des Mithra folgen lassen. Keiner der jetzigen Gelehrten kann dazu einen größeren Beruf aufweisen als eben er; keiner hat auch in neuerer Zeit der Wissenschaft größere Opfer gebracht.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Persien und andern asiatischen Ländern und eine lange fortgesetzte Verbindung mit denselben hatten es ihm möglich gemacht, eine in ihrer Art einzige Sammlung von Schrift- und Bild-Denkmalen, besonders asiatischen Cylindern, konischen und andern geschnittenen Steinen zusammenzubringen, die ich selbst vor mehreren Jahren in St. Denis zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatte. Zu vorliegendem Werke sind aber die ähnlichen Monumente fast aller Europäischen Sammlungen, die erst in diesem Jahrhundert eine erhebliche Anzahl derselben gewonnen

haben, benützt worden. — Und so liegt ein Werk vor, das wir als eine reife Frucht von dreißigjährigen Arbeiten empfangen, ein Werk, das uns mit großer Achtung für seinen Meister erfüllen muß, und dessen äußere Ausstattung, in Papier und Druck aus der Officin von Grapelet und durch die chalographischen Leistungen geschickter Künstler, mit seinem innern Werth in geradem Verhältnisse steht. Das ganze wird 6 Abtheilungen und 30 Kupfertafeln, nebst einer großen lithographischen, enthalten. Letztere ist mit dieser ersten Abtheilung ausgegeben worden, und giebt eine anschauliche Vorstellung des kosmotheogonischen Systems der Chaldäer. Die Beurtheilung der Uebersicht dieses ganzen Systems, wie sie das bereits erschienene erste Mémoire enthält, ist nicht meine Sache, sondern unserer gelehrten Orientalisten. Mir liegt nur zweyerley ob, erstens Bezeichnung des Standpunctes, den der Verf. genommen, und kurze Charakteristik seiner mythologisch-archäologischen Grundsätze; sodann einige Andeutungen der wesentlichen Eigenschaften der asiatischen Venus in Bezug auf dieselbe Gottheit bey den Griechen und Römern. Das erste betreffend, so hat sich wohl noch kein Alterthumsforscher stärker über die noch ziemlich herrschende Einseitigkeit erklärt, welche den Zusammenhang orientalischer und occidentalischer Religionen, Culte und Gestirne leugnet, als dieß unser Verf. mit männlicher Offenheit zu Anfang seiner gehaltreichen Introduction gethan. Selbst die frühere einseitige Herleitung der griechischen und italischen Götterlehre aus dem ebräischen, ägyptischen oder indischen System sey nicht so beschränkt und der wissenschaftlichen Forschung so schädlich gewesen, als diese neuere Trennung der Morgen- und der Abendländer. Das heiße nicht in der großartigen Weise mancher alten Schriftsteller, nicht im Geiste eines Aristoteles verfahren; die engen Schranken, die man um die Mythologie und Archäologie gezogen, müßten durchbrochen und der Gesichtskreis bis in die orientalische Vorwelt erweitert werden. „Mais les archéologues, heißt es pag. IX., dedaignant de s'attacher à redresser, à élargir les voies d'investigations tracées par leur prédécesseurs, prétendent parvenir infailliblement à la découverte de la vérité en limitant l'étude de l'antiquité grecque

à l'examen des seuls monuments de la Grèce, ces archéologues, s'il m'est permis de le dire, ont encouru peut-être le reproche d'avoir fait entrer la science dans une voie rétrograde etc.“ — Die vergleichende Sprachkunde habe aus den seit dem vorigen Jahrhundert gewonnenen orientalischen Urkunden und linguistischen Hilfsmitteln die überraschendsten Ergebnisse geliefert. Nicht minder reich sey der Zuwachs, den die europäischen Museen, besonders zu Paris und London, an asiatischen Bildenden durch den Forschungs- und Sammlerfleiß von Reisenden, besonders des Robert Kier Potter, erhalten (p. XVII.): „C'est alors aussi que l'on reconnut la nécessité d'étendre le champ des investigations, d'établir l'archéologie sur des bases plus larges, et de fonder enfin une nouvelle science, l'archéologie comparée, qui pût seconder les progrès toujours croissants de la philologie.“ — Ich will hier nicht fragen, ob, oder wie bald unsere größten Philologen für eine solche vergleichende Mythologie und Archäologie empfänglich werden möchten. — Der Verf. erklärt sich im Verfolg über den Anlaß der Wahl dieses Gegenstandes seiner Untersuchungen (pag. XIX.): „L'influence particulière que les Chaldéens d'Assyrie, les Assyriens, les Phéniciens et les Perses exercèrent à diverses époques, sur les peuples de l'Orient; et la nature, la destination, le sujet des monuments écrits ou figurés que j'étudie depuis trente années, ont dû me porter à diriger plus spécialement mes investigations vers la solution des questions importantes que présente l'étude de l'histoire et des dogmes du culte de Venus et du culte de Mithra, divinités qui remplirent de leurs noms l'Orient et l'Occident. Ces questions, pour la plupart, n'ont pas encore été résolues; quelques-unes même n'ont pas été abordées etc.“

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. Februar.

Nro. 23.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. 16.

(Fortsetzung.)

(P. XXI.): „La publication des résultats de mes recherches mettra hors de doute cette origine (nämlich den chaldäischen Ursprung der Venus), j'ose l'espérer, et montrera combien l'influence des doctrines chaldéennes sur la civilisation et en particulier, sur les systèmes religieux ou philosophiques des peuples de l'ancien monde fut profonde et étendue. On trouvera partout des traces évidentes du culte de la divinité qu'avec les Latins nous appelons Vénus, de cette divinité qui occupe la place principale dans le système théogonique et cosmogonique des Chaldéens et qui, primitivement androgyne, avait fini par être adorée, en Orient comme en Occident, sous une forme purement féminine et sous des noms divers. Partout on trouvera les symboles, les emblèmes, les attributs de la déesse liés à divers cultes publics, aussi bien qu'au rituel des mystères. Partout on découvrira dans les institutions civiles et militaires, dans les moeurs, les coutumes, les préjugés, les superstitions des peuples de l'antiquité, l'empreinte des doctrines, des idées propres au culte chaldéen de Vénus etc.“ Weiterhin (p. XXX — XXXIII.) wird eine vorläufige Uebersicht des Inhalts der 6 Memoires über die Venus gegeben, welchen der Verf. ein résumé beifügen wird, worin er aus der Vergleichung der schriftlichen Zeugnisse und der bildlichen

Denkmäler des Orients und des Occidents und aus der Gesamtheit der Charakterzüge, die sich daraus ergeben, so weit es der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse erlaubt, das Ganze des antiken Mythos von der Venus wieder herzustellen versuchen will. So viel für unsern Zweck aus der Einleitung. Aus der ersten Abhandlung selbst hebe ich in derselben Absicht nur die ersten Momente der chaldäischen Kosmogonie und Theogonie, und sodann die in Bildenden nachweislichen Wandlungen der Venus aus.

(Pag. 11) Erstes Moment: das ewige, unsichtbare, unendliche Urwesen, der ir sich selbst versetzte absolute Herrgott. — Zweites Moment: das Universum als sein Gedanke, ins Daseyn gerufen durch sein Wort, Ich bin. (Ganz wie im System der Zendschriften.) Diese Offenbarung der Gottheit oder Gott und Universum, als Eins betrachtet, wird das Gesetz genannt. Der Urgott ist eigentlich namenlos, wird jedoch bezeichnet als gränzenlose Zeit, Lichtglanz, Ort oder Raum und Schicksal (Gād). Vor dem ausgesprochenen Wort des Ewigen war eine Urnacht, Licht und Finsterniß ungetrennt enthaltend, und in den Semitischen Sprachen genannt: Mylitta, Alitta, Allileth, Alilat und Gād, d. h. Mutter, Gebärerin, Nacht, Schicksal und Fortuna waren die Begriffe, die man unter diesen Namen dachte. Durch das Wort des Urwesens hat sich Licht und Finsterniß geschieden. Die Nacht und die beyden aus ihrem Schooße hervorgegangenen Principien sind vergöttert worden; demzufolge ist die Nacht die Mutter der Götter, aber Mutter = Jungfrau. Das geschaffene Licht, dem sie das Daseyn gegeben hat, unter der Personification eines sichtbaren Gottes, eines androgynischen guten Wesens mit den Namen: Elohim, Baalim, Bel, Baal, Kronos,

aber gleichermaßen mit den Namen: Mylitta, Alitta, Allileth, Alilat und Gād benannt. — In derselben Weise ist das von der Urnacht geborne zweyte Princip, die Finsterniß, vergöttert worden, unter der Personification eines gleichfalls sichtbaren mannweiblichen aber bösen Gottes. Wahrscheinlich war dieses Wesen ähulich characterisirt, wie Agrô — mainyus (Bournouf Comment. sur le Yaçna I. 1. p. 82 — 92), gewöhnlich Ahriman gesprochen; in den Chaldäer-Schriften vielleicht auch Sitna (Satan) genannt, und die Götterordnungen und ganze Verfassung des Reichs der Finsterniß sind denen des Lichtes als analog zu denken.

Die Venus=Denkmale stellen sich unter sechs Haupttypen dar, in welchen sich die sprechendsten Züge des Mythos von dieser Gottheit wiederfinden:

1. (p. 21) Denkmäler, welche die Venus mit beyden Geschlechtern vereinigt darstellen;
2. Denkmale, worin Venus Theil einer göttlichen Trias (Dreyheit) ist;
3. Denkmale, welche die Venus mit dem weiblichen Geschlechte allein, aber als eine göttliche weibliche pantheistische Gottheit (divinité panthée) vorstellen;
4. Denkmale der Venus gewidmet als der Königin des Himmels, der Erde und der Unterwelt;
5. Denkmale, welche der Venus als der Mutter des Eros (Amor) geweiht sind;
6. Denkmäler, auf denen Venus, unter einem besondern Gesichtspuncte dargestellt, bezüglich auf ihre Verrichtungen, durch ein speciellcs Symbol oder Attribut characterisirt wird.

So viel hier von diesem trefflichen Werke, das als wahre Bereicherung der Alterthumskunde, seinen bleibenden Werth behalten wird. Wir können den Lesern die angenehme Versicherung geben, daß die zweyte Lieferung noch in diesem Jahre und die dritte in den ersten Monaten des nächsten erscheinen wird.

An diese Wandlungen der Aphrodite kann ich sofort meine Schlüßerörterungen anknüpfen. Halten wir vorerst folgende Chaldäische Elemente ihres Wesens fest, und vergleichen sie mit einigen

Zügen der Griechischen und Italischen Religionen und Mythen. Zuvörderst Venus Mannweib zeigt sich im Vorderasiatischen Hermaphroditos, im Italischen Venus almus u. dgl. Die Zwenheit und Dreyheit setzen auch griechische Philosophen als kosmogonische Elemente des Chaldäischen Systems (Damas. de princip. XLIII. p. 115. Kopp., welche Stelle dem Hrn. Lajard nicht entgangen ist.) Die Duplicität einer himmlischen und einer irdischen Aphrodite und der ihr beygeordneten zwey Eroten kennt Plato (Symp. p. 180. D. E.) Die dritte Venus, die der Unterwelt, begegnet uns in Asiatisch=Griechischen *Ἀποδοτή ἐπιουβία* und in der Italischen Venus Libitina. Sodann aber muß beachtet werden, daß Mylitta, Milat gleich an der Spitze dieses asiatischen Systems als Gād, als Schicksal und als Fortuna erscheint. Als solche stellt sie sich selbst mit der Aphrodite=Moera und A. Nemesis (wovon im Verfolg) und mit der Italischen Fortuna=Primigenia, des Jupiters Mutter oder Amme zu Präreste, zusammen. Hiebey wollen wir vorläufig nur auf zwey Punkte aufmerksam machen, erstens auf den in den verschiedenen Culten fortwährenden unbestimmten Charakter dieser ursprünglich asiatischen Personification; zweitens darauf, daß sie von Anfang an nicht als bloßes Naturwesen oder elementare Potenz genommen ist, sondern als Gād, sogleich in das Gebiet des Geistes hinübertritt, und gegen den Willen der freyen Wesen ihre Macht übt.

Sehen wir uns nun in den neuesten Mythologien um, so ist wohl bey keiner Gottheit ihr orientalisches Ursprung weniger verkannt oder gelängnet worden, als bey dieser. So sagt Hr. Schwenk (mythol. Skizz.) S. 85. f.: „Aphrodite, eine orientalische Gottheit, welche über Cypern zu den Griechen kam (Herodot. I. 105.), war eine Naturgöttin der Fruchtbarkeit, und die Griechen hellenisirten nur ihren orientalischen Namen, welcher ihr Wesen bezeichnete, und verwandt ist mit dem hebräischen Zeitwort pharah, secundus fui.“ Hier will ich nun übergehen, daß im Chaldäersystem und in den überlieferten semitischen Namen dieser Gottheit sich von einem solchen Namen keine Spur zeigt; sondern nur bemerken, daß hier von Mylitta=Gād von der Aphrodite Nemesis gar keine Notiz genom-

men, und somit eine Hauptseite dieses Götterwesens ganz übersehen ist. Buttman (Mythologus I. 7. ff.) läßt sich so vernehmen: „Über Dione galt bey jenen uralten Griechen, den Pelasgern in Epirus, für die Gemahlin des Zeus, von dessen anderer Namensform *Dis*, *Dis*, jenes blos die weibliche Form (wie Juno von Jovis) ist. Gewiß nicht zu kühn ist also die Vermuthung, daß Hera ursprünglich ganz einerley mit der Dione ist, wenn gleich eine Abweichung in der mythischen Genealogie sie trennte, und daß folglich Hera die ächte alte Liebesgöttin ist; wovon die unverkennbare Spur in dem Vorsatz, den sie über die Ehen und Hochzeiten führte. Dieß war also gleichsam ihr Vergleich mit der Ausländerin Aphrodite, sie blieb Himmelkönigin und Göttin der Ehen, Aphrodite Göttin der Liebe im weiteren Sinn. Aus dem Namen Hera kann ich nichts etymologisiren, doch sehe ich nicht ein, warum er mit *ἔρος*, die Liebe, nicht eben so gut (das heißt gleich schlecht) verwandt seyn sollte, als mit *ἄηρ*, die Luft.“ So denkt auch Schwent (S. 76.) von dieser Buttmanischen Etymologie; und ich denke, sie sey doch etwas weniger schlecht, d. h. einfacher, natürlicher, sprachgemäßer als die bey Plato (Cratyl. p. 404 c.) wo *Ἥρα* von *ἑρατι* abgeleitet wird; obschon man fragen könnte, ob dieser griechische Etymolog schon auch etwas von „einer ächten alten Liebesgöttin Hera“ gewußt haben möchte? — Man sieht übrigens, wie Buttman mit jener altpelasgischen Hera eine gewisse Unbestimmtheit und Doppelnatur vereinbar findet, aber doch gleich wieder die ehe-liche von der allgemein erotischen Waltung zu unterscheiden beflissen ist. Auch könnte man fragen, ob denn der Dodonäische Dis und seine Dione weniger ausländisch gewesen, als Aphrodite? — Doch nun tritt ein schärferer Chorizonte ein, Gottfr. Hermann (de Graeca Minerva p. 15): „ipsi Dodonaei Pelasgi duos colebant maximos (?) deos, qui iis *Dis* et *Διώνη* vocabantur, quae nomina ipso testante Dodonaeo oraculo apud Demosthenem (c. Midiam p. 531. §. 53.) nihil nisi deum et deam significare recte in tertio excursu ad eam orationem judicavit Buttmanus. — Est autem Dione non Venns, sed Juno. Scholiastes Homeri ad Odys. III.

91. *ὡς καὶ ἡ Ἥρα Διώνη παρὰ Λωδοναίους.* (Wenn hier Gottfr. Hermann statt *Διώνη* verbessert hat *Διώνη*, so habe ich einen ähnlichen Fehler bey Proclus in Cratylum p. 117., mit Boissonnades Zustimmung getilgt und statt *Διώνη* geschrieben *Διώναια*.) Latinorum *Dis*, qui est *Zeus kataχθόνιος*, et *Diespiter*, an ex Pelasgiis illis ducta sint, dubium: *Διώνη* autem servasse videtur nomen suum, leviter mutata pronunciatione Juno dicta.“ Da die ältesten Dodonäer keine besondern Götternamen oder Beynamen kannten (Herod. II. 52), so haben sie auch bey ihrem *Dis* und *Dione*, Gott und Göttin, noch keinen Unterschied machen, noch letztere bestimmt als Juno im Gegensatz gegen andere Götterinnen denken können. Das sind Homerische Unterscheidungen, nachdem die olympischen Personalitäten geordnet waren. Die einzige Trennung war hier erst die in zwey Geschlechter, und der männliche *Dis* war ganz allgemein Gott des Himmels, der Erde und der Unterwelt (in letzter Eigenschaft mit dem nachherigen *Διώνος χθόνιος* identisch) und *Dione* gleichfalls Göttin der drey Reiche, wie die als weiblich aufgefaßte *Myllita*. Je älter die Gottheiten sind, desto unbestimmter, desto umfassender in ihrer Eigenschaft. Trotz der vorherrschenden homerischen Volksreligion war jene Unbestimmtheit der Natur griechischer Götter im Bewußtseyn der Kundigen nicht verloren gegangen. Aeschylus hatte die Artemis eine Tochter der Demeter genannt, Euripides hatte den Apollo mit dem Helios (Sonnengott) identificirt (Fragg. p. 463 ed. Beck), und Callimachus will von einer Trennung des Apollo von der Sonne eben so wenig wissen, wie vom Unterschiede der Artemis und der Proserpina (Fragg. p. 432 sq. Ernesti.) — Warum? weil Callimachus nun schon wieder bessere Kunde morgenländischer Lehre hatte; — redet er doch von seinem Zeus fast wie ein Ebräer von seinem Jehovah —, und hatte er doch schon in das N. E. alexandrinischer Uebersetzung Blicke gethan (Valckenaer ad Callim. Ellegg. Fragg. p. 18.) Solche Verschmelzungen zweyer Gottheiten waren keine Neuerungen, sondern Archaismen. Am mythologischen Himmel sind gerade die älteren Götter Doppelsterne, die aus der Theilung eines größeren Sternes entstanden, in eine

Menge kleinerer aneinander fahrer. Aber für den Mythologen sind jene erwiecen nur im Morgenlande sichtbar. Wenn ich daher von solchen Doppelwesen redete, und sie in meiner Symbolik mit Namen, wie Venus = Proserpina, Proserpina = Fortuna u. dgl. bezeichnete, so mußte ich mich oft im Stillen wundern, wie solche Benennungen Nachahmung finden konnten bey Gelehrten, welche doch von den Prämissen abstrahirten, d. h. die sich um die Herleitung der Griechischen und Italischen Götter aus den Religionen des Orients nicht bekümmerten.

Ich bekümmere mich fort und fort darnm, und bin daher dankbar für diese neueste Belehrung über die Mylitta-Gad im Systeme der Chaldäer, indem ich, um eine an mich ergangene Frage zu beantworten, noch kürzlich von der Aphrodite-Nemesis, besonders im Attischen Cultus, handeln muß. Um dieses Legiere vorzubereiten, zugleich aber auch um einen Satz des Hrn. Lajard, daß nämlich die Chaldäische Theologie ihren Einfluß bis auf die spätern Meynungen und Gebräuche der Griechen und Römer behauptet habe, zu bestätigen, schicke ich nur zwey Sätze voraus. Jo Laur. Lydus de menss. Romm. l. 12 (p. 10 — 12 Rötheri) berichtet bey der Beschreibung des Römischen Circus unter Andern, daß auf der nach den 7 Planeten eingetheilten Rennbahn, worauf die Kämpfer nach dem Typus der 24 Tages- und Nachtstunden ihre Weitzfahrten zu machen hatten, eine aufgerichtete vierseitige Pyramide der Sonne, aber auch der Nemesis gewidmet gewesen. Daß man nun hiebey an Bel und an Gad zu denken habe, zeigt die eben daselbst erwähnte Angabe der Planetenpole, „welche die Chaldäer Firmamente (στειρώματα) nennen“ (s. darüber Röther). Gewiß steht hier dem Sonnengotte, dem Regenten des Tages, die nächtliche Venus die Göttin der Unterwelt gegenüber, aber auch Venus Nemesis, als die Anstheilerin der Preise und Ehren nach den Verdiensten der Wettstreiter. — Gad als Fortuna möchte auch nicht zu verkennen seyn in der Stelle des Vettius Valens vom astrologischen Glücksloos (κλήρω τῆς τύχης) wo es unter Andern heißt: es bringe Erfüllung der Erwartungen und Vortheile von Dingen, welche die Verstorbenen betreffen, (ἀπό νεκρῶν ὠφελείας. s. die ganze, aus einer Hand-

schrift mitgetheilte Stelle bey Selden de Diis Syris im Capitel de Gad seu fortuna l. 1. p. 15. sqq.) Ich bemerke darüber weiter nichts, als daß jene Worte sich auf eine Fortuna beziehen, die zugleich dem Todtreich angehört. Viel früher und viel bestimmter treten diese theologische Verbindungen im Attischen Cultus an's Licht. Demosthenes gedenkt in einer Rede (advers. Spud. p. 1031. Reisk. p. 1134 Oxon. Bekker.) eines Festes der Nemesis (Νημεσία). Die ältern Erklärer dieses Redners und andere griechische Grammatiker geben uns aus diesem Anlaß die Notiz, daß dieses Fest eine Todtenfeyer gewesen, an welcher man den Todten die gebührenden Gaben dargebracht habe, und Nemesis sey die Aufseherin über die Verstorbenen, (Harpocration p. 253. Gronov. Moschopolus in Νημεσία Phot. C. Gr. Suidas p. 2571 Gaisford. Lex Rhetor. ap. Bekker Anecdott. gr. l. 282: Νημεσία (Νημεσία Harpoer.): πανηγυρίς τις ἐπὶ τοῖς νεκροῖς ἀγομένη, ἐπὶ ἣ Νημεσίς ἐπὶ τῶν ἀποθανόντων τιτάνται). — Also Nemesis eine Aufseherin der Todten, nach deren Namen ein Fest genannt ist, wobey man den Verstorbenen die geführenden Huldigungen erweist. Diese Attische Todtenfeyer, von der Göttin des Schicksals benannt, knüpft sich durch folgendes Zeugniß mit agrarischen und chthonischen Gottheiten Attika's genealogisch zusammen: „Der Rhampussischen Nemesis gab man zuerst die Gestalt der Aphrodite; weßhalb sie auch einen Apfelbaumzweig trug. Es weihte aber ihr Bild Crechtheus, weil sie seine Mutter war; und Nemesis wurde sie genannt, und herrschte an jenem Orte (zu Rhamnus in Attika. Suidas p. 3110. Gaisf. Photi Lex. Gr. p. 416 Dohr. Lips. ἰδρῶσσο δὲ αὐτὴν Ἐπιχθεὺς μητέρα ἑαυτοῦ οὖσαν, ὀνομαζομένην δὲ Νημεσίω κ. τ. λ.“ Hieraus lernen wir den Schlangenfüßler Crechtheus = Crichthonios, den Sohn oder den Hingling der Athene, als einen Sohn der Aphrodite — Nemesis kennen.

(Schluß folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Februar.

Nro. 24.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. 2c.

(Schluß.)

Liegt darin ein Widerspruch, oder gab es zwey Genealogieen des Erichthonius, oder zeigt sich hierin eine Andeutung der Identität beyder Göttinnen? Das letztere ist das Wahre. Dieß beurtundet ein altes Cultusbild. Zu Athen hatte Victoria-Minerva (*Niky 'Aθῆνᾶ*) auch einen Apfel in der einen und einen Helm in der andern Hand (Heliodorus Periegetes ap. Harpocraton p. 254). Diese frühern Culte kannten jene episch-homerische Abgeschlossenheit einzelner Gottheiten noch nicht. Jene Minerva-Victoria war eine kriegerische Venus, wie die Kriegsgöttin der Perfer, welche man mit der Minerva zu vergleichen veranlaßt war (Plutarchi Artax. cap. 3. p. 449. Reisk.) — Es war eine noch unbestimmte Göttin der Natur, wie die zu Hierapolis, welche einige Hera, andere Aphrodite nannten, deren Wesen aber darin bestand, daß man sie als die Ursache des Entstehens der Keime der Dinge aus dem Urelemente des Wassers erkannte (Plutarchi Crass. c. 17 p. 451). Denn nach dem Obigen darf ich ja wohl jene pelagischen Gottheiten mit asiatischen vergleichen, von denen sie abstammen. Die Aphrodite = Nemesis ist also ursprünglich als Göttin der Todten mit der dithonischen Pro'erpina, als Göttin des Schicksals und des Glücks, mit der Siegerin Athena identisch gewesen. Da nun auf Vasenbildern, in griechischen Gräbern gefunden, eine weibliche geflügelte Figur die Beschriftung *Niky* hat, so braucht man nicht zu streiten,

ob man die gleiche Gestalt auf den Vasengemälden, welche des Erichthonius Geburt vorstellen, Minerva-Victoria oder Venus-Nemesis benennen soll. — Wenn ich mich oben schon gegen H. A. Müller erklärt hatte, der nichts von einer Verbindung der Aphrodite mit den Panathenäen wissen wollte, so muß ich jetzt die ganz entgegengesetzte Ansicht bemerken, welche einen tieferen Blick in das Wesen der alten Religionen beurtundet. Herr Bröndsted sagt (Reisen in Griechenl. II. S. 231): „Daß die Aethier selbst ihr Dogma von der Erziehung ihres *Ihyehy*; durch die jungfräuliche Göttin mit ihrer Verehrung des Schicksals, der *Mōra* unter der Form einer himmlischen Aphrodite, in Verbindung gesetzt hatten, das beweiset die merkwürdige Ceremonie der beyden Arrhephoren in der Nacht vor dem panathenäischen Feste, wovon uns Pausanias den einzigen Bericht gegeben hat, I. 27. 4; denn wer diese Stelle mit der andern (I. 19, 3. Es ist dort von einer Aufschrift auf einem Bilde der Aphrodite in den Gärten bey Athen die Rede, worin Venus-Urania die älteste der Parcen genannt wird) vergleicht, wird gewiß nicht bezweifeln, daß der *περίβολος*, wohin die Arrhephoren durch den unterirdischen Gang das ihnen und der Priesterin selbst unbekante Mystische trugen, mit einem Heiligthume der Aphrodite-Mōra in Verbindung stand. In dieser ältern Vorstellung von einer ernst, erhabenen, und der Mōra verwandten Aphrodite, liegt auch meines Bedenkens der Grund, warum Agorakritos sein, für das Heiligthum der Aphrodite in den Gärten bestimmtes Bild dieser Göttin in eine Nemesis verändern konnte; (s. Plin. H.N. I. 36. 5. p. 725 Hard. Suid. in *'Ραυρωσία Νέμεωσ*, wo sich unter Anderm die merkwürdigen Worte finden: „*ἰδρῶσατο δὲ αὐτὴν 'Επεχέως* (Erichthonios?) *μητέρα*

εαυτὸν οὐδ' αὖτ'"); eine genauere Erwägung dieser Sache liegt aber außerhalb meines jetzigen Gegenstandes." Ich glaube jetzt durch vorliegende Erörterung diese Sache in's gehörige Licht gesetzt zu haben. Es bleibt mir jedoch die Beantwortung einer Frage noch übrig. In dem schönen Werke des seel. Baron von Stackelberg „die Gräber der Hellenen“ Berlin 1837, tab. XV., befindet sich ein sonderbares Bild, wovon der Herausgeber (S. 12) weiter nichts sagt als Folgendes: „Ueber das athenische Gefäß, sowie die auf demselben befindliche merkwürdige Darstellung einer bärtigen, geflügelten, schlangenleibigen Gestalt, welcher ein Schwan mit ausgebreiteten Fittigen sich nähert, behalte ich mir die nähere Erklärung noch vor.“ Im Catalogue d'une Collection d'Antiquités de Mr. de Stackelberg, worin auf einer Bildtafel (unter Nr. 47. his.) diese Vorstellung wiederholt ist, wird (p. 9) bemerkt: „Peut vase athénien d'une haute antiquité sur lequel on voit un cygne et une figure énigmatique moitié homme ailé, moitié serpent etc.“ Bey Uebersendung dieses Verzeichnisses schrieb mir einer der Herausgeber desselben, der Freiherr von Ungern Sternberg: „die Nummer 47 his, p. 9, wovon eine Abbildung folgt, wurde von Stackelberg in seinem Werke „die Gräber der Hellenen“, welches ich mit Gerhard's Hülfe herausgab, angeführt, aber nicht erklärt. Wer ist der Schlangenmann dieses Atheniensischen Gefäßes? Ist es Erechtheus? und was bedeutet der Schwan?“ Es hat also keiner dieser Archäologen an eine bloße Verzierung des Vasenmalers gedacht; so wenig als Hr. Raoul-Rochette, der, wie oben bemerkt wurde, in seiner lettre à Mr. Klenze (p. 14) dasselbe Vasenbild erwähnt, vom Schwane zu sprechen nicht nöthig hatte, aber bey dem geflügelten Schlangenmann die Beschreibung des Typhon bey alten Schriftstellern anführte. Ich bemerkte dazu, man könne bey der Figur des Vasenbildes zuvörderst an den geflügelten Schlangengott Chronos in einer orphischen Kosmogonie bey Damascius (περὶ ἀρχῶν p. 381 Kopp.) denken, der sich mit der Natur (φύσις), auch Ἀνάγκη-Ἀδράστεια genannt, verbindet.

Jetzt bemerke ich weiter, es könnte uns auch wohl der Orphische Phanes einfallen, der aus ei-

nem Ely geboren (ἠελίου) genannt, und als ein Gott mit goldenen Flügeln beschrieben wird (Orph. hymn. VI. [5] vs. 2.). Man wird jetzt im Voraus vermuthen, daß ich vielmehr obiger Ansicht beitrete, und in jener bärtigen und geflügelten Schlangengestalt den Erechtheus, nämlich, füge ich bey, den ältern Erechtheus-Erichthonios, erkenne. Wer wird nämlich in einem athenischen Vasenbilde, aus einem Grabe hervorzugehen, nicht den Gedanken an diesen am natürlichsten finden? an den Sohn der Nemesis, der Erechtheus das älteste Bild geweiht, der Beherrscherin der Verstorbenen, von der die Nemeseen, dieses Attische Todten- oder Seelenfest, ihren Namen hatten? Aber woher die Flügel an diesem männlichen, schlangenleibigen Wesen? Antwort: Erichthonios ist für Athen und seine Burg, was Triptolemos für Eleusis und das Tharische Feld war. Die Schlangen an des letzteren Wagen sind zuweilen geflügelt (Lucian Phil. §. 3. p. 32 Hemsterh.). Mit dem Schlangenwagen, noch mehr mit dem Paar geflügelter Schlangen, soll er um so leichter und geschwinder die Samenkörner der Demeter über die Erde tragen. In unserm Bilde ist diese Flügel- und Schnellkraft in den Körper des Schlangenmannes selbst verlegt. In dieser Abbeviatur stellt sich uns eine ältere prägnante Symbolik vor Augen. Schwieriger ist die Antwort auf die Frage: „was bedeutet der Schwan?“ Vielleicht ist die einfachste Antwort: Aphrodite Urania, auch Medra genannt, hat ihrem Sohne Erichthonios den Schwan entgegen gesendet, weil er ihr Lieblingsstier ist, wie sie denn erweislich in verschiedenen alten Bildwerken von einem Schwane getragen wird. (K. O. Müller Handb. der Arch. d. K. S. 556 ff. zweyte Ausg.) Man könnte sagen: Wir hören nur von Erichthonios Mutter. Sein Vater war wohl in diesem Mythos Zeus, welcher der Nemesis auch dießmal wie bey Erzeugung der Helena sich in Gestalt eines Schwanes genähert hatte (Apollodor. III. 10. 7. p. 320 Heyn.), weil Nemesis ihm unter der Hülle einer Gans entfliehen wollen. Allein diese Annahme ermangelt bey der Erzeugung des Erichthonios der nöthigen Autorität. Es ist sicherer zu sagen: Schwan und Gans sind aethonische Thiere; sie lieben tiefe Gründe, Wasserflüsse und kalte, tel-

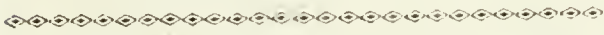


Irische Nahrung (Aelian H. A. v. 29 p. 110 Jacobs. vergl. XVII. 24. p. 384). Dafür sprechen in der That die Culte, Mythen und Bilder von Zeus-Trophonios und Demeter-Herckyna zu Lebadea in Bóotien, wo Wasser- und Erdentus herrschend war, wo Pausanias (LX. 59. 2.) die chthonische Jungfrau "Ερκενα (Herckyna) mit einer Gans in der Hand abgebildet sah; wo es selbst eine Demeter-Herckyna gab, welches nichts anders als Dercina ist, das heißt die Ceres der Erdtiefe; wo im Zeus-Trophonios, das ist nichts anders als ein Zeus χθόνιος, die Anschauungen von Unterwelt, Erdtiefe und agrarischem Reichthume personificirt waren (s. K. V. Müller Orkomenos S. 155, Preller Demet. und Perseph. S. 172 vergl. S. 363; — welcher letztere aber bey so ernsten Cabirischen Wesen von einer Einsicht in jene tellurischen Symbole nichts verráth, wenn er (Num. 2.) sagt: „Gans und Ente sind den alten und neuen Griechen anmuthige, niedliche Thierchen.“ Ich verweise ihn auf Ed. Gerhard's Prodrómus zu seinen antiken Bildwerken S. 94, und wünschte ihn die ernste Thonfigur einer Demeter-Herckyna in einer Heidelberger Sammlung vorzeigen zu können, die, mit einer geschlungenen Wollbinde ums Haupt, auf einem Throne sitzt, und eine Gans, an ihrer Brust angeschmiegt, in Händen hält.) — Es hätte also in unserm Vasenbilde der dem Erdgebornen (Erichthonios) sich nähernde chthonische, an die Königin der Todten, Nemesis, erinnernde Schwan eine gehörige Bedeutung. Er hat sie endlich aber auch als das weissagende, den Tod ahnende, ihn mit Gesang begrüßende und an die Güter der Unterwelt erinnernde Thier; in welchem Sinne die Dichter und Philosophen des Alterthums den Schwan als Trostbild der sterblichen Menschen gewonnen haben (s. Davies und G. H. Moser zu Cic. Tuscull. I. 30 p. 244 ed. Moser vergl. „Zur Gemmenkunde“ S. 196). Es darf überhaupt bey solchen uralten Culten, Mythen und Bildern nicht vergessen werden, daß sie Ausdrücke religiöser Zustände sind, welche sich als ein tiefes Versenken und Einleben in die Natur beurfunden. Hatte der hilflose und noch mit den ersten Früstungen des Daseyns ringende Mensch endlich mit Mühe und Gefahr feste Sige gewonnen, und Ackerbau aus-

üben gelernt, so erfüllten ihn der von ihm nun wahrgenommene ordentliche Lauf der Natur, die regelmäßige Wiederkehr der Vegetation, das wunderbare Wechseln und Hinwelken der Pflanzen und Saaten, als göttliche Geheimnisse, mit Grausen. Er empfand Gefühle, die ihn in Entzücken versetzten, oft aber auch an die Gránze des Wahnsinns führten; Stimmungen, welche der Attische Mythos in der bedeutsamen Erzählung von der Raserey und vom Sterben der Tóchter des Kekrops aufbehalten hat. Andererseits steht das Hausthier dem Naturmenschen nahe, zumal dem Ackermann der Ackerflur; er ist ein wichtiger Besiß, ein unentbehrlicher Gehülfe. Er ist unter das Gesetz der Natur gestellt, niemand soll ihn tödten, aber Lust und Noth verleiten den Ackermann, auch ihn zu tödten, und sein Fleisch zu essen. Aus dem Ochsenanspanner wird ein Ochsenesser, aus dem βοδύνης ein βοδοίρας. Das ist eine schwere Verschuldung, und es folgen die Verwünschungen des Ackermanns, die Buzygischen Flüche (βοδύγιοι άπαί.) Diese Seite der attischen Mythen (vom Herakles-Buzyges und Buphónos und Buthónas), Festgebráuche (die Buphonia, βουγονία) und Bilder habe ich, aus Anlaß eines andern Vasenbildes, neulich weiter ausgeführt in der Abhandlung: De vasculo Herculeum Buzygen exhibente (in den Annali dell' instituto archeologico Vol. VII. p. 106 sq.) Jetzt habe ich denselben Gegenstand von einer andern, aber damit verbundenen Seite zu berühren: Dem Natursohn ist die Erde Mutter. Dem ältesten Griechen war die Erde Mutter-Erde (Γη μητηρ). Der Mensch, der Erde Sohn, muß, um seine Nahrung zu gewinnen, die Erde verwunden, er muß der Erde Schoos zerreißen, als Ackermann. Das ist der erste Fluch. Erichthonios, der Erden- und Acker-Mann, ist Sohn der Nemesis, der Vergeltlerin, der Königin der Todten, nach deren Namen das Attische Todten- oder Seelenfest, die Nemeseen genannt werden. Der Spruch lautet: Der Ackermann, der den Schoos der Erde anfreißt, verfällt der Erde als Leichnam wieder, zur Vergeltung (Nemesis), der Ackermann, der selber von der Erde genommen, die Gaben der Erde verzehret. Das sind Zustände und Erinnerungen, wie sie die Genesis (III. 14. 19.) überliefert, aber anders und

einfacher, als die Incunabelsage der vielgöttlichen Völker sie aufbewahret. Jedoch stellt sich aus dieser alt-attischen Sage und Bildnerey das Analoge heraus: Der Erdwurm, die Schlange am Erdboden kriechend und Erde essend, und der Mensch, der die Erde aufreißt, und was er ist, wieder werden soll: Erde zu Erde.

Grenzer.



Johnsoniana, or, supplement to Boswell. London. 1836. XXII und 530 S. gr. 8. mit vielen Kupfern.

Ein besonderer Abdruck des neunten und zehnten Bandes der jüngsten Ausgabe von Boswell's Leben Dr. Samuel Johnson's. Auf dem Titelblatte sind nicht weniger als 56 Personen aufgeführt, aus deren Schriften oder Aufzeichnungen diese Nachlese gezogen ist. Mehrere sind nicht genannt, wie der „German Traveller,“ von welchem S. 437 — 40 eine Mittheilung steht, die keiner von den andern etwas nachgiebt. Dieser deutsche Reisende ist Helfrich Peter Sturz; der Aufsatz eine treue Uebersetzung des ersten Briefes aus London in dem ersten Bande seiner Schriften.

Die Johnsoniana unterscheiden sich von den ana des 17ten Jahrhunderts hauptsächlich dadurch, daß von gelehrten Sachen weniger, und mehr von Lebensverhältnissen die Rede ist. Johnson's starker, so zu sagen derber Verstand bey einem mannhafteu und doch milden Gemüthe, sein glückliches Gedächtniß und seine reiche Erfahrung machte seinen Umgang so lehrreich und, des rauhen Aeußern ungeachtet, so anziehend, daß ihn viele und vorzügliche Leute begierig suchten, und, was sie von seinem Gespräche behalten hatten, gern aufzeichneten. Die meisten sprechen von dem Manne mit hoher Verehrung, die jedoch nie zu dem krankhaften Uebermaße ansartet, wie z. B. der „Cultus Göthe's,“ zu welchem vor Kurzem mehr als Einer sich bekennt hat. Zu bedauern ist, daß man unter diesen Zeugen den berühmten Burke vermißt, einen der vertrautesten mit Johnson, von dem er sagte,

er sey im Gespräche größer, als in seinen Schriften, und auf den er anwandre: *Intentum animi tanquam arcum habebat.* Wir besitzen kein Buch wie dieses, das England eben so zur Ehre wie zum Nutzen gereicht; zur Ehre, weil diese über ein halbes Jahrhundert alten Sachen durch keinen Wechsel der Meinungen und Sitten verdrängt worden sind; zum Nutzen, weil hier ein Schatz ächter Lebensweisheit gesammelt ist, dem das heimische Gepräge Eingang und Umlauf sichert.



The Highlanders of Scotland, their Origin, History and Antiquities. By Will. Skene, F. S. A. London 1837. Vol. I. XIV. und 264 S. Vol. II. 314. S. 8.

Ueber die Geschichte und die Alterthümer Hochschottlands bringt dieses Buch kaum etwas neues; dagegen ist der Beytrag erheblich, den es zur Entscheidung des vor einiger Zeit lebhaft geführten Streites über die Herkunft der Hochschotten liefert. Der Verf. erklärt diese für die Ureinwohner. Die Hauptsätze stellt er selbst l. 86 so zusammen. Hochschottland war in den ältesten Zeiten ganz von einem Volke bewohnt, das die Römer zuerst Caledonii, nachher Picti nannten. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts nahm eine Schaar Scoten, aus Irland, Besitz von einem Bezirke, der jetzt das südliche Argyll heißt. Diese Scoten, Dalriad genannt, erlangten im neunten Jahrhundert die Oberhand über den Theil der Picten, welcher sich im Niederlande ausgebreitet hatte, aber nicht auch über das Hochland, welches vielmehr immer im Besitze der nördlichen Picten geblieben ist. Auch war die Landessprache allezeit dieselbe, nämlich die gaelische. Die letzten dieser Sätze scheint der Verf. erwiesen zu haben; die zwey ersten sind Vermuthungen, jedoch sehr annehmlische. Gelegenheitlich berührt der Verfasser die Uebereinstimmung der officiellen Gedichte mit den ältesten, erst 1825 in das Lateinische übersezt und gedruckten, irländischen Annalen, die aus dem 11ten und dem 13ten Jahrhundert herrühren, und schließt daraus auf die Richtigkeit, wenigstens des Kernes, jener Gedichte.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Februar.

Nro. 25.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 15. July v. J. wurde Folgendes vorge-  
tragen:

1. Von dem Herrn Conservator Dr. Vogel.

Die Professoren Bunsen und Berthold aus Göttingen haben der k. Akademie die zweyte Auflage ihrer Schrift:

Eisenoxydhydrat, das Gegengift des weißen Arseniks, übersendet.

Diese zweyte Auflage hat vor der erstern in so fern bedeutende Vorzüge, als sie mit den Untersuchungen und Erfahrungen, welche seit dem ersten Erscheinen der genannten Schrift in Deutschland, Frankreich und Italien über diesen Gegenstand unternommen wurden, und wodurch die Resultate der gemachten Beobachtungen auf das Vollkommenste bestätigt werden, bereichert ist. Man hatte zwar schon seit langer Zeit verschiedene Substanzen als Gegengift arseniger Säure vorgeschlagen und angewendet, nämlich Milch, Essig, Oel, Theriak, Kehlennpulver, Schwefelwasserstoff und Schwefel-Alkalien &c.; allein die erfahrensten Toxikologen unserer Zeit, als Orfila und Christison, sprechen dahin ihre Ueberzeugung aus, daß bis zur Entdeckung der Eigenschaft des Eisenoxyd-Hydrats noch kein sicheres Gegengift der arsenigen Säure bekannt geworden sey.

Das Eisenoxyd-Hydrat wird aus dem schwefelsauren aufgelösten Eisenoxyd-Salz durch Ammonium gefällt. Um aber dem Niederschlag sein Wasser nicht zu entziehen, und dadurch seinen lockeren Aggregatzustand so wenig als möglich zu vermindern,

wird er, nachdem er sich abgeseigt hat, in verschlossenen Gefäßen unter Wasser aufbewahrt.

Das Eisenoxydhydrat ist mit einer Eigenschaft begabt, wodurch es sich vor allen bekannt gewordenen Antidoten besonders auszeichnet; es ist nämlich völlig unauslösllich, und hat daher keine Einwirkung auf den Organismus; es vereinigt sich sogleich zu einer unauslösllichen Verbindung mit der arsenigen Säure, diese mag sich nun in fester oder in aufgelöster Gestalt befinden, wodurch also die Wirkungen des Arseniks plötzlich aufgehoben werden. Obgleich in dem arsenigsauren Eisenoxyd nur etwa  $3\frac{1}{2}$  Eisenoxyd auf 1 Theil arseniger Säure enthalten sind, so hat die Erfahrung doch gelehrt, daß es rathsam ist, bey einer Vergiftung 10 bis 12 Theile Eisenoxydhydrat anzuwenden, und hiebey kann man mit Sicherheit annehmen, daß die arsenige Säure augenblicklich gebunden, und folglich dadurch ganz unschädlich gemacht wird.

Ich habe mich von diesem schnellen Uebertritt des Arseniks überzeugt, indem ich ein feuchtes Eisenoxydhydrat in eine Auflösung von arseniger Säure trug; nach Verlaufe von höchstens 2 Minuten war keine Spur von Arsenik mehr in der Flüssigkeit vorhanden; das getrocknete Eisenoxyd ist nicht fähig, die ganze Menge der arsenigen Säure aufzunehmen, weshalb es nicht mit Erfolg angewendet werden kann.

Dem Gesagten zu Folge gewährt die Entdeckung der Herrn Bunsen und Berthold ein hohes Interesse, und liefert aufs Neue den Beweis, daß die Chemie stets fortfährt, auf die Fortschritte in der Heilkunde einen mächtigen Einfluß auszuüben.

Ich trage darauf an, daß den Herren Verfasser obiger Schrift von Seiten der k. Akademie ein Dankfagungsschreiben zugestellt werde.

2. Von dem Herrn Professor Dr. v. Kobell.  
Ueber das hystatische und haplotype Eisenerz.

Das Titaneisen von Tvedestrand in Norwegen hat Breithaupt als eine eigene Species unter dem Namen hystatisches Eisenerz aufgestellt. Er giebt folgende physikalische Charakteristik an: Halbmetallischer Glanz. Farbe dunkel eisenschwarz. Strich schwarz. Stammform: Rhomboeder von  $86^{\circ}10'$ . Spaltbar basisch, zuweilen in schalige Zusammensetzung übergehend, auch primitiv rhomboedrisch, undeutlich und schwierig zu erhalten. Bruch muschlig — uneben. Härte 8 (nach Mohs Scala 6) Spec. Gewicht = 5,0. Stark magnetisch.

Dieses Eisenerz besteht nach einer ältern Analyse v. H. Rose aus: Titansäure 48,95, Eisenorydul 51,05. Mosander hat wahrscheinlich das nämliche analysirt und gefunden: Titansäure 24,19, Eisenorydul 53,01, Eisenorydul 19,91, Kieselerde 1,17, Talkerde 0,68 und Kalkerde 0,33.

Mit dieser Species vereinigt Breithaupt den Eisenglanz aus der Schweiz, welcher unter dem Namen Eisenrose bekannt ist.

Da ich überzeugt bin, daß man bey Verbindungen, wie die des Titaneisens, ohne Beyhülfe der Chemie mit Sicherheit eine Species kaum zu bestimmen im Stande ist, indem diese Verbindungen alle isomorph und überhaupt physikalisch sehr ähnlich sind, und da von der Schweizer Eisenrose bis jetzt noch keine Analyse vorhanden war, so unternahm ich eine solche, und befolgte dabey die Methode, welche ich zuerst bey der Analyse des Menakan's von Egersund anwendete.

Das Mineral wurde sehr fein zu Pulver zerrieben und in einem Kolben in concentrirter Salzsäure aufgelöst. Die Auflösung erfolgte bis auf Ausscheidung einer geringen Menge eines weißen flockigen Pulvers vollkommen. Die Flüssigkeit wurde etwas eingedampft, dann mit der nöthigen Menge Wasser verdünnt, wobey keine Fällung Statt fand, und mit kohlensaurem Kalk, Eisenorydul und Titansäure gefällt a. Der Niederschlag wurde mit ausgekochtem Wasser unter den gehörigen Cantelen ausgewaschen und filtrirt. Die durchgelaufene Flüssigkeit wurde mit einer Auflösung von Chlorkalk versetzt, eingedampft und dann filtrirt. Der Rückstand

auf dem Filtrum wurde in Salzsäure aufgelöst und das Eisenorydul mit Ammoniak gefällt, geglüht, gewogen und als Oxydul berechnet. Es zeigte sich Mangankrey und auch die Filtrate gaben mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak keine Spur von Mangan an.

Der Niederschlag a. wurde in Salzsäure aufgelöst und durch die Auflösung Schwefelwasserstoff geleitet. Nachdem sich der Schwefel abgesetzt hatte, wurde er filtrirt und verbrannt, wobey etwas Kieselerdehaltige Titansäure zurückblieb (von 30 Gran 1 Gran). Die Flüssigkeit wurde gekocht, bis sie nicht mehr nach Schwefelwasserstoff roch und dann mit kohlensaurem Kalk die Titansäure gefällt, ausgewaschen, in Salzsäure aufgelöst, und mit Ammoniak gefällt. Das letztere geschah zweymal, um keinen Kalk im Niederschlage zu erhalten. Die Titansäure enthielt eine Spur von Eisenorydul.

Ein besonderer Versuch zeigte die Abwesenheit von Thonerde, Talk- und Kalkerde.

Auf diese Weise wurden für 100 Thle. erhalten:

|               |        |  |
|---------------|--------|--|
| Titansäure .  | 12,67  |  |
| Eisenorydul . | 4,84   |  |
| Eisenorydul . | 82,49  |  |
|               | 100,00 |  |

Wenn man aber die, etwas Kieselerde enthaltende Titansäure, welche sich gleich Anfangs abschied, und beym Verbrennen des Schwefels erhalten wurde, als von Einnengung herrührend abzieht, so ist die Zusammensetzung:

|               |        |      |
|---------------|--------|------|
| Titansäure .  | 9,66   | 3,85 |
| Eisenorydul . | 5,01   | 1,14 |
| Eisenorydul . | 85,33  |      |
|               | 100,00 |      |

Man ersieht hieraus, daß dieses Mineral eine ganz andere Verbindung ist, als das Titaneisen von Tvedestrand. Man hat angenommen, daß Fe Ti und Fe isomorph und vicarirend seyen und daß sich damit erkläre, warum sie in so sehr verschiedenen, scheinbar ganz geschlossenen, Verhältnissen mit einander vorkommen. Auch ist das Verhältniß von Fe und Ti im Titaneisen von Arendal, im Jlimmit, Menakan und Titaneisen von Wschaffenburg nahezu der Formel Fe Ti entsprechend. Im Kibdelophon dagegen ist, ungeachtet des Isomorphismus das Verhältniß von Titansäure und Eisenorydul

nahezu der Formel  $\text{Fe}^2 \text{Ti}^3$  entsprechend und in der Eisenrose scheint, wenn man die gegebene Correction zulässig findet, ein ähnliches Verhältniß zu bestehen. Wie dieses mit dem Isomorphismus von Rotheisenerz zusammenhängt, ist zur Zeit nicht erklärt; so viel aber ist gewiß, daß die sogenannte Eisenrose ein von den bekannten Arten von Titan-eisen specifisch verschiedenes Mineral ist, indem es sich von den einen durch die Mischung, von andern, wie vom Tappischen Eisenerz, durch die Krystallisation unterscheidet.

Will man daher dieses Mineral nicht mit dem Rotheisenerz vereinigen, was wohl die meisten Mineralogen, des schwarzen Strichpulvers wegen anstößig finden würden, so muß es als eine eigene Species aufgestellt werden. Vorläufig schlage ich dafür den Namen *Basanomelean* vor, welcher sich auf den Strich, als das am leichtesten auffindbare Unterscheidungs-Kennzeichen vom Rotheisenerz, bezieht. (Von *Βασανος* Probierstein und *μέλας* schwarz.)

Im Zusammenhang damit habe ich auch das haplotype Eisenerz Breithaupts untersucht, welches mit Rutil deutlich verwachsen und oft innig gemengt vorkommt. Ich fand es zusammengesetzt aus

|                                 |       |
|---------------------------------|-------|
| Titansäure                      | 10,0  |
| Eisenoxyd                       | 88,5  |
| Manganoxydul                    |       |
| mit einer Spur von Eisenoxydul. | 1,5   |
|                                 | <hr/> |
|                                 | 100,0 |

Die Analyse wurde wie die des vorhergehenden Minerals ausgeführt. Der erste Rückstand von Titansäure, beim Verbrennen des Schwefels erhalten, wog für 30 Gran — 2 Gran, also 6,66 pr. Ct. Die aus der Auflösung gefällte Titansäure wog 1 Gran, also 3,33 pr. Ct. Sieht man die zuerst ausgeschiedene Titansäure als von eingemengtem Rutil herrührend an, so wird die Zusammensetzung für 100 Theile:

|                                         |        |
|-----------------------------------------|--------|
| Titansäure                              | 3,57   |
| Manganoxydul mit Spuren von Eisenoxydul | 1,61   |
| Eisenoxyd                               | 94,82  |
|                                         | <hr/>  |
|                                         | 100,00 |

Diese Mischung, die Abwesenheit des Eisenoxyduls und die physikalische Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Eisenglanz, bis auf etwas dunklere Strichfarbe, machen es wahrscheinlich, daß dieses Mineral nur eine Varietät des Rotheisenerzes sey.

Beiträge zur gesammten Natur- und Heilwissenschaft, herausgegeben von Dr. Weitenweber. Zweyten Bandes erstes Heft. Prag, 1837. 158 Seiten. 8.

Mit Uebergehung der medicinischen Aufsätze heben wir zur Anzeige nur die rein naturwissenschaftlichen hervor, von denen drey in diesem Hefte vorkommen.

### I. Zoologische Abhandlungen.

1. Die in Böhmen vorkommenden Hummelarten, von Wenzel Beuno Seidl in Prag. (S. 65 — 73).

Der Verf. zählt in Böhmen 20 Hummelarten auf, von denen er 7 für neu ansieht. Diese neuen Species erfordern indeß meist noch eine weitere Prüfung, da bey den Hummeln Abänderungen nach Größe und Färbung nichts Seltenes sind.

2. Der böhmische Viber und das Vibergeiß, von Dr. G. W. Kahlert (S. 78 — 98).

Bey der Wichtigkeit des Vibergeißs als Arzneymittel und bey dem hohen Preise desselben, dringt der Verf. darauf, daß man Viberkolonien anlegen solle. Nach seinen Angaben trifft man diese Thiere in Böhmen an der Moldau, Luzniß, am Neubach, am großen rosenberger Teiche und seinen Abflüssen, an andern ungenannten Bächen, in den dichten dunklen Wäldern auf den Herrschaften Witzingau, Pleß und Chlumetz im budweiser Kreise; bey Nezdaschow und Bechin; am Landsee Blato, dann in der Rotenhofener Viberkolonie bey Krumman, im kleinen Viberenteiche bey Stifte Osseg im leitzmeriger Kreise. Die erste bekannte Viberkolonie Böhmens ward bey Rotenhof, einem fürstlich Schwarzenbergischen Lustschlosse bey Krumman angelegt. Da sie sich sehr vermehrte, so wurden einzelne Viber an andere Orte versetzt, weil ihnen jedoch Schuld

gegeben wurde, daß sie die Dämme eines Kanals (des Neubachs) unterminirt hätten, so wurde ein Schutzgeld von 8 Gulden auf das Stück gesetzt. Bey der List und Vorsicht dieser Thiere gelang jedoch ihre Ausrottung nicht vollständig, und da man später die Güte des einheimischen *Castoreums* erkannte, so trat Schonung derselben ein. Von der Kolonie, wie sie noch heut zu Tage am Teichesabzuge bey Schloß Rotenhof besteht, rühmt es der Verf., daß durch zweckmäßige Einrichtung der Wege den Bibern die Gelegenheit Schaden anzurichten abgeschnitten, gleichwohl aber für ihre zuträgliche Nahrungsweise vollkommen gesorgt ist. Eine Fortsetzung dieser lesenswerthen Abhandlung ist angekündigt.

## II. Botanische Abhandlungen.

1. *Orobella*, eine neue Pflanzengattung von Prof. Dr. K. V. Presl in Prag. S. 21 — 31 (mit einer Tafel).

Herr Professor Presl stellt im Vorliegenden eine neue künstliche Gattung auf, die sich von *Orobis* nur sehr wenig unterscheidet und wohl süglicher mit letzterem vereinigt geblieben wäre. Er proponirt außerdem auch noch *Faba* von *Vicia*, *Lathyrus Aphaca* als *Aphaca* und *Lath. Nissolia* als *Anurus* von *Lathyrus*, endlich *Ervum Ervilia* als *Ervilia* von *Ervum* zu sonderu. Ob die Wissenschaft durch das Zerreißen natürlicher Gattungen in Fällen, wo wie hier nicht einmal eine sehr große Anzahl von Arten dazu auffordert, gewinne, oder nicht vielmehr das Chaos unseres Systemes noch gesteigert werde, lassen wir dahin gestellt. Außer *Orobella vicoides* werden als neue Species noch definiert: *Lathyrus Parreiszii*, *stipularis* und *Ervum dalmaticum*. 3.



Maximilians (Prinzen zu Neuwied) Reise durch Nordamerika. Coblenz 1837. 1. Heft mit 7 Bogen in kl. Fol., nebst 1 Heft Atlas.

Prinz Maximilian zu Neuwied, bereits durch seine für die Naturgeschichte Südamerika's so überaus wichtige frühere Reise rühmlichst bekannt, hat in den Jahren 1832 — 1834 eine neue Expedition und diesmal zwar durch das nördliche Amerika unternommen, und ist somit der dritte unter den hohen Reisenden aus fürstlichem Stande, welche in

den letzteren Jahren diesen Theil der neuen Welt zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben.

Da uns vor der Hand von dieser Reise nicht mehr als die ersten 7 Bogen vorliegen, so haben wir noch nicht genug Material, um daraus einen Auszug zu liefern; ein solcher soll in diesen Blättern mitgetheilt werden, sobald eine hinlängliche Anzahl von Heften erschienen seyn wird. Einstweilen begnügen wir uns, nach dem vorliegenden Anfange unsere Meynung über die Darstellung dieser Reise auszusprechen, und somit dem Leser die Erwartungen, welche er von derselben mit uns hegen darf, zu bezeichnen.

Der Anfang der Beschreibung hat die Seefahrt nach Boston, den Aufenthalt daselbst, dann die Reise nach New-York, Philadelphia und in die Umgebungen dieser Städte zu schildern. Wir glauben, daß der Hr. Verf. in der Darstellung dieser Gegenstände das rechte Ziel und Maas getroffen habe. Er setzt bey dem Leser weder eine gänzliche Unbekanntschaft mit denselben, noch auch eine specielle Vertrautheit bis in das Detail hinein, voraus, und hebt demnach in seinen Schilderungen nur das Wichtigste und Wesentlichste hervor, was eben gerade hinreicht, um von dem Charakter dieser Städte, ihren Umgebungen und ihren Einwohnern ein anschauliches Bild zu bekommen. Von seiner Schiffahrt sagt er selbst: „Seereisen nach Nordamerika gehören jetzt zu den alltäglichen Ereignissen, und man hat von ihnen etwa zu erzählen, daß man Schiffe sah und begrüßte, gutes Wetter oder Stürme fand und dergleichen mehr.“ Man sieht aus dieser einzigen Stelle, daß der Verf. recht wohl weiß, was dem Leser, der mit der Reiseliteratur einigermaßen vertraut ist, von Bedeutung seyn könne oder nicht. Wir können daher auch in den folgenden Heften mit Recht erwarten, daß uns nichts Ueberflüssiges geboten werden wird. Von besonderem Interesse erscheinen uns die Urtheile über amerikanische Sitten und Gebräuche, da sie von einem Beobachter ausgehen, der nicht bloß die Welt kennt, sondern selbst ihren höchsten Kreisen angehört; sie sind milde, vorurtheilsfrey und respeciren die fremde Eigenthümlichkeit. Die Darstellung ist einfach und schmucklos, und somit glauben wir mit gutem Grunde sehr vortheilhafte Erwartungen von dieser Reise hegen, und sie der besondern Beachtung unserer Leser empfehlen zu dürfen.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. Februar.

Nro. 26.      der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

---

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

---

### Ueber die Theorien der Erde vom Oberberggrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Gelesen am 25. August 1837 in der öffentlichen, zur Feyer des allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät des Königs gehaltenen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften in München.)

---

Ich wage es, an diesem festlichen Tage, die Aufmerksamkeit dieser hochansehnlichen Versammlung durch einen kleinen Vortrag über die Theorien der Erde auf kurze Zeit in Anspruch zu nehmen.

Obwohl mein Vortrag keine Predigt werden soll, so muß ich dazu doch einen Text aus der Bibel nehmen, und dieser lautet: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. — Und die Erde war wüste und leer, und es war finstern auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser!“

Daß die Erde erschaffen worden und nicht durch Zufall entstanden ist, daran zweifelt kein vernünftiger Mensch. Eben so wenig ist zu bezweifeln, daß sie in Einem Aete geschaffen wurde und nicht mehrere subsequente Schöpfungen ihrer Theile statt fanden. Gewiß ist aber auch, daß sie nicht so, wie sie ist und in der Hauptsache schon vor Jahrtausenden war, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, sondern sich allmählig durch die Kräfte und nach den Gesetzen, welche er in die Materie legte, so ausbildete, wie sie vor uns liegt. Gewiß ist ferner, daß zu verschiedenen Zeiten große und gewaltsame Katastrophen auf ihr vorgiengen.

Dieses finden wir in unzweideutigen und unauslöschlichen Zügen in sie selbst eingeschrieben.

Die Entstehung und Ausbildung der Erde zu erklären, hat man sich von jeher sehr angelegen seyn lassen, und es ließen sich wohl ein halbes Hundert Theorien aufzählen, die man darüber aufstellte und Geogenien nannte. Allein die meisten bestehen nur in leeren Träumereien und Ausgebirren einer grund- und bodenlosen Phantasie, und können nur dienen dem Geschichtschreiber menschlicher Verirrungen Beiträge zu liefern, aber nicht Ankaufst über die Geschichte der Erde zu geben. In der älteren Zeit konnte aber auch nicht wohl etwas Anderes zum Vorschein kommen, weil man die Natur und ihre Geseze noch zu wenig kannte, und die Wissenschaften, woraus allein eine vernünftige Geogenie geschöpft werden kann — die Chemie, Mineralogie und Geognosie — noch sehr unvollkommen waren, ja kaum existirten. Nur darin kann sie ihre Stützen finden, und sie muß insbesondere mit der Geognosie, welche die Verschiedenartigkeit der Gebirgsmassen und ihre Structur und Lagerungs-Verhältnisse kennen lehrt, stets Hand in Hand gehen. Geognosie und Geogenie werden gegenwärtig von den Meisten in Einer Wissenschaft vereinigt, welche Geologie genannt wird.

Diese Wissenschaft wird jetzt mit einem Eifer betrieben, wie kaum irgend eine andere, und findet fast in allen Ständen große Verehrer.

Dieses bestimmte mich vor kurzem, in dieser Wissenschaft, welcher ich einst auch mit großer Vorliebe zugethan war, mich wieder etwas mehr anzusehen. Ich muß staunen über die vielen und werthvollen geognostischen Beobachtungen, welche seit einigen Jahren fast in allen Welttheilen gemacht worden, und die großen Opfer bewundern, welche man

diesen Forschungen gebracht hat. Allein mit den geogenischen Folgerungen, welche man daraus gezogen, kann ich nicht einverstanden seyn; ich habe in mancher Beziehung andere Ansichten, als besonders die gegenwärtig vorherrschenden sind; und diese will ich mir erlauben hier auszusprechen. Zuvor muß ich aber über die gegenwärtig bestehenden Theorien Einiges — das Wesentlichste — sagen und zugleich ihre schwachen Seiten berühren und besonders das Anstößige derselben gegen die chemischen Geseze hervorheben.

Daß die Erde ursprünglich flüssig gewesen sey, darin sind und waren von jeher alle Geologen einig, indem sie sich für überzeugt halten, daß sie sich nicht anders habe gestalten können; sie theilen sich aber in zwey Partheyen hinsichtlich dessen, was den flüssigen Zustand bewirkt habe, indem ihn die einen dem Wasser, die andern dem Feuer zuschreiben. Jene nennen sich Neptunisten, diese Vulcanisten. Diese können aber doch nicht läugnen, daß ein großer Theil der Gebirge unter Mitwirkung des Wassers entstanden sey. Zuerst Einiges über den

#### Neptunismus.

Daß die Erde aus dem Schooße des Wassers hervorgegangen sey, ist die älteste Meynung gewesen und darauf hin weist auch ganz deutlich die heil. Schrift. Diese Lehre wurde in der neuern Zeit von Werner in großes Ansehen gebracht, und von den meisten seiner Zeitgenossen als die einzig wahre anerkannt. Er hat darüber selbst nie etwas geschrieben, sondern sie nur durch Vorträge mitgetheilt, in welche er einen solchen Zauber zu legen wußte, daß Alles zur Begeisterung hingerissen wurde. Seine Schüler, die er für geognostische Forschungen entflammt hatte, verbreiteten sich in alle Welt und befragten überall die Natur in seinem Namen. Das größte Verdienst, was ihm stets bleiben wird, hat er sich um die Geognosie erworben, ja er wird mit Recht der Schöpfer derselben genannt, denn er hat zuerst ein System in sie gebracht, und es mit strengster Consequenz durchgeführt. Seine Lehre von den Lagerungs-Verhältnissen und den Formations-Suiten beurfundet ein großes Talent und einen ungewöhnlichen Scharfsinn. Seine Eintheilung der Gebirge muß ich an-

führen, weil ich mich bey diesem Vortrage daran halten werde.

Sie zerfallen bekanntlich in ältere (Urgebirge) und neuere, welche, abgesehen von den Vulcanen, wieder abgetheilt werden in Uebergangsgebirge, Flözgebirge und aufgeschwemmte Gebirge. Die ältern werden jetzt auch versteinungslos und die neuern versteinungsführende Gebirge genannt.

Zu seinem geognostischen Systeme ist durch und durch der Neptunismus verflochten; indessen waren ihm die damit verbundenen Schwierigkeiten nicht unbekannt. Denn die Mineralien, aus welchen die meisten und größten Gebirge bestehen, sind theils gar nicht, theils so wenig in Wasser auflöslich, daß, um nur die letztern aufzulösen, eine ungleich größere Wassermasse dazu gehörte, als gegenwärtig noch auf der Erde vorhanden ist — gar nicht zu gedenken der für uns ganz unauflöselichen Gesteine.

Wenn man aber auch annehmen wollte, es sey Alles in Wasser aufgelöst gewesen, so wäre man damit doch noch nicht außer alle Verlegenheit gesetzt, indem kaum zu erklären wäre, wie durch allmähliges Krystallisiren aus der wässerigen Auflösung die gemachten Gebirgsarten, z. B. der Granit, haben entstehen können. Denn man wird nicht läugnen können, daß die im Gemenge enthaltenen verschiedenartigen Mineralien verschiedene Auflöslichkeit und Krystallisirbarkeit haben, und vermöge derselben sich schichtenweise härten absetzen müssen und nicht in einem gewissen Verhältnisse nach allen Richtungen an- und durch einander gewachsen seyn könnten.

Noch in eine andere, nicht minder große Verlegenheit setzt uns die Wassermenge, welche vorhanden gewesen seyn mußte, um Alles dieses aufzulösen; wir wissen nicht, wohin damit, wenn wir nicht annehmen wollen, wozu Werner auch geneigt war, es sey der größte Theil ausgewandert und in einen anderen Himmelskörper übergegangen.

Der Neptunismus hat demnach Vieles gegen sich; es spricht aber auch Vieles für ihn; es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß das Wasser bey Bildung der Gebirge eine sehr große Rolle gespielt



hat, und insbesondere die neuern Formationen ohne Mitwirkung desselben schlechterdings nicht zu erklären sind, indem sie durch und durch ein solches Gepräge haben, daß man schließen muß, sie haben sich aus dem Wasser abgesetzt. Doch vorläufig genug hievon. Ich gehe nun über zu dem

### Vulcanismus.

Nach dieser Theorie ist, wie schon gesagt, die Erde ursprünglich feuerflüssig gewesen. Um hinsichtlich der Entstehung des Feuers nicht in Verlegenheit zu kommen, nehmen mehrere Vulcanisten an, die Erde sey ein von der Sonne abgerissenes, oder von ihr ausgeworfenes Stück.

Bald nachdem Werner hingeshieden war, erhob der Vulcanismus wieder kühn sein Haupt, und es ist gegenwärtig damit so weit gekommen, daß jeder, welcher ihm nicht huldigt, riskirt, für den größten Schwachkopf erklärt zu werden.

Das Wesentliche der heutigen vulcanischen Theorie, welche sich nicht immer deutlich ausdrückt, besteht, wenn ich es ja recht aufgefaßt habe, in Folgendem:

Die Erde war am Anfang durch und durch in feurigem Fluße — im Innern ist sie es noch jetzt —; das Wasser befand sich — ganz natürlich als Dampf — in der Atmosphäre; durch Abkühlung entstand auf der Oberfläche eine feste Kruste, worauf natur- und zeitgemäß das Wasser aus der Atmosphäre herabstürzte und schreckliche Verwüstungen anrichtete. Das zerstörte Gestein wurde dann durch das Wasser weiter bearbeitet und zur Bildung der Uebergangs- und Flözgebirge verwendet. Kaum waren aber jene fertig, so wurde es unten stürmisch, die Erde öffnete sich, und es stiegen daraus im flüssigen oder weichen Zustande die Gebirge hervor, welche sonst als Urgebirge galten, nunmehr aber als solche abgesetzt sind und plutonische Gebirge genannt werden. Diese Ansicht heißt Erhebungstheorie. Sie war schon früher da, Elie de Beaumont rief sie aber erst vor einigen Jahren wieder in's Leben und erregte damit großes Aufsehen.

Gründe dafür findet man vorzüglich in der veränderten Lage der Gebirgsschichten, in den nicht zu Tage ausgehenden Gängen und in den Lagern, welche mit vermeyntlichen plutonischen Gebilden aus-

gefüllt sind; dann in der Veränderung des Gesteins, welches mit diesen Produkten in Berührung gekommen. Alles dieses, glaubt man, könne nur durch, von unten herauf gestiegene, feuerflüssige Massen erklärt werden. Als sehr günstig für diese Theorie sieht man auch die Zunahme der Temperatur in der Tiefe an.

Allein diese Erscheinungen lassen noch andere Erklärungen zu; und wenn sie sich auch noch nicht alle auf andere Art befriedigend erklären ließen, so könnte ich mich dadurch doch nicht bestimmt finden, diese Ansicht zu huldigen, weil sie, so zu sagen, ganz naturwidrig ist, und ihr zu gewichtige Gründe entgegen stehen, welche diejenigen, die für sie zu sprechen scheinen, weit überwiegen. Ich will gar nicht fragen, durch welche Kraft jene Felsenmassen — der Schwere entgegen — in die Höhe getrieben worden, wohin die früher vorhandenen Gebirge, die aus ihrer Stelle verdrängt wurden, gekommen, was nun die Räume erfüllt, welche sie vor der Erhebung eingenommen haben, wodurch die emporgehobenen und oft viele Meilen weit sich erstreckenden Felsenmassen unterstügt werden, aus was die erste Kruste der Erde bestanden habe zc.; ich will nur einige Augenblicke bey dem Verhalten der Mineralien im Feuer verweilen, welche die Gemengtheile der sogenannten plutonischen Gebirgsarten ausmachen. —

Mit dem Feuer hat der Vulcanist oder Plutonist ein leichtes Spiel, weil es ihm eine Kraft darbietet, die keine Gränzen kennt: er kann nicht zur Rechenschaft gezogen werden, wenn er damit so weit geht, als es ihm beliebt, während der Neptunist, wenn er mit seinem Elemente gewisse Gränzen überschreiten will, von der Chemie sogleich zurechtgewiesen wird. Die Frage, woher das Feuer gekommen, braucht er gar nicht zu beantworten, wenn er nur seine Wirkungen nachweist. Der Vulcanist kann mithin die feuerfestesten Körper, Demant, Corund, Quarz zc. so flüssig machen wie Wasser — es läßt sich nichts dagegen einwenden; ja er kann sogar die ganze Erde in Dampf auflösen, wie Laplace es gethan hat — es ist nicht physisch- unmöglich.

Diesen Spielraum muß man den Vulcanisten lassen; nun sollen sie uns aber Rede stehen über das Vorkommen verschiedenartiger Mineralien in

den gemengten Gebirgsarten, wo leicht- und strengflüssige oder gar für uns unschmelzbare nicht bloß neben einander liegen, sondern sehr häufig in- und durch einander gewachsen sind, so daß ihre gleichzeitige Entstehung gar nicht zu verkennen ist. Wie läßt sich, fragen wir, dieses Verhältniß erklären, wenn Alles zu einer homogenen Masse zusammengeschmolzen war, wie es denn begreiflicher Weise und naturgemäß hätte gewesen seyn müssen? Man hat wohl öfters in Schmelzöfen Mineralien-ähnliche Krystalle entstehen sehen, was die Vulcanisten auch zu ihren Gunsten auslegen, aber noch nie ist daraus ein dem Granit ähnliches Gemeng hervorgegangen. Wäre der Granit, dessen wesentliche Gemengtheile bekanntlich Quarz, Feldspath und Glimmer sind, geschmolzen gewesen, so hätte zuerst der Quarz krystallisiren müssen, welcher niedergesunken wäre, und erst lange nachher hätten Feldspath- und Glimmer-Krystalle entstehen können, gemäß der sehr verschiedenen Schmelzbarkeit und Erstarrbarkeit dieser drey Körper. — Wie hätten sie aber unter diesen Umständen so mit einander verwachsen können, wie wir sie antreffen, und wie sie auch noch mit andern Mineralien verbunden vorkommen, welche theils noch strengflüssiger als Quarz, wie Corund und Zirkon etc., theils auch leichtflüssiger als Feldspath und Glimmer sind, wie Granat, Hornblende, Lepidolith, Turmalin etc.? Dieses ist in meinen Augen rein unmöglich. Daher glaube ich auch, daß allein an diesem Verhältnisse die Erhebungstheorie scheitern müsse. — Dazu kommt noch, was nicht unbeachtet bleiben darf, daß im Granit und ähnlichen Gebirgsarten bisher noch gar keine Spur einer glasartigen Masse gefunden wurde, die man doch darin erwarten sollte, wenn er ein Produkt des Feuers wäre. <sup>1)</sup>

Wäre der Granit sammt seinem Anhang so, wie man meynt, aus der Unterwelt heraufgestiegen, so wäre auch nicht zu begreifen, wie er sein Haupt so hoch über alle übrigen, vorher schon da gewesenen Gebirge habe erheben, und so fest und steif sich hinstellen können, ohne sich gleich einem Lavaströme über seine Nachbarn auszubreiten.

Der Granit — ich meyne denjenigen, welcher bisher als Urgranit galt — wäre demnach jünger als alles Andere, was an ihn gränzt und auf

ihm ruht. Wer so etwas behauptet, was alle Ordnung der Dinge umkehrt, und die Geognosie in ihrem Fundamente erschüttert, muß mit andern Gründen, als die bereits bekannt gemachten sind, hervortreten, wenn er seine Behauptung geltend machen will; und er muß insbesondere das, was ich noch bey der Kalkreihe sagen werde, gründlich widerlegen.

Ich will nun

meine Ansichten

über die Gebirgsbildung kurz darlegen und den tiefer gebengten Neptun wieder aufrichten mit Hülfe der Chemie und ihm daraus zum Kampfe gegen seinen feindlichen Bruder Pluto und dessen Allirten Vulkan neue Waffen darreichen.

Was dem Neptunismus bisher hauptsächlich im Wege stand, war, daß man glaubte annehmen zu müssen, alle Gebirge seyen im Wasser aufgelöst gewesen, was die Chemie durchaus nicht zugeben kann. Diese Meynung wurde vorzüglich unterstützt durch die krystallinische Beschaffenheit der Gebirge, besonders der ältern, welche, wie man wähnte, nicht anders als durch vorausgegangene Auflösung zu erklären wäre. Allein wir sind zu einer solchen Annahme gar nicht gezwungen, seitdem wir wissen, daß auch Körper, ohne aufgelöst oder überhaupt flüßig zu seyn, krystallisiren können. Ich habe nämlich schon vor vier Jahren in meiner Abhandlung über den „Amorphismus fester Körper“ dargethan, daß nicht bloß flüssige, sondern auch amorphe (gestaltlose) feste Körper unmittelbar krystallisiren können; und ich habe mich seitdem hievon nur noch mehr überzeugt. Sehr günstig für die Umwandlung amorpher Körper in krystallinische ist, wenn Wasser vorhanden ist, und die Körper davon ganz durchdrungen sind, wodurch sie in einen festweichen Zustand versetzt werden, wie es bey sehr vielen chemischen Niederschlägen der Fall ist, wovon manche — einige schneller, andere langsamer — unter der Flüssigkeit krystallinisch werden, wobey sie am Umfange bedeutend abnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Februar.

Nro. 27.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberberggrath  
und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Fortsetzung.)

Der Satz, welcher bis jetzt als ein Axiom gegolten hatte, nämlich: daß alle Körper, welche krystallinisch gebildet sind, vorher flüssig gewesen seyn müssen, gilt von nun an nicht mehr als ein allgemeiner, sondern es ist dafür zu setzen: dem krystallinischen Zustande muß immer der amorphe vorausgehen. Von dem Gesagten will ich nun Anwendung auf die Gebirgsbildung machen (2).

Am Anfang war die Erde vermittelt des Wassers theils in festweichem, theils in flüssigem oder aufgelöstem Zustande. — Nun fragt sich zuvörderst: was war aufgelöst und was war fest und nur von Wasser durchdrungen? Zur Beantwortung dieser Frage dienen uns die durch chemische Forschungen erworbenen Kenntnisse von den nähern Bestandtheilen der Gebirge und ihren Eigenschaften. Zwey Säuren, Siliciumsäure, gewöhnlich Kieselerde genannt, und Kohlenensäure fallen uns vor allen Bestandtheilen als die wichtigsten in die Augen. Jene bildete theils für sich als eine gelatinöse Substanz, theils mit den Basen — Thonerde, Kali, Bittererde, den Oxyden des Eisens u. s. w. vereinigt die unauflöbliche Masse der Gebirge im amorphen und festweichen Zustande. Ein großer Theil dieser Säure war auch in Wasser aufgelöst; denn daß sie in Wasser auflöblich ist, beweisen uns fast alle Quellen, welche sie bald in größerer, bald in geringerer Menge enthalten; dann ihre

häufigen stalaktitischen Gebilde auf Gängen und in Blasenräumen der Gebirge. Die Kohlenensäure eignete sich den Kalk nebst einem großen Theile der Bittererde an und bildete die Hauptmasse des aufgelösten Theils der Gebirge. Was außerdem noch aufgelöst war, braucht vor der Hand nicht berücksichtigt zu werden. Es war nichts und konnte nichts seyn, was mit der Kalkauflösung nicht verträglich gewesen wäre. Da aber der neutrale kohlen-säure Kalk, wie er in den Gebirgen vorhanden ist, sich in Wasser geradezu nicht, oder nur sehr wenig auflöst, sondern nur dann, wenn ein Ueberschuß von Kohlenensäure mitwirkt, so mußte eine weit größere Menge von dieser Säure da gewesen seyn, als die Kalkgebirge gegenwärtig noch enthalten. Dieses kann man auch ohne weiters annehmen, nur so mehr, da dieselbe, wie ich nachher zeigen werde, in der spätern Zeit noch eine andere höchst wichtige Bestimmung hatte.

So denke ich mir den Urzustand der Erde, welcher auch der chaotische genannt wird. Es mag demselben vielleicht noch ein anderer vorausgegangen seyn, aber zu diesem mußte es jedenfalls gekommen seyn, bevor die Gebirgsbildung hat beginnen können. Dieser Zustand entspricht den chemischen Gesetzen; er entspricht aber auch zugleich den Worten der Schrift und den Ansichten, welche man überhaupt in den ältesten Zeiten vom Anfange der Erde hatte.

Die Atmosphäre bestand damals vermuthlich bloß aus Stickgas, Kohlen-säuregas und Wasserdämpfen; Sauerstoffgas war noch nicht vorhanden, weil es nicht nöthig war, ja in gewisser Hinsicht sogar schädlich gewesen seyn würde.

Sonach war gleich vom Anfange an eine schöne innere Ordnung in der Schöpfung. Alles war nach einem festen Plane angelegt, so daß

daraus nach den chemischen Gesezen die Formationen hervorgehen konnten, welche alle Perioden von der ältesten bis zur neuesten Zeit durchlaufen, und wovon ich nur ganz kurz das hauptsächlichste anführen will.

Die zwey genannten Säuren — Silicium- und Kohlen säure —, welche sich gegenseitig ausschließen, waren über das Ganze gleichsam als Herrscher und Ordner aufgestellt und jede führte das ihr Untergebene zum bestimmten Ziel; und indem sie dasselbe vermöge ihrer eigenthümlichen Kraft aus einander hielten, entfalteten sich zwey Hauptformationsreihen, welche ungestört neben einander hergehen und in jedem Zeitalter einander begleiten — nämlich die Formationsreihe der Siliciumsäure und die der Kohlen säure. Ich will jene kurzweg Kieselreihe nennen, diese mag auch nach der vorherrschenden Basis Kalkreihe heißen, wie sie Werner schon nannte. Dazu gesellt sich noch eine dritte, welche erst in der spätern Zeit mächtig hervortritt, nämlich die Reihe des Kohlenstoffs. — Nebenreihen bilden der Gyps, das Steinsalz re.

### 1. Kieselreihe.

Die Gebirgsbildung begann mit der Kieselreihe, und diese erstreckt sich bis auf die neueste Zeit. Es fieng damit, so zu sagen, das Leben der Erde an, indem die Krystallisationskraft erwachte. Die Krystallisation so großer Massen mußten auch ungewöhnliche Erscheinungen begleiten, und dazu rechne ich besonders die Erscheinung des Lichtes, welche wir bey diesem Proceße im Kleinen zwar nur selten wahrnehmen, aber doch wahrnehmen, so daß diese Annahme gewiß zulässig ist. Dieses stimmt auch mit den Worten der Schrift überein, wo es heißt, und Gott sprach es werde Licht, und es ward Licht; wodurch das Beginnen der Krystallisation sehr gut bezeichnet wird. Die Erde mußte also damals ein selbstleuchtender Körper gewesen seyn.

Beym Uebergange der Materie aus dem Zustande der Gestaltlosigkeit in den der Gestalt mußte nothwendig auch Wärme frey werden, und diese ist vermuthlich hie und da, wo die Krystallisation rasch von statten ging, bis zur Gluth gestie-

gen, wodurch Wirkungen hervorgebracht werden konnten, welche Ähnlichkeit mit denen der Vulkane haben. Die beträchtlich erhöhte Temperatur mag auch Ursache gewesen seyn, warum die Silicate, welche die älteren Gebirge constituiren, kein Krystallwasser aufgenommen haben. Nur der Chlorit und Serpentin machen eine Ausnahme.

Die Bildung verschiedenartiger Mineralien und ihre Verbindungen in den gemengten Gebirgsarten, welche, wie oben gesagt wurde, weder aus einer vollkommenen Auflösung, noch aus einem feurigen Fluße erklärbar ist, wird begreiflich aus dem festweichen amorphen Zustande der Masse, worin sich allein die Krystalle so formen, halten und in einander fügen konnten, wie wir sie im Granit und andern Gemengen finden. Ein anderer Vorgang ist kaum denkbar.

Es gieng aber auf allen Puneten des Erdkreises nicht gleichzeitig immer Gleiches vor, worüber wir uns nicht wundern dürfen, da es in der so dünnflüssigen und leicht beweglichen Atmosphäre noch jetzt eben so ist. Wir dürfen daher in den Gebirgen nicht eine bestimmte Reihenfolge der verschiedenen Gebirgsarten suchen, wie wir sie denn auch nicht finden. Während sich auf einem Punete Granit bildete, entstand auf einem andern Syenit, Porphyr, Glimmerschiefer, Grünstein, Quarzfels n. s. w. Ueberhaupt sind die, beständig in einander sich verlaufenden Glieder der Kieselreihe, besonders die älteren und gemengten nur wie Varietäten einer Formation zu betrachten und nicht so streng wie die Mineralspecies zu unterscheiden. Man könnte daher füglich die gemengten Gesteine der Kieselreihe insgesammt granitartige Gebilde nennen. Ueberall herrscht die Kieselerde, welche unter allen Substanzen des Mineralreichs die mannichfaltigsten Verbindungen eingeht und dabey die verschiedensten Gestalten annimmt, so daß die Abwechslung und Mannichfaltigkeit in der unorganischen Natur hauptsächlich diesem wunderbaren Wesen, diesem zauberischen Proteus, möchte ich sagen, zu verdanken ist.

Das Gewässer war bald ruhig, bald bewegt, was auf die Structur und äußere Gestalt der Gebirgsmassen den Einfluß hatte, daß einige ohne deutliche Schichtung, andere deutlich

geschichtet, und einige überhaupt vollkommen, andere minder vollkommen sich ausbilden. (3)

Ruhig mußte das Wasser vorzüglich in der ersten Zeit gewesen seyn, wo es noch durch die festweiche Masse gleichsam gefesselt war. Erst nachdem ein großer Theil von dieser krystallisirt war, bekam es mehr Freyheit und konnte durch die Luft in Bewegung gesetzt werden. Unruhig und stürzisch wurde es vorzüglich in der neuern Zeit, weßhalb sich da die Glieder der Kieselreihe nicht mehr so vollkommen und deutlich ausbilden und nicht in den Zusammenhang kommen konnten, wie früher. Diese Unvollkommenheit beginnt schon bey dem Thonschiefer, welcher nichts als ein Granit mit sehr kleinen und undeutlichen Gemengtheilen ist. In die Flözgebirge hinein hat sich der Quarz meist nur in kleinen Körnern fortgesetzt, die im Laufe der Zeit zu Sandstein vereinigt wurden. Die Trielpverbindungen von Kieselerde, Thonerde, Kali &c., welche in der Urzeit die verschiedenen Arten von Feldspath und Glimmer herverbrachten, kamen in die neuere Zeit nur als ein feiner Schlamm herein und bildeten die verschiedenen Sorten von Thon. Nur Glimmer hat sich darin noch öfters in kleinen Schnuppen kenntlich ausgebildet, der Feldspath aber in einer zerreißlichen feinen Masse verloren.

Quarzsand, Sandstein und Thon kommen sehr häufig, ja man darf fast sagen, in der Regel, mit einander gemengt vor und stehen oft in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß, wenn die Umstände zu ihrer Ausbildung günstiger gewesen wären, sie höchst wahrscheinlich den schönsten Granit gegeben haben würden. Man kann daher mit Grund sagen, daß dieses Gemeng der Repräsentant des Granits in der neuern Zeit sey; was um so weniger bezweifelt werden kann, da es bisweilen wirklich in ausgezeichneten Granit übergeht.

Dieser Ansicht entgegen wird fast allgemein behauptet, daß Sand, Sandstein und Thon nichts Anderes seyen, als vom Wasser zusammengeschlemmte Theile durch Verwitterung und mechanische Kräfte zerstörter älterer Gebirgsmassen. Ich gebe gerne zu und bin selbst der Meynung, daß Vieles einem solchen Vorgange sein Daseyn verdanke, ich bin aber

auch überzeugt, daß ein großer und zwar bey weitem der größere Theil dessen, was man für secundäre Gebilde ansieht, auf ähnliche Weise wie die älteren Gebirge der Kieselreihe gebildet worden und nur eine Fortsetzung derselben ist.

Man bedenke nur, welche Massen hätten zerstört werden müssen und was dazu gehört hätte, sie zu dem zu bearbeiten, was sie sind — zu feinem Quarzsand und schlammigem Thon; man bedenke, ob der Thon, welcher in so großer Verbreitung und Menge in die neuern Kalkgebirge eingeschlossen ist, in dieselben hätte kommen können, wenn er hätte herbez geschlemmt werden sollen, und nicht gleichzeitig mit dem Kalkstein gebildet worden wäre. Dieser Thon geht nicht selten in eine hornsteinartige Masse über, bey welcher man doch gewiß eine mechanische Bildung eben so wenig wie bey dem Feuerstein in der Kreide annehmen kann, welcher zu den letzten Gliedern der Kieselreihe gehört und sich vom Quarzfels der Urzeit nur durch Unvollkommenheit in der Ausbildung unterscheidet. (4)

Die scharfen Kanten und Ecken der Körner vieler Sandsteine sprechen auch gegen eine secundäre Bildung; und wenn sie auch stets zugerundet wären, so wäre dieses noch kein vollgültiger Beweis für eine solche Bildung, denn sie hätten ja auch bey ihrer Entstehung im bewegten Wasser, wodurch die Krystallisation gestört wurde, diese Form bekommen können — auf ähnliche Weise wie die Hagelkörner.

Es finden sich ja sogar auf Gängen bisweilen Quarzstücke, welche ganz das Ansehen von Kalksteinen haben.

Bey manchem Sandsteine ist gar kein Bindemittel wahrzunehmen, und die Körner sind bisweilen so innig mit einander verbunden, oder gleichsam zusammengeschlossen, daß das Ganze von manchem Urquarz nicht zu unterscheiden ist; woraus zu schließen ist, daß er auf dieselbe Art und Weise wie dieser entstanden seyn muß.

## 2. Kalkreihe.

Diese Formationsreihe beginnt schon mit der Kieselreihe in den Urgebirgen und geht dieser stets zur Seite durch alle Epochen bis in die neueste

Zeit. In den Urgebirgen ist sie von geringer Ausdehnung; von da an nimmt sie aber, fast in dem Verhältnisse, in welchem die Kieselreihe abnimmt, immer zu, und tritt in den Flözgebirgen in unübersehbaren Massen auf.

Der Kalkstein ist ohne Ausnahme krystallinisch gebildet; dieses zeigt sich aber nur deutlich in den Gliedern der Urzeit; die neuern sind fast durchgehends ein Hauswerk von so überaus kleinen Krystallen, daß man sie nur noch unter einem guten Mikroskop als solche erkennen kann.

Diese Beschaffenheit setzt die Gegenwart dieses Körpers nach der Schöpfung in einem Zustande voraus, wodurch er sie erlangen konnte. Die Geologen, besonders die Vulkanisten, kommen dabei wieder in große Verlegenheit, wenn sie auch dieselbe nicht immer zu erkennen geben. War die Erde feuerflüssig, so mußte es auch der kohlen saure Kalk gewesen seyn; und dieses glaubt man unbezweifelnd annehmen zu dürfen, da man weiß, daß er wirklich unter einem gewissen Druck geschmolzen werden kann, ohne seine Kohlen säure zu verlieren. Dagegen läßt sich nichts sagen; es ist aber noch etwas Anderes zu bedenken, was sehr wichtig ist und von den Vulkanisten, wie es scheint, übersehen wurde, nämlich, daß kohlen saurer Kalk und Kiesel erde sich in starkem Feuer nicht mit einander vertragen, sondern die Kohlen säure der Kieselerde weichen muß, indem sich kiesel saurer Kalk bildet. Nehulich wirken auf den kohlen sauren Kalk thon erdehaltige Silicate; z. B. Feldspath, Glimmer &c.

Nimmt man nun an, es sey anfänglich Alles zusammengeschmolzen gewesen, so frage ich, ob darin nach den chemischen Gesezen kohlen saurer Kalk hätte bestehen können und nicht in kiesel sauren verwandelt werden müssen? Offenbar hätte Letzteres geschehen müssen, und wir würden kaum noch etwas von Quarz und Kalkstein im Mineralreiche antreffen. Da nun aber dem nicht so ist, da der kiesel saure Kalk zu den spar sam vorkommenden Mineralien gehört, und sogar der Urkalk, welcher von den Vulkanisten für ein unbezweifeltes Feuerproduct gehalten wird, nicht selten Quarz, Glimmer, Feldspath &c. einschließt; so kann es nicht so zugegangen seyn, wie die Vulkanisten meynen — der Kalkstein kann nicht geschmolzen gewesen seyn, er muß seine krystallinische Beschaffenheit

auf eine andere Weise und zwar auf nassem Wege erhalten haben.

Daß der Uebergangs- und Flöz kalk aus dem Wasser abgesetzt worden, nehmen auch die Vulkanisten an, indem sie sich der darin vorkommenden Versteinerungen und anderer Verhältnisse wegen dazu gezwungen sehen; sie betrachten ihn aber als ein bloßes mechanisches Sediment und nicht als einen chemischen Niederschlag aus dem Wasser. Dabei erklären sie sich, meines Wissens, nicht darüber, woher er gekommen ist. Um consequent zu seyn, müßten sie annehmen, daß der Uebergangs- und Flöz kalk anfangs durch das Feuer eben so gebildet gewesen sey, wie nach ihrer Meynung der Urkalk, später aber zerstört, durch das Wasser zu einem Pulver bearbeitet, eine Zeit lang umhergetrieben worden und endlich niedergefallen sey. Daraus läßt sich aber das stete Zunehmen der Massen in den neuern Gliedern dieser Formationreihe nicht erklären; anderer Uebelstände dabei gar nicht zu gedenken. Hieraus ist also wieder zu ersehen, daß die vulkanische Theorie aus einer Verwickelung in die andere fällt.

Es bleibt mithin nichts übrig als anzunehmen, daß aller kohlen saure Kalk, wie oben schon gesagt wurde, gleich vom Anfange an mit Hilfe eines Ueberschusses von Kohlen säure in Wasser aufgelöst gewesen, und, indem die überschüssige Säure sich in der Folge davon trennte, daraus niedergefallen sey, langsamer und daher deutlicher krystallinisch in der ältern, schneller und daher weniger ausgebildet in der neuern Zeit.

Zu bemerken ist hiebei, daß, wenn der kohlen saure Kalk aus einer Auflösung abgeschieden wird, er anfangs stets als eine sehr voluminöse, schleimartige und amorphe Masse erscheint, sich eine Zeit lang als solche erhält und erst später in ein krystallinisches Pulver übergeht, wobey er sich in einen weit kleinern Raum zusammenzieht. Im Großen konnte er weit länger im amorphen Zustande geblieben seyn, als wir ihn im Kleinen darin zu erhalten vermögen; und als eine fest weiche Masse konnte er die in ihm vorkommenden Gemengtheile — größtentheils Silicate — tragen, und diese konnten sich ungehindert darin zu Krystallen ausbilden.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. Februar.

Nro. 28.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberberggrath  
und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Fortsetzung.)

Auch das Vorkommen des Thons und die gleichmäßige Vertheilung desselben in gewissen Schichten des Flözkaltes, so wie auch der Versteinerungen wird auf diese Weise erklärbar; was sich nicht begreifen ließe, wenn der kohlensaure Kalk aus dem flüssigen Zustande unmittelbar in den krystallinischen übergegangen und mithin schnell zu Boden gefallen wäre.

Wo ist aber, wird man nun fragen, die große Menge von Kohlensäure hingekommen, welche zur Auflösung des neutralen kohlensauren Kalts gedient hatte? Diese Frage macht mich nicht verlegen; diese Säure ist mir sehr willkommen, und ich werde darüber sogleich verfügen bey der Reihe des Kohlenstoffs, zu welcher ich nun übergehe.

### 3. Reihe des Kohlenstoffs.

Diese Reihe, obwohl die kleinste, ist von größter Bedeutung. Sie fängt mit dem Graphit in den Urgebirgen an, und ihre Gegenwart und kontinuierliches Fortschreiten darin bezeugen der schwarze Urkalk und Thonschiefer, besonders der Zeichen- und Alaunschiefer, so wie auch der sogenannte Indische Stein, mit welchen Gesteinen der Kohlenstoff in die Uebergangsgebirge fortsetzt, wo er als Anthrazit schon in bedeutenden Massen hervortritt. Ihre größte Ausdehnung bekommt aber diese Reihe in den ältern Flözgebirgen, in den eigentlichen Steinkohlen oder Schwarz-

kohlen und endet in den jüngsten Gebirgen mit den Varietäten der Braunkohle, wenn man nicht den Torf als ihr letztes Glied betrachten will. Zu dieser Reihe gehören auch die verschiedenartigen Erdharze, welche zum Theil ungeheure Massen von Kalkstein, Sandstein, Mergel und Thon durchdringen.

Als ursprüngliche mineralische Gebilde des Kohlenstoffs werden fast allgemein nur der Graphit und Anthrazit und der seltene Demant betrachtet, und selbst diesen hat man schon ihr Bürgerrecht im Mineralreiche streitig machen wollen; alle übrige werden für Fremdlinge darin und für Abkömmlinge aus dem Pflanzenreiche gehalten. Für diese Meinung spricht auch in der That Vieles, als: die chemische Constitution dieser Körper, indem sie nämlich ähnlich zusammengesetzt sind, wie die vegetabilischen; dann das nicht seltene Vorkommen vegetabilischer Reste, ja bisweilen ganzer Baumstämme mit den Steinkohlen; endlich der deutliche Uebergang von Hölzern bis zur compacten Braunkohle, welche im Außern oft die größte Aehnlichkeit mit der Schwarzkohle hat (5).

Man stößt aber dabey auch auf große Schwierigkeiten; man kann nicht begreifen, woher es kommt, daß die Steinkohlenflöze so oft mit andern Gesteinschichten — Sandstein, Schieferthon &c. — abwechseln, indem man denn doch nicht wohl annehmen kann, daß für jedes Flöz wieder eine neue Vegetation verwendet werden sey.

Man kann ferner nicht einsehen, wie die vegetabilischen Fasern so haben verändert werden können, daß sie nicht nur ihre Form und alle Zeichen der Organisation völlig verloren, sondern sogar in eine breiartige, oder halbflüssige Masse verwandelt wurden, denn dieser Zustand mußte der Steinkoh-

lenbildung vorausgegangen seyn, weil sie sonst nicht in die Klüfte und gangartigen Räume, worin wir sie öfters finden, hätte eindringen können.

Man hat diese Uebelstände nicht übersehen, und um den letztern zu heben, zur Schwefelsäure seine Zuflucht genommen; allein abgesehen davon, daß man mittelst dieser Säure aus vegetabilischen Körpern zwar eine brechartige kohlige Masse, aber keine eigentliche Steinkohle erzeugen kann, ist unbeachtet geblieben, daß sie neben dem überall vorhandenen kohlensauren Kalk als freye Säure gar nicht hätte bestehen, also auch nicht wirken können.

Wundern muß man sich in der That, daß Niemanden eingefallen ist, zu fragen: woher die in der Erde begrabenen und in Steinkohlen verwandelten Vegetabilien ihren Kohlenstoff genommen haben. D'Aubuisson wirft, meines Wissens, allein die Frage auf, ob der Kohlenstoff, welcher die Basis der Kohlen bildet, ganz von den Pflanzen herkomme, oder ob er nicht eine andere Entstehung haben könne? — Mit der Ausnahme, daß die Steinkohlen aus dem vegetabilischen Reiche abstammen, ist die Aufgabe nicht gelöst, sondern nur weiter hinausgeschoben, gerade so, wie wenn man den Kalk von Conchylien und Zoophyten herleiten wollte. An eine subsequente Erschaffung des Kohlenstoffes für die organischen Körper wird man doch gewiß nicht denken wollen; eben so wenig an eine Umwandlung einer anderen Substanz in denselben: denn dieses hieße bloß den Knoten zerhauen, aber nicht lösen.

Ich bin der Meynung, daß nicht nur der Kohlenstoff der Steinkohlen, Braunkohlen und Erdharze, sondern auch der ganzen belebten Natur von der überflüssigen Kohlensäure herstamme. Diese Säure hatte vom Anfange der Schöpfung an eine dreyfache Bestimmung; erstens den neutralen kohlensauren Kalk von den Silicaten getrennt und bis zu einer gewissen Zeit aufgelöst zu erhalten, zweitens die Atmosphäre mit Sauerstoff zu versehen und drittens für die Steinkohlen und organischen Körper den Kohlenstoff zu liefern. Woher anders hätten diese den Kohlenstoff nehmen können, wenn man auch das Sauerstoffgas als unmittelbar

erschaffen voraussetzen wollte? Wie hätte dieser Stoff, der für sich in Wasser völlig unauflöslich ist, sich anders von der Urzeit herauf über allen frühern Formationen erhalten können — so lange, bis die Zeit seiner endlichen Bestimmung gekommen war? Gewiß nicht anders als mit Sauerstoff zu Kohlensäure verbunden. Nur aus dieser Säure konnte er und alle seine Producte, die wir in der Natur antreffen, hervorgegangen seyn. Wie es bey ihrer Zersetzung zugieng, läßt sich freylich nicht sagen, wie so manches Andern auch nicht, selbst was unter unsern Augen vorgeht; allein es genügt, meyne ich, vor der Hand, zu wissen, daß sie zersetzbar ist, und daß sie noch immer von den Pflanzen zersetzt wird, welche Kohlenstoff aus ihr aufnehmen. (6)

Bev ihrer Zersetzung entstanden, indem sie den größten Theil ihres Sauerstoff's der Atmosphäre überließ, in der neuern Zeit vermuthlich zweyerley Producte — bituminöse, welche sich durch einen starken Wasserstoffgehalt auszeichnen, und humusartige, welche nebst Wasserstoff auch viel Sauerstoff enthalten. Durch Vereinigung beyder in verschiedenen Verhältnissen wurden erst die verschiedenen Steinkohlen erzeugt.

Daß schon bey Bildung der ältern Glieder der Flockgebirge viel Bitumen vorhanden gewesen seyn mußte, beweiset das Vorkommen desselben in vielen Kalksteinen jener Periode, die öfters ganz davon durchdrungen sind. Wäre es erst später entstanden, oder aus dem vegetabilischen Reiche gekommen, so hätte es unmöglich in diese compacten Massen eindringen und so gleichmäßig darin sich vertheilen können.

Daß schon vor der organischen Schöpfung Humus in der Erde gewesen seyn mußte, folgt daraus, weil sie sonst nicht hätte können aufgehen lassen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume.

Bevym Beginn der Vegetation befand sich vermuthlich in der Atmosphäre noch viel mehr Kohlensäure als jetzt, und da diese Säure bekanntlich dem Wachsthum der Pflanzen sehr förderlich ist, wenn sie, wie Saussure gezeigt hat, ein gewisses Maaß nicht übersteigt, so konnten sich damals in einem humusreichen Boden wohl jene kolossalen Ge-



wächse ausbilden, welche ihr Andenken nur in den Versteinerungen zurückgelassen haben.

Zu den Braunkohlen mag allerdings das Pflanzenreich das Hauptmateriale geliefert haben, welches von Erdharz durchdrungen und gleichsam dadurch petrificirt wurde.

Ob sich noch in unserer Zeit aus der Kohlensäure unter günstigen Umständen, z. B. in den Torfmooren, Humus erzeuge, wird man weder bestimmt bejahen noch verneinen können. Vielleicht giebt auch auf diesem Wege der Kohlenstoff einen Theil des Sauerstoffs der Atmosphäre wieder zurück, welchen er ihr beim Athmen der Thiere und in den Feuerherden entzieht. — Zersetzung und Zusammensetzung der Kohlensäure gehört überhaupt zu den stetigen Vorgängen und Veränderungen im Haushalte der Natur.

Daß nicht bloß durch Verwesung oder chemische Behandlung organischer Körper, sondern auch auf anderen Wegen Humus gebildet werden kann, davon überzeugen wir uns, wenn wir kohlenstoffhaltiges Eisen — Gußeisen oder Stahl — in Salzsäure auflösen; es wird dabey nicht nur eine humusartige Substanz gebildet, sondern auch ein Del erzeugt, welches ganz den Geruch des Bergöls hat.

Nun möchte aber die Frage entstehen: ob der Sauerstoff der Luft proportional sey dem gesammten Kohlenstoff aller drey Naturreiche, so daß er hinreichte, allen diesen wieder in Kohlensäure zu verwandeln. Ich habe dieses wohl erwogen und gefunden, daß diese Frage verneinend zu beantworten sey; denn es würden wahrscheinlich schon die bekannten Steinkohlenflöße, wenn sie alle mit einem Male in Brand geriethen, allen Sauerstoff der Luft verzehren; und wie viele mögen noch im Schooße der Erde verborgen seyn? Es mußte also ein großer Theil des Sauerstoffs der Kohlensäure auch zu anderen Zwecken verwendet worden seyn, und zwar, wie ich glaube, vorzüglich zur Bildung des Gypses. Dieser Körper konnte, da er sehr schwer auflöslich ist, nicht wohl schon in der ersten Zeit als solcher bestanden haben, sondern ist damals höchst wahrscheinlich als sehr leicht auflöslicher unterschwefligsaurer Kalk vorhanden gewesen, welcher sehr viel Sauerstoff bedurfte, um

das zu werden, was er nun ist. Dadurch wird auch erklärbar, warum sich der Gyps nicht unter den ältern Gebilden findet, sondern ungefähr gleiches Alter wie das Steinsalz hat, mit welchem er auch häufig vorkommt (?).

Von andern möglichen Verwendungen des Sauerstoffes der Kohlensäure will ich nicht sprechen, sondern nur noch erinnern, daß auch die Steinkohlen und organischen Körper ein bedeutendes Quantum davon einschließen; und daß noch gegenwärtig viel unzersetzte Kohlensäure über und unter der Erde vorhanden ist.

Hiermit glaube ich alle wesentlichen Punkte der drey angenommenen Hauptformationsreihen berührt und in das gehörige Licht gesetzt zu haben. Dabey wurde, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, auf die Neben- und Zwischenbegebenheiten keine Rücksicht genommen. Diese kann ich aber um so weniger ganz umgehen, da sie zum Theil mit dem, worüber ich bisher gesprochen habe, innig verflochten sind; ich werde mich jedoch sehr kurz dabey fassen.

Es wurde schon oben bemerkt, daß, wenn eine amorphe Masse in den krystallinischen Zustand übergeht, sie sich auf einen weit kleineren Raum zurückzieht. Da nun der amorphe Zustand der Gebirgsbildung vorausgegangen ist, so mußte dabey eine starke Zusammenziehung statt gefunden haben. Dieses hat sehr wichtige Begebenheiten nach sich gezogen.

Dadurch sind in den Gebirgen nicht nur Klüfte und Spalten, sondern auch große Höhlen und Weitungen entstanden. Dieses gab zu Senkungen und Einstürzen Anlaß, wodurch die Schichten aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht und verschoben wurden, und das Aussehen erhielten, als wären sie gehoben worden.

Da, wo sich unter der sinkenden Last noch weiche Masse befand, mußte sie dem Drucke weichen, und gezwungen werden, in die Höhe zu steigen, und in die vorhandenen Risse und Spalten einzudringen, worin sie nachher ungestört krystallisiren konnte. Auf diese Weise sind Gänge von Granit und anderem Gestein entstanden. Zum Theil konnte dieses auch durch Ausfüllung von

oben herab, oder von der Seite herein geschehen seyn. Auf ähnliche Art möchten sich auch manche Lager gebildet haben.

Daß hiebey Gänge entstehen konnten, welche nicht zu Tage ausgehen, ist begreiflich, so wie auch, daß von der, in die Höhe getriebenen weichen Masse hin und wieder große Quantitäten über Tag kommen und sich da, bevor sie erstarren, verbreiten konnten. Bey dieser Erhebung mag öfters auch Kohlen säuregas und Wasserdampf mitgewirkt haben.

Große Höhlen, welche durch Zusammenziehung der krystallisirenden Masse entstanden, sind hier und da noch jetzt im Innern der Gebirge vorhanden, und bilden zum Theil unterirdische Seen; zum Theil sind sie leer und ihre Wände sind mit Krystallen oder Stalaktiten besetzt (<sup>u</sup>).

Durch Senkungen und Einstürze der Gebirgsmassen entstanden Thäler und Schluchten, so wie auch kesselförmige Vertiefungen, worin sich Wasser ansammelte; und die theils noch bestehen, theils im Laufe der Zeit durchbrochen wurden.

Durch Erderschütterungen, Einstürze von Höhlen und Durchbrüche von Seen sind große Haufwerke von Trümmern entstanden, welche ein Spiel des Wassers wurden, dessen Kraft oft Orkane und Wolkenbrüche unterstützten. Dadurch wurden große Verwüstungen auf der Erde angerichtet, wozu sich noch die von den Vulkanen bewirkten gesellten.

Während des ungeheuern Bildungsprozesses der Gebirge und Atmosphäre mußten nothwendig die Imponderabilien in große Regsamkeit gekommen seyn, und bald die Bildung befördernd, bald auch auf das Gebildete zerstörend gewirkt haben.

Insbondere mußten damals die Electrometeore von außerordentlicher Größe und Kraft gewesen seyn, so daß sich die gegenwärtigen gar nicht damit vergleichen lassen, die höchst wahrscheinlich nur ein schwacher Nachhall von jenen sind. — Wenn noch jetzt Blitze bisweilen Felsen zerschmettern und Quarzland zusammenschmelzen, so konnten damals vom Himmel fallende electriche Feuermassen auch Felsen verglast, und tief in die Erde eindringend Wirkungen hervorgebracht haben, die uns leicht verleiten könnten zu glauben, sie seyen durch unterirdisches Feuer hervorgebracht worden.

Wenn noch jetzt bisweilen Wasserhosen erscheinen, welche die stärksten Bäume entwurzeln und weit von ihrem Standorte wegführen, so konnten sich zu jener Zeit solche eingefunden haben, welche groß und mächtig genug waren, große und lose Felsenstücke von ihrer Lagerstätte wegzunehmen und in entfernte Gegenden zu tragen, wo wir sie als Fremdlinge anstaunen. Wir dürfen überhaupt zur Beurtheilung dessen, was in der Vorzeit geschehen ist, nicht den Maasstab von dem hernehmen, was in unserer Zeit bisweilen noch geschieht. Uebrigens will ich nicht behaupten, daß diese merkwürdigen Findlinge alle durch die Kraft der Wasserhosen versetzt worden; es mögen viele auf andere Weise auf ihre gegenwärtige Stelle gekommen seyn. Das Nämliche geschieht nicht immer auf die nämliche Weise; was besonders die Geologen wohl bedenken dürften.

Hiermit bin ich an meinem Ziele angekommen. Ich habe die herrschenden Theorien der Erde vor den Richterstuhl der Chemie gefordert und gezeigt, daß sie sich vor demselben nicht behaupten können; — insbesondere nicht die jetzt in so großem Ansehen stehende Erhebungstheorie, welche das Fundament der Erde aus seinen Angeln reißt, und die wunderbar schöne Ordnung in der Schöpfung zertrüttet.

Bey diesem Stand der Dinge glaubte ich es wagen zu dürfen, andere Ansichten vorzubringen, welche, wenn sie auch über Manches noch nicht die bestimmtesten Aufschlüsse geben können, doch das Urtheil der Chemie nicht sehr zu fürchten haben werden, da sie nicht gegen ihre Gesetze streiten. In der Folge wird, wenn die Chemie und Geologie immer im Bündnisse bleiben, Vieles, was gegenwärtig noch dunkel und ungewiß ist, klar und unzweifelhaft werden. —

Wenn Einfachheit als ein halber Beweis für das Wahre geltend gemacht werden darf, so habe ich auch diese für mich, indem ich die ganze Gebirgsbildung auf drey Hauptformationen reducire, welche von der Urzeit an durch alle Zeitalter einander begleiten und in der neuesten Zeit miteinander enden.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. Februar.

Nro. 29.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

---

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath  
und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Fortsetzung.)

Und wenn man endlich das beachtet, was das Buch Genesis von dem Urzustande unsers Planeten sagt, so spricht auch dieses zu meinen Gunsten. Mögen die Weisen unserer Zeit dieses immerhin für einen nicht zu beachtenden Mythos halten; ich kann ihnen um so weniger bestimmen, da ich es ganz naturgemäß finde.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß diese meine Ansichten über die Entwicklung der Erde würdig scheinen mögen, an einem Tage ausgesprochen zu werden, welcher ein hoher Festtag für jeden Bayer ist — am allerhöchsten Geburts- und Namenstage unsers allergnädigsten Königs und Herrn, welcher ein eben so großer Kenner als Verehrer und Beschützer der Wissenschaften ist.

---

### Z u s a t z.

1.

Aus der glasartigen Beschaffenheit eines Körpers ist jedoch nicht immer zu schließen, daß er ein Product des Feuers sey, denn es kann Ähnliches auch auf nassem Wege entstehen. So giebt z. B. die Auflösung des Wasserglases, wenn sie langsam eintrocknet, eine dem gemeinen Glase, dem Ansehen nach, ganz ähnliche Masse. Es ist mir daher mehr als wahrscheinlich, daß der Pech-

stein auf ähnliche Weise entstanden sey; und ich glaube dieses um so mehr, da er Wasser enthält und im Feuer sich aufbläht. Für den neptunischen Ursprung desselben spricht auch der Umstand, daß er bisweilen in den Hornstein übergeht.

Ja ich möchte noch weiter gehen und selbst den Bimsstein für ein, bey erhöhter Temperatur gebildetes, neptunisches Product erklären, wozu ich auch im Wasserlase das Analogon finde. Wird nämlich dasselbe stark eingekocht, so bläht es sich zuletzt sehr auf, und bildet eine lockere und leichte Masse, welche eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Bimsstein hat, und auch gewiß von Jedermann, der sie ansichtig wird, dafür gehalten werden wird.

Was für den Bimsstein vorzüglich charakteristisch ist — die länglichen Blasen und seidenartig glänzenden Fasern — dieses zeigt das so dargestellte Wasserlase eben so deutlich. Die blasigen und schwammartigen Schlacken, womit der Bimsstein gewöhnlich verglichen wird, sind von ganz anderer Beschaffenheit. Uebrigens will ich gerne zugeben, daß auch durch das vulkanische Feuer etwas dem Bimsstein Ähnliches hervorgebracht werden kann, es wird aber gewiß nicht mit dem eigentlichen Bimssteine ganz übereinkommen.

Was man mit dem glasigen Feldspath, der in allen mineralogischen Werthen aufgeführt wird, sagen will, weiß ich nicht. Wenn Feldspath geschmolzen wird, so bekommt man eine feinblasige Masse ohne die mindeste Spur von krystallinischem Gefüge; dieß ist in meinen Augen glasiger Feldspath. Das Mineral hingegen, was man dafür ausgiebt, hat gar nichts Glasiges an sich, sondern ist durch und durch krystallinisch wie jeder andere Feldspath, und nähert sich sehr derjenigen Varietät, welche Adular genannt wird.

## 2.

Da vielleicht manche Leser mit meinen Ansichten in Betreff des Amorphismus nicht hinlänglich bekannt sind, so will ich das Wesentliche davon hier in gedrängter Kürze mittheilen; wobey ich voraus bemerken muß, daß es mir hauptsächlich darum zu thun ist, denselben bey festen Körpern nachzuweisen.

Das Wort „amorph (gestaltlos)“ wurde in der Mineralogie schon früher öfters gebraucht, und man bezeichnete damit diejenigen Mineralien, welche weder einen regelmäßigen, noch mit anderen Dingen vergleichbaren äußern Umriß haben, sie mögen sich im Innern krystallinisch zeigen oder nicht. Ich nehme es in einem ganz andern Sinne, und verstehe unter amorphen Körpern diejenigen, welche der Krystallisation gänzlich beraubt und folglich ohne Mitwirkung der Krystallisationskraft entstanden sind.

Sonach sind bey den festen Körpern zwey Zustände zu unterscheiden, der Krystallismus und Amorphismus. Um den letztern gehörig zu begreifen, muß man voraus einen richtigen und vollständigen Begriff vom Krystallismus haben, worüber ich daher zuvörderst Einiges zu sagen nicht für überflüssig halte.

Unter Krystallen versteht man diejenigen Körper, welche von ebenen und unter bestimmten Winkeln zusammenstoßenden Flächen begrenzt und durch eine eigene Kraft (Krystallisationskraft) symmetrisch gebildet sind. Obwohl aber dadurch die Krystalle richtig definiert sind, so hat man doch damit noch lange keinen vollständigen Begriff von ihnen, um so weniger, als dadurch nicht die innere Beschaffenheit, sondern nur die äußere Form bestimmt ist, welche dem Krystall genommen werden kann, ohne daß er deshalb seiner innern Wesenheit nach aufhört, Krystall zu seyn. Ja er ist es selbst noch in den kleinsten Theilen; denn die Krystallisationskraft waltet in allen Theilen des Raums, welchen der Krystall einnimmt. Darum hat auch z. B. jedes Theilchen eines Turmalin-Krystalls die beyden elektrischen Pole wie der ganze Krystall, von dem es genommen worden. Jedes ist gleichsam ein Individuum.

Die Krystallisationskraft ruft in den Körpern Eigenschaften hervor, welche ihren Grund in nichts Anderem haben können, als nur in ihr allein. Vermöge dieser Kraft wirken sie äußern Einwirkungen auf verschiedenen Stellen und in verschiedenen Richtungen mit verschiedener Stärke und auf ungleiche Art entgegen. Eine Folge davon ist die Verschiedenheit der Cohärenz nach bestimmten Richtungen und der darauf sich gründende mehrfache Blätterdurchgang, so wie auch die Ungleichheit der Härte auf verschiedenen Punkten, dann die Verschiedenheit im Verhalten zum Licht und zur Wärme, und selbst oft der ungleiche Widerstand gegen chemische Agentien auf verschiedenen Stellen und nach verschiedenen Richtungen. Diese Eigenschaften sind es vorzüglich, die denjenigen Zustand der festen Körper charakterisiren, welcher eben Krystallismus (Zustand der Gestaltung) genannt wird. Der Zustand, in welchem die Körper dieser Eigenschaften beraubt sind, wird daher mit Recht Amorphismus (Zustand der Gestaltlosigkeit) heißen. Jeder amorphe Körper bildet ein Continuum, was nach allen Richtungen und in allen Punkten des Raumes, welchen er einnimmt, von gleicher physischer Beschaffenheit, d. i. gleich cohärent, gleich hart und elastisch und von gleicher Reaction gegen Licht und Wärme ist.

Da aber die krystallinische Beschaffenheit nicht immer augenfällig ist, und insbesondere diejenigen Körper, welche man in der Mineralogie dichte oder compacte nennt, und die ein Aggregat von unzähligen sehr kleinen und der Wahrnehmung sich entziehenden Krystallen sind, mit den amorphen Körpern eine gewisse Aehnlichkeit haben, so könnte man oft solche Gebilde für amorphe Körper halten, oder gar davon einen Beweis hernehmen, daß überhaupt keine feste amorphe Körper existiren, und diejenigen, welche man dafür ansehen könnte, nur unordentliche Zusammenhäufungen von höchst kleinen Krystallen seyn. Es muß daher die Existenz der festen amorphen Körper noch anders bewiesen werden, als bloß durch die Unbemerkbarkeit des krystallinischen Zustandes.

Der Beweis kann aber kein directer seyn, da wir nicht so tief in das Wesen der Körper einzudringen vermögen, als dazu nothwendig wäre. Da indessen mit dem Krystallismus überhaupt gewisse

Eigenschaften unzertrennlich verbunden sind, so kann man voraus beynahe überzeugt seyn, daß sich auch die specifischen Eigenschaften mehr oder weniger auffallend verändern werden, wenn ein Körper den krystallinischen Zustand mit dem amorphen vertauscht, und so ist es auch. Wenn wir also zwey Körper von dem nämlichen Materiale vor uns haben, wovon der eine deutlich krystallinisch gebildet ist, der andere aber keine Spur von Krystallisation wahrnehmen läßt, und zugleich in wesentlichen Eigenschaften von jenem merklich abweicht, so werden wir diesen mit Grund für einen amorphen halten können. Zwey solche Körper sind z. B. der Quarz und Opal; jener ist krystallinische, dieser amorphe Kieselerde. Außerdem, daß der Opal eine weit geringere Härte besitzt und ein viel geringeres specifisches Gewicht hat, als der Quarz, weicht er von diesem auch noch merklich im chemischen Verhalten ab, indem er sich schon bey der gewöhnlichen Temperatur in Kalilauge allmählig auflöst und mit Kalk auf nassem Wege Verbindung eingeht, was bey dem Quarz, wenn er auch zum feinsten Pulver zerrieben worden, nicht der Fall ist. Wäre der Opal ein bloßes Hauswerk von höchst kleinen Kieselerde-Krystallen, so müßte er mit dem Hornstein übereinkommen, welcher ein solches ist; allein damit hat er in der Hauptsache nicht mehr und nicht weniger gemein, als mit jeder anderen Varietät des Quarzes.

Nicht minder auffallende Beispiele liefern uns das Schwefelantimon und Schwefelquecksilber, welche, wie ich bey einer anderen Gelegenheit gezeigt habe, beliebig in den krystallinischen und amorphen Zustand versetzt werden können. Die bemerkenswertheste Veränderung dabey ist die der Farbe, besonders der des Pulvers. Das krystallinische Schwefelantimon giebt ein schwärzlichgraues, das amorphe ein bräunlichrothes. Das krystallinische Schwefelquecksilber, der Zinnober, welcher oft im Ganzen sehr dunkelroth ist, giebt ein scharlachrothes Pulver, was um so höher und schöner in der Farbe ist, je länger und feiner er zerrieben worden; das amorphe Schwefelquecksilber hingegen, der Quecksilbermoor, welcher stets schwarz ist, verändert auch seine Farbe bey dem Pulveristren nicht, so lange als man es auch fortsetzen mag.

Wäre, wie Einige meynen, der amorphe Zustand bloß Folge einer veränderten und unordentlichen Lage der Moleculer der Körper, so wäre dieses Verhältniß schlechterdings nicht zu begreifen; denn man sollte doch meynen, daß, wenn man auch durch mechanische Theilung nicht zu den einzelnen Moleculen selbst gelangen kann, man doch durch sehr weit fortgesetzte Theilung unzählige Male zwischen denselben durchkommen müsse, und z. B. bey dem Zinnober die schwarze Seite jedes seiner Moleculer eben so vielmal bloß gelegt werden und er zuletzt doch wenigstens eine braune Farbe annehmen müßte. Allein es ist gerade das Umgekehrte der Fall; je länger man ihn reibt, desto lebhafter wird seine rothe Farbe.

Daraus ist zu schließen, daß bey der Umwandlung der Körper aus dem einen dieser zwey Zustände in den anderen eine tief in das Wesen derselben eingreifende Veränderung vorgeht, die unmöglich in einem bloßen Umlegen der Moleculer bestehen kann. Einen sehr schlagenden Beweis dafür liefert uns auch der amorphe Schwefel, gegenüber dem gewöhnlichen, krystallinischen betrachtet. Er ist ein äußerst geschmeidiger und sehr elastischer Körper, läßt sich sehr leicht dehnen und zusammendrücken, aber dadurch nicht, wie sehr man ihn auch immer mechanisch quälen mag, in krystallinischen Schwefel umwandeln, was doch geschehen müßte, wenn es dabey bloß auf eine Veränderung in der Lage der Moleculer ankäme. Erwähnung verdienen hier auch einige Silicate — Epidot, Prehnit, Granat, Vesuvian ic. — welche durch Schmelzen in der Art verändert werden, daß sie sich in Säuren auflösen und damit eine ausgezeichnete Gallerte bilden. Diese Veränderung, womit zugleich Veränderung des specifischen Gewichts und der Härte verbunden ist, läßt sich nicht anders erklären, als daß diese Körper bey dem Schmelzen ihre Krystallgestalt ablegen und sie mit dem amorphen Zustande vertauschen; was auch der Augenschein sehr deutlich zeigt.

Bey den angeführten amorphen Körpern hat es keine Schwierigkeit sie als solche zu bestimmen, da man jeden mit seinem krystallinischen Gegenkörper vergleichen kann; dieser Vortheil fällt aber weg, wenn ein amorpher Körper bloß für sich in Betracht-

tung kommt, d. i. wenn wir dasselbe Materiale nicht zugleich in krystallinischem Zustande vor uns haben. Es können dann Zweifel entstehen, ob man es mit einem compacten oder wirklich amorphen Körper zu thun habe.

Indessen haben die amorphen Körper überhaupt etwas Eigenes, wodurch sie sich von den compacten unterscheiden, so wie alle Flüssigkeiten etwas Gemeinshaftliches haben. Diese haben matten oder höchstens schimmernden Bruch, jene glatten und glänzenden; diese sind undurchsichtig oder nur an den Kanten durchscheinend, jene hingegen durchsichtig, wenn sie rein, nicht rissig oder porös sind, und nicht Undurchsichtigkeit zu ihren wesentlichen Eigenschaften gehört. Ferner läßt sich nicht selten von dem Compacten zum deutlich Krystallinischen ein allmählicher Uebergang nachweisen, wie z. B. beim Hornstein, compacten Kalkstein, Feldspath, Fluß zc., ein solcher Uebergang durch Zwischenglieder findet aber bey den amorphen Körpern nicht statt — eben so wenig wie zwischen Eis und Wasser. Man muß sich aber hüten, daß man ein Gemeng von einem krystallinischen Körper und einem amorphen nicht für ein Uebergangsglied zwischen beyden halte. Ein solches Gemeng bildet öfters der compacte Quarz mit dem Opal, aus welchem sich dieser durch Kali ausziehen läßt.

Eine sehr beachtenswerthe Eigenthümlichkeit der schmelzbaren amorphen Körper ist, daß sie, bevor sie in den Fluß kommen, erweichen, geschmeidig werden und sich in Fäden ziehen lassen. Sie bilden auch nicht leicht eine vollkommen tropfbare, sondern gewöhnlich eine fadenziehende Flüssigkeit, welche beim Abkühlen allmählig wieder durch das Geschmeidige in das Starre und Spröde übergeht, während die krystallisirbaren Flüssigkeiten meist gleichsam durch einen Sprung in den festen Zustand zurückkehren. Ein auffallendes Beispiel für dieses Verhalten der amorphen Körper liefert uns das gemeine Glas, welches ein ausgezeichnete amorphe Körper ist, bisweilen aber auch krystallinisch wird, und dann andere Eigenschaften annimmt.

Wird einem in Wasser aufgelösten oder darin vertheilten unkrystallisirbaren Körper das Wasser allmählig entzogen, so verhält er sich ähnlich wie das Glas beim Abkühlen; er kommt anfangs in

einen festweichen oder geschmeidigen Zustand, und trocknet zuletzt zu einer glasähnlichen Masse aus, wie z. B. das Wasserglas, Gummi, Leim zc. Dabey ist zu bemerken, daß die auf nassem Wege entstehenden amorphen Körper mehr oder weniger Wasser hartnäckig zurückhalten, wie wir dieses bey dem Opal finden, welcher auf diesem Wege entstanden ist. Dieses ist auch der Fall bey sehr vielen chemischen Niederschlägen, besonders bey denjenigen, welche sehr voluminös und schleim- oder gallertartig sind, und die sich sowohl durch diese Beschaffenheit als auch dadurch als amorphe Körper zu erkennen geben, daß sie sehr viel Wasser in unbestimmten Verhältnissen einschließen, was bey den krystallinischen Niederschlägen nicht so ist. Diese nehmen verhältnißmäßig einen weit kleineren Raum ein; und wenn daher ein amorpher Niederschlag in einen krystallinischen übergeht, was öfters geschieht, so verliert er sehr an Umfang, wie wir dieses sehr deutlich sehen, wenn wir kohlen sauren Kalk präcipitiren.

Dieses Verhalten des kohlen sauren Kalkes, der anfangs bey der Präcipitation sehr voluminös und amorph erscheint, und nachher zu einem krystallinischen Pulver sich gestaltet, liefert uns zugleich einen Beweis, daß feste amorphe Körper unter günstigen Umständen geradezu in den krystallinischen Zustand übergehen können; was in geologischer Hinsicht von großer Wichtigkeit ist. Besonders merkwürdig sind in dieser Hinsicht der amorphe Schwefel und die amorphe (glasige) arsenige Säure, welche bey der gewöhnlichen Temperatur allmählig in den krystallinischen Zustand übergehen, jener in kürzerer, diese in viel längerer Zeit. Mehrere amorphe Körper erleiden diese Veränderung, wenn sie bis auf einen gewissen Punkt erhitzt werden, z. B. präcipitirtes Eisenoryd, Zinnoryd, Chromorydul zc. Dabey findet gewöhnlich Lichtentwicklung statt, welche man bisweilen auch bey der Krystallisation auf nassem Wege beobachtet.

(Schluß folgt).

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Februar.

Nro. 30.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberberggrath  
und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

### Z u s a m m e n f a s s u n g

(Schluß.)

Obwohl hiebey keine deutliche Krystalle zum Vorschein kommen, so darf man doch nicht zweifeln, daß wirklich Krystallisation Statt findet, und zwar aus dem Grunde, weil diese Körper Eigenschaften annehmen, die sie vorher nicht besaßen, und die sie besitzen, wenn sie deutlich krystallisirt vorkommen. So hat das geglühte Eisenoryd die Eigenschaften des Eisenglanzes, das geglühte Zinnoxyd die des Zinnsteins, welche sie vorher als amorphe Präcipitate nicht hatten.

Dieses mag hier genügen, um zu beweisen, daß es bey den festen Körpern außer dem krystallinischen Zustande noch einen anderen, nämlich den amorphen gibt, und daß Erstarren und Krystallisiren nicht Eins ist; ferner, daß feste amorphe Körper geradezu, d. i. ohne zuvor durch das Feuer oder Wasser flüßig gemacht zu seyn, krystallisiren können; was in geologischer Hinsicht von größter Bedeutung ist.

Wenn man das hier Gesagte, was keine leere Speculation ist, sondern lediglich auf Thatsachen beruht, unbefangen überdenkt, und zugleich einen Blick auf die organischen Körper wirft, wo die Krystallisationskraft der Lebenskraft weichen muß; so wird man gestehen müssen, daß die Krystallisation nicht darin bestehen könne, daß dabey bloß, schon vom Anfange der Dinge her regelmäßig geformte, also schon krystallisirte Körperchen in einer

gewissen Ordnung zusammengefügt werden, sondern ein eigener, in das Wesen der Körper tief eingreifender (Bildungs-) Prozeß sey, wodurch der formlose Stoff geformt und zur Individualität erhoben wird.

Folgende, von mir verfaßte, Aufsätze handeln ausführlicher über diesen Gegenstand:

1. Ueber den Opal und den Zustand der Gestaltlosigkeit (Amorphismus) fester Körper — in den bayerischen Annalen von 1835. Nr. 51. (Blatt für Literatur Nr. XXXIV.) — daraus entlehnt im neuen Jahrbuch der Chemie und Physik — Jhrg. 1833, Bd. VII. Hft. 7. u. 8. S. 418 — 434.
2. Zum Amorphismus fester Körper — in Poggenдорff's Annalen für Physik und Chemie — Jhrg. 1834, Bd. XXXI. S. 577 — 583.
3. Bemerkungen über den Isomerismus und Amorphismus — im Journ. für praktische Chemie — Jhrg. 1836, Bd. VII. S. 345 — 353.
4. Ueber den Graphit und verwandte Gegenstände — ebendas. S. 353 — 363.

3.

Die ältern Glieder der Kiesel- und Kalkreihe sind in der Regel vollkommener ausgebildet als die jüngern; es finden sich aber unter diesen bisweilen solche, welche jenen in dieser Hinsicht gleich kommen, und so manchmal auch umgekehrt; weshalb man aus der physischen Beschaffenheit der Gebirgsmassen nicht immer auf ihr relatives Alter schließen kann.

Nicht minder würde man aber fehlen, wenn man bloß im Grade der Ausbildung verschiedene Massen für verschiedene Arten erklären wollte. Der-

gleichen Fehler sind früher in der Ornetognosie gar oft begangen worden; und in der Geognosie scheint man noch jetzt von ähnlichen nicht ganz frey zu seyn.

Bei den unorganischen Körpern, bey welchen die Größe keinen wesentlichen Unterschied begründet, die im Kleinsten, wie im Größten an sich gleich vollkommen sind, hängt die relative Vollkommenheit im Aeußeren lediglich von Nebenumständen ab, welche bey ihrer Bildung obwalteten. Wir dürfen daher solche, welche wegen ungünstiger Umstände in der Ausbildung zu rückgeblieben sind, nicht für wesentlich verschieden von denjenigen halten, welche unter günstigen Umständen den höchsten Grad der Ausbildung erlangt haben, falls der Stoff der nämliche ist. Bey den Gebirgsmassen kann dann bloß hinsichtlich der Periode, in welcher sie sich gebildet haben, ein Unterschied geltend gemacht werden. Uebrigens konnte z. B., während an einer Stelle Kreide erzeugt wurde, sich auf einer andern dichter Kalkstein gebildet haben; und während hier Thonschiefer entstand, konnte dort das nämliche Materiale zu ausgezeichnetem Granit ausgebildet worden seyn.

Bei den gemengten Gebirgsmassen der Kieselreihe ist öfters ein Gemengtheil hinter den übrigen in der Ausbildung weit zurückgeblieben, oder, es haben sich mehrere zu einem innigen Gemenge verschlungen, aus welchen andere, oder theilweise auch die nämlichen deutlicher hervorgetreten sind. Diesen Fall haben wir z. B. bey dem Porphyry mit compacter Hauptmasse, welcher wohl größtentheils als ein unvollkommen ausgebildeter Granit zu betrachten seyn dürfte.

Ein noch weit unvollkommeneres, aber im Wesentlichen wahrscheinlich von dem Vorhergehenden nicht verschiedenes Gebilde ist der Thonporphyry, welcher allgemein für ein verwittertes oder aufgelöstes Gestein angesehen wird. Allein eine, so große Massen durchdringende Verwitterung wäre kaum zu begreifen. Einzelne, darin vorkommende, verwitterte Feldspathkrystalle können dafür keinen genügenden Beweis abgeben. Der Thonporphyry ist vermuthlich zu rasch entstanden oder zu schnell ausgetrocknet, als daß sich seine Theile zu einem Continuum hätten vereinigen können; wie es wahrschein-

lich bey der Kreide der Fall war, die man gewiß nicht für verwitterten Kalkstein wird ansehen wollen.

Als einen unvollkommen ausgebildeten oder in der Bildung gestörten Granit möchte ich auch den Trachyt betrachten, bey dessen Entstehung vermuthlich eine höhere Temperatur waltete, wodurch Wasserdämpfe erzeugt wurden, welche das Ganze porös und blasig machten, und das Hervortreten des Quarzes in deutlichen Krystallen oder Körnern verhinderten. Ich bin übrigens mit den Verhältnissen dieses Gesteins zu wenig bekannt, als daß ich mir darüber ein bestimmtes Urtheil erlauben könnte.

## 4.

Einen großen Theil des Thons wird man unbedenklich betrachten können als ein Gemeng von Feldspath und einem Thonerde-Silicat oder feinem Quarzpulver, besonders denjenigen, welcher mit kohlensaurem Kalk innig gemengt in Flözalkstein und Mergel vorkommt. In allem diesen Thon, den ich bis jetzt untersuchte, fand ich Kali, und in dem eines Mergels von Miesbach, welcher einen vorztrefflichen hydraulischen Kalk abgibt, nicht weniger als 4,7 Procent; woraus zu schließen ist, daß derselbe sehr nahe den dritten Theil Feldspath enthält.

In diesen Gemengen, ist so zu sagen, das Urgebirg mit dem Flözgebirg vereinigt, und die Natur hat somit dafür gesorgt, daß die Vegetabilien auch auf den Kalkgebirgen das ihnen gezielliche Kali nebst der nöthigen Kieselerde finden; wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir auf diesen Gebirgen Pflanzen antreffen, welche sich durch einen großen Kaligehalt auszeichnen, noch weniger uns verleiten lassen, zu glauben, daß sie dieses Alkali selbst erzeugen, oder den Kalk in dasselbe verwandeln. \*)

\*) Auf unsem Alpen wächst hin und wieder, besonders in der Gegend von Kreuth, sehr üppig die *Pteris aquilina*, von der bekannt ist, daß sie viel Kali enthält. Da dort weit und breit nichts von einem Urgebirge zu finden ist, so überraschte mich anfangs sehr das Vorkommen dieses Farnekrautes dortselbst in so großer Menge und Ueppigkeit, und ich war begierig, zu erfahren, ob es auch Kali enthalte, wie in andern Gegen-



Ich kann hier nicht unbemerkt lassen, daß auf unserem Kalkgebirge (in den Alpen) hie und da, und zwar bisweilen in bedeutender Höhe, nicht unbeträchtliche Massen von Thon vorkommen, wobey die Frage entsteht, wie er sich gebildet habe und an die Stelle gekommen sey, welche er nun einnimmt. Es kann nicht wohl angenommen werden, daß er dorthin geschwemmt worden und ein Sedi- ment aus dem Wasser sey, noch weniger, daß sich die Berge mit ihm in die Höhe gehoben haben. Ich bin der Meynung, daß er da entstanden sey, wo er sich findet, und gleichsam das Residuum des ausgelaugten thonhaltigen Kalksteins ausmache. Wenn man nämlich bedenkt, daß alle Quellwasser, die aus jenem Gebirge kommen, eine nicht unbedeutende Menge kohlenfauren Kalks aufgelöst enthalten, und zugleich die jungen Gebilde des Kalkpaths in den Spalten des Gebirges und der großen Massen von Kalktuff am Fuße derselben in Erwägung zieht; so wird man leicht begreifen, daß, indem kohlenfaurer Kalk aufgelöst, weggeführt und zu den genannten Gebilden verwendet wurde, eine verhältnißmäßige Menge von Thon habe zurückbleiben müssen.

Auf ähnliche Weise entsteht ein trippelartiges Residuum aus Kalkstein, welcher mit Kieselerde (Quarz) innig gemengt ist. Ein solches Gestein findet sich häufig bey Tegerensee, was man bey-

den, oder ob dafür vielleicht Kalk eingetreten sey. Ein paar Versuche vor dem Löthrobe überzeugten mich aber schon hinlänglich von der Anwesenheit jenes Alkali's in bedeutender Menge. Wird nämlich ein gut ausgetrockneter Stengel dieser Pflanze auf schickliche Weise vor dem Löthrobe behandelt, verkohlt und eingäschert, woben er selbst als Unterlage dient, so schmilzt die Asche auf der Kohle sehr leicht zu kleinen Glaskügelchen zusammen, und die Flamme wird dabey sehr deutlich violet gefärbt. Diese Kügelchen reagiren stark alkalisch und bleiben bey dem Erstarren durchsichtig. Letzteres beweiset, daß auch Kieselerde vorhanden ist.

Diese Sache blieb mir so lange räthselhaft als ich noch nicht die Gegenwart des Kalis in dem Thon entdeckt hatte, welcher allem Kalkstein jener Gegend in verschiedenem Maaße beygemengt ist.

ersten Anblick für nichts Anderes als für gemeinen dichten Kalkstein halten möchte, wofür ich es anfangs auch gehalten habe. Allein es giebt stellenweise Funken mit dem Stahl und löset sich in Salzsäure, womit es lebhaft brauset, nur zum Theil auf, indem es ein Skelet von Kieselerde hinterläßt. Die im Freyen herumliegenden Stücke sind theils durch und durch, theils nur auf der Oberfläche in ein solches Skelet, d. i. in eine lockere, zerreibliche und dem Trippel sehr ähnliche Masse verwandelt, welche nicht mehr mit Säuren brauset, und folglich allen kohlenfauren Kalk verloren hat.

## 5.

Ich möchte wohl wissen, ob es unter den vegetabilischen Ueberresten, die im eigentlichen Steinkohlengebirg vorkommen, auch solche gibt, welche durch und durch in kohlige Masse verwandelt sind, oder deren Inneres ganz und gar mit Kohle ausgefüllt ist. Alle, welche ich bis jetzt zu sehen Gelegenheit hatte, waren bloß Abdrücke und Steinkerne; und diese inwendig ganz mit einer dem Schieferthon ähnlichen Masse ausgefüllt, und äußerlich gewöhnlich mit einer dünnen Kruste von Steinkohle umgeben. — Fände sich auch ein kohligter Kern, so wäre die Frage, ob er nicht die Natur der Braunkohle hätte? Dieses ließe sich auf chemischem Wege leicht ausmitteln, wenn ihm auch die organische Textur gänzlich mangelte. — Die krustenartigen Ueberzüge jener Steinkerne, welche ich untersuchte, erwiesen sich alle als eigentliche Steinkohle; woraus zu schließen seyn dürfte, daß die Vegetabilien zur Bildung der Steinkohlen gar nichts beygetragen haben — selbst nicht diejenigen, wovon wir die Abdrücke und äußeren Umrisse in dem Steinkohlengebirge antreffen, und die sich auch unter anderen Verhältnissen fast eben so finden.

## 6.

In was für einem Zustande die Vulkanisten den Kohlenstoff in der ersten Zeit sich denken, oder ob sie überhaupt darüber nachgedacht haben, weiß ich nicht. Vielleicht möchten sie annehmen, daß er mit Silicium, Aluminium, Calcium, Magnesium re. zusammengesmolzen gewesen sey. Allein wenn man dieses auch zugeben wollte, so wäre er doch bey dem Beginn des Oxydationsprocesses

in Kohlenſäure verwandelt worden, und es hätte ſich dabey, und bevor die Gebirgsbildung ihren Anfang nahm, doch überhaupt Alles ungefähr ſo ordnen müſſen, wie ich es angenommen habe. Man würde mithin, wenn man das geſammte Materiale des feſten Erdförpers urſprünglich im deſoxydirten Zuſtande annähme, und den Sauerſtoff neſt dem Waſſer in die Atmoſphäre verſetzte, gar nichts gewinnen, ſondern auf Umwegen und mit manchen Schwierigkeiten, in die ich hier nicht eingehen will, dahin gelangen, wo ich geradezu ausgegangen bin.

## 7.

Der unterſchwefligſaure Kalk, wie wir ihn als chemiſches Präparat kennen, enthält 1 Miſchungsgewicht Kalk und 1 Miſchungsgewicht unterſchweflige Säure, und dieſe beſtehet aus 2 Miſchungsgewichten Sauerſtoff und 2 Miſchungsgewichten Schwefel, und giebt mithin, wenn ſie durch Aufnahme von Sauerſtoff ohne Abſcheidung von Schwefel in vollkommene Schwefelſäure umgewandelt wird, 2 Miſchungsgewichte dieſer Säure, alſo 1 Miſchungsgewicht mehr, als der vorhandene Kalk ſätigen kann.

Wenn man nun annimmt, daß anfänglich in der Natur unterſchwefligſaurer Kalk exiſtirt und ſich ſpäter in Gyps umgewandelt habe, ſo mußte neſt dem zu dieſer Umwandlung nöthigen Sauerſtoff auch 1 Miſchungsgewicht Kalk hinzugekommen ſeyn; was leicht hat geſchehen können, da überall genug kohlenſaurer Kalk vorhanden war.

Es möchte aber auch ein Theil des unterſchwefligſauren Kalks auf andere Weiſe in Gyps verwandelt worden ſeyn. Die an den Kalk gebundene unterſchweflige Säure zerfällt bekanntlich bey einer Temperatur von 48° R. in Schwefel und ſchweflige Säure, der Schwefel fällt aus der Auflöſung nieder, und die ſchweflige Säure geht, indem ſie aus der Luft Sauerſtoff aufnimmt, allmählig in Schwefelſäure über, und es bildet ſich ſofort Gyps.

Daß dieſer Proceß öfters ſtatt gefunden haben muß, beweiset das nicht ſeltene Vorkommen des Schwefels in den Gypsgebirgen.

## 8.

Befonders merkwürdig ſind die ſogenannten Kryſtallkeller im Granitgebirge, worin die größ-

ten und ſchönſten Bergkryſtalle vorkommen. Es iſt, meines Wiſſens, noch nicht verſucht worden, die Entſtehung derſelben zu erklären. Ich bin der Meynung, daß ſie anfänglich ganz mit gallertartiger Kieſelerde ausgefüllt waren, welche nach der Bildung der ſie umgebenden Gebirgsmasse zurückgeblieben war, und ſich darin in comprimирtem Zuſtande beſand. Dieſe Gallerte wandelte ſich ſpäter in Kryſtalle um, wobey ſie ſich ſtark zuſammenzog, ſo daß der größte Theil des Raums, welchen ſie einnahm, leer zurückbleiben mußte. So möchte es auch begreiflich werden, wie ſich die ungewöhnlich großen Kryſtalle haben bilden können, welche bisweilen in dieſen Räumen gefunden werden. — Auf ähnliche Weiſe wie in den Kryſtallkellern müſſen die Quarzkryſtalle in den Blasenräumen des Mandelſteins und Porphyrs, und in Feuerſtein-, Hornſtein- und Mergelkugeln entſtanden ſeyn.

Hiebey muß ich noch eine Erſcheinung zur Sprache bringen, welche man biſher nur bewundert, aber nicht erklärt hat — nämlich das Vorkommen von anderen kryſtalliſirten Mineralien im Bergkryſtall, wovon ich nur Folgende als die merkwürdigſten nennen will: Arſenikkies, Schwefelantimon, Ruſil, Turmalin, Glimmer, Granat und Flußſpath. Sie befinden ſich darin in einer ſolchen Lage, und ſind oft ſo vollkommen ausgebildet, als wenn ſie, bevor ſie von der Quarzmaſſe umſchloſſen wurden, im Freyen geſchwebt hätten.

Dieſes Verhältniß wird nicht anders begreiflich, als wenn man annimmt, daß die Kieſelerde anfangs als eine ſteife Gallerte vorhanden war; denn wäre ſie flüſſig geweſen, ſo hätten ſich darin die Kryſtalle der genannten Mineralien nicht bilden und halten können — ſie hätten zu Boden fallen müſſen, und nicht ſo, wie ſie vorkommen, in den Bergkryſtall eingekloſſen werden können.

Ich möchte dieſes Vorkommen mit dem der Inſekten im Bernſtein vergleichen, welcher ſich vor dem Erhärten in einem ähnlichen, aber viel weicheren Zuſtande befunden haben muß wie die Kieſelerde, bevor ſie kryſtalliſirte und jene Mineralien einſchloß.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. Februar.

Nro. 31.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

- 
- 1) Voyage du Maréchal Duc de Raguse en Hongrie, en Transylvanie, dans la Russie méridionale, en Crimée, et sur les bords de la mer d'Azoff, à Constantinople, dans quelques parties de l'Asie mineure, en Syrie, en Paléatine et en Egypte. Tom. I—IV. Paris 1837. gr. 8.
  - 2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, nach Aegypten und Syrien, im Jahre 1834 bis 1835. Von Dr. Jacob Köfer, fürstlich-Hohenlohe-Waldenburg-Bartensteinischer (m) Rath (e) und Leibarzt (e). Zwey Bände, zusammen 631 S. kl. 8., mit Kupfern. Mergentheim 1836.

Wenn man uns zugesteht, daß ein klares und durchweg auf Wesen und Natur der menschlichen Dinge beruhendes Prognosticon über Gang und Wirksamkeit der türkischen Staatsreform zu den vorzüglichsten Anforderungen gehört, die man jetzt an einen morgenländischen Reisebericht machen darf; so kann man Marschall Marmonts Buch als eine eben so belehrende als angenehme Erscheinung begrüßen. Wissenschaft und Politik so wie das sichtbare Streben einer religiösen Wiederherstellung im Geiste des Christenthums scheinen ihren Cardinalpunkt ostwärts zu rücken und den Ereignissen jener Weltgegend eine Wichtigkeit zu verleihen, die sie seit lange her nicht mehr hatten. Ist Asien nicht in voller Gährung, und herrschet, während sich am Ostrande von Europa die Vorboten einer neuen Aera deutlich genug zeigen, in dem alten Sitze der Macht nicht allgemeine Abspannung, ein tiefer Schlummer der kultivirten Völker, ein Leben ohne Bewegung,

eine Thätigkeit ohne anderes Ziel als die Befriedigung der groben Bedürfnisse eines Materialismus, der unter seiner eigenen Last niedersinkt? Wie mag man noch zweifeln, daß der Schlüssel zur Lösung des größten Problems unserer Zeit nördlich vom schwarzen Meere zu suchen sey? Denn wo sich die meiste Kraft und das thätigste Lebenspiel entwickelt, dahin neiget sich von selbst der Schwerpunkt, die Macht, das Ansehen und die Herrschaft. Erblicke ja Niemand in diesen Worten eine Warnung an die Zeitgenossen, einen Wink an den uneinigen, zerrissenen, theilweise eingeschlummerten Westen Europa's gegen eine sich allmählig bildende und seine Freiheit und Ruhe bedrohende Weltherrschaft vom Aufgang her. Die Mühe wäre vergeblich, weil der Wille und die Staatsflugheit der Menschen so geringe Macht über den Gang der Begebenheiten besitzen, daß eine große Catastrophe von dem Augenblicke an, in welchem das Gefühl ihrer Annäherung erwacht, schon unabwendbar ist, und durch keine Vorkehrung, durch keine menschliche Weisheit in ihrer Entwicklung zurückgehalten werden kann.

Ohne Zweifel hat eine mit diesen Meinungen verwandte Ansicht der morgenländischen Frage dem Herrn Marschall seine Reise-Route dictirt. Und gleichsam als läge bey allen Proceessen politischer Umgestaltung die ultima ratio dennoch nur in den Waffen, wollte er als Augenzeuge Bestand und Gehalt der drey Hauptwerkzeuge prüfen, welche zunächst berufen sind, die Beschlüsse der Vorsehung im Orient zu vollziehen. Das russische, das türkische und das ägyptische Heerwesen ist offenbar die partie saillante seines Werkes. Indessen muß doch immer die Langeweile, welche den nach einem bewegten und thatenreichen Leben plötzlich aus dem Kreise der Wirksamkeit hinausgeschleuderten und zur Ruhe verurtheilten Krieger verfolgte, mitunter als

erster und vorzüglichster Beweggrund der Wunderschaft angesehen werden, die ausser einer kleinen Anzahl physikalischer Beobachtungen über Luft, Wasser und Berghöhen eigentlich für eine allgemeine Heerschau der östlichen Streitkräfte so wie ihrer materiellen und geistigen Hülfsmittel gelten kann, wozu Marschall Marmont, der einst große Kriegsheere befehligte und in der politischen Schule Napoleons großgezogen ward, allerdings besser als viele andere geeignet schien.

Die Reise ging von Wien (22. April 1834) quer durch Ungarn in das Banat und von dort durch Siebenbürgen und die Bukovina nach Bessarabien und Odessa als erstem Mittelpuncte, von welchem aus zwey größere Ausflüge, der eine nach Wosnesensk und den Cavallerie-Colonien an dem Bug, der andere rund um die Taurische Halbinsel bis an den Kuban und den Fuß des Caucasus bey Anapa, gemacht wurden. Allenthalben, besonders auf russischem Gebiete, ward dem reisenden Marschall der ehrenvollste Empfang bereitet; alle Paläste der Großen, alle öffentlichen und Privat-Anstalten standen ihm offen und alle Geheimnisse des Staatshaushaltes und der Militär-Einrichtung lagen vor ihm ausgebreitet. Nach Ueberschreitung der russischen Grenzen wurden ihm sogar, gleichsam als wäre er mit officiellm Charakter bekleidet, regelmäßig die Civil- und Militär-Behörden vorgestellt, Musterungen, Mahlzeiten, Feste veranstaltet und überhaupt ein Luxus autokratischer Gunst zur Schau gebracht, der selbst diesem an Auszeichnungen vorzüglichster Art gewöhnten Manne nicht selten die lebhaftesten Aeußerungen der Ueberraschung und der Dankbarkeit entlockte.

Zieht man aber gleich von dem Inhalte des I. Bandes alle Stallparaden und Pferdemanövers, alle Lobreden auf Große und Hochgestellte, alles Wiedertreffen alter Bekanntschaften, alle Fest- und Ehrenbeschreibungen sammt den leeren Räumen im Texte ab, so stellt sich die mit großer Umsicht und Sachkenntniß verfaßte Beschreibung der Colonien am Bug (180 — 228) allein als wichtiger und vorzüglich zu beachtender Gegenstand aus diesem Theile heraus.

In das Einzelne hierüber einzugehen ist nutzlos, da sich eben unlängst die Elite von ganz Eu-

ropa zu Wosnesensk, dem Hauptorte der Kolonie, zu einem prachtvollen Schauspiele versammelt hat, um dem Auslande als Augenzeuge zu berichten, welche Fortschritte in Rußland nicht nur der kriegerische Geist im Allgemeinen, sondern insbesondere die Kunst, diesen Geist in Bewegung zu setzen, und die von der Natur geschaffenen unermesslichen Hülfsmittel zu schneller und entscheidender Wirksamkeit zu benutzen, in dem letzten Jahrzehend gemacht habe. Der Marschall sieht klar, schreibt einfach und bündig, daß es unmöglich ist nicht einzusehen, daß man nach vielen Erfahrungen und kostspieligen Versuchen endlich in jenem Lande auf das Mittel verfallen ist, die zahlreichste, geübteste, schönste und brauchbarste Reiterey mit einer unerschöpfbaren Pflanzschule tapferer Krieger von jeder Waffengattung mit vergleichsweise geringem Aufwande am Vorabende großer Ereignisse im benachbarten Türkenreiche zu schaffen. Wenn aber große Kriegsheere und zahlreiche Flotten schlagfertig in einer Entfernung von nicht mehr als fünfzig Stunden von Konstantinopel stehen, wie kann man noch fragen, wer in diesem stündlich mit Auflösung bedrohten Siege der Anarchie eigentlich zu befehlen habe. Aber Marmont urtheilt wie jener Grieche: καὶ τὸ τέλος ἐγγύς ἐστίν, d. i.: Die Catastrophe ist nahe, sträubet euch nicht lange, lasset dem Verhängniß seinen Lauf, verhindern könnt ihr es doch nicht mehr.

Dagegen verweigert der vom Glanze moskowitzischer Heerschaunen geblendete Marschall den tactischen Kriegshäufen des Sultans, von welchen er so zu sagen zweymal 24 Stunden nach seiner Abfahrt von der russischen Küste auf dem großen Uebungsplatze vor Konstantinopel mehrere Bataillone die Kerue passirte, gleich vorneweg sogar den Namen von Linientruppen und nennt sie nur einen Haufen von Menschen, deren allgemeines Kennzeichen die Miene des Glendes und der Erniedrigung sey. (II. 64.) Unmöglich könne man etwas häßlicheres und schlechteres sehen als diese Soldaten und ihr Waffenspiel. Wenn aus Blick und Haltung des russischen Kriegers häufig unter ungünstigeren Verhältnissen militärischer Geist, Nationalstolz und Vaterlandsliebe hervorleuchte, so lese man dagegen auf dem Gesichte der türkischen Taktiker das Ge-



ben stark erschüttert, und es tritt allmählig an's Licht, daß wenigstens in Europa bey dem gemeinschaftlichen Staatsverbande die Ereignisse stärker geworden sind als der Mensch; der Weltgeist hat hier die Zügel menschlicher Willkühr abgeworfen und eine Macht erlangt, vor der sich selbst das Genie in Demuth beugen muß. Hierin liegt hauptsächlich der Unterschied zwischen dem Alterthum und der späteren Zeit: im ersteren war die menschliche Gesellschaft ein Conglomerat und das geniale Individuum gleichsam ein Demingos, woher dann politische Vergötterung und Majestät des Einzelnen; heute dagegen sieht man nur große, homogene, weltumfassende Massen, und der Mensch — auch der kräftigste und genialste — ist nur noch Instrument. Auch ist diese Entthronung der alten politischen Weltgötter so vollständig und nebenher so ironisch, daß oft die größten Umwälzungen und die wichtigsten Ereignisse durch Männer erwirkt und geleitet werden, von welchen — als Individuen — die Geschichte sonst gewiß keine Meldung gethan hätte. Dagegen zerbricht die größte politische Kraft und geht spurlos unter, wenn sie gegen die Mahnungen der Zeit, und der neuen Herrschaft der Dinge zum Trotz noch ihre alte Kunst bewahren will.

Was erwartet nun aber Marschall Marmont von diesem Sultan Mahmud und seinen politischen Reformen? Die Antwort läßt sich voraussagen. Auch ist, um die Ungulänglichkeit aller Heilmittel gegen den Verfall des türkischen Reichs zu erkennen, weder besonders tiefe Einsicht in das Triebwerk menschlicher Dinge überhaupt, noch ein ungewöhnlich scharfer Blick in die Zukunft, ja wir möchten sagen, wie die Sachen heute stehen, nicht einmal eine Reise in den Orient nöthig. Als Grundlage alles Raisonnements über Turkey müssen folgende nicht mehr zu bestreitende Sätze dienen. Erstens, das russische Reich ist im Fortschreiten begriffen und wird und muß, allen inneren und äußeren Hemmnissen zum Trotz, das allen großen Erscheinungen der Weltgeschichte vorgezeichnete Stadium der Entwicklung und des Lebens vollständig durchlaufen. Zweitens, die Turkey ist dagegen in ihrer natürlichen Auflösung, nachdem sie alle Gesetze ihres Daseyns erfüllt, und bis zur völligen Verflüchtigung

des Lebenselementes fortgedauert hat. Drittens, ein innerer, nicht aus politischem Calcul, sondern aus der geheimsten Natur des Staatslebens hervorquellender, unwiderstehlicher Drang nöthiget, reizt, treibt die Russen unablässig gegen den Bosporus, gegen die Dardanellen und das asiatische Litorale des schwarzen Meeres. Viertens, die Turkey ihrerseits im Gefühle des Inselfälzzerfallens und der Gefahr von Russen, sucht neue Vürghschaften des Lebens durch innere Umgestaltung und äußere Allianzen.

Dieses ist die natürliche Stellung der beyden in unablässiger Action und Reaction stehender Reiche. Zugleich ist aber auch klar, daß der politische Lebensproceß des ersten ein natürlich einfacher und gleichsam aus sich selbst zwanglos fließender, der des letzten hingegen ein complicirter, gegen die Natur der Dinge streitender, und auf gemeinsames Zusammenwirken feindseliger Kräfte künstlich berechneter ist. Diese Positionen als richtig angenommen, kann jedermann das Endergebniß des früher oder später unvermeidlichen Conflictes leicht vorausberechnen.

Marmont, ohne die Frage gleich uns auf die Spitze zu stellen, erkennt nichts destoweniger die Unmöglichkeit, noch länger das entfliehende Leben im türkischen Staatskörper festzuhalten, und ihm scheint beydes, die Verbesserung der Civil-Verwaltung in den Provinzen sowohl als die Schöpfung einer innerlich kräftigen National-Kriegsmacht, gleich unmöglich; er sieht daher an der Turkey schon jetzt keine selbständige Macht mehr und gesteht dem Sultan höchstens noch Municipal-Freyheit unter fremdem Schutze zu.

Die Hauptargumente jedoch findet er allzeit mehr in der Subjectivität des reformirenden Sultans als in der Natur der Dinge und in den unwandelbaren Grundlagen des Völkerlebens. Er ließe gleichsam die Möglichkeit des Gelingens zu, wenn Mahmud die Aufgabe besser verstünde.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Februar.

Nro. 32.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

- 
- 1) Voyage du Maréchal Marmont, Duc de Raguse en Hongrie, etc.
  - 2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, &c.

(Fortsetzung.)

Allein auf dem Wege, den dieser Fürst verfolgte, sey die Rettung unmöglich, indem er bey seinen Wiederbelebungs-Versuchen nur die National-Türken im Auge habe, die höchstens vierthalb Millionen Individuen beyder Geschlechter betrügen und auf einer großen Fläche, mitten unter feindseligen und viel zahlreicheren Völkerschaften zerstreut lebten. Und selbst diese geringe Türkenzahl habe er sich durch voreiliges und unbedingtes Einführen christlicher Sitten und Gebräuche zu Feinden gemacht, und durch Zerbrechung der letzten Triebfeder, die den an sich wenig eifersüchtigen und ganz apathischen Muselman in Bewegung setzt, jede gute Wirkung seiner politischen Heilmittel voraus vereitelt. Hätten sich die Türken — so scheint der Marschall weiter zu folgern — zur Zeit der Eroberung des byzantinischen Reichs mit den bezwungenen Volksstämmen vermischt, und nach Vorgang der Franken in Gallien und der Mongolen in Sina gleichsam einen Körper, eine von einem Geiste beseelte und von einem Interesse getriebene homogene Masse gebildet, so wären die Sachen niemals auf den Punkt gekommen, wo sie jetzt stehen. — Marmont vergißt aber zu fragen, ob eine solche Fusion des Blutes, der Kräfte und der Interessen auch je im Bereiche politischer Möglichkeit lag. Entweder hätten die besiegten Christen alle den Islam, oder die siegenden Mohammedaner in Massa das Christenthum annehmen müssen. Keines von beyden konnte aber geschehen und

eben in diesem unveröhnlichen Widerstreit zweyer im innersten Wesen sich aufeinander Religionen liegt die durch keine menschliche Weisheit zu verhindernde Rettungslosigkeit der Türken. Es gehört fürwahr eine eigene Verblendung dazu, hier noch an die Kraft der hölzernen Stützen zu glauben, welche die Staatskünstler dem sinkenden Granitkolosse unterstellen.

Mahmud und seine Rathgeber im Westen wollen etwas ganz Unmögliches, indem sie an der großen, stämmigen Platane des türkischen Reiches den erstorbenen Ast der Osmanen allein wiederbeleben, die andern zahlreichen und dicken Aeste desselben Baumes aber in unnatürlicher und widerlich zwangvoller Absperrung des gährenden Nahrungssaftes kümmerlich zurückhalten wollen. Der Zauber türkischer Herrlichkeit ist verschwunden, und die an Zahl überwiegenden, aber lange niedergedrückten Christen diesseits und jenseits der Dardanellen kennen die Schwäche der alten Zwingerherren, und veräumen dagegen kein Mittel, Rathlosigkeit und Mißgriffe der Pforte zu vermehren. Aufgestachelte durch die Erinnerung langer Unterdrückung, bearbeitet bald vom Nilstrom, bald vom Tanais, bald von Abend her, oder auch von allen Seiten zugleich, würden sie es jezo verschmähen, selbst zu gleichen Theilen mit den Türken gemeinschaftliche Sache gegen das Ausland zu machen. Die Wiedergeburt der Länder zu beyden Seiten des ägäischen Meeres kann von heute an nur eine antitürkische, oder vielmehr eine christliche seyn. Rede man hier doch nicht von Peter I. und den Wundern, die er mit seinen Moskowiten gethan habe. Der Tsar hatte eine aus gleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Masse zu bearbeiten, ein christlich bildsames Chaos, über welches er belebend, schaffend und befruchtend schwebte. Dieser geduldig bildsame Moskowitenstoff in einem

abzulegen, auf drey Seiten durch Eismeer und Wüsten geschirmten, und dem Blicke der übrigen Welt gleichsam entrückten Theile des alten Continents verborgen, konnte seine Verwandlung ungelesen und ungestört durchlaufen, während Mahmud seinen Wiederverjüngungs-Apparat mitten auf der breiten Heerstraße zwischen Asien und Europa, und gleichsam zwischen den Feuerchlünden zweyer feindlicher Heere, die ihm unter gegenseitigen Drohungen und ungebeten zu Hülfe kommen, aufzustellen genöthigt ist. Dabey ist die Erinnerung an die alte Furchtbarkeit der Türkenheere, ihre Siege, ihre Eroberungen und ihre Herrschaft über die Christen der drey Welttheile unter der gemeinen Klasse dieses Volkes noch so lebhaft und überwiegend; ihr Stolz, ihre Zuversicht noch so ungebeugt, und ihre religiösen Vorurtheile noch so schneidend und ungeschwächt, daß sie die Unglücksfälle des Reiches in den letzten Menschenaltern nicht der Tapferkeit und Kriegeskunst ihrer Gegner, sondern dem verkehrten Treiben, der Unthätigkeit, sogar mitunter übelverstandener Gutmüthigkeit, wo nicht gar dem offenen Verrathe der Sultane bezymessen. Ist es aber zuletzt nicht eben dieser große Haufe, die Masse des Volkes, die durch Begeisterung für die neue Ordnung und unbedingte Hingabe von Gut und Blut Rettung schaffen soll? Die Höslinge allein, welche freylich in jedem möglichem Falle den Ansichten und Lannern ihres Gebieters huldigen, werden den zusammensinkenden Thron von Stambul nicht aufrecht halten können. Das Volk selbst ist ewig unbekehrbar und in seinem passiven Widerstande gegen alle Neuerung heute noch eben so hartnäckig als ihre byzantinischen Vorfahren in den letzten Zeiten der ebenfalls reformtreibenden Paläologen. Sagte nicht damals der Magnat Lucas Notaras unverhohlen, er wolle lieber den Turban als den Cardinalshut an den Pforten des Sophientempels sehen? In gleicher Weise erscheint dem Türkenvolke die Vertreibung aus Konstantinopel und der Verlust ihrer Herrschaft in Europa weniger unerträglich als die Vorstellung, nur durch die Künste der weiland besiegten, jetzt aber nur noch gehaßten und verachteten Christenheit ihre Herrschaft zu sichern. Unter solchen Umständen sind Empörungen fühner Hauptlinge im Innern des Reiches eine gewöhnliche Er-

scheinung: das allgemeine Mißbehagen nährt die Rebellion, und die mit der öffentlichen Meinung zerfallene Staatsgewalt kann nur noch mit Hülfe ausländischer Gewalt ihr Daseyn fristen. Ist dieses nicht buchstäblich die Lage Sultan Mahmuds? Und fragt man nun, welche ausländische Macht diese Protectorsrolle des Grosherrn am schicklichsten übernehmen könne, und wem sie gleich am durch die Natur der Dinge schon übertragen sey, so wäre dieses eben so viel als wollte man wissen, wer am kräftigsten und schnellsten die im Augenblicke der Noth geheischte Hülfe zu leisten vermöge. Sind es die Russen, oder sind es ihre Nebenbuhler zu Wasser und zu Lande, die großen Seemächte im Bunde mit Oestreich? Marmont beweiset uns (II. 111) mit triftigen Gründen, daß russischer Schutz alle diese Bedingungen am besten erfülle, und sie zwar allein und überdies noch auf eine für die Pforte am wenigsten drückende Weise erfülle. Was er von der Nähe einer großen Russenmacht zu Wasser und zu Lande bey Sebastopol, von der Leichtigkeit am dritten Tage unter dem Sersail Anker zu werfen, von der Unmöglichkeit sich dieser Schnellfahrt zu widersetzen, sowie von der Bereitwilligkeit des Autocraten, dem Hülferuf des Sultans jederzeit zu entsprechen, im Gegensatz der Entfernung und nur mit Besiegung zahlreicher Naturhindernisse zu leistenden Unterstützung von Westen her erzählt, glauben wir ihm unbedingt, wollen auch das Lob, welches er den großmüthigen, uneigennütigen und gemäßigten Gesinnungen des nordischen Selbstherrschers spendet, nicht durch unsern Unglauben schwälern, erlauben uns aber dennoch beizufügen, daß in Sachen der Politik ein großes Reich für seine Handlungsweise schwerlich je einen andern Maßstab annehme, als den des eigenen Vortheiles. Eben so wenig wird jemand bestreiten, daß freye Schifffahrt in den türkischen Gewässern mit moralischer Herrschaft in Stambul den Russen noch zur Zeit genüge. Sollten aber Staatsmänner noch ferner der idyllenhaften Vorstellung huldigen, es werde die Moskowiten niemals nach materiellem Besitze von Tsarigrad gelüsten, oder man könne ihre Angriffe auf dasselbe jederzeit mit Erfolg zurückweisen, so könnte man sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Vergißt man denn, daß in Ruß-



land Alles Jugend, Zukunft, Frische, Regsamkeit und Fortschritt ist, und ein Wille, und zwar ein unbeschränkter, alles durchdringt, lenkt und fortreibt, während in den westlichen Staaten innere Parteyungen, Systemsucht, oft auch langweilige Berathung und Knäusercy beschränkender Autoritäten im wichtigsten Augenblicke alle kräftigen Maßnahmen der Staatsgewalt bey den größten Hülfsmitteln dennoch lähmen, und alles kräftige Auftreten nach Russen unmöglich machen? Man gewöhne sich also jetzt schon an den Gedanken eines überwiegenden Einflusses der Russen in Konstantinopel, und an die Unzerstörbarkeit ihrer, wo nicht materiellen, doch moralischen Diktatur über das Türkenreich.

Wir sagen unsere Meynung gerade heraus, jedes Volk hat eine specielle, eingeborne, unabwezbare Sendung auf dem Erdglobus zu erfüllen. Neigung, Gewohnheit, Handlungsweise und jeglichen Lebenstrieb sind dieser Uranlage unterthan, und kehren — wenn auch zuweilen durch feindliche Kräfte gelähmt oder in eine falsche Richtung gebracht — doch immer wieder auf die natürliche Bahn zurück. Mit dieser Uranlage der Völker bildet die Hoffahrt der menschlichen Intelligenz einen ewigen und nothwendigen Gegensatz, aus welchem alle großen Entwicklungen aller Zeiten, wie aus einer nie versiegenden Quelle fließen. Man ärgere sich nicht, und zeihe uns auch nicht eines blinden Wahnes, und gleichsam der Einführung eines historischen Prädestinationssystemes, wenn wir das endliche Verschwinden nicht nur Stambols und der sämmtlichen Landschaften des illyrischen Dreieckes, sondern auch Anatoliens, Trans und Turans in den Wogen eines moskowitzischen Weltreiches gleichsam als eine Nothwendigkeit, als die dem großen Volke der Slaven schon in den Grundfaden seines Lebens eingestochene Aufgabe erkennen. Vor tausend Jahren schon war Tsarigard (die Kaiserstadt) das Zauberwort, welches die große Waldregion von Kiew bis Nowgorod in Bewegung setzte. Der Geist der alten Russenfürsten Oleg und Swätoslav bestimmt heute noch die Geschichte ihres Volkes, und heute, wie damals, führt die Hauptstraße nicht zu Lande, sondern zur See aus den Mündungen des Bug und den krimischen Häfen nach der Kaiserstadt am Bosporus. Nur ist man heute klüger und beginnt

den Kampf nicht mehr mit der drohenden Mahnung: „Räumet Konstantinopel, verlasset Europa, welches euch nicht gehört, und ziehet nach Asien, woher ihr gekommen seyd.“ \*) Und es ist auch noch menschlicher und kraftsparender, die Keime der Zerfegung im feindlichen Körper von der Entfernung zu nähren und heimlich die Nerven abzuschneiden, die das Knochenwerk zusammenbinden, als mit roher Gewalt vom Norden her wie Swätoslav anzustürmen.

Die slavischen Völkerschaften der Bulgaren, der Serben, der Bosnier und der Montenegroiner, dann die Albanier, die Griechen und Araber sind neben dem stüzigen Sinne der Osmanli und den Gewalt-Schritten des schlecht berathenen Sultans die wirksamsten und vielleicht gegen ihre Absicht thätigsten Bundesgenossen der Russen. Gehe man nur in die Türkei und rede man mit dem unterjochten Christenvolke; Priester und Laien, Vornehme und Geringe wird man unverhohlen sagen hören: Unser Gebieter heißt nicht Mahmud, nicht Mohammed-Ali, er heißt Nikolaus; ihm sind wir unterthan; ihm gehört unser Gut und Blut. Man citirt auch die Apocalypsis, die Prophezeiungen des Sicilischen Mönchs Agathangelus und hundert andere Sprüche aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert, um zu beweisen, daß der Orient den Russen gehöre, und zwar von Ewigkeit her durch eine specielle Anordnung Gottes. Einen centrifugalen Unterthänigkeits- und Auflösungstrieb dieser Art zu ersticken und zu verwandeln, sind Sultan Mahmud und seine Gönner im Abendland — fürchten wir — nicht die Männer.

Nachdem der Marschall die Truppen aller Waffengattungen in Konstantinopel gemustert, den Großherrscher selbst in seinem Palaste besucht und hinreichende Belege gesammelt hatte, um die Unabwendbarkeit türkischer Clientel unter moskowitzischer Schirmvogtey nachzuweisen, eilte er über die Prinzen-Inseln nach Brusa, Troja und Smyrna, berührte Chios und Samos, besah im Fluge Ephesus, Milet und Rhodos, landete zu Bairnt in Syrien, und stieg am hohen Sanir vorbey nach Balbet und Damascus hinab, wo sein erstes Geschäft

\*) Leo Diaconus, ed. Bon. pag. 105.

darin bestand, zwey arabische Infanterie-Regimenter mandoriren zu lassen. Ob er gleich, was Haltung und Kriegszucht betrifft, noch vieles zu tadeln fand, so bemerkte er doch im Blicke dieser Leute jenes Selbstvertrauen, welches jederzeit ein sicheres Zeichen des Muthes und zugleich der Unterscheidungs-punct des wahren Soldaten von demjenigen ist, der nur das Kleid desselben trägt. Die Aegyptier, nüchtern, gut zu Fuß, tapfer, zugänglich für Begeisterung, voll Ehrgeiz und Selbstliebe, schienen ihm bey geeigneter Anleitung sähig, ein, selbst nach europäischen Begriffen, vortreffliches Heer zu bilden. Ihr unbestreitbares Uebergewicht über alles konstantinopolitanische Kriegswesen hat ja der Feldzug von 1832 deutlich genug gezeigt. Der Marschall giebt mit der ihm eigenen Klarheit eine Uebersicht jener merkwürdigen Begebenheit, wie er die Einzelheiten aus dem Munde mithandelnder Personen in Syrien erzuhrt, ohne jedoch etwas ganz Neues und bisher nicht Bekanntes vorzubringen. Die Herren Barrault und Cadalvène haben diesen Gegenstand ohnehin erschöpft, und wir selbst haben bey einer früheren Veranlassung über die Gefechte von Hems und Beilan nach Ausgaben, die auf dem Schlachtfelde selbst gesammelt wurden, gleichfalls einiges angemerkt, müßten uns aber jedenfalls scheuen neben Marschall Marmont über Kriegswesen und Feldherrn zu reden. Das arabische Volk hat mit dem türkischredenden nichts gemein als die Religion, und nebenher vergesse man auch nicht, daß der Besir von Aegypten und sein zum Feldherrn geborner Sohn dem Blute nach ebenfalls keine osmanischen Türken, sondern Albanier, d. i. Landsleute und gleichsam Nachkommen des tapfern Standerbeg sind.

Von Damascus eiste Marmont auf der gewöhnlichen Karavanenstraße über Tiberias, Nazareth und Sichein nach Jerusalem und der Umgegend, besuchte und that wie jedermann, der von Europa nach Palästina kommt; redet aber über diese Dinge, wie uns scheint, mit mehr Einfachheit und Ebenmaaß als mancher andere, ohne deswegen irgend einem an Schickslichkeitsgefühl und innerer Andacht nachzusehen, wie wir es am Schlusse des Artikels noch besonders andeuten wollen. Einen eigenthümlichen Reiz indessen verleihen seiner Erzählung die zahlreichen militärischen Bemerkungen, die

ihm als weiland Brigade-General unter Bonaparte im Orient der Anblick so vieler Orte, Palästina's, besonders in Galiläa und um Jean d'Acre an die Hand gaben.

Das Talent, in einem Reisebericht über Palästina und Aegypten belehrend und dennoch unterhaltend zu seyn, ist ohnehin nicht allgemein, wird aber bey der Anhäufung solcher Schriften noch mit jedem Jahre seltener. Marmont besitzt es aber in vorzüglichem Grade, da er Sachkenntniß in allen Theilen der Kriegs- und Civilbaukunde, im Verwaltungswesen, in Ackerbau und den verschiedensten Zweigen der Industrie mit einer so gewählten Darstellungsweise vereint, daß in seiner Rede kein Wort überflüssig scheint, und der Leser niemals ermüdet, oft aber bedauert, daß er schon am Ende ist. Was aber den Erzähler über fremde Länder vorzüglich schmückt, ist ein unbefangener und erprobt unpartheyischer Sinn. Fehlt es einem in diesem Punkte, und er will z. B. dennoch über Mohammed-Ali und sein Verwaltungssystem, über das ägyptische Bauernvolk und den Grad seiner materiellen Glückseligkeit nicht etwa nur reden, sondern auch noch andere Berichte schulmeistern und sein Wort als Richtschnur und Maaß für alle Welt und Zeiten hinstellen, wie es unlängst einer in Afrika reisenden deutschen Durchlaucht begegnet ist, so soll er sich nicht wundern, wenn ihm Unglaube und Widerspruch begegnet. Diese Klippe, an welcher unserer Meynung nach Semilasso so unruhlich Schiffbruch litt, hat Marmont mit Geschick vermieden. Denn ob ihn gleich der Pascha mit einer bisher in Aegypten unerhörten Auszeichnung empfangen und behandelt hat, ließ er sich dennoch nicht so weit bestrecken, um alles und jedes, was der Satrap in seinem Lande thut, unbedingt anzupreisen, und den etwas ungemessenen Ausspruch zu thun, die ägyptische Bauerschaft werde mit allumfassender väterlicher Fürsorge behandelt, sey besser genährt und begüttert, und folglich viel glücklicher, als ihre Brüder in vielen Staaten der Christenheit.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. Februar.

Nro. 33.

der k. bayr. Akademie der Wissenschaften.

1838.

- 1) Voyage du Maréchal Marmont, Duc de Raguse en Hongrie, etc.
- 2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, &c.

(Fortsetzung).

Mag man von dem angebornen Herrschertalent und der unglaublichen Geschäftsthatigkeit, so wie von der Fremdenliebe Mohammed=Ali's noch so glänzende Beweise erblicken, so weiß Marmont doch, daß die Kunst, aus einer schwachen Bevölkerung große Heere zu ziehen und den Verlust, den sie durch ununterbrochene Kriege, durch Seuchen und Ungemach erleiden, schnell zu ersetzen, in einem baumlosen Lande Flotten zu zimmern, mehr als königliche Besoldungen zu geben, nebenher noch den Divan in Konstantinopel zu bestechen, den Geist der Unruhe in Kurdistan, im Taurusgebirge, in Bosnien und Albanien durch Geldspenden zu nähren, und die durch Fehlschlagung colossaler Handelsunternehmungen verursachten Finanzabgründe immerfort mit Gold auszufüllen, ohne der arbeitenden Klasse wehe zu thun und die Hülfquellen für eine lange Zukunft vorneherein aufzuzehren, in Aegypten noch eben so unbekannt als in Europa ist. Man hat nicht nöthig, mit demokratischer Wuth über Mohammed=Ali herzufallen, und die Leiden der armen Fellah feindselig auszumalen, um das Gefühl der Leser zu erschüttern: aber noch viel ungebührlicher ist es, sich um eine halbe Tasse Kaffee und den Huldblick eines listigen Gewalthabers zum gewappneten Ritter eines Verwaltungssystems erkaufen zu lassen, dessen Härte, Verderblichkeit, Ungerechtigkeit und Unerträglichkeit selbst von denjenigen im Vertrauen erkannt und eingestanden wird, die mit seiner

Vollziehung beauftragt sind. Marmont dagegen, der nach seiner Landung zu Alexandria zuerst die Visite des Pascha erhielt und von ihm nicht wie ein Fremdling und Unterthan, sondern wie ein Fürst und Freund geehrt wurde, und sein Gesellschafter und Rathgeber war, macht in seinem Buche nach unpartheischer Schilderung der öffentlichen Zustände Aegyptens den Beysatz: „es werde ihm hoffentlich niemand zumuthen, er sey fähig ein solches System zu rechtfertigen; er müsse vielmehr bedauern, daß der Pascha bey der völligen Umgestaltung des Landes nicht auch die Bauern zu theilweisem Genusse der errungenen Vortheile zuläßt. Oder wenn man doch wenigstens die Contracte, so wie sie der Pascha gemacht, redlich erfüllt, und einerseits für die Erzeugnisse des Bodens die von der Regierung selbst festgesetzten Preise baar, und nicht durch fingirte Rechnungen bezahlte, anderseits aber der Bauer seinen Bedarf um billige Preise von dem Fiscus erstehen könnte, besonders aber die monströse gegenseitige Haftung der Individuen, Dörfer und Provinzen aufhörte, so wäre das Loos der ackerbautreibenden Klasse bey aller Härte und Entbehrung noch zu ertragen. Allein die Leidenschaft hindere die Menschen häufig ihren wahren Vortheil zu erkennen, und Männer von starker Willenskraft seyen solchen Täuschungen weit öfters unterworfen als andere.“

Dies ist ohne Zweifel die Sprache eines ehrenwerthen und redlichen Mannes, die noch im Werthe steigt, wenn man sie mit den Lobhudeleyen des deutschen Semilasso vergleicht. Man muß es dem tapfern Marschall Dank wissen, daß er, wenn auch nicht geradezu die ägyptischen Fellah gegen die Fiscalagenten des Pascha, doch den gesunden Menschenverstand gegen die Angriffe des Fürsten Pückler=Muskau vertheidiget. Häufig suchte man die agricoele Tyranney Mohammed=Ali's durch das ur-

alte Herkommen der Vorzeit, so wie durch die Eigenthümlichkeiten des ägyptischen Bewässerungs-Systemes und Volkscharakters zu erklären und in gewisser Hinsicht gleichsam zu entschuldigen. Andere übergehen diesen Punct mit Stillschweigen; gelobt, oder was dasselbe ist, gegen das unwerfliche Zeugniß kompetenter Richter ihre Wirklichkeit abgelinget hat nur der benannte Fürst. Und sonderbar genug gilt ihm als unwiderleglicher Beweis plebeischer Glückseligkeit am Nilstrome der lustige Humor der Araber, und der fröhliche Gesang pflügender, wasserschöpfender, kameltreibender, schiffziehender und lastentragender Fellah. Hätte aber Semilasso auf den Inhalt dieser vorgeblichen Freudenmelodien gemerkt, so hätte er gehört, wie die feuchden Knechte Mohammed=Ali's entweder das A B C, oder die Grundzahlen, oder die Eigenschaften des Alla's, oder das Lob des Nilstromes recitiren, und im Takte den Wassereimer und den Karst hebend leichter das Tagwerk ihres unbarmherzigen Herrn verrichten.

Energie und Weisheit sind zwey wesentlich verschiedene, zur wahren Größe eines Regenten aber gleich nothwendige Eigenschaften. Den Ruhm der letztern kann man dem Satrapen nicht zugestehen, insoferne diese in allen ihren Maßnahmen etwas Veröhnendes, auch auf die Zukunft wohlthätig einwirkendes, und gleichsam für ewige Zeiten begründendes in sich trägt, und überhaupt edlere Hebel der Macht in Bewegung setzt, als rohe Gewalt und augenblicklichen Gewinn. Daß aber der mohammedanische Prometheus am Nilstrome sein Schöpfungs- und Wiederbelebungs-talent, oder vielmehr seine Neuerungswuth aus Gründen allgemeiner Menschlichkeit bezähme, und gleichsam vom Throne seiner politischen Größe um einige Stufen herabsteige, bloß um die Bürde seiner Unterthanen zu erleichtern, wird ihm freylich Niemand zumuthen. Wenn man ihm aber nachweisen kann, daß seine Größe, sein Ehrgeiz, und seine weitaussehenden Unternehmungen in Afrika und Asien mit einem mildern Loose der ägyptischen Bauerschaft nicht nur nicht im Widerspruche stehen, sondern aus demselben nur reichlicheren Nahrungsfaß und kräftvollere Instrumente zur Vollbringung ziehen könnte, er aber dessen ungeachtet fortfährt, den Dienenschwarm an-

genblicklichen Mehrbezuges wegen zu ersticken, und den Baum lieber umzuhauen, als zu beschneiden, so wird man die Lobgesänge auf diesen kraftvollen Despoten um vieles ermäßigen dürfen. Gerade hierin liegt das Verdienst des Marmont'schen Berichtes, daß er alles Gute und Große, was der Pascha gethan, willig anerkennt, Ungerechtigkeit und verkehrten Sinn nirgend lobt, wohl aber durch weisen Rath für die Freundschaft und die Ehre dankt, die ihm Mohammed=Ali erwies. Der deutsche Fürst dagegen kündigt sich ungebeten als Verfechter und Lobposaune einer Verwaltung an, in welcher sein weiserer Vorgänger noch so viel zu verbessern fand.

Was der Marschall in seiner lichtvollen Darstellungsweise noch ferner von den Zuständen Aegyptens, von der Cultur des Bodens, von der Industrie, von den Sitten und Gebräuchen der Cahirensen, von seinen Erinnerungen aus der Jugendzeit, von Suleiman=Pascha und den St. Simonisten erzählt; eben so seine Fahrt nach Theben und zum Rothen Meere, und was er sonst noch Weises und Kluges über Kolonisirung ägyptischer Soldaten, und allgemeine Hebung öffentlicher Glückseligkeit dem Herrn des Landes rath, wollen wir nicht weiter berühren. Wünscht aber jemand, ohne das Buch selbst zu lesen, doch im Allgemeinen den Eindruck zu kennen, den das heilige Land auf das Gemüth eines Mannes gemacht habe, der so lange Zeit im Genuße der Ehre, des Ruhmes und der Macht war, so wollen wir dieses Gefühl mit seinen eigenen Worten schildern. Er kam von Damaskus und betrat am oberen Jordan zuerst die Gränze von Judäa.

„Ich glaubte“, schreibt er, „kenn Eintritte in dieses geheiligte Erdreich, in diese Wiege unseres Glaubens, dieser erhabenen Religion, die dem Menschen seine ursprüngliche, durch den Mißbrauch der Macht ihm geraubte Würde wiedergab, die der Schwäche Rechte verlich und wirksamen Schutz zusicherte, die Wurzel der Menschheit in eine höhere Region verpflanzte, und ihr hohe Vergeltungen versieß, ihre Leiden durch Heiligung versüßte; dieser Religion endlich, welche die Grundlage der ganzen neuern Gesittung ward, ich glaubte, sage ich, ein neues Leben zu beginnen.“

„Vom Jordan bis Jerusa'ent, bis Hebron, dem Hause Abrahams, bis zum Todten Meere, auf welches der Zorn Gottes herabstiege, bis zum Tereblu-

tenthale, Schauplatz des Ruhmes und des Heldenthums Davids, erblickt man nur Orte, die die wichtigsten Scenen der Vergangenheit ins Gedächtniß rufen. Namen, die unsere Kindheit mit heiliger Ehrfurcht aussprach, klingen beynahe allein in unserm Ohr; man lebt mit den Erzvätern, mit den göttlichen Sehern, mit den Wunderthaten; die Seele überläßt sich von selbst der Betrachtung, einer stillen Beschauung, einer süßen und heiligen Melancholie; hier athmet man die Luft des frommen Sinnes, der alles um uns zu beleben scheint. In keinem Lande ist der religiöse Glaube so lebendig, und jede Religion wird auf diesem Boden mit Inbrunst geübt, Juden, Christen, Moslims, alle sind von gleichem Eifer beseelt, und es scheint, die eigenthümliche Zauberkräft Jubbä's bestehe darin, daß es das menschliche Herz einladet in unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit zu treten.“

\* \* \*

Ueber Hrn. Dr. Röser's Buch können wir uns noch kürzer fassen, da es nach dem Geständnisse des achtbaren Vfs. selbst ursprünglich nicht für das größere Publikum, ja überhaupt nicht einmal für den Druck, sondern nur als Handschrift zu eigener Erinnerung und stillem Selbstgenusse bestimmt war. Allein man hat, wie der Herr Doctor deutlich genug zu verstehen gibt, Freunde und Bekannte, auch eine gnädigste Herrschaft und eine medicinische Clientel, die sich alle nicht wenig darauf einbilden mochten, einen Jerusalemspilger, einen christlichen Hadshi in ihrer Mitte zu haben, der nicht etwa nur das neue Griechenland und den alten Colokotroni, sondern auch — o Wunder! — Constantinopel und den Sultan, den Nilstrom und Mohammed-Ali, ja sogar einige der sieben Weltwunder, die Pyramiden von Memphis, den Standpunct des rhodischen Colosses, und die Trümmer des Leuchthurms in Alexandria gesehen hat, und vom Todten Meere, vom Jordan, vom ägyptischen Delta, von Dattelpalmen und Mohren zu erzählen weiß. Ein solcher Mann ist für seine nächste Umgebung ein Schatz, ein Phänomen, eine unerschöpfliche Quelle für freundliches Abendgeplauder nicht etwa nur im Hohenloheschen, sondern allenthalben in den stillen gemüthlichen Gauen des innern Deutschlands. Daher das Treiben, das Drängen, an den gefeyerten Wanderer, sein Tagebuch zu größerer Bequemlichkeit seiner Freunde und Gönner unter die

Presse zu legen, die Erzählung aber ja recht fein auszuspinnen, lang und breit, und durchaus nichts wegzulassen, was er vom Anfang bis zum Ende gesehen und gethan, gedacht und empfunden habe.

Diesem Begehren hat Hr. Röser denn auch aufs beste und bereitwilligste entsprochen, und ein Buch von 631 enggedruckten Seiten geschrieben.

Wir lesen darin umständlich, wie das adriatische Meer aussehe, was man bey seinem Anblicke empfinde, wie das Schiff sich bewege und die Matrosen manipuliren; auch Essen, Trinken, Schlafen, Flackern der Nachtlampe und Umschütten des Wasserglases am Bette durch die Hefigkeit der Bewegung; item wie man Kaffe trinke und sitze, und was ein Bazar sey, überhaupt die gewöhnlichen Scenen einer Wasserfahrt, Auf- und Untergang der Sonne, zweifelhaftes Mondlicht, Sternenglanz, ägyptischer Schmutz, conträre Winde, Sturm, Uebelkeiten und Langweile, Aufstehen und Ankleiden, links und rechts Gehen, Hebung und Senkung des Landweges, Mohammed-Ali's Canape, Dr. Pruner und die Augenentzündung, und warum der Nil austrete, was der Verf. zum Frühstücke, was er zum Mittagessen, wieviel und um welche Stunde er es bekommen, wie viel er Wein getrunken, und was er in der Nacht bisweilen geträumt habe, wird mit Treuherzigkeit und deutscher Gründlichkeit besprochen und erzählt, so daß seine Freunde mit dem Kalender in der Hand Tag für Tag — ohne durch politische oder religiöse Betrachtungen gestört zu seyn — Wanderers Leben, Thun und Treiben von Morgen bis Abend vollständig erfassen, und gleichsam in die Form einer Medo-Persischen Hauchchronik bringen können.

Von den Wiederbelebungs-Versuchen des hinfiechenden Orients durch die beyden Staats-Aerzte in Constantinopel und Kahira, und von allen ihren Namik und Muschir und tactischen Schlachthausen ist hier überall keine Rede. Auch die Russen sind hier weder gelobt, noch getadelt, noch auch gesürchtet, ja sie sind mit ihren Reiterkolonien, mit Bug und Wosnesensk und mit dem ganzen Heere ihrer Agenten, Consuln, Staatsräthe und Residenten im türkischen Reiche gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Hr. Röser hat „ein Jahr aus seinem Leben,“ und dieß ohne Zweifel „das merkwür-

digste“ für seine Landsleute im Hohenlohischen geschrieben und — wenn man dem Buche diese Grenzen setzt — seine Aufgabe mit Glück gelöst.

Persönlich erscheint der Hr. Verf. durchgehends als höchst achtbar, gemüthlich, gläubig, in Gefahren unerschrocken und erfindungsreich, dabey edel, wohlthätig und im höchsten Grade uneigennützig. Durch keine Zudringlichkeit der armen Morgenländer war seine ärztliche Geduld zu ermüden, und er verschmähte dabey selbst von reichen Klienten allen Lohn. In diesen Puncten hat Hr. Köser die glänzende Reputation der deutschen Aerzte im Orient nicht nur aufrecht erhalten, sondern noch vermehrt und erhöht.

Indessen entdeckt man an ihm doch auch zuweilen jene Miene von Selbstzufriedenheit und protegierender Kürze, wie sie deutsche Beamte in Griechenland, vorzüglich in untergeordneten Stellen, den Eingebornen gegenüber so gerne annehmen, indem sie sich als alte Musesöhne germanischer Hochschulen und gegenwärtige Eroberer und Schutzgeister Griechenlands nicht nur einer unendlichen Ueberlegenheit über all das anarchische Wesen der neuen Myrmidonen bewusst sind, sondern auch von freiwilliger Anerkennung und unbedingter Ergebenheit ihrer Hellenischen Zöglinge eine unglaublich feste Ueberzeugung hegen. Erst als die Mönche in einem Kloster auf dem Berge Athos, wohin der Hr. Doctor zur Winterzeit bey Schnee und Kälte kam, ihn und seine Gefährten für arme Flüchtlinge hielten, die der allgemeinen Niedermeglung der Bazarresi in Griechenland entronnen seyen, merkte er, daß es mit der stillen Bewunderung für deutsche Ueberlegenheit in Hellas doch nicht so ganz richtig sey.

(Schluß folgt).



The British and Foreign Review, or European Quarterly Journal. January 1838. London, Taylor.

Unter der Aufschrift: British and Foreign Universities, bringt dieses Stück einen Aufsatz, der zunächst die Universität Oxford betrifft, ihre jetzige

Verfassung bitter tadelt, und darin den Grund ihres Zurückbleibens hinter anderen, namentlich deutschen, Universitäten findet. Weder die Klagen des Verf. über die Unfreyheit der Wissenschaft auf der ältesten hohen Schule Englands, noch die Vorschläge, die er zur Verbesserung ihrer Lehrordnung macht, haben für den deutschen Leser sonderliches Interesse; desto mehr vielleicht folgende Stelle, wo der Verf., ein sehr warmer Freund des Fortschritts, mit leblicher Unbefangenheit einen Vorzug der englischen Universitäten anerkennt.

S. 106. „Den Ruhm haben Oxford und Cambridge, daß sie unseren Jünglingen in dem Alter, das der Leitung am meisten bedarf, eine Erziehung geben, die, im Ganzen genommen, nicht ihres Gleichen in ganz Europa hat. Auf einer deutschen Hochschule mag ein tieferes und umfangreicheres Wissen zu erwerben seyn; aber eine solche Bildung des Charakters, die so an Gehorsam gewöhnt und dabey dennoch Selbstachtung und Selbstbestimmung weckt und pflügt; solch eine Hebung des sittlichen, auch des religiösen Tones in Einigung mit der Uebung der Geisteskräfte in wissenschaftlichen Richtungen, ist auf unseren Universitäten allein zu finden. Diese Charakterbildung ist die hervorsteckende und die beste Eigenthümlichkeit derselben. Ihrem Einflusse vornehmlich haben wir den sittlichen Werth und den Edelsinn der höheren Stände, und namentlich der Geistlichkeit, zu danken. Dafür werden sie mit vollem Rechte durch die Zuneigung der Nation belohnt, um welche sie sich auf diese Art verdient machen. Es wäre eine verkehrte und höchst beklagenswerthe Reform, wenn unseren Universitäten diese Wirksamkeit entzogen oder verümmert würde.

Vermuthlich hat der Verf. Gründe gehabt, eine Bemerkung, die sich beynahe aufdringt, unberührt zu lassen: daß in einer Zeit großer Aufregung auch in England, wo neben den zwey alten Parthenen eine dritte, die radicale oder revolutionäre, austrat, beyde Universitäten dem Uebel, welches so manche ihrer Schwestern in Deutschland traf, der Verirrung eines Theils ihrer Jugend in politisches Streben, unzugänglich geblieben sind.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. Februar.

Nro. 34.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. Paris 1836. 8. 2 Bde. Bd. I. XV. u. 469 S. Bd. II. 526 S. mit einer Karte der Vereinigten Staaten.

Der Verfasser dieser Briefe ist im Jahr 1834 auf Kosten der französischen Regierung nach Nordamerika gesendet worden, um die dortigen öffentlichen Arbeiten im Allgemeinen und insbesondere die Eisenbahnen näher kennen zu lernen. Er blieb indeß hiebey nicht stehen, sondern erweiterte den Kreis seiner Beobachtungen so ziemlich auf alle wichtigeren Gegenstände des wirthschaftlichen Lebens. Auch auf die Verfassung, die öffentlichen Einrichtungen und die gesellschaftlichen Verhältnisse nimmt er Rücksicht, so weit es zum bessern Verständniß der ökonomischen Beziehungen nöthig ist, die seine Hauptaufgabe bilden, und es ist ihm gelungen, die trockeneren ökonomischen Materien überall durch leichtere und anziehendere Betrachtungen über die Staatsanstalten, die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, so zu unterbrechen, daß sich das Ganze von Anfang bis zu Ende mit eben so viel Vergnügen als Belehrung liest. Die Schrift ist in der Absicht geschrieben, den Franzosen die Verbesserungen vorzulegen, welche der nordamerikanische Zweig des englischen Volksstammes in den Einrichtungen zur Unterstützung des Erwerbes und Verkehrs, so wie in der Arbeit und dem häuslichen Zustande der großen Masse des Volkes durchgeführt hat: weshalb sie überall auf die verwandten Anstalten und Zustände in Frankreich hinweist und Vorschläge zur Abstellung von Gebrechen macht.

Da der Verf. hiebey mit größerer Freyheit und Unparteylichkeit zu Werke geht, als man sonst bey Franzosen findet, die über ihr Vaterland re-

den, so hat seine Arbeit nicht bloß für Frankreich, sondern auch für andere europäische Länder vielfachen praktischen Werth; wie sehr man auch von manchen seiner Ansichten abweichen und wie wenig einzelne seiner Vorschläge außerhalb Frankreich anwendbar seyn mögen. Die Schrift ihrem ganzen Inhalt nach durchzugehen, würde den Raum dieser Blätter überschreiten; wir heben daher nur einige der wichtigeren Gegenstände aus, ohne uns an die Ordnung des Buches selbst zu binden.

Die große Masse des Volkes findet der Verf. in den Vereinigten Staaten durchaus in besserem Zustande als in Europa. Der gemeinste Arbeiter verdient so viel, daß er eine Familie ganz eben so gut unterhalten kann, als im europäischen Mittelstande möglich ist. „Er arbeitet mehr und besser als der europäische Arbeiter; aber er kennt auch die Arbeit nicht bloß von Seite der Beschwerde, sondern zugleich durch ihre Belohnung. Er kleidet sich so gut wie ein Senator bey dem Congress, seine Frau wie die reiche Kaufmannsfrau in New-York. Seine Wohnung ist wohlverwahrt, warm und reinlich, sein Tisch fast eben so reichlich besetzt als der seiner reichsten Mitbürger. Manches rechnet er unter die nothwendigsten Bedürfnisse, was bey uns dem Luxus angehört, z. B. Eis im Sommer.“ Zugleich hält er mehr auf seine persönliche Würde, als das gemeine Volk in Europa. Er ist voll Selbstgefühl und Empfindlichkeit; so daß er sogar den Namen Meister vermeidet, und dafür „Beschäftigter“ sagt; zugleich hat er aber auch weit mehr Ehrlichkeit und Pünktlichkeit als der europäische Arbeiter. Die Sklavenslast der Lüge und des Diebstahls, in Europa so häufig unter den Fabrikarbeitern, kommen selten vor. „Der Charakter des nordamerikanischen Arbeiters, als solchen, ist sehr ehrenwerth und erregt den Neid des Europäers, der weiß wie es bey ihm

zu Hause steht.“ Der Arbeiter auf dem Lande und der kleine Grundbesitzer haben dieselben Vorzüge, ohne jedoch eben so mißtrauisch und eifersüchtig gegen die Reichen zu seyn, wie der städtische Arbeiter und der Handwerker. Mag sich auch im Einzelnen selbst unter dem gemeinen Volke in Europa mehr Talent, Geschmack, Sinnigkeit, Muth und Fröhlichkeit zeigen als in Nordamerika, so kann dieß doch im Ganzen nicht entscheiden.

„Vielmehr muß man den Zustand des gemeinen Mannes in jedem Lande darnach vergleichen, ob er seine Pflichten gegen Gott, das Vaterland, die Seinigen und gegen sich selbst kennt und ausübt, ob er eifrig und gewissenhaft arbeitet, ob er ein braver Bürger, ein aufmerksamer Gatte und guter Vater ist, der für Wohlseyn und Sittlichkeit der Seinigen sorgt: dieß sind die wesentlichen Punkte, worauf es bey aller Civilisation ankommt.“

In allen diesen Beziehungen aber steht selbst in England und noch mehr in Frankreich, Spanien und Italien die Masse des Volks weit hinter dem gemeinen Volke in Nordamerika zurück (II. p. 414.). Was dagegen in Nordamerika sich über die untern Klassen erhebt, steht tiefer als die höheren Klassen in Europa. Dort haben die Reichen das Ansehen von Besiegten; sie sind gezwungen, ununterbrochen mit und unter dem gemeinen Volke zu leben und stehen dadurch an Bildung unter denselben Klassen in Europa.

Die sittliche Haltung des nordamerikanischen Arbeiters zeigt sich aufs Vortheilhafteste gerade unter Umständen, wo in Europa meist die größte Sittenlosigkeit herrscht, in den Fabrikorten. Der bedeutendste Plag für die Baumwollmanufaktur ist Lowell, 10 Stunden von Boston. Hier arbeiten etwa 5000 Mädchen von 17 — 24 Jahren, meist aus der Umgegend bis auf 40 Stunden im Umkreis. Bey einem Lohne von wöchentlich 10 — 12 fl., können sie 3 — 4 fl. ersparen und so nach 4 Jahren 600 — 800 fl. besitzen, womit sie gewöhnlich die Fabrik verlassen, um zu heirathen. In Frankreich, gesteht der Verfasser, und wir dürfen hinzusehen, auch in Deutschland, würde man die Lage dieser Personen für eine sehr bedenkliche halten. In Nordamerika findet sie Niemand gefährlich und es kommt unter dieser großen Zahl nur höchst selten ein Fall der Unsitlichkeit vor.

„Sie stehen dort unter der Obhut des öffentlichen Glaubens, was eine sehr große Zurückhaltung in den Sitten und eine ungemaine Strenge der öffentlichen Meinung voraussetzt. Zwar verbreitet dieß auch über die Gesellschaft den Anstrich der Traurigkeit und Langweile: bedenkt man aber die Gefahren, denen bey dem entgegengesetzten System die Tochter des Armen bloßgestellt ist und zählt man die Menge, welche unter demselben zu Grunde geht, so ist es schwer, wenigstens wenn man mit dem Volke fühlt, zu widersprechen, daß die Angloamerikanische Sprödigkeit so viel Werth hat, als die Leichtigkeit der toleranten französischen Sitten, was diese auch Unangenehmes haben mögen.“

Die Compagnieen, von welchen die Baumwoll-Manufakturen unternommen sind, haben für die Arbeiterinnen eigene Pensionshäuser bauen lassen, die sie sehr wohlfeil an Matronen vermietthen, bey denen dann gegen bestimmte Taxe die Mädchen Wohnung und Nahrung haben. Die Frauen sind für das Betragen der Kostgängerinnen verantwortlich. Diese müssen den Sonntag streng halten; um 10 Uhr Abends wird täglich die Pension geschlossen und Unordnung oder Unsitlichkeit im Betragen mit Entlassung aus der Fabrik gestraft (XIII. Brief.)

Es ist noch lange nicht zu fürchten, daß der Lohn im Ganzen sinken werde, da die westlichen Theile Nordamerika's neuen Niederlassungen auf ein paar Menschenalter hinaus ganz denselben freyen Spielraum darbieten wie bisher. Wer irgend in den östlichen Staaten sich im Erwerb beschränkt sieht, zieht nach Westen und kauft ein Stück Land an, dessen Werth er auch als Tagelöhner in einigen Jahren zu ersparen vermochte. Dagegen steht allerdings der Lohn gemeiner Arbeit in den Seestädten und in deren Umgegend sehr niedrig, weil eine große Zahl der Einwanderer aus Mangel an Mitteln zur Fortsetzung der Reise gleich hier Beschäftigung suchen muß. Sie sind oft froh, um die Kost Arbeit zu finden, während man in Illinois einem Tagelöhner im Landbau neben der Kost monatlich 10 — 12 Dollar (25 — 30 fl.) giebt; schon im Staat Ohio ist dieser Geldlohn nur 6 — 7 Dollar Uebrigens muß man nicht glauben, als ob der Landbau in Nordamerika rasch zum Reichthum führe; er wirkt dort, wie so ziemlich überall, weniger Kapitalgewinn ab, als Gewerbe und Handel. Dazu kommt, daß in den bewohnteren östlichen und mittleren Thei-



len der Union Bodenfrüchte und Vieh weit wohlfeiler sind, als in den eben erst unter den Pflug kommenden westlicheren. Ursache scheint zu seyn der geringe Ueberschuß, den neue Ansiedler über den eigenen Bedarf bauen, und die starke Nachfrage der zahlreichen neuen Ankömmlinge nach Lebensmitteln und Vieh bis zum eigenen Ertrag ihrer Wirthschaft. So ist es z. B. in Cincinnati weit wohlfeiler als in Chicago. Dagegen ist der Preis des Bodens in den älteren östlicheren Staaten höher als in den neuen westlichen. Denn schon in Ohio gilt guter beubarer Boden 35 — 40 Dollar der Acre (der bayerische Morgen etwa 80 fl.); in Illinois doch auch schon 20 Dollar, oder 50 fl. Dabey sind dann entweder gar keine Gebäude oder nur Blockhäuser, die bloß in der ersten Noth genügen. Auf Congressland vor der Vermessung und dem Ausgebot zum Verkauf sich niederzulassen, um dieß zu kultiviren, und darauf ein Vorkaufsrecht zu erwerben, kann ein Europäer nicht wohl wagen. Dieß ist ein ganz eigener Erwerbszweig der Eingebornen geworden, die besser mit dem Ungemach und den Entbehrungen zu kämpfen wissen, denen man hieby ausgefetzt ist, als der Fremde. Sie rechnen dabey nicht sowohl auf den Ertrag der Landwirthschaft, als auf das Steigen des Bodenwerthes mit der Zunahme der Bevölkerung. Tritt dieß ein, so verkaufen sie den theilweise umgebrochenen Boden an Ansiedler, die sich auf längere Zeit niederlassen wollen, um ein neues ähnliches Unternehmen zu beginnen. Eben dieselbe Hoffnung, am Werth des Bodens zu gewinnen, ist es überhaupt, was den ungeheuren Drang der östlichen Bevölkerung nach dem Westen veranlaßt. Nicht bloß der erste Anbauer, sondern auch die Käufer des beurbarten Bodens denken weniger auf eine dauernde Niederlassung, als auf den Gewinn beim Wiederverkauf des Bodens, obwohl allerdings eine Theuerung der Landbauproducte den Landbau an sich für den, der selbst Hand anlegt, im Westen einträglicher macht als im Osten. Wer freylich bloß mit gedungenen Händen arbeitet, verliert im höheren Lohne, was die werthvollere Kernte mehr abwirft.

Man ist bald darauf gekommen, daß es nicht nothwendig ist, selbst an Ort und Stelle zu seyn, um an dem Steigen des Bodenwerthes zu gewin-

nen und hat die erkauften Ackerloose, vornehmlich aber die Hausplätze in projectirten Städten der westlichen neuen Staaten, in der ganzen Union wie andere Aktien ausgetrieben. Dieß hat denn vornehmlich zu den ausschweifenden Spekulationen geführt, unter deren Folgen in diesem Augenblicke Nordamerika leidet. Ein Hausplatz in einer Stadt von 4 — 5 Häusern am Kanal von Chicago an den Illinois war dieses Jahr zu 6000 Dollar verkauft worden. \*)

(Fortsetzung folgt.)

- 
- 1) Voyage du Maréchal Marmont, Duc de Raguse, en Hongrie, etc.
  - 2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, &c.

(Schluß.)

Was nun die Reise selbst betrifft, wollen wir uns mit einfacher Angabe ihrer Richtung, so wie mit Nennung der vorzüglichsten Punkte begnügen, die der Verf. auf seiner Wanderschaft berührte. Von Bartenstein kam er nach Venedig und Triest, ein Fahrzeug brachte ihn nach Patras. Dann ging es zu Lande über Bostiza nach Korinth und Nauplia, wo er an Griechenland die „trauernde Penelope,“ an der Regentschaft aber das Corps der „Freyer“ erkannte. Megos, Verna und Mycenä wurden nicht vergessen; Athen, Syra, Smyrna nach einander besucht und von letztgenannter Stadt zu Lande über Magnesia nach Brusa gezogen, und zu Mondania die Barke nach Constantinopel bestiegen, nach kurzem Aufenthalte aber durch die Dardanellenstrasse wieder nach Syra und Nauplia zurückge-

\*) Referent hat hierbey einige mündliche Mittheilungen eines im Anfang des Monats December von einer Reise durch Nordamerika zurückgekommenen jungen Mannes aus Südbayern benützt, der mit der gründlichsten Bildung gesunde Beobachtungsgabe verbindet.

fehrt, um auf einem Segelschiffe die Fahrt über Candia nach Alexandria in Aegypten anzutreten. Der linke Nilarm führte Hrn. Röser nach Kahira und Zubehör, der rechte nach Damiate hinab, und ein griechisches Fahrzeug endlich an die Küste des heiligen Landes bey Jassa. Auf dem Wege nach Jerusalem wird Abu-Gosch natürlich nicht vergessen, und in der heiligen Stadt selbst gläubig und fromm herumgepilgert. Von Bairut, wohin den Doktor ein arabischer Rheder gebracht, wurde die Heimkehr über Cypern, Rhodus und die Sporaden angetreten, am Berge Athos aber das Fahrzeug verlassen und wieder zu Lande durch Macedonien und Thessalonien die Grenze des freyen Griechenlands erreicht, Athen mit dop-peltem Vergnügen wiedergesehen und endlich zu Patras das letztemal das Segel aufgespannt, um sich im Triestiner Lazarete zum Wiedereintritt ins glückliche Abendland vorzubereiten.

Gegangen ist der Hr. Verf. auf diesen Kreuz- und Querczügen durchaus nur ausgetretene Pfade, ausgenommen die Strecke von Smyrna nach Brussa, besonders aber den Landweg vom Berge Athos über Saloniki, Olympus, Tempethal und Pharsala nach Zituni, der selten gemacht wird und niemals ohne Gefahr gemacht werden kann. Diese letztere Parthie, ob sie gleich in großer Eile zurückgelegt werden mußte, halten wir für die merkwürdigste und lehrreichste im ganzen Buche, an dem wir gar nichts tadeln wollen als die gar zu schlechte Orthographie. An fremden Wörtern sind die Irrthümer unzählig und, wie im Werke Lamartine's, unter hundert nicht zehn recht geschrieben. Aber auch im Deutschen kommen Nachlässigkeiten vor, die man in einem an das große Publikum gerichteten Werke nicht finden sollte. Hr. Röser hat seinen fränkischen Dialekt noch nicht ganz abgestreift und verwechselt gerne b mit p, und umgekehrt, indem er, Beyspiels halber, gerne Sibylus und Niobe für Sipylus und Niobe schreibt. Auch im Style selbst begegnet uns gar zu oft statt Kern und Nerv bloß inanis verborum sonitus, wie es Platon und Marcus Tullius den falschen Redekünstlern ihrer Zeit zum Vorwurfe machen.

Warum nennt uns denn Hr. Röser die Ci-

tabelle von Jerusalem Thurm von Pisant, da sie doch in abendländischer Redeweise der Pisaner-Thurm, torre de' Pisani heißt? Auch eine Grafschaft Caroaclani dürfte man in Anastolien eben so wenig finden, als ein Bad Beckersele (statt Boi güsel, d. i. schöner Wuchs) in einer Stadt Burscha, oder ein Pulaquo (für Bulak) in Aegypten, oder ein El-Halib (Chalil) in Palästina. Auch hat man kaum nöthig, das türkische Alphabet zu kennen, um zu wissen, daß Bujuktere fehlerhaft, Bujukdere aber die rechte Schreibart sey. Dagegen wird es nicht zu viel gefodert seyn, wenn man nicht Chiloastro, sondern Xyloastro lesen will. Wir wissen recht gut, daß dieses nur Kleinigkeiten sind, deren Quelle man nicht allzeit im Mangel an Gelehrsamkeit suchen darf; allein solche Irrthümer, wenn sie sich beständig und in gar zu großer Anzahl vorfinden, entstellen doch das Buch, und beschuldigen den Verfasser der Nachlässigkeit und Geringschätzung gegen das Publikum, welches an einem Schriftsteller und Gelehrten in solchen Dingen höhere Vollkommenheit verlangt als von einem wandernden Handwerksgefallen. Wären Reisen in den Orient heute selten und gefahrvoll wie vor Zeiten, so würde es niemand einfallen, in einem solchen Werke Styl und Orthographie zu tadeln. Da uns aber jedes Jahr eine Flut solcher Wanderschriften bringt, wird man endlich wählerisch und, wie manchem scheinen mag, in der Beurtheilung hart und kleinlich. Wir aber gehen von dem Grundsatz aus, wer nichts oder nur wenig Neues bringt, muß vor uns wenigstens der Form nach correct und elegant erscheinen.

Fallmerayer.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Februar.

Nro. 35.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. etc.

(Fortsetzung.)

Unter allen Beschäftigungen ist vielleicht keine schlechter vergolten, als die der öffentlichen Dienste. Zwar wird kein Dienst ohne Lohn verlangt, ja selbst die Comitemitglieder von gemeinnützlichen Unternehmungen, z. B. von Eisenbahnen, erhalten Taggelder; allein da Jeder sich für gleich tauglich mit jedem Andern zu jedem öffentlichen Amte hält, so ist auch der wichtigste Dienst vergessen, sobald der Beamte wieder ins Privatleben zurücktritt. Ueberhaupt hat man für einen Privatdiener mehr Achtung als für einen Beamten. „Diesem läßt man unter hundert Formen merken, daß er nichts ist als Staub.“ Da alle Gehalte nur auf Dienstdauer laufen, so hat dieß zur Folge, daß bedeutende Männer, die während langwieriger Arbeiten für den Staat nicht im Stande gewesen, Vermögen zu erwerben, oft in die hilfloseste Lage kommen. So fand M. Chevalier den General Harrison als Greffier beym Gerichtshof in Cincinnati, nachdem er 1811 die Indianer, 1813 diese und die Engländer geschlagen hatte, und später Gouverneur von Indiana, Senator und Gesandter der Union gewesen war; so mußte Galatin durch die Vorstandschafft einer Bank in New-York Unterhalt suchen; so Jefferson in Virginien die Erlaubniß suchen, seine Güter verlosen zu dürfen; so Monroe den Kongreß geradezu um Unterstützung bitten, nachdem er sein Vermögen im Dienste des Staates aufgeopfert hat.

„Dieses Verfahren, sagt der Verf., der Nordamerikaner gegen ihre öffentlichen Diener ist eine ma-

thematische Folge aus dem Princip der Volks-Souveränität. Doch scheint es mir weder vernünftig noch gerecht. Wenn es ein Verbrechen ist, mit den Bedürfnissen des Volks zu spielen, so ist es ein eben so großes, Männer von Geist und Talent mit Füßen zu treten. Und wenn diejenigen, welche Vaterlandsliebe und Talent zu den Aemtern berechtigen, durch Undank und Verachtung davon zurückgeschreckt werden, welchen Händen will man die Sorge für's öffentliche Wohl vertrauen? Ein Volk, das, unwillig gegen jede Art Superiorität, die Dienste bedeutender Männer nur mit Unmuth lohnt und sie bei jedem Wechsel der Laune wie einen schlechten Stoff vor die Thüre wirft, verfährt eben so despotisch, wie die asiatischen Fürsten, die alle Staats-Einwohner zu derselben Sklaverey herabdrücken.“

Die Angestellten sind, mit Ausnahme der Richter, alle ohne Formalitäten entlassbar. Indes haben die älteren Präsidenten von ihrem Vorrechte wenig Gebrauch gemacht. Gegenwärtig ist dieß aber zu einem furchtbaren Werkzeug der Tyranney geworden, und seit Jackson werden die öffentlichen Aemter geradezu als Beute der siegenden Parthey betrachtet. Jackson hatte die Post und die Mauth durchaus mit seinen Creaturen besetzt und diese Methode wurde sofort in den einzelnen Staaten, Grafschaften und Gemeinden nachgeahmt. Sobald eine andere Parthey siegt, ändert der Staat seine Verwaltung vom Präsidenten bis zum Nachtwächter. Dadurch sind nun die öffentlichen Diener genöthigt, sich den Partheyen in die Hände zu werfen und in den Wahlkämpfen aufzutreten, was die älteren Präsidenten verboten hätten. Um sich einen Begriff zu machen von dem Umfang des Stellenwechsels allein beym Central-Gouvernement, ist zu bedenken, daß von der Ernennung des Präsidenten abhängig sind:

|                                                               |       |
|---------------------------------------------------------------|-------|
| Administrations- und Finanzbeamte . . .                       | 12144 |
| Im Militär und in den Verhältnissen<br>der Indianer . . . . . | 9643  |
| In der Marine . . . . .                                       | 6499  |
| Posten . . . . .                                              | 31917 |
|                                                               | <hr/> |
| Im Ganzen . . . . .                                           | 60203 |

Ueber die Steuern in den vereinigten Staaten hat die Schrift zwar nichts Vollständiges, aber doch viele interessante Bemerkungen, aus denen wir die wichtigeren hier ausheben. Im Allgemeinen herrscht Widerwille gegen eigentliche Staatsauslagen. Nach dem Grundsatz des Self-Government wollen Einzelne und Gemeinden für sich selbst sorgen und lieber auf manche gemeinnützliche Einrichtung verzichten, als eine Steuer an den Staat dafür errichten. Eben daher haben die einzelnen Staaten der Union wenig allgemeinen Staatsbedarf; bey einigen reducirt er sich auf den Gehalt des Gouverneurs, seines Bureau und die Kosten der Gesetzgebung. Seit einigen Jahren haben aber öffentliche Arbeiten auf Staatskosten oder unter Beyhülfe von Subscriptionen der Städte einzelne Staaten und Gemeinden in große Ausgaben gestürzt. Man hat sie durch Anlehen gedeckt, welche aus öffentlichen Einkünften und aus dem Ertrag der Unternehmungen selbst verzinst und getilgt werden sollen. Dadurch ist hier und da die Steuerlast gewachsen. Es giebt viererley Auflagen: 1) Unionssteuern, fast ganz in Zöllen bestehend, mit dem Ertrag der Post zusammen etwa 3 fl. 30 kr. per Kopf; 2) Steuern der einzelnen Staaten, meist unbedeutend; 3) Grafschaftssteuern ebenso; 4) Lokalsteuern, auf dem Lande sehr mäßig, selten über 7 fl. per Kopf, und 2 — 3 Tage Arbeit zur Straßen-Reparatur; in Städten oft sehr hoch. Die Steuern der einzelnen Staaten werden hier und da erhoben nach dem unbeweglichen oder zugleich nach dem beweglichen Vermögen ( $\frac{1}{10}$  —  $\frac{1}{8}$  pr. Ct. des Vermögens), in andern sind sie Kopfsteuern von allen männlichen Bürgern über 21 Jahre (poll-tax); in großen Handelsstädten erheben die Staaten meist eine Abgabe von Versteigerungen (1 — 2 pr. Ct.). — Diese Steuer trug 1835 in New-York von 34,311,609 Doll. 1,460,000 Doll. = 3,650,000 fl.; auch Patentsteuern von gewissen Ge-

werben: so von Auktionatoren, Gastwirthen, Liqueur-Fabrikanten, Hausierer; einige besteuern die Banken: so Pennsylvanien mit 3 pro Ct. der Dividende. Dieser Staat erhebt auch  $2\frac{1}{2}$  pro Ct. von Collateral-Erbschaften und eine Steuer von Amtsgelalten und manchen andern Arten von Erwerb durch geistige Beschäftigung (selbst die Seelsorge inbegriffen), endlich eine Steuer von Hagestolzen über 21 Jahre alt, die ohne Geschäft leben; eben so muß jede Bank für die Bewilligung eines Charters auf 20 Jahre 5 pr. Ct. ihres Kapitals erlegen. Ehedem hatten manche Staaten Lotterien, oder verliehen das Recht dazu gegen Vergeltung oder bezwilligten sie zur Ermunterung von Unternehmungen. Jetzt hat man meist darauf verzichtet. — Die Mehrzahl der Botanten in den gesetzgebenden Körpern besteht aus Grundbesitzern, in deren Interesse es liegt, die Grundsteuer zu vermeiden und die Städte zu belasten. So geschieht es z. B. in der Versteigerungssteuer. So betrug 1835 in Louisiana von 114,047 Doll. Steuer die Grundsteuer nur 31918 Doll., den Rest zahlt New-Orleans allein in Auflagen auf Kaufleute, Mäkler, Versteigerer, Apotheker, Gastwirthe und vom Werth der Sklaven. In New-York betragen die Staatstaxen 1 Frank per Kopf, wovon  $\frac{1}{3}$  vom Salz,  $\frac{2}{3}$  von Versteigerungen erhoben wird. Dazu kommen etwa  $3\frac{3}{4}$  Mill. Gulden Kanalzölle. In Maryland rechnet man etwa 35 kr. auf den Kopf, die aus Licenzen zu Lotterien, Versteigerungen u. dgl. fließen.

Die Grafschaftssteuern sind immer direkte Vermögenssteuern. In New-York (mit Ausnahme der Stadt) machen sie etwa 1 fl. per Kopf, in Pennsylvanien mehr. Die Lokalsteuern sind meist direkte. Manche große Städte erheben aber auch Marktaceise und Gebühren für Licenzen. In New-York betragen übrigens die Lokalsteuern 1 Million Dollar, also auf 270,000 Einwohner 20 Francs. In Boston 27 Francs, in Philadelphia inclus. der Armentaxe 20 Francs, mit der Grafschaftsteuer 30 Francs. Auf dem Lande sind die Lokalsteuern direkte und betragen in New-York (mit Ausnahme der Schulsteuer) 1 Fres. 65 St. Durch Vermeidung indirekter Steuern fallen die Lokalaufgaben mehr auf die Wohlhabenderen.

Mit Ausnahme der Stadt New-York zahlen die Bewohner des Staats New-York: Bundessteuer 7 Fres. 50 Ct., Staatssteuer 1 Fres., Canalzölle 3 Fres. 64, Grafschaftsteuer 2 Fr. 5 Ct. Localsteuer 1 Fr. 65, Schulsteuer — Fr. 50 Ct. im Ganzen 16 Fr. 34 Ct. (etwa 8 fl.) Dazu kommt dann überall die Ausgabe auf den Cultus. In Boston, wo die Kirchenstühle Privateigenthum sind, kostet einer für 4 — 6 Personen 500 — 1500 fl. Außerdem zahlt man noch jährlich, 75 — 100 fl. zum Kirchenbedarf und einen Beitrag für den Geistlichen, der die Armen besucht. In New-York besitzt die Kirche selbst die Stühle und einer kostet jährlich 150 — 250 fl.; auf dem Lande 50 — 75 fl. Dieß gilt von jeder Confession (I. 451). Der Verfasser vergleicht die Finanzen der vereinigten Staaten mit dem französischen Staatshaushalt; da er aber eben diese Kirchenausgaben, dann die Weggelder nicht in Ansatz bringt, so ist sein Resultat unbrauchbar. Indesß macht er hiebei die Bemerkung, daß das französische Budget leichter ertragen würde, wenn man es um hundert Millionen Fres. zu productiven Unternehmungen erhöhte, die droits d'enregistrement und de mutation änderte und die Aufsicht über die öffentlichen Beamten, wie es in Nordamerika geschieht, vornehmlich zum Vortheil der Pflichtigen ausübte, und z. B. nicht so abscheuliche Procedures gestattete, wie das Durchsuchen der Frauen in den Zollhäusern. „Wenn man genau untersuchte, wie klein die Zahl der Personen ist, zu deren Gunsten der Staat solche unwürdige und unsittliche Maßregeln handhabt, so würden sie bald abgestellt werden.“

Am ausführlichsten verbreitet sich die Schrift über die Eisenbahnen und Canäle (Lett. XXI. u. XXII., dann Note 1 — 17 des II. Bandes) und es ist auch bewunderungswürdig, was hierin geleistet worden. Die Betrachtung beginnt mit der treffenden Bemerkung, daß eine Verbesserung der Communications-Mittel nicht bloß den Wohlstand eines Volkes fördere, sondern auch zur Ausgleichung der Stände und zur Herstellung wahrer menschlicher Freyheit beytrage; daß sie allen Mitgliedern der Menschenfamilie die Fähigkeit mittheile, die Welt zu durchlaufen und zu benützen, die ihnen zum Erbtheil gegeben ist. „Bessere Frachtmittel bringen

nicht bloß entfernte Orte, sondern auch die verschiedenen Klassen der Gesellschaft einander näher.“ „In Ländern, wo der Reiche oder Mächtige unter prachtvollem Geleite reist, während der Arme sich im Koth und Sand fortscleppt, mögen sie Monarchie oder Republik heißen, ist die Ungleichheit der Stände augensällig.“ „In England dagegen, wo trotz den Privilegien und dem Reichthume der Lords der Handwerker und Aekersmann auf dem Bureau der Eisenbahn für wenig Schillinge einen Schein erhalten können, der sie berechtigt, in demselben Wagen mit dem Baronet oder Herzog zu fahren, empfindet der gemeine Mann seine Menschenwürde und begreift, daß zwischen ihm und den höhern Ständen kein unübersteiglicher Abgrund liegt.“ (II. 4).

Wenn irgendwo, so hat die Einföhrung besserer Frachtmittel in dem westlichen Nordamerika bedeutende Folgen gehabt. Durch Fulton's Arbeiten ist das große Mississipi = Thal mit einer Geschwindigkeit in die Reihe der bevölkerten und civilisirten Länder getreten, wovon man früher kein Beispiel hat. Bis 1811, wo das erste Dampfboot den Mississipi herabging, -brauchte ein gewöhnliches Schiff von 100 Tonnen von Cincinnati nach New-Orleans 100 Tage und 10 — 12 solche Schiffe fuhren jährlich hinab. Jetzt gehen über 240 Dampfschiffe in 9 — 10 Tagen hinunter, in 10 — 12 Tagen herauf, die 64,000 Tonnen fuhren. Damals kostete die Tonne 700 — 1100 Fres.; jetzt 60 Fres. außerdem gehen aber noch 160,000 — 180,000 Tonnen in platten Fahrzeugen den Strom hinab, deren Fracht jetzt ungemein wenig kostet, weil die Dampfboote die Führer derselben wieder mit zurücknehmen. Nordamerika besaß 1834? 386 Dampfboote, Frankreich 119; England 480.

Der Verf. klagt über die ungeheure Nachlässigkeit, mit der auf den Dampfbooten mit dem Feuer umgegangen wird. Man duldet aber in den westlichen Staaten keine polizeyliche Einmischung der Centralgewalt, selbst wenn sie offenbare Verbesserung beabsichtigt (no improvement!), und die patentiellare Staatsgewalt ist zu schwach. Die Hauptsache für die auf Erwerb erpichtie Masse ist rascher und wohlfeiler Transport, nicht Schutz des Lebens.

Aus dem Ueberblick der Nordamerikanischen Kanäle und Eisenbahnen heben wir die Hauptpunkte heraus.

## I.

### Verbindung des Mississippi = Thals mit dem Osten.

Bis 1817 hatte Nordamerika keinen Kanal und keine Eisenbahn. Damals erst wurde der Erie-Canal, der New-York mit dem Erie-See verbindet, begonnen und 1825 vollendet; er ist 146 franz. Lieues lang und hat 45 Mill. Franken gekostet. Man hat jetzt begonnen, ihm die doppelte Breite zu geben, da er der außerordentlich starken Fracht nicht mehr genügt (1835 giengen 500,000 Tonnen auf demselben). Im Ganzen hat der Staat New-York 247 Lieues Canäle, wovon die Meile 263,000 Fres. kostete (1836). —

Die zweite große Linie von abwechselnden Canälen und Eisenbahnen, je nach Beschaffenheit des Terrains, verbindet Philadelphia mit Pittsburg; sie wurde 1826 angefangen und 1834 vollendet. Im Ganzen besitzt Pennsylvanien 47 Lieues Eisenbahn und 142 Lieues Kanäle. Die französische Meile Kanal hat 392000 Fr., die Eisenbahn 587000 Fres. gekostet. — Von Baltimore geht eine Eisenbahn von 34 Lieues zum Kanal von der Chesapeake-Bay an den Ohio (Pittsburg), welcher letzterer bis zu diesem Zusammentreffen fertig ist. — Virginien wird eine Kanal- und Eisenbahnverbindung zwischen Richmond und Charleston am Kanawha herstellen; Süd-Carolina denkt auf eine ungeheure Eisenbahn von Charleston nach Cincinnati; doch ist davon noch nichts angeführt. — Auch in Canada wird zur Verbindung des Ostens und Westens durch die Anlegung von Kanälen längs der Stromschnellen des Flusses Richelieu und des Lorenzstroms mitgewirkt.

## II.

### Verbindung der Thäler des Mississippi und des St. Lorenzstromes.

Diese war durchaus vom Terrain erleichtert, das sich nirgend über 150 Metres erhebt und insbesondere im Westen große Ebenen bildet, die nur wenige Metres über den Seen liegen und zur Speisung der Kanäle viele Sümpfe besitzen. Vor allem

ist hier zu nennen der auf Kosten des Staats Ohio erbaute Kanal von Cleveland am Erie-See nach Portsmouth am Ohio, 122 Lieues lang, die Lieue zu 186000 Fr. — Ein zweyter Kanal verbindet Cincinnati mit dem Maumee, der in den Eriesee fließt; 26½ Lieues (zu 197000 Fr.) sind bereits vollendet; der Rest hat 50¼ Lieues und wird 219000 Fr. pr. Lieue kosten. — In Verbindung mit dem Staat Indiana (und unterstützt durch den Congress mit einer Schenkung an Land) führt Ohio noch eine dritte Canalverbindung des Maumee und Wabash aus, der in den Ohio fließt. — Eine Verbindung der Seen mit dem Mississippi, und zwar eine der wichtigsten, ist der 1836 begonnene Kanal von Chicago am Michigan-See an den Illinois auf Kosten des Staats Illinois (einige zwanzig Lieues lang). — Einen fünften Kanal vom Eriesee nach Pittsburg hat Pennsylvanien begonnen. —

Zur rascheren Verbindung des Ohio-Kanals mit dem Osten wird ein Kanal von Bolivar nach dem Beaverfluß gegraben. Dadurch ist Bolivar statt 340 nur mehr 250 Lieues von New-York entfernt. Der bisherige Weg gieng vom Ohio-Kanal in den Eriesee, den Erie-Kanal und den Hudson; der neue geht über Philadelphia auf dem Kanal von Pennsylvanien.

Ähnliche Quere-Verbindungen sind im Staat Ohio und noch mehr in Indiana im Werk. Dieser Staat allein hat im Jahr 1836 für Kanäle, Landstraßen und Eisenbahnen 10 Mill. Dollar (25 Mill. Gulden) zu verwenden beschlossen. Hieran schließen sich die Unternehmungen, die zur bessern Schiffbarmachung des Ohio, Mississippi und Lorenzstroms gemacht wurden. Vor allem die Räummung des Mississippi-Bettes von dem Treibholz; die Erhöhung des Fahrwassers im Ohio; die Umgehung der Ohio-Fälle bey Louisville durch den 3200 Metres langen Kanal von Louisville nach Portland, der selbst für Dampfschiffe fahrbar ist und 4 Mill. Fres. gekostet hat. —

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. Februar.

Nro. 36.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet. L. L. D. F. R. S. Foreign Associate of the Institute of France, by his Brother John Davy, M. D. F. R. S. in two Volumes. London 1836. Vol. 1. XII. u. 507. Vol. II. 419. 8.

Man könnte es für überflüssig halten, noch etwas zu Gunsten von Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Männer zu sagen, wenn nicht die tägliche Erfahrung dafür spräche, daß der wahre Werth derselben nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl Menschen erkannt wird. Betrifft es noch irgend einen politisch bedeutenden Mann oder einen Schriftsteller allgemeiner Natur und ersten Rangs, einen Dichter oder Historiker, so finden solche Biographien allenfalls eine beschränkte Anzahl Leser und Käufer. Nicht so ist es bey Männern, die in einem besondern Zweige der Wissenschaft sich ausgezeichnet und hier eine neue Bahn gebrochen haben; um deren Lebensgeschichte bekümmern sich oft Fachgenossen nicht viel und das große Publikum zieht an solchen biographischen Werken theilnahmlos vorüber.

Man entgegne nicht, daß die zahlreichen Briefwechsel bedeutender oder unbedeutender Männer nie mehr Anerkennung gefunden haben, als gegenwärtig. Denn hier liegt nicht ein psychologisches oder historisches Interesse, wie es seyn sollte, zu Grunde. Es ist vielmehr die Neugierde, angelockt durch das Pikanie der Situation, zu erfahren, was Bekannte und Zeitgenossen über einander denken und sagen; der Reiz, etwas aus dem Privatleben zu erfahren, was man anders nicht erfahren könnte oder sollte. Man darf sich nicht verhehlen, daß die häufige

Heransgabe von Briefwechseln in neuerer Zeit (deren Werth ich einerseits nicht verkenne) den Grund in jener modernen Indiskretion der Schriftsteller und Leser hat, mit der man Gespräche unter vier Augen und das vertraute Wort eines Briefes mittheilt und in Gesellschaft verliest; eine Handlung, welche die zarte Ehen und die Achtung der Personen in früheren Zeiten erst dem nachgebornen Geschlecht zu begehren erlaubte.

Wie geringe das Interesse für eine ernstere biographische Literatur bey uns ist, könnte man mit vielen Beyspielen belegen. Wie wenig ist die Biographie des Philologen Wolf in unsern Literaturzeitungen besprochen worden? Von den beyden Lebensbeschreibungen Guvier's, von Duvernoy und der Mistress Lee, hat kein kritisches Blatt Notiz genommen, und es scheint, daß auch das vorliegende, reichhaltige Werk die Aufmerksamkeit, die es verdient, noch nicht auf sich gezogen habe.

Ref. glaubt eine Verpflichtung zu lösen, wenn er von Davy's Biographie eine etwas ausführlichere Mittheilung in diesen Blättern giebt und von dem Lebensgange eines Mannes berichtet, der unter den Naturforschern dieses Jahrhunderts eine der ersten Stellen einnimmt und dessen reiche Bildung, so wie der große Einfluß, den seine Entdeckungen auf die ganze civilisirte Welt haben, auch ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen.

Der Verfasser der Lebensbeschreibung Humphry Davy's ist sein Bruder John Davy. Beyde knüpfte die zarteste Liebe an einander; Humphry war der ältere, der seines Bruders erste Erziehung leitete und ihn in London längere Zeit bey sich hatte. Ihr Beruf trennte sie; John wurde Arzt und nahm Dienste in der königlichen Flotte, wo er noch jetzt eine der obersten Stellen begleitet.

Die ganze Darstellung in der Biographie hat einen sehr zarten und einfachen Charakter und ist dabey so objectiv gehalten, als dieß ein Bruder nur immer vermag. Mit Vergnügen folgt man dem klaren, anschaulichen Gang der Erzählung, der die besseren englischen Werke so auszeichnet. \*)

Die Lebensbeschreibung beginnt mit einer Schilderung der Familie Davy, ihrer Naltern und Vorfahren.

Die Vorfahren väterlicher Seite wohnten und hatten Besitzungen in dem Kirchspiel von Ludgvan in Mount's Bay, in Kornwallis. Ohngefähr bis 200 Jahre reichen die Nachrichten zurück, die sich in den alten Kirchenbüchern finden. Während dieser ganzen Periode gehörte die Familie zur Mittelklasse. Der Urgroßvater, Robert Davy, war Hofmeister oder Verwalter bey dem Herzog von Bolton; in einem Brief desselben von 1757 ist die Rede von einer Pachtung, „welche die Familie, die sich zu den ältesten und weitverweigesten Pächtern der Gegend rechne“, schon einige hundert Jahre inne habe. Der frühere Ursprung der Familie war unbekannt; es war eine Tradition unter den Gliedern derselben, daß sie von den Normännern abstammten und mit Wilhelm dem Eroberer gekommen seyen. Diese Tradition erwähnt Davy selbst in seinen *Consolations in Travel*. Auch mütterlicher Seite hatte Davy eine gleich achtbare Abstammung; seine Mutter war eine Millet. Ein William Millet war 1556 Scheriff in Kornwall unter Elisabeth's Regierung. Humphry Davy's Vater hieß Robert Davy und war der älteste Sohn von Edmund und

Gräce Davy; diese war eine geborne Adams und hatte eine Aussteuer von 1500 Pfund, was vor hundert Jahren in diesem entlegenen Theile von England ein schönes Vermögen war; Edmund Davy war ein achtbarer Baumeister. Davy's Vater war im Hause seines Oheims, Robert Davy erzogen, welcher ein Landgut besaß, das ihm jährlich 600 bis 700 Pfund abwarf. Er hatte keine Kinder und wollte sein Vermögen dem Neffen vermachen; aber ein plötzlicher Tod brachte den größten Theil des Vermögens einer Nichte zu, welche nähere Ansprüche darauf hatte. Davy's Vater verheirathete sich bald nachher, zog nach Penzance, verwaltete ein kleines Gut, und beschäftigte sich nebenbey mit Jagd und Fischfang. Er starb frühzeitig an einer Luftröhrenkrankheit. Davy's Mutter ward Wittve im 35ten Jahre, und von 5 Kindern, unter welchen Humphry das älteste, war die ser allein einigermaßen herangewachsen; sie hatte ein Einkommen von ungefähr 150 Pfund im Jahr, aber eine Schuldenlast von ungefähr 1300 Pfd., welche durch manche verfehlte Speculationen des Vaters herbeygeführt war. Dem ohngeachtet verließ sie das Vertrauen und der gute Muth nicht; es war eine fromme, dabey kluge und verständige Frau, welche unter so sichtbarem Segen wirtschaftete, daß sie mit angestrebter Sparsamkeit und bey nachsichtigen Gläubigern, nicht nur ihre Kinder erzog, sondern auch allmählig alle ihre Schulden abtrug. Humphry war bey seines Vaters Tod 16 Jahre alt und tröstete seine bekümmerte Mutter mit den Worten: „sie solle ruhig seyn, er wolle alles für seine Geschwister thun.“ Das zarte, schöne Verhältniß zu Mutter, Bruder und Schwestern erhielt Davy bis an sein Ende.

Damals, vor nunmehr 40 Jahren, war der Zustand in diesem Theile von England sehr verschieden vom jetzigen. Ordentliche Landstraßen fehlten; Wagen konnten kaum fortkommen, daher man sich der Packpferde bediente; ein einziges Zeitungsblatt wurde hier gelesen; es kam nicht mit der Post, sondern ein Mann zu Pferde erschien regelmäßig und theilte die Blätter aus. In ganz Penzance, bey einer Bevölkerung von 2000 Einwohnern, war nur ein einziger Teppich und keine silberne Gabel zu finden. Geringe Bildung, Aberglaube, Schmuggel-

\*) Schon fünf Jahre früher hatte M. Dr. Paris zu London eine Lebensbeschreibung Davy's herausgegeben; darauf ist in der vorliegenden mehrmals, und meist mit Tadel, Rücksicht genommen. Unter anderen Ausstellungen des Dr. Paris wird die zurückgewiesen, die er gegen Davy's Stuhl, als zu blumeneihaft, erhebt. Mit welchen Blumen Dr. Paris seinen eigenen zu schmücken weiß, kann man an dem Bilde sehen, womit er Davy's Geistesvermögen zu beschreiben nennt. „Es glich, sagt er, dem Rüssel des Elephanten, welcher die Frucht von einem Zweige fein abspücket, aber auch den Baum selbst mit den Wurzeln aus dem Boden heben kann.“



Handel, Jagd, Faustkämpfe, Hahnengefechte, Trunkenheit waren die charakteristischen Züge von Penzance — einer Stadt, die jetzt 7000 Seelen, einen prachtvollen Hafen mit zahlreichen Schiffen bedeckt, eine öffentliche Bibliothek, mehrere gelehrte Gesellschaften, Gasbeleuchtung, herrliche Landstraßen nach allen Richtungen, die schönsten Equipagen u. s. w. enthält.

In dieser damals so beschränkten Umgebung wuchs Davy auf. Er war hier am 17. December 1778 geboren und ein gesunder und lebhafter Knabe. Ehe er 2 Jahre alt war, sprach er fließend und lernte bald kleine Geschichten und Gebete hersagen. Sein erster Lehrer, der ihn bloß im Lesen und Schreiben unterrichtete, erkannte schon des Knaben Talente und rieth dem Vater, ihn in die lateinische Schule zu schicken. Hier hatte er vom sechsten Jahre an einen seltsamen, ungeschickten und manchmal tyrannisch strengen Lehrer, welcher die Schüler gewöhnlich tüchtig an den Ohren schüttelte. Humphry, der häufig so behandelt wurde, kam eines Morgens mit zwey großen Pflastern auf den Ohren in die Schule; als sein Lehrer fragte, was er an seinen Ohren habe, antwortete der Knabe, „er habe schon im Voraus Pflaster für die üble Behandlung seiner Ohren aufgelegt.“

Die verkehrte Weise, nach welcher der Unterricht in der Schule betrieben wurde, mochte der Grund seyn, daß Humphry sich weniger in Fortschritten im Lernen auszeichnete, als durch sein Benehmen außer der Schule und durch das Ansehen, in welchem er bey seinen Schulkameraden stand. Im Erzählen von Märchen und Geschichten, in kleinen Liebes-Abentheuern und im Schreiben von Liebesbriefchen, in der Leichtigkeit lateinische und englische Verse zu machen, war er allen Gespielen voraus, die in solchen Dingen gewöhnlich auch seine Hülfe in Anspruch nahmen. Fischen war frühzeitig seine Lieblingsneigung, die er das ganze Leben hindurch behielt; das Verfertigen kleiner Feuerwerke ist als erstes Zeichen seiner Freude an Experimenten merkwürdig. Auch die schöne Umgegend von Penzance, der Mount St. Michael, die liebliche Bucht, die schönen Thäler und Hügelreihen und die felsigen Parthien an der Seeküste, in denen er sich viel herum-

trieb, übten einen mächtigen Einfluß auf seine frühere Entwicklung. In schulfreien Zeiten durchstrich er die Gegend auf einem Klepper, mit Angelruthe oder Flinte, betrachtete und sammelte, was ihm von Alterthümern oder Naturgegenständen auffiel.

Aus den Zeugnissen seiner Lehrer und älterer Bekannten aus dieser Zeit konnte man auf nichts Ungewöhnliches oder Vielversprechendes in seinem Wesen schließen. Er war im Ganzen zwar fleißig und guter Gemüthsart, zeigte aber keine außerordentlichen Fähigkeiten. Am meisten zeichnete er sich durch Uebertragung klassischer Dichter in englische Verse aus.

(Fortsetzung folgt.)

Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. etc.

(Schluß.)

Ueberhaupt ist der Mississippi für Schifffahrt und Handel der geeignetste Strom der Welt. Denn 450 Lienes ist er für Dampfboote von 300 Tonnen ohne Hinderniß fahrbar. Aber seine Ufer sind niedrig und seine starken Ueberschwemmungen unterhalten Sümpfe, die das Land nur an einzelnen erhöhten Stellen bewohnen lassen. Der Lorenzstrom dagegen ist für den Künstler einer der schönsten Flüsse. Er strömt durch Hügel und abgeschnittenes Land, bedeckt mit freundlichen Dörfern und sein klares Wasser tritt nie über seine Ufer, weil er aus den großen Seen kommt: dagegen ist er für die Schifffahrt von wenig Nutzen. Man hat daher schon den Niagarafall durch den Kanal Welland umgangen und auf ähnliche Weise hat Oberkanada begonnen, neben den Stromschnellen zwischen dem Ontario und Montreal einen Kanal anzulegen, der etwa 1 1/2 Million Francs per Liene kosten wird.

III.

Verbindung der Orte längs dem Atlantischen Meere.

Diese ist erleichtert durch die Buchten, die Flußbetten, die Lagunen, welche die niedrigen In-

seln bilden, die sich vor das feste Land legen. Nur hier und da ist es nöthig, eine Halbinsel durch einen Kanal oder eine Eisenbahn zu durchschneiden, um die natürliche Verbindung zu ergänzen. Unter diese Art von Communicationsmitteln gehören nun: der Kanal von Neubraunschweig an die Delaware, von 1833 — 35 für 12 Millionen Frances und der Kanal von Dismal-Swamp. Beyde erlauben nun ununterbrochene Wasserfahrt von Stonington nach Baltimore. Für Reisende geht überdieß von Boston nach Providence und von da nach Stonington eine Eisenbahn, und von der Narritanbay bis Philadelphia eine zweyte. Sonst fuhr man von hier nach New-York in 2 — 3 Tagen, jetzt in 6 — 7 Stunden. Durch die Eisenbahn von New-Castle nach Frenchtown ist die Delawarebay mit der Chesapeakebay verbunden. Um die hierbey nöthige Wasserfarth zu vermeiden, wird indeß noch eine neue Bahn von Baltimore nach Philadelphia angelegt. Von Baltimore nach Washington geht eine Eisenbahn und von da ist nur eine kurze Fahrt auf dem Potomak abwärts und 6 Stunden Landweg zu machen, um auf die Bahn von Fredericksburg nach Richmond zu kommen, von wo aus eine Eisenbahn nach Blakely am Roanoke und von da nach Norfolk geht. Vom Roanoke bis Charleston, der eigentlichen Hauptstadt des Südens ist noch eine Lücke. Doch geht von Charleston aus bereits eine Eisenbahn nach Hamburg (und gegenüber nach Augusta) am Savannah, die vornehmlich zur Fracht der Baumwolle ans Meer dient. — Von Augusta an ist eine Bahn bis Athen entworfen und man denkt auf eine Verlängerung bis New-Orleans, was aber wegen der großen Entfernung und der wenigen Bewohntheit des Landes noch im weiten Felde steht.

## IV.

Eine vierte Klasse von Communicationsmitteln verbinden die Umgegend der großen Städte mit diesen Städten. Solcher Bahnen gehen drey von Boston aus, vier von New-York, drey von Philadelphia aus. In letzterer Stadt sind sogar in einem paar Strassen Eisenbahnen gelegt, worauf aber nur Pferde gebraucht werden. Auch von Baltimore, Charleston und New-Orleans aus sind ähnliche Communi-

cationsmittel theils im Werke, theils schon vorhanden.

Als V. Art der Eisenbahnen und Kanal-Verbindungen erwähnt endlich der Verfasser diejenigen, welche zur Fortschaffung des Anthracits dienen, der in dem gebirgigen Theile von Pennsilvanien zwischen der Susquahannah und Delaware gebrochen wird. Hiesfür sind sechs Unternehmungen theils schon vollendet und im Ertrage, theils noch im Werke. Der Hauptkanal hievon ist der Schuylkill-Kanal von 43  $\frac{1}{2}$  Lieues, der jährlich 400,000 Tonnen Kohle führt und 20 — 25 pr. Ct. Rente giebt.

In eine VI. Klasse bringt er endlich mehrere zerstreut liegende und nicht zu größeren Verbindungen gehörige Kanäle und Eisenbahnen.

In den Anmerkungen stellt dann der Verfasser die Eisenbahnen und Kanäle zusammen, die in Nordamerika vorhanden sind, und vergleicht damit die in Europa bestehenden Frachtmittel dieser Art. Er findet für 1835:

An Kanälen 1321 Lieues mit 425 Millionen Frances Kosten.

An Eisenbahnen 301  $\frac{3}{4}$  Lieues mit 220 Mill. Frances Kosten.

Im Ganzen 2122  $\frac{3}{4}$  Lieues mit 645 Mill. Frances Kosten.

|                   |                                   |
|-------------------|-----------------------------------|
| In England        | { 1100 Kanal,<br>315 Eisenbahnen. |
| In Frankreich     | { 998 Kanal,<br>50 Eisenbahn.     |
| Belgien           | { 115 Kanal,<br>74 Eisenbahn.     |
| Im übrigen Europa | { 400 Kanal,<br>50 Eisenbahn.     |
| approximativ      |                                   |
| Zusammen:         | { 2613 Kanal,<br>487 Eisenbahn.   |

Rechnet man die unterdeß noch vollendeten Werke in Nordamerika dazu, so ist die Ausdehnung der Kanäle und Eisenbahnen dort 3050 Lieues (von 4000 Metres), also fast eben so viel als in ganz Europa.

F. B. W. Hermann.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Februar.

Nro. 37.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

## Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung).

Der wichtigste Abschnitt seines Lebens fällt in den December 1793, wo er Dr. Gardew's Schule verließ und im 15ten Jahre seines Alters seine Selbsterziehung begann, der er beynahe alles verdankte. Doch war das erste Jahr sehr gefährlich für ihn; ungebunden, ohne eine bestimmte Beschäftigung, studirte er in unzusammenhängender, abgebrochener Weise, gab sich allerley Zerstreungen und Vergnügungen hin, die jedoch meist nur im Fischen, Jagen, Schwimmbungen und im einsamen Umherstreifen bestanden. Er sprach in späteren Jahren öfters von dieser gefährlichen Periode seines Lebens. Der im Jahre 1794 erfolgte Tod seines Vaters und die Nöthigung, einen Beruf zu wählen, gaben ihm bald eine andere, ernstere Richtung. Er trat im Februar 1795 in die Lehre bey einem unterrichteten Wundarzt \*) und Apotheker, einem Herrn Vorlase, der später als Physician ein Diplom erhielt. Seine Tagebücher aus dieser Zeit geben ein Zeugniß von dem Eifer, mit welchem er nun seinen Studien oblag. Ein ausführliches Schema der verschiedenen Gegenstände, die er treiben wollte, ist aus dieser Zeit noch vorhanden. Merkwürdig tritt schon hier hervor, wie Davy, neben den speciellsten Fachstudien, Sprachen, Geschichte und Geographie trieb und wie lebhaft sein Interesse an übersinnlichen Dingen hing, eine Neigung, die sich,

neben der Beschäftigung mit empirischen und praktischen Gegenständen, stets stark erhielt und in seinen letzten Lebensjahren ihn zu den schönsten Produktionen antrieb. Es findet sich aus diesen Lehrjahren noch ein Band Manuskripte über moralische und religiöse Gegenstände, als: über die Wahrheit in religiösen Dingen, über Immaterialität der Seele, über die letzten Ursachen, über moralische Verpflichtung u. s. w. Nebenbey enthalten diese Handschriften mancherley poetische Versuche, in Versen und Prosa.

Merkwürdig für ein so zartes, poetisches und dem Glauben zugängliches Gemüth bleibt es, daß Davy eine Zeit lang in den Banden des Materialismus lag, wofür er eine „Vertheidigung“ schrieb. Eine spätere Randbemerkung zu diesem Aufsatz sagt: „Dies ist geschrieben, als ich 16 und ein halbes Jahr alt war: welche gewaltsame Umänderung in meinen Meynungen und Ansichten seit jener Zeit, jetzt, wo ich 19 und ein halbes Jahr zähle!“

In einem Aufsatz aus dieser Zeit, „über christliche Religion, nicht widerstreitend der wahren Philosophie,“ behauptet er, daß die einfachen und fundamentalen Wahrheiten der christlichen Religion vollkommen der Vernunft gemäß seyen. Gegen Inspiration, Schwärmercy u. s. w. empfiehlt er „einen mäßigen“ Grad von rationalem Scepticismus. Vergleicht man damit die späteren Aeußerungen in der Salmonia und den Consolations in Travel, so findet man den Unterschied, daß er in der Jugend die Vernunft als überall zureichend betrachtete, während er ihr in späteren Jahren immer mehr mißtraut; er dachte immer bescheidener und demüthiger, je mehr er in den Wissenschaften leistete.

Im ganzen Verlauf des Jahres 1795 waren seine Studien vorzugsweise auf Metaphysik gerichtet;

\*) Surgeon und Apothecary. Studirte Wundärzte und Apotheker in andrem Sinne, als bey uns. Sie haben, bey der geringen Zahl der graduirten Aerzte, den größten Theil der medicinischen Praxis inne.

kein einzelner physikalischer Zweig wurde besonders betrieben. Poetische Versuche fallen in diese Periode; in allen Gedichten spricht sich eine große Liebe zur Natur aus. Im folgenden Jahre legte er sich sehr auf die Mathematik, deren Studium er systematisch betrieb, da er von dem großen Vorschub überzeugt war, den ihm dieselbe in den physikalischen und chemischen Wissenschaften leisten konnte; er arbeitete sich ohne Lehrer in sie ein. Aber die Lieblingsbeschäftigung während dieses und des folgenden Jahres, blieben immer übersinnliche Gegenstände; er las die Schriften von Locke, Hartley, Hume, Helvetius, Condoreet, Reid u. a. und scheint selbst von Kant einige Kenntniß gehabt zu haben; vieles findet sich darüber in seinen Notenbüchern. Immer kritisirte er die gelesenen Schriftsteller, und ließ sich nicht von einzelnen Ansichten gefangen nehmen. Als Fachstudium trieb er Physiologie, jedoch ganz im Sinne seiner metaphysischen Richtung, indem er die Phänomene des Lebens aus wenigen abstrakten Sätzen zu erklären suchte; eine Behandlungsweise, deren Unhaltbarkeit er jedoch bald einsah, und dann für immer verließ. Immer schrieb er dabey Gedichte, von denen mehrere gedruckt sind; Mangel an künstlerischer Zucht ist jedoch an ihnen fühlbar. Im folgenden Jahre finden wir ihn ernstlich naturhistorischen Studien hingegeben. Bald war es die Chemie, die ihn besonders anzog; er begann ihr Studium im 19ten Jahre, im November oder December 1797, und zuerst auf rein theoretische Weise. Er hatte nur zwey Bücher: Lavoisier's Elemente der Chemie und Nicholson's chemisches Wörterbuch. Eigenes Nachdenken und eine kritische Betrachtung von Lavoisier's Werk scheint ihn zum Experiment getrieben zu haben. Seine Apparate zum Experimentiren waren, wie seine Mittel überhaupt, höchst einfach und beschränkt, nicht größer als die von Priestley und Scheele. Gläschen, Weingläser, Thertassen und irdene Schmelztiegel waren seine Geräthschaften, und die Stoffe bestanden in Mineralsäuren, Alkalien und einigen andern Artikeln, wie man sie in der Medicin gebräuchlich. Die ersten Experimente wurden in seinem Schlafzimmer angestellt; wenn er Feuer brauchte, mußte er mit seinem Schmelztiegel in die Küche gehen. Vier Monate nach dem Beginne kam Davy schon

mit Dr. Beddoes in Korrespondenz, da dieser an des jungen Chemikers Untersuchungen „über Wärme und Licht“ den lebhaftesten Antheil nahm. Viel trug zu seinem Enthusiasmus für Chemie auch die Bekanntschaft des jungen Gregory Watt bey, der die Universität Glasgow eben verlassen hatte, im Winter 1797 nach Penzance kam und hier bis zum folgenden Frühling bey Davy's Mutter im Hause wohnte. Beyde junge Leute durchstreiften die Gegend, besuchten die nahen, reichen Kupfer- und Zinnbergwerke und schleppten Steine und Erze zusammen, an denen chemische Untersuchungen angestellt wurden. Um diese Zeit ward Davy auch mit Davies Gilbert bekannt, welcher an den Untersuchungen als Zeuge Theil nahm und der nachmals Davy's Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle der Royal Society wurde.

Trotz dieser angestregten wissenschaftlichen Beschäftigungen unterblieb die Lektüre historischer und philosophischer Bücher nicht; Davy las die Werke von Locke, Reid, Stewart, Gibbon, Hume, Thomson, Milton und Shakespeare. Alles dieß geschah während seiner Lehrjahre als Studierender der Medicin und Assistent bey Dr. Vorlase, dessen Patienten er mit Arzneyen bediente. Vorlase schätzte seinen Lehrling sehr und gab ihm viele Beweise seines Wohlwollens; Davy behandelte bey einem zarten mitfühlenden Herzen besonders die Armen sehr freundlich; auch Vorlase's Familie liebte und achtete ihn.

Vorlase's Bibliothek bot ihm hinreichende Mittel zum Studium medicinischer Werke dar. Dabey unterließ er nicht, sich im Schießen und Fischen zu üben, wobey er sich gewöhnlich der Angel bediente.

Als Beweis seiner Ruhe und Unererschrockenheit kann folgender Fall dienen. Davy wurde von einem Hunde gebissen, der alle Symptome von Wasserscheu hatte; ohne Zaudern schnitt er sogleich sich selbst die Wunde aus und behandelte sie mit Aetzmitteln.

In diesem letzten Jahre seines Aufenthalts in Penzance kamen ihm seine eigenen Fähigkeiten zum Bewußtseyn und seine Zukunft schwebte ihm vor. Er fühlt sich reich und freudig, auch ohne hohe Geburt, Hülfsmittel und Empfehlungen. Mehrere

Stellen seiner Tagebücher geben Zeugniß von diesen inneren Fortschritten des Selbstbewußtseyns und Selbstgefühls, die sich auf eine anspruchlose und naturgemäße Weise in ihm entwickelten.

Um diese Zeit erhielt er von Dr. Beddoes in Clifton den Antrag, die Oberaufsicht über dessen pneumatisches Institut zu übernehmen. Vorläse ließ ihm den Rest der Lehrzeit nach und verabschiedete ihn mit den besten Wünschen. Davy nahm die Stelle in Clifton, nach einiger Uterhandlung über die Bezahlung, woben ihm Davies Gilbert freundlich beystand, gerne an und verließ Penzance den 2. October 1798.

Die Pneumatik-Institution verdankte ihre Entstehung dem Dr. Beddoes, wurde aber ganz durch Subskription erhalten. Der Zweck war, die medicinischen Kräfte verschiedener Gasarten zu erforschen, denn man gab sich der sanguinischen Hoffnung hin, daß hiedurch Krankheiten geheilt werden könnten, die man bisher für unheilbar hielt. Man hoffte Aufklärungen in den dunkelsten Theilen der Physiologie zu erhalten und versprach sich den größten Gewinn für medicinische Theorie und Praxis. Eine solche Ueberschätzung war nicht neu; sie fand immer statt und wird immer wiederkehren, so bald man in der Chemie neue Stoffe oder Verbindungen entdeckt, welche sich von den bisher bekannten auffallend unterscheiden.

Der Ruf der Pneumatik-Institution wuchs und zog Männer von Rang und Bildung nach Clifton, theils Gesundheits, theils Neugierde halber, was Davy manche interessante Bekanntschaften verschaffte. Dr. Beddoes war ein ruhiger, etwas trockner und zurückhaltender Mann von edlem Charakter, jedoch nicht stark im Experimentiren, mehr mit Theorien und Lieblings-Ideen beschäftigt; seine Frau war eine äußerst zarte, lebenswürdige Frau und sie übte einen mächtigen Einfluß auf Davy's Bildung aus. Davy war in seiner Lage sehr zufrieden; er konnte nach Herzenslust arbeiten und experimentiren. Das erste, was er hier vornahm, war die Vollendung seiner Untersuchungen über Wärme und Licht, welche Beddoes in einem besondern Bande 1799 herausgab. Dieser größere schriftstellerische Versuch, der 20 Monate, nachdem er das Studium der Chemie

begonnen hatte, erschien, hatte manches Wage, jugendlich Rasche, das sich besonders in einer großen Neigung zum Generalisiren, zum Aufstellen von Hypothesen aussprach. Es wurde darin eine neue Theorie des Athmungsprocesses, der Erzeugung von Sauerstoff in organischen Körpern und der Entstehung der organischen Farben aufgestellt. Verfolgt man den Weg, den später Davy genommen, und worüber er sich selbst öfters ausgesprochen hat, so ist in allen seinen Arbeiten eine immer größere Abneigung gegen Hypothesen, eine stets wachsende Scheu vor Theorien, und eine immer mehr hervortretende Werthschätzung sicherer Thatsachen bemerkbar. „Ich begann, sagt er in seinen Note books, meine chemischen Forschungen mit spekulativen und theoretischen Untersuchungen; ein reiferes Nachdenken überzeugte mich von meinem Irrthume, von der Beschränktheit unserer Gaben, von der Gefahr grundloser Verallgemeinerungen und von der Schwierigkeit wahre und sichere aufzustellen.“

Indeß tragen viele solche allgemeine Andeutungen den Charakter eines wahrhaft geistreichen und tief poetischen Gemüths und sind, wo sie sich bloß in Form von Ahnungen und Rückblicken auf die höchsten Entzwecke der Schöpfung aussprechen und nicht Theorien für unlösbare Naturprocesse sind, sehr sinnig und anziehend. Besonders schön ist die Betrachtung der zerstreuten Sonnen und Fixsterne im Weltall als großer Lichtreservoirs, bestimmt vom Herrn der Welt Alles zu erfüllen und zu beleben, und das Belebte eines steten Lichtgenusses theilhaftig werden zu lassen. Ein großer und einfacher Plan gehe durch die ganze geschaffene Welt, in der Geistiges und Körperliches so zusammengefügt sey, daß eine veränderte Thätigkeit des Einen ohne eine entsprechende Formveränderung des Andern nicht denkbar ist. Ein tief sinniger Gedanke, den Davy mit den wenigen Naturforschern theilt, welche gleichweit von groben materialistischen, wie von abstract-speculativen Anschauungen sind, und sich von vorne herein in den historischen Standpunct der wirklichen Welt stellen.

Ein anderer Gegenstand zog bald seine Aufmerksamkeit an; das Vorkommen der Kieselerde in der Oberhaut der Pflanzen. Seine Experimente

und Beobachtungen hierüber sind in Nicholson's Journal niedergelegt. Sie geben ein einfaches und glückliches Beispiel seiner sinnigen Beobachtungsweise. Davy geht hier von einer einfachen, mehr zufällig gefundenen Thatsache aus, die sich zu einer Reihe von interessanten und instructiven Experimenten, von denen eins aus dem andern folgt, entfaltet; er zeigt, wie die Grundlage des härtesten Steins, des Kiefels, in das Pflanzengewebe eingeht und hier ein festes Gerippe bildet, das der zarten Pflanze Härte und Festigkeit erteilt, ohne ihr die nothwendige Leichtigkeit und Freyheit sich zu biegen und zu schlingen, zu nehmen.

Um diese Zeit beschäftigte Davy schon der Gedanke an die Zerlegung der Stoffe, welche damals noch für einfach galten, und der Plan zu seinen späteren, so einflussreichen Entdeckungen stand vor seiner Seele. In seinen Notentüchern finden sich merkwürdige Stellen aus dem Jahre 1799; mit großer Klarheit und Ruhe erkannte er die schwachen und unvollkommenen Seiten der damaligen Chemie, deren glänzende Fortschritte man allenthalben bewunderte. Er betrachtet, wie weit man noch entfernt sey, die Geseze zu kennen, nach denen sich die Stoffe verbinden; der erste Schritt hier weiter zu kommen, bestehe in der Zerlegung der Alkalien, Erden und Säuren, deren Elemente man nicht kenne.

Seine nächste chemische Beschäftigung mußte jedoch auf die Wirkung der Gase gerichtet seyn und er experimentirte in Glaston besonders viel mit dem Stickgas. Seine durch diese Versuche afficirte Gesundheit nöthigte ihn zum Ausruhen und er brachte deshalb im Herbst 1799 einen Monat in Penzance bey Mutter und Geschwistern zu. Ueber das zarte, liebevolle Verhältniß zu den Seinigen geben die aus dieser Zeit mitgetheilten Briefe ein schönes Zeugniß. In Penzance pflegte er seine alten Lieblings-Neigungen; er fischte und jagte und untersuchte die Gebirge. Ein Gedicht auf seinen Geburtsort athmet die feurige Innigkeit, mit der jeder fühlende Mensch an der Heimath und den Jugenderinnerungen hängt.

In diese Epoche fallen seine ersten galvanischen Versuche. Die Manichfaltigkeit seiner Be-

schäftigungen, die Abwechslung derselben scheint ihm Erholung gewesen zu seyn; in seinen note-books kommen unter schematischen Expositionen zu chemischen Experimenten, Verse, Gedanken über verschiedene Gegenstände, Fragmente von Novellen und Erzählungen, Bruchstücke metaphysischer Betrachtungen und Skizzen zu philosophischen Abhandlungen vor. Dieser große Drang zur Produktion ist charakteristisch für sein Talent und Alter und findet sich in ähnlichen Naturen unter mancherley Form wieder. Goethe's Jugendjahre geben ein ähnliches, gleichsam ein typisches Beispiel, vollendeter und gemessener als irgend ein anderes, wegen der gleichmäßigen Entwicklung aller Geisteskräfte. Unter Davy's Papieren finden sich Fragmente: „über Erziehung, über Traum, über Talent und Genie.“ Ueberall finden wir die ihm eigenthümliche geistvolle Auffassung, seine Zergliederung und poetische Darstellung, welche seine späteren Schriften dieser Art auszeichnet. Inhalt und Gedanken dieser früheren Versuche kehren in seinen Days of Fly-fishing, und in den Last Days of a philosopher wieder. Man sieht, wie in solchen productiven Naturen mit empirischer Fach-Richtung und poetischer Anlage, die Betrachtung übersinnlicher Gegenstände oder Lebensverhältnisse von allgemeinem Interesse, sich mit den Elementen und Problemen der Wissenschaft, die sie zu pflegen berufen sind, kombinieren. Ein instinetmäßiger Drang, noch ungerregelt und ohne künstlerisches Maas, zwingt sie einsam und für sich zu Studium und Productionen. Es geht Alles ins Allgemeine; sie suchen, nach dem fragmentarischen Zustande ihres Wissens, das Besondere und Thatsächliche ihren allgemeinen Ideen unterzuordnen; bey diesen Bestrebungen wachsen sie in den historischen Boden und dann fühlen sie erst die Macht und das Gewicht der Thatsache, die sie nun für eine Weile ganz hinnimmt. In reiferen Jahren verfährt sich das Sinnliche und Ueber sinnliche. Diese Epoche kommt bey dem Einen früher, bey dem andern später, je nach Gabe und äußerer Führung.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. Februar.

Nro. 38.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.



Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung.)

Bei Davy kann man die Keime aller späteren Productionen in seiner frühesten Jugend finden. Sein Bruder theilt aus einem Aufsatz von dieser Epoche ein Bruchstück mit; es führt den Titel: „Die Träume eines Einsamen.“ Vergleicht man damit einzelne Stellen aus den „Tröstungen auf Reisen,“ so wird man eine überraschende Ähnlichkeit finden. Es sind dieselben Gedanken, welche unter den äußerlich und anscheinend verschiedensten Berufs-Richtungen, zwanzig Jahre lang in der Tiefe von Davy's Seele wuchsen und gepflegt wurden.

Poetische Versuche und metaphysische Betrachtungen werden nun in dem Maaße seltener, als physikalische und chemische Forschungen ihn in Anspruch nehmen und zu Entdeckungen führen. Die Exposition zu einem Epos in 6 Gesängen „Moses“ betitelt begreift den Zeitraum der alttestamentlichen Geschichte, der so reich ist an Lebenserfahrungen, und an dem Jedermann seine eigne Führung wie in einem Spiegel erblicken kann, — die Befreyung der Israeliten aus der ägyptischen Gefangenschaft und den Zug durch die Wüste. Einzelnes ist in reimlosen Versen ausgeführt und wird hier mitgetheilt.

In Clifton war es Davy wohl, er fand als ein junger, lebenswürdiger, reichbegabter und bescheidener Mann überall Anerkennung. Ein edler Sinn und ein kindlich zartes Gemüth war in Gottes Hand sein Schutz gegen Laster und Verführung während dieser gefährlichen Alterszeit. Ein solcher

froher Muth und ein dankbares Herz für die Bewahrung vor groben Lastern, spricht sich auch in allen seinen Briefen an Mutter und-Freunde aus.

„Wir machen glänzende Fortschritte“ schreibt er über Dr. Beddoes Kustalt „unsre Patienten werden besser; und, um — etwas groß zu thun, — ich mache alle Tage neue Entdeckungen; Dr. Beddoes ist ein trefflicher und großmüthiger Mann und Mistreß Beddoes ist die beste und liebenswürdigste Frau von der Welt. Ich bin ganz heimisch in der Familie und liebe beyde immer mehr, je mehr ich sie kennen lerne.“ — — — „Ich kann nicht zurückblicken auf den Zeitraum, seitdem ich meine Heimath verließ, ohne Schauer zu empfinden über die Gefahren, denen ich ausgesetzt war. Ich war in dem Alter, wo die Leidenschaften am mächtigsten werden, wo Ehrgeiz und Thorheit die Seele erfüllen und alle Erfahrung fehlt. Versuchungen treten dem Menschen in großen Städten allenthalben entgegen; es sind die Wohnsitze von Neppigkeit und Laster. Ein lebendiges Gemüth, ein tiefes ideales Gefühl für das Gute, ein Hinblick auf künftige Größe, haben mich bewahrt. Ich danke dem Geiste, der überall ist, daß ich durch die gefährlichste Zeit meines Lebens nur mit geringeren Verirrungen hindurch gekommen bin; daß ich mich frühe mit nützlichen Forschungen beschäftigt habe, Forschungen, die mir in zukünftigen Zeiten das ehrenvolle Lob und den Beyfall erleuchteter Männer versprechen.“

Diese Ahnungen giengen bald in Erfüllung; unter dem 31. Januar 1801 schrieb er an seine Mutter:

Meine theure Mutter!

Während der letzten drey Wochen war ich mit Angelegenheiten sehr ernster Natur beschäftigt. Dies

hielt mich ab, an Sie, an meine Tante und an Kitty zu schreiben. Ich benütze einige freye Augenblicke, um Ihnen zu melden daß ich außerordentlich wohl bin und daß ich Anträge von sehr schmeichelhafter Art empfangen habe, welche mich veranlassen, die Pneumatik Institution mit einer beständigen Anstellung in London zu vertauschen. Sie haben vielleicht von der Royal philosophical Institution gehört, die vom Grafen Rumford und von Andern von der Aristokratie gegründet wurde. Es ist ein glänzendes Etablissement und bedarf nur einer Verbindung von talentvollen Männern, um es in einem hohen Grade nützlich zu machen. Graf Rumford hat mir den Antrag gemacht, mich vorläufig als assistant Lecturer für Chemie und Experimentator des Instituts anzustellen; dieß soll mir jedoch nur den Weg bahnen, um in kurzer Zeit Professor der Chemie zu seyn; eine Anstellung, so würdig als irgend eine wissenschaftliche im Königreich, mit einem Einkommen von 500 Pfund im Jahre. Dr. Beddoes hat mich auf eine ehrenvolle Weise von allen Verpflichtungen gegen seine Anstalt entbunden, im Falle ich zusagen will. Jedemfalls habe ich hier Ausichten, welche ich nur ungerne und nur gegen sehr große Vortheile aufgeben kann. Sie werden Alle, ich darf es wohl sagen, sehr erfreut seyn, daß Sie mich unter die Royalisten gerathen sehen, aber ich werde von Niemanden Befeldung annehmen, es sey denn auf heilige Bedingungen für meine Unabhängigkeit. Ich bin Ihr kürlich ergebenes Sohn.

Mitte Februar gieng er nach London ab und 5 Tage nachher meldet er seiner Mutter, daß er mit dem Grafen Rumford über die Lehrstelle an der Royal Institution unterhandle. Bald schloß er auch das Geschäft ab und kehrte nach Bristol und Clifton zurück, um Abschied zu nehmen. Den folgenden Monat nahm er seinen Wohnsitz in London. Hiemit war der Weg zu seinen großen Entdeckungen und seiner glänzenden Laufbahn geöffnet.

Im Frühling 1801, 6 Wochen nach seiner Ankunft, gab Davy seine erste Vorlesung an der Royal Institution. Er begann mit einer Geschichte des Galvanismus und einer speciellen Darstellung der verschiedenen Entdeckungen darin. Von dieser ersten Vorlesung heißt es in der damals erschie-

nen Nummer des philosophical Magazine: „Sir Joseph Banks, Graf Rumford und andre ausgezeichnete Männer waren zugegen. Die Zuhörer waren sehr befriedigt und bezeugten diese Zufriedenheit durch allgemeines Beifallklatschen. Herr Davy, der sehr jung zu seyn scheint, erfüllte seine Aufgabe auf bewundernswerthe Weise. Sein funkelnder, geistvoller Blick, sein belebter Vortrag und sein ganzes Wesen lassen höchst ausgezeichnete Leistungen erwarten.“ Purkis, der zugegen war, lobt an ihm: „Seine Jugend, seine Einfachheit, seine natürliche Beredsamkeit, seine großen Kenntnisse, die glückliche Darstellungsweise und die vortreffliche Ausführung der Experimente.“

Zeitumstände und Verhältnisse konnten für Davy nicht günstiger seyn, als sie sich hier vereinigten, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Die Royal Institution war eine neue Anstalt, gegründet von Männern, die einen hohen Rang in der Gesellschaft, wie in der Wissenschaft einnahmen; der Continent war zu dieser Zeit den Engländern verschlossen; diese waren lediglich auf ihr Vaterland verwiesen, wo sie allein Unterricht und eine edlere Unterhaltung finden konnten, während es sonst eine Eigenthümlichkeit der Engländer ist, viel zu reisen und auf Reisen sich zu bilden und Unterhaltung zu suchen. Die Chemie war damals fast die Modewissenschaft zu nennen; sie hatte eine neue Entwicklungsepoche begonnen und versprach ebenso Aufklärung für theoretische Forschungen, wie für Mineralogie und Geologie, für organische Physiologie u. s. w. zu geben, als auf der andern Seite der Gewinn für nützliche Künste, für Gewerbe und das ganze praktische Leben in die Augen sprang.

John Davy giebt in einem Kapitel ausführliche Auszüge, vorzüglich aus den Einleitungen von seines Bruders Vorlesungen, welche derselbe über Chemie, Geologie, Geschichte der Naturwissenschaft, Methode des Studiums u. s. w. theils in London, theils in Dublin, wohin er durch Subskription für eine Vorlesung berufen war, hielt. Sehr anziehend sind die Schilderungen Davy's über einzelne Männer und ihre Stellung und Leistungen, was er über Bacon, Newton, Cavendish, Priestley und Scheele sagt; eben so seine Zergliederung der Erkenntniß-



wege auf dem Gebiete der empirischen Wissenschaften, über Beobachtung, Experiment, Analogie u. s. w.

Davy's Vorlesungen standen in Bezug auf Composition, auf Styl und Vortrag in sehr großem Rufe und die Wirkung auf die Zuhörer war stets außerordentlich. Es ist interessant, zu erfahren, wie er sich darauf vorbereitete.

Die Hauptaufgabe, welche sich Davy für seine Vorlesungen stellte, war, Geschmack für wissenschaftliche Forschungen anzuregen; wirklich zu unterrichten, war erst der zweyte Zweck. Für jede Vorlesung schrieb er den Tag vorher den Vortrag nieder; an diesem Tage aß er stets für sich in seinem Zimmer und hielt nur eine leichte und einfache Mahlzeit. Er schrieb immer nur diejenigen Parthien nieder, auf deren Eindruck er den meisten Werth legte, besonders Anfang und Ende. Nie benutzte er ältere Hefte. Den Abend vorher las er, als unabänderliche Gewohnheit, den Vortrag in Gegenwart seiner Gehülffen laut ab, nachdem vorher alle Vorbereitungen gemacht waren und alles für die Experimente bereitet. Alle Experimente waren nach einem gleichen Grundsatz ange stellt und dienten nur dazu, den Inhalt des Vortrags zu erläutern; niemals wurden sie in der Absicht gemacht, Effect hervorzubringen. Seine stete Beziehung auf die letzten Endursachen und den Schöpfer der Welt war ganz ungesucht und eben deshalb, weil er in dieser Hinsicht nichts gab, als die in ihm tief lebendigen Gefühle und die ihm stets natürlichen Empfindungen, mit Ernst vorgetragen, machten sie einen großen Eindruck. Er strebte stets die Zuhörer in den Gegenstand selbst zu versenken und sie ganz abzulenken von seinem persönlichen Antheil.

Diese Verfahrensweise beruht auf einem tiefen psychologischen Grunde. Nur indem die Zuhörer den vollen Eindruck einer ungesuchten, sich von selbst aufdrängenden Wahrheit und Aufrichtigkeit bey der Hinweisung auf das höchste Wesen und seine Herrlichkeit vom Lehrer empfangen, können sie eine wahre Erbauung empfinden. Fehlt die innere Freundigkeit, welche zum Bekenntniß treibt oder mischt sich irgend eine Reflexion bey, so wird jede erbauliche Betrachtung bloße Redensart und muß die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Hierin gehen manche Lehrer der Naturkunde in mündlicher und

schriftlicher Darstellung einen verkehrten Weg und Schaden für ihren Zweck mehr, als sie nützen.

Ein Hauptmotiv, warum Davy Clifton verließ, war der Wunsch, ausgedehntere Mittel zu Untersuchungen zu erhalten. Hier konnte er nun mit dem Laboratorium der Royal Institution vollkommen zufrieden seyn. Im Experimentiren hatte er eine ungemaine Kühnheit und kannte keine Gefahr; seine Geschicklichkeit schützte ihn vielfach und nur zweymal wurde er verwundet, einmal an der Hand, das anderemal am Auge.

Um diese Zeit seiner größten Thätigkeit widmete Davy, als unverheiratheter Mann, wenig der häuslichen Bequemlichkeit und Eleganz oder dem geselligen Vergnügen. Er änderte seine erste einfache Einrichtung in der Wohnung, die ihm in der Royal Institution angewiesen war, nicht ab. Er blieb einfach und ungeändert, trotz des großen Lobes, das er über seine Vorträge in Briefen, von Bekannten oder anonym, ja sogar von Damen erhielt.

Nach dem Frühstück gieng er gemeiniglich in das Laboratorium, gegen 10 oder 11 Uhr, und blieb hier, wenn er nicht gestört wurde, bis 3 oder 4 Uhr. Er aß dann gewöhnlich außer Hause, fast immer bey einem seiner zahlreichen Freunde, und brachte den Abend in deren Gesellschaft zu. Konnte er auf einige Tage fort, so machte er Landparthien und fischte. In den Ferien machte er immer größere Ausflüge, durch Schottland, Irland und selbst bis zu den Hebriden, oder besuchte seine Heimath. \*)

\*) Auf einer dieser Wanderungen, 1205 in Irland, brachte er einige Tage bey einem Landgeistlichen zu. Dieser lud seinen Bischof dazu ein, und ungeladen kam weit her ein Gutbesitzer, der von seinem Unglauben gern Staat machte. Nach Tisch trug dieser, indem er sich gegen Davy wandte, seine Meinungen höchst zuversichtlich vor. Davy hörte ihm still und aufmerksam zu; was jenen um so kecker machte, während der Landgeistliche seinen Unwillen kaum bezwingen konnte. Als der Gutbesitzer geendet hatte und nun selbst zufrieden einer Zustimmung des Naturforschers entgegen sah, vor welcher die zwey Geistlichen würden verstummen müssen, bekannte sich Davy gegen ihn als Verehrer des von ihm verachteten Glaubens mit einer Wärme und Beredsamkeit,

In dieser Periode von 1800 bis 1807 war er mit den mannichfaltigsten wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Der Galvanismus und dessen Einfluß auf Chemie war der hauptsächlichste Gegenstand. Die chemische Analyse mineralischer Stoffe, Gesteinsarten, die er auf seinen Wanderungen gesammelt hatte, nahm ihn nicht minder in Anspruch. Ueber Agrikulturchemie hatte er mehrere Vorlesungen gehalten und eine ausführliche Untersuchung widmete er den adstringirenden Pflanzenstoffen, die man beym Gerben gebraucht; über diesen Gegenstand schrieb er eine Abhandlung in den *philosophical transactions*. Von Interesse sind auch seine Untersuchungen über die Nahrung der Pflanzen und die Stoffe, die sie an sich ziehen. Auch der Meteorologie blieb er nicht fremd und seine älteren Untersuchungen über Licht und Wärme wurden revidirt und fortgesetzt.

Bey der anhaltenden Beschäftigung mit streng wissenschaftlichen Gegenständen sind Davy's *notebooks* aus diesem Zeitraum weniger reich und mannigfaltig. Doch finden sich einzelne Gedichte, zersprente Gedanken und Bemerkungen religiösen und philosophischen Inhalts, zuweilen nur mit Bleystift eilig hingeworfen; das von seinem Bruder daraus Mitgetheilte ist sehr anziehend.

Das wichtigste Jahr für Davy's wissenschaftliche Leistungen ist das Jahr 1807. In diesem Jahre entdeckte er die metallische Basis der fixen Alkalien; diese große Entdeckung mußte die Augen von ganz Europa auf ihn ziehen. Der Eindruck auf ihn selbst, als er das Potassium dargestellt hatte, war außerordentlich. Sein Vetter Edmund Davy, der als Gehülfe dabey war, erzählt, daß er, außer sich vor Freude, um die Batterie herumgetanzt habe, als er die kleinen metallischen Kügelchen von Potassium durch die Kruste der Potasche durchbrechen und an der Luft Feuer fangen sah;

die dem Gegner allen Halt nahm, den Bischof aber so ergriff, daß er aufstehen mußte. Er habe, sagte er nachher, da zum ersten male die Bewegung selbst empfunden, die einst bey einer Predigt Massillon's alle Zuhörer zum Aufstehen gebracht habe. Der Gutsbesitzer schwieg, am folgenden Morgen zog er in aller Stille heim, I. 271.

er bedurfte einiger Zeit, um sich wieder zu sammeln und das Experiment fortzusetzen. Diese Entdeckung wurde am 6. October gemacht; einige Tage später stellte er das Natrium dar. Die Stärke der angewendeten galvanischen Säule ist oft übertrieben worden; sie bestand aus 24 zwölfzölligen, 100 sechszölligen und 150 vierzölligen Plattenpaaren.

In Folge der großen Anstrengungen, mit welchen Davy diese Entdeckungen verfolgte, erkrankte er an einem nervösen Fieber, das einen gefährlichen Gang nahm. Die Theilnahme des Publikums war außerordentlich groß; sie war gesteigert durch das lebhafteste Interesse, das man an einem Manne nahm, der so frühe und so kurz nach den großen Entdeckungen, die er eben gemacht hatte, abgerufen zu werden schien. Neun Wochen dauerte die Krankheit; den glücklichen Bemühungen seines Freundes Dr. Babington und des hinzugerufenen berühmten Dr. Baillie gelang es, ihn allmählig wieder herzustellen. Die Gefühle, die Davy nach seiner Wiedergenesung empfand, sprach er in einem schon früher begonnenen Gedichte aus, reich an zarten und sinnigen Stellen.

Bald nachher nahm Davy seine Vorlesungen und Untersuchungen wieder auf; die Vorseher und Mitglieder der Royal Institution unterstützten ihn mit der größten Liberalität und eine Säule von 600 vierzölligen Plattenpaaren wurde angeschafft. Damals gab sich Davy noch den sanguinischen Hoffnungen hin, alle zusammengesetzten Körper durch Electricität zu zersetzen. Die Theilnahme der wissenschaftlichen Männer war so groß, daß auf seinen Wunsch, eine noch stärkere Batterie zu haben, eine Subskription veranstaltet wurde, um ihm eine Säule von 2000 Plattenpaaren zu bauen, deren Construction auch ohne Verzug ins Werk gesetzt wurde. Eine Reihe von Abhandlungen über diese Gegenstände erschien in den *philosophical transactions* von 1808 bis 1814.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. Februar.

Nro. 39.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry  
Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung.)

Welches Interesse man an Davy's Entdeckungen und Vorträgen nahm, geht aus folgenden Mittheilungen hervor. Er hatte gegen tausend Zuhörer; er würde ein reicher Mann geworden seyn, wenn er einen Kursus auf eigene Kosten eröffnet hätte; aber er zog es vor, für eine öffentliche Anstalt und zum gemeinen Nutzen seine Kräfte zu verwenden.

Zweymal wurde er von der Dublin Society eingeladen, Vorträge über Electrochemie zu halten; er nahm im November 1810 die Einladung an; die Gesellschaft votirte ihm einen öffentlichen Dank mit einem Geschenk von 400 Guineen. Als er der zweyten Einladung nach Dublin folgte, erhielt er für einen Kursus im November und December 1811 750 Pfund als Geschenk. Das Laboratorium in Dublin war zu dem Entzweck erweitert worden, um 550 Plätze zu fassen; der Zudrang war aber so groß, daß sämtliche Billete, jedes zu zwey Guineen, schon in der ersten Woche weg waren und man 10 bis 20 Pfund für eines bot. Davy schrieb dieß selbst seiner Mutter, bemerkte aber: „dieß sey nur für sie; es möchte ihr vielleicht Freude machen, ihren Sohn nicht unpopulär und nutzlos zu wissen.“ Alle seine Briefe aus dieser Zeit athmen die Empfindung größten Glücks und Wohlgefühls, die mitgetheilten Briefe an Mutter und Geschwister sind ungemein ansprechend; er bethätigt hierin die reinste und wärmste Theilnahme an deren leiblichem und geistigem Wohl; seinen Bruder John, der sich der Medicin widmete, unterstützte er reichlich und stand ihm überall mit Rath und That bey.

Davy lernte um diese Zeit Mistress Apreece kennen; die Hochachtung gegen diese Dame gieng allmählig in eine entschiedene Neigung über und Davy fühlte sich sehr glücklich, als sie einwilligte, ihn zu heirathen. Mehrere Briefe an Mutter und Bruder über diese Angelegenheit werden mitgetheilt. Den Tag vor seiner Hochzeit ertheilte ihm der König die Ritterwürde.

Zunächst beschäftigte Davy nun die Herausgabe seines chemischen Lehrbuchs. Dasselbe erschien unter dem Titel: Elements of chemical philosophy und war seiner Frau gewidmet. Er schickte sich dann an, seine Vorlesungen über Agriculturchemie herauszugeben, für deren copyright, nach englischer Einrichtung des Buchhandels, ihm tausend Guineen bezahlt und für jede Auflage 50 Guineen zugesagt wurden.

Im Jahre 1812 theilte Davy seine Untersuchungen über die Verbindungen von Phosphor und Schwefel der Royal Society mit und machte dann mit Lady Davy eine Reise in die schottischen Hochlande; auch hier führte er, um seine Arbeiten nicht zu unterbrechen, einen chemischen Reiseapparat mit; Geräthe zum Fischen und Jagen fehlten ebenfalls nicht.

In Tunbridge, im Laboratorium von Children stellte er Versuche über die Chlorverbindungen mit Stickstoff an; durch eine hiebey erfolgte Explosion wurde sein eines Auge gefährlich verletzt; es stellte sich Entzündung und Eiterung ein; die Hornhaut mußte geöffnet werden und er hätte mehrere Monate damit zu thun.

Im Herbst 1813 faßte Davy den Plan, eine Reise auf den Continent zu machen. Das französische Gouvernement ertheilte ihm, um seines berühmten Namens willen, die Erlaubniß hiezu, da

damals durch die Kontinental Sperre die Engländer auf ihre Insel und ihre Kolonien beschränkt waren. Die Reise sollte zwey Jahre dauern und sich über Frankreich, Italien, Sicilien und Deutschland erstrecken; Lady Davy und sein damaliger Assistent, der nun so berühmt gewordene Faraday, begleiteten ihn. Die Abreise erfolgte im Oktober 1813 von Plymouth aus.

Das letzte Kapitel des ersten Bandes giebt eine Uebersicht über diese Reise, welche für Davy in jeder Hinsicht genussreich war. In Paris blieb er zwey Monate; er erfuhr hier die glänzendste Aufnahme und nahm vorzüglich an Gay Lussac's Arbeiten Theil. Leider fanden sich keine eighändigen Anzeichnungen über seinen Aufenthalt in Paris vor. Während seiner letzten Krankheit diktirte jedoch Davy Schilderungen der Persönlichkeit der ausgezeichnetsten Pariser Gelehrten; sein Bruder theilt die Bemerkungen über Guyton Morveau, Bauquelin, Cuvier, Alexander von Humboldt, Gay Lussac, Berthollet, Laplace mit, welche, wie alle solche Notizen über Zeitgenossen, ein großes Interesse gewähren.

Im Dezember verließ er Paris und ging durch das südliche Frankreich nach Italien. Der Drang seiner poetischen Empfindungen sprach sich hier überall in Gedichten aus, von denen viele mitgetheilt werden. In einem, nach der Betrachtung des Parks von Fontainebleau, am ersten Tage seiner Abreise von Paris geschriebenen Gedicht ist Napoleons Fall „never to rise“ prophetisch ausgesprochen. Die Gefühle, die seine Gedichte beleben, knüpfen sich vorzüglich an die Eindrücke des Reichthums der südlichen Natur und der Pracht der Alpenwelt, die ihm hier zuerst entgegen traten, und die bey einem für Naturschönheiten so enthusiastisch eingenommenen Gemüthe die mächtigste Wirkung haben mußten. Die Gedichte: Beym Anblick des Montblancs, die Ufer der Rhone, die Pyrenäen, Babeluse, Carrara u. tragen alle den Charakter inniger Empfindung und haben ein tiefes, stillsehnsüchtiges Element, wie die Natur selbst, mit der sie sich beschäftigen.

Davy ging über Nizza, Turin, Geana (wo selbst er Versuche am Zitterrochen anstellte, die bez-

kauntlich später sein Bruder fortsetzte), nach Florenz, wo er im März anlangte. Hier und in Rom war er nicht müßig; er stellte Untersuchungen über Diamant und Kohle an. Der südliche Gebirgs-Charakter der Appeninen scheint ihn mächtig angesprochen zu haben; es ist ein Fragment einer Schilderung der Appeninen bey Perugia übrig. Davy bezugte dem ehrwürdigen Pabst Pius VII., von dessen Einzug nach der langen Gefangenschaft in Rom er Zeuge war, seine Ehrfurcht. Von seinem Aufenthalt in Neapel werden mehrere Gedichte mitgetheilt. Im Sommer 1814 gieng Davy über Mailand nach Genf. Einen Besuch bey Volta in Mailand, da dieser schon den Siebzigen nahe war, schildert er mit wenigen Zügen. In Genf konnte er seiner alten Neigung leben und angeln. Da er den Winter wieder in Italien zubringen wollte, so gieng er durch Tyrol. Hier gefiel es ihm außerordentlich und Tyrol, Kärnthen, Steyermark und Krain blieben die Gegenden seiner Sehnsucht; er kehrte immer wieder auf späteren Reisen hieher zurück. Eine Schilderung von Junsbruck, vom Brentathal, das er für eines der schönsten Thäler erklärt, wird mitgetheilt. Davy gieng über Vicenza nach Ferrara und Bologna, besuchte die Flammen der Pietra mala und verweilte wieder in Rom. Der Reichthum an Zugvögeln lockte ihn zur Jagd in die Campagna. Von chemischen Arbeiten beschäftigten ihn hier seine bekannten Untersuchungen über die Farben der Alken. Von dem Besuch des Vesuvus und Monte Somma sind Skizzen vorhanden. Im Frühjahr gieng er über Bogen und den Brenner zurück.

Vom 5ten May schrieb Davy seiner Mutter aus London; spricht darin seine Freude aus, daß er wieder in England sey, dem einzigen Land, wo man leben könne, wenn es auch interessant seyn möge, andere Gegenden zu sehen. Hiemit schließt der erste Band.

Als Davy von seiner ersten großen Reise auf den Continent zurückgekehrt war, nahm er seine chemischen Arbeiten wieder auf. Seine Aufmerksamkeit war zunächst auf die entzündbaren Gasarten gerichtet, die sich in den Kohlenruben erzeugen, und welche so häufig Explosionen verursachen und den Arbeitern dadurch gefährlich werden. Er studirte

Dabei die Natur der Flamme und legte der königlichen Societät seine Untersuchungen darüber vor. Die Erfindung der Sicherheitslampe war eine Folge dieser Beschäftigungen, und dieselbe erwies sich so höchst nützlich, daß die Einführung der Lampe bald ganz allgemein wurde, trotz mancherley Vorurtheilen, welche man gewöhnlich gegen neue Erfindungen hat. Davy hat sich durch diese Erfindung die Ansprüche auf den größten Dank von einer Menschentlasse erworben, welche, wie die Arbeiter in den Kohlenbergwerken, in England so zahlreich und für Handel und Gewerbe so wichtig ist. Seit der allgemeinen Einführung dieser Lampe hat man wenig mehr von Explosionen und Verschüttungen gehört und wo solche noch statt fanden, ist immer große Unvorsichtigkeit, freyes Anzündn der Lampe u. s. w. die Ursache gewesen. In Folge dieser Erfindung konnten Gruben und Stollen wieder befahren werden, welche der gefährlichen Schwaden wegen schon ganz aufgegeben und verlassen waren, und Davy erlangte hiedurch einen ausgebreiteteren Ruf, besonders beim Volke, und eine größere Popularität, als es je durch seine übrigen Entdeckungen in der Chemie der Fall gewesen wäre. Zahlreiche und öffentliche Beweise der Anerkennung fehlten nicht; die Eigenthümer der großen Steinkohlenbergwerke in Newcastle, wo sich Davy schon im Jahre 1815 zur Untersuchung der Schwaden-Luft aufgehalten hatte, luden ihn im Jahre 1817 bey seiner Rückkehr aus Schottland zu einem großen Gastmahl ein und überreichten ihm hier ein Silberservice von 1200 Pfund Sterling im Werthe; an der Spitze der Subscriberen standen der Herzog von Northumberland und der Lordbischof von Durham.

Der Kaiser Alexander von Rußland übersandte Davy eine große silberne und vergoldete Vase, mit einem eigenhändigen Schreiben, worin ihm die besondere Anerkennung seiner wichtigen Erfindung ausgedrückt wird. Sein eigener Souverain ernannte ihn deshalb im Jahre 1818 zum Baronet.

Als Davy's Freunde ihm rathen, sich für seine Erfindung ein Patent geben zu lassen, verschmähte er es. „Er wolle keinen Geldgewinn von seiner Erfindung.“

Weitere chemische Untersuchungen, so namentlich über Phosphor und Chlor, beschäftigten Davy

in diesem Zeitraum. Dabei wurde Schottland in mehrmals wiederholten Erholungsreisen in den Jahren 1815 bis 1818 von ihm besucht; einmal dehnte er seine Reise bis zu den Orkney-Inseln aus. Jagd und Fischfang beschäftigten ihn hier.

Im Sommer 1818 entwarf Davy den Plan zu einer neuen Reise auf den Continent. Sein Zweck war, außer der Erholung, die Sicherheitslampe weiter zu verbreiten und auf chemischem Wege die in Herculannum vorgefundenen Manuskripte so weit wieder herzustellen, daß sie entziffert werden könnten.

John Davy theilt als Anhang zu diesem Kapitel aus seines Bruders note-books für diesen Zeitraum das Wichtigste mit. Es ist dieß alles sehr merkwürdig für den innern Bildungsgang dieses Mannes; es sind Gedanken und Betrachtungen über Dinge ganz anderer Natur als diejenigen, mit denen sich zu beschäftigen sein nächster Beruf war, und die allein eigentlich vor das größere Publikum kamen.

Davy hatte kein großes Interesse für Politik, selbst nicht für die seines Landes. Das Jahr 1816 aber war so merkwürdig, — das erste Friedensjahr nach so außerordentlicher Anstrengung, — daß Davy gleichsam mit Gewalt zu politischen Betrachtungen hingezogen wurde. \*)

Die Gedanken über natürliche Religion und Offenbarung, in den note books niedergeschrieben, kehren in seinen späteren gedruckten Büchern wieder. Ein Gedicht über die geistige Natur des Menschen und seine Bestimmung stammt aus dieser Periode seines Lebens und ist für sie charakteristisch.

Im May 1818 verließ Davy England, um seine zweyte Reise auf den Continent anzutreten. Er ging durch die Niederlande nach Deutschland und über Regensburg auf der Donau nach Wien,

\*) Hier eine Probe. „Alles Gute in der bürgerlichen Gesellschaft verdanken wir allmählicher Verbesserung, ruhigem Fortschritte. Sind die Blätter eines Baumes vom Mehlthau getroffen, so darf man sie nicht abnehmen; der Baum würde absterben. Man lasse sie ihren Dienst, so mangelhaft er ist, leisten, bis sie durch neue und gesunde Blätter abgestossen werden. II. 84.“

von wo er einen Ausflug nach Ungarn machte und sich in die österreichischen Alpen wandte, die er so sehr liebte. „Ich kenne keine Gegend,“ sagt er darüber, „welche schöner ist, als die österreichischen Alpen, nämlich Südtirol, Steyermark, Kärnten und Salzburg. Die Mannichfaltigkeit der Landschaft, das Grün der Wiesen und Bäume, die Tiefe der Thäler, die Höhe der Berge, die Klarheit und Größe der Ströme und Seen, geben diesen Gegenden, meyne ich, einen entschiedenen Vorzug über die Schweiz. Die Bewohner sind weit angenehmer, mannichfaltig in Trachten und Sitten, Illyrier, Italiener oder Deutsche, haben sie alle dieselbe Einfachheit des Charakters; alle zeichnen sie sich aus durch ihre Liebe zu ihrer Heimath, ihre Verehrung gegen den Landesfürsten, die Wärme und Reinheit ihres Glaubens, ihre Ehrlichkeit, und, mit wenig Ausnahmen, durch ihre große Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde.“ Aus Krain ging er nach Pola und dann nach Venedig. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom eilte er nach Neapel, um sich dort mit den Manuskripten in Herculanium zu beschäftigen und zu versuchen, ob er denselben nicht die nöthige Festigkeit wieder geben könne, um ihre Entzifferung möglich zu machen. Anfangs waren die Erfolge günstig. Später verließ er Neapel wieder, um den Sommer in seinen Lieblingsgegenden, in den österreichischen Alpen zuzubringen. Er besuchte den Lago di Garda, das Etschthal, ging dann über Sillian, Brunniken, nach Villach, von hier über Udine nach Görz, in dessen Umgegend es ihm besonders gefiel; im Spätherbste kehrte er über Lucca, Florenz nach Rom und Neapel zurück, wo er im December eintraf. Reich und fleißig sind seine Reiseotizen besonders über die Alpen, in deren einsamen Thälern er nach Forellen angeln und dabey seinen Gedanken nachhängen konnte.

In Neapel beschäftigte sich Davy wieder mit den in Herculanium gefundenen und dem Ansehen nach verbrannten Papyrus-Rollen und außerdem mit der Betrachtung der vulkanischen Thätigkeit. Ueber beyde Gegenstände theilte er die Resultate der Royal Society im Jahre 1821 und 1827 mit.

Gegen die gewöhnliche Ansicht behauptete und bewies Davy, daß die Manuskripte in Herculanium nicht durch Feuer gelitten haben, sondern durch die

langsame und innige Wechselwirkung ihrer eigenen Elemente, auf dieselbe Weise, wie im Laufe der Zeit Holz und vegetabilische Substanz in Braunkohle und Torf verwandelt wird. Er versuchte, zur Entzifferung der Rollen, als chemische Mittel vorzüglich Chlor und Aether, welche am ersten die bituminöse Substanz, wodurch die Blätter verklebt waren, lösen könnten. Diese chemischen Substanzen konnten den geschriebenen Buchstaben nichts schaden, da die Tinte der Alten aus Kohle bereitet wurde. Indes scheiterten die Versuche, welche den günstigsten Erfolg versprachen, theils an der unzeitigen und unwürdigen Eifersucht der Vorsteher des Museums, theils an dem schlechten Zustande der Manuskripte, in Folge nachlässiger Ausgrabung, oder schlechter, den Einwirkungen der Luft preisgegebener Aufbewahrung und der rohen Versuche Anderer, dieselben zu entrollen.

Im Frühling 1820 kehrte Davy nach England zurück. Sein Bruder John war indeß in Ceylon gewesen und beyde waren sehr erfreut, sich nach langer Trennung wieder zu sehen.

Am 19. Juny war Joseph Banks, der bekannte reiche Patron der Naturwissenschaften und Begleiter von Cook, der so viele Jahre den Präsidentsstuhl der Royal Society eingenommen hatte, gestorben. Fast einstimmig wurde Davy als Banks Nachfolger zum Präsidenten gewählt und sieben Jahre lang fiel die Wahl stets wieder auf ihn.

In der Rede, die er hielt, als er das erste Mal präsidirte, ist besonders der Schluß vortrefflich. Davy brachte die Zusammenkünfte und Sitzungen der Akademie wieder empor; viele Mitglieder, die sich mancherfaltiger Mißverhältnisse wegen zurückgezogen hatten, erschienen wieder regelmäßig. Davy setzte die wöchentlichen Abendgesellschaften, die Banks gegeben hatte, fort; nur verlegte er dieselben vom Sonntag auf den Sonnabend, da man Anstoß genommen hatte, einen dem Gottesdienst gewidmeten Tag hiezu zu wählen. Diese Abende bey Davy waren sehr besucht und belebt und der Mittelpunkt der gelehrten und gebildeten Männer in London und der anwesenden Fremden.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Februar.

Nro. 40.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry  
Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung.)

Indeß fühlte Davy bald die Beschwerden des Vorstandes einer Akademie, die, abgesehen von der Last kleinlicher Geschäfte, in jenen Mißverhältnissen beruhen, in denen viele Mitglieder unter sich und zur Gesellschaft stehen. Die Zurückweisung einer Abhandlung, welche jeder Verfasser für würdig hielt, in die transactions aufgenommen zu werden; eine schwarze-Kugel zu viel für einen ehrgeizigen Bewerber zur Aufnahme; die beträchtlichen Ausgaben, welche die Stellung mit sich bringt, ohne daß ein Gehalt dafür ausgeworfen wäre; der Zudrang von Einheimischen und Fremden mit ihren vermeyntlichen großen Entdeckungen; das Begehren von Patenten für neue Erfindungen; alles dieß sind Dinge, welche dem Präsidenten am meisten zur Last fallen.

Am schmerzlichsten aber empfand Davy den Mangel an Zeit und Muße zu eigenen Untersuchungen. Er versuchte indeß alles, um der Akademie einen würdigen Wirkungskreis zu sichern und die ihm freigelassene Zeit für fernere wissenschaftliche Arbeiten zu benützen.

Untersuchungen aus dieser Zeit betreffen die Temperatur der Minen; die Wiederholung der Verstedschen elektromagnetischen Versuche, Betrachtungen über Imponderabilien im Allgemeinen; Bemerkungen über Faraday's Arbeiten über das Chlor; Ansichten über die Ursachen, welche die in Krystallen enthaltene Luft und darin eingeschlossene wässerige Substanzen bedingen.

Nach dem Schluß der Sessionen der Royal Society machte er Erholungsreisen in Schottland und Irland, wo er fischte und jagte; er besuchte

den Riesendamm und die durch Buckland's Untersuchungen so berühmt gewordene Höhle von Kirkdale. Diese Ausflüge machte er theils allein, theils mit seinem Bruder und mit Dr. Wollaston. Im Jahre 1821 besuchte er Penzance und sah hier Mutter und Verwandte zum letzten Male. Die Bewohner seiner Geburtsstadt, die durch ihn berühmt geworden war, bewiesen ihm die ehrenvollste Aufmerksamkeit, und Davy fühlte sich glücklich in der heimatlichen Gegend und in der Jugend Erinnerungen.

Dann wandte er sich wieder nach Schottland. Die wilden Gegenden in den schottischen Hochlanden, Inverness und Ross-shire, der Loch Maree u. s. w. zogen Davy besonders an. Hier konnte er in einsamen Stunden die Gedanken bilden, welche den Inhalt seiner Salmonia ausmachen. Gedichte aus dieser Zeit sind mehrere vorhanden; John theilt einige mit; zwey davon sind auf Lord Byron und dessen Tod geschrieben.

Der Zeitraum von 1823 bis 1826 umfaßt Davy's letzte wissenschaftliche Arbeiten und das Ende seiner Thätigkeit als Präsident der Royal Society.

Die oberste Behörde, welche die Aufsicht über den Bau der Schiffe führt, hatte sich an Davy gewendet, um ein Gutachten über den Kupferbeschlag der Schiffe zu erhalten, da dieser vom Seewasser so sehr angegriffen wurde, und große Verluste nach sich zog. Davy mußte hiezu ausführliche Untersuchungen anstellen, um zu prüfen, wie sich die verschiedenen Legirungen des Kupfers verhielten. Er fand, daß oft das reinste Kupfer mehr angegriffen wurde, als versetztes. Dieß mußte ihn wieder auf die elektro-chemische Wechselwirkung zwischen Kupferbeschlag und Seewasser führen und nach einer Reihe von Versuchen gelangte er zu dem Resultat, daß ein schwacher Zusatz von Zinn ein Mi-

nimum von elektro-chemischer Wirkung hervorbringe und solche Beschläge daher am wenigsten angegriffen würden, weil dadurch das elektropositive Kupfer negativ elektrisch gemacht wird. Obwohl diese technische Anwendung einer rein wissenschaftlichen Untersuchung, im Großen ausgeführt, nicht vollkommen den glänzenden Erwartungen entsprach, welche man darüber hegte, so ist doch der Gewinn für die Schiffahrt immer bedeutend. Der Hauptzweck freylich, den feindlichen Angriffen der Bohrwürmer und dem Anwachsen von Seegewächsen, wodurch das Holzwerk der Schiffe so sehr leidet, ein Ziel zu setzen, wurde nicht erreicht. Zur näheren Prüfung des Kupferbeschlags der Schiffe und der anwendbaren Schutzmittel machte Davy im Sommer 1823 eine siebenwöchentliche Reise auf der Nordsee, wozu ihm die Admiralität ein Dampfschiff zu Gebot stellte; er berührte dabey die Küsten von Hannover, Holstein, Dänemark und Norwegen und führte ein Tagebuch, wovon Auszüge mitgetheilt werden. Die Beschreibungen der besuchten Punete, die Schildernngen der Begegnisse und gemachten Bekanntschaften gehören zu den anziehendsten des ganzen Buches.

Auf der Nordsee hatten sie heftige Stürme zu bestehen, und verloren einen Passagier. Ein Tag auf Helgoland zugebracht veranlaßt ihn zu einer Schilderung dieses interessanten Punetes; Armut und Noth der Bewohner war damals sehr groß, eine Folge des Friedens, wo die Insel aufgehört hatte, der Hauptkapelplatz britischer Waaren zu seyn, die trotz der Kontinentalsperre von dort eingebracht worden waren. Seitdem hat Helgoland als Seebad wieder viel gewonnen und Davy würde den Aufenthalt gegenwärtig weit anziehender finden. Die Küste von Norwegen, von Mandels bis Lauerovig ist reich an den schönsten Scenen und Davy ist entzückt von den prachtvollen grünen Wäldern, welche die hohen Felsenfer bedecken, von den klaren Gebirgsströmen und den herrlichen Wasserfällen. Besonders gefiel ihm der Blommenfall, der an Schönheit den Rheinfall übertrifft und dessen Wasserfläche eine Breite, wie die Donau bey Wien hat. Eine mehrtägige Landsfahrt auf der schwedischen Küste, am Wener-See vorüber nach Götaburg, ward ihm sehr verleidet durch die schlechten

Wirthshäuser und die groben Bewohner. In Götaburg wurde er entschädigt durch die freundliche Aufnahme beym Kronprinzen von Schweden; er war den ganzen Tag bey ihm und spricht mit der größten Anerkennung vom Geiste, der Bildung und dem angenehmen Wesen der Kronprinzessin, die sich über viele wissenschaftliche und andre wichtige Gegenstände des Lebens beym Abendessen mit ihm unterhielt. In Helsingburg traf er mit Berzelius zusammen, den er schon 12 Jahre früher gesehen hatte. Die Persönlichkeiten beyder scheinen zu verschieden gewesen zu seyn, um sich inniger zu berühren; doch spricht Davy mit aller Anerkennung von Berzelius, lobt seine unermüdlige Thätigkeit und seine Genauigkeit im Experimentiren. Seine Manieren fand er nicht ausgezeichnet, eher etwas rauh; seine Unterhaltung beschränkte sich fast ausschließlich auf seine eignen Sachen. Dersted in Kopenhagen gefiel ihm wohl; er fand ihn „einfach, ohne Präntension; erfindungsreich bey geringen Mitteln und ein wenig von der deutschen metaphysischen Art.“ Mit Dersted war er bey Prinz Christian von Dänemark zusammen, der ihn in seinem einfachen Landhause mehrere Tage bey sich sah, ihn bewirthete und ihn in seine Parkanlagen begleitete. Davy verließ Kopenhagen, um über Kiel nach Altona zu Schumacher, dann zu Olbers nach Bremen zu gehen.

Als er am Grabe Klopstocks vorüber fuhr, stieg er aus und sah die drey Gräber in Ottenfen; neben an war Kirchweih, Tanz und Volksjubel. Dieß regt ihn an zu ersten Betrachtungen.

Den Tag in Bremen bey Olbers, mit Schumacher und Gauß schildert er als einen der vergnügtesten seines Lebens. Es war alles heysammen, was ein gebildeter Engländer wünschen mag, die geistvollste, lebendigste Unterhaltung bey einem „excellent dinner.“ Gauß machte einen großen Eindruck auf ihn.

Das auf dieser Reise geführte und mitgetheilte Tagebuch Davy's führt uns in alle seine Gedanken und Neigungen ein und giebt das beste Abbild seines Wesens. Bewunderung von Gegenden und Naturscenen, Neigung zu stillen Gebirgsthälern, wo er jagen, angeln und einsam sinnern kann. Dabey fehlt nicht die englische Vorliebe für eine gute Küche;



überall beschreibt er, was für Speisen es gegeben hat, wie sie bereitet waren u. s. w.

Im folgenden Jahre, nach dem Schluß der Sitzungen der Royal Society, besuchte er die romantischen Gegenden von Westmoreland. Aus diesem Aufenthalt stammen mehrere poetische Fragmente.

Im Herbst befand er sich schon unwohl. Die natürliche Frische und Lebhaftigkeit seines Geistes hatte gelitten. Seine Mutter, die er so innig liebte, wurde gefährlich krank; er hoffte noch auf eine fröhliche Familienvereinigung in Penzance. Aber seine Mutter, die sich anfänglich wieder zu erholen schien, starb plötzlich im September; dieß beugte ihn sehr und verschlimmerte seinen eigenen Zustand. Als er seinen letzten Vortrag in der Royal Society hielt, war er nahe daran, in Ohnmacht zu fallen; er wurde so unwohl, daß er dem darauf gegebenen Essen nicht mehr bewohnen konnte. Im December 1826 hatte er einen Schlaganfall, in dessen Folge sich eine vorübergehende Lähmung der rechten Seite einstellte. Sobald es nur thunlich war, wollte er mit Zustimmung seiner Aerzte eine Reise auf den Continent antreten; er entschloß sich selbst mitten im Winter dazu und verließ London den 22ten Januar 1827, begleitet von seinem Bruder, der ihn bis nach Italien geleiten und dann auf seine Station nach Korsu gehen wollte. Sie hatten eine stürmische Ueberfahrt von Dover nach Calais und eilten, um Paris zu vermeiden, auf Nebenwegen durch die Picardie und Champagne nach Lyon; die Reisenden litten viel von der Kälte und den schlechten Wirthshäusern; doch ging es mit Davy's Befinden recht gut und sie kamen glücklich über den Mont Genis, trafen aber dann in der Lombardei großen Schnee. In Ravenna erhielt Davy eine sehr freundliche Aufnahme bey dem päpstlichen Legaten, in dessen Palais er wohnte. Sein Bruder verließ ihn mit den besten Hoffnungen für seine Wiederherstellung.

In Ravenna fand Davy mancherley Beschäftigungen. Er war so weit wieder hergestellt, daß er ausreiten und jagen konnte. Den Abend las er oder unterhielt sich. Viel war er mit Byron's Dichtungen beschäftigt, wozu ihn wohl der Aufenthalt in Ravenna noch mehr veranlassen mochte; hier lebte die aus Byrons Leben bekannte Gräfin

Guiccoli, die den Kranken selbst besuchte. Seine Notizenbücher aus diesem Zeitraum sind sehr reich und enthalten viele Pläne zu neuen physikalischen Untersuchungen. Er machte auch selbst elektrische Versuche am Frosch und Zitterrochen, die jedoch zu keinem bestimmten Resultate führten. Ueber Zug und Wanderung der Vögel und Fische stellte er mancherley Beobachtungen an. Schon im April wandte er sich in seine geliebten Alpengegenden; am 15. April kam er in Görz an und gieng dann nach Laybach, wo er bis Ende May blieb und in den Alpenbächen fischte. Dann gieng er nach Grätz, besuchte Ischl und den Trausfall. Von Salzburg schrieb er an Gilbert und drückte den Wunsch aus, sich von der Leitung und directen Theilnahme an den Geschäften der Royal Society zurückzuziehen. Von Salzburg wandte er sich nach Bayern, besuchte München, zog aber bald wieder seinen Lieblingsgegenden, den Seen und Alpenbächen zu; er besuchte den Starnberger See, gefiel sich aber am besten am Chiemsee und Kochelsee. Ueber den Bodensee und Schaffhausen ging er dann nach Zürich, an den Wallenstädter See, bog aber bald wieder nach Tyrol ein, wo ihn das Innthal besonders anzog. Sein Uebelbefinden scheint ihm jedoch nirgends eine rechte Ruhe gegönnt zu haben, denn er blieb überall nur kurze Zeit.

Im August war er schon wieder in Villach und in den Kärnthner Alpen. In Laybach bekam er gallichte Zufälle. Dieß mahnte ihn dann zur Heimreise. Im September gieng er zum vierten Male über den Brenner und durch das Oberinntal, das ihm sehr gefiel, über Füssen, nach Kempten. Zwischen hier und Ulm fiel ihm der üppige Wuchs des Hopfens bey Memmingen auf, den er bewunderte, und den er höher als irgendwo sonst sich ranken sah.

Aus St. Goar schreibt er von dem prachtvollen Abend, den er am Rhein genoß. Er war aber zu unwohl, um der Schönheit des herrlichen Stroms sich recht zu freuen. Er eilte rasch heimwärts und landete glücklich am 6. October in Dover. In London blieb er nicht lange, da er weder der Gesellschaften besuchen, noch wissenschaftliche Arbeiten unternehmen konnte. Er brachte den November und December bey seinem alten Freunde

Koole auf dem Lande in Sommerset=shire zu. Hier schrieb er seine *Salmonia* oder *Days of flyfishing*; da ihm die Jahreszeit nicht erlaubte zu angeln und dabei zu denken und zu sinnen, so versetzte er sich in der Erinnerung in diese seine Lieblings=Beschäftigung.

Dies kleine Werk, welches in England so viel Beyfall erntete, daß es mehrmals aufgelegt wurde, ist einiger Maassen in der Anlage mit seines Lieblings=Schriftstellers Isaac Walton's *Complete Angler or contemplative Man's Recreation* übereinstimmend. Es ist in dialogischer Form abgefaßt und beschäftigt sich vorzüglich mit den Gegenständen der Angeltkunst, mit den verschiedenen Arten der Gattung Lachs. Er beschränkt sich übrigens nicht bloß hierauf, sondern beschreibt die Geschichte und Lebensart dieser Fische und giebt eine Darstellung der besten und fischreichsten Flüsse Europa's. Eine Menge anziehende Betrachtungen der mannichfaltigsten Art schließen sich daran an, indem die vier Freunde, Galiens, Ornithor, Poietes und Physicus sich auf ihren Angel=Reisen unterhalten und einander ihre Ansichten und Erfahrungen mittheilen. Das große Talent, welches Davy hat, von den sinnlichen Gegenständen der Natur auf die übersinnlichen Beziehungen und Endursachen zurückzukommen, entfaltet sich hier im reichsten Maasse. Eine der gelungensten Darstellungen, wo die Freunde, nachdem sie ein Adlerpaar lange beobachtet hatten, auf den thierischen Instinkt und dessen Verhältniß zur Vernunft, zur menschlichen Erziehungsfähigkeit und dann zur Offenbarung kommen, ist mitgetheilt und macht den Wunsch sehr rege, wir möchten von dieser *Salmonia* eine ähnliche gelungene Uebersetzung erhalten, wie von den *Last days of a philosopher*, durch deren Uebertragung sich Herr von Martius viel Verdienst erworben hat. Für Engländer muß das Buch noch mehr Interesse haben, weil den Personen des Dialogs wahre Charaktere zu Grunde liegen. Galiens ist der als Mensch und Arzt hochgeachtete Dr. Babington, der seinem Freunde Davy bald in die Ewigkeit nachfolgte.

Wir nähern uns nun den letzten Tagen Davy's. Da er in England seine Genesung nicht finden konnte, erwachte in ihm eine neue Sehnsucht nach seinen geliebten Alpen. Er reiste Ende März von

London ab, begleitet von einem jungen Arzte, James Tobin und eilte über den Rhein und die Donau ohne Aufenthalt nach Laybach, wo er fischte und jagte und naturhistorische Betrachtungen machte. Später ging er ins Traunviertel und brauchte die Coolenbäder in Ischl, kehrte aber bald nach Steyermark zurück, um den hohen Sommer in den Thälern an der Save zuzubringen, die er für die schönsten hielt, welche er gesehen hatte. Hier in der stillen Einsamkeit freute er sich der Entfernung von dem geräuschvollen London und hier entwarf er den Plan zu seinen „*Letzten Tagen eines Naturforschers oder Tröstungen auf Reisen.*“ Im October gieng er nach Triest, um seine Untersuchungen über den Zitterrochen fortzusetzen, und sendete die Resultate seiner Experimente an die Royal Society. Dies war seine letzte Arbeit für die königliche Societät. Im November gieng Davy nach Rom. Trotz fortwährenden Uebelbefindens schrieb er hier mehrere Dialoge für seine *Consolations in travel* und arbeitete die *Salmonia* für die zweyte Auflage um.

Davy's Uebelbefinden vermehrte sich und die Lähmung der einen Seite nahm trotz der strengsten Diät und Lebensweise zu; doch arbeitete er mit Freudigkeit an seinem letzten Werke. Er mußte die Briefe an Freunde und Bekannte diktiren. Sein Bruder, von großen Besorgnissen getrieben, verließ seine Station in Malta und eilte nach Rom; er schildert die große Freude, welche Humphry über seine Ankunft empfand; dieser hatte sich sehr verändert, war bleich und mager geworden und ohne alle Hoffnung auf Besserung und Wiedergenesung; er wies auf freundliche, aber entschiedene Weise ab, was ihm der Bruder deshalb zum Troste sagte. Seine Seele war ausnehmend klar, heiter und ruhig und stets geduldig. John übernahm nun selbst die ärztliche Pflege; im April kam Lady Davy und brachte ihm die zweyte Auflage seiner *Salmonia*, was ihn sehr erfreute.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. Februar.

Nro. 41.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

J. Andreas Schmeller's Bayerisches Wörterbuch. Vier Theile. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827 — 1837.

Mit Vergnügen kündigen wir unsern Lesern die Vollendung eines Werkes an, das, ein Resultat der Forschungen und Bemühungen beynahe eines Menschenalters, für die Begründung und Bereicherung der deutschen Sprachwissenschaft von unzuberechnendem Nutzen ist, und jedenfalls als ein Muster deutschen literarischen Fleißes und Scharfsinnes unsere höchste Achtung verdient. Ehe wir jedoch von dem Werke selbst, dessen Reichhaltigkeit und Gründlichkeit sprechen, wird es diensam seyn, vorerst einen Blick auf die Geschichte der deutschen Dialekte und ihre wissenschaftliche Behandlung zurückzuwerfen, damit die Eigenthümlichkeit, der Werth und die Würde dieses neuesten Idiotikons desto mehr ins Auge trete.

In der ältern Zeit behaupteten sich die germanischen Mundarten durchaus in ihrem Rechte und in ihrer Anwendung, wie im Umgang, so auch in der Schrift. Es gab, nach den zwey Hauptstämmen des deutschen Volkes, oberdeutsche und niederdeutsche Mundarten. So schrieben denn die Chroniken, die Depositäre der Zeitereignisse, in dem Dialekt ihrer Landesgenossen, und die Leutpriester sprachen zu ihren Zuhörern in der volksüblichen Mundart. Doch fand, seit undenklichen Zeiten, eine Bevorzugung des ober- oder hochdeutschen Dialektes immer Statt, und der niederländische trat immer mehr, in schriftlichen Documenten, in engere Grenzen zurück. Es hieng dieser Umstand von dem Stylus curiae und dessen Einfluß ab, so daß unter den Karolingern und deren Nachfolgern die

fränkische Mundart, unter den Kaisern aus dem 11 — 13ten Jahrhundert die oberrheinische, unter den österreichischen, zumal seit Max I., die ost- und westlethische, als Hof- und Gerichtssprache sich geltend machten, welchem Gebrauche sich denn auch die Dichter und Redner, Gelehrten und Gebildeten jederzeit fügten. Und, nachdem nun vollends nach Erfindung des Buchdruckes eine Einsformigkeit und Uebereinstimmung der Ausdrucksweise immer dringenderes Bedürfniß wurde, und überdies Luther, durch seine Bibelübersetzung, der Hof- oder oberdeutschen Mundart einen gewisser Maßen heiligen Typus aufgedrückt hatte, so war die Fortdauer und Ausbreitung dieser Mundart, als Schriftsprache, fortan gesichert und begründet.

Das gemeine Volk jedoch in allen deutschen Landen ließ von der, von den Vätern ererbten eigenthümlichen Mundart nie und nirgends ab; und während die scandinavischen Dialekte und die holländische (plattdeutsche) Mundart sich sogar als eigene Schriftsprachen ausbildeten, bewahrten die übrigen Provinzen ihre Dialekte in unveränderter Frische und Reinheit; und nicht nur der gemeine Mann, sondern auch der Gelehrte und Gebildete, bediente sich des Mundartlichen mindestens im Umgange mit seines Gleichen und im Handel und Wandel des gemeinen Lebens durchaus, obwohl sie übrigens alle, sobald sie sich allgemeiner Verständigung versichern wollten, die Büchersprache, das Hoch- und Schriftdeutsche, zu sprechen und zu schreiben sich herbey ließen.

Mit dieser, zur Zeit noch allgemein üblichen Schrift- und Büchersprache befaßten sich nun ausschließlich die deutschen Sprachforscher und Sprachlehrer seit ungefähr drey Jahrhunderten, während die alte deutsche Sprache und die besondern Dialekte — jene als einer vergangenen Zeit längst ver-

fallen, diese als nur einer und der andern Provinz eigenthümlich und verständlich — bey Seite gelegt, ja wohl gar als fehlerhaft, als Archaismen und Provinzialismen, bezeichnet und verworfen wurden. Unter diesem beschränkten Gesichtspuncte faßte auch Adelung die Schriftsprache auf, die er, als hochdeutsche, in seltsamem Gegensatz, von der „groben“ oberdeutschen Mundart auscheiden, und als allein zulässige, richtige Ausdrucksweise gelten lassen wollte. Sein Wörterbuch, das übrigens von gründlicher, besonnener Forschung allorts Zeugniß giebt, galt fortan als Codex des hochdeutschen Sprachgebrauches; und während man, nach dem Vorgang dieses großen Forschers, die Formen der alten Sprache, so wie die „Unformen“ der Dialekte höchstens als Belege der reinen, feinen „Reisnischen“ Mundart und Büchersprache anführte, in welcher das Edelgut aller Dialekte sich vereinigt und verschmolzen haben sollte: geriethen die gemeinen Mundarten in den Augen der Schriftgelehrten immer mehr in Mißachtung, ja Verachtung, die provinciellen Wörter und Formen wurden aus den Gerichten verbannt, von den Kanzeln verdrängt, in den Schulen verpönt, so daß jeder, der auf Bildung Anspruch machen wollte, sich wohl hütete, im Auskehricht der Landessprache zu wählen, und in dem gemeinen Wegwurf Perlen suchen zu wollen.

Dessen ungeachtet gab es doch einzelne, vorurtheilsfreye Männer, die wenigstens aus Liebhaberey diese Wildgewächse auf der Almende des gemeinen Volkes ihrer Aufmerksamkeit würdigten, und, zu ihrem Vergnügen, Florilegien anlegten. So — um nur von Oberdeutschen zu reden — Hübner, Zaupfer, Kottmanner, Häbslein (Nürnberg), v. Dellling. — Andere Sprachforscher, indem sie die deutschen Dialekte unter sich und mit der alten Sprache obenhin verglichen, fanden Anhalts- und Vergleichungspuncte genug in den provinciellen Wörtern und Formen, um sie zu praktischen Zwecken und wissenschaftlichen Erörterungen benutzen zu können; wie Fulda, Popowitsch, Höfer, Kaindl. Man gieng noch weiter; man überzeugte sich, daß jeder, auch der gemeinste und dem Scheine nach verderbteste Dialekt ein organisches Leben, eine gesetzmäßige Bildung, ein in sich begründetes und mit den andern zusammenhängendes Wesen habe,

daß die Mundarten nicht nur ein geschichtlich begründetes Recht hätten, zu existiren, sondern auch einen bedeutenden Antrieb und Zuwachs geben könnten zur Fortbildung, Bereicherung und Begründung der deutschen Sprache überhaupt, als reichhaltige Fundgrube für die Kunde der Natur, des Rechts, der Sitten, des Landes und des Volkes. Nach diesem Begriffe und in der wissenschaftlichen Ansicht behandelten Stalder den schweizerischen Dialekt, und Chr. Schmid den schwäbischen.

Erst aber seit ungefähr dreyßig Jahren gewann die Dialektologie ihre eigentliche Bedeutsamkeit für die Sprachwissenschaft, seitdem durch die Bemühungen von J. Grimm, Beneke, Lachmann, Doegen, Graff u. a. die altdeutsche Sprache und Literatur, in ihren reichhaltigen Monumenten, wieder zum Vorschein gebracht, und für ihre Wörter und Formen Gesetze aufgefunden und Sammlungen angelegt worden. Es kam nun ins Klare, daß einerseits die strenge, etymologische und grammatische Begründung der neuern Sprache in der ältern fuße, anderseits diese selbst erst in den Dialekten, die, wie ein ungelichteter, großer Forst, neben einem künstlich angelegten Lusthain, in ewig verjüngter Kraft fortwuchern, ihre volle Erklärung und frische Ergänzung fänden, und daß überhaupt durch die Nebeneinanderstellung der ältern und neuern Schriftsprache und der noch lebenden Mundarten „die organische Einheit des gesammten germanischen Sprachstammes sichtbar werde, und der durchgehende Parallelismus, unter welchem seine Aeste von Knoten zu Knoten auseinander treten.“

Von diesem streng wissenschaftlichen Standpuncte aus betrachtete und behandelte nun unser gelehrte Verfasser die Sprache der Bayern, ihre eigenthümlichen Wörter, Formen und Redensarten. Es ist darum dieß Werk mehr, als ein sogenanntes Idiotikon, das sich nur mit den noch lebenden Ausdrücken irgend eines besondern Landstriches beschäftigt; es ist zugleich ein Glossarium der altdeutschen, zumal oberdeutschen, von jeder gangbaren, oder doch sonst vorkommenden Wörter und Formen; und selbst als bloßes Idiotikon, das sich zunächst mit der ältern und ältesten Provincial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande,

befast, hat es eine so breite Unterlage gewonnen, daß diese Sammlung sich auch auf die übrigen oberdeutschen Dialekte, die sich ja ohnehin in allem gegenseitig berühren und ergänzen, wenigstens in ihren Hauptformen erstreckt und verbreitet. Es kann also dieses Wörterbuch nicht nur als notwendige Ergänzung des Adelung'schen, so wie jedes andern gelten, da es die in der allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in derselben Bedeutung üblichen Wörter enthält, sondern auch als Grund- und Musterbuch für ähnliche Werke angesehen werden, welche den Dialekt und eine gründliche Behandlung desselben zum Vorwurfe haben.

Die Quellen, woraus der Verfasser geschöpft, sind theils mündliche Ueberlieferungen, die er aus dem Munde des gemeinen Volkes abgelauscht, theils literarische Hülfsmittel, welche er S. XI. — XVI. der Vorrede namentlich aufzählt. — Eine Hauptschwierigkeit, die der richtigen Abfassung des Dialektischen und dessen Bezeichnung im Wege steht, ist der Umstand, daß der gemeine Mann die Wörter, um sich dieselben recht und gerecht zu bilden, durch Ausstossung der Vocale und Consonanten, ja ganzer Sylben dem hochdeutschen Ohre nicht selten unverständlich, und zur Bezeichnung durch die gewöhnliche Schrift untüchtig macht. Der Verfasser suchte diesem Mißstande, der indessen alle Beachtung des Sprachforschers verdient, dadurch abzuhelfen, daß er jedes dieser Wörter, nachdem er es in gewöhnlicher deutscher Schrift aufgeführt, auch in der Form der dialektischen Aussprache bezeichnet hat. Hierzu reichte nun aber freylich unser Alphabet nicht hin, und es mußten namentlich die verschiedenlautenden Vocale, e, durch besondere Zeichen modificirt, und durch eigene Orthographie näher bestimmt werden. Zur Erkenntniß derselben, überhaupt des Grammatikalischen, muß auf das, eben so gründlich als fleißig bearbeitete Werk des Hrn. Verfassers: „die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt“ (München, 1821) hingewiesen werden.

Nachdem so jedes Wort, und dessen Form, auch in grammatischer Hinsicht angegeben und, wo möglich, auch in der ältern Sprache nachgewiesen worden: so wird es sofort in seinen verschiedenen vom Hochdeutschen abweichenden Bedeutungen klar

und einfach bezeichnet, und in allen Ableitungen und Zusammensetzungen verfolgt, wozu denn reichhaltige Belege aus der mündlichen Ueberlieferung und aus älteren und neueren Schriften angeführt werden. Zuletzt kommt noch, wo es nöthig und thunlich ist, die Abstammung und die Verwandtschaft desselben zur Sprache, jedoch mit der größten Umsicht, so daß nur entschieden unzweydeutige Belege in den nächst verwandten, zumal germanischen Dialekten gegeben, und, mit Vermeidung aller weit hergeholtten Conjecturen und einer prunkenden Sprachgelehrsamkeit, die bloßen Thatsachen in aller Treue hingestellt werden.

Um dieses Verfahren unsern Lesern einiger Maßen anschaulich zu machen, wollen wir ein kürzeres Beispiel anheben, welches man mit dem, was Adelung (v. Luge und Lugen) und Chr. Schmid von dem, übrigens im Oberdeutschen sehr gangbaren, guten Worte, anführen, so fort vergleichen möge:

Luegen (schwäb. luəgə, altb. u. o.pf. seltener vorkommend luəgng, loung), a) schauen (a Sp. luogēn, gl. a. 141. 431. 443. 515. 556. i. 869. 873. 935), sichtbar seyn, zum Vorschein kommen, prominere; bey Dtr. schauen; das ags. locian, engl. locks, scheint mehr der Bedeutung, als der Form nach identisch). Luō, o. pf. lou! sieh! gieb acht! louts! ey seht mir doch! „Der Fürst (Herzog Albrecht III.) lugat stätig zu anem Fenster aus, do sprach der arm Mann: gnädiger Her, ewr außluegen ist mein gross Verderbn, wan jr solt merken mein elag.“ Gem. Reg. Chr. III. 563. Wstr. Vtr. IV. 209. „Visere schawen, tueri luegen.“ Voc. v. 1445. luegen ze einem Ding, darauf sehen, deßhalb Sorge tragen. „Man luegte zu der Statt werlichkeit.“ Wstr. Vtr. V. 194. „Trewlich dazu luegen, das chaim schad geschach.“ Meichelbeck Chr. B. II. 123. — b) (hoiß) lauern, aufpassen. „Darumb laureten und luegten sie eben auf sie“ Nv. Chr. Auf den Thürmen und Thoren luegen speculari. Gem. Reg. Chr. II. 60. 93. 167. oder Luegins-Land, Name ehemaliger Wartthürme z. B. in Nürnberg, Augsburg, München (wo noch ein Gäßchen nach einem solchen benannt ist). „Kaiser



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Februar.

Nro. 42.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

J. Andreas Schmeller's Bayerisches Wörterbuch 2c.

(Schluß.)

Vielleicht auch Lre (Lou) bey Pfreimt so zu deuten. Luag scahharo Räuberhöhle, Dfr. 2, 11, 46; Luog, plur. Luogir gl. i. 934. u. 202. „Der Ieu in Luoge sineme“ leo in spelunca sua. „Hol oder Luoch antrum. In daz Luoch, in speluncam.“ Windb. Psalt. „Diu gefah in einem steine ein vil wenigez Luoch.“ (Das Kind Jesus) „hete da gehattet in einem engen Luoge.“ „Der Luoch, do in sie muter intruoch.“ Wernh. Maria p. 173. 177. 188. 2) Im Spott oder Scherz: das Betr. „Wis! ausserd mal aus'n Lueg! Die Lueg, Weibsperson, die gerne lauert, gafft. Der Lueger, die Luegerinn, Person, die auf der Lauer ist; die gerne lauert, gafft. „Hundschafter und Lueger“ Gem. Reg. Chr. III. 65. \*) Der Luegerturn Wartthurm, MB. XVIII. 199. Der Auflueger, Kuffcher. Zur Aufrechthaltung der Fischerey-Ordnung am Starnbergersee sind zwey Auflueger, der obere und der untere, aufgestellt. „Die Fronboten, die sind Auflueger, das niemand pauwen sol an die Tül oder Maur. Münchner Magist. Verord. v. 1370. Wstr. Btr. VI. 94. Gem. Reg. Chr. II. 426. — Der Zuelueger bey den Salzwerken. Leri Berg

\*) In Oberschwaben wird Lueger auch in der Bedeutung von Auge gebraucht, doch nur im verächtlichen Sinne. Thue deine Lueger auf, öffne deine Augen, gib Acht! (wie auch Loser, Luser statt Ohren) Dergleichen heißt das unwillkürliche, krampfartige Anstarren, Fixiren des Auges: der Lueger. Den Lueger hän.

Anm. des Ref.

N. 303. 390. — e) verluegen, überluegen, D. Pf. durch einen neidischen Blick (λοπιόν ὄμμα) bezaubern und an fernerm Gedeihen hindern; neugriechisch ματιζέω. Vólou't, übe'lou't, also bezaubert. Dés is j. B. d' schô's Stückl Vêihh, mit dem Beysag: schollt 's kas' üb. ls Augh ad' schau'd, hört man oft. In gl. i. 554. mit Luagalinemo ougin lubrico lumine (spectare sacram formam) ist wohl ein listernes zu verstehen.

Fragt man nun noch nach dem Umfange dieses Sprachwertes, und nach der Reichhaltigkeit in dessen Artikeln, so dürfte schon, um einen ungefähren Begriff davon zu geben, die bloße Bemerkung genügen, daß allein, nach dem Ausweis des Registers (IV. B.), nahe an die 5000 Wortstämme in allen vier Theilen aufgeführt und erörtert werden. Um aber diesen überreichen Schatz des bayerischen Dialekts, wie er in diesem Werke erscheint, im Einzelnen vor das Auge zu stellen, und so ferner zu zeigen, welche große Ausbeute hier für die Sprache, das Leben und die Wissenschaft, zu gewinnen sey: wollen wir wenigstens die, dem Dialekte eigenthümlichen Stammwörter aus dem Buchstab R aufzählen, mit Umgehung jedoch aller Derivaten und Compositen, so wie der auch im Hochdeutschen üblichen, wenn auch durch Form und Bedeutung in der Mundart abweichenden Wörter. Es sind ungefähr folgende (Th. III. S. 1 — 175): rauhen, raunzen, heulen, winseln, weinerlich bitten (auch schwäb.); — die Râben, die weiße Feldrübe; der Rabisch, das Kerbholz; der Rib, Wendung, Krümmung, Rank; der Robler (salzb.), Raufheld; die Robat, Scharwerk, Frohdienst; — râhsen, den Speichel mit hörbarem Laut herauf holen und auswerfen; rech, rauh, trocken; der Geruch, der Ruf, fama, „im Geruch der Heilig-

feit;“ ruechen, übermäßig besorgt seyn, immer mehr zu bekommen; daher der Ruech, ein Habfüchtiger, ein Nimmersatt; — rackern, sich abmühen; der Reckholder (schwáb.), Wachholder; der Rick, fortlaufende Reihe, Gestell, um etwas daran aufzuhängen; der Ruck, Hairuck, Dunst in der Atmosphäre; rückeln, nach Rauch riechen oder schmecken; auch: mit Schnellkugeln spielen; — raden, sieben, das Getreid reinigen; raideln, drehen, kräuseln; reden, sichten; reiden, wenden, flechten; der Rid, das Fieber (auch Ritt); der Ridel, Flechte, Geslecht; ridisch (rüdisch?), rauh, grob; rieden, reuten, räumen; wie roden; die Rodel, rotulus, Register, Liste; auch Art Kinderschlitzen; rodeln, röcheln; rōdelt, rollen machen; zu runden Kugeln, zu Grüge mahlen; — der Rasen, der Dachsparren; die Rasel, das Vordach; das Reß, die Raufe; reffen, rupfen, zupfen; die Rüst, Schorf, rauhe Rinde; — ragen, starr seyn, rigere; der Raiger, der Reiher; der Rig, verschnittenes männliches Schwein; der Rigel z. B. Feld, Wald re., ein Strich, eine Strecke; ingleichen ein kleiner Balken, davon Rigelweg; item Art weibliche Kopfbedeckung (Rigelhaube), rigeln, rütteln; rogel, roglich, nicht ganz compact oder dicht gedrängt; die Rogel, Geldrogel, Düte, Geldrolle; ro-geln, röcheln; die Rueg, gerichtliche Anklage; Vergehen, Verbrechen; Buße, Strafe; das Gericht selbst; das Rōgklein, Bröckchen aus Weizenmehl; der Ruck, Primitivform von Rücken; — die Ra-hen, Rachen, Holz oder Stange, welche die Bäume eines Floßes oder Waldschragens nach der Quer verbindet; Maßstab für aufgeschichtetes Scheiterholz; reihen, reigen, mit weiten Stichen näh-en, heften, zu Faden schlagen; röhlen, rüheln, röcheln, wiehern; schreyen wie der Esel; — räl-len (schweiz. rahlen), herumlaufen; wie rollen, rollzen (auch schwáb.), die Rollen, runde Schelle, nieders. Pingel; rülzen, schäkern; — der Rām, Anfaß von Schmutz, sordes; beramen, einen gerichtl. Termin festsetzen; der Rammer, Schafbock, Widder; die Ram, Gestell; (schwáb. Ram); der Riemem, Querholz; im Wasserbau; Riemisch-Mehl, das Beutelmehl; der Rummel, Vorfall, Handel, Kriegslärm; — der Rämpf, die Rinde,

besonders vom Brod; rampfen, raffen; rimpfen, rigen, und zusammenziehen; ramfen, anschelken, corripere; — rān, schlank, schwächig; der Rain, der Uferhang, z. B. Lechain; rainen, abgränzen; renueln, Haber, Gerste, Erbsen re. enthülzen; die Reiu, flaches Becken; der Reiuank, gewöhnlicher contrahirt: der Reuf, ein Fisch; die Ron, Baumstamm, besonders ein vom Wind sammt den Wurzeln ausgerissener; die Randen, die rothe Rü-be, Ränge; der Ranken, der Fußknochen, Knochen; ranken, das ausgebreitete Heu ranken, es nach geraden Linien zusammenrechen (schwáb. lorehen); der Rincken, die Agraffe, (schwáb. die Schuhshnal-le); die und der Runs, Kunst, das Rinne, Fließen; Rinnsal, Bach; der Rant, wie Rank; die Ranten, der Schößling; ranzen rec., sich strecken „sich ranzen und stranzen;“ — der Raup, Räupling, einjähriges Stück Rindvieh; fig. Taugenichts, Lotterbube; der Rupsen, der Wocken; Werg; Leinwand aus Werg; — rären, fallen oder rinnen lassen; — der Rāß, Zeug, dessen Grund Lein und dessen Eintrag Wolle ist; rāß, besondere vom Geschmack, stehend, recent; fig. heftig, muthig; der Rāß, Honigwabe; die Reß, hochd. die Rösche; reifen, risen, riseln, sinken, fallen, klein reg-nen; ris, Bett=ris, bettlägerig; die Risen, Rinne an einem Berge; auch künstlich erbauete Rinne; das Gereusch, das Eingeweide, meistens von Thieren; die Rusch, die Ulme; rueschen, übereilt han-deln; raspeln, eifertig sammeln; der Reispel, Reiserbüschelchen; reispfen, abreispfen, abzu-pfen; auch reisten; die Reisten, Kante, Knocke Flachses; die Riester, die Pflugsterze; der Ros-ter, das Verzeichniß, die Liste; der Rüst, der Werkzeug, das Geräthe; — der Rat, Ratel, Trespe und Unkraut überhaupt; raiten, rechnen, Rechnung stellen; die Rait, Hof=raiten, Hof-raum; die Reiter, das Sieb re.; das Reut, Ge-reut, der ausgerentete Platz; der Ritt (in Fe-der=ritt), schweiz. Ritte, f., Reite, Indelt; der Rötbel, ein Fisch, vulg. Schwarzreiterl; auch ein Vogel, Stain=rötbel; der Rott, Rost, rötten den Har, i. e. Flach, ihn in Verwesung bringen, rösten; die Rutten, die Kaltraupe; — der Raß, Mülrag, die Ratte; der Rehel, Brey aus gekochtem Obste u. a. m.



Wir geben dieß Verzeichniß nur als ein dürftiges Excerpt, damit man sich überhaupt von dem reichen Material des Idioms und von dem Sammlerfleiß des Verfassers einen Begriff machen könne. Denn im Uebrigen hat man den wahren Reichthum der bayerischen, wie jeder andern Mundart nicht sowohl in den, dem Laute nach ganz eigenthümlichen, als vielmehr in solchen Ausdrücken zu sehen, die, obgleich auch im Hochdeutschen üblich und gangbar, doch nach dem Sinne verschieden sind. Und hier ist denn der Scharfsinn des Verf. nicht genug anzuerkennen: wie er jedes einzelne Wort nach dessen verschiedenen und mannigfachen Bedeutungen auflöset, zergliedert und erklärt, sodann in dessen Ableitungen und Zusammensetzungen überall hin verfolgt, und mit kritischem Sinn und historischer Kenntniß erörtert und bestimmt. Man lese nur z. B. den Artikel: Recht und richten (Th. III. S. 20 — 37), und vergleiche ähnliche Wörter, die in Handel und Wandel, überhaupt in den wichtigern Zuständen und Gegenständen des Lebens von vielem Gebrauch und großem Belang sind; und man wird finden, daß in lexikalischer Hinsicht das Vollständigste erreicht worden ist. Um aber den streng philologischen Scharfsinn und Forschungsgeist des Verfassers ganz würdigen zu können, wird man geradezu die einfachsten, unansehnlichsten Partikeln aufsuchen müssen, daran ein Wortforscher seine Wissenschaft am meisten erproben mag; wie ja auch der Naturforscher zunächst in der Erkenntniß und Zergliederung des Kleinsten seine Meisterschaft bewähren kann. Sofern dürfte unser Urtheil nicht zu gewagt erscheinen, wenn wir behaupten, daß durch dieses Werk, besonders in den zwey letzten Theilen, wir für die Erforschung der alten Sprache überhaupt, so ins Besondere auch für die Etymologie bedeutende Aufklärungen und Berichtigungen erzielt worden seyen.

Aber nicht bloß in rein sprachwissenschaftlicher Hinsicht behauptet dieses Wörterbuch einen hohen Werth, und setzet sich ein würdiges Ziel vor, sondern auch in praktischer, zunächst auf den Gebrauch im Leben absehenden Beziehung wendete der Verf. überall sein Augenmerk hin, und behandelte solche Materien, welche die Art und Sitte, die Spiele, Gewohnheiten, Rechts- und Lebensverhältnisse des

Volkes betreffen, mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit. „Neben dem Wörterbuchmacher — sagt der edle, bescheidene Verf. (Vorrede S. XVIII.) — drängt sich nicht selten der Mensch hervor, welchem es hinwieder oft genug eine Art Trostes war, sich so viel als möglich über jenem vergessen zu können.“ Wir andern werden ihm für derley Excurse und Allotrien nur desto mehr Dank wissen; denn uns liegt zumeist daran, das Volk nicht bloß aus dessen Sprache, die ja selbst nur der Typus des Charakters ist, sondern auch aus allem, was aus dem Wesen seines Geistes und Gemüthes entspringt und damit zusammen hängt, bis auf dessen Verbeuten und Macktheiten, kennen zu lernen. Erst dadurch gewinnt ein Werk dieser Art ein allgemeines Interesse; und, wenn einerseits der Historiker, der Geograph, der Naturkundige, der Rechtsgelehrte in ihren Fächern hier allorts Andeutungen und Aufschlüsse finden, so erhält anderseits auch der Freund des Volkes, der Redner, der Dichter, jeder sein bescheiden Theil, so daß wir alle, zufrieden gestellt, dieses reichhaltige Panorama des Volkslebens beschauen mögen.

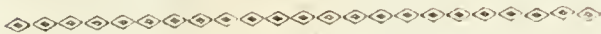
Ueber die eigenthümliche, etymologisch-alphabetische Anordnung des Wörterbuches, hat der Verf. selbst (Vorrede S. V — VII) genügende Aufklärung gegeben, und, wie uns dünkt, überzeugende Gründe vorgebracht. Um jedoch auch denjenigen, welche nach einer schlechtthin alphabetischen Ordnung zu verfahren gewohnt sind, das mechanische Nachschlagen zu erleichtern, hat er sich die Mühe genommen, das, schon oben erwähnte, vollständige Verzeichniß aller Wortstämme zu verfertigen und anzufügen, wodurch denn, da Band und Seitenzahl bey jedem Worte genau angegeben sind, das Auffinden keiner Schwierigkeit mehr unterliegt.

Uebrigens macht uns der Hr. Verf. (laut Vorrede Th. III. S. IV.) die erfreuliche Hoffnung zu einem dereinstigen Nachtrag, besonders mit Rücksichtnahme auf die ältere Sprache; und wir können eine um so reichhaltigere Ausbeute erwarten, da die berufsmäßige Beschäftigung mit den Handschriften der Münchner Bibliothek in den lehtern Jahren dem Verf. zur Bereicherung seiner Sammlung vielfache Gelegenheit darbot. Auch dürfen wir uns der Zuversicht hingeben, daß die Verlags-

Buchhandlung, die sich „des wenig lohnenden Werkes“ seither mit seltener Uneigennützigkeit angenommen, zur Fortsetzung, vielmehr Ergänzung desselben fernerhin freundschaftliche Hand bieten werde.

Das Werk ist Sr. Majestät dem König Ludwig von Bayern gewidmet, „dem großmüthigen Veranlasser dieses Versuches über Sprache, Art und Sitte Seines Volkes“ — „J. H. M., dem Gründer so vieles Großen, der nicht verschmähte, auch zu diesem Kleinsten die Samenkörner zu streuen.“

L. Urbacher.



Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, Band XXXI. (Zweyter Reihe Bd. IX.) 1857.

A. Mechanik. Hr. Prof. Fechner giebt (S. 501) eine mathematische Theorie der zu wenig bekannten Antepresse, so wie sie der Mechanikus Fuchs in Leipzig zwischen 3 und 5 Reichsthalern als Siegelpresse und zu Collegenversuchen versertiget.

B. Das Maximum der Dichtigkeit des Flüssigen untersucht H. C. Deprez in zwey Abhandlungen. Es ergab sich, daß dieses Maximum für reines Wasser auf  $3^{\circ}$ ,  $988^{\circ}$  C fällt. Für Salzaufösungen aber fand H. Deprez, daß es nicht eine einzige Flüssigkeit gebe, welche nicht entweder über oder unter dem Gefrierpunkte ein Maximum zeigt. Lösungen, welche 1 — 3 hunderttheile der festen Substanz enthalten, gehören zu den ersten, welche mehr enthalten, zu den zweyten. Was in's Besondere das Meerwasser betrifft, so behauptet Hr. D. sein Maximum falle auf  $-5^{\circ}$ ,  $67^{\circ}$  C. Nun hatte H. A. Ermann früher aus seinen Versuchen geschlossen, das Meerwasser habe sein Maximum über  $0^{\circ}$ . Durch H. D.'s gegenbezügliche Behauptung veranlaßt nahm er seine Untersuchungen und Berechnungen neuerdings (S. 72 — 98) auf, woraus ihm hervorgeht, daß die Temperatur, bey welcher eine Salzlösung das Maximum der Dichtigkeit erreicht, seyn müsse  $== -3^{\circ}$ ,  $67 \pm \sqrt{-157}$ ,  $^{\circ}$  C, d. h. eine imaginäre Zahl, die den Beweis liefert, daß eine solche Temperatur gar nicht vorhanden ist. „Den Grund dieser Verschwindung des Dichtigkeitsmaximums werden wir aber erst dann erkennen, wenn wir über die Entstehung desselben beim Wasser oder bey andern Körpern einige wesentliche Rechenchaft besitzen werden, bey einem Zu-

stande unserer Kenntnisse von den Cohäsionskräften, welcher von dem jetzigen durchaus verschieden seyn wird.“

Ueber denselben Gegenstand hatte auch H. J. G. Mulder schon vor mehreren Jahren Untersuchungen angestellt, und untersuchte nun neuerdings das von 14 Orten verschiedener Länge und Breite erhaltene Wasser, woraus (S. 493 — 501) sich ergab, daß 1) die Dichtigkeit veränderlich, 2) im atlantischen Meere aber sich keine bestimmten Unterschiede annehmen lassen, und 3) die Variationen überhaupt so gering sind, daß schon kleine Ursachen dieselben bewirken können. Im Mittel fand er die Dichtigkeit =  $1,0275$ .

C. Wärme. a) Seit den beynahe gleichzeitigen Untersuchungen Dalton's und Gay Lussac's (also seit ungefähr 30 Jahren) hatte man bey allen Berechnungen, worin die Ausdehnung der Gase mit vorkommt, den von diesen Experimentatoren angegebenen Werth  $0,575$  zum Grund gelegt. H. J. Rudberg untersucht nun diesen wichtigen Gegenstand neuerdings, und zeigt aus seinen in Rechnung genommenen vielfach abgeänderten und sorgfältig angestellten Versuchen (S. 271 — 293), bey welchen er die Abkühlung erwärmter Gasarten und Bestimmung der Volumensverminderung zum Grund gelegt, daß die Ausdehnung der trockenen Luft, und ohne Zweifel aller anderen trockenen Gase zwischen  $0^{\circ}$  und  $100^{\circ}$  C. nicht  $0,575$  der Volumeneinheit bey  $0^{\circ}$ , sondern nur  $0,634$  bis  $0,635$  betrage.

b) Seit 1815, in welchem Jahre Gay Lussac seine schönen Arbeiten über die Verdünnungskälte in trockener Luft bey verschiedenen Temperaturen bekannt machte, hat dieser Gegenstand vorzüglich durch die Erfindung des August'schen Psychrometer die Untersuchungen deutscher und englischer Physiker beschäftigt, und unter diesen am neuesten den H. Prof. Apjohn in Dublin. Gleichzeitig mit demselben hat auch H. C. G. Sauermann (S. 474 — 492) ähnliche Untersuchungen mit großer Sorgfalt unternommen. Allein er gesteht, daß seine Resultate, wie die Apjohn's, und die früheren von Delaroché und Berard bis jetzt unvermeidlichen Fehlern unterliegen. Wollte man aber die Mittelern aus diesen dreyn Versuchsreihen als der Wahrheit am nächsten kommend annehmen, so würde die specifische Wärme der verschiedenen Gasarten verglichen mit der der Luft bey gleichen Volumen folgende Werthe geben:

|                  |       |         |
|------------------|-------|---------|
| Atmosphär. Luft  | =     | 1,0000  |
| Sauerstoff       | . . . | 0,9859  |
| Wasserstoff      | . . . | 1,4655  |
| Stickstoff       | . . . | 0,9964  |
| Kohlenoxyd       | . . . | 1,0557  |
| Stickstoffoxydul | =     | 1,2128  |
| Kohlensäure      | . . . | 1,1128. |

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. März.

Nro. 43.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Titii Livii Patavini historiarum liber XXI et XXII. Mit Anmerkungen von Dr. Ernst Wilhelm Fabri, Professor am k. b. Gymnasium zu Nürnberg. Nürnberg bey Johann Leonhard Schrag 1837.

Die Arbeit eines befreundeten Collegen zu recensiren ist jedenfalls ein mißliches Geschäft, da selbst das gerechteste Lob in solchen Fällen dem Schein der Parteylichkeit ausgesetzt ist. Referenten kommt jedoch die allgemeine Anerkennung zu statten, welche Fabri's früheren Schriften zu Theil geworden ist, so daß er sich auch als College nicht schämen darf, diese Ausgabe zweyer Bücher des Livius für eben so nützlich und gut zu erklären, als es zugestandener Maffen des Verfassers Arbeiten über Cullustins sind. An diesen haben die competentesten Richter, z. B. Kriß, den löblichsten Fleiß, die genaue Kenntniß der lateinischen Sprache, ein feines Gefühl für die Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers und einen vorzüglichen exegetischen Takt gerühmt; an vorliegender findet sich Ref. als Schulmann beynen besonders diejenigen Eigenschaften hervorzuheben, durch welche sie vor vielen andern der Schule nützt. Was der Verfasser sagt, er mag Stellen kritisch oder exegetisch behandeln, oder einen Sprachgebrauch, eine Ausdrucksweise des Livius erläutern, fördert den Schüler im Verständniß des Schriftstellers um so mehr, als die Form, in welcher er es sagt, bey aller Nettigkeit und Gewähltheit des Ausdrucks sich fern hält von jener Sucht mancher neuerer Interpreten, in vornehmen, philosophisch klingenden Redensarten eine Tiefe der Auffassung zu affectiren, die sich bey näherer Betrachtung als trübe und neblig erweist. In dieser Ausgabe versteht der Schüler, was ihm gesagt werden soll, ein allerdings

einfacher, aber der Schulmann weiß wie hoch anzuschlagender Vorzug derselben. Darum kann der Lehrer auch fordern, daß sich der Schüler, der das gerne thut, wenn er sich gefördert fühlt, den Inhalt der Anmerkungen bey der Vorbereitung wohl eingeprägt habe, und gewinnt hiedurch, indem er sich in der Erklärung des Einzelnen so tüchtig vorgearbeitet findet, um so eher Zeit, durch anregende Fragen, wiederholende Zusammenfassungen, scharfes Bezeichnen der Höhepunkte der Erzählung, und durch alle jene zahllosen, schriftlicher Darstellung schwerlich erreichbaren Mittel, durch welche der Practiker dem jedesmaligen Bedürfniß seiner Schüler zu Hülfe kommt, im Geiste derselben das Bild, welches der Schriftsteller durch seine Rede hervorbringen wollte, gleichsam neu zu erzeugen. Ref. gebraucht Fabri's Buch bey seinem Unterricht mit dem merkbarsten Nutzen, und hält sich deshalb um so mehr für berechtigt, es einestheils allen Erklärern des Livius dringend zu empfehlen, anderntheils aus der unmittelbaren Erfahrung der Lehrpraxis her einige Wünsche zu äußern, die der Hr. Verfasser bey der etwaigen Fortsetzung seiner Arbeit, die einem längst gefühlten Bedürfniß abhilft, vielleicht zu berücksichtigen geneigt ist. Während nämlich Referent fast nirgends Grund gefunden hat, von Fabri's Erklärungen in den wichtigsten Stellen abzuweichen, wünscht derselbe doch hin und wieder in der Interpretation einige Punkte mehr beachtet.

Was zuvörderst die Composition der Geschichtserzählung selbst betrifft, so bietet diese freylich sehr wenig Stoff zu Bemerkungen für eine Schulausgabe dar. Irrt indessen Referent nicht sehr, so konnte die Stellung der Charakteristik Hannibals (c. 4) unmittelbar vor und nicht irgendwo mitten in die Erzählung des Krieges, wie sie dem Geschichtschreiber sehr hoch anzurechnen ist, so auch dem

Schüler als sehr bedeutsam bezeichnet werden. Das Contersey des Dämons dieses Krieges, wie Hannibal c. 10. von Livius selbst genannt wird, bereitet den Leser auf einen Feind vor, wie der römische Mars noch mit keinem gerungen; es ist, in die Vorhalle der Kriegserzählung gestellt, in einem weit höheren Sinne als der c. 29. geschilderte Reiterkampf des omen belli. Manchem wäre vielleicht auch ein Wink willkommen gewesen zum rechten Verständniß jener Sage von der Riesenschlange, die Hannibal im Traume sich hat nachtriefen sehen, und die ihm der Gott trüglisch als die vastitas Italiae deutet, während sie nach dem ächt tragischen Charakter der Sage das Verderben ist, das der Ferse des rasch vorschreitenden Kriegers folgt, und aufs lebhafteste an Juvenals (X. 159) unvergleichliches *exitus ergo quis est?* etc. erinnert.

Doch dergleichen Bemerkungen darf man wohl vom Lehrer fordern, nicht aber von dem Ausleger, der sich zu seiner Aufgabe Erklärung des Sprachlichen gemacht hat. Aber näher hängt mit diesem die Erläuterung der Gedankenentwicklung zusammen, und daß diese besonders bey den Reden mündlich gegeben werden muß, wenn die nicht selten bewundernswürdige Oekonomie derselben dem Schüler zur Anschauung kommen und nicht alle Erklärung, zu jener höchst verwerflichen *aspersio notularum*, die den Inhalt nicht berühren, herabsinken soll, das unterliegt wohl keinem Zweifel. Lag es nun allerdings dem Plane des Verf. fern, von den Reden förmliche Dispositionen zu liefern, so wäre doch wenigstens die Angabe der rhetorischen vom Schriftsteller weggelassenen, logisch aber nothwendigen Träger der Gedankenentwicklung, der Verbindungspartikel nämlich, nach des Ref. Dafürhalten nicht un Zweckmäßig gewesen. So z. B. in Hanno's Rede gegen Hannibal c. 10. Der Redner sagt §. 3 — 6: Ich habe euch beschworen, Hannibal nicht nach Spanien zu lassen; da aber meine Warnungen vergeblich waren, so werdet ihr was Hannibal jetzt an Sagunt thut an Carthago gerächt sehen müssen. Wenn nun unmittelbar folgt: *Utrum hostem an vos an fortunam utriusque populi ignoratis?* — so verlangt dieser Satz, als Begründung des Vorhergehenden, logisch ein Denn.

Heißt es nun weiter: daß Hannibal an den

Gesandten Roms das Völkerrecht verletzt habe, diese jedoch nicht alsbald Rache begehrt, sondern erst auf friedlichem Wege Genugthuung verlangt hätten, daß Rom dem Staate keine Schuld zurechnen, sondern nur den Verbrecher ausgeliefert wissen wolle; so giebt der Redner hiemit etwas seiner obigen Behauptung (ihr werdet Sagunt an Carthago gerächt sehen müssen) scheinbar Widersprechendes zu, als hätte er den Concessionsatz gebildet: Zwar verfährt Rom jetzt noch sehr gemäßigt; — setzt jedoch diesem Zwar das dessen Instanz entkräftende *Uter* entgegen in dem gleich folgenden *quo lenius agunt, segnius incipiunt, eo quum coeperint vereor ne perseverantius saeviant*, welcher Besürchtung sofort die Erwähnung des ersten punischen Kriegs zur Stütze dient, in welchem doch nicht ein Knabe wie Hannibal, sondern ein Hamilcar Feldherr Carthago's gewesen. Aber fährt der Redner fort, wir wurden besiegt, weil wir bundbrüchig waren, wie jetzt (§. 8, 9.); folglich (§. 10.) ist Hannibal's jetzige Belagerung Sagunts eigentlich eine Bestürmung Carthago's. Damit uns nun dieses Schicksal, das ich warnend voraus verkündige, nicht wirklich treffe, gebe ich den Rath (so läßt sich etwa der erfahrungsgemäß selbst fähigen Schülern schwerkere Sinn des Redeschlusses zusammenfassen), und zwar nur als politischer, nicht als persönlicher Feind der Barchiner, den Hannibal auszuliefern, da man ihn ohnehin, auch wenn seine Auslieferung Niemand fordern würde, als beständigen Friedensstörer aus Ende der Welt verbannen sollte.

Während also die Sinnerklärungen dem Referenten in der angegebenen Weise hin und wieder einige Ergänzung zugulassen scheinen, bleibt dagegen bey den eigentlich sprachlichen Anmerkungen innerhalb der Grenzen, die sich der Hr. Verf. laut der Vorrede p. VII. selbst gesteckt hat, nur sehr wenig zu wünschen übrig. Syntactisch und phrasologisch hat Fabri seinen Schriftsteller mit der lobenswerthesten Gründlichkeit behandelt, und nur, weil Ref. wünscht, zur möglichsten Vervollkommnung des ihm werthen Buches ein Geringes beizutragen, erlaubt er sich zu einigen Kapiteln von lib. XXI. eine kleine Nachlese zu geben. Cap. 1. 2. konnte das dem aufmerksamen Schüler nach *neque-neque* auffallende *et haud ignotas belli artes inter se*

—conserebant durch die Bemerkung erläutert werden, daß haud hier nicht mit dem Verbo finito, sondern, um eine Litotes zu bilden, mit ignotas verbunden sey, und im folgenden § wegen der nicht mit gleicher Berechtigung stehenden Coniunctive inferent, crederent auf die Grammatik, z. B. Zpt §. 551. verwiesen werden. Wichtiger noch war es c. 2, 1. bey (Hamilcar) ita se — in Hispania augendo Punico imperio gessit, einem trotz seiner Häufigkeit von den Grammatikern noch unbeachteten Gebrauch des Ablat. Gerundi oder Gerundi Auerkennung zu verschaffen, dem gemäß derselbe nicht bloß, wie immer angegeben wird, als Instrumentalis steht, sondern auch zur Bezeichnung der Umstände, unter welchen, oder der Art und Weise, auf welche die Haupthandlung geschieht. Ein unter Siegen, nicht durch Siege, ergrautes Heer heißt 25, 19 exercitus vincendo veteranus, wie Hannibal selbst 30, 28 senex vincendo factus. Von Camillus heißt es 5, 22, die Gemeinde habe ihm für die Beute nicht gedankt, qui ad senatum malignitatis auctores quaerendo rem arbitrii sui rejecisset, von Scipio 28, 13: modica contrahendo auxilia Castulonem pervenit. In diesen und noch vielen andern Stellen ist der Ablat. Gerund. der Kraft nach ein Partic. Praes. Activi. So auch hier; nicht dadurch, daß —, sondern indem oder während er Carthago's Herrschaft ausbreitete, benahm sich Hamilcar auf eine Weise, die auf höhere Pläne schließen ließ. In demselben Cap. §. 5., wo es heißt: is (Hasdrubal) — hospitium regulorum magis conciliandisque per amicitiam principum novis gentibus, quam bello aut armis rem Carthaginiensem auxit, stößt der Schüler bey auf an, das ihm erklärt werden muß durch die negative Kraft des zweyten Gliedes einer mit dem Compar. und quam gemachten Vergleichung, vermöge deren die Glieder der letzteren sich so umstellen lassen, non bello aut armis, sed hospitium regulorum magis etc. rem Carth. auxit, wie z. B. 26, 39 med. steht: non vi aut virtute, sed proditione ac furto Tarentum amissum. Hiedurch ist dem Schüler der Ausdruck auf die ihm bekannte Regel (Zpt. §. 357.) zurückgeführt. Das angeführte Beispiel konnte zugleich dienlich seyn, ihm zu zeigen,

warum der Schriftsteller auch hier die Synonyma brauche. In den Worten des letzten § von Cap. 3: Ego istum juvenem domi tenendum — censeo rührt das Gewicht des ego, das es am Anfang eines das Thema der Rede zusammenfassenden Schlusssatzes hat, von dem Gegensatz her, in welchem sich mittelst desselben der Sprechende mit allen Andersmeinenden oder den Zuhörern überhaupt stellt, was aus dem letzten der von Fabri gegebenen Beispiele 34, 4 extr.: ego nullo modo abrogandam legem Oppiam censeo; vos quod facitis, Deos omnes fortunare velim deutlich hervorgeht. Wir bemerken diese Kleinigkeit nur, um bey dieser Gelegenheit den Wunsch auszusprechen, daß man doch nie dem Schüler die bevorzugte Stellung eines Satztheils aus dem Nachdruck, den er habe, erklären möge, ohne zugleich die Quelle dieses Nachdruckes im logischen Gegensatz aufzuzeigen. — Cap. 4, 1 lesen wir: Pauci ac ferme optimus quisque Hannoni assentiebantur; sed, ut plerumque fit, major pars meliorem vicit. Hier war vielleicht die Bemerkung am Orte, daß pauci, je nachdem in ihm das negative oder das affirmative Moment vorherrscht, bald bedeutet: Einige, aber nur Wenige, bald, wie hier: Wenige, aber doch Einige. Denn im ersteren Falle konnte nur sed, nicht ac, folgen, während doch der Satz zweifelsohne den Sinn hat: Zwar stimmten allerdings einige Senatoren und namentlich alle wahren Patrioten dem Hanno bey, aber die schlechtere Mehrheit drang durch.

(Fortsetzung folgt.)

~~~~~  
 Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in
 J. E. Poggendorff's Anna'en der Physik etc.

—
 (Fortsetzung).

c) Ueber das Gefrieren liefert (S. 492 — 498) H. Deprey sehr interessante Beobachtungen. Es geht daraus hervor, daß die richtige Definition des Gefrierpunktes sey: die constante und stationäre Temperatur eines und desselben Körpers, wie sie das Thermometer anzeigt, wenn die Erstarrung beginnt, oder vielmehr begonnen hat. Also Gefrierpunct = Schmelzpunct.

Bekanntlich wird das Gefrieren durch Erschütterung befördert. Es giebt aber eine nicht beträchtliche Erschütterung, über welche hinaus eine Verstärkung des Schütteleus das Gefrieren mehr verzögert als beschleuniget. Eingeschlossen in Thermometerröhren wird das Gefrieren bey jeder Lösung um mehrere Grade verzögert.

Der Gefrierpunct des Wassers wird durch fremde Substanzen erniedriget, und nach der obigen Definition sind die Senkungen beynabe den Mengen der hinzugesügten Substanzen proportional.

Bekanntlich vergrößern viele Körper beim Gefrieren ihr Volumen, an manchen aber beobachtete Hr. Deprez eine bedeutende Volumsverringernng. Sie haben also auch kein Maximum der Dichtigkeit. Dahin gehören Margarinsäure, Oleinsäure, Stearinsäure, Olivenöl, Cadin, Paraffin, und Naphtalin, welche selbst die nicht stickstoffhaltigen organischen Körper repräsentiren können.

d) Thilorier's merkwürdige Versuche, Kohlen- säure flüchtig und starr darzustellen, und durch sie bedeutendere Kältegrade herzustellen, veranlaßte Hr. Pouillet, diese Kältegrade nach hunderttheiliger Skale scharf zu messen (S. 144 — 152). Er bediente sich dazu des Brenes, welchen H. Thilorier aus Schwefelsäure und festes Kohlen- säure bildet, und fand durch einen Luftprometer mit Glasbehälter — $78^{\circ}85$ C., mit Platinbehälter — $78^{\circ}.87$ C., durch eine thermoelektrische Kette aus Wismuth, Kupfer und der Sinusbussole — $78^{\circ}.75$. Daher fällt der Schmelz (Gefrier) punct des Quecksilbers auf — $40^{\circ}.5$ C. und der Gang eines Alkoholthermometers unter 0° bis — 80° C stimmt mit dem Luftprometer vollkommen überein.

D. Luftpumpe. H. R. Poewenthal in Danzig beschreibt (S. 442 — 446) eine neue Art der Luftpumpe, bey welcher unter andern Vortheilen anstatt des Habnes Ventile angebracht sind, wodurch der schädliche Raum gänzlich vermieden, die Luft bis auf's äußerste verdünnt werden, und die Pumpe selbst weniger kosten soll.

E. Um das specifische Gewicht der Dämpfe leichter berechnen zu können, liefert der Hr. Herausgeber der Annalen (S. 450 — 474) eine Anweisung und Tafeln, die gewiß Jedem, der mit solchen Untersuchungen beschäftigt ist, äußerst willkommen seyn müssen, aber ihrer Natur nach keines Auszuges fähig sind.

F. Licht. a) Für den schwierigen Fall, wo der Effect der von einem beliebigen Puncte ausgehenden Lichtstrahlen beim Zusammentreffen mit einem neuen beliebigen Puncte gesucht wird, besitzen wir nur die Reihe der von Fresnel angestellten Beobachtungen und trefflichen Berechnungen. Aber sie leiten nicht einmal die Tafeln der Maxima und Minima von einem be-

stimmten, leicht überschaubaren Gesetze her. H. Knochenhauer in Meiningen sucht diesem Mangel durch eine scharfsinnige Umänderung der Fresnel'schen Grundformel für die Intensität des an der Kante eines dunklen Schirmes vorübergehenden und gebengten Lichtes (S. 103 — 110) abzuheffen, indem er diese Formel auf geeignete Weise modificirt, wodurch ihm Ausdrücke für Maxima und Minima und ihre Abstände von der Schattenkante hervorgehen, welche, wie eine 7 Maxima und Minima darstellende Tafel nachweist, mit den Fresnel'schen Resultaten meistens bis auf die vierte Decimale zusammenstimmen. Dasselbe ist der Fall bey der Umänderung der Formel für Lichtstrahlen, welche durch eine enge Spalte gehen.

b) Eine ähnliche Behandlung findet (S. 512 — 520) aus Airy's Darstellung der Undulationstheorie in seinen Mathematical Traits (2 Edit. p. 501) die Theorie der Farben dünner Blättchen, a) wenn ein Wellenzug auf zwei Glasplatten fällt, die durch einen schmalen Zwischenraum getrennt sind, b) wenn zwey beynabe oder ganz rechtwinkliche Glasprismen mit ihren Hypothenusen fast in Contact gebracht werden, und auf sie das Licht so einfällt, daß der Winkel der innern Incidenz an der Hypothenusfläche beynabe gleich ist dem Winkel der totalen Reflexion.

G. Lampen. S. 198 — 201 werden von H. Hess zwey neue Einrichtungen von Lampen, die eine für Analysen organischer Körper (von Hess), die andere (von Pelelet) als Glasbläslampe beschrieben, und Seite 446 eine dritte zur Beleuchtung von Beale erfunden von dem Herausgeber beschrieben.

H. Magnetismus. H. Kreil (Adjunct an der Sternwarte zu Mailand) ertheilt (S. 521 — 533) Nachricht über die daselbst angestellten Beobachtungen der Declination, Inclination und horizontalen Intensität des Magnetismus. Nach denselben war die Declination abnehmend vom 18. bis 23. October 1836 von $18^{\circ}55'$ auf $18^{\circ}36'$. Die Inclination war vom 23 — 26. October im Mittel $63^{\circ}44', 65'$, die Intensität vom 15 — 25. October im Mittel 2,01839. H. K. macht aus seinen Beobachtungen aufmerksam auf ein fast regelmäßiges Wachsen und Abnehmen der Schwingungsdauer, dessen Periode ein Monat ist. Im Winter und Frühling fielen die kürzesten, im Sommer und Herbst die längsten Schwingungen mit dem Neumonde zusammen.

Gewitter ließen keinen Einfluß auf die Nadel bemerken, wohl aber das Nordlicht des 18. Octobers, und das Erdbeben am 20. July Mittags.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. März.

Nro. 44.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Titi Livii Patavini historiarum liber XXI et
XXII. etc.

(Fortsetzung.)

In den Worten des zweyten Paragr.: eundem vigorem in vultu vimque in oculis, habitum oris lineamentaue intueri konnte auf die asyndetische Zusammenstellung der beyden Paare von Begriffen aufmerksam gemacht, und dieselbe aus dem Gegensatz erklärt werden, in welchem die im Auge und Blick sich kundgebende Gesichtshähnlichkeit mit der vom Knochenbau bedingten steht. So stehen auch 8, 1. extr. in den Worten: qui nec, ut Samnites, in pace amicitiam, nec, ut Campani, auxilium in bello petissent, nec in fide populi Romani, nec in ditione essent zwey Paare von Begriffen, deren jedwedes durch nec — nec gebildet ist, in einem explicativen, durch ac propterea zu erklärenden Asyndeten oppositivsartig beyninander, gerade wie in 9, 34 sub fin.: te nec quod dies exit censurae, nec quod collega magistratu abiit, nec lex, nec pudor coercet. Ueberhaupt bedarf das Asyndeten der lat. Sprache sowohl in Absicht auf seine Natur und seinen verschiedenartigen Ursprung, als hinsichtlich der eigenthümlichen Vorkommenheiten bey den einzelnen Schriftstellern einer genaueren Untersuchung. Einiges bemerkt Fabri sehr richtig zu 21, 58, 4; 22, 3, 13. — Im 9ten Paragraphe, welcher Hannibals sittliche Gebrechen aufzählt, konnten die nach crudelitas, perfidia stehenden Ausdrücke nihil veri, nihil sancti als merkwürdige Versuche des Geschichtschreibers betrachtet werden, dem so fühlbaren Mangel seiner Muttersprache an Substantiven abzuhelfen; denn er will damit offenbar die Begriffe: gänzliche Unwahrhaftigkeit, Unsitt-

lichkeit ausdrücken. Es wäre gewiß eine höchst interessante Untersuchung, den Mitteln nachzuspüren, durch welche die lateinischen Schriftsteller, denen bey dem sich mehr und mehr erweiternden Kreise der Vorstellungen jener Mangel immer drückender werden mußte, ohne vom Genius ihrer Sprache abzufallen, aus deren Vermögen die fehlenden Substantiva zu ersetzen sich bemühen. Mit der Zeit und schon bey Livius werden Fügungen, wie occisus Praetor moerore Patres affecit, die Krebs im Antibarbarus mit Unrecht als unklassisch verwirft, immer häufiger, die Substantivirungen anderer Redetheile immer gewagter, bis endlich alle Scheu schwindet, sich innerhalb der vom Wesen der Sprache gefesteten Schranken zu behelfen und eine Masse barbarischer neugebildeter Substantiva die Rede verdirbt. — Eine Bemerkung hätte Ref. auch gewünscht zu c. 11. 4: ut vero pro concione praedam captae urbis edixit militum fore, adeo accensi omnes sunt, ut, si extemplo signum datum esset, nulla vi resisti videretur posse, welches posse offenbar für potuisse im Sinne von δυνασθῆναι ἄν oder futurum fuisse ut posset steht, nach dem nämlichen Gesetze, kraft dessen der Lateiner poteras für potuisses sagt. Potuisse als infinitivische Form des in die Vergangenheit fallenden Conditional-Nachsatzes vierter Art lesen wir z. B. 3, 35. extr.: creditum vulgo est, subveniri iis ab legato potuisse, ni tristia dicta exhorruisset, und ib. 36: ut, si ducis consilia favor subsequutus militum foret, debellari eo die cum Samnitibus potuisse pro haud dubio habitum sit, ferner 26, 3: quid solum se restantem prodesse reipublicae — potuisse? findet sich doch sogar fuisse bey Livius für futurum fuisse z. B. 3, 50: sibi vitam filiae sua cariorum fuisse (würde gewesen seyn), si liberae ac

puđicae vivere licitum fuisset, wenn hier nicht vielmehr nach fuisse ein et semper futuram fuisse nach allgemein bekannten Analogien zu ergänzen ist; vgl. 30, 10 extr.: ut appareret, haud proenl exitio fuisse Romanam classem (et perituram fuisse), ni cessatum a praefectis suarum navium foret. So gut nun ferner nach der Fähigkeit der lat. Sprache, den hypothetischen Satz vierter Art, wenn er, der Vergangenheit angehörig, im Plusquamperfect stehen sollte, auch mit dem Imperfect zu geben, Livius 4, 58 extr. sagen konnte: nec dubium erat, quin, si tam pauci simul obire omnia possent, terga daturi hostes fuerint, so gut konnte er in vorliegender Stelle posse für potuisse setzen. Vergl. 23, 2: sibi defectionis ab Romanis consilium placitum (sc. fuisse, nicht esse) nullo modo, nisi necessarium fuisset; 24, 5: nec, nisi tam potenti duce confisos, rem tantam ausuros sc. fuisse.

Doch es ist Zeit, diese grammatischen Bemerkungen, die ihren Ursprung aus der Schule weder verläugnen können noch wollen, hier abbrechen, und wenigstens einen Blick auf den Text zu werfen, den Fabri giebt. Er ist im Ganzen auf den von Kreyffig basirt, jedoch nach den bekannten kritischen Hilfsmitteln selbständig durchserricht, in Anmerkungen, die dem Schulzweck sehr gut entsprechen, satzfam gerechtfertigt, und, was kein geringes Verdienst ist, von zahllosen Interpunctionsfehlern gereinigt. Aber bey der ungeheuern Verderbtheit der livianischen Interpunction konnte Fabri natürlich nicht Alles thun. Besonders sind Nachbesserungen noch in solchen Fällen nöthig, wo bezeichnet werden soll, ob Hauptsätze noch in den Bereich einer schon angefangenen Periode gehören, oder Selbständigkeit genug haben, selbst die Stelle von Perioden zu vertreten.

Wir wählen ein Beyspiel aus c. 4, 6 und 7. Herkömmliche Satzzeichnung: Caloris ac frigoris patientia par; cibi potionisque desiderio naturali, non voluptate, modus finitus; vigiliarum somnique nec die nec nocte discriminata tempora. Id, quod gerendis rebus superesset, quieti datum: ea neque molli strato neque silentio accessita. Multi saepe militari

sagulo opertum humi jacentem inter custodias stationesque militum conspexerunt. Wir setzen nach par und finitus Punkte, und fahren dann so fort: Vigiliarum somnique nec die nec nocte discriminata tempora; (sed) id, quod — superesset, quieti datum. Ea neque — neque — accessita; (nam) multi saepe militari sagulo opertum humi jacentem — conspexerunt. Gizen andern kleinen Beitrag zur Textverbesserung erlaubt sich Ref. durch Herstellung von c. 31, 10 und 11 zu geben, wo es auch bey Fabri noch so heißt: nam, quum aquae vim vehat ingentem (die Druentia nämlich) non tamen navium patiens est; quia nullis coercitus ripis, pluribus simul neque iisdem alveis fluens, nova semper vada novosque gurgites (et ob eadem pediti quoque incerta via est), ad haec saxa glareosa volvens, nihil stabile nec tutum ingredienti praebet. Die durch den Druck ausgezeichneten Worte müßten den Grund enthalten, warum die Druentia nicht schiffbar ist; aber dann wäre die Beschaffenheit des Flußbodens zum Grunde der Nichtschiffbarkeit derselben gemacht. Man hat nicht bemerkt, daß durch den Ausfall vielleicht eines habet nach gurgites, dessen Endung wir in dem et vor ob eadem wieder zu finden glauben, in diese eine Periode fälschlich zwey zu sondernde verschmolzen worden sind, von denen die erste angiebt, warum der Fluß zu Schiffe, die zweyte, warum er zu Fuße gar nicht oder schwer zu passiren sey (Sil. 3, 472: non pediti fidus, patulis non puppibus aequus). Und zwar gelten alle Gründe für die Nichtschiffbarkeit auch für die Schwierigkeit des Durchwatens; nur wird diese letztere durch einen für Fahrzeuge gleichgültigen Umstand erhöht, durch die saxa glareosa oder, wie Fabri vorzieht, globosa, welche der Fluß führt. Demnach können wir, die problematische Ergänzung habet abgerechnet, mit Zuversicht folgendermaßen schreiben: quia nullis coercitus ripis — nova semper vada novosque gurgites habet. Ob eadem pediti quoque incerta via est: ad haec saxa glareosa volvens nihil stabile nec tutum ingredienti praebet.

Nun hätte Ref. hinsichtlich des Buches selbst nur noch zu bemerken, daß dessen Gebrauch durch

sehr vollständige, das Sprachliche und Geographische betreffende Register erleichtert und durch eine treffliche äußere Ausstattang annehmlich gemacht wird. Er kann sich jedoch bey dieser Gelegenheit nicht versagen, die Aufmerksamkeit besonders der Scholmänner auf einen seines Wissens nur von Dissen vornehmlich bey Tibull und Demosthenes beachteten Gegenstand hinzulenken, auf die Erforschung der Perioden-Gestaltung sowohl überhaupt, als der eigenthümlichen des Livius. Form und Gestalt, — deren Gesetze, so weit sie wenigstens begreifbar sind, fassen, einen Blick thun heißt in das Wesen der Schönheit, deren Reich ja durch die klassischen Studien der Jugend aufgeschlossen werden soll, — gehören auch in sprachlicher Beziehung zu den höchsten Objekten der Erkenntniß, und wir können bey Erklärung der Alten auf die Jugend nicht bildender wirken, als wenn wir uns bemühen, ihr das Räthsel des vom Menschengesicht in diesem Bereiche Gestalteten einigermaßen zu lösen. Schon ein kleiner Schritt zu diesem Ziel ist Gewinn; ein solcher möchte wohl die Wahrnehmung seyn, daß in den antiken Sprachen, deren Anschaulichkeit in der Gedanken-Entwicklung hauptächlich auf Hervorhebung der auf einander bezogenen Gegensätze beruht, die in der Periodenbildung fast am häufigsten wirksamen Principien der Chiasmus und die Anaphora sind, beyde freylich in weiterem Sinne genommen, als es gewöhnlich geschieht. Es ist nämlich nicht anders möglich, als daß sich, wenn sich die Rede in Gegensätzen entfaltet, die Saptheile, in welchen sie ruhn, entweder in gleicher oder in umgekehrter Ordnung folgen. Das ist allgemein anerkannt im einfachen Satze, wie z. B. Romani virtutem, Graeci venustatem sequuntur, oder Rom. virt., venustatem Graeci sequuntur. Aber noch nicht genugsam beachtet ist, daß das Gesetz der Anaphora und ihres Gegentheils, des Chiasmus, die Periode wie den Satz in Absicht auf Folge und Ordnung der Redetheile auch dann beherrscht, wenn nicht bloß direkte Gegensätze ausgedrückt, sondern nur formell Verschiedenes und formell Gleichartiges zu ordnen ist. So herrscht z. B. in der Periode bey Liv. 3, 44 in., die wir zufällig aufschlagen, durchaus das Gesetz der Anaphora, d. h. alle sich entsprechenden Redetheile behaupten zu den von ihnen

verschiedenen die gleiche Stellung. Sequitur, heißt es, aliud in urbe nefas, ab libidine ortum, (es heißt nicht eventu hand minus foedo), quam quod per stuprum caedemque Lucretiae urbe regnoque Tarquinius expulerat, ut non finis solum idem decemviris, qui regibus, sed caussa etiam eadem imperii amittendi esset.

(Schluß folgt).

Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in
J. C. Poggendorff's Annalen der Physik etc.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1837 zeigte sich bis zum 9. July keine regelmäßige Verminderung der Declination. Die Schwingungs-
dauer nahmen auch in diesem Jahre im May und Juny mit der Inclination ab, obgleich die Aenderungen der horizontalen Intensität nicht von denen der Inclination herühren können.

Das Mittel der Schwingungsdauern in den Monaten Januar bis Juny schwabte zwischen 22", 267634 (Febr.) und 22", 355528 (März), die Declination zwischen 18° 31' 24",4 (April) und 18° 34' 55",7, die Inclination zwischen 65° 45' 34",1 (Juny) und 65° 47' 26",1 (April). Auch im Jahre 1837 bestätigte sich das Verhältnis der Mondsphären zu der Schwingungsdauer, und nur der März machte in diesem, wie im vorigen Jahre, eine Ausnahme.

Eine der mächtigsten Störungen der Nadel ereignete sich 1837 am 2. July, deren Gang H. K. nach detaillirten Beobachtungen mittheilt.

J. Electricität. a) Herr Harris nahm (S. 99 — 102) die Untersuchung des elektrischen Verhaltens in verdünnter Luft wieder auf, und seine Versuche zeigten, a) daß die Schlagweite der Electricität unabhängig ist von der Temperatur und dem Drucke der Luft, aber abhängig von der Dichtigkeit derselben, b) daß ein elektrischer Leiter in verdünnter Luft nur dann Electricität verliert, wenn ein anderer nicht isolirter Körper in seiner Schlagweite steht, welche durch die Dichtigkeit der Electricität sowohl als durch die Dichtigkeit der Luft bestimmt wird.

b) Hr. Prof. Sechuer beschreibt (S. 225—245) einen Apparat zur Anstellung der Volta'schen Grundversuche. Es hat den Experimentatoren immer Schwier-

rigkeit verursacht, diejenige Electricität zu bemerken, welche zwen isolirt in Berührung gewesene heterogene Platten zeigen. H. F. findet die Ursache in den gebräuchlichen Apparaten und den zusammengesetzten Manipulationen mit dem Condensator. Deshalb beschreibt er hier wiederholt Abänderungen des Bohuenerger'schen Elektroscoops, indem er anstatt der zwen senkrechten trockenen Säulen Eine horizontale mit einer sehr zweckmäßigen Vorrichtung an den beiden Polen empfiehlt. Dieses Elektroskop giebt unmittelbar ohne Condensator die an den Berührungsflächen condensirte Electricität mit Sicherheit an, liefert den augensälligen Beweis, daß diese E nicht durch Reibung entsteht, und bestätigt daher gegen alle Einrede des Volta'schen Grundversuch und mit ihm seine Theorie. Dieser Apparat ist zugleich sehr ausdauernd, indem H. F. den seinigen schon 8 — 12 Jahre immer gleich wirkend gebraucht.

Wer dieses Elektrometer von einem schon darin geübten Künstler zu besitzen wünscht, kann sich (sagt Hr. F.) an den Mechanikus Fuchs in Leipzig wenden, welcher ihn zu 8 Rthl. pr. Cour. liefert.

K. Magneto-elektrische Ströme. H. de la Rive stellte (S. 152 — 160) Untersuchungen über die Eigenschaften der magneto-elektrischen Ströme an. Es sind aber magneto-elektrische Ströme diejenigen, welche in einem Metalldraht durch Annäherung eines Magnetstabes erregt werden und nur augenblickliche Dauer haben. Die Geschwindigkeit der Aufeinanderfolge dieser Ströme verstärkt die Wirkung desselben so, daß 3. B. zwey Ströme in 1" eine Stahlfeder auf 70°, 40 Ströme um 135° erhitzen. Dasselbe gilt von den chemischen Wirkungen, indem 1050 Ströme, wenn 1/4 auf die Sekunde kommen, dieselbe Quantität Gas bei der Wasserzersetzung geben, wie 494 Ströme 52 auf die Sekunde. Eben so fühlbar zeigt sich dieser Einfluß auf die physiologischen Wirkungen.

Diese Ströme leiden bedeutenden Widerstand in einem homogenen, weniger in einem heterogenen Leiter. In Flüssigkeiten erregen diese Ströme reichlich Gas, wenn die Leiter Streifen oder Drähte, aber nicht, wenn sie Platten von etwas beträchtlicher Größe bilden.

Es scheint, daß der Strom Wirkungen hervorbringe, sobald er und wo er in seinem Laufe gehindert wird, und der magneto-elektrische Strom sich mittels sehr langer undulativen Fortpflanzung, deren Länge desto beträchtlicher ist, als das Mittel, worin die Fortpflanzung geschieht, besser leitet.

Die Metalle, welche magneto-elektrische Ströme in einen flüssigen Leiter führen, entwickeln immer weniger Gas, und werden mit einer Schichte ihrer eigenen Zersetzung überzogen, sie mögen von den Leitern angegriffen werden, oder nicht. Die entwickelten Gasarten sind aber immer Sauerstoff und Wasserstoff.

L. Thermo-elektrische Ströme. a) Faraday's Entdeckung des starken Leitungsvermögens geschmolzener Salze für Volta'sche Electricität veranlaßte H. Thom. Andrews, sie zur Untersuchung der Erzeugung thermo-elektrischer Ströme zwischen ihnen und den Metallen (S. 164 — 175) anzuwenden, und er sah, als er ein Vorarkügelchen an einen Platindraht geschmolzen und einen anderen mehr erhitzten Draht mit dem Kügelchen in Berührung gebracht hatte, die Nadel seines Galvanometers sogleich bis an's Ende der Skale getrieben durch einen Strom, dessen Richtung von dem heißeren Platindrahte zu dem kälteren gieng, und bleibend wurde, wenn er die Kugel zwischen beiden Drähten schmolz, und einen derselben mehr erhitzte als den andern. Wurde eine mit einigen Tropfen Schwefelsäure versetzte Wassersäule in die Kette gebracht, so wurden die Ströme viel schwächer, aber stärker, wenn kohlen-saures Natrium anstatt des Boraxes gebraucht wurde.

Eine Verbindung mehrerer solcher Drähte (Elemente) zeigte deutlich Wasserzersetzung, und eine Zusammenfassung von 20 Elementen brachte auf die Zunge eine zweifelhafte (?) Empfindung, aber keinen Funken hervor.

Die Platineude zeigten durchaus keine chemische Veränderung. Wenn Platin durch ein Salzkügelchen mit Palladium, Gold oder Silber verbunden war, gieng bei stärkerer Erhitzung des Platins der Strom immer von diesem zu dem andern Metall und umgekehrt. Daher ist die Richtung des Stromes nicht durch eine chemische Action, sondern durch die relativen Temperaturen bedingt. Die Quelle dieses Stromes ist wahrscheinlich keine andere, als der Contract zwischen dem heißen Metall und dem geschmolzenen Salz.

Es entstehen zwar auch Ströme schon, ehe das Salz wirklich geschmolzen ist; aber H. Andrews gesteht, daß seine lange und mühsame Unternehmung hierüber vollständig gescheitert sey.

b) Mit einer thermo-elektrischen Säule nach Nobili's Construction von 25 Elementen erhielt H. Vians, welcher H. Antionori's Versuche nachmachte, a) Funken, b) und chemische Wirkungen. H. C. Wheatstone wurde dadurch veranlaßt, diesen Gegenstand weiter zu untersuchen, und benützte eine thermo-elektrische Kette von 53 Elementen von Wismuth und Antimon in Form eines cylindrischen Bündels von 3 Zoll Durchmesser und 1 1/2 Zoll Länge, deren Pole durch zwey dicke Drähte mit einer Spirale von Kupferstreifen (50 Fuß lang und 1,5 Zoll breit), deren Bindungen isolirt verbunden waren. Eine Seite der Säule wurde durch eine in ihrer Nähe aufgehängte Masse rothglühenden Eisens erhitzt, die andere durch Eintauchen in Eis kalt erhalten.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. März.

Nro. 45.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Titi Livii Patavini historiarum liber XXI et
XXII. etc.

(Schluß.)

Bis ins Innerste chiasmisch gestaltet ist die kunstreiche Periode 21, 13, in.: quum ille aut vestra aut sua culpa manserit apud hostem (si metum simulavit, sua, vestra, si periculum est apud vos vera referentibus), ego, ne ignoraretis etc., ad vos veni. Denn dem aut vestra aut sua culpa entspricht umgekehrt in der Parenthese sua — vestra; in dieser Parenthese bilden die Dependenz der Verba (metum, vera referentibus) die äußeren, die Verba selbst (simulavit, periculum est) die inneren Glieder des Chiasmus, während die beyden Hauptverba des Vorder- und Nachsatzes mit den ihnen zunächst angehörigen Satztheilen (manserit apud hostem, ad vos veni) gleichfalls wieder in umgekehrtem Ordnungsverhältniß stehen. Besonders interessant sind diejenigen Fälle, in welchen beyde Figuren zur Perioden-Gestaltung zusammenwirken; so gleich 21, 2 in.: his anxius curis ita se Africo hello — per quinque annos, ita deinde novem annis in Hispania — gessit, ut etc. Ita — ita bildet eine im engsten und gewöhnlichsten Sinn so genannte Anaphora, während die Satztheile Africo hello per quinque annos, novem annis in Hispania chiasmisch gestellt sind. Im Lichte dieses Zusammenwirkens der beyden Figuren erscheint vollkommen schön gestaltet die auf den ersten Anblick so wunderbar gebaute Periode 21, 27, 8: Jam paratas aptatasque habebat pedes lintres; equites fere propter equos nantes navium agmen ad excipiendum adversi impetum flu-

minis parte superiore transmittens tranquillitatem infra trajicientibus lintribus praebat. Wir wollen zu derselben nicht Alles, was die Sache erlaubt, sondern nur Folgendes bemerken: während die beyden Verbalbegriffe aptatas habebat und transmittens im Chiasmus die äußeren, die zu jedweddem derselben gehörigen Subjecte und Objecte die inneren Glieder bilden, stehen diese letzteren unter sich wieder in anaphorischer Ordnung der Bedeutung (pedes — lintres, equites — navium agmen) und doch zugleich in chiasmischer dem Casus nach (Nom. Acc. Acc. Nom.). Es sollte uns nicht an weiteren Beispielen fehlen, müßten wir nicht allzu große Weitsichtigkeit befürchten. Denn wir können dieses wechselseitige Durcheinanderschlingen der beyden genannten Figuren erst als eine Haupteigenthümlichkeit des livianischen Stils bezeichnen; eine zweite geht aus der Masse des Stoffes hervor, den der Geschichtschreiber zu verarbeiten hatte. Eine unermessliche Menge von Thatsachen mußte er bey seiner planmäßigen ins Einzelne gehenden und doch das Ganze der römischen Geschichte umfassenden Erzählung in sein Werk aufnehmen; das Nacheinander der Begebenheiten war ein Unendliches. Was Wunder also, daß er, wenn der Gegenstand nicht eine kometische Darstellung forderte, so viele Thatsachen als möglich in Form von Sätzen oder aus Sätzen gestalteten Satztheilen in einer Periode aufzuspeichern bemüht war? Der Kürze wegen geben wir nur eine Niesenperiode zum Beispiel, Liv. 43, 18:

Perseus, principio hiemis egredi Macedoniae finibus non ausus, ne qua in regnum vacuum irrumperent Romani, | sub tempus brumae, quum inexcuperabiles ab Thessalia montes nivis altitudo facit, occasionem esse ratus frangendi finitimo-

haltvolle Abhandlung H. B. indessen nicht zu kennen scheint, das Daseyn von Eisnadeln in allen Richtungen in der Atmosphäre voraus, und nimmt an, daß die Winkel dieser Eisprismen = 60° sind. (?) Die vertikalen Flächen derselben können für Spiegelflächen angesehen werden, welche ein Bild der Sonne in gleicher Höhe mit derselben, und in einem Winkelabstande doppelt so groß, als der Winkel des einfallenden Strahles mit der Spiegelfläche, darstellen. H. B. versucht diesen horizontalen Kreis in faserigen Krystallen, die senkrecht auf ihre Achse durchschnitten sind, nachzubilden. Die Höfe schreibt H. B. Wasserkügelchen zu, welche (wenigstens in der Mehrzahl) gleichen Durchmesser haben. Das vollständige Gesetz scheint H. B. zu seyn: „Das Product aus dem Durchmesser eines jeden Wasserkügelchens in den Winkeldurchmesser des Hofes ist = der durch Versuche gegebenen Wellenlänge.“ Das Phänomen läßt sich, wie Young schon angegeben hat, am vollständigsten durch ein mit Encopodium bestreutes Glas nachbilden. Für den Regenbogen stimmt H. B. ganz der Descarts'schen Erklärung von, die überzähligen Bogen aber erklärt er durch Interferenz zweyer Strahlen, welche beyde vor und nach dem Einfallswinkel, der das Maximum der Ablenkung giebt, eine gleiche Ablenkung erleiden, und mit geringen Gangunterschieden coincidiren.

b) Hr. Quetelet hat (S. 175 — 185.) alle Beobachtungen, welche von verschiedenen Beobachtern an verschiedenen Orten über die Anzahl der Sternschnuppen in einer gegebenen Zeit gemacht worden sind, gesammelt. Er reducirte sie auf eine Stunde, und fand als wahrscheinliches Resultat, daß ein einzelner oder mehrere Beobachter, die nach derselben Himmelsgegend gerichtet sind, durchschnittlich 8 Sternschnuppen in einer Stunde sehen könne, und daß mehrere Beobachter, welche verschiedene Himmelsgegenden überblicken, doppelt so viel zählen können. In dieser Voraussetzung können mehrere Beobachter, welche so gestellt sind, daß sie fast den ganzen Himmel übersehen, im Durchschnitt mehr als 200 Sternschnuppen in einer Novemberrnacht sehen.

c) Meteorologische Beobachtungen werden in diesem Bande (S. 558 — 555) aufgeführt 1) von H. Feldt in Braunsberg in Ostpreußen vom Jahre 1836. Der mittlere auf 0° reducirte Barometerstand war = $335^{\prime\prime},81$, das Maximum fiel auf 9. Januar mit $344^{\prime\prime},25$, das Minimum auf 9. December mit $325^{\prime\prime},48$. In Bez-

ziehung auf die Winde gab N.O. die höchsten, S.W. die niedrigsten Barometerhöhen.

Die Temperatur war im Mittel = $46^{\circ},52$ Fahr. das Maximum fiel mit $84^{\circ},6$ auf den 30. July bey S. das Minimum auf 1. Januar mit $0^{\circ},5$ bey N., also mit einer Differenz von $84^{\circ},5$.

2) Die Beobachtungen von Karlsruhe theilt Hr. Dr. Otto Eisenlohr mit vom Jahre 1834 und 1835. J. J. 1834 war der mittlere auf 10° R. reducirte Barometerstand = $27^{\prime\prime} 11^{\prime\prime} 315$ ($355^{\prime\prime},315$), das Maximum fiel auf den December mit $28^{\prime\prime} 5^{\prime\prime} 65$ ($341^{\prime\prime},65$), das Minimum auf den October mit $27^{\prime\prime} 2^{\prime\prime},15$ ($326^{\prime\prime},15$) also mit einem Unterschied von $15^{\prime\prime},52$.

Die höchste Temperatur fiel auf den July mit $29^{\circ},3$ R., die niedrigste auf Februar mit $-4,5$, also mit einem Unterschied von $33^{\circ},8$, das Mittel der jährlichen Temperatur war $+9^{\circ},594$.

Die herrschenden Winde waren S.W. mit 356 und N.O. mit 366, dann N. mit 61.

Die Regenmenge betrug $2451,77$ Kub. Zoll.

Im Jahre 1835 war der mittlere Barometerstand $27^{\prime\prime} 10^{\prime\prime} 716$ ($354,716$), das Maximum fiel auf den Januar mit $28^{\prime\prime} 6^{\prime\prime},94$ ($342^{\prime\prime},94$), das Minimum auf den October mit $26^{\prime\prime} 11^{\prime\prime} 22$ ($325^{\prime\prime},22$). Die Temperatur erreichte das Maximum im July mit $27^{\circ},0$ R., ihr Minimum im December mit $-9,1$, und die mittlere war $8^{\circ},055$. Die herrschenden Winde waren S.-N.W. mit 624, N.-S.O. mit 471, S.W. mit 408, N.O. mit 295, und W. mit 157. Die Regenmenge betrug $3925,59$ Cub. Zolle.

Transactions of the zoological Society of London. Vol. II, Part. I. 1836. 4. 86 S. und 17 Kupfertafeln.

Die Abhandlungen der zoologischen Gesellschaft in London scheinen durch den Tod des Sekretärs (Vennett) einen Verzug in ihrer Erscheinung erlitten zu haben, denn bis jetzt ist uns vom zventen Bande nicht mehr als die erste Abtheilung zugekommen. Diese ist weniger mannichfaltig in ihrem Inhalt und enthält gar nichts Zootomisches. Das Außere und die Tafeln sind von gleicher Vollkommenheit, wie in den früheren Heften. Folgende Abhandlungen befinden sich in dieser Abtheilung:

I. On the Quails and Hemipodii of India.
By Lieut. - Colonel W. H. Sykes. (p. 1 —
24. Tab. 1 — 4.)

Eine sehr gründliche Abhandlung, welche mit leitenden Betrachtungen über die Ausstellungen von Gattungen und Arten beginnt. Der Verf. weist an den Feldhühnern und den verwandten Gattungen die Schwierigkeit, scharfe Gattungsmerkmale aufzustellen, nach und vergleicht die Angaben von Temminck, die er einer scharfsinnigen Prüfung unterwirft. Er hielt es für sehr nöthig, in vielen Fällen die anatomischen Verhältnisse zu vergleichen und legt hier einen besonderen Werth auf Zunge, Größe der Blinddärme und Farbe der Iris. Er habe gefunden, daß z. B. hiedurch *Ciconia leucocephala*, bisher immer zu *Ardea* gerechnet, deutlich classificirt werde; hier ließen die kurze Zunge, der doppelte Blinddarm, die nicht gelbe Iris keinen Zweifel, daß es ein wahrer Storch sey. Auf einer sehr zweckmäßig angeordneten Tafel giebt der Verf. Umrisse der Zunge, der Blinddärme, der Irisfarbe, des Schnabels von 5 *Coturnix*, 3 *Hemipodius*, 2 *Francolinus*, 1 *Perdix* und zur Vergleichung auch von 2 *Columba* und von *Pterocles exustus*. Das Resultat der genauesten innern und äußern Untersuchung ist: daß sich, außer der Größe, kein einziges konstantes Merkmal auffinden läßt, wodurch man die Wachteln (*Coturnix*) von den Feldhühnern (*Perdix*) generisch unterscheiden könnte. Mit Theophrast kann er sie nur Zwerg-Feldhühner nennen. Die Form der Flügel und die völlige Abwesenheit jeder Spur von Sporn am Tarsus, welche Temminck für charakteristisch bei *Coturnix* hält, sind keine durchgängigen Kennzeichen. Sykes fand z. B. Höcker am Tarsus der Männchen bei *Cot. Argoondah* und *Pentah*.

Hierauf folgt die Beschreibung der Arten. Der Verf. beginnt mit einer Beschreibung unserer Wachtelart, wie sie in Indien vorkommt, nach sorgfältiger Vergleichung von Exemplaren aus China, Indien, dem Vorgebirg der guten Hoffnung und England. Eben so giebt derselbe eine Beschreibung von *Cot. textilis*, welche er trotz großer Ähnlichkeit mit der vorhergehenden, doch als eine eigene Art betrachtet wissen will. Die neuen Arten sind:

- 1) *Coturnix erythrorhyncha*; Sykes fand diese schöne Art nirgends als im Thale Karlech in den Ghats, wo sie zugleich mit *Perd. picta* vorkommt.
- 2) *Cot. Argoondah* findet sich in Duhm.
- 3) *Cot. Pentah*. Himalaja und Gebirgsland von Mysore.

Die neue Art *Hemipodius* nennt Sykes *H. Tai-zoor*; er hielt sie zuerst für einen jungen *H. pugnax*, überzeugte sich aber später von ihrer Verschiedenheit.

Zur Beschreibung von *H. pugnax* und *Dussumieri* werden ebenfalls Beiträge gegeben.

Die Abbildungen der 4 neuen Arten sind sämmtlich vortreflich von Gould lithographirt.

II. Descriptions of a few Invertebrated Animals obtained at the Isle of France. By Robert Templeton. (p. 25 — 30. Tab. V.)

Diese neuen Thiere sind: *Actinia sanguineopunctata*, *Xenia Desjardiniana*, und zwei neue Röhrenwürmer, mit *Terebella* und *Sabella* verwandt, wofür der Verf. neue Gattungen bildet, nämlich *Anisomelus* (*luteus*) und *Piratesa* (*nigro-annulata*). Weitere Untersuchungen sind wohl hierüber erst abzuwarten.

III. On a remarkable Species of Pteropine Bat, by E. T. Bennet. (p. 31 — 38. Tab. VI. u. VII.)

Die hier als neu beschriebene Art *Pteropus* (*Pt. Whitei* Benn.) vom Gambia kam erst kürzlich in den Besitz der Gesellschaft und zeigt wirklich eine besondere Merkwürdigkeit; es findet sich nemlich auf jeder Seite am Hals, nach unten zu gegen den Ursprung der vorderen Extremitäten, ein großer Büschel weißer Haare, wie ein Federbüsch. Es giebt dieß dem Thiere ein so eigenthümliches Ansehen und die Stelle weicht vom übrigen Fell so ab, daß man im ersten Augenblick auf den Einsatz kommt, es sey diese Bildung künstlich und zur Täuschung gemacht. Aber die genaueste Untersuchung zeigt diese sonderbaren Anhänge als ächt; dieß wird auch durch die mikroskopische Untersuchung bestätigt; denn die Haare haben hier dieselbe gegliederte und geferbte Form wie am übrigen Körper, und wie sie den Fledermäusen eigenthümlich ist. Der Verf. bildet verschiedene solche stark vergrößerte Haare ab und macht mit Recht auf das weite, für Zoologie und Physiologie gleich interessante, selbst bei Bestimmung der Arten wichtige Feld aufmerksam, welches die feinere mikroskopische Untersuchung der Haare eröffnet. Alles, was wir auch in Deutschland (durch Heusinger, Metzsch, Gble) über die mikroskopische Struktur der Haare, Federn, Schuppen u. s. w. wissen, ist bis jetzt nur Bruchstück und eigentlich in die systematische Zoologie noch gar nicht übergegangen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. März.

Nro. 40.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Die Geschichte der Natur, als zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Dritter Band. Erlangen, bey J. J. Palm und Ernst Enke. 1837. 533 S. mit 13 Kupfertafeln.

Ueber den Inhalt der beyden ersten Bände dieses Werkes haben wir schon im III. Bande der gelehrten Anzeigen und im IV. Bande S. 86 eine kurze Rechenchaft ertheilt; es bleibt uns daher nun übrig, die Inhaltsanzeige des dritten Bandes zu geben, welche, die Geschichte des Thierreichs umfaßt.

In den beyden ersten §§. des Buches sucht der Verfasser zuerst die Gränzen zu bezeichnen, welche das Thierreich auf der einen Seite von dem Stein- und Pflanzenreiche, auf der andern aber vom Menschen unterscheiden. Das Belebte, das gegen das Steinreich hin die Gränze bildet, giebt sich in dem der Pflanze, wie dem Thiere inwohnenden Vermögen kund, den selbstthätigen Wechselverkehr mit den Dingen der Außenwelt länger fortwährend zu erneuen und zu erhalten. Die Möglichkeit zur Aeußerung jenes Vermögens ist dadurch gegeben, daß das Thier wie die Pflanze ein organisches Wesen ist, d. h. dadurch, daß sein Leib mehrere und viele polarisch sich ergänzende Theile (Organe) umfaßt, welche in einem solchen Verhältnisse stehen, daß durch die Sättigung der einen das Verlangen der andern geweckt wird; daß die Thätigkeit der einen die Ruhe der andern mit sich bringt. Wenn die eben beschriebene Grenze eine äußere genannt werden kann, wodurch die organischen und belebten Wesen überhaupt von den unbelebten sich

abscheiden, so giebt es nun auch eine innere, die zwischen dem Thier- und dem Pflanzenreiche festgestellt ist. Der Wechselverkehr mit den Dingen der Außenwelt, zu dessen länger fortwährender Erneuerung und Erhaltung im Thiere wie in der Pflanze die Kraft liegt, beschränkt sich in der Pflanze lediglich auf den Kreis des Wachsthumes und der Wiederverzeugung; es ist im Wesen des Gewächses ein Zug nach dem nährenden, tropfbarflüssigen oder luftartigen Stoffe, so wie nach Licht und Wärme, durch welche die fortwährende Wiederaufnahme jenes Stoffes möglich wird; für die übrige Welt aber der gewordenen Dinge, die von dem Lichte erleuchtet, von der Wärme erwärmt wird, ist in der Pflanze weder ein Zug des Verlangens noch ein Sinn da; was nicht unmittelbarer Punct der Befestigung, Stoff der Ernährung, Nutrieb der Belebte seyn kann, das ist für sie wie gar nicht vorhanden. Dagegen verhält sich das Thier gegen die Welt der andern gewordenen Dinge auch dann, wenn ihm diese keineswegs Stoff der Ernährung seyn können, nicht gleichgültig; das Thier hat, je vollkommener es ist, desto mehr Sinn für andere gewordenen, lebende wie unbelebte Wesen und einen inneren Trieb zum Wechselverkehr mit ihnen. Das aber, was zum Einzelwesen „geworden“ ist, erscheint eben deshalb auf bestimmten Ort und Raum beschränkt, nicht wie das ernährnde Element oder der aufregende Lebens-Impuls, der aus Licht, Wärme u. s. w. kömmt, deren die Pflanze begehrt, allgemeiner über die ganze Erdoberfläche ergossen; darum gestaltet sich die Fähigkeit des Thierleibes zum Wechselverkehr mit andern zu Einzelwesen gewordenen Leibern zugleich zu der Fähigkeit, sich von einer Stelle zur andern, jezt zu diesen, dann zu jenen Dingen hinzubewegen.

Im Verlauf des thierischen Lebens legt sich

und jener eben erwähnte Unterschied der animalischen und vegetabilischen Natur in der Form zweyer wiederholt mit einander abwechselnder Zustände: jener des Schlafes und des Wachens vor Augen. Auf den schlafenden Thierleib sind, wie auf die Pflanze, nur noch der Impuls wie das Element der Ernährung und Wiedererzeugung wirksam: äußerlich die athembare Luft, im Innern das umkreisende Blut oder der Nahrungsfluß; für die Welt der andern Einzelwesen ist ihm der bemerkende Sinn, wie die Kraft des Hinbewegens benommen. Obwohl jedoch hierinnen der Schlafzustand im Vergleich mit dem Zustand des Wachens als ein minder vollkommener erscheint, ist er dennoch die Basis, aus welcher das Wachen seine Kräfte nimmt; er ist die fortwährende, tragende Grundlage, aus welcher das Wachen hervortritt.

Am Thierleib selber bemerken wir bald ein Beysamenseyn zweyer Naturen, davon die eine den vorhin bezeichneten Charakter des Pflanzens, die andere den des Thierreiches an sich trägt. Diese beyden Naturen beruhen auf dem Daseyn zweyer verschiedener Ordnungen von Organen, davon die einen (wie die Lunge, die Werkzeuge der Verdauung, die Gefäße u. s. f.) nur der Ernährung und Erhaltung dienen, die andern aber, als die eigentlich thierischen, zunächst zum Dienste der Empfindung und Wahrnehmung der Sinne, so wie zur willkürlichen Bewegung bestimmt sind. Die ersteren sind im Schlafe eben so wirksam, als im Wachen; das Thätigseyn der anderen ist zunächst nur an die Zeit des Wachens gebunden. Je vollkommner das Thier ist, desto vorherrschender und kräftiger sind an ihm die Organe der höheren (dem wachen Zustande entsprechenden) Organe ausgebildet; desto vollkommener nehmen dieselben die der niederen Ordnung, welche der Pflanzennatur entspricht, in sich auf. Hiedurch werden ein großer Theil jener Organe, die in der Pflanze nach außen gefehrt sind, am vollkommneren Thierleib zu inwendig verborgen: die Blätter zu Lungen, die einsaugenden Zäpfeln der Wurzeln zur Auskleidung der inneren Wände des Darmkanals. So wird die vorhergehende, niedrigere Stufe der organischen Gestaltung von einer höheren: die Natur der Pflanze von der des Thieres überwunden, jene hiernach in diese aufgenom-

men, von ihr überkleidet, und zwar so, daß die vorhergehende Stufe allenthalben als Grundlage der höheren vorhanden, in diese verwebt, von ihr durchdrungen ist.

Nachdem auf diese Weise der Verfasser die äußere Abgränzung des Thieres von der unorganischen Natur, die innere vom Pflanzenreich angedeutet hat, fährt er fort, auch jene obere Gränze zu bezeichnen, die zwischen der Natur des Thieres und jener des Menschen liegt. Schon im vorhergehenden Bande war diese Gränze so bestimmt, daß im Thiere zwar die inwohnende Seele ihres Leibes, nicht aber ihrer selber mächtig sey, während dieselbe im Menschen sich selber beherrscht und hiermit zugleich den Leib. Die Macht, durch welche die Menschenseele dieses vermag, ist der selbstbewußte Geist. Es wiederholt sich nun auf einer höhern Stufe zwischen Mensch und Thier derselbe Unterschied, der zwischen Thier und Pflanze gefunden wird. Wie das Gewächs mit seinen beym Wachsen sich verlängern den Zweigen vom Lichte angezogen wird, wie es dieses aufsucht, ohne einen bemerkenden Sinn für dasselbe zu haben; so ist das Thier blindlings dem Walten eines allbewegenden, allbedenkenden Geistes hingegeben, der in der Form des Instinktes dasselbe zieht und leitet, während der Mensch inwohnend in sich eine Kraft besitzt, welche selber von der Natur des allbedenkenden Geistes ist, welche deßhalb diesen erfährt und erkennt. Und auch auf dieser Stufe ist mit der Fähigkeit zum Erkennen des allbewegenden Waltens die Kraft verbunden, gleich dem bald hier, bald da übermächtig und sichtbarlich wirkenden Geiste selber sich zu bewegen; der Mensch hat in sich mit der Fähigkeit zum Erkennen des Ursanges alles Lebens und Wirkens, zugleich die Kraft des selbständigen geistigen Wirkens, oder des freyen Willens. Wie im Thierreich, je höher die Entwicklung seiner Formen sich steigert, desto mehr die niedrigere Stufe der vegetabilischen Natur von der höheren überwältigt und überkleidet, so wie durchdrungen wird; so wird auch beym Menschen im gesunden Verlaufe seiner geistigen Entwicklung die niedrigere Stufe der Thierheit von der Macht des Geistigen je mehr und mehr überwunden, von ihr überkleidet und durchdrungen. Der Verlauf jedoch dieser Entwicklung führt die

Menschennatur immer weiter von der Angränzung an das sichtbare, thierische Wesen hinweg, nach einem Gebiete, das jenseits der Sichtbarkeit liegt.

Im weiteren Verlaufe seiner Erörterungen betrachtet der Verf. die besondere Bestimmung des Thierreiches mitten in der Gesamtheit unserer irdischen Sichtbarkeit. Wie nach dem vorhergehenden Bande das Mineralreich als ein zurückstrahlender Spiegel und Condensator der lebenweckenden Kräfte bezeichnet wurde, die von anderswoher zur Erde kommen; das Pflanzenreich als ein auffammelndes Behältniß des von Lebenskräften schon durchdrungenen Stoffes, so wird hier das Thierreich als ein Gesammtorgan des Empfindens und Bewegens betrachtet, dessen Anregung aus einer oberen Welt der unsichtbaren Anfänge herkommt und dann durch die ganze irdische Leiblichkeit bis hinan zum selbstbewußten Geist des Menschen sich fortsetzt. Denn jenes weite, schnelle Fortpflanzen der Bewegungen, die gleichzeitig in den verschiedensten Gegenden der Erdoberfläche an der Magnemadel bemerkt werden, könnte nicht statt finden, wären nicht die Träger und empfänglichen Gefäße, die Massen des Eisens und andere für den Elektromagnetismus sich eignende Körper vorhanden, die den Impuls Eines auf das Andere fortleiteten und seine Kraft durch ihre Wechselwirkung verstärkten. So wird auch das lebende Thier mit den andern Thieren von derselben Art zugleich zu den Lebensbewegungen aufgeregt, und die Anregung pflanzt sich öfters auch auf andere Ordnungen der empfindenden Wesen fort, wie denn das Freudenlied der emporsteigenden Lerche selbst noch in der Brust des Menschen das verwandte Gefühl der emporhebenden Freude und des Dankes aufweckt. Und zuletzt ist es die Bestimmung der Gesamtheit aller empfindenden und des selbstständigen Ausdruckes fähigen Lebendigen, ein Chor der Stimmen einer gemeinsamen Freude am Leben zu werden, woben eine Stimme durch die andere geweckt, harmonisch geleitet und verstärkt wird.

Was die chemischen Bestandtheile des thierischen Körpers betrifft, so kommt in ihm zu den drey atmosphärischen Grundstoffen, aus denen vorzugsweise der Leib der Pflanze zusammengesetzt ist, noch ein vierter, fast beständig vorhandener hinzu: der

Stickstoff. Man könnte diesen, im Vergleich mit den andern dreyen, den luftartigsten von allen nennen, weil seine gewöhnlichste, bleibendste Weise des Vorkommens in der unorganischen Natur die Form des Gases ist. Außerdem finden sich von metallischen Grundstoffen: das Eisen und Spuren von Mangan; von brennbaren: Schwefel, Phosphor, Chlor Brom, Jod und das Element der Flußsäure, ferner außer den Alkalien die Kalk = Kiesel = Talk = und zuweilen selbst (wie in den Musterschalen) etwas Thonerde in den Gebilden der thierischen Leiblichkeit. Alle diese Grundstoffe jedoch sind nur die unorganischen Elemente des Thierkörpers, in welche dieser bey seiner gänzlichen künstlichen oder natürlichen Zersetzung zuletzt zerfällt. Näher als diese liegen der Betrachtung die organischen Bestandtheile des Thierkörpers, die, als eine höhere Ordnung der Elemente, aus den unorganischen schon zusammengesetzt, auf sie begründet erscheinen. Sie lassen sich in allgemeiner verbreitete, und in nicht allgemein verbreitete theilen und zu den ersteren gehören der Eiweißstoff, der Schleim, der Faserstoff, der thierische Extractivstoff oder das Osmazon, das thierische Fett, das Blutroth, der Harnstoff u. s. f.; zu den letzteren das Coecusroth, der Purpursaft, die harzigen Farbstoffe z. B. im Roth des Krebses und der Vögelschnäbel, der Moschus, das Castoreum, das Stinköl, der Ambra, das Schlangengift, das Chitin und Melain.

Nächst den chemischen Bestandtheilen werden hierauf die Formenelemente des thierischen Leibes: die Blutkörnchen, die Chylus = und Lymphkörnchen, die Körnchen der Absonderungsflüssigkeiten und der Pigmente, das Fett, das Haar = und Zahn = gewebe, das schwammige, wie das Zell = oder Bindungsgewebe, das Knorpel = Muskel = und Nervengewebe beschrieben und mit Hülfe der dem Buche beigefügten Abbildungen erläutert.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit betrachtet der Verf. die organischen Hauptsysteme des Thierleibes und trägt in dieser Betrachtung die Grundzüge der vergleichenden Anatomie des Thierreichs zusammen. Er ist hiebei vorzüglich Rudolph Wagners Lehrbuche der vergleichenden Anatomie gefolgt. Die Beschreibung der einzelnen Systeme beginnt mit jenem der Verdauungswerkzeuge, wie diese in den

verschiedenen Ordnungen und Familien des Thierreiches dem Auge sich darstellen; hierauf folgt die des Systems des Kreislaufes, an welche jene der Athmungsorgane sich anschließt.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the zoological Society of London. Vol. II, Part. I. 1836. 4. 86 S. und 17 Kupfertafeln.

(Schluß.)

IV. Some Account of the Crustacea of the Coasts of South America, with Descriptions of new Genera and Species: founded principally on the Collections obtained by Mr. Cuming and Mr. Miller. By Thomas Bell. (p. 39 — 66. Tab. VIII. bis XIII.)

Eine Fortsetzung von Zool. Trans. Vol. I. p. 355 (gel. Anzeigen IV. S. 587). Unter den 150 Arten, welche von Cuming in Süd-Amerika gesammelt wurden, finden sich so viele merkwürdige, zum Theil Typen neuer Gattungen, daß der Verf. hier genaue Beschreibungen mit vorzüglichsten Abbildungen in einer Reihe von Abhandlungen liefern will.

Diese neue Gattungen sind: *Microrhynchus* (Famil. Maiadae) mit *M. gibbosus*, *Rhodia* mit *Rh. pyriformis*, *Pelia* mit *P. pulchella*, *Thoe* mit *Th. crosa*, *Othonia* mit zwei Arten, *Tyche* mit *T. lamellifrons*. Außerdem werden noch beschrieben und abgebildet: 1 *U. Libinia* Leach, 1 *U. Herbstia* Edw., 1 *U. Hyas* Edw., 2 *U. Pisa* Leach, 5 Arten *Mithrax*, 5 *U. Pericera* Latr., 1 *U. Epialtus* Edw.

V. Some Observations on the Economy of an Insect destructive to Turnips. By William Yarrell. (p. 67 — 70. Tab. XIV.)

Im trocknen Sommer 1835 wurde die Rüben-Grate von einem kleinen Insekt aus der Ordnung der Aderflügler, Familie der Tenthréididen, *Athalia Centifoliae* Leach zerstört. Dieses Insekt erscheint in größerer Menge nur in sehr trocknen Jahren und in entfernten Zwischenräumen, wie dies z. B. 1782 der

Fall war. Im Jahre 1835 ward dadurch in Kent, Essex, Suffex, einem Theile von Buckinghamshire, Hampshire und Wiltshire eine völlige Missernte verursacht; selbst die zweite und dritte Aussaat gieng zu Grunde. Nur wenige Pächter, welche nach dem ersten Regen im September wieder Rüben säeten, hatten einigen günstigen Erfolg, so viel es die frühe Aussaat gestattete. Das Insekt ist auf der beigefügten Tafel in seinen verschiedenen Ständen, zugleich auch ein angefressenes Rübenblatt, abgebildet.

VI. Mémoire sur une nouvelle espèce de Poisson du Genre *Histiophore* par M. E. Rüppell. (p. 71 — 74. Tab. 15.)

Envier und Valenciennes beschrieben im achten Theil ihrer *Hist. nat. des poissons* drey Arten der Gattung *Histiophorus*; Rüppell fügt eine vierte aus dem rothen Meere hinzu, verwandt mit *H. americanus* Cuv.

VII. On the Genus *Octodon* and on its Relations with *Ctenomys* Blainv. and *Poephegomy* Fr. Cuv., including a Description of a New Species of *Ctenomys*. By Bennett. (p. 75 — 86. Tab. 16 u. 17.)

Wieder einige neue Nagethiere, nach Bennett mit *Arvicola* verwandt. Eine Art, die neue Gattung *Octodon* Benn. bildend, brachte Cuming aus Valparaiso mit; sie ist schon von Meyen als *Dendrobius Degus* beschrieben. Das andere Thier, *Ctenomys Magellanicus*, wurde von Capit. King von der Magellansstraße mitgebracht. — Beide Thiere sind mit den Schädeln abgebildet. Vgl. hierüber die wichtigen Bemerkungen von Wiegmann in *J. Archiv.* 1837. Heft V. p. 171. (Jahresbericht.)

So erstentlich auf der einen Seite die Thätigkeit der Zoologen ist, wie sie sich in diesen *Transactions* beurkundet, so kann man doch auf der andern Seite fragen, wo will es mit dieser Auffindung und Beschreibung neuer Arten noch hinaus? Diese Masse von Thatsachen wird bald den Sinn für's Allgemeine vollends tödten.

R. Waguet.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. März.

Nro. 47.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte etc.

(Fortsetzung.)

Als ein Anhang zu der Beschreibung der eigentlichen Athmungsorgane der Fische wird jene der Schwimmblase hinzugefügt, in welcher der Verf. eines jener merkwürdigen Gebilde zu erblicken glaubt, in denen sich schon die erste Anlage des vollkommeneren Typus einer nächstfolgenden höheren Entwicklungsstufe des Thierleibes vorfindet, welche jedoch, wie ein noch im Bau begriffenes, unbewohntes Gebäude, jener Kräfte und Eigenschaften entbehren, die dem von ihnen vorbildlich repräsentirten Organe auf der nächst höheren Stufe innewohnen. Diese Gebilde, wie dieß namentlich an der Schale der Concameriten, z. B. des Nautilus gesehen wird, wo die Schale ein vorbildlicher Grundriß des Systems der Rückenwirbel ist, treten gewöhnlich wie ein Anhang, außerhalb des Kreises jenes organischen Systems auf, in dessen Inneres sie nachmals, auf der höheren Entwicklungsstufe aufgenommen werden, und eben dieses ist auch der Fall bey der Schwimmblase der Fische, welche außer dem Kreise der eigentlichen Athmungsorgane derselben, wohl aber nahe jener Region der Leibeshöhle liegt, in welcher auf der nächst höheren Stufe der Amphibien die Lungen auftreten. Bey manchen Fischen, wie selbst beim Karpfen, ist die Schwimmblase durch Einschnürungen in zwey Abtheilungen gesondert, deren hinterste von Baer mit der Lunge vergleicht; bey andern, wie beim Schwertfisch und einigen Arten der Welse ist sie von Zellen durchzogen. —

Von den Athmungswerkzeugen wendet sich der Verf. zu der Beschreibung der Stimmorgane. Hier-

auf werden die Organe der Absonderung des Harnes, sowie mancher eigenthümlicher Ausscheidungsstoffe, dann das organische System der Zeugung, sowie die verschiedenen Wege der Erzeugung betrachtet. Die Beschreibung jener eigentlich animalischen Region des Thierleibes, welche zuletzt die vegetative in sich aufnimmt und sie überkleidet, beginnt bey dem organischen System der Empfindung oder dem Nervensystem und gehet dann zu den Sinnesorganen über. Unter anderen wird hier die Verbindung, in welcher die Schwimmblase bey vielen Knochenfischen, namentlich den Bauchfloßern, mit dem Gehörorgane steht, als vorzüglich beachtenswerth hervorgehoben. Es verlaufen nämlich da von den Vorhöfen des Gehörorganes zwey Kanäle nach hinten, die sich im Basilartheil des Hinterhauptbeines zu einem gemeinsamen, schlauchartigen Behälter vereinen, der sich von neuem nach hinten gabelartig zertheilt und an jeder Seite einen zwischen dem ersten Halswirbel und dem Hinterhauptbeine gelegenen, säckchenartigen, mit Labyrinthwasser erfüllten Anhang (die Vorkammer) entwickelt. Drey neben den vordersten Wirbeln gelegene Knöchelchen vermitteln nun zwischen diesen Vorkammern und der Schwimmblase eine beständige Wechselwirkung; denn das vorderste, das dem Steigbügel im Gehörorgane der vollkommeneren Wirbelthiere entspricht, liegt an der Vorkammer, die es verschließen kann; das hinterste, größte entspricht dem Hammer und hängt mit einem hakenartigen Fortsätze an der Schwimmblase; zwischen Hammer und Steigbügel findet sich ein die Stelle des „Ambos“ vertretendes Knöchelchen. Bey manchen Gattungen, denen die Gehörknöchelchen fehlen, ist die Schwimmblase nach vornen in zwey Fortsätze getheilt, die zum Vorhofe gehen. So zeigt sich auch in diesen Beziehungen die merkwürdige Vorbedeutung der Schwimmblase;

die, noch außer dem eigentlichen Kreise des Athmens gelegen, schon jetzt auf ähnliche Weise in Wechselwirkung mit dem Gehörorgane tritt, als auf den höheren Stufen der Entwicklung die den Schall bildende Region der Mundhöhle und des Kehlkopfes. Hierauf wird das eigentliche innere Skelett der vollkommeneren Thierordnungen, dann die äußeren Bedeckungen und das System der Bewegungsorgane betrachtet. Am Schlusse des §. macht der Verf. darauf aufmerksam, wie bey dem Entwicklungsgange der thierischen Formen allmählig die Unterordnung aller einzelnen Theile unter das Centrum, von welchem Bewegung ausgeht und zu welchem der Weg aller Empfindungen führt, sich steigere und vollkommener werde. Vieles, was auf den niederen Stufen noch außer dem Kreise- und der Herrschaft des Empfindens und Bewe gens lag, oder dieser Herrschaft doch nur unvollkommen untergeben war, wird zuletzt bey dem Menschen in die Gränzen jenes inneren Reiches aufgenommen, namentlich unter den Sinnorganen die Zunge und die ganze feinsühlende Oberhaut. Denn die vollkommene Ausbildung der Zunge zum Schmecken, wie zum mannichfaltigsten Bewegen, und die Einrichtung der ganzen äußeren Oberfläche des Leibes zu einem Organ des Fühlens sind es hauptsächlich, welche das System der Empfindungsorgane bey dem Menschen von jenen der Thiere unterscheiden. Bey ihm, dem Menschen, dessen selbstbewusstes Erkennen ein Mitseyn mit dem Seyenden genannt werden kann, steht zuletzt der ganze Leib bis zu seiner äußersten Oberfläche so sehr im Dienste des Empfindungs- und Erkenntnisvermögens, daß schon hierdurch diesem Leibe vor allen anderen, thierischen Leibern ein Anrecht und Theilhaben an dem Mitseyn mit jenem Seyn zuzukommen scheint, welches seine Grenzen nicht in der Zeit hat.

Von der Beschreibung des äußeren und inneren Körperbaues wendet sich der Verf. zu der Betrachtung der Lebensverrichtungen des Thierleibes. Unter anderen macht er bey der Erwähnung des Vorganges der Zeugung und Ausgeburt der Jungen darauf aufmerksam, wie die bewegende Macht, die hierbey in und mit der thierischen Natur walte, ihre verbindenden Fäden durch die von Zeit und Raum weit getrennten, sich wechselseitig ergänzenden

Gegensätze schlinge, indem sie den Zustand des zur Reife gekommenen Thieres, namentlich jenen des geflügelten Insektes an den Zustand des noch im Ey verschlossenen Keimes oder der Larve anknüpft, wenn z. B. die gebährende, bisher in der Luft wohnende Mutter das Element auffuchet und findet, in welchem das aus dem Ey schlüpfende Junge seine erste Nahrung findet. Hierin gleicht jene Macht, die das Thierreich auf so unwiderstehliche Weise beherrscht, der allumfassenden Form (*είδος*) oder Idee, in welcher das ganze Einzelwesen mit seinem dasselbe ergänzenden Geschlechtsgegensatz, so wie mit allen vergangenen und noch zukünftigen Entwicklungszuständen seines Lebens enthalten ist. — Die Ursache des Todes aller sichtbar lebenden Dinge und namentlich der Thiere findet der Verf., wie er dieß in seiner Geschichte der Seele weiter entwickelt hat, in einem Vorherrschendwerden der selbstthätigen centrifugalen (von dem Grunde alles Seyns hinaus- und hinwegwärts gehenden) Richtung des Lebens über die centripetale (den belebenden Einfluß in sich neu aufnehmende). Denn wie aus dem Wechselverkehre dieser beyden Richtungen, vergleichbar dem fruchtbaren Vereine der Geschlechter, der Leib beständig von neuem erzeugt (erhalten) wird, so hört dagegen zuerst das Wachsen und Ernähren und zuletzt selbst das Leben desselben auf, wenn die eine der beyden Richtungen an Macht der anderen so ungleich wird, daß nun zwischen beyden, wie zwischen lebendigen Wesen von ganz ungleicher Art, keine fruchtbare Vermählung mehr möglich ist. Im Kleinen giebt jenes theilweise und unvollkommene Absterben einzelner Organe, das vor der Metamorphose oder Häutung mancher Thiere vorausgeht, ein Abbild des allgemeinen Sterbens. Gerade die Theile, welche der selbstthätigen Bewegung am meisten und am kräftigsten dienen: die Befestigungspuncte der Muskeln und vermittelnden Träger ihrer Einwirkung auf die umgebende Natur, die äußeren, festen Hüllen des Leibes, das Hautskelet der Insektenlarve, die Schalen der Krebse werden bey solchen Vorgängen eines partiellen Sterbens zersprengt und abgelegt. Vor solchen Momenten der Verwandlung oder Häutung, besonders vor dem letzten, auf welchen bey den Insekten das Erscheinen der vollkommensten, geflügelten Form folgt, zeigen sich die

eigentlich thierischen Systeme des willkürlichen Bewegens und der Sinnesempfindung wie gelähmt; das inwohnende Vermögen der Selbstthätigkeit hatte auf der vorhergehenden Stufe seinen Gipfelpunct erreicht, auf welchem es über seine Basis: die aufnehmende Empfänglichkeit für den neubelebenden Einfluß sich erhob, von dieser sich lossagte. Darnach erfolgte ein Absterben in dieser (äußeren) Region, zugleich aber tiefer nach innen ein Zurücksinken in den passiven, nur aufnehmenden Zustand, welcher die neue Ausgeburt in eine höhere Stufe der Selbstthätigkeit begründete. Dieses Hineinkehren der äußeren Lebensempfänglichkeit in eine innere Region, in welcher sie sich gleichsam neu verjüngt und die Kräfte des schnellen, kindlichen Wachsthums wieder gewinnt, zeigt sich unter andern sehr deutlich bey den salamander- und froschartigen Amphibien, wo die Lunge im Innern sich kräftig entfaltet, während die Athmungsorgane der vorhergehenden Bildungsstufe, die Kiemen, äußerlich absterben, so wie bey den Insekten, wo die Zeugungsorgane sich im Innern entwickeln, während das Hautskelet der Larve und Puppe zum Sterben sich anschießt. In allen solchen Fällen ist der mit dem Tode vergleichbare Vorgang offenbar auf ein Innerlich- und Centralwerden jener Lebensthätigkeit gegründet, welche vorherhin nach der Peripherie gefehrt war, wie denn schon im Geleite des täglichen, thierischen Schlafes ein solches Hineinkehren des äußeren Lebensverkehrs nach innen gefunden wird. Wenn schon diese (abbildlichen) Ereignisse, so wie die leicht zu machende Bemerkung, daß die Erscheinungen, welche selbst noch bey der Verwesung des Leibes vorkommen, denen bey der Zeugung so nahe gleichen, daß man in dem ganzen Vorgange der letzten Auflösung jenen wieder erkennt, der mit dem Samenformn beim Keimen in der Erde vor sich geht, einen Schimmer von Hoffnung auf die Schrecknisse des Todes fallen lassen, so wird diese Hoffnung noch vermehrt, wenn wie den Entwicklungsgang der thierischen Gestaltungen in den wechselseitigen Beziehungen der einen Stufe auf die andere ins Auge fassen. Unter den verschiedenartigen Formen des Thierreiches findet ein solcher innerer Zusammenhang, eine solche Hindeutung der einen auf die andere statt, daß die Keime und Anlagen der einen Stufe immer in einer nächst

höheren ihre vollkommnere Entwicklung und Bedeutung finden. Nur mit dem Gipfelpunct der ganzen Reihe der, sichtbaren Entwicklungen, mit dem Menschen, erscheint der Faden wie abgebrochen, obgleich in dieser höchsten Form die meisten, die vielversprechendsten Keime auf eine noch künftige Zeit der Entwicklung hindenten. Doch jenes Abbrechen des Fadens ist nur etwas Scheinbares, wie bey einem Körper, der zum durchsichtigen (unsichtbaren) leichten Gas werdend, sich zwar von dem Boden, der ihn bisher trug, losreißt, deshalb aber keineswegs aufhört zu seyn und fortzubestehen. Denn selbst der leibliche, äußere Mensch trägt auf unverkennbare Weise eine Berechtigung zu Hoffnungen in sich, wie diese keinem andern Wesen unserer irdischen Sichtbarkeit zukommen. Es ist nämlich während des mehr oder minder kurzen Lebens der Thiere vor allem das Nervencentrum als das eigentlich fortlebende und zugleich das Leben auch der andern Theile begründende Princip zu betrachten.

(Schluß folgt.)



Die Forst-Insekten, oder Abbildung und Beschreibung der in den Wäldern Preussens und der Nachbarstaaten als schädlich oder nützlich bekannt gewordenen Insekten, in systematischer Folge und mit besonderer Rücksicht auf die Vertilgung der Schädlichen. Im Auftrage re. herausgegeben von Kayenburg Dr. med., Prof. an der preuß. höhern Forst-Lehranstalt. Erster Theil, die Käfer. Berlin 1837. 202 Seiten in gr. 4. mit 22 theils in Kupfer gestochenen, theils lithographirten Tafeln und vielen Holzschnitten.

Ueber die Veranlassung zur Bearbeitung des vorliegenden Werkes äußert sich der Verf. selbst folgendermaßen: „Bei der Aufmerksamkeit, die der Bewirthschaftung der Forsten gegenwärtig gewidmet wird, konnte es nicht unbeachtet bleiben, wie wichtig der Schutz der Forsten gegen schädliche Insekten ist. Besonders machte sich in den letztern, der Vermehrung schädlicher Forstinsekten ungewöhnlich günstigen Jahren bey der Verwaltung der preussischen Forste die Nothwendigkeit fühlbar, auf eine allgemeinere und gründlichere Weise,

besonders durch Benützung der Fortschritte, welche die beobachtende Naturgeschichte in den letzten Zeiten gemacht hat, dem Uebel zu begegnen.“ Der Herr Staatsminister von Ladenberg, Chef der preuß. Forstverwaltung, erkannte es daher als Bedürfnis, den Forstbeamten einen Leitfaden an die Hand zu geben, der sie gründlicher als die bisherigen Schriften mit der Lebensweise der Forstinsekten und den daraus herzuleitenden Maaßregeln, die ihrer Vermehrung Grenzen setzen können, bekannt machte. Dem zu Folge erhielt der Verf. unter Genehmigung Seiner Majestät des Königs den Auftrag, ein solches Werk zu verfassen und davon so viele Exemplare für Rechnung der Staatskasse abzuliefern, daß jedem dirigirenden, inspizirenden und verwaltenden Forstbeamten ein Exemplar zugesertigt werden könnte. Neben der Bewilligung der erforderlichen Vorschüsse zu den Kosten der Herausgabe, erging an sämtliche Forstbeamte die Aufforderung dem Verf. ihre Beobachtungen über die wichtigen Forstinsekten mitzutheilen.

Wohl hätte der Auftrag der preussischen Regierung in keine besseren Hände als in die des Verfassers gelegt werden können. Nicht nur, daß seine Stellung als Professor der Naturwissenschaften an der höhern Forstlehr-Anstalt zu Neustadt-Eberswalde ihn mit dem zu bearbeitenden Gegenstande vertraut gemacht haben muß, sondern er hat sich auch schon früher durch seine mit Brandt gemeinschaftlich veranstaltete Herausgabe, der medicinischen Zoologie als ein gründlicher und umsichtiger Zoolog bewährt, und seine entomologischen Beiträge in den Bonner Deutschschriften haben uns schon im Voraus versichert, daß die von ihm angelegte Naturgeschichte der Forstinsekten nicht anders als vollkommen gelungen ausfallen könne. In der That ist nicht bloß billigen, sondern wohl auch den strengsten Anforderungen an ein solches Werk auf die bestmögliche Weise entsprochen.

Von den drey Bänden, aus welchen diese Darstellung der Forstinsekten bestehen soll, liegt uns der erste Band vor, welcher die Käfer enthält. Die Ordnung ist die systematische; für das Bedürfnis des bloß praktischen Forstmannes ist aber auch vorne eine rein forstliche Eintheilung in zwey Tabellen gegeben. Die erste derselben theilt alle hier zu betrachtende Käfer in nützliche, sehr schädliche, merklich schädliche, namentlich schädliche, oder noch näher zu bestimmende; die andere Tabelle sondert sie nach ihren Nahrungspflanzen ab. Das Schema, nach welchem die Beschreibungen angelegt sind, ist ohngefähr folgendes, wie z. B. beim Manikäfer: Namen, Charakteristik, Vorkommen, Lebensweise, Bedeutung für den Forst, für Garten und Feld, Begegnung, Vortheile und Nutzen. So weit es nur immer möglich ist, ruht dieses Werk auf eigenen Erfahrungen, die vorgefundenen sind wenigstens kritisch gesichtet, eine Menge neuer Beobachtungen sind mitge-

theilt. *) Die verschiedenen Stände der Metamorphose sind nicht weniger gründlich geschildert, als die Verheerungen, welche die schädlichen Insekten verursachen, so wie mit umsichtiger Prüfung alle Mittel aufgezählt sind, welche gegen sie zum Schutz der Forste benützt werden können. Hiedurch ist das Werk eben so lehrreich für den wissenschaftlichen Naturforscher, als für den praktischen Forstmann.

Sein Werth wird aber noch bedeutend erhöht durch die beigegebenen Abbildungen. Außer einer Menge in den Text eingedruckter und sehr gut gearbeiteter Holzschnitte sind nämlich 22 Tafeln mit Abbildungen beigelegt, welche theils die Forstkäfer in ihren verschiedenen Ständen, theils auch die von ihnen den Forstgewächsen verursachten Verheerungen darstellen. Wenn Ref. über diese Abbildungen das Urtheil fällt, daß ihm keine bekannt seien, welche es den vorliegenden an Treue und Genauigkeit der Darstellung, so wie an künstlerischer Vollendung zuvorthun könnten, wenn er diese Tafeln in zoologischer wie in artistischer Beziehung für wahre Meisterstücke erklärt, so hat er ihnen bloß ihr volles Recht wiederfahren lassen. Die kleinen Käfer sind immer gehörig vergrößert, die Mundtheile besonders ansgeführt, die vollkommenen Insekten vortreflich koloriert und wo es nöthig war, ist dies auch für ihre früheren Stände geschehen. Als sehr lobenswerth müssen wir es zuletzt noch hervorheben, daß bei großer Eleganz der äußern Ausstattung aller und jeder Lurus vermieden ist, so daß hiedurch, so wie durch die liberale Unterstützung der k. preussischen Regierung ein Preis für dieses Werk gestellt werden kann, der seiner allgemeinen Verbreitung kein Hindernis in den Weg legt. Dieses Werk von Nagelburg ist wieder eine von den ersten Arbeiten, welche deutscher Wissenschaftlichkeit Ehre machen.

U. W.

*) Dem Verfasser sind für seine Arbeit aus allen Gegenden Beiträge geworden; einen derselben muß ich indeß bey dieser Gelegenheit rügen, indem in demselben gesagt ist, daß wir in München am 11. May 1836 eine Kälte von -7° R. gehabt hätten. Nun ist es zwar richtig, daß wir von einem Lenz, wie ihn der Dichter besingt, in der Regel nicht viel in Erfahrung bringen; indeß eines Kältegrades, wie der angegebene ist, weiß man sich hier im May doch auch nicht zu entsinnen. Was wenigstens den May 1836 anbetrifft, so war das Minimum dieses Monats nicht unter 0° . Uebrigens wurden auch bey uns im genannten Jahre die Bäume durch Frost, wie durch Maykäferfraß sehr hart mitgenommen.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. März.

Nro. 48.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte etc.

(Schluß.)

Während nun in den niederen Thierordnungen die Herrschaft dieses Nervencentrums noch eine sehr beschränkte und unvollkommene ist, erstreckt sie sich dagegen beim Menschen in großer Machtvollkommenheit über alle innerlicheren und äußersten Gebiete des Leibes; mehr als in irgend einer anderen sichtbaren Kreatur gehört hier der ganze Körper seinem Centrum zu eigen. Dieses Verhältniß des sichtbaren Organismus ist nur eine Abspiegelung des inneren Wesens des Menschen, in welchem die Seele durch den Geist ihrer selber mächtig geworden ist. Gleichwie aber der Geist mit durchdringender Gewalt die Seele, diese durch das allbeherrschende Nervencentrum den Leib regiert und ganz umfaßt; so wird dem Leibe, als einem vollkommen mit den beyden andern, höhern Regionen der Menschennatur zur Einheit gelangten, wesentlichen Theile dieser Natur auch wohl inskünftige noch eine Bedeutung für Geist und Seele zukommen. (Die thatsächliche Entwicklung findet sich vorzüglich von S. 135 bis 141).

Was die äußeren Umrisse des Thierleibes betrifft, so beruhen diese zunächst auf dem Verhältniß, in welchem die vegetative Region der Leiblichkeit zu der sie überkleidenden oder wenigstens zu ihr gesellten animalischen steht. Dieses Verhältniß kann nämlich ein vierfaches seyn, denn entweder stehet die animalische Empfindung und Bewegung vermittelnde Region der vegetativen vollkommen parallel, umgiebt diese concentrisch, ohne sie eigentlich zu durchdringen, wie etwa bey den Quallen und anderen Pflanzenthieren, oder die thierische Region stellt sich zu-

gleich der anderen als ein selbständigeres, gleichkräftiges Seyn gegenüber, fügt sich jener als Haupt an und begründet so den eccentricischen Umriß des Leibes, wie bey den gegliederten Thieren, oder beyde Regionen durchdringen sich gegenseitig, wie bey den Mollusken, und aus diesem Zustand der Durchdringung entfaltet sich von neuem die Oberherrschaft der animalischen Region über die von ihr vollkommen durchdrungene und überkleidete, wie dieß bey den Wirbelthieren der Fall ist.

Als die vier Hauptformen des Thierreiches betrachtet der Verf. mit Cuvier die Rückenwirbelthiere (*animalia vertebrata*), Weichthiere (*animalia mollusca*), gegliederte Thiere (*animalia articulata*) und Pflanzenthiere (*animalia radiata*). Der Zahl ihrer Arten nach scheint die Ordnung der Wirbelthiere mehr als den fünften Theil der Gesamtzahl der Thierarten (fast 15000) zu betragen, die der Mollusken fast den dreizehnten Theil (nahe gegen 6000); die der gegliederten Thiere besonders durch die unermesslich reiche Klasse der Insekten bildet dagegen allein der Zahl ihrer Arten nach gegen oder über drey Vierteltheile des gesammten Thierreiches, denn man zählt in ihr gewiß über 55000 Arten, während sich die bis jetzt bekannten Arten der Pflanzenthiere nur wenig über vierthalbtausend belaufen, mithin etwa gleichkommen dem 22ten Theil der Gesamtzahl (die auf 80000 zu schätzen ist). Allerdings könnte dann das gesammte Thierreich im Großen und Ganzen wieder ein Abbild des Menschenleibes mit seinen vier Systemen des Hauptes, der Athmungs-, der Verdauungs- und der Zeugungsorgane darstellen, deutlicher jedoch läßt sich das auch wieder hier im Thierreiche vorkommende Schema der Viertelteilung in zwey Paare von Polaritäten an jene natürliche Anordnung anknüpfen, welche (im vorhergehenden Bande

des Werkes) im Pflanzen- und Steinreiche nachgewiesen wurde. Namentlich an der obersten Ordnung des Thierreiches (den Wirbelthieren) erkennen wir bald jene Züge wieder, durch welche im Pflanzenreiche die Ordnung der Dicotyledonen, im Steinreiche aber die der selbstpolaren Fossilien sich auszeichnen. Denn schon durch die überlegnere Entwicklung ihres Gehirnes und Nervensystemes erscheinen die Wirbelthiere als selbstherrschende (selbstpolare) Wesen, bey denen die andern organischen Systeme des Leibes im höchsten Maaße der waltenden Macht des seiner Bestimmung nach obersten Systems unterworfen sind. Alle inneren und äußeren Theile sind bey dieser Thierordnung vollkommen polarisch gegliedert; die Viertheilung namentlich, das Schema, nach welchem alle Regionen der Sichtbarkeit angeordnet sind, hat sich nach allen Seiten hin in der Form der Wirbelthiere ausgeprägt; an ihrem Haupte zeigen sich zwey Paare von Sinnorganen, an ihrem Rumpfe zwey Paare von Gliedmaßen, und selbst das festere Knochenstellet der meisten hieher gehörigen Familien erinnert an das festere Gewebe der häufig holzstämmigen Gewächse aus der Ordnung der Dicotyledonen.

Statt der Viertheilung herrscht an dem Leibe der gegliederten Thiere, vor allem der Insekten, wie in den Blüthentheilen und an der Frucht der monokotyledonischen Gewächse die Dreytheilung vor, denn der Leib ist bey den Meisten seiner Länge nach in drey Theile: Kopf, Bruststück und Hinterleib gesondert; drey sind bey ihnen der Paare der Füße; drey (mit den Palpen) der Sinnorgane des Hauptes; drey und viermal drey insgemein der Nervenknoten. Schon bey dem Vergleich der Ordnung der Monokotyledonen im Gewächsreich mit der Ordnung des Steinreiches, welche jener entspricht: mit den Metallen, wird erkannt, daß der Zug nach unten, der in der Form des größeren specifischen Gewichtes die metallischen Fossilien auszeichnet, im Reiche der belebten Wesen, bey der den Metallen sonst vergleichbaren Formenreihe der Monokotyledonen in den gerade entgegengesetzten Zug nach oben sich umgewandelt habe. Denn was für das Reich der unbelebten Dinge der Mittelpunct oder vielmehr die Gesamtmassse des Erdbörpers, das ist für die belebten und besetzten die obere Region des Licht-

tes; für das Gestein der Tiefe kommt der mitgestaltende Einfluß aus den in der Tiefe wirkenden Naturkräften; die organischen Wesen empfangen den mitbelebenden Antrieb vornämlich durch das Licht. Wie deßhalb das Thierreich auf einer höhern Entwicklungsstufe des organischen Lebens steht als das Gewächsreich, so wird auch bey jener Reihe seiner Formen, die, wie die Monokotyledonen, der Klasse der Metalle im Steinreiche entspricht, der Zug nach dem mitbelebenden Einfluß des Lichtes in viel höherem Maaße gefunden. Der größte Theil der Insekten ist zum Fluge und zum Bewohnen der Luft geschickt; er drängt sich, wenigstens im vollendeten, zeugungsfähigen Zustande, mit allen Organen und Kräften der Region des Lichtes und dem vom Lichte geweckten atmosphärischen Einflusse entgegen. Und wie im Mineralreiche vor allen an den metallischen Fossilien die magnetischen Naturkräfte haften und offenbar werden, so wird die Klasse der Insekten vor allen andern Thierklassen als ein Gefäß jener Naturkräfte erkannt, die mit magnetischer Gewalt den Zug des Instinctes zu dem oft weit (dem Raum und der Zeit nach) abgelegenen Gegensatz begründen.

Die Ordnung der Wirbelthiere, so wie die der gegliederten haben dieses miteinander gemein, daß sich bey ihnen in großer Allgemeinheit ein vollkommener, polarischer Gegensatz der Geschlechter entfaltet zeigt. Auch hierin entsprechen dann beyde zusammen den beyden äußerlich vollkommensten Ordnungen des Gewächsreiches (den Dicotyledonen und Monokotyledonen), welche eben wegen der vollkommeneren, deutlichen Entwicklung des Geschlechts Gegensatzes unter dem Namen der phanerogamischen Pflanzen zusammengefaßt werden. Dagegen ist der Gegensatz der Geschlechter bey den beyden andern Ordnungen des Thierreiches: den Weich- und Strahlenthiereu keineswegs so entschieden und deutlich ausgeprägt, und ein großer Theil der hieher gehörigen Formen bedarf zur Erzeugung der neuen Fruchtkeime keines Verkehrs der Geschlechter; viele vermehren sich selbst durch Theilung. Schon durch diese Eigenschaft zeigen sich diese beyden Thierordnungen übereinstimmend mit den beyden Ordnungen der kryptogamischen Gewächse. Diese theilen sich in kryptogamische Gefäß- und Zellenpflanzen, von

denen die ersteren auf ihrer höheren Stufe dasselbe sind, was die brennbaren, die andern das, was die salzigen Fossilien im Mineralreiche sind. Das nun, was im Bau des Thieres statt der Spiralgefäße den Rang der höheren Entwicklung bestimmt, ist vor allem das Nervensystem, das von einem gemeinsamen, herrschenden Concentrationspuncte aus zu den andern Theilen geht. Hierin aber stehen die Weichthiere den Strahlenthiere ebensoweit voraus, als die Farnkräuter durch ihr deutlich entwickeltes Gefäßsystem den Schwämmen und andern Zellenpflanzen; denn während in den meisten Strahlenthiere kaum der undeutliche Anfang des Nervensystems, und dieß ohne wahrhaften, eigenthümlichen Concentrationspunct, gefunden wird, nahen sich die Mollusken in dieser Beziehung selbst (in der Familie der Cephalopoden) den Wirbelthieren. Außer diesem fällt aber am Leibe der Mollusken vornämlich ein anderer Zug ins Auge, auf welchen selbst früherhin die naturhistorische Benennung dieser ganzen Ordnung begründet wurde: dieß ist die gefäß- und nervenreiche Oberfläche des Leibes an jenen Stellen, welche nicht von der Schale bedeckt sind. Die schleimabsondernde Hautbedeckung der Weichthiere wird deshalb von Cuvier mit Recht mit der Schleimhaut verglichen, welche das Geruchsorgan der vollkommeneren Thiere auskleidet, und ihr die Empfänglichkeit für einen ähnlichen Wechselverkehr mit den Elementen der äußeren Natur zugeschrieben, als der zwischen den Geruchsorganen und den riechbaren Principien es ist. Aber eben dieser Wechselverkehr ist, namentlich beim Riechen, auf das Entstehen einer ähnlichen polarischen Spannung gegründet, als die ist, welche beim Verbrennen der Körper statt findet. Die Klasse der Weichthiere stellt uns daher auf ihrer Stufe dasselbe dar, was im Mineralreiche die brennbaren Fossilien, im Pflanzenreiche (wie das im zweyten Bande entwickelt wurde) die kryptogamischen Gefäßpflanzen sind: organische Wesen, in und an deren Leibe ein fortwährender, kräftiger Oxydationsproceß jene Menge der lymphatischen Blutmasse erzeugt und im Umlaufe erhält, durch welche diese Thierform vor allen andern ausgezeichnet ist. Zunächst ist es doch nur das Blut, auf dessen Stoffe und ihre Verwandlung sich der Oxydationsproceß des Athmens bezieht;

die Ueberfülle aber des im Körper der Weichthiere enthaltenen Bildungstoffes, der auf jenen dem Verbrennen ähnlichen Vorgang hindeutet, läßt uns die vorherrschend basische Natur an den Weichthieren eben so wenig verkennen, als an den brennbaren Körpern des Mineralreiches.

Die letzte Stufe nehmen, wie die Zellenpflanzen im Gewächse, die Salze im Steinreiche, so im Thierreiche die Strahlenthiere ein. Was bey den Salzen die Auflösbarkeit im Wasser, das ist hier die Auflösbarkeit des Einzelkörpers in viele ihm gleichende Einzelwesen, die Theilbarkeit desselben schon durch mechanische Gewalt. Denn wie vor allen andern Körpern des Mineralreiches die Salze es sind, deren noch so sehr zertheilte Stäubchen die Fähigkeit zur Wiedervereinigung und der Wiederverneuerung der anfänglichen Krystallisationsgestalt innewohnt, so sind es in ihrem Reiche die Strahlenthiere, namentlich die Zoophyten, denen die Kraft der Wiederverzeugung und Wiederverstättung der verstückelten Gestalt zukömmt.

Was die Angränzung der drey Naturreiche an einander betrifft, so fällt diese nicht, wie in einer aufwärtssteigenden Reihenfolge der Entwicklungen zwischen den Gipfelpunct der nächst vorhergehenden niederen und den untersten Ausgangspunct der nächstfolgenden höheren Stufe hinein, sondern es sind gerade nur die niedrigsten Ordnungen aller drey Reiche, welche, wie convergirende Radien in einem gemeinsamen Ausgangspuncte an einander grenzen und wechselseitig sich berühren: die Salze, die Zellenpflanzen und die Strahlenthiere. Denn (wie dieß der vorhergehende Band aus einander setzte) gerade unter den Zellenpflanzen zeigen sich die Uebergangsformen von halbtierischer Natur, während die beyden Reiche der organischen Wesen an den Gipfelpuncten ihrer Entfaltung durch eine unübersteigbare Kluft geschieden sind, weil eben das Wesen dieser Gipfelpuncte in der schärfen, gänzlichen Abgränzung dieser Individualisirung besteht. Bey der weiteren Betrachtung der inneren Angränzung der vier Hauptordnungen des Thierreiches erinnert der Verf. an das, was er im §. 32. der zweyten Auflage seiner Geschichte der Seele bey der Lehre von den vier Naturarten oder Temperamenten über den Grund des Entstehens von zwey Paaren

von Polaritäten gesagt hat, welche überall in unferer Sichtbarkeit sich begegnen und durchkreuzen. Im Thierreiche wird das eine Paar dieser Polaritäten in der Ordnung der Wirbel- und Weichthiere, das andere in jener der gegliederten und der Strahlenthiere gefunden. In der Richtung dieser letzteren Polaritäten sind die gegliederten Thiere fast ebenso hoch individualisirt, als die Wirbelthiere.

Während der hier eben erwähnte allgemeinere Theil des Inhaltes des vor uns liegenden Buches in der neuen Ausgabe desselben ganz neu hinzugekommen oder bearbeitet ist, enthält der specielle Theil weniger Neues, daher wir denselben nur mit wenigen Worten berühren. Bey der Ordnung der Strahlenthiere ist namentlich nur die Geschichte der Infusorien, nach Ehrenberg, neu bearbeitet, und hier, so wie bey den meisten andern Ordnungen und Familien, haben die mit Textschrift gedruckten *ss.* bedeutende Veränderungen erfahren, die mit Rotenschrift gedruckten Beschreibungen der Geschlechter und Arten viele Zusätze erhalten. Zu diesen Zusätzen gehören auch die Namen der Alten, welche den neueren Benennungen beigefügt sind. Die 12 Kupfertafeln, mit welchen dieser Band ausgestattet ist, lassen sich als wohl gelungen betrachten; die Zeichnungen dazu sind von der geschickten und fleißigen Hand des Dr. Michael Erdl, der den Verfasser auf seiner jetzt eben beendigten, größeren Reise als treuer Mitbeobachter und Freund begleitete.



Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

Im V. Bande dieser gelehrten Anzeigen, in den Nummern 196 — 222 (Jahrgang 1837), ward unter der Aufschrift: „Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns, und ihrer Metropolitau-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, d. Z. Professor der Geschichte am K. K. Lyceum zu Salzburg,“ eine kritische für die Geschichte von Baveen und Oestreich gleich wichtige Abhandlung geliefert, die daher ihrer Haupt- und Incidempuncte wegen, auch allenthalben mit großem Interesse gelesen wurde. Der gelehrte Verfasser dieser Abhandlung, Hr. Dr. G. Th. Rudhart, K. v. Professor zu Bamberg, stellt als Resultat seiner Untersuchung und Erörterung heraus: 1) daß des Hrn. Filz Angriff

auf das Mabillon-Hansiz'sche System, (dem zu Folge der hl. Rupert erst zu Ende des VII. Jahrhunderts nach Baveen gekommen wäre,) nichts weniger als gelungen sey; vielmehr dieses System mit der Hertzogsreihe im Congestum Arnolds und des Arnolds von Böhburg ic. übereinstimme; daß hingegen 2) Hr. Filz bezüglich auf das Bisthum Lorch die Ansichten des gelehrten Jesuiten M. Hansiz und aller jener, die ihm in neueren Zeiten gefolgt sind, mit besserem Erfolg und besserer Kritik, ja mit großer Gründlichkeit, bekämpft habe (Nr. 196 und 222.).

Ueberhaupt ist aber Hr. Prof. Rudhart ebenfalls der Meinung, daß der anderthalb Jahrhundert andauernden Streitfrage über das Zeitalter des hl. Rupert nicht ihr Ende, sondern eine noch längere und heftigere Fortdauer bereitet werde (Nr. 203.). In der That handelt es sich darum, volle hundert Jahre für die Culturgeschichte von Süddeutschland, und damit zugleich den Schlüssel zu manchem bisherigen Problem in der allgemeinen und Kirchengeschichte zu gewinnen. Wir sind weit entfernt, indem wir auch den weitern Verhandlungen unbefangener Forscher und gründlicher Gelehrten mit Aufmerksamkeit folgen werden, uns in der Sache eine entscheidende Stimme anzumassen; da uns indessen Hr. Prof. Rudhart (Nr. 202.) die Ehre erwiesen, unsern Namen in die Reihe derjenigen „nahelhaften Gelehrten,“ welche seit C. Th. Gemeiner für das ältere System, für die frühere Ankunft des hl. Rupert „die Parthen ergriffen,“ oben an zu stellen, und hiebey auf einige unserer Druckschriften hinzuweisen; so glauben wir uns berufen, jetzt, vor dem Beginne eines neuen Schriftenwechsels, in sofern Einspruch thun zu müssen, daß wir unsern bisherigen Standpunct bey diesen Erörterungen, und unsere denselben angehörigen Druckschriften genauer und vollständiger nachweisen, um ein Verkennen von Thatsachen und Terrainverhältnissen, auch Mißdeutungen, zu vermeiden. Von der gereiften Ueberzeugung, nicht von einer Parthenahme kann unsererseits die Rede seyn.

Mit Recht erinnert Hr. Prof. Rudhart (Nr. 200, S. 580) an die geographischen Verhältnisse, welche bey den Untersuchungen über das Zeitalter des hl. Rupert ja nicht aus den Augen gelassen werden dürfen; — wie denn aller Urkunden-Gebrauch ohne geographische und topographische Begründung meistens unfruchtbarer Aufwand, und der nächste Anlaß zu historischen Phantasmagorien ist; — und eben der geographische und topographische Standpunct ist es, von dem aus auch wir die Aufgabe zu lösen streben, und welchen Standpunct zu gewinnen wir bisher keine Mühe und Kosten gescheut haben.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. März.

Nro. 49.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideldin, publiée, traduite en français, accompagnée de notes et d'un mémoire sur la vie et les ouvrages de l'auteur par M. Etienne Quatremère etc. tom. I. Paris, imprimerie royale. 1836. fol. p. CLXXVI, et 450.

Voraus geht der allgemeine Titel der Sammlung:
Collection orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque royale, traduits et publiés par ordre du Roi.

Das große Werk, dessen Erscheinung wir den Lesern der Gelehrten Anzeigen ankündigen, ist der erste, lang ersehnte Theil der schon 1826 von Peyronnet, damaligem Siegelbewahrer, gegründeten Collection orientale, in welcher auf Staatskosten umfassende Werke der orientalischen Literatur mit Text und Uebersetzung erscheinen sollen. Wenn wir mit großer Satisfaction nun dieses verdienstliche Unternehmen wirklich begonnen sehen, so sprechen wir auch den Wunsch aus, es mögen jetzt rasch auch die übrigen Auktoren, die in dieser Sammlung einen Platz zu finden bestimmt sind, besonders der von unserm Landsmanne Mohl bearbeitete Ferdossi, den Freunden des Morgenlandes vorgelegt werden.

Herr E. Quatremère, dessen gelehrte Arbeiten über den Orient allgemein bekannt sind, giebt uns in dem vorliegenden Bande einen Abschnitt aus der Geschichte der Mongolen in Persien. Das Buch zerfällt in drey Theile. Seite 1—CLXXV. enthalten die Vorrede des Herausgebers mit einer

Abhandlung über das Leben und die Schriften Raschideddins. S. 1 — 83 folgt die persische Vorrede Raschids zu seinem Geschichtswerke; von S. 84 — 450 die Geschichte Hulagu's. Das ganze Werk Raschids heraus zu geben hält Hr. Quatremère für unmöglich; er will sich daher bloß auf die Geschichte der mongolischen Herrscher in Persien von Hulagu bis Chodabanda beschränken. Aber selbst dieser Theil ist immer großartig genug, und wir wünschen dem Herausgeber Kraft und Muth zu dem gewaltigen Unternehmen, das eben so sehr seiner umfassenden Gelehrsamkeit wie der Liberalität der französischen Regierung zum größten Ruhme gereichen wird.

Um unsere Leser mit dem Historiker Raschideddin, der immer eine interessante Persönlichkeit war, bekannt zu machen, entnehmen wir einige Notizen aus der trefflichen Vorrede Quatremères.

Fadhllallah Raschideddin ben Imad eddaula Abulchahir ben Muwaffek eddaula Ali war geboren im Jahre 645 = 1247, nach der Berechnung des Herausgebers, in der Stadt Hamadan, dem alten Gebatana und starb 718 = 1318. Seine eigentliche Beschäftigung war die Medicin, aber Neigung und Talent zogen ihn auch zu andern Studien, besonders zur Theologie, in der er sich jedoch mehr durch den Umgang mit gelehrten Männern als durch Lectüre bildete, zu der ihm nach seiner Aussage nur zu wenig Zeit übrig blieb: denn seit seiner Jugend befand er sich am Hofe der mongolischen Herrscher, und wurde von ihnen zu Verwaltungsgeschäften und Reisen gebraucht. Schon unter Abakta chan wurde er mit Auszeichnung behandelt: aber seine eigentliche Staatscarriere fällt erst in die Regierung Gazanchans, der 694 = 1295 den Thron bestieg. Dieser ausgezeichnete Fürst ehrte ihn, indem er ihn in seinen nächsten Umgang aufnahm,

und sich mit ihm über religiöse Gegenstände besonders über mystische Theologie unterhielt. Bald erhob er ihn aber zu der höchsten Stelle in der Reichsverwaltung, zur Bezirksamt, die er unter Gazan, so wie unter seinen Nachfolgern Chodabanda Uldjaitu und Abu Said bekleidete. Er zeigte sich hier nicht nur als geschickter Verwalter, sondern auch als mächtiger Beschützer der Literatur und er fand noch Muße, um sehr ausgedehnte Werke über Geschichte und Theologie auszuarbeiten. Dabey versäumte er aber keineswegs sich die Reichthümer dieser Welt eigen zu machen, was ihm vermöge der Gunst des liberalen Gazan Chau nicht schwer fiel.

Aus seinem Vermögen baute er östlich von Tabriz eine Vorstadt, die einer kleinen Stadt ähnlich war, mit herrlichen Gebäuden, frommen Stiftungen, einer eigenen Wasserleitung u. s. w. alles mit einer Pracht, die von den orientalischen Geschichtschreibern höchlich gerühmt wird. Aber Neider und Intriganten fehlten nicht, die ihm ein so schönes Loos gewaltsam verbitterten. Religiöse und politische Partheygänger versuchten sich an ihm und seinem Glücke: doch erst unter Abu Said's Regierung traf ihn das gewöhnliche Loos moslemischer Minister, nach einer Reihe tren geleisteter Dienste mit dem schwärzesten Uudank gelohnt zu werden. Im Jahre 717 wurde er abgesetzt und im nächsten Jahre hingerichtet: ein alttürkischer Emir verrichtete an ihm das Henkersgeschäft. Unter den vielen Feinden, die er hatte, erwähnen wir bloß einen der mächtigsten, Alischah, weil Kaschids Verhältnisse zu ihm einiges Licht auf die mongolische Verwaltung werfen. Alischah war der Colleague Kaschids im Ministerium nach der Hinrichtung Saadeddins: beyde Bezire hatten gleichen Rang als Präsidenten des Ministerrathes (Ssahibi diwan) und, was auffallend ist, gleiche Attributionen. Daher beständige Reibungen. Als der Erbprinz einmal Geld nöthig hatte, forderte der Sultan Chodabanda es von den beyden Beziren. Kaschid entschuldigt sich und bittet bey seinem Collegen anzufragen, der Colleague aber behauptet keinen Pfennig zu besitzen und weist auf Kaschid wieder zurück. Der heftige Streit, der hieraus entstand, bestimmte den Sultan, die Geschäfte zu trennen: er gab dem Kaschid

den östlichen Theil des Reiches zur Verwaltung, dem Alischah den westlichen. Wenn je das Mißtrauen der mongolischen Fürsten nicht erlauben konnte, die Verwaltung einem einzigen Manne zu übertragen, so war es allerdings das weiseste, die Sphären der beyden Minister zu trennen, und es ist sonderbar, daß man nicht schon früher darauf gefallen war. Wie wenig sicher aber der Hof sich fühlte, geht daraus hervor, daß nachdem so die Geschäfte getheilt waren, jedem der Minister noch ein Gehülfe beygegeben wurde: also vier Bezire statt eines einzigen. Durch eine solche immer fortgesetzte Controle ist es leicht begreiflich, wie beständig ein großer Theil der unermesslichen Revenüen von seinem eigentlichen Zwecke abgewendet wurde und in die Tasche dieser Männer fiel, die sich natürlich eine Parthey bilden und Gönner unter den mongolischen Fürsten und Feldherren gewinnen mußten, um unabhängig von einander zu seyn und ihre Zwecke durchzusetzen.

Was die Kenntnisse Kaschids anbetrifft, so waren sie auf alle Fälle sehr ausgedehnt: außer Medicin und Geschichte hatte er noch Studien in der Philosophie und Theologie gemacht, und selbst Architektur und Agrikultur waren ihm nicht fremd. Ob er wirklich so viele Sprachen *) gründlich (à fonds) konnte, wie Quatremère meynt, möchten wir dahin gestellt seyn lassen. J. J. Schmidt, der erste Kenner des Mongolischen, spricht (Geschichte der Ostmongolen p. XIII.) unserm Bezir die Kenntniß dieser Sprache gerade zu ab. Was das Hebräische betrifft, so beschränken sich seine Angaben auf einige Wörter, wie jobel, olam etc., deren Bedeutung er leicht von den Juden, die sich am mongolischen Hofe befanden, erfahren konnte. **) Seine Leichtigkeit im schriftlichen Ausdruck war erstaunenswerth: in seiner Demuth oder vielleicht in seinem Stolze schrieb er dieß der Gnade Moham-

*) Le persan, l'arabe, le mongol, le turc, l'hebren et peut être le chinois.

**) Für die Geschichte der Aussprache des Hebräischen mag es nicht uninteressant seyn, daß Kaschid in seiner arabischen Transcription das hebräische Beth durch Bau und das Kamez durch o ausdrückt: jovil, dom: also war schon damals die aramaïfrende Manier der polnischen Juden verbreitet.

meds zu, der ihm, um ihn für seinen Traktat über seine (des Propheten) Unwissenheit als evidentesten Beweis seiner göttlichen Sendung, zu belohnen, den Verstand erleuchtete, und ihm das Talent verlieh, ohne Mühe über die abstraktesten Gegenstände zu denken, und seine Gedanken so schnell als klar auszudrücken. Sein Hauptwerk, die Geschichte der Mongolen, unternahm er auf Befehl seines großen Hönners Gazanchan, und auf Ermunterung Chodabanda's fügte er noch eine allgemeine Geschichte und Geographie der übrigen Völker hinzu. Seine theologischen Schriften wurden wenigstens zu seiner Zeit sehr geschätzt, und eine Versammlung der Gelehrten zu Tabriz erklärte sich äußerst günstig dafür: aber welches unbefangene Urtheil läßt sich von diesen Männern über die literarischen Verdienste eines mächtigen Ministers, eines Hönners der Wissenschaften erwarten, dem ja, wie es in einem seiner Titel heißt, die Herren der Feder und des Schwertes zu Gebote standen (مستخدم از باب السيف والقلم)?

Daß Raschid selbst für seine Werke eingenommen war, läßt sich wohl begreifen; aber sicherlich hat noch kein Auctor sich so viele Mühe gegeben, um auf die Nachwelt zu kommen, wie er. Um überall gelesen zu werden, übersezte er seine arabischen Werke in das Persische, seine persischen in das Arabische; er ließ sie sorgfältig abschreiben, auf dem größten bagdadischen Papiere von 6 Palmen Länge. Nach den Bericht seines Zeitgenossen Abdallahben Fadhlallah und Mirchonds verwandte er auf das Abschreiben, Einbinden u. seiner Werke 60,000 Dinare (gegen 1/2 Million Gulden). Außerdem machte er eine eigene Stiftung für die Moschee der von ihm gebauten Vorstadt, worin mehrere Exemplare seiner Bücher zur freyen Benützung der Gelehrten niedergelegt wurden: aus dem legirten Gelde sollten jährlich zwey vollständige Exemplare, arabisch und persisch, abgeschrieben werden, von dem Geschichtswerk ausserdem so viele Exemplare, als der jedesmalige Wakil für gut findet: alle Copieen mußten auf großes bagdadisches Papier geschrieben, genau mit den Originalien verglichen, in Leder gebunden und vergoldet werden: zwey gelehrte Kalligraphen wurden dazu angestellt und hatten freye Wohnung. Jedes Exemplar sollte in eine der Städte

des Islams geschickt und in einer Schule niedergelegt werden. Außerdem hatte der bey der genannten Moschee angestellte Professor des kanonischen Rechtes die Verpflichtung, jährlich ein Exemplar der theologischen Abhandlungen Raschids zu fertigen u.

(Fortsetzung folgt.)

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Fortsetzung.)

Denn seit Aventin und Apian, und dieses Zeugniß glauben wir uns selbst geben und zum Beleg dessen auf unsern gedruckten und noch ungedruckten Apparat hinweisen zu müssen; hat kaum ein Geschichtsforscher, gleich uns, die Wanderungen der hh. Severin, Valentin, Columban, Rupert, Emmeram, Corbinian u. Schritt vor Schritt zu verfolgen und überhaupt in Süddeutschland, von Thüringen bis zu den Alpen, und vom Rhein bis an die Raab, lebendigere Anschauungen von Boden und Volk, und Vergleichen beyder mit den geschriebenen Urkunden der Geschichte zu pflegen den Willen und die Gelegenheit gehabt.

Der Umstand, daß Hr. Prof. R. eben die geographischen Verhältnisse zur Zeit Ruperts gegen Hrn. Prof. Fils geltend machen zu können vermennt, um gegen dessen Scharfsinn und Treistigkeit das Mabilson-Hansiz'sche System zu retten; der Umstand, daß Hr. Prof. R. unter andern (Nr. 200. S. 579, 580) aus der Vita primogenia sogar die Reise des hl. Ruperts von Regensburg stromabwärts nach Pannonien und wieder aufwärts, allerdings eines der entscheidenden Kriterien, das auch Hansiz nicht aus dem Wege zu räumen vermochte, in Abrede zu stellen versucht; und so die Gefahr augenscheinlich vorwalstet, daß das Kind im eigentlichen Sinne mit dem Bade ausgeschüttet werde; mahnt uns noch lebhafter auf, eben jetzt Einspruch zu thun, und gegen jenes Attentat ausdrückliche Verwahrung einzulegen; um desto mehr, je höher wie übrigens die Gelehrsamkeit des Hrn. Dr. R. achten, und uns in seinem Munde, als in dem eines teutschen Geschichtsforschers, jene zuerst von den in der teutschen Geographie und Geschichte ohnehin wenig bewanderten Franzosen gewagte Aeußerung um so verhänglicher erscheint.

Die Stellen, worin sich Hr. Prof. R. namentlich auf uns beruft, kommen S. 506, 604, 636, 644, 676, 754 u. s. w. vor: wir wollen uns hinvieder, wie gesagt, hier zunächst auf einige geographische und

topographische aber unabweißliche Notizen beschränken.

1) Die vita primogenia (cod. diplom. juvav. p. 7 — 9) erzählt den Eintritt des h. Rupert in Bayern bestimmt und umständlich. Er kam von Worms, den damals gewöhnlichen Weg an der obern Donau herab, nach Regensburg, wohl vorbereitet, nachdem Theodo, „cujusdam dux baemuarie regionis“ (was gleichzeitige andere Regenten in Bayern zuläßt,) Voten an ihn abgeordnet, und Bischof Rupert „primo suos dirigens legatos“ die Berichte seiner aus Bayern zurückgekehrten Vertrauten angehört hatte. Es war zunächst eine kirchliche Visitationsreise, „ut hanc provinciam visitanda sacra illuminaret doctrina,“ das Christenthum in Bayern schon länger verbreitet, aber mit Irrlehren und heidnischen Gebräuchen vermischt.

Auf dieser Einwanderung an der Donau herab, woben der Herzog mit großem Besolge entgegen kam, wohnte dem h. Rupert das einst berühmte Valentia, (dann Waltenburg und Weltenburg,) zwischen Zugolstatt und Kelheim nicht entgangen seyn. Und wirklich giebt die ununterbrochene Tradition des Klosters St. Georgen zu Weltenburg, die älteste Benedictiner-Äbten Bayerns, den h. Rupert als seinen eigentlichen Gründer, und den Herzog Thassilo I. als seinen Erbauer an. Wir haben diesen wichtigen geographisch-historischen Moment, mit der Andeutung, daß vielleicht schon der aus den Vogesen bis zu den Mariäfern vorgedrungene Missionär Eustasius denselben Weg gegangen sey, umständlicher ausgeführt in dem Vorwort der 1835 zu Augsburg erschienenen Druckschrift: „Benedict Werner, letzter Abt von Weltenburg, und zur ehemaligen bayerischen Landschaft Mirverordneter.“ Wir sind seither noch zu der Ueberzeugung gekommen, daß zur Zeit Ruperts auch schon bei Regensburg, damals außer dessen Mauern, heute in dem Umfange von St. Emmeram, eine Kirche zum h. Georg bestanden habe.

2) Ein längeres Verweilen Ruperts am herzoglichen Hoflager zu Regensburg, wo von St. Emmeram noch keine Rede war, und seyn konnte, und in der Umgegend, Behufs seiner bischöflichen Wirksamkeit, unterliegt nach dem Zeugniß der Urkunden, Denkmäler und Uebersieferungen gleichfalls keinem Zweifel. Daher an der Altmühl Rupertsbuch und Rupertsberg, (St. Wilibald fand da schon eine Capelle bey Enstätt;) die alte Capelle zu Regensburg, die Marienkirche ob Weltenburg; wo Rupert, in seiner tiefen Volks- und Menschenkunde, allenthalben an den Platz der Minerva, der Juno, der rhätischen Isis u., die Mutter Gottes, ein ansprechendes Liebfrauenbild aufstellte. Auch war es eben Rupert, der von Regensburg abwärts dem da einst von den Römern stark betriebenen Weinbau am Kruckenberg, bey Donaustauf, um Winzer u. s. w.

wieder anzuhelfen für nothwendig fand: „et territorium in eodem pago (tonagaue) in loco, qui dicitur chrunchenperk qui adiacet secus amne danubio in quo nunc sunt plantagine vinearum institute“ (cod. diplom. p. 25.). Eines eigenthümlichen Verdienstes der vom Hrn. Legationsrath Gumpelzheimer herausgegebenen Geschichte der Stadt Regensburg (I. Thl. 1830) müssen wir hier erwähnen: es werden hierin die vielen im christlichen Alterthum der Stadt wichtigen Ortlichkeiten sehr genau beschrieben, und es geht daraus hervor, daß auch zu Regensburg, wie zu Salzburg die Tradition durchaus für die Ankunft Ruperts im VI. Jahrhundert, vor der St. Emmerams, spricht und fortlebt: was eben auch Hrn. Gemeiners besonnene Ansichten leitete.

3) Leider bisher übersehen und mißkaunt, aber fürder nicht mehr! ist, was das Congestum Arnois p. 22 besagt. Es handelt sich um das große einst salzburgische Kastenamt Buch im Donaugau „in pago tonagaue nuilla unneupante poh, cum mansos XXXVIII. inter vestitos et aposos etc.“ um Altenbuch, das unsere Geschichtsforscher und Geographen: von Kleinmayer, Appel, Zirngibel, Zauner, Winkelhofer u. s. w. in Bayern und Tyrol mit Bestimmtheit nicht auffindig zu machen wußten. Auch uns wäre das kaum gelungen, wenn uns nicht ein „libellus reditum episcoporum salisburg.“ aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhundert, ein Pendant zum Congestum Arnois, der, Behufs der bayerischen Culturgeschichte, längst hätte commentirt und durch den Druck zum Gemeingut aller gründlichen Forscher gemacht werden sollen, den unfehlbaren Weg gezeigt hätte. Unter den fern in Bayern entlegenen Kastenämtern beschreibt dieser libellus auch ein officium Altenpouch mit Grundrenten und Giltten zu (Pfarr) Altenbuch im Dekanat Pilsting, heute in der Diocese Regensburg, zu Heiligenstein, in der Stadt Regensburg selbst, am Dürstigenberg, im Mattenthal, um Winzer; und wir sehen uns so angensällig in die Gegenden zwischen der Donau und der Isar und im bayerischen Wald hinein, nach dem heutigen Dürstendorf, Mattenzell, Heiligenstein, Burgstecken und Hasen Winzer, in den Gerichten Mitterfels und Falkenstein, verwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. März.

Nro. 50.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Histoire des Mongols de la Perse,
écrite en persan par Raschideldin, pub-
liée, traduite en français, etc.

(Fortsetzung.)

Alle diese minutösen Bestimmungen und die Flüche, die Raschid auf den herabrufte, der daran etwas ändern sollte, hatten doch nicht das gewünschte Resultat: die folgenden Stürme scheinen die frommen Stiftungen des Bezirks vernichtet und so die Verbreitung seiner Werke gehindert zu haben. Nur wenige Exemplare sind gerettet, und keines vollständig. Ueber die unbändige Eitelkeit des Mananes, und die, moslemisch betrachtet, beynahe unfromme Gesinnung ist ein hartes Gericht ergangen.

Nach dem Leben und dem Testamente Raschids folgt die Vorrede des Historikers. In ihr lesen wir das Lob Gazans und Chodabanda's, die Veranlassung zum Entwurfe der mongolischen Geschichte, den Plan und Inhalt derselben, so wie die Angabe der Quellen, aus denen er schöpfte. Die Notizen, die er in den vor ihm erschienenen Geschichtswerken vorfand, sammelte und sichtete er „um den vortrefflichen Bräuten und Jungfrauen der Sagen, die hinter dem Vorhang der Verborgenheit versteckt waren, auf dem Brautbett der Publicität den Brautschmuck der Bekanntheit zu geben.“ Wo ihn die schriftlichen Quellen nicht befriedigten, nahm er seine Zuflucht zu den Gelehrten von Chatai, Hind, Igur und Kiptschak, die am Hofe der Mongolen sich befanden, besonders aber war ihm nützlich der „Großemir und Royan Oberstfeldherr von Iran und Turan, der Verwalter der Königreiche der Erde, Pulad Schingsang“ der in den Ge-

nealogien der türkischen Völker und ihrer Geschichte außerordentlich bewandert war.

S. 84 folgt die Genealogie Hulagus, Aufzählung seiner Weiber und Kinder bis S. 114.

S. 114 beginnt die Erzählung von der Expedition Hulagus nach Persien. Nachdem Mangku (so schreibt Raschid) kaan auf einem Kuriltai oder Reichstage der versammelten mongolischen Fürsten auf den Thron gesetzt war, schickte er seine Brüder aus, um die noch unabhängigen Reiche der Welt zu unterwerfen. Kubilai erhielt zu seinem Antheil die Länder Chatai, China, Tibet, und einen Theil von Indien; Hulagu die westlichen Gegenden, Iran, Rum, Syrien, Armenien und Aegypten. Nach den nothwendigen Vorbereitungen brach Hulagu im Jahre 650 von Karakorum auf, durchzog die Taretay und Turkestan, und setzte 653 über den Drus; im folgenden Jahre nach vielen Belagerungen einzelner Bergvesten in Kuchistan brach er endlich die Macht der furchtbaren Ismaeliter oder Assassinen, die seit dem Jahre 477 unter sieben Königen den ganzen vordern Orient durch ihre Grausamkeit und religiösen Fanatismus erzittern machten. Seine nächste Sorge war, Bagdad zu erobern. Da die Negotiationen mit dem Chalifen Mostafem, wegen dessen unglaublicher Einbildung auf die Unerlöslichkeit des abbasidischen Hauses keinen Erfolg hatten, bricht er von Hamadan auf und umzingelt die Stadt; nach einer hartnäckigen Belagerung ergiebt sich endlich der Chalife, der einige Tage darauf von Hulagu getödtet wird, so wie der größte Theil seiner Familie (im Monat Safar 656). Hulagu wendet sich nun nach Syrien, und erobert Haleb und andere Städte dieses Landes. Damask ergiebt sich ihm freywillig. Der mongolische Feldherr Kitubuka Royan, der gegen Aegypten geschickt wurde, wird geschlagen, gefangen genommen und

getödtet; die mongolische Armee beynahe gänzlich aufgerieben. Glücklicher war ein anderes Heer, das unter Naschmut nach Diarbekr zog und nach einer tapfern Gegenwehr die Stadt und Festung Mazafaretin und Mareidin eroberte. Bald darauf fiel auch Mosul. Jetzt war nun ganz Iran und Vorderasien in der Gewalt Hulagus, nachdem Ströme Blutes in Schlachten und in den unzähligen Hinrichtungen vergossen, ausgefuchte Grausamkeiten und Treubrücke aller Art verübt waren. Aber nicht lange sollte das Glück des Tyrannen dauern; bald ereilte ihn die Nemesis. Im Hochgenusse seiner Herrschaft war ihm das Ansehen seines Verwandten Barakai, Batus Bruder, *) der als Sprosse der älteren Linie nach mongolischem Herkommen rechtlicher Weise eine gewisse Auctorität über die jüngern, wozu Hulagu gehörte, ausübte, ein Dorn im Auge: als er sich so weit vergaß, zwey von dessen Verwandten **) zu tödten, so brach ein heftiger Krieg von beyden Seiten aus, wobey Hulagus Streitkräfte unterlagen. Dieß, so wie einige Empörungen, scheint zerrüttend auf seinen Organismus gewirkt zu haben und er stirbt an der Apoplexie. (663)

Dieß ist der Gang der Erzählung: die interessanten Details, die viel Licht auf die damaligen Verhältnisse und Sitten werfen, müssen im Buche selbst nachgelesen werden. Aber es ist nicht das einzige Verdienst des Herausgebers, diese Geschichte bekannt gemacht zu haben: er hat in den Nummern dazu einen solchen Schatz von Gelehrsamkeit und Wissen entfaltet, daß der Historiker, der Geograph und der Philologe sich zum höchlichsten Danke verpflichtet fühlen müssen. Die Lectüre des Herrn A. ist, wie man schon aus seinen andern Produc-

tionen weiß, in der That kolossal, und so ist leicht zu begreifen, daß viele Noten zu eigentlichen Dissertationen sich erweitern. Viele bewegen sich auf wenig bearbeiteten Gebieten wie z. B. die Erklärung der mongolischen Wörter, die ins Persische eingedrungen sind, wie

۱۰. (* طوي، بیوسون، بولغاف، ایل قآن، خان یاسا

über Sitten der Völker z. B. Divinationen aus den Schulterblättern der Thiere, Zaubereyen, über die Kriegsmaschinen des Orients, über Papier ۱۰.; viele enthalten über sonst bekannte Gegenstände weitere Aufklärungen und interessante Bereicherungen z. B. über die Affassen, deren Eidformeln mitgetheilt werden, eine Geschichte der budhistischen Priesterschaft (دیخشی), das allmähliche Wachsen ihrer hierarchischen Anmassungen, bis endlich ein chinesischer Montlosier in einem eigenen Memoire an den Kaiser ihre Schädlichkeit darstellt und ihre Vertreibung veranlaßt, über das Minorat bey den Mongolen, **) ihr nomadisches Leben, das Verhältniß der mongolischen Herrscher in Persien zum Großkaan in der Tatarey und China ***), über

*) Dieses Wort, das H. A. vergebens in den Wörterbüchern suchte, ist sehr gut im Lexikon des Sultans von Oude erklärt, als Festgelag:

تویب بمعنی جشن و مهمانی عروسی -
معرب آن طوی است

**) Eine ähnliche Einrichtung bey den Deutschen. Vgl. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 475.

***) Was der von H. A. citirte Verfasser des Mesalek alabsar behauptet, daß Gazan den von Seite des Großkaans an seinem Hofe residirenden Minister mit Verachtung behandelte, und sich selbst für unabhängig erklärte, möchte vielleicht zu beschränken seyn, und es ist zu bedauern, daß Hr. A. die Sache nicht näher untersuchte. Der damalige bevollmächtigte Minister war der oben erwähnte Pulad Eschingfang, dessen Würdentitel, wie wir sie angeführt haben, auf den höchsten Rang am Hofe schließen lassen; wobey vorzüglich zu beachten, daß sie nicht bloß pomphaste Ehrentitel, die freilich nicht viel beweisen würden, sondern die Namen wirklicher Stellen sind, wie

*) p. 591 heißt es in der französischen Uebersetzung: Bérécai par ordre de Batou son père etc. Son père steht nicht im Persischen und ist auch historisch falsch. Denn Batu war der Bruder Barakais und wie dieser ein Sohn des Djutchi, ältesten Sohnes von Schingischan. Als solcher repräsentirt Barakai die Branche aiaée, setzt den Mangku auf den Thron und übt als Aga eine gewisse Auctorität über Hulagu aus.

*) Vgl. d'Ohsson IV. 377 und 379, wo diese ganze Geschichte ausführlicher und deutlicher als bey Naschid erzählt wird.

die Namen Iran und Aniran, *) selbst naturhistorische Erläuterungen z. B. über die Verbreitungssphäre des Löwen, Tiger und Leoparden (eine dankenswerthe Nachlese zu Ritters Löwen- und Ti-

Großemir, Generalissimus, Verwalter der Königreiche. Dieses letzte Wort ist bezeichnend, da es auch von den ersten Gesandten gebraucht wird, durch die der Großkaan den Hulagu nach Masehid (p. 164) controliren läßt

جهت تدبير مصالح ممالک ايران

Im Masalik alabsar heißt es weiter: ses successeurs ont suivi les mêmes principes. Nun finden wir aber gerade unter Gazans Nachfolger, Otdjaitu, den Emir Dschuban in größter Machtvollkommenheit am Hofe, und in dem Staatsiegel, das dem Briefe Otdjaitus an Philipp den Schönen von Frankreich beigegeben ist, sehen wir die Abhängigkeit des Fürsten vom Großkaan unwidersprechlich dargethan. Es ist in chinesischer Sprache, der Hofsprache des Großkaans, abgefaßt, und heißt nach Remüsats Uebersetzung: „Par un décret suprême, sceau du descendant de l'empereur, chargé de réduire à l'obéissance les dix mille barbares.“ Abel Remusat sur les relations diplomatiques des princes chrétiens avec les rois de la Perse de la race de Tchinguizkhan p. 152.

*) So dankenswerth die einzelnen Notizen sind, die Hr. N. hierüber gesammelt hat, so können wir doch nicht umhin, das Resultat, das er daraus zieht, zu verweifen. Es muß immer befremden, daß der Herausgeber keine Rücksicht auf die neuen Forschungen seines Landsmannes Eug. Burnouf des competentesten Richters in diesen Dingen, genommen hat. N. glaubt, Iran bedeuete Persis, Andrau Medien. Nun steht aber durch V. Forschungen fest, daß die Zendbücher, worin zuerst dieser Gegensatz vorbäumt, sich durchaus nicht auf das eigentliche Persis beziehen, also noch keine Rede von Medien sein kann. Unter den Sassaniden, wo er uns zum zweytenmale erscheint, ist von diesem Lande keine Rede mehr; und von der Zeit, die zwischen beiden liegt, haben wir keine einheimischen Denkmäler. Wenn Hr. G. p. 244 sagt: Lorsque sous le regne de Cyrus l'empire des Perses embrassa celui des Medes, le mot Iran fut souvent employé pour désigner la totalité de ce vaste empire, so ist Cyrus höchst wahrscheinlich ein Druck- oder Schreibfehler statt Ardeschir babegan.

gerland, Erdkunde von Asien IV. 2. 688. fig.), über Hennaß als Mittel gegen die Pest, eine Menge Auszüge aus geographischen Werken, worin oft ganze Gegenden und Völker ausführlich behandelt werden z. B. Kiptschak, Osteten, Kuchistan, Kozaiken, Schebankare ic.

(Fortsetzung folgt.)



Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Fortsetzung.)

Welche andere Rechtsstitel konnte Erzbischof Arno bey Herzog Thassilo auf diese Renten, zu ihrer förmlichen und ferneren Widmung an die salzburgische Kirche, geltend machen, als die Verdienste des h. Ruperts eben um diese Gegenden? Aber welchem Zeitraum, und welchem der früheren Kirchenvorstände von Salzburg und Regensburg könnte, mit verständiger Kritik, das Beginnen christlicher Cultur in jenen Revieren, mittels der Zellenwirtschaft, um Bernzell, Wolfertzell, Frauenzell, Conz (rad-)zell, Haunkezzell, Mattenzell, Katiszell, Elisabethzell u. s. w. süzlicher zugeschrieben werden, als dem h. Rupert, mit dessen Wirksamkeit um Regensburg, und mit dessen Absichten auf die Landschaften stromabwärts diese Ergebnisse genau verbunden waren? Wie laut spricht nicht noch jetzt in diesen Kirchenge-meinden die Tradition für Rupert, und nur für ihn? Zur Zeit des h. Emmeram, und später, war kein salzburgischer Oberhirt mehr in der Lage, in jenen fernen Gegenden, von der Mündung der Isar dieß- und jenseits der Donau, bis Regensburg hinauf, zu colonisiren, und dort so beträchtliche Erwerbungen für die ferne Cathedrale zu Salzburg zu machen.

Hier darf ein gründlicher Forscher über das Zeitalter Ruperts die spätere Ausbildung der Diöcesangrängen zwischen Salzburg und Regensburg und Freysing ja nicht aus dem Auge lassen; und ohne Zweifel trat erst um das Jahr 749, zur Zeit der hierarchischen Eintheilung Baverns durch den h. Bonifaz, die salzburgische Diöcese aus jener nordöstlichen Region zurück, und machte dort der neuen Diöcese Regensburg Platz; während die salzburgischen Mensal- und Dominicatrechte jenseits noch lange ihren Fortbestand hatten. Wir haben diese Zeit-, Orts- und Sachverhältnisse des h. Ruperts unständig entwickelt in der Abhandlung: „Was erhielt Bavern in Bavern vom Erzstifte Salzburg für den Rest der Reichsleben im Pinzgau nach dem dortigen Abgang der Grafen von Planu ic.“ im III. Bande unserer Bey-

träge zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde, München 1853, S. 199 — 220. Jetzt aber würden wir dieser Abhandlung ohne weiters den Titel geben: „das salzburgische Kastenamt Altenbuch im Donaugau, vom h. Rupert im VI. Jahrhundert gegründet;“ so ganz sind wir seitdem von dieser Thatsache überzeugt worden, und wir bedauern sehr, daß, wie es scheint, zunächst auch diese Erörterung, wie gar manche andere hieher bezügliche in dem III. Bande unserer Beyträge, dem Hrn. P. Rudhart unbekannt geblieben sey.

4. Wohl vorbereitet, zu rechter Zeit, (c. 582.) und in Uebereinstimmung mit dem Herzog, setzte endlich der h. Rupert seine Wanderung die Donau abwärts, usque ad fines pannonie inferioris spargendo semina vite etc.“ fort. Keine Warnung, keine Abmahnung kam ihm vom Herzoge entgegen; wie sie 70 Jahre später, unter ganz andern Zeit- und Gränzverhältnissen, dem h. Emmeram entgegengestellt wurden. Nicht etwa eilig, wie heutzutage ein Geschäftsmann mit dem Regensburger-Wechenschiffe gen Wien, machte der h. Rupert seine Reise; sein Beruf, und seine in der vita primogenia ausdrücklich bezeichneten Absichten hießen ihn bald da, bald dort im Uferland verweilen; und wir sehen da keine große, vielmehr „größte Gefahren“ und auf Seite des Hrn. Prof. Filz keinen „kühnen Schluß.“ Nur an den Gränzen Unterpannoniens mochte Rupert, wie wir es schon anderwärts bemerkten, von Nordosten her einige Bewegung der Völker und seiner Sendung noch nicht weiter entsprechende Zustände wahrgenommen haben; was ihn endlich umzukehren bewog: „sicque tandem revertens etc.“ Da kam er zur Stadt Laureacum herauf, und verweilte wieder, und verbreitete durch persönliche Autorität, mit göttlichem Beystand, unter den vielen Armen und Bedrückten, (eine Folge der Militärherrschaft in gemischten Gränzbezirken!) Trost und Hülfe. Und wieder setzte der menschenfreundliche und der Zeit und der Gegend wohl kundige Mann den Wanderstab vorwärts, und kam so in den Wallengau herauf, (unalarium, von den vielen auch da fehhast geliebten römischen Familien so genannt, jenseits Salzburg, um Straßwalschen und Seewalschen; man verwechsle diese Gegend ja nicht mit dem Walchen- und Wallgau im bayerischen Vorgebirge: „deinde arrepto itinere,“) wo er dem h. Peter zu Ehren eine Kirche erbaute und weihte: Seekirchen. Man wird sich aus Eugipp's Lebensbeschreibung vom h. Severin, und aus unsern Schriften erinnern, daß im Salzburggau, insbesondere unter den vielen römischen Nachkömmlingen, bereits mehr christliche Civilisation und Neigung zur frätigen Cultur herrschte; was den für beide Mittel der Humanität eifrigen Rupert mitbestimmt haben mochte, eben da, und nicht um Regensburg! seinen ferneren Wohnsitz aufzuschlagen.

6. Dieser und der fernere Reisebericht der vita primogenia ist so einfach, und den Zeit- und geographischen Verhältnissen so angemessen, daß er nur wahr seyn kann. Nur Landeskundige können hier entscheiden. Auch weist das Congestum Arnonis um Seekirchen die ältesten Stiftungsgüter im Salzburggau nach. Hier, auf der Seeburg, und um Seewalschen, öffnet sich dem Beschauer gen Südost die Aussicht in das reizende anderthalb Meilen entlegene Salzachtal, und über die Stadt Salzburg; und auch Rupert hatte erst von hier aus nähere Kunde und Aussicht von der zerstörten Römerstadt am Ivarus, norisch Igonta! erhalten; und darüber weiter an den Herzog berichtet. Auch dieser Umstand ist für jeden der Gegend und Geschichte Kundigen so wahr, daß man ganz folgerichtig behaupten darf, ohne die Reise des hl. Rupert die Donau abwärts, und im Ufer noricum aufwärts, wäre das zerfallene Invarum nimmer zum ersten Bischofsitze in Bayern erkiesen worden. Und wie viele Denkmäler und Kirchen erinnern nicht auch in Ober- und Unterösterreich an die Wanderungen und das Daseyn des hl. Rupert!

7. Von Salzburg aus, längs den alten, da noch weniger als jenseits der Isar, zerstörten Römerstraßen, über Detting, Reisach, Utenfeld, (heute Eggenfelden,) Reisbach und Teisbach, über die Isar, drang Rupert erst wieder bis zum Donaugau hinaus, und besuchte in dieser Richtung periodisch den herzoglichen Hof zu Regensburg, und verweilte, mitunter öfter links und rechts abschweifend, und Land und Volk beschauend, und an den Stellen der alten Gözentempel und Opferhanne viele Capellen und Kirchen aufrichtend, und christliche Priester einsetzend, auf den näheren Höhenzügen z. B. um Reichenhall an der Saale, um Mariadorfen an der Isen; am Nonnenberg bey Pleiskirchen; um Reisbach an der Vils, und um Zell am Kolbach u. s. w. Zunächst hieher haben Bezug die zwei ersten Abhandlungen des II. Bds. unfr. Beyträge, München 1826: a) „über die Kirchen-, Cultur- und Territorialgeschichte am Inn, an der Isen, Rott und Vils; b) „der Vogelwald, oder die Gebiete an der bayer. Traun und Eur u. s. w. Ferner: zur Geschichte der Schifffahrt auf Inn und Donau seit St. Severin u. und die Gründung Passenburgs; zuerst im Hübschmann'schen Schreibkalender, München 1827; ferner die Schifffahrt auf der obern Donau, in den bayer. Annalen von 1834 Nr. 24; ferner: Notizen über Straßen- und Wasserbau und Bodencultur in den Fürstenthümern Salzburg und Berchtesgaden; Salzburg 1811.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. März.

Nro. 51.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Histoire des Mongols de la Perse,
écrite en persan par Raschideddin, pub-
liée, traduite en français, etc.

(Fortsetzung.)

Aber es ist unmöglich, ein erschöpfendes Verzeichniß des reichhaltigen Stoffes zu geben, da fast auf jeder Seite der Hr. Herausgeber neue Beobachtungen über Lexicologie oder Antiquitäten und Völkerkunde $\alpha\lambda\omega\ \tau\omega\ \delta\upsilon\lambda\alpha\kappa\omega$ ausschüttet; und so wie wir die reichste Belehrung aus den Seiten dieses ruhmvollen Unternehmens zogen, so machen wir auch alle Freunde der persischen Literatur auf die Ausbeute, die sie hier erwartet, aufmerksam.

Wenn es uns erlaubt ist, gegen einen so gezeuhteten Orientalisten, als Herr Quatremère ist, in die Schranken zu treten, so möchten wir wohl noch einige kritische Bemerkungen beifügen. Beginnen wir gleich mit einem sehr intricaten Punct der Geographie, welcher in der Vorrede N.'s zur Sprache gekommen ist. Um zu beweisen, daß die von Andr. Müller herausgegebene und dem Beidhavi zugeschriebene historia chataica ein Auszug aus Raschideddins Werk sey, führt Hr. N. eine geographische Stelle an, und stellt ihr die entsprechende aus Raschid zur Seite. Darin kommt nun folgende Aussage vor (Vie de R. p. XCIV): Le*) pays appelé par les Mongols Karadjang est nommé dans la langue de Khatai (de la Chine) Daï liou c'est à dire grand royaume, et dans la langue des Indiens et des Kasmiriens Kender, qui a la même signification; nous le désignons sous le nom de Kandahar.

Cette contrée qui est d'une vaste étendue a pour limites d'un côté le Tibet et le Tangout, d'un autre côté une partie des provinces et des montagnes de l'Industan, et enfin le Mongolistan, le Khatai et le pays de ceux qui ont les dents dorées. Le roi de Karadjang porte le titre de mahara. — Nun bemerkt Hr. N., daß der Name Kander und Kandahar nicht täuschen dürfe: denn offenbar sey von einem weitersüdlich gelegenen Reiche die Rede: da in den chinesischen Chroniken erzählt werde, daß Kubilai vor seiner Thronbesteigung das Land Ta li bekriegte, dieses Ta li aber Aehnlichkeit mit Dai liou habe, und die Expeditionen, die bey den Chinesen nach Tali, bey den Persern nach Dailiou genannt werden, identisch seyen, so müsse man offenbar dieses Reich in der südlichen chinesischen Provinz Yunnan suchen, das nach dem P. Gaubil royaume de Tali hieß. In wiefern der Name Tali mit Dailiou stimme, müssen wir den Sinologen zur Beurtheilung überlassen; was aber die Expedition Cubilais nach Tali betrifft, so scheint ihre Identität mit der nach Dailiou bloß darauf zu beruhen, daß beyde vor seinem avènement au trône vorkamen. Diese Argumente sind durchaus nicht stringent: und wenn gewichtigere Gründe für ein anderes Land sich vorfinden, so müssen sie nothwendig weichen. Zuerst mache ich aufmerksam auf die Bestimmtheit, mit der Raschid die entsprechenden Namen bey den Indiern und bey den Mohammedanern angiebt. Kender (Gander) ist das Land der Gandhara bey den indischen Auktoren**), der Gandaren der Alten, und Kandahar كندھار der Moslemen. Aus keinem Document wird sich beweisen lassen, daß dieser

*) H. N. gibt bloß die französische Uebersetzung.

**) Lassen pentapotamia ind. p. 17.

Name für ein anderes Land gebraucht wurde, am wenigsten für ein chinesisches. Und warum sagt Raschid, daß Kender der Name sey dans la langue des Indiens et des K a s c h m i r i e n s ! Was haben die Kaschmirier mit der Provinz Yunnan zu schaffen: deutet nicht ihre Erwähnung schon an ein ihnen benachbartes Land? Und sein König trägt einen indischen Namen Mahara (maharadja): würde er Yunnan beherrschen, warum trüge er nicht einen chinesischen Namen? ferner finde ich erwähnt in der histoire des Mongols von dem Baron d'Ohsson II. 467 der auch das historische Werk Raschids benützte, daß, selon Raschid, Seyid edjell était gouverneur de Caradjank à l'époque ou Coubilai entra dans ce pays, sous le règne de Mangou. Son fils Nassireddin fut nommé à sa place gouverneur de Caradjank et conserva ce poste jusqu'à sa mort „laquelle arriva il y eut cinq ou six ans.“ Hr. B. d'Ohsson, der die Meynung Hrn. N's theilt, daß Karadjang Yunnan sey, bemerkt hiezu: lors de l'expédition de Coubilai dans le Yunnan le Caradjank n'était pas encore soumis, et par conséquent il ne pouvait pas y avoir dans ce pays un gouverneur de Mangou. Dieses Argument läßt sich gerade umkehren: denn wenn Karadjang einen Gouverneur *) von Seite Mangku's hatte, so kann es nicht das damals selbstständige Yunnan seyn: und da Yunnan chinesisches war, so konnte es am wenigsten einen moslemischen Statthalter haben. Seyid edjell war aber nach Raschid (Ohsson I. 1.) ein Mohammedaner aus Bochara. Nach Venaketi liegt Karadjang im Südwesten von Khatai, was durchaus nicht auf Yunnan paßt: doch wollen wir gerne diesen Beweis dahin gestellt seyn lassen, da wir von der Zuverlässigkeit, mit der dieser Historiker seine Quellen benützt hat, nicht viel wissen. Bedeutender scheint uns die Angabe Raschids (p. XCVI.) daß in einem der Königreiche à l'occident du Khatai die Leute sich die Zähne mit Goldplättchen belegen: nun wird aber p. XCIV. als eine der

*) Diese Aussage ist so positiv als möglich bey Raschid: „damals war Seyid Edjell Statthalter, und nach ihm war es sein Sohn, der vor kurzer Zeit starb.“ Man kann nicht bestimmter sprechen.

Grenzen von Karadjang genannt le pays de ceux qui ont les dents dorées. Wenn es auch schwer ist, die geographische Lage dieser Bardandan genau auszumitteln, so ist doch nach der Angabe Raschids klar, daß sie nicht im Süden von Khatai, wo Yunnan liegt, sondern im Westen, also doch in der Nähe des Indus gesucht werden müssen. Vielleicht kommen wir näher zum Ziele, wenn wir ein anderes Land in den Gang unserer Untersuchung ziehen, das von Raschid als an Karadjang gränzend angegeben wird: p. XCVI. à l'occident des états de Koubilai est un pays appelé Kasteheh kouch كاستهه كوخ qui est couvert de forêts impénétrables. Il confine d'un coté au royaume de karadjang, d'un autre à une partie de l'Indostan, et enfin à la mer. Da nun Hr. N. Karadjang als Yunnan ansieht, so muß er wohl auch Kasteheh kouch, wie er schreibt, in die Nähe legen, und er entscheidet, es sey das chinesische Kiao tchi, nämlich Tonquin und Cochinchina: er ändert daher, كاستهه كوخ Kasteheh Kueh und bringt dieß in Verbindung mit dem von Marco Polo genannten Gauzigu, östlich von Bengalen et qui est certainement la même que celle dont nous venons de parler. Dagegen ist nun zu erinnern 1) daß dieses Land im Westen der Staaten Koubilais liegt, nicht aber im tiefsten Süden, wo wir Tonkin und Cochinchina zu suchen haben; 2) daß das chinesische Wort Koue (Staat) von Raschid sonst nicht durch كوخ sondern genauer durch قوی (p. LXXXVI.) ausgedrückt werde; 3) daß die Aenderung des Wortes in كاستهه statt كاستهه nicht nothwendig ist, indem allerdings ein كاستهه Land nachgewiesen werden kann, und zwar ein Gebirgsland, was vortrefflich zu dem nachgesetzten كوخ (Gebirg) paßt. Es ist nämlich, um es kurz zu sagen, das Land der Belutschien, wie aus den folgenden Stellen unwiderrsprechlich hervorgeht. Wir lesen im Farhangî Djihangiri (Ms. Ducauroy auf der königl. Bibliothek zu Paris):

المال حتي يتتلوا صاحبه شدخا لراسه
 وفاي مفتوح بحميم زده نام جماعتي
 است كه در كوههاي كرمان باشند
 و معرب آن قوفص . بود *

das ist: „Koffj ausgesprochen Köfadj ist der Name eines Volkes, das in den Gebirgen von Kerman hauset; arabisirt heißt das Wort Köfass.“ Dieser Name ist den arabischen Geographen durchaus nicht unbekannt. Das Gebirge Kofs (جبل الغص) findet sich bey Abulfeda (cf. Rinck tabulae quaed. Abulf. Kerman) und im Marasid alutilâ (dessen Namen Hr. Quatremère sonderbarer Weise M. alitla schreibt):
 البلو ص - - جبل كالاكران
 لهم بلاد واسعة بين كرمان وفارس تعرف بهم
 في سفح جبل الغص (Belutsch) sind ein Völkerstamm ähnlich den Kurden, sie bewohnen ein weites Land zwischen Kerman und Fars, das von ihnen den Namen trägt, am Fuß des Gebirges Alkoff.“

الغص بالضم ثم السكون والسين المهملة
 واكثر ما يتناقص به غير اهله بالاصان جبل
 بكرمان اهله كالاكران يقال الغص والباص
 وهو مما يابي البحر واصل اهله عرب لم يكن
 لهم دين يرجعون اليه موصوفون بغلة
 الرحمة و الغسان في الارض لا يغنعون باخذ

*) Das Hapt Kolzom hat daraus seine entsprechende Notiz geschöpft:

كوفجان -- وكوفج نيز كو يند وآن نام
 جماعتي است كه در كوههاي كرمان
 ساكن اند

الغص (Kofs mit dem Sin, meistens aber wird das Wort von den Fremden Kofs mit dem Esad ausgesprochen) ein Gebirg in Kerman, dessen Bewohner den Kurden ähnlich sind und Kofs oder Belutsch genannt werden: es erstreckt sich gegen das Meer hin: die Einwohner stammen von Arabern her, die keine Religion hatten, der sie gehorchten: sie sind bekannt wegen Mangels an Barmherzigkeit und wegen des Frevels, den sie auf der Erde ausübten (ein coranischer Ausdruck); sie begnügen sich nicht, dem Reisenden bloß das Geld zu nehmen, sondern gehen so weit, denselben zu tödten, indem sie ihm mit Steinen den Kopf einschlagen u. s. w.“

(Fortsetzung folgt.)



Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Fortsetzung.)

8) Die Gründung der Maximilianszelle im Pongau, in der Nähe goldträchtiger Gewässer, durch den hl. Rupert, steht fest, wie jene der Kirche des hl. Hippolytus, Zell im Pinzgau, durch den Bischof Vital, dem unmittelbaren Nachfolger des hl. Rupert. (Cod. dipl. Inv. p. 29, 55, 24 ic.) Daß diese Colonisation im Pongau vor dem Einbruche der Slaven unter Samo (c. 650) von Carantania her über die Mur und Enns, und in das salzburgische Gebirgsland fast bis an die Thore von Salzburg, und nicht erst zu Anfang des VIII. Jahrhunderts statt hatte, und statt haben konnte: — Rupert war i. J. 623 gestorben; — unterliegt eben so wenig mehr einer probehaltigen Widerrede. Als „vage Ausdrücke“ erscheinen uns hier die drenal und substanzirt wiederholten: multum tempus und multa tempora, Cod. 55., nimmer mehr! Uns möglichst kurz fassend, jede Wiederholung vermeidend, berufen wir uns hier lediglich auf unsere dießfalligen durchaus den Urkunden, der Geographie und der Geschichte getreuen Ausführungen: „über den Wendepunct der slavischen Macht im südlichen Bojoarien,“ im I. Bde. uns. Beitr. womit auch in demselben Bande verglichen werden kann: „der hl. Mangold in Ober-

schwaben, mit Rücksicht auf die Urgeschichte und Geographie des Landes;“ (auf Columban, Gall ic.) und: „Zur Culturgeschichte der Buchonia, des Waldgebietes zwischen Franken, Hessen und Thüringen.“ — in den „Lanern, insbesondere das Gasteiner Thal und seine Heilquellen; München 1820“ mit dem Anhang: „Beleuchtung der Satorrischen Chronik,“ München 1821; in der v. Kers'schen Literaturzeitung Jahrg. 1831. über Samo's Zeitalter und geographische Richtung ic. in einem Resumé über die Geschichtschreibung von Bayern und Oestreich. Aus den bayerischen Annalen haben hieher besondere Beziehung: im Jahrg. 1833. Nr. 53. „der vicus mauritanus im Salzburggau, und die Cathedralische Petena; im Jahrg. 1834. Nr. 69. gelegenheitlich der Abstammung der Grafen von Hundt aus Pinzgau: über das dortige Kloster Zell; Nr. 87. 90. Die später von Frensfing ausgegangene Christianisierung im Holzlande (Ärding- und Westergau); Nr. 103 u. 108. „Die Grafschaft Kling, der dem hl. Leonhart gewidmete Cultus: der Obbingau ic.; Nr. 158. „Nachtrag zum Vicus mauritanus“ ic. im Jahrg. 1835 Nr. 23 u. 24: „Die wahre Lage des alten Euculle und seine Umgebung“ auch aus der Zeit St. Severins; womit zu vergleichen: „Salzburg, die Stadt und ihre nächste Umgegend unter der Herrschaft der Römer“ mit einer topogr. Karte, München 1815. Auch in der: Zeitschrift von Bayern und den angränzenden Ländern. Jahrgänge 1816 und 1817, haben wir manche hieher gehörige Aufklärung aus Urkunden und eigenen Wahrnehmungen niedergelegt: insbesondere im III. Bd. 1817 „Zur ältern Culturgeschichte des Landes an der Saale und Salzache.“

Endlich haben wir in der „Geschichte der teutschen Salzwerke, zunächst im Mittelalter“ ic. München 1836, bei Erörterung der bayerischen und österreichischen Halbsalzen, Behufs des Zeitalters Ruperts, als allgemein anerkannten Salinen-Restaurators an der bayerischen Saale, diplomatische und geographische Nachweise zusammengestellt, deren tiefere Würdigung bereits begonnen hat.

9. Als wir vor 18 Jahren den vom Hrn. Prof. Rudhart mehrmalen angeführten Commentar über den Indiculus Arnonis und die breves notitiae, (neue hist. Abhdl. der K. Akademie der W. V. Bd. 1821;) und das Taschenbuch „Die Lanern“ schrieben; waren wir, bezüglich auf Ruperts Zeitalter ic. mit uns selbst noch nicht so einig, wie jetzt. Dieses geht auch aus unserer neuesten akadem. Abhandlung: „Zur bayerischen Fürsten- Volks- und Culturgeschichte, zunächst im Uebergange vom V. in das VI. Jahrhundert n. Chr. München 1837. S. 49—47, unumwunden hervor.

10. Indessen haben auch wir seither mehrmalen

dargethan, daß jener Indiculus bezüglich auf äußere Zörclichkeiten sehr mißkannt worden sey. Vielleicht wäre es dabei an uns gewesen eine diesen an sich höchst wichtigen und wahrhaftigen Aufzeichnungen (Kanzley-Napulare) durch und durch inwohnende Eigentümlichkeit, die uns nun desto klarer entgegentritt, je öfter wie den urkundlichen Text mit den geographischen und topographischen Thatumständen vergleichen, viel bündiger hervor zu heben.

Es ist dieß der augenfällige Umstand, (z. B. eben bei Altenbuch im Donaugau ic.) daß die salzburgische Kirche längst im Besiz und Genuße von Gütern und Pfründen war, wovon erst die spätern Agilolfinger, seit dem Anfang des VIII. Jahrh. als Geber und Schenker ohne Berufung auf frühere Uebergaben und Schenkungen, erscheinen; lediglich der Rechtsstitel und Formen weichen, um die es dem staatsklugen Bischof Arno bei seinem Conquestum, und da mit Carl M. über Bojoarien eine neue Oberherrlichkeit gekommen, zunächst zu thun war. Eigentlich sind viele dieser formellen Schenkungen materiell nur Bestätigungen, wie das z. B. Cod. diplom. p. 32. „vel ad ipsam sedem (dux) perpetualiter confirmavit,“ ausdrücklich bemerkt wird. Hunderte von Urkunden aus dem Mittelalter sind vorhanden, worin die Kaiser und Könige an die Landesbischöfe Kirchen und Abteien verschenken, ohne darin zu erwähnen, daß sie an dieselben Cathedralen schon früher und öfter übergeben worden waren. Es wäre daher sehr versänglich, aus der ziemlich vollständig scheinenden Reihe der Aitolfinger und Regenten im VIII. Jahrhundert auf das Nichtdaseyn solcher, — nach Verlust der Urkunden und namentlichen Belege — im VI. u. VII. Jahrhundert schließen zu wollen.

11. Eben so wenig unterließen wir in den oben angeführten Schriften auf den Grund cod. diplom. p. 30 — 36. den höchst auffallenden Vorgang zwischen Herz. Utilo und Bischof Virgil bezüglich auf die dem herzoglichen Caplan Ursus, vielmehr seinen Geschlechtsvordern seit Rupert zugehörigen Rechte, die Maximilianszelle betr., und von welchem Verhältnisse Herzog Utilo, (kaum zwanzig Jahre nach St. Ruperts angeblichem Abgang) ganz und gar nichts wußte, als einen Beweis für Ruperts früheres Zeitalter geltend zu machen. — Erst dann, als er (Herz. Utilo) von jener alten Stiftung im fernem Pongau umständlich unterrichtet war, bestätigte („Jedit!“) er eine lange Reihe dazu gehöriger Güter. Cod. diplom. p. 37.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. März.

Nro. 52.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1858.

Histoire des Mongols de la Perse,
écrite en persan par Raschideddin, pub-
liée, traduite en français, etc.

(Fortsetzung).

Es kann also kein Zweifel seyn, daß die Belut-
schen und die Koffss identisch sind mit den Köfadj
des Farhangi djihgiri, deren arabische Form Kö-
fass überdieß ganz regelrecht geformt ist: denn hän-
fig finden wir, wie schon bey einer andern Gele-
genheit von uns bemerkt worden ist, ein Esad dem
Djim oder Tchim in persischen Eigennamen substi-
tuirt z. B. *صرمنجان* und *جرمنجان* und *بروص*
جغانيان oder *چغانيان* und *صغانيان*, *بروج*,
so wie das uns so nahe liegende *بلوص* und *بلوج* etc.

Wie nun aber neben dem von Farhangi djih. er-
wähnten Köfass die Form Kofass oder Koffss mit
kurzem Vokal existirte, so haben wir volles Recht
neben Köfadj ein verkürztes Kofadj anzunehmen:
dieses aber ist, mit der gewöhnlichen Bildungssylbe
a, unser Kofadja (Kofdja) *كفجده كوه*.

Daß nun auf das so gewonnene Belutschistan
alle Angaben Raschids passen, sieht jedermann. Es
liegt im Westen der Staaten Kubilais, es gränzt
an Indien und das Meer: und das bestrittene Ka-
radjang findet seine rechte Stelle: wir haben
nur die positive Angabe Raschids festzuhalten, daß
es Kandahar sey, und daß es an Kofdja
gränze; denn wirklich stößt das Reich Kanda-
har (Afghanistan) an Belutschistan.

Und somit erklärt es sich auch, warum Raschid

den indischen und kaschmirischen Namen anführt (denn
Indien und Kaschmir sind benachbarte Länder:
Kaschmir selbst gehörte vielleicht zum Reich Karad-
jang); warum ein moslemischer Gouverneur dort
war, als Kubilai unter Mangku in das Land kam
u. s. w. Wir bemerken nur noch, daß von Kanda-
har (vgl. Dhffon II. 282) die Mongolen unter
Mangku in die Provinz Sind einfielen. Ich glaube,
daß diese Ansicht viel mehr Gründe für sich hat,
als die des Herrn Quatremère: doch darf ich nicht
bergen, daß die Darstellung Raschids durchaus nicht
ganz klar ist, und daß bey etwas strieteren Anga-
gen unmöglich ein Zweifel hätte Statt haben dür-
fen. Aber gerade dieses möchte den Werth der
geographischen Arbeiten Raschids, die uns verloren
sind, doch etwas herabsetzen, und das Bedauern
H. N's. über den Verlust dieses Werkes (p. LXXVII.:
je ne crains pas d'assurer que parmi tous les
écrits orientaux (?) qui ne sont point
parvenus jusqu'à nous, l'ouvrage de Raschid-
eddin est peut-être celui dont la perte doit
nous laisser les regrets les plus vifs) dürfte zur
Beruhigung der gelehrten Welt etwas gemildert
werden. —

Die Uebersetzung des Textes so wie der vielen
in den Noten eingestreuten Originalstellen, ist, wie
man von einem so großen Kenner der persischen
Sprache erwarten mußte, genau und nur selten
periphrastisch, wo der correctere Geschmack des Abend-
landes und vorzüglich der Franzosen, einen nüch-
terneren Ausdruck statt der östlichen Emphase for-
derte. Doch möge es uns erlaubt seyn, auf einige
kleine Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen. Seite
63 kömmt der Vers vor:

ازین آشنا روی بیکانه خوی

(بیکانه), wie es im Texte steht, sehen wir für

einen Druckfehler an: es würde gegen das Metrum und die Grammatik anstoßen) Hr. Q. übersetzt: dans cet homme, dont la physionomie est connue, mais dont le caractère est hostile etc. آشنا

heißt allerdings bekannt, connu: aber eben so gemein ist die Bedeutung ein Freund, Liebchen: das Wort in dieser Stelle so genommen, stellt den Sinn und den Parallelismus viel klarer heraus, „von diesem Menschen, der das Gesicht eines Freundes, aber das Herz eines Feindes trägt, erwarte bloß Falschheit“ u. S. 40:

بتجربة ومحسوس معلوم ومختلف است
übersetzt Hr. Q. nous savons de science certaine et par une expérience indubitable que etc. wo es heißen muß: „in Bezug auf Erfahrung und sinnliche Gegenstände wissen wir, daß die Erzählung davon variiert“ und dieß wird gleich nachher ausgedehnt: „aber auch in religiösen Gegenständen (در شرعیات), wo man so viele Sorgfalt anwendet, finden verschiedene Meinungen statt u. s. w. Hier stehen sich offenbar تجربه und محسوس entgegen.

In der trefflichen Abhandlung über die Schebankare wird die Stelle des Marasid, die von Darabgerd handelt übersetzt: (p. 442): Il (le canton de Darabdjerd) renferme la ville de Fesa, qui est plus grande et plus peuplée que Darabdjerd. Mais comme ce dernier nom était primitivement celui du canton, il a continué de prévaloir. Im arabischen Text, den Hr. Q. nicht beygefügt hat, heißt der letzte Satz so: هذه المصر القديم فالنسبة إليها, was nichts anderes heißen kann als: „aber sie (die Stadt Darabgerd) war die alte Hauptstadt; daher wird der Canton nach ihr benannt.“ In den gleich darauffolgenden Worten وهي كثيرة المعادة ändert Hr. Q. المعادة in العبارة. Ich hatte schon längst المعادة in المعادن geändert, eine

Conjectur, die ich später durch den Leidner Codex vollkommen bestätigt sah. Der Reichthum dieses Cantons an Mineralien wird gleich nachher von Yakut beschrieben. Daher können wir mit Recht Hr. Q's. Lesart abweisen.

Doch das bedeutet nicht viel: man wird nicht leicht eine Stelle finden, wo der Sinn vollkommen verfehlt wäre und dem Verständniß des Ganzen Abbruch geschähe. Wir müssen aber gestehen, daß wir die philologische Sorgfalt, die wir in der Uebersetzung des Textes rühmen müssen, in der Behandlung des Metrums der vielen eingeschalteten Verse vermissen. Wenn in einer früheren Epoche einem Orientalisten Nichtkenntniß der Metrik verziehen werden konnte, so ist doch jetzt in hac literarum luce niemanden mehr erlaubt, von den Gesetzen des Versbaues zu abstrahiren, zumal da sie für die kritische Behandlung eines der ersten Kriterien abgeben.

p. 248 steht der Vers:

تا خون فلک از پیرده چه آرد بیرون

der Vers besteht aus 3 Epitritis terciis: bey Hr. Q. ist aber der dritte zu einem Dispondeus geworden: es ist بیرون statt پیرون zu lesen.

p. 278:

بدپیشم چه مور و چه بشه و چه بیبل

Bey der Beurtheilung dieses Verses spreche ich nicht von بشه, wofür پشه eine andere Form desselben Wortes nothwendig gesetzt werden muß; sondern daß überhaupt eine Sylbe zu viel da ist.

Offenbar muß das و vor بیبل ausgestoßen werden, um das Motakareb zu erhalten. Man sage nicht, daß die Copula nothwendig sey: denn sie fehlt gleich in ähnlicher Fügung im nächsten Verse:

چه چشمه چه جوی و چه دریا چه نیل

p. 235:

برای و سپاه و کیند آوری

سناره جگونه به بند آوری

Hr. Q. corrigirt, ich weiß nicht aus welcher Ursache کند آوری la bravoure. Ohne etwas

davon zu sagen, daß dadurch der Reim zerstört wird (da اوري beyde Verse schließt, müssen die vorausgehenden Wörter den Reim bilden, کند und بند) und man wenigstens کند اوري schreiben müßte, so ist die Correctur schon deswegen zu verwerfen, weil sie eine Sylbe zu wenig giebt.

کمند اوري wird durch das Maaß gefordert und entspricht vortrefflich dem Sinne. Das کند, die Schlinge, ist die gewöhnliche Waffe der iranischen Helden und paßt hier vorzüglich wegen des folgenden بند „Wie möchtest du durch Klugheit, Kriegsmacht und Behendigkeit, die Schlinge zu werfen, einen Stern gefangen nehmen.“

p. 196: طرهای نو جون کلک بخشیان
muß des Metrums wegen جو statt جون gelesen werden; eben so p. 298.

فنادم جون آن سرغ زبیرکا بدام
p. 24 muß die Verdoppelung von صف wegfallen; sonst hat der Vers eine Sylbe zu viel: umgekehrt muß p. 162 bey سم die Verdoppelung gesetzt werden, weil sonst der fehlerhafte Tribachys statt des Bacchios stände. p. 148 شهراده نامور statt شهراده ist vielleicht bloß Druckfehler. Da wir nun einmal zu Minutien gelangt sind, so mag man uns verzeihen, wenn wir orthographische Unrichtigkeiten bemerken, wie بند کبی als Isafat p. 70 und sonst; عاقبة الامر p. 194 روی p. 390. Scherfeddin passim: قاعدة und واحدة am Ende des Verses, wo ein faïlon gefordert wird, statt قاعدة واحدة p. 397. Wenn Hr. Q. p. CLIV. bey خمسة وعشرين سوالا اخري noch ein سوالا zum Substantiv hinein corrigiert (ت) سوالا, so ist dieß wohl ein lapsus calami; denn diese Veränderung wäre geradezu gegen die Grammatik.

(Schluß folgt.)

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Schluß.)

12) Was aber eine vermeintlich, „vollständige, bereits wohlbesetzte“ ja unerschütterliche Reihe der bayerischen Herzoge auf den Grund des Congestum Arnos, und der darin (vermeintlich) sämtlich ebenso genau und richtig verzeichneten damaligen Pfarrkirchen anbelangt; so wäre dieses Argument, um Mabilions Combinationen, und Hansiz's System zu retten, in der That unter allen das unzulänglichste. Die Geographie und Topographie, entgegenghalten dem Indiculo Arnonis und den brevibus notitiis, wie wir gethan, und längst dargethan, sprechen hier zunächst wieder das Urtheil. So unschätzbar die oben bemerkten Monumente für die teutsche, die bayerische und österreichische Geschichte sind; so sind sie doch nur — Fragmente, im Vergleich mit dem damaligen Umfang und Bestand des salzburgischen Kirchen Sprengels, und seiner innern Bestandtheile, der Pfarr- und Familiarkirchen, der Zellen und Klöster, der herzoglichen, bischöflichen und Privatstiftungen, und Bisthume: nur sehr unvollständige und keineswegs genaue Verzeichnisse. Ein Zeitenverlauf von zwölfhundert Jahren hat der Monumente und Documente allzuviel verschlungen. Von jüngern Diöcesen z. B. von Freising, Regensburg &c. lassen sich Erbauung und Einweihung der Kirchen, mit den Diplomatarien von Meihselbeck, Nied &c. in der Hand, und wie wir es an der Sempt, Vils, Isen, Schwimrad, praktisch erwiesen, vielfältig sehr umständlich aufklären. Nicht so im ehemaligen Umfang des Bisthums Salzburg. Da erblicken wir im Salzburg-Chiem- und Obinggan, im Isen: Zeidlarn- und Rottgau, im Matich-Alter- und Traugan, im Pongan, Pinzgau, im Unter-Inu- und Zillserthal, außen im Sauder- und Donaugan u. s. w. zu Ende des VII. Jahrhunderts alsenthaltend schon fundierte Kirchen und geregelten Clerus in Mitten einer dichten sesshaften Bevölkerung, und mit völlig ausgebildeter Uebarial- und Communalverwaltung. Welche namentlich noch unbekanntere Landesfürsten — Theodonen! — mögen nicht an all diesen Foundationen Theil haben?

15) Nur vom Salzburg- und Chiemgan hat der Kanzlerschreiber Arnos, aus Gründen, die nicht mehr näher bekannt sind, mehrere Kirchen im Congestum aufgezählt: Cod. dipl. 26 — 28. „Istas ecclesias consistunt in Salzburgaе et Chimingaе pagibus. Item de ecclesiis parochiales, que in beneficium perti-

ment et de barscalcis unacum servis sive de eorum territorio dolate sunt.“ Weiter unten hat sich aber der Kaulemann eines andern besonnen, und aus den vorgelegenen Grundbüchern und Kapularien auch noch Kirchen im Unter-Innthal (in pago q. d. Inter valles) und im Isengau aufgezählt. Allein, diese Aufzählungen sind nichts weniger als genau und vollständig, wenn man die übrigen Notizen des Congestum über Kirchen und Stiftungen, und die tiefer erforschte damalige kirchliche Topographie damit vergleicht. Von den unsehlbar damals schon bestandenen Kirchen in der Stadt und im Gan Salzburg, am Nonnberg, zu Marzglau, zu Salzburghofen (St. Peter am Königspalast), zu Laufen, im Thalgan, zu Adnet, zu Ruchel, auf der Gemein bey Plann; zu Piding, zu Märing bey Oerzeisendorf, zu Halebach und Naitenhaslach, zu Ursendorf bey Laubrechtshausen, (ecclesia arnonis) u. im Chiengau: von St. Stephan zu Otting, von St. Johann B. an d. Alz, (Truchtlaching); von Chieming, von St. Laurenz, (Nusldorf) Hefelwang, Guntharsberg, Bidenhart, Seon, St. Margareth, (Baumbueg), Mägling an der Alz, zu Grabenstatt, auf Herrenwerd, (Awe, insula Chiminseo, ecclesia, wo schon zur Zeit Virgilis Dobbda, graecus, Schullehrer war;) zu Eifelfing, Obing, Engelsberg, Altenhohenau, Attel u. s. w. verlautet in jener fragmentarischen Aufzählung nichts. Und eben so wenig kann bezweifelt werden, daß damals zu Vars und Nu am Inn, zu Altötting, Mondsee, Mülling, Mutighofen, zu Ischenhofen, (Zell) Oberwang u. zu Altenmark an der Enns, zu Werfen, (St. Erriak.) zu Bischofshofen (St. Maximilian), zu St. Johann an der Salzach; oben, in Mitte des Slavensieckens, St. Veit im Pongau; zu Zell, zu Piesendorf (bis-öncium) zu Saalfelden u. im Pinzgau u. bereits Pfarr- und andere Kirchen bestanden haben. Die Nachweisungen darüber enthalten unsere angezeichneten Schriften; insbesondere, was auch im Isen-, Obing- und Zeidlergau, die vielen Kirchengemeinden des VIII. Jahrhunderts, und die bis zum XVI. Jahrhundert herab reichende, später fast verschollene, starke Bevölkerung des platten Landes anbelangt.

14) Was Nr. 198. S. 563 Hr. Prof. Rudhart von der Beförderung Vorchs durch die Avaren von 737 u. unter Hindeutung auf die Vita St. Emmerami bemerkt, wird wohl nicht die Meinung haben, daß der Ein- und Vordruch der Slaven unter Samo, (c. 650 — 640), und die Verwüstung des Landes bis an die Enns heraus ein- und dasselbe Ereigniß wäre? Der Geschichte darf nicht Gewalt angethan werden. Als St. Emmeram um die Mitte des VII. Jhrh. nach Regensburg kam, des Vorhabens, auch (wie einst St. Rupert,) auf der Donau hinab nach Pannonien zu wandern; hatte der Herzog freylich, unter den sehr veränderten Umständen, Grund genug, ihm davon abzu-

rathen; und übrigens mit Zug vom fruchtbaren Bawerland, von seinem tüchtigen Volke, vom Salz, vom Eisen- und Geldertrag, vom Weinbau u. zu sprechen; eben weil Rupert so thätig als sach- und bodenkundig allenthalben vorgearbeitet hatte. (M. s. die Geschichte der Salzwerke; die Taueru u.; worin beyde Epochen mit möglichster Ansicht und Kritik von einander abgeschieden sind.)

15. Unfassend war uns auch, bey der umfassenden Quellenkunde eines Hr. Prof. Rudharts, von ihm das dem Indiculo Arnonis und den brev. notitiis unmittelbar angehängte Capitel: de translatione S. Ruperti Episcopi: cod. diplom. p. 47, worin der von uns bereits öfter geltend gemachte terminus: „quae facta est ab Episcopo Virgilio, qui fuit octavus ab illo, (Rudperto).“ so schlagend hervortritt, mit gänzlichem Stillschweigen übergangen, und dagegen auf die Paraphrase des unstreitig jüngern Arnolds von Woburg bezüglich auf die Reihenfolge der Herzoge einen so entscheidenden Werth gelegt zu sehen. Schon in der Ratisbona monastica, und im Mausoleo s. Emmerami, Regensburg 1752, haben sich die Herausgeber, die Fürstäbte Cölestin und Joh. Baptist, die fruchtlose Mühe gegeben, die Combination des Mönchs von Woburg, und des Hansz, und zum Vorschub ihres Patrons Emmerams, eine spätere Ankunft Sct. Ruperts mit den ältesten Monumenten und Traditionen in Einklang zu bringen.

Erst jüngsthin ist, was Adelnung in seinem Directorium zur sächsischen Geschichte schon längst behauptet hat, von Cosmas Linden gegen den neuen Geschichtschreiber Böhmens, Polack, (im Gersdorffschen Repertorium von 1837) wiederholt worden, daß bezüglich auf Samo Fredegar's oberflächliche Nachricht gegen unsere Specialmonumente; welche diesen Slaven-Heros in Carentanien aufstreten lassen, nichts beweist. Andern fränkischen Schriftstellern hat man bisher öfter rücksichtlich unserer Kirchen- und Landesgeschichte gleichfalls allzuweitgehende, von ihnen selbst nicht bezielte, Folgerungen beigelegt. Die Deutschen tragen nun einmal den Franzosen die Schleppe. Wir haben vor der diplomatischen Gelehrsamkeit eines Valesius und Mabillon allen Respekt; vertrauen aber, was die mit der Geographie und Topographie so engverknüpfte Geschichte unserer Kirchenprovinz, Diocesen und Territorien anbelangt, doch mehr auf unsere einheimischen und speciellen Quellen, und auf unsere eigene Anschauung; und sonach auf das hieraus sich kritisch ergebende Resultat vielfähriger Forschungen. Und so mögen auch diesen Bemerkungen — zur schwebenden Frage — keine einseitigen Absichten untergelegt werden.

Anfang Februars 1838.

v. Koch Sternfeld.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. März.

Nro. 53.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, surviving Officers of the Expedition. 2 Vol. 8. 1. Bd. VII. 451. 2. Bd. 447. Mit sechs Ansichten und einer kleinen Karte des Nigerlaufs von Kabbah bis an das Meer.

Landers Entdeckung der Nigermündung hat in der wissenschaftlichen und merkantilischen Welt gleich großes Aufsehen erregt, und in der ersten einen lange andauernden Streit endlich entschieden, in der zweyten schrankenlose Hoffnungen einer Erweiterung der Handelsverbindungen erweckt. Aus diesen Hoffnungen gieng die im oben genannten Werke beschriebene Expedition hervor, die aber als Handelspekulation gänzlich mißglückte. Wäre die Entdeckung des Nigerlaufes 50 Jahre früher erfolgt, als noch der Sklavenhandel in seiner Blüthe stand, und England seine, freylich nicht uneigennütigen Bemühungen zur Ausrottung desselben noch nicht begonnen hatte, so möchten sich auch in dieser Hinsicht andre Resultate ergeben haben, denn Sklaven wären allenthalben zu bekommen gewesen, und manche der kleinen Häuptlinge zeigten sich sehr unzufrieden, daß man mit ihnen keinen Kauf dieser Art abschließen wollte. Der Fluch des Sklavenhandels lastet noch schwer auf diesen Ländern, denn wo die Menschenjagd ein einträgliches und, wie namentlich in den untern Theilen des Flußgebietes, allenthalben getriebenes Gewerbe ist, kann keine bessere Industrie recht gedeihen, da an eine Sicherheit der Personen außerhalb der geschlossenen und meistens leicht verschanzten Orte nicht zu denken ist. Darum hat auch der Handel, weil er meistens nur Menschenhandel ist, durch die Befriedigung mancher Lebens-

bedürfnisse noch keineswegs die Völker zur Thätigkeit gespoirt, sondern nur den kleinern Häuptlingen, welche die Menschenjagd als eines ihrer Prærogative ansehen, einen ärmlichen Reichthum verschafft, die Masse der Bevölkerung aber in um so tiefere Erniedrigung gestürzt. Die Gründe, weshalb die Expedition, in sofern sie den Handel betraf, mißlang, sind demnach nicht weit zu suchen.

Der Reisebericht zerfällt in zwey große Abtheilungen, nämlich in die Tagebücher Macgregor Laird's und Oldfields; das letztere nimmt starke zwey Drittheile des Ganzen ein. Die Tagebuchform ist beybehalten und die Bemerkungen über das Land und seine Bewohner deshalb überall zerstreut. Was die Fahrten auf dem Niger selbst betrifft, so wurden drey unternommen, wovon die zweyte bey weitem die bedeutendste ist, und die meisten Resultate lieferte. Die erste, mit beyden Dampfbooten, dem Quorra und der ganz aus geschmiedetem Eisen erbauten Alburkah, gelangte bis nahe an die Einmündung des Tschaddaflusses, von wo Laird in einem Kanot den Tschadda weiter hinauffuhr und von einer Stadt Jimmahah genannt, zu Land nach dem bekannten Fandah *) gieng, wo er sich mehrere Wochen theils freywillig, theils noth-

*) In den früheren Reisen und auch in diesem Buche immer Fandah genannt; die wahre Aussprache muß aber Tandah seyn, denn in der kleinen angehängten Karte des Lieutenant Allen, der im Auftrage der Admiralität die Expedition mitmachte, um den Nigerlauf aufzunehmen, ist die fehlerhafte englische Schreibart der fremden Namen, nach dem Vorgange des Journal of the geographical Society vermieden, und statt dem ehemaligen Fandah jetzt Tandah, statt Catum Carafsee, jetzt Cattam Carafi, statt Eboe jetzt Ibu gesetzt.

gedrungen aufhielt. Die zweite Reise wurde von Oldfield, Allen und Lander auf der Alburkah allein angestellt, und auf dieser sollte vorerst der Tschadda möglichst weit hinauf befahren werden; man kam auch wirklich von seiner Mündung an 104 englische Meilen weit aufwärts (bis $26^{\circ} 10'$ östl. L.), mußte aber dann umkehren, und fuhr von der Tschaddamündung sogleich wieder den Niger aufwärts bis Kabbah ($9^{\circ} 15'$ n. Br., $23^{\circ} 10'$ östl. L.), einer Stadt der Felatah's, von wo man aber gleichfalls zur Umkehr genöthigt war, ohne, wie in Hoffnung stand, bis Bussa gelangen zu können. Die dritte Reise, während welcher Lander seinen Tod fand, gieng nur bis in die Nähe der Tschaddamündung, konnte also die geographischen Ergebnisse der ganzen Expedition eben nicht erweitern.

Das Erste, was in dieser letzteren Beziehung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist die uns noch unbekannte physische Gestalt desjenigen Theiles des Sudans, der in dem Dreiecke zwischen Timbuctu, dem Tschadsee und der Einmündung des Tschadda in den Niger enthalten ist. Leider aber erhalten wir hierüber nur sehr schwachen, oder eigentlich gar keinen Aufschluß, und die Nachrichten der Eingebornen sind eher geeignet, uns zu verwirren, und selbst in demjenigen zweifelhaft zu machen, was wir schon als gewiß oder höchst wahrscheinlich anzunehmen als berechtigt glauben. So oft unsere Reisenden bey ihrer Fahrt den Tschadda aufwärts die Eingebornen fragten, woher der Fluß komme, so erhielten sie stets den Bescheid, aus dem Tschadsee, was, soweit wir diesen Theil des Sudans kennen, durchaus unmöglich ist. Freylich sollte man glauben, die Eingebornen kennten ihr Land besser als der Europäer, der das erste Mal einen ihm ganz unbekanntem Fluß befährt, und sich, wie Laird, nur einmal vom Ufer nach Fandah entfernte. Man verliert aber den Glauben an die Wahrhaftigkeit oder an die Landeskenntniß der Eingebornen, wenn einer der Araber, welche den Großhandel im Sudan treiben und denselben nach allen Richtungen durchziehen, zu Kabbah Hrn. Oldfield gegenüber steif und fest behauptete, der Niger fließe in den Tschadsee, was doch jetzt als falsch erwiesen ist. Solche Nachrichten führten frühere Reisende dermaßen irre, daß selbst noch Ritter in der zwey-

ten Ausgabe seiner Beschreibung von Afrika aus allen den mühsam zusammengesuchten Nachrichten über das Sudans — Nachrichten, deren Wichtigkeit, den Hauptpunct abgerechnet, man jetzt immer mehr erkennt — die Einmündung des Niger in den Tschadsee als das Wahrscheinlichste annahm, und darauf seine Ansicht vom Niger als einem „unentwickelten Stromsysteme“ gründete. Auf solche Aussagen der Eingebornen ist demnach wenig zu bauen.

Wir haben indessen einige Angaben, von denen aus wir mit ziemlicher Sicherheit weiter schließen können. Denham zog auf seiner bekannten Reise von Bornu aus gegen Süden, erstieg die Mandaraterasse (unter 10° n. Br.) und drang mit bornu'schen Truppen noch etwas weiter nach Süden vor, wo die Gebirgsgipfel sich immer höher aufthürmten. Gegen Süden also kann keine Verbindung zwischen dem Tschadda und dem Tschadsee bestehen, um so weniger, als von diesen südlichen Gebirgen her der Shary kommt und als ein mächtiger, mehrere tausend Schritte breiter Strom dem Tschadsee zufließt und mit vielen Armen in ihn ausmündet. Gegen Westen aber kann eben so wenig eine Verbindung statt finden, da Kapitän Clapperton auf seiner Reise von Bornu (dessen Hauptstadt Kufa etwa $32\frac{1}{2}^{\circ}$ östl. L. liegt) über Katakum ($28\frac{1}{2}^{\circ}$ östl. L.) und Kano ($27^{\circ} 15'$ östl. L.) nach Saccatu ($23^{\circ} 45'$ östl. L.) über eine Wasserscheide kam. Ebenso Lander, welcher nach Clappertons Tode von Kano (12° n. Br.) südwärts nach Kuttup (zwischen 9° — 10° n. Br.) gieng, um nach Fandah ($8^{\circ} 15'$ n. Br.) zu gelangen, woran ihn ein unvorhergesehener Unfall hinderte. Was nun von diesem Reiche zunächst westwärts liegt und die Frage, ob eine Verbindung zwischen Tschadda und Tschadsee bestehe, entscheiden muß, läßt sich freylich noch nicht mit Bestimmtheit angeben, aber mehrere Umstände sprechen entschieden dagegen. Lander und Clapperton trafen zwar auf ihrem Wege keine hohen Gebirge, aber sehr hügeliges Land, und alle Nachrichten gehen dahin, daß es gegen Südost noch höher werde. Nun zeugt allerdings die Nachricht in unserer Reise von einem Kriege, in welchem ein dem Tschadda benachbarter Staat, dessen Hauptstadt Domah genannt, zwey Tagreisen, also etwa 18 — 20 Stunden, nordwärts vom Tschadda-

Auße (ungefähr $8\frac{1}{2}$ n. Br. und 26° ö. L.) liegen sollte, mit Bornu im Kriege begriffen war, daß hier noch keine sonderlich hohen Gipfel das Land durchziehen; allein auf der andern Seite ist das Wasser des Tschadda kälter als das des Niger und das Steigen desselben beginnt früher und ist sowohl schneller als unregelmäßiger, ein Umstand, der deutlich dafür spricht, daß der Tschadda in den benachbarten hohen Gebirgen gegen Osten entspringe, welche Gebirge einen Ausläufer gegen Nordosten senden, der die Wasserscheide zwischen der Einsenkung des Tschadsee's und dem Nigerlaufe bildet.

Hierzu kommt noch ein Umstand, der ziemlich entscheidend ist, nämlich die Rohheit der Einwohner, welche immer zunimmt, je weiter es den Tschadda hinaufgeht: man wird unwillkürlich an Denham's Vordringen über die Mandaraterasse aufwärts erinnern. Die Eingebornen, welche in der Nähe von Daybo ($28^{\circ} 10'$ östl. L.) der Expedition aufstießen, zeigten eine Scheu vor Fremden und eine Rohheit, wie man sie auf der ganzen Fahrt nicht getroffen hatte; auch bemerkte man auf dem Tschadda, ganz im Gegensatz zu dem äußerst belebten Niger, sehr wenig Handel, ja auf einer ziemlich großen Strecke gar keinen Einwohner, während die Nigerufer meist unglaublich bevölkert sind. Ferner deutet hier alles auf heidnische Gebräuche hin, nicht eine Spur von Islam war zu bemerken, nicht einmal von einem Mollam, diesen überall befindlichen Vorläufern desselben ist etwas zu vernehmen; somit ist es höchst wahrscheinlich, daß, je weiter man den Tschadda hinaufkommt, desto mehr die Schwierigkeiten einer Verbindung mit dem fast ganz muhamedanischen Bornu sich häufen. Auch wissen wir schon aus Clapperton's Reise, daß die Berge zwischen Bornu und dem Nigerthale die unerschöpflichen Fundgruben sind, aus denen die Beherrscher des genannten Reiches auf besondern Raubzügen, denen man den Namen von Religionskämpfen (Ghrazzie) beylegt, ihre Sklaven holen.

Der große Handelszug geht von Bornu über Kano und Saccatu nach Bussa am Niger, und von da am Strome hinab. Eben diesem Zuge folgen die allmählichen Eroberungen des Islam's, die sich schon bis unterhalb Jddah (7° nördl. Br.) fühlbar machen. Bussa, das Land am mittleren Nigerlaufe zwi-

schen 10 und 15° nördl. Br. ist der eigentliche Centralpunct des Handels im Süden, wo die Karavanen aus allen Theilen der Sahara, aus Bornu und dem westlich gelegenen Hochsudan, so wie die Handelsleute vom Niger herauf, zusammentreffen; dadurch ist die Sprache dieses Landes die Handels- sprache für ein weites Gebiet und namentlich auch für den untern Lauf des Nigers geworden. In Saccatu, der Hauptstadt von Bussa, ist der Islam mit all seiner Umduld-samkeit bereits herrschend, in Nabbah dagegen, dem nördlichsten Puncte, wohin die Expedition unter Oldfield und Lander gelangte, ist er noch in seiner Kindheit; es finden sich bey einer Bevölkerung von 40 — 50,000 Menschen nur vier Moscheen, und diese sind ziemlich klein, aber schon ergeben sich Züge von moslemitischer Umduld-samkeit bey den Herrschern und Vornehmen. Nabbah hatte früher außer Lander nie ein Europäer betreten, und man kann denken, mit welcher Neugier die Reisenden es betrachteten; indeß ist es doch nur eine schmutzige, afrikanische Stadt, deren Einwohner aus den umliegenden Ländern Bussa, Yarriba, Ibbodo und Nuffie oder Niffu zusammengewürfelt sind. Die Felatah's, dieß merkwürdige Volk in Innerafrika, sind die Minderzahl, aber der herrschende Stamm und ihr Oberhaupt zu Nabbah ist dem Sultan von Saccatu unterworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire des Mongols de la Perse,
écrite en persan par Raschideddin, pub-
liée, traduite en français, etc.

(Schluß.)

Die Wortkritik ist von Hr. N. mit Besonnenheit und Sicherheit geübt; nur weniges ließe sich vielleicht bestreiten; S. p. 64:

تنگ روزگار آن درازی که است
هی بیگسلاند سخن را نریدست

La course du tems lorsqu' elle se prolonge
détruit et efface les traditions. بیگسلاند

paßt sicherlich nicht; wie soll die Zeit das Wort aus der Hand (diese Bestimmung ist im persischen Text) brechen: wohl aber läßt sie es entschlipfen: und dieß ist der Sinn von *دکتراند*, das in der parallelen Stelle des Tarichi wassâf sich findet und unbedenklich in den Text Raschids aufgenommen werden muß. Eine andere etwas schwierigere Stelle findet sich p. 224, wo erzählt wird, Hulagu habe dem Feldherrn Baidju Noyan aufgetragen, Kleinasien aus den Händen der Kinder... und der... zu entreißen *از دست فرزندان* (Afrîns *و از کبار*). Hr. Q. liest das erste unpunctirte Wort *افرینس* Afrîns und versteht darunter La France oder vielmehr die Franken. Wirklich sassen damals noch die Kreuzfahrer in Syrien und an den Küsten des mittelländischen Meeres; und in der großen Schlacht am Kufadag gegen die Mongolen kämpften die Seldjucken mit 2000 französischen Kriegern unter den Führern Johann Liminata von Cypern und Bonifacius de Castro von Genua (oder de Molinis von Venedig) cf. Ohsson II. 81. Ist auch die Form Afrîns für Franken etwas sonderbar, so mag sie hingehen, da sich nichts anders darbietet. Das zweyte Wort liest Hr. Q. *وازر کفار* „und von den Ungläubigen“ und bezieht es ebenfalls auf die Franken. Damit wären aber die viel bedeutenderen Feinde, die seldjuckischen Türken von Iconium, die eigentlichen Beherrscher von Kleinasien gar nicht genannt, und es möchte den Mongolen wenig geholfen haben, die kleine Anzahl Christen zu bekriegen, und die zahlreichen mächtigen Türken ruhig zu lassen. Im Verlaufe der Erzählung Raschideddins werden auch die Franken gar nicht mehr genannt, sondern „Baidju, heißt es, zieht aus und besiegt Gaiatheddin Keikhosrav.“ Ich denke, man müßte wenigstens in dem zweyten der obigen Wörter eine Bezeichnung der Seldjucken finden. Nun ist es aber bekannt, daß seit Anfang des 13ten Jahrhunderts alle Sultane von Iconium Namen der alten Keianier führten: Gaiatheddin Keikhosrav I.; seine Söhne: Izzeddin Keikaus und Alaeddin Keikobad, des letztern Sohn Gaiatheddin Keikhosrav II. mit seinen Erbs-

lingen Izzeddin Keikaus und Alaeddin Keikobad; sein dritter Sohn hieß bloß Notneddin Kilidjarolan, so viel uns bekannt ist, aber sein Enkel wiederum Gaiatheddin Keikaus. Was war natürlicher, als daß man diese Familie, deren Mitglieder Namen der alten Keianier trugen, auch geradezu die Keianier nannte? und so möchten wir *کبان* statt *کبار* lesen; eine Conjectur, die sich nicht weiter vom Texte als die Quatremèresche entfernt. Ich bemerke nur noch, daß es sonst gar nicht Styl der Mongolen ist, von Ungläubigen zu sprechen, weder in Bezug auf Christen, noch auf Mosleme, und daß in dem bisher publicirten Theil von Raschids Geschichte dieses Epitheton nicht ein einziges Mal vorkommt. Schon von dieser Seite also würde die Aenderung des Herausgebers Bedenken erregen. Uebrigens kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die dießfallige Darstellung Raschids nicht der historischen Treue gemäß ist. Er läßt im Jahre 655 Baidju noyan vor Hulagu erscheinen, von diesem mit Vorwürfen beladen, nach Rum wieder zurückkehren und Gaiatheddin Keikhosrav am Kufadag schlagen. Nun war aber diese Schlacht bereits im Jahre 640 = 1243 (d'Ohsson III. 80) vorgefallen und der Sultan selbst zwey Jahre darauf gestorben (ibid. 92). Es liegt hier sicherlich ein Gedächtnißfehler Raschids zu Grunde; offenbar darf keine Rede vom Kufadag seyn und statt Gaiatheddin Keikhosrav muß wahrscheinlich sein Sohn Izzeddin Keikaus verstanden werden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. Q. bey seiner umfassenden Geschichtskennntniß auf diese Schwierigkeit Rücksicht genommen hätte.

Die äußere Ausstattung setzt das Buch neben das Prachtvollste, was die französischen Pressen geliefert haben; ein Umstand, der vielleicht von manchem Orientalisten eher beklagt als gelobt wird.

M. J. M.

Bemerkung. Der kundige Leser wird gebeten in den angeführten persischen Stellen die sogenannten arabischen Buchstaben, wo es nöthig ist, den arabischen zu substituiren. In der Druckerey fehlen die *Gas* und *Jai* ganz, von den *Ihim* ist nur eine ungenügende Anzahl vorhanden.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

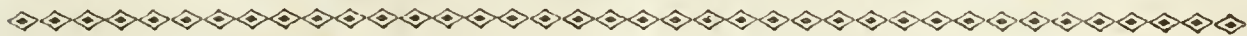
herausgegeben von Mitgliedern

16. März.

Nro. 54.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.



Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Fortsetzung.)

Das Volk der Felatah's scheint aus den Hochgebirgen von Mittelsudan allmählig in nordwestlicher Richtung gegen den Niger hin vorgedrungen zu seyn, und ihre Häupter, die sich, sey es Zufall oder Schlanheit, mit dem mächtig emporstrebenden Islam verbunden haben, führen immer unausgesetzten Raub- und Eroberungskrieg nach allen Seiten hin. Oldfields Tagebuch enthält eine Menge Züge ihrer Raubsucht und Grausamkeit, sowie des panischen Schreckens, den sie allenthalben verbreiten. Stromabwärts bis über Jodah (7° nördl. Br.) hinaus und selbst manchmal den Tschadda aufwärts gehen ihre Raubzüge, und wo sich nur ein Felatahreiter zeigt, flieht Alles. Nur hier und da scheint eine besetzte Stadt auf dem linken Nigerufer, wohin sie wegen Mangel an Kähnen seltener kommen, einzigen, wiewohl furchtsamen Widerstand zu leisten. Selbst weit den Tschadda aufwärts hat sich der Schrecken ihres Namens verbreitet und man zog sich ängstlich von den Europäern zurück, weil man sie für Felatah's hielt. Oldfield sagt, „das Heer der Felatah's bestehe aus freigelassenen Sklaven, denen man unter der Bedingung die Freiheit gebe, daß sie die Waffen ergreifen.“ Demnach sollte man glauben, daß die Herrscher sich eine ihnen persönlich ergebene Armee von Sklaven jederley Art bildeten, wie man auch in Marokko die Neger-sklaven zu Soldaten machte. Dem ist aber nicht also, denn wenn es Leute von verschiedenen Stämmen wären, würden sie sich in ihrer Körperbildung

nicht so auffallend gleichen. Oldfield selbst schildert sie folgender Massen: „die Felatah's sind etwa 5' 10" hoch, schlank und muskulös; sie haben kleine Köpfe mit wolligem Haar und vergebens suchte ich einen, der straffes Haar gehabt hätte. Ihre Gesichtsfarbe ist etwas heller, als die der Bewohner der umliegenden Städte; sie haben kleine Nasen, dünne Lippen, einen ziemlich schönen Mund und einen intelligenten Ausdruck im Gesicht.“ Dieß ist die Zeichnung eines besondern Stammes, nicht eines zusammengewürfelten Haufens, und zu dem kommt noch, daß sie nach Oldfield regelmäßig im Winter oder in der nassen Jahreszeit ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen, (wahrscheinlich das Feld bauen) und in der trockenen Jahreszeit aus allen Theilen des Königreichs herzufließen, um ihre Raubzüge zu beginnen.

Ihre Regierungsform scheint ziemlich aristokratischer Art, denn nicht nur kann der König nichts Wichtiges unternehmen, ohne vorher eine Versammlung der Mollam's *) und anderer Vornehmer zu berufen, sondern es befinden sich auch noch einige andere Könige in Nabbah, wie Sollikin Yiki,

*) Unter diesen Mollams befand sich auch Dendo, der Vater des jetzigen Königs Osman, der während der Anwesenheit der Expedition in einem Alter von angeblich 115 Jahren starb. Ob derselbe wegen vorgerückten Alters freiwillig die Regierung niedergelegt hatte, und in die Zahl der vornehmsten Räte des Staats eingetreten war, oder ob Osman von dem Sultan Bello von Saccatu, dessen Vasall er war, ernannt worden, ist nicht gesagt, letzteres scheint aber nach Landers's Berichten nicht wahrscheinlich, und darum Dendo's freiwilliger Rücktritt glaublich; gewiß ein merkwürdiger Zug, wenn die Sache sich so verhält.

der Kriegskönig, Sollikin Berken Roa, der König des dunkeln Wassers, Sollikin Duki, der Anführer der Reiter und vier vornehme Mollam's, worunter, wie schon erwähnt, der Vater des Königs, welche kaum weniger zu sagen hatten, wenn auch, um nach unserer Darstellungsweise zu reden, die exekutive Gewalt dem Könige überlassen blieb. Bey den unaufhörlichen Streif- und Raubzügen konnte es auch nicht anders seyn, als daß sich einzelne Anführer in einer gewissen Unabhängigkeit vom Könige zu Macht und Ansehen emporschwangen.

Die Felatah's in Gussa, wohl Eines Stammes mit dem kriegerischen Hirtenvolke dieses Namens in den Gebirgen südlich von Bornu, hatten sich längere Zeit auch dieses letzteren ihnen zunächst gelegenen Landes bemächtigt. Der Regent aber, welchen Denham und Clapperton dort antrafen, hatte sich ihrer Herrschaft wieder entlediget, wahrscheinlich mit Hilfe der Araber aus der Wüste und anderer mit ihnen verwandter und ebenfalls mohammedanischer Stämme. Durch die Abschüttelung dieses Felatah's von ihrem Stammsitz fast gänzlich getrennt, und ihre Züge sind nun nach Westen und noch mehr gegen Süden gewendet, so daß Oldfield bey Betrachtung der Fortschritte, die sie binnen wenigen Jahrzehnten gemacht haben, keinen Anstand nimmt, die Ansicht auszusprechen, es werde nicht lange mehr währen, bis sie an die Seeküste vordrängen.

Mit ihnen und dem Handel zieht der Islam stromabwärts, freylich in einer wunderlichen Form. Die Polygamie braucht er nicht einzuführen, denn diese ist hier in einem solchen Maasse zu Haus, daß z. B. der König von Jddah mehrere tausend Frauen hat, und jeder Handelsmann auf seinen Reisen 5 — 6 seiner Weiber mitnimmt, weil diese alle kleinere Geschäfte, auch des Kaufs und Verkaufs, besorgen; aber die unbewußten Emissäre des Islams, die Mollams, bringen einen, wenn auch noch so rohen Begriff von Staatseinrichtungen mit sich, und tragen dadurch zur Civilisation der rohen Negerstämme bey. So finden wir bey dem Könige von Jddah eine vollkommene Staatsversammlung, worin die Mollams, namentlich einer, der des Arabischen besonders mächtig ist, die Hauptrolle spielen,

und zu einem Handelsvertrage mit den Europäern ihre Zustimmung geben. Dieser erste Mollam unterzeichnet seinen Namen in arabischer Schrift, und auf den Koran wird nicht bloß von ihm, sondern auch von den Brüdern des Königs der Eid geleistet, obwohl dieser, so wie alle andern Neger, noch dem Fetischismus gänzlich ergeben sind und dessen Ceremonien stets beobachten.

Freylich spielen nicht alle Mollams eine so ausgezeichnete Rolle wie die, welche als Rathgeber des Fürsten fungiren; viele treiben Handel, schreiben Sprüche aus dem Koran nieder, welche als Amulette gebraucht werden, und einer derselben, Mollam Catab *) genannt, der zu Uddaendah, nicht weit von der Mündung des Tschadda, wohnte, machte den Vergifter des Königs von Jddah, und räumte diejenigen Personen aus dem Wege, welche demselben lästig oder verdächtig waren, wie Oldfield mit Entsetzen erfuhr, da ihm der König ganz kaltblütig erzählte, daß er mehrere Leute der Expedition durch den Mollam Catab habe vergiften lassen, namentlich Einen, Namens Paseoe, (einen alten Neger, der schon Landern auf seiner letzten Reise begleitet hatte,) und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er glaubte, dieser sey Schuld daran, daß die Expedition bey der ersten Negerfahrt nicht zu Jddah angehalten und mit ihm Handel getrieben habe. Derselbe Mollam übrigens, der sich hiezu brauchen ließ, zeigte sich jetzt gegen die Expedition gar nicht feindselig, unterstützte sie vielmehr bey manchen Verlegenheiten, namentlich, wenn es ihnen durch die Eifersucht der kleinen Häuptlinge an Lebensmitteln fehlte, was nicht selten der Fall war. Andere Mollam's, wie z. B. der zu Egga, weiter oben am Strom im Lande Nuffie, zeigten sich ebenfalls äußerst gefällig und erfreut über den von Europäern eröffneten Handel; dieser Mollam war, sey es durch seinen großen Reichtum oder durch andere Umstände, ein sehr mächtiger Mann in dem von den Felatah's so oft heimgesuchten und so gut wie ganz unterjochten Nuffie, dessen von den Felatah's

*) Dieser Name ist bemerkenswerth, denn Catab bedeutet der Schreiber, und Schreiben ist eine höchst wichtige, mit fast heiliger Scheu von den Negern dieser Landstriche betrachtete Kunst.

verfolgten König Idrisa er mit seinem ganzen Einfluß unterstützte. Man kann durchaus nicht sagen, daß diese Personen, welche man mit dem arabischen Namen Mollam (eigentlich Muallam, der Unterrichtete, Kenntnißreiche) bezeichnet, irgend ein besonderes politisches oder religiöses System befolgen; es ist nicht einmal anzugeben, ob sie wirklich Moslems sind und die Gesetze des Korans befolgen; aber überall, wo sie auftreten, zeichnen sie sich durch Thatkraft und Kenntnisse vor den meist schwachen und kindischen Negern aus, kennen die arabische Schrift, schreiben Koransprüche zu Amuletten, und bahnen jedenfals, wenn auch auf eine noch so unvollkommne Weise, dem Islam, und somit einer vernünftigeren Religion als dem rohen, zum Theil blutdürstigen Fetischismus der Neger, den Weg.

Das Gewicht ihres Ansehens steht meistens den Königen zur Seite und verstärkt ihre Macht, denn diese steht, wie es scheint, zum Theil auf schwachen Füßen. Obwohl die Expedition nur die nächsten Uferstriche berührte, so liefert die Erzählung ihres Schicksals doch einige nicht unwichtige Data für den gesellschaftlichen Zustand dieses Landstriches. Attah, der König von Iddah, war hauptsächlich durch die Vorstände einer benachbarten, mehr im Innern gelegenen Stadt auf den Thron erheben worden, wollte aber aus Handelseifersucht nicht, daß sie die Anwesenheit der Expedition erfahren sollten. Als dieses durch einen Zufall dennoch geschah, machten die Vorstände der Stadt dem Könige bittere Vorwürfe über seine Undankbarkeit, was also auf keine große Unterwürfigkeit hindeutet. Doch nicht bloß die Häupter einer kleinen, kaum eine Meile von Iddah entfernten Stadt nehmen einen solchen Ton gegen ihren König an, sondern Attah hatte an seinem Hofe selbst einen Mann, der zwar ein Hofamt begleitete, aber doch dem Könige, und namentlich dessen Bruder, recht eigentlich Trotz bot. Er hieß Gabredueco, und hätte gerne die Aburkah, das Schiff der Expedition geplündert, aber der König wollte theils aus Furcht vor der Macht der Weißen, theils aus Ehen vor den beschworenen Betrügen nicht einwilligen, so daß endlich Gabredueco, der über 450 Mann eigener Leute gebot, drohte, die Sache allein für sich zu unternehmen. Die Engländer, denen der Anschlag nicht

verborgen blieb, säumten hierauf nicht, Iddah zu verlassen.

Solche Züge geben über den gesellschaftlichen Zustand überhaupt Aufschluß. Eine Art aristokratischer Verfassung liegt in diesem Himmelsstriche der Polygamie in der Natur der Dinge. Wer nur irgend die Mittel hat, kauft sich eine große Anzahl Frauen, weil diese für ihn arbeiten und zum Theil für seinen Unterhalt sorgen. Sklaven sind zu diesem Zwecke ein wahrer Luxus. Nun sind die Fälle nicht selten, wo ein Mann von 40 — 50 Jahren eine Nachkommenschaft von mehreren hundert Personen um sich hat und schon dadurch zu einer Gewalt gelangt, die man nicht ungestraft beleidigt. Daraus erklärt sich wohl, daß man in diesen Gegenden, wenn nicht gerade ein wilder Stamm den andern unterjocht, weniger von verübter Grausamkeit hört, (das heißt gegen die Unterthanen, denn gegen Privatsklaven sind sie oft sehr grausam,) und selbst ein verhältnißmäßig mächtiger Häuptling, wie der König von Iddah, zu dem geheimen Mittel einer Vergiftung seine Zuflucht nimmt. Nehliches erzählt auch Oldfield von dem noch mächtigeren König von Fandah. Sollte nicht hierin vielleicht auch der Grund liegen, daß in diesem Striche Afrika's selbst förmliche Hinrichtungen durch Gift als gerichtliche Strafe für Verbrechen im Gebrauche sind, während der König von Iddah alle Wochen einigen Sklaven die Köpfe abschlug, bloß weil er im Wahne stand, damit die Flußgottheit zu versöhnen. In Bonny, einer Stadt an der Nigermündung dieses Namens, ließ der König einem Manne, der sich mit einer seiner Frauen in ein Liebesverhältniß eingelassen hatte, die Wahl zwischen Gift und den Haifischen. Er wählte das Letztere, wurde auf ein Brett gebunden und so den Wellen des Stromes übergeben. Es scheint sonach im Allgemeinen, daß die große Anzahl von Häuptern zahlreicher Familien die Könige in Schranken hält, so daß sie ihre Macht nicht missbrauchen können, obwohl die Ehrenbezeugungen vor den Herrschern ziemlich knechtischer Art sind, und Jedermann, selbst der Bruder des Königs, vor demselben niederknien und Staub auf sein Haupt streuen muß.

Das hier Gesagte gilt freylich nur weiter oben am Flusse, zu Ibu, Iddah, Fandah, Gattam-Ga-

raft u. s. w.; denn im eigentlichen Delta herrscht völlige Anarchie. Allen Angaben nach zu schließen, betrachtet sich hier jeder Häuptling als König, und ein Dorf führt mit dem andern Krieg, wobey freylich wenig Menschen umkommen mögen, weil man diese kostbare Waare fangen, aber nicht tödten will. Von diesem Landstrich gilt hauptsächlich, was im Eingange gesagt wurde, daß der Fluch des Sklavenhandels schwer auf ihm laste. Hier herrscht nur Gewalt und List, und der von Natur weiche, biegsame und gutmüthige Negercharakter ist hier durch diesen gränlichen Markt und die Wirkung des Branntweins, der in dem Küstenreich im Uebermaße getrunken wird, völlig verdorben.

Nachstehende Schilderung, welche Macgregor Laird (I. S. 165 ff.) von den Einwohnern macht, scheint keineswegs übertrieben. „Die Gesamtzahl der Bevölkerung zwischen Ibu und dem Meere längs dem Nun-Arm beträgt höchstens 4000 Erwachsene. Weiber und Kinder sind mit dem Einsammeln des Palmöls beschäftigt, die Männer mit dem Handel nach Braß und Ibu oder mit Menschenraub und dabey trinken sie den schlechtesten Branntwein. *) Die Herrschaft über den Fluß gehört je dem Stärksten, und der Häuptling eines Dorfes von 100 Einwohnern führt Krieg mit seinem Nachbar auf dem entgegengesetzten Ufer, der vielleicht eine drey-mal stärkere Volkszahl beherrscht. Das Einsammeln des Palmöls wird faul und nachlässig betrieben; die Mühe, einen Menschen zu fangen, ist sehr unbedeutend; die, eine Tonne Palmöl zu bereiten ist nicht groß, aber doch bedeutend größer. Der Preis einer Tonne Palmöl und eines Menschen ist dagegen so ziemlich derselbe. Zudem hat der Menschenraub etwas von dem Vergnügen der Jagd an sich, während das Einsammeln des Palmöls eine langweilige Beschäftigung ist. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß ersteres Geschäft mit Lust, letzteres nur lässig betrieben wird. Hat man solcher Gestalt die Beschäftigungen der Bewohner dieses traurigen Landstriches angegeben, so

ist es fast unnöthig, etwas über ihre moralischen Eigenschaften zu sagen; ich hätte das Daseyn eines so völlig erniedrigten, demoralisirten und herabgewürdigten Volkes, nur wenige Meilen von Häfen entfernt, wohin schon seit mehr als einem Jahrhundert englische Schiffe kommen, nicht für möglich gehalten. Es ist dieses aber nur ein weiterer Beweis des alten Sages, daß der Verkehr zwischen civilisirten und wilden Nationen bisher auf die letzteren nur einen schädlichen Einfluß gehabt hat, indem er ihnen die wenigen guten Züge ihres Charakters raubte, und ihren von Natur aus lasterhaften Neigungen auch noch die schlimmsten Eigenschaften des civilisirten Lebens einpflanzte. — Ist ihr moralischer Zustand schlecht, so ist ihr physischer um nichts besser, da sie von den schlechtesten Begetabilien und Fischen (sie verzehren sogar Haifische) leben und sich glücklich schätzen, diese sich verschaffen zu können. Oft sind sie sogar genöthigt, Würmer und anderes Ungeziefer zur Nahrung zu nehmen, und als natürliche Folge davon ist ihr Körper von eckelhaften Geschwüren bedeckt und durch angehäuftes Urath widerlich. Dieß ist das allgemeine Bild des, die Sumpfstümpfe bewohnenden Volkes, und ehe man nach Ibu gelangt, ist keine Besserung zu bemerken.“

Der entsetzliche körperliche Zustand ist neben dem im heißen Klima doppelt verderblichen Branntweine hauptsächlich eine Folge der Sümpfe, und welcher Sümpfe! Die alten Schriftsteller erzählen uns, daß zur Zeit, als Theben noch die Hauptstadt Egyptens war, das Deltaland einen unbewohnten und unbewohnbaren Sumpf bildete; — das Niger-Delta ist gleichfalls wenig mehr als ein Sumpf und liegt zwischen 4 und 5° nördl. Br., also unter der glühendsten Tropensonne.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß thut nicht bloß die Männer, sondern auch die Weiber, und im Laufe der Erzählung werden mehrere Beispiele aufgeführt, daß dieselben, selbst in jungen Jahren, eine gehörige Portion zu sich nehmen können.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. März.

Nro. 55.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Fortsetzung).

Von Ibu, welches $1\frac{1}{2}$ Grad oder $22\frac{1}{2}$ geographische Meilen in gerader Richtung von der Mündung des mittleren oder Nun-Armes entfernt liegt, und wo die Hauptarme, der Benin und Bonny, der eine nach Westen, der andere gegen Osten, sich vom Nunarm trennen, besteht das ganze Land aus lauter Alluvialboden, wo man auf salziges Wasser stößt, *) wenn man einige Fuß tief in den Boden gräbt. Nach allen Richtungen verzweigt sich zugleich ein Labyrinth von noch unerforschten und für Europäer auch unerforschlichen Flußarmen, die durch Nebenarme unter sich wieder verbunden bald seeartig ausgebreitet sind, bald in ziemlich enge Bette sich schmiegen, die aber im unteren Theile nicht etwa durch Erdufer, sondern nur durch Bäume bezeichnet sind, welche aus dem Wasser hervorstehen. Hier wächst der giftige Maneinell-Baum, dieses Erzeugniß des Seewassers und einer tropischen Sonne, so weit die Fluth hinaufreicht (60 englische Meilen), in üppiger Fülle, weiter oben bedeckt eine dichte, meist aus Palmenarten bestehende Vegetation den Boden. Der Strich, den die Fluth noch überdeckt, gehört eigentlich der See an, denn nur die Ufer sind bewohnt, und wahrscheinlich auch allein bewohnbar, denn wo die Gewalt der Strömung ein hinreichend festes Ufer aufgeworfen hat, um die

Lehmhütten der Eingebornen zu tragen, da steht ein Dorf. Demnach muß aus den oben angeführten Gründen die Bevölkerung gering seyn, und Oldfield schlägt (II. 362) die gesammten Bewohner des ganzen Delta's auf höchstens eine halbe Million an, obwohl der Landstrich so groß sey wie ganz Irland. Eine Anzahl von Flußarmen durchschneidet aber den Boden, und man zählt gegenwärtig nur an Mündungen zwey und zwanzig, wovon der Benin, der Warri, der Nun, der Bonny und Alkalebar *) die bedeutendsten sind.

Die wichtigeren Arme, mit Ausnahme des Bonny entströmen alle dem Nun in südwestlicher Richtung, so daß man zwischen dem Benin und Nun fünf große schiffbare Ströme trifft, während die östlichen Arme alle klein und nur von Kanots zu befahren sind, was auf den allgemeinen Abhang des Landes ein um so merkwürdigeres Licht wirft, als der Niger selbst von seiner Vereinigung mit dem Tschadda an fast gerade südwärts strömt, indem die Einmündung des Tschadda nur um einen Grad weiter gegen Osten liegt, als die Ausmündung des Nun ins Meer; auch diese Abweichung von der geraden südlichen Richtung beginnt erst mit der Breite von Ibu, oder genauer gesprochen, erst nach der Durchsetzung einer Hügelkette unter $6^{\circ} 10'$ nördlicher Breite.

Die große Anzahl von Armen, wodurch die ungeheure Wassermasse vertheilt wird, so wie die verhältnismäßige Unbedeutendheit des Stromes in der trockenen Jahreszeit, wo er, nach Oldfields in der Nähe von Jddah (fast 3 Breitengrade oberhalb der Ausmündung des Nun) angestellten Beob-

*) Man läßt deshalb gewöhnlich das Wasser sieden, ehe man es braucht, denn das ungesottene Wasser erzeugt Diarrhöe und Fieberanfalle. (I. 340)

*) Dieser ist zwar auch eine Nigermündung, erhält jedoch einen Theil seines Wassers von östlich gelegenen Bergen.

achtungen um 60 Fuß gegen sein höchstes Niveau zur Zeit der Anschwellung fällt, erklären es im Vereine mit der Beschaffenheit des Delta's, weshalb man nicht an der Ausmündung den mächtigen Strom des Binnenlandes erkannte und so lange vergeblich den Lauf des Nigers aufsuchte. Die Expedition auf dem Quorra und der Alburkah waren, wie es scheint, die ersten Europäer, welche stromaufwärts auch nur bis Ibu vordrangen. Die mehr oder minder feindselige Stimmung der Delta-Bewohner, deren Häuptlinge großentheils die Engländer wegen der Beschränkung des Negerhandels haßten, nahm ab, je weiter sie stromaufwärts kamen, und wenn man ihnen auch nicht gerade mit Zuorkommenheit und Zuneigung entgegenkam, so lag die Schuld nicht an der Masse des Volkes, sondern an den Häuptlingen, welche den Engländern Geschenke und besondere Vortheile im Verkehr abpressen wollten, und zu dem Ende ihren Unterthanen nicht nur den Handel mit Elfenbein und ähnlichen Waaren, sondern auch den Verkauf von Lebensmitteln verboten.

Der Strom, so weit die Alburkah ihn befuhr, läßt sich süglich in drey Abtheilungen bringen, in die Deltastraße bis Ibu, zweytens von Ibu bis zur Einmündung des Tschadda und drittens von der Tschadda-Mündung aufwärts. Von diesen drey Abtheilungen war nur die dritte vergleichungsweise gefahrlos zu beschiffen; die erste ist zwar durch ihre pestilenzialischen Ausdünstungen, namentlich durch die stinkenden Nebel im hohen Grade Gefahr drohend, allein da man dieß voraus wußte, so beeilte man sich auch jedesmal, diesen Strich in möglichster Eile zurückzulegen; in der zweyten aber starb der bey weitem größte Theil der Mannschaft der Expedition am Sumpffieber, und mehrere Andere, worunter Laird selbst, wie auch einige Neger, erkrankten an einer äußerst bössartigen Krätze, Graugrau genannt, der auch die Eingebornen unterworfen sind. Nur der Lieutenant Allen, Lander und Oldfield erhielten sich, wenn auch nicht ohne bedeutende Anfälle, aufrecht. Die übrige weiße Mannschaft kam bis auf 2 oder 3 ums Leben.

Die große Sterblichkeit unter derselben begann nicht in der ersten Flussabtheilung, sondern erst in der zweyten, doch legte das Klima der ersten ge-

wiß den Grund dazu. Hier bezeichnet nämlich nur das Mancinell-Gebüsch, Kohl- und andere Palmen, das Flussbett, und am Morgen stieg ein Sumpfnebel auf, der kalt und klebrig anzufühlen war. Man reichte der Mannschaft alle Morgen gleich als erstes Frühstück eine Tasse schwarzen Kaffee, und Laird, freylich kein Arzt, schlägt geradezu vor, bey künftigen Expeditionen den Niger aufwärts, zum Mindesten der weißen Mannschaft ein doppeltes Maaß geistiger Getränke zu geben, jedoch die Fahrt so zu beschleunigen, daß man wo möglich in 48 Stunden mindestens über den Bereich der Fluth und somit über die Region der Mancinell-Bäume hinauskomme, da ein so heftiges Schutzmittel namentlich in diesem heißen Lande nicht über einige Tage anwendbar sey. Ein eigenthümlicher Beweis, daß diese Sumpfstrecke den Grund zur nachherigen Sterblichkeit legte, scheint in dem Umstand zu liegen, daß sich gleich anfangs bey der ganzen Mannschaft eine besondere Neigung zum Fettwerden zeigte. „Ich aß, erzählt Laird, nicht die Hälfte von dem, was ich in England zu essen gewohnt war, und dennoch wurde ich dicker; eben so Dr. Briggs, und Lander war eben so breit als lang.“ Auch bey den Eingebornen zeigte sich diese Neigung zur Fettigkeit; unter anderen kam eine Frau ans Schiff, die nach Lairds Schätzung nicht weniger als 25 Steine wiegen konnte.

Unterhalb Ibu hot das Fahrwasser keine Schwierigkeit, oberhalb aber häuften sich die Sandbänke, und bald saß das größere Dampfboot, der Quorra, auf einer auf. Nun kamen die Krankheiten und die Sterblichkeit zum Ausbruch, denn die Arbeit, das Schiff wieder flott zu machen, hatte Alle erschöpft. Zwey Tage nach diesem Vorfall lag auf dem Quorra, der sich seltsamer Weise auffallend ungesunder zeigte, als die eiserne Alburkah, Alles darnieder, bis auf einen Weißen und einen Mulatten. Die Mehrzahl der Mannschaft war nicht gerade krank, sondern klagte nur über Mattigkeit, war aller körperlichen Bewegung abgeneigt, fühlte Ekel und eine außerordentliche Abnahme der Kräfte, aber im Laufe von 6 oder 8 Tagen starben auf dem Quorra 13 und auf der Alburkah zwey Menschen; wenige nur hofften, je zurückzukehren. Von einer eigentlicher medicinischen Behandlung findet sich im ganzen Buche

Nichts, nur bemerkt Laird, ein Zugpflaster über den Kopf haben ihm und Dr. Briggs die größte Erleichterung verschafft, und sie wahrscheinlich gerettet. Außer diesem Zugpflaster und den ersten nöthigen Brech- und Purgir-Mitteln seyen Aetzungen eher schädlich als nützlich. *) Was die Behandlung des Sumpffiebers betrifft, welches wohl in allen heißen und feuchten Niederungen Afrika's so ziemlich dasselbe seyn mag, so können wir nicht umhin, hier eine Heilmethode anzugeben, welche im portugiesischen Afrika auf der Ostseite immer und angeblich mit großem Erfolge angewendet wird. Die Angabe findet sich in einem auf dem Kontinent fast unbekanntem, aber in mehr als einer Beziehung sehr interessanten Werke: Narrative of a voyage of discovery to Africa and Arabia, performed in His Majesty's Ships Leven and Barracouta from 1821 — 1826. Under the Command of Captain F. W. Owen by Capt. Thomas Boteler. London 1835. Dieses Werk, eine sehr nützliche Zugabe zu dem, was Owen selbst zwey Jahre früher, nämlich schon im Jahre 1833 herausgab, enthält die genaue Darstellung einer den Zambeze aufwärts veranstalteten Expedition, welche Senna erreichte, aber mit dem Tode aller daran theilnehmenden Europäer endete. Als der erste Europäer, ein H. Forbes, erkrankte, ließ ihn der begleitende Arzt auf gut Englisch täglich zur Ader, um die herrschende Aufregung zu beschwichtigen. Die portugiesischen Kreolen drangen dagegen darauf, daß man die einheimische Methode befolgen, dem Kranken Reiswasser in Menge geben, und dadurch einen reichlichen Schweiß hervorzubringen suchen solle; die Erfahrung habe sie gelehrt, daß dieß das zweckmäßigste Heilverfahren sey. Der englische Arzt wollte durchaus nicht darauf einge-

hen, und behauptete, bey einer europäischen Konstitution sey ein ganz anderes Verfahren nöthig, als bey Leuten, die an das Klima gewöhnt wären. Er blieb auf seinem Kopfe und bezahlte auch seine Harnnächtigkeit damit, denn er selbst fiel als Opfer des Klima's, und zwar in so fern nicht unverschuldet, als er nach dem Tode seines letzten europäischen Gefährten sich einer gänzlichen Muthlosigkeit und Geistesabspannung (häufiger Folge des Sumpffiebers) überließ, und geistige Getränke im Uebermaaß genoß. Die Anwendung von Reiswasser im Sumpffieber selbst hat etwas um so Auffallenderes, als in unserm vorliegenden Werke ein Fall vorkommt, wo das Reiswasser von einem einheimischen Askulap gegen eine heftige Dysenterie mit Erfolg gereicht wurde. Während des Aufenthaltes in Fandah erkrankte nämlich Laird sehr heftig an diesem Uebel, und wurde durch einen Eingebornen, der ihn rieth, feingestossenen Reis in Wasser zu trinken, nach reichlichem Gebrauche dieses Mittels hergestellt, obgleich der Patient bereits durch die oben erwähnte Grau-Grau so geschwächt war, daß er nicht allein gehen konnte.

Diese Dysenterien, so wie die Krätze, sind auch bey den Eingebornen sehr häufig vorkommende Krankheiten, namentlich in unsern Wintermonaten, Jannar und Februar, der ungesundesten Jahreszeit des Landes. In diesen Monaten steht das Wasser des Stromes am tiefsten, an den Ufern liegen verfaulte Ueberreste von Pflanzen und Thieren, verpestet die Luft und verbreiten eine Malaria, welche selbst auf die Eingebornen sehr erschöpfend wirkt. Die Kru's, welche man zu allen schweren Arbeiten auf dem Schiffe gemiethet hatte, mußten nach einer anstrengenden Arbeit Stunden lang ausruhen. Auf der dritten Nigerrfahrt, die Oldfield in der Alburkah machte und auf welcher, wie oben erwähnt, alle Europäer außer ihm starben, seehrte er einen am Sumpffieber Verstorbenen, fand aber nichts Besonderes, als daß die Leber sehr weich, ungemein erweitert und an einigen Stellen bedeutend desorganisirt war. Der Verstorbene war außerdem dem Trunke sehr ergeben gewesen.

Natürlicher Weise leiden die Eingebornen ohne Vergleich weniger als die Europäer, da sie bekanntlich ganz im Gegensatz mit den letzteren die feuchte

*) Briggs, der eine Arzt, starb später dennoch; Oldfield gab noch an der Küste auf der See, wo Viele erkrankten und starben, Calomel, und ist der Meinung (I. 345), wenn dieses keine Wirkung mehr äußere, so sey der Kranke verloren. Mehrere Fälle bestätigten ihm dieß. Ein anderes Mittel, das namentlich auf den Sklavenschiffen, die sich längere Zeit in den Sumpfstrecken aufhalten müssen, reichlich angewendet wird, ist (meistens kohlensaures) Chinin.

Sitze und die dicke Luft der Niederungen sehr gut, die dünnere frische Luft der Berge aber sehr schlecht ertragen. Der Landstrich, worin es den Europäern so schlecht ergieng, war dicht bevölkert, wie überhaupt der Niger fast überall, einige Stellen ausgenommen, wie bey Kirri (6° n. Br.), die eine räuberische Bevölkerung haben. Wir führen hier als die beste Schilderung des Stromes und der Anwohner die Stellen an, worin sich Laird (I. S. 160 — 174) darüber ausspricht; sie zeigen die große physische Verschiedenheit des Stromes und seiner Ufer, so wie die moralische der Anwohner im Vergleich mit dem Delta:

„Bey Ibu verließen wir einen vergleichungsweise sehr geschlängelten und schmalen Fluß, begrenzt von stehenden Sümpfen, die mit unermesslichen Waldungen überwachsen das Auge durch ihre Einförmigkeit ermüdeten, und gelangten in einen breiten und prächtigen Strom. Die Ufer waren nur dünn bewaldet, und an vielen Orten in weitem Umfang vortrefflich angebaut. Die Strecken, wo der Strom gerade fort floß, wurden länger, die Stellen, wo sein Lauf sich schlängelt, freundlicher, und die Uferanwohner civilisierter und besser gekleidet. Die wohlhabenden Klassen trugen weite Hussahemden und Beinkleider, statt der gewöhnlichen um den Leib gewundenen Tücher der Ibuer, und das Land bot im Allgemeinen den bestimmten Anblick dar, der einen schon seit langer Zeit unter der Herrschaft der Menschen stehenden Boden charakterisirt. Die Ufer, obwohl 18 — 20 Fuß über dem Niveau des Flusses, blieben flach bis Kirri, wo wir den ersten Hügel sahen; von hier aus stieg das Land allmählig, bis es bey Idah eine Höhe von 2 — 300' erreicht. Von Idah aufwärts giebt eine Hügelkette auf beyden Seiten dem Flusse ein malerisches Ansehen; die westliche scheint die höhere, keine erhebt sich aber mehr als 4 — 500' über das Niveau des Flusses. Den allgemeinen Umrissen und den Felsstücken nach zu schließen, bestehen diese Berge meist aus Granit und Glimmerschiefer. Als wir dieses romantische, 40 — 50 (engl.) Meilen lange Thal hinter uns hatten, erreichten wir die Konggebirge, welche an den Ufern des Stromes bis zu 2 und 3000' ansteigen. Soweit wir beobachten konnten, bestehen sie hauptsächlich aus

Granit, steigen in kecken Massen empor, und bieten einen prachtvollen Anblick dar. Die Schlucht, durch welche der Strom fließt, ist über 4000, weit, das Strombett nimmt aber kaum die Hälfte ein. So viel sich aus der Zahl und den höchst phantastischen Formen der in den seltsamsten Lagen nach allen Richtungen hin vorspringenden Granitmassen ergibt, muß wohl eine vulkanische Erschütterung diesen Paß durchgerissen haben; auch macht es die Enge der Schlucht und das schroffe Aufsteigen des Gebirges vom Fusse an nicht unwahrscheinlich, daß auf deren Ostseite sich die Spuren eines unermesslichen Kraters finden müssen. Da wir nicht ans Land steigen konnten, so ist dieß indeß eine bloße Vermuthung. Oberhalb der Konggebirge dehnt sich ein 15 M. langer, ziemlich gerader und im Durchschnitte 9000' breiter Strich des Stromes bis zur Einmündung des Tschadda aus, wo einige Felseninseln von seltsamer Gestalt liegen. Ich bemerkte, daß sich das Strombett, seitdem wir den Alluvialboden verlassen, auch geändert habe: hier bestanden die Ufer nicht mehr aus Lehm, sondern aus grobem Sand, der unaufhörlich von der Strömung fortgerissen wurde, so daß ein Anker in wenigen Tagen immer ganz vergraben war, und uns, wenn das Schiff auf dem Sande auffaß, nie im Boden halten wollte, daß wir dasselbe hätten losbringen können. Eine andere Eigenschaft dieser Ufer ist ihre Steilheit, denn oft fanden wir nur einen Fuß vom Ufer, über welchem nur noch 2 — 3' Wasser stand, vier Faden Tiefe; die Strömung schien also das Ufer fast senkrecht abzurücken.“

*) Laird nennt ihn, gewiß aus einem geographischen Irrthume, Chary, Lieutenant Allen auf seiner Karte aber Tschadda. Da wir bereits einen Fluß Chary kennen, der sich von dem mittelafrikanischen Hochgebirge herab in den Tschadsee ergießt, so wird wohl der Name Tschadda dem Strome bleiben, der unter 7° 50' n. Br. und 24° 35' östl. L. in den Niger fällt. Daß er wahrscheinlich bloß von dem Nordwestabfall des mittelafrikanischen Hochgebirges herabkommt, haben wir oben gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. März.

Nro. 56.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Fortsetzung).

„Beide Ufer sind dicht mit Städten und Dörfern besät; ich konnte von der Stelle aus, wo wir auf den Grund rannten, sieben zählen, und zwischen Ibu und der Einmündung des Tschadda (etwa 2 Breitengrade) können es nicht weniger als 40 seyn, indem alle 2 bis 3 Meilen eines zu sehen ist. Die bedeutendsten Städte sind Jddah und Adakafudda, und rechnet man auf jede Stadt und jedes Dorf im Durchschnitte 1000 Seelen, so ist dieß wohl eher zu wenig als zu viel. Der Charakter des Volkes ist im Allgemeinen weit besser als bey den Stämmen in den sumpfigen Niederungen zwischen Ibu und der Seeküste; sie zeigen eine schnelle Auffassungsgabe, sind schlan und verständig, von milder Gemüthsart und friedlich an Sitten; Sicherheit des Lebens und Eigenthums ist viel größer, doch immer noch gefährdet genug, um die Einwohner abzuhalten, an einsamen Stellen zu wohnen; auch wird sich nach Sonnenuntergang Niemand in kleinen Kanots auf den Strom wagen. Ackerbau wird in großem Umfange getrieben, und Mais und anderes Korn mit wenig Arbeit und noch weniger Geschicklichkeit gewonnen. Tabak wird wenig gebaut, obwohl die Eingebornen, welche sich der langen, im Orient gewöhnlichen Rohrpeiffe bedienen, sehr gerne rauchen. Bier wird in großer Menge aus Mais und anderem Korn gebraut, und zum ausschließlichen Verkauf desselben werden periodische Märkte gehalten, von denen die lustigen Brüder häufig erst tief in der Nacht auf dem Strome

zurückkehren, die Stille durch fröhliche Gesänge unterbrechend. Das Bier aus Dhoura (Sorghum) ist sehr angenehm zu trinken, erzeugt aber leicht Diarrhöe. Yams (Dioscorea bulbifera) Calavances (Phaseolus sphaerospermus) u. dgl. giebt es in Menge, doch sind die ersteren viel schlechter, als in Ibu, von wo sie in großer Menge nach dem Delta des Stromes verschickt werden, dem sie völlig fehlen. Der Fluß enthält eine fast unbegreifliche Anzahl von Fischen, und die Anwohner fangen sie in ungeheuren Netzen aus Gras. Ausgeweidet und dann am Feuer getrocknet, bilden sie nebst mehligten Substanzen ein Hauptnahrungsmittel des Volkes. Der Verkehr und Handel zwischen den Städten am Ufer ist sehr groß, die ganze Bevölkerung ist vom Handelsgeist belebt und Männer, Weiber und Kinder treiben Handel. Die Männer handeln nur mit Sklaven, Tuch und Elfenbein, alles Andere ist den Weibern überlassen. Beequa oder Jecory, wie die Eingebornen es nennen, nicht weit von der Einmündung des Tschadda, ist der Mittelpunct dieses Handels, und alle zehn Tage wird hier ein dreytägiger Markt gehalten, wo die Handelsleute von Süden her aus Ibu, Atah und selbst Bonny, so wie von Egga, Gattam Garafi und Tandah im Norden kommen, abgesehen von der großen Menschenmasse, die rechts und links aus dem innern Lande herbeystromt. Die Handelsleute aus dem obern Lande bringen einheimische Tücher, Korallen, Elfenbein, Reis, Strohhüte und Sklaven, und kaufen dagegen europäische Waaren, namentlich portugiesische und spanische. Ungefähr 25 große Kanots, jedes mit 40 — 50 Menschen, begegneten uns alle zehn Tage auf ihrem Wege nach diesem Markte. Der Handel wird mit Geld, nicht durch Tausch geführt, und Kauris sind die allgemeine Münze, von denen man etwa 1000 auf ei-

nen Schilling, also 20,000 auf ein Pfund Sterling rechnen kann. Sie sind zu 100 und 200 an Schnüre gefast, doch muß man nachzählen, da die Eingebornen darin stets zu betrügen suchen. Außerdem muß man ihnen das Zeugniß der Ehrlichkeit bezulegen; wir hatten drey Wochen lang Waaren am Lande liegen, und kein Pack wurde gestohlen, obgleich die zwey zur Wache aufgestellten Kre's sich mehr damit abgaben, Affen zu schießen, als die Waaren zu beaufsichtigen. So hielten wir auch, seit wir Ibu verlassen, bey Nacht keine Wache, da wir uns unter diesem harmlosen und freundlichen Volke für völlig sicher hielten. Dieß gilt ziemlich allgemein von den unteren und mittleren Klassen, welche auch gastfrey und gefällig sind; unter den Häuptlingen giebt es viele Ausnahmen. *) Allerdings hat das Volk die Fehler der Negerrace, sie sind lügnereisch, feig und zum Theil diebisch, aber diese schlimmen Eigenschaften sind einem guten Naturell durch den schändlichen Sclavenhandel eingepfropft und es ist nur zu verwundern, daß dieser nun schon seit Jahrhunderten andauernde Handel ihnen überhaupt eine gute Eigenschaft gelassen hat."

Vergleicht man diese Schilderung mit derjenigen, welche wir oben von den Bewohnern der sumppfgen Niederungen mitgetheilt haben, so kann man nicht umhin, sich über das Schicksal der ersteren zu freuen, daß sie so lange von dem näheren Verkehr mit Europäern, der den letzteren so verderblich wurde, frey blieben. Der Ibuer, welcher in dieser Beziehung gerade in der Mitte steht, verräth noch seine Berührungen mit den Europäern auf dem Tecory-Markt, dem allgemeinen Sammelplatz, dadurch, daß er irgend ein europäisches Kleidungsstück trägt und darauf sehr stolz ist. Außerdem macht er sich noch für den Neger durch seine Nationalzeichen, drey perpendicular Einschnitte auf den Schläfen, wie für den Europäer durch seine stark hervortretenden Negerzüge bemerklich; doch unterscheiden sich Einige unter ihnen durch eine hellgelbe Farbe. Sie sind kräftig und gut gebaut und zeichnen sich auch durch ihre Thätigkeit aus, indem sie

nicht nur Dams in großer Menge, auch zur Ausfuhr, bauen, sondern auch einen ausgedehnten Handel mit Palmöl und Sclaven treiben. Indes ist das Land, an der Spitze des Delta's gelegen, noch äußerst ungesund, namentlich für Europäer. Auch die Eingebornen leiden an Dysenterie, Krätze, Ausschlag und Geschwüren, weshalb nur Wenige ein hohes Alter erreichen sollen. (I. 102. 393.)

Ein Beweis, daß nicht bloß die Sümpfe, sondern hauptsächlich auch die ungemein niedrige Lage des Landes um und unterhalb Ibu die Ungesundheit erzeugt, liegt darin, daß bey der Vereinigung des Tschadda mit dem Niger das zwischen beyden eingeschlossene Delta ebenfalls von Krihks und zahlreichen Sümpfen durchschnitten ist, ohne daß unsere Reisende die Luft hier eben so ungesund gefunden hätten. Und doch war, als Laird dahin kam, die ungünstigste Jahreszeit eingetreten, nämlich der März, wo das Wasser am tiefsten steht, und eben deßhalb die meisten Sümpfe sich bilden. Aber die Vereinigung beyder Ströme, welche bey nahe 4 Breitengrade vom Meere entfernt ist, liegt doch schon, auch nur 5' Fall auf die geographische Meile gerechnet, gegen 300 Fuß über dem Meeresebene, was freylich noch lange nicht die höchste Gränze der afrikanischen Sumpfsieber ist, die 2500 — 3000 über dem Ocean seyn soll, allein der Unterschied gegen das Delta ist doch bedeutend und gewiß trägt auch schon die veränderte Vegetation *) wesentlich zur minder ungesunden Beschaffenheit der Luft bey.

*) Ueber die Vegetation finden sich im ganzen Werke nur höchst sparsame und dürftige Angaben. Die Mangrovebäume wachsen, so weit die Fluth reicht, nämlich etwa 60 englische Meilen weit hinauf; ebenso die hohe Palme (*Cocos butyracea*). Dann erst zeigten sich im Fluße Sandbänke, die Ufer waren fester und es wuchs ein 12' hohes Gras, aber der Wald nahm ab. Weiter hinauf waren die Gestade mit Kokos- und anderen Palmen, Pisang und Bananen bewachsen; an Fruchtbäumen, außer den angeführten, ist Mangel. Eine Pflanzenart und Ananas kommen in sehr geringer Menge vor. Aufwärts nimmt die Vegetation an Mannigfaltigkeit zu, aber von Ibu an finden sich keine Palmen, so daß es (I. S. 434) als Merkwürdigkeit aufgeführt ist, daß bey Acatah am Tschadda wieder einige Palmen zu sehen wa-

*) Namentlich klagt Oldfield unaufhörlich über die Habucht und Betteley der Häuptlinge und ihrer Angehörigen.

Ueber den Fluß oberhalb der Einmündung des Tschadda läßt sich aus unserm Werke wenig entnehmen; eines Theils weil Oldfield, dessen Tagebuch allein hier Aufschluß geben könnte, keineswegs ein so guter Beobachter ist, als Mac Gregor Laird, der nach der ersten Nigerrfahrt, auf welcher er bis Faudah gelangte, alsbald nach England zurückkehrte, andern Theils, weil die Fahrt im Vergleich mit der auf den untern Stromstrecken ungewöhnlich schnell und glücklich gieng. Von der Einmündung des Tschadda bis nach Kabbah (ein Strich von wenigstens 60 geographischen Meilen) brauchte man nämlich trotz des wiederholten tagelangen Anhaltens nur 27 Tage (vom 20. August bis 16. Sept.) und wurde dabey durch die bereits weit gediehene Anschwellung des Stromes unterstützt. Die Ufer sind ungemein bevölkert, und Oldfield sagt hierüber: „Nicht sobald kommt der Reisende in die Nähe einer Stadt, so erblickt er auch schon wieder mehrere andere. Nach allen Richtungen hin sah man die Eingebornen so dicht wie an Markttagen in England mit dem größten Erstaunen uns anstarren.“ Ueberhaupt zeigten die Eingebornen vor dem Schiffe der Weißen eine abgöttische Verehrung, fielen oft in ganzen Schaaren auf die Knie nieder und streuten Sand auf ihr Haupt wie in Gegenwart ihrer Fürsten. Auch zeigten dieselben eine große Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit, denn sie befanden sich oft in solchen Massen auf dem Verdecke, daß die Europäer sich kaum rühren konnten, und doch widersuhr niemals etwas Unangenehmes, nicht einmal von einem Diebstahl ist die Rede. Aber eben diese Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit macht, daß sie eine leichte Beute der kraftvoller organisirten Felatah's werden, und die Reisenden sahen bey ihrer Rückkehr die noch rauchenden Ruinen mehrerer von Letzteren zerstörter Städte, und stießen auch auf einige Steuereinnahmer derselben, die von den ganz bezwungenen Städten einen Tribut erheben. Auch gegen die Europäer zeigten sich die Eingebornen sehr zutrauensvoll; viele kamen herbey, um sich Heilmittel gegen die

ren. Von der Einmündung des Tschadda an finden sie sich am Niger wieder in großer Menge, jedoch kleiner und verküppelter als gegen die See hin (II. S. 12) und nehmen auch weiter aufwärts an Zahl und Größe ab (II. S. 31).

verschiedensten Uebel ertheilen zu lassen, und ein junger Mann ließ sogar seine an einer heftigen Augengentzündung leidende Schwester mehrere Tage auf dem Schiffe unter der Obhut des Arztes. Augenkrankheiten scheinen überhaupt hier zu Hause; denn zu Egga litt unter einigen Hunderten, welche sich an Oldfield um Rath und Hülfe wandten, die Mehrzahl an unheilbaren Augenübeln, wahrscheinlich nur eine Folge der senkrecht herabschießenden Sonnenstrahlen, denn an Sandwüsten, wie in Aegypten und Palästina, der Heimath der Ophthalmien, ist in diesem von üppiger Vegetation strotzenden Lande nicht zu denken; herrliche Hügel und Berge, die oft bis an den Gipfel angebaut sind, durchziehen dasselbe, namentlich als nördliche Ausläufer der von Osten nach Westen streichenden Konggebirge, und blühende Thäler eröffnen reizende Aussichten in das Innere.

Drey Länder sind es hauptsächlich, welche diesen Theil des Stromes einschließen, Nuffie — auf dem linken, Ibbodoh und Yarriba auf dem rechten Ufer. Das erstere Land ist den Felatah's schon völlig tributär und von hier kommen, nebst Ibu und Ibbodoh*), die meisten Sklaven nach der Seeküste, wahrscheinlich in Folge der Raubzüge der Felatah's, welche Sklaven in Menge machen, einen großen Theil derselben jedoch an die Araber der Wüste verkaufen, denn Kabbah, diese von Eingebornen aus Gussa, Yarriba, Ibbodo und Nuffie bewohnte und von den Felatah's beherrschte Stadt steht bereits, wie oben bemerkt, mit den Arabern der Wüste in Verbindung. Karavanen kommen aus Saccatu, Kano, Gussa, Tripoli, Timbuctu und Yarriba, und es könnte ein sehr wichtiger Handelsplatz werden, da hier die Karavanen aus Osten,

*) Mit der Hauptstadt Kacandah oder auch Ibbodoh genannt; Orte mit doppelten, vielleicht in verschiedenen Sprachen dasselbe bedeutenden Namen kommen mehrmals vor, und zeugen für die Beweglichkeit der Bevölkerung, mag diese nun friedlich oder im Kriege abwechselnd dieselben Orte besitzen. Sollten die Namen Ibu und Ibbodoh vielleicht auf eine Verwandtschaft der diese Orte bewohnenden Stämme deuten? So viel ist wenigstens gewiß, daß nach den Ibuern die Leute aus Ibbodoh die ausgesprochensten Negerzüge haben.

Norden und Westen, von Bornu, den Barbaresken-Staaten und dem Senegal her an dem großen Strome des Sudan zusammentreffen. Woher es aber kommt, daß die Stadt Kabbah aus den Angehörigen so vieler ganz verschiedener Völkerschaften zusammengesetzt ist, läßt sich noch nicht ermitteln, und wir müssen uns auf solche allgemeine Angaben unseres Buches beschränken, denn in die Nacht afrikanischer Völkergeschichten trägt auch diese Schrift keine Leuchte und wir müssen warten, bis wissenschaftliche Forscher mit mehr Muße und mehr Kenntnissen, als den Verfassern dieser Schrift zu Gebote standen, sich den nöthigen Forschungen unterziehen.

Ehe wir unsere Bemerkungen und Auszüge schließen, haben wir noch zweyer Dinge zu erwähnen, des Sklavenhandels, der immer noch auf Afrika und den Handel dahin großen und verderblichen Einfluß ausübt, und der Kru's, welche die wahren Satelliten der Weißen sind, durch Verstand, Thätigkeit, Energie und Körperkraft sich vor den andern Negervölkern auszeichnen und auf diese auch mit Verachtung herabsehen. Sie sind die unzertrennlichen Begleiter der Weißen und ohne ihren Beystand wären diese Negerfahrten gar nicht möglich gewesen, weshalb sie hier um so mehr einer besondern Erwähnung verdienen. Die Kru's, deren Heimath nördlich und westlich vom Kap Palma ist, unterscheiden sich von den andern Negern dadurch, daß sie an körperlicher Anstrengung ein wahres Vergnügen finden und gar nicht die Sorglosigkeit jener haben. Sie versehen alle die groben Geschäfte des Aus- und Einladens, des Holzfallens u. dgl., unter welchen die Weißen in diesem Himmelsstriche unterliegen würden. Ihr armes Land nährt sie dürftig, daher suchen sie die Niederlassungen der Weißen, namentlich Sierra Leone, auch dienen sie hier zuerst als Lehrlinge unter einem Obmann, nachher für sich allein um Lehn, und sobald sie etwas erübrigt haben, gehen sie in ihr Land zurück, kaufen eine Frau, fangen dann von Neuem zu arbeiten an, bis sie wieder eine Frau kaufen können, und setzen dieses solange fort, bis sie eine hinlängliche Anzahl Weiber besitzen, daß die Arbeit derselben zu ihrem Lebensunterhalt ausreicht; worauf sie bleibend nach ihrer Heimath zurückkehren. Sie zerfal-

len nach der Angabe der Engländer in zwey Stämme, von denen der eine Mattrosen- und Ruderknechts-Dienste thut, der andere die Arbeiten auf dem festen Lande, namentlich das Holzfällen verrichtet. Wahrscheinlich gehören sie zu einerley Stamm, aber die Engländer unterscheiden sie mit den Namen Krumen und Fishmen. Obgleich sie sich ihren eigenen Vorgesetzten und bestimmten allgemeinen Anordnungen ohne Widerspruch unterwerfen, sehr treu sind, und ihre Miethsherrn in Mangel oder Gefahren nicht leicht verlassen, so sind sie doch auf der andern Seite so unbeugsam, daß selbst die Sklavenhändler sie nie als Sklaven nehmen. Der Handel der Engländer an der ganzen Küste von Gambia bis Angola würde ohne diese Kru's erlahmen und die Negerfahrten wären, wie oben bemerkt, ohne sie gar nicht auszuführen gewesen, denn namentlich auf der dritten Fahrt hatte Oldfield fast nur noch Kru's um sich, welche sich unter sehr zuführerischen Umständen treu zeigten, und nur ein Paar male, als einige von ihnen selbst, und wie es scheint, an beygebrachtem Gifte starben, sich unbotmäßig zeigten. Sie könnten, wenn durch eine wirksame Unterdrückung des Sklavenhandels der Produktenhandel sich erweiterte, unter Anführung der Engländer eine bedeutende Rolle in dem afrikanischen Völkergewirre spielen.

Aber dieser Sklavenhandel ist seiner Unterdrückung noch keineswegs nahe. Man rechnet, daß von 12 Schiffen nur eines durch die Engländer genommen wird, wie sich daraus ergibt, daß ein Sklavenhändler für sein Schiff und dessen Ladung nur 12 1/2 Proc. Prämie zahlt. Da man nun 4 Proc. als gewöhnliche Prämie für die Gefahren einer Seefahrt und zum Vortheil des Versicherers rechnen muß, so bleiben 8 1/2 Proc. oder 1/12 für die Gefahr der Wegnahme, eine Rechnung, die auch mit andern Angaben zusammentrifft. Doch wir wollen hier keine Abhandlung über den Sklavenhandel und die fehlerhaften Mittel zu seiner Unterdrückung schreiben, sondern nur kurz noch erwähnen, welchen Einfluß er auf den Produktenhandel und auf das Innere des Landes ausübt.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. März.

Nro. 57.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 18. November 1837:

Das ordentliche Mitglied Hr. Dr. v. Martius trug über die von Hrn. Prof. Göppert an die k. Akademie eingesandte Abhandlung de floribus in statu fossili Folgendes vor:

Nach den trefflichen Arbeiten über die Flora der Vorwelt, welche wir den Herrn Graf Caspar von Sternberg, Ad. Brongniart, Lindley, Gutton u. N. verdanken, hat sich vorzugsweise der Herr Verf. vorliegender Abhandlung um die Naturgeschichte der untergegangenen Pflanzenformen verdient gemacht. Ich behalte mir vor, der verehrlichen Klasse einen ausführlichen Bericht über sein größeres Werk: „Die fossilen Farnkräuter“, welches das Supplement des 17ten Theiles der Verhandlungen der kais. Leopold. Akademie der Naturforscher ausmacht, zu erstatten, indem ich mich heute nur des Auftrags entledige, über die an die Akademie eingesendete Gelegenheitschrift: *De floribus in statu fossili, commentatio botanica, auct. H. R. Goepfert* zu berichten.

Indem der Hr. Verf. in seinem früheren Werke vorzüglich dahin sein Augenmerk gerichtet hatte, eine Concordanz zwischen den Formen der untergegangenen und der noch lebenden Farnkräuter und Farnbäume herzustellen, gieng er weiter als seine Vorgänger, und suchte nicht bloß die Analogieen der Gesamtgestalt und der hier so bezeichnenden Nervenvertheilung im Blatte auszumitteln, sondern auch die Fructification der vorweltlichen Farnkräuter mit jener der lebenden zu vergleichen. Eine glück-

liche Anwendung des Mikroskops hat ihm glänzende Resultate gegeben. Hr. Göppert weist nicht bloß im Allgemeinen nach, daß die Fructification der vorweltlichen Farn rüchlich ihrer Stellung, Lage und Zusammensetzung der der jetztlebenden Farn entspricht, sondern läßt uns sogar erfahren, daß man an fossilen Farnkräutern noch die Spaltöffnungen und das Netz von Interzellulargängen der Oberhaut, das unter der letztern gelegene Zellgewebe und die gestreiften Gefäße der Nerven erkennen kann. Während die Untersuchung des anatomischen Gefüges der fossilen Hölzer durch Ausschleifen sehr feiner Lamellen, welche man unmittelbar, oder auf Glas gekittet, unter das Mikroskop bringt, gefördert wird, bleibt bey Erforschung ähnlicher Verhältnisse an der Kohle gar oft kein anderes Mittel, als die Theilung durch freye Hand oder die Darlegung des Gefüges durch chemische Agentien. Beyde Wege geht der Verf. mit großer Gewandtheit, und es ist zu hoffen, daß durch ihn insbesondere auch die Lehre vom innern Baue vorweltlicher Gewächse vielfache Erweiterung gewinnen werde.

Die vorliegende Arbeit zerfällt in zwey Theile, einen historischen und einen systematischen. Der erstere ist als Auszug der mit großem Fleiße ausgeführten Geschichte der Versteinerungskunde zu betrachten, welche der Hr. Verfasser in seinem oben erwähnten, größern Werke geliefert hat. Ich führe daraus in Kürze nur Folgendes an.

Schon Aristoteles, Theophrast, Herodot, Pansanias, Olympiodorus, Xenophanes von Colophon, Strabo, Cratosthenes, Kautbus der Indier, und Strabo unter den Griechen; Pomponius Mela, Ovid und Plinius unter den Römern, und Tertulian unter den Kirchenvätern hatten die Natur der Petrefacten richtig erkannt, und sie nicht als Naturspiele sondern allerdings als versteinerte Organismen be-

trachtet. Am ausführlichsten findet man hierüber von Plinius gehandelt, der jedoch manche zufällige, den Pflanzen ähnliche Bildungen für wahre Pflanzenversteinerungen angesehen hatte. In späterer Zeit nahm man unter dem Einflusse der aristotelischen Lehre von der *generatio aequivoca* an, daß die Petrefacten, Ausgeburten der allgemeinen Naturkraft, ohne vorhergehenden Typus entstanden. In diesem Sinne sprach Krizena von einer *vis lapidifica*, Albertus Magnus von der *virtus formativa*. G. Agricola war der erste, welcher die Entstehung der Versteinerungen aus Organismen durch Infiltration einer flüssigen Steinmasse in die Poren organischer Körper lehrte. In späterer Zeit kehrte man von Neuem zu der Ansicht zurück, daß die Petrefacten Ausdruck einer spielenden Bildungskraft der Erde seyen. Der Verfasser führt unter andern Sperling und Libavius an, deren Ersterer einen *genius lapidificus subterraneus*, Letzterer ein durch das Wasser in die Tiefen der Erde geführtes *seminium* annahm, um Pflanzenversteinerungen zu erklären. Die sogenannten *lapides figurati*, deren Formen und Farben gar häufig Bilder aus der Leidensgeschichte wiederholen sollten, spielten nun im 17ten Jahrhundert eine große Rolle. Der Herr Verfasser hat die Litteratur aus dieser Periode mit großem Fleiße zusammengestellt. Allmählig tauchten gesündere Ansichten auf, unter andern durch Lister, Leibniz, Woodward, ganz besonders aber durch Schenker in seinen *herbarium diluvianum* vorgetragen. Der letztere Schriftsteller theilte die fossilen Pflanzen und pflanzenartigen Gebilde in *antediluvianische*, *diluvianische* und *postdiluvianische*. Volkman und besonders Walch erwarben sich nun große Verdienste um die Kenntniß der Formen untergegangener Gewächse, und nachdem Werner die Geologie auf eine neue und sichere Basis gestellt hatte, traten vorzüglich Blumenbach und Schlotzheim als kritische Erweiterer der Doctrin auf. Der letztere theilte die fossilen Pflanzen in *Litholithen*, *Botanolithen*, *Phytotypolithen*, *Carpolithen* und *Anthotypolithen*. Die größten Verdienste aber um die Kunde der vorweltlichen Pflanzen erwarben sich ohne Zweifel Graf Caspar von Sternberg und Adolph Brongniart. Die Werke dieser Schriftsteller haben nicht bloß unsere Kenntniß von dem inneren und

äußeren Bau fossiler Pflanzen wesentlich erweitert und berichtigt, sondern auch ein helles Licht auf mehrere geognostische Formationen geworfen, in deren Charakteristik die eingeschlossenen Pflanzenreste höchst wesentlich sind.

Im zweyten Theile seiner Schrift giebt uns Hr. Professor Göppert schätzbare Beyträge zu der Kenntniß von Blüthen fossiler Gewächse. Schon vor ihm hat Hr. Brongniart der Inflorescenz einer lilienartigen Pflanze als *Antholites liliacæa*, der eines Grases aus dem bunten Sandsteine als *Palaeoxyris regularis*, der Inflorescenz einer spindel-förmigen Aehre, die mit Schuppen bedeckt ist, ferner männlicher Käßchen einer Fichtenart aus der tertiären Formation von Narbonne und endlich einer der Seerose (*Nymphaea*) ähnlichen Blüthe von dem Monte Volca Erwähnung gethan. An diese unzweifelhaften Blüthenversteinerungen schließen sich nun einige andere an, welche Hr. Professor Göppert hier beschreibt und abbildet.

1) *Almites Kiefersteinii* aus den Ligniten von Salzhausen bey Nidda in der Wetterau. Es werden von diesem Fossile männliche und weibliche Käßchen dargestellt, welche, zumal die letzteren, große Aehnlichkeit mit den gemeinen Fruchtkäßchen unserer Eller zeigen. Der Verfasser ist so glücklich gewesen, den Inhalt der Atheren, ja sogar den der Pollenkörner mikroskopisch aufzufinden. Diese Körner kommen in ihrer Form auffallend mit denen von *Alnus incana* und *glutinosa* überein, besonders, wenn sie mit Salpetersäure befeuchtet worden. Es sind kugliche Körner, welche im Aequator fünf gleich weit von einander entfernte Poren zeigen.

2) *Betulites salzhausensis* zeigt die größte Aehnlichkeit mit der Bildung unserer Birke in der Braunkohle von Salzhausen.

3) *Cupressites Brongniartii*. Eine Cypresse, welche noch ganze Zweige mit vierzeilig gereihten Blättern darstellt, zeigt ebenfalls in dem männlichen Käßchen kugliche Pollenkörner, welche mit denen des *Cupressus sempervirens* in der Form übereinkommen. Da bekanntlich die Häute des Pollens bey den Zapfenbäumen ein ziemlich dichtes Gefüge haben, so daß sie längere Zeit auf dem Wasser

Schwimmend nicht in Fäulniß übergehen, mag es uns weniger in Verwunderung setzen, diese kleinen Organe an Fossilien aufzufinden, welche schon Jahrtausende vergraben lagen. Bekanntlich fand sie Ehrenberg auch zwischen fossilen Infusorienpanzern.

4) Cucubalites Goldfussii. Die Reste einer Blüthe aus schwärzlicher Braunkohle von Röttgen bey Bonn, wo sie zugleich mit Blätter von *Dicotyledonen* gefunden wurde. Der Verfasser vergleicht den Keldy nebst 3 in ihm enthaltenen grifartigen Bildungen mit *Cucubalus Behen*.

5) *Carpantholithes Berendtii* aus dem Bernsteine bey Danzig. Der Verfasser stellt die hier erscheinende, höchst eigenthümliche Bildung *) als eine eigenthümliche Gattung auf. Es ist sehr schwierig aus der Abbildung dieser Blüthe etwas mit Sicherheit über ihre Verwandtschaft anzugeben. So wie sie sich hier darstellt, könnte sie mit manchen Formen der *Stereosporiaceen* verglichen werden. Uebrigens könnte man auch versucht werden, die Bildung nicht für eine Blüthe, sondern für eine Frucht, der von *Thuja* ähnlich zu halten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß fortgesetzte Untersuchungen noch Blüthen-Bildungen aus anderen versteinerten Formationen auffinden dürften, besonders, wenn es glücken sollte, dieselben durch chemische Präparationen in einen Zustand zu versetzen, welcher Polieren und Abschleifen zu feinen Lamellen gestattet.

Ich erlaube mir bey dieser Veranlassung der Klasse einen anderen verwandten Gegenstand vorzulegen, nämlich den Durchschnitt eines versteinerten Palmkohlens aus der Insel Antigua, welchen ich durch Vermittelung des Hrn. Robert Brown der Güte des Hrn. Broderip verdanke. Diese Petrification, welche auf der Insel in einem neuen Sand-

steine in ziemlicher Menge gefunden werden soll, ist besonders merkwürdig durch die Deutlichkeit, mit welcher man im Durchschnitte die zusammengefalteten Blätter des sogenannten Palmkohles erkennen kann.

(Fortsetzung folgt.)



Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Schluß.)

Der Handel, den nur die Engländer allein mit der afrikanischen Küste vom Gambia bis Angola treiben, liefert eine Masse Waaren, von mehr als einer Million Pfund Sterling an Werth, wovon Palmöl beynahe die Hälfte, Goldstaub nahe zu ein Viertel, und Gummi und Teakholz jedes ein Zehentheil ausmachen. Zum Beweise, daß der Neger nicht so träge ist, als man ihn gewöhnlich ansieht, mag hier gelegentlich bemerkt werden, daß jetzt die Ausfuhr an Palmöl, die im Jahre 1808 nur 2 — 300 Tonnen betrug, auf nahe an 14,000 Tonnen gestiegen ist, und nur in den letzten Jahren sich verdreyfacht hat. Dieser Produktenhandel und mit ihm redliche Thätigkeit und Industrie würde noch ungemein steigen, wenn der Menschenhandel nicht wäre; im Bonny, im Calabar und andern Flüssen liegen stets englische Schiffe, um Palmöl und andere Erzeugnisse des Landes einzunehmen; der Handel geht gut, und die Eingebornen sind emsig beschäftigt, die nöthigen Waaren im Innern des Landes zu sammeln. Da erscheint ein Sklavenhändler und aller Produktenhandel hat mit einem Male ein Ende. Die Fahrzeuge der Eingebornen werden bewaffnet, zu einem Raubzug ausgerüstet, und ehe nicht die verlangte Anzahl Neger zusammengebracht worden, ist an keinen weiteren Handel mit den englischen Schiffen zu denken. Darum ist gegenwärtig das ganze Land in einem Zustand von völliger Desorganisation, indem die Bewohner benachbarter Dörfer unter sich Krieg führen, um Sklaven zu erhaschen. Die natürliche Folge davon ist, daß mit Ausnahme

*) Die er folgendermassen charakterisirt: Calyx deciduus, tri- vel tetraphyllus, foliolis lanceolatis obtusis. Corolla monopetala, infundibuliformis, tubo brevissimo sursum ampliato, limbo tripartito, laciniis ovato-rotundiusculis concavis crassis apice retusis inflexis. Stamina tria, tubo corollae inserta, antheris liberis ovato-oblongis. Stylus simplex, e basi vel medio fundo floris adscendens, elongatus, laciniis duplo longior, apicem versus clavatus. Stigma deficit.

der unmittelbaren Nachbarschaft der Städte das Land wüste und unbebaut liegt. Sicherheit der Person würde auch Sicherheit des Eigenthums zur Folge haben und damit zu einem erweiterten Anbau des Landes führen. Das Nigeraldta, das jetzt auf einer Ausdehnung von 1500 Quadratmeilen nur etwa eine halbe Million Menschen enthält, würde, gehörig angebaut, eine Menschenmasse ernähren können, wovon man sich in Europa kaum einen Begriff machen kann. Es ist in allen Richtungen von schiffbaren Armen des großen Stromes durchschnitten, die eben so viele natürliche Verbindungsanstale sind, die eben so viele natürliche Verbindungsanstale sind, die eben so viele natürliche Verbindungsanstale sind, es besteht aus dem fruchtbarsten Alluvialboden, der jetzt eine üppige aber wilde Vegetation nährt, die fast alle Varietäten des Palmbaumes, Teakholz, Cedern, Ebenholz, Mahagony- und Farbhölzer umfaßt. Das Zuckerrohr wächst wild im Gebüsche, und die Palmennüsse verfaulen unbeachtet auf der Erde.

Daß es höher hinauf am Flusse mit der Sicherheit des Lebens nicht so schlimm, doch auch nicht viel besser aussieht, geht schon aus der Zahl der Sklaven hervor, welche jährlich den Strom herabkommen, wovon also diejenigen nicht gerechnet sind, welche jährlich von den Felatah's nordwärts geschleppt und an die Kraber der Wüste verkauft werden. Auf dem Jecory-Markte allein werden nach einer mäßigen Berechnung *) jährlich gegen 20000 Sklaven, meist aus Nuffie und Jbodo verkauft. Wenn nun ein einzelner Markt eine solche Anzahl Sklaven liefert, wie viele wohl die ganze Sklaventräfte? Ueber den entarteten Zustand des Afrikaners darf man sich nach solchen Thatsachen nicht wundern.

Um so vielem Unheil vorzubeugen, wird im vorliegenden Werke der schon oft angeregte Vorschlag wiederholt, den Sklavenhandel für Secraub

zu erklären, was allerdings denselben wirksam vermindern, aber doch nicht plötzlich völlig aufheben würde. Um ihn indessen wenigstens auf dem Nigiger zu vernichten und dadurch dem voraussichtlich in Zukunft sehr bedeutenden Handel auf diesem Strome eine festere Grundlage zu geben, wird weiter vorgeschlagen, am Flusse aufwärts eine Reihe von militairisch besetzten Posten anzulegen und zwar bis Sege und von da einer Seite über Timbo nach Sierra Leone und nach Barraconda am Gambia. Als die geeignetsten Punkte sind bezeichnet: 1) die Gegend in der Nähe des Jecory-Marktes, wo das Land hoch ist und gesund scheint; 2) an der Einmündung des Tschadda; 3) zu Nabbah; 4) zu Bussa und dann noch an einem oder zwey Punkten zwischen diesen Orten und Sege. Man ersieht aus diesem Plane, daß der englische Handelsgeist seine Beute festhält, denn ein solches Unternehmen umschließt den ganzen westlichen Hochsudan, und England würde dadurch auch den Handel des innern Afrika's mit den Barbarenstaaten größtentheils in seinen Bereich ziehen. Das Project scheint freylich im Gefolge einer ersten, als Handels speculation mißglückten, und in physischer Beziehung, für die Theilhaber so verderblich ausgefallenen Nigigerfahrt etwas chimairisch, allein unausführbar ist es nicht, namentlich mit Hilfe der den Weißen so mannigfach nützlichen Kreu's, von denen 40 — 50 Mann, wohl mit Schießgewehr versehen, einer ganzen Armee der Eingebornen imponiren würden. Bis jetzt scheint aber immer noch der unglückliche Ausgang der ersten Unternehmung die englischen Kaufleute abgehalten zu haben, einen zweyten Versuch zu wagen, obgleich dieses bey den jetzt gewonnenen Erfahrungen bey Weitem weniger Gefahren darbietet und einen größeren Gewinn verspricht. Zu wünschen wäre aber, daß eine künftige Expedition nicht bloß den Handel, sondern auch die Wissenschaften bedenken und etwas zusammenhängendere Ergebnisse liefern möchte, als das vorliegende Werk, in welchem die Tagebuchform beygehalten ist, und die wissenschaftlichen Notizen unter dem Wuste täglicher Schiffahrts- und Handels-Vorkommnisse zerstreut sind.

*) Der Jecory-Markt wird alle zehn Tage, und zwey Monate lang alle acht Tage abgehalten, so daß im Jahre 38 Märkte herauskommen; rechnet man nun nur 50 Kanots, die mit Sklaven auf den Markt kommen, obgleich ihre Anzahl fast auf das Doppelte steigt, und auf jedes Kanot im Durchschnitt zehn Sklaven, so kommen auf einen Markt 500, und auf 38 Märkte 19000; die meisten davon gehen nach dem Meere (S. II. 325).

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. März.

Nro. 58.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 18. November 1837:

Das ordentliche Mitglied Hr. Dr. v. Martius
trug über die von Hrn. Prof. Göppert re.
Folgendes vor:

(Fortsetzung.)

Die Scheiden der einzelnen Blätter folgen sich mit solcher Regelmäßigkeit, daß man die ursprüngliche Stellung derselben mit Präcision bestimmen und die Durchschnitte der Blattstiele, der zusammengefalteten Fiederblättchen und die Vertheilung der Gefäßbündel genau unterscheiden kann. Da der innere Theil des Palmkohles im lebendigen Zustande so weich ist, daß er schon bey schwachem Drucke seinen kreisförmigen Umriß verlieren muß, ist anzunehmen, daß die Palmenstämme von Antiqua einem Silificationsproceß unterworfen worden waren, ohne zugleich einem starken Drucke ausgesetzt zu seyn. Vielleicht sind sie durch Infiltrationen einer kieselhaltigen Feuchtigkeit petrificirt worden. Ein ähnliches Verhältniß scheint auch bey andern versteinerten Hölzern einzutreten, welche ohne im Boden zu liegen, silificirt worden sind. In den ägyptischen Wüsten liegen große Stücke des Holzes von Ficus Sycomorus umher, welche auf manichfaltige Weise ausgefressen und ausgezackt, klingende, hirschgeweihähnliche Steinmassen darstellen. Dem Vernehmen nach soll dort auch das Holz der Dattel- und der Dumpalme auf ähnliche Weise silificirt vorkommen. Ich habe jedoch in der großen Menge ägyptischer Holzsteine, welche ich bey Hrn. Greenough in London zu untersuchen Gelegenheit fand, keine einzige Bildung bemerkt, welche in An-

ordnung und im Verlauf der Fasern von der gewöhnlichen Structur der Dicotyledonen abgewichen wäre. Schließlich bemerke ich noch, daß versteinerte Palmen verhältnißmäßig selten vorzukommen scheinen, nachdem man bey genauerer Untersuchung die sogenannten Staarsteine, welche größtentheils baumartigen Farnkräutern angehören, und die sogenannten Calamiten, welche nach den Untersuchungen des Hrn. Brongniart zu den Schachtelhalmen (Equisetaceae) zu gehören scheinen, von den Palmen ausschließt.

Mit Zuverlässigkeit kann ich namentlich nur die sächerförmigen Palmenblätter im Grobkalke von Bailly bey Soissons und die silificirten Palmenstämme von der Insel Sardinien hierher rechnen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 9. December 1837.

Herr Professor Dr. Andreas Wagner hielt nachstehenden Vortrag:

Von der Klasse zur Berichterstattung beauftragt über die von den Herren Dr. A. v. Klipstein und Dr. Kaup gemeinschaftlich ausgearbeitet und an die k. Akademie eingesandte Schrift: „Beschreibung und Abbildungen von dem in Rheinhessen aufgefundenen colossalen Schädel des Dinosaurii gigantei mit geognostischen Mittheilungen über die knochenführenden Bildungen des mittelhheinischen Tertiarbeckens, Darmstadt 1836,“ habe ich die Ehre hierüber Folgendes zu bemerken.

Die Abhandlung der genannten Hrn. Verff. theilt sich in eine geognostische und in eine zoologische Abtheilung. Erstere liefert eine Schilderung der geognostischen Beschaffenheit des großherzoglich

bessischen Gebietes auf der linken Rheinseite, und unterscheidet zwischen sogenannten neptunischen und plutonischen Bildungen. Von jenen werden 1) jüngere Grauwacke, 2) bunter Sandstein, 3) Grobkalk, 4) tertiärer Sand und Sandstein über dem Grobkalk und 5) Schwemmland unterschieden; als plutonische Bildungen werden rother Porphyry, Nuzitporphyry und Basalt bezeichnet. Diese letzteren, zumal der Basalt, haben indeß nur ein sehr beschränktes Vorkommen, was auch noch der Fall mit der Grauwacke und dem bunten Sandsteine ist. Den größten Theil der ganzen Provinz nehmen tertiäre Bildungen ein, unter welchen der Grobkalk bey weitem die größte Verbreitung hat. Obschon in diesem bereits die Quadrupedenreste beginnen, so sind sie doch hauptsächlich in dem über dem Grobkalk liegenden tertiären Sand und Sandstein zu finden, der in einigen unzusammenhängenden Partien von geringer Verbreitung den Grobkalk bey Oppenheim, Heppenheim, Eppelsheim, Findheim und einigen andern Punkten bedeckt. Vom Schwemmland besteht der größte Theil der Diluvialablagerungen aus Löß, einem höchst feinkörnigen, fast pulverartigen, sandig-kalkigen Lehm; die Alluvialbildungen sind von vielartiger Abwechslung.

Da in Bezug auf urweltliche Thierüberreste die tertiäre Sandbildung am wichtigsten ist, wie denn in ihr zugleich mit Mastodon, Rhinoceros, Tapirus, Felis, Cervus u. sich auch die Dinosaurier finden, so schildern die Verfasser mit besonderer Ausführlichkeit die geognostischen Verhältnisse dieser Ablagerung. Sie führen zugleich triftige Gründe auf, aus welchen hervorgeht, daß diese Sand- und Sandsteinbildung viel näher dem Grobkalk als dem Diluvium sich anschließt. Ref. sieht hierin eine weitere Bestätigung seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht, daß nämlich tertiäre und Diluvialbildungen überhaupt nicht scharf von einander getrennt werden können, und daß jene nur als die älteren, diese als die jüngsten Ablagerungen einer und derselben geognostischen Epoche zu betrachten sind.

Die zweyte, oder zoologische Abtheilung vorliegender Abhandlung befaßt sich mit der Beschreibung des neu aufgefundenen vollständigen Schädels vom *Dinotherium*, von dem man bisher nur Frag-

mente kannte. Zur Förderung dieses kostbaren Exemplares von seiner Lagerstätte herauf an die Oberfläche mußten besondere Vorrichtungen getroffen werden, so daß 24 Mann nöthig waren, um dasselbe mit seinen schweren Unterlagen empor zu ziehen. Eine nicht unbeträchtliche Last machte übrigens der kolossale Schädel selbst aus, indem seine Länge 3 $\frac{2}{5}$ pariser Fuß (1,105 Metre) beträgt. Die Auffindung dieses vollständigen Exemplares ist von großer Wichtigkeit für die Kenntniß der urweltlichen und nunmehr ausgestorbenen Thiere; gleichwohl ist selbst dieser Fund noch nicht im Stande mit Sicherheit die Säugthier-Ordnung zu bestimmen, in welcher der Gattung *Dinotherium* ihr gehöriger Platz anzuweisen ist. Die Bildung dieses Schädels ist so eigenthümlich, daß eben deßhalb mannigfache Deutungen über die Gesamtgestalt des problematischen Thieres aufgestellt worden sind. Wie sehr Cuvier sich geirrt hat, wenn er aus einigen ihm bekannten Backenzähnen dieses Kolosses auf einen riesenhaften Tapir geschlossen hat, ist schon seit Auffindung des monströsen Unterkiefers erwiesen. Die abwärts gerichteten Stoßzähne desselben sind eine so paradoxe Erscheinung in der Thierwelt, daß man dem zertrümmerten Fragmente anfangs dieselben in verkehrter, d. h. aufwärtsgewandter Richtung ansah, bis vollständig erhaltene Exemplare das Gegentheil nachwiesen.

Betrachten wir nun mit den Herren Verfassern den aufgefundenen Schädel, um zunächst die Haupt-Eigenthümlichkeiten desselben uns klar zu machen. Vor Allem fällt die ungeheure Nasengrube beym gänzlichen Mangel von Nasenbeinen in die Augen. Die kurzen Stirnbeine stoßen mit dem Hinterhaupte unter einem Winkel zusammen, der nicht mehr als 39 — 40 Grade beträgt. Das Hinterhaupt ist flügelartig ausgebreitet; die Gelenkfortsätze des Hinterhauptbeins sind hoch oben angebracht; die Schläfengrube ist ungemein groß und die Augenhöhle klein und nach hinten offen. Nach der in dieser Abhandlung von Hr. Dr. Kaup ausgesprochenen Vermuthung möchte sich das *Dinotherium*, von dem er auch glaubte Finger- und Nagelglieder entdeckt zu haben, als eine Familie den monströsen Faulthieren und Schuppenthieren anschließen. Nach einer spätern Erklärung widerruft er jedoch diese Meynung, in-

dem er jene Fingerglieder einem, dem Pangolin ähnlichen Thiere zuschreibt, und das Dinotherium den Pachydermen zugesellt und zwar zunächst wieder den Flusspferden. Eine auf dem Umschlage dieser Abhandlung angebrachte Zeichnung stellt das Dinotherium als ein fast Elephantenartiges Thier mit langem Rüssel dar.

Mittlerweile hatte sich indeß bey mehreren Naturforschern eine andere Meynung über die Gestaltung dieses Thieres ausgebildet. Buckland betrachtete es zuerst als ein Wasserthier und Blainville erklärte nach Ansicht des Schädels, daß das Dinotherium zur Familie der Lamantine und Dugongs gehört haben möchte. Indem Ref. die Ehre hat der Klasse einen Lamantin-Schädel zur Vergleichung vorzulegen, wird man nicht umhin können die große Uebereinstimmung in den Hauptformen beyderley Thiere anzuerkennen. Berücksichtigen wir ferner, wie Strauß darauf hinweist, den Umstand, daß unter den Landsäugethieren die Gelenkfortsätze des Hinterhauptbeins abwärts gerichtet seyn müssen für die Bipeden, und schief abwärts und rückwärts für die Quadrupeden, so daß die Halswirbel dieselbe Lage zur Unterstützung des Kopfes haben, so folgt aus der schief rückwärts und aufwärts gefehrten Lage der Gelenkköpfe bey dem Dinotherium, daß die Halswirbel eben so rückwärts gestellt seyn werden, als dieß der Fall ist bey den Wallen und Fischen, so daß es wohl an das Wasser noch mehr als die Lamantine gebunden war. Auf jeden Fall hat man eine größere Verechtigung, das Dinotherium den Cetaceen als den Pachydermen zuzuzählen, und dieß ist der einzige Punet, in welchem Ref. von der Meynung der Hrn. Verfasser abweicht.

Sodann wiederholte Hr. Prof. Dr. Steinhil vor der Klasse die Versuche, welche er über Beleuchtung durch Erglügen von Kalk in Wasserstoffgas angestellt hat. Es ergibt sich daraus, daß, wenn Kalk in sehr fein zertheiltem Zustande der Oberfläche solcher Flammen ausgesetzt wird, die dabey entstehende sogenannte Phosphoresenz oder die Weißglut des Kalkes höchst intensiv wird und derjenigen von massiveren Kalkstücken im Knallgasgebläse gleichkömmt. Das Licht ist von so weißer Farbe, daß

die Flamme von Wachlichtern daneben roth erscheint. Dabey bemerkt er noch, daß auch diejenigen Wasserstoffhaltigen Gasarten, welche sich bey den Verkoaxen der Braunkohlen nach Abscheidung des kohlenfauren Gases bilden und bekanntlich ein Gemenge von Wasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas, Kohlenoxydgas und Kohlenwasserstoffgas sind, bey der Einwirkung auf Kalk dasselbe Resultat wie reines Wasserstoffgas hervorbringen. Durch diese Thatsache verspricht der Versuch technischen Erfolg, indem die Möglichkeit gegeben scheint, auch solche Substanzen zur Gasbeleuchtung zu verwenden, welche für sich kein brauchbares (Leucht-) Gas geben, wie Holz, Torf, Braunkohle u. a. Demnächst anzustellende Versuche im Größeren sollen über die Anwendbarkeit der Sache zur Straßenbeleuchtung entscheiden, wobey nach vorläufigen Messungen sich sehr bedeutende pekuniäre Vortheile im Verhältnisse zur Oelfensumtion erwarten lassen.

Sigung der historischen Klasse am 18. Novem-
ber 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

Wenn ich die erste Abtheilung der jüngst erschienenen bayerischen Landes- und Rechts-Geschichte des H. Dr. F. W. Wittmann zum Gegenstande meines heutigen Vortrages mache, so geschieht es, weil in diesem Buche kurz aber treffend der Höhenpunct bezeichnet ist, auf welchem sich die Forschung über einige der wichtigsten Punete unserer ältesten Geschichte den Quellen gegenüber befindet, und mir hiedurch Gelegenheit gegeben ist, auch für meine Ansicht über diese Punete mir die Aufmerksamkeit meiner verehrten Herren Collegen zu erbitten. Ist ja doch auch die Beschäftigung mit diesen, zum Theile noch so dunkeln Regionen unserer vaterländischen Historie, schon an und für sich eine der würdigsten Aufgaben für unsere Klasse, und wäre es auch nur deswegen weil sie eine der schwierigsten ist. Vieles ist zwar in dieser Beziehung von den Schriftstellern der neuern Zeit geschehen — doch mehr in Beziehung auf Kritik und Beseitigung früherer Irrthümer, als in Beziehung auf die Construction des rechten und wahren Herganges der Begebenheiten aus den

Quellen. Den Quellen hat sich nun der Verfasser des genannten Werkes wieder frischen Muthes zugewendet. Mit einem festen Blicke auf diese Quellen beginnt er damit die so gangbar gewordene Ansicht zu bestreiten, daß Gallien die ursprüngliche Heimath der Bojer sey, indem er — wie mir scheint ganz richtig — bemerkt, daß wenn die in Italien auf tretenden Bojer aus Gallien gekommen wären, ein Theil derselben doch gewiß in diesem letzten Lande zurückgeblieben seyn würde, und man also daselbst später noch eine Spur dieses Volkes antreffen müßte, was doch durchaus nicht der Fall ist. Erst Cäsar gestattet einer Abtheilung der Bojer, um ihrer Tapferkeit willen, die Niederlassung in Gallien. Die Ursize der Bojer sind vielmehr am herzynischen Walde zu suchen. Unserm Autor steht in dieser Beziehung Mannert als Gewährsmann zur Seite, welcher gleichfalls die ersten Wohnsize der Bojer in die Gegenden entlang der Donau, von ihrem Ursprunge bis nach Ungarn, versetzt. Erwägt man daß schon bey dem frühesten Vordringen der Kimbern und Teutonen, wo der Name Boji zum erstenmal in Deutschland gehört wird, dieselben bereits in Böhmen und Mähren angetroffen werden — daß ein großer Theil des herzynischen Waldstrichs von diesem Volke seinen Namen bekommen (Bojehemum), so dürfte die hier geltend gemachte Ansicht wohl nicht länger zu bestreiten seyn. Die Verbreitung der Bojer in das südöstlich Gebirg (Taurischer), ihre Kämpfe und Züge *) mit den von Norden her eingedrungenen Germanen, ihre Vertreibung aus Böhmen durch die Markomannen, ihre Besiegung — ja Vertilgung durch die Dacier, und die rechte Bedeutung der *deserta bojorum* etc. — dieß Alles ist durch den Autor klar und bündig erzählt. Er hält, wie mir scheint, mit vollem Rechte, die Akten über die Frage unserer Abstammung von den Bojern, welche durchaus verneint werden muß, für geschlossen. Wenn ihm nun aber hiesür die bewährtesten Gewährsmänner zur Seite stehen, so ist sein Versuch die Tolistobojer ganz aus der Geschichte

auszumärzen, ein neuer. Es sprechen jedoch in dieser Beziehung Strabo, Polpb, und die ältern Handschriften des Livius und Plinius für ihn, wozu selbst nicht Tolistoboji, sondern Tolistoboyi zu lesen ist. —

Der Umfang der Donauprovinzen, d. h. Bindeliciens, Rhätien und Norikum, wird von dem Verfasser in §. 11. nach Appian und Strabo dahin bestimmt, daß 1) Bindelicien das Land zwischen den hohen Alpen und der Donau, dem Bodensee und dem untern Inn, 2) Rhätien das Land zwischen Bindelicien, Italien, und den norischen Alpen; 3) Norikum endlich das Land vom untern Inn bis an den Kalenberg, und von der Donau bis über die Drau in sich gefaßt habe. Alle diese Provinzen, mit andern noch weiter gegen Osten liegenden, wurden von den Römern unter der Benennung Myrien begriffen. Von den vielen kleinen Völkern, welche diese Gegenden in der Zeit vor und nach ihrer Besiegung durch die Römer bis zum Beginn der großen Völkerwanderung bewohnten, sind nur die Namen, (das *trophæum alpium* enthält bekanntlich deren allein schon 45) aber keine Nachrichten über ihre Herkunft auf uns gekommen. Sie standen, so lange die Donau römische Gränze war, unter dem Joche — aber auch unter dem Schutze des westerobernden Volkes. Nach dem Verfall von Roms Macht, waren sie den Angriffen der von Nordost kommenden Völkerschaaren Preis gegeben. Ihr meistest Land wurde verödet, was sich aus ihnen noch erhalten gerieth unter die Gewalt jener germanischen Stämme, der Heruler, Ethren, Ruger, Turcelinger etc., welche in verschiedenen Abtheilungen, und allmählig, einerseits immer weiter aufwärts an beyden Ufern der Donau, anderseits auch südlich sich in Norikum und Rhätien verbreiten. Und diese Völkerstämme sind es nun, aus welchen die Bajuarier erwachsen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auf einem dieser Züge treten, unter dem Namen *Figurini et Ambrones* Bojer im heutigen Bayern auf, an welche unser *Amper* und *Zegernsee* erinnert (*lacus tigrinus*, *lacus Ambrorum*).

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. März.

Nro. 59.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

(Fortsetzung.)

Schon in der zweyten Hälfte des V. Jahrhunderts mochten — von den Ostgothen heraufgeschoben, die Sthyren an dem linken Donauufer bis an die Rab vorgedrungen seyn; die Heruler besetzen auf Odoacers Zug nach Italien (476) das Rhätische Gebirg; die Ringer fangen zu S. Severins Zeit an sich in Norikum auszubreiten; die Eucelinger kommen stets in Verbindung mit den Sthyren und Ringer vor. Später zieht der von Theodorich aus Italien verdrängte Heruler-Fürst Konulf mit den Seinigen wieder von Süden her zu seinen Stammverwandten an die Donau zurück. Nur allmählig wächst die Bevölkerung in jenen zu Severins Zeit noch so menschenarmen verwüsteten Provinzen heran. Die Stämme verschmelzen sich, die Herrschaft kommt an das Geschlecht der Agilolfinger (doch treten die Geschlechter der übrigen Stammsführer selbst in unserm ältesten Gesetz noch als ausgezeichnet hervor). Und als nun nach des großen Theodorichs Tod die Furcht vor den Gothen verschwunden, dringen die bey steigender Bevölkerung sich mächtiger fühlenden, in eine Nation verwachsenen Bewohner Bajoriens unter einem muthigen Herrscher — die Sage nennt ihn Theodo — wieder vorwärts gegen Südwest, und besetzen das Gebirge bis an die Etsch.

Den hier genannten Stämmen, aus welchen die Bajorier hervorgegangen, wurden von dem

Verfasser dieser neuesten bayerischen Geschichte auch noch Markomannen beygezählt. Möglich ist es allerdings, daß wenigst ein Theil dieses Volkes schon bey dem Einrücken der von Norden kommenden Ringer, Heruler und Sthyren sich über die Donau gegen Vindelicien begeben hat, oder wenigstens diesem Strom näher gerückt ist. Da ihr Name verschwindet, mögen sie sich vielleicht auch mit den Sthyren verschmolzen haben. Daß noch ein fünfter Stamm in das bojoarische Gesammtvolk eingegangen ist, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß die lex bojoarior. fünf, dem Herzogshause zunächst stehende Geschlechter nennt.

Was den bekannten Brief Theodorichs an den König der Heruler betrifft, so war ich bereits in meinen neuesten Beiträgen nachzuweisen bemüht, daß dieser Brief nicht an Rodulf, den König der an die Longobarden gränzenden Abtheilung der Heruler kann gerichtet gewesen seyn. Dieser Brief ist nämlich nach Besiegung der Alemannen in der Schlacht von Tolbiak (495) geschrieben — Rodulf aber bereits in dem Kampfe der Heruler mit den Longobarden im Jahre 494 gefallen. Der Wohnsitz des Volkes, an dessen König Theodorich geschrieben, ist also in dem Landstriche zwischen Thüringen, Böhmen und den Alpen zu suchen. — Die Frage: Ob die Bojoarier eigentlich und wirklich unter der Herrschaft der ostgothischen Könige gestanden, betreffend — so sind die Gründe für die Bejahung so wie für die Verneinung derselben auch in den neuern Schriften über unsere Geschichte bereits genügend erörtert, und ich kann mich dießfalls um so kürzer fassen, als ich bereits früher hierüber einen Vortrag gehalten. Daß Theodorich Rhätien besetzt hielt, ist gewiß, was aber unter den beyden Rhätien zu verstehen sey, ist bey Paul. diac. (II. 14.) zu finden: „duae provinciae, id est Rhetia pri-

ma et Rhetia secunda inter Alpes consistunt, in quibus proprii Rhaeti habitare noscuntur.“ Hienach möge nun jener Befehl Theodorichs an den dux Rhetiarum am besten gedeutet werden. Zulegt ist es eben nicht von hoher Wichtigkeit, ob der genannte König seinen limes auch noch über die Alpen, in das gegen die Donau liegende Flachland vorgeschoben habe oder nicht. Er lebte mit den jedenfalls an der Donau und im Norikum wohnenden Germanen, und ihren verwandten Stämmen (die später Bojarier genannt werden) in freundschaftlichen Verhältnissen, wie sein bekannter Brief an ihren König beweist. Hat aber selbst Theodorich die Bojarier sich nicht unterworfen, so ist das gewißlich nicht durch seine Nachfolger vollbracht worden. Sah ja schon Vitiges (537) sich gezwungen, Alles was die Gothen nordwestlich der Alpen noch besetzt hielten, anzugeben. In diese Zeit nun fällt — wie mir scheint — jenes Hervordringen der Bojarier gegen Südwest, und bis in die Gebirge hinein, von welchen sich so laute Traditionen erhalten haben, wie bey den ältesten Chronisten und Aventin zu finden ist. Nur Trient, Verona, Treviso zeigen sich, als Teja besetzt wird, noch von gothischen Schaaren besetzt (553). Wir dürfen es also gelten lassen: die Bojarier lebten frey unter ihren selbständigen Fürsten, bis zu jener Catastrophe, die über Garibald I. hereindrach.

Auch der Autor des hier besprochenen Werkes beruft sich wieder auf die zwey Stellen des Gregors von Tours (IV. 9.) und des Paul Diacon. (I. 21), um Garibald I. in unsere Geschichte einzuführen, obwohl ihm das Auffallende, was in diesen Stellen liegt, keineswegs entgangen ist (not. 174. 174 a). Denn wie sollte wohl der Garibald, dem der Franken König als „uni ex Suis“ die Waldrade zuweist, und der Garibald, den Paul diacon. bald darauf einen König der Bojarier nennt, ein und derselbe seyn? Abgesehen davon daß der König dem heidnischen Fürsten der Bojarier nicht wohl eine christliche Gemahlin zuweisen konnte, so ist, wenn wir die chronologischen Daten etwas genauer vergleichen, diese Sache beynahe unmöglich. Waldrada, Theodebalds Wittve, welche von Chlotar, nachdem er sie verstoßen, dem Garibald (einem aus den Seinigen) gegeben wurde —

war des Longobarden-Königs Waecho Tochter, und also, da Waecho im J. 518 gestorben ist, wohl im Jahre 513 bereits am Leben, und mußte sohin als sie Wittve wurde (Theodebald starb 553) schon 40 Jahre alt seyn. Gleichwohl soll sie nun, nachdem sie auch noch eine kurze Zeit hindurch mit Chlotar vermählt gewesen, nicht nur unserm Garibald zur Frau gegeben, sondern auch die Mutter der Theodolinde geworden seyn. Da nun aber diese Theodolinde i. J. 600 von ihrem zweyten Gatten Agilulf Mutter eines Sohnes wird, und Anno 640 noch am Leben war, so kann sie, als Auharis i. J. 589 um sie erworben hat, noch kaum 18 Jahre gezählt haben, und Waldrada mußte also nahe an 60 Jahre alt gewesen seyn, als sie dem Garibald diese Tochter gebar! Hiezu kommt, daß noch vor der Bewerbung des Auharis, Theodolinde dem König Childebert verlobt ward, dem Enkel König Chlotars; Waldrada, welche dieses Chlotars Gattin gewesen, würde sohin zugleich die Mutter dieser Theodolinde und die Groß-Mutter ihres Bräutigams Childebert gewesen seyn. Hieraus möchte denn doch wohl hervorgehen, daß Gregor. tur. und Paul. d. einen andern Garibald im Sinne haben als gerade den Herzog der Bojarier, und es wird gerathen seyn, das Verhältniß unserer ältesten Fürsten zu dem fränkischen Hofe etwas anders zu bestimmen. Dieses Verhältniß scheint nämlich während des Verlaufes des VI. Jahrhunderts nicht das der Abhängigkeit, sondern höchstens einer vorübergehenden Verbindung gewesen zu seyn. Die Abhängigkeit tritt erst mit Thassilo den I. ein, von dem es heißt: „a Childeberto rege apud Bajoariam rex (dux) ordinatus est.“ Man wird mich hier zwar auf den Prolog zu dem Legg. Bajoariorum hinweisen, aus welchem hervorgehen soll, daß schon vor Dagobert eine Reihe von Bayerischen Herzogen gewesen, welche von den fränkischen Königen eingesezt waren. Allein wenn man den Text dieses Prologes genauer betrachtet, so ist daselbst nicht von mehreren, sondern nur von einem eingesezten Herzoge die Rede; ja nicht undeutlich ist in dieser Stelle gerade auf den genannten Thassilo hingewiesen. Es heißt nämlich „dux qui praeest populo semper de genere Agilolvin-garum fuit, et debet esse, quia sic reges an-

ecessores nostri concesserunt ei qui de genere illorum fidelis regi erat et prudens ipsum constituebat ducem.“ Das, was wir von den Begebenheiten des letzten Decenniums des VI. Jahrhunderts wissen, macht den Sinn dieser Stelle deutlich. Als der den Franken feindliche Garibald durch Childebert verdrängt worden, gab der fränkische Sieger zwar klugerweise zu (prudens concessit), daß die herzogliche Würde bey dem Geschlechte der Agilulfinger verbleibe — sie wurde aber auf einen Fürsten dieses Hauses übertragen, der nicht gegen die Franken aufgetreten war.

Ist einmal die Verwechslung jenes fränkischen Garibald, der die Waldrada zur Frau bekommen, mit dem bojoarischen Garibald beseitigt — so fällt auch ein Hauptbeweis für jene frühere Abhängigkeit unserer ersten Fürsten von den fränkischen Königen hinweg. Es bleibt nur noch jene Stelle des Prologes der Lex Bajuavorum, welche den Theodorich als den ersten Gesetzgeber der Bojoarer nennt „Theodoricus rex jussit conscribere legem francorum, alamannorum et bajoavarorum.“ Allein — wenn auch nicht das „bajovarorum“ von späterer Hand interpolirt wäre, so berichtet doch der — wahrscheinlich dem Ende des VIII. Jahrhunderts angehörende Copist dieses Prologes, Etwas das ganz wider alle uns bekannten Begebenheiten der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts streift. An eine Unterwerfung der Bayern unter die Franken während der Herrschaft des ostgothischen Theoderichs ist um so weniger zu denken, als damals selbst die Thüringer Bundesgenossen dieses großen Königs waren. Diese Unterwerfung müßte also zwischen die Jahre 526 bis 534 fallen. Allein auch für diese Zeit wird von den bewährtesten Historikern mit keiner Sylbe von einem Zuge des fränkischen Theoderichs gegen die Bayern gemeldet. Von Theodebert, dem Nachfolger Theoderichs (von 534 — 548) wird zwar gesagt, daß er die Suezven unter seine Oberherrschaft zu treten gezwungen, aber der Bajoarier geschieht auch hier wieder keine Erwähnung. Vielmehr dringt dieser König auf seinen Zügen nach Ober-Italien durch die Cottischen Alpen, nicht aber durch Rhätien herein, welches die Gothen bis zu ihrer gänglichen Vestiegung (553) immer besetzt hielten. Und anstatt daß die Bajoarier als die Verbündeten oder die Unterworfenen

der Franken erschienen, stehen sie vielmehr stets in Verbindung mit ihren Feinden. Nicht unendlich erhellet, daß schon bey jenem Einbruche der Avaren in Thüringen, welcher in das Jahr 561 fällt, die Bayern welche an der Nab wohnten, an dem Kriege gegen Sigebert Theil genommen haben; und seit der Besiznahme Oberitaliens durch die Longobarden, tritt nun vollends Garibald als ihr Verbündeter gegen die Franken hervor. Erst jetzt — unter Childebert (c. 589) hat nun wirklich diese Unterwerfung Bajoariens, Garibalds Vertreibung, und die Einsezung Cassilo's stattgefunden.

In diese Zeit fällt nun auch nach der uralten Tradition, und der Meynung unserer bewährtesten Historiker, die erste Verkündung des Christenthums in Bayern durch den h. Ruprecht; und wir müssen diese Ansicht um so mehr zu vertheidigen suchen, als sie erst neuerlich von dem Hrn. Keens, der jüngsten Schrift des Chorherrn Filz auf das schärfste angegriffen wurde, und auch der Autor dieser neuesten Geschichte sich für eine spätere Ankunft st. Ruperts entscheidet.

Die ganze Argumentation des Hrn. Kees. in den Gelehrten Anzeigen beruht aber darauf, daß — „da sich aus dem Zusammenhalte des Congestums, der brevis notitia, und Arnolds von Wohburg herausstelle, daß die daselbst angegebene Reihenfolge der bayerischen Herzoge, welche das Bisthum Salzburg begründet und dotirt haben, nämlich: Theodo, Theodebert, Hugibert, Odilo, Cassilo, die einzig wahre und vollständige sey, und da diese alle dem VIII. Jahrhunderte angehören, so müsse auch das Episcopat Sct. Ruperts in das VIII. Jahrhundert fallen.“

Ich behaupte nun entgegen, daß nach dem Inhalte des Congestums und der brev. notitia selbst, so wie nach dem was aus andern, durchaus gültigen historischen Zeugnissen hervorgeht, geradezu chronologisch unmöglich sey, daß Rupert dem VIII. Jahrhundert angehöre.

Da bestimmten chronologischen Notizen zu Folge der Sterbetag Sct. Ruperts auf den 27. März, der zugleich der Oster-Sonntag gewesen — fällt, so sehen sich die Anhänger des Hausfösischen Systemes (und als Vertheidiger dieses Systemes ist Hr. Ke-

ferent zu betrachten) gezwungen, den genannten heil. Bischof im Jahre 718 sterben zu lassen, weil im Verlaufe des VIII. Jahrhunderts Ostern gerade in diesem Jahre mit dem 27. März zusammentrifft. Hiedurch gerathen nun aber diese Vertheidiger einer so späten Ankunft Sct. Ruperts in Bayern in den offenbarsten und unauflöblichsten Widerspruch mit dem, was uns theils die von ihnen selbst citirten Documente, theils andere unverwerfliche historische Zeugnisse über die Begebenheiten jener Zeit berichten.

I. Aus der *vita primigenia* geht ganz unwidersprechlich hervor, daß Theodo von Sct. Rupert zum Christenthume bekehrt, von ihm getauft worden — daß Rupert auch in dem Lande überhaupt das Christenthum eingeführt, Kirchen gebaut und eingeweiht habe. Nimmt man nun an, Sct. Rupert sey erst 698 nach Bayern gekommen, so ist durchaus nicht zu erklären, wie damals Bayern und die herzogliche Familie, welche doch schon seit fast 100 Jahren christlich gewesen, nun plötzlich wieder heidnisch geworden. Einer so späten Ankunft Sct. Ruperts in Bayern steht ferner durchaus entgegen:

II. das *Capitulare Gregorii II.* vom Jahre 716. Aus diesem geht ganz unzweydeutig hervor, daß damals das Christenthum und die kirchliche Disciplin in Bayern wieder in tiefen Verfall gekommen, vorzüglich aber, daß es an einem tüchtigen Vorsteher der Kirche fehlte. Von diesem Zustande war der Pabst durch Theodo, der nach Rom gereist war um die Errichtung von Bisthümern zu erwirken, persönlich unterrichtet. Wie sollte nun aber die von Sct. Rupert erst nach dem Jahre 696 in Bayern eingerichtete christliche Kirche, daselbst schon nach kaum 20 Jahren, noch zu Lebzeiten Ruperts, der doch kürzlich erst neue tüchtige Gehülfen vom Rheine herbengeholt hatte, wieder in so großen Verfall gerathen seyn? Wie läßt es sich zudem erklären, daß Gregor in seiner Instruction für die 716 nach Bayern gesendeten Legaten, Ruperts nicht die geringste Erwähnung macht, sondern in dieser ganzen Instruction die Besorgniß ausspricht, daß es in diesem Lande an einem tüchtigen Kirchenvorsteher fehle? Man darf geradezu behaupten, es sey schlechtthin unmöglich, eine so späte Ankunft Ruperts mit dieser Instruction Gregors in Einklang zu bringen. Die *vita primig.* berichtet, Rupert

habe nach seiner Ankunft an Theodos Hof (die also von unsern Gegnern auf das Jahr 689 gesetzt wird) den Herzog und die Großen des Landes im Christenthume unterrichtet und getauft; hierauf habe dieser Apostel eine Reise gegen Pannonien hin unternommen, er habe auf dem Rückwege sich einige Zeit in Lorch aufgehalten, sich sodann am Wallensee niedergelassen, und eine Kirche daselbst erbaut. Ueber alles dieses mögen denn doch 4 Jahre verfloßen seyn, und sohin Rupert vor dem Jahre 702 Wallensee noch nicht verlassen haben. Erst von hier aus zog er in die Gegend von Salzburg und gründete daselbst die neue Kirche. Erst von jetzt an, und also gewiß nicht vor 706 konnte sein Wirken für das Christenthum in Bayern beginnen. Gerade in die jetzt folgenden 10 Jahre (von 706 — 716) fällt also offenbar Alles das, was von dem Apostel durch Verkündung der neuen Lehre, durch Predigen und Tausen, durch Weihe und Einsetzung der Priester, durch Bau und Ausstattung der Gotteshäuser geschehen ist — und doch soll nun schon im Jahre 716 der Zustand der bayerischen Kirche ein so höchst verwahrloster gewesen — die kaum erst eingesetzten Priester sollen bereits wieder in allerley Kegerereyen und Aberglauben versunken, alle Kirchensprengel verwirrt, die katholischen Satzungen vergessen gewesen seyn — und was das auffallendste ist, Theodo, der Freund Ruperts ist gerade damals in Rom, und weiß doch dem Pabste keinen Mann, der für die Ordnung der Kirche in Bayern verwendet werden konnte, zu benennen!

Noch bestimmter ist das was in dem Congestum über die Stiftung des Frauenklosters auf dem Nonnberge berichtet wird. Diese Stiftung, und die Dotation dieses Stiftes fällt diesem Documente zu Folge nicht in Theodo's, sondern seines Sohnes Regierungszeit. Und da nun diese Stiftung unmittelbar in den Zeitpunkt der Zurückkunft Ruperts vom Rheine fällt, wohin er gereist war um sich Gehülfen zu holen, und von wo er seine Schwester Grentude mit sich geführt hatte — so müßte Rupert erst nach Theodo's Tod diese Reise unternommen haben. Wie läßt sich aber dieses mit dem kurzen Zwischenraume zwischen Theodos und Ruperts Hinscheiden (716 — 718) vereinbaren?

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. März.

Nro. 60.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:
(Fortsetzung.)

III. Auch mit dem, was wir über die Lebens-Geschichte des heil. Korbinian wissen, fallen unsere Gegner durchaus in Widerspruch. Da ihrer Ansicht nach Rupert, welcher dem Zeugnisse des congest. und der brev. notit. gemäß den Theodo überlebt hat, am Oftertag des Jahrs 718 gestorben seyn muß, so sind sie gezwungen, das Todesjahr dieses Herzogs gleich in die Zeit nach dessen Rückkunft aus Rom, also Ende 716 zu setzen, weil sein Nachfolger Theodobert noch lange Zeit hindurch ein Zeitgenosse des Apostels war, wie die Schenkungen dieses Herzogs an die Salzburger Kirche, und seine Ausstattung des Stiftes auf dem Nonnberge beweisen. Da nun aber Aribo ausdrücklich meldet, daß Theodo den heil. Korbinian auf seiner Durchreise nach Rom zu Papst Gregor (welcher erst im Jahre 716 den päpstlichen Stuhl bestiegen) bey sich aufgenommen, und daß Korbinian sich einige Zeit in Bayern aufgehalten (ubi quamdiu demoratus verbi divini seminavit doctrinam), so müssen unsere Gegner in die höchste Verlegenheit gerathen, die Zeit herauszufinden, welche Korbinian bey Theodo in Bayern zugebracht hat. Diese Verlegenheit könnten sie sich nun übrigens sehr leicht ersparen, wenn sie gelten lassen wollten, was der so glaubwürdige Aribo, der 30 Jahre nach Corbinian den bischöflichen Stuhl in Freysing bestiegen, von diesem Heiligen berichtet. Nach Aribo's Zeugniß kann nämlich Corbinian nicht vor dem Jahre 723 in Bayern aufgetreten seyn — und folg-

lich muß der Theodo der ihn bey sich aufgenommen hat, damals noch gelebt haben. Ist aber dieses der Fall, so muß der Theodo unter welchem Set. Rupert nach Bayern kam, ein anderer und früherer gewesen seyn, da von ihm berichtet wird, daß er vor Rupert verstorben sey.

IV. Der Behauptung unserer Gegner steht fern entgegen das was das Congestum und die Notitia ausführlich über die Gründung der St. Maximilianszelle erzählen. Erst unter Theodebert, nach Theodo's Tod, consecrirt dieser Erzählung nach St. Rupert die St. Maximilianskirche, und der Herzog eignete hiebey den Ledi und Urso von Albina sammt ihrem ganzen dortigen Besizthum dieser Kirche; diese geben ihre Nepotes Wernhar und Dulcissimus dort in die Schule, welche (nachdem sie innutriti und docti geworden) von St. Rupert die Hälfte der geschenkten Güter in beneficium zurück verlangten und erhielten. Und nachdem sie nun „multo tempore“ im Besiz dieser Güter-Hälfte waren, begehrten und erhielten sie vom Stifte auch noch die Bewilligung dieses beneficium auf ihre nepotes überzutragen, „quod dum factum fuisset, multis temporibus hoc habebant in beneficio.“ Nun fährt die Notitia fort: „Interea contigit, daß die Mönche der Maximilianszelle von den Slaven vertrieben wurden, „et ita multis temporibus erat devastata eadem cella propter imminentes Sclavos.“ Darauf folgt im 7ten Capitel: Auf der Reise Odilo's begleitete ihn sein Caplan Ursus, de genealogia der von Albina, die Theodebert mit ihren Gütern der Maximilianszelle geeignet, welche nun multis temporibus desolata war. Dieser Ursus begehrt vom Herzog diese Güter als beneficium. Odilo, welcher nicht wußte daß St. Rupert diese Maximilianszelle gestiftet, und daß Theodebert diese Gü-

ter dahin geeignet hatte, bewilligte dem Ursus diese Güter sammt der Zelle in *beneficium*. Als nun aber Virgil zum Bischof von Salzburg erhoben wurde, und von diesen Verhältnissen Kenntniß bekam, begab er sich zum Herzog Odilo, und forderte das Eigenthum der Kirche zurück.

Das was nun in dieser Erzählung von den Einfällen der Slaven angeführt wird, wäre allein schon hinreichend die Behauptung der spätern Ankunft St. Ruperts zu widerlegen. Diese Einfälle haben nämlich statt gefunden, zuerst unter Tassilo I. sodann unter Garibald II. im J. 610, ferner unter Theodo I. zur Zeit Sct. Emerams. Von Einfällen der Slaven in das Salzburgische während Theodo II. und seiner Nachfolger Regierung, ist dagegen nicht weiter etwas bekannt. Ja im Gegentheile geht aus der *Historie de conversione Carantanorum* ausdrücklich hervor, daß nicht nur der dem Virgil gleichzeitige Fürst der Slaven Theitumar, sondern auch sein Oheim Boruth schon zum Christenthum bekehrt waren, und in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit den Priestern zu Salzburg gestanden sind. In diese Zeit kann also denn doch wohl nicht die Zerstörung der Maximilians-Kirche gesetzt, sie muß vielmehr offenbar um ein Jahrhundert hinaufgerückt werden.

Abgesehen aber hievon, und angenommen, daß Theodo i. J. 717 gestorben wäre, (was aber durchaus nicht zugegeben werden kann, da Theodo noch den Sct. Corbinian bey sich aufgenommen hat, der nicht vor 723 nach Bayern gekommen ist), so müßte in dem Verlaufe von den Jahren 717 bis 745, also in nicht vollen 30 Jahren, Alles das Folgende geschehen seyn:

- 1) Theodo's Nachfolger müßte die Maximilianszelle gestiftet, dotirt, und unter andern mit den Gütern des Geschlechts Albina beschenkt haben.
- 2) Zwey junge Männer dieses Geschlechtes müßten in das Stift getreten, da erzogen worden, und nachdem sie *edocti* geworden, mit der Hälfte ihrer an die Kirche überwiesenen Güter wieder belehnt worden seyn;
- 3) Diese beyden müßten verstorben seyn, ihr

Leben an ihre Nepoten vererbt, und diese solches *multo tempore* besessen haben;

- 4) Hierauf müßten die heidnischen Slaven eingebrochen seyn, und die Güter der Maximilianszelle verwüstet haben, so daß sie *multis temporibus devastata* geblieben sind;
- 5) Sofort müßte ein späterer Sprößling jenes Geschlechtes, nämlich der Capellan Ursus, sich die fraglichen Güter von Odilo als *beneficium* erbeten, und sie auch, da Odilo sich durchaus keine Kenntniß mehr von der Stiftung der Maximilianszelle und den Verhältnissen dieser Güter verschaffen konnte, von dem Herzoge, trotz des Widerspruches Virgils, erhalten haben.
- 6) Ja Virgil selbst weiß nun zum Beweise der erst vor 20 Jahren geschehenen Stiftung Theodeberts keine anderen Urkunden beizubringen, als was er *a viris valde senibus* erfährt, die es selbst wieder nur *a senioribus* gehört hatten. Und damit ja diese Tradition nicht weiter verloren gehe, läßt Virgil sie nun erst niederschreiben.

Wenn es nun auch überhaupt je möglich wäre, alle diese hier angedeuteten Begebenheiten in den Verlauf von 30 Jahren zusammenzudrängen, so liefert uns doch, wie schon gesagt, die Stelle von den Einfällen der heidnischen Slaven allein schon den offenbarsten Beweis, daß von Etwas die Rede ist, das ein ganzes Jahrhundert früher geschehen, und für diesen Fall nur — für den Fall einer seit einem Jahrhundert verfloßenen Begebenheit, paßt die Beweisführung durch alte Männer, die wieder nur das berichten, was ihren Vorfahren noch erinnersich war.

Ein Blick auf die Beschaffenheit der von Virgil angeführten Zeugen, deren Aussage er niederschreiben läßt, reicht allein schon hin zu erkennen daß von längst verfloßenen Begebenheiten die Rede ist; es sind Zöglinge der Zöglinge Ruperts, welche das was sie aussagen, nur von sehr alten Männern hatten behaupten hören „*filioli juniorum S. Ruperti, qui hoc a senioribus audierunt.*“ Haben wir hier nicht den Schlüssel zur Entstehungsgeschichte jener Aufschreibungen, des *Congestums* nämlich und der *brevis notitia*? Sind sie wohl

etwas anders als in die Feder dictirte Traditionen ad perpetuam rei memoriam? Es kommt auch nirgends vor daß sie auf Urkunden gebaut seyen, vielmehr ist gerade jene Schenkung welche wirklich aus einer solchen Urkunde geschöpft war, nämlich die Schenkung von Steindorf durch Tassilo, nicht im Congestum aufgenommen. Die brev. notitia, schon von Virgil begonnen, ist ihrem Hauptbestandtheile nach offenbar älter als das Congestum. Beyde aber mochten durch folgenden Gang der Begebenheiten veranlaßt seyn. Was von der Maximilianszelle ausdrücklich gesagt wird, nämlich ihre Devastation durch die heidnischen Slaven, hat wahrscheinlich auch die übrigen Güter der Salzburger Kirche getroffen. Daher reicht die Reihe der Bischöfe nur bis Anselmus, der bloß mehr als Abt erscheint, und erst der fünfte Nachfolger tritt wieder als Bischof auf „sub quo iterato illa sedes honorata refulsit episcopo.“ Der bischöfliche Stuhl war — mit dem gesammten Kirchenwesen, in Verfall gekommen; der Güterbesitz des Stiftes zweifelhaft geworden. Nun aber, und vorzüglich durch den apostolischen Eifer des Bonifaz, wurde ernstlich Hand angelegt, das zweifelhafte wieder zur Gewißheit zu bringen. Und so machten nun die Kirchen-Vorsteher es sich zur Aufgabe, das was über die Dotation ihrer Kirchen noch bekannt war, urkundlich zu besetzen. Sie waren aber, aus Mangel an Urkunden, dießfalls meistens darauf beschränkt, sich an die ältesten und glaubhaftesten Männer zu halten, und nur mündliche Ueberlieferung ist das, was nur aufgeschrieben wird. Virgil ward zu diesen Aufzeichnungen insbesondere veranlaßt durch seinen Streit mit Odilo wegen der Maximilianszelle; Arno aber hatte den Zweck dabey, sich vor Carl dem Großen über das Gut seiner Kirche auszuweisen. Doch nicht er selbst, ein sicherer Arn ist es, der das Zeugenverhör vornimmt, denn sonst würde er wohl nicht dem Schreiber dictirt haben „ubi praeest venerabilis vir Arn episcopus.“ Ja, daß es nicht der Bischof selbst gewesen der das fragliche Document abgefaßt, geht schon daraus hervor, daß während die Uebersicht ausdrücklich sagt „anno 798 congestum“ es doch bekannt ist, daß der Bischof Arno während der Jahre 797 — 798 theils in Rom, theils am Hofe Carl des Großen anwesend war.

Ist aber hier nur von einer Aufzeichnung desjenigen die Rede, was die ältesten Männer sich noch erinnern von ihren Voraltern gehört zu haben, so ist auf irgend eine Vollständigkeit dieser Notizen wohl durchaus kein Anspruch zu machen; namentlich ist nicht hieraus zu schöpfen eine authentische Reihenfolge unserer ältesten Herzoge. Vielmehr geht offenbar eine gewisse Verwechslung und Verwirrung der Namen dieser Fürsten aus diesen Documenten hervor. Daß der erste Stifter Theodo geheiß, war einer alten Haupt-Tradition zu Folge angenommen. Daß nun aber alle Schenkungen, welchen der Name Theodo vorsteht, von diesem ältern Theodo herkommen, ist wohl nicht zu behaupten. Eben so verhält es sich mit Theodebert. Höchst augenfällig sind bey diesen beyden Aufschreibungen die Schenkungen eines frühern und spätern Theodo, eines frühern und spätern Theodebert vermischt. Das was der frühere Theodo gegeben, waren der vita prim. gemäß, jene walddüberwachsenen römischen Ruinen der ehemaligen Juvavia; das oppidum Salzburg, welches das Congestum unter den Schenkungen Theodo's aufzeichnet, kann also nicht von jenem ersten Theodo der Kirche geeignet worden seyn, weil es damals noch nicht bestand. Es ist auch nicht anzunehmen daß jener Theodo es schon gewesen, der 20 Salzpannen an das Stift, das erst entstehen sollte, geschenkt hat, so wie den Zehnt und Zoll. Aber vor allem und offenbar ist der Theodo, welcher zu Lebzeit Ruperts nach Pongau kommt um der Errichtung der Maximilianszelle beyzuwohnen, — und welcher nun auf seinem Todtbette die weitere Ausstattung dieser Zelle seinem Sohne Theodebert überträgt, nicht der Theodo des VIII. Jahrhunderts, weil zwischen der Stiftung dieser Zelle und dem Streit Virgils mit Odilo jene Einbrüche der heidnischen Slaven — und jene multis temporibus andauernde Verlassenheit dieser Zelle fällt, welche offenbar nur in dem VII. Jahrhunderte stattfinden konnte.

Wenn man überhaupt dem Congestum die breves notitiae gegenüber stellt, so fällt der Vergleich nicht sehr vortheilhaft für das erstere aus — und die zweyten treten durchaus in einer größern Vollständigkeit hervor. Daher kann denn auch auf die Vollständigkeit der Reihenfolge der vom Congestum

aufgezählten bayerischen Herzoge eben kein sonderliches Gewicht gelegt werden. Abgesehen davon, daß bereits ein dieser Aufschreibung gleichzeitiges, oder wohl noch älteres Verzeichniß der Reihenfolge dieser Fürsten ein ganz anderes Resultat giebt, so möchte in dieser Beziehung eine bloß auf Ansage bejahrter Männer niedergeschriebene Notiz wohl überhaupt nicht geeignet seyn, ein authentisches Document zur Begründung einer vollständigen Reihenfolge unserer Herzoge zu liefern. Daß aber das Congestum nicht aus Urkunden, sondern auf derley mündliche Aussagen aus dem Gedächtnisse geschöpft, und durch den Diacon Benedict den Mönchen in die Feder gegeben sey, ist am Schluß dieses Documentes ausdrücklich bemerkt. Es fehlt an allen Beweisen daß dieses Document ein Werk des Bischofs Arno selbst sey, — und stellt sich dasselbe vielmehr bloß als eine Zusammenstellung aller jener Notizen dar, die aus der Tradition noch bekannt waren. Das Congestum mochte überhaupt eher nur ein Auszug aus den brevibus notitiis seyn. Denn nicht nur ist es bey weitem weniger vollständig, sondern was in Betreff auf die Stiftung, Dotation und die Schicksale der Maximilians-Zelle vorkommt, wurde den brevibus notitiis zu Folge bereits durch Virgil aus der Angabe der ältesten Männer gesammelt und aufgeschrieben, so daß sie sich in dieser Beziehung offenbar als eine Quelle für das Congestum herausstellen. Wie wenig Anspruch auf Vollständigkeit das Congestum überhaupt machen könne, zeigt schon ein Blick auf das daselbst gemachte Verzeichniß der Schenkungen, deren Zahl sich zu jenen der brev. notit. wie 30 zu 300 verhält — ferner ein Blick auf das dortige Verzeichniß der Kirchen in den südlichen Gauen, in welchem viele die schon bestanden haben fehlen, bey den genannten aber nirgends der Ankunftsörtel bezeichnet ist.

Daß auch das, was wir von dem Leben des heil. Korbinian wissen, der Annahme, daß Rupert ein Zeitgenosse jenes Theodo sey, der dem VIII. Jahrhunderte angehört, geradezu entgegen stehe, ist bereits bemerkt worden — wir müssen aber noch einmal tiefer auf diese Begebenheit eingehen. Korbinians Lebensumstände sind uns genau und zuverlässig bekannt durch seinen Biographen Aribio, der nur 30 Jahre nach Korbinians Tod den bischöflichen

Stuhl von Freysing bestiegen hat, also gewiß von den Begebenheiten jener Zeit unterrichtet war. Nach Aribio's bestimmter Angabe ist nun Korbinian 7 Jahre nachdem er von Papst Gregor II. zum Bischof geweiht worden, aus Gallien nach Bayern gekommen, und von Theodo in Regensburg empfangen worden. Da nun Gregor erst 716 den päpstlichen Stuhl bestiegen, so kann Korbinian nicht vor dem Jahre 723 nach Bayern gekommen seyn. Wie hätte nun also Rupert, den unsere Gegner wegen des Ostertages im Jahre 718 sterben zu lassen gezwungen sind, den Theodo überleben können, wie doch das Congestum und die brevis notitia so umständlich behaupten?

Es ist mir nicht unbekannt, daß jene Gegner, um sich aus dieser Verlegenheit zu retten, dem ausdrücklichen Zeugniß des Aribio entgegen, geradezu behaupten, daß Korbinian schon viel früher nach Bayern gekommen sey. Aber abgesehen davon, daß es denn doch etwas zu kühn ist, über die Lebensumstände Korbinians mit einem Bischöfe streiten zu wollen, der dieses Leben 30 Jahre nach dem Tode des Heiligen niedergeschrieben hat, so verfällt man mit jener Behauptung in noch größere Ungereimtheiten. Denn wenn Korbinian schon viel früher, und also noch vor der bekannten, in das Jahr 716 fallenden Reise Theodo's nach Rom, in Bayern aufgetreten, so ist es nun wieder ganz unbegreiflich wie Gregor ein Capitulare, wie das welches er seinen Legaten nach Bayern mitgegeben hat, überhaupt nur erlassen konnte. Nach diesem Capitulare befand sich nämlich, wie schon angedeutet, die christliche Kirche im Jahre 716 in Bayern ohne Hirten, und war im größten Verfall, während der Behauptung unserer Gegner gemäß gerade damals Rupert und Korbinians Wirken im höchsten Flor standen haben mußte!

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. März.

Nro. 61.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

(Schluß.)

Gregor befiehlt seinen Legaten ausdrücklich, daß sie der Landesabtheilung unter mehrere Herzoge entsprechende Diocesen bilden, und Bischöfe daselbst einsetzen sollen. Wie ließe sich das erklären, wenn damals (716) die bischöflichen Stühle in Salzburg und Freysing bereits durch jene großen Helden des Glaubens, Nupert und Korbinian, besetzt gewesen wären? Folgt aber hieraus unwiderrspchlich die Nichtigkeit der Angabe des Aribo, daß Korbinian nicht vor 723 in Bayern aufgetreten — so folgt auch eben so nothwendig daraus, daß der Theodo, der den heiligen Nupert empfangen, Salzburg zuerst begründet, und die Sorge für die Maximilians-Zelle seinem Sohne Theodebert übertragen hat — ein früherer seyn müsse als jener der dem VIII. Jahrhunderte angehört. Denn als Corbinian nach Bayern kam, traf er zwar den Theodo, aber von seinem Sohne Theodebert ist durchaus nicht mehr die Rede. Vielmehr herrscht nun Grimoald unbeschränkt über den frühern, sich bis an Italien erstreckenden bayerischen Antheil Theodeberts. Und als nun Theodo stirbt, so ist es nicht sein Sohn Theodebert mit welchem Grimoald über die Erbfolge den Bürgerkrieg erhebt, sondern Hugibert, dieses Theodeberts Sohn. Wie ist das denkbar, wenn dieser letztere damals noch am Leben gewesen wäre? Folgt

hieraus nicht, daß Theodebert vor seinem Vater Theodo gestorben? Und wenn das der Fall ist, wie kann das, was das Congestum und die notitia von der Stiftung der Maximilianszelle melden, sich auf diesen Theodo beziehen, von dem es daselbst ausdrücklich heißt, daß er seinem Vater in der Regierung gefolgt sey? Hierzu kommt nun noch daß diese beyden Documente unter den Schenkungen, welche Theodo dem hl. Nupert macht, Güter nennen, welche im Isen- und im Sundergau liegen, in Gauen die in Grimoalds Territorium gelegen, und also der Verfügung eines spätern Theodeberts nicht unterstellt waren? Es ist überhaupt nicht zu verzeihen, und spricht ebenfalls gegen die spätere Ankunft Nuperts, daß weder im Congestum noch der Notitia des Grimoald Erwähnung geschieht, der, der Zeitrechnung unserer Segner nach, ein fortwährender Zeitgenosse Nuperts, und Gebieter in jenen Landstrichen war, in welchen so manche von den Kirchen gelegen ist, deren Gründung dem St. Nupert zugeschrieben wird.

V. Auch die in den ältesten Necrologien der Salzburger Kirche befindlichen Verzeichnisse der Nachfolger Ect. Nuperts bis zu Virgil stehen der Behauptung, daß diese Kirche erst 696 gegründet worden, durchaus entgegen. Diese Nachfolger waren: Vitalis, Anselmus, Carolus, Ezius, Flobargisus, Johannes, Virgilius. Es müßten also, wenn angenommen werden will, daß Nupert i. J. 718 gestorben, binnen den 25 Jahren bis zur Ankunft Virgils nicht weniger als sechs Vorsteher der Kirche von Salzburg auf einander gefolgt seyn, eine ganz wider alle Wahrscheinlichkeit streitende Annahme. Selbst diese sechs Vorsteher mögen sich nicht unmittelbar gefolgt seyn, und namentlich bey den Einfällen der Slaven Unterbrechungen statt gefunden haben. Berichtet doch auch die Biographie St.

Virgils, daß vor ihm der bischöfliche Stuhl in Salzburg eine Zeit lang unbesezt gewesen, „temporibus Odilonis salsb. ecclesia proprio carebat episcopo;“ wie denn das auch aus Gregors Capitulare hervorgeht. Nehmen wir die Aufzeichnung in einem der ältesten Martyrologien hinzu, welche lautet: „Virgilius juvav. ep. majorem ecclesiam construxit, et illic beatum Rupertum translulit cum discipulis Chunialdo et Gisilaro,“ so ist es doch offenbar höchst unwahrscheinlich, daß der Bau einer neuen Kirche, und die Translation der Gebeine Set. Ruperts schon 30 Jahre nach dem Tode desselben, der doch die erste Kirche eben gebaut hatte, sollte statt gefunden haben. Zudem stehen die oben genannten Chunibald und Gisilar an der Spitze eines in einer alten Handschrift enthaltenen Verzeichnisses von mehr denn 400 Mönchen, welche von der Stiftung der Salzburger Kirche bis auf Arno verstorben sind.

Es läßt sich übrigens nicht läugnen, daß, nachdem weder Gregor noch Paul Diac., noch ein anderer Autor von einem Theodo etwas meldet, es seine Schwierigkeit habe für den Theodo, welchen die vita primigenia nennt, in der früheren Reihe unserer Herzoge einen Platz zu finden. Allein wie mißlich es um die Kenntniß von dieser Fürsten-Reihe sogar im XI. Jahrhundert schon gestanden, bezeugt ja Arnold von Böhburg (auf den man sich doch vorzugsweise beruft) selbst ganz ausdrücklich, indem er sagt: „Quippe hic error maxime adolevit sub ducibus, quorum nomina partim ignoramus, partim scita cautela causa supersedemus.“ Wie leicht kann sich also auch der Verfasser der Vita primigenia (der im IX. Jahrhundert geschrieben,) einer Namensverwechslung schuldig gemacht haben. Gesezt nun aber auch, der Biograph habe recht geschrieben, so folgt denn doch hieraus nur, daß damals zwey Herzoge in Bayern neben einander bestanden hätten. Einer solchen Annahme steht nun aber nicht nur kein unwiderlegliches Bedenken entgegen, sondern sie wird sogar in unsern ältesten Aufzeichnungen gewissermaßen angedeutet. Wenn z. B. die Chronisten melden: Anno 567 Garibaldus ducatum Wawariae occupat, Anno 580 Hildebertus Tassilonem Bavariae prefecit, Garibaldo et filio ejus ejectis, Anno 599 Gari-

waldus iterum regnum Bawariae occupat; und Anno 614 Tassilo iterum Rex Bawariae efficitur — wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß seit Besetzung des nördlichen Italiens durch die Longobarden, die angrenzenden Bayern sich stets mit denselben gegen die Franken verbinden, und anderseits in den legibus bajoariorum von einem Agilulfinger die Rede ist, der sich den Franken treu bewiesen, so möchte hieraus denn doch fast hervorgehen, daß eine Zeit gewesen in der zweyerley, theils den Franken allirte, theils denselben widerstreitende Fürsten gleichzeitig in Bayern geherrscht haben. Zwar sind die hier angeführten Stellen aus Chronisten des XI. und XII. Jahrhunderts entnommen; allein das was sie der Ueberlieferung gemäß berichten, widerspricht durchaus den Ereignissen die von gleichzeitigen Historikern erzählt werden keineswegs. Schon damals, als ein herulischer Fürst von Theodorich gedrängt an der Spitze seines Gefolges von Süden über die Gebirge hereinzog, stand wohl jenseits der Donau und an den Ufern der Naab, gleichfalls schon ein Fürst desselben Urstammes an der Spitze sphyrischer und verwandter Völkerschaaren, die jenem frühern Zuge Odoacers nach Italien nicht so wie jene gefolgt waren. Diese — und aber auch nur diese Abtheilung der Bajoarier scheint auch wirklich durch die Franken unter Siegebart (575) überwunden worden zu seyn, wie Benantius berichtet: „Ille (Siegebertus) Nomen Avarorum extendit, bellante manu: cui de patre virtus, quam Nobis ecce probat, Thuringia victa fatetur, perficiens unum gemina de gente triumphum.“ Diese Abtheilung wäre nun auch nach ihrer Vestigung den Franken treu geblieben, und ihr Fürst Tassilo wäre es, der sich die Gunst Hildeberts erwerben hat. —

Die Frage über das Alter der leges bajoariorum hat den Hrn. Verfasser des hier besprochenen Buches um so mehr beschäftigen müssen, als sein Werk vorzüglich der ältesten bayerischen Rechts-Geschichte zugewendet ist. Er hält nun dafür, daß die erste Aufzeichnung der leges bojoar. allerdings auf Befehl des austrasischen Königs Theodorich geschehen sey, und sucht diese Behauptung durch folgende Gründe zu rechtfertigen:

1) Theodorich könne allerdings als unser erster

Gesetzgeber gelten, da erwiesen werden kann, daß er über die Bajoarier geherrscht habe; denn der (freilich erst später eingeschaltete) Titel II. des fraglichen Gesetzes „de Juce et ejus causis“ sage ja ausdrücklich, daß schon die Vorfahren Dagoberts stets die Herzoge der Bayern aus dem Agilolfingischen Stamme ernannt und eingesetzt haben.

- 2) Wenn gleich in unserm ältesten Rechtsbuche sehr viele die Kirche betreffende Satzungen vorkommen, so können solche dennoch auch schon einer sehr frühen Zeit angehören, da unsere Nachrichten über das älteste bayerische Kirchenwesen zu dürftig sind, um auf dieselben einen Beweis für den genauen Zeitpunkt des Entstehens dieser Satzungen zu begründen.
- 3) Man schreibe mit Unrecht den Prolog zu der *lex bajoariorum* einem erst dem VIII. Jahrhunderte angehörenden Verfasser zu; denn die in demselben vorkommende Stelle „*quae (leges) usque hodie perseverant*“ sey interpolirt, da sie in mehreren Handschriften fehle, und in Widerspruch mit einer andern Stelle des Prologes stehe, in welcher dem Dagobert der Titel *rex gloriosissimus* beigelegt wird. Aus dieser Stelle gehe offenbar hervor, daß der Verfasser des Prologes zur Zeit Dagoberts gelebt habe, da späterhin die Pippiniden einen solchen Titel nicht würden geduldet haben. Für ein sehr hohes Alter des ursprünglichen Bestandtheiles des Prologes spreche auch der Umstand, daß Justinian bey Aufzählung der berühmten Gesetzgeber von dem Verfasser dieses Prologes nicht genannt wird.
- 4) Auch eine Stelle in der Biographie des heil. Remigius enthalte: „*Theodoricus rex etiam Bajoariis pro favore rei catholicae leges scripsit.*“ Eben so zählen die *Annales Metenses* die Bajoarier unter den Völkern, auf welche den Franken von jeher unterworfen waren.
- 5) Auch aus einem Briefe Theodeberts (Theodorichs Nachfolger) an Kaiser Justinian gehe die Herrschaft desselben über alle Länder an der Donau bis nach Pannonien hervor.

6) Endlich sage auch Jornandes „*Galli germanorum terras, quas nunc Franci obtinent depopulati sunt.*“

Siegegen läßt sich nun aber erwidern:

Ad 1) Aus dem fraglichen Prologe ließe sich nur dann ein Beweis für die Herrschaft Theodorichs über Bajoarien ableiten, wenn nicht gerade der Text dieses Prologes selbst, wenigstens in seiner Beziehung auf unser ältestes Gesetz, den erheblichsten Zweifeln und Bedenken unterläge. Er berichetet uns aber auf jeden Fall Etwas, das ganz mit den Zeitbegebenheiten in Widerspruch steht. Bis zum Tode des ostgothischen Theodorich (+ 526) ist Thüringen, Rhätien, und das zwischen beyden liegende Bajoarien noch mit diesem Könige in Bundes-Verhältnissen. Nach Theodorichs Tode, und zwar erst im Jahre 531 unternimmt der fränkische Theodorich seinen Zug wider Hermansfried. Aber gleich nach Befiegung der Thüringer geht er über den Rhein zurück, und fährt sein Heer in die Auvergne. Später zieht er nach Anjou und in die Provence, wo er im Jahre 534 stirbt. Selbst sein Nachfolger Theodebert hat seine Besitzungen gegen Osten nicht weiter als bis Granbündten ausgedehnt, über dessen Bewohner er dem Vitiges gegenüber ein Herrscher-Recht aus dem Grunde behauptete, weil diese Bewohner ursprünglich aus Allemannien dahin überstedelt seyen. Auch Siegebert ist wieder gezwungen abermal gegen die Thüringer, die sich wieder empört hatten, auszuziehen, und auf diesem Zuge erst unterwirft er sich die Völkerschaft an dem Rhablufe. Wie ist nun unter solchen Verhältnissen eine schon von Theodorich begründete Herrschaft über das sich in das Norikum hinein erstreckende Bajoarien denkbar?

Ad 2) Wenn gleich die Nachrichten über die allerälteste bayerische Kirche sehr dürftig sind, so ist doch so viel klar und gewiß, daß diese Kirche jene Beschaffenheit und Einrichtung, welche die sich hierauf beziehenden Satzungen der *legg. bajoariorum* voraussetzen, im VI. Jahrhunderte noch nicht haben konnte. Namentlich kann von Klöstern in diesem Jahrhunderte noch nicht die Rede seyn; und über den Sprengel von Lorch, und später Passau hinans, ist wohl vor Ruprechts Ankunft christlicher Kultus in Bayern nirgends anzutreffen. Die

hierauf sich beziehenden Satzungen in unserer ältesten Gesefsammlung gehören, so wie sie selbst in dem ältesten Codex lauten, zum Theile sogar erst dem VIII. Jahrhunderte an.

Ad 3) Was den bekannten Prolog betrifft, so ist — selbst zugegeben, daß die Stelle „*quae usque hodie perseverant*“ erst von einem Kopisten des VIII. Jahrhunderts eingeschaltet sey — doch offenbar gewiß, daß er so wie er lautet vor Dagoberts Zeit nicht abgefaßt seyn kann, da dieser König und seine nächsten Vorfahren daselbst ausdrücklich genannt werden. Uebrigens waltet die höchste Wahrscheinlichkeit vor, daß dieser Prolog keinen officiellen, der schriftlichen Abfassung des ursprünglichen Textes gleichzeitigen Bestandtheil des Gesefzes bildet. Denn selbst von dem, was durch Dagobert für diese Gesefzgebung geschehen, wird hier als von einer vergangenen Begebenheit erzählt. Genau betrachtet stellt der fragliche Prolog sich vielmehr nur als ein Auszug aus einer frühern Vorrede zur *lex Salica* dar, dessen man sich (unter Einschaltung des Wortes *Bajuwarorum*) als einer kurzen historischen Einleitung zu unserm Codex bediente.

Ad 4. 5. 6) Was die aus den Chronisten, dem Briefe Theodeberts, und aus Jornandes citirten Stellen betrifft, so möchte ihre beweisende Kraft wohl manchem Zweifel unterliegen. Das was nicht nur die besten fränkischen Geschichtschreiber über die Begebenheiten ihres Jahrhunderts berichten, sondern was auch aus dem Zusammenhalte der Thatsachen selbst nothwendig hervorgeht, kann durch einzelne Stellen aus spätern Chronisten denn doch wohl nicht entkräftet werden. Jener Brief Theodeberts an Justinian aber (dessen Rechttheit übrigens ohnehin bezweifelt wird) stellt sich durchaus nur als ein Seitenstück zu jenem prahlerischen Titel des oströmischen Kaisers dar, der sich denn auch einen *imperator francicus* zu nennen versuchte.

Was schließlich die oben angeführte Stelle des Jornandes betrifft, so ist in derselben nicht nur keine der Provinzen, auf welche sie sich beziehen soll genannt, sondern von einer noch lange vor die Ankunft der Gothen in Pannonien treffenden Zeit die Rede, so daß diese Angabe ganz in das Unbestimmte zerfällt.

In der Erwägung der hier berührten Verhältnisse dürfte ein Versuch, dem austrassischen Theodorich die erste schriftliche Abfassung unseres Gesefzes bezulegen, überhaupt wohl schwerlich jemals gelingen — so wie es denn ohnehin eine unmögliche Sache ist, für diese *leges Bajoariorum* irgend einen einzelnen Urheber aufzustellen. Vielmehr stellen sich dieselben als ein Aggregat von Satzungen dar, welche ganz verschiedenen Zeitabschnitten angehören. Den ältesten Bestandtheil dieses Rechts-Buches (der Sache nach) bilden offenbar jene Artikel, welche Bestimmungen über privatrechtliche Verhältnisse, und über die Compositionen für begangenen Frevel enthalten. Hieron mag das meiste bajoarische Gewohnheitsrecht seyn; doch ist selbst unter diesen Bestimmungen auch manches westgothische, allemannische, und römische enthalten. Neuer und später sind die die Kirche und das Staatsrecht betreffenden Bestimmungen; ja diese sind es, welche zur schriftlichen Abfassung wohl den eigentlichen Anlaß gegeben haben mögen. Denn es war dem fränkischen Könige eben so darum zu thun, der christlichen Kirche Schutz und Haltung zu verschaffen, als auch die politischen Rechte des Herzoges fester zu bestimmen. Es ist also hier auch eigentlich fränkisches, nicht bayerisches Staatsrecht zu finden.

Diese Verschiedenartigkeit der Bestandtheile der *legg. Bajuvariorum* wird bey jeder weitem Prüfung derselben scharf im Auge zu behalten seyn. Denn wie wenig in den Abschriften, welche wir noch besitzen Zeit und Quelle ausgeschieden ist, geht schon darans hervor, daß selbst in dem ältesten Codex sich in der Mitte des Textes (*lib. II. de violentia*) drey Artikel befinden, welche wörtlich aus dem *decreto Tassilonis* entnommen sind, und also dem letzten Viertel des VIII. Jahrhunderts angehören.

Freyberg.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. März.

Nro. 62.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

-
1. The Birds of Europe. By John Gould. London 1832 — 1837. Parts 1 — 22. (Vol. I. — V.) Imp. Fol.
 2. The Birds of Australia and the adjacent islands. By John Gould. London 1837. Part. 1. mit 10 fol. Tafeln in Imp. Fol.
 3. Icones avium or figures and descriptions of new and interesting species of Birds from various parts of the globe. By John Gould. Forming a Supplement to his previous works. London 1837. Part. 1. mit 10. fol. Tafeln in Imp. Fol.

Wir zeigen diese drei Werke zusammen an, weil sie von demselben Verfasser herrühren, die nämliche Thierklasse betreffen, und dieselbe innere und äußere Einrichtung haben.

Nachdem von dem ersten Werke (the Birds of Europe) ohngefähr die eine Hälfte, in 13 Lieferungen bestehend, erschienen war, hat Ref. von ihnen bereits eine kleine Anzeige in diesen Blättern (Bd. II. S. 208) mitgetheilt und damals die Hoffnung ausgesprochen, nochmals auf dieses Werk zurückkommen zu können, wenn es vollendet uns vorliegen würde. Dieß ist nun geschehen, die 22te Lieferung schließt das Ganze ab, und somit können wir schon nach zwey Jahren unser früher gegebenes Versprechen lösen.

Das Urtheil über die letzte Hälfte dieser Lieferungen bleibt dasselbe, wie über die früheren. An diesen Birds of Europe haben wir ein Prachtwerk, dem wenige zur Seite sich stellen lassen, keines vorgezogen werden kann. Artistische, wie typographische Ausstattung ist in gleich hohem Grade

vollendet zu nennen: Druck, Papier, Zeichnung, Lithographie, Kolorit sind wunderschön. Die Abbildungen sind wahre Porträts; die Stellungen der Vögel immer so, wie sie der Art natürlich und angemessen sind; die ganze Ausführung beweist es, daß der Künstler seine Studien nach der Natur gemacht und die vollendete Meisterschaft erworben hat. Es ist dieß ein Werk, an dem sich angehende Künstler heranbilden und die geförderten ihre Kräfte bemessen können. Der englische Reichthum hat es dem Verf. gewährt, sein Werk mit einer luxuriösen Pracht auszustatten, die dem Auge eben so angenehm ist, als sie andrerseits der allgemeineren Verbreitung desselben auf dem Kontinente hinderlich wird. Das ganze Werk, wie es uns nun vorliegt, kostet beyläufig über 72 Guineen, mit den Bezugsauslagen noch etwas mehr; ein ungeheurer Preis, gleichwohl haben sich unter den reichen Lords und sonstigen Privaten Englands nicht weniger als 204 Subskribenten vorgefunden, während das ganze Ausland nur mit 10 Exemplaren theilhaftig ist. Aus dieser energischen Theilnahme des englischen Publikums an allen großen wissenschaftlichen und artistischen Unternehmungen, die seinem Vaterlande zur Ehre gereichen können, erklärt es sich denn auch leicht, weshalb in neuerer Zeit von der brittischen Insel eine solche Reihe von Prachtwerken auszugehen im Stande ist. Die Unkosten eines solchen Unternehmens sind nicht bloß durch die einheimische Subscription gedeckt — und mehr verlangt in der Regel ein englischer Autor aus dem naturhistorischen Fache nicht — sondern dieselbe wirft gewöhnlich auch noch einen ansehnlichen Reinertrag ab, so daß zur Deckung der Auslagen der Kontinent nicht einmal in Rechnung gezogen zu werden braucht. Gould allein hat binnen 5 Jahren von diesen kostspieligen Kupferwerken die Century of Birds of the Himalaya moun-

tain, Monograph of the Ramphastidae, Monograph of the Trogons, Synopsis of the Birds of Australia und die oben angezeigten 3 Werke geliefert.

So eminent aber auch alle diese Arbeiten sind, so muß es doch der Naturforscher im Interesse seiner Wissenschaft beklagen, daß ihre luxuriöse Ausstattung ein wesentliches Hinderniß ihrer Verbreitung wird. Wenn selbst die englischen Naturforscher anfangen, sich über die unnöthige Kostspieligkeit ihrer Litteratur bitterlich zu beschweren, was soll man denn erst auf den Continent hiezu sagen! Während in England doch noch über 200 Exemplare von den Birds of Europe in den verschiedensten Gegenden der Insel verbreitet sind, und dadurch den Naturforschern allenthalben Gelegenheit geboten ist, sich dieselben zur Benützung zu verschaffen; wie viel Exemplare dagegen werden denn, außer jenen 10 auf der Subscriptionsliste angeführten, in Deutschland, Frankreich und den andern Ländern aufzutreiben seyn? Die wenigen großen öffentlichen Bibliotheken, vielleicht auch noch ein oder der andere reiche Privatmann, sind im Stande an die Anschaffung dieses kostspieligen Werkes zu gehen, so daß es bey uns allenthalben zu den Seltenheiten gehören, und mithin seine Benützung den Männern von Fach entweder ganz benommen oder doch wenigstens ungemein erschwert wird. Je weniger es aber bey uns den Privaten möglich ist, an die Acquisition eines solchen theuern Werkes, wie diese Birds of Europe es sind, zu denken, um desto dringlicher ist es, daß die Staatsbibliotheken hierauf eingehen, sollen anders nicht die einheimischen Naturforscher in ihrer litterarischen Thätigkeit beschränkt, oder auf dieselbe allmählig, wenigstens in manchen Fächern, ganz verzichten müssen. Ref. muß es daher mit dem größten Danke anerkennen, daß die k. Hof- und Staats-Bibliothek dahier, gleich den andern großen europäischen Bibliotheken, in der liberalsten Weise dafür sorgt, daß auch im naturwissenschaftlichen Gebiete der litterarische Apparat, zumal wo er die Kräfte des Einzelnen übersteigt, vollständig vorhanden sey. Ohne den Besitz eines solchen Apparates könnte aber auch eine Akademie der Wissenschaften ihre Bestimmung gar nicht erfüllen.

Um nun auch von dem wissenschaftlichen Werthe unserer Birds of Europe zu sprechen, so ist derselbe allerdings von einer solchen Bedeutung, daß sich dieses Werk dem Zoologen unentbehrlich macht. Obschon wir nämlich von mehreren europäischen Ländern ausgezeichnete Specialdarstellungen der in ihnen einheimischen Vögel haben, so fehlen doch solche von andern Ländern Europa's ganz und gar, und noch weniger war ein Kupferwerk vorhanden, welches die gesammte Ornithologie unsers Welttheils in einer einzigen Sammlung vereinigte. Dieß durch seine Birds of Europe und zwar in so ausgezeichnete Weise gethan zu haben, ist das wesentliche Verdienst von Gould. Erhalten wir nun auch gleich alle dieselben Arten nochmals abgebildet, welche z. B. Naumann in seiner Naturgeschichte der Vögel Deutschlands bereits recht gut dargestellt hat, so kommt doch eine große Menge außerdeutscher hinzu, welche bey demselben nicht zu suchen, überhaupt noch gar nicht abgebildet, und selbst in den großen Sammlungen nicht leicht vollständig aufzufinden sind. Zu dieser Reichhaltigkeit ist der Verfasser dadurch gelangt, daß er sich bey seinen Zeichnungen nicht bloß auf die englischen Sammlungen beschränkt, sondern ebenfalls die meisten größern des Continents, wie z. B. in Leyden, Paris, Frankfurt, München, Wien und Berlin benützte. Hierdurch hat er auch eine Menge wichtiger Aufschlüsse über die geographische Verbreitung der europäischen Vögel erlangt, welche den Hauptwerth des Textes ausmachen, der außerdem nur mit einer zwar sehr gut gehaltenen, aber kurzen Beschreibung der äußerlichen Merkmale sich befaßt. Diese Kürze des Textes, welche der in der Ornithologie tüchtig bewanderte Verf. allerdings hätte vermeiden können, wenn er das leer gelassene Papier hätte ausfüllen wollen, ist indeß in so fern von keinem wesentlichen Nachtheil, als Temminck's Manuel d'Ornithologie und noch vielmehr Bloger's Naturgeschichte der Vögel Europa's, auf deren Fortsetzung man freylich seit drey Jahren vergeblich wartet, dazu dienen können, sich ausführlicher, namentlich auch in Bezug auf die Synonymik, zu orientiren. Gould's Birds of Europe wird für alle folgenden Zeiten eines der großen Hauptwerke in der Zoologie bleiben.

Der Verf. schätzt die Zahl aller Vögel, welche

als europäische zu betrachten wären, auf 462 Arten, von denen er 449 auf eben so viel Tafeln abgebildet hat. Nach den 5 Ordnungen, welche er nach Vigors annimmt, vertheilen sie sich folgendermaßen:

Raptatores . . .	50 Arten.
Insessores . . .	192 „
Rasores . . .	27 „
Grallatores . . .	76 „
Natatores . . .	104 „

Die fehlenden Arten und die, welche vielleicht späterhin noch als neu sich ergeben, sollen in Supplementen nachgetragen werden.

2. Indem der Verf. mit diesem Werk über die europäischen Vögel zu Ende gekommen ist, legt er uns bereits das erste Heft eines neuen, die Vögel Australiens darstellend, vor, was uns etwas überrascht. Er hat nämlich kurz vor der Ausgabe dieses ersten Heftes eine Synopsis of the Birds of Australia begonnen (vom Ref. Bd. IV. S. 859 angezeigt), welche in einem viel kleineren Formate von den Arten gewöhnlich bloß die Köpfe abbildet, und hat damals allerdings bereits das Erscheinen eines größern Werkes über die australischen Vögel versprochen, indeß in der Ankündigung gesagt, daß er zur tüchtigen Ausführung dieses Vorhabens selbst Neuholland bereisen werde. Ob nun der Verf. seinen Plan aufgegeben, oder hiemit nur den ersten für die Subscribernten bindenden Anfang gemacht haben wolle, dessen weitere Fortführung nach der Rückkehr vor sich gehen würde, weiß Ref. nicht zu sagen, da das erste Heft dieser Birds of Australia ohne alle Vorbemerkung erschienen ist. Tafeln und Text, von jedem 10 Blätter, sind in demselben Formate und von derselben prachtvollen Ausstattung, die wir schon an den Birds of Europe gerühmt haben; der Preis ist indeß, weil weniger Tafeln gegeben sind, billiger gestellt, indem er nur 1 L. 15 Sch. beträgt. Der Text ist hier schon vollständiger, indem die Synonymik gehörig berücksichtigt wird. Diese Birds of Australia erlangen natürlich für den Zoologen, da sie ungleich seltener, im Laufe jedes Jahres durch neue Entdeckungen sich mehrende Gegenstände enthalten, einen noch größern Werth als die Birds of Europe.

3. Das dritte der angezeigten Werke, die *Icones avium*, soll als ein Supplement zu den früheren Arbeiten des Verf. dienen, und ist von derselben Einrichtung, wie die beyden vorhergehenden. Folgende 10, sämmtlich ausländische Arten sind darin beschrieben und abgebildet: *Eurylaimus Dalhousiae*, *Todus multicolor*, *Janthocincla phoenicea*, *Calliope pectoralis*, *Microura squamata*, *Paradoxornis flavirostris*, *Pteroglossus Gouldii*, *Numida vulturina*, *Ortyx plumifera*, *Cursorius rufus*. Fast alle diese Arten sind neu; nur *Eurylaimus Dalhousiae* allein ist schon von Koyle in seinem bekannten Prachtwerke abgebildet. Es genügt zu ihrem Lobe, von diesen Abbildungen sagen zu können, daß sie an Schönheit den andernwärts von Gould gelieferten nicht nachstehen.

H. Wagner.

Erster jährlicher Bericht des Staats-Geologen (von Pennsylvanien). Gelesen im Senate den 22. December 1856. Harrisburg, 1857. 24 Seit. in 8.

Ein im Staate Pennsylvanien ansässiger Freund hat uns diesen Jahresbericht zukommen lassen, von dem uns allerdings das Original erwünschter gewesen wäre, da die Uebersetzung des deutschen Ausdruckes nicht mächtig ist.

Wie aus diesem Jahresberichte hervorgeht, hat der Senat von Pennsylvanien unterm 29. März 1856 den Beschluß gefaßt, eine gründliche geognostische und mineralogische Untersuchung des Staates vornehmen zu lassen, und dem Professor Rogers unter dem Titel eines Staats-Geologen die Leitung derselben übertragen. Mit den nöthigen Geldmitteln versehen, wählte sich derselbe nach eigenem Ermessen zwei Gehülfen für die geognostische Untersuchung, wozu später noch ein dritter zum Behuf der chemischen Analysen genommen werden sollte. Von Ende März bis Anfang November gedachten Jahres wurde nun die Untersuchung geführt, und vorliegender Bericht, welchen Rogers durch den Staats-Sekretär dem Senate abstatet, giebt Rechenschaft von den Leistungen des ersten Jahres.

Mit Recht bemerkt er gleich im Eingange, um unsere begründeten Erwartungen zu bezeugen, daß nach Verlauf einer Sommer-Campagne noch nicht die Rede von definitiven Resultaten seyn könne; diese seyen zur Zeit

nur vorläufige und beschränkte. Zugleich macht er darauf aufmerksam, daß das Personale zu wenig sey, um binnen fünf Jahren die Aufgabe zu vollenden; er wäre deshalb, wofern sie nicht auf die doppelte Zeit hinaus verlängert werden sollte, um Bewilligung eines Zuschusses, damit er noch zwei Gehülften anstellen könne, mit welchen er alsdann die ganze Untersuchung in der genannten Zeitsfrist zu beendigen hoffe. Da der Staats-Sekretär in seinem Vortrage berichtet, daß der Gouverneur mit der Vermehrung der Gehülften einverstanden sey, so wird wohl diesem Gesuch, daß, wie jeder Sachkundige zugestehen wird, den Termin keineswegs zu weit hinauschiebt, von Seite des Senates willfährig werden fern. Im Sommer soll alsdann die Untersuchung im Freien, im Winter die Aufstellung der Sammlungen, die Chemischen Analysen, die schriftlichen Bearbeitungen, die Zeichnungen der Charten vorgenommen werden. Nur bey solcher fortwährender unangesehener, von einer obersten Leitung ausgehender Thätigkeit ist es möglich, daß die schwere Aufgabe mit Ehren gelöst werde. Hätte übrigens der pennsylvanische Geognost seine Untersuchung, vornämlich, statt im Flößgebirge, in einem complicirten Ur- und Trappgebirge zu führen, so würde sein Termin sicherlich nicht ausreichen.

Unter Rogers Mittheilungen ist folgende für uns hauptsächlich von Belang. Er unterscheidet nämlich zwischen Alleghenys- und appalachischem Gebirge, während die Geographen gewöhnlich beyde Worte für gleichbedeutend nehmen und insbesondere unter dem Namen der Appalachen das ganze Gebirgssystem verstehen, welches die Vereinigten Staaten von Alabama bis nach den Quellen des Connecticut durchzieht. Rogers beschränkt aber diese letztere Benennung, indem er die in Pennsylvanien so benannte Alleghenys-Kette mit ihren westlichen Hügelreihen trennt von den Bergen östlich von ihrem Fuße nach dem großen Cumberland-Thale, welchem letzteren er allein den Namen der appalachischen Kette läßt; geognostische Beschaffenheit, wie äußerliche Gestalt unterscheiden diese beyden Gebirge. Als südliche Fortsetzungen des Alleghenys-Gebirges bezeichnet er die Greenbrier- und Great Flat Topberge von Virginien, und das Cumberland-Gebirge in Tennessee. Das in den Charten von Virginien als Alleghenys aufgeführte Gebirge ist dagegen, seiner Lage und geognostischen Beschaffenheit nach, in den Centralbreiten dieses Staates als Glied der appalachischen Kette zu betrachten. Weiter südlich in dem nämlichen Staate und in Nordcarolina ist das dort unschicklicher Weise so genannte Alleghenys-Gebirge die Hauptachse einer noch östlicheren Kette, welche von Georgien nach den Hochländern fortzieht und den allgemeinen Namen der blauen Berge erhalten sollte.

Almanach für das Jahr 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Stuttgart 1838. 336 S. mit Abbild.

Wie haben bereits vorigen Jahres in unsern Blättern den ersten Jahrgang dieses Almanachs angezeigt, und freuen uns, daß wir es auch mit diesem neuen Bande thun können. Die Einrichtung ist dieselbe geblieben; nur der elegante Einband, mit welchem der vorige vom Verleger versehen war, ist diesmal weggefallen. Die Aufsätze reihen sich in folgender Ordnung aneinander.

1) Flüchtige Blicke auf die neuesten Fortschritte in der Erdkunde (S. 1 — 172). Dieser, mit kleiner Notenschrift gedruckte, daher sehr weitläufige Aufsatz ist unstreitig der lehrreichste in diesem Almanach; auch abgesehen von den übrigen, nicht unwichtigen Mittheilungen, müßte er allein den Absatz und Fortbestand dieses Unternehmens sichern. Bey den überraschend schnellen Fortschritten, welche durch die zahlreichen Reisen die Erdkunde macht, bey dem regen Weltverkehr, an dem nicht bloß mehr die Seestaaten, sondern selbst Binnenstädte Antheil nehmen — so z. B. rüstet ein Genfer Handelshaus ein Schiff zu einer Weltreise aus und sucht einen Gesandten der Republik zum Begleiter, — unter solchen Verhältnissen ist es ein wahres Zeitbedürfniß, wenn ein Mann vom Tache, wie Berghaus, einen jährlichen Ueberblick über die neuesten geographischen Entdeckungen liefert, damit Jeder sich schnell und sicher über den Stand der Dinge orientiren kann. Auch sind die Blicke, welche der Verf. über sie wirft, keineswegs so flüchtig, wie er sie auf dem Titel benennt; sie verweisen bey allen hauptsächlichsten Reisen und schließen uns in der Kürze ihre Hauptergebnisse auf. Daß hiebey ein außerordentlich zahlreicher litterarischer Apparat benützt werden mußte, wie ihn nur eine große Bibliothek gewähren kann, versteht sich von selbst. Mit Recht tadelt der Verf. die große Breite der neuern französischen Reisen, und den unnützen Luxus ihrer Ausstatung, wodurch ihre Verbreitung so ungemein gehindert wird.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. März.

Nro. 63.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Von Carl Greith, Pfarrer in Mörschwyl bey St. Gallen. Frauenfeld 1838 X. u. 303 S. in 8.

Billig machen wir mit der schönsten Aehre dieses Spicilegiums, die die ganze zweyte Hälfte des Buches einnimmt, und gewiß manchem zu Danke gleich mit auf dem Titel genannt worden wäre, den Anfang. Es ist die Legende von Gregorius auf dem Stein, von Hartmann von der Aue, dem Dichter des Iwein und des Armen Heinrich, um das Jahr 1200 in 3752 deutschen Reimen erzählt. Dieses Werk Hartmanns, bisher nur aus einer Straßburger und einer Wiener Handschrift, so wie aus einem Bruchstück Besenmeyers bekannt und abschriftlich benugt, ist von Hrn. Greith nun auch in einer Handschrift der vatikanischen Bibliothek zu Rom, nemlich in Nr. 1354 der von der Königin Christina von Schweden herrührenden Sammlung gefunden und lediglich nach dieser, als der ältesten und besten Recension, hier abgedruckt worden.

Der Inhalt dieser Legende macht sie wohl zu einer der interessantesten ihrer Art. Den Grundgedanken derselben bildet, wie der Herausgeber mit Rückblicken auf die griechische und hebräische Lösung einer ähnlichen ethischen Frage bemerkt, jene uralte Vorstellung einer Blutschande, die als geheimer, vorerst noch unerkannter Fehl im blinden Fortschreiten ein Geschlecht von Schuldigen und Unschuldigen in das Verderben reißt, wobey jeder Schritt, den verborgenen Grenel zu verdecken, denselben, nur furchtbarer noch vergrößernd, endlich ans Tages-

licht bringt, während am Schluß der Verwicklungen der schuldlos Gefallene durch freywillige Selbstopferung das moralische Gesetz verschönt. Doch, wir wollen kürzlich den Gang der Erzählung angeben.

Im Lande zu Aquitania hanset nach dem Tode der fürstlichen Eltern ein junges Zwillingsspaar, Bruder und Schwester. Der Böse, der immer schürt, ist Schuld, daß die geschwisterliche Vertraulichkeit ihre Grenzen überschreitet. Das Knäblein, das sie, nachdem der Bruder als reuiger Pilger das Land verlassen, heimlich gebiert, wird mit zwanzig Marken Goldes und einer Tafel von Elfenbein, worauf unter andern geschrieben steht, daß es noch ungetauft, von hoher Geburt, und zweyer Geschwister Kind sey, in einem Gefäße wohl verwahrt, auf eine Barke gelegt und der hohen See überlassen. Nach zwey Nächten wird es von den Fischern des Abtes Gregorius, dessen Kloster am Ufer liegt, gefunden. Der Abt tauft es nach seinem Namen und giebt es einem der Fischer zur Pflege. Der sechsjährige Gregorius wird sodann ins Kloster gezogen, um zum künftigen Bewohner desselben gebildet zu werden. Durch Zufall hört er eines Tages, da er im Spiele ein Kind der Fischerin geschlagen, der Mutter im Zorne die Worte entfahren, wie er ja doch nur ein auf der See gefundenes Kind sey. Nun ist es um seine Ruhe geschehen. Ahnungen über seine Herkunft verleiden ihm Bücher und Rutte, ihm liegen nur Roß und Schwert im Sinn. Der Abt, der ihn nicht mehr zu wenden vermag, er gibt sich endlich, macht ihn (er konnte es) zum Ritter, händigt ihm mit den wohl verzinsten mütterlichen Marken Goldes auch die geheimnißvolle Tafel ein und geleitet ihn mit Thränen an das Schiff, das ihn forttragen soll, wohin es Gottes und des Windes Wille seyn mag. Es trägt ihn

vor die Stadt, in welcher seine Mutter, nach dem Tode ihres Bruders, des reinigen Pilgers, des Landes-einzige Herrin seit langem von einem Nachbar, den sie nicht zum Gemahl nehmen will, feindlich eingeschlossen ist. Im Münster, da sie Messe hört, findet der ritterliche Gast Gelegenheit, die Herrin zu sehen, ihr seinen Dienst zu geloben. Er fordert den belagernden Herzog zum Einzelkampfe, lockt ihn von dessen Zelte bis vor das Thor, weiß sich nach hartem Streit des feindlichen Rosses sammt dem Reiter zu bemächtigen und führt ihn unter kräftigem Ausfall der Bürger als Gefangenen in die Stadt. Das Land ist befreit; die Gebieterin soll sich vermählen; sie wählt den Ritter. Gregorius wird seiner Mutter Mann.

In seinem innersten Gemach hält er die verhängnißvolle Tafel verwahrt und täglich schließt er sich zu ihr ein unter heißen Thränen und Gebeten. Wie heimlich er es thue, der Jofen eine gewahrt und entdeckt es der Gebieterin. Während er eines Tages ausgeritten ist zu hirschen, läßt diese sich hinführen, wo sie in einer Mauerverfenkung die Tafel erkennt. — In den Wald kommt ein Bote: „Herr, wollt Ihr unsre Frau noch lebend finden, so säumet nicht!“ Er eilt, und der Unglücklichen letzte Hoffnung, daß die Tafel etwa nur zufällig in seine Hand gerathen, wird vernichtet. Maßlos ist ihr beyder Schmerz. Er aber ermannt sich; nachdem er die Fürstin, was sie zu thun habe, angewiesen, wirft er von sich das reiche Gewand und geht der Wüste zu, um, von jedem Menschenangefichte fern, seine Schuld zu beweinen und zu büßen. Den dritten Tag, seit er weder Speise noch Trank gekostet, kommt er zu eines Fischers Hütte an einem See. Der harte Mann empfängt mit mißtrauischem Hohne den weichhändigen Bettler und thut, auf daß er seiner los werde, gerne um was er ihn bittet. Er bringt ihn auf einen Fels im See, schließt ihn daran fest mit eisernen Beinfesseln und wirft den Schlüssel in den See. Wenn ich den wieder finde, sagt er, will ich dich für sündelos halten, für einen heiligen Mann. Auf dem Stein sitzt und büßt Gregorius siebzehn Jahre; Wasser, das er sich in einer Höhlung sammelt, ist seine einzige Nahrung.

Da stirbt zu Rom der Pabst. Die Römer

können nicht einig werden, wer nach ihm den Stuhl besteigen soll. Sie überlassen Gott die Wahl. Da sagt der Altherren zweyen eine nächtliche Stimme, dem der Stuhl gehöre, der sitze in Aquitania auf einem wilden Steine. Sie werden ausgesendet, ihn zu suchen. Eines Abends kommen sie zu jenes Fischers Hütte. Wie er ihnen zum Mahle einen Fisch bereitet, findet er in ihm den Schlüssel. Erschrocken und reuig erzählt er, was sich mit demselben zugetragen, seinen Gästen. Gottes Finger erkennend lassen sie sich zum Steine bringen und am Leben finden sie den Büsser, den der Fischer längst verschmachtet geglaubt.

Nie saß zu Rom ein Pabst, der kräftiger war, die Seelen zu heilen von Sünden, als nun Gregorius. Dahin zieht auch, die ihm Mutter, Base und Weib gewesen, auf daß sie entlastet werde von der namenlosen Mißthat. Nachdem sie, nicht ahnend, vor wem, ihre Beicht gesprochen, vernimmt sie die Worte: Viel liebe Mutter, seht mich an, ich bin Euer Sohn und Euer Mann!

Sie schließen in dauernder Buße und Heiligkeit ihres Lebens Nest und auch dem reuevoll gestorbenen Bruder und Vater wird Gnade erwirkt bey Gott im Himmel.

Dies die Legende, deren Ausführung reich ist an anziehenden, sinnigen Einzelheiten, wie sie von einem Hartman, obschon vielleicht diese Dichtung seine erste gewesen, zu erwarten stand.

Kein Wunder, daß der Sammler des großen deutschen, im Laufe des XV. Jahrhunderts unter dem Titel Leben der Heiligen, oft abgeschriebenen und oft gedruckten Legendenwerkes auch diese Perle nicht übersehen, und sie dem Wintertheile zwischen Conrad Bischof und Saturninus Martyrer, deren erster auf den 26., der andere auf den 29. November fällt, eingereiht hat. Denn daß die Erzählung, wie sie in dieser Sammlung zu lesen, ganz und gar Hartmanns Dichtung, nur in Prosa aufgelöst sey, wird wohl niemand verkennen. So treulich folgt sie ihrem Original, daß fast durchgängig nicht bloß dieselben Hauptsätze und Wendungen, sondern oft auch dieselben Ausdrücke beyhalten sind, ja sogar die Reime hie und da noch durchschlagen; so z. B. sagt ganz mit den Worten

des Verses 1006 der Lehrer vom Knaben Gregorius: er ist der jar ein Kind und der wig ein man, und mit denen der Verse 3705 — 6 der Pabst: vil liebe muter secht mich an, ich bin euer sun und euer man.

Ueber die Quellen, die Hartmann selbst benutzt habe, weiß der Herausgeber zwar keine bestimmten Aufschlüsse zu bringen, als daß sich unter veränderten Orts- und Personnamen dieselbe Geschichte in einem handschriftlichen Legendarium (Cod. membr. Urbin. Nr. 456.) der Vaticana, nämlich als Vita S. Albini, finde. Allein das genügt, um, worüber ohnehin kein Zweifel seyn kann, zu beweisen, daß dieser Stoff, der in einzelnen Momenten sogar von nordischen Sagen aufgefaßt worden, am wenigsten ohne lateinische Einkleidung geblieben seyn wird.

Der dise rede berichte,
in tûsche hat getichte,

Das was von Ouwe Hartman,
sagt unser Dichter zum Eingang seiner Erzählung. Daraus ist nicht zu entnehmen, aus welcher andern Sprache er sie übertragen haben mag. Um so willkommener ist eine Notiz, die in den vorjährigen Brockhaus'schen Blättern für litterarische Unterhaltung S. 1431 bey Anzeige dieses Spicilegiums Hr. Prof. H. Leo über eine Membrane giebt, die er als Ueberzug eines Buches der Berliner Bibliothek mit einem Fragment in lateinischen Versen beschrieben gefunden hat, welche so auffallend den deutschen 737 — 773 unsers Gedichtes entsprechen, daß nothwendig diese aus jenen, oder jene aus diesen übersetzt seyn müssen.

Hr. Leo, der die Schriftzüge seines Fragments *) ins XII. oder XIII. Jahrhundert setzt, ist

*) Es fängt an:

Sic loca venustissima
caede vastavit maxima.
Urbs nulla fuerat
quam non bellans vastaverat.
Una tantum remanserat
quae principalis fuerat etc. und endigt (cellulam, quam)

Abbas rexit Gregorius
qui binis piscatoribus
praeceperat attentius
ut praepararent se diluculo.

geneigt, das erstere anzunehmen, und dem Dienstmanne zu der Aue kein anderes Verdienst zuzugestehen, als das, sein Original so gut als ganz wörtlich ins Deutsche übertragen zu haben. Ref. dagegen möchte sich lieber an das Gegentheil halten, um so mehr, als das Alter der Schrift keine Einwendung begründet, und dieß nicht das einzige Beispiel wäre, daß es alten deutschen Dichtern begegnet ist, ins Latein übersezt zu werden.

(Schluß folgt.)

Almanach für das Jahr 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Stuttgart 1838. 336 S. mit Abbild.

(Schluß.)

2) Ueber die vulkanischen Erscheinungen, insbesondere die vulkanischen Ausbrüche. (S. 1 — 185). Fortsetzung und Schluß eines im vorigen Jahre bereits begonnenen und sehr ausführlichen Aufsatzes, der in dieser letzten Hälfte auch eine ziemlich weitläufige Darstellung der Ansichten der neuesten vulkanischen Schule enthält. Wir können mit dem Verf. darüber nicht rechten, weil er auf einen andern Standpunkt sich gestellt hat als wir, indem er den durch die Chemie erkannten Naturgesetzen nicht immer das Recht einräumt, das wir ihnen schenken, vielmehr den Hypothesen einiges Uebergewicht zugestehet. So meent er z. B. bey Erwähnung von Buchs bekannter Hypothese über die Bildung des Dolomits: „Gewiß würde Berzelius nicht den in den Laboratorien bisher gemachten Erfahrungen von der Feuerbeständigkeit der Talkerde allein folgend, diese Ansicht als tadelnswerth dargestellt haben, hätte er dabei die von der Wirklichkeit der Vulkane bekanneten Thatsachen zu Rathe gezogen.“ Letztere sind indeß allein hypothetische; erstere die unzweifelhaft gesicherten.

3) Ostsibirische Reisebilder. Fahrt im Lena: Thale nach Jakuzk, von Adolph Erman (S. 186 — 276). Ein unterhaltender Auszug aus dem nächstens erscheinenden zweyten Bande von Erman's historischem Berichte seiner Reise um die Erde.

4) Entdeckung von Antiochien in Pisidien, wo den Heiden zuerst das Evangelium gepredigt wurde, von Arundell (S. 277—309). Eine sehr interessante Mittheilung aus des genannten englischen Reisenden Discoveries in Asia minor.

5) Ansichten der karolinischen Inseln, von R. H. Mertens (S. 310 — 356). Aus den nachgelassenen Papieren des frühzeitig verstorbenen Weltumseglers wird hier dieser Aufsatz mitgetheilt.

Die beigegebenen Kupfer sind recht gut gearbeitet. Zuerst kommen Abbildungen von Drake, Scoresby, Hearne und Belzoni, dann folgen Landschaften und Karten, welche erstere Ansichten von Port Natal, dem Missionsposten Bunting und von Antiochien geben; letztere stellen Oman, die Südwestküste Neuguinea's und den Plan von Antiochien dar.



Lehrbuch der pharmaceutischen Zoologie für Apotheker, Gerichtsärzte, Medicin-Studierende, Droguisten und alle Diejenigen, welche sich dem Studium der Pharmacie widmen wollen. Von Dr. Theod. W. Chr. Martins. Stuttg. 1838. 176 S. mit 3 kolor. Tafeln. 8.

Die pharmaceutische Zoologie ist eine Doctrin, welche erst in neuern Zeiten aus der Pharmacie und Zoologie zu einem eigenthümlichen Ganzen sich ausgeschieden hat, während der pharmaceutisch-medicinischen Botanik schon lange vorher ihre Emancipation gelungen ist. An Brandt und Rakeburg's medicinischer Zoologie hat jene denn auch bereits eine Grundlage sich erworben, welche allen Anfängen zu wünschen wäre. Mit diesem Werke will nun die vorliegende pharmaceutische Zoologie nicht in Concurrenz treten; beide gehen von einem verschiedenen Gesichtspuncte aus. Während die Arbeit von Brandt und Rakeburg hauptsächlich dem wissenschaftlich gebildeten Mediciner und Zoologen bestimmt ist, so das Lehrbuch von Martins vornehmlich dem Pharmaceuten. Von jenen beiden Gelehrten tritt die officinelle Verwendung, wenn schon gehörig berücksichtigt, in den Hintergrund gegen die detaillirte Beschreibung des äußern und innern Baues der officinellen Thiere, so wie ihrer ganzen Lebensgeschichte; den vollen Werth dieser eminenten Arbeit können nur solche Naturforscher, welche mit der vergleichenden Anatomie hinreichend vertraut sind, vollständig würdigen. Ein anderes Ziel verfolgt unser Verf., wie dieß schon gleich der Titel andeutet. Ihm ist die Beschreibung der Thiere die Neben-, ihre officinelle Verwendung die Hauptsache.

Daß in dieser Beziehung der Verf., der durch seine Leistungen in der Pharmacie bereits einen ehrenvollen Ruf sich begründet hat, Vorzügliches leisten werde, ließ sich schon im Voraus erwarten. Im Besitze einer eigenen großen Sammlung, bey ausgedehnten Verbin-

dungen und wiederholten Reisen an die deutschen Stapelplätze der im Welthandel vorkommenden Drogen, brauchte er sich zur Schilderung der officinellen Thierstoffe nicht auf das Compliciren zu beschränken, sondern konnte nach eigenen reichhaltigen Erfahrungen die Beschreibung derselben entwerfen. Daher findet man bey allen Hauptartikeln, die in diesem Lehrbuche verhandelt werden, eine auf selbstständige Ansicht begründete kritische Sichtung der gewöhnlichen Angaben, theils althergebrachte Irrthümer über die thierischen Arzneystoffe zurückweisend, theils neue Erfahrungen einführend. Als Belege hiefür dienen hauptsächlich die Artikel über Bivergeil, Moschusbeutel, zu deren richtiger Unterscheidung der Sorten und zur Sicherstellung gegen Betrug drei schöne lithographirte Tafeln beigegeben sind, ferner die Auseinandersetzung der Hausenblasen- und Galläpfel-Sorten, der Blutegel-Zucht u. s. w. Da zugleich auch die neuesten und besten Analysen der officinellen Thierstoffe beigelegt sind, so hat der Verf. hierdurch ein höchst brauchbares Lehrbuch geliefert, dem die allgemeine Anerkennung nicht entgehen kann.

In der Anordnung ist der Verf. dem zoologischen Systeme gefolgt, indem er mit den obersten Thieren beginnt. Voraus geht eine Uebersicht der Klassen, von denen er 14 aufführt, unter welchen also die wirbellosen Thiere mit 10 theilhaftig sind. Bey dieser großen Anzahl der Lectern muß es kommen, daß die Hälfte derselben gar kein officinelles Thier aufzuweisen hat. Da in einer pharmaceutischen Zoologie aber mit Recht die Zoologie überhaupt die geringere Berücksichtigung erfordert, manche Zoologen auch gegen die Vervielfältigung der Klassen sich erklärt haben, so würde es zweckmäßiger gewesen seyn, wenn Verf. die Eintheilung in 5 Klassen (Mollusken, Insekten, Krustenthiere, Würmer und Strahlthiere) angenommen hätte, wodurch ihm der Vortheil geworden wäre, aus jeder derselben Thiere aufzuführen zu können. Bey *Vipera Berus* hätte auch noch *Vipera Redi* erwähnt werden sollen, da diese es ist, welche im westlichen und südlichen Europa hauptsächlich benützt wird. Daß die Korallenflechte eigentlich zum Pflanzenreiche gehört, hat der Verf. selbst bemerkt; auch die Spongien, welche er zweifelhaft und daher nur anhangsweise auführt, und deren vegetabilischer Charakter sich immer mehr bestätigt, wird er bey der nächsten Ausgabe doch mit besserem Rechte der Botanik zuweisen.

Andr. Wagner.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. März.

Nro. 64.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters :c.

(Schluß.)

Ref. erinnert nur an den Anfang einer Uebersetzung von Wolframs von Eschenbach heiligem Wilhelm:

Alme Deus munde, sine naevo, trinus
et une,

Cuncta creata tua sunt, tu Deus omni-
creator etc.

welche in Lachmanns Ausgabe Wolframs S. XLIII. aus einer Münchener Handschrift abgedruckt ist.

Den Text hat Hr. Greith, da er nun einmal nicht in dem Falle war auch die andern Handschriften benutzen zu können, treu so, wie er ihn in der seinigen fand, wiedergegeben. Nur hie und da hat er sich Veränderungen erlaubt. Auch von dem Vorhaben, ein Wörterbuch beizufügen ist er nach der Hand wieder zurückgekommen, indem Venetke's ausgezeichnetes zum Zwein auch für Gregor vollkommen hinreichte. Dafür hat er die schwierigeren Stellen in den Noten theilweise zu erklären gesucht, ein Verfahren, wodurch sich mancher Leser sehr gerne das lästige Nachschlagen erspart sehen wird. Im Ganzen ist der Sinn hinreichend getroffen, und wenn es hie und da minder der Fall seyn sollte, so wird dem Herausgeber seine Entfernung von den nöthigen Hülfsmitteln bey jedem Billigen zur Entschuldigung dienen.

Willkommen war dem Ref. gleich im Verse 203 das Adverb gelime als bisher vergebens gesuchter älterer Beleg zum bayerischen gleim (b. Wörterbuch II. 93.), mit welchem ohne Zweifel auch das Partieip gelimet 2717. 3194 zusammen zu halten ist.

So kommen noch andere, sonst seltne Ausdrücke vor, die nicht erklärt sind, z. B. 2459 sämer (geselleschaft, diu sämer belibe, die beser unterblibe), 1710 el-lich, alienus, fremde. Unter den Stellen, die in Bezug auf ihre Erklärung oder sonst aufgefallen sind, hebt Ref., seine abweichende Meynung beyfugend, die folgenden aus.

142. hengen wohl zugeben, gestatten, wie 165. 180.

250. ist für versuchte der Handschrift gesetzt verschvot, ein unerhörtes Wort. Zu Sinn und Reim würde ohne Zweifel besser stimmen verschuote.

671. das schein daran das zeigte sich daran.

771. Der bezieht sich ohne allen Zweifel auf den eben vorher genannten Abt.

792. für verdoz wohl zu lesen verdroz.

793. diu stat opportunitas.

803. ie sa churn si den tac alsbald sahen sie den Tag d. h. wurde es Tag.

838 — 840. Sie hätten es auch wohl gethan d. h. hätten den Abt belogen, wenn ihm die Sache nicht durch Gottes Güte, nämlich das Weinen des Kindes, kund geworden wäre.

846. 3645. der gewäre der fromme, Gott getreue.

851. 1435. crede mich Bethheurungsformel des Abts, wohl nichts anders als lateinisch crede mihi.

1132. bliwen, 1146 harnschar mislich erklärt.

1305 statt in ehte ohne Zweifel zu lesen mehte.

1380. Zu den Worten des jungen Gregorius: (ie) suont ze ritterschaft min muot, ichn wart nie mit gedanche ein baier noch ein

franche erklärt der Herausgeber durch die Bemerkung, daß die Bayern und Franken meist als Fußvolf in den Heeren der deutschen Kaiser gedient.

1391 ireverte?

1435 wundern statt wenden?

1573 fiunfzech unde hundert sind hundert und fünfzig. Die 17 Mark gaben also jedes Jahr 10 Mark Gewinns.

1611 tu statt ru? schin tun zeigen.

1746. 1765 getäte statt geräte? 2994 getaten statt geraten.

1947 zoumen den feindlichen Reiter, sich seines Zaumes bemächtigen.

2380. 2630 ungebörn unedel von Geburt.

2473. bewegen sich eines Dinges, es aufgeben.

2620 swer statt iwer?

2719 dine fuoz solden breit sin.

2840 aschman muß wohl den geringsten aller Diener einer Hofhaltung (etwa einen Cenerentolo) bedeuten.

2907 rifen statt riesse.

2956 wer in wære gesat statt gervt?

3031 stich one huofflach, ein nicht von Saumthieren betretener ungeberter Steig.

3088 gellen entgällen?

3218. 3220 erw alchen statt erw aschen?

Die Schlußverse des Dichters:

Bi disen guoten maeren
von disen sundaeren,
wie si nach ir grozen schulde
erwurben gotes hulde,

da ensol niemer an

dehein sundiger man
genemen boeses bilde;

si er got wilde,

daz er iht gedenche also:

Ku wis du vrevcl unde vro,
wie soldest du verwazzen wesen?

sit daz dise sint genesen

näch ir grozen meintät,

so wirt din als guot rät.

deutet der Herausgeber: An dieser Mähre . . . soll kein sündiger Mann böses Beyspiel nehmen; hat er aber Gott beleidiget, so sey er unverzag

und froh und lerne aus dieser Geschichte, daß auch er dem Fluch noch nicht verfallen sey, sondern durch wahre Neue Gnade bey dem Herrn finde. Ref. glaubt, daß der Dichter im Gegentheil einschärfen wolle, es solle ein seinem Gott entfremdeter Mensch auf diese Geschichte hin mit nichten denken: ey laß es gut seyn; sind diese nach solchen Uebelthaten genesen, so kann es auch dir nicht fehlen.

Seinem Texte getreu läßt der Herausgeber das v mit übergeschriebenem o bald für u, bald für ü, bald für ou, bald für uo gelten. So wechseln ohne Regel e und ae, i und ie u. i, ei und aei u. s. f. Druckfehler sind wohl z. B. 235 si st. sich, 266 zwi v st. zwir, 509 gemacine st. genaeme, 1466 got st. guot, 554 inerste st. meiste, 3418 ierwitze st. itewitze, 3545 heilchen st. heilcheit. Vgl. noch 1613. 1749. 3437. 1543. 2868. 2499. 2215. 2237. 3729. 3738.

Man sieht, es sind der kleinen, bey Arbeiten dieser Art sozusagen unvermeidlichen Gebrechen so wenige, daß Hrn. Greith das Lob einer ganz brauchbaren, dankenswerthen Ausgabe nicht entstehen kann.

Mit Recht ist der Einleitung zu dieser Dichtung Hartmanns auch das Wenige eingeflochten, was man bisher über dessen Heimath, Geschlecht und Leben zu erkunden im Stande gewesen. Der Herausgeber hat dabey eine Abhandlung zu Grunde gelegt, die ihm Hr. Baron Joseph v. Laßberg (welchem Freunde unserer alten schönen Literatur wäre Meister Sepp von Eppishusen nicht bekannt?) aus dem reichen Schatz seiner Forschungen über das Leben der mitteldeutschen Minne- und Meistersänger mitzutheilen die Güte gehabt.

Dazu hat überdieß schöne Frauenhand, nach dem Weingartner Codex, das Bild des ritterlichen Sängers beygezeichnet, das dem Titelblatte unsers Buches gegenüber steht.

Die vordere Hälfte dieses Spicilegiums ist bibliographischen Notizen über die Handschriften der Vaticanischen Bibliothek gewidmet.

Der Verf. war im Falle gewesen, auf Gesuch des Secretärs der englischen Record-Commission, C. Purton Cooper, die St. Galler Handschriften für britische Geschichte zu bearbeiten und hatte nach

dieser Leistung eben daher im J. 1834 den Auf-
trag erhalten, nach Rom zu reisen, um die dortigen
Sammlungen für denselben Zweck zu unter-
suchen. Die Schwierigkeiten, die sich, nach der
Klage von Männern, wie Perz, Graff u. a., in
der Vaticana einer freyern Forschung entgegen stel-
len, hatte er um so weniger unüberwindlich geglaubt,
je mehr das Geschick, das er in seinem Vaterlande
(St. Gallen) erfahren, geeignet seyn mußte, ihm
dort wenigstens das Vertrauen zu bereiten, daß es
weder in seiner Neigung noch Aufgabe läge, in der
Weise Potters auf zwendenteige Diarinen Jagd zu
machen und wahre oder auch erdichtete Skandale
vergangener Zeiten herauszuspöbern.

In der That erhielt er zu Rom nach und nach
freye Einsicht in alle Handschriftenverzeichnisse und
verfaßte in dritthalb Jahren eine Bibliotheca Vati-
cano-britannica, worin er alles, was sich auf der
Vaticana oder den übrigen Bibliotheken zu Rom
für britische Literatur und Geschichte vorfand, in
Catalog-Auszügen, in Beschreibung und Vergleich-
ung der Handschriften und endlich in Abschriften
von ungedruckten Denkmalen zu bearbeiten versuchte.

Ueber dieser Hauptaufgabe aber verlor er was
auch andere Literaturen, namentlich die deutsche be-
treffen konnte, keineswegs aus dem Auge.

Und so verdanken wir seinem Fleiße die in
dieses Spicilegium niedergelegten schätzenswerthen
Nachrichten sowohl

- I. über die Handschriften = Cataloge der
Vaticana und anderer römischen Biblio-
theken überhaupt, als
- II. über altdeutsche, lateinische und französische
Handschriften derselben Bibliotheken, die sich
auf die deutsche Literatur des Mittelalters
beziehen, insbesondere.

Eine Bibliothek, besonders eine Bibliothek von
Handschriften, ohne Catalog ist ein Wagen ohne
Räder. Einen wesentlichen Theil ihrer Geschichte
bildet immer die ihrer Catalogisirung. So finden
wir denn hier eben sowohl frühere Cataloge, auf
deren Einrichtung und Numerirung zu ihrer Zeit
alle literarischen Nachweise lauteten, als die spätern
und noch jetzt geltenden aufgezählt. Dermalen ist
in der eigentlichen Vaticana das Inventarium über
die lateinischen Handschriften, worunter auch die ita-

lienischen, provençalischen, französischen und deut-
schen gezählt werden, auf acht Bände angewachsen
und läuft bis Nummer 7200, so daß noch Mehr-
eres ungeordnet und nur in abgerissenen Blättern
daliegt.

Aus diesem Inventarium hat ein Domenico
Raynaldo mit mehr als italienischem Fleiße die An-
fangsworte oder Initia aller einzelnen Schrift-
stücke in ein alphabetisches auf die Cataloge hin-
weisendes Verzeichniß gebracht, eine Arbeit, über
deren Nutzen so wenig Zweifel seyn kann, daß man
sich vielmehr wundern muß, wenn diese Idee in
der übrigen gelehrten Welt nicht mit Rücksicht auf
die frühere Literatur überhaupt und ohne Beschrän-
kung auf bestimmte Bibliotheken durchgeführt wor-
den ist.

Wie häufig ist, besonders bey ungedruckten
Schriftstücken der Name des Autors unbekannt oder
unangegeben, wie willkürlich kann der Titel wech-
seln? Da bleibt zur sichern Individualisirung und
Charakteristik nichts übrig als der Anfang. Das
Praktische einer solchen Bezeichnung haben nicht bloß
die Hebräer und andere Orientalen (sie benennen
die verschiedenen heiligen Bücher nach deren Ein-
gangsworten), sondern auch die deutschen Nord-
länder (um bloß an die Heims (ins) Kringla zu
erinnern) eingesehen. Auch an den Bullen der
Päbste erweist es sich.

Herr Greith verspricht S. 10, dieses in der
Bibliotheca Vallicellana des Oratoriums di S.
Filippo Neri liegende Verzeichniß, so weit es die
anonymen Werke der Vaticana begreift (auch das
über die Werke benannter Autoren würde Beyfall
finden), in einem zweyten Bande dieses Spicile-
giums abdrucken zu lassen, nimmt aber leider in
der spätern Vorrede S. IX. dieses Versprechen zurück.

Nach der eigentlichen Vaticana werden die mit
ihr vereinten Palatina, Christina oder Alexandria
(jene hat als Siegesbeute eines katholischen, diese
als die eines protestantischen Helden des dreßsigjäh-
rigen Krieges aus Deutschland ihren Weg nach Rom
gefunden) und Ottobuana in gleicher Weise durch-
mustert und die Summe aller vaticanischen Hand-
schriften auf 22,924 angegeben. Sodann folgen
das vaticanische Archiv, aus welchem Monsignor
Marino Marini nicht weniger als 12000 Urkunden
für die englische Recordcommission hat abschreiben

lassen, und fast ein Duzend anderer in ihrer Art reichhaltigen, zum Theil schwer zugänglichen Bibliotheken Rom's und der Umgebung.

In der Abtheilung II. giebt der Verf., bey Beschreibung einzelner Handschriften, aus Nr. 566. der Christina Bl. 50 das Bruchstück eines altdeutschen Glossars aus dem Anfang des IX. (?) Jahrhunderts, interlinear und marginal mit sehr feinen Schriftzügen geschrieben, das vermuthlich von einem erst deutsch lernenden, aus dem innern Frankreich gekommenen Mönche herrührt; wenigstens scheint er seine deutschen Wörter und Phrasen nicht sehr grammaticalisch aufgefaßt zu haben, was in gewisser Hinsicht sein Niedergeschriebenes um so interessanter macht, weil es über damalige Aussprach-Verhältnisse belehren kann. Um dieses Fragment gehörig beurtheilen zu können, müßte man es im Facsimile vor sich haben, denn nicht alles scheint, so wie es hier im Drucke gereiht ist, zu einander zu gehören.

Zu *ansco* (Handschnh) gehört ohne Zweifel als Erklärung *guanti*. Auf acht romanische Weise giebt der Schreiber das deutsche *un* oder *w* meist durch *gu*: *guanbe* (*wamba*) *venter*. *guaz* *güldo* (*waz wiltu*) *quid vis*.

se, *su* wird ihm zu *esc*, *isn*. *escouae* *chanes* *hellus* *vasallus*, *isnel* *chanes* *velox* *vasallus*. *chanes* wird wohl das alte *cheneht* *Chneht* (Knecht) seyn sollen, in welchem der Romane das gehauchte *ht* als *s* gehört haben mag, wie ihm denn das *h* am Anfang sonst überall entgeht. *Ecumes* *min erre us* (*ih cum uz mines herren hus*) *venio de domo senioris mei* etc.

Diesem Glossar reiht Hr. Gr. ein ebenfalls einem Fremden, nämlich einem Schotten zugeschriebenes weit richtigeres an, das sich in dem *Duo-dez-Codex* sec. VIII. Nr. 913. der St. Galler Bibliothek befindet. Auf den letzten sehr übel erhaltenen Blättern hat Hef. seiner Zeit Einiges anders gelesen.

Aus Nr. 338. der Christina Bl. 68 wird ein kleines Recept in angelsächsischer Sprache zum Besten gegeben. Leider hat der Seher die angelsächsischen Zeichen für *w* und *th* mit unrichtigen lateinischen verwechselt. Es sollte wohl heißen:

This sceal man wid gedrif writan on threom leacbladan. Bl. 180 wid blodryne.

Nun wird Nr. 1354 der Christina sec. XIII., worin außer der oben besprochenen Legende von Gregor auf dem Steine, auch Striker's Carl der Große enthalten ist, dann Nr. 1423 derselben Bibliothek mit Striker's moralischen Gedichten, dem Bischof Bonn's etc., Nr. 396. der Palatina, Nr. 4763. der Vaticana mit deutschen geistlichen Schriftstücken des XIV. Jahrhunderts vorgeführt.

Wenn sich auch noch andere Codd., von denen einige bestimmt nach Heidelberg zurückgegeben worden sind, besprochen finden, so scheint sie Hr. Gr. bloß in den Katalogen und nicht in der Wirklichkeit gesehen zu haben. Es wäre der Mühe werth gewesen, von der Nr. 54. der Palatina, in welcher „Anonymi Evangelistarum harmonia theutonice“ enthalten seyn soll, Einsicht zu nehmen, ob sie wirklich die Uebersetzung des Pseudo-Tatian aus dem IX. Jahrhundert, oder irgend ein jüngerer Werk der Art sey.

Zum Schlusse wird eine Reihe von solchen lateinischen und altfranzösischen Handschriften besprochen, welche den Sagenkreis von Karl dem Großen, von Artur und seiner Tafelrunde, Weissagungen, Visionen, erotische und eulich geistliche Dichtungen enthalten. Bey Gelegenheit von Nr. 1537. der Christina, in welcher Gedichte des Joannes Scotus Erigena an Karl den Kahlen vorkommen, verspricht Hr. Gr., daß er dessen bisher unbekanntem philosophischen Commentar über das erste Buch des Pseudo-Dionysius de coelesti hierarchia, welcher wichtige Aufschlüsse über die Lehre des Erigena vom heiligen Abendmahl enthalte, aus der vatikanischen Handschrift später herausgeben werde. Auf Seite 98 — 106 findet man aus Nr. 1474 der Otobnana die *Prophetia Ambrosii Merlini de Septem regibus cum expositione Joannis Cornubiensis*, S. 123 — 131 aus Nr. 288 der Christina, wo sie mit musikalischen Noten des XIII. Jahrhunderts vorkommt, *Petri Abailardi Planctus in extenso* abgedruckt.

Man sieht, aus diesem Büschel winken schätzbare Aehren von mehr als einer Fruchtart entgegen.

Schmeller.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. März.

Nro. 65.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

I. The exposition of the Védānta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet. vindicated; being a refutation of certain published Remarks of Colonel Vans Kennedy, President of the Bombay branch of the Roy. As. Society, by Sir Graves C. Haughton Knt. cet. London 1835.

II. Die Philosophie der Hindu. Vā-dānta Sāra von Sadānanda, sanskrit und teutsch 1c.

Zweiter Artikel.

Mit dem Begriffe des Vaedānta = Systems, welchen Ref. im I. Artikel (Nr. 210 — 214 dieser Blätter 1837) gegeben hat, stimmt auch H. T. Colebrooke's Darstellung des Vaedānta in den Transactions of the Roy. As. Soc. Vol. II. Schon in der Introduction zu seinen Abhandlungen on the Philosophy of the Hindus Vol. I. p. 19. sagt er: der, dem Vjāsa zugeschriebene Vaedānta ziehe aus dem Text der Vāden eine höhere Psychologie, a refined psychology which goes to a denial of a material world. Unter der materiellen Welt hier kann er jedoch nach allem nur verstehen संसार die vorübergehende, erscheinende, äußerlich materielle Welt, welcher, als für sich bestehend genommen, Vjāsa die wahre Wirklichkeit abspreche.

Im Eingange zu seiner Analysis der Sūtren des Vjāsa (Vol. II. p. 10. der Transact.) und in der Folge führt Colebr. auf den wichtigen Unter-

schied des Vaedānta vom Sāṅkhya des Kapila, diesem alten Dualismus, der das doppelte Absolute, das Unempfindliche einer bewußtlosen Natur und die absoluten Geister setzt; da im Gegentheile dem Vaedānta, einem concreten Monotheismus, von des allwissenden höchsten Geistes Wesen und Willen selbst Entstehung, Erhaltung, und Auflösung, so wie die höhere Geistesentwicklung und alle Offenbarung ausgehen. Nach p. 26. 25. a. a. D. wird der Geist von ihm dargestellt als ein reiner denkender, Paramātmān als Sheer sense, mere intellect and thought, mit dem der eingeleibte, lebendige Geist, the embodied spirit, who is in this earth, dshivātman, innigst vereint ist. Nach p. 21. 22 erheben sich durch seinen Willen die Urelemente, geistigen Principien in seinem Wesen वस्तुनि indem sie sich aus einander entwickeln, aus ihnen alle anderen Dinge, die in derselben, aber umgewandten Ordnung von aussen nach innen zurückkehren. S. 22, 23 sind die individuellen, selbstbewußtsehenden Geister, ohne äußere Dimensionen, theilen im höchsten Wesen seine Unendlichkeit, sind अंशा: wirksame Formen, substantielle, thätige Bilder desselben (portions nicht in dem Sinne von materiellen Theilen, für die Colebr. selbst anderswo andere Ausdrücke braucht), ungeboren, ewig, in demselben höchsten Geisteswesen, das durch ihre individuelle Verleiblichung und deren Folgen nicht affigirt wird. Wenn sie nach Kapila nur leidend, wahrnehmend, bey der, allein thätigen Natur, wie die Zuschauer bey der Schauspielerin, so werden sie

nach dem Vaedānta, vom höchsten Geiste, dem Regierer des Universums, in ihrem fortschreitenden Wollen, Wissen und Thun, ihren eigenen früheren Intentionen gemäß, nach den voransgehenden, ihren Formen entsprechenden Anlagen geleitet, wie von derselben befruchtenden Regenwolke die verschiedenen Saamen zu den vielformigen Pflanzen ihrer Art entwickelt werden. S. 29. ff. geht in der Rückkehr des eingeleibten Geistes weder sein erlangtes hohes Wissen noch seine wirksame gute That verloren im lebendigen und höchsten Geiste, vielmehr ist er durch beyde in der Aufhebung, Erinnerung seiner getrennten Neuzerlichkeit im höchsten Geiste befreit, unsterblich. Nur in Ansehung der, dem Befreuten zukommenden Eigenschaften und Zustände sind die alten Vādāntalehrer nicht ganz einstimmig S. 33.

Dieses Wenige mag hinreichen, Colebrooke's Darstellung des Vaedānta zu charakterisiren und zu beweisen, daß Col. Vans Kennedy (der gelehrte Verf. philologischer und mythologischer Schriften) ihn mißverstanden habe, und keinen gültigen Grund zu der Beschuldigung haben könne, Colebrooke halte den Vaedānta, für einen Materialismus oder materiellen Pantheismus. Er bezeichnet vielmehr deutlich, die Hauptpunkte der Geistesphilosophie des Vaedānta, wenn er sie auch im Ausdrucke nicht immer beizubehalten und durchzuführen scheint.

In der ersten Abweisung der Beschuldigung von Vans Kennedy setzt der berühmte Sir Br. Haughton der Behauptung desselben: die Hindu hätten kein Wort, daß unserem Begriffe von Materie entspreche, die im Manu I. 27 vorkommenden Mātrā entgegen, welches Wort die Substanz bedente, aus der die Dinge gemacht werden.

Ferner bemerkt Haughton mit Recht, Colebrooke lasse von dem Vaedānta die Natur nicht von Gott unabhängig sehn, vielmehr ihr nur ein vom Schöpfer abhängiges Daseyn beylegen. Diese Gleich-

setzung der Quelle der Dinge mit Gott sey kein Materialismus.

Unmittelbar nach dieser ersten schätzbaren Abweisung von Haughton erklärte sich Ref. in der schon oben S. 661 genannten umfassenden Beleuchtung der Remarks des Col. Vans Kennedy besonders über die Puncté, auf welche dieser am meisten baute, die am leichtesten mißverstanden werden, und auch noch ein allgemeineres Interesse haben. Ref. glaubt daher, der Zeit nach hier sie nicht übergehen zu dürfen.

Denn inneren Act der Beziehung des Urdenkenden zum Bewußtlosen, die im höchsten Geiste ungeschieden sind, diesen genetischen Act, welchen der Vaedānta als den inneren Grund der äußeren Existenz anerkannt, hat man äußerlich, falsch so verstanden, daß die äußeren Dinge nicht seyn würden, wenn wir sie uns nicht vorstellten, und in diesem Sinne hat man sich auf W. Jones berufen (Transact. R. A. S. III. 414), nach welchem, dem Vaedānta gemäß, alle Körper und ihre Eigenschaften nur so fern existiren, als sie von uns wahrgenommen werden. (The fundamental tenet of the Védānti School — consisted — in contending that it (matter) has no essence independent of mental perception; that existence and perceptibility are convertible terms cet. Eine dem Vaedānta ganz fremde Behauptung.

Ferner betrachtet Vans Kennedy im Vaedānta die Absonderung der Energie des höchsten Wesens von diesem und die Ertheilung einer unabhängigen Macht an sie zur Hervorbringung der Welterscheinungen als einen der unbegreiflichsten Gedanken, die je einem Philosophen vorgekommen sind. Ebend. S. 419. The thus separating his energy from the supreme being and giving to it an independent power, is certainly one of the most incomprehensible conceptions that ever occurred to a philosopher.

Dieses ist es aber auch nicht, was der Vaedānta behauptet, welchem gemäß es nicht ein bloßes Leeres höchstes Wesen supreme being ist, das seine Energie entlassen oder absondern soll, die es nicht hat; sondern der höchste Geist ist es (wie wir ihn im I. Art. kennen gelernt haben), in dessen Wesen, einig mit seiner verborgenen ewigen Macht, das Nichtwesen oder Bewußtlose sich sammt der ganzen Vielheit des Unempfindlichen erhebt. Diese Erhebung wird nicht gedacht als eine solche Absonderung, Separation, dieser Macht oder von ihm. Nur dadurch, daß sie in ihm zugleich ewig, wirklich, einig in Durchdringung mit ihm ist und bleibt, kann sie außer ihm in Besonderheit erscheinen, wie getrennt, da sie in ihm einig ist. Wer sich aber dieselbe in ihrer Trennung nicht denken kann, ist auch nicht im Stande, sie in ihrer wirklichen lebendigen Einheit zu denken, und umgekehrt.

Eine Verwirrung, welche tief in das Wesen des Vaedānta geht, und seinen Grundbegriff zerstört, ist dadurch entstanden, daß man dem Namen Mājā, welchen die Natur Prakṛiti erhalten, häufig ohne Unterschied die Bedeutung von Illusion, Täuschung, Verblendung, Betrug u. d. beigelegt hat. Diese Bedeutung wird aber weder durch die Bildung des Wortes noch durch einen alten oder allgemeinen Gebrauch desselben gerechtfertigt. Mājā माया besteht aus मा mā und dem Suffix. foem. या, wodurch aus Wurzeln nomina abstracta gebildet werden. मा mā kann man aber nehmen entweder in der Wurzelbedeutung von messen oder in der anderen der prohibitiv Particul म्) wie mā regelmäßig und häufig vorkommt. Im ersten Falle geschieht die Bildung (wie aus विद् vid wissen vidjā die Wissenschaft, das Wissen, कृ kri thun krijā das Thun u. a. m. so) aus mā mit jā das Messen, die Messung, Maasgebung. Mit der

praepos. nir außer, wie in निर्माणा Nirmāṇā u. a. bedeutet mā hervorbringen, bilden u. d. So mit nir verbunden kommt es häufig vor z. B. manu I. 13. u. a. — Im anderen Sinn als prohib. Partikel kann aber mā, mit demselben Suffix jā, nur das Nichtsollen, Nichtseynsollen म्) ईवाः anzeigen, wie Ref. schon oben S. 665 angedeutet hat. Man mag nun mājā im ersten oder zweiten Sinn nehmen (wo doch auch die erste Bildung das Nicht – so – bleiben – sollende andeuten könnte), in keinem von beyden darf man sie als bloße Illusion denken. Auch der neuere Sprachgebrauch fordert diese Bedeutung wenigstens nicht ausschließend. Wilson führt in seinem Dict. unter andern auch folgendes an: understanding, human intellect (मनस्), Lakshmī, philos. Idealism, personified in mythology as a female, the consort of Brahma or god. Wilson leitet mājā ab von mā measure, so: the medium, through which all things are seen and by which they are estimated.

Man sieht, in welchem Sinne auch Brahmā und Śiva, jeder von beyden मायिन् mājin (mājā mit in der Bildungssylbe der possessiva) genannt werde, nämlich als die mājā besitzend, mit ihr verbunden.

Demnach kann Mājā im Sinne von Täuschung weder die Macht des Geistes, die ungeborene Eine, noch das Universum als Gesamtheit समष्टि des Verschiedenen genannt werden. Auch in der Gesamtheit ist aber die Besonderheit व्यष्टि, und nur so fern wird dieses Ganze mit Brahma identisch gesetzt सर्वज्ञत्विदम्ब्रह्म. Wenn die vorübergehende Welt संसार, die als ein, dem Subject entgegen gesetztes, Object außer der Einheit beyder bestehen

fell, dem Vaedānta keine wahre Wirklichkeit hat; so ist sie ihm doch so fern nicht bloß Täuschung, als selbst das Veränderliche vom Unveränderlichen entsteht, sein Reflex ist, **सम्भवत्यव्ययाद्ययम्.**

एवम् परमात्मा संसारमायया न संस्पृश्यते;
demnach wird der höchste Geist dadurch nicht befangen. Denn er ist über der, welche aus seinem Wesen, diesem Einigen selbst entgegen, sich erhoben hat, und ausgeschlossen ist. Was der reine Vaedānta läugnet, ist die Wirklichkeit des Bestehens dieser äußern vergänglichen Welterscheinungen in ihrer Abgesondertheit. Es ist daher nicht im Sinne des Vaedānta, was von Vans Kennedy (in den Transact. III. 419.) gesagt wird: The illusive appearances, of which alone this universe consists.

Beyde dürfen nicht verwechselt werden. Selbst in dem Gleichnisse von dem, für eine Schlange gehaltenen, Seile wird doch die Wirklichkeit von diesem als Träger des Scheines von jener gedacht, deren Vorstellung von ihm bestimmt ist. In dem Saamen der Ausbreitung der vorübergehenden Welt ist die Natur des allwissenden Herrn selbst, welche die Macht der Mājā, d. i. der Verstandesthätigkeit besitzt; so ist die Einheit in der Vielheit mächtig. Nur die Secten, wie, nach dem Sāṅkhya des Kapila, die Vauddhen u. a., welche die Wirklichkeit des Universums auch in seiner Einheit läugnen, nennen sie und ihren Grund so wie alles daraus Entstehende Mājā im Sinne von Täuschung, die auch im Leeren **शून्य** ist. In diesem Sinne ist Mājā

als Illusion die Mutter des Buddha, welcher Mājāsūta **मायासुत** „der von Mājā geborne“ genannt wird. Immer könnte diese einer falschen Imagination, **λογισμῶ τινι πόσῳ** des Platon ähnlich betrachtet werden.

Die Mājā als Täuschung kann aus der hö-

heren Mājā entstehen, und wir wissen, daß es geschehen ist; aber diese ist nicht jene.

Demnach ist in Rücksicht auf Mājā der abstrakte, leere Spiritualismus, oder spirituelle Pantheismus, den Vans Kennedy im Vaedānta annimmt, diesem eben so fremd als der abstracte Materialismus, oder materielle Pantheismus und der absolute Dualismus.

In dem gelehrten Streit ist hier eine der wichtigsten Fragen geworden: Wodurch im Sanskrit Materie bezeichnet werde, indem Vans Kennedy einerseits S. 421 behauptet, die vier vorzüglichsten Schulen der indischen Philosophie verwürfen einstimmig den Begriff von Materie; und Seite 422 The Vedānta rejects an eternal matter coexistent with him (with the supreme being) and a matter created ex nihilo; andererseits aber doch sagt: The sanskrit language does not contain any term equivalent to the word Matter. Demnach würden sie verwerfen, was sie nicht nennen, also wohl auch nicht denken können! Dagegen beruft sich Sir G. Haughton auf den in Manu. I. 27. vorkommenden Ausdruck **मात्रा** mātrā.

Dadurch wird nun wohl der Begriff von der, in die äußeren Sinne fallenden Materie, den Vans Kennedy hat, nicht unmittelbar bezeichnet, wohl aber der von Colebrooke, den er beabsichtigt. Wenn nämlich nach Colebrooke den Vaedāntinen der höchste Geist die materielle sowohl als die wirkende Ursache der Welt ist; so muß materiell im höheren Sinne, eben wie mātrā bey Manu als **आत्ममात्रा** Geistesmoment, geistiges Maas nicht für emanation from the supreme spirit, wie W. Jones übersetzt, genommen werden, was man aus Manu I. 16. 19. u. a. D. (vgl. Kullūka's Scholien) deutlich sieht.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. April.

Nro. 66.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

- I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cct.
II. Die Philosophie der Hindu. Bā-
dānta Sāra von Śadānanda, ꝑc.

(Fortsetzung.)

Mātrā foem. oder Mātra neutr. kommt wie Mājā, die damit innigst verwandt ist, von मा messen und dem Suffix. त्र (त्रा f.), womit nomina instrum. gebildet werden, und bedeutet das, wodurch den Dingen ihr Maasß bestimmt wird. Nämlich I. 16. „in den geistigen Maasßen (den Geistesmomenten) hat er (der Schöpfer), „mit eingegangen in die übersinnlichen Glieder der sechs unendlich mächtigen, alle Geschöpfe hervorgebracht“ (निर्ममे von nir und mā), तेषान्त्ववयवान् सूक्ष्मान् षण्णामप्यमितौजसाम् १ सत्रिवे श्यात्ममात्रासु सर्वभूतानि निर्म्ममे १ 16 १

Mitteltst dieser mātrā, welche auch I. 27.

Schol. सूक्ष्माः - विपरिणामिन्यः die übersinnlichen, unwandelnden genannt werden, entstehen die dem Geiste selbst eigenen Naturprincipien der ursprünglichen Elemente आकाशादीनि, aus denen die Momente des geistigen Leibes सूक्ष्मशरीर hervorgehen, zu welchen die Naturverunft बुद्धि, der Verstand मनस्, die fünf Sinnesmächte

इन्द्रियाणि u. d. übr. gehören. S. Vaed. Sāra S. 5 3. 23 S. 6 3. 1 vgl. S. 5 3. 20. ff.

Nach Kullūka zu Manu I. 19. sind die Mātrā शरीरसम्पादकमागाः d. i. die großen Momente, (Antheile) der geistigen Leibesorganisation. Nach Manu. I. 56. geht der Hervorbringende, erfüllt mit denselben geistigen Elementen-Principien des übersinnlichen Substantiellen अणुमात्रिकः, ein in den Samen der Pflanzen und Thiere, wo er mit entlassen, die höhere leibliche Geistesform मूर्त्तिम् frey macht.

In Manu werden auch die Mātrā ewig मात्राः शाश्वतीः genannt, von denen der Charakter des einzelnen Menschen hervorgebracht wird; so मात्रेभ्यो निर्म्मितः VII. 4. 3. Kullūka nennt dieselben मात्रा अंशान् सारभूतान् wesentliche Momente, substantielle Lebenskräfte u. d.

Aus den Mātrā sollen nach Manu XII. 16. die Gestorbenen neue Belebung erhalten. Als die Principien der Elemente und Sinne und Sinnesobjectivitäten werden sie selbst nach den Namen und in der Ordnung der fünf Elemente genannt. Es verdient damit verglichen zu werden, wie sich Empedokles und selbst Platon im Timaios diese Beziehung der Elemente dachten.

Die Entstehung aus diesen mātrā Urstoffen, wenn man sie so nennen will, geschieht durch

परिणाम parināma, d. i. wörtlich: Umbiegung, (Formwandlung, Anderswerden, Qualitätsveränderung), eine geistige Scheidung und Combination, die im Denken und Wollen vor sich geht, wo auch an keine absondernde Heraussetzung in den Raum, Emanation u. d. gedacht wird. — Die Hervorbringung der Dinge ist in Manu wie in dem spätern Vaedānta die vom Denken durch die Macht des Wollens mittelst parināma bewirkte Erscheinung des Wesens der Bestimmungen der Dinge. In Gotama-Njāja III. 37. wird Parināma genannt, das Offenbar-werden einer andern Qualität,

परिणामशब्दार्थो गुणान्तरप्रादुर्भावः. In Bh. Gītā XVIII. 37. ff. wird in Parināma (Umwandlung) das Gift wie Trank der Unsterblichkeit **विषम् परिणामेऽमृतोपमम्**. Manu VIII.

26. Schol. wird der nach Innen getretene Verstand durch die Form der Vernunft umgestaltet, reif, vollendet. — **अन्तर्गतम् मनो बुद्धिरूपेण परिणतम्** ०

Manu XII. 119. **सर्वं जगदात्मन्येवावस्थितम् (परमात्मपरिणामत्वात्)** d. i. die ganze Welt wohnt nur im Geiste (aus dem Grunde der Umwandlung, der Reife im Geiste.) XII. 91. Schol. **सर्वाणि भूतानि परमात्मपरिणामसिद्धानि**. —

Kurz Parināma findet man nirgends für Emanation, sondern wie **विकार** Vikāra für Umwandlung im genannten Sinne, bey der Hervorbringung, Offenbarung der Dinge gebraucht.

Mātrā werden auch im äußerlich Materiellen als die objectiven Momente der Beziehung zwischen den Sinnen und den Gegenständen genommen, durch welche diese gemessen werden, **मीयन्ते विषया**

आभिरिति मात्रा इन्द्रियवृत्तयः १ तासां स्पर्शा विषयसम्बन्धाः १ ते शीतोष्णादिप्रदा भवन्ति १ Sie deuten aber auch in diesem Gebrauche vom äußerlich Materiellen, immer noch auf den höheren physiologisch-psychischen Begriff der Sinne und äusseren Materie, die nicht ohne energische Durchdringung des Verschiedenen gefaßt wird.

Die späteren Vaedāntinen brauchen statt Mātrā-foem. im gleichen, oben genannten, höheren Sinne **तन्मात्राणि** neutr. Wenn aber auch vom Sāṅkhja derselbe Ausdruck gebraucht wird: so zeigt dieser ihm doch nur die Momente des ursprünglich aus der ungeistigen Natur Entstandenen, **महत्त्वम्** an, welche ihm die, dem Geiste entgegengesetzte, absolute Materie ist. Dadurch wird eben der große Unterschied zwischen dem Vaedānta und Sāṅkhja bestimmt, den Kullūka zu Manu an mehreren Orten hervorgehoben hat.

Denn der Vaedānta verwirft diese Natur (**प्रधानम्**) in ihrer Absolutheit und Abstraction, welche die wirkende Ursache und ohne das ursprünglich Denkende (**चैतन्य**) auch die materielle Ursache seyn soll. Da Kapila die Geistesmomente **आत्ममात्राः** des Vaedānta nicht annehmen

konnte, darf die Annäherung desselben an Vaedānta im Ausdrucke nicht mißverstanden werden. Die spätern Vaedāntinen, wie Sadānanda stellen den Unterschied und die Beziehung, die in Manu I. 6. 15. zwischen dem durch sich sendenden, geoffenbarten, höchsten Geiste **स्वयम्** I. 6. und dem, aus seinem Wesen erhobenen, mächtigen Geist I. 15. ist, bestimmt dar, indem sie diesen mächtigen oder **बुद्धि** die Naturvernunft unter den 17 Gliedern der sechs unermesslich Starken nennen, da der Sāṅkh-

ja diese Vernunft vielmehr als sein mächtiges Princip aus einer geistlosen, absoluten Natur herkommen läßt, außer welcher der Geist naturlos, selbst absolut untr im äußeren Verhältniß zur Natur stehen soll. Daher macht auch Kullūka überall auf den Unterschied der Principien, welche in Manu und im Sān'khja herrschen, aufmerksam, die man sonst wegen der gleichen Namen und Aufeinanderfolge für identisch halten könnte; z. B. zu Manu XII. 50. **महानव्यक्तमेवच** sagt er: **साङ्ख्यप्रसिद्धं तत्त्वद्वयं तदधिष्ठातृदेवताद्वयमिह विवक्षितम्** १ um das geistige, ungetheilte Moment des Vaedānta gegen den Dualismus des Sān'khja hervorzuhellen.

W. Jones hat in seiner Uebersetzung das **देवताद्वयम्** aufgelöst mit **देवता + द्वयम्** the divinities presiding over two principles of nature in the philosophy of Kapila. Aber die richtige Auflösung muß nach allem **देवता + अद्वयम्** das Ueberzwey der Gottheit, im Gegensatz des vorausgehenden **तत्त्वद्वयम्** die zwey Principien, seyn.

Im Dualismus des Sān'khja werden aber diese seine zwey absoluten Principien auf ähnliche Art, wie die in der Geistesphilosophie des Vaedānta, sich zu einander verhaltend vorgestellt, ungeachtet sie, da ihnen das geistige Band ihrer Beziehung fehlt, dieses Verhältnisses, unfähig sind. Dadurch muß im Sān'khja alles eine andere, gewaltsame äußere Deutung, eine unbegreifliche Beziehung von zwey sich ursprünglich fremden Principien erhalten, die als ein mystisches, magisches Liebespiel erscheint. — Man sieht, wie sowohl **mātrā** als **tanmātrān'ī** im Sān'khja so nicht mehr den Sinn haben können, den sie im Vaedānta haben, und wiefern sie diesem Materie bedeuten.

Die weitere Untersuchung, ob im Vaedānta der spirituelle Pantheismus liege, den Vans-Kennedy darin zu beweisen sucht, oder welcher andere Spiritualismus, ist sowohl zur Beurtheilung der obigen Exposition als für die Geschichte der Philosophie und Religion in mehrerer Beziehung von so großer Wichtigkeit, daß ich die Stellen, welche derselbe aus Vādānta-Schriften für seine Behauptung gegen einen vermeintlichen, materiellen Pantheismus anführt, die aber Sir Gr. Haughton seinem Zwecke gemäß, durchaus unberührt gelassen hat, zur Ergänzung der Betrachtung hier aus Transact. R. A. S. III. 416 ff. wörtlich mit meiner Uebersetzung und den nöthigen Bemerkungen anführen zu müssen glaube.

1) Die berühmten vier **महावाक्यानि** großen Vādānta-Sätze habe ich schon oben (im 1. Art. S. 674. 680 ff. nach Vaedānta Sāra) an ihrem Ort genannt und erklärt. Sie können in der Vorstellung des abstracten Geistes, welchen Vans Kennedy im Vādānta annimmt, und in seiner Voraussetzung, daß das Universum leere Täuschung sey, keinen passenden Sinn haben, wohl aber in dem, vom Hef. erklärten Entwicklungsgang in und aus dem Geiste.

2) **एवम्परमात्मा ऽपि संसारमायया न संस्पृश्यते** d. i. „Auf diese Art wird der höchste Geist selbst durch die Mājā der vergänglichen Welt nicht befangen.“ — Weil er über der ist, welche sich aus seinem Wesen und durch Deckung und Ausschließung ausgesondert hat, **आवराण** und **विक्षेप** nach Vaed. Sāra S. 5 3. 13 als **अज्ञानम्परिद्वित्रम्**; er aber ist im Gegentheil **आत्मा ऽपरिद्वित्रो ऽसंसारी** — der nicht ausgesonderte, nicht zur vergänglichen Welt gehörige Geist.

3) **संसारप्रपञ्चबीजमूते सर्वज्ञानेश्वरस्य**

मायाशक्तिः प्रकृतिरिति श्रुतिस्मृत्योरभिलष्यते d. i. „daß in dem, was der Saame zur Ausbreitung der veränderlichen Welt geworden ist, die Natur (प्रकृति) des allwissenden Herrn sey, welche die Macht der Mājā besitzt, wird in den Väden und in den Gesetzbüchern gelehrt.“ Hier wird Prakriti von Mājā unterschieden, wie die Gesamtheit des Bewußtlosen von der Besonderheit desselben, oder auch, wie die erste innere Hervorbringung von der zweyten äußern, die Einheit von der Vielheit. So heißt es in Vaed. Sāra (S. 4 B. 12 vgl. B. 3 ff.): „der Herr (der allwissende) wird durch die vertheilten Verstandesthätigkeiten (Sinnenmächte मायामिः) vielgestaltig geoffenbart. Auf diese Art wird das in der Einheit Verbundene als in dem mächtig, begriffen, welches in der Vielheit ist, und das über zwey erhabene Brahma ब्रह्माद्वयम् ist in सगुणविषये in der, mit den Ureigenschaften (Gun'en) verknüpften, differenzirten Objectivität. In gleichem Sinne sagt Krishn'a (in Bh. Gītā IV. 6.) als der in verschiedener Herabkunft erschienene Geist: प्रकृतिं स्वामधिष्ठाय सम्भवाम्यात्ममायया d. i. „Meine eigene Prakriti, Natur beherrschend, entstehe ich durch des Geistes (meine) Mājā. „Nämlich auch in der Vielheit oder Besonderheit der vergänglichen Welt, er, derselbe, der sich (ebend. IV. 6.) eingeboren nennt, den unveränderlichen Geist, den Herrn der Lebenden अतो ऽपि सन्नव्ययात्मा भूतानाम् ईश्वरो ऽपि सन्. Ausdrücklich unterscheidet er seine achtfach getheilte, folgende entgegengesetzte अपराम् प्रकृतिम्) von „seiner anderen, höheren Natur, die das Lebewesen ist, und von der die Welt erhalten wird.“ Bh. Gītā VII. 5.

अपर्यमितस्त्वन्याम्प्रकृतिं विद्धि मे पराम् १ जीवभूताम् — यदेदं धार्यते जगत् ॥ Diese höhere Natur ist eben die innere, wahrhaft wirkliche. „Eine (Vaed. Sāra S. 4 B. 2 ff.) Ungeborne, die verborgene Macht des Geistes Gottes“ (ebend. S. 3 B. 20). Von der Verwechslung dieser doppelten Natur kommt das Mißverständniß der Mājā, welche besonders die Sauddhen und andere Secten später in jeder Hinsicht nur für Täuschung nahmen.

4) Die Stelle S. 416 der R. A. S. ist:

मायामात्रं कार्त्स्येनानभिव्यक्तस्वरूपत्वात् d. i. „Nur Mājā (oder das Maas von Mājā habend) daher, weil die Geistesform nicht durch Totalität geoffenbart ist.“ So kann diese Stelle, welche Vans Kennedy außer dem Zusammenhang anführt, nur den Sinn haben: Bloß Mājā wegen der Trennung außer der Einheit des Ganzen, nämlich dadurch, daß die Natur die Macht der Deckung und Ausscheidung zeigt (Vaed. Sāra S. 5 B. 10). — Eben diese Stelle, indem man, weil man sie dunkel gefunden, sich zur Erklärung derselben auf Tshhandōgja upanishad berufen hat, wird dadurch eine neue Bestätigung des angegebenen Sinnes von Mājā.

5) प्रपञ्चो यदि विद्येत निवर्त्तत न संशयः १ मायामात्रम् इदं द्वैतमद्वैतम् परमात्मार्यतः १ d. i. „Wenn die Ausbreitung erkannt würde, würde sie zurücktreten (äußerlich aufgehoben, ideal werden). Daran ist kein Zweifel. Nur das Maas von Mājā (im eben besagten Sinne) habend ist diese Zweyheit. Die Aufhebung der Zweyheit (das Ueberzwey) ist von der Substanz des höchsten Geistes.“

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. April.

Nro. 67.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Bā-dānta Sāra von Sadānanda, &c.

(Fortsetzung.)

9) Transact. III. 417. aus S'vaetās'vat, Up. Cap. 1. eine Stelle, die hier fehlerhaft angeführt, etwa so zu lesen ist: तस्याभिध्यानात् (तस्य)

योजनात् तत्त्वभावात् + अभूच्चेति विश्वमा-
यानिवृत्तिः १ d. i. „Und von deselben (Brahma)

tiefer Betrachtung, von Vereinigung mit ihm, von der geistigen Beziehung im: Dies = Du, (Subject-object) mag sie werden; sie ist die Einziehung der Mājā des Alls.“ Nämlich: ihre Zurückführung aus der abstracten Vielheit der Ausscheidung zur inneren concreten, Einheit.

7) Damit stimmt auch die Stelle, welche von Sans Kennedy ebend. aus S'vaetās'vatara upanishad Kap. 4. angeführt wird, nämlich: अस्मान्मायी

सृजते विश्वमेतत् १ तस्मिंश्चान्यो मायया सन्निरुद्धः १ मायांतु प्रकृतिं विद्यान्मायिनं

तु महेश्वरम् १ d. i. „Von daher entläßt der die Mājā Besizende dieses All. In diesem (All) ist auch der Andere von Mājā mit Eingeschlossene. Mājā aber erkenne man (hier) als Prakriti (Natur),

und den die Mājā Besizenden als den mächtigen Herrn.“ Nämlich dieß All (विश्व) ist der im Bād. Sāra S. 9. 3. 12 genannte Allgeist, der in der dritten Ausbreitungsstufe प्रपञ्चे, der Gesondertheit inwohnende Bewußtseyende.

Der Andere ist der von Mājā in jenem All eingeschlossene Allmensch वैश्वानर, der Leuchtende विराट्, der darin der Gesamtheit einwohnende Bewußtseyende. Denn beyde, Vais'vānara und Vis'va haben ihr Maas im Is'vara, im Herrn (Bād. Sāra S. 12. 3. 12 f.). In der angeführten Stelle wird selbst darauf besonders aufmerksam gemacht, Mājā in ihrer bessern Bedeutung als Prakriti zu nehmen, (nicht als Täuschung), so auch den sie Besizenden als den mächtigen Herrn.

8) Der berühmte Bādāttext, auf den sich die Bādāntinen berufen (nach den Transact. III. 418. Not. 11. aus S'an'kara über die Sūtren des Vjāsa) stimmt nicht minder ein, nämlich: सदेव सौम्ये

दमग्र आसीत् १ एकमेवाद्वितीयम् —
तद्वक्षत बहु स्याम् प्रजायेयेति १ d. i. „Sey-

end nur — ist dies (das Ganze) im Anfange gewesen, einzig nur, ohne ein zweytes. Dann sah (dachte und wollte) es: Möchte ich Vieles seyn, möchte ich geboren werden.“ Das Eine, Seyende S. Bād. Sāra S. 4. 3. 2. ff. Das Viele S. 4. 3. 12. ff. S. 5. 3. 20 ff. Vrgl. Bh. Gītā XIV. 3. 4. ff. Vjāsa I. 109.

9) Eben so die Stelle Transact. III. 418. 3 Sūtra 1. pad. 1. cap. आत्मा वा + इदम् एकम् एवाग्र आसीत् १ d. i. „Geist wahrhaft nur ist dieses Eine im Anfange gewesen.“ Nämlich: Im Anfange war dieß All als Einheit, Totalität, Universum nur im Geiste, und er in ihm. Dagegen berufen sich die Banddhen auf असद्वेदमग्र आसीत् d. i. „Nichtseend nur war dieses im Anfange,“ um eine geistlose Natur zuerst und ihre Leere शून्य an die Stelle des naturerfüllten Geistes zu setzen. Vaed. Sāra ८. 11 ३. 14 ff.

10) Aus Aitaraja upanishad führt Kennedy (Transact. 418) die Stelle an: आत्मा वा + इदम् एक एवाग्र आसीन्नान्यत् किञ्चन मिषत् १ स ईक्षते लोकान् नु सृजामि १ d. i. „Geist wahrhaft ist Dieses; der Eine ist so im Anfange gewesen, nicht irgend ein Anderes sich ihm entgegensetzend. Er denkt: Welten will ich schaffen“ Vrgl. Manu I. 8. Von einem abstracten, naturlosen Geisteswesen könnte nach dem Vaedānta so wenig ein Wille und Uebergang in Vieles seyn, als es Welten zu schaffen vermöchte.

11) Auch nur mit dem höhern Standpunkte der Geistesphilosophie stimmt ein, was von S'an'kara über die Sūtren (Sūtr. 9. p. 4. c. 1.) aus Svātās'vatara upan. angeführt wird (Trans. III. 419. f.) nämlich: अज्ञामिकां लोहितशुक्लकृष्णा बद्धीः प्रजाः सृजमानां स्वरूपाः + अज्ञो लोको जुषमानो ऽनुशेते १ जहाति + एनाम् भुक्तभोगामज्ञो ऽन्यः १ d. i. „Der ungeborne Einen, welche hervorbringt mannigfache, den drey Gun'en - gemäß, ähnlich vollkommene Erzeugungen, ergiebt sich der Ungeborne, Eine liebend;

der Andere, Ungeborne verläßt sie, die empfangen hat.“ Hier entspricht das अनुशेते dem उपहित in Vaed. Sāra. ८. 4. ३. 3. f. Das Entgegengesetzte davon ist जहाति hier, अनुपहित in Vaed. Sāra ८. 5. ३. 6. Diese empfangen habende Prakṛiti एनाम्प्रकृतिम् भुक्तभोगाम् bezeichnet S'an'kara (Transact. III. 420) mit: एनाम्मायाम् आवरणविक्षेपरूपाम् भुक्तभोगाम् d. i. „Jene Mājā, welche in der Gestalt der Bedeckung und Ausbreitung (im Gegensatz) empfangen hat.“ Diese wird beschrieben Vaed. Sāra ८. 5. ३. 10. ff. Der erste ungeborne Eine ist bestimmt ebend. ८. 4. ३. 3. ff. ३. 23. ८. 5. ३. 1. f., der in der Einheit des Herrn und des Theilkundigen ist. Ebend. ८. 4. ३. 19. f. Die Gun'en, die sonst durch Reinheit, Unreinheit und Mischung oder ähnliche drey Eigenschaften bestimmt werden, sind hier durch Farben angedeutet.

Alle von Vans Kennedy angeführten Stellen beweisen demnach so wenig, was sie sollen, einen spirituellen Pantheismus oder abstracten Spiritualismus, a most refined system of spiritual Pantheism, und Mājā als Illusion, im Vaedānta, daß sie vielmehr ganz der höhern Geistesphilosophie, durch welche Colebrooke zu seinem Ausdrucke refined Psychology veranlaßt ward, angehören, worin Gott die wirkende und materielle Ursache der Welt ist, und diese keine leere Täuschung (Mājā im Sinne einiger Secten) seyn kann. In dieser Bedeutung ist nun die Stelle Kennedy's zu beurtheilen. (Trans. III. 419): Spirit could not possibly become matter, whence it evidently follows, that, if nothing but spirit (nach Kennedy der naturlose, abstracte Geist) originally existed, and creation ex nihilo be impossible, all, that appears to be matter, must necessarily be a mere illusion.

Allein die Frage über die Schöpfung aus Nichts

oder aus einem Stoffe und über diesen selbst ist im Angeführten schon entschieden, und soll hier noch berührt werden.

Was Vans Kennedy über Systeme europäischer Philosophen vorbringt, wovon zu ihm nach Indien einige gebrochene oder fast verschollene Laute gekommen sind, könnte die Leser dieser Blätter nur der Seltbarkeit wegen interessieren, so wie, was er über einen materiellen Pantheismus griechischer Philosophen im Gegensatz eines spirituellen im Vaedānta sagt, das der Philosophie und klassischen Philologie der Deutschen gleich fern liegt.

Nur in Bezug auf Parmenides, wenn man ihn (seinen Weg — *ὁδόν ἢ γὰρ ἀπ' ἀνδρωπιων ἑκτός πάτον ἔστιν*) mit Vaedānta eben auch auf dem Standpunkte der Spekulation vergleichen wollte, findet Ref. Grund eine Erörterung beizufügen.

Nach S. 426 Trans. N. A. S. sieht Vans Kennedy im Beispiele des berühmten Franzosen Cousin, weil dieser das System des Parmenides für einen reinen Idealismus erklärt, einen Beweis: How impossible it is for an European philosopher to form any conception of such a system as the Védānta (!). Gegen einen solchen Schluß haben sich die Deutschen vor allen zu verwahren.

Wenn Ref., absehend von allem diesem und dem ganzen übrigen Inhalt der Remarks von Vans Kennedy, der hier nicht weiter in Betracht kommen kann, die von ihm verkannte Lehre des Parmenides in seinen Fragmenten und nach dem, was Platon (im Parmenides und Sophisten) und Aristoteles (in seiner Metaphysik) von derselben sagen, mit dem Vaedānta vergleicht; so findet er eine auffallende innere Beziehung (denn auf eine äußere wird hier zuvörderst nichts gebaut), in welcher jene Lehre mit dem Vaedānta sowohl nach seinem Ganzen steht, als nach den einseitigen Richtungen und bekannten Irrlehren, die sich aus diesem gebildet

haben. Seinen beyden, sich einander ausschließenden Gebieten der Forschung, sowohl dem der Gewißheit als dem gemeinen der Ungewißheit, indem sie beyde als Abstractionen gefaßt sind; fehlt das befriedigende, nöthige Princip. Dem ersten des reinen Seyns mangelt der höchste, lebendige Geist, der das Seyn hätte, und in dem der Grund der Welt liegend gedacht werden könnte. *) Daß aber dem zweyten, dem Nichtseyn *μη εἶναι* kein wirkliches Princip und gar kein Seyn *οὐκ εἶναι* zukomme, dieß zu zeigen, ist eine der vorzüglichsten Angelegenheiten des Parmenides, indem er nur ein einziges, abstractes Seyn behauptet, das, wenn auch mit dem Denken eines, doch ohne weitere Bestimmung des Wesens dieser Einheit, dem Seyenden zukommen soll.

Die Sinnenwelt ist ihm vom Nichtseyn *μη εἶναι* das Nichtseyende *μη ὄν*, das, was schlechterdings nicht ist, *οὐκ ἔστι*. Denn das Seyn ist, nicht das Nichtseyn ist *ἔστι γὰρ εἶναι — οὐκ ἔστι μη εἶναι*. — (S. Fragmente B. 39 — 45).

Die Göttin kann durch dieses eben so wenig einen Widerspruch mit sich sagen wollen, als eine langweilige Tautologie mit vielen Worten. Ausdrücklich widerspricht sie Andern, welchen das Nichtseyende *μη ὄν* mehr ist, als das, was nicht ist *οὐκ ἔστι*, und man muß annehmen, daß Parmenides eine, damals bekannte Lehre, die er bekämpft, vor sich hatte. Ch. N. Brandis will (in Comment. Eleat. P. 1. Altonae 1813. p. 155) nicht zugeben, wozu er sonst hieby geneigt scheint, Parmenides streite wegen des Nichtseyenden gegen Xenocrates den Corinthier, der es angenommen haben soll; er sagt daher: At ipse fortasse Parmenides haec dixit argumentatione magis ductus. Ref., dem Parmenides vielmehr gegen eine weiter

*) *Παρμενίδης μὲν γὰρ τοῖνε τοῦ κατὰ τὸν λόγον ἐνός ἄπειθαι — nicht κατὰ τὴν ὕλην — Aristot. Met. I. p. 18. ed. Brandis.*

verbreitete Lehre zu streiten scheint, findet nach einer bestimmteren Auffassung des $\mu\eta\ \delta\upsilon$, denselben Begriff im Indischen, indem das $\mu\eta$ als prohibitive Partikel wie मा mā im Sanskrit, ne im Latein steht, wo das Folgende durch den Willen eines Subjects bestimmt gedacht wird, und erkennt darin den ganz entsprechenden Begriff des अवस्तु avastu des Nichtwesens, das auch अज्ञान adshn'āna das Bewußtlose im Vaedānta genannt wird, auch das Nichtsennsollende, Unrechte अनृत, Andere अन्यत् vom Seyenden u. d. m. ist. Es ist dieses theils noch nicht äußerlich, theils soll es nicht außer der Einheit mit dem Seyenden, getrennt seyn, sondern als Getrenntes umgewandelt, aufgehoben werden. Es ist यद् मामृत der माया Mājā, im früheren reineren Sinne, dem des Vaedānta. Es ist die im Geiste verborgene Macht zu seyn, aus der sich alles äußere Seyn in seinen mannigfachen Formen erhebt. Vgl. Vjāsa die ind. Zeitschr. I. 100 ff. Das $\mu\eta\ \delta\upsilon$ wird wohl auch von Parmenides so betrachtet, daß ihm die Gegner schon einen Anfang vom Seyn, eine wirkliche Macht und Beziehung zum Seyn zuschreiben, es nicht als $\delta\upsilon\kappa\ \delta\upsilon$ annehmen. Sonst wäre der Widerspruch dagegen nichts sagend. Dem Parmenides fehlte aber der Begriff der Einheit des Seyenden mit dem Nichts Seyenden des सत् Seyenden, in welchem die Durchdringung der Gegensätze ist, die Idee des Naturerfüllten Geistes vom Vaedānta, des Geistes, der im Grunde seines Wesens die verborgene Macht des, obschon außer der Einheit Nichtsennsollenden, doch dem Vermögen nach, Seyenden hat, welchem aber so fern noch keine äußere Existenz zukommt.

Es ist daher सदसद्भ्यामनिर्वचनीयम् (Vaed. Sara G. 4 Z. 11) d. i. „durch das Seyende und das Nichts Seyende gar nicht zu bestimmen,“ da

es eben in gewissem Sinne beydes ist, wie es in den folgenden Zeiten die Philosophen Griechenlands wohl erkannten.

Dem Parmenides kann und soll das Seyende mit dem, was ihm das Nichts Seyende (das Werdende) ist, in keine reale Beziehung kommen. Obschon unbewegt kann ihm demnach das Seyn die Bewegung, das Viele nicht beherrschen, da ihm dieses nicht ist. Wo er sich gegen die richtet, denen sein Seyn nicht ist, nothwendig aber das Nichts Seyn, hat er eine Lehre vor sich, die ganz dem Buddhismus gleich, eine Seite vom Dualismus, von dem Sān'khja des Kapila darstellt, eine absolute, geistlose Naturmacht, aus der alles entstehen soll, wozu dem Buddhismus wie den Gegnern des Parmenides die andere Seite, allen aber der höhere, beyde, Natur und Geist fassende und erfüllende, absolute Geist fehlt. Der Buddhismus, welchem deswegen der Urgrund aller Erscheinung das Leere शून्य ist, kann so fern als der andere Standpunkt bey Parmenides betrachtet werden, welcher nach ihm als der der Mājā (so fern sie nur Täuschung bedeutet) zu meiden ist. Das Mahat tattvam mächtige Princip der Bauddhen, das ihnen die Naturvernunft बुद्धि ist, welche sie in diesem Gebiete entstehen und wirken lassen, ist des Parmenides $\delta\alpha\iota\mu\upsilon\upsilon$; und mit den Bauddhen und dem Sān'khja stellt Parmenides auch die von Vaedānta entlehnten drey Urqualitäten, Licht, Finsterniß und ihre Mischung auf u. d. m.

Wenn gegen diese geistlose Naturlehre vom Nichts Seyenden, die andere des Parmenides vom Seyenden das entgegengesetzte Keuferste, naturloser, armer Monotheismus war: so scheinen die späteren Philosophen Griechenlands schon mehr den ganzen concreten Monotheismus, die erfüllte, lebendige, geistige Persönlichkeit des Vaedānta im Auge zu haben, als hätten sie ihn innigst aufgefaßt, in eigener hoher idealer Form, obschon mehr im Abstracten ausgebildet.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. April.

Nro. 68.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

I. The exposition of the Védānta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Védānta Sāra von Sadānanda, ic.

(Schluß.)

Sowohl Platon als Aristoteles widersprechen dem Parmenides, indem sie behaupten und darthun, daß das Nichtseyende $\mu\eta$ ὄν sey; z. B. Platon hat im Sophisten (ed. J. Bekker p. 219) gezeigt — εἶναι τὸ $\mu\eta$ ὄν als Theil des Seyenden und — ὡς αὐτὸ τοῦτὸ ἐστὶν ὄντως τὸ $\mu\eta$ ὄν, und — ὡς ἐστὶ τὰ $\mu\eta$ ὄντα, u. a. Aristoteles nimmt ein Entstehen aus dem Seyenden dem Vermögen nach an, welches der Thätigkeit nach Nichtseyendes ist. Metaph. XI. p. 241. ed. Brandis: — ἐξ ὄντος γίγνεται πάντα, ὄντων μὲντοι ὄντος, ἐκ $\mu\eta$ ὄντος δὲ ἐμπερίεσθαι. u. a. m.

Aber der Vaedānta faßt eine andere Stufe der Einheit des Seyns und Nichtseyens; sein Hauptzweck ist das persönliche, reine Bewußtseyn der Einheit des höchsten und des lebendigen Geistes, wie oben gezeigt worden ist.

Indem Ref. sich diese ausführlichere Vergleichung sowohl wegen der, von Kennedy über Parmenides vorgebrachten, Behauptung als wegen des darin berührten Gegenstandes besonders in der Absicht erlanbt hat, den Vaedānta auch selbst mehr in seiner wissenschaftlichen Stelle zu betrachten; soll hiebey kein Gewicht darauf gelegt werden, daß Parmenides seiner Zeit gemäß von den philosophisch-religiösen Kämpfen wohl unterrichtet seyn konnte, die sich wahrscheinlich im VI. Jahrhundert vor. Chr. im Osten am lebhaftesten und weitesten verbreitet hatten, als sich bey der äußeren Erhebung des

Vishnūismus über den Sivaismus die Lehren der Bauddhen, des Zoroaster u. a. daraus absondernd gestalteten.

Die hier angeführten Bemerkungen über Vans Kennedy's Remarks in den Transact. R. A. S. III. sind es, was Ref. in einem Schreiben vom Februar 1835 an Sir Gr. Haughton weitläufig auseinandergesetzt, und am 2. May desselben Jahres in der Sitzung der philosophisch-philologischen Klasse der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen hat.

Im As. Journal, October 1835. p. 92. erschien dann: The Védānta System. Col. Vans Kennedy in Reply to Sir G. C. Haughton. Der gelehrte Präsident sagt darin: Sein Hauptzweck sey gewesen, zu beweisen, daß ein Glauben an Mājā (als Illusion) die alte und ursprüngliche Lehre der Vaedāntin'en gewesen sey, und daß er dieses gezeigt habe nicht nur durch die Sūtren des Vjāsa und die Scholien des Sankara sondern auch durch die Bāden und Upanishaden, wie wir oben gesehen haben. Dieses wäre, sagt er, nur dadurch zu widerlegen gewesen, daß man bewiesen hätte, entweder, daß seine Citate falsch oder daß sie mißverstanden worden seyn (das letztere hat Ref. zu leisten gesucht). Er habe bloß geläugnet, daß Colebrooke's Darstellung des Vaedānta mit den Lehren und Schriften der Vaedāntinen einstimme. Unwidersprechlich werde von ihm der Vaedānta als ein System des größten (grosset) materiellen Pantheismus dargestellt (S. 95). Wie aber Vans Kennedy den Standpunct der Vaedāntinen verkenne, die Vorstellung der äußeren Materie, als Täuschung, welcher, dem einen Extrem — der naturlose, abstracte Geist, das andre Extrem, gegenüber steht, durchaus fest halte, erhellet genug aus dem Obigen.

Im Reply darauf (in demselben As. Journal,

November 1835.) führt Sir Gr. Haughton seine Gründe dagegen an, vermehrt und verbessert aber dieselben in der oben genannten, besonders gedruckten Exposition etc., und er glaubt in dieser bis zu einem gewissen Grad den Irrthum beseitigt, und die Wahrheit dargestellt zu haben. —

Es ließ sich wohl erwarten, daß er darin von seiner ersten Behauptung: *Menu, where the System of Kapila is followed* (Trans. III. 413), abgehen würde. Er nimmt nun in der Exposition of the Ved. Phil. p. 11 und p. 14 Note (As. Journ. Nov. 1835. p. 222) einen Unterschied zwischen dem System des Kapila als einem atheïstischen und dem, in Manu's Werk enthaltenen, theïstischen an, und sagt von Manu's Gesetzbuch (p. 14): *It must be allowed to be the most extraordinary effort ever made by the mind of men. It is the undoubted prototype of every subsequent System of which we have any Knowledge, whether we call them Hindu, Chinese, Egyptian, Persian, Chaldean or European, which are all but distorted and mutilated copies (!) of this one grand, simple and original conception.*

Wenn der gelehrte Verf. diese Bemerkung auf die metaphysischen, nicht auf die theologischen Theile des Systems beziehen will; so kann er unter jenen doch wohl nur Manu's höhere Psychologie und Cosmogonie verstehen, welche vorzüglich im Lu. XII. B. enthalten, in den übrigen zerstreut sind, und mit dem Vaedānta, der Uttara mīmān'sā, oder Brahma mīmān'sā als Dshnāna Kān'd'a, was andere Theologie nennen, wesentlich einstimmen; unter den theologischen aber die, welche die weiter ausgebildeten des Cultus u. dgl. ausmachen, nämlich Karma Kān'd'a, den Theil vom Handeln. Zwischen beynen ist aber die, sie vermittelnde Mythologie, die von beynen untrennbar ist. Nach indischen Begriffen können jene von diesen nicht auf solche Art unterschieden werden. —

Sir Gr. Haughton bestimmt weiter, wie er Manu noch immer als ein Sān'khja-System ansehe, indem er vier Sān'khja-Systeme setzt, und zwar in folgender chronologischen Ordnung: 1) Manu (theïstisch), 2) Kapila (atheïstisch, dessen System er zuerst für das von Manu hielt), 3) Patandshali (mythotheïstisch); 4) Paurān'ika (my-

thotheïstisch). Ref., der früher (in der Zeitschrift Vjasa I. 47 vom J. 1826) sagte: *Paurān'ika Sān'khja* sey in mehreren Purān'en, in Mahābhārata, Manu's Gesetzbuch u. a. enthalten, hatte dabei nur den Sinn: In diesen Werken sey der Sān'khja so enthalten, wie z. B. der Stamm im Baume, abgesehen von seinen beyden Enden, von der Wurzel auf der einen Seite und von den Blüthen, der Frucht und den Saamen, auf der andern. Man kann vom Sān'khja so wenig das umgekehrte Verhältniß annehmen als von dem aus dem Ganzen herausgehauenen Stamm, der als unvollkommener Theil, das Ganze nicht enthält, in dem er enthalten war. Denn in Manu, Mahābhārata u. a. scheint wohl Sān'khja als eine, mitten im Systeme stehende Entwicklungsfortsetzung oder Abtheilung des Ganzen, aber in diesem ist noch weit mehr und gerade das Wesentliche, ohne welches Sān'khja, da es des inneren schaffenden Geistes, seines Grundes und Zweckes, wie seiner consequenzen, lebendigen Entwicklung entbehrt, in der That, nur als ein todttes, entstelltes Bruchstück zu begreifen ist. Auf diese Art kann es scheinbar auch schon in den Väden enthalten nachgewiesen werden. Aber selbst bey gleichen Namen ist ein anderer Sinn.

Dieses gilt nicht nur vom Sān'khja nirīs'vara des Kapila, sondern auch zum Theil vom Sān'khja saes'vara des Patandshali, soweit er bekannt ist. Auch dieser entbehrt des höchsten absoluten Geistes, bey allen seinen Beziehungen zum hohen Naturgeiste. Der sogen. Paurān'ika Sān'khja aber, den Haughton mythotheïstisch nennt, muß bey den bekannten, sehr verschiedenen mythologischen Gestaltungen der Purān'en selbst mehr als eine Form haben. Denn die Systeme der Purān'en sind größtentheils von einander sehr abweichende Ausbildungen des Vaedānta in verschiedener Deutung, wie auch, obschon reiner, Rāmājan'a und Mahābhārata.

Wenn der Verf. S. 11 behauptet, Manu's Werk gehöre nicht zum Vaedānta, has nothing to do with the Vēdānta, so kann man dieses selbst nicht von den neuesten, ausgebildeten und modificirten Formen des Vaedānta, der überall gleich Manu's Gesetzbuch ein anerkannt aus den Väden geschöpftes System ist, gelten lassen, noch weniger

von den älteren in den Upanishaden oder auch in den Sütren des Bādarājan'a. Jener Behauptung widerspricht Alles in Manu (vgl. Manu I. 6 ff. II. 6. 7. ff. 140. 141 ff. XII. 50. 85. ff. 91. 92. 94. 98. f. 102. 118. ff.).

Ganz im Sinne des alten und neuen Vaedānta heißt es Manu II. 160 ausdrücklich:

यस्य वाङ्मनसे श्रुद्धे सम्यग्गुप्ते च सर्वदा । स
वै सर्वमवाप्नोति वेदान्तोपगतम् फलम् ॥

d. i. „der empfängt wirklich die ganze, vom Vaedānta verheißene Frucht, dessen Sprache und Verstand gereinigt, und immer vollkommen bewahrt sind“ u. d. m.

Noch mehr steht ihr eine durchgeführte Vergleichung entgegen. Die innigste Beziehung Manu's zum Vaedānta wird auch von den gelehrten Hindu selbst z. B. Kullūka Bhau'a zu Manu u. a. nicht anders betrachtet. Der Unterschied des alten und neuen Vaedānta geht nicht auf eine so wesentliche Veränderung des überall aus den Väden, meist sogar aus den nämlichen Stellen der Väden geschöpften Systems, daß eines derselben dem Sān'khja gleich würde.

Wollte man aber das System der Emanation oder Evolution, welches nach S. 10. vgl. 14. in Manu enthalten seyn soll, und die Ordnung, in welcher alle Dinge in der Schöpfung von der Gottheit räumlich herausgesetzt vorgestellt werden, wirklich in Manu finden: so könnte man es auch in anderen Vaedānta-Schriften sehen. Zwischen dem Sān'khja jeder Art und Manu erkennen wir aber immer den wesentlichsten Unterschied.

Nach Sir W. Haughton (Expos. S. 4. Ref. führt diese Stelle nur mit einigen eingeschalteten kurzen Bemerkungen an) „wird in den alten Sütren und vom Sān'khya die Gottheit oder Brahma dargestellt als die alleinige Quelle aller Dinge: (davon abgesonderte) Individualität wird (erst) allen anderen existirenden Dingen abgesprochen. Alle Erscheinungen der physischen Natur entstehen bloß von der Ausfertigung seiner Energie (S'akti), die gleichfalls Natur (Prakriti) und Mājā Illusion (Mājā in diesem Sinne

gewiß nicht vom Vaedānta) genannt wird. Diese Energie, Natur muß betrachtet werden als unreal, weil nichts ist als Brahma (das die Fassung des Ganzen ist); und sie ist real so fern sie die Ursache aller Dinge ist, die wir um uns sehen.“

„Die obigen Worte (S'akti, Prakriti, Mājā) sind daher, so bestimmt, nicht in dem Sinn zu nehmen, wie sie in den Wörterbüchern oder anderen Systemen gebraucht werden. Energie, Natur oder Mājā wird ferner bestimmt durch die Benennung: die Ungeborne (adshā), und wird auch genannt Unwissenheit ignorance (avidjā), wenn die sichtbare Natur für ein wirkliches Wesen, von den, durch höhere Wissenschaft Nichterleuchteten genommen wird.“

Dieser Wissensmangel ist, aber, wie man aus dem Obigen weiß, als Bewußtlosigkeit अज्ञान

vom Vaedānta nicht in diesem Sinne, sondern in einer weit höheren, allgemeineren, ursprünglichen Stufe genommen. Derselbe fährt fort:

„Von Energie, Natur oder Illusion kann daher nicht gesagt werden, daß sie etwas Wesentliches sey, sondern sie ist etwas Actuales (but it is something actual). Daher sind diese drey Worte nicht Namen von einer, durch Mißbrauch der Sprache personificirten Macht oder einem Zustande oder einer Abstraction, sondern sollen sicherlich etwas andeuten, das zuvor nie einem anderen als einem indischen Philosophen in den Sinn gekommen ist, und welches wir beim Mangel eines besseren Ausdruckes eine Actualität (an Actuality) nennen müssen; das ist, something possessing potentiality, but destitute of essentiality“ (?).

Wie fern diese Ansicht der Natur die alte Lehre des Vaedānta sey, sieht man aus dem Obigen. Die Art aber, wie der Verf. nun weiter die Natur in Verhältnis zur Gottheit setzt, als beschäftigt der ruhigen Gottheit die Erscheinungen der Sinne und sichtbaren Welt vorzumachen, und sie dahin zu bringen, daß sie sich selbst in eine unendliche aber trügerische Individualität unterschieden ansehe, — dieses ist nicht dem Vaedānta, sondern ganz der Lehre des Sān'khja angehörig, wie sie in den

Transact. von Colebrooke, vom Ref. in seinem Vjāsa u. a. charakterisirt worden ist. — Der Verf. giebt sich Mühe zu beweisen, daß Mājā nicht bloß Illusion bedeute, und doch wiederholt er selbst immer wieder diese, dem Worte Mājā ursprünglich fremde, Uebersetzung, und ungehörige Benennung. Wenn er S. 5 sagt: Mājā is not to be considered as illusion, but as that sort of self — induced hypostasis of the Deity, by which he presents to himself the whole of animate and inanimate nature. Energy, nature or illusion is, therefore, that self — induced condition, which according to the Védāntins arises in the Deity when he wills to diversify himself, and says, „I may become many“; so ist diese Art eines selbst angeregten Grundes, ἐπόστασις, self — induced hypostasis of the Deity, wohl dem Vaedānta nicht ganz unangemessen, jedoch sollte immer statt des allgemeinen Namens Deity, vielmehr der bestimmte indische Name dafür, der hierbey und im Folgenden gebraucht wird, genannt werden. Dieses war hier um so nöthiger, als der Verf. selbst den Vaedānta schwer zu fassen, und durch die Sprache der Vaedāntinen die Schwierigkeit, ihn richtig zu begreifen, vermehrt findet S. 6. — Er führt nun aus J. Taylor's App. zu Prāhodh Chandrōd. Stellen an, worin dieser Mājā motion, negation nennt, und wo er sagt: It (mājā) is sometimes however represented as having a real existence; but this means only, that it exists as motion or energy and not as being. Dadurch werde erklärt, daß Mājā weder wahr noch falsch seyn soll. It is not true, because it has no essence, and it is not false, because it exists as the power of the universal being. — Daß Mājā als Illusion betrachtet, den älteren Vaedāntinen nicht angehöre, diese Behauptung Colebrookes bestätigt hier auch H. Prof. Wilson in einem Schreiben an Haughton. — Ebend. S. 8.

S. 10 erklärt Sir Gr. Haughton die mātrā in Manu als invisible types of visible atoms, and these therefore, in the aggregate, are the crude stuff intended by the Greek ὑλη, the latin materia and the English matter.

Die Schwierigkeiten, das Verhältniß der Ma-

terie zum Geiste wie das All (der Vielheit) zur Einheit zu fassen, sucht er auf verschiedene Weise zu überwinden, was wir hier nicht weiter auszuführen brauchen. — Nur noch Einiges zur Charakteristik des Ganzen. S. 13 sagt er, daß er, nachdem er alle Systeme der Philosophie alte und neue (including those of India and China) genau untersucht habe, behaupten könne: „that there is not one of them, that satisfies the understanding, nor is there one, if its principles and — consequences — be considered, that does not contradict itself and common sense. Take for example Berkeley's Treatise concerning the principles of human knowledge, which may be considered as one of the most perfect systems, that have yet appeared (!) etc.

Gegen das Ende kommt der Verf. zu seinen Ansichten on the Hindu and European notions of cause and effect, die er im Appendix weiter ausführt, und wo er Locke mit Hume und Malebranche combinirend, mittelst seiner eigenthümlichen Dialektik zu der Folgerung gelangt: That there is no real cause (causer) but God, who in his character of creator forms and sustains all things, being both the origin and the agent in the production of the universe. Zuletzt giebt er seiner Betrachtung: Of the maxim „Ex nihilo nihil fit“ den Schluß: The sum of the argument amounts to this, that whether we divide or multiply matter ad infinitum, we arrive at a contradiction to common sense; and we have but one conclusion left us from the incomprehensible nature of the subject, namely, that every thing we see, and feel, and think about, are but results presented to us by divine Omnipotence and wisdom, for reasons which it would be folly in us to attempt to scan.

Othmar Frank.

Berichtigung.

Im ersten Artikel Seite 677 Zeile 4 von unten ist statt घड zu lesen घट.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. April.

Nro. 69.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Öffentliche Sitzung am 28. März zur
Feier des (79ten) Jahrestages ihrer
Stiftung.

Der Vorstand, Hr. Geheimrath v. Schelling, eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten.

„Die Sitzung des heutigen Tages, bestimmt, alljährlich das Andenken der ersten Stiftung dieser Akademie zu erneuern und daher überhaupt der Vergangenheit zu gedenken, wird wohl am zweckmäßigsten angewendet, die Verdienste kürzlich verstorbener Mitglieder zurückzurufen, deren unmittelbarer oder mittelbarer Wirkung die Akademie vorzügliches verdankte. Und so sey es mir denn gleich zu Anfang verstatet eines Mannes zu gedenken, dessen Namen in der Geschichte dieses gelehrten Vereins stets eine bedeutende Stelle einnehmen, eines immerwährenden rühmlichen Andenkens genießen wird.

Karl Ehrenbert Freyherr von Moll, königl. Geheimrath, kürzlich in hohem Alter gestorben, war seit Erneuerung der Akademie im Jahre 1807 anwesendes Mitglied und zugleich Secretär der mathematisch-physikalischen Classe: ein Amt, das er zwanzig Jahre hindurch mit unermüdeter Thätigkeit und großer Einsicht versehen hatte, als er sich im Jahre 1827 in die Stille, wonach er

lang sich gesehnt, freywillig zurückzog, den Sommer auf seinem unweit Dachau gelegnen Landgut, den Winter in dem benachbarten Augsburg verlebend. Ich werde mir nicht herausnehmen zu schildern, was Moll für diejenigen Wissenschaften gewesen, denen seine erste und entschiedenste Neigung angehörte, der Drytognosie und Geognosie, dem Bergbau, der Hüttenkunde; und was er diesen Fächern theils durch unmittelbare Bearbeitung, theils durch Herausgabe periodischer Schriften und Bekanntmachung neuerdeckter Thatsachen oder Gegenstände, wobey ihm die ausgedehnteste Kenntniß der Litteratur zu Statte kam, theils durch angelegte Sammlungen, theils und besonders auch durch Unterstützungen genutzt hat, welche er, mit ansehnlichen Verwaltungstellen im ehemaligen Erzbisthum Salzburg bekrant, anderen Forschern bereitwillig zu gewähren im Stande war. Nur zu erwähnen habe ich, daß seine wissenschaftliche Thätigkeit, ohne an die eben genannten Fächer gebunden zu seyn, sich über das ganze weite Gebiet der Naturgeschichte verbreitete, so wie, daß kein irgendwie bemerkenswerther Gegenstand aus der Chemie, der allgemeinen Physik, oder der Witterungskunde ihm fremd blieb. Aber selbst nicht auf das große Reich der Naturwissenschaften beschränkte sich seine Theilnahme; nichts, was im ganzen Umfange des Wissenswerthen, sey es durch innern Gehalt, oder auch nur durch zufällige äußere Umstände Wichtigkeit oder Bedeutung erlangt hatte,

entging seinem Forschungsgeist; und, Liebhaber alles Seltnen und Besondern in der Litteratur, war der große Mineralog, Bergmann und Hüttenkundige, zugleich in einem weiten Umfang Deutschlands vielleicht der größte Bücherkenner, der mehr als einmal bedeutende Bibliotheken gesammelt und geordnet, und an ausländische Institute, wie das brittische Museum, oder an auswärtige Staaten überlassen hatte, während er zugleich im Stande war und sich vorbehalten hatte, auch die reichsten und ansehnlichsten unserer einheimischen Büchersammlungen noch mit kostbaren freywilligen Geschenken zu bereichern.

Meine Absicht kann vorzüglich nur seyn, bey dieser Gelegenheit seines Urtheils an der Akademie zu gedenken, für die er immer als wesentlichen Grundsatz aufstellte, daß sie von allen wissenschaftlichen Anstalten am meisten Ursache habe, jeden Parteigeist sich fern zu halten; welcher sein Ansehen wie seine Geschäftskunde, seine gründlichen Einsichten und ausgebreiteten Kenntnisse ebenso wie seine billige Denkart, oft genug in schwierigen Zeiten sich nützlich zu erweisen Gelegenheit hatten; welcher fortwährend von seiner Seite eine nicht bloß amtlich gebotne, sondern herzliche Theilnahme gewidmet war, erprobt in zahlreichen Berathungen der damals bestehenden Verwaltungs-Commissionen, besonders der über die königliche Bibliothek gesetzten, deren Seele er war; erprobt selbst in Berathungen über eine veränderte Einrichtung der gesammten Akademie, die, von der Regierung selbst hervorgerufen, freylich unter den gegebenen Umständen nicht zum erwünschten Ziel führen konnten: denn das wahre Mittel zu dem Zweck, der Akademie eine angemessene Stellung zu geben, sollte

der Weisheit unseres jetzt regierenden allergnädigsten Königes vorbehalten seyn, durch dessen Beschlüsse die Akademie wenigstens in die Möglichkeit gesetzt wurde, unter Hinzukunft anderer günstiger Umstände das zu seyn, was sie zu seyn wünschen muß und allein wünschen kann.

In allen diesen Verhandlungen hatte sich Moll's Einsicht und Charakter so bewährt, daß Keiner, ohne Ausnahme, von Allen, denen er näher bekannt war, ohne lebhaftes Bedauern ihn gerade bey dem Anfang dieser neuen Epoche aus der Akademie scheiden sah, deren Leitung ihm schon früher gebührt hätte. Ich sagte: keiner von allen, denen er bekannt war, denn Moll gehörte zu den Menschen, welche nicht allen, die von ihnen wissen, auch bekannt sind. Kein Mann aller Menschen und aller Zeiten, galt er vielen für menschenscheu und ungesellig, während er, innerlich voll wohlwollender Gesinnungen, denen, welche sich ihm erprobt hatten und auf deren Freundschaft er einen hohen Werth legte, selbst ein treu anhänglicher und ergebener Freund war. Es gab sogar eine Zeit, wo man ein freygebig vertheiltes Prädicat von gewissen Seiten auch auf ihn ausdehnte; denn, weil er mit Männern aller Stände in Verkehre und in freundlicher Verbindung stand und nicht in die unbedingte Verwerfung gewisser Institute einstimmt, von deren Wohlthätigkeit für die Welt unter gegebenen Umständen er nach seinen Erfahrungen überzeugt war, wurde ein Mann zum Theil unter die Lichtsahenen gesetzt, der zu allgemein unterrichtet, zu gründlich gebildet und erfahren war, um je wirklich dumpfen, feindselig-beschränkten Gesinnungen Gehör zu geben oder gar zu huldigen. Zum Ersatz dafür war derselbe Mann vielleicht in andern Zei-

ten und andern Umgebungen zu freyer Gesinnungen verdächtig geworden. Wir, denen die Unparteilichkeit seines Geistes, das Gleichmaß seines Urtheils, bekannt war, werden ihn oft zurückwünschen und seiner Denkweise, seiner Art zu seyn, eben so wie seinen Verdiensten um die Wissenschaft, fortwährend den gebührenden Tribut anerkennender Erinnerung zollen.

Wenige Wochen vor der heutigen Sitzung wurde auch uns ein Mann entzogen, dessen Namen die Akademie unter denen ihrer auswärtigen Mitglieder stets als eine der ersten Zierden betrachtet hat. Könnte man menschlichem Leben unvergängliche Dauer wünschen, wer hätte diese nicht für Sylvestre de Sacy gewünscht? Denn wem, der mit orientalischer Litteratur oder Geschichte und selbst Alterthumsforschung überhaupt, oder Philosophie der Sprache, je sich ernsthaft beschäftigt, wäre dieser Mann nicht durch seine Schriften Lehrer geworden? Wo ist ein Land, in dem nicht dankbare Schüler mit Ehrfurcht und Liebe seines mündlichen Unterrichtes gedächten? (auch Bayern zählt deren mehr als Einen.) Oder wer hätte je sich an den trefflichen Mann um Belehrung oder für irgend eine wissenschaftliche Forschung um Hülfe und Aufschluß gewendet, dem der vielbeschäftigte nicht auf die zuvorkommendste und freygebigste Weise die Schätze seines Wissens eröffnet hätte? Zumal aber dringt sich die Frage auf, wer für einen so bedeutenden Theil menschlichen Wissens die Stelle des Mannes ersetzen wird, der eben so sehr durch die unbestrittne, in einem langen Leben erprobte Redlichkeit seines Forschens als durch die Tiefe seines Wissens und die Universalität seines Geistes verdient hatte, in allem was Sprachkunde betrifft,

selbst über den nächsten Umkreis seiner besondern Studien hinaus, als Orakel verehrt zu werden; wie ich mich denn erinnere, daß Champollion's erste Entdeckungen über die phonetische Bedeutung eines Theils der ägyptischen Hieroglyphen zuerst allgemeines Vertrauen erweckten, als bekannt wurde, daß Sylvestre de Sacy's Anerkennung ihnen zu Theil geworden. Auch für die sittliche Welt ist es als ein Verlust zu erachten, wenn ein solches Vorbild nur noch in der Erinnerung lebt; wenn ein Mann nicht mehr als ein lebendes Beispiel vor Augen steht, der mit den einfachsten und anspruchlosesten Sitten nicht nur eine sehr hohe Stufe in der allgemeinen Achtung erlangt hatte, sondern auch in seinem Vaterlande, ohne Künste irgend einer Art angewendet, ohne je seine Grundsätze verläugnet oder irgend eine seiner Ueberzeugungen zum Opfer gebracht zu haben, zu den höchsten äußeren Ehren gelangt war, die ihm sein Vaterland gewähren konnte. Und gewiß, diesem inneren Maaß, dieser leidenschaftlos reinen Stimmung seines Innern, hatte er vorzugsweise das günstige Geschick, den glücklichen Stern zu danken, der auch über seinem äußeren Leben waltete. Das tief religiöse Gefühl, von dem sein ganzes Leben getragen und beruhigt war, hielt ihn bis zum höchsten Alter aufrecht, und eine gütige Vorsehung vergönnte ihm, noch vor seinem Hinscheiden das Werk zu vollenden, dem er viele Jahre gewidmet, das von der ganzen gelehrten Welt mit Sehnsucht erwartet war, sein Werk über die Religion der Drusen, *) eine der

*) Er selbst sagt am Ende der vom 25. Dec. v. J. datirten Vorrede: Il me reste un devoir à remplir, c'est de remercier la Providence, qui m'a permis de terminer ce travail à un âge où l'on peut à peine compter sur le lendemain. Die Gelehrten Anzeigen hoffen bald eine ausführliche Beurtheilung des erwähnten Werkes mittheilen zu können.

merkwürdigsten, aber zugleich räthselhaftesten Verirrungen des religiösen Bewußtseyns.

Jedoch eben die Erwähnung seines letzten Werkes gemahnt mich, dieses Vorwort zu schließen; denn es kann nicht fehlen, daß die für die Festlichkeit dieses Tages verfaßte Rede eines gelehrten Mitgliedes zur würdigsten Feyer des Mannes werde, der über den Gegenstand, den sie behandelt, so vielfältig Licht verbreitet hat.“

Auf Einladung des Vorstandes las sodann Hr. Professor J. Döllinger eine Abhandlung über Muhammeds Religion nach ihrer innern Entwicklung und ihrem Einflusse auf den Charakter und das Leben der Völker.

Diese Abhandlung wird in den nächsten Tagen besonders im Drucke erscheinen.

Journal Asiatique. Février 1838. Paris.

Dieses Heft einer gehaltenreichen Zeitschrift enthält unter Anderem den dritten und letzten Brief von J. Fresnel über die Geschichte der Araber zunächst vor Muhammed. Der Verf. stand im Begriffe, von Cairo, wo er viel gesammelt hatte, aufzubrechen und eine Reise in das innerste Arabien zu versuchen. Gelingt es ihm, den Urstamm Ad zu finden und kennen zu lernen, dessen Sprache noch dieselbe seyn soll, wie in den Tagen Abrahams, so darf man die Entdeckung noch viel älterer Ueberlieferungen hoffen als die sind, welche er in seinen drei Briefen mitgetheilt hat und worunter manche sehr ansprechende sind. Hier davon eine Probe.

„Durayd, der Sohn Simmah, von dem Stamme Hawazin, war gegen Leute von dem Stamme Kinanah ausgezogen. In dem Thale Makrahm sah er von fern einen Mann der ein Kamel führte, auf welchem eine Frau saß. Spreng' au, sagte Durand zu einem von seinen Reisigen, und rufe dem Manne zu, er lasse das Kamel und fliehe. Der Reiter that, wie ihm befohlen war, und da jener nicht folgte, kam er näher und wiederholte die Aufforderung. Der Mann aber gab den Zaum des Kamels der Frau in die Hand, warf gegen den Reiter seinen Speer und durchbohrte ihn damit. So that er einem zweiten, den Durand entfandte, so auch einem dritten. Durand kam selbst und sah den ersten, darauf den andern, dann den dritten seiner Reiter niedergestreckt, zuletzt auch ihren Besieger ruhig das Kamel führend, unbewehrt, da in dem letzten Wurfe sein Spieß gebrochen war. Du bist allein, Jüngling, und hast keinen Speer, sagte Durand; nimm hier den meinigen. Er gab ihm den Speer, wandte um und sprach

zu seinen Leuten: Seines Gleichen habe ich nicht gesehen; ihm das Leben zu nehmen, wäre unrecht gewesen.

Einige Jahre später überfielen Krieger des Geschlechtes Jiras von dem Stamme Kinanah ein Lager des Stammes Hawazin, gewannen den Streit und führten viele gefangen weg, darunter auch Durand. Er ließ nicht merken, wer er wäre, aber etliche Weiber, denen sein gutes Gesicht gefiel, traten heran, und gingen mit Geheerden, die ihn zum Sprechen reizen sollten, an ihm vorüber. Eine, die ihn scharf angesehen hatte, rief aus: Wahrlich ein schöner Jüngling; das ist der Mann, von welchem Rabiab den Speer empfing, nachdem er drei Feinde von seiner Pilgerin abgewehrt hatte. Sie warf ihren Mantel auf den Gefangenen und sprach: Kinder Jiras, der Mann ist unter meinem Schutze; es ist der Mann des Tages zu Makrahm! Auf die Frage nach seinem Namen sagte er: ich bin Durayd, der Sohn Simmah; wer aber ist der, welchem ich meinen Speer gegeben habe? — Rabiab, der Sohn Mukaddam. — Was ist aus ihm geworden? — Er ist gefallen im Streite mit den Banu Sulahm. — Und wo ist die Frau, deren Kamel er führte? — Ich bin es, sprach das Weib, das den Mantel auf ihn geworfen hatte; ich bin Raytah, die Wittve Rabiab's. Nun wurde Rath gepflogen; kein Leid sollte Durand geschehen; Anstand nahmen jedoch einige, ihn frey zu geben, ohne daß der Krieger, dessen Gefangener er war, einwilligte. Dieser wurde mit einem Lösegelde, das die übrigen zusammenlegten, befriedigt; Durand der Bande entledigt und von Raytah mit Gewand und Waffen beschenkt. Er kehrte zu seinem Stamme zurück und befehlete nie mehr die Kinder Jiras.“

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. April.

Nro. 70.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. I. Heft, 140 S. II. Heft. 266 S.; III. Heft 77 S., mit dem besondern Titel:

Della storia d'Italia sotto gli imperatori Romani La Germania e i suoi popoli sino all' anno dell' era volgare 180. Milano 1836. (Durch Prof. Garzetti in Trient).

Wie wenig die politischen Zustände Italiens den Geist freymüthiger und unabhängiger Forschung über die vergangenen und gegenwärtigen Schicksale dieses Landes begünstigen, ist diesseits der Alpen niemand unbekannt. Auch wäre es ein eben so ungerechtes als schädliches Vorurtheil, wenn man aus den langen Pausen seiner historischen Muse den Schluß zöge, jene Saat großer und kraftvoller Geister des alten und mittlern Italiens müsse endlich völlig erloschen und das einst geistig so herrlich blühende Land nach Aufzehrung aller Lebens-elemente in einem solchen Grade gealtert, erschlaft und erstorben seyn, daß es mit der Kraft auch das Verlangen, seine Zustände in verschiedenen Welt-epochen wissenschaftlich darzustellen, verloren habe.

Zwar sind Eifersucht und Zorn der nordischen Völker gegen die alten rerum dominos gleichsam heute noch lebendig; und weil diese die Welt zuerst durch das Schwert der Legionen gebändigt, und dann zum zweytenmale durch die Kraft des Dogma's geistig überwältigt haben, so ist man nur zu geneigt, die politische Versunkenheit des Volkes auch auf sein sittliches und geistiges Leben überzutragen. Besonders schien man in der neuesten Zeit bey der entschieden technisch-historischen, und dennoch völlig anti-poetischen Richtung der Wissenschaft in

Europa, die Italiener bereits außer Spiel zu setzen und von aller Mitbewerbung um die wissenschaftliche Palme des Tages auszuschließen, weil jene productive Regsamkeit und schöpferische Thätigkeit, mit welcher die nordischen Völker vergangene Weltalter im Allgemeinen, und alte nationale Zustände und deren Genesis insbesondere erforschen, auf der italienischen Halbinsel angeblich nicht mit gleicher Lebendigkeit allerorts sich entfalten wollte.

Der wahre Grund indessen, warum alles historische Ringen und Mühen der Italiener, bey aller innerer Reichhaltigkeit, sich dennoch nicht zu jenem Charakter von Universalität, Glanz und öffentlicher Anerkennung erheben kann, den es z. B. in unserm politisch doch eben so getheilten Germanien errungen hat, muß hier süglich unberührt gelassen werden. Uns sey es genug zu wissen, daß von Zeit zu Zeit Geistesblitze aus dem Innern dieses edeln, aber in dichten Lavadunst eingehüllten Volkes hervorbrechen, die sein inneres Leben bezeugen.

So lange man nicht den materiellen Umfang des Bücherkatalogs und die jährlich erscheinende Bändezahl als Maßstab für geistige Tüchtigkeit der Völker gelten läßt und, wie es beynah in Deutschland Sitte wird, Anerkennung und Ruhm eines Gelehrten nach der Bogenzahl bemisst, die er überschrieben hat, bleibt der alte Ruhm Italiens — um nur von der Historiographie zu reden — durch das hervorleuchtende Verdienst einiger Männer, alten Hemmnissen zum Trost, noch immer ungeschwächt. Die Deutschen halten sich zwar selbst für die größten historischen Genies der neuesten Zeit, und preisen unermüdet Schlözer, Müller, Raumer, Ludden, Hammer u. s. w., ihren Umfang, ihre Tiefe, besonders aber weil keiner derselben weniger als sechs dicke Bände, wohl aber das Doppelte und

noch mehr geschrieben hat; und wollte man den kritischen Blättern glauben, so wären Tacitusse und Salustiusse in den Ländern zwischen den Nordischen Alpen und der Ostsee eine alltägliche Erscheinung. Wenn uns aber dagegen die benachbarten Völker lieber die großen Magazinere der historischen Gelehrsamkeit nennen, und in den Werken der deutschen Geschichtschreiber im Allgemeinen eher Vorrathskammern und aufgespeichertes Material aus allen Welttheilen, aus Japan, China, Indien, Bochara, Timbuktu, Anahuac, Palenk und Samarkand entdecken wollen, als genialen Gedankenschwung und künstlerisch vollendete Darstellung, so wissen wir nicht, ob ihr Urtheil auch jederzeit ganz ungerecht sey.

Um nur bey der letzten Zeit stehen zu bleiben, welches Geschichtenbuch des vielschreibenden Germaniens will man dem nachgelassenen Werke des neapolitanischen Generals Kolletta entgegenstellen? Denke man von den politischen Ansichten des Mannes was man wolle, und sehe man nur auf den Kern der Gedanken, auf die Kraft des Wortes, auf den tragischen Ernst, auf das tieferschütternde und Leidenschaften reinigende Gefühl, welches nach Durchlesung seines Buches in der Seele zurückbleibt und lange in ihr fortlebt, und man wird uns vielleicht zugestehen, daß nicht nur in Italien, sondern auch anderwärts, seit langer Zeit nichts dergleichen geschrieben worden sey. Kolletta ist kein studirter Nachäffer seiner beyden großen Landsmänner und Vorgänger Sallustius und Tacitus; er selbst ist ein lebendiger Born des Lebens, voll selbständiger Würde und Kraft; er selbst für sich allein wiegt ein Heer junstgerechter Skribenten Deutschlands auf; er allein ist *πολλὸν ἀντάξιον ἄλλων*.

Deutsche! rühmet nicht gar zu ausschließlich euren Niebuhr, als wäre Genie, Originalität und Tiefe dieses Mannes für alle Zeiten unerhört und unerreichbar. Ein Italiener, der Micali's Geschichte der Urvölker Italiens oder Inghirami's Werk über die alten Hetrusker mit Niebuhrs vergöttertem Product vergleicht, wird euren Enthusiasmus so wenig begreifen, als er den holerischen Periodenbau und den völlig ungenießbaren Styl eures Idols elegant und fließend finden kann.

Seyd ihr aber auf die zahlreichen Abhandlun-

gen und gelehrten Forschungen eurer Akademiceen stolz, so hält man euch, mit Umgehung alles dessen was man einst in Modena und Bologna geleistet hat und jetzt in Florenz, Mailand und Turin mit frischem Eifer fortführt, nur die neuesten *Considerazioni sulla storia Siciliana* von Pietro Lanza, Fürsten von Scordia, besonders aber des eingangs genannten Hrn. Garzetti drey inhaltsreiche Traktate della *condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani* entgegen, ohne noch den Umstand geltend zu machen, daß die deutschen Gelehrten gewöhnlich unter dem Schutze wissenschaftliebender Fürsten in Wohlbehagen ihre Arbeiten fördern, während ihre italienischen Arbeitsgenossen keinerley Ermunterung, selten freundliches Entgegenkommen, nicht immer das verdiente aber unfruchtbare Lob nach gelungener That genießen, und überhaupt außer ihrer Liebe zur Wissenschaft und ihrem Talente keinerley Beystand finden.

Es versteht sich von selbst, daß man hier nicht wohlervorbene und allgemein anerkannte Vorzüge deutscher Wissenschaft schmälern und dagegen das Genie eines fremden Volkes über Gebühr hervorzuheben und anzupreisen gedenkt. Nur dem in Deutschland eingecalterten Vorurtheile über literarische Versunkenheit und gleichsam historiographischen Heiorismus Italiens will man sich durch Namhaftmachung einiger vorzüglich gelehrter und ausgezeichneten Männer entgegensetzen, deren Werke unserer Meynung nach einen bedeutenden Rang unter den wissenschaftlichen Leistungen der neuesten Zeit verdienen. Und wir fürchten gar nicht, namentlich Hrn. Garzetti zu viel Ehre zu erzeigen, wenn wir ihn den historiographischen Bieder des jüngsten Italiens bezählen, und in ihm ein vorzügliches Talent erkennen, über theils unbekannt, theils unvollkommen und höchst mangelhaft bearbeitete Zeitumstände ein klares, mit Kunst und Wissenschaft gezeichnetes Bild zu entwerfen. Ein Italiener, der sich im historischen Fache versuchen will, wird selten über den Stoff verlegen seyn. Denn gleichwie die nordischen Völker niemals müde werden die hesperische Halbinsel zu besuchen, und in diesem unvergleichlichen Lande immer frische Quellen der Bewunderung, der Belehrung und des Genusses entdecken,

eben so ist die politische Vergangenheit seiner Bewohner eine unerschöpfliche Fundgrube für historische Thätigkeit. Keine Größe der neuern Zeit kann den Eindruck verwaschen, den die alte italienische Welt Herrschaft im Gemüthe der europäischen Völker bis auf den heutigen Tag zurückgelassen hat. Und fürwahr, wenn man die alte Geschichte der römischen Stadtgemeinde liest, glaubt man nicht die Thaten eines einzelnen Volkes, sondern — wie Florus sagt, die des ganzen menschlichen Geschlechtes zu lesen. Die neuern Staaten sind ja nur Bächlein, deren Ursprung sich im weltüberflutenden Strome der römischen Herrscher- und Gesetzgebungskraft verliert, und die politischen Bewegungen unserer Tage, so wie alle Versuche der einzelnen Völker ihren Haushalt, ihr inneres Leben, ihre Bürgschaften zu ordnen und zu sichern, finden sie ihren Typus nicht getrenlich im Leben der italienischen Quiriten? Und wer dieses letztere in allen seinen Parthien, in allen Stadien, Phasen und Wendungen malt, hat nicht den Italienern allein, er hat allen Völkern und allen Zeiten gedient. Denn was die Natur des in gesellschaftlichem Verbande lebenden Menschen in socialer Bedeutung seyn und möglicher Weise werden kann, was in ihren Bestrebungen das Neueste und in den Folgen das Letzte ist, und wohin überhaupt alle menschliche Kraft und Weisheit führe, zeigt sich an dem historisch vollendeten Lebensbilde dieses Volkes. Hier allein ist der vollständige Kursus von Staats- und Regierungskunde, den uns die alte Welt gleichsam als Testament für alle Zukunft zurückgelassen hat. Seinen Inhalt erklären, seine Dunkelheiten deuten, seine schadhafte Seiten ergänzen, und wiederherstellen was der Ruin der alten Welt verschüttet hat, ist seit dreihundert Jahren die vorzüglichste und noch lange nicht erschöpfte Aufgabe der historischen Studien nicht etwa nur zunächst in Italien, sondern bey allen kultivirten Völkern des Abendlandes. Hr. Garzetti wählt sich aus diesem Welt-Codex einen Abschnitt zur Erläuterung aus, und belehrt das geschichtliebende Publikum mit seinem, wie uns scheint, lange und sorgfältig bearbeiteten Commentar über den Zustand Italiens unter der Herrschaft der römischen Cäsaren in drey kurz hinter einander erschienenen Abhandlungen. Der Titel selbst verkündet klar genug, daß hier vorzüglich vom innern Leben,

von der sogenannten Familien- und Municipal-Existenz des italienischen Volkes, und nicht ausschließlich von seiner kriegerischen Größe nach Außen die Rede sey. Ackerbau, Configuration und Productivität des Bodens, Künste und Handel, Finanz und Statistik, Nahrung, Kleidung, Haushalt, Spiel und Lebensgenuß, Gerechtigkeitspflege, Beamtenhierarchie und Gemeindeverwaltung, Anstalten mit der Art ihrer Erhebung, Heeresergänzung und die Conflictte der öffentlichen Freyheiten mit der alles verschlingenden Centralgewalt der Imperatoren in ihren verschiedenen Stadien werden als Hauptabschnitte der Untersuchung figuriren. Wie schwierig es aber sey, hierin den Forderungen eines Lesers aus dem 19ten Jahrhundert zu genügen, wird man nur dann gehörig zu würdigen verstehen, wenn man bedenkt, daß es keinem Autor des Alterthums je in den Sinn kam, ein Buch über den Staatshaushalt im weitesten Umfange, über Statistik im Allgemeinen, über Steuerumlagen, über Gemeindeverwaltung und Competenz der Tribunale, über Handel und Gewerbe zu schreiben: wenigstens ist nichts dieser Art auf unsere Zeiten herabgekommen. Und doch muß vorzüglich von solchen Dingen die Rede seyn, wenn man über den Zustand Italiens während der fünf-hundertjährigen Herrschaft der Imperatoren nach heutigen Begriffen sprechen will. Aus zufälligen und zerstreuten Notizen, die man in der armseligen Litteratur der Kaiserzeit findet, ein solches Gemälde zusammen zu sehen, wäre ganz unmöglich. Als vorzüglich reichhaltige und häufig einzige Quelle zu erträglicher Lösung der Aufgabe wird man die Gesetzsammlungen von Theodosius bis Justinian mit allen Erläuterungen, Abhandlungen und Ergänzungen der Rechtsphilosophen späterer Zeiten erkennen müssen. Allein um gewinnreich und kritisch aus dieser Quelle zu schöpfen, ist natürlicher Scharfsinn eben so unentbehrlich als praktische Weltkenntniß und innige Vertrautheit mit dem Gerieße des Staats- und Volkslebens überhaupt. Analogie und Conjectur bleiben in vielen und wichtigen Punkten dessen ungeachtet Hauptinstrument, um die Wahrheit ans Licht zu bringen. Solche Werkzeuge in die Hand zu nehmen, hat aber nicht jeder Geschichtschreiber das Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften.
Von M. Th. Cougen. Regensburg, bey Friedrich Pustet. 1838. XVI. 191 S. 8.

Das vorliegende Buch, welches, wie der Verfasser selbst S. XI. ausspricht, nur ein Versuch seyn soll, die Quellen der sächsischen Kaiserzeit kritisch zu beleuchten, verdient sowohl wegen des behandelten Gegenstandes, als auch insbesondere des Fleißes und der Umsicht wegen, welche der gelehrte Verfasser entwickelte, die genaue Beachtung von Seite aller derjenigen, welche die Mühe historischer Forschungen kennend, jene anopfernde Wahrheitsliebe zu schätzen wissen, die es unternimmt, das Material der Geschichte zu sichten, und damit die Grundlage zu bereiten, auf welche hin eine kritische Geschichte verfaßt werden kann. Da der Verf. hiebei nur wenige Gelehrte zu Vorgängern hatte, ja in dem größeren Theile des Zeitraums, dessen Quellen er sichtete, allein dasteht, so sey es vergönnt, kurz die Methode zu zeigen, durch welche er seine Aufgabe, die Quellen der sächsischen Kaiserzeit (König Heinrich mit eingeschlossen) kritisch zu beleuchten, zu lösen strebte.

Dr. Cougen beginnt mit einer Einleitung, in welcher er die Entstehung der Chroniken aus den in Kirchen und Klöstern üblichen Festtafeln nachweist und die vorhandenen Quellen nach größeren Geschichtschreibern, kleineren Annalen, Nekrologien, späteren Chroniken, Biographien, Briefen, Concilien- und Urkundensammlungen eintheilt. Die erste dieser Rubriken eröffnet Widukind. Der Verf. erzählt die Geschichte seiner Ausgaben, erwähnt die Zeit, in welcher W. lebte und seine Historien schrieb, die Quellen, welche er benützte, und sucht so seine Glaubwürdigkeit zu erweisen. Dieß ist im Allgemeinen der Gang, welchen der Verf. bei jedem Einzelnen der von ihm kritisch durchgenommenen Geschichtschreiber und Geschichtsquellen einschlug. In das Detail der Untersuchung, in eine vergleichende Prüfung der Quellen unter einander läßt er sich in der Regel nicht ein; dieß bleibt, wie früher, auch mit diesem Buche dem Forscher der sächsischen Kaiserzeit selbst überlassen.

Auf Widukind folgt Lintprand. Wie bei jenem giebt der Verf. auch hier recht schätzbare Winke über Leben und Schriften dieses Autors, welche von jedem, der noch keine Kenntniß von Lintprand hatte, als einleitende Bemerkungen gewiß mit vielem Danke werden aufgenommen werden. Was die Beurtheilung der Absicht, welche L. mit seinem Geschichtswerke verband, so wie seine Glaubwürdigkeit betrifft, so scheint

jedoch der Verf. hierbei zu sehr dem persönlichen Gefühle, wie Er es gemacht haben würde, wenn er an L's. Stelle gewesen wäre, gefolgt zu seyn; auch beruht die Auslegung der Stelle V. 13 (Cougen S. 41) auf der irrigen Ansicht, daß weil nach L. das ganze Hofgesinde von den Ausschweifungen der Königin Willa wußte, und diese bezeugen konnte, dasselbe die Quelle gewesen sey, aus der L. schöpfte. Eine Sache, von welcher auch ein Vassenhauer weiß, kann recht gut erzählt werden, ohne daß man seinen Bericht gerade einem solchen Subjecte entnimmt.

Nun folgt Thietmar von Merseburg, welchen der Verf. mit derselben Ausführlichkeit behandelte, wie die beiden vorhergehenden Autoren. Diese dreym Abhandlungen machen, einzelne Fehler ungeachtet, die Krone des vorliegenden Werkes aus und sind von dem Verf. mit besonderer Liebe und Umsicht behandelt. Auf sie läßt er Albert von Metz, Glaber Rodulfus, Floboard, Ademar, die *scriptores rerum sangallensium* und den Fortsetzer Regino's folgen. Wie vermeiden hiebei in das Einzelne zu gehen, theils weil es die Schranken dieser Blätter übersteigen würde; theils weil es bereits von andern geschehen ist. Der Göttinger Recensent dieses Werkes, welcher vornehmlich (G. G. U. St. 208, 30 Dec. 1837) dieses that, scheint jedoch übersehen zu haben, daß der Verf. selbst sein Werk nur als einen Versuch bezeichnet.

Es folgen nun zunächst in wohl zu beschränkter Kürze die *corvey'schen* und *hildesheimer Annalen*, die *corvey'sche* und *quedlinburger Chronik*, die in den *mon. Germ. hist.* abgedruckten *Annalen*, mit einigen wenigen andern. Dann behandelt der Verf. die bisher so wenig beachteten *Nekrologien*, ohne sie jedoch weiter zu untersuchen und geht, nachdem er noch mehrere der spätern *Chroniken* in Kürze anführte, auf die *Biographien* über. Er erwähnt von diesen zuerst die *Lebensbeschreibung Otto's I.* durch die *Nonne Roswitha*, in Bezug auf welche er sich der dankenswerthen Mühe unterzog, die *Münchener Handschrift* sorgfältig zu vergleichen, woraus sich das Resultat ergab, daß von dem Gedicht selbst ein beträchtlicher Theil nicht mehr auf unsere Tage gekommen ist. Dann folgt das *Leben der Königin Mathilde*, der *Kaiserin Adelheid*, des *hl. Bruno* mit den *Translationen der hl. Pusinna*, *Ida* und *Epiphanius*, das *Leben des hl. Ulrich*, der *hl. Wiborada*. Ueberall ist auf die Zeit der Abfassung dieser *Biographien*, die *Quellen* und die größere oder geringere *Glaubwürdigkeit* ihrer Verfasser hingewiesen, vielfach auch in das *Detail* der *Erzählung* eingegangen und dieß kritisch beleuchtet.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. April.

Nro. 71.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. etc.

(Fortsetzung).

Vergleicht man nun den ganzen Reichthum der Quellen, wie sie Hr. Garzetti besonders im zweyten Theile seiner Abhandlung nach laufender Nummer citirt, mit ihrer lichtvollen und fruchtbaren Anwendung und Erläuterung im Werke selbst, und stellt man die streng logische Consequenz seiner Schlüsse mit dem schöpferischen Geiste zusammen, der alle Theile der Abhandlung mit gleicher Kraft belebt, so wird man sich schnell überzeugen, daß der Verf., ob er gleich in dieser Schrift zum erstenmal vor das große Publikum tritt, in seiner Kunst kein Anfänger ist, sondern bereits jene Höhe und Vollendung erreicht hat, die man bey uns vorzugsweise die akademische nennt. So groß schien Ref. die Gewandtheit und Autorität, mit welcher Hr. Garzetti seine Materie auch in ihren dunkelsten und verwickeltesten Theilen behandelt.

Hier wäre es nun an der Zeit, die Kritik im engeren Sinne des Worts zu beginnen, in das Einzelne einzugehen, die Citate zu verfolgen, ihre Anwendung zu prüfen und mit Strenge zu untersuchen, ob der Verf. allzeit ihren Sinn richtig erfasst, ihre Folgen gehörig abgemessen und gewürdigt, ob er in den Stellen seiner Autoren nicht Dinge gefunden habe, die eine gesunde Kritik darin nicht entdecken kann; ob seine Argumente, wenn auch nicht jederzeit durchaus erschöpfend, doch in ihrer Form sichhaltig seyen, und ob jene Partien seines historischen Gemäldes, die er aus Mangel an Nachweisungen entweder dunkel oder ganz unbestimmt lassen mußte, vielleicht unserseits durch spe-

cielle Kenntnisse, durch Hindeutung auf bisher nicht gekannte, oder wenigstens vom Verf. nicht gehörig verstandene Quellen, aufgehellert und gleichsam belebt werden können? Diesem vorzugsweise kritischen, aber mühevollen und zeitraubenden Geschäfte wollen wir uns, wenigstens für die beyden ersten Theile, um so weniger unterziehen, da eben diese einerseits in einer der gelesesten literarischen Zeitschriften Deutschlands (Heidelberger Jahrb. d. L.) dem Inhalte nach umständlich angezeigt und dem deutschen Publikum mit Recht als eine bemerkenswerthe Erscheinung der geschichtlichen Muse Italiens empfohlen worden sind; anderseits aber eine ins Einzelne gehende, gewissenhafte und fruchtbare Beurtheilung dieser Schrift selbst zum Umfange einer mäßigen Abhandlung erwachsen müßte, zu deren Bearbeitung wir jetzt weder Zeit noch Neigung haben. Leichter wäre es freylich, das Vergnügen, häufig auch die Ueberraschung und die Belehrung zu schildern, die uns eine erste Durchlesung des Werkes gewährte; aber wozu könnte dieses dienen, da der Verf., seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit ungeachtet, selbst nur mit bescheidenem Mißtrauen und, wie es aus vielen Stellen des Buches hervorleuchtet, nie und da sogar mit Unzufriedenheit auf seine Arbeit herabblickt? Ihm scheint viel weniger an Hervorhebung und Anerkennung der Glanzpartien seines Werkes, als an wissenschaftlicher Beleuchtung mangelhafter oder controverser Punkte in dem öffentlichen und Privatleben des kaiserlichen Italiens zu liegen.

Etwas schärfer dagegen wollen wir die dritte Abtheilung oder die Zugabe der Garzettischen Broschüre ins Auge fassen, weil diese einen Gegenstand berührt, von welchem der im Allgemeinen blind für sein schönes Heimatland eingennomene Italiener nur selten, jederzeit aber kurz und mit schlecht verhehltem Widerwillen spricht. Denn über die Ger-

manen und ihren Urwald allein vermochte weder Glück noch Heldenmuth der italienischen Legionen dauernde und vollständig entscheidende Triumphe zu erfechten: vielmehr brach eben aus dieser deutschen Wildniß zuletzt noch das Ungethüm hervor, welches nach wechselvollem Kampfe die italienische Welt in Trümmer schlug und vielleicht die größte Umwälzung vollbrachte, die das menschliche Geschlecht je erlitt. Von diesem Volke, welches einen so allgemeinen Ruin auf dem Erdboden bewirkte, überall neues Leben und neue Ordnung schuf, und eine so große Rolle in den Jahrbüchern Roms und Italiens spielt, muß — nach den Worten des Verf., gleichsam zur Vervollständigung seines italienischen Farbenspiels eigenthümliche Meldung geschehen.

Nun welchen Weg schlägt Hr. Garzetti ein, und welche Grenze steckt er seiner Untersuchung über Alt-Germanien? Will er Wald und Volk ihrer selbstwegen und im ganzen Umfange bis zur großen Katastrophe verfolgen, und will er seinen Landsleuten etwa besonders die Uraufänge des Germanischen Wesens und seinen Verfolg bis zum Zeitpunkte einheimischer documentirter Quellen vorlegen, d. i. wie Barth und Tige gleichsam eine Einleitung in die Geschichte Deutschlands schreiben? oder will er, wie Tacitus nur eine kurze Charakteristik und gleichsam den Schattenriß dieses Volkes zur Hervorbringung moralischer Kontraste für Besserung eines verdorbenen Zeitalters entwerfen? Hr. Garzetti ist zu klug, zu taktfest und in der Anlage seines Werkes zu symmetrisch, um sich nutzloser Weise gleich anfangs in ein Labyrinth controverser Gelehrsamkeit und gewagter Conjecturen, wie es der erstere Fall mit sich brächte, einzulassen. Die Fragen über Ursprung, Sige und Verzweigungen der Völkerschaften Germaniens sind ihm (S. 7) *intralciate quistioni*, zu verwickelt, zu dunkel, und zu sehr außer Zusammenhang mit dem Wesen seiner Abhandlung, als daß er nach Vorgang seiner deutschen Mitgelehrten lange bey ihrer Lösung verweilen sollte. Aber auch um Herstellung eines historischen Sittengemäldes zu Warnung und Besserung der Zeit handelt es sich in seinem Werke nicht. Ihm ist eigentlich nur um eine gedrängte, aber lichtvolle Darstellung des Kampfes zu thun, der sich aus dem Zusammenstoß des römischen Weltkolosses mit

der Germanischen Kraft erhob. Aber noch nicht die volle Entwicklung, das Ende, und gleichsam den letzten Act dieses großen Drama's will er seinen Lesern schildern: er führt das Spiel nur bis zum Schluß des zweyten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, oder dem sogenannten Markomannen-Kriege, in kurzen Umrissen und historischen Resultaten herab, indem er sich ausführlichere Behandlung dieser Feinde und endlichen Zertrümmerer des alten Italiens auf eine spätere Veranlassung vorbehält. Lieber hätte er — so scheint uns wenigstens — von den germanischen Wilden gänzlich geschwiegen, und nur ungerne trübt er den friedlichen Vorn hesperischer Kultur und Glückseligkeit durch den so unsanft aus nordischem Walde hervorrauchenden Sturm des furor teutonicus. Aber wie konnte er dieses, da die Gefahr Italiens von Deutschland her seit den Tagen des Augustus als bleibend erkannt war, so daß sich die *Condizione d'Italia* unter den Cäsarn gleichsam von ferne durch die Erpauungskraft germanischen Lebens regelte?

Um die Hauptidee in wenige Worte zusammenzudrängen, Hr. Garzetti beantwortet die Frage, wer denn eigentlich die Leute waren, die sich gleichsam den Beschlüssen der Providenz selbst zu widersetzen und den Herren der Welt zu trotzen wagten? Ihr Land, ihre Sitten, ihre Waffen und moralischen Ueberzeugungen will er seinen Landsleuten schildern, um ihnen dieses monströse und gegen die ewige Ordnung der Dinge streitende Beginnen derselben zu erklären. Von Tacitus bis zu unserm Verf. herab hat kein Italiener anders als unter diesen Eindrücken über Germanien geschrieben, und wie man uns und unser Land in dem Büchlein *De situ, moribus et populis Germaniae* zeichnet, so denkt sich der Italiener uns und unser Land in der Hauptsache heute noch, gerade wie diesseits der Alpen im Volke die Eindrücke noch fortleben, die es einst von den Italienern des V. und VI. Jahrhunderts aufgenommen hat. Hiemit ist klar genug das Magazin bezeichnet, aus welchem Hr. Garzetti die Farben für sein Bild entlehnt. Und die Frage, ob er uns Deutschen etwas Neues bringe, ob er vielleicht im literarischen Schutte seines Landes frisches Material gefunden habe, um Germaniens Landschaft und Sitte zu malen, unser

Gemüth, unsern Charakter und seine Kontraste mit dem Süden hervorzuheben, oder irgend eine Seite unserer Origines zu beleuchten, wollen wir demnach gar nicht weiter stellen, oder haben sie vielmehr indirekt schon beantwortet. Der Verf. geht nirgends über Cäsar, Tacitus, die *Scriptores hist. Augustae* und die einschlägigen zerstreuten Notizen griechischer Autoren mit deren philologisch-historischen Erläuterungen der neuesten Zeit hinaus. Aber was hätte er auch thun sollen? Er hätte, wird man vielleicht erwiedern, vor allem die reiche Fundgrube der historischen Literatur Deutschlands, namentlich die profunden Auslegungen über Tacitus *Germania* von Cluverius und Cellarius angefangen bis zur neuesten Bearbeitung derselben durch Gerlach in Basel zu Rathe ziehen; dann im Isländischen die *Edda*, die *Saga's* von Soemund und Snorri Sturleson, die *Runen*, den *Sachsen- und Schwabenspiegel* und die *leges omnium barbarorum* von Canciani, besonders aber Mannert und die übrigen großen Historiker Germaniens lesen und folglich vor allem die deutsche Sprache lernen sollen. Hr. Garzetti ist aber wirklich der deutschen Sprache kundig, citirt mehrere der benannten Quellen, und ist besonders mit Mannerts anerkannt vortrefflichen geographischen Schriften vollkommen vertraut; ja man kann sagen, Mannert war in Beziehung auf Alt-Germaniens Geographie und Völkertafel der vorzüglichste Geleitmann des Verfs. Nur unsere deutschen Vor- und Urgeschichten, Justus Möser, Barth, Eise u. a. sammt dem ganzen Heere unserer Commentatoren bis auf den alles sammelnden und sichten- den Luden finden wir in der Abhandlung nicht berührt. Allein welche Erkenntnißquelle hatten denn alle diese Benannten für die beyden ersten Jahrhunderte unseres Volkes, wenn nicht Tacitus und die übrigen bey Garzetti angezogenen Schriften des Alterthums? Faktisch Neues über diese Periode kann uns nur derjenige bringen, der die verlorenen Bücher des Livius über deutsche Sitten und Kriege sammt den ebenfalls verlorenen zwanzig Büchern des ältern Plinius über denselben Gegenstand wiederfindet. Die Unmöglichkeit auf diesem Felde fruchtbare Forschungen zu machen und überhaupt neben

dem bisher Bekannten etwas besseres als Hypothesen und Varianten aufzustellen, wird bey uns selbst so lebhaft gefühlt, daß vor. nur an alle Vor- und Urgeschichten Deutschlands nur mit Mißtrauen und Unglauben aufgenommen werden. Weil aber unser Geist nicht ruhen, die Nationalforschung keinen Stillstand leiden soll, und ein deutscher Gelehrter überhaupt nicht gerne eingesteht, daß man etwas nicht wissen könne, so hat man in der neuesten Zeit den Weg der Philologie und Begriffspaltung im weitern und edlern Sinne eingeschlagen, und nicht nur den Namen *Germani* und *Germania*, sondern alles was von altdeutscher Sprache nur immer auf uns gekommen ist, etymologisch zergliedert und verglichen, um wo möglich auf diesem Wege Herkunft, Verzweigung, Wanderung, Verwandtschaft, Gemüth und Wesen des Volkes zu ergründen. Das sind eben die *intralciate quistioni*, auf deren Lösung sich Hr. Garzetti nicht einlassen will und nach seinem Plane sich auch nicht einlassen kann. Seine Landsleute *Micali* und *Gironi* aber hatten, jeder in seiner Art, etwas mehr Muth, indem sich namentlich letzterer in seinem zu Mailand 1819 gedruckten Werke *Il costume dei Greci rintracciato sui monumenti etc.* unter andern die verwickelte Frage über den Ursprung des Namens Griechenland zu berühren nicht scheute. Dieses Kunstmittel auf die dunkle Vorzeit eines Volkes neue Lichtstrahlen zu werfen, gehört ganz der neuern und vorzugsweise der germanischen Wissenschaft an. Das Alterthum kannte es eigentlich gar nicht, indem die südlichen Völker überhaupt weder Neigung noch Geschick für etymologische Untersuchungen dieser Art verriethen, die altklassischen Autoren aber insbesondere, bey ihrer Gewohnheit allenthalben Autochthonen, erdentsprossene Menschen zu sehen, sich um Ursprung und Wanderung barbarischer Völker nicht viel bekümmerten. Und wenn wir nicht irren, sind die *Germani* das einzige Volk, dessen Namen sich die alte Literatur gleichsam im Vorbeygehen etymologisch zu deuten suchte. Der Aufwand an Scharfsinn von Seite der Herren der Welt aber war nicht außerordentlich, da man *Germani* eben für einen latinischen Terminus erkannte, welcher offenbar das Physische jener Menschen bezeichne, die

ihn tragen, da sie wie leibliche Brüder insgesamt denselben Typus, rothe Haare und bläulichte Augen hatten. Noch weniger aber wäre es einem Gelehrten von Alexandria oder Rom in den Sinn gekommen, germanisch zu lernen und die Sprache selbst zu zergliedern. Verglichen die römischen Generale und die Schöngelster von Athen die deutsche Sprache nicht noch im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit dem fehleranfälligen Gefreische wilder Vögel in den nordischen Wäldern? Unglücklicher Weise ist aber gerade die wichtigste Stelle des Tacitus über Sinn und Ursprung des Wortes Germani dunkel und der Text offenbar verdorben.

(Fortsetzung folgt.)



Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften.
Von M. Th. Conzen. 2c.

(Schluß.)

Nur kurzer Erwähnung geschieht der *Miracula S. Ursuari*; desto länger aber hält sich der Verf. bey dem Leben des hl. Johannes von Görze auf, wobey Ref. gewünscht hätte, der Verf. würde sich bey der aus dieser vita hervorgehenden wichtigen Thatsache eines Bundes der spanischen Saracenen mit den Magnaten etwas länger verweilt haben, da diese für den Historiker bey nahe noch größeren Werth hat, als die ganze nachfolgende Erzählung von dem Aufenthalte des Johannes zu Cordova. Nun folgen die Lebensbeschreibungen der heil. Caddroes, Wolfgang, Adalbert, von welchem letzteren sich gleichfalls eine handschriftliche, jedoch, wie es scheint von dem Verf. nicht gekannte Lebensbeschreibung, mit einigen Abweichungen von dem gedruckten Texte und und wohl erst aus dem XII. oder XIII. Jahrhunderte stammend, auf der hiesigen Hofbibliothek befindet; das Leben des hl. Wenzeslaus, Adalberos II. von Reg, Heinrichs II. von Adelsbold, dessen Autenticität der Verf. gegen Stengel vertheidiget, jedoch nicht das des heil. Burkard von Worms (dessen Canonensammlung *Coloniae* 1548 fol. beygegeben); das Leben des heil. Bernward, des hl. Godehard, Meinwerks, die Erzählung

de Ezone, Mathildo et B. Richeza, das Leben Walbodos von Utrecht, Heicberts von Eöln, des hl. Richard, wobey jedoch nur in einer Note das Leben des hl. Romuald's erwähnt wird, welches nebst dem des hl. Majolus so gut wie die nun folgenden der hl. Adelheid, des hl. Poppo und Odilo's eine ausführliche Behandlung verdient hätte. Auch das Leben des hl. Petrus von Perugia gehört außer den übrigen von dem Göttinger Recensenten als ausgelassen gerügten Lebensbeschreibungen von Heiligen hieher, indem es Geschichte und Charakter R. Otto's II. aufzuhellen dient. Von Briefen und Briefsammlungen, welche in diese Periode fallen, nahm der Verf. in den Kreis seiner Untersuchungen auf die Tegernseer Briefe, einen Pilgrims von Passau, einen Abbo's von Fleury, des Mönchs Gunzo, des Bischof Arnold's von Halberstadt. In Bezug auf die höchst merkwürdigen und einer kritischen Untersuchung so sehr bedürftigen Briefe Gerberts sprach der Verf. die Absicht aus, sie zum Gegenstande einer besonderen Schrift zu machen.

Auch der Concilienbeschlüsse erwähnt der Verf. als einer wichtigen Geschichtsquelle. Gewiß sind sie dieß und Ref. bedauert, daß der Verf. nicht wenigstens ein genaues Verzeichniß aller, in die Periode der sächsischen Kaiser fallenden Concilien gegeben hat. Eine genaue und ausführliche Untersuchung hätte jedenfalls, wenn auch nicht wie der Göttinger Recensent verlangte, das conciliabulum Rhemense — indem dann das von Richer erwähnte zu Chelva, so wie das zu Mouson auch, und mit noch größerem Rechte, hätten angeführt werden müssen, da sie noch weit mehr als jenes in die deutsche Geschichte einschlagen — doch gewiß das von P. Johann XII. gehaltene Concil zu Rom, dessen Acta Baronius anführt, und das Otto's I. römische Synode verwarf, ferner die römischen Synoden P. Benedict's VII., P. Gregors V. und die höchst merkwürdige Synode P. Benedict's VIII. zu Pavia verdient.

Der Verf. erwähnt noch der Urkundensammlungen, dann, jedoch nur aus einer Notiz des H. Perz, das zu Bamberg handschriftlich befindliche und von dem Ref. durch Mittheilung des höchst liberalen H. Bibliothekars J ä f benützten Richerus von Rheims.

E. Höfler.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. April.

Nro. 72.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani etc.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich sind über den etymologischen Sinn des Namens, mit welchem uns vor Alters die Ausländer bezeichneten, so wie über die Urheimath des Volkes selbst in Deutschland beynahe eben so viele Meinungen als selbständige Autoren. Einen großen Theil dieser Ansichten indessen hat Luden räsonnirend, und Wolfgang Menzel neulich historisch-populär zusammengestellt. Wenn aber erstgenannter, welchen doch Palaezky in seiner Geschichte Böhmens für den denkendsten aller Bearbeiter deutscher Geschichte erklärt, die Zurückführung des Namens und Volkes der Germanen nach Iran, trotz der unverkennbaren, innersten und umfassendsten Verwandtschaft der altpersischen und gothisch-deutschen Redeweise, nicht beachtet, weil er nicht sehen könne, was Perser und Germanen mit einander gemein haben, so wissen wir eigentlich nicht, was er damit sagen will. So beschränkt wird der gelehrte Mann nicht seyn, daß er unter Perser nur die Bewohner der Provinz Fars, deren politische Rolle in Asien mit Cyrus begann, oder die heutigen Unterthanen des Hofes von Teheran verstehen will. In diesem Falle würde das Studium der Zendbücher und des Schahnameh mit den lehrreichen Auslegungen Hammers und der englischen Orientalisten seinen historischen Gesichtskreis ausdehnen und seine Begriffe über Fars, Aria, Ariene, Irman, Erman und German läutern.

Liest man aber eine andere, vielbesprochene und von besagtem Autor gleichfalls verschmähte Stelle

des neupersischen Geschichtschreibers Mirchond im Original, so wird die Wirkung eine ganz verschiedene seyn, und man wird die Leichtigkeit schwer begreifen, mit welcher sie Luden beseitigen will:

خوارزم اسم آن ناحیه است و آن بلده

که مجمع علما و فضلا و ارباب شمشیر و اصحاب
قلم بود در قدیم آنرا جرمانیه گفتندی*)

d. i. „Chowaresm ist der Name jener Gegend und jenes Landes, welches der Sammelplatz der Gelehrten und Weisen, und der Männer des Schwertes und der Herren der Feder war: vor Alters nannte man es Germanien.“ Man merke wohl, der Anfangsbuchstabe des Wortes جرمانیه wird gerade so ausgesprochen, wie die Landsleute des Hrn. Garzetti und auch die Norddeutschen das G in Germania sprechen. Denselben nach der kürzlich angenommenen Methode im Deutschen durch Dsch wiederzugeben, ist eher eine aus der Unvollkommenheit unserer Elementar-Zeichen entsprungene Nothwendigkeit als eine getreue Bezeichnung des Lautes, wie man ihn aus dem Munde geborner Asiaten hört. Auch hat man nicht die geringste Ursache anzunehmen, daß Germania im alten Italien nicht ebenso gelautet habe, wie im neuern. Und überdies ist das Wort durch norddeutsche Volksstämme in die wälschen Länder gekommen und bezieht sich urkundlich zur Zeit des ersten Erscheinens ausschließlich auf die aus Westphalen nach Belgien und Gallien übersiedelten deutschen Stämme. Wer aber hartnäckig an die süddeutsche Aussprache haltend in Germania und جرمانیه durchaus zwey ver-

*) Persischer Text nach Hammer, Bd. IX. der Wiener Jahrbücher.

schiedene Wörter finden will, dem können wir zur Beruhigung sagen, daß ungefähr dieselbe Lautverschiedenheit in der Aussprache desselben Wortes auch im Irlande, d. i. in Iran, und zwar in der Art gefunden wird, daß man daselbst ebenfalls im Nord German und im Süd German, گجران, spricht und, vollkommener als bey uns, auch mit einem besondern Zeichen schreibt.

Man findet im Iran der Zendbücher und des Schahnameh die Landschaften Germania, Germania, Irman, Erman mit den Bewohnern Ermanen (ارمانیان des Schahnameh) und einer Stadt Ermanisch; auch Sermanen saßen nach Angabe desselben Autors an den Grenzen von Iran. Diesen stellen sich in den deutschen Gauen die Germanen, Jörmenen, Irmin, Zenomanen, Markomanen, Allemannen als eben so viele Stamm- und lautverwandte Namen entgegen, denen man noch insbesondere Herodots medische Ario und Tacitus germanische Ario beysügen darf.

Aber mehr noch als diese geographischen Aehnlichkeiten beurkundet der iranische Sprachenbau die Blutsverwandtschaft der Germanen mit Alt-Iran. Wir glauben aber diesen Gegenstand hier nicht umständlich behandeln zu dürfen, und begnügen uns, auf die vortrefflichen Arbeiten von J. Grimm, besonders aber auf Hammer's Analysen des persischen „Siebenmeeres“ und auf die glänzenden Artikel über Ferdusi, über die persische Literatur in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (unter andern Band IX.) hinzuweisen. Wem es aber zu umständlich ist, diesen Weg zu gehen und zu lästig die iranische Phraseologie aus ferhengi Schuuri, aus ferhengi Katii und dem Heft-Kollum des Sultans von Rudh selbst zusammen zu suchen, und mit der germanischen zu vergleichen, der findet in der Beurtheilung eines persischen Wörterbuchs in Nr. 308. Jahrgang 1823 der Halle'schen Allgem. Lit. Zeit. eine so gelungene und wissenschaftlich durchgeführte Vergleichung des deutschen Sprachgenius mit dem persischen, daß er sich nicht länger der Ueberzeugung erwehren kann, Persisch und Germanisch sey nicht nur mit einander nahe verwandt, sondern im Grunde ganz eine und dieselbe Sprache

mit eigenthümlicher Um- und Ausbildung nach der Trennung beyder Volksstämme. *)

Wozu aber, wird Hr. Garzetti fragen, dienen alle diese philologischen Neuigkeiten, wenn man Germanisches Volksleben der beyden ersten Jahrhunderte und das feindliche Zusammenstoßen mit dem großen italienischen Eroberungssystem schildern soll? Den großen markomannischen Krieg, seine Veranlassung und seinen Verfolg lernt man auf diesem Wege freylich nicht besser kennen; auch fördern sie die große Streitfrage über den Verwandtschaftsgrad der keltischen Vöser mit den Germanen nicht viel, und die Sige der einzelnen Stämme unter dem traurigen Himmel Deutschlands bleiben auch nach Ergründung ihres gemeinsamen Ursprungs aus Iran geographisch noch eben so unbestimmt wie zuvor.

Allein im Allgemeinen ist Wissen immer vorzüglicher als Nichtwissen, und der Wunsch, ein historisches Problem auf seine letzten und untheilbaren Elemente zurückzuführen, ist dem menschlichen Geiste so natürlich, und in der wissenschaftlichen Lösung derselben liegt ein solcher Reiz, daß der Vorwurf müßiger Grübeleey und unfruchtbarer Resultate nicht gemacht werden darf.

Man hat oft die Frage gestellt, warum die Germanen im Gegensatz mit andern Völkern mit so großer Leichtigkeit die christliche Lehre angenommen haben, sobald man sie ihnen auf dem Wege der Ueberredung und nicht mit dem Schwerte des Carolus Magnus geprediget hat? Hr. Garzetti berührt diesen Umstand ebenfalls, theilt aber (S. 9) ganz die auch von deutschen Gelehrten aufgestellte Ansicht, daß diese Bereitwilligkeit vorzüglich aus dem Nichtbestande einer fest und gleichsam Druidenartig begründeten Priesterordnung, und folglich aus dem Mangel einer National-Religion, im alten Ger-

*) Wir wissen recht gut, daß in diesem Punkte nicht jedermann derselben Meynung ist, besonders aber der Däne Rask in seinem Werke: Undersögelse om det gamle Nordiske Sprog etc. Das Altnordische oder die Danska tungu vom Thracischen ableitet und alle Grundähnlichkeit mit Iranischen Sprachwesen läugnet. Wir stellen aber dem Ansehen dieses berühmten Mannes den nicht weniger gelehrten Finn-Magnusen, besonders aber Hammer a. a. O. entgegen.

manien zu erklären sey. Diese Annahme hätte dem scharfsinnigen Verf. nicht genügen sollen, da er am angeführten Orte den tiefen und für Barbaren ziemlich geläuterten religiösen Sinn der alten Deutschen richtig bezeichnet und besonders hervorhebt.

Besser ließe sich die Sache vielleicht aus der innigen Verwandtschaft der aus dem Urlande in die Wälder Germaniens erblich mitgebrachten iranischen Religionsbegriffe mit der christlichen Dogmenlehre des IV. und V. Jahrhunderts erklären. Bekanntlich war in der genannten Zeitepoche, in welcher zuerst große Massen, ja ganze Völker deutscher Zunge, der christlichen Lehre huldigten, das Dogma von der Trinität die große, alles in der römischen Welt belebende und bewegende Angelegenheit des Tages. Wer sich in dieser großen Frage den Dekreten von Nicäa oder ihrer Gegner unterwarf, war Christ in einem oder andern Sinne. Dieser Glaube aber an eine Dreieinigkeit und sogar an Inkarnation und Opferung der zweyten Person zur Weltfühne ist eine uralte Idee des Morgenlandes und konnte den Germanen keineswegs so fremd und ungewohnt erscheinen, um sich lange ihrer Annahme zu widersetzen. Roth und verunstaltet durch die allgemeine Finsterniß, aber in der Uranlage dennoch gleich, lebte ein Anklag an diese Ur-idee als Erbtheil aus Iran von jeher unter diesem Volke. Die dreysfaltigen Mithras Monumente, die man in Germanien gefunden und endlich zu deuten gelernt hat, bezeugen die Richtigkeit dieser Meynung hinlänglich. *)

Man wird es deswegen auch gar nicht unbegreiflich finden, wenn Sct. Augustin, der große Kenner Zoroastrischer oder Iranischer Glaubenslehre, nach seiner Bekehrung zum Christenthume die merkwürdigen Worte schreibt: *Res ipsa, quae nunc christiana religio dicitur, erat apud antiquos, nec defuit ab initio generis humani, quousque ipse Christus veniret in carne, unde vera religio quae jam erat, coepit appellari Christiana.* **) Und liest man nicht auch bey Ter-

tullian und Justinus M., daß die Mysterien der Taufe, der Firmung und Eucharistie, ja sogar das Credo und die offene Schuld in den Zendbüchern deutlich vorkommen? *)

Offenbar sind die Germanen verhältnißmäßig später nach Europa, und mit andern Nationen weniger in Berührung gekommen als z. B. die celtischen Stämme, und folglich mußte der Nachklang an die Ur-ideen des Heimathlandes bey ersteren frischer und lebendiger, und auch die Sprache weniger von ihrer ursprünglichen Gestalt abgewichen seyn als bey letzteren. Man erschrecke daher nicht, wenn uns J. Cowes Prichard (Cambridge 1831) im Allgemeinen auch die Celten ihrer Sprache nach als Kinder des Morgenlandes bezeichnet. Jedermann weiß ja henzutage, welche Nationen man unter dem Namen der indogermanischen begreift, und daß Philologie und Geschichte ihre gemeinschaftliche Wiege unter den Himmelsstrichen zu beyden Seiten des Hindukusch gefunden habe.

Ein zweytes Hülfsmittel, einiges Licht in die dunkle Urzeit unseres Volkes zu bringen, wäre eine genaue Sichtung der Alterthümer und Ueberlieferungen der Slawen, dieser unzertrennlichen Begleiter, Nachbarn und Dränger der Germanen, denen sie bekanntlich die ganze Nördliche Hälfte ihres Landes von Schleswig bis im Süden der Donau abgenommen haben. Wer wird nicht muthlos, wenn man die Namen der Gauen, Staaten oder Völker liest und mit einander vergleicht, in welche nach Angaben bey Tacitus, Plinius und dem Geographen Ptolemäus das alte Deutschland zerfiel? Wer sind z. B. die Silingi, die Korcontii, die Rakaten des eben genannten alexandrinischen Gelehrten? wo waren ihre Sige? wann sind sie ausgewandert, oder untergegangen oder mit andern Stämmen zusammengeschmolzen? denn das Büchlein *De moribus et populis Germaniae* nennt sie nicht. Da lesen wir aber in Palaczký's Geschichte von Böhmen (Bd. I. 68. Prag 1836): „Noch immer nennt der Böhme Schlesiën das Land der Silinger (Silezi, Slezi); Oestreich das der Rakaten (Rakausi); und das Riesengebirge heißt ihm noch henzutage das Gebiet der Korcontier (krkonose),

*) Vollständigere Erläuterung dieser zoroastrischen, alt- und neuplatonischen Trinitätslehre siehe Wiener Jahrbücher der Lit. a. a. D.

**) *Retract.* I. 15.

*) Beyde Citate nach Hammer a. a. D.

und erhielt in dieser Weise, ohne es selbst zu wissen, das Andenken an drey Völker, welche diese durch den böhmischen Sprachgebrauch selbst bezeichneten Sige schon im zweyten Jahrhundert n. Chr. bewohnten.“ — Der gelehrte Czechen zieht hieraus mit Recht den Schluß, daß diese Namen noch im Flor, und die benannten Völker noch im Besitze der bezeichneten Länder waren zur Zeit, als sich das slawische Czechen-Volk den deutschen Grenzmarken näherte und in Bojohemium festsetzte, was nach der Angabe desselben gelehrten Forschers ungefähr um das Jahr 451 unserer Zeitrechnung geschehen ist. Nakaten und Korkontier versinken in unsern Büchern mit dem 2. Jahrhunderte völlig in Vergessenheit, und von den Silingern wußte man nur, daß sie ein Zweig der Vandalen waren und ihre Sige schon im 4. Jhrh. gänzlich oder doch größtentheils verlassen haben und über den Rhein gegen Spanien gezogen sind. Daß aber der germanische Name Silingi im Munde der Slawen Silezi, Slezi und Korkontii wie krkonose laute, weiß der gelehrte Slawe Palaczky natürlich besser als wir. *) — Hätten die sächsischen und brandenburgischen Fürsten gegen die nordwärts von Böhmen eingesiedelten Slawen weniger grausam gewüthet, und ihre Muttersprache zuletzt nicht bey Todesstrafe zu reden verboten, so könnte man auf demselben Wege erfahren, welche Namen die ausgedehnten Landstrecken zwischen Saale, Nieder-Elbe, Ostsee und Weichsel bey dem Einzuge der neuen Bewohner trugen. Für Tacitus' Germania cap. 38 — 44, könnte nur in dieser Weise ein würdiger und fruchtbarer Commentar erzielt werden. Ueberhaupt scheint alles, was uns dieser Autor gründliches über Alt-Germanien erzählt, eigentlich nur auf das heutige Westphalen zu passen, das Land ohne Stadt, aber voll Sumpf, Wald, Haide und Moor, wie es die neuere Muse in den Tagen des Freyherrn Tunderthronkh noch schildert. Denn das Daseyn großer Städte in Alt-Deutschland überhaupt, und im Lande der Silin-

ger (Schlesien) insbesondere läßt sich nach den neuern Entdeckungen ausgedehnter Grabstätten, die nur aus einer dicht nebeneinander wohnenden Bevölkerung zu erklären sind, dem Tacitus entgegen nicht mehr zu läugnen. (S. Budorgis, oder etwas über das alte Schlessen zu den Zeiten der Römer von Dr. Krause. Leipzig 1819, XV. und 179 Seiten.) Nur Mauern mit Gräben und viele stockwerkhohe Steinhäuser waren dem alten Germanen ein Gräuel.

Dieses sind freylich nur Kleinigkeiten und unbedeutende Fingerzeige, die Hrn. Garzetti nur dann von einigem Nutzen seyn könnten, wenn er in seiner Germania eine vollständige Abhandlung über die Bewohner Alt-Deutschlands liefern, und nicht bloß die feindselige Berührung derselben mit seinen Italienern schildern wollte. Sagen will man hiermit eigentlich nur soviel, daß er auf die Autorität seines Tacitus nicht ganz und gar in jeder Beziehung unbedingt seine Syllogismen bauen soll. Hauptsache, dies leuchtet überall hervor, ist für diese beyden Italiener die Herstellung eines möglichst wahren, in jedem Falle aber mit der römischen Welt lebhaft kontrastirenden Bildes des germanischen Bodens und seiner Bewohner in physischer und geistiger Beziehung. Daher das winterlich traurige, ja beynahe unheimliche und grauenerregende Gemälde des germanischen Himmels und seiner unüberschaubaren Waldregion von kolossalen Bäumen, einsam bewohnt von mehr als sieben Fuß hohen Menschen, welche unempfindlich für Reize und Schlüpfrigkeiten des italienischen Lebens, und gleichsam von der ewigen Providenz selbst als blindes Instrument für Bestrafung einer verpesteten Welt auserkoren, im Dunkel des Nordischen Sumpfwaldes ihrer Bestimmung harrten. Der Kampf zwischen Germanien und der römischen Welt ist in der Vorstellung dieser beyden Männer das ungleiche Ringen heiter-menschlicher Verderbtheit gegen ein geschmacklos und traurig-tugendhaftes, aber von einem göttlichen Zornfeuer belebtes und fortgetriebenes unwiderstehliches Unge-
thüm.

(Schluß folgt.)

*) S. Casopis cesk. Museum, 1854, I. 41, 42, wo peningi und penezi, kuningi und knezi, Waringi und Wariazi als Belege dieser slawischen Verwandlung zu lesen sind.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

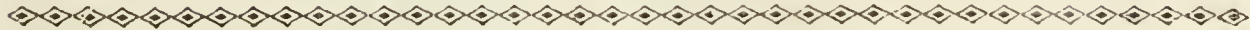
herausgegeben von Mitgliedern

12. April.

Nro. 73.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.



Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, gebornen Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von Carl August Schmidt. Zweyte durchweg vermehrte und verbesserte Auflage. Brieg, Schwarz 1838. kl. 8. XXXI. und 256 S.

Die erste von dem Herrn Syndikus Koch 1830 herausgegebene Auflage dieser Denkwürdigkeiten ist dem Ref. nicht zu Gesichte gekommen, weshalb derselbe nicht anzugeben weiß, wie vieles in dieser zweyten Auflage zu dem dort gegebenen Stoffe hinzugekommen sey. Jedenfalls aber haben beyde Herausgeber, Herr Schmidt wie Herr Koch, sich dadurch ein großes Verdienst erworben, daß der eine durch die neue und vermehrte Auflage, der andere durch bereitwillige Unterstützung des erstern das edle und ächt deutsche Bild der Herzogin Dorothea Sibylla, ihrer Zeit und ihres Wirkens, dem Publikum aufs Neue in einem weitem Kreise zur Anschauung bringen. Wie in der alten Welt die Idylle erst entstehen und verstanden werden konnte, als ihre Urbilder aus dem Leben der Gebildeten längst verschwunden waren, und nun die Peinlichkeit einer überverfeinerten geselligen Bildung und Lebensweise eine dunkle Sehnsucht nach dem Genuße eines Naturzustandes erzeugte: so mag unsere Zeit, die vornehme, wie Göthe sie irgendwo treffend benennt, an diesen Scenen aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts ganz besonders sich erfrischen. Niemand wird das Büchlein lesen ohne die Empfindung, daß in den Verhältnissen und Begebenheiten, die es uns vorführt, in den Gefühlen und

Ansichten, welche es wie in einem klaren Spiegel wiedergiebt, eine herrliche und frohe Entfaltung desselben wahrhaft deutschen Geistes zu erkennen sey, der in unserm Vaterlande noch immer wohnt, und edle Regentenhäuser mit ihren Unterthanen viel inniger verbindet, als es in nichtdeutschen Ländern seit langer Zeit nur denkbar ist; daß aber auch diese Entfaltung deutschen Geistes eine gänzlich vorübergegangene, verschwundene sey, weil wir insgesamt, auch die mittlern und niedern, zu vornehm geworden sind, zu sehr vereinzelt und auf unsere eigenen Sachen allzuviel bedacht im Leben dastehen. Ein ächter Franzose würde das ganze Büchlein ohne Zweifel belächeln; dem deutschen Manne, der deutschen Frau, wenn sie auch von der Eigenthümlichkeit unserer Zeit ganz eingenommen sind, wird das Lesen desselben eine wehmüthige Sehnsucht, wie nach den hellen Tagen der Kindheit erwecken. Es enthält nach den Vorworten von den H. H. Schmidt und Koch und nach dem Begleitungswort des letztern in fünf Abschnitten eine kurze Biographie der Herzogin, eine dergleichen ihrer Leib- und Hebamme Margaretha Fuß, sieben Bilder aus dem Fürsten- und Bürgerleben zu Brieg zur Zeit der Herzogin, eine kurze Charakteristik des Rothgerbermeisters Valentinus Gierth, verbunden mit einer Skizze aus des Dichters Fr. v. Logans Jugendleben, endlich in einem Anhang etliche Urkunden und Belege. Der im vierten Abschnitte besonders vorgeführte Rothgerber Valentinus Gierth ist der Geschichtschreiber, dem wir das ganze Büchlein eigentlich verdanken. Er hat das Wichtigste und Schönste, was von demselben gegeben wird, als Zeuge und Theilnehmer, wahrscheinlich für seine Erben und Nachkommen aufgezeichnet; und so sind diese Denkschriften, an denen sich keine Kinder und Kindeskinde des wackern Mannes ergötzen konnten, (sein einziger Sohn Da-

Seite 45, Z. 1. läßt Hr. G. bey der Uebergabe des von zwey römischen Legionen besetzten Standlagers zu castra vetera die beyden Legionen sich mit dem feindlichen Heere unter Civilis vereinigen, während sie doch von den siegreichen Germanen und Batavern wider Treue und Glauben bey dem Abzuge überfallen und theils niedergemetzelt, theils nach Ueberwältigung des Walles im allgemeinen Lagerbrande vernichtet worden sind: ad quintum vero lapidem coorti Germani, incautum agmen adgrediuntur. pugnacissimus quisque in vestigiis; multi palantes occubere. Ceteri vero in castra profugiunt, querente saue Civile et increpante Germanos, tanquam fidem per scelus abrumperent. Simulata ea fuerint, an retinere saevientes nequiverit, parum affirmatur. Direptis castris faces injiciunt, cunctosque, qui proelio superfuerant, incendium hausit. Tacit. Hist. IV. 60. — Seite 55 nennt er unter andern Nachbarvölkern der Germanen auch die Sarmatischen Tazigi. Hätte Hr. G. die beyden berühmten Abhandlungen Peter Horvat's über die Jazygen gekannt, würde er dieses Volk nicht Tazigi genannt, und es auch nicht mehr für Sarmatischen Stammes gehalten haben. *) Wir machen ihm hierüber keinen Vorwurf, da er nur seinem Gewährsmann, dem sel. Mannert folgt, der sich seinerseits in diesem Punkte ganz auf das Ansehen eines Gatterer und Schlözer stützte, welche zuerst die Jazygen für Slawen erklärten und auch die fehlerhafte Orthographie in Schwung brachten. In den Kämpfen der nordischen Völker gegen das Kaiserreich so wie in den Wanderungen und Eroberungen der Germanen an der untern Donau spielt dieses bey Hrn. Gz. Tazigi genannte Volk eine große Rolle, wird aber bey griechischen und lateinischen Schriftstellern nicht immer unter einer und derselben, sondern wohl unter zehnerley verschiedenen Benennungen aufgeführt, aus denen Hr. Gz. gerade die am wenigsten zu rechtfertigende wählt.

Nach Horvat sind diese Jazyger oder Jassen neben den eigentlichen Ungern oder Magnaren, den Rumanen, Polowzern, Szellern, Uzen und Balven einer der sieben Hauptstämme des großen slythischen oder ungrischen Volkes, an dessen Großthaten und Schicksalen sie vorzüglichsten Antheil nahmen. Ihren Hauptsitz hatten sie in der heutigen Moldau, wo noch jetzt die Stadt Jassy, nebst einem großen Theile von Ungern, wo man sie unter dem alten Namen, obgleich in geringer Anzahl, bis auf den heutigen Tag noch findet. Der eigentliche Name derselben ist rein ungrisch, heißt im Sing. Jász (sprich Jass), plur. Jászok, Deutsch Jassen, und bedeutet einen Bogenverständigen, von Jj, contrahirt J, der Bogen, und ásZ Werstand. Die Benennungen Τοξόται, Τοξοπόροι, Τόξιοι, Arcitenentes und Sagittarii, unter welchem sie häufig bey griechischen und lateinischen Autoren aufgezählt werden, sind daher nur wörtliche Uebersetzungen des Nationalnamens. Auch dieser Letztere, das einheimische Wort, zum Theil mit griechischer Endsyllbe als Ἰάσων (ovos), Ἰήσων (ovos), und sogar Ἰάς nach dem doppelten ungrischen Dialecte Jész und Jász kommt vor. Am öftesten aber findet man Jasyk und Jazyk, pl. Jasyges und Jazyges, was der Italiener am füglichsten mit Giazigi geben kann. Tazigi hat in keinem Falle einen Sinn.

Auch möchten wir Hrn. Gz. auf die besonders in Eigennamen zu häufig eingeschlichenen und nicht verbesserten Schreibfehler aufmerksam machen. Eben so wenig sind die Citate jederzeit ganz richtig, unter andern S. 56, Note 1, wo zum Beweise, daß ein Theil der Jazygen nach seiner Niederlassung in Pannonien die Benennung Metanasta erhielt, Florus Epitome hist. roman. lib. IV. cap. 2. angezogen wird. Im besagten Kapitel wird wohl der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus beschrieben, aber nicht die geringste Meldung über Sentyhen, Jazygen und Metanasten gethan.

In der Hauptanlage jedoch so wie in dem besondern Streben des Verf., den Gang des Kampfes zwischen Rom und Germanien vom ersten Beginnen bis zum Ende des markomannischen Krieges zu beleuchten, vermag man keinen wesentlichen Irrthum zu entdecken. Das literarische Erbtheil der alten

*) S. ungrische Zeitschrift: Tudományos Gyűjtemény. Jahrg. 1829, St. 7 u. 9; 1830 St. 7, 8 u. 9. Die allg. Encyclopädie d. Wiss. und Künste von Ersch und Gruber, 2te Sect. 14ten Theil, gibt sub voc. Jazyger einen lichtvoll geschriebenen und hauptsächlich aus Horvat geschöpften Artikel.

Welt über diesen Punkt kennt Hr. G. so gut wie andere, und von den Germanen selbst sind keine gleichzeitigen Berichte auf uns gekommen, und auch niemals verfaßt worden. Man schrieb damals in Deutschland noch nicht, handelte aber desto mehr. Heutzutage, sagen die Ausländer, man weiß nicht sey es Lob oder Tadel, finde in Deutschland das umgekehrte Verhältniß statt. Ist dieses wirklich der Fall, so sollen sich die Fremden Glück wünschen, daß ein so großes und kräftiges Volk seinen Sinn von der Weltverwirrung weggelenkt, und seine Eroberungslust auf das Gebiet der Wissenschaft und philosophischen Speculation übertragen hat. Und wie Tacitus seinerseits im Namen der ganzen römischen Welt die Götter bat, sie möchten das damalige Erbthum der germanischen Stämme, die innere Zwietracht erhalten und mehren, so soll man auch der literarischen Schwärmercy der heutigen Germanen dem Weltfrieden zulieb ewige Dauer wünschen. Denn dieses Volk ist heute noch dasselbe wie damals, und die Grundzüge seines Charakters sind für alle Zeiten unverwundlich. Es wandert noch immer gerne in fremde Länder, und findet sich überall zurecht. Statt der Raubzüge des alten Geleitwesens für Beute und Boden, ziehen wir jetzt als friedliche Kolonisten an den Mississippi, nach Van-Diemensland, an den Kaukasus und zu den Sarmaten. Und in der Heimath selbst, — das soll der Fremde nie vergessen — können wir heute noch wie damals einen Sertorius Serturninus für immer, einen Quintilius Varus aber mit seinen Viktoren und Advokaten nur eine Zeitlang ertragen.

Ein zweyter Umstand, der am alten und neuen Germanien gleichmäßig bemerkt wird, besteht darin, daß eine Nationalbewegung und allgemeine Ershütterung des Volkes gegen das Ausland ihren Anstoß jedesmal von Osten her erhalten muß. Es giebt Völker auf dem Erdglobus, die weder untergehen, noch sich wesentlich verwandeln können, weil die Vorsehung eine von Anbeginn prädestinirte Lebensrolle in das Grundgewebe ihres Daseyns eingestochten hat. In diese Klasse gehören offenbar die Germanen und ihre östlichen Nachbarn, die Slawen, deren Zeit jetzt nahe ist. Nicht ohne

Grund kann man vermuthen, daß dieses letztere eben so zahlreiche als biegsame, unverdrossene und energische Volk, schon bey der ersten historisch beglaubigten allgemeinen Bewegung am Ostlande Deutschlands, die wir unter dem Namen des markomanischen Krieges kennen, und die einen so tiefen Schrecken über Italien brachte, wesentlich theilhaftig war. Ganz sicher aber weiß man, daß der große Völkerstrom, der sich unter Attila's Oberbefehl gegen die von Aetius geleitete Quadrupel-Allianz West-Europa's ergoß, nicht nur Slawen als wesentliche Bestandtheile mit sich führte, sondern daß im Grunde genommen diese letzteren allein den ganzen Gewinn aus dem kolossalen Unternehmen zogen, indem sie hauptsächlich bey dieser Veranlassung das Uebergewicht und bald nachher durch Wegschwemmung der alten Bewohner den Alleinbesitz des östlichen Deutschlands vom baltischen Meere bis zur Donau errangen. *) Sonderbar! So barbarisch und formlos die Völkergestalten in dem durch die Legionen nicht bezwungenen Theile Europa's hin und her schwanften, so offenbart sich doch schon in jener trüben Zeit eine unbekannte, geheime Macht, ein Phantom, östlich von Germanien, gegen welches man sich auf der Westseite durch Bündnisse und Anhäufung von Verteidigungsmitteln im riesenhafteften Maßstabe zu sichern bemühte. Bey aller innern Kraft waren aber die Germanen damals schon mehr Werkzeug und Spielball, jedenfalls aber gewöhnlich Versöhnungsmaterie zweyer ringenden Weltkräfte. Ganz klar ist Hr. Garzetti zur Kenntniß dieses im Grunde schon damals passiven Charakters im öffentlichen Leben Deutschlands nicht gekommen, eine leise Ahnung aber drückt er (S. 70), dennoch aus, wenigstens in Beziehung auf die ostwärts wohnenden Stämme.

Fallmerayer.

*) Palaczky a. a. O. S. 69 ff.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. April.

Nro. 74.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, gebornen Markgräfin von Brandenburg. 1c.

(Schluß.)

Von 9 bis 10 Uhr sprach sie mit ihren Jungfrauen italienisch und französisch. Auch das Lateinische verstand sie sehr gut, schätzte vor allen Autoren den Virgil, von dem sie ganze Stücke auswendig wußte, und gab den „Schulkollegis bey Gelegenheit manches harte Nüßlein aus diesem Buche zu knacken,“ sprach aber nicht leicht lateinisch, um keinen Schein des Anspruchs auf Gelehrsamkeit auf sich zu ziehen, außer mit polnischen Herren, die an den Hof kamen. Doch lernte sie eben darum noch das Polnische, bis zu einer Fertigkeit, worüber die erstaunten, deren Muttersprache es war; und um in der Uebung zu bleiben, nahm sie zu ihren zwölf Hofjungfern noch zwey junge Polinnen in den Dienst, welche nur in dieser Sprache mit ihr reden durften. Ofters gieng die Herzogin schon in den Morgenstunden hinab in die Stadt, wenn sie bey einem Handwerker eine Arbeit zu bestellen hatte: was die treffliche Wirkung hatte, daß die Meistersfrauen in der Erwartung, es könnte die „gnädige Frau jeden Tag bey ihnen einkehren, gar frühe die Stuben säuberten, das Bettzeug in Ordnung und alles an seinen gebührenden Ort brachten;“ denn wenn Dorothea Sibylla es einmal unsauber bey ihnen gefunden hätte, so wäre sie, das wußten jene wohl, so bald nicht wieder gekommen. Von 10 Uhr an durfte jedermann sich zur Aufwartung melden. Ihre Leib- und Hebamme, Mutter Grete, welcher das Büchlein mit Recht einen besondern Abschnitt ge-

widmet hat, führte die Aufwartenden ein, und keiner, der es bedurfte, gieng von ihr weg ohne Rath, Hülfe, Trost und freundlichen Bescheid. „Ihr kommt doch sonst gerne auf das Haus (Schloß) gelassen, sagt Dorothea Sibylla S. 154 zu Meister Baltien (dem Nothgerber), um mir zu erzählen, wenn etwa Eure Küchenmagd einen irdenen Tiegel zerbrochen hat, oder macht Euch einen andern Beihelf.“ Alle und gebrechliche Leute, welches Standes sie auch waren, ließ sie nicht stehen, sondern sich setzen. Nach aufgehobener Tafel um Besperzeit und nachdem etwa eine Stunde Musik auf Lauten, Cithern und andern Instrumenten nebst Gesang getrieben und geübt worden war, gieng die gnädige Frau im Sommer mit den Jungfern und fürstlichen Kindern ins Feld, sammelte heilsame Kräuter und lehrte die Giftpflanzen kennen. Bisweilen lehrte sie in einem Banernhose ein, die Jungfern mit einer Milchsuppe zu ergötzen, wobey es ihr besonders Freude machte, selbst einzubrocken. Das Essen überließ sie den Jungfern: sie selbst wanderte mit der Mutter Grete, welche Arzneyen und Erquickungen in einem Korbe trug, im Dorfe umher, um Trost und Labung an die Krankenbetten zu bringen. Sie hatte Kundschafter in der Stadt und auf dem Lande; Meister Baltien war auch derselben einer: ihr Geschäft war, Nothleidende auszuspähen und der Fürstin anzuzeigen. Sie kam ihnen mit Unterstützung, Rath, auch mit Arzney zu Hülfe. Denn sie wußte treffliche Mittel gegen allerley Krankheiten und schickte die ebenfalls sehr gelehrte Mutter Grete häufig zu den Kranken, um äußere und innere Heilmittel anzuwenden, zu nicht geringem Verdruße der Herren Doktoren und Chirurgen; welche jedoch, „wenn die Dachslein am Berge gestanden, und das eigene Verstandeswasser nicht hat fließen mögen,“ unter der Hand selbst mehr als einmal zur Mutter Grete

treide zu pflanzen, das sie auf die Reise mitnehmen könnten.“ Hätten wohl die Helvetier zwei Jahre den Auszug verschieben müssen, um den nothwendigen Vorrath an Lebensmitteln zu pflanzen und zu gewinnen, wenn nur der kleinere Theil der Bevölkerung des Landes und zwar die Herrscher ausgezogen wären? Die Unterthanen hätten wohl alles liefern müssen und können. Er sagt 1, 5: „Die Helvetier verbrennen alle Städte und Ortschaften und alle einzeln stehenden Häuser, damit jede Hoffnung einer möglichen Rückkehr abgeschnitten werde.“ Hätten sie wohl das gethan, wenn noch eine andere Bevölkerung zurückgeblieben wäre? Er sagt 1, 5: „Die Helvetier verbrennen alles Getreide, das sie nicht auf die Reise mitnehmen konnten.“ Ist es wahrscheinlich, daß dieß geschehen wäre, wenn ihre Unterthanen zurück blieben?

Er sagt 1, 28: „er habe den Helvetiern nach ihrer Niederlage befohlen, in ihr Land zurückzukehren, und die Allobrogen beauftragt, sie mit Getreide zu versehen, da sie alle Feldfrüchte vernichtet hatten, und sie demnach zu Hause den Hunger nicht hätten stillen können.“ Wäre diese Maßregel wohl nöthig gewesen, wenn die Helvetier zu der früheren Bevölkerung, welche für ihre Beherrscher bisher Ackerbau und Viehzucht betrieben, hätten zurückkehren können? Die Unterthanen hätten ihnen, die durch die Niederlage bis auf $\frac{1}{5}$ zusammengeschmolzen waren, Lebensmittel genügend abgeliefert. Er sagt 1, 28: „er habe den Helvetiern geboten, Städte und Dörfer wieder aufzubauen; denn er habe es nicht für zuträglich gehalten, daß das Land, welches sie verlassen hatten, unbewohnt bleibe, da zu befürchten stand, daß die Germanen jenseits des Rheins daselbe um seines fruchtbaren Ackerlandes willen besetzen würden.“ Hätte Cäsar so schreiben können, wenn noch ein anderes Volk außer den Helvetiern in der Schweiz gewohnt hätte? Hr. Brömmel behauptet nun, die Helvetier seien erst seit mehreren Generationen in Helvetien angesiedelt, nicht sie hätten den Boden urbar gemacht und das Land nicht als Heimath lieb gewonnen: aus diesem Grunde allein sey es möglich zu begreifen, warum sämtliche Stammesgenossen auswanderten; denn sonst gebe es in der Geschichte kein Beispiel, daß ein ganzes Volk bis auf den letzten Mann seine Heimath verlassen habe, immer sey nur ein Theil ausgezogen. Angenommen, die letztere Meynung werde durch die Geschichte bestätigt (was indessen nicht der Fall ist, indem sie nicht bloß durch das

vorliegende Beispiel der Helvetier, sondern manches andere, wie der Ostgothen widerlegt wird): so läßt sich doch beweisen, daß die Zeitverhältnisse die Auswanderung eines ganzen Stammes eben so begreiflich machen können als die Auswanderung eines Theiles desselben. Wir glauben daher, die Helvetier hätten schon längst in Helvetien gewohnt, da wir wissen, daß sie in früherer Zeit wahrscheinlich von diesem Lande aus auch die Gegend zwischen dem Schwarzwald, dem Rhein und Mainstrom erobert hatten (Tacit. German. 28., der sich auf Caesar. bell. Gall. 6, 24 beruft). Auch meinen wir, daß sie Helvetien als ihre wahre Heimath geliebt und geehrt haben, aber dennoch waren die damaligen Zeitumstände zu anlockend für diesen kriegerischen Stamm, um nicht kühne Unternehmungen zu wagen, und ihre Wohnsitze mit noch schöneren zu vertauschen. Es herrschte nämlich damals unter allen gallischen Stämmen große Aufregung, wie aus dem Werke des Cäsar deutlich hervorgeht, und nicht leicht hätte dieser Feldherr je einen günstigeren Zeitpunkt finden können, um das durch Parteikämpfe zerrissene Land der Römischen Herrschaft zu unterwerfen. Die Hierarchie, welche in Gallien bisher bestanden hatte, oder die Herrschaft der Druiden war erschüttert, und hatte ihren Einfluß auf das ganze Land bereits großen Theils verloren. Die Häuptlinge einzelner Stämme waren zu mächtig geworden, und da nun diese immer unabhängiger zu werden strebten, so konnte dieß nichts anderes zur Folge haben, als daß der politische Verband der Stämme, die Einheit von Gallien zerrissen wurde. Einzelne Stämme beschdten sich, einer fiel in das Land des andern ein, der eine schloß sich zum Schutz an die Römer, der andere an germanische Fürsten an. Warum sollten nicht die Helvetier, deren Tapferkeit und Kriegslust vor allen übrigen Stämmen gefürchtet war, und mit denen nur die belgischen Gallier sich zu vergleichen wagten, in dieser Zeit Lust und stolzen Muth gefühlt haben, ein besseres und größeres Land, das nicht weit von Helvetien entfernt war und einem benachbarten Stamme gehörte, zu erobern und zu ihrem Wohnsitze zu gewinnen? Denn es belebte sie die kühne Hoffnung, auf solche Weise die Oberherrschaft über das ganze Land zu erringen.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. April.

Nro. 75.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Einige Muthmassungen über die großen Umgestaltungen der Erdoberfläche in der Schweiz, vorzüglich im Kanton Waadt, von F. von Charpentier. (Bibliothèque univ. de Genève 1836; daraus übers. in Berghaus Annalen 1837. April und Mai S. 12.)

Es ist in diesen Blättern vor kurzer Zeit eine neue Theorie der Erdbildung vom Hrn. Oberbergrath Fuchs aufgestellt worden, deren Bedeutung für die Geologie wohl am besten bemessen werden kann, wenn man sie mit ihrem Gegensatz zusammen stellt. Einen solchen bildet die oben angeführte Abhandlung des Herrn Charpentier, welche die gewöhnlichen Lehren der Hebungstheorie in einer sehr originellen Weise auf einen concreten Fall anwendet, und schon deshalb eine besondere Veranlassung zur Prüfung ihrer Principien giebt. Halten wir einmal beyde Theorien einander entgegen!

Es gab eine Zeit, sagt Hr. von Charpentier, wo die ganze Schweiz mit Wasser überdeckt war. Die Tiefe dieses Meeres, d. h. die Entfernung seiner Oberfläche von dem Mittelpunct der Erde, scheint sich nicht sonderlich vermindert zu haben. Denn das Erscheinen der Festlande muß man nicht dem Sinken des Wassers, sondern der Emporhebung jener zuschreiben.

Die erste Hebung rückte die Vogesen nebst einer kleinen Alpengruppe in Wallis und Savoyen zwischen der Dent de Morcles und der Tarentaise über die Meeresfläche empor. Damals hatten die entstehenden Regionen ein Tropenklima, wie dieß die Pflanzenabdrücke im Thonschiefer von Chamouney zc. erweisen.

Hierauf wurde der Jura über die Oberfläche

der Gewässer gedrängt, jedoch nicht gleich zu der Höhe, die er jetzt hat. Das Meer umspülte noch seinen Fuß und setzte nachher in den Thälern die Kreide ab. Zugleich mit dem Jura stiegen kleine Bergketten im Kanton Waadt und Freyburg empor, was sich dadurch erweist, daß auf ihnen keine Kreide getroffen wird. Auf diese Erschütterung folgte ein ruhiger Zwischenraum, während dessen das Meer und das trocken gelegte Erdreich mit organischen Wesen sich bevölkerten.

Diese Ruhe wurde unterbrochen durch die Emporhebung der Schweizer- und Savoyer- Kalkalpen, wobey zugleich der Jura einen solchen Ruck bekam, daß er beynahe ganz trocken, und die Kreide, welche sich in seinen Thälern niedergeschlagen hatte, bloß gelegt wurde. Gleichwohl hatten weder Jura noch die Alpen die spätere Höhe erreicht; ja zwischen beyden blieb eine Meerenge, in welcher sich die Molasse und Nagelfluh ablagerte. Noch herrschte ein Klima mild genug, um Palmbäume zu erzeugen, wie dieß die Abdrücke von Chamaerops in der Molasse von Lausanne erweisen. Der Kanton Waadt war damals eine große Insel.

Indeß von Neuem wird unten rebellisch; eine der erstaunlichsten Revolutionen geht vor sich, welche das Meer ganz aus jenen Gegenden verdrängt und der Oberfläche der Schweiz ihre gegenwärtige Beschaffenheit giebt. Und wer ist dieser gewaltige Agitator, der eine solche Revolution einleitet? Es ist dieß der Granit. Zwey große Granitmassen steigen zugleich aus dem Schooße der Gewässer empor: die eine im obern Wallis, die andere, deren höchster Gipfel der Montblanc, in Savoyen. Der Granit macht sich Bahn durch den Gneuß, Glimmerschiefer und andere Kalk- und Schiefergesteine *),

*) Nach den gewöhnlichen plutonischen Ansichten nimmt

auf denen der Alpenkalkstein unmittelbar ruht; er hebt die Alpen mit dem Jura und das beyde Gebirgssysteme trennende Land. Indesß der ungestüme Granit weiß weder Ziel noch Maaß zu halten, und somit ereignet sich das ungeheure Unglück, daß er das ganze Land um 4404 waadtländische Fuß zu hoch hebt. In Folge solcher übermäßiger Erhebung, in Verbindung zugleich mit der Abnahme der Erdwärme, mußte das milde Klima plötzlich in das der Polarregion umgewandelt werden; „die Alpen bedeckten sich mit Schnee, der unauss hörlich in die Thäler herabfallend große Gletscher bildete, die nicht nur allmählig alle Thäler einnahmen, sondern auch die ganze niedere Schweiz bedeckten und ihre Moränen bis an den Kamm des Jura vorschoben.“ Die ganze Schweiz war also eine Eismasse, auf der höchstens Eisbären ihr behagliches Spiel treiben mochten.

Wie kommt es nun aber, daß gegenwärtig der Bestand der Dinge in der Schweiz ein anderer ist, als der eben geschilderte? Wie es oft in der Welt zu gehen pflegt, auf die progressive folgt die retrograde Bewegung, und zwar nicht zum Nachtheil der Beteiligten. Die Emporhebung verursachte nämlich ungeheuere Verrückungen und Höhlen. „Die erhobene Masse mußte daher eine Erniedrigung, eine Art von Zusammensinken erfahren, bis alle schlecht unterstützte Theile ihre rechte Lage und so diejenige Solidität erlangt hatten, welche diese Masse heut zu Tage zeigt.“ In Folge dieser allgemeinen Senkung wurde das Klima wieder milder, bis es endlich seine gegenwärtige Temperatur erlangte; die Gletscher zogen sich zurück und ließen längs ihres Weges jene Felsblöcke liegen, die man jetzt als Findlinge ansteunt.

Fragt zulezt der Leser, wie man denn im Stande sey, jenes Auf- und Absteigen sogar durch eine Zahl zu bestimmen, so erhält er folgende Antwort: Damit sich nach der letzten Eruption der

Herr v. Charpentier ebenfalls an, daß Gneuß, Glimmerschiefer und andere Schiefer zwar aus und in dem Wasser abgesetzt, später aber durch nügemein starke Hitze und Druck dermassen umgeändert wurden, daß sie von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nur die schieferige Structur beybehielten.

Alpen Chamaerops im Rhonebecken erzeugen konnten, mußte hier eine mittlere Temperatur von $17^{\circ} 5$ C. geherrscht haben. Die Temperatur der Alpenhöher aber, in denen Gletscher sich bilden und erhalten können, ist gegenwärtig 6° . Nimmt man nun an, daß die Temperatur auf jede 480' um 1° sinkt, so muß ein Land, dessen mittlere Temperatur $17^{\circ},5$ betrug, um $480 \times (17,5 - 6) = 5520'$ erhoben werden, damit diese bis auf 6° erniedrigt werde. Da aber die absolute Höhe des Genfersees jetzt 1116' beträgt, so muß das dortige Land um $5520 - 1116' = 4404'$ gesunken seyn. Daraus schließt man auch, daß der Montblanc (jetzt 14430' hoch) durch den übermäßigen Ruck des Granits bis zu 18834' erhoben worden ist.

Das Facit ist richtig, wenn es der Ansah ist. Aber hieran fehlt es. Herr von Charpentier nimmt die Hebungstheorie als vollkommen erwiesen an und baut auf selbige seine eigene Ansicht; diese steht und fällt also zugleich mit jener. Somit haben wir denn nachzuforschen, ob der Hebungstheorie eine solche Evidenz zustehet, daß wir auf sie neue Constructionen gründen können. Dieß ist es nun, was in diesen Blättern oft bestritten worden ist, und es mag genügen, hier einige der Gründe kurz anzuführen, aus welchen hervorgeht, daß die Hebungstheorie zum Verständniß des Gebirgsbaues weder als nothwendig noch als förderlich, ja kaum als wahrscheinlich sich erweisen könne.

Die Hebungstheorie dringt sich nicht als nothwendig auf und schließt dadurch die ihr entgegen gesetzte Werner'sche Theorie aus, indem diese zur Erklärung des Phänomens geneigter Schichten eben so viele, wo nicht noch mehr Gründe als jene aufbringen kann. Will ich eine unterstützte horizontale Ebene aus ihrer Lage bringen, so giebt es natürlich denselben Erfolg, ob ich das eine Ende emporheben, oder das andere abwärts sinken lasse. Es fragt sich nur, welche von beyden Ursachen, den bekannten Naturgesetzen gemäß, als die allgemeiner wirksame sich ergeben werde, und da kann es keine Frage seyn, daß dieß die Kraft ist, welche das Sinken bewirkt, nämlich die Schwerkraft, deren Einwirkung alle Theile der Erdoberfläche, nach einer bestimmten Gesetzmäßigkeit, unterliegen, während diese umgekehrt von der aus der Tiefe nach oben

wirkenden Kraft nur in sehr wenigen Puncten und nur zuweilen und ohne Gesetzmäßigkeit afficirt wird. Es hat daher auch die Senkungs- gegen die Hebungstheorie den Vortheil der größern Wahrscheinlichkeit für sich. Daß übrigens eine dritte Meinung, welche die geneigte Schichtenstellung im Allgemeinen und Großen als eine primäre Erscheinung ansieht, die Hebungstheorie fast ganz, die Senkungstheorie zum großen Theil beseitigt, braucht hier nur angeführt zu werden.

Wie aber die Hebungstheorie sich nicht als nothwendig aufdringen kann, so vermag sie sich auch nicht einmal als zum Verständniß der geognostischen Erscheinungen förderlich zu erweisen. Was Göthe schon vor Jahren über sie sagte, das gilt noch heutiges Tages: „Denn was ist die ganze Hebercy der Gebirge zuletzt als ein mechanisches Mittel, ohne dem Verstande irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Thätigkeit zu verleihen? Es sind bloß Worte, schlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben.“ Ist es etwa anders? Wenn der Schweizer Geolog die Jura- wie die Alpenkette nach Belieben heben und senken läßt, hat man hier mehr als Worte, kann man sich einen klaren Begriff oder ein anschauliches Bild von einem solchen Vorgange machen? Man bedenke doch nur die Massen-Ausdehnung des Jura- und Alpen-Gebirges, oder was noch mehr sagen will, des Himalaya's, der selbst in der Begrenzung zwischen Indus und Brahmaputra eine Länge von 300 geographischen Meilen hat, und ein Alpengebirgsland bildet, das überall eine Breite von 60 — 70 Meilen einnimmt und von dem eine Menge Pifs über 20,000 Fuß emporsteigen. Man verweile nur einige Augenblicke bey einer solchen Hebercy, und überlege es sich, was es heißen wolle, solche Massen empor zu stoßen, ohne sie complet zu zerrütten. Wenn man doch wenigstens nur einen einzigen Fall anführen könnte, wo seit den historischen Zeiten, ich will nicht einmal sagen eine ganze Gebirgskette, sondern nur ein Hügelchen von Schiefer, Sandstein, oder Kalkstein aus dem Innern sich hervorgehoben und seine Schichtung dabey so wenig gelitten hätte als die unseres deutschen Jura. So aber zeigen die hebenden Gewalten der geschichtlichen Zeit einen ganz entgegengesetzten Charakter von den fingirten der

vorgeschichtlichen Periode. Während aus der Wirksamkeit dieser letzteren eine Ordnung hervorgegangen seyn soll, die dem ersten Gebirgssorcher die höchste Bewunderung entlockt, weiß dagegen Jeder, daß als Resultat der hebenden Potenzen in der historischen Zeit Verwirrung und Zertrümmerung des vorgefundenen Bestandes, Zerrüttung und Auflösung aller Ordnung sich ergibt.

Wenn demnach die Hebungstheorie keine historische Zeugnisse für sich aufweisen kann, wenn diese sogar in vollem Widerspruche mit ihr stehen, so hätte sie nicht bloß diese Differenz ausgleichen, sondern noch vielmehr um den Nachweis sich bekümmern müssen, daß sie wenigstens in der Vorzeit über Kräfte habe disponiren können, welche vermöge unbestrittener mathematisch-physikalischer Gesetze, nicht bloß ganze Gebirgsketten empor zu heben, sondern auch dieselben schwebend über den durch ihre Hebung gebildeten leeren Räumen zu erhalten, und dieß alles obendrein zu thun vermochten, ohne die innere Ordnung der Gebirge in einen Trümmerhaufen zu verkehren, wie Letzteres der specifische Character der hebenden Gewalten der Gegenwart ist. Da man aber bisher einen solchen Nachweis schuldig geblieben ist, da man mithin weder die Nothwendigkeit, noch selbst nur die Wahrscheinlichkeit der Hebungstheorie auf wissenschaftlichem Wege begründet hat, da sie also nur als eine unerweisbare Hypothese zu betrachten ist; kann man es da einem unbefangenen Forscher, wie Göthe, der klar sehen und fest fassen will, kann man es ihm verdenken, wenn er sich über „diese vermaledeyte Polsterkammer der neuen Welterschöpfung,“ wie er sie nennt, außs schneidendste äußert.

(Schluß folgt.)



Ueber die Helvetier und ihr Verhältniß zu einer älteren Bevölkerung der Schweiz etc.

(Schluß.)

Warum sollten sie nicht mit gesammter Masse, mit Weib und Kind diesen Kriegszug wagen, da sie wußten, daß keiner der Gallischen Stämme im

Innern des Landes ihnen Widerstand zu leisten vermöchte? Es gelüstete sie nach der köstlichsten Perle von Frankreich, nach dem Lande der Santones (Caes. B. Gall. 1. 10). Dieß ist die reiche Gegend zwischen Toulouse und Bordeaux, an den lieblichen Ufern der Garonne, der schönste Theil des südlichen Frankreichs und weit schöner als die Provence, welche die Provinz der Römer damals bildete; kurz sie ist für Frankreich, was die Rheingegenden für Deutschland sind.

Hr. Brömmel unterstützt seine Behauptung ferner dadurch, daß er sagt, die Zahl der Einwohner, welche Cäsar auf 263060 Individuen setze (1, 29.), sey zu gering, als daß sie die Bevölkerung des ganzen Landes seyn könnte, und da dasselbe drey Mal mehr Menschen nähren können, so ergebe sich, daß eben noch eine andere und zahlreichere Bevölkerung hier existirt habe: denn überall richte sich im Allgemeinen die Zahl der Einwohner nach den Mitteln des Unterhaltes. Es ist wahr, daß die damalige Volkszahl von der jetzigen sehr verschieden ist, indem henzutage nach den neuesten Tabellen auf demselben Boden ungefähr 1,500,000 Menschen leben. Allein nicht weniger verschieden ist die jetzige Beschaffenheit des Bodens und der übrigen Verhältnisse. Wenn man bedenkt, daß damals das Verhältniß des Waldbodens zu Wiesen und Ackerfeld ein ganz anderes als jetzt war, daß große Strecken in allen Kantonen Sumpfland waren, welche jetzt urbar gemacht sind, daß der Ackerbau auch bey vorzüglicher Kultur damals nicht so viel ertrug als die verbesserte Landwirthschaft unserer Zeit und die Einführung anderer weit ergiebigerer Producte zu leisten vermag: so wird man wohl einsehen, daß der Stand der Bevölkerung auch bey der angeführten Zahl nicht zu gering war. Damals wurden nur wenige unergiebige Getreidearten wie z. B. Hafer, Gerste gepflanzt, die Knollengewächse, welche weit mehr Menschen ernähren als das Getreide, fehlten beynahe ganz, die Obstzucht, welche henzutage ein wichtiges Nahrungsmittel ist, war noch unbekannt. Schon der Umstand, daß die Helvetier den Auszug zwey Jahre verschoben mußten, weil sie erst bis zu dieser Frist hinlänglichen Vorrath an Getreide für die Reise zurücklegen konnten (1, 3.), beweist, wie wenig Ackerfeld das Land hatte, und wie wenig dasselbe ertrug. Zudem darf man nicht vergessen, daß damals alle Bewohner

von den Landesprodukten ernährt werden mußten, daß hingegen henzutage Verkehr und Handel eine Bevölkerung möglich macht, welche den Ertrag des Bodens weit übersteigt, so daß von der jetzigen Zahl der Einwohner eine große Summe für denjenigen Theil abgezogen werden muß, der durch Einfuhr von Lebensmitteln erhalten wird.

Hr. Br. sagt ferner, daß das Land der Helvetier nicht bloß 263,000 Menschen nähren können, ergebe sich aus der Vergleichung mit andern nicht größern Gegenden, welche zur gleichen Zeit eine weit größere Bevölkerung gehabt haben. So seyen die Belgier viel zahlreicher als die Helvetier gewesen.

Der Unterschied zwischen dem Ertrage des Bodens in Helvetien und Belgien war zu jeder Zeit so groß, daß keine Vergleichung in Beziehung auf den Grad der Bevölkerung zwischen beyden Statt finden kann. In Belgien ist der fruchtbarste Boden, die reinste Dammerde überall, welche den Fleiß des Landmanns reichlich lohnt: und daher eine weit größere Zahl von Menschen ernährt; in der Schweiz hingegen ist der Boden schwer und steinig, muß überall durch große Mühe zur Fruchtbarkeit gezwungen werden, und wirft immer nur mäßigen Ertrag ab. Ueberhaupt ist die jetzige Höhe der Bevölkerung in der Schweiz nicht dem gesteigerten Ertrag des Bodens zuzuschreiben, sondern sie ist Product des Handels und der Industrie.

Hr. Br. glaubt eine Spur der ältern Bevölkerung in den Höriken des Orgetorix gefunden zu haben. Joh. Müller hatte diese für Kriegsgefangene gehalten, welche Orgetorix auf Streifzügen erbeutet habe. Wir können weder das eine noch das andere glauben. Diese Höriken waren ebenfalls Helvetier. Wären dieselben nicht Helvetier gewesen, so hätten sie wohl nicht das Recht gehabt, an den Versammlungen des Stammes Theil zu nehmen, wie dieß bey dem Proceß des Orgetorix der Fall war. (1. 4.) Sie geriethen in diesen Zustand gemeinlich durch Schuldverhältnisse.

Alles dieses bewegt uns zu glauben, daß die Helvetier die einzige Bevölkerung in Helvetien gewesen seyen, und daß daher die Behauptung des Hrn. Br. auf Irrthum beruhe.

H. M.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. April.

Nro. 76.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften von Jacob Berzelius. Eingereicht an die schwedische Akademie der Wissenschaften den 31. März 1836. — Im Deutschen herausgegeben von F. Wöhler. Sechszehnter Jahrgang I. H. Tübingen bey H. Laupp. 1837.

Seit dem Jahre 1822 erscheinen von Berzelius Jahresberichte über die physischen und chemischen Wissenschaften. Wenn solche Berichte schon werthvoll sind, wo sie nur ein genaues, wohl gewähltes Extract aus der zahlreichen journalistischen Litteratur darstellen, so sind sie es noch viel mehr, wenn sie zugleich kritisch behandelt das Gute nach seinen Beziehungen und Consequenzen hervorheben, das Unhaltbare zeitig zurückweisen und fortwährend die Geschichte und Ausbildung der Wissenschaft berücksichtigen. Durch diese Vorzüge zeichnen sich die Berzelius'schen Berichte vor ähnlichen aus und ihr Ruf ist um so glänzender, als die gelehrte Welt dadurch über jede wichtige Erscheinung mit den Ansichten eines Mannes bekannt gemacht wird, welcher, mit allen Zweigen der Wissenschaft vertraut und mit einem Reichthum von Erfahrungen ausgerüstet, wie wenige andere, fortwährend selbst thätigen Antheil nimmt an den sich immer vermehrenden Aufgaben und Arbeiten des Tages.

Der Berzelius'sche Bericht umfaßt Physik, vorzüglich Experimentalphysik, allgemeine Chemie, specielle unorganische Chemie mit Einschluß der Mineralogie, Pflanzen- und Thierchemie und Geologie. Die bedeutenden Arbeiten, welche in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, haben die Berichte merklich vergrößert, so daß sie gegenwärtig in 2 Abtheilungen erscheinen, wovon die eine Physik und

unorganische Chemie, die andere organische Chemie und Geologie abhandelt.

Um eine Probe von der Mannigfaltigkeit des Stoffes zu geben, wollen wir hier einiger besonders interessanter Artikel der vorliegenden ersten Abtheilung in Kürze erwähnen.

Seitdem es sich herausgestellt hat, daß die Undulationstheorie die Erscheinungen des Lichts und alle seine verwickelten Verhältnisse vollständiger erklärt, als die Emanationstheorie und seitdem es factisch beweisbar geworden ist, daß der Schall in einer Undulation besteht, ist es für die speculative Physik eine interessante Aufgabe geworden, die Verschiedenheit der Undulationen, welche von unserm Ohr als Schall, von unserm Auge als Licht und von unserm Gefühl als Wärme aufgefaßt werden, zu ergründen. Es beschäftigen sich gegenwärtig damit die ausgezeichnetsten Physiker.

Am p è r e hat seine Ansichten hierüber entwickelt. Er unterscheidet zwischen Partikeln, Moleculen und Atomen. Partikeln nennt er unendlich kleine Theile eines Körpers, übrigens von demselben Formationszustande, wie dieser; diese Partikel bestehen aus Moleculen in einer gewissen Entfernung von einander gehalten, zum Theil durch die Vibrationen des zwischen sie gelagerten Aethers, an sich immer starr; und diese Moleculen bestehen aus Atomen, unter sich entfernt gehalten durch die attractiven und repulsiven Kräfte eines jeden einzelnen Atoms und geltend als die materiellen Punkte, von welchen diese attractiven und repulsiven Kräfte ausgehen. Die Vibrationen der Moleculen und deren Fortbewegung durch umgebende Media machen nach seiner Ansicht den Schall aus und die durch den Aether fortbewegten Vibrationen der Atome das Licht und die Wärme.

Talbot hat auf eine analoge Weise das bekannte Phänomen zu erklären versucht, daß die Flamme des aus dem Knallgebläse ausströmenden Gemenges von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas beynahe nicht leuchtet, daß sie aber hineingehaltene Körper, besonders unschmelzbare, wie z. B. ein Stück Kalterde, in die intensivste Gluth versetzt, welche außerordentlich leuchtet. Es liegt offenbar die Bedingung für dieses Licht in der Flamme, sie konnte es aber ohne das Hinzukommen eines festen Körpers nicht hervorbringen, was in der Sprache der angeführten Theorie heißt, daß in der Flamme nur solche Vibrationen stattfinden, welche eine erhöhte Temperatur bewirken und Wärme ausmachen, die aber den festen Körper in andere Vibrationen versetzen, welche Licht hervorbringen. Talbot meynt, daß diese Lichtvibrationen nicht nothwendig von Wärmevibrationen begleitet seyn müssen, sondern ohne diese bestehen können, wie z. B. das Licht verschiedener künstlicher Phosphore.

Hiermit im Zusammenhang sind die ausführlich angegebenen Versuche von Melloni zu erwähnen, wonach Sonnenlicht, so wie Licht aus irdischen Quellen beim Durchgehen durch diaphane Mittel aller Wärmestrahlen beraubt werden kann, ohne die leuchtenden zu verlieren. Und dieses gelingt mit Wasser und mit Glas, welches durch Kupferoxyd grün gefärbt ist. Das wärmefreye Licht, welches durch dieses System hervorkommt, fällt ins Blaugrüne, wiewohl es viel gelbes Licht enthält. Es giebt durch das empfindlichste Thermoscop nicht das geringste Zeichen von Wärme zu erkennen, auch nicht, wenn es mit einem Brennglase concentrirt, und dadurch so intensiv als das Sonnenlicht geworden ist. —

Mit ähnlichen Apparaten, wie sie Melloni angewandt, hat Forbes Versuche über die strahlende Wärme angestellt. Er fand, daß das Licht des Mondes durch eine Polygonal-Linse 3000mal verstärkt, keine bemerkbare Wirkung auf das Thermoscop hervorbrachte und folgert daraus, daß wenn es auch nicht absolut frey von strahlender Wärme sey, diese doch nicht zureichen könne, um das Thermometer um $\frac{1}{30000}$ eines Centesimal-Grades steigen zu machen. —

Hr. Rose hat über die bey der Krystallisation von Salzen zuweilen eintretende Lichterscheinung eine Untersuchung bekannt gemacht. Man bemerkt diese Erscheinung, wenn man glasartige arsenichte Säure im Kochen in Salzsäure bis zur Sättigung auflöst und die Lösung langsam krystallisiren läßt. Bey jedem anschließenden Krystall entsteht ein glänzender Funke. Mit einer bereits milchweiß oder porcellanartig gewordenen Säure gelingt der Versuch nicht. Rose erklärt dieses so, daß das Licht eine Folge des Ueberganges der aufgelösten glasartigen Säure im Krystallisationsmoment zu einer andern isomeren Modification, nämlich der milchweißen porcellanartigen sey, in welcher sich die oktaedrischen Krystalle befinden. Man kann einfach sagen, daß diese Lichterscheinung eine Folge des Ueberganges der amorphen arsenichten Säure zur krystallisirten sey, wie eine ähnliche Erscheinung beim Erhitzen von amorphem Chromoxyd bis zu einem gewissen Punkte, wo nämlich das Krystallisiren statt findet, eintritt. Es knüpft sich aber daran die Frage, ob eine Substanz im krystallisirten Zustande in Auflösung sich befinden könne? Der Fall mit der arsenichten Säure würde für die Möglichkeit beyder Zustände, des amorphen und krystallinischen, in Auflösungen sprechen. — Rose fand, daß dieselben Phänomene erhalten werden, wenn man schwefelsaures Kali mit einem gleichen Mischungsgewicht von schwefelsaurem Natrum zusammenschmilzt und nach einigen Stunden von dem gepulverten Salz eine in der Siedhize gesättigte Lösung macht, die man so langsam wie möglich abkühlen läßt.

Powell und Adams haben Versuche angestellt, welche zeigen, daß die Wärme die Eigenschaft besitzt, eine Repulsion zwischen Körpern hervorzu bringen. Adams erklärt daraus das bekannte Phänomen, daß die chemisch präparirte Kieselerde beim Glühen in Bewegung kommt, fast wie eine Flüssigkeit.

Wheatstone hat Versuche beschrieben, wodurch die Schnelligkeit, mit der sich elektrische Ströme in Leitern fortpflanzen, gemessen werden kann. Er ist dabey unter andern zu folgenden Resultaten gelangt: 1) die Bewegungsschnelligkeit der Elektrizität durch Kupferdrath übertrifft die des Lichtes im

planetarischen Raum; 2) die Dauer eines elektrischen Funken beträgt nicht einen Milliontheil einer Sekunde. Daher vermag das Auge die Bilder einer schnell rotirenden Scheibe, welche bey gewöhnlichem Lichte nicht sichtbar sind, bey dem Lichte eines elektrischen Funken deutlich zu sehen, wo die Scheibe still zu stehen scheint; schwingende Saiten scheinen in ihrer gebogenen Stellung zu ruhen und eine Reihe fallender Tropfen, gewöhnlich als continuirlicher Strahl erscheinend, stellt sich als eine Folge getrennter Tropfen dar, weil der Eindruck aller dieser Bilder nur eine so kurze Zeit dauert, daß die Stellung der in Bewegung befindlichen Körper dabey nicht verändert werden kann.

(Schluß folgt.)

Einige Muthmassungen über die großen Umgestaltungen der Erdoberfläche in der Schweiz, vorzüglich im Kanton Waadt, von J. von Charpentier etc.

(Schluß.)

Herr von Charpentier geht in obiger Abhandlung auf die Entstehungsweise des Jura- und Alpenkalkgebirges nicht weiter ein; nur von den Unterlagen des letzteren, dem Gneusse, Glimmerschiefer etc. giebt er an, daß diese auf nassem Wege entstanden, nachher aber plutonisch umgewandelt seyen. Das Juragebirg lag also bereits ganz, und die Alpen zu ihrem größten Theile in den Souterrains fertig ausgebildet vor, und erwarteten nur den Granit, um von ihm stoßweise, wie die Nohre eines Perspectiv, aus und eingeschoben zu werden. In wie fern aber gerade der Granit als Agens der Hebungen, als Princip der Bewegung erklärt werden müsse, darnach hat schon Greenough vor Jahren vergebens gefragt. Dieselbe Frage könnte auch für den Augitporphyr aufgeworfen werden, der anderwärts dieselben Wirkungen, wie in der Schweiz der Granit hervorgebracht haben soll.

Kommen indeß auch die Anhänger der Hebungstheorie auf den Urzustand der Erde und der aus selbigem hervorgehenden Bildung der Gebirge zu sprechen, so weiß man, daß bey ihnen Feuer die Hauptrolle spielt. Fragt man nach der Berechti-

gung zu einer solchen Annahme, so ist immer das Hauptargument, daß man auf feurigem Wege Glimmer, Hornblende, Augit, Feldspath, Magneteisenstein etc., d. h. Hauptgemengtheile der Ur- und Trappgebirge, noch jetzt künstlich darstellen könne. Hiegegen ließ sich zwar einwenden: 1) daß man Zinnober, Schwefelbley, Schwefelzint etc. auf nassem, wie auf trockenem Wege zu bereiten wisse, 2) daß, wenn man auch zur Zeit Glimmer, Augit etc. noch nicht auf nassem Wege darzustellen vermöchte, doch Niemand behaupten könne, daß mit dem Fortschreiten der Chemie dieß nicht noch möglich würde, oder daß solches im Schöpfungsacte nicht bereits geschehen wäre, so daß also die künstliche Bereitungsweise weder zu Gunsten der einen, noch der andern Ansicht benützt werden dürfe.

Indeß, wenn auch gleich das Hauptargument der Vulkanisten auf solche Weise um die Stärke seiner Beweiskraft gebracht wurde, so ließ es sich doch nicht ablängnen, daß die alte Schule in diesem Punkte bloß auf die Defensivse sich beschränken, keineswegs den Gegner auf seinem eignen Grund und Boden attackiren konnte. Dieß gethan, und mit so entschiedenem Erfolge gethan zu haben, ist eines der großen Hauptverdienste, welches Hr. Oberbergrath Fuchs in seiner neuen Theorie, die ich die chemische nennen will, sich um die wissenschaftliche Begründung der Geognose erworben hat. Er hat nämlich zwar zugestanden, daß in den Schmelzöfen allerdings mineralähnliche Krystalle in isolirten Quantitäten sich bilden, zugleich aber auch darauf aufmerksam gemacht — und dieß ist der Hauptpunct —, daß hiedurch weder Gemenge von granitartigen Gesteinen entstanden sind, noch auch jemals auf feurigem Wege entstehen können; dieß müsse die Chemie geradezu für unmöglich erklären. Dagegen hat er selbst himsteinartige Massen auf nassem Wege dargestellt, und somit dem Vulkanismus eine seiner Hauptstützen entzogen. Mit den schlagendsten Gründen hat er ferner den Vulkanisten das Argument zu Gunsten der feurigen Entstehung des Kalksteines entwunden. Noch weiter hat er dargethan, daß wenn der feurige Zustand der Erde der allgemeine gewesen sey, alsdann gewisse chemische Verbindungen, z. B. kiesel-saures Kalk und glasartige Massen, in einer Menge sich finden müßten, die seltsam mit ihrem gegenwärtigen sparsamen Vor-

Kommen oder gänzlichen Fehlen contrastirt, während man umgekehrt von Quarz und Kalkstein, die jetzt so gemein sind, kaum noch etwas antreffen würde. Doch man lese das Weitere in der Abhandlung des genannten Gelehrten selbst nach.

Ist auf solche Weise die vulkanistische Ansicht mit ihrer Hebungstheorie, als einer wissenschaftlichen Begründung ermangelnd, abgethan, so wird man sich fragen, wie gleichwohl so viele ausgezeichnete Geognosten sich von derselben einnehmen lassen konnten. Die Antwort möchte zum Theil darin begründet seyn, daß Geognosten und Mineralogen nicht immer mit der Chemie so inniglich vertraut sind, daß sie vereinzelte chemische Erfahrungen — zumal wenn sie von Chemikern ausgehen, welche ihrerseits auch nicht durchgängig in den beyden erstgenannten Doktrinen vollkommen heimisch sind — gehörig zu würdigen wissen und selbige daher ohne Grund verallgemeinern. Hat sich aber einmal eine Majorität begründet, so weiß man, wie es zu gehen pflegt.

Indem ich hiemit von der Hebungstheorie auf die Fuchs'sche chemische Theorie geleitet worden bin, sey es mir erlaubt, noch einige Worte zur weiteren Charakterisirung dieser letzteren beifügen zu dürfen. Während sie den Vulkanismus entschieden abweist, wirft sie sich doch nicht unbedingt dem Werner'schen Neptunismus in die Arme, indem sie zwar der Hauptsache nach ihn aufnimmt, gleichwohl aber auch seine wissenschaftlichen Blößen nicht verschweigt. Namentlich hebt sie hervor, daß die Chemie durchaus nicht zugeben könne, daß alle Gebirge im Wasser aufgelöst gewesen.

Hierdurch wird man aber in ein seltsames Dilemma verwickelt. Nach den bisherigen chemischen Erfahrungen muß der krystallinischen Beschaffenheit — und in dieser befinden sich fast alle Gebirge — ein wasserflüssiger oder feuerflüssiger Zustand vorausgegangen seyn. Nun aber zeigt die neue chemische Theorie, daß bey der Gebirgsbildung der feuerflüssige Zustand fast ganz, der wasserflüssige wenigstens für einen großen Theil auszuschließen sey. Somit würden also reale Erfolge zum Theil von unmöglichen Verhältnissen ausgegangen seyn.

Die hierdurch entstehende Verlegenheit wäre allerdings durchaus nicht zu beseitigen, wenn nicht Hr. Oberberggrath Fuchs schon vor mehreren Jahren die so ungemein folgenreiche Entdeckung gemacht

hätte, daß die Krystallisation nicht bloß aus dem wasser- oder feuerflüssigen Zustande, sondern ebenfalls aus dem amorphen festen Zustande hervorgehe. Auf solche Weise wird man denn, nicht nach beliebigem Einfall, sondern mit unabwiesbarer Nothwendigkeit dem Amorphismus zugeführt; einen andern Ausweg kennt die Wissenschaft nicht. Zudem nun der erwähnte Gelehrte diese Entdeckung auf den Urzustand der Erde anwendet, ergiebt sich ihm die eine Hauptmasse derselben als im Wasser aufgelöst, die andere als im amorphen, vom Wasser bloß durchdrungenen festweichen Zustande. Sollte ja, wie man etwa einwenden möchte, diesem Urzustande vielleicht ein anderer vorausgegangen seyn, so ändert dieß in der Hauptsache nichts, indem die Chemie nachweist, daß es auf jeden Fall zu einem solchen Zustande kommen mußte, bevor die Gebirgsbildung beginnen konnte. Mit welchem Scharf- und Tiefsinne die verschiedenen Formationen hieraus abgeleitet werden, ist in der Abhandlung selbst nachzusehen. Eines nur, was gleich zu Gunsten dieser neuen Theorie spricht, will ich noch hervorheben, daß sie chemischer Seits her unabhängig auf mehrere Resultate kommt, welche unbefangene Forscher auf bloß geognostischem Wege ebenfalls gefunden hatten: dahin gehört der Erweis der Steinkohle als eines ursprünglich mineralischen Gebildes, was von Kaumer, so wie der chemischen Bildungsweise der Sandsteine, was Jameson, Göthe, Kaumer, Belthelm u. A., denen ich mich anschloß, schon seit geraumer Zeit erklärten.

Es dürfte mir verdacht werden, wenn ich in diesen Blättern der geistvollen chemischen Theorie von der Gebirgsbildung das Lob spenden würde, das ihr gebührt, und ich ihr gern zollen möchte. Darum schweige ich in dieser Beziehung. Aber verschweigen kann und will ich nicht meine freudige Anerkennung, daß durch diese Theorie die Geogenie, nach langem unsicherm Heruntappen, zum erstenmale eine wissenschaftliche Begründung erlangt hat; eine Begründung, welche nicht bloß mit den chemischen Gesetzen und geognostischen Erfahrungen zusammenstimmt, sondern auch den uralten heiligen Ueberlieferungen der Völker nicht widerspricht. Mit dieser Theorie beginnt eine neue Epoche für die Geologie.

N. Wagner.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.



Jahresbericht über die Fortschritte der physischen
Wissenschaften von Jacob Berzelius. 10.

(Schluß.)

Die Versuche von Faraday über die Electricität werden ziemlich ausführlich angeführt. Sie haben zum Zweck darzulegen, daß die elektrischen Phänomene in der elektrischen Säule nicht in der Berührung der Metalle beruhen, sondern nur von ihrer gegenseitigen chemischen Wirkung abhängen. Dagegen hat Peltier zu Gunsten der Contacts-Electricität einige Versuche bekannt gemacht.

Russel hat über die Bewegung fester Körper auf Flüssigkeiten Versuche angestellt, aus welchen sich folgende Resultate ergeben: 1) der Widerstand der Flüssigkeit gegen einen schwimmenden Körper wächst in dem Verhältniß, in welchem sich die Bewegungsgeschwindigkeit des Körpers der Geschwindigkeit der Welle nähert, und erreicht sein Maximum, wenn diese beyden gleich sind. 2) Wenn die Geschwindigkeit des Körpers die der Welle übersteigt, so wird die Bewegung des erstern bedeutend erleichtert. 3) Die Bewegungsgeschwindigkeit ist unabhängig von der Breite der Flüssigkeit, und variirt nur wie die Quadratwurzel ihrer Tiefe. 4) Für jeden schiffbaren Wasserzug giebt es eine gewisse Schnelligkeit, mit welcher man leichter gegen den Strom, als mit demselben gehen kann. 5) Schiffe können auf der Höhe der Wellen mit einer Schnelligkeit von 20 — 30 engl. Meilen in einer Stunde bewegt werden.

Dutrochet hat wieder einige Fälle von Osmose angeführt, ein Phänomen, welches darin besteht, daß 2 Flüssigkeiten, welche auf beyden Seiten einer dünnen porösen Membran liegen, ungleich

schnell durch dieselbe hindurchgehen. Bindet man eine an beyden Enden offene vertikale Glasröhre unten mit feuchter Blase zu, gießt dann eine Flüssigkeit hinein, und stellt sie in ein Glas, welches eine andere Flüssigkeit enthält, aber so, daß das Niveau beyder Flüssigkeiten gleich ist, so senkt sich oder erhöht sich bekauntlich die Oberfläche der Flüssigkeit in der Röhre zufolge der Art ungleichen Durchgangs durch die Membran. Gießt man Salzsäure, Essigsäure oder Phosphorsäure in das Rohr, und reines Wasser in das Glas, so steigt die Flüssigkeit in dem Rohre, weil ein größeres Volumen Wasser durch die Blase in die Röhre geht, als in derselben Zeit von der Säure aus derselben durch die Blase dringt, und dieses geschieht um so schneller, je stärker die angewandten Säuren sind. Dutrochet bemerkt dabey, daß die Erscheinung nur mit Membranen thierischer, nicht aber vegetabilischen oder unorganischen Ursprungs statt finde. Dagegen zeigt Jerichau durch Versuche, daß das Phänomen auch der unorganischen Capillarität angehöre.

Desbassayns de Richemont hat ein Reagens für Stickgas und Girardin ein Reagens für schweflichte Säure in Flüssigkeiten entdeckt. Will man nach Richemont eine Flüssigkeit auf einen Gehalt an Salpetersäure prüfen, so nimmt man einige Grammen concentrirter reiner Schwefelsäure und tropft in diese die zu prüfende Flüssigkeit bis zu $\frac{1}{4}$ vom Volumen der Schwefelsäure. Nachdem das Gemisch erkaltet ist, tropft man in dasselbe eine concentrirte Lösung von Eisenvitriol, bis sich die Farbe ihrem Maximum genähert hat. Das Oxydulsalz reducirt dabey zuerst die Salpetersäure zu Stickoxydgas und verwandelt sich in Oxydulsalz. Das Oxydulsalz, welches noch hinzukommt, bringt nun eine rosenrothe, je nach der Menge des Stickoxydgases selbst purpurrothe Färbung der Flüssigkeit her-

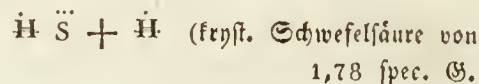
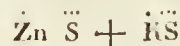
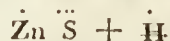
vor. Will man Stickgas erkennen, so mischt man es mit der gehörigen Menge von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas und verpufft das Gemenge mit dem elektrischen Funken. Die gebildete Salpetersäure haltige Feuchtigkeit wird dann mit Schwefelsäure ausgespült und mit Eisenvitriol geprüft. —

Um schweflichte Säure in Salzsäure zu entdecken, wendet Girardin Zinnchlorid in Krystallen an. Von einer reinen Salzsäure wird es mit geringer farbloser Trübung aufgelöst, ist aber schweflichte Säure vorhanden, so färbt sich die Auflösung bald braun und setzt sich ein braunes Präc. von Zinnphosphureten ab. —

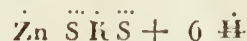
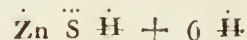
Thilorier hat seine Versuche über comprimirt Kohlenensäure fortgesetzt. Kommt die liquide Säure augenblicklich unter den gewöhnlichen Druck, so verflüchtigt sie sich mit einem Knall, wie von einem gleichen Gewicht angezündeten Schießpulvers, und wird sie in einem feinen Strahle gegen die Kugel eines Alkohol-Thermometers geblasen, so sinkt dieses bis auf — 90° herab. Mischt man flüssige Kohlenensäure mit einem gewissen Volumen Aether und läßt man dieses Gemisch in einem feinen Strahle gegen ein kleines Glasgefäß, welches Quecksilber enthält, ausströmen, so kann man auf diese Weise innerhalb weniger Secunden 50 Grammen Quecksilber zum Erstarren bringen. Die Kohlenensäure in fester Form erhält sich in der Luft einige Minuten, jedoch unter steter Verminderung und unter Zurücklassung von ein wenig Feuchtigkeit. Thilorier hat zu zeigen gesucht, daß die Temperatur, zu welcher die Kohlenensäure bey ihrem Erstarren herabsinkt, nicht über — 100° seyn kann, und daß die Ursache, warum sie sich nicht sogleich verflüchtigt, theils darin liegen müsse, daß diese Temperatur durch ihre Verdunstung sich erhalte, theils aber in der größern Cohäsion, welche zwischen den kleinsten Theilen in einem festen Körper wirksam ist. —

Ausführliche Untersuchungen über einzelne Verbindungen sind angegeben: von Winkelblech über die Kobaltoryde und Kobaltsalze und von Berlin über die Salze der Yttererde. — Graham hat interessante Untersuchungen über das Krystallwasser in verschiedenen schwefelsauren Salzen mitgetheilt, woraus sich ergibt, daß ein Theil des Wassers als Basis enthalten ist, und mit größerer Kraft,

als der übrige Antheil zurückgehalten wird. Wird schwefelsaures Kupferoryd, Zinkoryd und Eisensorydul mit 1 At. schwefelsaurem Kali oder schwefelsaurem Natrium verbunden, so ersetzen diese jenes Atom Wasser, so daß dann alle Wasseratome leicht fortgehen. Zur Vergleichung stellt er auf:



und zur Vergleichung des Krystallwassers:



Persoz hat Versuche über die Fällbarkeit verschiedener Dryde durch einander aus sauern Auflösungen angestellt, wobey vorzüglich das Kupferoryd als Fällungs- und Scheidungsmittel für die höhern Dryde von den niedern angewendet wurde. In manchen Fällen kann dieses Verfahren bey Analysen von Vortheil seyn, doch dürfte das Kupferoryd im Allgemeinen keine Vorzüge vor den durch Fuchs zu solchen Scheidungen vorgeschlagenen Carbonaten der Kalk- und Baryterde haben. —

Gaylussac fand, daß, wenn Silber 4 — 5 Tausendtheile Quecksilber enthält, bey der Probe auf nassem Wege das gefällte Chlor Silber die Eigenschaft verliert, sich im directen Sonnenlicht zu schwärzen, so daß man dadurch diese Einmischung sehr leicht erkennen kann. Man kann dadurch selbst 1/2 Tausendtheil Quecksilber entdecken, wenn man anfänglich nur 1/4 des aufgelösten Silbers fällt, womit dann schon das Quecksilber niederschlägt und die Schwärzung des Präcipitats am Lichte verhindert.

Diese Proben einzelner Artikel mögen hinreichen, die Reichhaltigkeit und das Interesse des vorliegenden physischen und chemischen Theiles des Werkes darzuthun. Der mineralogische Theil umfaßt die neuesten Analysen, welche fast alle von Berzelius selbst berechnet sind. Sie sind aus den deutschen, französischen und englischen Journalen entnommen.

Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke.
 Vom Grafen Kaspar Sternberg. Erster
 Band. Erste Abtheilung. Prag, 1836. XVI.
 und 491 S. in 8. Zweyte Abtheilung, 1837.
 251 S.

Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke nennt der Verf. dieses Werk, weil aus lückenhaften Akten keine fortlaufende Geschichte sich gestalten lasse. Lückenhaft seyen aber alle Bergwerks-Akten in Böhmen geworden durch den Vandalismus älterer und neuerer Zeit, wie ihn Religionskriege und andere Begebenheiten herbeiführten. Die Bergwerke wurden zeitweilig verlassen; die Bergbücher mitgenommen und nicht wieder zurückgebracht, durch Feuersbrünste verzehrt, oder sonst dem Verderben preisgegeben; manche mögen sich auch noch an Orten finden, wo man sie nicht zu würdigen oder zu suchen weiß. Selbst die Kritik, indem sie die vielen Fabeln und märchenhaften Sagen aus der Geschichte zurückweist, muß dazu beitragen, diese lückenhaft zu machen, „weil die verdrängte Dichtung nicht sogleich durch ein Diplom ersetzt werden könne, es überhaupt viel leichter sey durch kritische Sitzung eine Unrichtigkeit oder Unwahrscheinlichkeit zu bezeichnen, als die Wahrheit an die Stelle zu setzen.“

Mit rastlosem Fleiße, und wie es sich denken läßt, auch mit nicht geringen pekuniären Aufopferungen hat sich der Verf. bemüht, allenthalben die Urkunden aufzusuchen, welche auf den Bergbau Böhmens Bezug haben. Der zweyten Abtheilung ist ein eigenes Urkundenbuch beigegeben, welches von S. 129 — 251 in kleiner Notenschrift die Haupturkunden in chronologischer Folge vom Jahre 1045 an enthält. Die bedeutende Stellung, welche der Verf. in seinem Vaterlande einnimmt, hat ihm allenthalben den Zugang zu den Archiven geöffnet, und ihm dadurch eine Menge von Akten verschafft, die so viele Andere herbeizubringen nicht vermocht hätten.

Weil die Geschichte des Bergbaues und der Berg-Gesetzgebung Hand in Hand mit einander gehen, so hat auch der Verf. auf beide gleiche Rücksicht genommen. Obschon aber die Zeitperioden für beyde nicht ganz dieselben sind, so hat er sie doch, indem sie sich bey der steten Wechselwirkung nicht sogleich trennen lassen, in

gleiche Perioden eingeschlossen, woben er indeß die Geschichte des Bergbaues um eine Periode weiter zurücktreten läßt, um die vorgeschichtlichen Sagen nicht ganz anzuschließen.

Der geschichtlichen Perioden für beyde Abtheilungen nimmt der Verf. drey an:

Die erste und glänzendste Periode des Bergbaues in Böhmen, Mähren und Schlesien beginnt mit dem 15. Jahrhundert und reicht bis zur Zerstörung der Bergwerke von Eule, Deutschbrod und Kuttenberg 1421; sie umfaßt den reichhaltigsten Bergbau und die ältesten Berggesetze für die beyden letztgenannten Bergwerke und Iglau.

Die zweyte Periode bezeichnet die mühsame Wiederaufnahme des gesunkenen Bergbaues und das Bestreben, neue Metalle zu entdecken, die glänzende Epoche des ersten Joachimthaler Bergbaues und in gesetzlicher Hinsicht die Joachimthaler-Bergordnung, die beyden Vergleiche mit den Ständen unter Kaiser Ferdinand I., Maximilian I. und die Kuttenberger Reformation Rudolfs II.; sie beginnt mit König Georg von Podiebrad und endiget mit dem 30 jährigen Kriege. In diese Periode fällt die rasche Entwicklung der Manns- und Viehtriels-Erzeugung, die dem Alleinhandel der Venetianer mit diesen Produkten ein schnelles Ende machte, und die erste Benützung der Steinkohle in Böhmen. Mit dem Ende des 30 jährigen Krieges enden die beyden Abtheilungen als zusammenhängende Geschichte, indem seit jener Zeit keine neue zusammenhängende Gesetzgebung, noch ein großer Bergbau auf edle Metalle mehr stattgefunden hat.

Die dritte Periode bezeichnet daher das Einzelne, was im Bergbaue auf edle Metalle unternommen worden, dessen segensreichen Erfolg bey Příbram, die wiederholte Entwicklung des Bergbaues der niedern Metalle und der Steinkohle, und die einzelnen gesetzlichen Verordnungen hierüber in der neuesten Zeit.

Der Verf. schildert in den beyden Abtheilungen dieses ersten Bandes bloß die zwey ersten Perioden, welche mit dem 30 jährigen Kriege ablaufen und den böhmischen Bergbau im tiefsten Verfall enden lassen. Höchst lehrreich ist die Auseinandersetzung der Verhältnisse, welche diesen Verfall herbeigeführt haben. Als solche sind hauptsächlich zu bezeichnen: unzuweckmäßige Gesetzgebungen, Mangel an dem nöthigen Gelde zu ei-

ner bedeutenden Vorlage, Mangel an den nöthigen technischen und chemischen Kenntnissen, zumal als der Bau in größeren Tiefen und auf ärmere Erze geführt werden mußte, Minderung des Werths der edlen Metalle, endlich die furchtbaren Drangsale des Hussiten- und 30 jährigen Krieges.

Nach der geognostischen Beschaffenheit Böhmens reißt der Verf. die Bergwerke dieses Landes in zwei Abtheilungen: 1) die Bergwerke im Urgebirge, welches das Land im Umkreis einschließt und einzelne anslaufernde Gebirgszweige nach Mähren und Schlessen, andere in das Innere Böhmens ansendet, und 2) Bergwerke im Uebergangsgebirge, welches sich an das Urgebirge anschließt, oder diesem aufgelagert ist, und seine Verzweigung im Innern des Landes fortführt. Dieser Ordnung gemäß handelt nun auch der Verf. die Geschichte der einzelnen Bergwerke ab. Ueber seine Darstellungsweise äußert er sich in bescheidener Weise folgendermaßen: „Durch das Ausziehen aus Urkunden und Akten und das chronologische Reihen der Begebenheiten und der Vorschriften für den Bergbau ist mehr eine aktenmäßige Relation, als eine Geschichte daraus geworden. Das Ganze hätte noch einmal überarbeitet werden sollen; dazu wäre eine geraume Zeit notwendig gewesen, im 76. Lebensjahre ist aber das bekannte nonum prematur in annum, nicht mehr anwendbar.“ Wir können dem hochachtbaren Verf. versichern, daß seine Darstellung mehr als eine aktenmäßige Relation, daß sie eine wahre Geschichte geworden ist, von einer Frische und Lebendigkeit, welche noch keineswegs auf ein Dreißigstalter schließen läßt. Wir wünschen von Herzen, daß dem Verf. dieselbe jugendliche Kraft noch lange verbleiben möge, um diese höchst interessante Geschichte der böhmischen Bergwerke vollständig zu Tage fördern zu können. Sie wird alsdann ein Muster werden, wie andere Länder denselben Gegenstand zu behandeln haben.

Vergegeben ist eine Karte der älteren und neueren Bergbau in Böhmen, eine Bergkarte des alten Sauges am Rutttenberge aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, und die Kopie einer alten Zeichnung, welche darstellt, wie Benzel II. dem Rutttenberger Bergwerk seine Bergordnung erteilt. Druck und Papier sind gut.



Centuriae tres Prodrömo Florae romanae addendae. Auctore Petro Sanguinetti. Romae ex Typographia Contedini. 1837. 8. 140 S.

Obgleich der von den Herren U. Sebastiani und E. Mauri im Jahre 1818 herausgegebene Prodrömus

Florae romanae nicht nur die nächsten Umgebungen von Rom umfaßt, sondern sich auf den ganzen westlich von den Apenninen liegenden Theil des Kirchenstaates ausdehnt, so enthält er doch nur 1200 phanerogamische Pflanzen. Daß damit unmöglich der vegetabilische Reichtum eines Landstriches erschöpft seyn könne, welcher sich einer so glücklichen Lage und so mannigfachen Umwechslung des Terrains zu erfreuen hat, ließ sich erwarten. Es kam denn auch bald eine dreizehnte Centurie von Mauri und eine vierzehnte von der Donna Elisabeth Fiorini hinzu. Im vorliegenden Werkchen giebt Herr Sanguinetti ebenfalls dreißig Centurien und bringt so die Flora romana bereits auf 1700 Arten, womit dieselbe indeß gewiß noch bey Weitem nicht erschöpft ist. Die aufgeführten Arten sind gut definiert, und, was dem Buche zur Empfehlung gereicht, keine neue aufgestellt. Dagegen erhalten wir viele schätzbare Notizen über seltne von Tenore, Gussone, Bertoloni u. a. entdeckte Species. In phytogeographischer Beziehung ist besonders die Menge von Alpenpflanzen interessant, welche die umbrischen Apenninen mit unsern Gebirgen gemein haben und die von hier aus nach den Aeußen fortsetzen. Unter 40 hieher gehörigen in dem Buche aufgezählten Arten sind die interessantesten: *Phleum alpinum*, *Poa alpina*, *Avena versicolor*, *Plantago alpina*, *Androsace villosa*, *Soldanella alpina*, *Viola calcarata*, *Juncus trifidus*, *Saxifraga oppositifolia*, *Sedum atratum*, *Sempervivum arachnoideum*, *Pedicularis tuberosa*, *foliosa*, *verticillata*, *Linaria alpina*, *Hutchinsia alpina*, *Cacalia alpina*, *Gnaphalium Leontopodium*, *Erigeron alpinus*, *Aster alpinus*, *Chrysanthemum atratum*, *Carex ferruginea*, *Salix phylicifolia* etc. Dagegen ist auch hier wie weiter südlich der Apennin verhältnißmäßig sehr arm an eigenthümlichen in den Alpen nicht vorkommenden Gebirgspflanzen, ein Umstand, welcher in Verbindung mit dem eben bemerkten Reichtum nachzuweisen scheint, daß dieser Gebirgszug rücksichtlich der Vegetation seiner höheren Gipfel mit dem großen Gebirgsstocke der Alpen in nahem Zusammenhange steht, wenn auch seine niedrigeren Abhänge von der gänzlich verschiedenen mediterraneischen Flora bedeckt erscheinen.

3.



Berichtigung.

In Nr. 69. S. 558. Z. 13. v. o. ist zu lesen statt „eine sehr hohe Stufe“: eine so hohe Stufe.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. April.

Nro. 78.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 20. Januar 1838:

1. Das ordentliche Mitglied Hr. Conservator Vogel hielt einen Vortrag über arsenikhaltige phosphorige Säure und über Antimon-Wasserstoffgas, woraus sich folgende Resultate ergeben:
 - 1) Daß die aus arsenikhaltigem Phosphor durch Leuchten desselben entstandene phosphorige Säure mit arseniger Säure verunreinigt ist.
 - 2) Daß die Gegenwart des Arseniks durch Aufkochen der phosphorigen Säure, so wie durch Schwefelwasserstoff und durch Reduction vermittlest Wasserstoffgas nachgewiesen werden kann.
 - 3) Daß das Arsenik-Wasserstoffgas dadurch auf eine leichte und sichere Weise von Antimon-Wasserstoffgas zu unterscheiden ist, daß ersteres, mag es nun mit einer großen Menge von reinem Wasserstoffgas oder mit Luft vermischt seyn, durch Chlorgas in der Art zerlegt wird, daß sich Arsenik in metallischen Blättchen anlegt.
 - 4) Endlich, daß die metallischen Anflüge, welche sich beim Verbrennen von Arsenik-Wasserstoffgas und Antimon-Wasserstoffgas auf Porzellan ansetzen, aus ihrer Lösung in Königswasser durch Hydrothionsäure leicht und bestimmt zu unterscheiden sind.

II. Der Conservator der k. Sternwarte Dr. Lamont las eine Abhandlung vor über die Masse des Uranus, wovon Folgendes den wesentlichen Inhalt angiebt:

Die Massen der Planeten Jupiter, Saturn und Uranus sind bekanntlich von Hrn. Bouvard aus dem Betrage der durch dieselben hervorgebrachten Störungen berechnet worden. So wie indessen theoretische Gründe zeigen, daß bey diesem Verfahren Fehler zu befürchten sind, gegen welche man sich nicht wohl sicher stellen kann, so hat auch die Erfahrung bewiesen, daß namentlich bey der Jupitermasse ein fehlerhaftes Resultat wirklich erhalten wurde. Ungezweifelt die richtigste Methode die Planetenmassen zu bestimmen, ist die Beobachtung der Distanzen ihrer Trabanten. Solche Beobachtungen sind zuerst von Hrn. Airy mit ausgezeichnetem Erfolge an den Jupiterstrabanten gemacht worden: auf gleichem Wege hat Hr. Bessel später die Saturnusmasse bestimmt. So sehr es zu wünschen gewesen wäre, daß gleiche Methode auch auf den Uranus ausgedehnt würde, so hatte die ungemaine Lichtschwäche seiner Trabanten früher nicht gestattet, sie zum Gegenstande der Beobachtung zu machen. Im verflossenen Herbst ist es gelungen, mit dem hiesigen Refractor eine Anzahl von Distanzen und Positionswinkeln des II. und IV. Trabanten zu erhalten, deren nunmehr vorgenommene Berechnung außer einer genauern Kenntniß der Bewegung jener Trabanten auch über den Betrag der Uranusmasse Auskunft ertheilt. Das Resultat zeigt, daß Hr. Bouvard die Uranusmasse bedeutend, und zwar nahe um $\frac{1}{4}$, zu groß gefunden hat. Jedoch bedarf die neue Bestimmung einer weitem, wenn gleich wahrscheinlich nicht beträchtlichen, Correction, weil die Berechnung unter der Voraussetzung ge-

führt wurde, daß sich die Trabanten in Kreisbahnen bewegen. Erst eine vermehrte Zahl von Beobachtungen wird gestatten, die Excentricität zu berechnen und bey den Distanzen zu berücksichtigen.

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Florenreiche.

Das Prädicat „Principes plantarum,“ welches Linné den Palmen ertheilt, verdienen diese schönen Gewächse nicht bloß aus Rücksicht auf ihre morphologischen Verhältnisse, so fern an ihnen gewisse vegetative Entwicklungen, namentlich das Wachsen in die Länge, gleichsam auf die Spitze getrieben erscheinen, sondern auch dadurch, daß sie durch ihre frappante, eigenthümliche Tracht sich als wesentlicher Zug für die Physiognomie des Gewächsreiches darstellen. Sie tragen ganz vorzüglich bey zu dem landschaftlichen Ansehen einer Gegend und können somit als wesentliche Momente für Schilderungen der physischen Geographie benützt werden. Dadurch wird die Familie der Palmen für die Pflanzengeographie, welche nichts anders als eine Verbindung von geographischen und botanischen Sätzen ist, eine der wichtigsten. Der malerische Ausdruck dieser Pflanzen ist so eigenthümlich und so abweichend von dem der meisten andern Gewächse, daß schon die Gegenwart von wenigen Individuen von jedem, auch dem ungebildeten Betrachter aufgefaßt wird. Fast mehr als irgend eine andere Pflanzenform sind es die Palmen, welche den Landschaften ein besonderes Gepräge aufdrücken. Ueberdies hat im Allgemeinen jede Palmenart einen ziemlich beschränkten Verbreitungsbezirk, und wo die Arten mit andern wechseln, tritt gar häufig auch eine Veränderung im Wuchse und in der Artenvertheilung anderer Pflanzen ein. Die Palmen sind also vorzugsweise Antesignanae der verschiedenen Florengebiete; sie sind perennirende Natursymbole einer gewissen Gegend und können, als der Stempel eines, von gewissen Grenzen eingeschlossenen Pflanzengebietes, bey der Charakteristik desselben vorzugsweise benützt werden. Es leuchtet ein, daß diese Eigenthümlich-

keit stets in einer gesetzmäßigen Beziehung zu den klimatischen und geologischen Verhältnissen einer gewissen Gegend zu suchen sey, und so bietet also eine genaue Kenntniß vom Vorkommen der Palmenarten vielen andern Untersuchungen über die Natur einzelner Floren und über ihre physikalischen und geognostischen Charaktere die Hand. Von mehreren Palmen ist dieß schon seit längerer Zeit anerkannt. So wird die Dattelpalme von Leopold von Buch und Karl Ritter *) als der vegetabilische Repräsentant jener subtropischen Zone der alten Welt angenommen, in welcher die wässerigen Niederschläge aus der Atmosphäre selten oder gar nicht stattfinden. So ist die Cocospalme (*Cocos nucifera*) bezeichnend für gewisse Küstenstriche der Tropen, unsere Zwergpalme (*Chamaerops humilis*) ist es für die eigenthümliche Flora des Mittelmeerbeckens, und die Gattung *Sabal* scheint auf ähnliche Weise in ihrer Verbreitung parallel mit den Florengebieten der Antillen und des tropischen Nordamerika zu gehen.

Zur bessern Einsicht des Gegenstandes scheint es übrigens geeignet, auch die numerischen Verhältnisse mit zu Grunde zu legen. Ich erlaube mir daher vorerst noch bestimmte Angaben über die Zahlen derjenigen Arten zu machen, welche, mehr oder minder genau systematisch bekannt, in den Calcul von dieser Pflanzenfamilie eingehen müssen.

Zu Linnés Zeiten kommen nur 15 Palmenarten in den systematischen Werken vor (so fern wir bey diesem Anlasse nicht auf die früheren Zusammenstellungen der beyden Bauhine, Meuzels, Jonssons, Plukenets und Rai's zurückgehen brauchen). Später traten die Entdeckungen von Aublet, Jacquin, Loureiro, Pavon und Ruiz, R. Brown, v. Humboldt und Bonpland u. s. w. hinzu, so daß Hr. Kunth im Jahre 1815 98 systematisch bekannte Arten aufführen konnte. **) Dazn wurden von Hrn. v. Humboldt ***) noch diejenigen Arten gerechnet, von denen bisher systematische Kenntniß mangelte, und deren er als von Ihm bemerkt 20, von Gili

*) Erdkunde von Asien IV. 1. p. 851.

**) Humboldt, Nova Genera et Spec. plant. I. p. 512 der Quartausgabe.

***) In seinem Exkursus über diese Familie a. a. O.

im spanischen Gujana 5, von Aublet in Cayenne 9, 3 aus Choco, 1 aus Neugranada und 1 vom obern Yupurá anführte, wodurch die Zahl der amerikanischen Arten auf 80, die der alten Welt auf 50, die Gesamtzahl aber auf 137 stieg. Diese Zahl erhöht sich jetzt durch die Entdeckungen von Roxburgh, Wallich, Hamilton, Reinwardt, Blume, Macleot und Zippelius in der alten Welt, und von Pöppig, d'Orbigny und wie in der neuen auf 357. Ich muß hierbey überdieß bemerken, daß ich nur solche Arten in Aufsatz gebracht habe, welche systematisch gekannt und unterschieden sind. Diese Arten sind zwar nicht alle mit gleich großer systematischer Schärfe bestimmt, und einige, wie namentlich die von Macleot und Zippelius auf Neu-Guinea-entdeckten Arten sind nur dem Namen nach bekannt und noch nirgends beschrieben, andere können nur rücksichtlich der Gattung, zu welcher sie gerechnet werden, mit Zuversicht aufgeführt werden; inzwischen dürften schwerlich identische Arten doppelt vorkommen, da ich bey denjenigen, welche ich nicht zu sehen Gelegenheit hatte, sorgfältigst bemüht war, die charakteristischen Merkmale zu vergleichen. Uebrigens erscheint es auch rücksichtlich der Hauptresultate gleichgültig, ob die systematische Bestimmung der Arten ganz abgeschlossen wäre, oder nicht; denn bey den verhältnißmäßig engen Grenzen, zwischen welchen die einzelnen Arten vorkommen, ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß spätere Entdeckungen für eine doppelt aufgeführte Art eine andere, neue hinzufügen werden. Ueberhaupt aber kann bey einer jeden solchen numerischen Zusammenstellung (botanischen Statistik) zur Zeit nur von allgemeinen Resultaten, keineswegs aber von entschiedenen Gesetzen der Verbreitung jeder einzelnen Art und Gattung die Rede seyn. Solche allgemeine Resultate aber lassen sich allerdings aus den bereits vorliegenden Materialien mit ziemlicher Präcision und Sicherheit ableiten. Sie zeigen, daß gewisse Formationskreise in der Palmenmorphose an gewisse Lokalitäten gebunden sind; daß sie sich nach verschiedenen Verhältnissen über die Erdoberfläche verbreiten und daß Erhebung über den Ocean, mittlere Wärme und Wärme-Succession das Jahr hindurch, daß die übrigen klimatischen Verhältnisse, und wohl auch, wenn gleich in geringerem Verhältnisse, die geogno-

stische Beschaffenheit des Landes wesentliche Faktoren für die Verbreitung und die Vertheilungsweise der Palmen auf der Erdoberfläche sind.

Man hat anfänglich die Palmen vorzugsweise nach der Natur des Laubes abgetheilt, in solche, deren Blätter (hier frondes) Fiederblättchen (Foliola, pinnae) tragen, und solche, deren Blatt, bey beträchtlicher Verkürzung der Mittelachse (Rhachis) wie ein geschligter Fächer erscheint. Die ersteren werden *Palmae pinnatifrondes*, die letztern *flabellifrondes* genannt.

Nachdem ich verschiedene Versuche gemacht hatte, die durch beträchtliche Stufen der Morphose von einander abweichenden Formen der Palmen systematisch zu sondern und zu charakterisiren, bin ich endlich bey der Eintheilung in fünf große Gruppen oder Familien stehen geblieben, welche ich in Kürze folgendermassen bezeichne.

I. *Arecinae*. Der Fruchtknoten aus 3, selten aus 2 ursprünglich verwachsenen Fruchtblättern bestehend, sehr selten ganz einfach, die Frucht dreysächerig, tief dreylappig oder durch Fehlschlagen zwey-, sehr selten einsächerig; das *endocarpium* eines jeden Fruchtblattes getrennt oder bey fehlschlagenden Früchten nicht in die Formation des fruchtbaren aufgenommen. Die Staubblätter unterständig — die Wedel fiedrig oder fiedertheilig, mit rückwärts gefalteten Fiedern, die Blüthen auf einer glatten oder vertieften Spindel sitzend. Meistens mehrere Scheiden.

II. *Lepidocaryinae*. Der Fruchtknoten aus 3, selten 2 ursprünglich verwachsenen Fruchtblättern bestehend, mit kleinen hörnern anfänglich aufwärts gerichteten später herabgeschlagenen in vielgliedrigen Spiralfstellungen angeordneten Schüppchen gepanzert (*tessellato-loricatus*), meistens durch Fehlschlagen einsamig. Die Staubblätter unter oder um den Fruchtknoten stehend. — Die Blüthen meistens zweygeschlechtig, sitzend, von häutigen rüthen- oder scheidenförmigen Nebenblättchen umgeben, und gleichsam Kätzchen darstellend. — Die Wedel gesiedert oder fächerförmig mit rückgebogenen Fiedern. Die Stämme oft dünne, schlank, biegsam und in großer Ausdehnung schlingend. Bisweilen rankenförmige Fortsätze der Blattspindel oder ähnliche Bil-

dungen aus der Verkümmernng von Blütenkolben entstanden.

III. Borassinae. Ursprünglich aus mehreren (3, 2, 4) Blättern gebildete Fruchtknoten. Die Frucht pflaumenartig oder beerenartig, die Blüten von spelzenartiger Textur innerhalb kleiner Vertiefungen des Kolbens, welche durch Verwachsung der schuppenförmigen Vorblätter gebildet werden. Die Wedel fächerförmig oder gesiedert oder fiedertheilig.

IV. Coryphinae. 3 oder mehrere ursprünglich getrennte Fruchtblätter verwachsen bey der Fruchtreife oder bleiben getrennt, sehr selten ein einziges. Die Frucht beerenartig, getrennt oder lappig, die fehlschlagenden Fruchtblätter von der Bildung des entwickelten ausgeschlossen, die Staubblätter unter oder neben dem Fruchtknoten. Viele meist unvollständige Scheiden, die Blüten zwittrig

oder durch einseitige Ausbildung zweyhäufig. Die Blätter meistens fächerförmig, selten fiederig, mit aufwärts gefalteten Fiedern.

V. Cocoinae. Der Fruchtknoten aus 3, selten 2, 4 oder 6 Fruchtblättern, die vom Anfang an verwachsen sind, wächst zu einer Pflaumenfrucht aus, deren Ruß die Höhlungen der verkümmerten Fruchtblätter in sich aufnimmt. Der Fleisctheil der Frucht faserig, der Eyrweißkörper gleichförmig und öleich, die Blüten meist zweygeschlechtig, mit einer Anlage des fehlenden Geschlechtsorganes, sitzend oder in Gruben versenkt, von weißgelber Farbe. Die Stämme unbewehrt oder mit Stacheln versehen.

Wenn wir nun die Palmen nach diesen fünf Gruppen oder Familien zusammenstellen, so erhalten wir die auf folgender Tabelle angegebenen Resultate.

Die Palmen							
	der alten Welt			der neuen Welt.			Total.
Familie:	Pinnati- frondes.	Flabelli- frondes.	Summa.	Pinnati- frondes.	Flabelli- frondes.	Summa.	
Arecinae	55	—	55	14	—	14	97
Lepidocaryinae	60	—	60	1	6	7	67
Borassinae	1	10	11	24	—	24	35
Coryphinae	8	25	33	—	24	24	57
Cocoinae	2	—	2	99	—	99	101
Totalsumme ;	124	35	159	168	30	198	357

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. April.

Nro. 79.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 20. Januar 1838:

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine
Abhandlung: Ueber die geographischen Ver-
hältnisse der Palmen etc.

(Fortsetzung).

Diese Zahlen schließen manche seltsame That-
sache ein, von denen ich hier nur einige wenige
hervorheben will. Schon Rob. Brown, welcher die
Familie der Cocoinae eben so umschrieben hat, wie
ich sie hier annehme *), macht darauf aufmerksam,
daß die Arten dieser Gruppe fast ausschließlich der
neuen Welt angehören. Diese Palmen sind die
einzigen, welche sich dem Menschengeschlechte durch
ihren reichen Samenfern nützlich machen, denn
bey den andern vier Gruppen ist der genannte Theil
horn- oder knorpelartig und ohne nahrhaften Be-
standtheil.

Von diesen Cocoinen sind es vorzugsweise
Cocos nucifera, die gemeine Cocosnusspalme, und
Elaeis guineensis, die Oelpalme, welche auf ihr
Öl benützt werden, und diese beyden Arten sind
auch die einzigen, welche in der alten Welt ange-
troffen werden, während alle übrigen Arten dieser
Gruppe der neuen Welt angehören. Ganz beson-
ders auffallend erscheint dieser Umstand rücksichtlich
der *Cocos nucifera*. Es wird nämlich unter den
Botanikern, nach dem Vorgange Rob. Browns, all-
gemein angenommen, daß eine Pflanzenart, deren

Vaterland nicht mit Zuverlässigkeit ausgemittelt wer-
den kann, als demjenigen Welttheile ursprünglich
zugehörig zu betrachten sey, welcher die übrigen
Arten derselben Gattung beherbergt. N. Brown
hat diese Art von Raisonnement bey seinen Untersu-
chungen über das Vaterland der *Banane*, der *Ca-
rica Papaya* und des *Capsicum* (deren erstere er
für asiatisch, die beyden andern für amerikanisch
hält) angewendet *); und so zeigt uns denn die
eigenthümliche Beschränkung der Cocoinen auf die
neue Welt bey großer Verbreitung einer einzigen
hierher gehörigen Art über alle Tropenländer, daß
wir zum mindesten nicht ohne kritische Prüfung der
Meynung huldigen dürfen, *Cocos nucifera* sey ur-
sprünglich in der alten Welt zu Hause. Diese
Palme ist vermöge der Organisation ihrer Frucht
geeignet, lange Wanderungen zur See zu machen,
und dem Spiele oceanischer Strömungen hingege-
ben ist sie im Laufe von Jahrtausenden so weit
verbreitet worden, daß sie jetzt Gemeingut fast aller
Küsten zwischen den Wendekreisen ist. Die Um-
hüllung der Nuss, mit einem faserigen Fleische von
mehrereu Zollen Durchmesser, macht die Frucht vor
denen aller übrigen Palmen, mit Ausnahme der
Lodoicea sechellarum, geschickt zum Schwimmen.
Die Nuss wird lange Zeit vor der Berührung mit
Seewasser beschützt, und dieses scheint sogar keine
so verderbliche Wirkung auf den Keim wie auf den
fast aller andern Gewächse zu äußern, indem die
Cocospalme, eine wahre Seeuferpflanze, gerade im
Meerschlamme gerne keimt und sich entwickelt. Wer-
den daher die Früchte an die Ranten eines Coral-
lenriffes gespült, so vermögen sie, auch nach langer
Seereise, noch zu keimen. Unter diesen Verhältniß-
sen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Verbrei-

*) Vermischte Schriften, erster Band S.

*) Vermischte Schriften. Bd. I. S. 302 f.

tung jenes edlen Naturgeschenktes, der Cocospalme, ganz vorzüglich von den Meeresströmungen vermittelt worden; und es gewinnt, unter Berücksichtigung jenes Factums von der Beschränkung der Cocoinen auf die neue Welt *), das Problem vom ursprünglichen Vaterlande der *Cocos nucifera* noch an Interesse.

Betrachten wir die großen, regelmäßigen Strömungen im stillen und im atlantischen Ocean **), so finden wir allerdings, daß sie im Durchschnitte meistens von Osten nach Westen gehen. Es wäre sohin denkbar, daß jene kosmopolitische Palme im Laufe von Jahrtausenden ihren Weg aus dem indischen Archipel nach Westen gefunden, und sich so nach und nach über die tropischen Küsten der Festlande und Inseln ausgebreitet habe. Inzwischen muß hiebey darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie im Allgemeinen auf den Westküsten häufiger ist, als auf den Ostküsten, daß sie also jenen früher oder in größerer Menge zugeführt seyn muß, als diesen. In America ist die Cocospalme auf den östlichen Küsten: in Brasilien, Gujana und Mexiko minder häufig, als auf den westlichen. Nur selten erscheint sie in so großer Menge, daß sie ganze Wälder bildet, wie dieß namentlich in Malabar und dem westlichen Ceylon der Fall ist. In Brasilien ist ihr Hauptbezirk von geringer Ausdehnung; er fällt zwischen die Mündung des Rio de Mamanguape ($7^{\circ} 30'$ s. Br.) und des Rio de S. Francisco ($10^{\circ} 28'$), wo die Küste mit geringer Unterbrechung mit Palmen besetzt ist. Südlich wird sie immer seltener, und oft ist sie nur cultivirt vorhanden, wie von Ilheos ($14^{\circ} 49'$) bis Rio de Janeiro, wo sie schon so selten wird, daß die Nüsse aus Pernambuco und Bahia eingeführt werden. An

den Küsten des Amazonasbeckens, und weiter gegen Norden bis zum Orenoko, tritt sie an Zahl auffallend zurück gegen die dort herrschenden Mauritia- und Manicaria-Palmen. Nur auf den westindischen Inseln erscheint sie wieder in größerer Anzahl. Dagegen sind die westlichen Küsten des südamerikanischen Continentes von der Wüste von Atacama (25° s. Br.) nach Norden viel stärker mit diesem edlen Baume besetzt, und namentlich sind Guayaquil und Guatimala wegen der Menge und der Trefflichkeit der Nüsse berühmt. Der Baum aber findet sich längs der Küste bis nördlich von Acapulco ($16^{\circ} 50'$ n. Br.) in großer Anzahl. Eben so erscheint sie zahlreich an den westafrikanischen Küsten, namentlich in dem Meerbusen von Guinea. In Indien aber ist sie, wie ich bereits erwähnt habe, auf der vordern Halbinsel an der malabarischen Küste viel häufiger, als an der von Coromandel. Am glücklichsten gedeiht sie, durch Cultur vermehrt, auf den südwestlichen Küsten von Ceylon, von Calpentin auf der Nordseite, bis Donrahead auf der Südseite, wo, nach Marshall *), im Jahre 1813 die Zahl der cultivirten Stämme zu 10,000,000 geschätzt wurde. Wenn dieß Factum einer stärkeren Ausbreitung der Cocospalme an den westlichen Küsten nicht von einer eigenthümlichen Neigung für die aus Westen herkommenden Seewinde abgeleitet werden muß, so bleibt kein anderer Grund, sie zu erklären, als die Annahme, daß jener Baum sich ursprünglich nicht von Ostindien nach Westen, sondern vielmehr von der westlichen Küste America's aus gegen die morgenländischen Inseln der Südsee n. s. w. ausgebreitet habe. Unter andern Gründen für einen solchen Weg ursprünglicher Wanderung spricht auch der Umstand, daß man keine directe Erfahrung von dem Antriften der Cocospalme an den östlichen Küsten Südamerica's, vom Kap der guten Hoffnung her, hat, während es bekannt ist, daß mehrere americanische Früchte nach der Südspitze von Amerika trifteten und dort keimen, wie namentlich die Hülsen der *Guilandina Bonduc*.

Die außerordentlich weite Verbreitung der Cocospalme erregt übrigens um so größere Ver-

*) Ich kenne mit Sicherheit nur eine Cocoinc, welche der alten Welt zugehört: die guineische Delpalme, *Elaeis*. Vielleicht wächst auch in Angola eine stachlichte Art dieser Gruppe (Hist. gener. des voyages III. p. 258). Unter den Palmen aus Java, welche ich dem Hrn. Professor Reinwardt verdanke, befindet sich ein Blatt, welches einer Cocoinc zugehören könnte, doch fehlt Blüthe und Frucht.

**) Vgl. Berghaus physikalischen Atlas; die Karten zur Uebersicht der Strömungen, Temperatur und Handelsstraßen in genannten Meeren.

*) Memoirs of the Wernerian Society of Edinburgh. Vol. V.

wunderung, wenn man sich an das engbeschränkte ursprüngliche Vorkommen der andern Palme erinnert, deren Früchte ebenfalls vom Meere hin und her getrieben werden. Ich meine die *Lodoicea Sechellarum*, deren Früchte, wenn sie ihr Fasernfleisch verloren haben, gewöhnlich Maldivische Nüsse genannt werden. Diese Palme wächst nur auf zwey kleinen granitischen Inseln aus der Gruppe der Sechellen, (der Insel Praslin und der sogenannten Runden Insel, in $4^{\circ} 28' \text{ s. Br. } 55^{\circ} 26' \text{ östl. L. v. Paris}$), und während ihre Früchte von den Seeeströmungen nach den Maldiven, ja quer durch den großen indischen Ocean bis an die Nias-Inseln vor Sumatra und an die Küste von Malacca getrieben werden, hat sich der Baum aus eigener Kraft sonst nirgends auf der Erde angesiedelt. Dieser Contrast zwischen den beyden Palmenarten, welche die größten bekannten Früchte tragen, ist allerdings höchst merkwürdig.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung wieder zur Betrachtung der allgemeinen Verhältnisse zurück, welche sich aus den Zahlen unserer Uebersichtstabellen ergeben.

Vergleichen wir die alte und die neue Welt mit einander rücksichtlich der Vertheilung der Palmenarten, so halten sich dieselben so ziemlich das Gleichgewicht, indem jene 150, diese 108 Arten zählt, wobey ich die kosmopolitische *Cocos nucifera*, wie bisher von den Schriftstellern geschehen, der alten Welt zuschreibe. Auch rücksichtlich der Form der Blätter stellen sich die Arten beyder Welt-hälften ziemlich ins Gleichgewicht, da von den

292 Pinnatifrondes:	124 der alten,
	168 der neuen,
von den 65 Flabellifrondes:	35 der alten,
	30 der neuen

Welt zugehören.

Anderß verhält es sich rücksichtlich der einzelnen fünf Hauptgruppen, indem, wie bereits bemerkt, die *Cocoinen* fast ganz der neuen Welt angehören, dagegen das Uebergewicht der *Lepidocaryinen*, die sich durch ihre seltsam beschuppieten Früchte auszeichnen, nach der alten Welt, und zwar hier fast ausschließlich wieder nach Asien fällt. Eben so frappant ist das Uebergewicht der Palmen mit dünnem, rohr-

artigem, rankendem Stamme in der alten Welt. Hier wachsen ausschließlich jene wunderbaren *Calamus*-arten (wovon 40 Arten bekannt sind), deren Stamm sich rankenförmig, weithin über die Kronen der höchsten Waldbäume, oft in der ungeheuern Länge von 700 bis 800 Fuß hinzieht, sie in lockern Kreisen umschlingt, wohl auch auf den Boden herabfallend hier wieder Wurzel schlägt, und ganz vorzüglich jene dichten, undurchdringlichen, mit scharfen Stacheln bewehrten Gehäuge der Jungles in den tropischen Urwäldern bildet (*Calamus*, *Plectocomia*, *Daemonorops*, *Ceratolobus*). In Amerika wird diese eigenthümliche Formation nur durch die rankende, mit großen Widerhaken an den Blättern versehene Gattung *Desmoncus* (mit 10 Arten) in geringerer Größe repräsentirt, welche Gattung übrigens nicht zu den *Lepidocaryinen*, sondern zu den *Cocoinen* gehört. Stammlos sind in der alten Welt nur einige wenige Arten aus der Gruppe der *Calameen* oder *Lepidocaryinen*, und *Coryphinen* (*Zalacca* und *Phoenix*), in der neuen mehrere *Rohrpalmen* (*Geonoma*).

Betrachten wir die 557 aufgezählten Palmenarten nach ihrer Vertheilung auf die einzelnen fünf Welttheile, so stellen sich auch einige frappante Verhältnisse dar.

Europa, mit 154,450 Quadratmeilen Flächenraum, hat nur eine einzige, ihm ursprünglich eigene Palmenart, die Zwergpalme, *Chamaerops humilis*, aus der Familie der *Coryphinen*.

Neuholland, mit 150,530 Quadratmeilen Flächenraum, zählt nur 6 Arten (1 *Seaforthia*, 2 *Livistonae*, 1 *Corypha*, 2 *Calamus*). (Das benachbarte Vaudiemensland mit 1255 Quadratmeilen weist keine Palme auf.)

Die großen Inseln von Neuseeland haben bisher nur 1 (*Areca sapida*, welche auch auf der Norfolk Insel vorkommt), die Inseln Oceaniens nur 2 (*Cocos nucifera* und *Areca Catechu*).

Afrika, mit 531,638 Quadratmeilen, besitzt auf seinem Continente *) nur 13 Arten: *Phoenix spinosa*, *reclinata*, *dactylifera*, *Chamaerops*

*) Wie schon Rob. Brown, vermischte Schriften I. S. 273, bemerkte.

humilis, *Raphia vinifera*, *Calamus secundiflorus*, *Cocos nucifera*, *Hyphaene thebaica* und *coriacea*, *Borassus Aethiopum*, die unbestimmte *Corypha v. Congo*, *Elaeis guineensis*, *Latania Loddigesii*. Von dieser geringen Anzahl sind mehrere nicht ausschließlich Afrika's Continente eigen, indem die Dattelpalme und die ästige Dumpalme von Afrika weit östlich nach Arabien und Syrien streichen. Besonders charakteristisch sind übrigens die, verhältnißmäßig zahlreichen, Palmen der afrikanischen Inseln, zwölf bis dreizehn an Zahl. *)

Asien, mit einem Flächenraume von 760,057 Quadratmeilen, weist dagegen eine große Menge eigenthümlicher Arten (132) auf, von welcher der größere Theil den Inseln anzugehören scheint.

Amerika endlich, dessen Flächeninhalt wir zu 753,000 Quadratmeilen annehmen, hat 198 bekannte Arten, welches Uebergewicht allerdings der vorwaltend stärkeren Untersuchung von Seiten naturforschender Reisenden zuzuschreiben seyn möchte.

Uebrigens ist dieses Zahlenverhältniß, wie ich ausdrücklich hervorzuheben für angemessen halte, nur für den derweiligen Zustand unserer Kenntniß bezeichnend. Fortgesetzte Forschungen bringen vielleicht ein dem gegenwärtigen sehr disparates Resultat hervor. Jedenfalls aber möchte ich, wenn anders ein Schluß von den bereits bekannt gewordenen Bildungsreihen der Palmen auf die noch unbekanntem gewagt werden darf, annehmen, daß dormalen wenigstens 1000 bis 1200 Arten von Palmen auf der Erde wachsen. Wenn wir übrigens von der gewöhnlichen Abtheilung des Festlandes unseres Planeten in die fünf Welttheile abstrahiren, da sie, das Ergebnis der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts, mehr eine historische als eine naturhistorische Bedeutung hat, so dürfte es nicht unwichtig

erscheinen, die Verbreitung der Palmen auch in der Art zu betrachten, daß wir die von Steffens aufgestellte Ansicht von dem ursprünglichen Typus der Hauptcontinente mit dem Vorkommen der Palmen in Beziehung setzen. Bekanntlich geht dieser geistreiche Schriftsteller davon aus, daß er drey große Welttheile unterscheidet, die in ihrem allgemeinen Umrisse und in dem Zusammenhange ihrer Theile eine allerdings auffallende Uebereinstimmung zeigen, gleichsam als läge der Erscheinung des Festlandes über dem Ocean ein durchgreifender, nur hie und da gestörter Typus zu Grunde. Die beyden durch die Landenge von Panama verbundenen Hälften Amerikas mit dem antillischen Archipel und ihrer als charakteristisch bezeichneten Halbinsel Californien, machen den Einen der großen Welttheile aus. In pflanzengeographischer Beziehung stellt sich derselbe durch und durch als selbstständig dar, und die ihm angehörigen, fast ohne Ausnahme auf ihn beschränkten Palmengattungen sind ein Zug mehr in dem ganz eigenthümlichen Bilde seiner organischen Schöpfung, welche übrigens zwischen den Wendekreisen am entschiedensten hervortritt, während die nördlichen und südlichen Gebiete starke Anklänge an die Schöpfung der beyden andern Hauptcontinente, regelmäßigere und innigere Verwandtschaftsbeziehungen zu den Organismen derselben, offenbaren. Als zweyten Hauptwelttheil nimmt Steffens Asien, östlich vom persischen Meeresbusen, vom Mare Caspium und Ural, nebst Neuholland an, indem dieses Continent, Südamerika entsprechend und vermittelt des zerissenen Isthmus von Malacca und der Sunda-Inseln mit Asien, als der nördlichen Hälfte dieses Planetentheiles, in Zusammenhang gedacht wird. Rücksichtlich der Palmen ist es nun allerdings sehr merkwürdig, daß das durch diese Combination gebildete Festland nicht bloß an sich verwandte, ja gleiche Formen, also einen organischen Cyclus, aufweist, sondern daß auch die sich innerhalb dieses Gebietes gleichbleibende Formation einen Gegensatz mit der Palmformation der neuen Welt darstellt.

(Fortsetzung)

*) Es sind 4 Areca-Arten (*crinita*, *rubra*, *alba* und *madagascariensis*, die sogenannte Voan Sira der Madegassen, welche die Asche des Stammes statt Salz benützen), 3 *Dypsis* (*pinnatifrons*, *foenicifolia* und *hirtula*), 2 *Hiophorbe* (*Commerstoniana* und *amara*), *Raphia Ruffia*, 2 *Latania* (*Commerstonii* und *Loddigesii*) und *Lo-doicea Sechellarum*, wozu noch *Cocos nucifera* und *Areca Catechu* als Culturpflanzen kommen.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. April.

Nro. 80.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 20. Januar 1838:

III. Herr Conservator Dr. v. Martins las eine
Abhandlung: Ueber die geographischen Ver-
hältnisse der Palmen etc.

(Fortsetzung.)

Die Arecinen und Coryphinen sind hier überall durch eigenthümliche Bildungen repräsentirt, und so wie in der neuen Welt die Coccoinen im hohen Grade vorwalten, sind hier die Lepidocaryinen herrschend. Es ist, als wenn die Bildungsthätigkeit nach einem Typus in diesem, nach einem andern in jenem Planetentheile gearbeitet hätte. Die südlichste Palme dieses Gebietes ist *Areca sapida* von Neuseeland, einem Lande, das zwar viele selbstständige Glieder in seiner Pflanzenwelt darbietet, im Allgemeinen aber sich doch am Meisten an die südasiatische und neuholländische anschließt.

Der dritte Hauptwelttheil: Europa, der westlichste Theil von Asien, und Afrika nebst der, als charakteristisch bezeichneten, Halbinsel Arabien, mit dem vorigen in seinem nördlichen Theile verwachsen, begreift diejenigen Länder, in welchen die Form der Palmen nur äußerst beschränkt erscheint, und es ist auffallend, daß die Grenzen derjenigen Arten, welche Afrika und Asien gemeinschaftlich zugehören: *Phoenix dactylifera* und *Hyphaene thebaica* nicht über diesen in abstracto angenommenen Hauptwelttheil in den zweyten hinüberfallen. Die erstere scheint nicht über das Gebiet des Indus nach Osten (bis in das Pendsjab) zu gehen, die letztere

erstreckt sich aus Afrika nicht über Arabien hinaus. Die Zahl der Palmen in diesem Hauptwelttheile steigt daher nur auf 26.

Die Beziehungen der Palmen zur Erdoberfläche als Continent oder Insel betreffend, so scheinen die bisherigen Untersuchungen darauf hinzuweisen, daß feuchte Niederungen der Continente und jene Inseln, welche wir nach L. v. Buch continentale und hohe zu nennen pflegen, der Palmenvegetation vorzugsweise günstig sind. Nirgends habe ich so viele Arten und Individuen dieser schönen Gewächse angetroffen, als in dem tiefen und heißen Flußthale des Amazonas. Hier, in einer qualmenden Luft, deren hohe Temperatur weder im Jahre, noch in Monaten, noch bey Tag und Nacht große Differenzen erleidet, ist das eigentliche Vaterland der Palmen, und ebenso kommen sie besonders häufig auf Inseln vor, die entweder unter der Linie oder doch innerhalb der Wendekreise gelegen, ein Klima darbieten, wie es dem Festlande nur in seinen heissesten und niedrigsten Strecken zukommen kann.

Ich nenne in dieser Beziehung die Sunda- und die moluckischen Inseln, welche Gebiete vielleicht von keinem andern an Palmenreichtum übertroffen werden. Auf Java zählt Hr. Blume 37 Arten, und diese Zahl dürfte bey genauerer Durchforschung noch beträchtlich vermehrt werden. So sind auch die Mascarenen, Inseln von geringem Flächenraume, reich an Palmen; man kennt dort schon zehn einheimische (und einige eingeführte) Arten. Es darf hiebey wohl nicht übersehen werden, daß Java jetzt noch dreyßig thätige Vulkane hat, und daß die genannten kleinen Inseln, ihrer geologischen Constitution gemäß, sich als aus der Tiefe des Oceans emporgestiegene (plutonische) Gebilde darstellen. Eben so sind viele kleinere Sunda-Inseln, wie Bali, Flores, Sumbava, welche insgesammt eine reiche

Palmenvegetation enthalten, vulkanische Inseln. Ueb-
rigens halte ich mich durch meine eigenen Beobach-
tungen nicht für berechtigt, anzunehmen, daß die
vulkanischen Gebirgsarten es seyen, welche der Pal-
menvegetation vorzugsweise günstig sind. Die er-
wähnten Niederungen im Stromgebiete des Amazonas,
welche so viele Palmen beherbergen, sind ohne eine
Spur vulkanischer Gebirgsformation und bestehen
größtentheils aus Sandstein, während viele andere
palmenreiche Gegenden aus Schiefergebirgen oder
Kalk bestehen. Es scheint deshalb vielmehr das
eigenthümliche Klima jener Inseln, das feuchte,
warme und im Allgemeinen sehr gleichmäßige
Insularklima, die Vegetation der Palmen zu be-
günstigen.

Dafür spricht auch das häufige Vorkommen
einiger (weniger) Palmen in den sogenannten nied-
rigen, pelagischen Inseln, die man jetzt größtent-
heils als Corallenriffe, auf untergetauchten vulta-
nischen Kegeln erbaut, zu betrachten pflegt. Hier
ist es namentlich die *Cocos nucifera*, welche so
äußerst häufig erscheint.

Ich habe bereits angedeutet, daß diese nütz-
liche Palme sich fast immer nur in der Nähe der
See vorfindet, und daß sie sich sogar im Schlamme
des Meeres gerne entwickelt. Ja, es scheint, daß
ihr der Contact mit dem Meerwasser Lebensbedürf-
niß sey. Nur äußerst selten gedeiht der Baum im
Inneren des Landes. Ich selbst habe ihn in Bra-
silien stets nur an der Küste, und kaum eine Meile
landeinwärts beobachtet. Er ist übrigens, wie viele
andere Gewächse, welche nur innerhalb eines genau
umschriebenen Kreises von äußern Einflüssen leben
können, gesellig, und verdient in dieser Bezie-
hung eben so sehr die besondere Aufmerksamkeit des
Pflanzengeographen, als die Formation geselliger
Gewächse, welche die sogenannte Mangrovwaldung
bilden (*Rhizophora*, *Bruguiera*, *Caralluma*,
Conocarpus, *Laguncularia*, *Bucida*, *Aegiceras*,
Avicennia), oder als einige ebenfalls in großer
Menge die Seeufer innerhalb der Tropen bedecken-
de Bäume, wie die *Pandanus*-Arten, die *Bar-
ringtonien* oder die, den Palmen in der Tracht ver-
wandte *Nipa*.

Gesellige Pflanzen haben überhaupt eine eigen-

thümliche Bedeutung, sowohl bey Untersuchungen
über die Geseze der Pflanzenbedeckung unseres Pla-
neten überhaupt, als bey Forschungen über die Be-
ziehungen des menschlichen Geschlechtes und seiner
häuslichen und bürgerlichen Entwicklungen zu ge-
wissen Pflanzen. Vermöge der großen Anzahl, in
welcher die Cocospalme auf den pelagischen Inseln
zwischen den Wendekreisen erscheint, begünstigt sie
ganz vorzüglich die Niederlassung der Menschen.
„Wo der Cocosbaum sich eingesunden, sagt von
Chamisso, *) ist die Erde für den Empfang des
Menschen bereit, und der Mensch fehlt selten da,
wo jene Palme leben kann.“ Ein ergreifendes Bild
stellt sich dar, wenn unsere Phantasie die Kette von
Bedingungen an einander reiht, unter welchen die gast-
freundliche kosmopolitische Palme hier dem Menschen
nach und nach seine Stätte bereitet. Aus den kal-
ten Abgründen des Oceans steigen, von unerforsch-
lichen Kräften des Planeten ausgehoben, plutonische
Gebirgskegel empor; sie erreichen die Oberfläche der
Gewässer nicht, aber wo um ihre Scheitel eine Bran-
dung, im seichteren Meere gebildet, die richtungs-
los umhergeführten Polypen-Eyer an das Gestein
bringt, da haften diese; aus ihnen entwickelt sich,
langsam und still durch Jahrtausende fortschreitend,
der mäandrische Bau fleißiger Gesellschaftsthierchen;
nach und nach erhebt er sich bis zur Oberfläche.
Nun bringt der Schaum und Urath des Meeres
die Wellen zur Ruhe, der Zufall fängt todtten und
lebendigen Stoff ein in die Gränzen eines Eilandes,
das noch nicht da ist. So erstarrt endlich ein Fleck
Landes oberhalb der beweglichen Fluth, aus Zer-
setzung, Verwesung und Stockung grünt Leben und
Bewegung empor, die unheimliche Frucht der
Palme wird festgehalten; sie keimt, und im Laufe
von Decennien entwickelt sich das einsame Indivi-
duum zu einem Baume, der endlich, erstarrt, zu
blühen beginnt. Die sorgfältige Mutter Natur hat
ihn, den einzelnen, mit beyden Geschlechtern aus-
gestattet; — so befruchtet er sich selbst, — zahl-
reiche Früchte, an ihm gereift, entfalten sich, in
der Nähe der Mutter, zu einem freundlichen Walde,
der seine Fiederblätter wie einen beweglichen Bal-
dachin in die Luft trägt, dem nackten Ankömmling

*) In Kokebue, Entdeckungsreise, 3. Th. S. 55.

auf diesem jungen Gilande Obdach, Nahrung, Kleidung, Waffen und Geräthe gewährend. Diesen herrlichen Kreis in der Dekonomie der Natur sehen wir noch gegenwärtig vor unsern Augen verlaufen, wenn schon langsamer als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Sicherlich haben Jahrtausende dazu gehört, bis sich in diesem Rhythmus von Ursachen und Folgen die pelagischen Inseln der Tropen mit Cocospalmen bevölkerten. Die zahlreichen Inseln, welche wir jetzt wegen ihres Reichthums dieser wohlthätigen Palme auf unsern Karten unter dem Namen „Cocos-Insel“ verzeichnet finden, sind wohl alle schon längst bevor die Europäer sie entdeckten, entstanden und mit ihren Palmenwäldern bevölkert gewesen. *)

Die Cocospalme hat demgemäß auch überall auf den bewohnten pelagischen Inseln einen eigenen Namen. Daß sie von den an der Küste Brasiliens wohnenden Stämmen vor der Einwanderung der Europäer gekannt war, dürfte schon aus dem Namen, Inaja, welchen sie in der Tupisprache führt, geschlossen werden.

*) Es gehört hierher: 1. Die Cocosmilch-Insel, unter den Sandwichs-Gilanden in $19^{\circ} 45'$ nördl. Breite, $157^{\circ} 27'$ westl. Länge von Paris; 2. die Cocos-Inseln unter den Marianen $13^{\circ} 13'$ nördl. Br., $142^{\circ} 30'$ östl. Länge; 3. die indischen Cocos-Inseln im indischen Meere in $5^{\circ} 6'$ nördl. Breite, $92^{\circ} 51'$ östl. Länge; 4. die sogenannten Killings im indischen Archipel in $11^{\circ} 56'$, und $12^{\circ} 23'$ südl. Breite und $94^{\circ} 46'$ und $94^{\circ} 57'$ östlicher Länge; 5. eine andere Cocos-Insel im chinesischen Meere, in $10^{\circ} 42'$ nördl. Breite und $105^{\circ} 32'$ östl. Länge; 6. jene in der Nähe von Neu-Irland, in $4^{\circ} 41'$ südl. Br. und $150^{\circ} 22'$ östl. L. und endlich 7. die (von den Spaniern anfänglich Isla de Santa Cruz genannte Isla de los Cocos, inzwischen der Costa Rica von Central-America und den Gallapagos in $5^{\circ} 35'$ n. Br. u. $89^{\circ} 14'$ westl. L. gelegen. Diese letztere, welche zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts öfters ein Rückzugsort für die jene Meere unsicher machenden Sturmtiere war, ist unter andern i. J. 1685 von Lionel Wafer besucht, und ganz mit Cocospalmen bedeckt gefunden worden. Er meldet (Voyage de Dampier, Amsterd. 1705. S. 253), daß seine Leute die Cocosmilch in solchem Uebermaasse genossen hätten, daß sie durch das erkältende Getränke in eine Art Stupor versetzt wurden.

Um sie von der niedrigeren Attalea compta zu unterscheiden, wird sie Inaja-guaçu (die große J.) genannt. Uebrigens führt sie auch der älteste portugiesische Schriftsteller über die Naturgeschichte Brasiliens *) ausdrücklich als an den Küsten von Bahia wachsend auf.

Was die Vertheilung der Gattungen nach den beiden Hemisphären und nach den Welttheilen betrifft, so muß ich hier fürs Erste bemerken, daß die Charaktere der meisten Palmengattungen künstlich gebildet sind. Es ist dieß derselbe Fall wie bey allen denjenigen Ordnungen, deren Hauptcharakter von der Natur mit großer Entschiedenheit und Energie, innerhalb gewisser Grenzen, ausgeprägt ist. Bevor die Mehrzahl dieser merkwürdigen Gewächse gründlich gekannt seyn wird, ist es fast unmöglich, die Merkmale der Gattungen mit derjenigen logischen Schärfe aufzustellen, als eine vollendete Systematik es erheischt. Ja, fast scheint es, als wären zur Zeit noch nicht einmal die großen Hauptstufen in der Morphose der Palmen mit Sicherheit zu bestimmen, welche man gleichsam als die Hemmung- oder Ruhepunkte betrachten dürfte, welche von der Natur in der Darstellung dieser ihrer edlen Schöpfungen im Pflanzenreiche eingehalten werden. Man kann nämlich nicht läugnen, daß die Charaktere der fünf großen Gruppen, welche ich aufzustellen versucht, und weiter oben bereits charakterisirt habe, bisweilen nicht entschieden hervortreten, und durch eigenthümliche Mischung der Merkmale in einander überzugehen scheinen. Steigen wir daher von diesen allgemeinsten Abtheilungen zu den sogenannten Gattungen herab, so begegnen wir noch viel häufiger der Schwierigkeit, scharfe Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen aufzufinden. Insbesondere werden manche künstliche Gattungen als unhaltbar erscheinen, wenn man die Vertheilung der Geschlechter in den einzelnen Blüthen, Kolben und Individuen, die Gegenwart oder Abwesenheit des Rudiments eines oder des andern Geschlechts-

*) Der unbekante Verf. der Noticias do Brazil, welche im Jahre 1589 dem damaligen Minister Christovão da Moura gewidmet wurden. Sie sind abgedruckt in Collecção da memorias sobre a historia e geograficas das nações ultramarinas, que pertencem a Coroa do Portugal, Vol. 3.

organes, die Zahl und Bildung der Scheiden, die Gestalt und Structur der Frucht und die Lage des Embryo — lauter Merkmale, welche einer großen Veränderlichkeit unterworfen zu seyn scheinen — auf ihren wahren systematischen Werth reducirt.

Bey einer solchen Lage der Sachen halte ich es für überflüssig, eine speciellere Angabe über das Verhältniß der bis jetzt aufgestellten Gattungen zu der geographischen Verbreitung über die Welttheile zu machen, so fern sie nicht schon in der hier vorgelegten allgemeinen Tabelle enthalten ist. Ich gehe vielmehr sofort zu einer Schilderung derjenigen Beziehungen über, in welchen die einzelnen Palmen zu den Florengebieten stehen, deren bedentfame Glieder sie sind. Um aber diese treffender hervorzuhellen, wird es nöthig seyn, bisweilen an andere Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Floren zu erinnern.

Die wesentlichsten Principien, nach denen ich glaube die Hauptfloren begrenzen und definiren zu müssen, habe ich in einer Abhandlung darzustellen versucht, welche ich der Klasse am 14. Jan. 1837 vorzulegen die Ehre hatte. (Vgl. den Auszug in den Gelehrten Anzeigen der Münchner Akad. d. Wiss. 1837. Band IV. S. 1045.)

Ich werde nun zu der Betrachtung der pflanzengeographischen Verhältnisse der Palmen in der neuen Welt übergehen, und dieselbe, wo es nöthig erscheint, mit einzelnen Bemerkungen über die Charakteristik der amerikanischen Florenreiche verbinden. Solcher Florenreiche (*Imperia Florae*) glaube ich zur Zeit die folgenden annehmen zu müssen: 1. das canadische, 2. das nordwestliche, 3. das von Florida und dem Mississippi-Gebiete, 4) das des außertropischen Mexico (das Gebiet der Sandwichtinseln könnte vielleicht, da diese Gilande dem amerikanischen Continente am nächsten liegen, hier abgehandelt werden; doch ziehe ich vor, von demselben später, bey der oceanischen Flora zu handeln); 5. das Florenreich der Antillen, 6. das mexikanische innerhalb des Wendekreises, 7. das von New-Granada, 8. das von Peru, 9. von Bolivia, 10. vom Orinoco- und Amazonas-Gebiete, 11. vom südöstlichen Brasilien, 12. von dem extratropischen Südamerika, dießseits der Andes, 13. das von Chile,

14. das von Patagonien und den Magellans-Ländern, nebst den Maluinen.

Zuvörderst ist nun zu untersuchen, innerhalb welcher Hauptgrenzen die Familie der Palmen in America überhaupt Repräsentanten hat.

Die nördlichste bekannte Palme America's ist Sabal Palmetto, welche in den vereinigten Freystaaten gemeiniglich Cabbage Tree, Kohlbaum, genannt wird. Sie kommt nach Norden bis zum Cape Hatteras (35° n. Br.) vor.*) Rob. Brown**) bemerkt, daß Palmen in Nordamerika nicht weiter, als bis zum 36° n. Br. vorzukommen scheinen; da er übrigens keinen bestimmten Grenzort angiebt, so dürfte es gerathen seyn, erstere Bestimmung als die entschiedene Nordgrenze auf der Ostseite America's anzunehmen.

Auf der westlichen Küste ist die Nordgrenze der Palmenverbreitung noch nicht mit Sicherheit ermittelt. In Californien wird bis jetzt keine Palme als einheimisch angegeben. v. Chamisso benachrichtigt mich brieflich, daß er in dieser Halbinsel, deren höchst eigenthümliche Vegetation sich überhaupt schon sehr von dem tropischen Charakter entfernt, keine Palme gefunden habe. Aus Vergleichung der wenigen Materialien, welche uns bisher über jenes Land zugänglich sind, wird es auch sehr unwahrscheinlich, daß es Palmen beherberge, obgleich an der Meeresküste sogar noch in dem südlichen Theile von Neucalifornien die Banane und das Zuckerrohr gebaut werden können.***)

Chamaerops Mocini (Sabal Mart.), von Humboldt und Bonpland bey Neapuleo, und *Corypha nana*, von denselben Reisenden auf dem Wege von Mexico nach dem stillen Meere, zwischen Chilpanzingo und Neapuleo bey Masatlan entdeckt, sind die bis jetzt bekannten Palmen, welche in diesem Gebiete am weitesten gegen Norden gehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Howard Hinton, History and Topography of the united States of North-America, Lond. 1830. 1852. 4. II. S. 121.

**) Vermischte Schriften I. p. 102.

**) Morineau, in Berghaus Annal. VIII. Juny 1835.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. April.

Nro. 81.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 20. Januar 1838:

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine
Abhandlung: Ueber die geographischen Ver-
hältnisse der Palmen etc.

(Fortsetzung.)

Längs den Küsten des stillen Oceans sollen Fächerpalmen nicht selten seyn; wahrscheinlich dürfte daher der Terminus borealis auf dieser Seite bey Sinaloa in 25° n. Br. zu setzen seyn. Auf der Ostseite von Südamerika fällt die Südgrenze der Palmen zwischen 34° u. 35° s. B. *) Weiter im Innern, wo ausgedehnte Niederungen von großen Flüssen durchströmt werden, dürfte sie etwas tiefer südlich angenommen werden müssen. In der Westküste, in Chile, findet sich die chilesische Palme (*Cocos chilensis* Mol., *Jubaea spectabilis* Humb. *Molinaea micrococos* Bertero) noch weiter gegen Süden, da auch dieß Continent an den Westküsten eine höhere mittlere Wärme hat, als an den Ostküsten. Pöppig hat hier die chilesische Palme an der Mündung des Ytata (im 35° 58' s. B.) noch vollkommen gedeihend angetroffen.

Dieß sind also die äußersten Punkte, an welchen amerikanische Palmenvegetation beobachtet worden. Wenn wir nun eine gerade Linie quer durch das Nordamerikanische Continent von 35° an der Ostseite zu 25° an der Westseite ziehen, so dürft-

ten wir in ihr süglich die allgemeine nördliche Grenze der Palmen finden. Sie geht von den Küsten Nordcarolinas an dem Südabhange des Apalachen-Gebirges hin, welches Tennessee von Alabama scheidet, läßt durch die Niederungen des Mississippi-Gebiets an die südöstlichen Abhänge des östlichen Jugs der mexikanischen Andes, welcher in den Rocky Mountains übergeht, und streicht über die Andes im nördlichen Theile von Zacatecas an das stille Meer.

Eine ähnliche Linie von der Südküste der Lagoa Mirim, in dem Staate Montevideo, quer durch das südamerikanische Festland nach der Mündung des Ytata in Chile gezogen, bildet die südliche Grenze des Palmenreviers. Sie schließt die trockenen Ebenen Montevideos, welche sich von den divortii aquarum des Rio Negro (eines Beyflusses des Uruguay) nach Süden erstrecken und eine, von der tropischen Pflanzenwelt sehr abweichende Pampas-Vegetation tragen, aus, und eben so die Gebiete von Buenos Ayres und Mendoza, deren Flora bekanntlich mehr und mehr dem Charakter der Tropen entfremdet, vielmehr dem großen und noch so wenig bekannten Imperium Florae patagonicae und magellanicae verwandt ist.

Auf dieser großen Fläche sind bis jetzt 108 Palmenarten entdeckt worden, eine Zahl, die übrigens noch bey weitem nicht als die Hälfte derjenigen anzunehmen seyn möchte, welche Amerika beherberget.

Ich gehe jetzt zur Betrachtung der einzelnen Florenreiche über.

I. Canadisches Reich, Imperium Florae canadensis. Das Gebiet von Nordamerica östlich von den Rocky Mountains in der kalten und gemäßigten Zone. Es zerfällt in zwey große Provinzen, eine nördliche, welche

*) Aug. de St. Hilaire Plantes remarquables du Paraguay, Introduction p. 56.

die arktische Flora enthält, und eine südliche, die gemäßigte. Zu der erstern rechne ich alle jene Länder, welche nördlich von der Baumgrenze liegen. Sie wird also im Wesentlichsten durch das physiologische Moment bezeichnet, daß die baumartigen Gewächse in ihr sich nicht mehr zu aufrechten Holzstämmen erheben. Rücksichtlich der Pflanzenarten geht sie unmittelbar in die südliche Provinz über, denn sehr viele der in ihr gefundenen Gewächse kommen auch noch tief in der südlichen Provinz vor und umgekehrt, Gewächse der letzteren steigen hoch in ihr hinauf. Die südliche Provinz rechne ich von der Baumgrenze bis zu den *divortiiis aquarum*, zwischen dem *Saskatohawan* und dem *Missouri* (56°) als nördlichster Terasse, zwischen den Quellen des *Sioux* oder rothen Flusses und des *Mississippi* (46°) und von da aus südlich in das oberste Strombecken des *Mississippi* bis zur *Hundswiese* (41°), weiter östlich aber gehören hieher die Staaten der Union, welche nördlich von der Chesapeakebay (Cape Charles, $37^{\circ} 11'$ n. Br.) liegen und Virginia nebst einem Theile von Nordcarolina, nördl. vom Kap Hatteras. Dieß große Gebiet stellt in Kanada ein niedriges, sumpfiges, von wenigen Bergen durchzogenes, in diesen höheren Breiten sehr kaltes und unwirthliches Land dar, es wird aber gegen die vereinigten Freystaaten hin milder und milder, gewinnt mehr und mehr an Zahl, Schönheit und Fülle der Pflanzenformen, ohne jedoch die Cultur des Zuckerrohrs und anderer tropischer Gewächse aufnehmen zu können, ist vielmehr gerade für Kartoffel-, Hafer-, Roggenbau in den nördl. Gegenden, und für Weizen in den südlichen sehr geeignet und endigt, gerade da, wo die Palmenvegetation beginnt, in 35° n. B.

Das zweyte große Hauptgebiet, welches ich in Nordamerika annehme, ist die vorzüglich erst durch die Reisen des muthigen Douglas der Botanik eröffnete und im Ganzen noch wenig bekannte Flora des nordamerikanischen Continents im Westen der klippigen Gebirge: das nordwestliche Florengebiet, *Imperium Florae americanae ad Caurum* oder *transmontanum*. Es begreift als südlichste Provinz *Neumerico* (zwischen 30° und 38° nördl. Breite), als mittlere die Gegenden, durch welche der *Columbia River* zum Ocean

herabkommt und das übrige bergige Gebiet jener Breiten bis zur Baumgrenze, wo eine dritte Provinz beginnt, welche der arktischen des canadischen Reiches entspricht. Auch dieses Gebiet beherbergt keine einzige Palme, kommt also bey unserer Darstellung nicht in Betracht.

III. *Imperium Florae mississippiensis-floridae*. Hierher rechne ich die südöstlichen Staaten der Union westlich vom Alleghany-Gebirg (die beyden Carolinas, Georgia), Florida und das große Gebiet des *Mississippi* südlich von seiner Verbindung mit dem *Missouri*, die Länder am östlichen Abhange der hohen Gebirgskette von *Neumerico*, also *Arcausas*, *Texas* und *Neu-Leon* bis in 25° nördlicher Breite.

Dieses schöne Gebiet, dessen Fruchtbarkeit von den sich rasch entwickelnden Niederlassungen der neuen Staaten der Union mit so großem Erfolge benutzt wird, ist das erste, worin sich Palmen zeigen. Es kann füglich selbst wieder in vier Provinzen getheilt werden, von welchen die östlichste, Florida und die Staaten im S. D. der Alleghany, vier Palmen: *Chamaerops Hystrix*, *Sabal Palmetto*, *serrulata* und *minima* aufweist. *Sabal Palmetto*, die einzige Art, welche einen hohen Stamm, bis auf 50 Fuß, entwickelt, erscheint am häufigsten in den Niederungen der Ströme und nicht weit vom Meere. Sie wird hier und da als Zierde um Wohnungen gepflanzt; so unter andern um das Bankgebäude in *Savannah*. *Sabal serrulata* scheint nach dieser Art am weitesten, nämlich bis 35° nach N. zu streichen. Sie gehört zu den gesellschaftlich wachsenden Palmen, so wie in Europa die *Chamaerops humilis*. In den *Sea Islands* von Georgia, besonders *Blythe Island* steht sie, nach *Shemt* (*Flora carol.* I. p. 383) oft in unübersehbaren Haufen und so dicht beysammen, daß sie die Gegend undurchdringlich macht. Eben so ist sie an den südlichen Küsten Carolinas, von *Pocotaligo* bis Florida äußerst häufig. Der angeführte Schriftsteller bemerkt von ihrer Frucht, welche einer kleinen Pflaume ähnlich sieht, daß sie süß schmecke, aber für den Menschen als entschiedenes und heftiges Purgans wirke. Schweine, Rehe und Bären aber fressen sie sehr gerne und die Jahre, in welchen die Frucht vorzugsweise gedeiht, werden in Georgia Mastjahre

genannt. An den trockenen Rändern der offenen Sümpfe von Georgia erscheint diese Zwergpalme begleitet von *Kalmia hirsuta*, einer Pflanze, deren Gattung unter die wesentlichen Repräsentanten der nordamerikanischen Flora gerechnet werden muß. (Nuttall Flora I. p. 268).

In Florida erscheinen überdies besonders *Sabal minima* und *Chamaerops Hystrix* häufig. Sie wachsen gesellig wie die vorigen, und gehören zu den charakteristischen Pflanzen dieser Flora, welche in allen ihren Beziehungen sich vielmehr an die des subtropischen Nordamerika's als an die der antillischen Inseln anschließt. So weit diese Palmenarten erscheinen, sind das Zuckerrohr *) und die Baumwollenstaude (*Gossypium hirsutum*) begünstigte Culturpflanzen. Die Chicasa = Pflaume (*Prunus Chicasa Mich.*), welche vom 34° nördlicher Breite bis zum mexikanischen Meerbusen herabgeht, die *Erythrina herbacea* mit ihren prachtvoll rothen Blumen, der Carolina = Jasmin (*Gelsemium nitidum*), *Styrax glabrum*, die Chinquapin (*Castanea pumila*), der Catawba = Baum (*Catalpa cordifolia*), der Redbay = Baum (*Laurus carolinensis*) gehören zu den charakteristischen Gewächsen dieser Provinz, welche weiter landeinwärts gegen das Gebirge hin theils Gewächse des nördlichen Reichs aufnimmt, theils solche, die vorzugsweise der nordwestlichen Provinz des Imperii mississippiensis angehören.

Die zweite Provinz dieses Reiches umfaßt das Gebiet von Illinois und Missouri, westlich von den Alleghany Mountains, zwischen 41° und 37° nördl. Breite. Der Weizen kommt hier wie einheimisch, die europäischen Obstarten gedeihen trefflich, *Diospyros Persimon* ist gemein und gehört unter die bezeichnenden Formen in den Wäldern, welche hier schon die edlen Gestalten des Tulpenbaumes, der Magnolien und jene weit verbreiteten Fesseln der wilden Reben, ein Bild tropischer Ueppigkeit aufweisen. Eine dritte Provinz erstreckt sich von 37°

bis 31° nördlicher Breite. Sie begreift also einen Theil des Ohiogebiets, Alabama, die obere Strommulde des Mississippi und das Arcansasgebiet. Im nördlichen Theile herrschen hier die edlen Baumarten dieses Reiches (Magnolien, Tulpenbäume, *Taxodium*, Walnüsse, Eichen, Ahorne u. s. w.), im südlichen erstrecken sich die merkwürdigen Wildnisse (Prairies) in einer Breite von zehn bis fünfzehn deutschen Meilen und in einer Länge von 110 bis 120 Meilen vom Mississippi bis gegen Milledgedville in Georgia. Feigen reifen hier im Freyen; aber der Apfelbaum kommt nicht mehr fort, während Mais, Baumwolle und Reis reichliche Ernten gewähren. In diesen beyden Provinzen sind, meines Wissens, noch keine Palmen beobachtet worden.

Die vierte Provinz wird von den niedrigen Küstenländern längs dem mexikanischen Meerbusen, westwärts von Florida, bis Neu: Leon gebildet. Hier gedeihen alle Culturzweige der tropischen Länder, und die bereits erwähnten Palmen sind wahrscheinlich auch hier wild. Als charakteristisch für die Delta's des Mississippi wird *Sabal Adansonii* bezeichnet, welche Palme hier viel häufiger ist, als in den nordöstlichen Gegenden von Florida und Georgia, denen sie übrigens nicht fehlt. Sie liebt ebenfalls einen feuchten Grund, worin sie sich in derselben Weise nach allen Seiten hin auszudehnen pflegt, wie die andern Sabalarten, welchen eine höchst seltsame Art eigen ist, die Stämme bis zu einer gewissen Tiefe in den Grund zu versenken. Als Panfilo de Narvaez im Jahre 1528 seinen Entdeckungszug von Cuba nach Florida führte, trafen seine Leute, deren jeder nur 2 Pfund Zwieback und 1/2 Pfund Speck Nation hatte, während 14 Tage eines mühsamen Marsches nichts Eßbares als die Blattnospe (Palmito) dieser Palme. *)

IV. Hauptreich: Imperium Florae mexicanae extratropicae. Die Flora des meistens gebirgigen Landes, zwischen 38° und 23° nördlicher Breite, westlich von den Alpen von Santa Fé und von dem Rio Bravo del Norte, dessen Quellen etwa an die Nordgrenze dieses Gebiets fallen. Dieses Gebiet ist bis jetzt sehr wenig bekannt, scheint aber, nach den bis jetzt vorliegenden Materialien durch sehr ei-

*) Man baut vorzugsweise die Sorten, welche Cana-Creole, Otaheite und Riband (Band:Rohr), und zwar grün und rothes und grün und gelbes) genannt werden. Die brasilianische Sorte, welche seit 1806 eingeführt wurde, erwies sich als ungeeignet für das Klima von Florida.

*) Herrera Histor. gener. Decad. IV. C. 64.

genthümliche Züge charakterisirt zu werden. Füglich dürfte man in demselben wohl zwey oder drey Provinzen unterscheiden: Neucalifornien zwischen dem 38. und 50°, Altealifornien, die Halb-Insel und Neumexiko westlich von dem großen Gebirgszuge.

In diesem ganzen Gebiete ist bis jetzt keine Palme (eben so wenig als ein baumartiges Farnkraut) beobachtet worden, es kommt also bey unsrer Darstellung nicht in Betracht.

(Fortsetzung in den nächsten Blättern.)

Beitrag zur Kenntniß der Corallineen und Zoophyten der Südsee, nebst Abbildungen der neuern Arten von E. F. F. Krauß, Dr. phil. Stuttg. 1837. 38 S. in 4 mit 1 Tafel.

Wir machen die Naturforscher auf dieses Schriftchen aufmerksam, weniger wegen des in demselben bereits Geleisteten, als vielmehr wegen der Erwartungen, zu welchen der Verf. dieses Beitrags für die Zukunft berechtigt. Die reichen naturhistorischen Sendungen, welche der in der Kapstadt ansässige Baron von Ludwig mit ungemeiner Freygebigkeit den Sammlungen von Stuttgart und Tübingen übermachte, haben nämlich in dem Verf. den Entschluß zur Reise gebracht, die Zwischenzeit zwischen der Beendigung der akademischen Studien und dem an eine feste Stelle bindenden Berufsleben, zu einer wissenschaftlichen Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu benutzen. Der Enthusiasmus, mit welchem der junge Mann sich diesem Plane hingiebt, das Vertrauen, welches ihm die Würtembergischen Naturforscher schenken, berechtigt zu der Hoffnung, daß seine Reise von erheblichem Erfolge seyn werde.

Um das Vertrauen seiner Freunde auf seine künftigen Leistungen schon im Voraus zu rechtfertigen, glaubte er eine kleine wissenschaftliche Arbeit liefern zu müssen, und wählte sich hiezu die Algen und Zoophyten, welche Baron von Ludwig von der St. Blaise- oder Mossel-Ban an der Südspitze Afrikas und von Neuholland eingeschickt hatte. Mit Uebergehung der größeren Madreporen und Gorgonien wandte er sich den kleineren Familien der Corallineen, Sertularien, Cellarien und Fustren zu, von welchen er im Ganzen 22 Arten beschreibt, unter denen *Amathia biseriata*, *Acamarchis tridentata* und *Flustra marginata* neu sind. Diese 3 Arten sind auch recht gut abgebildet.

Anleitung zum Studium der Botanik oder Grundriß dieser Wissenschaft, enthaltend: die Organographie, Physiologie, Methodologie, die Pflanzengeographie, eine Uebersicht der fossilen Gewächse, der pharmaceutischen Botanik und der Geschichte der Botanik. Von Alph. De Candolle, Prof. der Akademie zu Genf. Aus dem Französischen überseht und mit einigen Anmerkungen versehen von Dr. Alexander v. Bunge. Erster Theil. Mit 8 Tafeln. Leipz. bey Karl Franz Köhler. 1838. 3. XVI. u. 386 S.

Wir machen mit dem vorliegenden Werke eine Ausnahme von der Regel, welche die Anzeige von Compendien aus der Sphäre dieser Blätter ausschließt, weil es selbst in Beziehung auf den Reichthum des Stoffes und die Originalität in Verarbeitung desselben eine sehr vortheilhafte Ausnahme unter den vielen Lehrbüchern macht, welche die neueste Zeit darbietet. Der Herr Verfasser, würdiger Sohn des berühmten Genfer Botanikers gleichen Namens und seit mehreren Jahren thätiger Mitarbeiter an dessen ausgedehnten wissenschaftlichen Unternehmungen, stellt uns hier in Kürze ein Skelett des Kursus über Botanik im ganzen Umfange des Wortes dar, welchen der Vater in der Organographie und Physiologie végétale begonnen und in einer Reihe monographischer Werke über die einzelnen Spalten der Wissenschaft allmählig durchzuführen versprochen hat. Es verhält sich in dieser Beziehung das vorliegende Handbuch zu der ausführlichen Bearbeitung desselben Gegenstandes, welche wir von De Candolle dem Vater zu erwarten haben, wie des letzteren Prodrömus Systematis vegetabilium zu dem früher begonnenen Systema naturale regni vegetabilis; wir erhalten in demselben die Grundzüge der Ansicht von den Lebensverhältnissen der Pflanze, wie der scharfsinnige Forscher sich dieselbe während seiner langen glorreichen wissenschaftlichen Laufbahn entwickelt hat. Die Uebersetzung, aus der Feder des durch seine Reisen im Altaigebirge und in China und durch die Publikation der wissenschaftlichen Resultate dieser Expeditionen ebenfalls rühmlichst bekannten Hrn. Staatsrathes v. Bunge in Dorpat, ist dem französischen Texte treu und richtig entsprechend. Auch die äussere Ausstattung des Buches verdient alles Lob, nur schade, daß ein größeres Druckfehler-Verzeichniß durch die Abwesenheit des Uebersetzers vom Druckorte nöthig wurde, als man es in Leipzig erwarten sollte.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. April.

Nro. 82.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Der Ursprung und die früheste Geschichte des Wirtenbergischen Fürstenhauses, kritisch untersucht und dargestellt von Karl Pfaff, Dr. der Philosophie, Conrector am Pädagogium zu Eßlingen u. s. w. Mit sieben Beylagen, drey Stammtafeln, und einer histor. geographischen Karte. Stuttgart in Commission der Mezlerischen Buchhandlung 1836.

Hr. K. Pfaff hat schon vor geraumer Zeit (1819) eine schätzbare Geschichte von Wirtenberg (so schrieb er damals) jetzt schreibt er Wirtenberg, wofür auch in der That die Urkunden, und nicht Württemberg, sprechen), geliefert, und er ist im Begriffe, jenen ersten Versuch vollständiger auszuarbeiten. Einzelne Parthien hievon treten, als zweckmäßige Einleitung, vorläufig ans Licht. So gewähren: „die Quellen der ältern württembergischen Geschichte, Stuttgart 1831“ von dem unermüdlchen Streben desselben Verf. neuerdings ein rühmliches Zeugniß, und es wird zur Ermunterung anderer Forscher von Beruf dienen, wenn sie am Schluß des Vorworts zur Eingangs bezeichneten Druckschrift lesen „daß die Herausgabe derselben durch einen ansehnlichen Beytrag aus der Priorkasse Sr. Majestät des Königs, wie aus der Staatskasse unterstützt worden ist.“ — Der Zweck dieser Abhandlung ist, nicht nur die Ergebnisse früherer Forschungen zusammen zu stellen, sondern auch eine neue auf sie, „und auf nicht wenige frisch aufgesundene Belege gestützte, zuerst und hauptsächlich auf urkundliche Beweise sich gründende Untersuchung über den Ursprung des württembergischen Fürstenhauses anzustellen.“ — „Ich kann, sagt

der Verf., ohne Anmassung behaupten, daß diese Untersuchung noch nie so vollständig und erschöpfend unternommen wurde.“ Bey dem Bestreben unserer Genealogen, den regierenden Fürstenhäusern eine recht glänzende und alte Herkunft zu verschaffen wird gewöhnlich auf einer der drey Hypothesen fortgebant, daß nämlich ein italienischer, oder ein fränkischer, oder ein alemannischer Urahn im Hintergrund steht. So auch in Wirtenberg, und Hr. Pf. stellt diese drey Hypothesen und ihre Literatur kritisch neben einander. Man versuche es einmal, sein Augenmerk auf eine vierte Hypothese, auf die Stammhäupter der Ureinwohner zu richten, von welchen sich doch auch, wie uns die römischen Geschichtschreiber, und die gleichzeitigen Denkmäler in den Alpen (Tanern!), in der Schweiz, zu beyden Seiten des Rheins u. s. w. gar Manches deuten lassen, das eine oder andere Geschlecht auf dem angestammten Boden, und in den angeerbten Herzen seines Volkes während der Römerherrschaft und der Völkerwanderung, erhalten, und sodann wieder aufgetaucht haben mag. Wie wäre sonst im VII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bey jenen großartigen Foundationen des Christenthums und der Cultur in Gallien, in Teutschland, in den östlichen Marken — bereits wieder eine solche Masse von innerer Trieb- und Schnellkraft, ein Zubegriff von sich instinkt- und rechtmäßig ineinander fügenden Elementen (ächter Organismus!) vorhanden gewesen? Freylich müßte man sich zuvor der pedantischen Ansicht entschlagen, insbesondere in Beziehung auf die Landschaften im Vor- und Hochgebirge, daß die Urbewohner periodisch mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und so auch alle Anwartschaften auf ehemalige Hausgebiete und Besorgungschäften rein weggesetzt worden wären. Eine fünfte Hypothese, in der Genealogie, slavische Stamm-

Häupter auch in Teutschland einführend, in männlicher und weiblicher Erbfolge, hat bereits Wurzel gefaßt, und wird z. B. in den Meklenburgischen Häusern die slavische Abkunft, und sofort in unsern Tagen die Fortpflanzung auf die gallische Dynastie der Bourbonen kaum mehr bestritten werden wollen. Hinwieder hatte sich alemannisch- und alstrantisches Geblüt durch die Habsburg-Lothringer unbestritten in und über die Völkerschaften Noricums und Panoniens ergossen.

Doch, wir kehren zum wirttembergischen Hochland zurück. „Auf dem Bussenberge in Oberschwaben, welcher durch seine Lage, da, wo er weithin im umliegenden Lande erblickt wird, sich zu einem Herrscherfize so trefflich eignete,“ so fährt Hr. Pf. fort — „finden wir schon zu Anfang des VIII. Jahrhunderts eine Familie angefessen, welche ohne Zweifel einem der altalemannischen Fürstengeschlechter entsprossen, durch Macht und Ansehen, wie durch den Umfang ihrer vom Schwarzwald bis zur Donau und zum Bodensee sich erstreckenden Besitzungen sich auszeichnete. Gleich das erste uns bekannte Mitglied derselben finden wir im Besiz der höchsten Würden in Alemannien. Es ist Bertold, 724 Herzog in Alemannien, von welchem das ganze Geschlecht gewöhnlich das Bertold'sche genannt wird.“ Virchilo, Adelhard, Bertold — Edhne und Enkel; — die Bertoldbara, der bekannte, die Gewässer scheidende Gau; — Bertoldszell; der in der bayerischen Geschichte lebende, vom Bussen herabgestiegene, Gerold, der Bruder Hildegards, der Gemahlin des K. Karl des Großen, dann Statthalter in Bojoarien und 799 gegen die Avaren gefallen.

Sonderbar, daß uns auch am Inn und Lech, an der Amber und Isar hinein und hinauf, je früher desto mehr, im Stamme der Huosier, Andechs und Scheyrer Bertolde und Chadalochs begegnen. Das von den Dynasten von Beutelsbach gestiftete Kl. Hirschau sendete in das von den Scheyrern in ihrer ältern Heimath gegründete Kloster Bischofshau bey Bairisch-Zell die ersten Bewohner.

Als Resultat seiner Forschungen spricht Hr. Pf. aus, „daß die Grafen von Wirttemberg-Grüningen, und die Grafen von Nellenburg-Beringen

eines Stammes und also die erstern ebensowohl als die letztern Nachkommen des Herzogs Bertold von Alemannien, und daß ihr Stammsiz, wie ihre ursprünglichen Besitzungen, an der Donau und in Oberschwaben zu suchen sind.“ Hiebey ist aber nicht zu übersehen, und wir rechnen das zum besondern Verdienste des Hrn. Verf. an, daß er, dem Prof. Haug zu Tübingen (1831) nachgehend, dem Codex vom Kl. Hirschau vorzügliche Geltung verschafft, und mittels desselben den i. J. 1105 erwählten Abt Bruno, einen Dynasten von Beutelsbach und seine Vergabungen an Luitgart, seine Schwester, und sofort an ihren Sohn Conrad, Dynasten von Wirttemberg, herausgestellt. Hier wird der Knoten geschürzt und gelöst. Bisher hatte Abt Bruno selbst für einen Grafen von Wirttemberg, und Luitgart für eine Scheyerin re. gegolten, ein Autor hatte das dem andern nachgeschrieben, ohne jenen Codex selbst einzusehen und zu erörtern, wie es denn hier und da so zu geschehen pflegt. Wo wurzelt aber das Geschlecht der Beutelsbach (deButelspach, Bünel, Botle, Bude, Buda, land- und hauswirthschaftliche Ansiedlung)? Werfen wir einen Blick auf die dieser Abhandlung beigefügte historisch-geographische Karte, worin fünf Massen von Stammgütern durch fünf Farbkategorien ausgeschieden und anschaulich gemacht sind; ein Hilfsmittel, das, wiewohl etwas kostspielig, doch bey keiner Untersuchung der Art über dynastische Abstammung und Ausbreitung vermist werden soll: — so finden wir am untern Neckar, zwischen Enz und dem Kocher, der Lauter und Mur und Salzach, den Remsgau ausgebreitet, in der Umgebung uralte Spuren von Salzlagern, und im Vergleich mit den südlichen rauhen Hochländern der Bertoldbara, von Urach und Landau im Ortgau, ein viel wirthbarer Hausgebiet, wie denn hier der Name Hausen auch mannigfaltig anspricht. Die Dynasten von Beutelsbach waren zugleich die Grafen dieses Gau's, und so möchte es leicht zu erklären seyn, daß sich die Nachkommen der Bertolde und Gunzo's, (später Conrade,) als Erben von Beutelsbach in dessen Nähe eine wirthlichere Heimath wählten. (M. s. unsere Andeutungen hierüber in der Geschichte der teutschen Salzwerke, und in der Vorgeschichte Oberschwabens zur Legende vom hl. Mangold.) Gewiß ist der Geschlechtsname Wirten-

berg, erst, wie der von Scheyern, Habzburg etc. ein Localname, im XI. Jahrhundert aufgekomen. Ob aber, wie Hr. Pf. annimmt, die gleichnamige, neue Stammburg eben von Lutgarts galantem Gemahl, seiner ehelichen Wirthin zu Ehren so genannt worden, lassen wir dahin gestellt seyn. Der Bau ist im Jahre 1083 vollendet worden. Andere Ableitungen werden hier auch zum Besten gegeben; darunter die von den Birtungen, einem alemannischen Volksstamme, sich wohl hören liesse. Könnte denn nicht sogar eine Dea Virtus, wovon uns Hofrath Steiner in der Schweiz ein Denkmal nachweist, hier auf dem Wirtenberg gestanden haben? Das Wappen der Grafen von Nellenburg und Bezungen waren gleichfalls drei Hirschgeweihe, wie das der Grafen von Wirtenberg und Grünings-Landau; und hierauf gründet Hr. Pf. einen seiner Beweise.

v. Koch Sternfeld.

 Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben. Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Leopold von Baden aus den Quellen bearbeitet von G. H. Krieg von Hochfelden, Hauptmann und Flügeladjutant Sr. K. Hoheit des Großherzogs. Karlsruhe, Buchdruckerey von Wilhelm Hasper 1836.

Referent weiß nicht, ob dieses Prachtwerk im Buchhandel ist. Er sah es zufällig im Bureau eines würdigen Militär-Chefs (zu München), dem es der Autor als Geschenk zugesendet hatte, und erbat es sich auf einige Tage zur Durchsicht. Ref. gesteht aufrichtig, daß ihn zuvörderst die wahrhaft fürliche äußere Ausstattung des Buches angezogen, daß ihn aber rücksichtlich des innern Gehaltes der durch einen Militär aus Quellen bearbeiteten Geschichte einer mittelalterlichen Dynastie und ihrer mannigfaltig ins bürgerliche Leben verwebten Schicksale — einige Bedencklichkeit angewandelt habe. Ref. sah sich jedoch bald auf die angenehmste Weise eines Bessern belehrt. Der Hr. Verf. beurkundet in der Geschichte überhaupt, und in der des teutschen Mit-

telalters insbesondere, die Periode der Römerherrschaft längs dem Rheine und in Gallien mitbegreifen, neben tüchtigen Vorkenntnissen, eine ausgezeichnete Quellenkunde, und einen eben so sichern als wissenschaftlich auffassenden und ordnenden Ueberblick des Terrains und des Materials, als ob er in Bearbeitung solcher Monographien schon ein Veteran wäre. Der Verf. zeigt sich dem Stoffe, und der ihm gewordenen Aufgabe vollkommen gewachsen, und Se. K. Hoheit der Großherzog haben in beyder Hinsicht glücklich gewählt.

Der Stoff dieses Werkes hat für die Geschichte der Dynastien Deutschlands und seiner Territorien mehrfache Bedeutung; für die Markgrafen, jetzt Großherzoge, von Baden insbesondere. Es wird in den Grafen von Eberstein ein Stammgeschlecht nachgewiesen, das ursprünglich die Markgrafen von Baden an Macht und Alter überbietet, und sich mannigfach in die Häuser von Baden, Sponheim, Sayn, der Welfe, der Zollern, der Pfalzgrafen von Tübingen u. s. w. verzweigte; und das endlich im XVII. Jahrhundert, nach den Gesetzen der ausgebildeten und sich abschließenden Landeshoheit, von den Markgrafen von Baden aufgeerbt wurde.

An und für sich ist es nur „ein ganz kleiner Fleck deutscher Erde, der hier beleuchtet wird“ — sagt der Verf. in der Einleitung, nach mehreren früheren Abirretungen nur noch 4 1/2 Stunden lang, und 2 1/2 Stunden breit, mit 12000 Einwohnern, auf der Alb, zwischen Rhein und Neckar, an der Mur, und Enz, mit Land- und Holzwirtschaft beschäftigt. Aber nicht das bloß arithmetische, das cubische Verhältniß pflegt Ref. wesentlich ins Auge zu fassen, wenn es sich um Land und Leute, um ihr Vaterhaus, und um das Leben und Geschick derselben handelt.

„Die Quellen der vorliegenden Darstellung sind hauptsächlich Original-Urkunden, Regesten und Regertorien auf den Archiven zu Karlsruhe und Stuttgart.“ — Auch wird einer Zimmer'schen Chronik rühmlich erwähnt, von welcher „höchst merkwürdigen Handschrift,“ zu mehreren Bänden, nach dem Erlöschen des Zimmer'schen Geschlechts aber nur ein Band in das Fürstenbergische Hauptarchiv zu Donaueschingen gerettet wurde.

Nach der Einleitung wird in fünf Capiteln die zusammenhängende Geschichte der Grafen von Eberstein behandelt. Das sechste Capitel enthält die Denkmale der Grafen von Eberstein: die Burg Alt-Eberstein, das Kloster Herrenalb; die Burg Neu-Eberstein, die Stadt Gernsbach, kleinere Denkmäler. Das mediatisirte Kloster Frauenalb, meynt der Verf., gehöre nicht mehr in dieses Capitel. Im Gegentheil; je mehr solche Stiftungen vom sogenannten Zeitgeiste gelitten haben; desto mehr soll der Geschichtsforscher ihr Andenken zu retten und zu bergen suchen. „Jedes Land, das eine Geschichte hat, — bemerkt der Verf. selbst in der Einleitung, — besitzt Denkmäler als Belege derselben. Diese so oft barbarisch verwahrlosten, im glücklichsten Fall meist nur gedankenlos angestaunten und höchst selten gehörig verstandenen Denkmäler nach ihrer geschichtlichen,“ — (haus- und volkswirthschaftlichen) „Bedeutung würdigen, heißt sie der Gegenwart sichern, und der Zukunft empfehlen.“

In eben diesem sechsten Capitel bespricht der Verf. die römischen und germanischen Befestigungssysteme, und meynt, daß man bisher die Lage und Bauart der Thürme, Castelle und Burgen aus diesem Gesichtspuncte nicht gehörig zu würdigen pflegte. Er legt hiebey in der That eine merkwürdige classische Vorbildung, eine das Fach auch geographisch im weiten Bereich überschauende Kunde zu Tage. Alt-Eberstein, in der Nähe von Hohen-Baden, und dieses einst von jenem als Sitz der Gaugrafen vom Ufgau abhängig, wird nämlich als römische Construction nachgewiesen. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir doch anführen, daß diese strategischen und tactischen Gesichtspuncte auch anderwärts, auch von den bayerischen und österreichischen Geschichtsforschern und gründlichern Topographen nicht übersehen worden sind. Zum Belege darf sich hier Ref. wohl auch auf eine Reihe seiner eigenen Druckschriften berufen, worin eine Mehrzahl von

Territorien zwischen dem Rhein und der Naab, zwischen Thüringen und den Alpen, eben in der Uebergangsperiode aus der Römerherrschaft in die christlich-germanische Verfassung erörtert sind, und wovon er auch zwey andere historische Parallelen festhielt: die zeitweise Anlage und Bestimmung der Burgen und Besten zu Schutz und Trutz für Eigenthum; und die der volksthümlichen Anschauung und Gemüchlichkeit entsprechende Widmung christlicher Vorbilder (Heiligen), Hagiographie, an der Stelle des antiken, und von den eingewanderten Völkern herbegeführten Heidenthums. Was die Thürme, Burgen und Besten anbelangt, so hat Ref. längst nachgewiesen, daß, als einmal in Teutschland die Römermacht, mit ihren zusammenhängenden Gränzwehren, durchbrochen war, zur Zeit der Völkerwanderung, die Castelle nur noch als Zufluchtorte, als Horte und Haage der ältern innern Bevölkerung dienten, (m. s. hierüber Eugippus von der Wanderung des h. Severin im Norienn u.) dabey aber dennoch, mit Hülfe ihrer Telegraphik, Fahnen bey Tag, Fackeln bey Nacht, auch eine Art Wehr- und Sperrsystem befolgten. Und das lange noch im Mittelalter herab. Beyde Parallelen gewähren gar viel Volks- und Ortskunde. Jedem Capitel sind von S. 303 bis 346 Anmerkungen gewidmet, die eben von der Gründlichkeit und Belesenheit des Verf. zeugen.

Das Urkundenbuch S. 348 — 513 enthält 55 sorgfältig gesichtete Documente; mit Angabe ihrer Herkunft. Die lateinischen Urkunden beginnen mit 940, mit der Schenkung von Mörsch (Meriske) im Ufgau, durch K. Otto I. an die Kirche Spener aus dem Archive des Domstifts Spener. Verbesserungen und Zusätze machen den Schluß.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. April.

Nro. 83.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.



Die Deutschen und die Nachbarstämme.
Von Kaspar Zeuß. München, Lentner 1837.
778 u. VIII. S. gr. 8.

Der Verf. hat sich, wie aus dem Buche, wenn auch nicht sogleich aus dem Titel, erhellt, die Aufgabe gesetzt, sämmtliche Zeugnisse der Griechen und Römer, so wie der spätern Scribenten bis bald nach der großen Völkerwanderung, welche Zeugnisse die Wohnsitz und gegenseitigen Verhältnisse der europäischen Nordvölker theils vor, theils während und nach jener Wanderung betreffen, kritisch und mit den Mitteln, welche der neueste erweiterte Stand der Philologie darbietet, zusammenzustellen, zu prüfen und zu erklären. Da in diesen Völkermassen die Deutschen den mittelsten und Hauptstock bilden, so durfte wohl der gewählte Titel für hinlänglich bezeichnend gehalten werden, wenn er auch in Zweifel läßt, ob von der Gegenwart oder ob von der Vergangenheit die Rede seyn werde.

Die Aufgabe ist eine solche, vor der nur eine frische jugendliche Kraft weniger leicht zurückzucken mochte. Sie bewegt sich auf einem Gebiete von meist nur fragmentarischen Andeutungen, das eher Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten aller Art als historische Nothwendigkeit und Gewißheit zur Reife zu bringen geeignet ist, auf einem Schneefeld fernere Vergangenheit, auf welchem nur wenige zerstreute Marksteine mit einiger Deutlichkeit hervortreten, und auf dem sich Jeder, der den Muth hat, nicht bloß auf eines andern Schulter es zu durchmessen, seinen eigenen Weg bahnt. Jeder wird dabey seine eigenen Entdeckungen machen; am wenigsten schnell werden sich die desjenigen wieder verwehen, der lieber scheidet, als zusammenfaßt, lieber, sey es auch nur hie und da, auf einigen Grund

kommt, als mit eben so trügerischen als nachgiebigen Stoffen in Weite und Höhe baut.

Vielsältig sind, seit Beatus Rhenanus, Wolffg. Lazius u. s. f., die Stellen der Alten, die als Zeugnisse der Art gelten können, zusammengelassen, und bald zu diesem bald zu jenem Zwecke in Reih und Glied gestellt worden. Ohne diese Grundlage konnte irgend eine nordeuropäische Landesgeschichte, mochte sie eine allgemeine oder eine specielle seyn, schon gar nicht unternommen werden. Die größere Schwierigkeit für den Verf. des vorliegenden Werkes lag also wohl nicht im Zusammenbringen der Zeugnisse, sondern darin, sich durch all das Chaos moderner an sie geknüpfter, einander oft geradezu widersprechender Ansichten und Behauptungen, dem eigenen Urtheil unbeschadet, durchzuarbeiten.

Ob schon andrerseits auch die Herausgeber der Quellschriftsteller manches ins Reine gebracht und zurecht gelegt haben, so findet der Verf. doch Grund zur Klage, daß gerade die beyden Hauptschriftsteller für seine Aufgabe, Ptolemäus für's Alterthum, Jornandes für die Periode der neuen Völkerumbildung bisher sich nur sehr dürftiger kritischer Pflege zu rühmen hätten, ja in wilder Unordnung lägen. Er macht die Hülfsmittel namhaft, die ihm in Hinsicht auf den erstern zu Gebote standen, und unter welchen ihm das aus Pariser und andern Handschriften jüngst von Sickler verläufig herausgegebene Capitel Germania besonders willkommen gewesen. Eine früher unbekante Wiener Handschrift hatte er selbst Gelegenheit zu vergleichen. Was den Jornandes betrifft, so hat der Verf. aus einer Münchner und zwey Wiener Handschriften, so wie aus den bey Muratori Scr. r. it. tom. I. vorkommenden Lesarten einer Mailänder, wichtige Belehrungen geschöpft.

Wenn dem Verf. zuzutrauen ist, daß er sich

von dem aus Griechen und Römern zu Tage geförderten Apparat nichts Wesentlicheres habe entgehen lassen, wenn er, wie das Buch auf jeder Seite zeigt, auch die spätern lateinischen Quellen des Mittelalters, unter diesen z. B. die Acta Sanctorum und mehrere auf S. 779 angegebene Diplomatarien, fleißig zu Rathe gezogen, so verdient er nicht minderes Lob, daß er, was sich wohl von nun an der Geschichtsforscher immer mehr zur Pflicht machen wird, auch die nicht in griechischer oder lateinischer, sondern in frühern deutschen, slavischen, keltischen Zungen sprechenden Stimmen abgehört und, so weit dermalen die Hülfsmittel reichen, zu deuten und geltend zu machen versucht hat. Es kann kaum fehlen, daß sich durch diese seit kurzem in Anregung gekommene Anwendung neuer Reagentien manche Stoffe, denen bisher weniger anzuhängen war, lösen, andere zu neuen Ergebnissen binden werden. Man wird zugeben, daß der Verf. bey seiner Bemühung in die innere Veranlassung und den Sinn mancher Namen einzudringen (von zu vielen Völkern der Vorzeit ist wenig mehr als der Name erhalten) mit großer Besonnenheit verfahren ist und sich von den überall entgegen kommenden Analogien in der Regel nicht zu weit hat verlocken lassen.

Es ist nicht unsere Absicht, uns hier in eine Kritik dieses Werkes oder einzelner Partien desselben einzulassen. Eine solche würde fordern, daß der Kritiker dem Verf. auf allen seinen Wegen oder doch auf bestimmten mit Bedachtsamkeit entweder vor oder nach gegangen sey. Indem wir diese Arbeit dem Verfassern vorbehalten wissen wollen, glauben wir vorläufig den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen ganz kurz eine Uebersicht geben von dem, was sie in einem Werke, das nicht unter die Alletags-Erscheinungen gehört, und als eine vaterländische wohl vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit verdient, nach Wahl oder Bedürfniß suchen und finden mögen.

Dem Ganzen geht S. 1 — 16 eine Einleitung voran, die einen Ueberblick des Schauplazes, nämlich des nördlichen Europa und seiner Theile, besonders der Gebirge und Flüsse gewährt, und die Benennungen erläutern soll, unter welchen sie sich in den ältern Zeugnissen aufgeführt finden.

Das Werk selbst ist in zwey Bücher getheilt. Das erste behandelt in 4 Kapiteln die Nordvölker im Alterthum d. h. vor der Zertrümmerung des Römerreiches, das zweyte in 5 Kapiteln theils dieselben, theils neu auftauchende Völker in den Umgestaltungen durch die große Bewegung der Mittelzeit. Der Verf. hat zu dieser Zertheilung seines Stoffes nach zwey Epochen ohne Zweifel hinreichende Gründe gehabt, die ihn über die Unbequemlichkeit hinwegsehen ließen, im zweyten Buche bey mehreren Völkern den Faden gewissermaßen wieder aufs neue anknüpfen zu müssen.

In des ersten Buches erstem Kapitel S. 17 — 69 werden die drey nord- oder vielmehr mittel-europäischen Kernstämme Kelten, Germanen und Wenden überhaupt, nach ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit in Sprache, Götterglauben, Körpergestalt und Lebensweise eingeführt.

Das zweyte Kapitel, S. 70 — 159, den Germanen gewidmet, ist in fünf Abtheilungen gebracht. Die erste scheidet nach Tacitus das große Volk in seine drey festländischen Hauptzweige: die Hermiones, die Istaevones, die Ingaevones und den nach Plinius ermittelten überseeischen vierten, die Hilleviones. Die zweyte Abtheilung handelt insonderheit von den Völkern des Hoch- oder Oberlandes (Herminones), unter welchen A. die Sigambri (Guberni, Marsi, Ubii, Usipii, Tencteri, Tubantes, Ampsivarii, Chamavi), B. die Westsueven, (Chatti, Hermunduri, Chattuarii, Batavi, Caninefates), C. die Cherusci (Angrivarii, Langohardi, Dalgubini, Chaulci, Chasuarii), D. die Marcomanni (Narisci, Quadi, Baemi), E. die Ligii (Buri, Silingae) und F. die Bastarnae vorgeführt werden. Die dritte Abtheilung bespricht die Völker des östlichen Flachlandes (Istaevones), nämlich die Semnones, Varini, Burgundiones und Guttones; die vierte die Völker des Küstenstriches (Ingaevones). A. Frisii, Chanci, B. Cimbrri, Teutones, Ambrones, Saxones, Anglii, C. Suardones, Rugii, Turcilingi, Sciri; die fünfte die Völker auf Scandinavia (Hilleviones).

Im dritten Kapitel S. 160 — 204 kommen an die Reihe die Nachbarstämme in West

und Süd. I. Kelten. A. Iberische Kelten, italische Kelten. (Salassi, Boji, Senones, Lingones, Cenomani, Insubres). Alpen- und Donau-Kelten (Helvetii, Boji, Vindelici, Raeti, Norici, Carni). Illyrische Kelten (Scordisci). Macedonische, thracische und asiatische Kelten (Tolistoboji, Trocmi, Tectosagi). B. Belgae (Remi, Bellovaci, Suessones, Ambiani, Vellocasses, Caletes, Nervii, Atrebatas etc.). C. Britanni. D. Caledonio-Hiberni. II. Illyrier, Pannonii. III. Thraker, Getae, Daci.

Das vierte Kapitel S. 265 — 302 bespricht die Nachbarstämme in Ost und Süd. I. Wenden. II. Nisten. III. Finnen. IV. Skythen.

Im zweyten Buche, welches von den neuen Umgestaltungen handelt, hat das erste Kapitel S. 303 — 400 zum Gegenstande die deutschen Westvölker: I. Alamanni. II. Franci. A. Niederfranken (Chamavi, Chattuarii). B. Oberfranken (Ampsivarii, Chattische Franken, Hessi, Bructeri). III. Thuringi, Warni. IV. Baiovarii. V. Saxones (Ostfali, Westfali, Angarii, Nordalbingi). VI. Frisii (Ostfriesen, Nordfriesen).

Zweytes Kapitel S. 401 — 501 die deutschen Ostvölker. I. Südöstliche Gruppe: gothische Völker. Gothi, Tervingi, Greutungi, Visigothi, Austrogothi, Gothi minores, Tetraxitae, Thaisali, Gepidae. II. Südwestliche Reihe: Ligii, Vandali, Vandali Silingi, Suevi, Buri, Victohali, Astingi, Laeringi, Quadi, Burgundiones, Langobardi. III. Nordöstliche Reihe: Ostseevölker. Heruli, Rugi, Sciri, Turcilingi. IV. Nordwestliche Gruppe: Saxones, Angli, Jutae.

Drittes Kapitel S. 502 — 566. Skandische Germanen. Dani, Gauti, Suiones. Nordmanni, dänische Normannen, norwegische, schwedische. Pöw.

Viertes Kapitel S. 567 — 592: West- und Süd-Nachbarvölker. A. Inselvölker: 1) in Nordwest: Scoti, Picti, Attacotti; 2) im Süden der Insel: Cambri, Domnonii. B. Völker im westlichen Rheinland: Olibriones, Leti, Chamavi, Attuarii, Warasci, Scudingi. C. Völker an den

Alpen: Raeti, Breuni, Noriei, Sette Communi, Gotscheer.

Fünftes Kapitel S. 592 — 758: Nachbarstämme in Ost und Nord. I. Wenden. A. Westlicher Zweig: bulgarische, (mössische) Slawen, Illyrische Slawen, Serbi, Chorwati. Alpen-Slawen, Carantani, Creinarii. Sächsishe Slawen. B. Westlicher Zweig: Griechische Slawen. Deutsche Slawen: a) an der obern Donau; Moravi, Czechowé, Sorabi, Daleminzi, Siusli, Milcieni, Lusici; b) fränkische, thüringische Wenden; c) Slawen im Flachlande zwischen Elbe und Oder Hevelii, Linones, Smeldingi, Bethenici, Morizani, Warnabi, Liubuzzi, Ucri, Polabi, Wagii, Obodriti, Luctii; d) sächsische Slawen; e) Slawen an der Oder über das Weichselland: Poloni, Pomorani, Rugiani (Runi, Rani, Verani). II. Nisten. A. West-Nisten: Prussi. B. Süd-Nisten: Jazwingi. C. Ost-Nisten: Litwani. D. Nord-Nisten: Curi, Letti. III. Finnen. Skandische Finnen: Skridefinnen, Terfinnen, Kwenen. Ostfinnen: Estonen, Livones. IV. Völker am Pontus. Sarmatae, Borani, Urugundi, Costoboci, Amadoci, Carpi, Alani, Hunni, Bulgari. Avari, Chasari, Pecinaci, Cumani, Ungri.

Dies ist das Gerüste, daß der Verf. vor uns aufgeführt hat. Es zählt der Pfosten und Balken viele, und keinen, an den nicht achtbarer Fleiß verwendet worden wäre. Den vornehmsten Halt bilden überall eben die Autoritäten des frühern oder spätern Alterthums, die meist in ihrem ganzen Wortlaute eingefügt sind. Man wird nicht umhin können, die Geschicklichkeit anzuerkennen, mit welcher der Verf. in angemessener conciser Sprache die verschiedenen Theile mit einander in natürliche Verbindung zu bringen bemüht ist.

Um ein Muster von seiner Methode zu geben, wählen wir unter den verschiedenen Völkern, deren Her- und frühestes Vorkommen besprochen wird, das uns zunächst liegende, die Baiovarii aus.

Dieser Name, als ein neuerer, kommt natürlich erst im zweyten Buche vor; wir müssen daher aus dem ersten Einiges, worauf sich in jenem bezogen wird, voranstellen. Auf S. 114 unter der Rubrik Marcomanni heißt es: Innerhalb des äßern Höhenzuges im Rhein- und Elb-Oberlande hatten einst keltische Völker gewohnt. Als Cäsar

an den Rhein kam, hörte er von einem ungeheuern über 120 geographische Meilen ausgedehnten menschenleeren Grenzlande der Germanen auf dieser Seite (B. Gall. 4. 3.). Er kennt keine Helvetii und Boji mehr im Norden der Donau (I. 1. 2.).

(Fortsetzung folgt.)

Der Ursprung und die früheste Geschichte des Wirtenbergischen Fürstenthums, &c.

(Schluß.)

Zum schnellern Verständniß der Leser und Forscher mag hier noch der Anfang der Einleitung dienen:

„Zwei Geschlechter des hohen Adels in Deutschland führten den Namen von Eberstein. Das eine im Norden (Hannover, Braunschweig, u. s. w.) begütert, verbreitete sich von seiner Stammburg an der Weser nach dem Voigtlande, Dänemark und Pommern, wo es den Namen von Neugard jenem von Eberstein beifügte. Das andere Grafengeschlecht von Eberstein, süddeutschen Stammes, war am rechten Rheinufer auf der alten fränkisch-alemanischen Gränze zu Hause. Beide Geschlechter, durch die Beinamen des sächsischen und des schwäbischen unterschieden, kommen beinahe gleichzeitig im zwölften Jahrhundert in der Geschichte zum Vorschein, und erlöschen beide um die Mitte des siebzehnten (1665 und 1660). Verwandt waren sie nicht mit einander. Das Wappen der sächsischen Grafen, ein silberner goldgekrönter Löwe im blauen Felde, wurde nach dem Erlöschen der verschiedenen Linien mit den Wappen der Häuser Braunschweig und Kess, so wie mit jenem der dänischen Familie Rosenkranz vereinigt; das Wappen der schwäbischen, eine fünfsblättrige, rothe, blaube-saumte Rose im silbernen Felde, mit dem Wappen der Markgrafen von Baden.“

(Später kam ein Eber hinzu: aber Ref. hält das nur wieder für ein heraldisches Mißverständnis; indem dem Namen Eberstein der von Eberhard, etwa einem Urahn, zum Grunde liegen möchte; zwischen 1100 und 1300 wiederholt sich dieser Familiennamen fünfmal.)

„Leyßer, und in neuester Zeit von Spilker bearbeiteten die Geschichte des sächsischen Geschlechtes; jene des schwäbischen ist der Gegenstand des vorliegenden Buches.“

„Es gab auch ein Rittergeschlecht gleiches Namens in Franken. Sein Wappen, das auf den Grabmä-

lern in Würzburg gefunden wird, zeigt drei silberne Lilien im blauen Felde. Es erscheint niemals in der geringsten Beziehung zu den schwäbischen Grafen. Ob die im nördlichen Deutschland noch jetzt lebenden Familien dieses Namens von den eben genannten Edelleuten, oder von den sächsischen Grafen ihren Ursprung ableiten u. s. w.“

Das Buch ist, wie gesagt, fürstlich ausgestattet, auf schneeweißem Velin mit gefälliger Schrift, in Großoctav gedruckt; auf Seiten und Rücken des Einbandes eigens dazu gestochene und kolorirte Zierrathen und Titel; das innere Titelblatt ziert eine Bignette mit zwey Wappenschilden; die beygefügtten herrlichen Stahlstiche zeigen 1) den Eingang in die Burg Neu-Eberstein; 2) die Burg Alt-Eberstein, südliche Ansicht; 3) die Burg Neu-Eberstein, wohl erhalten, wie es scheint, südwestliche Ansicht; 4) (lithographirt) Grafen Bernhard III. von Eberstein und seine Gemahlin Kunigunde von Sonnenberg; 5) Grafen Philipp II. von Eberstein, und seine Gemahlin Katharina von Stollberg; 6) den (mit Waffen und Rüstungen ausgeschmückten) Rittersaal auf Neu-Eberstein; ferner sind angefügt: zwey Stammtafeln, eine kolorirte Charte, die Grafschaft Eberstein nach den Abtretungen im Jahre 1283 darstellend; der Grundriß von der Burg Alt-Eberstein mit specieller technischer Erklärung; ebenso der Grundriß von der Burg Neu-Eberstein; die Abbildung von 13 Siegeln der Grafen von Eberstein, endlich ein Blatt 1 Fuß hoch und 2 Fuß breit; das Panorama des Murgthales von dem Schloß Eberstein gesehen.

Unstreinig hat jetzt die Typographie der Engländer, selbst bey geringhaltigen Artikeln, wie sich Ref. jüngsthin von einem solchen, Reisen durch das südliche Teutschland &c. überzeugte, den Vorrang; das vorliegende Werk aus der Hasper'schen Officin zu Karlsruhe, steht den englischen Druckwerken ehrenvoll zur Seite. In Teutschland glückt es nicht vielen Autoren, ihre Geistesfinder in so köstliches Gewand gehüllt zu sehen; eine so glänzende Pathenschaft gewährte freylich in gar mancher Beziehung Ersatz und Ermunterung. Jedenfalls kann der Hr. Hauptmann Krieg von Hochfelden auf dieses sein Buch mit dem Bewußtseyn blicken, daß es solchen Schmuckes werth sey.

v. Koch Sternfeld.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. April.

Nro. 84.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Die Deutschen und die Nachbarstämme.
Von Kaspar Zeuß. München, Lentner 1837.
778 u. VIII. S. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Die Marcomanni sind die in dieser großen Grenz-Marke kämpfenden Germanen, zur Fernehaltung der fremden Völker aufgestellt. Marcomanni nennt zuerst Cäsar unter den Völkern Ariovist's. Ihre Sitze scheinen am mittlern und obern Main gewesen zu seyn (Flor. 4. 12). Aus diesen Sitten führte sie nicht lange darauf Marbod ostwärts in das rings vom Gebirge umschlossene, mehr geeignete Land, die Seinigen zu schützen, um sie hier bald zu einer bedeutenden Macht in Germanien hervorzuhoben, das Land, aus welchem sie die Bojen schon früher vertrieben hatten. (Tac. G. 28. 42. Vellej. 2. 108. 109. Strabo 7. p. 290. wo Βοιωται statt Βοιωτιων und Βοιωτιον als die richtige Lesart angenommen, Ptolemaeus cap. Gerai. wo Βαυοχαμαι als aus Βοιω χαμαι entstellt erklärt wird). Narisci (Οναριστοι Ptolem. Ναρισται Dio Cass.) scheinen ein in den alten Sitten zurückgebliebener Theil der Markomannen, welcher erst unter seinem Namen auftrat, nachdem der Haupttheil über den Wald gezogen war. Quadi (vermuthlich in dem verdorbenen Κολδοροι des Strabo zuerst erwähnt) sind die Ostnachbarn der Markomannen und wahrscheinlich von diesen ausgegangene Haufen, welche die Eroberungszüge gegen die Kelten nach Osten fortgesetzt haben. Baemi, Βαιμοι, nur von Ptolemaeus, nach den Quaden, genannt, Ostnachbarn der letztern jenseits des westlichen karpatischen Waldzuges, scheinen, nach dem Sturze des Marbod und des Catualda, aus Bojohheim dahin verpflanzt und ihr Name aus Βαιο-

χαμοι zusammengezogen, oder aus dieses Wortes ersten Hälfte abgeleitet Βαιμοι.

S. 232 unter dem Artikel Raeti wird angegeben wie die ersten römischen Nachrichten über das Land von den nördlichen Ausgängen der Alpen zur Donau sehr mangelhaft und irrig gewesen, wie in der Vorstellung, durch Zusammenziehen ins Enge, der See bey den Bojen (der Lacus Pelso, Plattensee) für Einen gehalten worden sey mit dem See bey den Helvetiern (dem Bodensee), und so Bojen am erstern zusammengeworfen mit Vindelikern am letztern. S. 245. Im Nordabhange der Alpen bis zur Donau vom Bodensee ostwärts finde sich keine Spnr von Bojen; der Ort Bojoduram, wegen seines Namens noch so wenig Stadt der Bojen, wie Eburodunum der Eburonen. So weit die Geschichte dieser Gegenden reicht, haben Noriker und Vindeliker dort gewohnt. S. 247. Die aus Beheim vertriebenen Bojen zogen über die Donau, drangen gegen Noreja vor und erkämpften sich Sitten neben den Norikern. Mit diesen finden sie sich verbündet zur Zeit, da Boerebistes feindselige Stellung gegen sie genommen. Sie unterlagen dessen Macht. Noch erhielt sich aber ein Theil in seinen Sitten an der Donau. In der römischen Provinz Oberpannonien stellt Ptolemaeus an der westlichen Grenze Βοιοι auf. Ihrer geschicht noch Erwähnung in einer römischen Inschrift bey Gruter 490. 2, und in einer alten Demonstratio Provinciarum in A. Maii class. auct. e. Vatic. Codd. ed. 3. p. 413. (welche Stelle außer der bekannten Wessobrunner Handschrift auch in der Victorischen der Notitia Dignitatum utriusque imperii vorkommt).

S. 364 des zweyten Buches unter der Rubrik Βαιοvarii heißt es im Wesentlichen: „Nach dem markomannischen Kriege kennt die Geschichte

die Markomannen und Quaden noch durch zwey Jahrhunderte als Geißel der Nachbargegenden. Dann wird ihr Name seltener, und verliert sich allmählig, was bey dem zusammenfassenden der Markomannen, da nach dem Eindringen deutscher Völker tief ins Römergebiet, von den alten oder andern bestimmten Marken nicht weiter die Rede seyn konnte, aus der Natur der Sache folgt. Es treten dafür andere Gesamtnamen, der der Thüringer, darauf der der Franken in die Lücke. Franken nennt in dem Quellenlande der Elbe eine ohne Zweifel aus einem ältern verlorenen Zeugniß (vielleicht des Gothen Markomir) geschöpfte Nachricht des Geographus Ravennas (l. 11: In qua Albis patria per multos annos Francorum linea remorata est, et ad frontem ejusdem Albis Dacia.) Baiovarii erstet nun als der neue Name von Bojohaim; die Bajovarii sind jene Franken an der Elbe nach einer andern verdorbenen Stelle desselben Schriftstellers (4. 37: qui montes (Alpes) dividunt inter Provinciam et Italiam, inter Burgundiam et Italiam, inter Janos (Suavos) et Italiam, inter Ranicos quae modo ab Annariis dominatur [inter Francos quae modo a Baiuvariis denominatur vermouthet der Verf.] et Italiam. Das von Waldhöhen umkränzte Quellenland der Elbe, Bojohaim bey den Deutschen nach seinen frühern Bewohnern, Bojohaemum Vellj., Boihemum Tacit., Βοιωαινον Strabo, wozu der ptolem. Name Βαιρωχαϊναι (Baioxaïnai) zu stellen ist, heißt abgekürzt Baias d. i. Baia bey demselben Geographen (4. 18: est patria quae dicitur Albis . . . ungani [aus 1, 11 zu ergänzen Albis quae antiquitus dicebatur Maurungani] montuosa per longum, quae ad orientem multum extenditur, cujus aliqua pars Baias dicitur). Die Baiovarii, Paigira, Bayern sind die aus dem Lande Baia.

Mit seinem Namen ändert das Volk auch seine Sige. Aber nirgends findet sich ein alter, echter Zeuge, der aus der ersten Zeit des neuen Namens, von dem Auszuge des Volkes aus Weheim und den begleitenden Ereignissen umständlichere Nachricht gäbe. Wo der neubenannten Baiowaren die ersten Male beyläufige Erwähnung geschieht, sind sie auch schon im Besitze ihres neuen Landes an der Ostseite der

Schwaben. Um das Jahr 508, in welches man gewöhnlich diese Uebersiedelung versezt, scheint allerdings das jezige Land Bayern, da die gothischen Provinzen Noricum u. Rhaetia schwerlich über das Gebirge hinaus gereicht haben, von den frühern Bewohnern verlassen und geeignet neue aufzunehmen, deren zuerst genanntes Oberhaupt Garibald als Basill des Frankenkönigs erscheint.

Aber nicht die ganze Masse der Bayern ist über die Donau gezogen; noch ist auf der nördlichen altheimatlichen Seite, wo ihre Ausdehnung später bekannt wird, als im südlichen Lande, ein nicht unbeträchtlicher Theil zurückgeblieben. Nicht bloß ist der schmale und waldige Südschweigensgebirge zur Donau bis gegen ihre östliche Grenze von ihnen nicht aufgegeben, sie haben auch in weiterm Raume längs der nordwestlichen Fortsetzung des böhmischen Waldes, der sie von den Czechen scheidet, zwischen diesen im Osten und den Schwaben und Franken im Westen, in einer Spitze bis an das Fichtelgebirge reichend, das Land am Regen, der Rab und der Altmühl behauptet, das, im Gegensatz zum bayerischen Lande im Süden der Donau, der Nordgau heißt. Dieser Strich, einst der Sig der Mariken, die seit dem markomannischen Kriege nicht mehr genannt sind, heißt bey dem Geographen von Ravenna Thüringerland, woraus wahrscheinlich ist, daß seine alten Bewohner, seit der Name Thüringen bis zur Donau reicht, sich mit ihren Nachbarn, den Markomannen zu Einem Volke verbunden haben. Bayern werden aus diesen Gegenden nicht vor dem achten Jahrhundert genannt. Paulus Diaconus (H. Langob. 3. 30), der die Provincia Noricorum, quam Baioariorum populus inhabitabat, Danubii fluenta zur Nordgrenze haben läßt (übrigens gerade durch des Verf. Bemerkung, daß man eine Zeitlang die Benennung Noricum und Norici nur mißbräuchlich auch von Land und Volk im Norden der Donau gebraucht habe, gerechtfertigt scheint), werde durch Carl den Großen widerlegt, der den Nordgau partem Baioariae neuene; und wenn auch dieser Theil, von Ostfranken aus, als Markgraffschaft von einem ostfränkischen Grafen verwaltet wird, so bleiben doch seine Bewohner bayerisches Volk mit bayerischen Gesezen. Die Grenzen zwischen bayerischem Volk in dieser Gegend und fränkischem

findet der Verf. noch in der Mundart abgesteckt. Die Erlanger, Ansbacher, Bayreuther, Hofer sind Franken, die Wunsiedler, die Nürnberger sind Bayern.

Zum Schluß dieser Untersuchung, die auf überall beygebrachten Originalzeugnissen fortschreitet, stellt der Verf. seine Meinung vom Herkommen der Bayern mit den bisher angenommenen kurz zusammen. Nach allen, wie denn auch nach der feinigsten, wird auf Boji zurückgegangen; nach dieser aber nicht auf Boji, die, was der Verf. durchaus in Abrede stellt, je im Lande der Raeti und Vindelici in dem Uferstriche der Norici, wo später die Baiovarii auftreten, gewohnt hätten, sondern auf die historischen Boji an der obern Elbe, und auf diese nur in so ferne, als nach ihnen ihre deutschen Verdränger dieses Elbe-Land Boiohaemum, Beheim, Böhmen, und sich selbst, wohl schon ehe sie über die Donau gingen, Baiovarii genannt haben.

Daß diese Baiowaren, wie die Alemannen, Franken, Thüringer, Langobarden, in deren Reihe aus der ältern Zeit von den östlichen Völkern die Quaden, Markomannen, Hermunduren stehen, ein oberdeutsches Volk, zeigen sie durch Eigennamen und ihre Sprache, wozegen sich alle die Völker, aus deren Zusammenfluß, nach einer neuern Ansicht, die Bayern sich gebildet haben sollen, die Heruler, Rugen, Turkingen, Skiren und Gepiden, schon als ehemalige Anwohner der Nilsee, sicher aber durch die aufbehaltenen schwachformigen Mannsnamen auf a. (*Σοβαρούας τις* "Ερωλος Proc. h. goth. c. 15. Fava Rugenkönig Eugipp. c. 8. Edica ein vornehmer Skire Jorn. c. 54. *Οβίλας Γήπαις γένος* Proc. h. goth. 31. Fastida Gepidenkönig Jorn. c. 17.) als nicht oberdeutsche Völker zu erkennen geben.

Man sieht aus diesem Beyspiel, mit welcher Umsicht und Selbständigkeit der Verf. in seinen Untersuchungen verfährt. Auch von der Art, wie grammatische Momente in den Bereich derselben gezogen und benutzt werden, giebt es einigen Begriff. Wir wollen, um das Werk auch von dieser eben so eigenthümlichen philologischen Seite zu zeigen, noch ein paar andere Aussprüche und Vermuthungen des Verf., wie sie sich uns eben darbieten, zum Schluß beysügen.

Mit Recht wird auf die Personnamen ein besonderes Augenmerk gerichtet, mit so größerem, als man auch griechischen und römischen Schreibenden zutrauen zu dürfen glaubt, daß sie die charakteristischen Verschiedenheiten in gewissen Formen derselben treu aufgefaßt und wiedergegeben haben. Bekanntlich ist eine Grundeigenheit aller germanischen Dialekte von der ältesten Zeit her, daß sie zwey Hauptarten zu decliniren, wovon die eine von J. Grimm die starke, die andere die schwache genannt wird, anerkennen. Nun scheiden sich nach der schwachen, in welche wohl eine gute Hälfte der Personnamen fällt, diese Dialekte in zwey große Klassen, deren eine die männlichen Namen dieser Form auf a, die andere aber sie auf o ausgehen läßt. Die Endung a zeigen unter denjenigen alten Dialekten, von denen sich Denkmäler erhalten haben, der gotische, der friesische und angelsächsische, — die Endung o aber der altsächsische und der althochdeutsche. Ob sich aus ursprünglichem a dieses o zu derselben Zeit, wie das nur aus jüngern Quellen darzulegende skandinavische i, entwickelt habe, dahingestellt gelassen, darf man wohl für Eigenheit der untern oder Seevölker das a, der obern oder Binnenvölker das o nehmen.

Auf diesen Grund hin nun werden, wie wir oben gesehen haben, mit den Gothen nicht bloß die Gepiden, die Heruler, Rugen, Turkingen und Skiren, sondern, in Erwägung der Namen ihrer Könige Rechila, Maldra, Audica, S. 456 auch die Sueven zum niederdeutschen Zweig gezählt, während nicht bloß die Baiowaren, Alemannen, Langobarden, Thüringer ic., sondern auch alle Franken, so wie S. 392 die Altsachsen mit ihren schwachformigen auf o endenden männlichen Personnamen, dem oberdeutschen zugerechnet werden.

S. 58. Nicht aus der eigenen Sprache, sondern aus der des Nachbarstammes ist die Gesamtbezeichnung, unter welcher (wo wenigstens eine solche statt hat) jedes der Nordvölker in die Geschichte eintritt. Weder der Wende, noch der Germane, noch der Kelte hat ursprünglich eine einheimische, seinen Stamm umfassende, Benennung (selbst das weitverbreitete Suevi ist nicht gleiches Umfangs mit Germani); aber jeder hat Namen für seine Nachbarvölker. Die Stammnamen Aisten, Finnen, Wen-

den sind von den Germanen gekommen; der Name Germani selbst ist von den Kelten ausgegangen und durch die Römer in Umlauf gebracht. Der Benennungsgrund lasse sich vielleicht darin finden, daß nach Cäsar h. gall. 2, 4. 632 die offenbar keltischen Völklein Condrusi, Eburones, Caeraesi, Paemani uno nomine Germani appellabantur. Sie waren Bewohner der Waldgegend am Nordabhange der Arduenna. Die deutschen Ableitungen aus guerre (werra), wehr (wari), gër (gaesum) werden S. 59 160 als unstatthaft nachgewiesen.

S. 72. 22. Tuisco (Tuisto falsche Lesart) aus Tiu-sco erklärt; von (Tiu Deus kar' $\xi\epsilon\omicron\chi\eta$), wovon der bestimmtere Ty-n nur eine specielle Personification, wie andere.

S. 73. Istaevones, zu Astingi gehörig, wie Vindili zu Vandili etc. Astingi aber bey besser Unterrichtetem (wie Jornandes) Asdingi geschrieben und auf gothisch azd, deutsch art (genus) führend — also generosi, nobiles.

Ingaevones von dem, unter Vermengung mit Ableitungen von ung-r (jung), falsch geschriebenen Yngvi, einem altnordischen Königsprädicat, also nur nach anderm Dialekt ebenfalls generosi, nobiles, praestantes.

Herminones, mit prosthetischem h nichts anders als das auszeichnende Irmin in Zusammensetzungen wie Irmin-diot, Irmin-sul.

Hilleviones (nach Plinius als Gesamtnamen der Bewohner von Scandinavia, dieses alter orbis terrarum, angenommen) werden, von hella (petra,) als Felsenbewohner erklärt, den keltischen Carni, Cornavii, den albanischen Skipetaren entsprechend.

Der Verfasser schreibt, die Endung mehr verdeutschend: Iståven, Ingåven, Herminen, Hilleven, worüber Einem die alte verschollene, in Namen von Landstrichen vorkommende Endung aib, eiba (anthaih, banthaih, wurgonthaih, Wingarteiba, Wetareiba, Wedrevis) befallen könnte.

S. 26. 117. 146. 349 wird ein freylich räthselhaftes prosthetisches N angenommen, wodurch

die ungesüßige Nerthus dennoch wieder auf Erthus (auch das isl. jörðh führt auf ein älteres erdhu), die Niithones auf Juthones, Juthae, Ναπαζών der Fluß auf Arabo, die Narisci auf Ὀβάριστοι , Warisci, Neustria auf Wistria zurückgebracht werden.

Tentones möchte der Verf. für das von den Kelten nach der Etymologie ihrer Wurzel teut umgesetzte Juthones halten, so wie denn der in der Wessobrunner Handschrift für „Suapa“ aufbewahrte Name Cyuarii, der kein anderer sey als Τετρονοάροι bey Ptolemäus, dem nur in der Ableitung abweichenden Juthungi (die Schwaben sind Juthungen, ursprünglich Niederdeutsche, die in der Verbindung mit den Alamannen schon früh ihre Mundart in den oberdeutschen Charakter umgeformt haben) gleich stehe. Doch wird auch die Zulässigkeit einer Ableitung des Namens Tentones unmittelbar von Tiu, später Ziu (einerseits Deus, andererseits divus, gloriosus) nicht in Abrede gestellt.

Welch ganz andern Ursprungs die spätere Benennung deutsch sey, wie aber ihr Anklang zum alten Namen Tentones schon früh dahingewirkt habe, daß beyde vermengt und verwechselt wurden, wird S. 65 — 64 gezeigt.

In den von deutscher Zunge gegebenen Namen Suevo, Vindili, Wenden, Erb (Serben) findet der Verf. S. 55 — 58, 607 bloß den allgemeinen Charakter einer unansässigen, nomadischen Lebensweise (swiban, wündalon huerban) ausgedrückt.

S. 229. Vindelici nicht als Vindelici, sondern als gehäufte Ableitung Vind-el-ici zu nehmen, wie Div-it-iacus, Mag-ont-i-acum.

S. 242. ambactus ein keltisches Wort, mit nichten das gothische and-bahts.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. April.

Nro. 85.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Ueber den germanischen Erb-Adel. Beytrag zur Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Von Dr. Christian Thierbach, k. Prof. am ver. Gymnasium zu Erfurt etc. Gotha 1836. S. 132. 8.

Wer dem Tacitus Besonnenheit und Stetigkeit in der Wahl seiner Ausdrücke zutraut, der kann nicht anstehen, *nobilis, nobilitas*, wo es in der Germania vorkommt, als einen Geburts-Adel bedeutend, zu erklären. Denn nichts anderes bezeichuet Tacitus damit in sehr vielen Stellen seines großen Geschichtswerkes. Man vergleiche nur Ann. I. 53. II. 11. 37. 43. 48. 75. III. 6. 7. 17. 24. 29. 31. 32. V. 1. VI. 29. XI. 12. 21. XII. 6. 10. 53. XIII. 12. 16. 18. 34. XIV. 15. 22. 26. 46. 53. XV. 48. *)

Hat aber Tacitus mit *nobilitas* eine Auszeichnung gewisser Geschlechter bey den Germanen, ähnlich der in Rom bestehenden, ausgedrückt, so ist

*) Eine dieser Stellen, A. XII. 55, ist von Hrn. Th. unrichtig, als einen römischen Senator betreffend angeführt; sie bezieht sich auf die vermeintliche Abstammung des Frengelassenen Pallas von Evander. Dieß ist jedoch ein geringer Verstoß in Vergleichung mit einem andern, welcher kürzlich einem Recensenten des preussischen Adelslexicons von Jedlich-Neunkirch begegnet ist. Der beginnt seine Recension so: „*Nobilitas majorum bona facta*, sagt Tacitus (Ann. III. 40)“ und schließt daraus auf die Meynung des Tacitus von der Grundlage des Adels. Die angeführte Stelle heißt aber: *Nobilitas a minoribus et majorum bona facta*, und bedeutet: Beyden (Florus und Saccovir, Unruhe-Stiftern in Gallien) kam ihre adelige Herkunft und das Andenken der guten Dienste ihrer Vorfahren zu Statten.

aus demselben Grunde anzunehmen, daß er auch das Wort *plebs*, wo er es von Germanen braucht, im römischen Sinne, zur Bezeichnung der Gesamtheit der gemeinen Freyen brauche. Hr. Th. ist dieser Meynung nicht. Er erklärt S. 75 in der Hauptstelle: *de minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes, ita tamen ut ea quoque, quorum penes plebem arbitrium est, apud principes pertractentur.* Germ. 11., das Wort *plebs* so: „das Concilium war eine Versammlung vornehmer Herren, die *plebs* demnach in diesem Parlamente, den *principibus* gegenüber, können nur die gewöhnlichen parlamentsfähigen Adelligen, die übrigen, in den verschiedenen Gauen einquartirten Kriegsherren seyn.“ Er fügt S. 77. bey: „Hätten die Gemeinfreyen ein solches Recht gehabt, so würden sie durch Stimmenmehrheit in der Versammlung bald über den Adel die Oberhand gewonnen, und Gesetze, in denen sie als halbe Menschen erscheinen — gewiß verhütet haben.“ (Letzteres bezieht sich auf das niedrig bestimmte Wehrgeld der gemeinen Freyen bey den Franken, Sachsen, etc. in einer viel späteren und sehr verschiedenen Zeit). Stellt man sich unter dem Concilium etwas wie ein Parlament vor, — obgleich die Gestalt höchst unparlamentarisch ist: *turbae placuit — fremitu aspernantur — frameas concutiant*; — so mag man wohl Recht haben, den Bayern keinen Zutritt zu gönnen. Anders ist es, wenn man sich das Concilium als eine Lands-

Tacitus stellt also damit so wenig den allgemeinen Satz auf, Verdienste der Vorfahren seyen die Grundlage des Adels, daß er vielmehr in dem einzelnen Falle Verdienste der Vorfahren nur zur Verstärkung des Ansehens, welches der Adel gab, dienen läßt.

gemeinde denkt. Und warum sollte man nicht? Gab es doch in Deutschland von Alters her und selbst vor Kurzem noch selbständig beratende und beschließende Landsgemeinden, (Land Hadelu,) und giebt es deren jetzt noch in der Schweiz. Nicht zu gedenken der *ayopá* und des *forum*, wo *δημος* und *plebs*, in den ältesten Zeiten beyde meist aus Bauern bestehend, das gemeine Wohl beriethen. Warum sollte nicht in dem alten Germanien üblich gewesen seyn, was in dem alten Griechenland und Italien? Hr. Th. meynt S. 74., die Bedeutung des Wortes *Concilium* stehe entgegen; eine Versammlung des gesammten freyen Volkes würde *Concio* oder *comitium* zu nennen gewesen seyn. Allein aus vielen Stellen der Alten, z. B. Liv. XXXIII. 16, XXXV. 31—33, XLII. 38 (wo ausdrücklich, wie bey Cäsar, B. G. VI. 23, *multitudo* als theilnehmend erwähnt wird,) ist es ungewiss, daß *Concilium* eine Landsgemeinde bedente. Doch sucht Hr. Th. durch diese Bemerkung nur die Schwierigkeit hinwegzuräumen, welche das scharfe Wort des Tacitus der Meynung, die er vertritt, entgegenstellt. Nach dieser waren die germanischen Landschaften nichts anderes als militärische Aristokratien; eine adelige Kriegerkaste hatte überall das entschiedene Uebergewicht. Dieß wird aus dem anhaltenden Kriegs-Stande, worin die germanischen Stämme sich befunden, aus den Verfassungen derselben nach der Völkerwanderung, endlich aus der Zusammenstellung einzelner Nachrichten und Angaben gefolgert. Die zwey ersten Fälle sind nicht beweisend; der Kriegsstand der Germanen war nicht anhaltender als z. B. der Römer; und aus dem siebenten Jahrhundert ist auf das erste nicht zu schließen; wie überhaupt aus Späterem das Ältere zu erklären ungleich mißlicher ist, als jenes aus diesem. Aber auch die einzelnen Nachrichten kann Hef. nicht der hier vorgetragenen Meynung günstig finden, wie aus folgenden Bemerkungen erhellen wird, die sich übrigens darauf nicht einschränken sollen.

S. 8. nimmt Hr. Th. das *fidem volentibus Germanis sumtam*, Tac. A. XI, 17, als einen Beweis „daß schon vor den Zeiten der Teutoburger Schlacht hie und da ein Werbe- oder Conscriptio-System obwaltete“; wie wenn *volentibus* Befehl oder Nöthigung bedeutete.

Nach S. 26 soll Cäsar B. G. IV. 1. unter *Usipetes Germani* „Herren vom Kriegerstande“ verstanden haben, die „mit einem Haufen gemeinen Volks“ über den Rhein gekommen. Was hier unter der *magna multitudo hominum* zu verstehen sey, erhellt aus c. 14, *reliqua multitudo puerorum mulierumque, nam cum omnibus suis domo excesserant* (Germani).

Ebendas. wird *gentibus cognationibusque hominum qui una coierint*, B. G. VI. 22, auf „Verbrüderungen und Familien-Verbindungen der Häuptlinge mit ihren vornehmsten Stammgenossen“ gedeutet; da es doch nichts anders ausagt, als *generatim* (B. G. 1, 51), oder *Familiae et propinquitates*, Germ. 7.

S. 51 legt Hr. Th. die angeführte Stelle Cäsar's in eben berührtem Sinne aus und läßt den Schluß derselben, welcher dieser Auslegung widerstrebt, (*ut animi aequitate plebem contineant, quum suas quisque opes cum potentissimis aequari videat*,) unberücksichtigt. Wenn man neben dieser Stelle in Betrachtung zieht, daß Cäsar von der Lage der gemeinen Freyen in Gallien zuvor bemerkt hat: *plebes paene servorum habetur loco, quae per se nihil audet et nullo adhibetur consilio*; von den Germanen aber im Allgemeinen: *Germani multum ab hac consuetudine differunt*, so wird man wohl schließen dürfen, daß seine Ansicht von dem Stande der Gemeinen bey den Germanen mit der, welche Tacitus gefaßt hat, übereinstimme, ob er gleich darüber sich nicht ausgedrückt hat.

S. 52 wird Germ. 26. *pro numero cultorum* erklärt: nach Anzahl der darauf haftenden Bauern. Zur Rechtfertigung wird in einer Anmerkung gesagt, die vertheilenden Herren könnten damit nicht gemeint seyn; diese trieben ja den Ackerbau nicht. Allein Tacitus schreibt das müßige Leben nicht allen zu; nur *fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens*. c. 15. Uebrigens ist der, nach dem Zeugnisse des Cäsar und des Tacitus, üblich gewesene Wechsel der Ländereyen ein sehr dunkler Punct, welchen aufzuhellen die Annahme, daß Bauern auf dem Lande gefest gewesen seyen, allerdings sehr geeignet wäre. Hr. Th. hätte ein Gegenstück aus der neueren Völkerkunde

dafür anführen können. Nach Elphinstone's Account of Caubul, B. III. Ch. 1. ist bey mehreren östlichen Stämmen der Afghanen eine wechselnde Vertheilung des Landes, Waiss genannt, eingeführt. Zwey Stämme tauschen miteinander, nach Entscheidung des Looses, alle sechs bis zehen Jahre, zuweilen jedes Jahr. Bey einigen Stämmen geht der Wechsel nur zwischen den Unterabtheilungen derselben vor. Er geschieht in guter Ordnung, und das Land ist, der Veränderung der Besitzer ungeachtet, vortreflich angebaut. Freylich arbeiten gewöhnlich diese Besitzer nicht selbst, sondern führen nur die Aufsicht. Unterthanen, Fakir genannt, bauen für sie das Land. Allein diese sind nicht gleiches Stammes, sondern durch Eroberung dienstbar gewordene Ureinwohner. Bey den Germanen aber ein ähnliches Verhältniß zwischen Herren und Hinterlassen anzunehmen, daß jene das erobernde, diese das unterworfen Volk gewesen seyen, steht uns nicht frey; kein Zeugniß aus dem Alterthume spricht dafür. Ohne eine solche ursprüngliche Scheidung aber kommt es wohl nicht zu einer Abtheilung der gesammten Bevölkerung in Grundherren und Grundholden.

S. 48 u. a. D. wird der Segimer, des Segestes Bruder, welcher sich (Tac. Ann. 1. 71) den Römern ergab, mit dem Segimer, welcher nach Bellejus der Vater des Arminius war, für Eine Person erklärt. Als wäre es denkbar, daß Tacitus das übersehen, nicht als Merkwürdigkeit hervorgehoben hätte!

Nach S. 49 war die Ehe zwischen Arminius und Thusnelda nicht standesmäßig, weil — jener diese entführt hatte. Als Beweis wird angeführt: sonst hätten die Ehemänner nicht den Neffen des Arminius, sondern seinen Sohn zum König begehrt. Allein zur Zeit dieses Begehrens lebte jener Sohn des Arminius nicht mehr; denn der Neffe war unus reliquus stirpis regiae. Tac. A. XI. 16.

S. 75. ist das „pertractentur“ Germ. 11 so erklärt: „erst in der engeren Versammlung der Fürsten erfolgte der Endbeschluß oder die Sanction.“ Eine mit dem Ausdrucke: quorum penes plebem arbitrium est, ganz unvereinbare Erklärung. Wie heutzutage ein Vorschlag, zu welchem die Zustimmung der Landstände begehrt wird, zuvor durch

einen Ausschuß derselben geprüft werden muß, ebenso bedurften Sachen, die an die germanische Landsgemeinde zu bringen waren, einer Vorberathung, und das um so mehr, weil diese Landsgemeinde nicht berathschlagte, sondern nur annahm oder verwarf. Diese Vorberathung liegt in dem Worte pertractentur, das man darum nicht nöthig hat in praetractentur anzufügen.

S. 80. „Selbst dem Freyaffen von unadelliger Geburt versagte man die Waffen außer der Zeit des Dienstes.“ Das soll aus Germ. 44 erhellen, wo nur von den unter strenger Herrschaft stehenden Suiionen die Rede ist und im Gegensatz zu ihnen das Waffentragen der andern Germanen durch die Worte hervorgehoben wird: nec arma, ut apud caeteros Germanos, in promiscuo. Aber freylich hat Hr. Th. unter Germanen überall nur die „Kriegs-Herren“ gesehen.

S. 84 wird Germ. 12. Licet apud concilium accusare quoque et discrimen capitis intendere, so gegeben: „das Parlament constituirte sich zuweilen als Gerichtshof,“ und dieses Gericht wird auf peinliche Sachen „der adeligen Kriegsherren“ beschränkt. Ohne allen Grund nimmt der Verf. an, über Vergehen anderer Freyen hätten die Gaugerichte zu erkennen gehabt. In dem jura per pagos reddere, welches diesen Gerichten zukam, ist eine strafrechtliche Gewalt nicht enthalten.

S. 88 erklärt Hr. Th. das Reges ex nobilitate sumunt so: „ein gewisses Geschlecht, aber kein durch Successionsgesetze bestimmtes Individuum desselben, genoß das Erbrecht der Herrschermwürde.“ Allerdings ist unter dem sumunt nur die Erwählung eines Geschlechts (nach Aussterben oder Abtreten des vorigen) zu verstehen. Daß aber die Erbfolge unter den Gliedern dieses Geschlechts nicht durch Gesetz oder Herkommen bestimmt gewesen sey, daß man daraus „die für die Staatsverwaltung angewissenste Persönlichkeit gewählt habe,“ ist nicht anzunehmen.

(Schluß folgt.)

Die Deutschen und die Nachbarstämme.
 Von Kaspar Zeuß. München, Lentner 1837.
 778 u. VIII. S. gr. 8.

(Schluß.)

S. 21. 224. 491. Das keltische *tighearn dominus* (aus *tigh tectum, domus*, wie *dominus* aus *domus*) in den Namen *Gor-Tigernus*, *Guer-tigernus* und dem der *Tigurini* enthalten. So sey der *Tegern-see* (*tigarin-seo*), wie die *Isura*, der *Aenus* etc., auch noch der keltischen Zunge den *Rhäten* zuzuschreiben, was auffallend genug wäre, wenn doch aus *Tigurini* Zürich geworden ist.

S. 505. Wenn *Jornandes* mehrmals in seinem Latein die gothische schwache Plural-Endung wie in *Merens*, *Mordens*, *Remniscans*, *Tadzans*, *Suethans* gebe, so sey auch die starke, von ihm zu erwarten. Diese findet der Verf. in *Vagoth*, *Gantigoth*, in welchen Formen statt des *s* der aspirirte Zungenlaut *th*, also *oith* statt *os* gesetzt sey, wie umgekehrt für *Theudericus*, in einer Inschrift bey *Muratori* 412. 4, *Schudericus* vorkomme. Diese gothischen Formen der Völkernamen bey *Jornandes* beweisen, daß er sie unmittelbar aus den gothischen Quellen, wahrscheinlich aus denselben alten Volksliedern, aus denen er die gothische Wanderungssage mittheilt (worauf auch die mehr poetische als profaische Form *Gautigôs*, wie *Denigas* im angelsächsischen *Beovulf*, deute) geschöpft hat.

Von *Ptolemäus* dagegen wird S. 226. 762 vermuthet, daß seine Nachrichten über Deutschland aus keltischer Hand geflossen, oder nach den Angaben eines Kelten niedergeschrieben seyen. Davon zeuge außer der keltischen Umformung der *Chabilei*, *Καοῦλοι* in *Καλούκωνες* und die keltische Benennung *Μελίζοκος* für das deutsche *Bacenis*.

S. 465 wird der gewöhnlichen Annahme, daß *Burgunder* einmal auch auf *Bornholm* gesessen, weil diese Insel früher *Burgundar-holmr* geheissen, mit Recht entgegengesetzt, daß diese Benennung als Genit. sing. nur auf Einen Namens *Burgundr*

deutet, da sie sonst *Burgunda-holmr* hätte lauten müssen.

S. 671 giebt der Verf. die Geschichte und Erklärung eines Volksnamens, der sich nach der Hand außer seiner eigenen Heimath so groß gemacht hat, nämlich *Preußen*. Die Form *Porussi* wird als unhistorisch verworfen, schon weil *Nestor* immer *Prusi* schreibt. Wurzel sey ein slavisches dem lateinischen *prop-e, proc-simus*, in Laut und Sinn entsprechendes *prus*, und, wie der *Slawe* den *Finnen*, mit dem er am wenigsten gemein hatte, *Tschud* (*czudj*, den *Fremden*), den *Deutschen*, mit dem er in Lebensweise übereinstimmte, nur *Njemetz* (den *Unverständlichen*) nannte, hieß er den *Risten* (unter diesem Gesamtnamen faßt das Buch, wie wir oben gesehen, die *Altpreußen*, *Litthauen*, *Kuren* und *Letten* zusammen) den *Nächsten*, den *Verwandten*, noch *Lage* und *Sprache*.

Im Laufe seiner Untersuchungen hatte der Verf. nur zu viele Veranlassung den noch trostlosen Zustand mancher seiner Quellen zu beklagen. Hat er auch Einiges geradezu als Mißverständniß abgewiesen, so sind an Mehrerem wohlthätige Conjecturen versucht worden, über deren Haltbarkeit hoffentlich noch später auftauchende Handschriften entscheiden werden.

Für eine wesentliche Zugabe des Buches halten wir das auf S. 763 — 778 gelieferte alphabetische Verzeichniß der darin vorkommenden und besprochenen Namen. Durch dieses wird das Werk auch demjenigen Selbstforscher, der hie und da des Verfassers Ansicht nicht theilen sollte, zu einem willkommenen Handbuch, in welchem er die, jeden Namen betreffenden ältern Zeugnisse von kritischer Hand wörtlich zusammengestellt finden kann. Auch das ganze wichtige Capitel *Germania* aus *Ptolemäus* nach *Sicklers* Herstellung wird man gerne unter den Zusätzen abgedruckt finden.

Der reine, sorgfältige Satz und Druck muß der *W. Reiche'schen* Buchdruckerey in *Augsburg* zur Empfehlung gereichen, so wie die Verlags-handlung alles Lob verdient, einmal auch ein Werk solcher Art ans Licht gefördert zu haben.

J. A. Schmeller.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. May.

Nro. 86.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler. Allgemeine Einleitung in die speculative Philosophie und Theologie. Mainz bey Kupferberg 1834. gr. 8. 21 Bogen.

Specielle Einleitung in die Philosophie und speculative Theologie von demselben. Heidelberg bey Mohr. gr. 8. 1837. 35 Bogen.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß sich in unserer Zeit in den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens ein neuer lebendiger Geist erhebt, der in manchen Kreisen schon zu einer ziemlichen Geltung erstarkt ist. Es ist dieß auch keine von jenen mehr untergeordneten Wendungen und sich neu gestaltenden Richtungen, welche von Zeit zu Zeit immer das Leben bewegen und nie lange ausbleiben, aber nicht den Grundcharakter der herrschenden Ansichten verändern und nur die einzelnen Seiten desselben in ihren verschiedenen Beziehungen weiter ansbilden. Dieser sich so deutlich kundgebende Entwicklungsumschwung, welcher sich schon längst in der Tiefe vorbereitet hat, be trifft die innersten und wesentlichsten Seiten des menschlichen Geistes und geht von dem Punct aus, von welchem allein die Menschheit immer auf eine wahrhaft durchgreifende Weise bewegt wurde. War die Haupttrichtung seit langer Zeit eine solche, die vom wahren Centrum sich entfernend, mehr in der Eigenheit und Selbstheit des Lebens und Denkens wirkte, und diesem ihrem Grundcharakter gemäß sich nach allen Seiten hin entwickelte, so sehen wir jetzt,

wie der menschliche Geist sich aufs entschiedenste zu dem wahren Grund seines Lebens, zu dem Centralen und Positiven hinwendet. Diese neue Grundrichtung concentrirt sich in dem Streben: Wissenschaft und Leben das positive Christenthum wieder zum Grund zu geben, eine Aufgabe, die von Seite der Philosophie dadurch gelöst würde, wenn diese von dem Standpunct eines unabhängigen und freyen Denkens auf den des Christenthums gelangen würde. Die bisherige Richtung, nur im Nationellen, in bloßen Vernunftbegriffen und abstracten Verstandesbestimmungen das Heil zu suchen, gehört ihrer intensiven Kraft nach einem im Sterben begriffenen Systeme an, wenn auch äußerlich noch so herrschend in der dem alten Principe noch verhafteten Mehrheit. Es geht hier, wie bey jedem Entwicklungsumschwung in der Geschichte des geistigen Lebens. Das neue Leben hat schon lange unter der Decke des alten seinen Bildungsproceß begonnen, und ist im Innern erstarkt, während das alte den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht und den Feind kaum noch recht ins Auge faßt, oder ihn mit Hohn behandelt. Diese neue Grundrichtung ruht auf den Tiefen des Christenthums, weil in ihnen, so fern es richtig erfaßt und verstanden wird, das wahre Leben des Geistes, allein ächter Gehalt und das wirklich Substantielle enthalten ist, und von ihm ausgeht. Eben darum wird auch die wahre Wissenschaft immer zum Christenthum führen, welches auch dadurch seine Wahrheit beurtundet, daß in ihm allein nicht bloß eine Seite des menschlichen Geistes, sondern alle ihre wahrhafte Befriedigung finden, daß Freyheit der Forschung und Untersuchung erst von ihm aus Seyn, Bedeutung und Zweck erhält. Diese Rückkehr zu dem Positiven ist aber keine bloße Rückkehr zu dem alten, bloß äußerlichen Aggregat todtliegender Wahrheiten, die ein unlebendiger Dogma-

tismus in Fesseln geschlagen, sondern es ist eine Erneuerung und Auferstehung des geistigen Lebens, welches den harten und schweren Kampf eines Alles auf die Probe setzenden und nach dem Rechte seiner Geltung fragenden Entwicklungsprocesses mit großem und herrlichem Gewinn durchgemacht und mit dieser innern Erfahrung bereichert den Werth und Gehalt der christlichen Lehren tiefer erkennt, sicherer erfaßt und die Belebung und Regenerierung aller Gebiete des Lebens und Denkens dadurch ausführt. Dem großen Kampf in jener Entfremdung und Entzweyung des menschlichen Geistes sollte auch ein großes Resultat entsprechen. Der deutsche Geist hielt darin aus und überwand ihn. Der ächte Gehalt der christlichen Wahrheit, in den vielfachen Angriffen entwickelt, geläutert, durchlebt und durchdacht, bewährte seine alte, unerschütterliche Gewalt und gedieh zu immer frischerem Leben, wie eine Eiche, die in allen Wettern nur ihre Kraft beweist, und in allen Stürmen nur zur schöneren Entfaltung ihrer inneren Stärke gelangt. Es blieben, wie der große Deutsche sagt, die Felsen fein sicher vor den Töpfen. Aber nichts war wohlthätiger und heilsamer als jene große Prüfung. Ein dogmatischer Scholasticismus hatte nach der Reformation aufs Neue den Geist der christlichen Lehre zur Erstarrung zu bringen gesucht, und durch eine unlebendige Kennerlichkeit und todte Einheit, deren Folgen auch jene sich dagegen setzenden johanneischen Geister nicht mehr abzuwenden vermochten, ihre innere Lebenskraft zu hemmen begonnen. Zugleich erstarb bey den Schriftgelehrten mehr, als bey dem Volk Sinn und Empfänglichkeit für die göttlichen Lebensquellen, Herz und Verstand verschlossen sich den ewigen Tiefen und da die treibende, nie ruhende Kraft des menschlichen Geistes nicht mehr in und mit dem Centralen wirkte und durch dieses die einzelnen Kräfte beherrschte und zusammenhielt, so suchte sie sich im Peripherischen einen Ausweg. Da erhoben sich die einzelnen Seiten und Richtungen des Geistes in ihrer Isolirung und sie machten sich ihre eigenen Götter.

Es hatte ein neues Heidenthum begonnen. Der Herr war abermals niedergefahren und hatte die Sprache verwirrt. Die morsche, unlebendige Einheit, die das äußere Gerüst ihrer Lehrsätze für

die Hauptsache hielt und dadurch den innern Geist derselben und ihr freyes Leben zur Erstarrung zu bringen drohte, wurde zertrümmert. Zwar bewahrte auch jetzt noch eine kleine Schaar das heilige Feuer und die lebendige Kraft des unauflöselichen Lebens, aber die entfesselten Geister der aufgelösten Einheit verfolgten den Weg ihres selbstischen Lebens. Nach dieser Zertrennung und Entzweyung sollten die einzelnen Richtungen des menschlichen Geistes durch den Proceß ihrer isolirten Entwicklung, die aber doch von einem gemeinschaftlichen, sie in successiver Entfaltung gesetzmäßig bewegendem Princip getragen wurde, zu einer lebendigen Einheit zurück gebracht werden, wo jede von der Kraft des wahren christlichen Geistes durchdrungen und dadurch zu etwas ganz anderem gemacht an ihrer rechten Stelle wirken könnte. Bey solchen Vorgängen zeigt sich am klarsten die eigenthümliche Natur der Wirksamkeit Gottes in der Geschichte, indem er, je größer die Schwierigkeiten sind, welche sich durch die freye Entwicklung der einzelnen im Kampfe mit einander begriffenen Richtungen erheben, desto innerlicher, sicherer und fruchtbringender die Mißverhältnisse und Verderbnisse hebt, und jene zu einer allseitigen, auf festen Grundlagen ruhenden Einheit und Ordnung zurückbringt. So wird durch die Zertrennung und Trennung der einzelnen Richtungen des Geistes gerade das Gegentheil von dem hervorgebracht, womit ihre Isolirung drohte und das innere Zusammenhalten in der größten Entfremdung führt zu einem wahren Leben endlich zurück.

Es ist oft gesagt worden, daß die philosophischen Systeme eines Spinoza, Kant, Fichte das größte Verderben für das positive Christenthum gewesen, daß sie den Menschen das rechte Heil aus den Augen rückten, ihnen durch Spekulationen das Christenthum entzogen, philosophische Begriffe anstatt der allein rettenden Wahrheit gaben, kurz in der ganzen Zeit eine Richtung hervorbrachten, die vom Christenthum gänzlich wegführte. Das Wahre dieser Behauptungen läßt sich auch durchaus nicht abläugnen. Und doch haben diese Philosophien, wenn man es recht verstehen will, die Menschheit um vieles weiter gebracht. Dieser Widerspruch löst sich, wenn man einen tieferen Blick auf die großen, weltgeschichtlichen Richtungen der Menschheit werfen will

und nicht die einzelnen Erscheinungen isolirt, sondern im Zusammenhang mit dem Folgenden und in ihrer innern Stellung zu dem Ganzen der Entwicklung betrachtet. Wir wollen hier nur an die größte und auffallendste Erscheinung in dieser Beziehung, an das Heidenthum der alten Welt erinnern. Zeigt sich denn nicht das Heidenthum als das größte Verderben der Menschheit? Und doch beherrscht es einige Jahrtausende dieselbe. In der That, dieß wäre nicht zu begreifen, hätte es nicht doch in seinem Endziel nur zur Verherrlichung des göttlichen Willens gedient, und wäre es nicht der Weg gewesen, durch welchen Gott seine Absichten ausführte, um der Menschheit nach ihrer Entfremdung von ihm gründlich und für immer zu helfen, da eine frühere vollständige Offenbarung nutzlos gewesen wäre, ehe die Bedingungen dazu erfüllt waren. Das jedesmal relativ Höchste und Letzte kann nicht sogleich eintreten, sondern es müssen erst, wenn von Grund aus geholfen werden soll, die vorhergehenden Stufen durchlaufen seyn und das Beste, wenn es sich vorzeitig geltend machen wollte, würde oft am meisten Unheil anrichten. Jede solche in der menschlichen Natur tief begründete Richtung tritt in der Geschichte hervor, wenn ihre Zeit sie ruft. Ganze Völker und Zustände repräsentiren solche einzelne Richtungen und stehen da, als solche realisirte Ideen, damit der Geist sein ganzes Innere, auseinandergelegt und in Objectivität getreten, erkenne und jede einzelne Richtung in ihrer Einseitigkeit überwinde. So bezeichnen die Völker-Individualitäten als colossale Malsteine den Gang der geistigen Entwicklung, Nationen wurden die Opfer für die ganze Menschheit. *) Auch jene Philosophien waren von ihrer Zeit geforderte Durchgangspuncte und Repräsentationen besonderer aus dem Centrum getretener Seiten des menschlichen Geistes in ihrer Isolirung und Selbstheit ausgesprochen, welche, weit entfernt in ihrer letzten Wirkung dem wahren Christenthume zu schaden, zu seiner dauerhafteren Begründung und allseitigeren Erkenntniß viel beitragen trotz ihres dem positiven Christenthum ganz entgegengesetzten Charakters. Gott weiß jede solche

exorbitante Richtung im großen Systeme des Ganzen mit Gewinn zum Guten zurückzulenken und zum rechten Endzweck zu verarbeiten, so daß manche Richtungen in ihren Folgen als ein Glück erscheinen, was sie an und für sich durchaus nicht waren.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber den germanischen Erb-Adel. Beitrag zur Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Von Dr. Christian Thierbach, 1c.

(Schluß.)

Bey Dio Cassius LXXI. 11. kommt als Anführer einer germanischen Völkerschaft ein zwölfjähriger Knabe, Vattarios, vor. Viderich, der Enkel Hermanrich's, war, unter Vormündern, König der Ostgothen. Amm. Marc. XXXI. 3. Aus älteren Zeiten desselben Volkes wird bey Cassiodor, Var. VIII. 9. eines Gensimund gedacht, der einen unmündigen Amaler bey seinem Erbrechte schützte. Solches Erbrechts bey den Langobarden gedenkt Procopius, Goth. III. 33. und IV. 27. bey den Franken Agathias p. 15 Bonn. Dieß ist einer der Hauptzüge, die einen Trieb der Staatskunst, welcher den geringeren Völkern fehlt, an den Germanen entdecken lassen. Montaigne erzählt (Essais I. 30) von Wilden aus Amerika, die er zu Rouen gesehen, wo Carl IX. seinen Hof hielt und sie wohl aufnahm. Nachdem sie Hof und Stadt gesehen hatten, fragte man sie, was ihnen das merkwürdigste gewesen? Ils dirent qu'ils trouvoient fort estrange que tant de grands hommes portants harbe, forts et armés, qui estoient autour du roy, se soumissent à obeïr à un enfant, et qu'on ne choissoit plustot quelqu'un d'entre eux pour commander. Eine Ansicht, die bekanntlich an dem Keufersten einer, der Wildheit entgegengesetzten, Seite wiederkehrt, nur mit dem Unterschiede, daß man hier meynet nicht der Leibesstärke, sondern der „Intelligenz“ die Stelle des Erbrechts einräumen zu müssen.

*) Jesaias, 45, 3. 4.

§. 98 wird angenommen, nichts habe den Herrn verhindern können, seine Leibeigenen außer Landes zu verkaufen. Die Sitte hinderte ihn daran; welche Leibeigenen außer Landes verkauft wurden, giebt Tacitus genau an, G. 24, und läßt aus dieser Ausnahme das Entgegengesetzte als die Regel erkennen.

Nach §. 102 wäre das *uxor et liberi* G. 25 von den Angehörigen des Leibeigenen zu verstehen, weil „Frau und Kinder des Edelmanns sich mit knechtischen Arbeiten nicht befassen mochten.“ Doch, nach G. 15, wo Leibeigene gar nicht vorkommen. Die Abneigung gegen häusliche Dienstleistungen, welche z. B. bey den Römern unzertrennlich von der Freyheit war, (daher die ersten Kaiser zu Kämmerern nur Freygelassene haben konnten,) ist dem germanischen Blute ganz fremd. Jenes *uxor et liberi* steht im Gegensatz nicht zu den Leistungen des Leibeigenen, sondern zu der vorhergehenden Ausführung, daß man zu häuslichen Diensten nicht, wie bey den Römern, Sklaven gebrauche.

§. 107 ist die Stelle des Sidonius Apollinarius II. 1. seu patriam dimittere seu capillos irrig auf den gothischen Adel bezogen. Sie handelt von dem gallischen.

Ref. bricht ab, wiewohl noch Manches zu erinnern wäre. Er hätte sich wohl viel kürzer fassen und auf die Nachweisung beschränken können, daß den Ansichten J. Grimm's in den Rechtsalterthümern durch Hr. Th. (welcher dieses Buch sonderbarer Weise unberücksichtigt gelassen hat,) nichts Haltbares entgegengesetzt worden sey. Nur die Ausstattung mit Belegen, die der Verf. seinen Behauptungen gegeben und die ihm an einem andern Orte Beyfall erworben hat, bewog den Ref. zu dieser Ausführlichkeit.

Zum Beschlusse der schauerlichen Darstellung von dem Unwerthe der gemeinen Freyen und von der Noth der Hörigen bey den Germanen, (denn davon ist mehr als von dem Erbadel selbst die Rede,) bestreitet Hr. Th. noch die Meynung, die seit Montesquieu herrschen soll, als hätten „Germaniens Völker Europa den Geist der Freyheit zurückge-

bracht, der von dem römischen Despotismus verschoncht gewesen.“ Dem, was er dagegen vorbringt, liegt nicht nur eine zu geringe Vorstellung von dem germanischen Wesen, sondern auch eine viel zu hohe von dem römischen zu Grunde, die er sich aus einigen Büchern des Ammianus, ja aus einigen Kapiteln des Salvianus hätte berichtigen können. Ein Schriftsteller von erstem Range, der nicht von Montesquieu zu lernen hatte und ungleich römischer gesinnt war, als dieser, eröffnet seine Abhandlung von der Verfassung der Angelsachsen mit folgender Betrachtung: „Die nördlichen Völker, die sich auf den Trümmern des römischen Reiches festsetzten, lebten von jeher unter äußerst freyen Regierungformen. Gewöhnt an Unabhängigkeit und Waffen, gehorchten sie ihren Oberhäuptern mehr aus Anhänglichkeit als Notmässigkeit. Die Zwingherrschaft, die in dem römischen Reiche, vor dem Einbrechen dieser Eroberer, den Geist niedergedrückt und jeden edlen Trieb von Wissenschaft und Tugend zerstört hatte, vermochte dem Andrang eines freyen Volkes nicht zu widerstehen; und es begann ein neuer Zeitraum, da Europa den alten Geist wieder ansuchte und die schändliche Knechtschaft unter willkührlicher Herrschaft, die es so lange getragen hatte, abwarf. Die freyen Verfassungen, welche damals entstanden, sind zwar in den folgenden Zeiten durch Uebergrieffe der Herrscher vielfach verkümmert worden; gleichwohl sind daran die Züge von Unabhängigkeit und gesetzlicher Verwaltung nicht erloschen, welche die europäischen Völker auszeichnen; und wenn dieser Welttheil durch einen Sinn von Freyheit, Ehre, Billigkeit und Tapferkeit hoch über den andern steht, so verdankt er diesen Vorzug hauptsächlich dem Samen, welchen jene edelmüthigen Barbaren ausgestreut haben.“ (Hume Gesch. - Englands Anhang 1.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. May.

Nro. 87.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.



Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung :c.

Specielle Einleitung :c.

(Fortsetzung.)

Es ist immer besser eine einseitige Richtung kommt ganz entschieden zum Vorschein, damit man doch sieht, was an ihr ist, als daß sie noch länger versteckt eine verderbliche Macht ausübt, wo man sie nicht fassen und angreifen kann. Eine solche Macht ist auch oft, wenn ihre Kraft unselbstlich an ihrer rechten Stelle wirkt, etwas ganz anderes als wenn sie sich vom rechten Grund losgerissen geltend macht und erst dadurch ein Geist des Verderbens wird. Auch durch jene Philosophien, deren Selbständigkeit später Veranlassung wurde, auch das Christenthum selbständiger und tiefer zu erfassen und zu erkennen, wurde die Menschheit von einem einseitigen und verkehrten Princip befreit dadurch, daß es in ihnen ganz aus Tageslicht kam, abgesehen von allen andern Seiten und Beziehungen, von denen aus sie noch betrachtet werden können. Daß mit dem bloß rationellen Denken die innerste Natur und das wahrhafte Bedürfniß der Menschen in keiner Weise befriedigt werden kann, ist nun eines von den großen Resultaten der legt vergangenen Zeiten. Die rationelle Grundrichtung, die das Positive und Substantielle hinweg zu bringen suchte, bewies eben hiedurch am besten, wo die tiefste Seite des menschlichen Wesens wurzle. Alle ihre Anstrengungen setzten die wahre Natur des menschlichen Geistes in ein desto helleres Licht und wiesen desto nachdrücklicher auf die entgegengesetzte hin, wo die Grundmächte der

menschlichen Natur zu suchen sind. Daher ist es von einem weitem Gesichtskreis aus abermals klar geworden, daß das Religiöse in seiner reinen und wahren Bedeutung die Grundmacht ist, welche den archimedischen Punet enthält, von dem aus und durch den die Menschheit in ihrer weiteren Entwicklung fortschreitet. Weil diese Macht den innersten Kern und die eigentliche Wurzel der menschlichen Natur enthält, und sich alle in ihr als ein Geschlecht und in der innigsten Verbindung mit einander fühlen, so wurde die Menschheit immer nur von hieraus im Ganzen und Großen bewegt. Daher hat das bisher herrschende rationelle Princip keine positive Gestaltung oder ein eigenthümliches Leben hervorrufen können, sondern nur negative und destruirende Wirksamkeit gezeigt. Eben darum sind alle äußerlichen Besserungs-Versuche, wobey die Menschheit nicht an dem rechten Punet ergriffen wird, vergebens. Dazu gehören innere Kräfte und Gedanken, die allein im Christenthum zu finden sind, aber im vollen ganzen Christenthum, welches nicht nach engherzigen Rücksichten, nicht nach dürftigen philosophischen und religiösen Systemen, oder nach sichernder Brauchbarkeit zugeschnitten ist, sondern in das Leben und Denken eindringen soll, mit der ganzen Fülle und Concentrirung aller seiner Kräfte, welche recht erkannt und angeeignet auf jedem Gebiet, in jeder Richtung, auf jedem Punet mit gleicher Macht wirken — was das Zeichen des wahren Lebens ist. Dieses hat allein das Christenthum, weil in seinem lebendigen Grund, worauf es ruht, die höchste Intelligenz und das wahrhaft göttliche Leben (*ἡ ἀληθεὶς καὶ ἡ ζωὴ*) wirklich und leibhaftig Eins sind. Nur von hier aus kann der Morgenhauch eines neuen Lebens sich erheben und wahrhaft productive Kräfte in allen Gebieten hervorrufen, recht im Gegensatz zu dem matten

Streben der Zeit nur von Außen durch nivel-
lirende Ausgleichungen alle harten Ecken wegzuschaffen, wodurch zwar Alles recht bequem gemacht, aber auch das innere Leben gelähmt wird. Die frische Kraft jenes Lebens hat nur vorerst, wie fast jedesmal in der Geschichte, wenn sich die Tiefen aufgethan, mehr den empfänglichen Sinn des Volkes ergriffen, guten Theils noch unbekannt dem vornehmen Reflexions-Leben solcher Gelehrten, die noch nach alter Weise der Menschheit Schnitzel kränzeln, doch wird ihm noch Alles zu seinen Füßen gelegt werden.

Nach auf dem Gebiet der Philosophie wendet sich nun plötzlich ein Theil seit einiger Zeit auf einige kräftige Winke hin unmittelbar diesem Princip zu; ohne vorher daran und darüber gedacht zu haben, nimmt er es ohne alle eigene Begründung und ohne nur die Bedingungen dazu auf philosophischem Standpunct zu kennen, auf, und will ohne Weiteres erndten, wo man nicht gesät hat, und ohne Achtung die Sache, will man einmal Philosoph seyn, auf dem Wege des Denkens und der selbständigen Forschung zu begründen wäre, kommt es doch diesen Philosophen nicht in den Sinn, daß man das erst vorher auf eine reelle Weise selbst thun müßte, sondern man glaubt, sich so geradezu dem Genuß fremder Güter und fremder Arbeit überlassen zu können. Diese Art Philosophie hat nun, weil es auf dem von ihr bisher bewohnten Gebiet immer öder und unfruchtbarer wurde, begonnen ihren ganzen Staat auf das christliche Gebiet herüber zu schaffen, wobey freylich mancher alter Hausrath unterwegs zerbricht, oder keine bequeme Stelle mehr in der neuen Region finden kann. Man hat auf einmal eingesehen, daß jetzt alle Möglichkeiten, wie bisher zu philosophiren, erschöpft seyen; da nun nichts anderes mehr übrig ist, als das Positive, so muß man ohne Weiteres umkehren, und zum Gegentheil übergehen. Es war dieß ohne dem eine von der letzten Begriffs-Philosophie aufgebrachte und gern benützte Wendung, daß man, wenn es durchaus nicht mehr weiter gehen wollte, vornehm versicherte: hier schlägt die Entwicklung gerade in ihr Gegentheil um, hier geht die Idee in ihr Andersseyn über. Natürlich! wenn die Philosophie nicht mehr weiter kann, so kann die Sache auch nicht mehr weiter, sie schlägt um. Der ganze

bisherige Begriff- und Reflexions-Apparat wird nun an den christlichen Inhalt angelegt, die christlichen Lehren werden nach allen Seiten philosophisch herumgedreht und gewendet, die alten gnostischen Systeme äußerlich ausgebeutet und christlich aufgezupft, man martert sich ab mit Constructionen *) der göttlichen Trias; der Erlöser wird nun so ohne Weiteres in alles Wissen hineingesetzt und sein Name den alten Begriffsbestimmungen aufgesteckt, die längst ausgeprägten, aus allen Systemen zusammengebrachten Formeln werden christianisirt und nun ist alles positiv geworden. Leider ist bey diesem ganzen Treiben von Gedanken, die wirklich einen Aufschluß geben, wie bey Böhme, Leibnitz, Hamann ic. nichts zu sehen. In der That ist noch sehr wenig auf dem Gebiet der Wissenschaft innerlich und auf eine durchgeführte Weise christlich geworden. Versuche solcher, die wirklich im Mittelpunct des Christenthums practisch stehen und denen der philosophische Begriffsstand fremd ist, müssen anerkannt werden, aber mit einigen sporadischen Andeutungen, die aus christlichem Grund geschöpft sind, ist noch nichts Ganzes gethan. Der lebendige wirkliche Christus muß als Grund alles Seyns in Natur und Geist, wie er es ist, so auch erkannt und anerkannt werden, aber davon geschieht das Gegentheil, wenn man sein unauslöschliches Leben in inhaltslosen Abstractionen aufgehen läßt. Sein thatsächliches Wirken und Leben im alten und neuen Testament, so wie in der ganzen Geschichte, das ist der Gegenstand, um den es sich handelt. Hierüber aber etwas Gedankenvolles und Aufschlußgebendes zu sagen, setzt ganz andere Dinge voraus. Die Zeit ist vorbei, wo sich der Geist mit unlebendigen scholastischen Formeln abspeisen läßt; er dringt auf eine wahrhafte Speise, die sein Innerstes befriedigt.

Möge man uns verzeihen, wenn wir etwas weitläufiger über den ganzen Standpunct der Sache, obgleich nur in den allgemeinsten Umrissen, uns verbreiteten. Es dünkt uns dieß ersprießlicher für die Uebersicht des Ganzen, als bloß einzelne darüber hie und da hingestreute Bemerkungen.

Herr Sengler wendet sich nun ganz dem positiven Princip zu und sucht es in seiner Weise

*) Manche erinnert unwillkürlich an das Wort des Dichters: The fools rush in where angels fear to tread.

besonders aus dem Gang der früheren Philosophien zu begründen. Manche Seiten und Uebergänge in dieser Darstellung der philosophischen Entwicklung sind zum Theil recht gut und treffend behandelt, einzelne Particen gelungen und die Beurtheilung und Auseinandersetzung der Hegelschen Philosophie von einer Seite vorzüglich zu nennen; demungeachtet ist dem Verf. das, was er sich vorsehte, in seiner Ausführung nicht gelungen. Der Hauptgedanke beyder Schriften läßt sich kurz in der Forderung zusammenfassen: Alles soll aus dem positiven Princip, aus dem persönlichen Gott, der Alles durch die freye That seines Willens wirkt, begründet und abgeleitet werden. Dieses neue philosophische Princip durch eine richtige Würdigung der früheren philosophischen Systeme seit Cartesius als das Resultat derselben darzustellen, ist ein Hauptzweck der beyden Schriften. Hier vermischen wir gleich vom Anfang einen Hauptpunct, der, um die ganze Entwicklung seit Cartesius ins rechte Licht zu setzen, unerläßlich ist. Es mußten, um die Sache erschöpfend zu erfassen, auch die früheren Hauptentwicklungen des menschlichen Geistes, in ihren Grundzügen wenigstens, dargestellt werden. Das ist zwar allerdings hie und da versucht worden. Aber mit solchen Bestimmungen, wie sie z. B. in der Vorrede sich finden, wo die orientalische Weltanschauung, in der das Princip des Lebens keine freye Subjectivität, sondern subjectlose, daher blinde Macht sey, der abstrakten, substanzlosen, subjectiven Freyheit des occidentalischen Weltprincips entgegengesetzt wird, die Beyde dann ohne Weiteres ihre Versöhnung in einem positiven Princip, der freyen That Gottes etc. finden, mit solchen allgemeinen gewöhnlichen Bestimmungen (die fast mit denselben Worten bey Hegel häufig wiederkehren) ist die innere Natur jener Hauptentwicklung der Menschheit nicht bezeichnet und nur das Aeußerlichste und Formellste gesagt. Der Herr Verf. hält sich überhaupt sehr gern an solche äußerliche Bestimmungen, wiederholt sie auf eine belästigende Weise, und die Hauptgedanken des ganzen Werkes sind fast alle schon in der Vorrede ausgesprochen, wovon das Uebrige beynähe nur eine Ausspinnung ist.

In der ersten Schrift will nun der Verfasser auf das Princip des Systems die ganze Aufmerksamkeit lenken (Vorrede S. XV.). Wir wollen uns

nun sogleich über einige Hauptpuncte erklären, um dadurch das Eigenthümliche des ganzen Verfahrens deutlich zu machen, denn es kann uns hier nur darum zu thun seyn, die Stellung, welche diese Arbeit im Ganzen einnimmt, zu bezeichnen; um alles Einzelne zu beurtheilen, würde eine ganze Schrift erfordert werden. Bey der Begründung des neuen Principis aus der Darstellung der inneren Bedeutung der vorhergehenden Philosophien seit Cartesius ist uns dreyerley zunächst aufgefallen. Fürs Erste ist die Darstellung der verschiedenen Philosophien, obgleich sie einzelne Seiten derselben und ihren äußern formellen Zusammenhang oft richtig auffaßt, keineswegs bis zu dem eigenthümlichen innern Hauptpunct, um den es sich bey ihrer Beurtheilung am meisten handelt, vorgedrungen. Dies wäre auch nur möglich gewesen, wenn der Verf. selbst die Natur seines positiven Principis und was dazu gehört, innerlich und reell erkannt und begründet hätte. So aber sind die einzelnen Philosophien mehr nach untergeordneten Rücksichten entwickelt und ihre tiefste Bedeutung in Beziehung auf jenes Princip wenig erkannt.

Zweytes wird durch eine solche historische Darstellung allein ein neues positives Princip noch nicht gegründet. Dieß zeigt sich am besten darin, daß der Verf. Drittens auch in der That kein neues positives Princip abgeleitet und nachgewiesen hat, sondern es nur von aussen an und aufgenommen; eine wahrhaft innerliche Begründung und reelle Entwicklung ist nicht zu finden und müßte auch von ganz andern Seiten her unternommen werden, ebendaher mangelt auch die Erkenntniß der wirklichen innern Folgen eines solchen Alles ganz anders gestaltenden Principis.

Was der Verfasser (im ersten Artikel) über die Religion als den tiefsten Punct im Menschen sagt, ist an sich ganz treffend und wahr, nur wäre es an der Stelle gewesen, eben über den innern Grund dieser tiefen Bedeutung derselben und über die Basis, worauf dieses ganze Verhältniß beruht einen wirklichen Aufschluß zu geben. Die rhetorischen Ergehungen, die wir dafür finden, können dieß nicht ersetzen. S. 172 kehrt dasselbe wieder. Was S. 7 über das Werden der Wahrheit in der philosophischen Entwicklung des menschlichen Geistes gesagt wird, hat ganz die Art und Weise des Hege-

lischen Philosophirens, das der Verfasser später selbst so glücklich bekämpft und will sich, so dargestellt, mit dem Wirken seines positiven Principes gar nicht zusammen reimen. Säge, wie diese, die Philosophie ist die gewußte, sich selbst begreifende Wahrheit, zeigen, daß jenes positive (d. h. christliche) Princip bey Herrn Sengler zum Theile wenig mehr, als bloße Worte sind, sonst könnten keine Ansprüche vorkommen wie S. 41 „der Geist der Wahrheit stelle sich als ein und derselbe dar und verwirkliche sich in den verschiedenen philosophischen Geistern.“ Wir erkennen die Bedeutung der verschiedenen Philosophien gerne an, aber so geradezu sich den Geist der Wahrheit darin pur und unmittelbar offenbaren zu lassen, ist ächt Hegelisch. Die sich selbst begreifende Wahrheit aber ist kein solches Abstractum, sondern das concreteste, das es giebt, nämlich *ὁ βασιλεὺς τῆς ἀληθείας*. Was im Anfange des zweyten Artikels über das Christenthum als Weltreligion gesagt wird, worin alle Volks- und National-Geister ihre beschränkende Eigenthümlichkeit ablegen, ist sehr vag und allgemein. In wiefern dieß der Fall ist und in wie fern nicht, hätte aus einander gesetzt werden sollen und dazu der innere Grund angegeben werden. Das geistige Leben im Mittelalter wird darauf in der Weise charakterisirt, daß hier Wissen und Glauben in einem völlig äußerlichen Verhältniß zu einander standen. Das ist freylich das Unzureichendste, was man über die innere Natur des Mittelalters, über den mannichfaltigen Reichthum seines geistigen Lebens, über die Tiefe so mancher seiner Denker und über die merkwürdige bisher fast ganz verkannte Stellung der Menschheit in jener Zeit sagen kann. Es ist ungefähr das Nämliche, was Hegel in breiter Exposition im dritten Theil der Geschichte der Philosophie S. 46 u. 202 u. eben so wenig erschöpfend hören läßt. Ebenso äußerlich und formell in Hegelischer Weise wird nachher die Bedeutung der Reformation aufgefaßt; sie habe Freyheit und Selbstständigkeit des Subjects, des Individuums in der Substanz gewollt. Von solchen die Sache gar nicht ergreifenden Ansichten aus die innere Bedeutung der geistigen Entwicklung der letzten Jahrhunderte wahrhaft darzustellen, kann freylich nicht gelingen.

Nachdem der Dualismus in allen seinen spätern Formen äußerlich berührt worden, wird die

weitere Fortentwicklung des Schellingischen Systems in seinen spätern Abhandlungen in breiten Wiederholungen ausgeschrieben. In jenen werde die Persönlichkeit als das höchste hingestellt, dagegen das negative Princip der Nationalismus in Hegel seine vollendete Spitze erhalten habe. Die Hauptgedanken des Verfassers, auf welche hier Alles hinausläuft, besonders in Beziehung auf Theismus, sind diese: bey dem Theismus sey Gott nur die abstracte Ursache der Welt, das Verhältniß Gottes zur Welt sey immer ein ideelles, gedachtes, logisches, kein wirkliches, reelles. Der Uebergang zum concreten Monotheismus sey die Ueberwindung des Pantheismus. Jedes Vernunft-System sey ein System der Nothwendigkeit, der bloßen Gesetzmäßigkeit, des logischen Wissens. Aber über dem Allen stehe die Freyheit. Gott sey nicht bloß die Weltvernunft, sondern die Urpersönlichkeit, das Ur-Ich, nicht das Absolute als Vernunftbegriff, sondern das Absolute als freye Persönlichkeit. Die Entstehung der Welt sey dann keine Begebenheit, sondern That Gottes. Natur sey durch und durch von Geist durchdrungen. Mit dem großen Fortschritt von der Vernunft zur Freyheit und zum wahren Wesen des Geistes, als der Einheit von Vernunft und Freyheit sey aller freyerer Dualismus in jeder Form versöhnt, die ganze neueste Philosophie habe darin ihre Wahrheit, daß sie das Wesen des Geistes und der Persönlichkeit erkannt habe. Diese Gedanken sind ungefähr die Summa der ganzen Schrift, diese werden dann nach allen Seiten aus einander gelegt und fortwährend wiederholt. Was an diesen Gedanken nun Reelles ist, stammt nicht von ihm her; wozu uns aber Herr Sengler das, was ihr Urheber begründet genug dargestellt hat, so überflüssig immer und immer wieder vorbringt, ist gar nicht abzusehen. Er bringt nichts Neues dazu. Ueberall sehen wir zwar versichert, wie (S. 107) daß durch das positive Princip der Persönlichkeit alle Gegensätze gelöst würden, eine wirkliche durchgeführte Lösung finden wir aber nirgends. Alle Sätze stehen nur als Versicherungen da, die eines gründlichen Nachweizens und einer zusammenhängenden Ableitung ermangeln.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. May.

Nro. 88.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.
Allgemeine Einleitung 2r.
Specielle Einleitung 2c.

(Fortsetzung.)

Seite 107. 108. werden die einfachen christlichen Wahrheiten in vornehmen philosophischen Redensarten aufgeführt. Die Menschen wären sehr zu bedauern, wenn sie auf ein solches philosophisches Räsonnement hätten warten müssen, um Gott als persönlichen zu erkennen. Herr Sengler sieht in der Welt keine andern Gewalten, als diese philosophischen Reflexionen, als ob es nicht noch ganz andere Mächte und Kräfte in der geistigen Welt gäbe und als ob das Leben und die Erkenntniß der Kirche von solchen philosophischen Begriffen abhinge. S. 113 wird versichert, bey Jacobi sey der persönliche Gott nur Sprache seines Herzens, nicht Resultat der philosophisch positiven Einsicht des Geistes. Er sage zwar: Vernunft ohne Persönlichkeit sey ein Nudum, Gott sey über der Welt und in der Welt, getrennt von ihr und in unzertrennlicher Verbindung. Das seyen aber nur Worte, von denen die positiven Begriffe fehlten, bey Jacobi. Aber Herr Sengler sagt ja auch gar nichts anderes; alles was er sonst noch Reelles hinzufügt, ist ja nicht von ihm, und was er selbst noch beisetzt, ist bloß die Wiederholung derselben Gedanken, ohne weitere Begründung und Fortführung. Dazu ist Jacobi mit der Sprache seines Herzens, wie Herr Sengler es nennt, viel weiter vorgeedrungen und hat schärfer geschaut, als Herr Sengler für

sich selbst, ungeachtet aller seiner fremden Hülfsmittel. Jacobi hat auch Gott ganz und gar nicht als die bloß abstracte Ursache der Welt aufgefaßt; sein Gott ist doch ein ganz anderer, und der Verfasser thut ihm sehr Unrecht, wenn er in dieser Beziehung seinen Theismus dem Naturalismus (S. 114) gleichsetzt. — S. 114 wird abermals der einfache Christenglaube, daß Gott in der Welt ist, aber doch nicht die Welt, mit vornehmen philosophischen Ausdrücken ausgeschmückt, die aber keinen weitem Aufschluß gewähren. Denn damit, daß gesagt wird, Gott sey, in so fern er ein besonderer ist, in Allem und bey Allem nur sich selbst gleich und identisch, ist doch wahrlich über das Wesen Gottes kein tiefer Aufschluß gegeben. Wenn dann versichert wird: Gott sey sich (in der Welt) überall ungleich, so ist das ziemlich dunkel, und sieht etwas bedenklich aus. Was der Verfasser eigentlich damit will, hätte er etwas genauer erklären sollen. Das ist eben die große Frage, wie Gott die Kraft der ganzen Welt ist, sie erfüllt und überall ist und doch von ihr total verschieden. Hic Rhodus, hic salta. Ueber alle solche Hauptfragen, worauf es eigentlich ankommt und worüber man doch in einem solchen Buch, das ja zu diesem Zwecke geschrieben wird, etwas erwartet, erhält man keinen Aufschluß, sondern nur philosophische Redensarten, hinter die man sich versteckt. Jene Hauptfrage zu lösen, daran arbeitet der denkende Geist in der ganzen Weltgeschichte und hat es auf mannichfache Weise versucht, und, tiefer gefaßt, ist dieß eigentlich der treibende Stachel in allen Systemen, die einen realen Gehalt haben. Auch dasjenige, was hierüber in frühern Zeiten wirklich Gedachtes und Reelles gesagt wurde, ist von Herrn Sengler unbemerkt geblieben, oder nicht in seiner innern Tiefe und Bedeutung erkannt worden.

§. 116 ist die wesentlichste Bedeutung und der innere Gehalt der früheren Schelling'schen Philosophie, ihre Stellung zu frühern und spätern Entwicklungen ganz ungenügend dargestellt, so wie die tiefsten, innerlichen Grundbestimmungen und ihre wahre Eigenthümlichkeit, um die es sich eigentlich hier handelt, gar nicht berührt. §. 146 kommt eine Construction der Persönlichkeit Gottes und der göttlichen Dreieinigkeit. Auch hier wird mehr mit logischen Begriffen das Wesen Gottes construirt; davon, worauf es eigentlich ankäme, reell nachzuweisen, worin die Natur und Grundlage jener Form bestehe, (nach dem Ausdrucke des Verfassers „das Wesen ist die Einheit, die wesentliche Form ist die Mehrheit, der Unterschied selbst sind die Personen der Gottheit,“) was ferner diese Form selbst ist, wodurch der Unterschied entsteht, davon vernimmt man Nichts.

Doch schon hier scheint hier und da fremdes Denken hindurch, und da besonders von §. 149 an sehr stark mit fremdem Kalb gepflügt wird, uns es aber widerlich ist, mit einem solchen Verfahren uns näher zu befassen, so haben wir keine Lust, uns weiter darüber zu äußern.

Im vierten Abschnitt (§. 163), wo von dem Wesen und der Bedeutung der Religionsphilosophie in gegenwärtiger Zeit gehandelt wird, — wird als Hauptaufgabe derselben hingestellt, die ganze Menschheitsgeschichte zu begreifen; die Menschheit soll sich in ihrem ganzen Werden offenbar werden, sich selbst ganz verstehen, dann würde Mystik, Bild, Symbol lautere Wahrheit werden etc. Abgesehen davon, daß Hr. Sengler den Mund etwas voll nimmt und in seiner rhetorischen Ueberschwenglichkeit gleich die höchste Durchsichtigkeit der Vergangenheit verheißt, wollen wir nur bemerken, daß selbst mit einer noch so klaren Erkenntniß der Vergangenheit, wenn sie möglich wäre, sich keine Zeit begnügen würde; es ist ein selbständiges, lebenskräftiges Princip und ein selbständiger Halt nothwendig, in und durch den allein eine Zeit bewegt wird. Mit philosophischen Allgemeinheiten wird in der Welt gar nichts ausgerichtet, ein solcher philosophischer Geist ist am weitesten entfernt, ein Pfingstfest der Völker, wie Herr Sengler meynt, schaffen zu können. Gott geht einen ganz andern reellern Weg in der

Geschichte, wo ganz andere Gebiete und Kräfte den Ausschlag geben, die Herrn S. entgangen sind.

Von §. 186 an folgt eine Uebersicht und Kritik der Hegel'schen Religionsphilosophie; schon §. 127 waren die Grundzüge des ganzen Systems im Allgemeinen dargelegt. Da dieß eine wahrhaft verdienstliche und die beste Seite des ganzen Buches ist, so wollen wir besonders für solche, die über den Hegelianismus noch wenig belehrt sind, die Hauptsumme der Gedanken des Herrn Sengler darüber kurz zusammenfassen: das hegelische System ist der logische Idealismus, so fern er vom absoluten Begriff gesetzt ist. Die absolute Bewegung des Begriffs, der absolute Gedanke ist das Absolute — Gott. In der Logik ist Gott an und für sich, die Gedanken in der Logik sind Gottes Gedanken, das Selbstbewußtseyn Gottes selbst in seiner Auferräumlichkeit, Außerzeitlichkeit, in seiner Unendlichkeit. Aber so ist Gott noch nicht absoluter Geist. Dieser ist durch Natur und den endlichen Geist vermittelt. Vor dieser Vermittlung ist Gott nicht Geist, sondern reine Denkhätigkeit. Die Schöpfung ist eine ewige und ist die eigentliche Offenbarung. Die Bestimmungen der Dreieinigkeit sind nur die gewöhnlichen logischen Begriffsmomente. Gott ist vor der Welt und ohne die Welt nicht Gott. Das Endliche ist wesentliches Moment des Unendlichen in der Natur Gottes. Setzen und Aufheben der Welt ist aber ein ewiger Proceß, kein zeitlicher, ist die ewige Dialektik Gottes. Die Erschöpfung ist eine von Ewigkeit daseynde. Gott braucht die Welt zu seiner Selbstvollendung, die Welt muß ihm helfen. Gott ist Alles, was ist, was wirklich ist seinem Wesen nach. Die Welt ist Moment Gottes. Spinoza's System ist Pantheismus der Substanz, Hegels System Pantheismus des Begriffs. Freye Schöpfung der Welt hat in diesem System keinen Sinn, weil Gott selbst noch nicht fertig ist, Gott resultirt aus der endlichen Welt; diese selbst kommt ganz willkürlich aus Gott, es ist keine Entwicklung, sondern ein absolutes Abbrechen. Die Wirklichkeit hat keine Geltung, außer als ein vom Begriff gesehtes Moment, sie ist ein nicht zu vermittelnder Widerspruch mit dem ideellen Daseyn der logischen Idee. Nicht Gott realisirt seinen Be-

griff, sondern der Begriff realisirt Gott. Das Negative ist überall zum Positiven gemacht. Der Begriff scheitert an der wirklichen Welt, wo er aus einander fällt, ohne wieder zu sich kommen zu können. Die Religion ist nur Wissen des göttlichen Geistes von sich durch Vermittlung des endlichen Geistes. Die Wirklichkeit der Religionen wird in höchst dürftige Begriffsformen eingezwängt; das Eintheilungsprincip der Religionen ist das alleräußerlichste. Die Bezeichnungen derselben passen eben so gut auf andere, bey den Definitionen erräth Niemand was damit gemeint ist. Mit dem thierischen Zustand wird begonnen. Jede Religion ist nur Offenbarung des Begriffes; das Christenthum nur die absolute Manifestation des Begriffes. Die religiösen Proceße in Zeit und Raum sind nicht wirkliche, sondern nur Gedankenproceße, auch der concrete Begriff ist nur eine Abstraction. Was seiner Natur nach positiv ist, wird ein Vernunftloses, Zufälliges genannt, es giebt kein reales Werden, sondern nur ein logisches. Die Versöhnung ist nur eine Aufhebung der Welt, damit Gott als Geist sich entwickle, die vorhergehende Entzweyung ist eine nothwendige Entzweyung Gottes, der Sohn wird selbst aufgehoben und es bleibt nur der Geist als absoluter Begriff. Das ewige Leben besteht im Denken des Begriffes und es bleibt Nichts übrig, als die Seligkeit des Zurücksehens auf den Verlauf des Begriffes. Alles kehrt in Nichts zurück, ins reine Wissen, das Jenseits ist eine leere Abstraction, das Ideal des Diesseits ist der Staat.

In der That nirgends springt die Leerheit der Hegelischen Formeln mehr in die Augen, als bey den Constructionen der verschiedenen Religionen, wobey sich zugleich ein gänzlicher Mangel an äußerer Kenntniß und Einsicht in die Sache häufig herausstellt, wie, wenn z. B. gesagt wird „Gott als bloß der Vater ist noch nicht der wahre, so ohne Sohn ist er in der jüdischen Religion (im alten Testament) gewußt.“ Mit solchen Einsichten in die innere Natur und Bedeutung des alten Testaments kann man freylich weder über die jüdische Religion, noch über die andern gleichzeitigen Mythologieen einen Aufschluß geben. Wenn irgendwo, springt in den Definitionen der Religionen die ganze Hohlheit dieses inhaltslosen, oft von allem Sinn entblößten, in lauter Tautologieen sich bewe-

genden Schattenwerkes ganz von selbst in die Augen. Das äufere Siegel und der Ausdruck dieser innern Dürre ist die eminente Unbeholfenheit der Sprache. Offenbaren wird hier erklärt „sich bestimmen, seyn für Anderes.“ Die Endlichkeit ist das Böse, diese hat Christus angenommen. „Zulezt“ existirt Gott als Gemeinde, „die Glaubenslehre besteht darin, daß Christus für den Geist ist.“ — Es wäre auch recht zweckmäßig und wohl am wirksamsten gewesen, wenn Hr. Sengler die eigentliche Burg des Hegelianismus, die Logik im Innern angegriffen und noch specieller in ihrer Leerheit und Willkürlichkeit nachgewiesen hätte; durch ihre hohlen Begriffe wird Gott und die Welt in einen Nebeldunst verflüchtigt, durch den ein wahres aristophanisches Kukukswolkenheim *νεφελοκοκκωγία* in die Luft hingebaut wird. Welche Kernhaftigkeit und Gediegenheit hat z. B. dagegen die Kantische Sprache und das Kantische Denken im Vergleich mit solchem Wesen! Daher kam es auch, daß Kant seine Zeit bewegte, während sich das innere Leben und die wahrhaft gesunde Wissenschaft in unserer Zeit in allen bedeutenden Erscheinungen fort entwickelte, ohne nach Hegel zu fragen, ja ohne ihn näher zu kennen. Tüchtige Gedanken und eine gediegene Sprache haben aber zu allen Zeiten ideenreiche Männer angezogen und gefesselt.

Heer Sengler will nun, da das negative Princip mit dem Hegelianismus seine höchste Spitze erreicht habe, plötzlich umkehren und weil es so nicht mehr weiter geht, so bleibt nun nichts anderes mehr übrig, als mit dem absoluten Subjeet, mit Urwillen und Urthat zu beginnen. Aber eine weitere, innere und tiefere Ableitung dieses Principes sucht man vergebens, es begegnen uns nur lauter Versicherungungen dieser Art. Abgesehen von der Aufstellung dieses neuen Principes, das der Verf. von außen angenommen, kommt er in der That nicht weiter, als manche seiner Gegner, und es bleibt bloß bey der Forderung, daß es geschehen soll. Der Hauptsatz, auf den der langen Rede kurzer Sinn sich immer reducirt und den er belästigend oft wiederholt, daß „aus dem Denken keine Thaten hervorgehen“ ist eben keine so hohe Weisheit. Dazu hätte es keiner so großen Anstrengung bedurft. Da „die That“ überall die erste Rolle spielt, so ist es auch nicht zu verwundern, daß er sich von Faust

verleiten läßt, das Wort λόγος bey Johannes durch That wieder zu geben und als seine innere Bedeutung hinzustellen, so daß es jetzt heißen muß: die That ward Fleisch (λόγος σάρξ ἐγένετο), die That des Lebens (λόγος τῆς ζωῆς) 1. Joh. 1, 1. sein Name ist die That Gottes (Apocal. 19, 13 λόγος τοῦ θεοῦ). Eine solche inhaltsleere Abstraction stimmt doch zu einer Philosophie sehr schlecht, die beständig concrete positive Wirklichkeit im Mund hat. Man muß doch mit der Kraft und dem innern Sinn der alt- und neutestamentlichen Sprache nicht sehr vertraut seyn, um hent zu Tage solche Dinge noch vorzubringen. — Eben so ist es große Verkennung, wenn die muhammedanische Religion, wie S. 239 ic. geschieht, in die Reihe der positiven Religionen (als die dritte zur jüdischen und christlichen) gesetzt wird. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit den neuesten philosophischen Bestrebungen von Fichte, Weiße ic., die mit Anerkennung mancher Vorzüge doch dem Hrn. Sengler auch bedeutende Mängel zu haben scheinen.

In der speciellen Einleitung will der Verfasser den in der allgemeinen ausgesprochenen Gedanken „daß die Geschichte der neuern Philosophie zu dem positiven Anfang und zur positiven Wissenschaft als die Phänomenologie des Geistes angesehen werden könne“ ausführen, indem er zeigt, „wie in derselben nicht bloß historisch, sondern speculativ die positive Philosophie subjectiv begründet und vermittelt ist.“ Zu diesem Zweck soll nun eine ausführliche quellenmäßige Darstellung der neuern Philosophie und zwar nach ihrer innern oder Ideenfolge gegeben werden. — Es dringt sich hier die Bemerkung von selbst auf, daß fast in der Regel, so oft in den neuern Zeiten ein Versuch zu philosophiren gemacht wird, derselbe in dem Nachconstruiren der vorhergehenden Philosophien und in der Verbindung und Verschmelzung längst da gewesener Gedanken, gewöhnlich zweyer Systeme, die sich ergänzen sollen, besteht, wie wir ja z. B. noch nicht so lange Spinoza und Fichte gut nestorianisch an einander geheftet erblicken mußten. Zu einem eigenthümlichen, selbständigen Denken, wodurch reell eine neue Einsicht eröffnet würde, kommt es gerade auf diesem Felde seltener, und manche Bearbeitung eines positiven Gebietes giebt oft viel mehr

philosophischen d. h. wahrhaften Aufschluß über das geistige Leben, wie z. B. Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, als alle philosophischen Constructionen des deutschen Geistes und seiner Geschichte. — S. VIII. wird gesagt: der einzelne philosophische Standpunct drücke auch das bestimmte Selbstbewußtseyn der Zeit aus. Diese Behauptung wird gar oft von den Philosophen so im Allgemeinen ausgesprochen. Wir möchten dieselbe aber nur einmal in Bezug auf einen bestimmten Zeitabschnitt wirklich im Einzelnen ausgeführt und das concrete Leben desselben in die rechte Beziehung und Verbindung mit dem philosophischen Standpunct gesetzt sehen. Das würde eine wahre Probe für den innern Gehalt und die Gediegenheit der Gedanken seyn, wobey bloße Constructionen und Formeln sogleich ihre Ohnmacht zeigen und auf ihren wahren Werth reducirt würden. Auf dem Gebiet der Wirklichkeit mußte eine wahre Erkenntniß des positiven Princips am überzeugendsten sich bewähren. Mit einer solchen Ausführung hat sich aber der Verfasser nicht weiter befaßt. Damit man nun an einem Beyspiel die Art und Weise des Verfassers näher kennen lernt und zugleich eine Uebersicht des wesentlichen Inhaltes und der Hauptgedanken des ganzen Werks erhält, wollen wir in Worten des Verfassers „die wesentlichen Momente der Entwicklung der subjectiven, objectiven und absoluten Selbstbegründung des Selbstbewußtseyns“ in möglichster Kürze zusammenstellen.

Der menschliche Geist, welcher die unendliche Idealität seines Wesens durch das Christenthum dem Wesen nach erreicht hatte, kehrte aus der Entäußerung in die reale Welt in sich selbst zurück, er macht sich selbst zum Object und will in Allem nur sich selbst erkennen. Er will die Wahrheit als sein eigenes Selbstbewußtseyn und sein eigenes Selbstbewußtseyn als die Wahrheit erkennen. Alles andere wirft er nieder und die Selbstgewißheit wird Princip aller Wahrheit, deren reine Form jetzt erforscht wird.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. May.

Nro. 89.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung 1c.

Specielle Einleitung 1c.

(Fortsetzung.)

Diese bloß subjective Verabsolutung alles Denkens wird aber zum positiven Princip gemacht und so wird das subjectiv-logische Ich sein eigener Schöpfer aller Realität. Mit dieser „Verabsolutirung“ (!) des subjectiven Ich wurde die Wahrheit selbst aufgehoben und in einen Schein verwandelt, die Philosophie ist Philosophie des Nichtwissens geworden. Da offenbart sich die ganze philosophische Noth und Verzweiflung und die dringendste Forderung diesen Widerspruch aufzuheben. Dies führt aus der subjectiven Selbstbegründung zur objectiven, zur Begründung der Wahrheit. Die Wahrheit, in welche die Selbstgewißheit hier übergeht, ist die Idee des menschlichen Geistes. Sie ist der Inbegriff der menschlichen Wahrheit. Er darf sich jetzt nur in seiner objectiven Wahrheit zum Selbstbewußtseyn bringen. Die Genesis des objectiv realen Selbstbewußtseyns ist auch die Genesis der Wahrheit im Selbstbewußtseyn und diese ist auch die wahre Methode der Philosophie. Jetzt wird die objectiv Selbstgewißheit des menschlichen Geistes zur absoluten Wahrheit gesteigert. Dieser objective Selbstbegriff wird zunächst von Seiten seiner Objectivität oder Substantialität zum Absoluten gesteigert. Das Absolute ist die Substanz, die nicht zu ihrem Selbstbegriff gelangt. Hier kommt es aber nicht zur Form der Wahrheit; die bloße Substanz, welcher die Subjectivität fehlt, weiß ihren Inhalt nicht als sich selbst. Der substantielle Selbstbegriff tritt nur

aus seiner unmittelbaren Einheit in die Vermittlung, wird formeller sich selbst begreifender Begriff. Hier wird nun der objective Begriff des Selbstbewußtseyns in seiner formellen Wesenheit zum Absoluten gesteigert. So begreift er aber nicht die reale, sondern nur die formelle Substanz als sich selbst. Die objective Realität der Idee wird dadurch in eine subjective des logischen Begriffes verflüchtigt. Die Einheit der Nothwendigkeit und der Freiheit ist aber die Idee des menschlichen Geistes. Diese Idee wird nun zum absoluten Geist gesteigert. Die Vermischung des Begriffes und der Ideen, des Geschöpfes und des Schöpfers hat die verschiedenen Pantheismen zur Folge, den Pantheismus der Substanz, des Begriffes und des Geistes. Der Pantheismus ist jetzt in allen seinen Formen erkannt, nämlich als die Confundirung der Idee des objectiven Geistes und der Idee des Absoluten, damit ist nun über den Pantheismus hinausgeschritten, das objectiv reale Selbstbewußtseyn geht nun zu seinem absoluten Grund über, welchen es nicht als sich, sondern in dem es sich selbst begreift. Der Pantheismus geht in die Immanenz über, das Selbstbewußtseyn begreift sich nicht als Absolutes, sondern nur in und aus dem Absoluten. Die subjective Selbstbegründung stellt sich dar in Carreus, Kant, Fichte, Jacobi, die objective in Spinoza, Leibniz, Schelling, Hegel und den Vermittlern Weiße, Fichte, die absolute in Günther, Baader, Schelling. Die letzte Abtheilung enthält dann die subjective und objective Selbstbegründung als System der Philosophie und zerfällt in Dialektik, Metaphysik und Ethik.

Wir wollen hier im Allgemeinen nur so viel bemerken, daß eine nicht geringe Aehnlichkeit mit der ganzen Art und Weise der hegelischen Manier zu philosophiren durch diese ganze Exposition hindurchgeht, über welche der Verfasser zwar mit Ver-

sicherungen, aber nicht immer in der That hinaus ist. Es ist ganz dieses Wesen, welches mit einigen fertigen Bezeichnungen und Ausdrücken auch die Sache abgethan und erschöpft zu haben meynt. Cartesius, in dem die ganze neuere Philosophie als subjective, objective und absolute Selbstbegründung ihren Ausgangspunct habe, weil er von der subjectiven Selbstgewißheit auch auf die objective, die Ideen und auf Gott übergehe, habe das subjective Selbstbewußtseyn, meynt Herr Sengler, nur in seiner abstractesten Allgemeinheit und nur als einzelnes empirisches Selbst aufgefaßt, der Geist bleibe daher subjectiv seiner Wahrheit und seinen Ideen gegenüber. Daraus entstehe nun ein doppelter Dualismus der Natur und des Geistes, der geschaffenen Substanz und der absoluten Substanz, und diesen habe die neue Philosophie zu verfühnen. — Was hier äußerlich und formell richtig angedeutet ist, wurde sehr häufig schon von andern ausgesprochen; allein mit einigen Ausdrücken dieser Art ist das innerste Verhältniß, der eigentliche Punct, worum es sich hier handelt, nicht erschöpft, und um das Innere war es zu thun nicht um die äußere Signatur, die von selbst auf platter Hand liegt. — Die zwey Substanzen (Natur und Geist) bleiben nun nach Hrn. Sengler in den folgenden Systemen (des Realismus und Idealismus) in ihrer Unmittelbarkeit neben einander stehen, wobey eine zum Accidens und Modus der andern gemacht wird. Nach dem Denken und Seyn in diesen Systemen gemißhandelt worden sey bis auf Hume, kehrete der Geist in Kant aus seiner Entäußerung zurück. Er habe die abstracte Beziehung des Denkens und Seyns zu vermitteln versucht. Seine Grundfrage sey, welches ist das apriorische Band, durch welches beyde verbunden werden? Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich, heiße demnach: welches ist der transcendente Grund der Segbarkeit des cogito ergo sum oder des Denkens und Seyns? Der positive Grund sey die transcendente Apperception; die immanente, abstracte Form desselben, durch welche diese Einheit bestimmt ist, sind die Categorieen, sie vermitteln die transcendente Synthesis, durch welche alle Erfahrung bedingt ist. Dieß sey der höchste Punct des Kantischen Denkens. Die verrenkten Glieder, die disjecta membra poetae, der theoretischen, praktischen Vernunft und der Ur-

theilskraft habe nun Fichte durch Ein sie alle umfassendes Princip vereinigt, daraus entstand eine Philosophie aus einem Stück, ein vollkommenes Vernunftsystem.

Daß der Verfasser eine Seite des Kantischen Systems, die aber auch an sich ganz klar ist, richtig hingestellt, läßt sich nicht läugnen, aber damit ist es weder erschöpfend in seinen Grundzügen entwickelt, noch der tiefste Punct desselben dargethan. Der Standpunct überhaupt, von dem aus der Verfasser die Philosophie beurtheilt, ruht nicht vollständig und reell auf seinem positiven Princip; es ist ein mehr untergeordneter phänomenologischer; wäre jenes Princip in seiner innerlich erkannten Natur und Tiefe zum Ausgangspunct und Halt genommen, so würde die Bedeutung und Stellung der Philosophieen in einem andern Lichte noch erscheinen. So aber wird alles an dieser subjectiven und objectiven Fortbestimmung hingeleitet, womit gar wenig gesagt ist, aber die hauptsächlichste und wichtigste Bedeutung der Systeme wird dabey nicht hervorgehoben. Die Philosophieen werden immer nur als Potenzirungen der subjectiven und objectiven Selbstbegründung dargestellt; damit läuft die ganze Entwicklung an einigen äußerlichen, formellen Bestimmungen hin, ohne dadurch den wesentlichen und reellen Gehalt der Systeme in Beziehung auf jenes vielgerühmte Grundprincip zu entwickeln. Ferner ist Alles was auf die Analytik der Begriffe im Kantischen System kommt, unverhältnißmäßig kurz wiedergegeben und eigentlich bloß nach den Ueberschriften benannt, und hier kommen gerade Hauptpuncte, welche die eigentliche Natur des Kantischen Standpunctes am meisten bezeichnen. Das Verhältniß der Darstellung der einzelnen Haupttheile dieser Philosophie ist dadurch ganz gestört. Für den Kundigen war der fahle Auszug des ersten Theils überhaupt überflüssig; wer aber die Kantische Kritik nicht selbst gründlich studirt hat, für den ist auch dieser Auszug ganz unverständlich und daher nutzlos. Hätte der Verfasser die Grundzüge eines jeden Systems durch eigene lichtvolle, zusammenhängende, die Hauptpuncte in ihrer vollen Bedeutsamkeit hervorhebende Darstellung als ein Ganzes hingestellt, statt dieser abrupften, wörtlichen Auszüge, so wäre dem Kundigen und Unkundigen durch Anschaulichkeit und Klarheit einer treffenden Entwicklung gedient gewesen. Ein-

wesentlicher Mangel bey dieser Darstellung des Kantischen Systems ist es ferner, daß der Zusammenhang mit dem zunächst vorhergehenden philosophischen Standpunct innerlich fast gar nicht berührt ist, und doch eröffnet erst eine klare Erkenntniß des Verhältnisses desselben zu Leibniz und Wolf vollständig das Innere des Kantischen Standpunctes. Das hat auch seinen Grund in der gänzlichen Scheidung und Abtrennung der beyden Hauptrichtungen, (der subjectiven und objectiven) und der ganz isolirten Behandlung einer jeden. Ohne jenes Verhältniß zum Dogmatismus und Scepticismus gründlich und eingehend dargestellt zu haben, schwebt das Kantische System in der Luft und die große Kluft zwischen Cartesius und Kant ist mit einigen allgemeinen Ausdrücken ausgefüllt. Das Innere selbst aber des Kantischen Systems ist sehr ungenügend dargestellt. Nur ein Punct ist äußerlich hervorgehoben, aber alle großen Fragen, die sich daran knüpfen, sind kaum berührt. Das eigentliche Verhältniß der Kategorien zur Erfahrung und zu dem Ueberfünftlichen ist nicht genau bezeichnet, am allerwenigsten in seiner tiefen Bedeutung gewürdigt. Alles reducirt sich darauf, daß gesagt wird: Kant habe die unbekannte Wurzel der menschlichen Erkenntniß der Sinnlichkeit und des Verstandes und zwar als Princip der Selbstbestimmung gezeigt. Auf einem höhern Standpunct wären aber noch ganz andere Seiten hervorzuheben und besonders als Hauptresultat des Kantischen Denkens hinzustellen gewesen, daß man mit den bloßen Verstandesbegriffen an das Ueberfünftliche nicht hinantkommen könne. Kant hat in der That geleistet, was andere nur mit Worten; er hat hiemit schon den ganzen Nationalismus selbst abgethan. Sein Irrthum bestand darin, daß er kein anderes Gebiet kannte, als jene Verstandesformen, um das Ueberfünftliche zu erkennen. Die große Krisis, wozu die Kantische Philosophie nur der Anfang war, ist von dem Verfasser in ihrer tiefem Bedeutsamkeit nicht erfaßt worden.

Besser und zusammenhängender ist die Darstellung des Fichtischen Systems. Eine Entwicklung aber der tieferen Beziehung dieser Systeme, mittelst deren sie oft mehr, als ihre Urheber selbst deutlich erkannten, in die großen Hauptfragen des denkenden Geistes eingreifen und durch welche diese

oft weit über ihr eigenes System hinausfahen, haben wir fast immer vermisst, so wie auch nur eine Andeutung dessen, was denn diese Philosophien beygetragen haben zu einer reellen Lösung der wichtigsten Untersuchungspuncte, die vermöge jenes in diesem Abschnitt freylich fast ganz in Vergessenheit gerathenen positiven Grundprincipes am meisten in den Vordergrund treten sollten. Diese Systeme haben eine bey weitem tiefere und univerrallere Bedeutung, als Hr. Sengler in ihnen erkennt. Mehr Aufschluß giebt selbst Jacobis Kritik dieser Philosophien; mit wenigen Worten greift er tiefer, als Hr. Sengler mit seiner ganzen Construction. Treffend beleuchtet er eine Seite, wenn er von Kant sagt „das Mannichfaltige für die Synthesis ward von ihm vorausgesetzt und sollte bleiben, wenn man von allem Empirischen abstrahirte. Dieses ist der Grundirrhum seines Systems. Es ist nicht zu begreifen, wie ein Mannichfaltiges, zu welchem die Einheit und eine Einheit, zu welcher das Mannichfaltige erst hinzukommt, verstellbar sey.“ Und doch hat Kant zu allem Fortschritt die Bahn gebrochen. Hätte er nur auch, indem er sagte: alle Erfahrung an den Dingen ist nur unsere eigene Empfindung, erkannt, daß auch das, was in den Dingen ist und sie selbst im Innern sind, nur dasselbe objectiv ist, was in uns unsere eigene Empfindung ist, dann hätten sich ganz andere Regionen aufgeschlossen, das Ding an sich wäre überwunden gewesen und er wäre zu tieferen Grundverhältnissen hindurch gedrungen. Aber vorher mußte allerdings erst das Ich zu seiner ganzen Freyheit entseffelt werden, um diese mächtige Potenz gerade in ihrer Einseitigkeit nach allen Seiten zu erkennen und einzusehen, daß sie erst dann wahrhaft erfaßt ist, wenn auch die andere Seite, die reale, in eben der umfassenden Bedeutung genommen, als von ihr in ihrem Grundwesen nicht verschieden, sondern aus einer Wurzel mit ihr entsprossen erkannt ist. Das war eines der Verdienste Schelling's in jener Zeit und jetzt erst war es möglich zu höhern Regionen aufzusteigen, nachdem die Basis hiezu festgestellt war; denn von unten steigt man die Leiter hinan, von einem Princip, welches ohne Basis in der Luft schwebt, kann man nicht an die Wirklichkeit hinantkommen.

So wie Jacobi häufte kein Mann die ganze Noth, die jene Philosophien angerichtet, in seiner

Brust und trug sie und sprach sie für Alle aus. Er ist ein anderer Hiob und steht jetzt noch da als der Repräsentant einer großen Menge redlich Strebender, die sich an kein System verknechtet haben und denen doch der dicke Nebel der seit Kindheit unbewußt angenommenen rationalistischen Begriffe, die seit einem halben Jahrhundert die Welt gesaugen halten, die Aussicht in die wahren Regionen verhüllt.

Indem der Verfasser hierauf wieder auf Cartesius zurückgeht und von diesem aus die Reihe der objectiven Systeme (Spinoza, Leibniz, Schelling, Hegel) darstellt, tritt der Uebelstand ein, daß diese Reihe ganz isolirt für sich, wie vorher die subjective, als ob die andere gar nicht vorhanden wäre, entwickelt wird; es springt in die Augen, daß dadurch die ganze Entwicklung unhistorisch und unnatürlich wird, die innerliche Genesiß nur zerrissen und abrupt dargestellt werden kann und das gegenseitige Bedingen und die Wechselwirkung der beyden Reihen in Hintergrund tritt und verwischt wird. Daher muß dann im Vorbeygehen zwischen Leibniz und Schelling schnell (S. 204) Fichte eingeschoben werden und mit einigen Worten wird auf einmal von Leibniz zu Schelling fortgegangen. Der Zusammenhang ist auch hier mehr äußerlich, abgerissen und fast bloß logisch und formell. Alles wird (204) durch die Ausdrücke Natur und Geist, Allgemeines und Besonderes, Form und Inhalt, Subject und Object hindurch gezwungen und außer der Bezeichnung mit diesen Ausdrücken erfährt man nicht viel, das einen tiefern Aufschluß oder mehr gebe, als man auch sonst gewöhnlich über diese Philosophieen findet; eigenthümlich ist nichts, als die isolirende Zusammenstellung und Aufeinanderfolge dieser Systeme. Ganz wohlthunend ist es, wenn man (S. 205) das Verhältniß Spinoza's und Leibnizens zu Schelling mit den eigenen Worten des letztern entwickelt sieht. Mit einem Zug tritt hier Alles ins klarste Licht, was Herr Sengler vorher mit allen seinen logischen Formeln nicht vermochte. Man glaubt aus einem rauhen Steinweg auf frischen grünen Wiesengrund zu treten.

Aus allen diesen Systemen der objectiven Seite werden die wichtigeren Sätze in wörtlichen Auszügen gegeben. Für solche, die sich überhaupt in der Geschichte der Philosophie etwas orientiren wol-

len, hat das Buch allerdings einen sehr großen Nutzen, hauptsächlich wird es aber denen sehr angenehm seyn, welche die Mühe scheuen, die Werke jener Philosophen selbst durchzuarbeiten und doch bey Gelegenheit auch gerne ein Wort mitreden. Diese werden durch solche Auszüge in den Stand gesetzt, sogar die Meene der Gründlichkeit annehmen zu können.

Statt die Systeme selbst gründlich von seinem eigenen Standpuncte aus zu beurtheilen, läßt der Verf. über den vorhergehenden immer den darauf folgenden Philosophen reden, und fügt dann selbst nur noch einige formelle Allgemeinheiten dazu. Die Folgen jener Trennung und Isolirung der subjectiven und objectiven Reihe zeigen sich jetzt auf eine sehr auffallende Weise und nöthigen zu folgender merkwürdigen Rückkehr: S. 260: „So geht die subjective Einheit des Subject-Objects Fichte's in Spinoza und Leibniz in die objective, aber bloß substantielle Einheit des Subject-Objects über und verwirklicht sich in Schelling in einem absoluten Ideal-Realismus.“ — Das frühere System Schellings, das ebenfalls fast nur in Auszügen dargestellt wird (S. 242 — 263), ist weder in seiner ersten noch in seiner zweyten Entwicklungsperiode in seinem innern Zusammenhang verstanden und erfaßt.

Der Uebergang von Schelling zu Hegel ist ganz mit Hegelischen Formeln und Geist gemacht (S. 267) und der Verf. ist hier ein ganzer Hegelianer geworden. Die ganze innere Bedeutung, und die Eigenthümlichkeit und das wahre Verhältniß der früheren Schellingischen Philosophie wird in einige logische Begriffe verflüchtigt. Anstatt selbst eine Entwicklung zu geben, sagt der Verf. (z. B. S. 261), diese liege eben in der Darstellung der Systeme von selbst und überhebt sich so aller weitern Mühe; die einzige Beurtheilung, die über das ganze Verhältniß der Schellingischen zur Hegelischen Philosophie gegeben wird, reducirt sich darauf, den Uebergang von der concreten Bestimmung der intellectuellen Anschauung zum leeren Hegelischen Begriff als einen nothwendigen darzustellen, — und das soll eine innere Darstellung des Schellingischen Systems seyn!

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. May.

Nro. 90.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung 1c.

Specielle Einleitung 1c.

(Fortsetzung.)

Statt die großen Resultate und die Grundverschiedenheit derselben von den andern Systemen nachzuweisen, macht der Verfasser einige formelle Bemerkungen über den Begriff der intellectuellen Anschauung. Das Verhältniß Hegels zu Schelling nur in Beziehung auf diese Periode hätte ganz anders erfaßt werden sollen, und der Verf. hatte es im ersten Band im Allgemeinen schon bey Weitem besser gethan. Es wäre dagegen hervorzuheben gewesen, daß der Hegelianismus nur eine Seite und Stufe der Schellingischen Entwicklung ist in ihrer Außerlichkeit erfaßt und als bloße von ihrem Inhalt abgerissene Form hingestellt, ohne die darin verborgenen Keime erkannt und ohne die innere wesentliche, obgleich nicht jedem sichtbare Seite verstanden zu haben; diese äußerliche von ihrem Lebensquell abgetrennte Seite hat nun Hegel, weil ohne das innere tiefere Verständniß derselben und ohne die Productionskraft ihres Urhebers nichts anders damit anzufangen war, zu bloß logischen, die Sache gar nicht berührenden Bestimmungen, denen er gleichwohl alleinige Realität zuschreibt, ausgesponnen und mit diesem Gewebe Natur, Geist und Gott überzogen. So weit man es mit der bloßen reinen Vernunft wahrhaft und reell bringen kann, hat Schelling selbst vorher hinlänglich in der Darstellung seines Systems gezeigt. Der tiefe Grund aber,

der hierin schon zur weitem Fortentwicklung gelegt war, entging Hegeln, so wie der Hauptpunct, um den es sich im Innern bey dem ganzen System handelte. Die einmal gegebenen allgemeinen Momente einer speculativen Entwicklung und Methode überhaupt hat nun Hegel in ihrer Außerlichkeit allein aufgenommen, sie von allem realen Grund losgemacht und als hohle abstracte Gestalten in mancherley Formen und Wendungen verküchert. Diese marklosen Skelette sollen nun das Leben Gottes und der ganzen Welt, sollen alle wahrhafte Wirklichkeit selbst seyn und alles Andere nur Zufälliges und Schein. Das ist fürwahr der philosophische Todtentanz, den der hohle Begriff mit aller Realität vornimmt, bis er sie zu kalter Erstarrung gebracht. Es ist zu Seite 308 daher zu bemerken, daß keine reelle Seite Schellings innerlich fort entwickelt worden ist. Diejenigen Seiten, von denen aus dieß hat geschehen können, sind Hegeln ganz entgangen. S. 312 wird gesagt: „Spinoza's Substanz sey Hegeln die Wahrheit, die aber noch nicht die ganze Wahrheit ist, weil sie noch nicht die Form der Subjectivität und des logischen Begriffes hat. Hegels System sey die Ausführung dieser von Spinoza nicht vermittelten Wahrheit.“ Daß Hegel und Spinoza viele Seiten haben, worin sie können zusammengestellt werden, läßt sich zwar nicht läugnen. Darum ist doch die bedeutende Verschiedenheit bey weitem mehr hervorzuheben und wenn bey dem einen die Wahrheit und das Wesen der Sache der logische Begriff, bey dem andern die göttliche Substanz ist, bey dem einen alles in todten Formeln, bey dem andern im Unendlichen, in Gott (freylich in einem ganz falschen) aufgeht, so ist der Unterschied doch noch ein anderer, als der einer vermittelnden Fortentwicklung. Daß sie beyde den

Rationalismus auf die höchste Spitze getrieben, ist darum wohl richtig. Spinoza hätte in ganz andere Verbindungen gebracht werden sollen. Von S. 325 werden hierauf Fichte's und Weiße's Versuche dargestellt, welche das positive Princip aufzunehmen strebten. Aber auch Herr Fichte falle, (heißt es S. 366,) indem er unmittelbar zu Gott übergehe, dem Pantheismus in der sublimirtesten Form anheim. Das Absolute (aber noch nicht zu Gott verklärt) offenbare sich hier im Bewußtseyn. Das könne aber nur der persönliche Gott. Auch hier werde Gott mit dem menschlichen Geist confundirt. Bey Herrn Weiße resultire Gott als absolute Persönlichkeit durch die wirkliche Welt (S. 370). So sey durch beyde auch die Idee des menschlichen Geistes zum Absoluten gemacht. Es könne nicht, wie bey diesen Philosophen geschehe, das reine Negative durch das Positive ergänzt werden. Dieses sey Halbheit, Synkretismus. Man müsse vom Positiven selbst ausgehen. Das Negative lasse sich nicht ins Positive hineinsteigern (375). Fichte und Weiße potenzirten nur den Pantheismus in Hegel durch dialektische Steigerung dieses Pantheismus (376), wie durch Hegel der logische Begriff, so sey durch sie die Idee und der wirklich seyende Geist „verabsolutirt“ worden. Bey ihnen sey nur (S. 377), das letzte krampfhaftes Zucken des in ihnen sterbenden Pantheismus, indem sie sich immer gegen ihn verwahren. Nun sey dieß alles überwunden und der menschliche Geist finde jetzt Gott als seinen absoluten Grund, er erkenne sich als Ebenbild im Urbild, an die Stelle der Confundirung trete jetzt Immanenz in Gott (S. 378). — Jeder von diesen Philosophen will nun die gesuchte Perle gefunden haben. Herr Sengler aber übergiebt hier seine beyden rüftigen Mitkämpfer der philosophischen Vergangenheit; sie sind ihm schon einem gewissen Standpunct anheim gefallen, von ihm besorgt und aufgehoben; sie sind die letzten Joche an der philosophischen Brücke der subjectiven und objectiven Selbstbegründung, über die er freudig in das gelobte Land des vollendeten Standpunctes schreitet. In der That, das Resultat ist groß: das Abbild ist nicht das Urbild, der Mensch ist nicht Gott, sondern hat in Gott seinen Grund. Für-wahr ein freudiges Ereigniß, daß die lange Arbeit und der harte

Kampf des deutschen Denkens einen so tröstlichen, tiefsinnigen und ungefährlichen Ausgang genommen hat!

In der hierauf folgenden absoluten Selbstbegründung, welche die dritte Abtheilung ausmacht, werden die Ansichten Günthers und Baaders, der Repräsentanten dieser Entwicklung, auseinander gesetzt. Der Hauptgedanke hiebey ist, daß Gott bey seiner Selbstverwirklichung immer nur seine eigene Substanz setzt und dieser Proceß sich nur im Wesen Gottes bewegt. Dadurch ist die Schöpfung bedingt, bey welcher Gott aber nicht seine Substanz setzt. Bey den andern Systemen mußte sich Gott in der Welt erst verwirklichen, darum der Begriff der Schöpfung bey ihnen untergegangen ist. Bey Günther ist allerdings die Darstellung eigenthümlicher, gediegener und gedankenreicher, als bey manchen andern; er denkt selbständiger, und nimmt nicht zu fremden Formeln seine Zuflucht. Herr Sengler schließt sich in diesem Band auch ganz an ihn an und beyder Ansichten fallen so ziemlich zusammen. Des Verf. Grundgedanken finden wir alle in Günther wieder und sind nur ein Abglanz von den Ansichten des Letztern. Freylich wird auch mit diesem Denken trotz aller Versicherung in den schwersten Puncten wenig aufgeschlossen, wenn gleich manche geistreiche Gedanken bey Günther zu treffen sind, denen nur die tiefere Begründung mangelt. Der Construction der Dreyeinigkeit ist auch hier im Grunde nur die alte, oft dagewesene, nur mit einigen neuen Wendungen versehen, es ist auch hier nur der Verlauf der speculativen Momente, wobey man behauptet, daß dieß eben in Gott auf die erste Weise und ganz absolut vor sich gehe. Mit der Versicherung, daß Gott durch dieses „Ueberzeugungs- und Potenzirungs-Geschäft“ (auch Selbstobjectivirung Gottes bey Günther genannt, wodurch Sohn und Geist entstehen soll) zum Wissen von seinem absoluten Seyn kommt und zuletzt in die Synthese aus der Antithese übergeht und daß die Welt die gegenständliche Wirklichkeit der formalen Selbstverneinung Gottes ist, ist eben kein innerer, reeller Aufschluß gegeben. Hr. Sengler wiederholt das Alles noch einmal und mit dem Anspruch auf tiefste Begründung wird uns versichert: bey der Schöpfung setze Gott eine Substanz, die nicht seine Sub-

ranz ist. (S. 404.) Ist denn aber damit nur das geringste erklärt? Ueber die Punkte hingegen, die eigentlich eines Aufschlusses bedürfen, ist man ganz still. Man sollte doch glauben, wenn man einmal von Welterschöpfung so viel spricht, dürfte man auch die Hauptsache, daß Alles durch den Sohn gegründet worden, nicht unberücksichtigt lassen. Doch das wird hier kaum berührt. Günthers System ist indessen dem Verfasser doch nicht ganz recht, weil der menschliche Geist (437) hier als Ebenbild Gottes nur die Form, aber nicht das Wesen mit Gott gemein habe, hingegen in Baaders Theosophie trete die Immanenz desselben in Wesen und Form hervor, „indem wir nach diesem System nur wissen, insofern wir Gott und unser Bewußtseyn von ihm wissen.“ — Alles Neelle, was hier nun weiter gesagt wird, gehört Jakob Böhme'n an. Diesem wird zwar (S. 446) ein großes Lob gespendet. Ueber das Eigenthümliche und Charakteristische seines Denkens erfahren wir aber nichts, es wird nur das Allergewöhnlichste und Bekannteste darüber vorgebracht und das Verhältniß der Philosophie zur Mystik dahin bestimmt, daß erstere in den tiefsten Schacht (S. 445) des Geistes hinabsteigen und seine Schätze ans Licht der Erkenntniß fördern soll. Wir hätten recht gerne dieses soll in einige Wirklichkeit verwandelt gesehen. Böhme gehört freylich einer ganz andern Seite der Entwicklung des menschlichen Geistes an und diese und manche andere Tiefsen und treibende Kräfte der Menschheit, welche neben den Systemen des reflectirenden Verstandes in ganz anderer Weise und auf ganz anderen Gebieten unmittelbar auf das innerste Leben einwirken, müssen mit den übrigen Hauptrichtungen des menschlichen Geistes in der Geschichte in die rechte Verbindung gebracht werden. Jakob Böhme ist einer der wenigen, die einen tiefen Blick in diejenigen Regionen warfen, welche den andern Philosophen in solcher Weise fast gänzlich verschlossen blieben. Die Gänge seines Denkens führen unter dem gewöhnlichen Denken und Treiben der andern Menschen weg zu den Schächten und Tiefen, aus denen nur sehr wenige schöpften. Er berührt wieder Dinge, die viel länger als tausend Jahre geschlafen hatten und auf diesem Gebiet ist er es, der zuerst die im Grunde der deutschen Tiefe verborgene

Perle heraufgeholt hat. Um über Jakob Böhme etwas Gedachtes zu sagen, müßten die Beziehungen, in denen er im großen Zusammenhang des Ganzen steht, viel tiefer gefaßt und viel höher zusammengeknüpft werden. Die Einsicht, die er für sich geöffnet hatte, blieb aber dann für die Welt ziemlich verschlossen, weil vorher erst die entgegengesetzte Seite des menschlichen Geistes ihre nothwendige Durchbildung vollenden mußte. — Des Verf. Schilderung des Jakob Böhme'schen Denkens berührt die Sache gar nicht, sondern bezeichnet nur mit allgemeinen Ausdrücken das Formelle der Theosophie, eben so wenig ist auch nur eine entfernte Andeutung dessen zu finden, was der wesentliche Ausgang an Böhme ist. Das würde freylich ganz andere Dinge voraussetzen. Dafür bringt uns Herr Sengler hier (S. 441) wieder die bekannte Weisheit: Daß Gott in dem Geschöpfe nicht aufgehe, daß ihm durch die Geschöpfe nichts ab- und nichts zugehe und dergleichen. Es ist schwer zu begreifen, wie man es über sich bringen kann, dieselben Gedanken, sehr häufig mit denselben Worten, immer und immer wieder vorzubringen.

In der vierten Abtheilung wird endlich die subjective und objective Selbstbegründung als System dargestellt, sie entwickelt sich als Dialektik, Metaphysik und Ethik. In der Dialektik giebt es nur ein gegenseitiges Bewegen des Ich und des Gegenstandes, des Denkens und Seyns, vom Gefühl zum reinen Selbstbewußtseyn, (welches die subjective Logik ist) dann zum realen Selbstbewußtseyn, welches dann wieder seinen Weg durch das subjectiv Reale, objectiv Reale und Absolute durchmachen muß. Der ganze Weg wird bezeichnet als „eine Erhebung des An sich in das Licht des seynen Inhalt als sich selbst-wissenden Ich, es sey eine immer größere Vertiefung des Bewußtseyns in seine Substanz, bis sie ganz zum Selbstbewußtseyn vermittelt ist.“ Es wird hier eine lange Reise imaginirt, um einen dürstigen Staat von philosophischer Wissenschaft herauszubringen und ein Resultat, das sich von selber versteht. Das Ganze ist übrigens nichts weiter, als ein Schatten der Hegel'schen Phänomenologie des Geistes, etwas anders zugeschnitten und modificirt; die ganze Bewegung zehrt nur von Reminiscenzen aus dieser; zuletzt

wird an der Stelle des Hegelischen absoluten Geistes, Gott, Urwille, freye That etc. gesetzt. Bisweilen sind nicht bloß die einzelnen Gedanken, sondern sogar die Worte ganz dieselben, wie bey Hegel, z. B. (S. 485) „die Substanz ist jetzt an sich Subject.“ S. 749. „Die Vernunft hat sich als objectiv Vernunft erwiesen, die die Realität als sich selbst begreift.“ Dazu wird die bisherige durch beyde Bände hindurch entwickelte historische Construction der Systeme hinein verflochten und abermals aufgetischt. Geduld wird hier sehr in Anspruch genommen. Stets werden die wenigen Gedanken nur in anderem Gewande wiederholt. In der That, man sehnt sich aus diesem matten scholastischen Machwerk sogar nach Hegel zurück. Ein solches Spiel mit objectiv und subjectiv hat selbst dieser nie getrieben, wie hier S. 477 etc. Da ist ein Uebergehen, wo nichts übergeht, ein Bewegen, wo sich nichts bewegt. Und doch wird diese Stellung als die höchste gerühmt, obgleich von diesem höchsten Standpunct nichts zu sehen ist, als die Versicherung, daß man ihn habe. Zuletzt, wo Hegel aufhört, und nicht mehr weiter hilft, geht das alte Lied an vom persönlichen Gott, ein wahrer Deus ex machina. — Die aller einfachsten, unbezweifeltesten christlichen Wahrheiten werden als ein von solcher Philosophie neu entdecktes, schwer errungenes, ihr allein zu verdankendes Gut hingestellt. Mit Recht hatte der tiefe christliche Glaube von jeher solche Annahmen einer philosophischen Austerweishheit bemitleidet und verspottet. Mit solchen philosophischen Treibern lassen sich die Menschen nicht mehr abspesen. Von der Kraft eines lebendigen Glaubens, der stets das Salz und der Sauerteig der Menschen war und bleiben wird, und der alle Macht der Wahrheit und eines wirklichen Denkens in sich hat, scheint Hr. S. wenig zu hoffen, da er alles Heil seiner subjectiven und objectiven Selbstbegründung vorbehält. Nach allem diesem ist es auch nicht auffallend, daß der größte deutsche Sohn des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete des christlichen Denkens — Hamann — dessen Elias-Mantel nur ein Elisa hat — in dieser Selbstbegründung keine Stelle fand. Natürlich ließ sich ein solcher schwer faßbarer Geist nicht so leicht in ein bestimmtes Fach hineinstellen. — Im weitern Verlauf dieses Abschnit-

tes wird bisweilen (S. 489) durch lauter Auf- und Ueberschriften philosophirt und die monotone Drehorgel der subjectiven und objectiven Bewegung verfolgt uns auch hier überall. (S. 492) Das freye Verhältniß Gottes zum Geist, wird S. 493 versichert, sey jetzt Offenbarung in seiner geistigsten Form d. h. es offenbart Nichts. — In der Metaphysik, welche in speculative Theologie, Kosmologie und Pneumatologie eingetheilt wird, bekommen wir einen mageren Auszug aus fremden Gedanken (S. 504). Die einfache Thatsache, daß Gott die Welt erschaffen, wird (505) in einen philosophischen Bombast gehüllt, dann kommt eine Natur- und Geistes-Philosophie, wo weder über Natur, noch Geist etwas Weiteres gesagt wird, über den ersten Abfall der Menschen von Gott wird uns eine philosophische Verwässerung der Bibel lehre geboten und was nie und da Reelles durchscheint, ist nicht vom Verfasser. S. 513 beginnt das alte dialectische Spiel von Neuem. In der That, wollte der Verfasser eine versteckte Satyre auf das neue scholastische Philosophiren schreiben und das in Formeln sich lödende Denken dem Spott Preis geben, er hätte es kaum besser machen können. — Nachdem noch einmal (S. 516) der mythologische Proceß und die Entwicklung der Religionen vorgeführt worden ist, wird die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur im Erlöser auf die äußerlichste und gemachtste Weise construirt; nirgends wendet man sich mit größerem Widerwillen von diesem Formelwesen, als wenn es einem auf heiligem Boden begegnet und auch diese Tiefen aufschließen zu können sich einbildet. S. 520 werden als die höchste Spitze der philosophischen Arbeit einige Bruchstücke aus dem Katechismus gegeben und auf einige Ueberschriften von Hauptstücken aus demselben schrumpft das Resultat der philosophischen Offenbarungen zusammen. Arme Philosophie, so wirst du gerechtfertigt von deinen Kindern! —

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. May.

Nro. 91.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate in historia, mythologia artibusque Graecorum tradendis praestita commentatio. — ed. Ferd. Soph. Chr. Koenig. Berolini 1832. S. 57. 8.

2. Pausaniae descriptio Graeciae. Ad Codd. mss. Parisinorum, Vindobonensium, Florentinorum, Romanorum, Lugdunensium, Mosquensis, Veneti, Neapolitani et editionum fidem recensuerunt, Apparatu critico, Interpretatione Latina et Indicibus instruxerunt Jo. Henr. Chr. Schubart et Chr. Walz. Volumen Primum. Lips. in bibliopolio Hahniano. 1838. S. LX. und 582. gr. 8.

3. Monuments d'Antiquité Figurée recueillis en Grèce par la commission de Morée, et expliqués par Ph. Le Bas, Maître de Conférences de Langue et de Litterature Grecques à l'École Normale, (seit Kurzem auch Mitglied der Academie des Inscriptions et Belles Lettres) I. Cahier. Bas Reliefs du Temple de Phigalie. Paris, Imprimerie de Firmin Didot Frères. 1835. S. 74 mit 4 Kupfertafeln. 8.

Deselben Werkes II. Cahier: Angolide et-Laconie. Les Cabires. — Télésilla. — Mnémosyne. Dissertation sur le cheval considéré comme symbole funéraire. — Sarcophages avec sujets Bacchiques. —

Amazones. — Morphé. Paris. Didot 1837; mit fortlaufenden Seitenzahlen. p. 75 — 255, und mit 6 Kupfertafeln. —

In dem an Schriftstellern reichen Zeitalter Hadrians und der Antonine, ohngefähr vierzig Jahre nach dem systematischen Geographen Ptolemäus, tritt der populäre Perieget Pausanias auf, eben so reizlig, so patriotisch, wie am Anfang desselben Jahrhunderts Plutarchus, aber weit unter ihm an Geist, Vielseitigkeit und Gewandtheit. Doch dürfen wir vom letztern glauben, er würde ihm haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen; denn treue Seelen, wie beide waren, verstehen sich und erkennen sich an. Gerade das Gegenheil müssen wir von des Erstern Zeitgenossen Lucianus annehmen. Denn jenem gieng ja gänzlich ab, was die Franzosen esprit nennen, wodurch dieser griechische Voltaire vor Allen glänzte; und die Gegenstände der Ehrfurcht und Liebe, der Altväter Glaube und Sitte, heilige Gebräuche und Denkmale, denen Pausanias seine Mittel und Kräfte ausschließlich gewidmet hatte, waren es ja gerade, welche dieser Letztere, als veraltete und des mündig gewordenen Zeitalters unwürdige Dinge, um alle Achtung zu bringen suchte. Schente sich dieser nicht, den alten Vater der Geschichte, Herodotus in Anspielungen anzutasten, wie würde er erst mit diesem Neuling umgegangen seyn, der, wo nicht die Kraft, so doch den Drang in sich fühlte, seinen Zeitgenossen ein zweyter Herodotus zu werden, hätte Lucian es der Mühe werth gefunden, von dessen Leistungen Notiz zu nehmen.

Eben so verschieden lauten die Urtheile über unsern Autor seit Wiederherstellung der Wissenschaften bis ins abgelaufene Jahrhundert herab. Ich führe beyspielsweise die Aussprüche zweyer großen

Kritiker an, die von den neuern Herausgebern nicht beachtet worden.

Der erstere aus dem sechzehnten Jahrhundert (Wilh. Canter, Novar. Lect. VI. 1. p. 287. ed. Basil.) führt ihn mit dem Lobspruch an: — Pausanias, scriptor elegantissimus, quemque omnes merito, qui sunt historiae et antiquitatis Graecae studiosi, carum habent.“ Soll das erste Prädicat logische Schärfe, Klarheit der Rede oder schlichte, reinliche Schönheit des Ausdrucks bezeichnen, so kann dieser Autor auf solche Eigenschaften am wenigsten Anspruch machen. Desto mehr gebührt ihm der andere Theil des Lobes, denn alle Geschichts- und Alterthums-Freunde haben ihn lieb und werth zu halten, und hiemit ist dem Urtheil über seinen Werth für uns der richtigste Ausdruck gegeben. Sein Werth nemlich ist für uns bloß ein materieller. Dieser Autor macht sich nur sachlich geltend; Form und Styl ermangeln der Grazie oder jener Eufonie der besseren griechischen Schriftsteller, sie verrathen asiatischen Styl, und noch dazu einen unreinen. Hören wir nun den andern Kritiker. Fried. Aug. Wolf nämlich äußert sich so über ihn: „Pausanias urtheilt oft falsch in Kunstfachen, ist von singulärem Geschmack, ist äußerst superstitiös, sein Styl dem Herodotischen nachgebildet, ist aber viel penibler.“

Dieses Urtheil über Form und Styl des Pausanias hat seine volle Richtigkeit, und ich mußte dasselbe mit andern Worten so eben gegen Canter geltend machen. Vom übrigen wird nachher die Rede seyn, vorerst nur dieß. Die herrschende Denkart des vorigen Jahrhunderts war überhaupt Geschichtschreibern, wie Herodot und Pausanias, nicht zugeneigt. Der geistreiche Uebersetzer ihres Antipoden, des Lucian, Wieland, hob die Seitenblicke auf den Erstern mit einem gewissen Behagen hervor, und den Letztern betrachtete er so ziemlich wie einen *ωψύς*, wenn man nicht lieber geradezu Winsel sagen will. — Merkwürdiger Weise sind aber beyde, Herodot und Pausanias, zu gleicher Zeit, nämlich in neuester, wieder in der Achtung gestiegen, und was Pausanias betrifft, so sind die Periegeten des neunzehnten Jahrhunderts in nichts so einstimmig, als im Lobe ihres alten Vorgängers im zweyten, nur daß diese enthusiastische Wärme in die Studier-

stuben mancher Philologen noch nicht eindringen will. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Wir werden ihn also nicht überschätzen, aber auch nicht verachten, ja wir werden ihn, abgesehen von Form und Sprache, sehr hoch schätzen müssen. Hatte Herodot sein Vorwelt und Mitwelt umfassendes Werk in der schönsten Blüthezeit Griechenlands unternommen, und die gerettete Freyheit der Hellenen zu dessen Mittelpunct gemacht, so wollte Pausanias, in dieser Periode der Restauration, unter Hadrian und den Antoninen, seiner Nation und ihren Beherrschern ein möglichst treues Bild des alten und neuen Hellas hinstellen, was gewesen und verschwunden, sowie, was erhalten war, an Mythen und Geschichten, Gebräuchen und Denkmalen, aufzeichnen und den Nachkommen aufbewahren. Waltheten dabey auch hellenische Religiosität und Alterthumsliebe vor, so lag ihm doch sonstige Absichtlichkeit fern. Letzteres ergiebt sich insbesondere aus der Vergleichung seines Wertes mit dem des zunächst nachfolgenden, des ältern Philostratus. Dessen Leben des Apollonius ist auch größtentheils eine Periegeese. Wie aber kurz nach Alexander dem Großen Euhemerus durch einen romanhaften Reisebericht die National-Religion künstlich zu untergraben gesucht hatte, so sollte sie von Philostrat auf Kosten des Christenthums neu gestügt, und der Ethnicismus in der wundersamen Glorie einer uralten Weltreligion Hohen und Niedern neu empfohlen werden. Von solchen Absichten weiß Pausanias nichts. Obschon heidnischgläubig, ja mitunter leichtgläubig, ist er arglos, treuherzig und je religiöser und patriotischer, desto emsiger und unermüdetlicher im Umschauen, Umfragen und Forschen; und so hat er ein Werk geliefert, desgleichen wir kein anderes über Griechenland haben, und das wir eben deswegen hinnehmen müssen, wie es ist, mit seinen Tugenden und Fehlern. — Diese Eigenschaften und den relativ großen Werth dieser Periegeese wollen wir nun zuvörderst nach dem Inhalt der Abhandlung Nr. 1. um so mehr noch etwas näher betrachten, je weniger die Herausgeber dieser neuesten Edition (Nr. 2.) davon zu handeln Anlaß hatten. —

Praemonia (pag. 1—7.) Die bisher angenommene Meinung, unser Perieget sey der bey Philostrat (de vitis Sophistarum II. 13) erwähnte

Sophist aus Kappadozien, hatte bereits Herr Siebelis in seiner gehaltvollen Praefatio (ad Pausan. Vol. I. p. 5. seqq.), welcher Herr König überhaupt sehr viel zu verdanken hat, siegreich bestritten; wie denn auch Hr. Dr. Ludw. Kayser in den Anmerkungen zu dieser Stelle des Philostratus gethan. Außerdem widerspricht Herr König dem Gedohn, der unsern Pausanias zu einem Ionier machen wollte, und schließt sich der fast bis zur Evidenz gebrachten Vermuthung des Herrn Siebelis, daß er ein Lydier gewesen, mit Recht an. Nun ist aber nicht abzusehen, warum er die bestimmtere Angabe des Herrn Böckh, daß er aus der Lydischen Stadt Magnesia am Sipylus gebürtig gewesen, bezweifelt, die doch nach den eigenen Worten unsers Reisebeschreibers (Pausan. V. 13. 4.) so viel für sich hat. Noch weniger ist zu billigen, wenn Herr Kruse (Hellas I. S. 45) ohne irgend einen Grund anzugeben, den Pausanias wieder für einen Kappadoken ausgiebt. Jener Kappadokische Sophist hatte in seinem Vortrage und Style Manches von seinem Lehrer Herodes angenommen; wovon sich, nach Böckhs richtiger Bemerkung in den Büchern des Periegeten auch nicht die geringste Spur findet. Dieser letztere lebte unter Hadrian und den Antoninen, und in seinem Werke kommt nichts vor, was über des Markus Aurelius Regierung hinausfällt. *)

Vor der Abfassung seines Werkes hatte er einen großen Theil Klein Asiens und Libyens durchreiset. Ob er auch Epirus, Macedonien, Thessalien, Sicilien und Sardinien besucht, läßt sich nicht ermitteln. Ungegründet ist die Annahme einer spanischen Reise. — Der Zweck seiner Reisebeschreibung war nicht eine sogenannte Statistik, d. h. eine Darstellung des Zustandes der Staaten, sondern hauptsächlich die Beschreibung der Architektur-Sculptur- und Pietur-Denkmale, mit Einschaltung mythischer, ritualer, sowie alt- und neugeschichtlicher Erzählungen. —

Caput I. De fide Pausaniae in rebus ge-

*) Darüber hat sich vor unserem Verfasser Herr v. Staekelberg in seinem Werke: der Apollo Tempel zu Bassae, S. 126 erklärt und schon der alte Krieger zum Pausanias V. 1. pag. 180 ed. Siebelis. —

stis enarrandis (p. 8 — 29). Die von ihm gesehenen und untersuchten Verlichkeiten, Denkmale, Kunstwerke, die Sitten und Gebräuche der Einwohner, behandelt er mit der größten Treue und Sorgfalt, wie die neueren Reisebeschreiber und Archäologen Dodwell, W. Gell, Leake, Hobhouse *) u. A. übereinstimmend bezeugen. In der genauen Angabe griechischer Zustände und Localitäten übertrifft er selbst den Strabo, und muß bey Differenzen zwischen beyden demselben vorgezogen werden.

Was die Quellen dieser Periegeese betrifft, so erwähnt er im Vorbeygehen zwar in Erz eingegrabene Friedensschlüsse, jedoch andere öffentliche Urkunden, wie Senats- und Volksschlüsse, Dekrete obrigkeitlicher Behörden, hat er geschichtlich nicht benützt. Andere Denkmale, die er gebraucht hat, sind Verzeichnisse der Olympiaden und der olympischen Sieger, Verzeichnisse der Bundesgenossen, Ehren- und Grabes-Inschriften, Inschriften auf Weihgeschenken. Von prosaischen Schriftstellern hat er Mythologen und Logographen befragt; er nennt den Hecatäus, den Charon von Lampakus und den Hellanikus, hält sehr viel auf den Herodotus, benützte den Antiochus von Syrakus, den Thucydides, Ktesias, Philistus, Theopompus und Anaximenes; unter den Geschichtschreibern der Nachfolger Alexander den Hieronymus von Kardia, den Duris und den Phylarchus, ingleichen den Polybius. Hiebey habe ich zu bemerken: 1) wäre zu wünschen gewesen, Herr K. hätte die von Pausanias namentlich angeführten von den nicht genannten unterschieden. So nennt er z. B. den Hieronymus und Polybius, hingegen den Duris und Phylarchus nicht. 2) Hätte der Werth seiner genannten oder ungenannten Führer kürzlich gewürdigt werden sollen. So scheint z. B. unter diesen zwey nun genannten Historikern ein gewaltiger Unterschied gewesen zu seyn, und selbst dem Polybius gegenüber wird des Phylarchus Verlust von Niebuhr beklagt. *) Dagegen

*) Journey through Albania I. pag. 214: „Pausanias alone will enable you to feel at home in Greece.“ Vergl. Siebelis Praefat. pag. IV.

*) „Phylarchus gehört zu den Schriftstellern, die mich eben so sehr dauern, als ich den Verlust ihrer Werke beklage“ u. s. w. (Siehe Phylarchi Historiarum Fragmenta collegit Luch t. p. 22.

Duris aus Samos, obschon von Cicero (ad Attic. VI. 1.) homo in historia diligens genannt, aber eben daselbst eines Irrthumes beschuldigt, möchte doch wenigstens, wie in der Darstellung dem Theopompus und Ephorus, so in der Glaubwürdigkeit den drey großen älteren Meistern der Historie nicht gleich zu achten seyn. *) Unter den Attiden-Schreibern hatte er den Blitodemus und Androtion zu Rath gezogen; Ueber den ersten messenischen Krieg den Myron von Priene, und in den Orchomenischen Geschichten den Kallippus (diese vier von ihm genannt).

seq.) Herr König glaubt, Phylarchus Werke seien im Zeitalter Justinianus vorhanden gewesen, und hat noch ein Fragment aus dem Jo. Laurent Lydus gewonnen, (p. 43) aber nicht, wie p. 89 heißt, aus dem Buche de mensibus, sondern aus dem de ostentis.

*) Plutarch. Pericl. cap. 58. Photius cod. 176. p. 121. Bekkeri, mehr oder minder günstige Urtheile über Duris, zum Theil ganz wegwerfende von den Neuern. (Fabricii Biblioth. Gr. I. p. 676. II. p. 297. III. p. 41. Harles; womit man Clinton Fasti Hellen. II. p. 496. Wytttenbach Bibl. crit. VIII. p. 113. Baehr. ad Plutarchi Alcib. p. 26. Sintenis ad Plutarchi Periclem p. 195 seq. und Westermann de fontibus Demosthenis p. 6. seq. verbinden muß.) Diefen Historiker führen auch die Parömiographen an; wozu jetzt aus den Proverbb. Cod. Bodlei. Nr. 574 p. 40 ed. Gaisford ein neues Bruchstück gewonnen wird. In einer Stelle des Pausanias (VI. 13.5.), welche die Herren Schubart und Walz (Praefat. p. XLIV. sq.) kritisch verbessert haben, kommt ein Samier Duris vor, so daß dieser Name dort gewöhnlich gewesen zu seyn scheint. Aber der Samische Geschichtschreiber wollte ein Nachkomme des Alcibiades seyn (Plutarch. Alcib. cap. 52.); vielleicht aus derselben Eitelkeit, aus welcher er sich über frühere Geschichtschreiber erhoben hatte. — Von einem Geschichtschreiber über die Geseze und Gebräuche von Phigalia in Arkadien, den Pausanias wahrscheinlich benützt hat, wird unten in der Anzeige der Abhandlungen des Herrn Le Bas die Rede seyn, da König ihn übergegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler. Allgemeine Einleitung 2c.
Specielle Einleitung 2c.

(Schluß.)

Im dritten und letzten Theil der Ethik wird das Reich Gottes als die Idee des Guten betrachtet: 1) als das Gute an sich, 2) als die Idee des Guten im Werden und 3) die Idee des Guten in ihrer Wirklichkeit. Von diesem letzteren Reich der Herrlichkeit wird nun alles Ueberschwengliche ausgesagt: die Natur ist wiedergeboren und die vollendete Idee des menschlichen Geistes spiegelt sich in der ganzen Wirklichkeit ab. Alles Herrliche ist hier zu finden, nichts fehlt, nur Christus ist nirgends zu sehen. Man sollte doch meinen, im vollendeten Reich des Guten und der Wahrheit dürfte dieser nicht fehlen, da es doch hievon heißt: τὰ πάντα καὶ ἐν παντί ὁ Χριστός. Er, das höchste Princip und der letzte Grund aller realen Bewegung in der Geschichte wird nur so beyläufig, wo es sich gerade nicht anders thun läßt, hereingebracht, und nicht er, sondern die Selbstbe gründung bringt den Menschen eigentlich bey der Verwirklichung in die Immanenz mit Gott zurück. Das herrliche Reich ist in der Ausführung auch gar nicht sein Werk, sondern die sittliche That der Menschen (S. 522 2c. 535). Auf die concrete Wirklichkeit läßt sich aber der Verfasser überhaupt gar nicht ein, ungeachtet des großen Wirklichkeits-Principes. Alles wird nur mit idealischen Schilderungen und allgemeinen Wendungen abgemacht. Hätte nur der Herr Verfasser, der es mit der allerbesten Sache gewiß recht gut meynt, anstatt gleich die ganze Philosophie und Theologie wie ein Atlas auf seine Schultern zu nehmen, einen einzigen bestimmten Punct recht gründlich und erschöpfend bearbeitet, so hätte er gewiß viel mehr Ersprößliches geleistet.

Carl Dorfsmüller.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. May.

Nro. 92.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

Von Poeten brauchte Pausanias sehr viele; unter andern den Homer, die Sänger der Thebais und der Argonautika, den Hesiodus, Alkaios, ferner die Dichter der Europa, der Minyas und der Oedipoden; ingleichen den Kinathon, Karneades und Eumelos (letztere beyde ausdrücklich angeführt). Ein sehr kritisches Urtheil bewährt er über die Richtigkeit oder Unächtheit der unter Orpheus und Musaios Namen umgehenden Gedichte; zweifelt, ob die Schrift *ἡ Κοινὴ Συγγραφὴ* dem Eumelos angehöre (p. 16 vergl. Siebelis Praefat. p. XI. sq.). — Vieles hat P. aus mündlichen Mittheilungen, manche Sagen aus dem Munde des Volkes, Vieles von den sogenannten Erregten und Mythogenen.

Seine Glaubwürdigkeit in Dingen, die er selbst gesehen, ist unverdächtig; eben so treulich theilt er die Erzählungen Anderer mit; widersprechende sucht er unter einander auszugleichen. Bey Berichten, die bloß auf der Sage beruhen, bedient er sich des *οἰσί, λέγουσι*, und ähnlicher Formeln, um dem Leser Freyheit des Urtheils zu lassen; er zeigt an, wo ihre Quellen abgehen; verräth keine Partheylichkeit für oder gegen historische Personen oder die Historiker selbst. Frey von Schmeicheley verschweigt oder mildert er jedoch Ungerechtigkeiten der römi-

schen Oberherren aus Vorsicht, und unterdrückt seine Gefühle; ohne jedoch Nero's Tempelraubereyen und Kunstplünderungen zu beschönigen. Im Gebrauch seiner Gewährsmänner zeigt er große Sorgfalt, prüft ihre Berichte, verbessert auch hier und dort, was er selbst früher unrichtig erzählt hatte. — Seine Abweichungen in älterer Geschichte von Herodot, Strabo und Plutarch haben ihren Grund in den verschiedenen Sagen, denen sie folgten. Zuweilen aber widerspricht P. sich selbst; jedoch bleibt es manchmal zweifelhaft, ob er Gedächtnißfehler begangen, oder aus einer unbekanntnen Quelle geschöpft. Von der wahren Zeitrechnung weicht er zum Defteren ab. Ob er bald bey auffallender Kürze, bald bey dem Gegentheil, gewisse Grundsätze befolgte, und welche, ist kaum zu ermitteln. — Im Allgemeinen ist bereits oben von mir bemerkt worden, daß die Urtheile der Neuern über seine Urtheilskraft und Kritik sehr verschieden sind. In der Mythologie fehlt es ihm an Tiefe, und obschon er sehr richtig Dichtermuthen von andern unterscheidet, so nimmt er doch manche Mythen für historische Ereignisse, wie die von Lykaon und von der Niobe. Auch folgt er blindlings der göttlichen Autorität des Homers bey abweichenden Mythen und Volksagen; wie er denn in der Geschichte der Messenischen Kriege mit Beseitigung der wahren Führer, Ephorus und Antiochus, sich dem Dichter Rhianus hingiebt, der sich doch mit der Volksage so viele Freyheiten erlanbt hatte; woraus sich im Allgemeinen ergibt: Pausanias war eifrigt bemüht, die Wahrheit auszumitteln, und zu berichten, wollte niemals seine Leser täuschen; aber eine mit der Fackel der Kritik erleuchtete Geschichte hat er dennoch nicht geliefert, und nicht selten des schärferen Urtheils ermangelt, um die lautere Wahrheit der Ereignisse zu Tage zu fördern.

Caput II. De Pausaniae in fabulis expli-

candis παρρησία et judicii subtilitate (p. 30 — 40). Der richtigern Anordnung gemäß hätte Hr. K. Manches, was von der mythologischen Methode des P. im ersten Kapitel berührt worden, bis hierher versparen sollen. P. hat die priesterlichen Poëme der Orphiker und des Epimenides fleißig gelesen, von Priestern und andern Unterrichteten die Anlässe der Culte und Heiligthümer ausgeforscht. Er war in den Eleusinischen und wahrscheinlich auch in den Sabirischen und Dionysischen Myserien eingeweiht. In dieser Zeit der fanatischen Wundersucht einerseits und der frivolen Zweifelsucht andererseits, fasste P. aus ungeheuchelter Frömmigkeit und aus der Ueberzeugung, die Menschen der Vorwelt seyen besser gewesen, als seine Zeitgenossen, eine große Liebe zu den ältesten Culten und Mythen; dabey war der Glaube an eine über Völker, wie über Individuen waltende Vorsehung in ihm lebendig. War er von manchen groben Volksthümern frey, so konnte er sich doch der herrschenden Meynung nicht ganz entschlagen. Er giebt viel auf Träume und Orakel, glaubt an Geistererscheinungen, erzählt manche Mythen wohl bloß um der moralischen Wirkung willen, die er davon auf seine Zeitgenossen hofft; andere erzählt er, läßt sie aber dahin gestellt seyn. Bemerkenswerth ist auch, daß P. im Laufe seiner Untersuchungen zu der Ueberzeugung gelangte, daß hinter der Mythenhülle oft ein tieferer Sinn verborgen liege, indem die Lehrweisheit der Bildner der Vorwelt diese Methode des Vortrags absichtlich gewählt habe (Pausanias VIII. 8. 2). — Mehrentheils beschränkt er sich auf die Erzählung der Mythen, verweist wegen Deutung ihres Sinnes seine Leser auch wohl an die Priester, ist bey Geheimnissen der Religion zurückhaltend wie Herodotus, und entschuldigt sich wie dieser, mit den von den Myserien ihm angelegten Stillschweigen. In der Mythenklärung vermißt man sehr oft den nöthigen Scharfsinn. In der Erklärung der Götternamen läßt er sich oft mit oberflächlichen, und offenbar unrichtigen Angaben zufrieden stellen, wozu er zuweilen feinere und gründlichere Namensklärungen giebt. Im Allgemeinen liefert P. reichen Stoff zur Kenntniß der alten Religionen, ihrer Ursprünge und Veränderungen, der Cultusgebräuche, der Formeln u. s. w.

Caput. III. De Pausaniae in artis operum descriptione peritia, p. 41 — 57. Die hohe Wichtigkeit, die P. in diesen Puncten für uns hat, ist, wie ich einleitend bemerke, gleich der des Plinius, der beyden Philostraten, des Kallistratus, und des Cicero, nur eine relative, an sich betrachtet. Denn hätten wir die Werke der älteren Periegeten und Kunstschriststeller noch, wie die eines Polemo, Papias, Heliodorus, Menächmus, Apelles, Melanthius, Antigonus, Hypsikrates u. A., sowie so manche Verzeichnisse von Kunstwerken aller Art (s. Heyne Opuscul. acad. Tom. V. p. 12. vgl. Fr. Jakobs verm. Schriften Bd. III. S. 423 und 473 sq.), so würden wir in den meisten Fällen zu ihm und andern Schriftstellern dieser Art nicht unsere Zuflucht zu nehmen brauchen, da sie uns im Gegentheil jetzt recht eigentlich Quellen sind. Auch hier hat P. die verschiedensten Urtheile erfahren müssen. Von den neuesten stellt Hr. K. dem wegwerfenden des sel. Hirt die günstigen von Schelling und Thiersch gegenüber; und macht sodann auf die höchst günstige Lage des P. aufmerksam, auf die damalige Erhaltung von Meisterwerken der Sculptur, Architectur und Malerey in Griechenland. Doch nennt er, neben 169 Bildhauern und Bildgießern, nur 15 Maler. Daß er so wenig Gemälde beschreibt, davon findet der Verf. zum Theil den Grund darin, weil P. Kunstwerke überhaupt nur wegen der religiösen Gegenstände, die sie vorstellen, beschreibt. Bey seinen Beschreibungen übergeht er Manches, wählt nur das Wichtigste aus, nimmt mehrentheils nicht den Standpunct des Artisten, und gehört im Ganzen mehr zu den Kunstliebhabern, als zu den eigentlichen Kunstkennern und Kunstrichtern. Es folgen Kritiken der Beschreibungen des Amyklaischen Thrones, des Apollo, der Lade des Kypselus, der Wandgemälde des Polygnotus zu Delphi, und über die Stelle vom Apollo des Onatas. Es fehlte dem Pausanias an reinem Schönheitsinne; er lobt Kunstwerke sehr verschiedener Art und Würde oft mit denselben Ausdrücken, jedoch macht er Unterschiede unter Denkmälen verschiedener Art und Zeit, verwechselt aber manchmal Werke des hohen und des höchsten Alterthums, entscheidet auch oft nicht zwischen verschiedenen Meynungen über die Zeitalter von Künstlern;

irret endlich auch mitunter selbst in der Künstler-Chronologie. —

So viel von dieser verdienstlichen Abhandlung, in welcher Hr. König auch mehrere einzelne Stellen des P. besprochen. Die Schrift empfiehlt sich auch durch einen guten und wissenschaftlichen Untersuchungen angemessenen Ausdruck. —

Wir wenden uns zur neuesten Ausgabe des Pausanias Nr. 2.

Die Herausgeber haben ihren Beruf zu einem so schwierigen Unternehmen längst vor dem Publicum erwiesen. Herr Schubart durch seine Quaestiones genealogicae historicae in antiquitatem heroicam graecam. Marburgi 1832 (wegen welcher Schrift ich mich auf die derselben von mir vorgesezte Praefatio beziehe); und durch die in demselben Jahre in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (Bd. IX. S. 158 — 199) mitgetheilte gediegene Recension der Bekkerschen Ausgabe des Pausanias, dessen in der Kaiserl. Königl. Hofbibliothek befindliche Handschriften er damals schon mit größerer Sorgfalt verglichen hatte. Herr Prof. Walz aber, der rühmlichst bekannte Herausgeber der Rhetores Graeci und anderer Autoren, hat seine gelehrten Reisen nicht nur zur Vorbereitung auf seine archäologischen und philologischen Lehrvorträge, sondern auch zur Materialiensammlung für den Autor benützt, dessen vorliegende kritische Edition wir der Verbindung dieser zwey gelehrten und emsigen Männer zu verdanken haben. Wir wünschen ihnen Glück, daß sie für ihr mühevolltes und wichtiges Unternehmen eine so würdige Verlagehandlung gewonnen haben, wie die Hahnische ist, die auch dießmal durch die äußere Ausstattung dieses Werks ihren wohlbegründeten Ruhm bewährt hat. —

In der ausführlichen Praefatio wird der Satz vorangestellt (p. III.): „editionem criticam ad codicum auctoritatem refictam et apparatu critico copiosiori instructam adhuc desiderari.“ Zum Beleg der Richtigkeit desselben wird in einer genauen Charakteristik und Epikrise aller bisher erschienenen Ausgaben des P. eingegangen, von der ersten, der Aldina an bis auf die von Hr. Jm. Bekker inclusive; wobey es einen sehr wohlthätigen

Eindruck auf mich gemacht hat, daß die Herausgeber der Bemühungen und Verdienste des bescheidenen und gelehrten Herrn Siebelis mit voller Anerkennung erwähnen. Es folgen die Angaben und Epikrisen der Uebersetzungen in lateinischer, in den neueren europäischen Sprachen, wovon verschiedene nach Handschriften verfaßte eigenen kritischen Werth haben, andere mit kritischen oder mit erläuternden Anmerkungen begleitet sind. Die Aufzählung der von den Herausgebern gebrauchten Handschriften wird mit folgenden Worten eingeleitet (p. XVIII.): *Rebus sic se habentibus quum sine accurata codicum perscrutatione emendationem et, quantum fieri potest, restaurationem (restitutionem) parum promoveri videremus, nova subsidia circumspeximus, et, ne vires et apparatus distraherentur, omnia, quae incommoda videri possint, despicientes studia nostra copulavimus.* (Verstehe ich dieß letztere recht, so wollen sie damit sagen: um die Versplitterung der Kräfte und der gesammten Hilfsmittel zu vermeiden, haben sie sich über alle Ungemäglichkeiten, welche eine Theilung der Arbeit unter zwey von einander entfernt wohnende Editoren mit sich bringt, hinweggesetzt, und ihre Bemühungen vereinigt.) *Fructum concordis hujus consociationis lectori nunc proponimus; antequam vero de operis nostri consilio atque ratione agimus, praemittenda est codicum notitia, quos vel integros contulimus, vel e quibus specimina tantum sumimus.* Da die benützten Handschriften auf dem Titel dieser Ausgabe angegeben sind, beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß der Reichthum des mit unermüdlichem Fleiße zusammengebrachten Apparats Bewunderung verdient, und daß dabey Regierungen und Privatpersonen hilfreich gewesen; wie denn namentlich die Unterstüzung von Gelehrten, wie von Gotifr. Hermann, Hofmann, Groen van Prinsterer, Jak. Geel, Cobet und E. B. Hase namentlich und dankbar erwähnt werden.

„Jam (heißt es nun weiter p. XXIV,) praemissa codicum notitia videndum est de eorum affinitate atque indole, quo facilius de uniuscujusque pretio possit judicari. Primo statim obtutu (adspectu) animadvertimus nullam saeculo XIV. esse antiquiorem, quosdam usque

in saeculam XVI. descendere. Accuratius inspicientes libros, quotquot existunt (sunt), Pausaniae codices ex uno fonte, eoque non admodum antiquo, fluxisse satis tuto (certo) possumus concludere, quare abjicienda est spes fore, ut aliquando Pausaniae integritati suae resituatur, mendis emaculetur, vulnera temporis et librariorum culpa inslicta denique sanentur“ etc. — Es werden darauf mehrere einzelne Stellen durchgegangen, woraus sich die Beschaffenheit der verschiedenen Codices abnehmen läßt; welcher Abschnitt mit der Bemerkung (p. XXXVI.) schließt: „Nolumus cumulare exempla; quae protulimus affatim manifestant (declarant), qualis sit codicum affinitas, simulque, quomodo fieri poterit, ut codices gemini, ex eodem exemplari descripti, tot tamen locis inter se discrepent; omnino vero, quanti momenti sit ejusmodi liber (sit venia verbo) glossatus ad distinguendas classes, quantam inde lucem accipiat codicum genealogia et historia nemo non videt.“ Ebendasselbst wird bemerkt, wie die Herausgeber außerdem noch dem Herrn Geel die Mittheilung zahlreicher Randanmerkungen verdanken, welche Palmerius auf ein Exemplar der Kylandrisch-Sylburgischen Ausgabe beygeschrieben hatte, in gleichen Noten von Tib. Hemsterhuys und von Reiske, abgeschrieben von den Händen Leydner Exemplare; und endlich gesagt, wie sehr sie bemüht gewesen, die kritischen Bemerkungen anderer Gelehrten für den Text des P. zu benutzen, obwohl sie hiebey Manches übersehen haben möchten. Es werden hierauf die verschiedenen Richtungen bezeichnet, welche die Kritik beim P. eingeschlagen, die derjenigen, die auf alle Weise die hergebrachte Lesart vertheidigen, die andere solcher, welche auf die Autorität eines relativ vorzüglichen Codex die Wiederherstellung des Textes gründen zu können glauben; endlich die dritte, der kühnen Kritiker, die mit Verachtung der handschriftlichen Zeugnisse in jugendlichem Muthe Lesarten ersinnen, welche aber nicht darstellen, was P. geschrieben, sondern was er, wie sie meynen, hätte schreiben sollen. Sie, die Herausgeber, haben einen Mittelweg eingeschlagen. Bey Behandlung des Textes des P. müsse ein ganz anderer Weg genommen werden, als bey Plato,

Thueydides und Lucianus. Pausanias lasse sich aus den übrig gebliebenen Handschriften nimmermehr wieder herstellen; die im Texte befindlichen Lücken seyen zahlreicher, als man glaube; er werde leider manche unheilbare Wunden immer an sich tragen; und so viele Stellen sie auch durch Hülfe der Handschriften oder durch Conjectur verbessert zu haben hofften, so viele seyen doch noch übrig, bey denen sie alle Hoffnung aufgegeben. „Quae cum ita sint (fahren sie p. XXXIX fort), temeritatis crimen incurrere non veremur, si a codicibus destituti ad conjecturas saepissime confugimus, non quidem tumultuario impetu, sed haesitantes et meditate. Tritissimum est illud, quemque sui ipsius (ipsum) optimum esse interpretem, addimus correctorem. Quem correctorem ut in partes nostras traheremus, vices triciesque repetita accurata libri lectione ita natura ejus et indole nos imbuere studuimus, ut in Pausaniae dicendi et cogitandi rationem satis penetrasse, et familiaritatem quandam cum eo contraxisse videremur. Sic penitus (altius) perspecto libri consilio et cognita ejus natura ad codicum lectiones accessimus, rei palaeographicae sic satis gnavi, quippe qui codicum centurias pertractavimus; singulas lectiones diligenter examinavimus habita non solummodo codicum ratione, sed scriptoris indolem et sermonis habitum respicientes; ubi nullam, quae satisfaceret, invenimus, lectionem, librorum manuscriptorum quantum fieri potuit, prementes vestigia e conjectura sive nostra sive aliorum haud ambignam Pausaniae sententiam restituere conati sumus; locos plane desperatos, et sunt ii non adeo rari, intactos dereliquimus, eam a codicibus recipientes, lectionem quae plurima nobis correcturae (correctionis) elementa continere visa est; lacunas, nisi ubi una alterave vocula erat inserenda, non complevimus, sed asteriscis tantum hiare sermonem indicavimus. Singulas lectiones, quod ingenue fatemur, delegimus sensu quodam iterata lectione informato et consuetudine perpetua exculto ducti, non regula subtili meditatione operose inventa“ etc.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. May.

Nro. 93.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

Wäre es aber bey einem solchen Autor dennoch nicht besser, wenn die Herausgeber sich entschließen wollten, bey den folgenden Büchern die Varianten ganz vollständig unter dem Texte mitzutheilen, und in einem Anhang die aus den ersten drey Büchern nachzutragen? — Bey der darauf folgenden Darlegung der Orthographie, die befolgt worden, ist von mehreren Städte-Local-Namen, wie auch von personellen Namen die Rede; wobey bemerkt wird (p. XLII. sq.), daß in vielen Namen heut zu Tage der einfache Consonant dem doppelten vorgezogen werde. Was die erste Classe dieser Wörter betrifft, so ist hiebey die Münzkunde zu berücksichtigen; sie bestätigt z. B. die von den Herausgebern nach dem Zeugniß der Handschriften empfohlene und auch von Imm. Bekker aus Codd. aufgenommene Schreibart *ἱρῶός* (S. J. Bekkeri Commentar. Crit. in Legg. Platon. II. p. 173 zum Text p. 180. Man vergl. jetzt Mionnet, Descript. de Médailles. Suppl. IV. p. 309. sq.) Wenn dagegen (Pausan. III. 19. 10. p. 540.) *Ἐπιρῶσι* edirt worden und gesagt wird (Praefat. p. XLII), daß die Codd. übereinstimmend *Ἐπιρῶς* haben, so hat dagegen Lobck (Praefat. ad Sophocl. Aiac. p. IX.) die Schreibart *Ἐπιρῶς* zu vertheidigen übernommen; und man streitet noch jetzt

über den Ursprung dieses Namens (s. Preller Deimeter und Persephone. S. 165 u. S. 403). Hier möchte nun der Ort seyn, das Ergebniß dieser Untersuchungen und Kritiken in wenige Sätze zusammenzufassen: 1) der Text des P. leidet, neben unzähligen Corruptionen, an einer großen Anzahl von Lücken, welche, da alle noch vorhandenen Handschriften aus einer Quelle geflossen, größtentheils aus dieser Urschrift herzuleiten sind, und manches Seltene und Abstoßende der Schreibart, dessen man diesen Periegeren bezüchtigt, möchte vielleicht in dieser Versammlung seine Entschuldigung finden. 2) Diese neueste Ausgabe verdankt einer Leydner Handschrift, als L. a. bezeichnet, (s. Praefat. p. XIX. sq.), besonders vom 5ten Buch an, mehr als allen übrigen zusammengenommen; so daß von diesem Buche an diese Edition erst eigentlich wesentliche Verbesserungen vor den übrigen voraus haben wird. Billige Beurtheiler werden daher ihr Endurtheil bis zur Vollendung des Ganzen verschieben. 3) So viel läßt sich aber jetzt sagen: in dieser Ausgabe ist eine solche Zusammenstellung des Materials geliefert, wonach mit ziemlicher Sicherheit ermessen werden kann, in wie weit aus den bis jetzt bekannten Handschriften ein Heil für den P. zu erwarten, und hingegen alle Hoffnung aufzugeben ist.

Die Herausgeber kündigen einen weiteren Real-Commentar über diesen Schriftsteller an; da sie aber die Sache zu einem solchen kritischen Abschluß gebracht, so möchte ich sie im Interesse der Alterthums-Wissenschaft ersuchen, zu dem bereits erworbenen Verdienst noch dieses neue hinzu zu fügen, und in Verbindung mit noch einem Archäologen und mit einem wissenschaftlich gebildeten Künstler auch der Sacherklärung ihre Talente und Kräfte zu widmen; indem ich überzeugt bin, daß aus der Vergleichung der antiken Denkmale und aus arti-

stischen und archäologischen Erörterungen auch für die Textes-Verbesserung, sowie für das Verständniß der Beschreibungen und Berichte dieses Periegeten, noch manche erfreuliche Resultate zu gewinnen seyn werden. —

Die Herausgeber theilen (von p. XLIII. an), hauptsächlich aus den spätern Büchern, eine Reihe von Stellen mit, die sie mehr oder minder ausfühlich, mit Benützung ihrer Handschriften, der Kritik unterwerfen, besonders solche, wo ein oder mehrere Worte, ja zuweilen ganze Sätze ausgefallen sind, und wo sie die Lücken entweder nachweisen, oder auch aus Spuren der Codd. und aus andern Hilfsmitteln wirklich ansfüllen. Sie finden die Ursachen solcher Lücken in dem allen vorhandenen Handschriften zum Grunde liegenden Codex, in welchem Worte und Zeilen durch Flecken unleserlich geworden, durch Risse ausgefallen, oder auch durch Schuld der Abschreiber ausgelassen seyen.

Rechtfertigen durch die meisten dieser zahlreichen Kritiken (bis p. LIX.) beide Gelehrte aus Entschiedenheit ihren Beruf, indem sie an vielen Stellen die Lücken ausspüren, und sie eben so oft aufs glücklichste ergänzen, so bringt es die Natur eines so schwierigen Geschäftes mit sich, daß man hier oder dort wohl auch Anstand nehmen muß, ihren Conjecturen bezuzpflichten. So ergeht es mir z. B. gleich bey p. XLIII. mit der Stelle V. 1. 4. (nicht 5). Ich muß sie ganz hieher setzen: Τὰ δὲ ἐς τὴν Ἐνδυμίωνος τελευτὴν οὐ κατὰ τὰ αὐτὰ Ἡρακλειῶται τε οἱ πρὸς Μιλήτω καὶ Ἡλείοι λέγουσιν, ἀλλὰ Ἡλείοι μὲν ἀποφαίνουσιν Ἐνδυμίωνος μνήμα, Ἡρακλειῶται δὲ ἐς Λάτιον τὸ ὄρος ὀποχηρῆσαι φασιν αὐτὸν, καὶ ἄδυστον Ἐνδυμίωνός ἐστιν ἐν τῷ Λάτιμῳ. Da die Herausgeber in den besten Codd. φασιν αὐτὸν μουσικαὶ ἄδ. und in Einem φ. αὐτὸν μουσι. καὶ ἄδ. fanden, so vermuthen sie eine Lücke von einer ganzen Zeile, die sie so ergänzen: — φασιν αὐτὸν (ἐνθάδ ἢ ἄλλα τε γέρα οἱ προσοικούντες ἄτε δεῶ αὐτῶ νε-) μουσι, καὶ ἄδυστον. — Der Mythos des Endymion spielt hauptsächlich in den Landschaften Elis und Karien. — In Betreff des ersten Locals werden mehrere Kinder des Endymion angegeben (wobey gelegentlich bemerkt, Kanne ad Conon. p. 95.

die Stelle des Phavorinus übersehen hat: ἀπὸ τῆς Πίσσης (vielmehr Πισῆς) τῆς ἐνδυμίωνος (Ἐνδυμίωνος) θυγατρὸς.); bezüglich aufs Andere heißt Endymion brym Scholiasten des Apollonius Rhodius IV. 57., der besten Quelle dieses Mythos, Καριάρης (wie Valkenaer ad Callimach. Elegg. p. 70. vortrefflich statt Σπαρτιάτην hergestellt hat). Das war ein Mythos, den seit Hesiodus Dichter wie Logographen und Schriftsteller aller Art, behandelt hatten, dessen Sinn aber nur aus der Vergleichung der andern von Memnon und von Kephallus und Aurora verstanden werden kann. Ibykos hatte den Endymion als König von Elis genommen. (Schol. Apollon. a. a. O.), von diesem zeigte die Eleer dem Pausanias sein Denkmal (a. a. O.). Andere hatten erzählt, er sey Gott geworden, (ἀποθεωθῆναι Schol. Apollon. a. a. O.), und diese Sage spricht gar sehr für die angeführte Ergänzung der Editoren. Andere ließen ihn in Karien die Gunstbezeugungen der Artemis genießen, nämlich am Berge Latmos an den Grenzen des Milesischen Gebiets. (Pausan. a. a. O. Strabo XIV. 8. p. 514 sq. Tzschucke; wo auch eine Stadt Latmos lag, wie Alkman sie noch genannt hatte, später Heraklea am Latmos genannt, und schon von Scylax, Peripl. p. 91. (welches eines der Merkwürdigen für das Zeitalter dieses Geographen ist), vgl. Steph. Byzant. p. 386. Berkel. — Am Gebirge Latmos zeigte man bald ein Heiligthum, bald eine Höhle (ἄντρον Pausan. Schol. Apollon. a. a. O.), worin Artemis den Endymion besucht und geküßt hatte. Aber gleichwohl hatte er sterben müssen, und nicht weit von jenem Städtchen Latmos-Heraklea ward in einer Höhle sein Grab gezeigt (δεικνύται τάφος Ἐνδυμίωνος ἐν τινι σπηλαίῳ Strabo a. a. O.): Beweises genug, daß sie ihn ebensowohl für einen sterblichen und gestorbenen Menschen hielten, wie die Kreter sogar den Zeus. (Callim. H. in Iov. 9. mit dem griechischen Grammatiker bey Ruhnken p. 6. ed. Ernesti.). Pausanias konnte also von Herakleoten in Karien unmöglich gehört haben, daß sie ihm, wie einem Gotte, Ehre erweisen, wie die Herausgeber voraussetzen, und das, was er sein ἄδυστον am Latmos nennt, kann nichts anderes, als eben ein in der Höhle verborgenes Grab seyn. Was soll aber das μουσι

zwischen αὐτόν und καί im Texte der Handschriften des P. bedeuten? Nicht daß eine ganze Zeile ausgefallen, sondern nur ein halbes Wort. Ich er-gänze μουσικώτερον und beziehe es auf φα-siv, wie denn jenes Adjectiv. adverbial. besonders mit λέγειν, εἰπεῖν, φάνει verbunden wird, um richtiges, treffendes und artiges Reden, Bemerkun und Erzählen zu bezeichnen (Locella ad Xenoph. Ephes. I. p. 74. ed Peerlkamp.). Demgemäß fasse ich die Worte des Pausanias so: „Die Um-stände von Endymion's Lebensende erzählen die He-ρακλεoten bey Miletos und die Cleer nicht auf die-selbe Weise, sondern die Cleer zeigen das Denk-mal (Grabmal) des Endymion vor; die Herakleoten dagegen sagen schicklicher (artiger), er sey auf das Gebirge Latmos entwichen; und es befin-det sich ein Heiligthum des Endymion auf dem Latmos;“ d. h. die Cleer zeigen den Fremden ganz einfach das Grab ihres ehemaligen Königs En-dymion; die Herakleoten hingegen lassen ihn auf eine anmuthigere Weise nach dem Gebirge Latmos entschwinden (an jenen von Dichtern gefeyerten Ort der Liebeserweisungen der Artemis = Luna (s. die Stellen der Dichter bey Valkenaer im Callim. Elegg. p. 65. sqq.), und wirklich zeigt man an demselben Berge noch sein Heiligthum. — Ich habe mich bey dieser Stelle etwas länger verweilt, weil sie zum Beweise dient, wie sehr die Textes-Verbesserung des P. manchmal durch die Sach-Erklärung bedingt ist. Ich muß mehrere andere Ausfüllungen von Lücken übergehen, die nun zu-nächst folgen. Dafür muß ich aber folgende Stelle ganz hersetzen: (p. XLV. sq.) „Est locus IX. 19. 5. (4) πρὸ τοῦ ἀγάματος τῶν ποδῶν τι-διάσιν ὅσα ἐν ὀπώρα πέφυκε γίγνισθαι· ταῦτα δὲ διὰ παντός μένει τεθλότα τοῦ ἔτους, pla-nus omnino et ne minima quidem difficultate impeditus; quae quidem sequunter sunt salc-brosa et luxata, at nostro loco nemo facile haerebit; quare mirari subit, unde codices MVa Pc AgLb R habeant lectionem πέφυκεν ἢ γέφυρα διὰ παντός. Versamur eo ipso in loco, ubi Euboea cum Boeotia ponte juncta erat. Quid? num est credibile Pausaniam si-lentio praetermisisse magni moliminis illud opus? Nobis quidem non fit verisimile, quin

imo nobis persuademus scriptorem accuratum hoc loco de ponte illo egisse, cujus tamen descriptio, vel certe commemoratio, temporis injuria eo usque deleta sit, ut nihil nisi leve indicium lectione monstruosa conservatum sit. Nolumus reticere, quod praeterea hoc loco in mentem nobis venerit. Stephanus enim By-zantinus s. v. Tamyna haec habet: Τάμυναι πόλις Ἐρετρίας. — ἑαυτοῦ λέγεται καὶ Τα-μυναῖος· οὕτω γὰρ ὁ Ζεὺς ἐν αὐτῇ τιμᾶται. Πανσανίας ἐνδεκάτῳ (ἰα, alii ἐν δεκάτῳ) πε-ριγηήσεως. Haec Jovis Tamynaei commemo-ratio neque libro undecimo, qui nullus est, nèque alibi in Pausaniae Periegesi occurrit. Ex ἐνδεκάτῳ facili mutatione eruimus ἐνάτῳ, et quum Jovis Tamynaei fanum non longe re-motum ab hoc ponte cogitandum sit, haud inepta videtur suspicio, noster loco cum pon-tis descriptione hujus etiam sacri excidisse me-moriam, praesertim quum nullus in toto opere occurrat locus huic commemorationi magis op-portunus. — Wer wird hiebey der Combination der Herausgeber nicht gern volle Gerechtigkeit wi-derfahren lassen?

Aber ich erlaube mir doch mehrere Fragen: Zuvörderst gab es wirklich kein eilftes Buch des Pausanias, woher denn die Notiz des L. Gyrardus, daß es von diesem 11ten Buche sogar zwey lateinische Uebersetzungen gegeben habe (s. Sal-mas. ad Steph. Byz. p. 691. Berkel)? Jedoch dieß nur beyläufig, und von einer Brücke muß nach den Codd. in dieser Stelle des P. die Rede ge-wesen seyn. Diese Brücke aber, oder vielmehr, die-ser Damm mit Schleißen, Brücken und Thürmen, welcher die Insel Euböa mit Bdotien verband *), gieng ja nach Chalkis hinüber, also nicht so nahe am Tamynäischen Zeustempel, wie eben vermuthet wird, da Chalkis von Eretria in nicht ganz unbe-deutender Entfernung lag. Ptolem. Geograph. III.

*) Ueber diese Brücke s. Strabo IX. p. 401. Tzsch. Diodor. XIII. 4. 7. p. 578. Wessel. Is. Voss. ad Melam. II. 7. 75. Chr. Bondelmonti liber insularum Archipelagi. cap. 73 p. 152. und die neuen Reisebeschreiber von Spohn bis auf Dodwell II. 1. p. 248.

p. 214. ed. Basil.) Die Stadt Tamyna, oder Tamynā pluralisch, lag aber im Gebiete von Eretria. *) Dieses ist hier von Bedeutung; denn wenn in derselben Stelle des Pausanias, worin jener Brücke gedacht war, auch vom Heiligthum des Tamynäischen Zeus geredet worden, wie die Herausgeber voraussetzen, so muß der Text unseres Autors einen beträchtlichen Ausfall erlitten haben. So berühmt aber die Stadt Tamyna zur Zeit der griechischen Freystaaten war, und so oft sie in den Geschichtschreibern und griechischen Rednern angeführt wird, (Wessel. u. Valken. ad Herodot. VI. 10. u. Tzsch. ad Strabo. X. p. 29. sq.) — so scheint sie doch nach dem Auszug des Städtebuchs unter Stephans Namen aus der Geschichte zu verschwinden, und von jenem Heiligthume des Zeus haben wir nur diese kurze Notiz in eben diesem Buche, da Pausanias gewiß ein Mehreres davon gesagt hatte. Eben dieses letzteren Umstandes wegen hätte aber Wesseling (a. a. O.) nicht sagen sollen, daß es ein Heiligthum des Zeus oder des Apollo gewesen sey. Wenn dieser Tamynäische Zeustempel vielleicht auch nicht so berühmt war, wie der von Aeschylus, Sophokles u. A. erwähnte des Zeus Kyvaïos auf dem Kubdischen Vorgebirge Kyvaïos, (s. meine Meletem. I. p. 17), so war er gewiß doch eben so wohl durch den Cultus des Jupiter bekannt. Geseyerter scheint freylich der Tempel des Tamynäischen Apollo gewesen zu seyn, sowohl durch hohes Alterthum, (ihn sollte Admetos gestiftet haben, Strabo a. a. O., welche Cultuslegende Larcher zum Herodot, Tom. VIII. p. 532., seltsamer Weise wegen der weiten Entfernung von Pherae, dem Wohnsitz dieses Königs, in Zweifel zieht), als durch sein Ansehen. Beym Strabo (a. a. O.) heißt diese Stadt dem Apollo geheiligt, und dieser Gott war in einem Threnos des Simonides erwähnt worden, nicht minder in den Kubdischen Geschichtschreibern; ja dieser

*) Stephan Byz. pag. 691 Berkel. Τάμυνα πόλις Ἐρετρίαι· Στραβῶν δεκάτῃ (X. 10. p. 29). Ich vermuthete πόλις Ἐρετρικῆς, oder noch näher der Lesart: πόλις τῆς Ἐρετριακῆς. Ueber beyde das Gebiet von Eretria bezeichnende Namensformen s. Tzschuke, zum a. O. und zu IX. p. 344 sq.; auch sagt Harpocration: ἐν τῇ χώρῃ τῶν Ἐρετριέων αἱ Τάμυναι p. 329.

Cultus, und somit eine Art von Wohlstand der Stadt, mußte sich bis in die spätere Kaiserzeit erhalten haben, wenn es mit einer Münze dieses Orts seine Richtigkeit hätte, welche auf der Hauptseite das mit Lorber und Strahlen umgebene Haupt mit der um dasselbe laufenden Inschrift TAMYNAION zeigte (Holsten. ad Stoph. Byz. p. 311). Aber nach einer solchen Münze habe ich mich in den Werken der Numismatiker bis jetzt vergeblich umgesehen. Ueberhaupt ist die Münzkunde dem Pausanias noch nicht gehörig zu Gute gekommen, die doch heut zu Tage so vieles leisten könnte.

Da kurz zuvor von der Stadt Chalkis in Euböa die Rede war, so fasse ich mehrere Stellen zusammen, um ein Beispiel des eben aufgestellten Satzes zu geben. Pausan. V. 23. 1; VI. 13. 4 und IX. 12. 4 werden Χαλκιδεῖς οἱ ἐπὶ τῷ Ἐυπίπῳ genannt (wie in den neuern Ausgaben verbessert ist: Siebelis daselbst). In einer andern Stelle III. 5. fin. wird erzählt, der Lakedämonische König Hagestopolis habe viele Städte im Lande der Chalcidenser genommen, und auch gehofft, Olynth zu erobern: (καὶ ἤρῃκότα τῶν τε ἄλλων πόλεων τῶν ἐν Χαλκιδεῦσι τὰς πολλὰς, καὶ αὐτὴν ἐπιζῶντα αἰρήσειν τὴν Ὀλυνθον —) das heißt hier: viele Städte in der Thracisch-Macedonischen Landschaft Chalkidike. Das ist das Χαλκιδικὸν γένος (Herodot. VII. 185. p. 730 ed. Baehr., mit dessen Note). Sie grenzten an die Bortiaer, oder bildeten vielmehr mit ihnen ein Volk, seitdem diese Olynth besetzt hatten. Herodot. VIII. 127. Thucyd. II. 99. vergl. Franc. Streber Numismata in den Abhandlungen der Münchener Academie der Wissenschaften 1835. I. p. 115.).

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

Nr. 15. S. 105. Z. 14. v. u. statt menschlich mehr lies menschlich wahr. S. 106. Z. 5 v. u. l. καταξόνοιος. S. 108. Z. 1 v. u. l. daß die Poeten die Methen gemacht haben. — Nr. 21. S. 173. Z. 18 v. u. l. Dike. S. 175. Z. 5. v. u. l. μίν. — Nr. 22. S. 181. Z. 12. v. u. l. Ἀθῆνα.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. May.

Nro. 94.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

Es werden oft genannt *Χαλκιδεῖς οἱ ἐπὶ Ὀράκης* oder *X. οἱ πρὸς τῇ Ὀράκῃ* (Thucyd. I. 57. I. 108. Aristot. Polit. II. 9. fin. p. 69. ed. Goettling. Diodor. XIV. 82. p. 706. Wessel.) zum Unterschiede vor den Euböischen am Euripus (s. vorher, und Scholiast. Thucyd. I. 57. οἱ ἐν Εὐβοίᾳ Χαλκιδεῖς, vgl. Eustath. in Iliad. p. 537. p. 226. Lips. Holsten. ad Steph. Byz. p. 353). Bey Demosthenes werden zwey und dreyßig Chalkidisch = Thracische Städte erwähnt (Wesseling. ed. Diodor. XVI. 52. p. 123); die Thracisch = Macedonischen Chalkidier waren Kolonisten derer von Euböa (Schol. Thucyd. I. 57. Heyne Opuscul. Acad. II. p. 266), und nicht bloß Olynth, sondern auch andere Chalkidische Städte, bezugten auf ihrem Gelde durch den Chalkidisch = Euböischen Adler mit einer Schlange im Schnabel, ihre Abkunft aus jener Mutterstadt. (Mionnet II. p. 303 sqq. Suppl. IV. p. 358. sqq. V. p. 143 sqq. vgl. Suppl. VIII. p. 115. sqq. und jetzt Franc. Streber Numismata a. a. O. p. 114 — 117.) — War nun unter den vielen Thracisch = Chalkidischen Städten auch eine, die selbst Chalkis, (*Χαλκίς*) und wie die Euböische Mutterstadt hieß? Dieß hat man bisher allgemein angenommen, und ihre Lage östlich von Olynthos, und westlich von der Syleischen Ebene

gesetzt. (Larcher Table geograph. zum Herodot. p. 118) Dagegen erklärt sich jetzt Millingen (Sylloge of ancient unedited coins. Lond. 1837 p. 45. zu pl. I. no. 21.). Er macht dort eine Silbermünze von Olynthos bekannt. Vorderseite *ΟΛΥΝΘ*; besorbener Kopf des Apollo; Rückseite: *ΧΑΛΚΙΔΕΩΝ*. Eine Lyra mit 7 Saiten. Diese Münze, sagt er, beweise, daß alle ähnlichen Münzen mit *Χαλκιδέων* nach Thracien gehören *), und die Aufschrift *Ὀλυθίων Χαλκιδέων*, daß alle diese Münzen in Olynth geprägt worden. Sie seyen Geld der Chalkidischen Conföderation gewesen. Es gebe keine Autorität dafür, daß in Thracien eine Stadt Chaleis existirt habe. Von schwachen Anfängen sey Olynth emporgewachsen, und das Haupt der Chalkidischen Conföderation geworden; welcher Wachsthum dieser Stadt nicht nur ihrer vortheilhaften Lage bezumessen sey, sondern einer Politik, sonst in Griechenland sehr ungewöhnlich, nämlich daß sie Bürger aller übrigen Bundesstädte an allen ihren eigenen bürgerlichen Rechten Antheil nehmen ließ, und den gebornen Olynthern ganz gleichstellte. **) Dieß gelegentlich, Was aber den so fest ausgesprochenen Satz: „Es gebe keine Autorität dafür, daß in Thracien eine Stadt Chalkis existirt habe,“ betrifft — so ist dieß nicht wahr. Man höre nur den Scholiasten des Thucydides, I. 108: *Χαλκίς Ὀράκης* (vergl. zu I. 57. Eustath. a. a. O. Lucas Holsten. a. a. O. und mehrere der übrigen von mir angeführten Stellen).

*) Dieß war schon früher vermuthet worden (sich Mionnet Description Suppl. Tom. IV. p. 358, vgl. Tom. III. p. 60).

**) Ueber Olynth's Ursprung, Wachsthum und Schicksal s. Vömel zu Demosth. Philipp. p. 12 sqq. p. 25 seqq. und p. 101 — 108.

Auch wäre es gegen alle Analogie, wenn die von der Subdischen Stadt Chalkis ausgerüsteten und nach Thracien ausgesendeten Colonisten nicht zu allererst im neuen Lande eine nach der Mutterstadt genannte Neustadt gegründet hätten, sie, die auf den Münzen so vieler andern in dieser Colonie gegründeter Städte den auf dem Gelde der Altstadt hergetragten Typus noch lange Jahre beybehielten, wie wir oben gesehen haben. Ja es ist wahrscheinlich, daß die ältesten thracisch-griechischen Münzen mit diesem Typus und mit der Aufschrift Χαλκιδίων der Tochterstadt Chalkis selbst angehören. In der zweyten der von mir oben angeführten Stellen des Pausanias (V. 23. 1 und 2 *) erscheint zweymal noch bey Siebelis die Schreibart Ἀμβρακιῶται (vgl. auch X. 18. 3.). Ich weiß nicht, ob die Herausgeber im zweyten Bande nach ihren Codd. werden Ἀμπρακιῶται geben; das aber weiß ich, daß letztere die ältere ist (wie Eustath. ad Dionys. Perieg. vs. 493 bestimmt versichert) und sie wird auch von der Mehrzahl der Münzen bestätigt (Rasche Suppl. Lex. rei num. I. p. 599 und 629), und daß erst die spätern Münzen die andere geben (Mionnet. Suppl. Tom. III. p. 365). Die Handschriften variiren; die des Herodotus haben fast durchaus die ältere (VIII. 47. IX. 28 und 31.); so auch die des Thucydides (I. 55. III. 80.), Melian, (H. A. XII. 40. p. 283. Jakobs) und selbst noch Olympiodor in Platen. Aleih. p. 5. Dagegen Strabo VII. p. 451. Tzsch. Ἀμβράκιον, so daß also die Handschriften in dieser doppelten Schreibart nicht so genau, wie die Münzen, das Alte vom Neuen unterscheiden.

Mehrere Lücken werden durch Hülfe der Codd. leicht ergänzt; andere Stellen werden durch ungewollene Verbesserung von dem Verdacht der Ver-

*) In einer andern Stelle desselben Buches (V. 16. 2.) zu den Worten: ὁ δὲ ἀγῶν ἔστιν αἰμίλλα δρόμου παρθένοις findet sich in den Randanmerkungen des Victorinus ein unbeachtetes Scholion aus einer alten Handschrift: *Εἶδον ἐγὼ ἐν Πάτρᾳ τῇ Πελοποννήσου ἐπὶ τοῖς ἐρεπίοις τῶν παλαιῶν οἰκοδομημάτων ἐπὶ κίονος κεφαλίδος ταύτην γραφὴν Νικηγόραν Νικόφιλο — νικήσασα — σ. δρόμου τῶν παρθένων δρόμον τῆδ' ἀνέθηκα λίθον Παρίου τὴν γλυκυστάτην ἀδελην.*

stümmung befreit. Zu den letztern gehört VI. 18. 5, wo noch Siebelis hat: *Πρῶτοι δὲ ἀθλητῶν ἀνιδεσαν ἐς Ὀλυμπίαν εἰκόνας * Πρηξιδάμαντος κ. τ. λ.* Es ist alles in Ordnung wenn man mit den Herausgebern (p. XLVI.) liest: *Πρῶται δὲ ἀθλητῶν ἀνιτίθησαν ἐς Ὀλυμπίαν εἰκόνες Πραξιδάμαντος κ. τ. λ.* In der Stelle II. 19. 2. wird verbessert: *Μίλταν δὲ τὸν Λακῆδα[ῖα] τὸν ἀπόγονον Μῆδωνος τὸ παράπαν ἔπαυσιν ἀρχῆς ὁ δῆμος* (s. p. XLIX. sq.). Da zu derselben Stelle (p. 322) wo im Texte beybehalten ist: *Μίλταν δὲ τὸν Λακῆδον τὸν ἀπόγονον Μῆδ.* auf die Praefatio l. l. nicht verwiesen ist, so haben wir die eben dort vorgeschlagene Lesart für die definitive Feststellung des Textes zu halten. Dagegen wird in der Stelle III. 16. 8. (6.) im Texte dieser neuesten Ausgabe (p. 520) gelesen: *ἀμφισβητοῦσι μὲν Καππαδοκεῖς οἱ* (mit Tilgung des *καὶ* vor *οἱ*) *τὸν Εὐξείνιον οἰκοῦντες*, wie (Praefat. p. LI. sq.) vorgeschlagen und gelehrt gerechtfertigt worden (wo aber die Worte: *at Dione teste in ipsa illa Camana [sic] duae urbes inter se certabant etc.* wohl corrigirt werden müssen; in ipsa illa Cappadocia etc.; denn wenn die eine Stadt Komana früher zum Pontus gezogen worden, so gehörte sie nachher, wie die andern, zu Kappadocien, so daß es zwey Kappadocische Priesterstaaten in zwey Bezirken, beyde Komana genannt, und beyde dem Kultus einer Mondsz- und Kriegesz-Göttin, Artemisz-Anaitisz oder auch Enyo genannt, gegeben hat. (s. jetzt Hisely disp. de historia Cappadociae. Ultraject. 1836, und vergleiche über die Münze dieses Cultus und verwandter Fr. Streber Numism. a. a. O. pag. 182. sqq.). Solche Ungleichheiten sind wohl dem Umstände bezumessen, daß einige Verbesserungen vor, andere nach dem Abdruck des Textes gemacht waren, und werden wohl am Schluß in einem Nachtrag oder im Register geordnet werden. — Ungehörigkeiten im Text des P. selbst rühren oft von vorwizigen, oder unwissenden Abschreibern her, und werden mehrentheils aufs ungewollenste getilgt.

Als Beispiel führe ich an p. LVI., wo die Herausgeber die Worte des P. VIII. 35, 2. mit folgender Bemerkung verbessern: „ — Sic Pausanias non scripsit. Conqueruntur de sale-

brosa Pausaniae dictione; conqueramur potius de salebrosis libroriorum correctionibus. Genuinam Pausaniae restituumus lectionem: καὶ ἀγάλματα οὐ μεγάλα Δεσποίνης τε καὶ Δήμητρος, ἔτι δὲ καὶ Ἑρμοῦ πεποιήται καὶ Ἑρακλείους. — Aus den sehr zahlreichen Verbesserungen in der Vorrede hebe ich zum Schluß noch folgende aus (p. LVIII. sqq. zu VII. 17. 2): — Καθαίρησιν (κατέσκηψε — μήνυμα), Λακεδαιμονίους δὲ Ἐπαμεινώνδας (so schrieben die Editoren constant, weil gute Handschriften an vielen Stellen so geben (p. XLI.) ὁ Θηβαῖος καὶ αὐτῆς ὁ Ἀχαιῶν πόλεμος [ἐγένετο, diese Einklammerung hatte Siebelis angerathen] ὅτε δὴ καὶ μόγῃς, αἰτε ἐκ δένδρου λελοβημένον κληματῆς (statt καὶ εὐθύς. Es ist zu verwundern, daß von so vielen Kritikern, die diese Stelle behandelt, kein einziger auf diese glückliche Verbesserung gekommen, ob schon Amasäus redivivum sarmentum übersetzt hatte) τὰ πλείονα, ἀνεβλάστησεν ἐκ τῆς Ἑλλάδος τὸ Ἀχαικόν. —

Idem ich nun noch eine Anzahl von Stellen aus den drei ersten Büchern, die dieser Band enthält, durchgehen will, bemerke ich im Voraus, daß es dabei von mir nicht auf bloße Wortkritik abgesehen ist, sondern, daß ich auch zum Behuf eines zu hoffenden Real-Commentars aus neuesten Schriften Nachweisungen geben werde. —

Attica I. 1. 5. 1., womit ich I. 28. 2. verbinde. Pausanias nähert sich der Landschaft Attika zur See aus der Gegend der Opladen her, und gedenkt daher zuerst des Vorgebirges Sunion (s. Dodwell Reiseb. I. 215. vergl. Nibby Saggio sopra Pausania p. 11.); wenn nun aber die zweite Stelle von Clavier so übersetzt wird: „La pointe de la pique de Minerve (der sogenannten Lemnierin, einer Erzstatue von Phidias) et l'aigrette de son casque se voient de la mer, dès le promontoire Sunium;“ so muß dieß die unrichtige Vorstellung erwecken, als sähe man jene Lanzenspitze und den Helmbusch zu Schiff schon am Vorgebirge Sunion; da doch das ἀπὸ Σουνίου προσπλεύσει nur sagen will, man könne jene Gegenstände zu Schiffe sehen, wenn man das Vorgebirge Sunion umsegelt habe, und nun schon ge-

gen die Stadt Athen heransiegle (vgl. Letronne im Journal des Savants, 1820 pag. 226) — Cap. II. 1. wo die verschiedenen Sagen von den Amazonen berührt werden, muß Plutarch. Thes. cap. 26. pag. 67. Leopold. verglichen werden; das Neueste über diesen ganzen Mythentkreis geben Le Bas in den Monuments d'antiquité figurée, I. p. 12. sqq. und II. p. 254 sqq., Vahr in Paulys Real-Encyclopädie S. 396. und Nagel Geschichte der Amazonen, Stuttg. 1838. S. 6. ff. Beide mit Berücksichtigung des P. — Mit dem §. 4. muß die Stelle I. 18. 3: εἰκόνας μετέγραψαν, verbunden und Raoul-Rochette Monum. ined. p. 166. nebst dem, was zu Porphyrg. de vita Ptolini pag. C. h. von mir über dieses μεταγράφειν und über das noch verderblichere μεταρρυθμίζειν bemerkt worden, verglichen werden. — §. 5. (p. 12. des vorliegenden Ausz.) geben auch die Herausgeber Ἀγλαυρος als Namen der mittleren von Kekrops Töchtern; dagegen ihre Mutter Ἀγραυλος hieß und sie nach ihr die Agrauidischen Frauen genannt werden können, wie Gottfr. Herrmann de Graeca Minerva p. 10. gethan (man vgl. diese Gelehrten Anzeigen 1838 S. 114). — VIII. 4. (p. 38). — καὶ Ἀπόλλων ἀναδοῦμενος ταινία τὴν κόμην ἀνδριάντες δὲ Καλάδης Ἀθηναῖος, ὡς λέγεται, νόμους γράψας. Es fragt sich vorerst, ob ἀναδοῦμενος hier taenia redimitus heißt, oder wie Clavier paraphrastisch gibt: dont le cheveux sont ceints d'une bandelette,“ oder ob es nicht im Medium zu nehmen ist, wie διαδοῦμενος oder στεφανωσάμενος (Pindar. Olymp. VII. 29. XII. 25.) d. h. ob diese Statue nicht den Apollo als einen sich selbst die Binde umwindenden darstellte, ähnlich dem Diadumenns des Polyklet (Plin. H. N. XXXIV. p. 650. Hard. Lucian. Philoph. 18. τὸν διαδοῦμενον τὴν κεφαλὴν ταινία, (vgl. Heyne antiq. Auff. II. S. 257). Wenn ferner Meursius κώμους γραψ. ändern wollte, so hat Siebelis diese Idee, daß an einen Maler zu denken sey, der solche Gegenstände gemalt habe, zu widerlegen gesucht und Sillig's (Catalog. Artific. p. 120). Zustimmung erhalten. Dagegen stimmt ihm, wie wir aus der jetzt erst mitgetheilten Anmerkung ersieht, Tib. Hemsterhuis bey. In derselben Note unserer Her-

ausgeber muß aber ein nicht bemerkter Schreib- oder Druckfehler verbessert werden, archontem muß geschrieben werden, statt architectum (s. Herodot. VIII. 51). Ich wiederhole übrigens hier nicht, was ich über die Künstlernamen Calates, Calades, Calaces, Calamis, und den an des letztern Stelle gefälschten Calos, mit Beziehung auf vorliegende und auf eine andere Stelle des P. (I. 28. 6.) in der Symbolik I. p. 151 f. 3te Ausg. gesagt habe. — I. 9. 4. (p. 41) billigte Bröndsted in Vöttigers Amalthea III. S. 65. die Lesart des Cod. Angelicus *Κολακίαι*, welche auch Siebelis aufgenommen, aber die Herausgeber haben wohl verbessert: *κολακεία*. — Zu I. 14. 1 u. 3. bemerkt Preller Demeter und Perseph. S. 291. „wüßten wir, wann der Tempel des Triptolemos zu Athen gegründet wurde, von welchem Pausanias erzählt, so würde sich Genaueres sagen lassen. Vor demselben stand die Bildsäule des Epimenides-Buzuges und ein aus Bronze gearbeiteter Stier, dessen Stellung Pausanias durch die Worte: *οἷα ἐς θυσίαν ἀγόμενος* andeutet. Aber wäre es nicht unpassend gewesen, ein Stieropfer neben jenem Buzuges abzubilden, da dieser doch eben das Stieropfer verboten hatte? Passender also denkt man sich, daß jener Stier im Augenblick der Zähmung durch Buzuges dargestellt war, wie das Joch auf seinen Nacken gelegt wird, und er sich ungeduldig dagegen sträubt.“ Ehe ich mich darüber erkläre muß die Stelle des P. betrachtet werden. Also §. 1. p. 65. lesen wir: *ναοὶ δὲ ὑπὲρ τὴν κρήνην ὁ μὲν Ἀθήνητρος πεποιήται καὶ Κόρης, ἐν δὲ τῷ Τριπολέμου κείμενόν ἐστὶν ἄγαλμα*. Goldhagen, wie der lat. Uebersetzer: „Ueber demselben weiter hinauf stehen zwei Tempelhäuser, eines ist der Ceres und Proserpina gebauet, in dem andern ist das Bild des Triptolemos; hiernach ist also nicht gesagt, wem dieser andere Tempel geweiht war. Clavier dagegen: „au dessus de celle edifice (vielmehr in einiger Entfernung von dieser Quelle: Siebelis p. 45.) sont deux temples dédiés, l'un à Cérés et à sa fille, et l'autre à Triptolème, dont on y voit la statue.“ Diesemnach war dieser zweyte Tempel dem Triptolemos eigen, dessen Bild sich auch darin befand; aber dieses befand sich ja im Cleusinion;

s. §. 2., wo, nachdem vom Cleusinion gehandelt worden, fortgefahren wird: *πρὸ δὲ τοῦ ναοῦ τοῦδε ἔνθα καὶ τοῦ Τριπολέμου τὸ ἄγαλμα κ. τ. λ.* Alsdann bleibt unbekannt, wessen das Bild war, das sich in dem angeblichen Triptolemos-Tempel befand. (§. 1.) Diese erste Stelle scheint lückenhaft, und von einer Lücke zeigt sich sogar eine handschriftliche Spur: *ἐν δὲ τῷδε* (s. not. 5.) Ich ergänze die Stelle so: — *κρήνην, ὁ μὲν Ἀθήνητρος τε πεποιήται καὶ ὁ Κόρης ἐν δὲ τῷ Ἀθήνητρος Τριπολέμου κείμενόν ἐστὶν ἄγαλμα*. Hiernach hatten Ceres und Proserpina jede einen besondern Tempel hier, und nicht ein beyden gemeinschaftlicher hieß das Cleusinion (wie Siebelis meynet), sondern der der Ceres allein, so wie in Lakonien (III. 20. 7.) ein Tempel der Demeter allein das Cleusinion hieß, in welchem man an einem bestimmten Tage das Bild der Kora trug, welches schon anzeigt, daß er der Mutter allein eigen war. Hiernach wende ich mich zu Herrn Preller. Also 1) ist in jener Stelle von einem Triptolemos-Tempel zu Athen, auch nach der bisherigen Lesart, kaum die Rede; zu Cleusis hatte Triptolemos einen Tempel (Pausan. I. 38. 5. 6.). 2) Nicht vor dem angeblichen Triptolemos-Tempel stand das Bild des Epimenides, sondern vor dem Cleusinion, in welchem sich das Bild des Lieblings und Jüglings des Demeter, des Triptolemos befand. 3) Die von Hr. Pr. bemerkte Unschicklichkeit fällt weg, denn §. 3. wird Epimenides nicht als Buzuges vorgestellt, sondern bloß als der Mann von Knossos (*Κνωσῖος*); auch sitzend; ja vielleicht schlafend, wie denn gleich darauf von seinem Wunderschlaf die Rede ist. Aber 4) die Worte: *ἔστι βοῦς ἀγόμενος* gehören vielmehr zum Triptolemos, als zum Epimenides.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. May.

Nro. 95.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

5) Hätte Hr. Pr. den Organismus dieser Sagen durchblickt, so hätte er bemerken müssen, daß ihnen zufolge Heroen und heroische Gesetzgeber das Stierköpften zwar verbieten, aber unter religiösen Einschränkungen auch erlauben; und daß, wenn die Lust zum Fleisch-Essen den Ackerstier nicht verschonte, ein Fleischopfer an die Götter vorausgehen mußte, — Momente, welche die Rhodische, Kretische und Attische Sage in dem Herakles Βουζύγης und Βουδοίνας zusammenfaßt. Der Kürze wegen verweise ich auf meine Abhandlung: De Hercule Buzyge et de Minoë (in den Annali dell' Instituto archeologico di Roma, vol. VII. p. 92 — 111.). Schließlich bemerke ich noch zu §. 1., daß in der vorliegenden Ausgabe zwischen τὴν κρηνὴν und ὁ μὲν Διόνυσος das Komma nicht fehlen, und daß §. 5. das hos aenea — ornata in der lat. Uebersetzung nicht hätte geduldet werden sollen; denn es war ein Stier, wie Goldhagen, Clavier und Preller auch übersetzt haben. —

I. 19. 4. (p. 37. vrgl. II. 9. 7. p. 279.) Ἀντίος τε ὁ θεός — Ἀπόλλωνος — Ἀντίου. So haben auch unsere Editoren, wie Siebelis, dessen Lesart ich in der Darmstädter Schulzeitung 1832 S. 39 (über v. Stackelbergs Apollo-Tempel zu Bassä S. 122) schon meine Zustimmung gab. Man

sehe jetzt die Anmerkungen zur zweyten Stelle — I. 21. 6. (p. 97) Κάλως — Κάλων so auch Siebelis; dagegen Τάλως — Τάλων Clavier (s. die Noten). Ueber die Kretischen Namen und Wesen dieses Namens s. Sturz De nomm. Graec. III. p. 10. wo Τάλως (aber nicht statt Τάνταλος, wie Harles angiebt, Suppl. liter. Graec. I. p. 354). — Ueber Talos den Sohn des Knes s. Heyne in nott. crit. in Apollodor. p. 103 und Observ. p. 39. Vöttiger Kunst-Mythologie I. S. 377 ff. und Symbolik I. S. 57 ff. dritter Ausgabe. I. 24. imit. (p. 112) Μάρσιαν. Die Varianten μάρσιαν, μάρσιω erinnern an Pausan. X. 19. 6, wo mit der Mosk. Handschrift Camerac und Clav. gelesen werden muß: τριμαρσίαν und μάρσιαν. (Vrgl. Wiener Jahrbücher der Literatur 1831 zu Brøndstedts Reisen in Griechenland II. S. 196 ff. wo ich aus Cod. Heidelberg. no. 155. beyrn Aelian V. H. IX. 16. Μάριν als Name eines Stammvaters der Centauren angeführt habe.) Zu demselben Werke des Herrn Brøndsted hatte ich ebendasselbst über die Stelle des P. I. 26. 6. (p. 126) γράφαι δὲ ἐπὶ τῶν τοίχων τοῦ γένους εἰσὶ τῶν Βουτάδων, nämlich im Grechtheum zu Athen (vrgl. Brøndsted II. S. 301 f.) ein Mehreres bemerkt, wovon Herr Raoul-Rochette im Journal des Savants 1855 p. 753. eben so wenig als von Herrn Brøndsted selbst und von Herrn Sillig Notiz genommen; vielmehr sollte man nach ihm meynen, die andere wichtige Stelle, (Plutarch. vit. X. Orator. Tom. IV. p. 384. Wyttenb.) sey von andern Archäologen übersehen worden, welche doch Hr. Br. schon beachtet hatte. Beyde Stellen bilden nämlich Hauptmomente in dem jetzt so lebhaften Streite über die Wand- und Tafelgemälde der Aeten, und sind seitdem von Gottfr. Hermann (de veit. Graec. Pictura parietum conjecturae, p.

12 sq.) und von N. Rochette selbst (Peintures antiq. inédites p. 183 — 188) u. A. ausführlich behandelt worden. Ich übergehe, was ich dort darüber bemerkt habe, so wie, was der selige Böttiger in einem ungedruckten lateinischen Brief darüber an mich hat einfließen lassen. — Zu I. 32. 3. (p. 162) καταστῆναι δὲ ἐς ἐναργῆ διαὶν vergleiche man Köhler Mém. sur les îles et la course d'Achille, pag. 58. Zu dem, was Hr. Siebelis zu I. 33. 3. (p. 166 ed. Schub. et Walz.) — ἀγαλα μὲν εἶναι Νευίσεως κλάδον ἀγλαίας bemerkt hat, kommt noch Photii Lex. Gr. p. 416 sq. Dobr. Lips., Proverb. cod. Bodlei. p. 100 nr. 319. Gaisf.; Jacobs ad Anthol. Gr. Tom. X. p. 407. Dessen vermischte Schriften II. S. 86 und 305. Visconti Museo Pio-Clem. II. p. 111. ed. de Milan. wenn Eckhel (D. N. vol. VI. p. 237. sq. vrgl. p. 338. 6.) die auf Gold- und Silberdenaren des Kaisers Claudius erscheinende geflügelte Göttin mit dem Schlangenstab der Schlange zu Füßen, und mit dem bedeutsamen Aufnehmen des Gewandes von der Brust herauf, als Victoria Nemesis bezeichnet, so muß sie, wenn andere Münz-Exemplare sie behelmt vorstellen, vielmehr Minerva — Victoria (Athena — Nise) genannt werden, in der That aber ist sie ein der damaligen Allegorie angehöriges Pantheon, denn sie ist auch Friedensgöttin, wie denn auch die Münz-Aufschrift Pax Augusta besaget. — I. 35. Dieses Kapitel ist von Köhler, Achille, mehrmals berührt worden; man vergleiche die oben angeführte Schrift p. 63 und 163 sq. Zur dritten Stelle nämlich zu den Worten (§. 2.) καὶ γὰρ Εὐρυσάκου βωμός ἐστιν ἐν Ἀθήναις bemerkt er (p. 287): Pausanias appelle cet endroit consacré à Eurysaces βωμός, Harpocraton (in Εὐρυσάκειον) et Suidas (in Εὐρυσάκης) τέμενος; Pollux (VII. 29. 135.), dans quelque lignes fort corrompues, εὐσάκειον. Il n'y a pas de doute, que ce heros avoit à Melita un temple, qui portoit son nom. Au reste le mot βωμός paroît tres souvent indiquer, non pas un autel, mais un petit temple avec un autel pour recevoir les sacrifices, et chaque τέμενος a dû avoir ou un βωμός, ou un temple avec la statue de la divinité ou du heros à qui il étoit consacré.“ Obschon diese er-

weiterte oder synecdochische Bedeutung von βωμός auch von Scholiasten behauptet wird, so bezweifelt sie doch Hr. L. Dindorf in der Pariser Ausgabe des N. Stephanus (sul. voc.) nicht ohne Grund. I. 38. 3. (p. 190). Ueber das Genealogische von den Töchtern des Pelus hat sich Hr. Preller (Dermeter und Perseph. S. 68) ausgelassen. Ebenda selbst (§. 5. p. 191) ist die Eleganz καὶ παρ' αὐτῷ (τῷ ρεύματι) καλοῦσιν Ἐπιείον durch Schäfers oder eigentlich Wyttenbachs Bespielsammlung (oder Plat. Phaedon p. 255 vrgl. Philomath. III. 74, und ad Plutarch. VI. 2. p. 901 ed. Oxon. vrgl. den Index in Καλίω,) bestätigt worden. — I. 43. 1. (p. 217.) — Ἰσιόδοον — ποιήσαντα — Ἰφιγένειαν — Ἐκάτην εἶναι. S. v. Köhler Achill. p. 36. Raoul: Rochette Monuments inédits. II. p. 119. sq. wozu ich über die Verschiedenheit dieser Sagen in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Band LIV. S. 123 ein Mehreres bemerkt habe; vrgl. jetzt noch die Anmerk. zu Herodot IV. 103. p. 473 ed. Bähr.

Corinthia (II.) I. 2. (p. 234 sq.) Κόρινθον δὲ ἀνάστατον Μομμίου ποιήσαντος. Vrgl. VII. 165. Dio Chrysost. Or. XXXVII. p. 123. Anthol. Gr. II. 1. nr. 2. und Fr. Jakobs vermischte Schriften II. S. 280 f. und III. S. 496 f. Ebenda selbst §. 7. muß bey Siebelis (p. 164) corrigirt werden Philostrat. V. A. IV. 11. und p. 165 eben Canter. Nov. Lectt. VI. 1. nicht IV. 1, wie auch in der Note (p. 239. 53) steht. Ueber die Verehrung des Achilles findet sich übrigens in dem Werke des v. Köhler und in Raoul: Rochette Monumm. inéd. Tom. I. Alles zusammengestellt. Beide sind auch nachzusehen zu II. 2, 3 und 4 nämlich zu Ἑλένης λουτρόν Köhler p. 65. und zum Löwen und Widder auf dem Grabe der Laïs, welcher Letztere in diesem Symbol eine astronomische Bedeutung findet. II. 16. 5 und 7. (p. 310 sq.). Von dieser Stelle ist N. Rochette Monumm. II. p. 153. in einer ausführlichen Erklärung über die Heroennale und das Grab Agamemnon's ausgegangen; wozu ich (in den Wiener Jahrbüchern der Lit. Bd. LIV.) über die Unterschiede der Einrichtung und Bezeichnung der Gräber der Griechen zu sprechen veranlaßt war.

II. 30. 6. (p. 384). Diese Stelle ist eine

der wenigen, worin sich P. selbst auf Münzen be-
ruft. Daß die Trögenier auf ihrem Gelde den Drey-
zack des Poseidon (worüber Böttiger Kunstmytholo-
gie II. S. 341 sq. gründliche Belehrung gegeben)
gehabt, sagt auch Plutarch (Thes. cap. 6. init.).
Daß aber der Hauptseite das Haupt der Pallas
aufgeprägt gewesen, Pausanias allein. Daher äu-
ßerte Eckhel (D. N. Tom. II. p. 292.) den Ver-
dacht, Golzius der so viele Münzen verfälscht,
möchte auch eine Münze mit jenem Doppel-Ge-
spräge, und mit der Beschrift: *Τροϊζηνίων*, nach
dieser Stelle des Pausanias selbst geprägt haben.
Doch kommt jetzt eine Erzmitze bey Cadalvène
(Recueil de Méd. Grecques inéd. p. 201. vergl.
Mionnet Suppl. IV. p. 267. no. 191.) dem Gol-
zius zu Hülfe und bestätigt vollkommen die Aus-
sage des Pausanias. — Gleich zunächst §. 7. giebt
ein anderer Numismatiker *) zu den Worten *τῆ
Σαρωνίδι* — *Ἀρτίουδι* — *Φοιβαία λίμνη κ.
τ. λ.* vortreffliche Erläuterungen, indem er auch
mit Berücksichtigung unserer Stelle und mehrerer
anderer des P., so wie aus Münzen, die dreifache
Beziehung der Artemis zum Meere, zu Seen und
Moorgründen und zu Flüssen ins Licht setzt, und
die davon hergenommenen Beynamen dieser Göttin
erklärt. — Zu II. 35. 4. (p. 412) *χθονία δ'
οὖν ἢ θεός τε αὐτῆ καλεῖται καὶ χθονία
ἑορτῆν* — wiederhole ich nicht was ich über
die verschiedene Schreibung dieses Festnamens neu-
lich in diesen Gel. Anzeigen 1838 Nr. 13. S. 106
bemerkt habe. Eben darauf beziehe ich mich der
Kürze wegen in Betreff von II. 37. 2. (p. 420.)
Διμυττος Προσύμνης. Man sehe nämlich eben
dieselbst N. 13. S. 110. Hier habe ich jedoch
zu bemerken, daß diese und die folgenden Angaben
unseres Periegeten von Buttmann in der Abhand-
lung über Lerna, dessen Lage und Vertickeiten
(jetzt im Mythologus II. S. 93 ff.) zu Grunde
gelegt und mit Benützung der neueren Reisebeschrei-
ber und Beyfügung eines Kärtchens erläutert wor-
den; wobey auch die Prosymneische Ceres und die
Sage vom Prosymnos behandelt worden sind.

*) Franc. Streber Numismata, in den Abhandlun-
gen der Münchner Akademie der Wissenschaften.
I. S. 139 ff.

Laconica (III.) 7. 7. (p. 465) *Ἀγαστι-
κλέους*; Herodot. I. 65. *Ἠγησικλέους*; vergl.
Schweigh. ad Herodot. Tom. V. 2. p. 75. Hie-
mit verbinde man Pausan. II. 10. 3. (p. 282) und
III. 11. 5. (p. 488) *Ἀγίου*, *Ἀγίαν*, *Ἀγίας*;
vergl. Herodot IX. 33. (worauf Hemsterhuis not.
mscr. verweist: *Ἠγίον*). Ueber diese Namens-
formen, wobey auch Agastias, der Meister des Borg-
hesischen Helden, oder vielmehr die drey Agastias
von Ephesus (K. O. Müller Handbuch der Archäo-
logie S. 61 f. und S. 155 zweyte Ausgabe) in
Betrachtung kommen, habe ich über Thiersch's
Epochen der Kunst (zu S. 130 ff.) in den Wie-
ner Jahrbüchern der Literatur genauer gespro-
chen. III. 15. 1. (p. 510 Note 2.) *Ἰολυμπίασι*
— *Ἰολυμπιάσι*. Außer dem, was ich bereits in
den Meletemm. I. 5. darüber angeführt, muß
Matth. Gr. Gr. §. 258 und besonders Buttmanns
ausführliche Sprachlehre II. S. 275 f. nachgesehen
werden. — II. 15. 3. (p. 512) vergl. II. 26. 7.
(p. 363) *Ἠράκλειον* — *Ἀσκληπίειον*. Ueber
diese *τεμνικά* hat schon Sylburg zur zweyten Stelle
(p. 171 Kühn) eine Anmerkung gemacht. Vergl.
jetzt Meletemm. I. p. 65 sq. mit meiner Note,
und Barker in Stephan. Thes. p. 202 ed. Valpy.)
— III. 17. 3. (p. 523) *Ἀθηνᾶς* — *Χαλκιοίκου*.
Diesen Beynamen hat sehr lebendig aufgefaßt Herr
Ushold (Vorhalle zur griechischen Geschichte und
Mythologie. Stuttgart 1838. S. 269): „Wie die
bildende Kunst später das Wesen der Götter durch
verschiedene Attribute so schön bezeichnete, so weist
auch die Behausung der Pallas auf ihre Bedeutung
hin. Sie leuchtet als Mond im ehernen Himmels-
gewölbe, und wurde deßhalb in Sparta als *χαλ-
κίοικος* verehrt. Pausan. III. 10. (vielmehr 17;
denn dieses Kapitel handelt davon). — III. 18. 7.
(p. 533.) das Urtheil des Paris bemerkt Naoul-
Rochette Monumm. inéd. p. 260 (mit Hinweisung
auf Iliad. XXIV. 28 — 30. Macroh. Sat. V. 16.
T. Hemsterh. ad Lucian. I. p. 253. Wolf.
Prolegg. ad Homer. p. 273), obßchon von Ho-
mer nicht erwähnt, mußte doch frühe schon seinen
Mythus gehabt haben, weil es auf dem Thron des Ky-
psalos dargestellt gewesen (S. über letztere Vorstel-
lung Paus. V. 19. 1; wozu Hemsterh. bemerkt,

daß, wenn, wie Pausanias glaubt, das beygeschriebene Epigramm den Gemelos von Korinth zum Verfasser hatte, es sehr alt seyn mußte.)

III. 19. 5. 6. (p. 538). Ueber Klytaemnestra vergl. v. Köhler Achille p. 154. Gleich zunächst: *Διώνυσον* — *Ψάλακα* (so hat auch Siebelis, s. dessen Numerk. Vol. II. p. 6); Lobek will *Ψάλακ*, worauf seine Erklärung beruht. Heyne (antiquar. Mus. I. S. 80 f.) fand die Deutung des Pausanias spitzfindig. Koenig de Pausan. p. 39 erklärt sich darüber so: „*ab altera tamen parte non praetereundae sunt interpretationes, in quibus subtilitatis aliquid cernitur. Liberum optimo jure Psilan cognominatum esse affirmat.*“ — Vielleicht adoptirt er also Lobek's Erklärung, daß es den unbärtigen Bacchus bezeichne. — Zu III. 20. 8. (p. 546) *ἱερόν* — *Ἀχιλλίως* κ. 7. λ. ist von Köhler Achille p. 148 sq. nachzulesen. III. 21. 7. (p. 553) *Διώνυσος* dieß bestätigten die Münzen von Gytheon, welche einen Bacchuskopf mit Weinlaub umwunden zeigen (s. Paciaudi Monum. Peloponnesia, II. p. 125 und G. Weber de Gytheo. Heidelberg, 1833. p. 53. cf. p. 14.) — Gleich zunächst: *Ἀπόλλων Κρανίας* (so hat auch Siebelis) vergl. III. 20. 9. *Κρανίου*. K. D. Müller erinnerte sich wohl der ersteren Stelle nicht, wenn er schrieb (Orchom. S. 332. Note 5.): — „Ich leite den Namen von *Κράνος* ab (*Κρανίος* hieß er auch in Lakonien. Paus. III. 20. 9.) und erinnere an den Kadmos-Helmbusch und die eiserne Helmstange des amyklaischen Apollo.“ Man verbinde damit v. Stackelberg (Apollotempel zu Bassá S. 136), der den Namen von *κάρη*, *καρὰς*, Haupt, Gipfel, Spitzsäule herleitet. Uebrigens vergl. man über diesen Gott und seinen Cultus K. D. Müller ebendasselbst S. 327 und Dacier I. S. 60 f. 130, 355 und II. S. 248; man vergleiche auch Ph. Le Bas Monuments d'Antiquité figurée p. 72.; so wie zu III. 252 über Artemis *ἀστρατεία* und Apollon *Ἀμαζόνιος*, derselbe und v. Stackelberg Apollotempel zu Bassá (Jezner p. 40, dieser S. 57.) nachgelesen werden müssen. — III. 24. 7. (p. 569) *Ἀχιλλεα* — *Ἐλένην*. Auch darüber muß von Köhler Achill. p. 63 nachgesehen werden.

Ich habe eine frühere Stelle dieses Buchs bis

zum Schluß dieser Anzeige verspart, weil ich etwas ausführlicher darüber sprechen muß. Nachdem nämlich P. III. 20. 10. (p. 547 sq.) eine Bildsäule des *Nidos* (*Pudicitia*) auf dem Wege aus Lakonien nach Arkadien angemerkt, erzählt er die Weisheitsgeschichte derselben; wie *Isarios* aus Anlaß der Verheirathung seiner Tochter *Penelope* dieses Bild gelobt und gestiftet habe. Zuerst habe er nämlich den *Odysseus*, deren Gemahl, mit der Tochter in *Laedámon* anzusiedeln versucht; da ihm aber dieser Versuch mißlungen, habe er seine Tochter zu bereuen gesucht, allein bey ihrem Vater zu bleiben; als auch dieß fruchtlos gewesen, habe er sie noch auf dem Zug nach *Ithaka* zu Wagen begleitet, und mit Bitten verfolgt, bis auf eine bestimmte Erklärung des *Odysseus* *Penelope* durch ihr Verhüllen, den festen Entschluß, ihrem Manne folgen zu wollen, zu erkennen gegeben, *Isarios* sie entlassen und darauf jene Bildsäule der *Nidos* an demselben Plage gestiftet habe: — *Ὀδυσσεύς δὲ τίως μὲν ἠνείχετο, τέλος δὲ ἐκέλευε Πηνελόπην συνακολουθεῖν ἰκοῦσαν, ἢ τὸν πατέρα ἰλομύην ἀναχωρεῖν εἰς Λακεδαίμονα· καὶ τὴν ἀποκρίνασθαι φασὶν οὐδὲν· ἐγκαλυψαμένης δὲ πρὸς τὸ ἐρώτημα Ἰκάριος τὴν μὲν, ἅτε δὴ συνίεις, ὡς βούλεται ἀπίνειν μετὰ Ὀδυσσεώς, ἀφίησιν, ἄγαλμα δὲ ἀνέθηκεν Αἰδοῦς· ἐνταῦθα γὰρ τῆς ὁδοῦ προήκουσαν ἤδη τὴν Πηνελόπην λέγουσιν ἐγκαλύψασθαι.* Hier ist doch wohl leicht zu bemerken, daß die Worte *πρὸς τὸ ἐρώτημα τὴν ἀποκρίνασθαι οὐδὲν* hätten stehen müssen. Es ist aber im Vorhergehenden überhaupt von keinem Fragen die Rede, sondern *Isarius* hielt mit Bitten an (*ἔδειτο*) und der endlich ungeduldige *Odysseus* bedeutete oder befiehlt ihr (*ἐκέλευε*), zwischen ihm und ihrem Vater die Wahl zu treffen. Ich muß mich daher wundern, daß ich so wenig, als Goldhagen früher einen Anstand gehabt, sondern (*Symbolik* I. S. 137 zweyter Ausg.) übersetzt habe: „sie soll hierauf kein Wort gesprochen, sondern auf die Frage ihr Gesicht verhüllt haben.“

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. May.

Nro. 96.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Schluß.)

Clavier scheint dieß besser gefühlt zu haben; denn er hat die Erwähnung der Frage übergangen: „On dit, qu'elle ne repondit rien, mais qu'elle se couvrit le visage.“ Dieses Fragen hat ein Abschreiber hineincorrigirt, weil er meynete, die Worte: sie habe nichts geantwortet, setzten die Erwähnung Frage voraus. Von der jüngern Aspasia heißt es, da ihre weibliche Verschämtheit ins Gedränge kam, ohne daß auch von einem Fragen die Rede ist, beym Plutarch (Artax. 26. p. 305). *ἐκίνη δὲ παρὰ τὴν κλίνην εἰστήκει σιωπῇ* (ohne ein Wort zu sagen). In der genaueren Schilderung derselben Scene beym Helian (V. H. XII. 1. vermuthlich aus Dinon's Persischen Geschichten) wird von ihr erzählt: *ἢ γε μὴν Ἀσπασία ἰώρα κάτω καὶ ἐρυσήματων ἰὼ μάλα φλογωδῶν ἐνεπίμπλατο* *)

αὐτῆς τὸ πρόσωπον — καὶ ἐκ παντὸς αἰδομένη τοῦ τρόπου διήλη ἦν. Choricus orat. funebr. in Mariam Marciam (bey Villoison Anecd. Gr. II. p. 22.) *λέγεται τοίνυν κόρη μὲν οὖσαν ἀνδρὸς ἀπειρον ἔτι μάλα κοσμίως βιωῶσαι, βραχία τι φθειγγομένην καὶ ταῦτα βλέπουσαν κάτω καὶ μετὰ φωνῆς ἡρμαιίας, ἐρυσήματος αὐτῇ τῶν ῥημάτων προηγουμένου.* Mit einem Worte, ich vermuthete (denn bey einem so mißhandelten Autor müssen auch ohne Handschriften Vermuthungen gewagt werden), daß Pausanias auch in dieser Stelle mit einer Unordnung der Rede von einem Abschreiber beschenkt, und einer Eleganz beraubt worden ist, und daß er geschrieben hatte: *ἐγκαλυψαμένης δὲ πρὸς τῷ ἐρυσήματι*, oder besser *πρὸς δὲ τῷ ἐρυσήματι ἐγκαλυψαμένης*, als aber Penelope sich mit Errothen verhüllt hatte (ubi, praeterquam quod erubuit, se velavit Penelope): Whittenbach (ad Platon. Phaedon. 283 und besonders zum Plutarch. Consol. Apollon. (p. 766. sq.) und Heindorf zu Platon. Charmid. p. 98. und zum Theaet. p. 435. haben eine Menge Beispiele dieser Art gesammelt, worunter auch mehrere in der Construction mit dem Participle vorkommen. Uebrigens erinnert diese Erzählung an die *Δεμερῶπις αἰδῶς* beym Aeschylus (Prometh. v. 134. *) Man

*) Porphyr. de vit. Plotini 14. p. LXIV. Oxon. *πληρωθεὶς ἐρυσήματος*, worauf Plotin sich nach wenigen Worten entfernt. Dagegen ist das Gesagte werden die Ursache des Errothens beym Platon (Lysis. p. 20. 4. h.): *καὶ ὁ ἐρωτηθεὶς ἡρυσίασε*, vgl. Protagor. p. 312. a. — Sueton. Domit. XVIII. *vultu modesto ruboris que plenus*; worauf *verecundia oris* folgt. (s. Casaubon. daselbst, vgl. Menandri reliquu. p. 127.

mit Meineke, und die Hauptstelle über diese Seeerregungen mit ihren äußeren Erscheinungen bey Seneca Epist. XI. und dagegen das Bewußtseyn der Schuld bey Cic. Verrin. II. 2 66. sub fin. „Haerere homo, versari, rubere.“

*) Wo die Scholiasten auch vom *ἐρυσήμα* der Jungfrauen, aber in einem andern Sinne reden, als bleibende Rosenfarbe der Wangen, weswegen jene Aspasia (nach Helian a. a. O.) von ihren Mit-

hatte auch zu Athen einen Altar der Nidos (Pausan. I. 17. 1.). Die noch vorhandenen Statuen und Büsten sind jedoch alle nach jenem Spartanischen Vorbilde mit der Gebärde des sich Verhüllens dargestellt. *) Ich beschliese diese Anzeige mit der Hoffnung, daß die Verdienste der Herausgeber um diesen wichtigen Autor allgemeine Anerkennung finden werden.

3. Da ich bey der Fortsetzung der Symbolik dritter Ausgabe das Einzelne des größten Theils mythologischen Inhalts dieser beiden Hefen berücksichtigen werde, so ist meine jetzige Absicht bloß, das deutsche Publicum mit denselben bekannt zu machen und einige wenige Bemerkungen beizufügen. Das Erstere ist nur eine gebührende Erwiderung der großen Aufmerksamkeit, die Herr Le Bas den deutschen Gelehrten erweist, deren Sprache und Leistungen besonders auf dem Gebiete der Philologie und Archäologie ihm vollkommen bekannt sind, indem er selbst die neuesten Arbeiten über germanische und skandinavische Mythologie in den Kreis seiner Untersuchungen zieht; und überhaupt eine ausgedehnte Belesenheit mit gründlichen Sprachkenntnissen und entschiedenen Talenten aufs glücklichste verbindet. Die Akademie, die ihn aufgenommen, hat an ihm einen tüchtigen Mitarbeiter erworben.

Ueber den Gegenstand des ersten Hefts habe ich im Berichte über den Apollo = Tempel zu

bürgerern *Μελτώ* genannt wurde, davon sind ihre *ερωδηματα* in jener Scene wohl zu unterscheiden, und die *δερμωπις Αιδώς* ist die ernste Scham oder die holde Scham (Stanley, Brunk, Schüb und Blomfield zum Aeschylus a. a. O.). Der Dichter Lavinus (beym Gellius X. 4. 7.) nannte die Aurora: rubentem Auroram pudoricolorem.

*) Museo Pio Clem. auct. E. Q. Visconti Vol. II. p. 15. sqq. ed. de Milan. Hirt Mytholog. Bilderb. II. S. 114 f. Bouillon Musée des Antiques III. 5. unter den Büsten. Ueber die Idee s. man auch Jenebachs Vaticanischen Apollo. S. 506. Es braucht wohl übrigens kaum bemerkt zu werden, daß die Idee sich erst später in einer Kunstform verkörperte, und daß ursprünglich nur eine Säule an der Stelle stand, wie die kurz vorher erwähnten (S. 9) sieben *κίονες*, welche das Volk auch *ἀγάλματα* der Planeten nannte.—

Bassà in Arkadien, dargestellt und erläutert durch D. M. Baron v. Stackelberg, Rom 1826 fol. in der Darmstädt. Allgem. Schulzeitung 1832. S. 1 — 43. ausführlich gehandelt. Fragt man nun, warum unser Verf., um von den Schriften Donaldsons, G. M. Wagners, Taylor Combes nicht zu sprechen, nach diesem klassischen Werke des seligen v. Stackelberg eine solche Wahl für seine gelehrten Forschungen getroffen, so antwortet er darauf (p. 1) mit gutem Grunde also: „Il est inutile de faire observer, que les basreliefs du temple de Phigalie, decouvert long tems avant l'expedition scientifique de Morée, ne figurent dans ce recueil que par ce qu'ils sont été, ainsi que le temple lui même, l'objet d'un travail nouveau, reposant sur une étude attentive faite par la commission de ce, qui reste du monument, et des lieux où ce monument est situé; et que d'ailleurs il était impossible de parler du temple sans parler des sculptures qui en faisaient le plus bel ornement. C'est par suite de considerations semblables, que nous nous occuperons plus tard des frontons du temple de Jupiter Panhellenien à E'gine.“ (Es wundert mich, daß Hr. Le Bas mit Gropius u. A. die berühmten jetzt in der Glyptothek zu München aufgestellten äginetischen Sculpturen noch immer aus den Giebelfeldern dieses Zerstempels kommen läßt, da doch v. Stackelberg im angeführten Werk S. 106. ff. und nochmals in den Annali dell Instituto archeologico Tom. II. p. 319 erwiesen, und auch von K. D. Müller im Handb. der Archäol. D. K. S. 59. und 68. als wahrscheinlicher angenommen worden, daß sie dem Minerventempel auf Megina angehört haben). Mit Obigem muß noch folgende Aeußerung des Verf. verbunden werden. (p. 212.) „Si nous osous, après des savants aussi distingués, parler encore d'un monument, sur lequel ils ont jeté tant de lumière, c'est, que le texte joint aux planches de M. Wagner est tout à fait insuffisant;“ que les explications de M. Stackelberg et de M. Combe sont données dans des langues qui peuvent n'être pas familières à tous nos lecteurs; que M. Charles Lenormant, obligé de se renfermer dans des bornes trop étroites, n'a pu entrer dans aucun

détail et qu'enfin ce savant a suivi un ordre qui ne peut donner une idée exacte de l'intention et du développement dramatique de ces deux grandes scènes. Der Verf. erklärt sodann, daß er der Stackelbergischen Ordnung folge. Dieser bescheidenen Vorworte des Verf. ohngeachtet können wir versichern, daß auch deutsche Philologen und Alterthumsfreunde viel Eigenes und Neues in dieser Schrift antreffen werden. — Für die Merkwürdigkeiten und Geschichten von Phigalia ist nun Pausanias (VIII. 39 — 42. incl.) der Hauptführer, und ob er gleich von den Bildwerken jenes Apollotempels nichts gesagt hat, so würden sie doch, ohne seine Nachricht von der Lage und Bestimmung dieses Tempels, vielleicht noch jetzt unter Schutt und Trümmern verborgen liegen. Da aber Vieles, was dieser Perieget berichtet, theils die historischen, theils die mythischen Zeiten berührt, so hat Hr. v. Stackelberg auf eine acht historische Weise nach seinen Gewährsmännern gefragt; und was darüber (S. 126) von ihm ausgemittelt worden, geht nicht nur den Hrn. Le Bas, sondern auch und besonders den Hrn. König an, namentlich sein erstes Capitel de fide Pausaniae. Wenn nun Hr. von Stackelberg a. a. Orte sagt: „Von Clearchus und Harmodius aus Lepreora besaßen die Alten über Phigalia besondere Werke“ so schreibe man zuvörderst: aus Lepreora (Λεπρεον, auch wohl Λεπριον, auch Λεπρεος s. Ernesti ad Callim. Jov. 39. p. 17. Tzshuke ad Strabon. VIII. p. 62. und Siebelis ad Pausan. V. 5. 3. p. 198.). Sodann muß es heißen: „von Clearchus von Soli“ damit man nicht auf die Meynung komme, als seyen beyde Schriftsteller aus Lepreora gehörig gewesen. —

Drittens gehört aber Clearchos gar nicht hieher, denn in der Stelle des Athenäus XII. p. 533. e. ist die schon von Meursius vorgeschlagene Aenderung: Κλέαρχος δ' ἐν πρώτῳ περὶ φιλίας (de amicitia) statt περὶ Φιγλίας längst aus Handschriften aufgenommen (s. Schweighäuser zum Athenäus Vol. XI. p. 438. und Verraert. zu den Fragmenten des Clearchos p. 37. sq.) Aber Harmodius aus Lepreora hatte allerdings über die Einrichtungen und Gebräuche der Phigalenser (περὶ τῶν παρὰ Φιγαλεῦσι νομίμων oder π. τ. κατὰ Φιγ. νομ.) ein Werk geschrieben (s. die Ausleger

zum Athenäus Lib. IV. p. 149. Vol. II. Animad. vers. p. 496. Schwgh.) — so daß wir also zur Zeit nur Einen Schriftsteller über Phigalia kennen, nämlich eben diesen Harmodius, daß aber Pausanias denselben benutzen konnte und benützt haben werde, unterliegt wohl keinem Zweifel. —

Die Lage der Stadt giebt Pausanias (VIII. 395.) in folgenden Worten an, die ich nach dem von Schubart und Walz (Praefat. LVIII.) verbesserten Texte hieher setze: *κεῖται, δὲ ἡ Φιγαλία ἐπὶ μετώρου μὲν καὶ ἀποτόμου τὰ πλείονα, καὶ ἐπὶ τῶν κρημνῶν ἄκοδομημένα ἐστὶ τεῖχη σφίσι.* — Phigalia liegt größtentheils auf einem hohen und abschüssigen Berge, und ihre Mauern sind auf steilen Felsen gebaut. Oben darüber, wird hinzugesetzt, sey die Anhöhe flach und eben. Vom Tempel meldet derselbe im Verfolg (VIII. 41. 5): „Phigalia ist von Bergen umgeben, und zwar auf der linken Seite vom dem sogenannten Kotslios *), zur Rechten ist ein anderer Berg, Glaios, ihr vorgelegen. Der Kotslios liegt gegen vierzig Stadien von der Stadt. An demselben befindet sich eine Ortschaft Bassä **) genannt, und der Tempel Apollons des Helfers, von Stein, auch die Decke. Von Tempeln aber, so viel die Peloponnesier haben, möchte dieser, wenigstens nach dem in Tegea, vorgezogen werden, wegen der Schönheit des Gesteins und des Ebenmaßes. Den Namen erhielt Apollon weil er ihnen in einer pestartigen Seuche geholfen; gleichwie er bey den Athenern den Beynamen Ab-

*) Κοτύλη, creux, cavité, Le Bas. p. 2.

**) Βάσσαί, forme doriennne pour βήσσαί, saltus, vallée ravin situé au milieu d'une forêt, (welches mit Stellen aus Homer und Pindarus belegt wird). Wenn Herr Le Bas nach den Zeugnissen der Mitglieder der französischen Expedition, das Romantische dieser Vertickeiten und die herrlichen Fernsichten berührt, so hätte doch auch an seines Landmanns, des Hrn. Edgar Quinet Schrift: De la Grèce moderne. Paris 1850. erinnert werden sollen; zumal da dieser Gelehrte p. 97. die Stellen des Pausanias nicht außer Art gelassen. Auch wundern wir uns, daß die trefflichen Bemerkungen Stackelbergs und insbesondere dessen mythologische Auffassung der Gegend und der Umgebungen (der Apollotempel zu Bassä §. 9. ff.) nicht erwähnt worden sind. —

wender des Uebels erhalten, weil er auch von diesen die Krankheit abgewehrt. Er stillte sie aber den Phigaleern, gegen die Zeit des Peloponnesier- und Athener-Krieges und zu keiner andern Zeit.“ Da Hr. K. D. Müller trotz dieser bestimmten Versicherung unseres Periegeten, im Handb. der Archäol. d. K. gesagt hatte: „Tempel des Apollon Epikurius bey Phigalia von Iktinos dem Athener (Eustath. zur Odys. p. 1825. R.) also wohl vor Ol. 87. 2. (nach Pausanias Vermuthung nach der Pest 88.) gebaut“ — so hatte ich dagegen jene Autorität durch eine genaue Erörterung (in dem oben angeführten Bericht über das Stackelbergische Werk) in Schutz genommen, ohne jedoch den Herrn Müller überzeugt zu haben, der seinen Satz in der zweyten Ausgabe des Handbuchs (S. 92) unverändert gelassen. Jetzt finde ich bey Hrn. Le Bas, der meinen Bericht nicht kennt, folgende Stelle (pag. 5.): „A ce témoignage si positif Mr. Ch. O. Muller (de Phidia p. 14 sq.) oppose des arguments que l'on regarde avec raison comme peu plausibles (Voy. M. C. Lenormant Trésor de numismatique et de glyptique: Bas-reliefs du Parthénon et du temple de Phigalie p. 13.) et d'après les quels le temple de Phigalie aurait été bâti par Ictinus immédiatement après le Parthénon et avant la guerre du Péloponnèse, de l'Ol. 85. — 3. à l'Ol. 87. — 3. Les objections faites à ce système par M. Lenormant paraissent sans réplique, et le surnom donné à Apollon ne peut laisser aucun doute sur l'assertion de Pausanias.“ — Ins Einzelne will ich, wie gesagt, weiter nicht eingehen; sonst wären auch noch manche philologische Bemerkungen auszuheben, z. B. über *φαινομηρίδες* (worüber v. Stackelberg S. 78. und ich selbst kürzlich gesprochen) und wobey Le Bas (p. 65.) jetzt auch auf Schneidewin's Ibyci Carminum reliquiae p. 102 verweist — ein neuer Beleg seiner vertrauten Bekannt-

schaft mit den neuesten Schriften der deutschen Philologen. Die angefügten niedlichen Kupferstiche mit den Friesenbildern wird der Leser jetzt mit den Abbildungen in D. Müllers und Desterley's Denkmälern der alten Kunst, Taf. XXVIII. Nr. 122. mit Interesse vergleichen.

Der Inhalt des Cahier II. ist auf dem oben angegebenen Titel verzeichnet. Ich muß mich darüber noch kürzer fassen; sonst wäre hier zu manchen Einreden Gelegenheit; wie es denn z. B. wohl sehr zweifelhaft ist, wenn die drey kleinen sitzenden Figuren (p. 60. fig. 6. p. 75.) „dans une posture de magots, als Rabiten gedeutet werden. Es enthält aber diese zweyte Abhandlung eine Fülle der gelehrtesten Erörterungen philologisch-kritischen, mythologischen und artistischen Inhalts (worauf ich bey Umarbeitung der Kapitel über die Griechische und Italische Mythologie zurückkommen werde); und wenn dem Verf. auch Einiges entgangen seyn möchte, (z. B. p. 188. sqq. das Wort des Herrn von Köhler, sur les îles et la course d'Achille), so findet man sich dagegen durch andere Citate überrascht. (z. B. p. 246, wo die Schrift von Ambrosch, de Charonte Etrusco: so muß corrigirt werden, denn der Name des Logographen wird Charonis (*Χάρωνος*) flectirt; der des Todesgottes (obwohl auch griechisch: *Χάρωνος* gebengt) im Lateinischen doch gewöhnlicher Charontis; Breslau 1837, schon angeführt ist). Schlußlich muß insbesondere noch bemerkt werden, daß auch in diesem Hefte Pausanias zum Vortern benützt worden, und daß eine ganze Reihe von Inschriften urkundlich, nach der Art, wie bey Böckh und Rose mitgetheilt und zum Theil ergänzt und erläutert ist.

Grenzer.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. May.

Nro. 97.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch = philologischen Classe
am 2ten December 1837.

1. Vortrag des Herrn Custos Schmeller über
Urkunden zur Geschichte Griechenlands im
Mittelalter.

Den sieben Urkunden zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter, welche Hr. Dr. Koss im Jahre 1835 aus Athen der königl. Akademie mitgetheilt hat, und die sich in den Abhandlungen der ersten Klasse II. Th. S. 155 — 165 abgedruckt finden, sendet derselbe neuerdings vier andere Stücke nach, über welche ich der Klasse zu berichten angewiesen bin. Dieser Bericht wird um so kürzer ausfallen können, als sich außer der die Valle Carceri auf Negroponte betreffenden Urkunde, welche eben daselbst S. 168 — 170 gedruckt zu lesen ist, wenigstens bis jetzt unter den Handschriften der königl. Bibliothek nichts weiteres gezeigt hat, was diesen Quellen beigefügt werden oder sie wesentlich erläutern könnte.

Das erste dieser neuen oder das achte der sämtlichen von Hrn. Dr. Koss mitgetheilten Stücke ist eigentlich keine Urkunde. Aber es wird den Geschichtsfreunden dennoch willkommen seyn, als thatsächlicher Beweis, daß, was Dr. K. vor kurzem noch einigermaßen bezweifelt hatte, auf den Inseln in Privat Händen schriftliche Aufzeichnungen über frühere Schicksale und Begebenheiten, ja förmliche Chroniken aufbewahrt werden, welche dereinst das Dunkel, das die Geschichte dieser Länder noch umhüllt, mächtig aufzuhellen versprechen.

Es enthält nämlich dieses Stück, durch welches Dr. K. auf sinnige Weise die durch Ref. in Uregung gekommene Geschichte eines dortigen Dynastenhauses abschließt, die Erzählung von der Ermordung des Nikolaus de la Carcere (sonst Dalle Carceri), neunten Herzogs des ägäischen Meer. B., im Jahre 1401, aus einer Chronik im Besitze des Herrn Grimaldi auf Naxos entnommen von Hrn. Prof. Köppen auf Aegina.

Nach dem Chronisten, der nicht ohne Wärme erzählt, faßt dieser, schon mit einer Andern in zwar unfruchtbarer Ehe lebende Herzog eine verdaunliche Leidenschaft für die einzige Tochter eines der Edeln der Insel. Von ihr gehörig zurückgewiesen, beschließt er mit Gewalt zum Ziele zu gelangen. Während am frühen Morgen eines Marienfestes ihre Angehörigen in der Kirche sind, dringt er unbemerkt in das Gemach der Jungfrau. Nicht die Ehre, nur das Leben vermag ihr der Wüthende zu rauben. Nachdem er sie mit Dolchstichen zerfleischt, schießt er eben so unbemerkt, und hat die Stirne, als bald darauf der unglückliche Vater, der sogleich den Thäter erröth, alle Primaten des Ortes zu Zeugen des entsetzlichen Schauspiels herbeyrufen, Beyleid zu heucheln und daß er alles aufbieten wolle, den Mörder ausfindig zu machen. Der Vater ist nicht minder Herr über sich selbst, bis er, was er auf dem Herzen hat, insgeheim seinen Genossen mittheilen kann. Diese schwören ihn zu rächen. Etwa neun Monate nach der That machen sie dem Herzog den Vorschlag, den unseligen Vater, der sich in seinem Schmerz verzehre, an einem bestimmten Tage auf einem Landgute in ihre Mitte zu nehmen und ihn, gegen seinen Willen, zu zerstreuen. Der Fürst selber setzt den Tag an und wählt als den Ort die herzoglichen Gärten. Unter den Unterhaltungen, die er hier freygebig bietet, wird er von Franz

Crispus, dem kühnsten der Verschwornen, gefragt, wann er denn endlich einmal daran denken werde, den Mörder ausfindig zu machen. Seine Antwort ist, er habe dazu noch nicht Zeit gehabt, werde sich's aber alsbald höchlich angelegen seyn lassen. Und wenn wir ihn finden, fragen nun sämtliche Archonten, welche Strafe, meinst du, hat er verdient? Der Fürst erwiedert: desselben Todes, den er der Jungfrau angethan, soll er sterben. Auf dieses Wort sagt Crispus: Du selbst hast deine Strafe ausgesprochen, und stößt ihm den Doldh in die Brust.

Franz Crispus wird sodann, ob schon dieses letzten Dulle Carceri Halbschwester, Maria Canudo, resp. ihr Gemahl Gaspar Commaripa ein näheres Anrecht hatte, von den Verschwornen als Herzog ausgerufen.

Dieser Ausgang der Tragödie möchte indessen auf andere Beweggründe der letztern rathen lassen, als auf den Eifer eine Muthat zu rächen, die, ihrer Natur nach eben so schwer zu läugnen als zu beweisen, zur Beschönigung des Mordes erst hinterher vorgegeben seyn konnte.

Höher scheinen, was den Punct historischer Verläßigkeit betrifft, unter den folgenden Stücken die Nummern 9, 10 und 12. zu stehen, welche als beglaubigte Urkunden=Abschriften gegeben werden und von einer noch blühenden Familie, für deren frühern Glanz sie hauptsächlich zeugen sollen, nämlich von den Scordili's auf Kreta Hrn. Dr. K. mitgetheilt worden sind.

Die Urkunde Nr. 9. ist von Hrn. Dr. K. überschrieben: Alexius II. Comnenus sendet seinen Sohn Isak als Statthalter nach Kreta und fordert die in Empörung begriffenen Kreter zur Unterwerfung auf. (1180 — 1182.)

Den größten Theil dieses Documents nimmt der auch mit Dogmatischem versetzte Titel des unmündigen Kaisers ein. Es wird den Insulanern das schlimme Ende aller ihrer frühern Empörungen zu Gemüth geführt und für diese letzte durch des Kaisers vielgeliebten Sohn, der mit hundert Galeeren, einem kleinen Theile der kaiserlichen Macht, über sie komme, furchtbare Strafe angedroht.

Unter der Indiction und dem Monatstage folgt die Firma, in welcher der Kaiser nach sich seinen vielgeliebten Sohn (*περιπόθητοσμον υἱόν*) Isak und dann noch zwölf andere geliebte Söhne (*ἀγαπητοὶ ἡμῶν υἱοὶ*) setzt, welche alle bloß mit ihren Namen angeführt sind, mit Ausnahme des dritten, des *Κύριος Μαρῖνος Σκορδίλης*, der durch den Titel *ἡμίτερος ἀνεπίος καὶ Μέγας Στρατάρχης* ausgezeichnet ist.

Zur Beglaubigung sagt ein Andreas Karnaros (*Βουλάρνος τῆς Μεσαρνατίας τῆς Κυδωνίας*), er habe dieses aus der Urschrift im kaiserlichen Codex (*ἀπὸ τὸ καθολικόν ἐκ τοῦ Κιωνδικος τῶν ἐνδόξων Βασιλείων τῶν Ρωμαίων*) copiert und es sey gleichlautend mit dem alten Original=Privilegium, das ihm in seiner Kanzley Johann Skordili, auf daß demselben gegenwärtige Abschrift gegeben und das Original zu ewigem Gedächtniß hinterlegt würde, präsentiert habe.

Demnach wäre, wenn ich recht verstehe, dieses an die Kreter überhaupt gerichtete Original=Instrument in den Händen der Familie Skordili geblieben und erst von Johann Skordili gegen eine bloße vidimierte Abschrift ausgewechselt worden. Auch in jenen kaiserlichen Codex (ein Copialbuch?) wäre sie von früherher eingetragen gewesen. Daß nur (Marino) Skordili mit mehr als dem nackten Namen vorkommt, könnte man auffallend finden. Jedenfalls aber wird der Ausdruck Sohn in Bezug auf Isak so wenig, als auf die übrigen zwölf Genannten, anders als bloß figurlich zu nehmen seyn.

Nr. 10. Friedensschluß und Vertrag zwischen dem Doge von Venedig und dem Herzog=Statthalter von Kreta einerseits und der Familie Skordili andererseits d. d. 12. Julius 1261.

Ich möchte dieses Document weniger einen Friedensschluß und Vertrag nennen, als ein einfaches, bloß von einer Seite, nämlich der des Herzogs=Statthalters Jacob Delfino an die Skordilis ausgefertigtes Decret, worin Vergessenheit früherer Vorgänge und Verleihung einiger Freyheiten und Besitzungen, namentlich von Gnapolis, gegen gewisse Verbindlichkeiten, ausgesprochen ist.

Nr. 12. Constantin Ducas, Herzog : Statthalter von Kreta (des Kaisers Vetter), setzt (auf kaiserlichen Befehl) die Skordilis wieder in die ihnen früher zugewiesenen Güter, namentlich Gnapolis, ein.

Wenn die Jahrzahl 597, die in diesem zu Anfang defecten, und wie es scheint, auch weiterhin im Texte hic und da unrichtigen Documente vorkommt, als das Jahr der Welt nach byzantinischer Aera 6503, oder nach Christi Geburt 995 zu nehmen wäre, so hätte diese Familie an verbriefter Alterthümlichkeit nicht viele ihres gleichen.

Nr. 11. endlich ist eine Notiz über die Familie Skordili auf Kreta. Sie sey, wird in diesen Papieren gesagt, copirt aus dem auch unter Nr. 9. angeführten eis Μεσοσαπείαν της Κυδωνίας bewahrten kaiserlichen Codex zur Beglaubigung der Privilegien der zwölf Archonten oder Edeln, welche in die Syntrophie des Sohnes des Kaisers getreten, und unter welche die ganze Insel Kreta vertheilt worden sey. Nach dieser Notiz stammten die Skordilis aus Frankreich (Γαλλία), hätten vordem Pegolini geheissen, wären dann mit den Oberhäuptern (ἀρχηγοί) der Römer nach Rom gekommen, und hätten den Namen Skordili, auch Kjatzi (Κιάτζοι), erhalten. Ein Zweig derselben sey bey den Venetianern Kallergi genannt worden wegen der edeln That (καλόν ἔργον) eines Alexius Skordili, der den Frieden zwischen Venedig und dem Geschlechte der Skordilis herbegeführt und sich im Kriege auszeichnet habe.

Hr. Dr. K. bemerkt, dieser, Kallergis genannte, Zweig der Familie blühe ebenfalls noch, und zu ihm gehöre der durch seine Tapferkeit aus dem Befreiungskrieg rühmlichst bekannte Oberst Kallergis in Argos, aus Kreta gebürtig.

Die Namen Kallergi kommen in wiederholten bey Daru Hist. de Venise I. 321 verzeichneten Revolten der Kreter gegen Venedig von 1243 bis 1366 vor. Die Familie muß aber in ihren An-

sichten getheilt gewesen seyn, da z. B. im J. 1333 (Muratori Scr. r. i. XXIII. 1025) neben dem Ser Alessio Calergi als treuem Verfechter der Venet. Herrschaft ein Ser Guarda Calergi als ihr bitterer Feind auftritt. Um 1410 machte sich ein Paulus Scordili oder Scordella aus Candia, Decretorum Doctor, und Domprobst (zuletzt erwählter aber von P. Gregor nicht bestätigter Erzbischof) zu Ravenna als Fortsetzer der Chronica Praesulum Ravennatum bis auf seine Zeit, bemerklich. (Muratori Scr. II. 146 — 210).

Der geistliche Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts, Zacharias Scordilius aus Kreta wird wohl derselben Familie angehört haben, welche trotz ihrer gerühmten Anhänglichkeit an die griechischen Kaiser fortwährend der lateinischen Kirche treu geblieben scheint, wie dieß wohl bey all den verschiedenen durch die Kreuzzüge und später nach Griechenland gekommenen lateinischen Gebietern und Herren vorausgesetzt werden darf.

Unter schätzbaren theils historischen, theils die Sprache betreffenden Bemerkungen, die Hr. Dr. K. beyfügt, mache ich aufmerksam auf das, was er über den Gebrauch der insgemein als ganz synonym genommenen Volksnamen "Έλληνες, Γρακοί und Ρωμαίοι beobachtet hat. Ob "Έλληνες auch bey den Alten je ganz gemeinlich gewesen, wird gezeifelt. Ρωμαίοι sey von christlichen Bewohnern des römisch-griechischen Reiches überhaupt, ohne Rücksicht ob sie gerade Griechen, oder ob sie Wlachen (Romani), Bulgaren, Slaven oder Skipetaren gewesen, verstanden worden. Wo es aber darauf ankomme, die eigentliche griechische Nationalität zu bezeichnen, sey, nach wie vor, der Ausdruck Γρακός der allein geläufige.

2. Vortrag des Hrn. M. J. Müller über seine Arbeiten im Gebiete der altperasischen Litteratur und Sprache.

(Hr. M. Jos. Müller ist durch die großmüthige Unterstützung Sr. K. Hoheit des Kronprinzen in den Stand gesetzt worden, sich fünf Jahre lang zu London und zu Paris dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen und umfassende Werke, vor-

zöglich über arabische Litteratur und die Pehlvi Sprache vorzubereiten, mit deren Ausführung er gegenwärtig beschäftigt ist. Es ist ihm zuerst gelungen, die Pehlvi Sprache vorzüglich durch Auffindung ihrer Analogieen mit Sanskrit, Zend und Parsi genauer zu ergünden und ihre Natur nachzuweisen. Die asiatische Gesellschaft zu Paris hat, zum Behufe des Druckes einer Arbeit von ihm über diesen Gegenstand, auf ihre Kosten Pehlvi Charactere schneiden und die Lettern herstellen lassen, da bisher nichts in dieser Sprache war gedruckt worden.)

Indem ich von dem Herrn Secretär dieser Klasse der Akademie die Einladung erhalten habe, über meine Arbeiten im Gebiete der Parsi Litteratur und der dazu gehörigen Dialecte einen Bericht in dieser Versammlung vorzulesen, fühlte ich keine geringe Verlegenheit, wie ich dieser schmeichelhaften Aufforderung genügen soll, wegen der Unvollkommenheit dessen, was ich vorzutragen habe, da meine Arbeiten noch nicht geschlossen sind, sondern großentheils noch auf die Zukunft Anspruch machen. Ich muß also dringend um die Rücksicht der geehrten Versammlung bitten.

Es stehen mir zwei Wege offen, um ein Bild meiner Untersuchungen der Akademie vorzuführen: den genetischen, durch welchen ich meine verehrlichen Zuhörer gleichsam in die philologische Werkstätte einführen und nicht allein mit vollendeten Werken, mit Skizzen, kaum bearbeitetem Material, ja mit den Instrumenten selbst bekannt machen müßte. Wenn dieser für mich den Vortheil hätte, die Schwierigkeit der Arbeit mehr ins Relief zu stellen, und somit vielleicht meinen geringen Bemühungen einen glänzenden Schein mitzutheilen, so darf ich nicht verhehlen, daß er für einen Vortrag viel zu lang wäre, daß er durch die Details und grammaticalischen Dornen selbst die wohlwollendste Geduld ermüden würde; ja die mündliche Darstellung wäre in den meisten Punkten ungenügend und das Folgen der Augen auf vorgelegtem Texte unumgänglich. Zudem habe ich diese Methode in den Abhandlungen angewandt, die in diesem Augenblicke zu Paris gedruckt werden, und die hoffentlich in kurzer Zeit dem Urtheile der Akademie vorgelegt werden können. Ich entschließe mich also, einen andern Weg einzuschlagen, den synthetischen, durch den ich Ihnen einen Ueberblick zu

verschaffen suchen werde über den Gegenstand meiner Studien, über das, was gethan worden ist, und was zu thun ist. Die dießfalligen Bemerkungen werde ich unter die zwey Rubriken der Sprache und des Inhalts der Texte ordnen.

I. Ueber die Pehlvi = Sprache, und die verwandten Dialecte.

Durch die herrlichen Forschungen des Herrn Eugen Burnouf, ist, wie Sie wissen, ein neues Licht über das persische Alterthum verbreitet worden. Nachdem seit 60 Jahren durch die Bemühungen des unsterblichen Anquetil du Perron die Zoroastri-schen Bücher in französischer Uebersetzung bekannt waren, begnügte man sich allgemein mit den Resultaten, die aus derselben etwa fließen konnten, kaum ohne zu ahnen, wie ungenau und unkritisch die Behandlung der Texte bey diesem Gelehrten waren. War er ausgezeichnet durch Forschungs-Begierde, bewundernswerth durch die Aufopferungen, die er der Wissenschaft brachte und schon durch die Großartigkeit seines Lebens würdig mit den geistigen Mächten des Orients zu verkehren, so fehlten ihm doch erstlich die nothwendigen Hilfsmittel, indem er sich nur auf die Kenntniße seiner Parsen stützen konnte, die, wie man jetzt sieht, ziemlich beschränkt waren, und dann die Schärfe des grammaticalischen Sinnes, sowie das verständige Urtheil in dogmatischen Dingen. Da in unserer Zeit so außerordentliche Fortschritte in der historischen Grammatik gemacht wurden, ja man kann sagen ein ganz neues Feld der wissenschaftlichen Forschung gewonnen ist, so konnte es nicht fehlen, daß die Blicke sich auf die alte Sprache Persiens richteten. Herr Burnouf mit dem ihm eigenen analytischen Talente unterwarf die alten, lang vernachlässigten Texte seiner sichern kritischen und linguistischen Behandlung und hatte das Glück uns die alte Sprache Persiens unverhüllt und in ihrer ursprünglichen Fülle und Reinheit vorzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. May.

Nro. 98.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe
am 2ten December 1837.

2. Vortrag des Hrn. M. J. Müller über seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Litteratur und Sprache.

(Fortsetzung.)

Das Resultat war die innigste Verwandtschaft des Zend mit dem Sanskrit und zwar nicht mit dem Sanskrit der Epopöen sondern mit dem der Vedas, eine Verwandtschaft, die sich eben so durch die religiösen Ideen, die in den beiden Sprachen niedergelegt sind, bestätigt, so daß also sich von selbst die Folgerung herausstellt, daß Einheit des Altpersischen und Altindischen bestanden, aber schon aufgehört hat, bevor das indische Leben von der alten Natur-Religion der Vedas zu dem äußerlich reichern Complex von Ideen und Anschauungen in dem Ramayana, Mahabharata, Manu u. s. w. übergieng, — eine Thatsache von der größten Wichtigkeit. Die Gesetze, die Herr Burnouf über die Permutation der Laute zwischen dem Sanskrit und Zend aufgestellt hat, sind so stringent, daß man sie nur in ihrer rigorosesten Consequenz anzuwenden hat, um ein beliebiges Sanskrit-Wort in ein Zendwort, und ein Zendwort in ein sanskritisches zu verwandeln, so daß also das Sanskrit-Lexikon zugleich als Zend-Lexicon dienen kann, insoweit nämlich ein anderer Gedankengang oder die beständig wirkende Zeit nicht die Bedeutung modifiziert hat. In den religiösen Ideen ist ebenfalls die Substanz im Allgemeinen als dieselbe in den

beyderseitigen Dokumenten zu bezeichnen; wenn auch hier die Permutationsgesetze noch nicht gefunden sind oder das etwaige neue Element, welches die alte Zendreligion von der altindischen scheidet und ihr das Gepräge einer eigenen Individualität aufdrückt. Wenn aber auch die Zendsprache in den Formen, die im Sanskrit der Vedas und der Epopöen differiren, sich an jene hält, die in den Vedas vorkommen, so ist doch auf der andern Seite zu bemerken, daß hier bereits eine eigene Entwicklung, ja Abschleifung eintritt, die noch viel größer wird mit dem spätern Dialect, der sich in der ersten Art der persopolitanischen Keilschrift zeigt.

Dies ist der Ausgangspunct der Sprachformation, die durch das Pehlvi sich bis zum Neupersischen fortsetzt und mit diesem endet. Obwohl ein Mittelglied fehlt, und das Pehlvi sich nicht so unmittelbar an das Zend anschließt, als dieses an das Sanskrit, so ist es mir doch gelungen, wie mir scheint, die Gesetze oder Analogien aufzufinden, nach denen die Zendwörter in das Pehlvi und durch dieses in das Parsi und Neupersische übergehen, so daß die Anfänge und Endpuncte einer großen Sprachentwicklung dem Forscher vor Augen sind. Schon an sich ist es interessant zu sehen, auf welche Weise das Spiel der Sprachorgane die Worte verwandelt, wie die Formen sich verlieren, umgestalten oder neu erzeugen, indem auch hier der menschliche Geist gezwungen wird, sichere, seiner Willkühr entzogene, Gesetze anzuerkennen, in einem Gebiete, das so sehr der Unbeständigkeit der mitwirkenden Individuen unterworfen zu seyn scheint. — Aber noch höher wird der Werth dieser Gesetze gesteigert, da auf ihnen allein die Möglichkeit beruht, die Identität oder wenigstens den Zusammenhang der durch die Worte ausgedrückten Ideen einzusehen, und somit die Texte selbst zu erklären.

Bevor ich aber zur vollkommenen Entwicklung dieser Lautgesetze gehen konnte, hatte ich eine Schwierigkeit zu besiegen, die ich glücklich weggeräumt zu haben glaube. Einige Charaktere nämlich des Alphabets schienen mir durch die Parsen eine falsche Geltung erhalten zu haben, die sowohl die Ableitung als die Bedeutung mehrerer Wörter schwankend ließ. Den wahren Werth derselben auszumitteln und bis zur Evidenz zu belegen, habe ich mich sorgfältig bemüht. Ich muß hierüber aber hinweggehen, da eine Demonstration bloß schriftlich möglich ist, und ich kann bloß auf meine zu druckende Abhandlung hinweisen, von der ich hier den betreffenden Theil schriftlich vorlege. Ich bemerke nur dieß, daß dadurch mir es möglich wurde, gleich im Anfange des Bundeheß eine cosmogonische Idee zu entdecken, von der weder die Parsen noch Anquetil nur eine Ahnung hatten. Eben so kann ich nur kurz erwähnen, daß ich selbst die Homonymie mehrerer Consonanten, die eine unüberwindliche Schwierigkeit im Lesen des Pehlvi zu machen schien, auf die Seite schaffte, indem ich sie theils als falsch angenommen erkannte, theils aber, wo sie wirklich existirt, bestimmten Gesetzen unterwarf. Das Pehlvi hat aber nicht bloß arische Elemente, sondern auch semitische; für diese, d. h. aus dem Aramäischen herüber genommenen Wörter habe ich gleichfalls die nöthigen Analogien aufgesucht und gefunden. Diese fremde Invasion beschränkt sich aber bloß auf das Material, nicht auf die Formen. Wie im Englischen eine Masse romanischer Wörter eingewandert ist, aber leicht erkennbar durch Gestalt, selbst durch Aussprache, die aber nie die Form der Sprache berühren, sondern die ganze Structur in ihrem rein germanischen Wesen ließen, eben so hat das Pehlvi diese fremdartigen Gäste aufgenommen, ohne ihnen Einfluß auf seinen arischen Ban der Grammatik zu erlauben. Es ist bemerkenswerth, wie schon Herodot die Beobachtung machte, daß die Perser leichter als alle andern Völker fremde *νόματα* sich zu eigen machen. *) Dieser ethnographische Satz hat sich nun selbst nach ihm glänzend bewährt, indem wir im Pehlvi den Einfluß der mesopotamischen Nach-

*) Herodot I. 135: *Ξενικά δὲ νόματα Πέρσαι προσίενται ἀνδρῶν μάλιστα.*

barn, im Neupersischen den der Araber sehen. Doch ist ein spezifischer Unterschied zwischen den beyden Invasionen; im Pehlvi sind die semitischen Wörter nach den Lautgesetzen des Pehlvi modificirt, im Neupersischen aber rein und ohne Veränderung aufgenommen. Trotz dieser Ausländererey und Passivität des persischen Volkes behält es doch noch immer eine bestimmte Originalität und wir werden vielleicht später die geschichtlichen Wirkungen einer immer wieder erwachenden Nationalität zu untersuchen Gelegenheit haben. Dem Pehlvi zunächst steht das Parsi, *) das aber frey von semitischem Einfluß geblieben ist und in allen seinen Formen eine obwohl gesetzlich fortlaufende Erweichung erfahren hat. Aus diesem und nicht aus dem Pehlvi zunächst, entwickelt sich die neupersische Sprache, die sich von ihr durch größere Abschleifung in den Lauten und durch eine ganz ausgesprochene Tendenz zur Wiedergewinnung organischer Formen unterscheidet. Möge es mir noch erlaubt seyn hier andere persische Dialecte zu erwähnen. Das Kurdische z. B. das offenbar vom großen persischen Stamme sich trennte, bevor das Pehlvi entstanden war. So zerrissen der Dialect ist, so enthält er doch einige alte Formen, die im Pehlvi nach seinen Gesetzen bereits umgewandelt sind, und Phänomene, die nicht aus dem Pehlvi, sondern bloß aus einem eigenen Leben zu erklären sind. Dasselbe läßt sich vom Afghanischen sagen, obwohl hierüber meine Hülfsmittel viel zu gering waren, als daß eine tiefere Untersuchung möglich geworden wäre. Für das Kurdische bemerke ich noch, daß auch der sonderbare Cultus der diese Sprache redenden Stämme, kaum anders, als durch eine Decomposition zoroastrischer Lehren erklärt werden kann, also immer auf eine relativ alte Epoche zurückdeutet.

Anderer persische Dialecte, wie der der Liät u. s. w. sind im Schooße des Neupersischen selbst entstanden und bieten insofern nicht mehr das höhere Interesse der andern dar. —

Sie sehen also, meine Herren, meine Aufgabe in sprachlicher Hinsicht war, das Pehlvi aufwärts

*) Mit Parsi bezeichne ich den Dialect, den Anquetil Pazend zu nennen pflegt, aus Gründen, die ich anderswo entwickeln werde.

an die ältere Gestalt des Zend und Sanskrit anzuknüpfen, abwärts aber durch das Parsi auf die neuern Dialecte zu gelangen, diese in ihrem Ursprung zu erläutern und also einen nicht unwichtigen Kreis der Sprachentwicklung abzuschließen.

II. Inhalt der behandelten Sprachdenkmäler.

Ich gehe nun auf die religiösen Denkmäler selbst über, die in dieser Sprache niedergelegt sind. Im Pehlvi sind

- 1) Uebersetzungen von mehreren Zendbüchern erhalten, wie des Vendidad, das Vispered vollständig, dann mehrere Hymnen, die unter dem Namen Nyaisch, Afergan, Yesch bekannt sind. Der Nutzen dieser Uebersetzung ist doppelt; erstens, indem das bekannte Zend das unbekannte Pehlvi erläutert, oder umgekehrt das bekannte Pehlvi das unbekannte Zend aufhellt. Das Verhältniß ist reciproce. Wenn die Uebersetzung manchmal ungenau ist, und einer kritischen Behandlung bedarf, so liegt die Ursache eines Theils an der Unkunde der Uebersetzer, andertheils an einer veränderten religiösen Anschauung; der letztere Fall ist dann immer für die dogmatische Entwicklung richtig. — Dasselbe Interesse haben die den Uebersetzungen häufig beygegebenen Erklärungen.
- 2) Ferner existiren im Pehlvi mehrere Originalbücher, von denen der Bundehesch das wichtigste ist. Man könnte es eine heilige Encyclopädie der Parsen nennen, da es die Cosmogonie, eine heilige Naturgeschichte und Geographie, die Eschatologie und was nach persischen Begriffen zur göttlichen Weltregierung gehört, darstellt, wenn auch nicht in der wünschenswerthesten Vollständigkeit, da es in mehreren Theilen nur fragmentarisch auf uns gekommen ist, doch wenigstens in solchem Umfange, daß man sich ein Bild des ganzen Systems machen kann. Obwohl die ganze Fassung und gewiß auch specielle Doctrien darin nur der zweyten Epoche des Parsismus (die ich später kurz zu charakteri-

siren versuchen werde) angehören, so sind doch darin auch viele Notizen aus verlornen Zendbüchern enthalten, die manchen Beitrag zur Aufhellung des ältern Systems gewähren und sich schon äußerlich von den übrigen Stellen durch eine bestimmte Citationsformel unterscheiden.

Wie sehr der Inhalt dieses Buches von den neuern Parsen und in Folge davon von Anquetil du Perron mißverstanden worden ist, so daß selbst capitale Ideen ausgelassen, verwischt, oder verändert worden sind, hoffe ich zur Genüge zu zeigen, theils in meinen Abhandlungen über die Sprache, theils später in einer besondern Ausgabe dieses Buches, wenn nämlich meine Bemühungen den Beyfall der gelehrten Welt werden erhalten haben. Ich glaube versichern zu können, daß durch eine strenge philologische Behandlung dieses merkwürdigen Buches durchaus und namentlich in seinen Hauptstellen ein neues Licht erhalten wird, daß die Religionsgeschichte vielleicht überraschende Ansichten über die Attributionen der schöpferischen Agenten und die Cosmogonie so wie andere Punkte der Religionslehre heraus schöpfen wird, frey von den bisherigen hierin obwaltenden Irrthümern oder wenigstens von den ungesicherten und approximativen Bestimmungen, mit denen man sich bisher begnügen mußte. Unter den übrigen Pehlvibüchern erwähne ich Parömieen, ähnlich den Sprüchen Salomons und andere Produkte dieser im Orient beliebten Darstellungsweise, die Geschichte der Himmels- und Höllensfahrt Urdairaf, des Wiederherstellers des zoroastriischen Cultus unter den Sassaniden (wovon wir zugleich eine neupersische metrische Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung zu Gebote steht), ein prophetisches Buch über die letzten Schicksale des persischen Reiches und das Weltende, das den Namen Bahman Yesch führt; eine Controverse zwischen einem Rechtgläubigen und einem Ketzer, Anrufungen und Gebete (worunter besonders das sogenannte Farisi Sironza für die Attributione der verschiedenen Zeds wichtig ist), Erklärungen, Traditionen und Entscheidungen über rechtliche Verhältnisse und Ceremonien ic. und was sonst zu einer heiligen Literatur gehört, von größerem oder geringerem Werthe.

Im Parsi finden sich Uebersetzungen aus dem Pehlvi, Gebete, Sündenbekenntnisse und sonst kleine Schriften, dann das sogenannte Minokhered (Mainyn Khard), ein Abriss der zoroastrischen Glaubens- und Sittenlehre mit vortrefflichen sonst verlorenen Notizen über viele interessante Punkte. Zum Vortheile der sprachlichen Untersuchungen existirt davon eine Sanskrit-Uebersetzung von Meriosengh, die für das Parsi, und also auch für das Pehlvi, dieselben Dienste leistet als die Sanskrit-Uebersetzung des Yagna von demselben Meriosengh für die Erklärung des Zend geleistet hat. Ueberdies besitze ich davon noch eine neupersische metrische Bearbeitung.

Ein anderes Buch ist der Schikand Gumäni, klein an Umfang aber interessant durch den Inhalt, der über das Verhältniß Ormuzds zu Ahriman und über religiöse Erkenntniß handelt. Hier treten schon deutliche Spuren einer religiösen Spekulation ein, und die Geschichte der Philosophie wird um ein, wenn auch kleines Kapitel reicher. Wenn griechischer Einfluß in dieser Abhandlung kaum zu verkennen ist, indem z. B. Wörter wie *djatgohr* und *hamgohr* lebhaft an *ἑτεροῦσιος*, *ομοῦσιος* erinnern, so ist dieß eine factische Bestätigung der Nachrichten griechischer Schriftsteller, die von der Betreibung griechischer Philosophie bey den Sassaniden Kunde geben: so finden wir bey Agathias, daß nicht nur die Perser, sondern auch einige Griechen (*ἔνιοι τῶν Ῥωμαίων*) den großen Chosroes als Freund der Wissenschaften und Kenner griechischer Philosophie *) preisen; er habe Aristoteles studirt, *ὅλον τὸν Σταγειρίτην καταπιῶν* und von Plato sey ihm keiner selbst der schwierigeren Dialoge (*τῶν γλαυρωῶν καὶ ἀγκλωτέρων διαλόγων*) unbekannt geblieben.

Um dieselbe Zeit wanderten auch viele griechische Philosophen aus dem Römerreiche aus nach Persien, weil sie dort das Ideal des Königthums

zu finden hofften: *φιλοσοφίας τε καὶ βασιλείας εἰς ταῦτό ἐυνελεδούσης*. Nicht wenig mag auch die berühmte syrische Hochschule zu Edessa (Schola Persarum), von wo persische Christen unterrichtet in allen Künsten und Wissenschaften des Abendlandes in ihr Vaterland zurückkehrten, und ebenso die Verbreitung der aus dem Kaiserreiche schmachvoll vertriebenen Nestorianer dazu beigetragen haben, im großen Perserreiche Geschmack an griechischer Bildung zu wecken.

Um aber wieder zu unsern Büchern zurückzukehren, so bleiben uns noch die im Neupersischen geschriebenen auf Zoroasters Religion bezüglichen Bücher übrig, die meistens Uebersetzungen aus Zend und Pehlvi, prosaisch oder metrisch, Uebersichten über einzelne Glaubensartikel, Traditionen über das Ceremoniel, rechtliche und andere Verhältnisse etc. enthalten. Was ich von der Masse des Vorhandenen für dienlich erachtete, habe ich abgeschrieben und bereits häufig zur Erläuterung der Sprache und Ideen benutzt. Im Allgemeinen ist der Ausdruck in diesen Büchern allerdings rein persisch, jedoch in manchen Fällen gemischt mit alten Wörtern, wie es das dogmatische Bedürfniß forderte, das nicht immer in der gesprochenen Sprache die entsprechenden Ausdrücke fand; daß also die Erklärung solcher Bücher immer die Kenntniß der alten Sprachen, wenigstens in einem gewissen Grade, nämlich Kenntniß der technischen religiösen Formeln, voraussetzt, versteht sich von selbst, und Mangel derselben kann nur zu sonderbaren Mißverständnissen führen, von denen Beispiele vorliegen. In Bezug auf die Religionsidee selbst erlaube ich mir noch zu bemerken, daß, wie das Pehlvi=Idiom selbst eine zweyte Entwicklung des arischen Sprachstammes darstellt, so gehören auch die Ideen, die darin niedergelegt sind, einer zweyten Epoche an.

(Schluß folgt.)

*) Die Gründe, die Agathias (126 ed. Niebuhr) angiebt, um deren willen er dieses Gerücht verwerft, sind durchaus unhistorisch: er stützt sich auf die Beschaffenheit der persischen Sprache, die er nicht kennt, (*ἀγρία γλῶσσα καὶ ἀμουσοτάτη*) und die barbarische Lebensart des Fürsten (*διαίταν λαχῶν ἐς ὅτι βαρβαρικωτάτην* etc.).

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. May.

Nro. 99.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

-
1. Marcus Tullius Cicero's sämtliche Reden. Kritisch berichtigt und erläutert von Reinh. Klotz. Leipzig. Verlag von J. N. Barth. Erster Bd. 1835. XCVIII. und 666 S. Zweyter Bd. 1837. XX. und 380 S. gr. 8.
 2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae. Kritisch berichtigt und mit Anmerkungen begleitet von C. Beneke Dr. Leipzig bey K. F. Köhler. Erster Bd. 1836. XII. und 238 S. gr. 8.
 3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. Recognovit et emendavit partim ex codd. nunc primum collatis Jo. Casp. Orellius. Turici ex officina Schultesiana. 1836. XVI. u. 464 S. gr. 8.
 4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. Nach den besten neuesten Hülfsmitteln für den Schulgebrauch bearbeitet und mit historischen Einleitungen versehen von Karl Fr. Süpfle, Prof. am Lyceum zu Karlsruhe. Mit einer Zugabe meist kritischer Anmerkungen. Karlsruhe 1837. Druck und Verlag von G. Theod. Groos. XIII. und 350 S. gr. 8.

Es mag Manchen, der die vorstehenden Titel überliest, Wunder nehmen, daß von den Reden des Cicero, die doch von dem Wiederanblühen der Wissenschaften an stets eifrig gelesen, und so vielfältig bearbeitet wurden, jetzt, fast zu gleicher Zeit,

so viele Sammlungen erscheinen, während außerdem noch so viele derselben in ausführlicheren Einzelausgaben dem Publikum vorgelegt werden; und es mag wohl Mancher solche Unternehmungen für überflüssig halten.

Wer mit dem Stande der Verhältnisse vertraut ist, für den bedarf es keiner Rechtfertigung; allein, da eine der vorliegenden Sammlungen weder für die Schule noch für den Philologen von Fach berechnet ist, sondern vorzüglich für denjenigen, der bey einem andern Berufe seine Mußstunden mit der Lesung der Werke des großen Redners ausfüllen will, sey es um seine Kenntnisse über das gewöhnliche Bereich hinaus zu erweitern, oder um seinen Geist für die Ertragung der Lasten seines Berufes zu stählen: so möchte es nicht unzweckmäßig seyn, mit einigen Worten auf dasjenige hinzuweisen, was solche neue Bearbeitungen nöthig macht, und denselben vor den frühern unverkennbare Vorzüge verleihet.

Wir würden undankbar gegen die Bemühungen der frühern Gelehrten seyn, wenn wir ihre Verdienste um die Berichtigung und die Förderung des Verständnisses der Ciceronischen Reden für nichts achten wollten; allein es läßt sich doch nicht läugnen, daß in ihrem Verfahren Manches lag, was sie verhinderte, sich auf den Standpunct zu erheben, den die jetzigen Bearbeiter einnehmen, bey denen freylich auch in Anschlag zu bringen ist, daß sie die Vortheile der mit dem Fortschreiten der Zeit immer erhöhten Sprachkunde genießen.

Es ist bekannt, daß die ersten Ausgaben des Cicero aus den Handschriften gestossen sind, die sich gerade in den Händen der italienischen Gelehrten, welche jene besorgt haben, befanden. Meistens nicht von sehr hohem Alter, waren jene Handschriften natürlicher Weise durch das vielfältige Abschreiben

sehr von dem ursprünglichen Texte abgewichen. War man nun auch bald bemüht, zu der ursprünglichen, von der Hand des Cicero selbst stammenden, Gestalt seiner Werke zurückzuführen, wobey vorzüglich die Bemühungen eines P. Viatorius und Manutius in Anschlag zu bringen sind, so fehlte es doch an den nöthigen Hülfsmitteln, um alles Ugehörige bey Seite zu schaffen. So kam der Text in die Hände des Lambinus, der, mit guten Handschriften versehen, diese an einzelnen Stellen gut benützte, aber an nicht wenigen den Eingebungen des Augenblicks, zu freyen Spielraum ließ, so daß sich bald J. Gruterus gegen ihn erhob, der bedeutende Hülfsmittel aus Frankreich, Holland und Deutschland zur Hand hatte, die er jedoch nach der Weise der damaligen Zeit nur vereinzelt und ohne die gehörige Umsicht benützte. Nehnliche Vorwürfe lassen sich dem Verfahren des Grävius machen. Unter den Neueren war es vorzüglich Ernesti, der den Text des Cicero so gestaltete, wie er bis vor etwa einem Jahrzehend fast allgemein gelesen wurde. Er hatte dem ciceronischen Sprachgebrauch ein gründliches Studium gewidmet; allein er ließ sich oft durch einzelne Stellen verführen, sich allgemeine Regeln zu bilden, die er dann bey der Textverbesserung anwandte, wodurch er in sehr viele Irrthümer verwickelt wurde. Außer ihm verdanken die Werke des Cicero den Bemühungen Varatoni's viele Verbesserungen, der viele, zum Theil alte, italienische Handschriften zur Hand hatte.

Die Ausgabe von Beck blieb unvollendet, die von Schüz wurde ohne neue kritische Hülfsmittel und ohne die gehörige Umsicht und Besonnenheit bearbeitet, und bey der Gesamtausgabe Drelli's, deren Verdienste für die Kritik des Cicero nicht zu verkennen sind, war es doch mehr auf eine Uebersetzung der bereits vorhandenen besten Recensionen der einzelnen Werke, als auf eine durchgreifende Textesberichtigung abgesehen.

Für die Reden insbesondere war bis dahin manches Verdienstliche geschehen; allein eine ganz andere Wendung nahm die Kritik derselben in der neuesten Zeit nicht zum wenigsten durch die von Wunder angestellte durchgehende Prüfung der schon von Gruterus an einzelnen Stellen benützten Erfurter Handschrift, welche bey der Vergleichung mit

den durch ihr Alter ausgezeichneten, aber leider zu wenig umfangreichen, Hülfsmitteln, welche die von N. Mai in Mailand und Rom und von A. Peyron in Turin aufgefundenen Palimpsesten darboten, auf die Wahrnehmung hinführte, daß diese, wie noch mehrere in Deutschland aufbewahrte Handschriften einen jenem alterthümlichen weit näher stehenden Text enthalten, als die aus italienischen Handschriften gestoffene Vulgata. Das Ansehen dieser wurde dadurch natürlich bedeutend vermindert, und jene in Deutschland befindlichen, dem Ausspruch des jüngern Plinius (VIII. 20. §. 1. Ad quae noscenda iter ingredi, transmittere mare solemus, ea sub oculis posita negligimus) getreu, bisher nicht genug beachteten Handschriften wurden sofort als hauptsächlich Grundlage der Textesconstituirung betrachtet.

Bedenkt man außerdem, daß früher ein besonders bey einem Redner so wichtiger Punct, die Wortstellung, nur wenige Berücksichtigung gefunden hatte, die neueren Untersuchungen aber ergeben haben, daß gerade hierin sehr viel zu ändern sey, und daß diese und ähnliche früher gering geachteten Aenderungen oft ganzen Gedankenreihen eine Wendung geben, die man vorher nicht geahnt hatte, und manche bisher gelähmte Stelle zu ihrer ursprünglichen Kraft wiederherstellen, so kann man sich nicht wundern, daß sich das Bestreben, die Werke Cicero's von den ihnen anhaftenden Schlacken zu reinigen, neu belebte, und daß in Folge dieser neuen Bemühungen die von vielen gering geschätzte Wortkritik um so mehr ausrichtete, je mehr man sie mit der Gregese in Einklang zu bringen suchte, die man zugleich auf eine umsichtiger Weise zu handhaben anfieng. Das Vorzüglichste in dieser Hinsicht leistete Hr. Professor Klotz, dessen Ausgabe der sämtlichen Reden des Cicero wir hier zuerst zu besprechen haben.

1.

Von den beyden bis jetzt erschienenen Bänden umfaßt der erstere die Reden: pro A. Caecina, pro T. Annio Milone, de imperio Cn. Pompeii, pro P. Quinctio, pro Sex. Roscio Amerino, pro A. Cluentio Avito, pro Cn. Plancio, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, pro M. Marcello, pro A. Licinio Archia poeta; der

zweite außer der *divinatio* in Q. Caecilius und den Berrinischen Reden noch die drey Reden de lege agraria, ferner die Reden pro C. Rabirio, pro Q. Roscio comoedo, pro M. Fonteio und pro L. Murena. Der dritte und letzte Band, dem auch ein Namenregister beigegeben werden soll, wird die übrigen Reden enthalten. Die äußere Einrichtung der Ausgabe ist folgende.

Unter dem Texte, der mit Beybehaltung der bisherigen Kapitel- und Paragraphenzählung mehr nach dem Sinne abgetheilt ist, so daß oft mitten in ein Kapitel ein Absatz fällt, finden sich die Abweichungen von der Drellischen Gesamtausgabe angegeben. Einer jeden Rede geht eine Inhalts-Angabe voraus; die Anmerkungen, welche wie jene in deutscher Sprache geschrieben sind, machen den Schluß jedes Bandes.

Wissen wir zuerst auf die Ordnung der Reden, so ist sie leider eine ganz zufällige, wie Hr. Kl. selbst zugiebt, der sich damit entschuldigt, daß er zuerst nur eine Auswahl der Ciceronischen Reden zu geben gedachte, aber später von dem Verleger veranlaßt wurde, seinen Plan auch auf die übrigen auszudehnen.

Wie die andern, bisher von demselben Verfasser bearbeiteten Einzelausgaben Ciceronischer Werke, ist diese Ausgabe als ein Vorläufer der kritischen Gesamtausgabe zu betrachten, die (nach Band II. S. 755 unter dem Titel: M. Tulli Ciceronis scripta quae manent omnia), mit lateinischen Anmerkungen ausgestattet, für Philologen bestimmt seyn soll, während er bey den Einzelausgaben ein größeres Publikum vor Augen hat.

Die Kritik ist deshalb hier nicht als abgeschlossen zu betrachten. Hr. Kl. sagt selbst, daß er für seine große Ausgabe noch mehrere Hülfsmittel zu erwarten habe, und verweist den Abschluß der Beurtheilung von mehreren Stellen auf jene. Demungeachtet erscheint der Text der Ciceronischen Reden hier in einer ganz veränderten Gestalt; doch wird nur von einzelnen Aenderungen Rechenschaft gegeben. Nach der Vorrede gedachte Hr. Kl. Anfangs alle kritischen Erörterungen entfernt zu halten, da die kritische Bearbeitung gleich mit dieser erscheinen sollte; doch, da aus dem eben angegeb-

nen Grunde diese noch einige Zeit vorbereitet werden soll, so werden hier an einer Anzahl von Stellen die Grundsätze nachgewiesen, welche ihn bey der Textesberichtigung leiteten.

Die kritischen Hülfsmittel sind vorzüglich die schon oben angedeuteten, die Palimpsesten und die in Deutschland aufgefundenen Handschriften, unter denen die Erfurter die erste Stelle einnimmt. Wenn unter diesen (Band I. S. LVII.) eine Werthheimer angeführt wird, so beruht dieß auf einem reinen Irrthum, wie Ref., wenn es nöthig wäre, in Folge an Ort und Stelle eingezogener Erkundigung nachweisen könnte; indessen es wird jedermann leicht einsehen, daß Hr. Kl. mit dieser Benennung den codex Verdensis des Gruterus bezeichnen wollte. Außerdem wird häufig auf die Oxford'sche Handschrift Rücksicht genommen, deren Lesarten in der 1770 daselbst erschienenen Ausgabe bekannt gemacht worden sind. Von den für die Kritik bedeutenden neueren Ausgaben hatte Hr. Kl. bey dem ersten Bande außer den gelehrten Arbeiten Madrig's nur die der Rede pro Cn. Plancio von Wunder und die der Rede pro Archia poeta von Grüneburg zur Hand; denn Benecke's Ausgabe der Rede de imperio Pompeii kam nach der Bemerkung in der Vorrede zum ersten Bande S. LVIII. erst nach Beendigung des Druckes desselben heraus. Bey dem zweyten Bande lag die Ausgabe der Berrinischen Reden von Zumpt und für das vierte Buch der Auflage wie für die Rede pro Rabirio die unten zu besprechende Sammlung Drelli's vor. Uebrigens ist es nicht immer leicht, anzugeben, aus welchen Quellen Hr. Kl. schöpfte, oder wen er mit seinen Angriffen meynt, da er sich nach S. VI. der Vorrede zum ersten Bande zum Grundsatz gemacht hat: Ego autem nomino neminem: quare irasci mihi nemo potest, nisi qui ante de se voluerit confiteri.

Sehen wir uns nach den Grundsätzen der Kritik um, welche sich in den von dem Hrn. Verf. behandelten Stellen angewendet finden, so erscheint als der erste und oberste, genaue Beachtung der kritischen Hülfsmittel; und wer sollte dieses tadeln? Muß nicht, wenn einmal der Wulgata die Glaubwürdigkeit benommen ist, jeder Verdacht gegen dieselbe verfolgt und nach den als die

zuverlässigsten anerkannten Hülfsmitteln möglichst erwogen werden? und ist es nicht verzeihlich, wenn dabei mitunter etwas zu weit gegangen wird? ist es nicht jedenfalls verzeihlicher, als wenn die einmal hergebrachte Lesart behaglicher Gleichgültigkeit behalten oder gar jedem Einfall des Augenblicks die Aufnahme in den Text zu Theil wird? Ref. fühlt sich denen gegenüber, welche Herrn Klotz wegen seines Bestrebens, die Lesarten der Handschriften geltend zu machen, tadeln, zur Erklärung gedrungen, daß er diesen Grundsatz an sich achtet, und daß er bey der Anwendung, die Hr. Kl. von demselben gemacht hat, sich selbst da, wo er ihr nicht bestimmen zu können glaubte, fast immer auf die eine oder die andere Weise belehrt fand. Wenn Hr. Kl. ferner auf die Sagabtheilung und Interpunction sein Augenmerk ganz besonders richtet, so wird ihm jedermann bestimmen, der aus Erfahrung weiß, wie viele Fehler dadurch entstanden sind, daß die früher zusammenhängend geschriebenen Texte von Abschreibern, die ihrer Sache nicht gewachsen waren, falsch abgetheilt wurden. Beyspiele von glücklichen Aenderungen dieser Art finden sich in der Vorrede zum ersten Bande S. XIV. XX. XXXIX. XLVII. LXXVII. zum zweyten Bande S. V. XIII. und XVI.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch = philologischen Classe
am 2ten December 1837.

2. Vortrag des Hrn. M. J. Müller über seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Literatur und Sprache.

(Schluß.)

Wenn in den Zendbüchern wie in den Vedas der freye Erguß eines primitiven religiösen Bewußtseyns dem unbefangenen Forscher sich ausspricht, so enthalten

die Pehlvi- und Parsi-Bücher, wo sie nicht bloß Wiederholungen oder Uebersetzungen des Alten sind, bereits eine dogmatifirende Entwicklung und die Reflexion hat ihren Theil an dem Ausdruck der Glaubensartikel. Es tritt uns hier, aber vielleicht reiner, jener Charakter entgegen, den wir auch an andern Phänomenen jener Zeit geistiger Kämpfe bemerken, in welchen alte Glaubenssäge durch Spekulation den Forderungen mächtig aufgeregter Gemüther sollten angepaßt werden. Auf diese Erscheinungen, nämlich die gnostischen und manichäischen Systeme, hat der Parsismus unzweifelhaften Einfluß ausgeübt, einen Einfluß, der nicht ohne Reciprocität geblieben ist. Diese näher zu untersuchen als bisher geschehen ist, halte ich für eine nothwendige aus meinen Studien fließende Aufgabe, die ich vielleicht zu lösen versuchen werde.

Zum Schluß will ich noch bemerken, daß ich zur nähern Erkenntniß der Epoche, in welche diese zu untersuchenden Sprach- und Reflexionsformen fallen, unedirte orientalische Geschichtschreiber benützt habe wie Masudi (in den „goldenen Wiesen“ den Abschnitt über die Sassaniden); die betreffende Parthie der alten Chronik des Tabari (nach der persischen Uebersetzung), das kurze aber kostbare Werk des Hamzah Isfahani (Kitab tarich alumam), das bereits von Reiske gut gewürdigt worden ist; endlich das für die innere oder Religionsgeschichte wichtige Buch des Schahrestani, in welchem ein großer Abschnitt über die persischen Systeme handelt, nicht allein das orthodoxe, sondern auch die häretischen, die erst da ihr wahres Interesse haben, wenn sie an die authentisch erklärten Grundtexte selbst angereicht werden.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

1. Marcus Tullius Cicero's sämtliche Reden etc.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae etc.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. etc.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. etc.

(Fortsetzung.)

Dagegen können wir nicht bestimmen, wenn Bd. I. S. LXXIX. in der Rede pro rege Deiotaro Kap. 3 u. 4. §. 10 u. 11. geschrieben wird: Is rex, quem senatus hoc nomine saepe honorificentissimis (nicht honestissimis, wie in der Vorrede steht) decretis appellavisset, quique cum illum ordinem ab adolescentia gravissimum sanctissimumque duxisset, isdem rebus est perturbatus, homo longinucus et alienigena, quibus nos in media re publica nati semperque versati, cum audiret, senatus consentientis auctoritate arma sumpta esse; consulibus, praetoribus, tribunis plebis, nobis imperatoribus rem publicam defendendam datam: movebatur animo etc., indem der nach der gewöhnlichen Eintheilung mit cum audiret (was in den früheren Ausgaben ein Kapitel und einen Paragraphen, bey Hr. Klotz nur einen neuen Paragraphen anfängt, indem er das vierte Kapitel vorher mit Neque enim ille etc. beginnen läßt) anfangende Satz mit dem vorhergehenden zusammengefaßt und nach der Erfurter Handschrift cum vor illum eingesetzt wird. Es möchte nämlich fürs Erste mißlich seyn, statt quem appellavisset, quique duxisset zu verbinden: quem appellavisset, quique perturbatus est, und daß andere Plusquamperfectum in einen Zwischensatz mit

cum zu verweisen, denn der Gedanke spricht so wenig, als die äußere Form, dafür; ferner können wir uns nicht damit befriedigen, daß das Haupt-Verbum des Nachsatzes, movebatur, im Imperfectum steht, während das Perfectum, est perturbatus, in den Vorderatz heraufgezogen ist. Viel passender bildet in der Vulgata est perturbatus den Nachsatz, und der Satz mit movebatur dient nur zur weiteren Ausführung, was auch dadurch noch empfohlen wird, daß unten fortgefahren wird: Maxime vero perturbatus est, worauf dann einige Sätze mit Imperfecten folgen. Setzt man die handschriftliche Auctorität entgegen, so läßt sich mit der Vermuthung antworten, daß cum aus eum entstanden seyn könnte, das als Variante von illum daneben in dem Texte eingesetzt worden wäre.

Wenn es sich Hr. Kl. ferner zum Grundsatz macht, keine scheinbare Kleinigkeit außer Acht zu lassen, so wird ihm dieses niemand zur Schuld rechnen, der die Bedeutung dieser sogenannten Kleinigkeiten, wer die Wortstellung kennt, welche Hr. Klotz an mehr als einer Stelle auf das nachdrücklichste hervorhebt, indem er nachweist, daß der Redner nicht anders schreiben konnte, wenn er bey den Zuhörern den Eindruck machen wollte, den er bezweckte, wie er denn überhaupt, auch bey der geringsten Einzelheit den Zweck der Rede nie aus dem Auge verliert, wodurch es ihm manchmal gelingt, die Wahrheit da zu finden, wo eine mehr abgerissene Betrachtung einer Stelle keinen Unterschied zwischen zwey Lesarten erkennen kann; indem er Nebenumstände, die sich aus dem Zusammenhang als nothwendig ergeben, in die Waagschale legt, die dann oft auf eine überraschende Weise den Ausschlag geben.

In Betreff der Orthographie hält sich Hr. Kl., wie schon aus der oben angeführten Stelle

zu ersehen ist, im Allgemeinen an das Alterthümliche; so schreibt er die Endung des Superlativs immer *issimus*, für *u* nach *v* oder *qu* immer *o*, z. B. *novos quom*, wenn er nicht das *qu* in *e* verwandelt, wie eben in *longinus*; doch geht er hierin nicht so weit als Wunder in seiner Ausgabe der Rede pro *Plancio*, der z. B. *est* mit Weglassung seines Vocals an das vorhergehende Wort anschließt, worin ihm auch *Venete* in seiner Ausgabe der Rede *de imperio Pompeji* folgt, der übrigens in seiner hier zu besprechenden Sammlung, wie auch die beyden andern Herausgeber, dem bey dieser Ausgabe vorgesezten Zwecke entsprechend, die gewöhnliche Orthographie beybehalten hat.

Zu wünschen wäre, daß er sich durch das Gefühl seines Uebergewichtes über die früheren, allerdings oft kurzichtigen, Kritiker nicht zu einem Uebermuth hätte verleiten lassen, der sich besonders in seiner Sprache nicht verkennen läßt. Er würde dann manchmal Gelegenheit gefunden haben, einer Sache noch mehr auf den Grund zu gehen, und in Folge dessen sich zu überzeugen, daß es ihm so gut, wie einem Andern, begegnen konnte, auf einen Irrweg zu gerathen. Wir wagen es, auf die Gefahr hin, nicht unter die Unterrichteten gezählt zu werden, dieses an einer Stelle (in *Verr. II. 12. §. 31.*) nachzuweisen, die in den Anmerkungen zum zweyten Bande, S. 748 f., behandelt ist, wo Herr Klopf schreibt: „*Judicia hujus modi: Qui cives Romani erant, si Siculi essent, tum si eorum legibus dari oporteret. Qui Siculi, si cives Romani essent.* Diese Stelle hat man bisher immer sehr falsch aufgefaßt, weil man den falschen *Aeconius* und *Donat* zu *Terentius Phormio Act. 2. Sc. 1. v. 36.*, die beyläufig gesagt, beyde ein Paar sehr verschwiferte Seelen sind und bey manchem traditionellen Guten mancherley Absurdes lehren, allzu willig sein Ohr lieh. Sie wollten beyde zu den Worten: *si Siculi essent*, und *si cives Romani essent*, ergänzend *rei* hinzunehmen. Keiner von Beyden bringt aber ein anderes Beyspiel einer so willkürlichen Auslassung bey. Hätten sie nur auf die grammatische Fügung der *Ciceronischen* Worte geachtet, so würden sie wohl selbst gesehen haben, daß auch hier nichts ergänzt zu werden brauche, was nicht *implicite* schon

in den gegebenen Worten enthalten sey. Man erkläre künftighin also: Die Gerichte (waren) von der Art (d. h. sie waren also zusammengesetzt): Die römische Bürger waren (d. h. welche Gerichte aus römischen Bürgern bestanden), wenn es Sicilier seyn sollten (*si Siculi essent* d. h. wenn statt ihrer Sicilier zu Gerichte sitzen sollten), die Sicilier (hingegen), wenn römische Bürger es seyn sollten: *Qui Siculi, si cives Romani essent*, d. h. welche Gerichte dagegen aus Siciliern bestanden, wenn statt ihrer römische Bürger es (Richter) seyn sollten. Wenn hier zu der ersten Angabe: *Qui cives Romani, si Siculi essent*, noch die Bedingung hinzutritt: *tum si eorum legibus dari oporteret*, so war dieß natürlich, da es ein besonderes Recht der Sicilier war, in gewissen Fällen, auch wenn sie mit römischen Bürgern Rechtshandel hatten, auf Sicilische Richter zu dringen, was *Cicero* hier noch besonders angeben mußte: dann nämlich, wenn man ihren Gesetzen gemäß sie (nämlich Sicilier zu Richtern) hätte geben sollen. Dann hat man auch zu den letzten Worten: *tum si eorum legibus dari oporteret*, nicht *iudicia*, wie der falsche *Aeconius* will, sondern *indices* zu ergänzen. Faßt man so die ganze Stelle auf, so wird Alles klar und auch der Sprache nicht die geringste Gewalt angethan. Denn der Unterrichtete weiß doch gewiß, daß die Worte: *si Siculi essent*, bloß wie sie hier stehen, bedeuten: wenn es Sicilier hätten seyn sollen, wo der an den deutschen Ausdruck Gewöhnte leicht eine Umschreibung erwartet; daß man aber nicht einen Begriff wie *rei*, aus der Luft greifen kann, wie es alte und neue Ausleger an dieser Stelle wirklich gethan haben, ist doch wohl auch nicht unschwer einzusehen.“ Ref. gesteht, daß er nicht zu den Unterrichteten gehört, welche hier in *si Siculi essent* die Bedeutung: „wenn es Sicilier hätten seyn sollen“ finden können, zumal wenn diese Worte für sich erklärt, und nicht mit dem folgenden *tum si* in nähere Verbindung gebracht werden. Ferner möchte wohl auch der Sprache Gewalt angethan werden, wenn auf *iudicia hujusmodi*, die Gerichte waren also zusammengesetzt, bezogen werden soll: *qui cives Romani erant*, welche Gerichte aus römischen Bürgern bestanden. Wenn Herr Klopf — der schon

durch die vielen Parenthesen, die seine Erklärungsweise nöthig machte, hätte darauf aufmerksam gemacht werden können, daß die Sache sich doch nicht so von selbst versteht. — hier nicht mit dem orakelmäßigen Ausspruche über die Erklärung von *si Siculi essent* sich selbst verblendet hätte, so würde er sich weiter umgesehen haben, ob die Stelle nicht anders zu schreiben und zu erklären sey, und er würde vielleicht das Richtige gefunden haben. Unter diesen Umständen läßt sich aber nur so viel mit Gewißheit sagen, daß der von Hrn. K. eingeschlagene Weg unstatthaft ist; übrigens vermuthen wir, um unsere Ansicht zu weiterer Prüfung mitzutheilen, das *si in tum si*, statt dessen nach Hrn. Klotz in der Drellischen Ausgabe *cum Siculos* steht, sey zu streichen, und zu erklären: die Richtersprüche lauteten folgendermaßen: (für diejenigen,) welche römische Bürger waren, wenn sie Sicilier wären, dann müßte ihnen nach den Gesetzen derselben Recht verschafft werden, (für diejenigen) welche Sicilier waren, wenn sie römische Bürger wären, (dann müßte ihnen nach den Gesetzen derselben Recht verschafft werden.) *Stant tum eorum da*, so konnte leicht *si* oder *tum si* darüber geschrieben werden, um anzudeuten, daß es auf das vorhergehende *si* zu beziehen sey, und dieses dann in den Text kommen; eben so konnte auch *Siculos* aus einer Erklärung von *eorum* entstehen, wenn dieses anders eine handschriftliche Gewähr hat.

Auf die höhere Kritik einzugehen fand Hr. Klotz in diesen beyden Bänden nur bey der Rede pro Marcello Gelegenheit, die er gegen J. N. Wolfs Angriffe vertheidigt, wie er denn überhaupt, nach dem zu schließen, was er an andern Orten ausgesprochen hat, sich nicht leicht zur Annahme der Unächtheit einer Schrift bestimmen läßt, indem er die Nachahmung der Schreibart eines Andern, einem genauen Kenner derselben gegenüber, wohl mit Recht für schwieriger erkennt, als man gewöhnlich glaubt.

In Betreff der Erklärung hat diese Ausgabe besondere Vorzüge, zunächst durch die Inhaltsangaben, die sich nicht auf eine bloße Auseinandersetzung der Gedankenreihe, die sich durch die Rede hindurch zieht, beschränken, sondern die gesammten Verhältnisse nachweisen, welche der Rede zu Grunde liegen. Hierbei ist besonders das zu

loben, daß Hr. Klotz stets bemüht ist, den Rechtsfall so hinzustellen, wie er, des rednerischen Gewandes entkleidet, in der Wirklichkeit sich zeigen mochte. Das eine solche Entkleidung zur Darstellung der Wahrheit nöthig ist, zeigt uns Cicero selbst in seinen rhetorischen Schriften wie in seinen Reden, namentlich in der Rede pro Ligario, wo er geradezu ein *honestum mendacium* als ein erlaubtes und löbliches Hülfsmittel zur Vertheidigung eines Andern hinstellt. Daß sie oft schwierig ist, ist leicht einzusehen, da ja Cicero alle Kunst angewandte, es zu verhüllen, wo er von der Wahrheit abwich, und den Richtern die Sache immer nur so erscheinen lassen wollte, wie er im Interesse seines Klienten oder der zu verfechtenden Sache wünschte, daß sie betrachtet würde, sehr oft aber uns keine anderweitigen Hülfsmittel zu Gebote stehen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Hr. Klotz geht hierbei mit großer Besonnenheit zu Werke. Er benützt die geschichtlichen Quellen, so fern sie einigen Aufschluß ertheilen, und beachtet jede Andeutung, die dem Redner mitunter wider seinen Willen entfallen seyn mochte. In den meisten Fällen gelingt es ihm, seine Ansicht so darzulegen, daß sich nichts Erhebliches dagegen einwenden läßt. Daß er bey diesem Streben, die Umhüllung von Seite des Redners zu durchschauen, hier und da etwas zu viel sah, ist erklärlich. Wir führen nur ein Beispiel an, wo wir dieses vermuthen, nämlich die im ersten Bande S. 590 ausgesprochene Ansicht, daß die beyden Titus Roscius wohl an dem Morde des Cex. Roscius von Ameria unschuldig gewesen seyen. Der Inhalt der Rede ist außerdem überall so ausführlich entwickelt, daß dem weniger Geübten dadurch eine Uebersetzung oder wenigstens ein erklärender Commentar für die meisten Fälle entbehrlich gemacht werden kann.

Die Erläuterungen oder Anmerkungen (beyde Ausdrücke braucht Hr. K. selbst) dienen dazu, die Einzelheiten, die sich in den Inhaltsangaben nicht wohl besprechen ließen, weiter ins Licht zu setzen. Für's Erste wird öfter die Betrachtung der einer Rede zu Grunde liegenden Rechtsfrage weitergeführt, wo es nöthig ist; ferner werden die Rechtsformeln und die Bestimmungen des römischen Rechts, welche hier und da vorkommen, entweder

genau erörtert, mit Hilfe der Digesten, die sorgfältig benützt sind, so wie anderer alter und neuer Werke, oder, wo eine solche Erörterung zu weit führen würde oder sie sich in anderen Werken schon vollständig vorfindet, wird auf diese verwiesen, auch wird, wo Gesetze erwähnt werden, die verloren gegangen sind, jederzeit versucht, den Inhalt derselben aus den etwa hier oder an andern Stellen eines römischen Schriftstellers gegebenen Andeutungen zu construiren, so daß diese Rücksichtnahme auf die Rechtsverhältnisse als ein eigenthümlicher Vorzug dieser Ausgabe betrachtet werden kann. Eben so ist aber auch das Geschichtliche und was sich auf die Antiquitäten im weitesten Sinne des Wortes bezieht, möglichst genau berücksichtigt, und in Betreff der Sprache dasjenige beigebracht, was zum Verständniß des Sinnes nöthig ist; nicht selten finden sich lexikalische und synonymische Bemerkungen; ein besonderes Augenmerk wird auf die Feinheiten des römischen Sprachgebrauchs gerichtet, auf Wortspiele und Anspielungen, so wie auf die nicht immer offen liegende Ironie, und was sonst dem mit dem Alterthume weniger Vertrauten leicht entgehen könnte, aufmerksam gemacht; eigentlich rhetorische und ästhetische Bemerkungen finden sich nur selten; doch vgl. m. B. II. S. 637 und 707. Von Allem Beyspiele anzuführen, oder zu erwähnen, was uns vorzüglich zusagte oder auffiel, gestattet der Raum nicht. Es wird genügen, auf dasjenige hingewiesen zu haben, was in diesen Anmerkungen zu finden ist, um zu zeigen, daß uns keine andere Ausgabe ein anschaulicheres Bild von den Verhältnissen gewährt, unter denen die einzelnen Reden gehalten wurden.

Was den Ausdruck des Hrn. Verf. betrifft, so können wir die, wie schon bemerkt wurde, hier und da hervorbrechenden Aeußerungen von Uebermuth nur bedauern; wir glauben aber auch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß sich Hr. Klotz manchmal im Feuer der Entwicklung sonderbare Ausdrücke entschlüpfen läßt, wie Bd. II. S. 316. Belobigung und S. 745. belobigen, S. 774. aufstuzig, S. 814 Schlimmbesserung u. a., und sich auch vor Nachlässigkeiten anderer Art (vgl. Bd. II. S. XIV. Paquagewagen neben dem Ausdruck: Päckereyen) nicht genug gehütet hat. Auch läßt die Correctur

so viel zu wünschen übrig, daß wir ein Druckfehlerverzeichnis von mehreren Seiten geben könnten; doch wollen wir nur einige sinnstörende zum Behufe der Verbesserung anführen. Bd. I. S. 91 Z. 3 von unten steht *legibus et institutis constitutis* statt *legibus et judiciis constitutis*. S. 407. Z. 13. v. u. *Non me* für *Nonne*, S. 558. Z. 4. v. u. einen Antrag für keinen, S. 592. am Ende: die Wahl der Ritter statt der Richter. Bd. II. S. XIV. Z. 20. ist nach *hominum* das Wort *clarissimorum* ausgelassen; S. 660. Z. 1. und 2. steht *Seneca* im sechs und zwanzigsten statt im 115ten Briefe, S. 694. Z. 7. v. u. *coepit* für *coegit*, S. 806. Z. 7. *judiciale judicium* statt *jud. jus*.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß im dritten Bande dieser sonst so trefflich ausgestatteten Ausgabe dergleichen Nachlässigkeiten vermieden und die früheren möglichst verbessert werden; denn dieß fordert doch wenigstens die Rücksicht auf die Käufer eines Werkes von so hohem Preise.

2.

Bei der Ausgabe von Venetie, deren vorliegender Theil auch den Titel führt: *M. Tullii Ciceronis orationes pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, pro Archia poeta*, können wir uns hier um so kürzer fassen, da wir sie an einem andern Orte ausführlicher besprechen werden. Es führt uns dieselbe auf das Gebiet der Schule; doch ist sie nicht zur eigentlichen Schulausgabe bestimmt, zu welchem Zwecke der Commentar zu lang seyn würde, sondern es sollen in dieser Sammlung die Reden Cicero's „in so weit dieselben in dem Kreise des Schulbedarfs liegen“ so bearbeitet werden, daß „dem beengten Schulmanne das vollständige Resultat der bisherigen Forschungen und Leistungen, dem gereiften Schüler bey seinem Privatfleisse eine geistige Anregung zum gründlichen Sprachstudium“ gegeben werde, und dabey hofft der Hr. Herausgeber auch „dem gelehrten Forscher eine nicht ganz verwerfliche Arbeit“ vorzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.



1. Marcus Tullius Cicero's sämtliche Reden etc.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae etc.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. etc.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. etc.

(Fortsetzung.)

Dem angegebenen Zwecke zu Folge galt es, auf das möglichst vollkommene Verständniß dieser Reden hinzuwirken. Die Kritik sollte hier offenbar eine untergeordnete Stelle einnehmen, vorausgesetzt, daß eine Textesrecension vorlag, an welche sich der Herausgeber anschließen konnte. Allein dieses war nicht der Fall; die Klogische Ausgabe erschien zu spät, um noch benützt werden zu können, Hr. B. sah sich also genöthigt, sich seinen Text erst selbst zu bereiten, und so hat diese Ausgabe, ihrem eigentlichen Zwecke nicht ganz entsprechend, eine vorzugsweise Richtung auf die Kritik erhalten, ohne daß man Hrn. B. deßhalb tadeln könnte. Er hat nämlich die Kritik so gut zu handhaben gewußt, daß er, von dieser ausgehend, doch immer auf das Gebiet der Erklärung (namentlich auf die Untersuchung des Ciceronischen Sprachgebrauchs) übergeht, und auf diesem, seinem eigentlichen Zwecke näher liegenden Felde dem von der Kritik vorgesteckten Ziele entgegengeht, so daß man wohl sagen könnte, er habe den in seiner Vorrede gemachten Versprechungen genügt, wenn er nur nicht das vollständige Resultat der früheren Forschungen und Leistungen zu geben versprochen hätte.

Vergleichen wir die Leistungen der Kritik in

dieser Ausgabe mit denen der Klogischen, so zeigt sich das Bedürfniß einer Berichtigung dieser Reden augenscheinlich; denn an sehr vielen Stellen sind die beyden Männer in ihren Ansichten ganz zusammengetroffen, und es möchten nur wenige seyn, an denen Einer von beyden die bisherige Lesart in Schutz genommen hätte, während der Andere, auf seine kritischen Hülfsmittel gestützt, eine Aenderung für nöthig erkannte; doch gehört unter diese die oben besprochene Stelle der Rede pro rege Deiotaro, §. 10 u. 11., wo Hr. B. die bisherige Anordnung, nach unserer Ansicht mit Recht, festgehalten hat; dagegen hat er, besonders in der Rede pro Ligario, an mehreren Stellen Interpolationen zu entdecken geglaubt, wo Hr. Klog nicht daran dachte, die in den meisten Fällen offenbar richtige Vulgata zu verdächtigen.

Während zum Behufe der Kritik vor einer jeden Rede die benützten Handschriften, in sorgfältig und nachlässig verglichene geschieden, verzeichnet werden, geht derselben zum Behufe der Erklärung eine kurze Einleitung voraus, in welcher der zu Grunde liegende Rechtsfall und der Gedankengang der Rede besprochen wird. Am Schluß findet sich ein Register über die in deutscher Sprache abgefaßten, unter dem Texte stehenden Bemerkungen, aus dem sich schon entnehmen läßt, wie Vieles in Bezug auf Grammatik und Sprachgebrauch in dieser zur Sprache kommt.

Die Correctur dürfte auch hier sorgfältiger gehandhabt seyn; denn die in den Noten angeführten Stellen stimmen oft mit dem Texte nicht überein, und auch sonst finden sich nicht wenige Druckfehler.

3.

Die dritte der zu besprechenden Ausgaben enthält die Reden: In Verrem liber IV.; pro A.

Caecina, pro lege Manilia (nur in der Ueberschrift der Rede erscheint neben diesem Titel der nach handschriftlicher Autorität von Klotz und Benecke vorgezogene: de imperio Cn. Pompeii), pro C. Rabirio, in Catilinam (orationes) IV., pro P. Sulla, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, Philipp. I. II. XIV, pro Archia.

Diese Ausgabe, die nach der Vorrede vorzüglich dem Umstande ihre Entstehung verdankt, daß bey den gewöhnlichen Sammlungen die Verrinischen und Philippischen Reden ganz ausgeschlossen sind, ist für Schule und Universität bestimmt, und danach richtet sich auch ihre ganze Anlage.

Hr. Drelli findet es nämlich einerseits bedenklich, wenn eine Schulausgabe ganz ohne Noten ist, wie die Madvig'sche in Kopenhagen 1830 erschienene Sammlung; andrerseits mißbilligt er den Notenschwall, da er verhindere, eine nicht zu geringe Zahl von Reden in einem mäßigen Bande zu vereinigen, und dem Lehrer in der Erklärung oft vorzubreife. Demgemäß ist jeder Rede ein kurzes Monitum vorausgeschickt, in welchem von den kritischen Hilfsmitteln und von dem Verfahren Rechenschaft gegeben wird, welches bey der Constituirung des Textes in Anwendung gebracht worden ist, und außerdem eine ganz kurze Angabe des Inhaltes; unter dem Texte sind außer der durch die vielfältigen Aenderungen nöthig gewordenen Angabe einzelner Lesarten der von Hrn. Drelli benützten Handschriften, ferner bey den Verrinen die der Ausgabe von Zumpt und bey den übrigen die der frühern Ausgaben von Drelli oder der von Ernesti, nur ganz kurze Noten beigegeben, die, bey einigen Reden mit der Angabe der Lesarten verschmolzen, bey den meisten aber, und zwar bey den Reden pro lege Manilia, in Catilinam, p. Sulla, p. Ligario und p. Deiotaro als Annotationes historicae von den Varias lectiones getrennt, theils nur in erläuternden Stellen anderer Schriftsteller, theils in Bemerkungen früherer Ausleger, theils in neuen Bemerkungen bestehen, so daß die bedeutenderen Schwierigkeiten in Bezug auf die Geschichte nur auf die Erklärung des Sinnes in bündigster Kürze die nöthige Erörterung finden; weßhalb diese Ausgabe in mehr als einer Hinsicht als ein Muster für

Schulausgaben, die auf das reifere Alter berechnet sind, gelten kann.

Gehen wir auf das in dieser Ausgabe Geleistete weiter ein, so begegnen wir zuerst einer Frage der höhern Kritik. Hr. Drelli nimmt nämlich nach Wolf, Claudius und Ahrens an, daß die drey letzten Catilinarischen Reden, die er nur in philologischen Seminarien gelesen wissen will, unächt seyen. Um dieses geltend machen zu können, sieht er sich genöthigt, weil er doch nicht annehmen konnte und wollte, daß wirklich vier Catilinarische Reden des Cicero vorhanden gewesen, und die drey letzten gegen die nach seiner Meinung verfälschten vertauscht worden wären, zugleich die Stelle des Briefes ad Atticum II. 1. für unächt zu erklären, in welcher Cicero unter den Reden, die er als Consulares den Philippischen des Demosthenes gegenüberstellt, die vier Reden des Catilina mit den Worten: 1) septima, qua Catilinam emisi; 2) octava, quam habui postridie quam Catilina profugit; 3) nona in contione, quo die Allobroges involgarunt; 4) decima in senatu Nonis Decembribus, anführt. Hr. Dr. geht sogar so weit, daß er als den Verf. der drey unächtten Reden den M. Tullius Tiro annimmt, der als Freygelassener und Schreiber (?) des Cicero auch jene Stelle leicht habe einschreiben können.

Die Ansicht des Hrn. Dr. hat in neuerer Zeit außer Ahrens unsers Wissens allein Paldamus (Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1837. Nr. 65. 66.) verfochten; doch hält er den Einfall, den Tiro zum Urheber der Einschwärzung zu machen, für zu kühn. Für die Richtigkeit der Reden erklärte sich dagegen der Rec. der Drellischen Ausgabe in der Hallischen Literaturzeitung 1837. Ergänz. Bl. Nr. 35., ferner Schüzler in seinen beyden Programmen: Quaestionum Ciceronianarum particulae I. u. II. Narau 1836 und Heilbronn 1837, der Rec. derselben in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1838. Nr. 8 u. 9., und der Verf. der Anzeige in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Bd. XVII. S. 441. (wahrscheinlich Hr. Klotz), so wie Eichstädt in dem Programme: Quaestionum philologicarum specimen III. de orationibus Catilinaris, Jena 1837.,

und wie wir unten sehen werden, auch Hr. Süpffe; und Ref. muß bekennen, daß er sich zur Zeit auch noch nicht von der Unächtheit dieser Reden überzeugen halten kann. Die einzelnen Gründe durchzugehen ist hier nicht der Ort; doch sey es verstattet, in Betreff der Fälschung der Stelle des Briefes ad Attic. II. 1. einige Bedenken zu äußern.

Hätte es wohl Tiro wagen dürfen, auf diese Weise einem Briefe des Cicero, den manche von den noch Lebenden schon gelesen haben konnten, eine solche Stelle unterzuschieben, die eben wegen der Beziehung auf seine Reden jedem Leser auffallen mußte; und hätte er es sich wohl einfallen lassen können, wenn er nach dem Tode des Cicero eine solche Fälschung hätte vornehmen wollen, den Philippischen Reden des Demosthenes die Consularischen des Cicero gegenüber zu stellen, nachdem Cicero schon viel passender seine Reden gegen Antonius jenen gegenüberstellt und sogar nach denselben benannt hatte? Wogegen es von Cicero nicht unwahrscheinlich klingt, daß er früher eine solche Vergleichung mit Demosthenes bey den Reden versuchte, die er während seines Consulats über Staatsangelegenheiten hielt und schrieb, später aber, sey es daß diese Vergleichung bey seinen Zeitgenossen keinen Anklang fand, oder daß er sie selbst als erzwungen anerkannte, jene weit prägnantere an die Stelle setzte.

Untersuchen wir, was die Kritik dieser Reden durch die Ausgabe gewonnen hat, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß sie bedeutend dadurch gefördert worden ist, wenn gleich Hr. Klog (wie Hr. Drelli in seiner Vorrede selbst zugiebt, wo er die abweichenden Lesarten der Klogischen Ausgabe, welche erschien, als die seinige bis zur letzten Rede gedruckt war, angeführt und die von ihm gebilligten mit Sternchen bezeichnet hat) und zum Theil auch Hr. Benecke inzwischen den Text dieser Reden wohl seiner ursprünglichen Gestalt nach näher gebracht haben.

Einen eigenthümlichen Vorzug hat die Ausgabe des Hrn. Dr. durch die Benützung mehrerer neuen Handschriften, von denen zu wünschen wäre, daß von jeder angegeben wäre, wie sie sich zu den bekannten Handschriften verhielte, wie es bey der Rede pro Sulla mit den Lesarten des

Cod. Parcensis geschehen ist; wo es Hrn. Drelli gelang, die Ehre des Hrn. Stephanus zu retten, den er in seiner Gesamtausgabe, wie Niebuhr zu der Rede pro Fonteio in Verdacht gehabt hatte, daß er Lesarten erdichtet habe. Denn, da die Lesarten sich nur da angegeben finden, wo eine Aenderung vorgenommen worden ist, so bleibt es in unzähligen Fällen zweifelhaft, welche Lesarten die von H. D. zuerst benützten Handschriften haben. Hier und da sind auch Conjecturen des Herausgebers theils in den Text aufgenommen, theils in der Note angeführt, von denen wir zwey als verfehlt bezeichnen müssen, nämlich von der erstern Art, pro Arch. II. §. 28. adjuvi, was von der handschriftlichen Lesart adoravi, adhortavi u. s. w. gar zu fern liegt, so daß das Klogische adornavi wohl den Vorzug verdient; und von der zweyten Art, Phil. XIV. 6. §. 15. viridibus für viribus, wo dieses offenbar einen bessern Sinn gibt.

In Betreff der Erklärung scheint Hr. Dr. weniger darauf ausgegangen zu seyn, Neues zu geben; doch wie immer mit der Verbesserung des Textes auch diese gewinnt, so ist auch in dieser Beziehung hier Manches geschehen. Daß hier und da etwas Unrichtiges dabey vorkommt, wird Niemanden Wunder nehmen. So wird, um nur Eines anzugeben, Phil. XIV. 7. §. 18. die Frage: Sed si principatus ageretur, quem nunquam expetivi, quid tandem mihi esset optatius? erklärt. „quam ut re vera de principatu ageretur“, während, wie zu dem vorhergehenden nollem, hier zu ergänzen ist: quam ut tu pessime sentias aut ad te improbos invites, woran sich denn gan; gut das Folgende anschließt: Ego enim malis sententiis vinci non possum, bonis fortasse possum.

Am Schlusse sind der Ausgabe drey Excurse beigegeben. Der erste zu den Catilinarischen Reden giebt die Stellen an, welche bey der Untersuchung über des Crassus und Cäsar Theilnahme an der Catilinarischen Verschwörung zu berücksichtigen sind; der zweyte, zur zweyten Philippischen Rede (33. §. 82.), ist dazu bestimmt, zu erweisen, daß bey den Centurialcomitien die Namen der Tribus nur in so ferne vorkommen, als die aus denselben den einzelnen Klassen zugetheilten Centurien mit denz

selben bezeichnet werden, keineswegs aber auf die Tribus an sich bey diesen Versammlungen Rücksicht genommen wurde; der dritte zur Rede pro Archia vertheidigt c. 4. §. 7. die Schreibart Silvanus als Beyname der Plantischen Familie und weist Niebuhrs Vermuthung zurück, daß der nach der andern Lesart hier genannte Silanus a. U. 570. nach Cinna's Tode zum Consul gewählt worden wäre; endlich wird in demselben noch die Bemerkung des Hrn. Klotz zu den Worten de civitate ac lege (4. §. 8.) wiederholt, noch welcher unter civitas das Herakliensische Bürgerrecht zu verstehen ist. Der Vorrede sind die von Usteri ausgezogenen Lesarten von zwey Handschriften der Rede pro Balbo beygegeben.

Was die Correctheit betrifft, so finden sich in der Angabe der Verbesserungen am Schlusse der Ausgabe einige Unrichtigkeiten. So sollte es gleich in der zweyten Berichtigung p. 25 sqq. und inde a 45 — 58 heißen, weiter unten p. 74 statt p. 72 und p. 317, 17 apud parentem statt p. 317, 10. Apud parentem, denn an dieser Stelle hat auch Hr. Kl. Ad parentem. Außerdem steht S. 11 §. 18. isius für istius; S. 21. gehört ab Lysone u. s. w. unter die Noten zum folgenden Paragraph. S. 153 in den Noten steht *προσετατάχαιο*, S. 384. §. 45. *domu*, was wir hier um so mehr einzeln anführen zu müssen glauben, als die allgemeine Angabe, daß sich außer den unter den Berichtigungen angegebenen Druckfehlern noch manche andere fänden, der Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern (1856 9. S. 912.) gegenüber, wo nur S. 435 in der Note Ludatius und S. 446 die Verwirrung in der Ordnung der Noten angeführt wird, leicht als Uebertreibung hätte erscheinen können. Im Uebrigen ist die Ausgabe auf das Beste ausgestattet.

4.

Die Sammlung von Hrn. Süpffe umfaßt die Reden: Pro Sex. Roscio Amerino; in C. Verrem actio I., actionis II. liber IV. V., de imperio Cn. Pompeii, in L. Catilinam (orationes) IV, pro Archia, pro T. Annio Milone, pro M. Marcello, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, in M. Antonium Philippica I. IV. XIV.

Wenn wir uns oben mit Hrn. Drelli's Ansicht in Betreff der Einrichtung von Schulausgaben einverstanden erklärt haben, so könnte es scheinen, als läge darin eine Mißbilligung dieser Ausgabe, weil sie der erklärenden Anmerkungen gänzlich entbehrt; allein sie läßt, wenn auch dem Texte keine Noten beygegeben sind, den Schüler doch nicht rathlos, sondern es findet sich das Historische in den sehr zweckmäßig abgefaßten Einleitungen gehörig berücksichtigt, und bey schwierigen Stellen weisen die kurzen Anmerkungen am Schlusse des Buches, um dem Schüler fruchtloses Hinundhersuchen zu ersparen, nach, wo etwa eine ungeheilte Verderbniß eine genügende Erklärung unmöglich macht, und außerdem zeigen sie in vielen Fällen, wie die von Hrn. Süpffe gewählte Lesart zu erklären sey. Wir sind daher weit entfernt, die Einrichtung dieser Ausgabe tadelnswerth zu finden; vielmehr können wir sie als das Werk eines Mannes von vorzüglichem pädagogischem Takte, den er durch die in der Vorrede ausgesprochenen Grundsätze von neuem bewährt, ebenfalls sehr empfehlen, zumal da sie sich auch durch den mäßigen Preis (1 Thlr.) zu einer Schulausgabe vorzüglich eignet.

Die Gründe, mit denen Hr. Süpffe die Herausgabe dieser neuen Sammlung rechtfertigt, sind folgende. Fürs Erste vermist auch er in den bisherigen Sammlungen Ciceronischer Reden für Schulen die Verrinischen und Philippischen, so wie auch die für den Marcellus. Allein er spricht sich dabey gegen die Aufnahme der zweyten Philippischen Rede aus, indem er unter andern darauf aufmerksam macht, daß sie ihrem ganzen Inhalte und namentlich der Tendenz nach des Aufreizenden zu viel, und des Beredelnden zu wenig für die Jugend enthalte, was wir nur billigen können, wegegen die Gründe, die er für die Weglassung der Rede pro L. Murena anführt, uns nicht als zur Ausschließung nöthigend erscheinen. Denn, wenn diese Rede, weil sie einen zu speciellen Fall aus dem öffentlichen Leben Rom's behandelt und, wenn auch nicht lückenhaft, doch von dem Redner absichtlich nicht ganz ausgeführt sey, ausgeschlossen wird, so verdiente doch wohl auch die anerkannt lückenhafte Rede pro Sex. Roscio Amerino die Aufnahme nicht.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. May.

Nro. 102.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

A History of British Quadrupeds, including the Cetacea. By Thomas Bell. London. 1837. XVIII. und 526 S. in 8. mit fast 200 eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 L. 8 s.

Es kann nicht bestritten werden, daß gegenwärtig in keinem Lande der Welt die Zoologie mit einem größeren Eifer betrieben wird als in England. Zeugniß hiervon geben nicht bloß die vielen und reichhaltigen Sammlungen, unter ihnen vor allen der ungeheuren Thierpark der Zoological Society of London, der die alleberühmte Menagerie des pariser Jardin des plantes bereits weit überflügelt hat, sondern auch die vielen und gediegenen Arbeiten im Gebiete der Zoologie. Mit besonderer Vorliebe wenden sich die Engländer neuerdings der Erforschung ihrer einheimischen Thierwelt zu, seitdem Pennant's im Jahre 1763 erschienene British Zoology hiezu den Grund legte. Namentlich haben die Wirbelthiere, auf die wir uns in dieser Anzeige allein beschränken wollen, geschickte Bearbeiter gefunden. Ohne hier der begränzteren Lokalarbeiten, wie z. B. von White, Selby u. A. oder selbst Fleming's History of British animals, welche auch noch Mollusken und Strahlenthiere behandelt, weiter gedenken zu wollen, beschränkt sich schon Jenyns Manual of British Vertebrate Animals (1835), wie bereits der Titel besagt, lediglich auf die Wirbelthiere und ist sehr gut abgefaßt. Aber auch die einzelnen Klassen derselben haben ihre besondern Bearbeiter neuerdings aufzuweisen. Bell hat die Säugethiere übernommen, und seit ihrer Beendigung sind bereits die ersten Lieferungen von seiner History of British Reptiles erschienen. Yarrell hat die Fische vollendet,

und ist nun an der Publikation der brittischen Vögel. *) Hier soll einstweilen bloß von Bell's Naturgeschichte der Säugethiere die Rede seyn; auf die übrigen, welche eine ähnliche Einrichtung haben, hoffen wir späterhin zurückkommen zu können.

Englische Werke nimmt man immer gerne zu Hand, weil ihre Ausstattung von einer Eleganz ist, welche gleich das Auge besticht. Schon der Umstand, daß sie in einem soliden und geschmackvollen Einbände von der Buchhandlung ausgegeben, also von dem Leser unmittelbar nach dem Empfange benützt werden können, ist, zumal für den ungeduldigen Autor, eine gar erwünschte Sache. Schlägt man nun solch ein schön gebundenes Buch, wie vorliegendes auf, so spricht Einen gleich das schönste weiße Papier an, das dabey so dicht und fest ist, daß man schon etwas derb damit umgehen darf, bevor es einen Riß giebt. Auf diesem weißen Papier nimmt sich denn auch der Druck mit seinen scharfen, wohl aus einander gehaltenen Lettern auf's vortheilhafteste aus, und ist dabey von einer Deutlichkeit, daß selbst schwache Augen die kleinste Notenschrift bey Kerzenlicht ohne Anstrengung lesen können. Die Lektüre der modernen englischen Bücher kann man als einen wahren Augentrost empfehlen, zumal wenn man etwa vorher in einem der früheren Reimerschen Verlagswerke, oder in Meckels vergleichender Anatomie auf dem schönen grauen Kalenderpapier gelesen hat. Kommen nun noch

*) Die brittischen Vögel sind überhaupt in neuester Zeit ein Gegenstand häufiger Publikationen, als: Selby's Illustrations of British Ornithology; Muir's, the feathered tribes of the British Islands; Meyer's Illustrations of British Birds, Eyton's History of the rarer British Birds. Alle diese Werke sind uns durch Gould's Birds of Europe entbehrlich geworden.

solche niedliche Holzschnitte, wie im vorliegenden Buche hinzu, die hinsichtlich der zarten und doch sehr bestimmten Behandlung ihres Gleichen suchen; ist endlich selbst der Preis so billig gestellt, als in diesem Falle, so ist man schon im Voraus günstig für den Inhalt gestimmt.

Dieser entspricht denn auch in der That der guten Meinung, welche man von ihm bereits durch seine äußere Form gewonnen hat. Wir haben hier nicht etwa eine von den vielen leichtfertigen Compilationen vor uns, welche jetzt fabrikmäßig gefertigt werden, sondern das Ergebnis eines ernstlichen Studiums, einer auf eigene und bewährte fremde Untersuchungen gegründeten Naturgeschichte der britischen Säugethiere. Zu wünschen wäre es freylich gewesen, daß der Verf. die Rassen der einheimischen Hausthiere eben so vollständig als Gullay aufgeführt hätte, während von denselben nur der Hund und das Pferd, nach acht nationeller Vorliebe, größerer Aufmerksamkeit gewürdigt worden sind. Eben so würde es ihm gut zu Statten gekommen seyn, wenn er die in Bezug auf die einheimischen Säugethiere sehr gehaltvolle deutsche Litteratur besser benützt hätte. Namentlich würde alsdann der Artikel über das Reh, welches in England ein sehr seltenes Thier und daher dort nicht gehörig beobachtet ist, weit reichhaltiger ausgefallen seyn, selbst wenn nur die umfassende Beschreibung Schreber's berücksichtigt worden wäre. Ein deutscher Leser wird sich wenigstens wundern, wenn er z. B. von dem Verf. hört, daß das Rehfleisch nicht geachtet sey.

Nachstehende Arten sind es, welche von dem Verf. als in Britannien einheimisch aufgeführt werden:

1) Fledermäuse 15: *Vespertilio* *Noctula*, *Leisleri*, *discolor*, *pipistrellus*, *pygmaeus*, *serotinus*, *murinus*, *Bechsteinii*, *Nattereri*, *emarginatus* Geoffr., *Daubentonii* (*emarginatus* Jenyns) und *mystacinus*.

Plecotus auritus und *brevimanus*.

Barbastellus Daubentonii (*Vesp. barbastellus* Gm.).

Rhinolophus Ferrum equinum und *hipposideros*.

2) Insektenfresser 5: *Erinaceus europaeus*.

Talpa vulgaris; weder in Irland, noch im nördlichen Schottland, noch auf den Orkneys- und Shetlands-Inseln.

Sorex araneus, *fodiens*, *remifer*. Nachträglich wird jedoch bemerkt, (S. XVIII.) daß, nach Vergleichung mit Duvernoy's Beschreibung, *Jenyns* und *Bell* jetzt der Meinung seyen, daß der *Sorex araneus* der englischen Autoren nicht der Linneische, sondern identisch mit dem *S. tetragonurus* der Continental-Schriftsteller sey. Hoffentlich wird uns bald *Rathusius* die europäischen Arten der Spitz-, Fleder- und eigentlichen Mäuse klar aus einander segen.

3) Fleischfresser 12: *Meles Taxus*.

Lutra vulgaris. Den irischen Fischotter, welchen *Gilby* neuerdings als eigene Art aufgestellt hat, erklärt der Verf., wenigstens nach dem von jenem Autor eingesandten Exemplare, für eine dunklere und stärkere Abänderung der gewöhnlichen Species.

Mustela vulgaris, *erminea*, *Putorius* und *Furo*.

Martes Foina und *abietum* (*Must. Martes* Linn.).

Felis Catus und *Catus domesticus*.

Canis familiaris und *Vulpes vulgaris*.

4) Sechunde 5: *Phoca vitulina*, *groenlandica* und *barbata*.

Halichaeerus Gryphus (*Phoca Gryphus* Fabr.).

Trichecus Rosmarus, besucht nur höchst selten die nördlichen Küsten, wie denn aus neuerer Zeit bloß zwey Fälle bekannt sind.

5) Nager 15: *Sciurus vulgaris*.

Myoxus avellanarius.

Mus messorius *Shaw.*, *sylvaticus*, *musculus*, *rattus* und *decumanus*. *)

*) *Bell* ist der Meinung, daß die Wanderratte aus einer südlichen oder südöstlichen Gegend eingebracht sey. *Pennant* leitet sie von Ostindien ab. Ihre Einführung geht nicht weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück; hier und da wird sie auch mit Unrecht Norway Rat genannt.

Arvicola amphibia, *agrestis* Flem. und *pratensis* Baill. (*A. riparia* Yarrell, *A. rufescens* Longch.).

Lepus timidus, *hibernicus* Yarrell, *variabilis* und *Cuniculus*. Der in Irland allein vorkommende *L. hibernicus* soll sich von dem gemeinen Hasen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß der Pelz oben einförmig rothbraun und die Ohren kürzer als der Kopf sind.

Cavia aperea (C. Cobaya).

6) Dickhäuter 1: *Sus Scrofa*.

7) Einhufer 2: *Equus Caballus* und *Asinus*, nebst dem Maulthiere.

8) Wiederkäuer 6: *Cervus Elaphus*, *Dama* und *Capreolus*.

Bos Taurus.

Capra Hircus.

Ovis Aries.

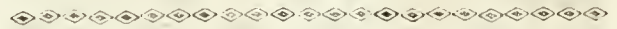
9) Walle 15. Da diese noch weniger als die Seehunde stationär sind, so genügt hier die Zahlangabe der Arten, nämlich *Delphinus* (mit den Untergattungen) 8, *Monodon* 1, *Physeter* 2, *Balaena* 2. Noch sind zwei Fälle von gestrandeten pflanzenfressenden Wallen bekannt. Da sie aber bereits todt und faul waren, so konnten sie von sehr entfernten Gegenden herbeigetrieben seyn; der eine von diesen Kadavern wurde von Stewart als *Manatus borealis* erkannt.

Im Gauzen zählt demnach die britische Säugethier-Ganna 74 Arten. Rechnen wir jedoch hiervon die Meeresbewohner in 18 Arten, so wie 10 im bloßen Hausstande vorkommende Arten hinweg, so bleiben als stationär im wilden Zustande befindliche Landsäugethiere 46 Species übrig. Früher vor-

handen, aber nun ausgerottet, sind der Bär, Wolf, Biber und das Wildschwein.

Der vortrefflichen Holzschnitte ist bereits gedacht worden. Am Anfange jeder Beschreibung ist die Abbildung der Species eingedruckt, am Ende zuweilen die Figur des Schädels, gewöhnlicher aber eine der Bignetten, wie sie seit Bewick üblich und öfters sehr humoristischer Art sind.

A. Wagner.



1. Marcus Tullius Cicero's sämtliche Reden etc.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae etc.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. etc.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. etc.

(Schluß.)

Ein zweyter Grund ist ihm der mangelhafte Zustand des Textes in den frühern Schulausgaben, der viele Stellen schwierig erscheinen läßt, die sich nach den neuen Verbesserungen ganz leicht lesen lassen, und dieses ist wohl der Hauptgrund, den niemand, wer nur einigermaßen mit dem Stande der Sache bekannt ist, verwerflich finden wird; vielmehr läßt sich aus dem Verfahren des Hrn. Orelli ersehen, daß ihn außer dem von ihm angeführten Grunde auch ein gleiches Urtheil über die früheren Schulausgaben zur Herausgabe seiner Sammlung bestimmte.

Drittens beabsichtigte H. S. Einleitungen zu geben, wie sie sich in den bisherigen Schulausgaben nicht fanden, die nämlich den Schüler ganz auf den Standpunct versetzen sollen, auf dem der Redner stand, durch genaue Angabe der Zeitverhältnisse und Charakterisirung der Hauptpersonen, durch Entwicklung des Zweckes und Erfolges der Rede, woran sich dann ein kurzes Urtheil über die Rede und ein Nachweis ihrer Schicksale anzuknüpfen pflegt, so daß diese Einleitungen ihrer Ten-

Schon hieraus geht hervor, daß des radikalen Herrn Watertons neuliche Ausgabe (London's magaz. IX. p. 1.), als ob in England die Sage ginge, daß die Wanderratte auf demselben Schiffe, welches die neue Dynastie nach der britischen Insel brachte, eingeschleppt worden sey, nicht begründet, historisch sogar unrichtig und wahrscheinlich von ihm selbst erfunden ist, um auf die roheste Weise politischen Schimpfereien sich hingeben zu können.

denz nach den klogischen Inhaltsangaben nahe stehen, ohne daß jedoch der Gedankengang der Rede Schritt für Schritt verfolgt wird, indem er eine solche Entwicklung des Zusammenhangs eigenen Arbeiten der Schüler vorbehält.

Vergleichen wir nun die Einrichtung dieser Ausgabe mit der der Drellischen, die unter den hier zu besprechenden allein einen gleichen Zweck mit ihr hat, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die ausführlichen Einleitungen eine weit bessere Einsicht in die Verhältnisse gewähren, unter denen eine jede Rede gehalten wurde, als die kurzen Inhaltsangaben sammt den unter dem Texte zerstreuten Noten bey Hr. Drelli, während in seiner Ausgabe das Verständniß der einzelnen Stellen in vielen Fällen durch Befestigung der historischen Erklärungen leichter erreicht wird, als vermittelt jener Einleitungen, wo das für die einzelne Stelle Brauchbare erst aus dem Zusammenhange aufgesucht werden muß; so daß bey einem Schüler, dem man einen ernstern, nicht so leicht ermüdenden Fleiß zutrauen kann, die Ausgabe von Hrn. S. wohl den Vorzug verdienen möchte, während denjenigen, den kein so reger Eifer befeelt, die Drellische Ausgabe sicherer fördern wird.

Was die höhere Kritik betrifft, so haben wir in Rücksicht auf die drey letzten Catilinarischen Reden schon oben angedeutet, daß Herr Süpße sich der conservativen Partey anschließt. Er giebt Hrn. Drelli zu, daß den ersten gegen Catilina gehaltenen Reden die drey folgenden so weit nachstehen, daß diese auf Schulen besser gar nicht gelesen würden; doch glaubte er sie, weil sie immer noch in manchen Schulen gelesen, und wegen ihrer früher erlangten Celebrität oft in Lexicon und Grammatik angeführt wurden, mit aufnehmen zu müssen, doch ohne Anmerkungen dazu zu geben, weil diese meist polemischer Natur, und so noch für die Schule nicht geeignet gewesen seyn würden. Den Grund des geringeren Werthes dieser Reden findet er aber darin, daß sie Cicero weniger überarbeitet habe, weil er sie der ersten, allein entscheidenden, gegenüber, für minder bedeutend gehalten, oder sie aus politischen Rücksichten nicht habe veröffentlichen wollen. Doch, wie läßt sich die letztere Vermuthung mit der schon besprochenen Stelle aus den Briefen von Atticus

vereinigen, wo er sie ausdrücklich dem *ὄμμα* orationum Consularium einverleibte, das wohl nicht nur für seine nächsten Freunde, oder, wie man aus jener Stelle könnte erweisen wollen, nur für das Studium junger Leute berechnet war, da er ziemlich pomphaft darüber sich ausdrückt: *sunt enim mihi commodum curare, ut meae quoque essent orationes, quae Consulares nominarentur?* Gegen die erstere Vermuthung läßt sich aber in jener Stelle wohl nichts auffinden, da er ja auch die quasi *ἀποστασινία* legis agrariae mit einrechnet. Ueber die Rede für Marcellus spricht sich Hr. S. dahin aus, daß sie wohl Cicero nachher noch ausgearbeitet, aber absichtlich die Eigenthümlichkeit des unvorbereiteten Vortrages darin nicht verwischt habe.

Sollen die Leistungen für die Texteskritik in Erwägung gezogen werden, so ist in Anschlag zu bringen, daß es bey dem Zwecke der Ausgabe nicht darauf ankam, den Text neu zu constituiren, sondern nur die Leistungen der neueren Kritik zum Eigenthume der Schule zu machen. Hr. S. hat sich dem gemäß mit Recht meistens an andere angeschlossen, am häufigsten an Herrn Klog, auch an der oben besprochenen Stelle der Rede pro Deiotaro; doch hier und da auch an Hrn. Drelli, und zwar auch an der Stelle der Rede pro Archia, wo wir die auch von Moser gebilligte Conjectur *adjuvi* als eine verunglückte bezeichnen zu müssen glaubten.

Die Einleitungen und Bemerkungen, an denen wir nur einige Einzelheiten auszufügen haben, bey denen wir hier nicht verweilen wollen, entsprechen im Allgemeinen durchaus den vorgesezten Zwecken. Die ersteren sind trotz ihrer Ausführlichkeit leicht überschaulich; die letzteren geben kurz und bündig die Entscheidungsgründe für die Aenderungen an, ohne sich auf die Anführung von Varianten einzulassen, die für den Schüler zwecklos seyn würde.

Die Correctheit der Ausgabe, auf die der Herausgeber bey einem Schulbuche mit Recht selbst ein großes Gewicht legt, ist, wie die gesammte Ausstattung derselben, sehr zu loben.

L. v. J.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.



Traité de Météorologie, ou Physique du Globe
par J. G. Garnier, ancien sous - chef du
Cadastre en France etc. Bruxelles 1837
8. (480 S.)

Das vorliegende Werk hat Ref. mit Begierde eröffnet, und nach so manchen Vorarbeiten sehr Gediegenes und Vollständiges erwartet, besonders, weil H. B. in der Dedication an S. M. den König der Belgier sagt, daß er die Forschungen Schüblers und anderer deutschen Physiker mit Nutzen berathen habe. Allein schon S. VIII. der Vorrede überzeugte ihn, daß Hr. B. die neue meteorologische Literatur Deutschlands unbekannt geblieben ist, indem er nicht nur die an Untersuchungen dieser Art reichen deutschen Zeitschriften, sondern auch selbst die Namen eines Lampadius, Kämpf, Dove u. a. gänzlich übergeht.

Der Hr. B. stellt übrigens Meteorologie der Physique du Globe gleich, um sich desto sicherer über Vulkane, Erdbeben und andere terrestrische Erscheinungen ausdehnen zu können, und vergißt, daß er das Ganze = einem Theile setzt.

Der Inhalt dieses Werkes ist folgender:

Das I. Kapitel behandelt ohne weitere Einleitung die bekannten Erfahrungen über mittlere Wärme und die Isothermen (1—6), die unveränderliche Schichte unter der Oberfläche, die Zunahme der Wärme im Innern (7—11), die Abnahme in der Atmosphäre (12—13) die Grenze des ewigen Schnees (13—15), die Temperatur der Quellen und des Meeres, deren Verschiedenheit vorzüglich von ihrer Wärmestrahlung abhängt (18—20).

In Rücksicht der Erdwärme zur Wärme des Himmelsraumes geht aus Fourier's Untersuchungen

hervor, daß die von der Sonne kommende Wärme derjenigen gleich ist, welche eine Eisschichte, deren Grundfläche die Oberfläche der Erde, und Dicke von 14 Métres ist, schmelzen könnte. Die Erdwärme von unten bis zu der unveränderlichen Schichte scheint der Erde selbst eigen zu seyn, obschon sie Poisson der Wärme-Ungleichheit der Räume zuschreibt, welche die Erde mit der Sonne und dem ganzen Planeten-Systeme durchläuft, (22—28). Der Mensch erträgt am Senegal die Siedhize des Weingeistes, und im Norden von Asien die Gefrierkälte des Quecksilbers, und einige Minuten hindurch eine Hize von 115—127° C.

Das II. Kapitel behandelt den Druck der Luft, und daher die Variationen des Barometers, welche nach Bouvard's Zusammenstellung aus zehnjährigen Beobachtungen von Morgens 9 Uhr bis 3 Uhr Nachmittags 0,756, von Mittag bis 9 Uhr Abends 0,373 Millimètres beträgt, und beynähe nach dem Quadrate des Breitenosinus abnimmt, so, daß sie (nach Parry) bey 74° N. B. = 0 ist, während sie (nach Duperrey) bey 5° = 3,40 Millimètres ist. Diese Perioden scheinen in Verbindung mit der Temperatur zu stehen, und die Hauptursache derselben soll (nach Ramond) die Wärme der Sonne seyn, die Veränderung derselben aber (nach Bouvard) von der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde abhängen. (54—64).

Im III. Kap. liefert Hr. B. ein Verzeichniß der höchsten Berge der Erde, die Höhen einiger noch bewohnter Orte und einiger hoher Gebäude, was allerdings einer Physique du Globe, aber keineswegs einem Traité de Météorologie angehören mag. Damit entschuldigt H. B. auch die Einschaltung von den Vulkanen, deren es bald 160, bald 195, bald 518 geben soll. H. B. beschreibt die neuesten Ausbrüche, und auch die drey neuesten

zwar nicht uninteressanten aber wahrlich hier nur eingeschwärzten Vesteigungen des Menblanc, des Popocatepetl und des Aetna. (64 — 79). Ohne Kritik werden die Meinungen über die Vulkane, welche sie entweder, wie Amad. Burat, einer dem Wesen (Constitution) der Erde inhärenten Expansivkraft, oder wie Davy und Gay-Lussac, der Berührung verbrennlicher Substanzen mit Wasser zuschreiben, aufgeführt. (80 — 86).

Daran reihet H. B. Erzählungen von Erdbeben, deren er einige beschreibt, von unterirdischen Vulkanen, von unterirdischem Getöse, von der Memnonssäule u. dgl. Lanter Ereignisse, die, wie gesagt, einem *Traité de Météorologie* fremd sind.

Dasselbe gilt von dem ganzen IV. Kap., in welchem von dem Meere, seiner Phosphoresenz, Salzigkeit, Tiefe, Temperatur, dem Mascaret u. s. w. (187 — 197) gehandelt wird.

Das V. Kap. handelt auf althergebrachte Weise von den Winden, ihrer Eintheilung, Frequenz und Geschwindigkeit derselben, von dem kaum merkbaren, welcher in einer Sekunde 0^m,5 macht, bis zum Drakan, der 15 M. durchläuft (201 — 208). Auf das Niveau des Meeres haben sie zwar keinen Einfluß, aber wohl auf das Barometer, indem nach Durckhardts und Bonvard's aus mehrjährigen Beobachtungen abgeleiteten Berechnungen S. S. W. W. erniedrigend, N. W. N. N. O. S. O. erhebend einwirken, womit aber an andern Orten gemachte Beobachtungen nicht stimmen. (209 — 214).

Im VI. Kap. beschäftigt sich H. B. mit der atmosphärischen Electricität, und sagt, er wolle das Historische davon anführen. Aber wie farg ist diese Geschichte ausgefallen! Nichts zu sagen davon, daß er von deutschen Physikern gar keine Notiz nimmt, fällt es dem H. B. gewiß selbst in den Augen seiner Landsleute zur Schuld, daß er nicht einmal eines Deluc's und seiner Behauptungen erwähnt. Den Blitz scheint Hr. B. nach Gay Lussac erklären zu wollen, welcher meint, die Electricität häufe sich an der äußern Oberfläche der Wolken an, und erlange da eine solche Spannung, daß sie den Druck der Luft überwältiget, und entweder zu einer andern Wolke oder zur Erde fortstürzt. Neu war dem Ref. die hier angeführte Behauptung eines

H. Fusinieri, daß der electriche Funken aus Messing gezogen geschmolzenes Messing und glühenden Zink, aus Silber gezogen unsühbares Silber u. s. w. enthalte, solche metallische Theile seyen auch im Blitz, und die Ursache des fremdartigen Geruches (!?) (217 — 220). Den Donner schreibt Hr. B. den Vibrationen der schwächer oder stärker erschütterten Luft zu, die sich der ganzen umgebenden Masse mittheilen. Denkt man sich nun einen eine Meile, oder nur 3400 Mètres langen Blitz, so sehen wir das Licht augenblicklich in allen Theilen der Länge. Da sich aber der Schall nur auf 340 Mètres in der Sekunde fortpflanzt, so sieht der Beobachter zuerst das Licht, dann folgt eine vollkommene Stille von einer Sekunde, jetzt beginnt der Schall, und zwar von der nächsten Schichte und erst dann nach und nach von den entfernteren Schichten, so daß der Donner 10 Sekunden dauern und von der Länge des Blitzes abhängen muß. Der electriche Zustand der Luft wächst im Sommer bey trockener Erde und heiterem Wetter von Aufgang der Sonne bis Mittag, bleibt hier ein paar Stunden unverändert, und vermindert sich, bis der Thau fällt. Gegen Mitternacht erreicht er beynähe seine ganze Stärke wieder. Im Winter tritt das Maximum um 8 Uhr Morgens und Abends ein. (228). Wie der Blitz auf thierische Körper wirke, zeigt Hr. B. durch Beschreibung eines Blitzschlages zu Chaumont und Bologna, und beschließt dieses Kapitel mit der Beschreibung der Blitzröhren und der electriche Fische. (229 — 235).

Das VII. Kap. behandelt den feinen Regen, welcher manchmal fällt, ohne daß eine Wolke wahrgenommen wird (Serein), den Thau und den Reif ganz nach Well's allgemein bekannter Ansicht (236 — 249).

Das VIII. Kap. betrachtet in gar zu großer Kürze das Aufsteigen und Niedersteigen der Wolken, für deren Eintheilung die Howard'sche Terminologie angenommen wird (250 — 252).

Der Gegenstand des IX. Kap. ist der Regen, und die ihm analogen Erscheinungen, Hagel, Schnee u. s. w. Der Regen entsteht nach H. B. meistens durch Zusammenstoßen zweyer verschieden warmer Wolken, wodurch eine mittlere Temperatur entsteht,

bey welcher die Dünste aus der Luft ausgeschieden werden. Nach Bouvard ist bey hohem Barometerstand während des Regens der untere Wind Nord, der obere Süd. Regnet es bey niederem Barometerstand nicht, so sind die Strömungen umgekehrt. Die Quantität des Regens wächst mit der Nähe am Aequator. Der Mond ist (nach Schübler) nicht ohne Einfluß. In der Höhe regnet es weniger als in der Tiefe. Der rothe Regen wird Insecten, der gelbe dem Blüthkraut zugeschrieben (253 — 263). Zur Erklärung des Hagelns führt H. W. die allbekannte von Volta gegebene elektrische Theorie an, und stellt derselben eine andere an die Seite, nach welcher die Erkaltung durch Winde verursacht wird, wodurch die Hagelförner in der dichten und erkalteten Wolke schnell anwachsen, ihr Entstehen also und ihr Anwachsen derselben Ursache zuzuschreiben ist. „Au reste, seht er hinzu, toutes les explications laissent beaucoup à désirer“ (264 — 272). Der Schnee in seiner sechsstrahligen Form entsteht durch Erkaltung der aus Dunstbläschen bestehenden Wolke, ist ein schlechter Wärmeleiter, und hindert dadurch die Ausstrahlung der Erde. Der rothe Schnee, welchen man auf den Bernhardtberg und in den Polargegenden findet, wird bald kleinen Thierchen, bald einer kleinen Art von Schwämmen (Uredo) zugeschrieben (273 — 275). Der feuchte Nebel ist eine Folge der nächtlichen Erkaltung der Atmosphäre. Von ihm unterscheidet sich der trockene (Höhenrauch). Nach Saussure zeigt das Hygrometer bey jenem 100° , bey diesem oft nur 68° , ja auch nur 57° . Der bekannteste Nebel dieser Art ist der von 1831. Einige derselben scheinen mit vulkanischen Wirkungen und Erdbeben in Verbindung zu stehen (276 — 281).

Im X. Kap. finden wir eine Beschreibung der Wasser- und Landhosen, die man durch vulkanische Dämpfe, durch Electricität, durch mechanische Entgegenwirkung der Winde auf die Wolken und das Wasser erklären wollte, ohne daß Eine dieser Erklärungen genuthuend ist (297 — 309).

Im XI. Kapitel kömmt H. W. auf die aus der Atmosphäre herabgefallenen Substanzen, Aerolithen, Feuerkugeln u. dgl. zu sprechen, und nachdem er eine kurze Notiz über das, was man früher bey den Chinesen und andern Völkern von dieser

Sache gewußt hat, gegeben, und sehr oberflächlich die bekannten Meinungen über den selenitischen, tellurischen und cosmischen Ursprung derselben aufgezählt hat, liefert er auf 52 Seiten eine Uebersetzung des Chladnischen Cataloges mit einigen Zusätzen (310 — 374).

Im XII. Kap. behandelt H. W. die Sternschnuppen, indem er einen Auszug aus Brandes wichtiger Schrift über diesen Gegenstand giebt. Brandes meynt, sie erscheinen am häufigsten im Winter, Forster im August. Capit. Darry sah sie bey 27 bis 34° E., Quetelet 1832 in den Nächten vom 12. auf 13. und 13. auf 14. November, Argentan im Departement de l'Orne 1832 im December, Boubée zu Toulouse am 24. November 1832 gegen NO, Pothier de Baldivia in der Nacht zwischen 12. und 13. November 1832 zu Grenoble. Farey sieht die Sternschnuppen wie die Feuerkugeln und Aerolithen für kleine Erdtrabanten an. Quetelet setzt ihren Entstehungsort an die Grenze der Atmosphäre, Farey und Bevern auf 40 — 50 engl. Meilen, Brandes bis auf 500 engl. Meilen. „Es scheint, seht der H. W. hinzu, man könne die ungeheuerere Quantität derselben, die in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1855 in Amerika gesehen worden sind, nicht wohl erklärbar finden, wenn man nicht annimmt, daß zwischen den großen Planeten Milliarden von kleinen Körpern sich um die Sonne bewegen, welche für uns sichtbar werden, wenn sie in unsere Atmosphäre kommen, und sich entzünden, welches in einem Puncte des Himmels nahe bey γ des Löwen zu geschehen scheint. Es ist aber die Frage, ob sie nicht von Einem großen Planeten kommen, welcher an dem Orte, in welchem sich die Erde am 13. November befindet, in Milliarden von Stücken zerspringt.“ (!?) Indessen hat einer der Söhne des H. W. die Beobachtung gemacht, daß auf eine Minute 104 Sternschnuppen fallen, aber nicht alle nach demselben Puncte des Himmels gerichtet waren, der größere Theil aber gegen den Stier hin gieng. Andere Beobachter bezogen sie auf den Pesagus, oder ein wenig mehr gegen die Cassiopoea. Außer den 11. 12. 13. November ist in dieser Hinsicht noch bemerkenswerth der 10. August (375 — 385).

Das XIII. Kap. beschreibt die Nebensonnen,

Nebenmonde, Höfe u. dgl. und H. V. macht sich in dieser Beziehung zum Theil die Ansichten unse-
res unvergesslichen Fraunhofers zu eigen (386
— 392).

Die Behandlung des Regenbogens im XIV. Kapitel gewährt nur in so weit einiges Interesse, als die Beschreibung einiger außerordentlicher Regenbogen darin vorkommt. Die sogenannten supplementären Bogen werden mit Recht nach Arago's Meynung der Interferenz des Lichtes, veranlaßt durch Wassertropfen von einer gewissen Kleinheit, zugeschrieben (393 — 399).

An diese Lichterscheinungen reiht Hr. V. im XV. Kap. auch die Spiegelung (Mirage, Fata morgana), im XVI. das Nordlicht, und im XVII. das Zodiacal-Licht (440 — 446). Ref. faßt diese drei Kapitel deswegen zusammen, weil auch von ihnen wiederholt werden muß, was schon bey andern bemerkt worden ist, daß sie nämlich Beyträge zur Geschichte und Beschreibungen der Meteo-
re, aber durchaus keine hinreichende Erklärung derselben enthalten.

Eine sehr interessante Zugabe aber liefert das XVIII. Kap., welches die Instruction enthält, die von Arago den Officieren der Bonite, deren Reise vom Cap Horn aufzugeben und am Cap der guten Hoffnung aufhören sollte, mitgegeben worden ist.

Mehreren Kapiteln sind übrigens Zusätze beygegeben, welche sich auf die in den Kapiteln behandelten Gegenstände beziehen.

Am Ende kann sich Ref. nicht verwehren, die Leser dieses Berichtes auf den Unterschied zwischen der Behandlung, welche die Meteorologie in der neuern Zeit in Deutschland gewonnen hat, und welche ihr noch in Frankreich zu Theil wird, aufmerksam zu machen. Während die Meteorologie in Deutschland anfängt, auf alle mögliche Weise zu einem wissenschaftlichen Charakter anzustreben, liefert uns H. V., der neueste französische Schriftsteller über Meteorologie, nur eine zerstreute Aufzählung und Beschreibung der Meteo-
re, ohne auch nur von ferne in den allgemeinen Zusammenhang derselben unter sich, und mit den übrigen Welter-
scheinungen einzugehen.

Beiträge zur Kenntniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges von Ernst Beyrich. Erstes Heft mit 2 lith. Tafeln. Berlin 1857. 44 S. in 4.

Der Verf. gedenkt in einer Reihe von Monographien Beiträge zur genaueren Kenntniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges zu liefern. Den Anfang derselben machen in diesem ersten Hefte die Goniatiten. Ihrer Beschreibung schickt er jedoch allgemeine Bemerkungen über die Petrefacten führenden Gesteine des rheinischen Uebergangsgebirges voraus, worauf wir denn auch zuerst unsere Aufmerksamkeit richten wollen.

Wie der Verf. klagt, ist die Kenntniß dieses Gebirges noch lange nicht befriedigend. Am genauesten seyen durch Goldfuß die Petrefacten des Eifeler Uebergangskalkes und des Kohlenkalkes, wie er sich am Nordrand des rheinischen Schiefergebirges als unmittelbare Unterlage des eigentlichen Kohlengebirges findet, erörtert; dagegen seyen jenem Gelehrten die an organischen Einschlüssen außerordentlich reichen und zum Theil eigenthümlichen Gesteine des rechten Rheinufers fast ganz unbekannt geblieben. Unrichtig sey es, Eifler- und Kohlen-Kalkstein zu identificiren. Ueberhaupt seyen die Beobachtungen über die Gesteine, welche das Kohlen- mit dem Schiefergebirge verbinden, noch sehr mangelhaft; die in Noeggerath's Rheinland-Westphalen enthaltenen Aufsätze seyen wohl nur als „Vorarbeiten einer genaueren und zusammenhängenden Bearbeitung dieses Gegenstandes zu betrachten.“ Ganz willkürlich habe man hier und da einzelne Schichten für Old red gehalten, der doch ganz fehle. Das Verzeichniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges von Dechen, in dessen Bearbeitung von de la Bêche's Geognosie, sey „theils unvollständig, theils in der Angabe der Fundorte ungenau, theils deshalb von wenigem Nutzen, weil es die Namen sehr vieler Arten angiebt, deren Kritik unmöglich ist, da sie bis jetzt weder beschrieben, noch abgebildet sind.“ Ueberhaupt gebe es mehr Kalkstein-Ablagerungen als bisher unterschieden. Endlich seyen Stiff's Bemerkungen über die Grünstein- und Schalkstein-Bildung im Nassauischen „mehr verwirrend als aufklärend.“

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Beiträge zur Kenntniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges von Ernst Beyrich u.

(Schluß.)

Dies sind ohngefähr die Haupt-Ausstellungen, welche der Verf. über die bisherigen Untersuchungen des rheinischen Uebergangsgebirges macht. Da nach dem alten Sprichworte, tadeln leichter ist als besser machen, so wollen wir nun zusehen, ob dem Verf. das Letztere eben so gelingt, als das Erstere.

Um zuerst über die Beziehung des Eifeler zum Kohlenkalkstein ins Reine zu kommen, liegt, wie der Verf. bemerkt, eine große Schwierigkeit darin, daß jener nirgends von jüngeren grauwackearartigen Gesteinen bedeckt, sondern überall der Grau- wacke muldenförmig aufgelagert ist. Da aber das Kohlengebirge mit dem Kohlenkalk am Nordrande des Schiefergebirges gleichmäßig der Grau- wacke aufliegt, so kann wenigstens der Eifeler Kalkstein nicht jünger als der Kohlenkalkstein seyn; ja man kann hoffen hier auf eingelagerte Kalksteine zu stoßen, welche mit dem ersteren zu parallelisiren seyn. Dieß gehe schon aus Dumont, *Mém. sur la constitution géologique de la province de Liège* (Bruxell. 1832) hervor, dessen Arbeit über diesen Gegenstand die beste sey. Dumont unterscheidet zunächst ein Terrain ardoisier, anthraxifère und houiller. Das Terrain ardoisier umfaßt hauptsächlich die Thonschiefer der Ardennen, auf diese beschränkt, ohne Versteinerungen und wohl die ältesten Gesteine des rheinischen Schiefergebirges. Zu dem Terrain houiller rechnet Dumont nur das eigentlich Steinkohlen führende Gebirge über dem

Kohlenkalk; es muß daher das T. anthraxifère die ganze Reihenfolge der Gesteine von der Grau- wacke an bis zum Kohlenkalkstein incl. umfassen. Dumont unterscheidet hier vier Gruppen:

1. Système calcaireux supérieur.
2. „ quarzo-schisteux supérieur.
3. „ calcaireux inférieur.
4. „ quarzo-schisteux inférieur.

Es sind hier also wirklich 2 Kalksteinbildungen unterschieden: die obere, das Syst. calc. sup., ist der eigentliche Kohlenkalk; die untere, das Syst. calc. inf., betrachtet der Verf. als identisch mit dem Eifeler Kalkstein, indem sie in den Versteinerungen übereinstimmen. Als durch selbstständige Untersuchungen über die Petrefacten beyder Gebilde gewonnenes Schlussresultat, stellt der Verf. folgendes auf: „daß es in der That unverhältnißmäßig nur wenige Arten sind, welche der Eifeler Kalk unzweifelhaft mit dem Kohlenkalkstein gemein hat.“

Der Verf. geht nun über zur Betrachtung lokaler Kalksteingebilde, welche er als verschieden von den eben genannten beyden ansieht. Zuerst unterscheidet er eine solche Kalkablagerung, welche zwar mit dem Eifeler Kalk, mit dem sie bisher zusammen- geworfen wurde, im innigen Zusammenhange steht, durch eigenthümliche Versteinerungen jedoch, die auch im Kohlenkalk nicht vorkommen, von ihm verschieden ist. Auf dem rechten Rheinufer findet man diese isolirten Kalkpartien bey Bensberg, Gronau und Paffrath: zu oberst liegt eine theils kalkig-sandige, theils leuige Ablagerung mit vielen Versteinerungen; darunter poröser, mürber Kalk- stein mit denselben Petrefacten; noch weiter darun- ter schwarzer, fester, stinkender Kalkstein, arm an Versteinerungen. In den tieferen Lagen kann man hier und da sehen, wie er in den Eifeler Kalkstein

übergeht. Als charakteristisch für jene obere Schicht, dagegen dem Eifeler Kalkstein fremd, erklärt der Verf. *Strygocephalus Burtini*, *Gypidium gryphoides* etc. „Nur in dem Vorkommen der Korallen und Grinoideen scheint kein wesentlicher Unterschied sowohl gegen den Eifeler als den Kohlenkalk statt zu finden. Da dieser obere Kalk, für welchen ich den Namen *Strygocephalenkalkstein* vorschlage, von dem unteren Eifeler Kalk durch keine fremdartigen Gesteine geschieden ist, so darf es uns freylich nicht wundern, auch Schichten anzutreffen, in welchen die Petrefakten des Einen zum Theil mit denen des Andern zusammen vorkommen.“ Diese Vermengung der Versteinerungen, so wie die gegenseitigen Gesteinsübergänge sind denn auch dem Ref. ein sprechender Beweis, daß der Eifeler und der *Strygocephalenkalk* einer und derselben Formation zuzuzählen sind, von welcher der letztere nur ein lokales, abweichendes Gebilde ausmacht, wie wir dieß in andern Gebirgen häufig genug auch finden. Dechen's Verzeichniß fehlt also darin — und dieß nachgewiesen zu haben ist das Verdienst des Verfassers —, daß es Versteinerungen, die bloß vereinzelt, isolirten Punkten zukommen, der ganzen Eifeler Kalkstein-Bildung zugeschrieben hat. Auf dem linken Rheinufer findet sich dieser *Strygocephalenkalk* bloß bey Sontenich. Was der Verf. hernach umständlich über die Ursachen des verschiedenen organischen Charakters der obern und untern Lagen einer und derselben Gebirgsart beybringt, wobey die Hebungstheorie aushelfen soll, hätte kurz mit den wenigen Worten gesagt werden können: man weiß es nicht.

Hierauf wendet sich der Herr Verf. zu den Gesteinen des Nassauischen, wobey er hervorhebt, daß gerade in dem Theil des Schiefergebirges, wo die zu betrachtenden Gebirgsarten in großer Mannigfaltigkeit entwickelt sind, die Grünstein- und Schalkstein-Bildung so störend aufträte, daß die Aufbindung des ursprünglichen Zusammenhanges der einzelnen Schichten fast ganz unmöglich werde. Nun kommt die schon angeführte Stelle, daß Stiff's Bemerkungen über die dortigen Verhältnisse mehr verwirrend als aufklärend seyen, mit dem weitern Zusätze, daß derselbe in seine Charte „nach irrig vorgesetzten Meynungen die Grünsteine und Schalk-

steine in den Schichtenverband hinein zwängend, mit größter Willkühr Mulden und Sättel hingezeichnet hat, welche in der Natur nicht vorhanden sind.“ Dieß ist ein harter Tadel, den der Verf. über dieß in Bezug auf die Grünsteine gar nicht erwiesen, ja nicht einmal zu erweisen versucht hat. Diese Anschuldigung ohne Beweisgründe hat uns sehr mißfallen, um so mehr, da Stiff seit geraumer Zeit eine Autorität sich mit Recht begründet, Ernst Beyrich aber, der mit diesen Beyträgen unsers Wissens zum erstenmale dem geognostischen Publikum vor die Augen tritt, sich zuvor eine erwerben muß. In dem nächsten Hefte hat er sich daher über diesen Theil der Anklage weiter auszuweisen.

Wie der Verf. zu einer solchen Uebereilung gekommen ist, läßt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit errathen. Stiff hat nämlich regelmäßige Wechsellagerung zwischen Grauwacke und Grünstein gesehen, und deshalb gesagt: „Wenn uns die Natur unwidersprechlich deutliche Wechsellagerungen, wie zwischen Grünstein und Grauwacke zeigt, so darf dieselbe nicht abgeläugnet werden, wenn sie auch nicht zu den Ideen paßt, welche man sonst von einer Gebirgsart aus überwiegenden Gründen annehmen zu müssen glaubt.“ Unter diesen Ideen versteht aber Stiff die vulkanistischen, denen zu gefallen man nicht, wie es Steininger gethan hat, die Thatfachen entstellen dürfe. Hiemit hat jedoch Stiff es mit der Schule verdorben, zu welcher sich auch Beyrich bekennt, daher wohl das wegwerfende Urtheil über jenen Geognosten. Nicht sehr günstig spricht es übrigens für die Ansichten des Verf., wenn er ebenfalls bekennen muß: „die Grünsteinbildung hat das mit der Bildung der jüngeren rheinischen Basalte und Trachyte gemein, daß diese Massen bey ihrer Hebung das Schiefergebirge keineswegs gewaltsam durchbrochen haben; denn nirgend zeigen sich in der Nähe dieser plutonischen Gebilde die Schichten der Grauwacke verrückt oder gebrochen, sondern sie gehen vielmehr meist in ganz ungestörtem Zusammenhange und oft nicht im Geringsten verändert, bis unmittelbar an jene heran.“ Solche Zugeständnisse zu machen und doch noch von plutonischen Eruptionen des Grünsteins zu sprechen, ist mehr als man uns zu glauben zumuthen darf.

Ueber die Schalksteinbildung hat der Verf.

ebenfalls eine absonderliche Meynung, die Ref. sich nicht aneignen möchte. Beyrich hält sich nämlich für überzeugt, daß die Schalsteine „als durch eigenthümliche plutonische Umwandlungen veränderte Uebergangsgesteine“ zu betrachten seyen. Da man in der Streichungslinie der Schalsteine isolirte Kalklager trifft, so glaubt er, daß diese früher zusammenhängend gewesen, nachher aber größtentheils zur Bildung der Schalsteine absorbiert worden seyen, wie denn auch häufig Schalsteine dieselben Versteinerungen als die zu ihnen gehörenden Kalksteine zeigen. „Vielleicht läßt sich,“ meynst er, „die Ansicht aufstellen, daß ganz allgemein der Schalstein seine Entstehung einer durch die Einwirkung von Kalksteinen modificirten Grünsteinbildung zu verdanken habe.“ — Was sollen solche leere Redensarten, mit denen sich gar kein wissenschaftlicher Begriff verbinden läßt. Will der Verf. ja eine Meynung über die Bildung der Schalsteine aussprechen, so ziehe er die durch die Chemie gebotenen Erfahrungen zu Rathe, und weise auf chemischem Wege die Möglichkeit einer solchen Umwandlung, wie er sie behauptet, nach. Unter solchen Vorbedingungen allein kann eine wissenschaftliche Betrachtungsweise Hypothesen für zulässig erklären.

Da der Verf. jede Bestimmung der Alters-Verhältnisse der Gesteine im Nassauischen „bey dem unendlich mannigfaltigen Eingreifen der Grünstein- und Schalstein-Bildung in das Grauwackengebirge“ für unsicher erklärt, am wenigsten die Unterscheidung billigt, welche Stiffth nach dem Verhalten gegen den Schalstein gemacht hat — worüber Ref. aus Mangel an Lokalkenntniß kein Urtheil zusteht — so nimmt er zu gedachtem Behufe „als einzig sicherer Stützpunkte“ die Versteinerungen, und wir sind froh aus den Hypothesen heraus wieder auf einen festeren Standpunkt zu kommen.

Die Grauwacke stimmt, nach diesen Untersuchungen, hinsichtlich ihrer Petrefakten mit den übrigen rheinischen Grauwacken überein; zahlreiche Spirifer und Enkriniten-Stiele sind bezeichnend. Als jüngeres Glied derselben, durch die Versteinerungen nicht wesentlich vom Eifeler Kalk sich unterscheidend, ist der Thonschiefer von Wissenbach zu betrachten. Die Kalklager dürfen nicht dem älteren Uebergangskalke zugetheilt werden; es ist nach dem Verf. kein Grund vorhanden, sie für verschieden vom Eifeler

Kalk zu halten. Erkennbare Versteinerungen in ihnen sind: *Terebratula prisca*, *Calamopora spongites* und *polymorpha*, *Cyathophyllum cespitosum* und *quadrigeminum*, *Stomatopora polymorpha*. Bey Billmar fand der Verf. auch ein Lager seines *Strygocephalen-Kalkes*. Diese nassauischen Kalksteine sind nicht bloß, wie die Eifeler, muldenförmig aufgelagert, sondern evident in die Grauwacke eingelagert.

Aus diesem Umstande folgert der Verf., daß wenn seine Uebertragung der Dumont'schen Gruppen auf das ganze rheinische Uebergangsgebirge richtig ist, man hier nothwendig auf Gesteine stoßen müsse, welche dem Systeme *quarzoschisteux supérieur* entsprechen würden. Solche Gesteine sind, ihm zu Folge, auch wirklich vorhanden; als bezeichnendes Glied derselben sieht er den ziemlich weit verbreiteten Posidonienschiefer von Herborn an. Hierher möchten auch wohl alle diejenigen Gesteine gehören, welche Stiffth für jünger hält als den an den Kalk gebundenen Schalstein, zu welchen er eben auch den Posidonienschiefer rechnet. Obschon Ref. selbst diese Vermuthung für wahrscheinlich hält, so bleibt sie gleichwohl noch unsicher, da der Verf. sie nur auf negative, keineswegs auf positive petrefaktologische Merkmale gestützt hat.

Zuletzt kommt der Verf. auf ein eigenthümliches Kalklager bey Dillenburg zu sprechen, das in inniger Verbindung steht mit Eisensteinen, welche selbst im engsten Zusammenhange mit Grünsteinen und Schalsteinen befindlich, der allgemeinen Streichungslinie der Grauwacke folgen, während die Kalksteine in stockförmigen Massen in der Fortsetzung der Eisensteine auftreten. Unter den Versteinerungen sind vorherrschend *Orthoceratiten*, *Goniatiten*, *Trilobiten*, *Conchiferen*, keine *Brachiopoden*; *Korallen* und *Crinoideen* bloß vereinzelt; nur sehr wenige Arten sind aus den übrigen oben betrachteten Gesteinen bekannt. Der Verf. nennt diesen Kalkstein *Goniatiten-Kalk*. Auch hier reichen die Versteinerungen zur Zeit nicht aus, um ihm seinen festen Platz unter den Gliedern des rheinischen Uebergangsgebirges zu bestimmen. Vielleicht gehört er, wie der Verf. nicht ohne einigen Grund vermuthet, zu einer Gruppe mit dem Posidonienschiefer. Mit dem Uebergangskalke des Fichtelgebirges ist er nicht zu identifizieren.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. May.

Nro. 105.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du Roi, et par les soins du ministre de l'instruction publique.

I. Première série. Histoire politique.

(5) Chronique des ducs de Normandie par Benoit Trouvère Anglo-Normand du XII. siècle, publiée pour la première fois d'après un manuscrit du musée britannique par Franç. Michel. T. I. Paris imprim. roy. 1836. 4. XXVIII. 608 S. 15295 B.

(3) Procès-verbaux des séances du conseil de régence du roi Charles VIII. pendant les mois d'Aout 1484. à Janvier 1485, publiés d'après les manuscrits de la bibliothèque royale par A. Bernier, avocat à la cour royale de Paris. 1836. 4. IV. 244 S.

(7) Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois écrite en vers provençaux par un poète contemporain, traduite et publiée par M. C. Fauriel, membre de l'institut de France, professeur à la faculté des lettres de Paris. Paris. 1857. 4. C. 738 S.

(1) Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV. ou correspondances, mémoires et actes diplomatiques concernant les prétentions et l'avènement de la maison de Bourbon

au trône d'Espagne, accompagnés d'un texte historique et précédés d'une introduction par M. Mignet. T. I. XCIX. 549 S. T. II. 647 S. Paris 1835.

(4) Paris sous Philippe le Bel d'après des documents originaux et notamment d'après un manuscrit contenant le rôle de la taille imposée sur les habitants de Paris en 1292, publié pour la première fois par H. Gérauld, élève de l'école des Chartes. 1837 4. 638. S.

(2) Réglemens sur les arts et métiers de Paris rédigés au XIII. siècle et connus sous le nom des livre des métiers d'Etienne Boileau; publiés pour la première fois et entier après les manuscrits de la bibliothèque du Roi et des archives du royaume avec des notes et une introduction par G. B. Deping. 1837. 4. 474 S.

II. Deuxième série. Histoire des lettres et des sciences.

(6) Ouvrages inédits d'Abélard pour servir à l'histoire de la philosophie scolastique en France publiés par M. Victor Cousin. CCIII. Introduct. 700 S. Paris. 1837. 4.

III. Troisième série. Archéologie.

(8) Statistique monumentale. — Specimen. Rapport à Mr. le ministre de l'instruction publique sur les monuments historiques des arrondissements

de Nancy et de Toul (département de la Meurthe), accompagné de cartes, plans et desseins par E. Grille de Benzelin, membre de la société des antiquaires de France. à Paris 1837. 159 S. 4.

Im Jahre 1833 erstattete der damalige Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, Hr. Guizot, einen Bericht an den König der Franzosen, in welchem er denselben auf das Fortschreiten der historischen Studien in Frankreich seit den letzten 15 Jahren sowie auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, die Thätigkeit der Akademie der Inschriften, welche zur Aufgabe hat, wichtige Documente der Geschichte von Frankreich zu sammeln und herauszugeben, dadurch zu erhöhen, daß sie mit den verschiedenen historischen Gesellschaften in Verbindung gesetzt würde. Der Staat sollte diesen eine pecuniäre Unterstützung zukommen lassen und sie dadurch in den Stand setzen, mit gemeinsamen Kräften die überaus große Masse noch in verschiedenen Archiven und Bibliotheken verborgener Documente, insofern ihr Inhalt in die Zeit vor der Regierung Ludwigs XV. fällt, allmählig dem Publikum zu erschließen. Mit Bewilligung des Königs, welcher mit Freuden ein Unternehmen ins Werk setzen sah, von dem sich eine neue Epoche der französischen Geschichtschreibung datiren kann, brachte hierauf der Minister einen Gesetzentwurf in Bezug auf die nothwendige Geld-Unterstützung an die Kammer, welche in den Wunsch des Königs eingehend am 10. Mai 1834 dem Ministerium zu diesem Behufe eine Summe von 120,000 Fr. bewilligte. Auf die ernannte Hr. Guizot ein Comité, welches unter seinem Vorsitze die Leitung der historischen Forschungen und Publicationen übernehmen sollte, und das Unternehmen, von welchem die an der Spitze dieses Artikels stehenden Werke die bis jetzt erschienenen Früchte sind, nahm somit seinen Anfang. Folgende Gelehrte bildeten dieses Comité: Villemain, Pair von Frankreich, Vicepräsident des Comité's; Daunou, Mitglied des Instituts, Generalaufseher der Archive des Reichs; Naudet, Guérard, Mignet, Mitglieder des Instituts; Champollion-Figeac, Conservator im Departement der Manuscrite der kö-

niglichen Bibliothek; Fauriel, Conservator-Adjunct an der k. Bibliothek, Professor an der Faculté des Lettres; Vitet, Generalsecretär bey dem Handelsministerium; Jules Desnoyers, Secretär der historischen Gesellschaft von Frankreich; Fallot, Eleve an der Ecole des Chartes, als Secretär des Comité's.

1. Wir wenden uns nun zu dem ersten jener Werke, der Geschichte der Negociationen in Bezug auf die spanische Succession von Mignet. Die Negociationen sind im Ganzen auf 6 Bände berechnet, deren Inhalt sich von dem Jahre 1650 bis 1738 erstrecken soll; die 2 vor uns liegenden Bände behandeln die Periode von dem Pyrenäer-Frieden bis zum Nachner-Frieden. Die Urkunden selbst sind nach den Gegenständen geordnet und benützt, und je nach ihrem Werthe ganz oder theilweise mitgetheilt. Eine Einleitung von 99 Seiten führt dem Leser ein Gemälde der historischen Verhältnisse von Frankreich und Spanien seit der Gründung dieser Staaten vor und entwickelt sodann die Hauptpuncte der Regierung Ludwigs XIV. Wir übergeben den ersten Theil dieser Einleitung, und heben, da das letztere aus ungedruckten Quellen geschöpft ist, nur einzelne Puncte hervor, um den Lesern dieser Blätter, welche wir in das ganze Detail der in diesen Büchern aufgeschlossenen historischen Forschungen einzuführen nicht vermögen, Gang und Haltung des Ganzen an einem Beispiele zu zeigen.

Wir wählen hierzu die Berathung über die Annahme oder Nichtannahme des Testaments R. Karls II. in dem Conseil R. Ludwigs XIV.

„Das Testament des Königs wurde in Spanien mit allgemeiner Freude aufgenommen; jedoch war man in Betreff der Entschließung des französischen Hofes in einiger Ungewißheit. Man wußte nicht, ob Ludwig XIV. die ganze Monarchie für seinen Enkel annehmen, oder ob er sich an die Provinzen halten würde, welche der Theilungsvertrag für ihn bestimmt hatte. Der König hatte von dem Testamente bereits durch den Cardinal Janson Kenntniß erhalten, der ihm von Rom aus darüber Nachricht gegeben hatte, so wie durch änglische Mittheilungen, welche die vornehmsten Spanier dem Hr. von Blécourt, Geschäftsträger des Königs in der Abwesenheit des Marquis d'Harcourt, gemacht hatten. Dieser, den Erfolg des zweiten Theilungsvertrages fürchtend, hatte sich weislich aus Madrid hinweggeben und war einige Wochen später nach Bayonne

geschickt worden, wo er an der Spitze eines Armeecorps die Eröffnung über die spanische Thronfolge abwartete. Obgleich K. Ludwig den Hauptinhalt des Testamentes, jedoch nicht die weiteren Verfügungen kannte, so war er doch entschlossen, den Theilungsvertrag auszuführen. Seine Heere standen bereit und er hatte von den Generalstaaten und von dem Könige von England die Hülfe an Schiffen und Soldaten begehrt, deren er bedurfte, um sich in den Besitz seines Antheils zu setzen. Die Holländer hatten ihm 12, die Engländer 15 Schiffe versprochen. Diese beiden Mächte bewerkstelligten ihre Rüstungen ohne Rückhalt, jedoch richteten sie dieselben nach der Abnahme der Gesundheit Karls II. ein und versicherten K. Ludwig, daß ihre Truppen bereit seyen.“

„So war der Zustand der Dinge und Gemüther, als das Testament Karls II. am 5. Nov. in Fontaineblau, wo sich damals der französische Hof befand, ankam. Ludwig XIV. versammelte ein Conseil, sich zu berathen, was geschehen solle. Nur 4 Personen wurden hiezu gerufen. Der Dauphin, als Vater des Herzogs von Anjou; der Herzog von Beauvilliers, Präsident des Conseils der Finanzen und Gouverneur der Kinder von Frankreich; der Marquis von Torcy, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der Kanzler Pontchartrain. Es handelte sich darum, den größten Entschluß des Jahrhunderts zu ergreifen. Ludwig XIV. hatte zu wählen zwischen einer Krone für seinen Enkel und einer durch Europa ihm zugesicherten Vermehrung seiner Staaten, zwischen der Ausdehnung seines Systems jenseits der Pyrenäen und der Alpen durch die Erhebung eines Zweiges seines Hauses auf den Thron von Spanien und Italien, und der Ausdehnung seiner eigenen Macht; zwischen der Ehre der königlichen Würde, und dem Vortheile seines Königreichs; zwischen Frankreich und seiner Familie. Beide Entschlüsse konnten den Krieg herbeiführen, aber in dem einen Falle mußte er kurz und von unfehlbarem Erfolge, in dem anderen von gleich ungewisser Dauer und Ausgang seyn.“

„Torcy, welcher zuerst das Wort ergriff, sprach sich für die Annahme des Testamentes aus. Er verhehlte die Unannehmlichkeiten und die Gefahren eines Entschlusses in seinem Sinne nicht. Er sagte, man würde den König des Wortbruches anklagen; er zeigte das Unvermeidliche eines Krieges; nimmermehr würden die benachbarten Fürsten es dulden, daß er unter dem Namen seines Enkels den ausgedehnten Staaten, welche der Krone Spaniens in der alten und neuen Welt unterworfen seyen, ruhig Geseße gebe; seine Völker lebten seit dem Frieden

von Rhodwif kaum wieder auf und hätten sich von der Erschöpfung von den früheren Kriegen her noch nicht erholt. Aber von der andern Seite sagte er auch, daß man sich nicht zu entschließen habe zwischen Krieg und Frieden, zwischen dem Königthum des Herzogs von Anjou und den Frankreich zufallenden Provinzen, sondern zwischen Krieg und Krieg, zwischen dem Ganzen der spanischen Monarchie und Nichts; daß das Testament das Haus Oestreich in dem Falle, daß Frankreich die Erbschaft verwerfe, einsetze; daß man kein Recht habe, sich einen Theil des Erbes zuzueignen, wenn man das Ganze angeschlagen habe; man müsse sie dann den Oestreichern mit Gewalt der Waffen abnehmen, welche die rechtlichen Erben seyen, und von den Spaniern unterstützt würden, welche man auf das Tiefste beleidigte, für immer von sich entfernte und die nun mit Wärme die Integrität ihrer Monarchie vertheidigen würden; von den Engländern und Holländern würde man nur lau unterstützt, ja vielleicht ganz verlassen. Von neuem würde man einen östreichischen Prinzen über die Pyrenäen setzen; endlich, wenn Krieg seyn sollte, sey es besser ihn zu führen, um den Herzog von Anjou auf den Thron zu erheben und ihn darauf zu erhalten.“ *)

„Der Herzog von Beauvilliers sprach sich für die entgegengegesetzte Meinung aus; er war für den Theilungsvertrag und gegen das Testament. Er erblickte in der Annahme desselben einen Krieg mit ganz Europa und mit diesem den Ruin Frankreichs. Der Kanzler Pontchartrain resumirte die verschiedenen Meinungen, ohne daß er es gewagt hätte, sich für eine auszusprechen. Der Dauphin, getrieben durch seine Liebe als Vater und nicht unempfindlich für den Ruhm, Sohn und Vater eines Königs zu seyn, sprach ohne Zögern für die Annahme des Testaments. König Ludwig hatte lange Zeit geschwiegen, endlich entschied er sich. Sein Entschluß, der für ihn so viele Bitterkeiten und für Europa so lange Erschütterungen hervorbrachte, blieb 3 Tage lang Geheimniß. Er faßte ihn mit der ruhigen Größe, die ihm natürlich war. Dann sprach er ihn in Gegenwart des Marquis Castel dos Rios, Gesandten

*) Auch Schlosser (Gesch. des 18. Jahrh. I. 1836. S. 35) kennt diese Berathschlagung aus den ms. Mortem. Nr. 71. S. 101; er führt sie jedoch mit Abweichungen und nur im Auszuge an, ohne das Letztere zu erwähnen, noch auf die dramatisch schöne Haltung des Ganzen Rücksicht zu nehmen. Hievon abweichend und weder so ausführlich noch so unständig, theilt Torcy diese Berathung mit: négociations pour la succession d'Espagne p. 156. à la Haye 1757 8.

von Spanien, zu dem Herzoge von Anjou so aus: Mein Herr, der König von Spanien hat Sie zum Könige gemacht; die Granden verlangen Sie, die Völker wünschen Sie, und ich gebe meine Zustimmung hiezu. Bedenken Sie nur das Eine, daß Sie Prinz von Frankreich sind. Hierauf stellte er ihn dem Hofe vor: Meine Herren, sagte er, dieß ist der König von Spanien. Damit war Alles entschieden.“ (12. Nov. 1700). —

2. In der Vorrede zu den *réglements sur les arts* spricht sich Hr. Depping über die von ihm benützten Manuscripte aus; auf diese läßt er eine Introduction de l'état du commerce et de l'industrie de Paris au XIII. siècle von S. XVIII — LXXXVI. folgen, welche nichts geringeres ist, als eine sorgfältig bearbeitete Geschichte der Seiner-Schiffahrt und des Handels von Paris während des Mittelalters; der Streitigkeiten dieser Stadt mit Nonnen und andern Vertern, ihrer Märkte und Innungen, des Aufkommens verschiedener Handelszweige und ihres Verschwindens *re.* Auf diese Abhandlung von nicht gewöhnlichem Interesse folgen die registres des métiers et marchandises; hierauf die ordonnances sur le commerce et les métiers rendues par les prévôts de Paris depuis 1270 jusqu' à l'an 1500. Zusätze, Verbesserungen und ein alphabetisches Verzeichniß schließen das Ganze.

(Fortsetzung folgt.)

The british and foreign Review. April 1838.
London.

(Schluß.)

Coke trat nun wieder in das Unterhaus ein, blieb bis an sein 80stes Jahr ein thätiges Mitglied desselben, erlebte Baco's wohlverdienten Sturz, und war noch bis an sein Ende, 1633, mit der Uebearbeitung seiner zahlreichen Schriften so nützlich als angenehm beschäftigt.

Seine Schriften handeln alle von dem englischen Rechte und Gerichtsverfahren. So eng dieser Kreis ist in Vergleichung mit dem, welchen Baco's Werke beschreiben, Coke's Ansehen und Wirksamkeit war auf seinem Felde eben so groß und dauernd. Noch gilt er in England und in Nordamerika als der vornehmste Rechtslehrer; selbst Jefferson (*memoirs* IV. 183.) zog ihn dem Blackstone weit vor.

Als Staatsmann hat sich Coke durch die petition of right, deren Urheber und Hauptverfasser er gewesen

ist, ein unsterbliches Verdienst um sein Vaterland erworben. Erst diese Urkunde vollendete das in der magna charta begonnene Werk und brachte die Sicherheit der Person und des Eigenthums auf den jetzigen Fuß. Coke ging im Parlamente nicht von allgemeinen Grundsätzen aus. Herstellung, Behauptung, Befestigung von Rechten und Freiheiten, die er als zu Recht bestehend nachwies, das allein war sein Ziel und Geschäft. Die Staatsverfassung, wie sie mehr aus Handlungen als Gesetzen sich entwickelt hatte, war ihm gegenwärtig; auf der Stelle löste er jeden Zweifel, ob etwas zulässig oder unzulässig sei, durch Hinweisung auf unbestrittene Vorgänge; z. B. „im seibenten Jahre Heinrichs IV., Parlam. Protokoll Nr. 51, 52. und im eilften Jahre desselben, Prot. Nr. 15. wurde über die Rathgeber der Krone Klage geführt und auf deren Entfernung angetragen, weil sie das gemeine Beste hintansetzten; warum sollte uns jetzt nicht eben das frey stehen?“ Mit dieser umfassenden Kenntniß des geschichtlich begründeten, worin ihm niemand gleich kam, und bei dieser Einschränkung darauf, die auch dem Gegner keine andere Waffe zuließ, war Coke unvulnerbar.

An seinem Styl in Schriften und Geschäften ist falsche Zier mit Recht getadelt worden. Er sagte z. B. von einem Angeklagten in der Untersuchung über die Pulververschöpfung: „der Mann ernährt sich mit Corrigiren in der Gerichts-Druckerei, nun soll er selbst von dem Gerichte corrigirt werden.“ In einem Capitel seiner Institutionen handelt er von den Eigenschaften, die ein Mitglied des Parlaments haben soll: „drei Eigenschaften des Elephanten, nämlich, keine Galle, Unbeugsamkeit, scharfes Gedächtniß; dazu noch zwei andere desselben Weischöpfes: gregatim semper iucedit, und: philanthropos, homini erranti viam ostendit.“ Vielleicht wäre er vor solchen Verirrungen des Geschmacks, die er mit den Schöngeistern seiner Zeit gemein hatte, bewahrt geblieben, wenn er etwas länger in Cambridge verweilt, oder doch die dort angefangene Bekanntschaft mit den Alten fortgesetzt hätte, was ohne Abbruch an seinem Berufe wohl geschehen konnte. Denn gewiß: täglich ein Paar Kapitel des Demosthenes oder Xenophon, oder eine Scene des Terentius, oder eine Epistel oder Satyre des Horatius, oder auch Stücke aus Cicero's philosophischen und rhetorischen Schriften ersordern nicht viel Zeit, und sind ein untrügliches Schuzmittel, dergleichen in der neueren Litteratur nicht zu finden ist, gegen die Gefahr der Ansteckung von einem herrschenden schlechten Geschmack; eine Gefahr, die dem Rechtsgelehrten vor Anderen droht, weil er, in der löblichen Absicht, seine Rede von sehr trockenen Sachen angenehm zu machen, leicht versucht wird, Schmutz aus seiner Umgebung zu entlehnen.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du Roi, et par les soins du ministre de l'instruction publique.

(Fortsetzung.)

3. Mit den procès-verbaux wird das journal des états de Tours von Masselin erst eigentlich vollständig; es sind die authentischen Verhandlungen des Conseils, welche der Secretär derselben zu Protokoll nahm und die an Wichtigkeit gewinnen, da sie uns noch einen Blick in die Regierungsweise von Ludwig XI. her werfen lassen. Hr. Bernin begnügte sich mit einer bloßen Veröfentlichung derselben.

4. Das mit großem Fleiße und vieler Sachkenntniß herausgegebene Werk des Hrn. Gérauld, Paris unter Philipp dem Schönen, enthält zuerst eine Verrede, in welcher sich der Herausgeber über die von ihm benützten Manuscripte ausspricht, dann folgt le livre de la taille mit vielen Noten, welche zur Erläuterung der in diesem Buche erwähnten Straßen, Abteyen, ic. dienen; hierauf ein résumé historique et statistique zur Beschreibung von Paris, mit fleißigen Forschungen über Alter und Geschichte der merkwürdigsten Gebäude, über Bevölkerung und Umfang von Paris, mit einem alphabetisch geordneten Verzeichnisse der damaligen Handwerker, einer Abhandlung über die Juden in Paris und über die damaligen Steuern. Ein Appendix enthält noch ein Gedicht über die Straßen von Paris aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts (aus der bibl. Cottoniana), und den sogenannten Dictionär des Johann von Garlanden aus der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts. Man könnte diesen eine Encyclopädie der Künste und Handwerke nennen, da der

Verfasser alle Arten industrieller Bestrebungen, welche damals in Paris getrieben wurden, durchgeht und eben so sehr das Handwerkszeug eines Jeden benennt, als die Arbeit, die er macht und verkauft; ein Document von nicht geringem Interesse. Ein alphabetisches Verzeichniß aller Straßen, öffentlicher Denkmäler, Klöster, Kirchen ic. und ein besonderes Inhalts-Verzeichniß schließen das Ganze. Den Werth seiner Abhandlungen zu erhöhen, hat der Verf. auch noch 2 Pläne, Paris unter Philipp dem Schönen vorstellend, hinzugefügt.

5. Benoit ist von den poetischen Geschichtschreibern der Normannen keineswegs der erste, indem ihm Wace vorangeht; auch gehören seine Nachrichten nicht zu den ursprünglichen, indem Dudon von St. Quentin, Wilhelm von Juniéges, Orderic Vitalis u. a. m. vor ihm schrieben, und er selbst seine Chronik erst i. J. 1170 endete; aber seine Nachrichten sind in Bezug auf Darstellung der Sitten und socialen Verhältnisse, ja selbst in Hinsicht auf Züge aus dem Privatleben der normännischen Fürsten von vielem Interesse. Ihren Werth wußte der Herausgeber durch Noten zu erhöhen, in welchen er die analogen Erzählungen früherer normännischer Geschichtschreiber anführt. Leider verschmähte er es jedoch, diese Angaben in förmliche Untersuchungen zu verwandeln und die Resultate dieser Vergleichen anzugeben (S. 28); er hätte sich den Dank der Leser, welche nicht die Zeit haben, sich in das ganze Detail der normännischen Geschichte zu vertiefen und doch die neuesten Forschungen kennen möchten, in noch höherem Grade verdient. Der zweyte Band, welcher noch nicht erschienen ist, wird einen Appendix mit dem Leben des hl. Thomas a Becket enthalten; möchte es dann dem gelehrten und eifrigen Verfasser belieben, in diesem Bande die bezeichnete Methode einzuschlagen. Auf die genaue Ueber-

einstimmung des Druckes mit dem Originalmanuscript der Harlejanischen Bibliothek hat der Herausgeber einen mehr als gewöhnlichen Fleiß verwendet.

6. Die Sammlung bisher unbekannter Schriften des berühmten Peter Abälard hat Hr. Victor Cousin, Staatsrath und Pair von Frankreich, veranstaltet. Sie bestehen aus dem großen Tractate Abälards: *Sic et non*; aus seiner Dialectik in 5 Theilen; dem Fragment von S. Germain über die Arten und Gattungen; seine Glossen zu Porphyrius, zu den Categorien, zu der Hermeneutik, zu der Logik des Boethius. Diesen Tractaten hat Hr. Cousin eine lange und sehr gelehrte Einleitung vorausgeschickt, in welcher er über die von ihm benutzten Handschriften Rechenschaft giebt und seine Theorie über den Ursprung der Scholastik und das Verhältniß Abälards zu derselben durchzuführen sucht. Wie bedauern, daß es uns nicht vergönnt ist, in das Detail dieser, wenn auch nach unserem Dafürhalten nicht immer richtigen, doch gewiß höchst interessanten Untersuchungen einzugehen. Der Herausgeber hat das Verdienst, gezeigt zu haben, S. 471, daß Roseelin wirklich der Lehrer Abälards war, eine historische Thatsache, welche bey den kirchlichen Zerwürfnissen des Meisters manche Abweichungen des Schülers erklärt und aufhebt. Ob, wie Hr. Cousin sich zu zeigen bemüht, S. LVI. u. c., die scholastische Philosophie so geradezu aus einer Stelle des Porphyrius, übersetzt von Boethius, hervorgieng, wagen wir nicht zu entscheiden; wir hielten aber immer dafür, daß ihr eigentlicher Grund in viel tieferen Ereignissen der Geschichte des eilften Jahrhunderts liege. Roseelin und die Quelle aller mittelalterlichen Sophistik, Berengar von Tours, sind der Zeit und der Gesinnung nach einander so nahe, daß wir den letztern für den Meister des ersten anzusehen geneigt sind. Wir hätten gewünscht, Hr. Cousin hätte, anstatt auf die Stelle des Boethius so großen Werth zu legen, seine Untersuchungen auch auf diesen Punct gelenkt.

Hören wir noch Hrn. Cousin am Schlusse seiner Einleitung über die Resultate seiner Forschungen:

„Abälard ist mit dem hl. Bernhard in der intellectuellen Reihe die bedeutendste Person des zwölften Jahrhunderts. Wie der hl. Bernhard mit seinem bewundernswürdigen Tacte, seiner Tiefe ohne

Spitzfindigkeit, seiner pathetischen Beredsamkeit, selbst in seinen Schattenseiten und in seinen manchmal zu eng gezogenen Gränzen, den erhaltenden Geist der christlichen Orthodorie repräsentirt, so repräsentiren Abälard und seine Schule in einer gewissen Beziehung die liberale und neuerungsfüchtige Richtung der Zeit, mit ihren oft trügerischen Versprechungen und der unabweislichen Mischung von Gutem und Bösem, von Vernunft und Ueberspannung. Abälard übte über seine Zeit eine Art von Zauber aus. Von 1103 bis 1140 machte er in seinen Lehrvorträgen ein bis dahin unerhörtes Glück, welches, wenn es nicht durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt wäre, fabelhaften Erdichtungen gleichen würde. Er trat zu Paris zwen berühmte Schulen, die des Klosters und die von St. Victor, und veranlaßte eine Menge anderer theils zur Vertheidigung, theils zur Bekämpfung seines Systems; dadurch entstand die Universität Paris. Trotz seiner Irrthümer und der Anatheme zwener Concilien wurde seine gefährliche aber fruchtbare Methode die Universalmethode der scholastischen Theologie. Die Irrthümer verschwand den (?) und die Methode blieb als eine Eroberung des Geistes der Unabhängigkeit. Petrus Lombardus ist der anerkannte Gründer der scholastischen Theologie; dieser aber war ein directer Schüler Abälards und Erbe, wenn nicht seiner Doctrin, doch seiner gereinigten und vervollkommeneten Methode: das *Sic et non* ist der Vorgänger des Buches der Sentenzen. So in Bezug auf die Theologie. In Bezug auf die Philosophie hatte die Schule, welche Abälard gründete, einen bennabe allgemeinen Erfolg durch die bequeme Mittelstraße, welche sie allen Meinungen zu gewähren schien. Eine große Sonderbarkeit, daß diese Mäßigung des Conceptualismus ihr Glück machte! Ihre ganze Originalität bestand vielleicht nur darin, nicht bis zum Ende ihrer Principien zu gehen; diese Zurückhaltung erwark ihr aber die klugen Gemüther, sowie ihr die Auctorität des Boethius die Menge verschaffte. Es blieben zwar noch einige Nominalisten übrig, aber dieß waren Leute ohne Ansehen. Der Realismus erhielt sich ehrenvoll, aber die ausgezeichnetsten Geister gingen unter die Fahnen Abälards. Der Conceptualismus kam in den Besitz des Schulscepters; er spielt die hauptsächlichste Rolle in dem sonderbaren und treffenden Gemälde, welches uns Johann von Salisbury von der Bewegung in den Studien und dem Streite der Schulen in Paris in Mitte des zwölften Jahrhunderts liefert. Johann von Salisbury, ohne Zweifel der schönste Geist seiner Zeit, ein freyer Denker und eleganter Schriftsteller, war ein getreuer Schüler Abälards. Ueberall, in dem Pollicraticus wie in dem Metalogicus, legte er seine

Nennung über die Universalien offen dar und diese Nennung ist die Abälard's d. h. sie ist der Conceptualismus. So endigte die erste Epoche der scholastischen Philosophie. Diese erste Epoche bildete und entwickelte sich nach dem antiken Problem der Natur der Universalien, wie diese von Boethius dem christlichen Europa überliefert worden waren. Die verschiedenen Lösungen dieses Problems bildeten die ganze Philosophie dieser Zeit und die 3 Systeme in welche diese zerfiel, nämlich den Nominalismus, Realismus und Conceptualismus. Wir sahen, wie diese drey Systeme in ihrer Anwendung auf die Theologie eben so viele theologische Systeme hervorbrachten, wovon jedes den Character des Principis trägt, das es hervorbrachte und beständig beherrscht. Hier ist noch der Ort, sich das Schauspiel der Macht dieser Principien zu geben. Ein Problem, wie es scheint, kaum würdig, die Philosophen in ihren Träumen zu beschäftigen, giebt verschiedenen metaphysischen Systemen ihren Ursprung. Diese Systeme bringen die Schulen in Bewegung, bald aber erstreckt sich diese Bewegung auch weiter als auf die Schulen. Bald geben sie aus der Metaphysik in die Religion, von da in den Staat über. So kommen sie auf die Bühne der Geschichte, treten in die weltlichen Ereignisse ein, veranlassen Concilien, beschäftigen die Könige. Wilhelm der Eroberer ist von dem Clerus gegen den Nominalisten Roscelin aufgeregt und Ludwig VII. präsidiert dem Concil, wo der hl. Bernhard, der Heroß seines Jahrhunderts, das Wort ergreift gegen den Conceptualisten Abälard, den Meister Arnolds von Brescia. Lassen wir die Zeit voranschreiten: der Conceptualismus, welcher den Nominalismus zwey Jahrhunderte lang in seinem Schooße zurückhielt, läßt ihn endlich entweichen und diese neue Folge, oder vielmehr diese erneute Folge desselben Principis, das nun eine günstigere Zeit findet, wirft neues Licht, erhebt andere Stürme. Ein zweyter Roscelin, Occam, welcher nochmal den Nominalismus auf die Theologie anwendet und durch die Theologie auf die Politik, stellt sich dem Papste entgegen und verwickelt einen Kaiser und einen König in seinen Streit. Von dem Könige von Frankreich verlassen, von dem deutschen Kaiser unterstützt, stirbt der ungebändigte Franciscaner, der dem Kerker Roger Baco's entrann, in dem Exil zu München; aber er hat zu Paris gelehrt und dieser Ort hat wie keine, die ihm anvertraut wurden, zu Grunde gehen lassen. Die Pariser Universität nimmt die proscribte Doctrin auf; der Nominalismus breitet siegreich den Geist der Unabhängigkeit aus und dieser neue Geist erzeugt die Concilien von Constanz und Basel, wo die großen Nominalisten Pierre d'Ally, Johann Gerson sizen,

diese Väter der gallicanischen Kirche, weise Reformatoren, deren Stimme man nicht hörte und die bald ein anderer Nominalist ersetzt, der Luther heißt. Man spiele deshalb nicht mit der Metaphysik, denn sie enthält die ersten und die letzten Principien aller Dinge etc.“

Wir halten diese wenigen Zeilen für hinreichend, den der Entwicklung des Mittelalters kundigen Leser im Allgemeinen mit den Hauptresultaten der Forschungen des gelehrten Hrn. Verf. bekannt zu machen. Wenden wir uns noch zu einigen einzelnen Punkten. Der erste und vorzüglichste unter den jetzt herausgegebenen Tractaten Abälards ist der *Sic et Non* betitelte, welcher seinen Namen davon hat, daß die verschiedenartigen, darin behandelten Fragen nach pro und contra beantwortet sind. Wir müssen jedoch hier zu unserm großen Leidwesen melden, daß es dem Herausgeber nicht beliebte, diesen Tractat vollständig zu ediren, sonderu daß er vielmehr von Fragen, welche ihm, wir wissen nicht warum, nicht interessant genug erschienen, nur die Aufschriften bekannt machte. Daß die Dialectik wirklich ein Werk Peter Abälards sey, suchte Herr Cousin durch viele Gründe zu zeigen; es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß gar Manches und wohl auch nicht ganz Ungegründetes für die entgegengesetzte Meynung vorgebracht werden könnte. Die aus der St. Emmeraner Handschrift zu München in der Literaturzeitung von Kerz und Besnard herausgegebenen Fragmente Abälards scheint Hr. Cousin nicht gekannt zu haben; ein Vorwurf welcher jedoch Hr. Cousin viel weniger als den zweyten Herausgeber derselben trifft. Eine besondere Rücksicht verdienen noch die von Hrn. Cousin im Appendix herausgegebenen Fragmente philosophischer Schriften des Mittelalters. Mehrere von diesen sind theilweise ihres hohen Alters wegen, da sie bis in das neunte und zehnte Jahrhundert hinaufreichen, theilweise auch ihrer Autoren wegen von vielem Interesse. Wir nennen aus vielen nur die Auszüge aus dem *Megacosmus* Bernards von Chartres, welcher nebst dem *Microcosmus* desselben Verfassers zu den merkwürdigsten Erzeugnissen des aus den Systemen des Heidenthums wiedergeborenen philosophischen Geistes gehört. Sein Commentar über die *Aeneide*, in welcher Bernardus durchgängig eine Allegorie erkennen will und deren moralische und physikalische Beden-

tung er zu enträthseln sucht, erinnert an analoge Bestrebungen der neueren Zeit, die divina comedia zu commentiren. Auch unbekannte Schriften Gerberts glaubt Hr. Cousin aufgefunden zu haben (S. 644. 646). Von einem Commentar des Honorius von Autun über den Timäus hat er mehreres mitgetheilt, sowie aus einer metrischen Bearbeitung der Isagoge des Perphyrius und der Categorien des Aristoteles, zuletzt auch noch Fragmente der philosophia minor des Wilhelm von Conches. Es ist keine Frage, daß diese Mittheilungen dem vorliegenden Buche auch in literarhistorischer Hinsicht einen bedeutenden Werth verleihen.

7. Wir kommen nun zu der Geschichte des Kreuzzuges gegen die Albigenser. Da über dieses Werk und die von dem Herausgeber dazu verfaßte gründliche und höchst lehrreiche Einleitung bereits ein Artikel im Journal des Savans von Villemain (Juillet 1837), so wie ein anderer in den Heidelberger Jahrbüchern (1837, 8. Heft) von Prätorius ausführliche Kunde gegeben hat, so wollen wir nur das Hauptsächlichste hervorheben. Zuerst sey es uns vergönnt, das Eine zu bemerken, daß nach aufmerksamer Lectüre dieser höchst genuinen und originellen historischen Quelle *) und nach sorgfältiger Vergleichung mit den bereits früher bekannten Historien des obengenannten Krieges uns gerade das ein wesentlicher Vorzug des Verfassers dieser politischen Geschichte des Kreuzzuges zu seyn schien, was der Heidelberger Recensent demselben zum Vorwurfe machte; nämlich daß sich hierin zwey so vollkommen verschiedene Seiten zeigen, daß man gewillt seyn möchte, sie für das Werk zweyer Verfasser zu halten. Allein gerade diese anscheinende Sonderbarkeit ist uns ein Beweis der Wahrheitsliebe des Verfassers und damit ein Vorzug desselben, indem er erst dann in diesen scheinbaren Zwiespalt mit sich selbst geräth und den Helden tadelt, den er früher lobte, als dieser, Simon von Montfort, seinem eigenen Verufe ungetreu, sich aus einem Glaubensstreiter in einen habgierigen, hartenherzigen Eroberer verwandelte.

*) Für Freunde der vaterländischen Geschichte diene zur Nachricht, daß auch Bayern den Kreuzzug mitmachten. Sie werden zweymal erwähnt: V. 1261. 9350 (Baiuers).

Ein anderer Punct, auf welchen bey Beschreibung und Beurtheilung des Albigenserkrieges meist viel zu wenig Rücksicht genommen wird, ist die aus dem vorliegenden Buche hervorgehende hohe Ausbildung, welche das Städtewesen schon damals in dem südlichen Frankreich gewonnen hatte und in welcher Beziehung diese von Hrn. Fauriel veröffentlichte Geschichte viel größere Kunde giebt als über die häretischen Doctrinen der Albigenser, über welche wir aus diesem Buche so viel wie nichts lernen. *)

Wir treffen in Avignon, Nice, Arles, Tarascon u. eine vollkommene Unabhängigkeit von den Fendalherren und eine durchgebildete republikanische Verfassung; in anderen, wie Toulouse, hatten sich lehensherrliche und republikanische Einrichtungen zu einem Ganzen durchdrungen. Als Regel aber kann aufgestellt werden, daß jede städtische Gemeinde in Folge des langen, fast das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch währenden Kampfes nun bereits das Recht errungen hatte, Herren und Städte zu bekriegen, Friedens- und Handelsverträge abzuschließen. Selbst da, wo die Grafen und Herren sich in den Städten, wenn nicht als Gebieter, doch in besonderem Ansehen erhalten hatten, übten die städtischen Consulen durch ihr Richteramt eine nicht unbedeutende Gewalt aus, die sich eben so sehr über die Rechtsverhältnisse der Gemeinden als der Einzelnen schützend und ordnend erhob. Dieses bedeutende republikanische Element wurde aber noch verstärkt durch besondere Räte, deren Mitglieder aus den verschiedenen Volksklassen genommen wurden, und welche den Consuln zur Seite stehend, indem sie dieselben von der einen Seite durch Theilung der consularischen Macht beschränkten, diese andererseits durch innere und äußere Verbindung mit ihnen volksthümlicher machten.

(Schluß folgt.)

*) Ja selbst der Gewinn an neuen Thatfachen ist, weil schon früher ein Auszug in Prosa von dieser verificirten Geschichte bekannt war, nicht außerordentlich groß; jedoch ganz unschätzbar ist er in Bezug auf die originelle Weltanschauung und die umständliche Darstellung der Ereignisse.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Mirchondi historia Seldschukidarum persice e codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi edidit — illustravit Joannes Augustus Vullers. Gissae MDXXXVIII.

Mirchond's Geschichte der Seldschuken aus dem Persischen zum erstenmal übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von J. A. Vullers. Gießen 1838. —

Nachdem durch die französische Revolution und die vollendete Eroberung Indiens durch die Engländer ein neuer großartiger Schwung im Studium der orientalischen Sprachen entstanden war, fand auch die persische Litteratur mehr Freunde im Abendlande, das sich bisher nur wenig mit diesem herrlichen Erzeugniß orientalischen Geistes beschäftigt hatte. Trotz dem, daß es in Deutschland als eine unangemachte Sache galt, daß die persische Sprache mit der deutschen aus einer Wurzel entsprossen sey, so blieb es doch in eigentlicher philologischer Behandlung der in dieser Sprache niedergelegten Schätze der Prosa und Poesie hinter den Nachbarröckern, Franzosen und Engländern zurück. Wenn es dem Deutschen wohl ansteht, sich auch dieses Zweiges der allgemeinen Litteratur mehr zu bemächtigen, so darf man gewiß erwarten, daß er es auch mit der Gründlichkeit und jenem philologischen Sinne thue, der ihm in andern Feldern die verdiente Anerkennung des Auslandes erworben hat. Nichts ist aber damit gedient, wenn man mit bloß oberflächlicher Kenntniß sich an die Publicirung persischer Werke begiebt, und ohne in die feinen oft capriciösen Eigenthümlichkeiten der Sprache und des Ausdrucks eingedrungen zu seyn, sich zum Dollmetscher persischer Gedanken aufwirft. Die Klippe aber, an der

manche Geister zu scheitern scheinen, ist die präsumirte Leichtigkeit der Sprache, die es überflüssig zu machen scheint, die philologischen Facultäten ebenso anzustrengen, als es etwa bey dem Sanskrit oder Arabischen der Fall ist. Einfach ist die Formlehre und in so fern leicht die Sprache — aber nur bis zu einem gewissen Punkte: denn gerade durch den Mangel an vollständigen alle grammatischen Kategorien erschöpfenden Flexionsformen entstehen Ambiguitäten und Schwierigkeiten, die nicht nur durch eine feste Kenntniß der Syntax, sondern auch der conventionell einmal festgesetzten lexilogischen Eigenthümlichkeiten, vor Allem aber durch einen gewissen Taet und Sympathie für den Gedanken und die Ausdrucksweise der persischen Schriftsteller und bey Behandlung von handschriftlichen Quellen durch eine gesunde Kritik bezwungen werden. Wenn wir den Maßstab einer solchen Kenntniß an das von Herrn Vullers herausgegebene Buch legen, so müssen wir allerdings gestehen, daß es demselben keineswegs vollkommen entspricht; und da die orientalische Philologie mehr als eine andere ein allgemein europäischer Zweig der Litteratur ist, und eine in diesem Felde von einem Deutschen erlittene Niederlage leicht der deutschen Orientalischen Schule überhaupt imputirt werden kann, so glauben wir, mit Freymüthigkeit die Leichtfertigkeit und Inadvertenz, mit der diese Arbeit des Herrn V. ausgeführt worden ist, bemerken zu dürfen, um, im Falle Hr. V. einer unpartheyischen Stimme Gehör geben will, denselben für die Zukunft aufmerksamer zu machen, und so viel an uns liegt, auch Andere zu warnen. Es würde unmöglich seyn, Alles anzuführen, worin Hr. V. gefehlt hat; wir werden daher, um unser Urtheil zu motiviren, ohne besondere Auswahl eine gewisse Anzahl von Stellen anführen, die unter den bezeichneten Gesichtspunct fallen.

Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich alle auf die des persischen Textes, die von Hrn. V. löblicher Weise auch am Rande der deutschen Uebersetzung verzeichnet worden sind. —

Pag. 4 Die beyden Seldjucken Tschakerbeg und Togrulbeg suchen Schutz bey Voghrachan; doch machen sie unter sich aus, daß jede Woche nur einer von ihnen sich auf drey Tage in das Lager des Chans begeben und demselben seine Dienste leisten sollte, „damit, übersetzt Hr. Vullers, er nicht etwa eine Entschuldigung vorbringe, und damit einer dem andern, wenn er in Gefangenschaft gerathen sollte, zu seiner Befreyung behülflich seyn könnte.“ Der erste Satz hat offenbar keinen Sinn: worüber sollte sich Voghrachan entschuldigen, der doch kein Engagement mit den beyden Brüdern eingegangen ist? noch mehr würde das Unstatthafte heraustreten, würde man den Satz wörtlich übersetzen: damit, wenn eine Entschuldigung in seinem Gemüthe sich erhöhe, er sie nicht ausführen könnte. Es ist gar keine Frage, daß man statt عذري das so nahe liegende غدري „List, Trug“ an seine Stelle setzen muß, wodurch Mirchonds Meynung vollkommen klar wird. Es gehört gewiß wenig Uebersetzung dazu, um diese nothwendige Verbesserung zu machen: um so mehr muß es auffallen, daß Herr V. noch öfters im Laufe des Buches denselben Fehler stehen läßt, wie wir nur kurz andeuten wollen pag. 11, 34, 37, 43. — p. 1. steht im Persischen: نائرة حرب اشتغال يافت worin sicherlich ein Fehler zu vermuthen ist: denn اشتغال fordert eine Ergänzung mit و und kann nicht mit يافتن construiert werden: und wenn diese Schwierigkeiten nicht da wären, wie sollte man übersetzen er beschäftigte sich mit dem Feuer des Kriegs, oder das Feuer des Kriegs beschäftigte sich? und was hätte das für einen Sinn? es ist offenbar اشتغال zu lesen, ein Wort,

das vortrefflich zu dem Subject „das Feuer des Krieges“ paßt und es ist also zu übersetzen: das Feuer des Krieges entzündete sich. Man wäre geneigt das Vullerssche اشتغال als Druckfehler anzusehen, wenn es nicht auch andernwärts eben so fehlerhaft sich fände z. B. p. 13, 14, 19 u. Im Texte p. 18 steht تفصيل اين اجمال: das letzte Wort ändert Hr. V. in احوال. Daß aber اجمال gelesen werden müsse, ist unzweifelhaft; denn Mirchond will sagen: „was ich so eben summarisch (اجمال) vorgetragen habe, werde ich jetzt im Detail (تفصيل) aus einander setzen.“ Nichts ist häufiger als die Entgegensetzung dieser beyden Ausdrücke und Mirchond selbst hätte Hrn. V. darüber belehren können: p. 144 اجمال تفصيل اين اجمال oder p. 147 wo die entsprechenden Participien gebraucht sind مفصل اين مجمل etc. Auch in der philosophischen Sprache stehen sich diese beyden Termini entgegen, indem der eine (taksil) wie der Commentator zu dem Gulshan i rāz bemerkt, die Körperwelt عالم الاجسام, als die Welt der Trennung, der andere (idjmal) die Geisterwelt عالم الارواح oder die Welt der Ganzheit, der Vereinigung bedeutet. p. 9 sagt der Gazuevide Masud: wenn das Glück nicht beysteht, so vergehet zahlreiches Heer und Tapferkeit چون خشتت نيزاب Hr. V. hält نيزاب für fehlerhaft und ändert نيزاب, ein Wort, das durchaus nicht vorkommt, aber doch von Hrn. V. durch Diluvium erklärt wird, weil im Vorhanikate unter den Bedeutungen von نيزاب auch Wasserfluth vorkomme „quum dicat نيزاب idem significare ac صاعقه“ hätte nun نيزاب wirklich diesen Sinn, so müßte man das dazu gesetzte آب für eine höchst überflüssige Tautologie ansehen: aber dieß ist nicht einmal der Fall. Im Vorhanikate steht unter den 26 Bedeutungen des Wortes als die dreyzehnte و طوفان und ist durch Zahlzeichen von den übrigen getrennt:

eben so im Haft folzom als die fünfzehnte **پانزدهم** Daraus geht nun unwidersprechlich hervor, daß **تبر** ein zusammengesetzter Begriff ist und ein plötzlich hereinbrechendes Gewitter mit Blitz und Wolkenbruch anzeigt und daß Hr. B. Unrecht gethan hat, die beyden Elemente dieses Begriffs zu trennen und das eine herauszuheben, weil es gerade für ihn paßte oder zu passen schien. Doch das ist noch nicht genug. Hr. B. übersetzt **خشت** mit Thräne, eine Distraction, die ganz unbegreiflich ist. Die Vergleichung selbst wird aber vollkommen ungehörig: man könnte wohl sagen, die Tapferkeit der Einzelnen verschwinde, wie eine Thräne in der Wasserfluth: wo aber ist das tertium comparationis zwischen einer so verschwindenden Thräne und der im Persischen genannten „großen Anzahl von Truppen und Kriegsrüstung, und Fülle von Macht und Tapferkeit.“ Um zu enden, bemerken wir nur, daß am Persischen Text nichts zu ändern ist. **خشت** ist Ziegelstein und **تیزاب** ist Scheidewasser; der Historiker will also sagen: die größte Kriegsmacht, wenn nicht vom Glück begünstigt, löst sich auf, wie (ein so harter Körper als) der Ziegelstein in Scheidewasser. — Mirchond erzählt p. 47 die Einwohner von Bagdad hätten von ganzem Herzen dem alidischen Partheygänger Befasri gegen die sunnitischen Seldjucken gehorcht, die Sunniten, weil sie so sehr von den Seldjucken geplagt worden wären, die Schiziten aber „weil,“ übersetzt Hr. B. zu viel Uneinigkeit unter ihrer Secte herrschte.“ Ein sonderbarer Grund! aber Mirchond sagt nicht so, sondern viel verständlicher „wegen der Anhänglichkeit, die sie an ihre Secte hatten, wegen confessioneller Partheylichkeit.“ Dieß ist die gewöhnliche Bedeutung des Wortes **تعصب** das Mirchond hier gebraucht. — Hr. B. übersetzt p. 44: „Alp Urslan trug einen langen Knebelbart und eine große Kopfbinde, die wie einige sagen, zwey Ellen lang war und bis ans

Ende des Bartes herabhing.“ Im Persischen steht aber: Sein Turban war so hoch und sein Bart so lang, daß die Entfernung von der Spitze des Turbans bis zu der des Bartes zwey Ellen betrug. — Hr. B. übersetzt p. 41 und v. **بطارقه** die unter der Begleitung des Kaisers Romanns erwähnt werden, durch Patriarchen, und es scheint ihn gar nicht frappirt zu haben, daß in der zweyten Stelle auf vier Bischöfe vierzig Reichen Patriarchen kommen. Jedermann weiß, daß unter **بطارقه** die Edelleute des byzantinischen Reiches (Patricier) zu verstehen sind. — p. 47 leihet er dem Kaiser den sonderbaren Gedanken „an die Stelle des Charlifen in Bagdad einen Katholiken zu setzen.“ Natürlich steht davon nichts im Texte: denn **چنانچه** bedeutet nicht einen Katholiken, sondern einen Katholicos, bekanntlich ein Dignitär der orientalischen Kirche, ein Metropolit. — Hr. B. übersetzt p. 47 „mit einer jeden dieser Abtheilungen rückte eine kleine Anzahl von Kriegserfahrenen und geschickten Feldherrn aus re.“ wo doch von der den Christen feindlichen Macht die Rede ist und übersetzt werden muß: „gegenüber eines jeden dieser (großen) Heerhaufen rückten nur kleine Häuflein geschickter Männer aus re. Gleich darauf übersetzt Hr. B. „Während des Treffens schickte der Sultan den Heerführer Savtegin als Gesandten zum Kaiser“ wo es heißt: auf Befehl des Sultans schickte Savtegin einen Gesandten re. — Hr. B. übersetzt p. 47 „nach der Niederlage des griechischen Kaisers schickte der Sultan alles, was er von den Schätzen der jüngern kaiserlichen Prinzen erbeutet hatte re.“ Ohne etwas davon zu sagen, daß man gar nicht begreift, wie auf einmal hier jüngere Prinzen erwähnt werden, und wie man gerade von ihren Schätzen, und nicht von denen des Kaisers und der ältern Prinzen so viel erbeuten konnte, genügt, um die Uebersetzung des Hrn. B. umzustossen, schon die einfache Reflexion, daß der Ausdruck **ذاتی الاصغر** unmöglich jüngere Prinzen bedeuten könne, was ge-

gen alle Grammatik wäre. Wörtlich heißt er: die Schöne des Kleinsten: was aber offenbarer Unfium ist. Ganz einfach hat man *صغر* in *صغر* zu ändern: die Banu Lasfar sind die Römer; denn Masfar ist ein Bepnahme Nums, des Sohnes Esaus cf. Fleischer Anteiislam. p. 168. —

(Fortsetzung folgt.)

Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi, et par les soins du ministre de l'instruction publique.

(Schluß.)

Es darf ferner nicht übersehen werden, daß zu diesen mit dem ruhigen und stetigen Geiste der Kirche nach den damaligen Verhältnissen wenig passenden, republikanischen Einrichtungen noch hinzukam, daß, als Schaaren fremder Ritter — und sie waren von allen Seiten des christlichen Erdkreises zur Theilnahme an dem Kreuzzuge gekommen — sich den blühenden Gebieten jener bereits gebildeten Republiken oder im vollen Zuge der Bildung zu solchen begriffenen Städte in der Absicht näherten, die religiöse Empörung durch politischen Zwang zu ersticken, insbesondere aber, nachdem der Führer des Kreuzheeres, Simon von Montfort, um bey der nur für kurze Frist verbindlichen Hilfe der Kreuzfahrer nicht plötzlich erbitterten Feinden allein gegenüber zu stehen, zu dem Mittel gegriffen hatte, das ihn allein in den Stand setzen konnte, den Krieg mit Nachdruck zu führen, große Anleihen zu machen und dieselben mit der erbeuteten Habe der Ueberwundenen abzu zahlen (Vergl. coupl. LXXII. B. 1634 re.) — dann der ganze Krieg eine Gestalt annehmen mußte, welche es nicht gestatter, ihn als eigentlichen Religionskrieg zu betrachten. Vergleicht man hiemit das Betragen des Papstes gegen die Grafen von Toulouse, welche jener sogleich betriegen zu lassen aufhörte, als er sich zu überzeugen vermocht hatte, der gegen die Feinde der Religion begonnene Krieg

fange an, persönlichen Interessen zu dienen, so wird diese Behauptung als Grundansicht zur Beurtheilung des albigensischen Kreuzzuges vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Noch sey es uns erlaubt zu bemerken, daß jene Scenen des historischen Gedichtes, in welchem der gleichzeitige, aber Herrn Fauciel zufolge (Introd. S. IV.) unbekanntes Verfasser Papst Innocenz III. berührt, an innerer Wahrheit und Schönheit zu den schönsten der neueren christlichen Poesie gehören und nur zu bedauern ist, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, seinem Gedichte einen größern Umfang zu geben, als den, welchen es in der vorliegenden Ausgabe hat, von dem Tode Peters von Châteaufort bis zur Eroberung von Marmande durch Ludwig VIII. (1208 — 1210). In so großer Achtung stand aber dieses Gedicht bey den Provenzalen, daß im vierzehnten Jahrhundert ein Auszug davon in Prosa gemacht wurde, welcher bis jetzt für eine der Hauptquellen der Geschichte des Albigenserkrieges galt (vgl. recueil des historiens de France, T. XIX.), und noch im siebzehnten Jahrhunderte Theile davon im Munde des Volkes lebten. Dagegen haben aber die neuen Fortsetzer des eben genannten Recueils zum nicht geringen Contraste ihrer Arbeit mit der der umsichtigen Benedictiner, ihrer Vorgänger, diese Hauptquelle, obwohl sie dieselbe kannten, nicht in die Sammlung aufgenommen und es blieb daher Hrn. Fauciel überlassen, sie an das Licht zu ziehen und mit einer höchst fleißig, sorgfältig und umsichtig gearbeiteten Einleitung und Uebersetzung dem Publikum zugänglich zu machen.

8. Wir wenden uns nun zu dem noch übrigen letzten der bisher erschienenen Werke der ganzen Sammlung. Es ist dieß ein kurzer Bericht über eine Inspectionsreise des H. Grille in die Arrondissements von Nancy und Toul mit einer Aufzählung und Beschreibung der daselbst vorgefundenen Monumente der Kunst, deren vorzüglichste in lithographirten Abbildungen, wovon bis jetzt 3 Lieferungen erschienen, beygegeben sind. Für die Geschichte der Kunst im Mittelalter sind in diesem Berichte werthvolle Daten enthalten.

Dr. C. Höfler.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Mirchondi historia Seldschukidarum persice e codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi edidit — illustravit Joannes Augustus Vullers.

(Fortsetzung.)

Hr. B. übersetzt p. 14 „dann erkundigte er sich nach einem jeden von ihnen und sagte: dieser hier was für einen Rang hat er? und jener, welches Amt bekleidet er.“ ganz ungeschickt; denn der Nizam-elmolk kannte die Leute recht wohl, der Chalife aber nicht. Hr. B. hat تعریف mit تعرف verwechselt: „Der Nizam gab dem Chalifen über jeden Auskunft, welchen Rang dieser bekleidet, welches Amt jener etc.“ — p. III. „Zur Tochter der Mutter Turkan chatun“ ganz unverständlich, statt „zu Turkan Chatun, der Mutter des Mädchens (der Braut).“ — p. IV findet sich die sonderbare Uebersetzung: „den Beynamen Moazzi hatte er der (Sultan Malikschah) sich bey seiner Befreyung selbst gegeben“ nachdem uns eine Zeile weiter oben gesagt wird: „der Chalif gab ihm den Ehrentitel Djelal-eddaula Moazzi eddin etc.“ Was soll ein deutscher Leser sich über die Wichtigkeit historischer Angaben bey orientalischen Geschichtschreibern denken, wenn in einem und demselben Sage das nämliche Factum auf verschiedene Weise erzählt wird. Aber getrost! nicht Mirchond ist es, sondern Hr. B., der uns diesen Widerspruch aufzischt. Die Stelle heißt im Persischen: معزى

می تخلص باین کلمه خوب است منتسب کردن آن
und hierin hat Hr. B. sowohl die ganz einfache Construction als die Bedeutung der Worte mißverstanden. معزى kann nicht Object seyn wie B. annimmt, sondern muß als Subject aufgefaßt werden und خوب ist Object, nicht Subject. Ferner معزى ist nicht Name des Sultans, der Moizz eddin heißt, sondern Name einer andern Person, abgeleitet von dem des Sultans, und zwar kann hier niemand anderer verstanden werden, als der kurz vorher erwähnte Dichter Moizzi (nicht Moazzi); ferner معزى منتسب کردن heißt nicht schlechtthin bezeichnen, sondern seinen Namen durch das Jai nis-hat oder auf eine andere Weise von einem andern Namen bilden, wie Rumi von Rum, Moizzi von Moizz; endlich می تخلص heißt nicht: „bey seiner Befreyung“: die technische Bedeutung von تخلص ist wie männiglich bekannt ist, der letzte Vers einer Gazele, worin der poetische Name (wie Hafiz, Djammi etc.) vorkommen muß, oder der poetische Name selbst. Der Sinn des Ganzen ist also: Sultan Melieschah hatte folgende Namen vom Chalifen erhalten: Djelal eddaula Moizz eddin etc. nach dem ersten trägt die djelalische Aere den Namen, nach den andern hatte der (bekannte Dichterkönig) Moizzi im tachallos seinen poetischen Namen abgeleitet. — p. 130 „Nun kommt es aber dem Haupte des Is-lams von Rechtswegen mehr als den übrigen Fürsten zu, an jenem Tage — — auszuruhen“ wo zu übersetzen ist: „Nun aber kommt dem Haupte des

Islams die Ausübung des Rechts und der Willigkeit mehr als den re. zu, damit re. — p. 111 **بمشمول عدل وفضل احق واولى** **ببينمايد** Hr. B. „(die Stadt Bagdad) die ohne Einschränkung am meisten Gerechtigkeit und Wohlthaten verdient.“ Wann hieß **بمشمول** jemals: ohne Einschränkung“ und wenn es der Fall wäre, wie soll man denn die folgenden Substantive construiren, die nothwendig eine Präposition vor sich haben müssen? Aber **بمشمول** heißt ganz einfach ein dem Nordwind ausgesetzt und durch ihn abgekühltes Getränk (cf. Caab ben Zoheir: — Wein — mit frischem Wasser gemischt, geschöpft im Thal aus der Fluth, der klaren, deren Geström des Nordsturms Odem gekühlt:) der Prediger will also sagen, die Stadt Bagdad sey am würdigsten des kühlen Getränkes der Gerechtigkeit und der Wohlthaten, ein Ausdruck der trefflich zu dem unmittelbar Vorhergehenden stimmt, wo es heißt, der Bezir dürfe nicht in Bagdad die Quelle des süßen Wassers seiner Wohlthaten vorbeyspülen lassen, ohne die Durstigen der Wüste der Armuth zu erquicken. — p. 114 **چنين كند الخ** ist ein Vers, was B. nicht bemerkt hat. — p. 114 übersetzt Hr. B. den Titel des Bezir **نظام الملك رضى امير المؤمنين** **ميردام** **عالمه رادى**, Fürst der Gläubigen, und fährt in der Uebersetzung fort: denn so lange der Islam besteht, ist noch kein Bezir mit dem Titel: Emir der Gläubigen ausgezeichnet worden.“ Man kann hinzusetzen: auch nicht einmal Nizam al-mulk. Es kann keine größere Mißkennung orientalischer Verhältnisse geben, als zu glauben, ein Unterthan habe den Namen des höchsten geistlichen und weltlichen Herrn getragen. Gründe so etwas im Texte, so dürfte man es kühnlich für eine Interpolation eines mit dem Orient unbekanntem Geistes halten. Aber Mirchoud sagt es auch nicht: **بامير المؤمنين منسوب كراييد** **بمير** nicht: „wurde mit dem Titel: Emir almmumenin bezeichnet,“ sondern: „er erhielt einen Namen, der

einen Bezug auf Emir almmumenin hat, der davon abgeleitet ist“ nämlich man fügt noch ein Wort hinzu das im status constructus zu Emir almmumenin gesetzt ist, wie hier **رضى**. Der Bezir hieß also: die Ordnung des Reichs, das Wohlgefallen des Emir almmumenin: nicht aber Radhi (der Wohlgefällige), der Fürst der Gläubigen; was sogar gegen die Grammatik wäre, indem dann zu **رضى** der Artikel hätte gesetzt werden müssen. Es war schon Ehre genug für einen Bezir, daß in seinem Titel ein Verhältniß zu dem Fürsten der Gläubigen angedeutet wird, eine Ehre, die bis dahin nur herrschenden, um den Chalifen wohlverdienten Dynastien ertheilt wurde, wie z. B. dem Selджуken Sultan Melikschah, mit dem Ehrennamen Kasim Emir almmumenin (p. 117) und Sultan Mahmud, genannt Jamin Emir almmumenin (p. 118). Das erstere übersetzt Hr. B. der Schöne, der Fürst re., das andre: der Glückliche, der F. re. ohne zu bedenken, daß es dann al-kasim, al-yamin heißen müßte. Der erste Titel bedeutet: der sich mit dem Chalifen in die Herrschaft theilt, der zweyte: die rechte Hand des Chalifen. Möge die Majestät des Chalifen Hr. B. dieses crimen laesae verzeihen. — p. 118 „der Bezir Nizam el-mulk sagt in der Erzählung eines Traumes: „Furcht und Angst überfiel mich ob dieser Täuschung.“ Von Täuschung kann hier gar keine Rede seyn, da der träumende Chodschah sein Gesicht durchaus für keine Täuschung hielt, und wenn auch, so konnte sie für ihn kein Gegenstand des Entsetzens werden, da sie ihm ja große Ehre vorpiegelte, nach welcher sein ambitioiser Geist damals, wie er selbst sagt, so sehr begeherte. Das Wort, das im Persischen steht, **تهدائي** ist nach B. (not. p. 118) lectionis dulciae, da man auch **تهدائي** lesen könnte. Das erstere knüpft er an das von Castell erwähnte **تهدائي** ineptus: das aber eines der Unworte ist, wie sie sich zu Hunderten im genannten Verken finden; das andere an das arabische **تهدائي** fatuus fuit: aber

dieses Verbum bildet kein Substantiv **ذَهَاءٌ** und wenn es sich fände, so würde es fatnitas nicht aber Täu- schung bedeuten. Es ist höchst sonderbar, daß Hr. B. nicht bemerkt hat, daß **ذَهَائِي** (Einsamkeit) zu lesen ist, so zwar daß die drey Punkte des The in zwey und einen aufgelöst werden müssen, wie ja in persischen Manuscripten so gewöhnlich ist. Dieses Wort macht nun den ganzen Traum erst recht dra- stisch: der Ghodscha sieht sich von Ehren umgeben, da überschleicht ihn ein grauenhaftes Gefühl der Einsamkeit und siehe da eine Gestalt erschien ihm *re.* — p. 181 „Die welche dir Tribut zahlten *re.* **ذَهَائِي** statt: die welche in deinem Dienste Heuchelei hegten. *H. B.* punctirte wahr- scheinlich **ذَهَائِي** (was nicht einmal Tribut, sondern allgemein: Ausgabe heißt) statt **ذَهَائِي**. — p. 180 **ذَهَائِي** „nach Balch“ Hr. B. über- setzt die ersten Worte nicht: und doch muß er sich dabei etwas gedacht haben: denn er adoptirt die Lesart des Pariser und verwirft die des Berliner Coder, der das **ذَهَائِي** wegläßt. Hr. B. hatte vollkom- men Unrecht, hier so wie an hundert andern Stel- len, wo der Berliner bey weitem Besseres darbietet als der Pariser. **ذَهَائِي** als Beyname Balchs ist wahrer Unsinn. Es ist bekannt, daß der Bey- name dieser Stadt **ذَهَائِي** ist; mit der Präpo- sition ist dieß **ذَهَائِي** und so muß gelesen werden was nur wenig von der Berliner Lesart entfernt. Es ist unbegreiflich wie so etwas einem orientali- schen Geschichtsforscher entgehen kann. — p. 179 „Obgleich der Sultan sich größtentheils in seinem Harem aufhielt, so war er doch eben so gut von den Angelegenheiten des Divan als von den Geheimnissen des Brautschages und der schö- nen Töchter unterrichtet **ذَهَائِي** — — — **ذَهَائِي** از احوال دیوان و اسرار سیاق و سخر نیکی با **ذَهَائِي**“

Man sieht daß im Persischen, nichts von „eben so gut als“ — vorkömmt und daß wir diese Aus- drücke, die dem Sage auf einmal eine andere Farbe geben, der Verlegenheit des B. verdanken. Da aber im Persischen bloß und steht, so haben wir na- türlich nicht Geheimnisse des Brautschages und der schönen Töchter sondern Dinge zu erwarten, die man im Harem nicht lernen kann: wozu hätte denn auch Mirchond obwohl (**بازنگ**) gesagt? Und was sind denn Geheimnisse des Brautschages? So sonderbare Gedanken bey ei- nem sonst logischen Kopfe, wie Mirchond sich ge- wöhnlich zeigt, lassen uns arge Mißverständnisse bey seinem Uebersetzer vermuthen. Examini- ren wir die einzelnen Ausdrücke. **سیاق** übersetzt Herr. B. durch Brautschag. Wo hat er dieß gefunden? Bey Freytag steht **ساق** 2) *misit praebuitve sponsalitiu donum mulieri c. الی* p. die letzten Worte mit italienischer Schrift gedruckt: Dieß heißt aber bloß, daß das Verbum **ساق** ge- ben bedeutet und daß man es z. B. vom Geben des Brautschages gebrauchen könne; wenn man dieß thut, so muß man natürlich noch das erforderliche Complement (etwa **ساق**) hinzusetzen. Die allge- meine Bedeutung des Verbi als geben ist unbe- zweifelt. Siehe Tabari Kosegart. I. 16. **ساق** **الیکم** **الکرامة** *ibid.* p. 32. **ساق** **الیکم** *re.* **سیاق** muß also auch eine andere Bedeutung haben. Bey Meninski findet sich **سیاق** als spe- cies arithmeticae s. numerandi modus literis arabicis. Daß das Verbum **ساق** die, in den Lexicis nicht erwähnte Bedeutung von „berechnen“ hat, geht aus mehreren Stellen hervor, von denen wir eine ganz evidente anführen wollen: (Hamza Isfahan. C. Leid. p. 53). **سیاق** — غیر موافق اسکندر لانه ساق السنین فی تاریخ سنہ الی سنمایة وست و تسعین سنہ „dieses stimmt nicht überein mit der Berechnung der Chronologie der Jahre Alexanders (von Alexan-

der bis Ardeschir) denn er (Kestavi) berechnete die Jahre im Detail auf 696 Jahre zc. Wenn also im Worte سیاق kein Fehler liegt (es wäre möglich daß سیاست zu lesen), so haben wir es als eine Nebenform für سیاقه anzusehen, wie sie wirklich von Djenhari angeführt wird, und die اسرار سیاق wären also nicht Geheimnisse des Brautschages, sondern die Geheimnisse des Calculs; das darauf folgende Wort دفتر ist natürlich als دفتر, das Budget, Finanzetat zu lesen, und verbindet sich ungezwungen mit dem vorhergehenden; das darauf folgende نیک gehört aber nicht zu دفتر sondern zu باخبر als Verstärkung: sehr unterrichtet. — Eben so sonderbar ist von Hr. B. der folgende Satz übersetzt worden: واز عارض اوراق عرض حشم و توجیہات موسومات لشکریان طالب فرمودی „und befahl dem Secretär, ihn von der Dienerschaft und den bestimmten Märschen des Heeres in Kenntniß zu setzen.“ عارض heißt nicht überhaupt Secretär, sondern Secretär des Heeres (کاتب لشکر) die Person, die die Musterrollen des Heeres führt; اوراق عرض das Hr. B. zu übersetzen nicht für der Mühe werth hielt, sind eben die Musterrollen; توجیہات sind die Truppen: daß unter توجیہات nicht Märsche, sondern Anstellungen, appointments zu verstehen sind, weiß jeder Leser der Allgemeinen Zeitung. Es wäre nicht unmöglich, das folgende موسومات als Adjectivum zu توجیہات zu ziehen; besser aber scheint es uns, dasselbe als terminus technicus zu nehmen, Löhnung, Stipendia, und ihm ein و voran zu setzen. Man sieht, daß nun nach unsrer Ansicht der beyden Stellen alles vortrefflich zusammenstimmt, während bey Hrn. B. unzusammenhängende Gedanken stehen und eine Uebersetzung hervorgetreten ist, die sich weder durch die persische Grammatik noch Lexilogie rechtfertigen läßt. — p. ۴۰۰ در نا حید عالم از. مضافات همدان

dan“ نا حید عالم als Gebirgsgegend möchte sich wohl durch nichts belegen lassen: wenn ein alter arabischer Dichter عالم für Berg gebrauchte, so hat das seinen guten Grund, berechtigt aber noch nicht, es auch für die persische Litteratur gelten zu lassen: علم als synonym für جبل ist in der arabischen Geographie unerhört. Das Richtige liegt in der Variante اعلم die Hr. B. mit einem male abfertigt. اعلم ist der Name einer Gegend bey Hamadan, vide marasid alitila: اسم کورة — الاعلم — بین همدان و زنجان من نواحی الجبال الخ p. ۲۱۶ liest Hr. B. اروق statt اورتانی, was aber vollkommen richtig ist, und Familie bedeutet cf. Quatremère Raschideddin p. 7. — pag. ۲۱۷ پنجروزه حیات طبیعی را بعینش وخرمی Die Wfsche. Uebersetzung „brachte fünf Tage seines Lebens in lauter Lust und Freude zu“ muß schon jedem unbefangenen Leser im Zusammenhang mit der ganzen Stelle als höchst sonderbar erscheinen, und würde es noch mehr wenn Hr. B. das تا des persischen Textes in das Deutsche mit aufgenommen hätte. Doch brauchen wir dieß gar nicht auszuführen, da es uns genügt zu bemerken, daß پنجروزه حیات grammatisch nicht: fünf Tage des Lebens bedeuten kann, sondern das fünftägige Leben: dieß ist aber nichts anders als das kurze, ephemere Leben (wie z. B. im Pendnameh ed. Sacy p. 94): Dieser Ausdruck kommt davon her, daß die Orientalen das ganze Leben des Menschen als eine Woche ansehen, von deren sieben Tagen der erste, an welchem der Mensch geboren wird, und der letzte, an dem er stirbt, abgerechnet werden, und somit fünf Tage für die eigentliche Existenz übrig lassen (vide Haff kolzom). Man sieht, daß es doch der Mühe werth ist, bey Uebersetzung orientalischer Texte ein wenig nachzudenken, um nicht die dupe einer Meutapher zu werden.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. Juny.

Nro. 109.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

P. Virgilio Maronis opera ad optimorum librorum fidem edidit perpetua et aliorum et sua adnotatione illustravit commentationem de vita carminibusque Virgilio et indices necessarios adjecit Albertus Forbiger. Pars II. Aeneidos L. I — IV. Lipsiae. Sumptum fecit et venundat T. C. Hinrichs. MDCCCXXXVII.

Es ist nicht eben lange her, daß es für Geschmacklosigkeit galt, sich des römischen Dichters zu freuen. Denn so wie dieser vor dem Wiedererwachen des Sinnes für ächte Poesie mit Unverstand über Homer war erhoben worden, — „Virgil ist polirter,“ hat mit der damaligen Welt König Friedrich im Gespäche mit Gellert gemeynet, und dieser nur das erwidert, daß Homer zu weit von uns abliege, als daß uns über ihn ein vollständiges und gerechtes Urtheil zustehet — so sehr hat ihm die Vergleichung mit diesem geschadet, als den Deutschen endlich das Verständniß der homerischen Muse aufgegangen war. Aber so unendlich nahe diese Vergleichung auch liegt, wir wagen sie dennoch in einem Sinne wenigstens für unbillig zu erklären. Denn gänzlich verschieden ist das Verhältniß beyder Dichter zum Stoff ihrer Gesänge. Was an den großen Ereignissen, die Homer im Liede fenert, von geschichtlicher Wichtigkeit für alle Zeiten war, geht vollkommen darin auf, daß sie sein Lied erzeugten; nicht die Helden, sondern der Sänger, nicht die Thaten, sondern die Denkmale derselben haben welt-historische, Jahrtausende tragende Bedeutsamkeit, so daß wörtlich wahr geworden ist, was der Dichter von der Götter Absicht bey dem Untergange

Troja's sagt (Od. S. 579, 580): τὸν δὲ θεοὶ μὲν τεύξαν, ἐπεκλώσαντο δ' ἄλλετρον ἀνδρωποῖς, ἵνα ᾗσι καὶ ἑσσομένοισιν ἀοιδῆ. Der That endliche, ja eigentliche Bestimmung war es, zum Liede zu werden. Dagegen ist nun freylich die Aeneide nicht das historische Ergebniß, sondern nur ein Abglanz der Größe Rom's; daß sie vorhanden sey und jedes empfängliche Menschenherz erfreue, ist nicht ihre höchste und letzte Bestimmung; anders als die Ilias und Odyssee hatte sie dieselbe außer sich, im Lobe August's, um dessen willen nur, was sie besingt, geschehen war, in welchem sich Rom's Herrlichkeit vollendet. Nun bestand aber des Dichters Aufgabe darin, diese zu seiner Zeit bereits entwickelte Herrlichkeit in seinem Epos gleichsam im Keime zu zeigen; sie forderte die Kunst, ein geistreiches vaticinium post eventum zu schaffen, ja diesen Erfolg wo möglich durch Schicksal und Thaten des Stammheros selbst zu motiviren. Hätte sich der Dichter hierauf beschränkt, hätte er nicht eigenfönnig eine zweyte, unerreichbare Absicht verfolgt, in seiner Aeneide die beyden Gedichte Homers im Ganzen wie im Einzelnen zu reproduciren, so würden wir zwar eine Menge sehr schöner Verse weniger haben, aber auch seltener das vergebliche Bemühen wahrnehmen, Unnachahmliches nicht bloß nachzubilden, sondern zu übertreffen, dagegen gewiß das wahrhaft Große seines Gedichts, die prophetische Darstellung der Kämpfe wie der Herrlichkeit Rom's, mächtiger hervortreten sehen. Wie die Aeneide jetzt vor uns liegt, hat ihr Ausleger außer den allgemeinen, für jedes schriftstellerische Werk geltenden, Pflichten noch die beyden besondern auf sich, erstlich auf die Nachahmungen Homer's beurtheilend einzugehen, wofür durch Nachweisung der treffenden Stellen schon längst so viel vorgearbeitet ist, dann aber vornehmlich die Kunst

anzuzeigen, mit welcher Virgil die Geschichte Roms zu Motiven der epischen Handlung zu benutzen gewußt hat. Ist z. B. in jener Hinsicht rühmend anzuerkennen, daß er gewisse durch den homerischen Typus für das Epos fast unentbehrlich gewordene Bestandtheile aufs sinnreichste für seinen Hauptzweck fruchtbar gemacht hat, wie den Gang in die Unterwelt, die Fertigung des Schildes, die Leichenspiele (*ludus Trojae*), während er unter Anderem vergeblich strebt, in der Person des Drances (*lib. XI.*) den homerischen Iherites zu erneuen, so muß in letzterer das Verdienst der Anlage des Gedichtes sowohl als einzelner Stellen desselben die gehörige Nachweisung finden. Was nun jene betrifft, so bedeutet der einfache Gang der Haupthandlung, vermöge dessen Aeneas zu Dido, dann in die Unterwelt, hierauf nach Latium und zu Evander an die Stelle kommt, wo Nem einst stehen sollte, doch wahrscheinlich nicht weniger, als daß der Stammheros durch seine persönlichen Verhältnisse für's erste den Grund zu dem Kampf um die Weltherrschaft legt, in dessen Prüfungsfeuer sich Rom derselben würdig erweist, daß er zweitens die Höhe voraus erblickt, zu welcher die Stadt durch den Sieg in diesem Kampfe wird erhoben werden, und daß endlich den römischen Leser die Anschauung des Contrastes erfreuen soll, die ihm zu Theil wird, wenn er nach dem großartigen Ueberblick römischer Weltherrslichkeit, den das sechste Buch giebt, im achten mit Aeneas den Geburtsort und Schauplatz derselben im vorgegeschichtlichen Zustand idyllischer Friedlichkeit als die Wohnstätte eines harmlosen Kleinlebens findet (*VIII. 347: hinc ad Tarpejam sedem et Capitolia ducit, aurea nunc, olim silvestribus horrida dumis; v. 360: passimque armenta videbant Romanoque foro et lautis mugire Carinis.*)

Zu dieser Betrachtungsweise des Dichters hat Heyne den Grund gelegt, und hiemit mehr geleistet, als nur den Virgil erklärt, nämlich die Vermittlung zwischen dem philologischen Wissen und der modern gebildeten Welt, die jenes als trübselige Pedanterey großentheils von sich zu weisen im Besgriffe war, wieder eingeleitet. Denn das erkennt jetzt wohl jedermann, daß Heyne als Kritiker und Grammatiker mit keinem der großen Holländer, die

seine Zeitgenossen waren, auch nur im entferntesten zu vergleichen ist; aber er hat, wie vor ihm Niemand, in seinem Virgil versucht, das künstlerisch und süßlich Schöne dem Leser wenigstens andeutend nahe zu legen, und hierdurch die Theilnahme der modernen Gebildeten für klassisches Wissen, welche die sonst unschätzbaren Arbeiten der holländischen Schule ihrer Form wegen unmöglich hatten erregen können, wiederum in weiten Kreisen geweckt. Dieses Verdienst wird ihm nie bestritten werden können, so schlecht auch seine Nachtreter mit der von ihm eingeführten Methode gewirthschaftet haben.

(Fortsetzung folgt.)



Mirchondi historia Seldschukidarum persice e codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi edidit — illustravit Joannes Augustus Vullers.

(Schluß.)

واز غایت خبث باطن رزوں Pag. ۱۴۹ sie gingen in ihrer Schlechtigkeit so weit, daß sie Soldaten in den Hinterhalt stellten.“ Um diese Uebersetzung zu erhalten, hat Hr. B. das و vor اوباش gestrichen und رزوں in ربون verändert, das so gewonnene باطن ربون betrachtet er als Compositum mit der Bedeutung *internum rapiens* i. e. *animum laecerans, discrucians*. Wenn wir auch annehmen, daß dieses Epithet füglich auf خبث bezogen werden könnte, so stellen sich doch unübersteigliche grammatikalische Hindernisse gegen die Bildung des Compositum selbst entgegen. Welcher Perser hat jemals das abgekürzte participium passivum (ربون) in der Composition mit der Geltung des participii activi gebraucht. باطن ربون kann bloß *cujus internum rapitur* bedeuten: das was Hr. B. postulirt, mußte باطن ربا lauten. رزوں ist auf alle

Fälle ein schwieriges Wort, doch kann man sich über den Sinn kaum täuschen. Gerade wie hier **رنون و اوباش** verbunden werden, so auch bey Raschid eddin ed. Quatremère p. 226: und **رنون** muß also eine mit **اوباش** analoge Bedeutung haben. Dieses Wort heißt aber nicht, wie B. übersetzt: Soldaten, sondern gemeines, zusammengelaufenes Volk, und Hr. Quatremère hat also ganz gut **رنون و اوباش** durch: des gens de la lie du peuple, des hommes ignobles gegeben. Nun ist es aber sonderbar, daß selbst Mirchond in dem von B. herausgegebenen Buche dieselbe Verbindung gebraucht hat, nämlich **رنون و اوباش** wo sicherlich **رنون** geschrieben werden muß. Die Uebersetzung, die Hr. B. von dieser Stelle vorbringt ist so unstatthaft, als die andern von uns erwähnten **خراند سلطان را از سر پنجه غضب ر بود** „bis man den Schatz des Sultans aus den Klauen der Wuth gerissen und nach Abwehrgung der bagdadischen Truppen glücklich übergesetzt hatte.“ Nun ist zu bemerken 1) daß der Schatz des Sultans noch nicht in die Hände der Meuterer gefallen war; 2) daß nach der Bullerschen Uebersetzung auf keinen Fall **ر بود** sondern **ر بود** stehen müßte; 3) daß dieses Wort hier durchaus ungehörig ist, indem von einer gesetzmäßigen Gegenwehr, nicht von einem räuberischen Unfall die Rede ist; 4) **نکاه داشتن** heißt nicht abwehren, sondern bewahren. Offenbar ist das Object dieses Verbi **خراند را** den Schatz, dieser wurde in Acht genommen, beschützt; und zwar vor den Klauen der Wuth **از سر پنجه غضب**, so daß für **رنون و اوباش** keine andere Construction übrig bleibt als die des Z;afet: vor der Wuth des Pöbels von Bagdad. So entwickelt sich alles ganz natürlich und in bester Uebereinstimmung mit dem ganzen Zusammenhange. — Die ungefähre Bedeutung von **رنون** wäre also wohl ermittelt: schwerer aber wird es fallen, den

Ursprung des Wortes nachzuweisen: wenn es nicht eines der vielen mongolischen Wörter ist, die in der spätern persischen Literatur so häufig sich finden, so kann ich es für nichts anderes ansehen, als für die, freylich unregelmäßige Bildung eines pluralis fractus von dem persischen **رن** (in der Bedeutung von nebulo) wie etwa die Perser nach arabischer Analogie aus persischen Wörtern wie **پارشا**. **نراکت** Substantiva deriviren **پارشاها** doch gebe ich dieß bloß für eine Conjectur, die ich gern fallen lassen würde, wenn etwas Triftigeres nachgewiesen würde. — pag. ۴۶ „Gestern war noch eine Nacht zwischen deinem Haupte und dem Himmel, heute aber ist dein Haupt eine Parasange vom Körper entfernt.“ Wer kann das verstehen? Der Dichter will sagen: Gestern warst du noch ein mächtiger Monarch, heute hat man dich enthauptet und dein Haupt weit von deinem Rumpfe weggeführt. Was Hr. B. durch eine Nacht übersetzt, heißt im Persischen **شب**: dafür ist offenbar **شبر** eine Spanne zu lesen: dein Haupt war bloß eine Spanne weit vom Himmel zc. besser aber scheint es des Metrums wegen die Variante **کتر** eine Elle zu wählen. Schon diese hätte Hr. B. auf den eigentlichen Sinn des Verses führen sollen. Wenn wir mit Beleuchtung der Bullerschen Uebersetzung abbrechen, so meinen wir nicht, daß die behandelten Punete die einzigen sind, in denen Hr. B. seinen Schriftsteller flüchtig studirt und folglich falsch übersetzt hat: es giebt deren noch eine ziemliche Anzahl, die wir aber übergehen, weil diese Recension ohnehin schon zu lang geworden ist, und eine Aufzählung von Fehlern überhaupt ein sehr unerquickliches Geschäft ist. Doch müssen wir noch einige allgemeine Bemerkungen machen. Wir haben schon erwähnt, daß uns Hr. B. viel zu wenig Rücksicht auf den Berliner Codex gelegt zu haben scheint. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Stellen namentlich anführen: es genüge daher eine

eingige. p. ۴۰ steht کلمات مشفق nach dem Pariser Codex, während der Berliner سقن آمین hat. Nun gehört es aber zu den Feinheiten der persischen Sprache, daß ein Participium oder Adjectivum (wenn es nicht bloß eine allgemeine Relation ausdrückt) nur mit dem Subject verbunden werden kann, das wirklich die Handlung ausübt, die im Adjectiv ausgedrückt ist. Man kann wohl sagen من مشفق ein gütiger Mann, aber nicht کلمة مشفق eine gütige Rede, ein Tropus, der uns Abendländern sehr geläufig, bey den Persern aber durchaus untersagt ist; diese müssen sich daher auf andere Weise helfen, und sie thun dieses gewöhnlich durch ein Compositum, wie hier: gerade wie nachher پیغامهای صحت انکبیر steht, wo صحت ein eben so arger Barbarismus wäre, als oben کلمات مشفق. — Auch die Orthographie ist von dem Hrn. Herausgeber nicht rein genug gehalten worden. So schreibt er im Tzafet امرآ statt امرای, توجه statt توجه, als ob das schließende He ein mochaffah wäre und nicht mozar. Ein Umstand hat uns besonders frappirt, man findet nämlich im persischen Text immer کردن انیدن geschrieben. Da dieses Wort beynahe auf jeder der 270 Seiten vorkommt, so kann seine Schreibung unmöglich zufällig seyn, und muß auf einem System des Verf. beruhen. Er leitet also wohl das Wort von کردن ab. Da Hr. W. eine persische Grammatik angekündigt hat, so müssen wir bis dahin unser Urtheil aufschieben. Es sey uns einweilen erlaubt auf der Schreibung کردن انیدن*) zu bestehen; denn nach der alten Theorie wird das

Causativ vom Präsesstamm, und nicht vom Präteritalstamm abgeleitet, so daß von کردن (کن) کردن انیدن gebildet werden muß, کردن انیدن aber ein Barbarismus ist; von کردن انیدن (versari, esse) aber ganz regelrecht کردن انیدن (facere ut aliquis (quid) sit, efficere) nichts davon zu sagen daß, wenn von کردن ein Causativ کردن انیدن abgeleitet werden könnte, es nicht afficere sondern facere ut aliquis faciat bedeuten würde. — Die Bemerkungen die Hr. W. seiner Uebersetzung beygefügt hat, sind meistens historischen und antiquarischen Inhalts: für den mit dem Orient nicht bekannten Leser werden sie willkommen seyn, dem Kundigen aber wenig Neues lehren. Aber auch hier finden sich manche Verstöße, so z. B. wird pag. 270 von dem Zug des mongolischen Heerführers Emir Badju gesprochen, wozu Hr. W. die Bemerkung macht: „Batschu, der Sohn Tuschis und Enkel Tschengis Chans, war einer von den mongolischen Chanen, die über die Tartarey von Kiptschak und der Krimm herrschten.“ Dieß ist eine sehr ungeschickte Verwechslung zweyer total verschiedener Personen. Wie kann doch ein Emir identisch seyn mit einem Chan? Die Wahrheit ist, daß der Emir Badschu ein Feldherr unter den Befehlen Hulagus war, wie man aus d'Ohffons Geschichte der Mongolen und dem jüngst publicirten Raschideddin sehen kann, und nichts zu thun hat mit dem Chan von Kiptschak, der übrigens nicht Badschu, sondern Batu (باتو) heißt, und Sohn des Dschutschu war, nicht Tuschu, wie Hr. Buller schreibt.

M. J. M.

*) Da hier die Unterscheidung des Kaf und Gas unumgänglich ist, so hat Hr. Prof. Maßmann die Güte gehabt, mit seiner bekannten Handfertigkeit den Mangel unsrer Druckerey zu decken und einige Holztypen zu schneiden.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Juny.

Nro. 110. der k. bayr. Akademie der Wissenschaften.

1858.



P. Virgīlii Maronis etc.

(Fortsetzung.)

Was Heyne angefangen hatte, zu vollenden, insbesondere das, was Göthe so treffend die Motive einer Dichtung nennt, in den beyden oben angedeuteten Richtungen gründlich zu verfolgen, das war unsers Bedünkens die eine Hauptaufgabe des späteren Interpreten, so wie Handhabung der Grammatik und Kritik nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft die andere. Diese letztere hat Wagner gelöst; in Hinsicht auf jene wünschten wir rühmen zu können, daß Herr Forbiger, Wagner'n vervollständigend, über Heyne hinausgegangen wäre. Um nur Einiges anzuführen, so war gleich anfangs hervorzuheben, daß der Virgilischen Juno Feindschaft gegen die Troer einen ganz andern Charakter als die der Homerischen Here trägt; die persönlichen Gründe ihres Hasses, das *judicium Paridis*, welches Homer II. *ω*, 28 sq. als den einzigen nennt, der Raub des Ganymedes treten gegen den politischen, daß die Göttin in dem Stammvater der Römer den bösen Genius ihres Carthago's sieht, außerordentlich zurück. Wir werden also gleich durch den Eingang der Aeneide in den Stand gesetzt zu erkennen, daß die Handlung des Gedichtes von welthistorischen Interessen bewegt, daß in Aeneas das römische Volk verfolgt, daß er als dessen lebendiger Typus betrachtet wird, wie denn in der von dem Helden gegebenen Charakteristik (I. 544: *rex erat Aeneas nobis, quo justior alter nec pietate fuit nec bello major et armis*) die beyden Hauptseiten des noch unordorbenen Römerthums, die *religio erga Deos* und die *virtus bellica* vollkommen deutlich ausgesprochen sind. Der römische Leser und vollends der, für welchen die Aeneide im besondern Sinne gedichtet war, Augustus nämlich, mußte sich

dadurch gleichsam selbst in die Handlung des Epos hereingezogen und bey dem Geschick des Helden theilhaftig fühlen.

Gehen wir einige Verse weiter fort zum Selbstgespräch der Göttin, ihrer Verhandlung mit Aeolus und dem Versprechen, womit sie diesen gewinnt, ihm eine Nymphe ehelich zu verbinden, so finden wir sofort Gelegenheit, die Weise, wie Virgil den Homer nachahmt, anerkennend wie tadelnd zu würdigen. Juno's Monolog fällt bekanntlich in eine Situation, die ganz herübergenommen ist aus Od. *ε*, 282 ff. Aeneas ist gerade wie Odysseus im Begriff dem Ziele aller Mühsal zuzusteuern; da tritt jedem die ihm feindliche Gottheit mit nicht gestilltem Rachedurst in den Weg. Diese Situation ist eine durch den Organismus des Virgilischen Epos bedingte; sie führt Aeneas', Ankunft in Carthago herbey, und ist somit als nothwendiger Hebel der ganzen folgenden Handlung in sich selbst vollkommen berechtigt. Homer ist also nicht bloß äußerlich nachgeahmt, sondern ein ihm entlehnter Gedanke zur Gestaltung des römischen Epos selbständig verarbeitet worden. Ganz anders verhält sich's mit jenem Versprechen, das die Göttin dem Aeolus giebt; dieses ist eine reine, durch nichts gebotene, wegen ihrer zwecklosen Absichtlichkeit unsre Nachahmung von II. *E*, 267 u. ff. Der Dichter scheint es fast selber gefühlt zu haben; denn er läßt den Aeolus in seiner Antwort das Versprechen Juno's gar nicht berühren, während Here bey Homer das ihrige dem Hypnos so feyerlich beschwören muß, sondern, gleich als wollte Virgil dieses Plagium eines Gedankens durch etwas selbständig Erfundenes wieder gut machen, für seine Bereitwilligkeit zu gehorchen einen andern Grund angeben: *tu mihi, quodcunque hoc regni, tu sceptrā Jovemque concilias etc.*; so möchte wenigstens die Veranlassung dieser in ihrem mythologischen Sinne bis jetzt

noch unerklärten Verse gefunden seyn. Dagegen müssen wir die Nachahmung Homer's in Jupiter's Antwort an Venus (254 — 296), der nämlich, was ich nirgends angemerkt finde, die schicksalenthüllende Rede des Zeus an Here Il. 6, 53 sqq. unverkennbar zu Grunde liegt, für sehr geistreich erklären. Hier hat Virgil den prophetischen Ueberblick, den Zeus über die Handlung der Ilias und das endliche Schicksal Troja's giebt, durch eine großartige *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* zu einem Ueberblick der ganzen römischen Geschichte erweitert und sich dadurch die Möglichkeit geschaffen, August und dessen Friedensreich als das Ziel und den Gipfel alles Römerthums hervortreten zu lassen. Hier hat die Nachahmung, welche das Vorbild nicht ab-, sondern umbildet, nicht copirt sondern ausbeutet, vollkommen den Werth eines Originals. Dasselbe kann gesagt werden von jener aus mehreren homerischen Stellen entlehnten Wolkenhülle, in welche Venus ihren Sohn und Achates auf deren Gang nach Carthago wirgt (I. 411). Denn der Dichter hat dieselbe zu dem unschätzbaren Motive benützt, seinem Helden, der in dieser Hülle Iliouens' Anrede an die Königin (522 — 558) unsichtbar mitanhören kann, in diesem höchst würdigen Zeugnisse von der Seinigen Liebe zu ihm den vollen Genuß der *l'amour* zu bereiten, und ihn, nachdem er Dido's *atque utinam rex ipse* — adforet Aeneas vernommen, mit der überraschendsten Wirkung aus der Wolke hervorzuführen. Hinwiederum kann nichts besser als Beispiel einer gänzlich mißlungenen Nachahmung gebraucht werden, als was Aeneas I. 378 — 379 zu seiner ihm als tyrische Jägerin begegnenden Mutter sagt: *sum pius Aeneas, raptos qui ex hoste Penates classe veho mecum, fama super aethera notus*, der matte Nachhall des unvergleichlich herrlichen *εἴμ' Ὀδυσσεύς Λαερτιάδης, ὃς πᾶσι δόλοισιν ἀνδρώποισι μέλω, καὶ μὲν κλέος οὐρανὸν ἵκει* (Od. 1. 19, 20). Denn Homer hat ja den wunderbaren Fremdling seit seinem ersten Zusammentreffen mit Naufikaa den Phäaken so höchst interessant gemacht, hat den namenlosen Schiffbrüchigen in Demodokos Lied ihnen als weltberühmten Helden so wohl bekannt seyn lassen, daß sie und mit ihnen der sinnbegabte Leser, der sich in ihre Stimmung versetzt, der die Spannung des Königs bey des Fremdlings Benehmen, als

dieser den Gesang von seinen Thaten hört, vollkommen theilen muß, das Lösungswort aller Räthsel, das *εἴμ' Ὀδυσσεύς*, mit unaussprechlichen Gefühlen wundervollster Ueberraschung vernehmen. Aber alle diese Vermittlungen, welche dem *εἴμ' Ὀδυσσεύς* die höchste Wirksamkeit verschaffen, fehlen gänzlich bey Virgil; dessen Leser ist daher bey dem *sum pius Aeneas* so wenig überrascht, als die Venus personata darauf gespannt; ja es macht auf jeden, der Homer kennt, nur einen peinlichen Eindruck, einen unübertrefflichen Gedanken durch ungeschickte Verwendung entneret zu sehen.

Wir glauben hiemit gezeigt zu haben, auf welche Weise wir etwa Virgil als Dichter interpretirt wünschten, und dürfen uns nun in dem Reseruat über Herrn Forbiger's Buch zur andern Hauptaufgabe des Anlegers, zur grammatischen Erklärung wenden. Hier hat uns Herr F. zu großem Danke verpflichtet; denn schon die fleißige Zusammenstellung des vielen Trefflichen, was Wagner und andere Neuern geleistet, wäre für jeden, dem des erstern Ausgabe zu theuer und manches Andere nicht zugänglich ist, ein wesentlicher Dienst, wenn sich der Herausgeber auch nicht durch viele gehaltvolle Bemerkungen, Nachweisungen, Bestätigungen um den Dichter selbständig verdient gemacht hätte. Es würde sein Verdienst aber gewiß weit mehr in die Augen fallen, wenn er durch strengere Sichtung der mitgetheilten Noten, besonders der Henne'schen, durch Mäßigung sowohl im Citiren philologischer Schriften als im Anführen von Beispielen zu Sprachweisen, die keinem Leser Virgils mehr unbekannt seyn dürfen, das Bedeutende, was er selbst und was er von Andern giebt, anschaulicher hervortreten ließe. Des Nothwendigen ist bey Virgil so viel zu sagen, daß man im Wegschneiden des Entbehrlichen nicht streng genug seyn kann. So machten denn unsers Bedünkens die vielen Beispiele für den Gebrauch des *geminum* für *duo* (I. 162), des *corpora* zur Umschreibung der Personen (ib. 193), die gehäuft Citate zu *fessi rerum* (ib. 178), statt deren eine Erklärung des Genitivs aus dem Wesen dieses Casus fruchtbarer gewesen wäre, ferner zu dem Coniunctiv nach dem Praes. historic. (ib. 298), zu der Wiederholung *virginis os habitumque gerens et virginis arma* (ib. 316), lauter Belege, die wir absichtlich einem ver-

hältnißmäßig kurzen Abschnitt entnehmen, unbeschadet der Sache wegbleiben. Insbesondere wünschten wir die Häufung von Erklärungen bey schwereren Stellen vermieden, wo durch dieselbe zuweilen die Bestimmtheit und Klarheit der Interpretation leidet. Nehmen wir z. B. in der Beschreibung des libyschen Hafens, in welchen Aeneas einläuft (I. 159 — 169), gleich die ersten Verse: *Est in secessu longo locus; insula portum efficit objectu laterum etc.*, so wird der Leser, der von Heyne'n diese Insel für eine eigentliche, von Wagner'n, der in diesem Falle das *portam efficit insula* nicht recht passend hält, für eine Halbinsel erklärt findet, in Zweifel gelassen, welcher Ansicht Hr. Forbiger sey, da dieser weiter unten zu v. 162: *hinc atque hinc vastae rupes geminique minantur in coelum scopuli* eine Bemerkung Heyne's aushebt, der dessen Ansicht, daß die Insel eine eigentliche sey, zu Grunde liegt („nunc de secessu seu continentis ipsius litore agit“). Besser wäre zuvor Hr. Wagner's Bedenken mit einer Stelle Lucan's aus dessen Beschreibung des Hafens von Brundisium beseitigt worden (II. 610 sqq.). Denn nachdem dieser vom Hafen gesagt, daß ihn, wie Wagner auch von diesem Virgilischen meynt, eigentlich eine Landzunge bildet (*latus Hesperiae — tenuem producit in aequora linguam, Hadriacas flexis claudit quae cornibus undas*), fährt er gleichwohl fort: *nec tamen hoc artis immisum faucibus aequor portus erat, si non violentos insula Coros exciperet saxis lassasque retunderet undas*. Diese Stelle macht Referenten wenigstens Alles klar. Die Insel liegt außen vor der Einfahrt, und macht *objectu laterum*, durch Abhaltung der hochgehenden Wellen die Bucht erst eigentlich zum sicheren Port. Auf die Beschreibung der äußeren und vorderen Lokalität folgt mit *hinc atque hinc etc.* die der Seitenwände, zwischen welchen die Einfahrt durchgeht, mit *fronte sub adversa* (B. 166) die des Hintergrundes der Bucht. Die *scena sylvis coruscis imminens* (sc. *aequori*) erklärt der Dichter theils epexegetisch sogleich durch das *atrum nemus horrenti umbra imminens*, theils weiter unten B. 310 durch das *convexum nemorum*, das Laubgewölbe, Laubdach, was Hr. F. durch das

bloße: *ceterum idem locus infra iterum describitur* nicht genügend hervorhebt.

Das von Venus dem Aeneas gedeutete Omen von den Schwänen (I. 393 — 400) wird durch das Vielerley, was Hr. F. aus Heyne, Wagner und Weickert mittheilt, unseres Bedünkens erst unklar, so schätzbar auch die sprachlichen Nachweisungen sind, durch welche Hr. F. die Erklärung des *captas terras despectare* (396) durch *jamjam capiendas* für immer gesichert hat. Wenn es nun weiter heißt: wie beyderley Schwäne, die schon auf der Erde befindlichen und die ihr gerade noch zufliegenden, *reduces* sind (das ist der Hauptbegriff der Rede, der auch das *tertium comparationis* enthält; das nun folgende ist eine auf das *reduces* erst gebaute Ausschmückung des Gleichnisses), und nun, als *reduces*, *ludunt stridentibus alis, et coetu cinxere polum cantusque dedere*, so handelt sich's um die Erklärung dieser gesperrt gedruckten Worte. Heyne faßt sie ganz sachgemäß als eine weitere Exposition des *ludunt stridentibus alis* („*jam et ii, qui devolabant, et ii, qui consederant, ex terra (rursus) evolando per aerem ludunt, quippe metu depulso*), und setzt den fraglichen Worten unmittelbar bey: *agmine evolant, quasi exsultantes*. Da fährt Hr. Forbiger selbst fort: *Quam Heynii explicationem jure probat Weickert l. l.*, fügt aber sogleich eine Stelle Weickert's an, welche gerade diese Heyne'sche Erklärung vollkommen umstößt. Weickert faßt nämlich das *et coetu cinxere polum* nicht mit Heyne als eine weitere, logisch und grammatisch coordinirte Exposition des *ludunt stridentibus alis*, sondern, wie er sagt, nach einer *liberior, qua utuntur poetae, enuntiatorum nectendorum ratio*, d. h. nach einer sehr häufigen Coordination zweyer Sätze, von denen eigentlich der eine dem andern subordinirt ist, folgendermaßen: wie die Schwäne nunmehr wiedergekehrt mit rauschenden Fittigen spielen, nachdem sie kurz zuvor unter dem Himmel einen Kreis geschlossen und ihren Gesang hatten ertönen lassen („*qui modo cinxere polum etc., nunc reduces* (i. e. *jamjam in terras delapsuri) ludunt stridentibus alis*“). Wenn sich hier, was kaum anzunehmen ist, Hr. Weickert nicht selbst widersprochen hat, so muß

Hr. F. mit jenem *jure probat* zu viel gesagt haben. *)

Es möge uns nun auch verstattet seyn, Hr. F. durch einige zusammenhängende Verse zu begleiten. Wir schlagen, und zwar zufällig, auf lib. II. 254 sqq. Das verderbliche Noß steht bereits auf der Burg, der Jubel des Tages ist verklungen; in vier herrlichen Versen (250 — 254), auf deren Bedeutsamkeit wohl hätte aufmerksam gemacht werden dürfen, erregt der Dichter in uns selbst das Gefühl der arglosen Ruhe und Stille, mit welchem entseßlich contrastirend die herbe Wirklichkeit des Verderbens naht. Da hatte auf einmal (ehe man sich versah, war es schon geschehen) das Admiral-Schiff der Griechen ein Feuersignal gegeben, und in Folge dessen öffnet Sinen des Pferdes Bauch (et jam Argiva phalanx instructis navibus ibat, — flammis quum regia puppis extulerat, fatisque Deum defensus — laxat claustra Sinon). Mit dieser ganz einfachen Erklärung des Plusquamperfects extulerat nach Zpt. §. 508. 3te Ausgabe hätte sich Hr. Forbiger das Ausschreiben einer Menge nichts erläuternder Bemerkungen der Ausleger ersparen können. Vrgl. Liv. 28, 2, 1: tria millia ferme aberat, quum handum quisquam hostium senserat; 2, 14: accessita deinde auxilia — tantum spei fecere, ut acie decernere anderent (Aricini). Proelio inito adeo concitato impetu se intulerant Etrusci, ut sunderent ipso incursu Aricinos. — Die griechischen Helden steigen aus, bemächtigen sich der Thore und verbinden sich mit den Ihrigen. Es

war um die Zeit, quo prima quies mortalibus aegris incipit (welches aegri besser denn durch die vielen Auführungen von Parallelstellen und Heyne's falsche Erklärung infirmi dem homerikindigen Leser gedeutet worden wäre durch das δειλοί βροτοί, den Gegensatz der μάκαρες θεοί); siehe da steht vor Aeneas das Gespenst Hector's. Dieses enge Verhältniß der Sätze tempus erat —, in somnis ecce — Hector visus adesse mihi, das ein Prosaist mit quum ausgedrückt hätte, war anzudeuten, wie Thiel thut, durch ein Colon nach serpit; vrgl. 3, 90: vix ea fatus eram, tremere omnia visa repente; 12, 113: postera vix summos spargebat lumine montes orta dies, quum primum alto se gurgite tollunt Solis equi, lucemque elatis naribus efflant: campum ad certamen magnae sub moenibus urbis dimensi Rutulique viri Teucrique parabant, und ferner 11, 550 sq.; 608 sq. Es wäre durch Andeutung dieser significanten Unmittelbarkeit des Fortschritts in der Erzählung für das Verständniß der Stelle mehr gewonnen worden, als durch die reichlichen Citate zu dem Jedermann ohnehin verständlichen visus. — Nun wird Hector's Aussehen beschrieben; er war unter Andern per pedes trajectus lora tumentes. Hiezu bemerkt Hr. F.: graeca constructione, pro: trajectis per pedes loris. Ganz richtig; allein hiemit ist der Accusativ lora noch nicht begriffen. Wann wird man endlich aufhören, die Accusative bey dem Part. Perf. Pass. nur durch den Accusativ der sogenannten näheren Bestimmung oder Beziehung zu erläutern! Reicht denn diese mechanische Erklärungsweise auch aus für Tacit. Hist. 3, 74: aram posuit casus suos in marmore expressam, wozu die Ausleger anführen Val. Flacc. Argon. l. 398: insequeris casusque tuos expressa, Phalere, arma geris? Ist hier nicht expressus durchaus zu fassen für expressos in se habens, und somit der Accusativ dynamisch zu erklären durch diejenige Kraft des Part. Perf. Pass., vermöge der es das griechische Medium vertretend einen Accusativ als eigentliches Object an sich zieht? Trajectus lora per pedes ist s. v. a. habens lora per pedes suos trajecta. —

(Schluß folgt.)

*) Weickerts Erklärung ist übrigens unhaltbar; denn der Gegensatz, der vermöge derselben zwischen dem früheren und jetzigen Verhalten der Schwäne hervortritt, ist in diesem Zusammenhang ein völlig bedeutungslos. Wollte der Dichter einen solchen bemerklich machen, so lag wahrlich kein anderer nahe, als dieser: wie jene Schwäne, die kurz zuvor noch, verfolgt vom Adler, unter dem Himmel ängstlich freischnen, jetzt fröhlich mit ihren Sittigen spielen. Aber so versteht Hr. Weickert das cantus ducere keineswegs; er sagt: optime adnotat S rvius: „verbis cantusque ducere allusit ad nautas,“ sc. laetos in reditu cantus edentes.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Codex diplomaticus moenofrancofurtanus.
Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Herausgegeben von Joh. Friedrich Böhmer. Erster Theil. Frankfurt am Main, bey Franz Varrentrapp. 1836. in 4. XII. S. Vorrede, 754 S. Text.

Das ausgezeichnete Werk, dem Andenken der Reichsstadt Frankfurt und seiner Magistrate gewidmet, nennt der rühmlich bekannte Herausgeber zwar ein Privat-Unternehmen, das jedoch ohne Zweifel vom Aerar munificenc ge fördert wurde; denn einige hundert auf Velin abgedruckte Exemplare sind zu Geschenken bestimmt. Text, Noten, Rubriken, alles ist mit lateinischen Lettern gedruckt. Festes, weißes Papier, frische, großartige Schrift; überhaupt das typographische Attribut solid und trefflich ausgestattet.

Frankfurt besaß, wie Hr. Böhmer, der seit dem Jahre 1825 bey den städtischen Archiven in Wirksamkeit trat, und als Eingeborner von ältern Schöffen und Vorständen sehr wohlwollend dabey angeleitet wurde, im Eingang der Vorrede bemerkt — „gleich der ganzen Wetterau im Mittelalter keinen Geschichtschreiber.“ Alle Kenntniß von dem Zustande der Stadt, bis zum sechzehnten Jahrhundert, beruhte daher, mit Ausnahme weniger einheimischen Aufschreibungen, zunächst im Stifte St. Bartholomäus, auf auswärtigen Quellen und Berichten. Seit dem Jahre 1614 sind indessen aus den städtischen Archiven Frankfurts in verschiedenartigen Büchern und Deductionen allmählig über tausend Urkunden abgedruckt worden, solche nämlich, welche die Stadt und ihre Bewohner betreffen, oder von Frankfurter Behörden ausgefertigt wurden; aber

der Abdruck geschah vielfältig sehr mangelhaft, den Originalien ungetreu und nachlässig. Die hauptsächlichsten Urkundenherausgeber aus den Archiven Frankfurts bis zum Jahre 1767 werden in einer Note aufgezählt.

Im Jahre 1803 wurden, in Folge des Reichs-Deputations-Hauptschlusses, auch die Archive der aufgehobenen Stifter und Klöster, St. Bartholomäus, St. Maria, St. Georg und Leonhard &c. dem städtischen Gemeinwesen übergeben. H. Dr. Böhmer, voll seines Berufes und gediegener Vorkenntnisse, gewann, mit Hülfe seiner Vorstände, bald eine vollständigere Uebersicht von dem überaus reichhaltigen Vorrathe in Frankfurt selbst, und er versäumte nicht, auch die benachbarten Archive und Bibliotheken zu Mainz, Wezlar, Darmstadt, die des Deutsch- und Johanniter-Ordens u. s. w. zu benützen. Nur, wenn gar keine handschriftliche Quelle aufzutreiben war, entschloß er sich, Abschriften aus gedruckten Büchern zu entnehmen. „So gewann ich — sagt er — einen bedeutenden Urkundenvorrath, dessen ersten bis 1400 reichenden Theil ich hier im Abdrucke vorlege.“

Bis zum Jahre 1800 hat Hr. B. alle einschlagenden, und ihm erreichbaren Urkunden mitgetheilt, weil er sich aus den größtentheils noch ungedruckten Vorarbeiten des Canonicus Votkon und des Schöffen von Fichard von den höhern Interessen derselben überzeugt, und auf diese Art von Vollständigkeit einen besondern Werth gelegt hatte. „Hier ist nun jede Seite des städtischen Wesens gleichmäßig ins Licht gestellt und die Aufeinanderfolge der Urkunden begünstigt wesentlich deren richtiges Verständniß.“

Nach Beginn des vierzehnten Jahrhunderts glaubte sich der Herausgeber wegen Menge des vorhandenen Stoffes auf die in den Urkunden her-

vortretenden Hauptgegenstände beschränken zu müssen, als da sind: Verhältnisse zum Kaiser, Schicksale des Reichsguts, Landfrieden, Städtebünde, innere politische Verfassung, Zunftwesen u. s. w. Anderweit wurden die Rubriken durch einzelne Stücke substantiirt und exemplificirt; und die minder wichtigen Urkunden nur noch fragmentarisch gegeben; da nun förmliche Ketten und die Statutenbücher zur Stelle traten. Durch charakteristische Ueberschriften bemühte sich der Herausgeber, dessen Auge und Hand überall selbst walteten und nachhalfen, die Benützung des Diplomatars zu erleichtern. Das Siegel K. Karl des Dicken, nach zwey schönen Original-Abdrücken im dortigen Stadtarchiv gestochen; ziert das erste Blatt des Werks, und zum Titelfupfer dienen die Nachbildungen der vier Siegel, deren sich seit dem Jahre 1229 die Stadt Frankfurt im Mittelalter bediente: ungemein schöne Stahlstiche. Vorliegender erster Theil begreift nun an Urkunden:

von 794 bis 1200 in allem	21 St.
davon aus den Originalien	9
bisher ungedruckte	1
Von 1201 bis 1300	465 St.
davon aus den Originalien	315
„ bisher ungedruckte	284
Von 1301 bis 1400.	540 St.
davon aus den Originalien	347
„ bisher ungedruckte	395

Es sind sohin in Summa 1026 Urk. und davon aus den Originalien 671 und bisher ungedruckte 689 hier geliefert. In lateinischer Sprache sind 700, in teutscher 326 St. dieser Urk. abgefaßt.

Die älteste teutsche Urkunde ist von 1290. Bis 1323 finden sich deren nur wenige vor. Auf dem platten Lande scheinen uns die damaligen Notäre, Mönche, Pfarrer, Edelleute, Richter ic. nicht so lange an der Latinität gehalten zu haben.

„Der zweyte Theil wird eine Auswahl von Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts, und chronologische Regesten aller im gegenwärtigen und in andern Werken gedruckter Reichsstadt Frankfurter Urkunden enthalten.“

Auch über die Siegel und andere Eigenschaften der Urkunden werden die Bemerkungen im zweyten Theile folgen.

Hierauf wird Hr. B. zur Herausgabe zweyer für seine Vaterstadt höchst ausgezeichnete Werke: „ihrer Topographie von Botton, und der Geschichte ihrer Geschlechter von Fichard“ schreiten.

Was ferner und durch Andere für die Ordnung, Sichtung und Veröffentlichung des angehäuften Materials zu thun wäre, das bespricht nun Hr. B. der Reihe nach, und erwähnt hiebey der alten Gesetz- und Statutenbücher, der Rechenbücher, der Rathspokolle und Bürgermeisterbücher, der Ketten über die Kaiserwahlen, der Reichsverhandlungen, welche hier seit dem Constanzer Concil bis zum J. 1806 in ununterbrochener Folge Hunderte von Folianten füllen. Mehr als diese würden uns Bezuhuf des städtischen Gemeinwesens, des Heimath- und Weltlebens, wofür wir die Leisterne jetzt weniger als je aus den Augen verlieren dürfen, die „Schöffensprotokolle, die Insaßbücher, die Testament- und Wärschaftsbücher, ansprechen. Der Schöffensstuhl zu Frankfurt bildete den Oberhof für Rheinstranken. Bündige Regesten und Auszüge aus diesen Büchern würden zweckmäßig als Hand- und Taschenbücher den Vorträgen auf den Kathedern zu Tellen dienen; und ebenso den Repräsentationen ihrer legislativen und administrativen Weisheit zu Hilfe kommen. Noch erlauben wir uns aus der lehrreichen Vorrede eine triftige Stelle hier anzufügen:

„Es ist nicht zu übersehen, daß die Archive seit den letzten großen Staatsumwälzungen, und insbesondere seit der Auflösung des deutschen Reichs in ein ganz anderes Verhältniß zur Mitwelt getreten sind, als in welchen sie noch kurz vorher gestanden. Mögen die Registraturen, nach wie vor, ausschließlich den Behörden dienen; die Archive dagegen bergen keine Geheimnisse mehr; wohl aber bewahren sie einen großen Theil der Geschichte, also der Selbstkenntniß unserer Nation, einen um so heiligern Schatz, je mehr die Spuren der Väter im Vaterlande verschwinden. Möge er von treuen Händen gehoben“ (von Händen, die die Geschichte nicht erfinden, sondern finden!) — „und wenn er fürs Leben verloren seyn sollte, doch der Wissenschaft erhalten werden.“

Und so wird auch kein gründlicher Geschichtsforscher und Publicist die freye teutsche Stadt Frankfurt am Mayn aus dem Auge lassen.

v. Koch Sternfeld.

Regesta Badensia. Urkunden des großherzoglich badischen General-Landes-Archives von den ältesten (Zeiten?) bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts; u. s. w. von Dr. C. G. Dümge, großherzoglich badischen G. L. Archiv-Rath; Carlsruh, in der Braun'schen Hofbuchhandlung, 1856 in 4.

„Die im Drucke bereits erschienenen (Urkunden) sind nach ihrem wesentlichen Inhalte, mit Anzeige und kurzer Würdigung der vorzüglicheren Abdrücke; die noch ungedruckten und diesen gleichzuzachtenden in einem Anhange, mit ausführlichem Texte, nebst Erläuterungen, Ergänzungen, Berichtigungen, und zwey Registern geliefert;“ so giebt der Titel weitern Bericht.

„Die urkundlichen Hülfsmittel zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte und Erdbeschreibung aus den großherzoglichen Archiven zu vermehren und zu erleichtern, das ist der Hauptzweck dieser Herausgabe. Nur offenbar unächte oder verfälschte Urkunden sind davon ausgeschieden; von den päpstlichen Schirmbriefen, Bannformeln und Bestätigungsbullen ist aber nur der Sach-Inhalt ausgehoben worden um Raum zu sparen.“ Als ganz zweckmäßig erkennen wir es auch, daß bey den hier aus Urschriften mitgetheilten Urkunden, die öfter micrologische Aufzählung graphischer Einzelheiten, wozu selbst vollkommen treue und verlässige Abbildungen selten genügen, übergangen wurde.

Auch sind wir ganz damit einverstanden, was Hr. G. L. Archiv-Rath Dümge in der Vorrede über die Benützung der Copialbücher zum vorliegenden Zwecke sagt. Wenn man, so denken wir, einen großen Werth auf Porträtsammlungen, wovon die Originalen längst hinübergegangen sind, legt: warum denn nicht auch, mit Auswahl und verständiger Kri-

stik, auf Copialbücher? Es wird hier ein berühmter Speyerischer Codex minor als Muster aufgestellt, und übrigens auf die Verhandlungen der kurpfälzischen Akademie hingewiesen. Ein großer Theil der hier gelieferten Regesten und Urkunden bezieht sich auf den bayerischen Rheinkreis (nun wieder die Pfalz!), und rührt aus den Archiven des Bisthums Speyer und seiner Abteyen her. Der großen Verdienste, welche die kurpfälzische Akademie, und ihre Mitglieder: ein Schöpsflin, Lamey, Würdtwein, Wenk, Widder &c.; welche die Capitularen von St. Blasius auf dem Schwarzwalde, ein Neugart, Gerbert, Eichhorn, Ussermann, ein Grandidier der urkundlichen Topographie der beyderseitigen Rheingau geleistet haben, wird hier wieder mit voller Anerkennung und mit Recht um so mehr gedacht, als verhältnißmäßig in andern Ländern und bey größern Mitteln und in längern Zeiträumen dafür bey weitem weniger geschehen ist.

„Unter den gründlichsten Leistungen dieser Gattung (von Monographien) würde auch eine ausgezeichnete Stelle behaupten: die Beschreibung des alten Neckargau's, und der darin geseffenen adeligen Geschlechter; vom Frhrn. Ludw. von Gemmingen-Prästenek auf Bürg. Dazu eine eigene Karte, das Ergebniß des beharrlichsten Fleißes, vieler Reisen, Correspondenz u. s. w.“ Als der Frhrr eben die letzte Hand an das Werk legen wollte, ward er vom Tode dahin gerafft; — leider gab es auch anderwärts ähnliche Fälle, und wird es ferner geben. Man säumt und zögert und debattirt und projectirt, über Zweck und Hülfsmittel, über das Zusammenwirken der innern und äußern Behörden; — indessen Chronos immer rüstig seine Sense schwingt, und unsägliches Mähen und Wissen, gleich Stoppeln, in die frischen Furchen begräbt. Oester steht die corporative Thätigkeit mit der individuellen Tüchtigkeit im schroffsten Gegensatze.

Der südwestliche Theil von Deutschland, meynet Hr. R. D., sey zwar bezüglich auf vaterländische Geschichte und Topographie ohnehin bereits besser, als andere Länder zusammen vorbereitet und bearbeitet, und in der That besitzt das Großherzogthum Baden keine Akademie der Wissenschaften, aber ein

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. Juny.

Nro. 112. der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838

Materialien zur österreichischen Geschichte, aus Archiven und Bibliotheken. Gesammelt und herausgegeben von Jos. Schmel, reg. Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Hausarchivar zu Wien. I. Band, Wien, 1837 bey Peter Rohrmann.

Ein besonderer Titel besagt:

Beiträge zur Geschichte K. Friedrichs des Vierten.

Vorliegender Band besteht aus 3 Hefen, wovon das erste bereits vom Jahre 1832 datirt. Der Inhalt desselben begreift: 1) einen Auszug aus den Verzeichnissen der Handschriften des k. k. Archivs in Hinsicht auf die Zeit K. Friedrichs IV. von 1440 — 1493. Sehr schätzbar; denn diese Handschriften d. h. Chroniken, Codices, Diplomatarien, Kapularien, Matrifeln, Correspondenzen, Collectanea, mit Abbildungen; Saal-, Pfand- und Lehenbücher etc. betreffen nicht nur Oestreich, Tyrol, die Vorlande, Böhmen, Ungarn, das heil. römische Reich, sondern auch Burgund, die Schweiz, Venedig, Italien, Polen, Rußland u. s. w. und darunter sind Arbeiten und nachgelassene Werke von Aeneas Sylvius, Guilliman, Barthenstein, Prandau etc. Die in- und auswärtigen Geschichtsforscher werden diese neue mit merkwürdiger Liberalität vom kaiserlichen Hausarchive gebotene Quelle zu benützen wissen. 2) Repertorium der Urkunden zur Geschichte K. Friedrichs IV. vom Jahre 1424 (Herz. Ernst) bis zum Jahre 1493. Es sind 264 Ueberschriften verzeichnet. 3) Urkundenbuch, begreift XXXII. Nummern. 4) Anhang. Nach Ref. Ansicht vorzüglich zu berücksichtigen; denn er enthält „die nutz und gült der Fürstenthümer,“ gleichsam die Finanz-Sta-

tistik jenes Zeitraums, die von K. Friedrich, seinem Bruder Ernst und Better Sigmund bezogenen und vertheilten Landeseinkünfte an Urbarien, Gerichten, Steuern, Mauthen, Zöllen, Umgeld, Salinen, Zehnten, Bergwerken, Bergrechten, vom Weinbau, von geistlichen Pfründen u. s. w. nach den Provinzen, Städten und Aemtern, nach den Standschaften und Corporationen abgetheilt. Die sämmtlichen Mauthen ertrugen, nach Abzug der Arbeit (der Regiekosten,) damals im Durchschnitt jährlich über 17000 Pfund Pfen. Das Salzamt Gmundten 10400 Pfd. Pfen., nach Abzug der Auslagen und Abgaben jedoch nur 3876 Pfd.; Hall im Inntal 8348 Mark Berner von 38 Wochensuden; wovon wieder fast die Halbscheide auf die Kosten abfiel; der Aufschlag und Auswechsel, mit 6 kr. vom Gulden, ersetzte aber über 2000 Mark; also das Salzregale zugleich Steuerregale. Dagegen die Forsttaxen noch sehr billig, wie es sich gebührt.

Bezüglich auf das hohe Alter der österreichischen Hallstatt hat Ref. seit der Herausgabe seiner Geschichte der bayerischen und österreichischen Salzwerke etc. (München, 1836) abermals einen merkwürdigen Beleg gefunden, der hiemit nachgetragen wird. Im chronicon lunaelacense p. 45 widmet nämlich ein notabler Slave, Sova, im Traugau: „Ego in Dei nomine Sova, — an das Kloster Mondsee — omnia, quod mea videtur habere in loco, qui cognominatus Halle — hoc est, casa cum sua adidicentia, patenas duas ad sal coquendum, um das Jahr 810. Diese Stelle kann sich nur auf die österreichische Hallstatt beziehen, weil die Abtey Mondsee zu Reichenhall keine Rechte besaß, und dort niemals von einem Sova die Rede ist. Daß die Erhebung der Abgaben, in Geld und Natura, nach den Ständen und Corporationen, wie damals, — nicht nach den Individuen, wie heutzutage, weit

einfacher, wohlfeiler, und billig vermittelnder war, bleibt einleuchtend; setzt aber immer wieder das lebendige Princip angemessener Autonomien voraus.

In der Abtheilung: „Isterreich“ (Istrien) setzt der Herausgeber zu: „Tryest Rayfall, Magkaw, Proseeckh — 100 Urn“ — ein Fragezeichen. Es ist hier von wälschen Weinen die Rede und Urn nichts anders als das heute noch in Tyrol gewöhnliche Weingefäß Urn, zu ungefähr 40 Maß, im Lateinischen: Urna. Auch einige Ortschaften scheint der Herausgeber nicht zu kennen, mit Hilfe alter Ortsregister und Karten läßt sich wohl zurecht kommen. Auch Ref. hätte noch viel ältere Register von Salzburg, Einkünften in Steyer und Kärnthn zur Hand.

Im Vorwort zum zweyten Hefte macht der Herausgeber die richtige Bemerkung: „um gegen die Vorzeit billig seyn zu können, gehört außer einem wohlwollenden, bescheidenen, ja demüthigen Sinn, auch ein bedeutender Vorrath von solchen Documenten etc.“ — überhaupt von beurkundeten Kenntnissen, welche sich die meisten vorlauten Beurtheiler des Mittelalters nicht eigen gemacht haben. Unsere oberflächliche Zeit gefällt sich darin, alsobald die Geschichte eines Landes und Volkes zu schreiben und zu lesen ehe noch die Akten zur Hand und periodenweise geschlossen sind. „Wenn es eine mißliche Sache ist, einen einzelnen Menschen zu beurtheilen“ — sagt der Herausgeber — „um wie viel schwerer, über ganze Völker und Zeitalter abzusprechen.“

Die erste Abtheilung dieses zweyten Hefstes enthält 344 aus den Originalien selbst und mit Fleiß gefertigte Regesten, als Nachtrag zum Rubrikenverzeichnis im ersten Hefte; dann wird das Urkundenbuch mit LI und dasselbe im dritten Hefte bis zum CXCI. Nummer fortgesetzt. Hierin Nr. LXI. auch ein Verzeichniß von Kleinodien, die K. Friedrich an einen Bürger von Nürnberg versetzte: darunter „Serpentin, Krotenstein und Naturzungen“ in Silber und Gold gefaßt. Heutzutage möchten sich zu solchen Faustpfändern kaum Liebhaber finden. Noch ein zweyter Band von Urkunden aus Friedrichs Zeit wird folgen. Es versteht sich, daß bey diesen Materialien zur österreichischen Geschichte auch die bayerische, sowohl

was das Hauptland, als auch die zugewachsenen äussern und innern Bestände, und die in Oestreich begütert gewesenen Bisthümer, Freysing, Regensburg, Bamberg, Eystetten (sic!) u.s. w. anbelangt, mannigfaltig theilhaftig ist.

v. Koch Sternfeld.

Codex inscriptionum romanarum Rheni; bearbeitet vom Hofrath Dr. Steiner, Historiographen des großherzoglich-hessischen Hauses und Landes, der k. Akademie der Wissenschaften zu München Correspondenten etc. Erster Theil, enthält die römischen Inscriptionsen des oberrheinischen Gebietes.

Zweyter Theil, enthält die römischen Inscriptionsen des niederrheinischen Gebietes, nebst Anhang und Registern zum ganzen Werke. Darmstadt, auf Kosten und im Verlage des Verfassers 1837.

Die Denkmäler im römischen Rheingebiet, von demselben Verf., und worüber wir in den bayer. Annalen berichtet hatten, gaben den Anlaß zu dieser höchst merkwürdigen Sammlung, deren Herausgabe, wie vorläufig aus der Vorrede zu erschen ist, durch eine große Anzahl von Subscribenten, — worunter sieben gekrönte Häupter und eine Reihe erlauchter Personen — möglich wurde. Diesem Werke wird noch eine Abhandlung: „über das Decumentenland“ folgen. Bereits Schöpfung hatte bezüglich auf das Rheingebiet auf eine solche Topographie — Epigraphie, hingedeutet; aber nur einem Hofr. Steiner, seiner Liebe und Beharrlichkeit für dieses Fach, konnte es gelingen, sie zu Stande zu bringen.

Was je von Römerhänden auf Stein, Thon und Metall geschrieben, und bis in die neuern Jahrhunderte herübergerettet worden, ist hier zusammengestellt und erklärt. Die Numismatik blieb, und das ganz zweckmäßig, zur Seite gestellt: eben so eine Sammlung von Bildwerken, und von unbeschriebenen Steinen und Metallen, welche doch die historische Kritik in dem Bereiche der Geschichtsforschung

als die erste Stufe erkennen muß. Auf Holz, auch auf dem härtesten und dauerhaftesten, ist dem Verf. noch nie eine Inschrift vorgekommen.

„Der große Fundort und Schauplatz dieser Inschriften ist das Rheingebiet im weitern Sinne, also auch die Gebiete der Flüsse, welche der Rhein auf seiner 277 stündigen Reise aufnimmt, mit beziffert.“ Die ganze Sammlung befaßt 1003 Nummern. Davon gehören dem oberrheinischen Gebiete 582, dem niederrheinischen 421, dem linken Rheinufer 673, dem rechten 330 Nummern an. Will man aber wissen, welche heutige Staatsgebiete an dieser Sammlung Theil haben, so sind es nach dem Inhalt des ersten Theils: Württemberg, Baden, Frankreich, Bayern, das Churfürstenthum Hessen, Hessen-Homburg, Nassau, das Großherzogthum Hessen und die Schweiz. Der zweyte Theil begreift Preussen, (Rheinpreussen,) die Niederlande, das Großherzogthum Luxemburg, und im Anhang wieder Gebiete von Preussen, Bayern, Frankreich, Hessen. Durch dreizehn Register, wir sagen durch dreizehn! wird der Stoff evident gestellt und gegliedert; und so, bezüglich auf die römische Periode am Rhein, jede Combination von Thatsachen möglich: was will man mehr? Römische Familien, Feldherren, Staatsbeamte, Magistrate, Priester, Krieger, Bürger, Notabilitäten und Capacitäten aller Art, die am Rhein gewohnt, gelebt und gewirkt haben, und von da ausgegangen sind; (wohl auch romanisirte Schutzverwandte und des Indigenats Theilhaftige,) schweben hier der Reihe nach an uns vorüber; mannigfaltig haben sich die Geschlechter verzweigt; wer möchte behaupten, daß das römische Geblüt ganz und gar vom teutschen Boden verschwunden sey? Auch Andeutungen vom Christenthume finden sich vor. Mit Recht hat der Verf. die ursprünglichen Fundorte der Denkmäler und die Topographie derselben zum besondern Augenmerk genommen; und bey Ergänzung der Inschriften ist er, die Willkürlichkeiten früherer Epigraphiker vermeidend, mit möglichster Umsicht zu Werk gegangen. Er giebt in der Vorrede hierzu über, und über die Methodik in der Bearbeitung umständliche Nachricht. Am Ende des zweyten Theiles ist das reichhaltige Verzeichniß der benützten und allegirten Werke angehängt. Mehr als tausend

Inschriften im immer frischen Gedächtnisse — das mußte bey dem Hrn. Verf. als Archäologen des weiten Rheingebietes ohnehin eine Geläufigkeit von Namen, Eigenschaften, Sachen, Orten und Ideen, von Kategorien und Analogien hervorbringen, wie sie heut zu Tage etwa nur ein Mezzofanti in der Linguistik besitzt.

Nun wäre es vielleicht an der Zeit, auch für die Archäologie des Donaustroms einen des Bodens wie der Sache und der Wissenschaft wohl kundigen Mann aufzufinden, und ihn, zunächst pecuniär, mit den nöthigen Hülfsmitteln auszustatten. Viele und ausgearbeitete Vorarbeiten liegen auch dazu schon bereit; in Württemberg, Bayern, Ober- und Unter-Oesterreich, Ungarn ic. Sicherer würde ein so großes Unternehmen etwa in einem Zeitraum von 6 — 8 Jahren dadurch ins Leben treten, daß eine Elite von jungen, rüstigen, gehörig vorgebildeten Archäologen, die eben so gut in der alten Geschichte wie im Mittelalter orientirt, und allenthalben der Autopsie und Ortskunde mächtig wäre, von den beheizigten Staatsregierungen unmittelbar berufen und besoldet würde. Welche Resultate wären nicht für die römische Geschichte der Donauländer daraus zu erwarten, und welches neue Feld von Combinationen stünde den Forschern nicht fürder offen? Wie jetzt befreundete Staaten sich zum gegenseitigen Schutz und Gedeihen ihre Contingente stellen, und sie einheitlichen materiellen Zwecken unterordnen; so möchte es ja nun auch Behufs wissenschaftlicher Zwecke gehalten werden. Es träte dann eine heilsame Reform, eine Restauration ein, in Folge welcher alte, verlebte Corporationen, die in ihrem Innern das Productionsvermögen nicht mehr zu hegen und zu pflegen in der Lage sind, die sich vielmehr gegenseitig abstoßen und Abbruch thun, ihren gefunden Organen und Gliedern sehr schickliche und ehrenhafte Missionen über Land und auswärts verschaffen könnten. Die Zeit scheint gekommen zu seyn, daß die Locomotive auch in den wissenschaftlichen Lebenskreisen ihre Anwendung finden. Doch mag das noch länger ein frommer Wunsch bleiben. Eben, als wir diese Anzeige schließen wollen, kommt uns ein neuester verwandter Artikel aus der italienischen Literatur zu Gesicht. „Le Antiche lapidi del Museo di Este illustrate. Padova cui tipi della

Minerva 1837.“ Unter der Dedicacion und Vorrede an den Podesta Vincenzo Franconzani nennt sich der Herausgeber: Giuseppe Furlanetto. Ueber 90 Monumente jenes berühmten Museums sind im vorliegenden Buche, und, so viel wir im Durchblättern wahrnehmen konnten, mit umfassender Sachkunde illustriert. Für ein Denkmal des Urchristenthums wird hier ein Bild gehalten, worauf Adam und Eva an der verbotenen Frucht vom Baume des Lebens naschen. Zwey sehr specielle Register und ein Verzeichniß der Schenker zeichnen auch diese Sammlung aus.

v. Koch Sternfeld.



Regesta Badensia. Urkunden des großherzoglich badischen General-Landes-Archives von den ältesten (Zeiten?) bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts; u. s. w. von Dr. G. G. Dümge, großherzoglich badischen G. L. Archiv-Rath; Carlstrub, in der Braun'schen Hofbuchhandlung, 1836 in 4.

(Schluß.)

Dennoch dringt auch Hr. N. D. darauf, daß die urkundlichen Namen und Ortschaften, Fluren, Gewässer, Berge, Wälder u. s. zur Verbesserung der Karten, zur Gewinnung einer analogen Orthographie, aus den Urkunden und Saalbüchern erhoben, zusammengestellt, und so als erstes Substrat der Topographie bekannt gegeben werden sollen. Auch in andern Ländern wird man nur auf diesem Wege zum Ziel gelangen, der Willkühr und Oberflächlichkeit Schranken setzen, und gar viele vergebliche Mühe und Arbeit ersparen können. Der Abdruck und die Herausgabe von Urkunden und Regesten, zu Tausenden, — für sich; dieses kostspielige und langwierige Mittel reicht für die Topographie eines größern Staates nicht aus.

Die hier gelieferten Regesten beginnen mit einer Urkunde Sigeberts, Königs in Aufrastien, welche Lamey vom Jahre 637, die pfälzische Akademie aber von 650 datirt — und schließen mit dem Jahre

1200, mit einer Urkunde Bertholds, Herzogs von Zähringen, Rectors von Burgund u. s. zu Gunsten des Klosters St. Blasien, ein Gut bey Eurego (Zürch) betreffend.

Der Anhang enthält 115 vollständige Urkunden, von K. Ludwig dem Frommen, bis zum K. Philipp, eine Schenkung für das Kloster Hemerode bestätigend. Die Regesten sind in teutscher Sprache verfaßt; jedoch mit Beybehaltung und Einschaltung des Urtextes in wesentlichen Dingen. Auch ist es löblich, daß die Zeugen und andere notable Personen nicht übergangen wurden: wie denn die vielen Anmerkungen, und insbesondere die möglich-vollständigste Ortsdeutung das Buch auszeichnen. Das Personen-Register hat 16 Unter-Abtheilungen; das Orts-Register begreift über 1100 Artikel; welsch' ein Vorschub für die gründlichen Forscher, und das ihren Arbeiten zugewandte Publicum!

Diplomatisch = historisch = topographische Werke, ohne erschöpfende Register, gleichen Packschiffen, die, ohne Wimpel und Steuer, auf dem literarischen Ocean heruntreiben, und so eben bey den guten Seglern fast Grauen erregen. Man zögert, an Bord zu steigen, und die dahinter liegenden Schätze zu heben. Denn es möchte wohl auch ein Contagium die Schiffsmannschaft aufgerieben und die Fracht angesteckt haben. Ueberhaupt wird heut zu Tage eben darum allzuviel unter den Preßbengel gebracht, weil man allzu leichtfertig das Registriren unterläßt. Gar mancher Autor und Compiler würde sich beym fleißigen Registriren — eines Besern besinnen.

v. Koch Sternfeld.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Juny.

Nro. 113.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Geschichte und Beschreibung der Stadt Worms, nebst den alten Sagen, die sich an dieselbe knüpfen, von Dr. Georg Lange. Worms bey Kunze 1837.

Anderthalb hundert Jahre sind, den Boden und seine Jödzlinge, die Geschlechter, umkehrend und verkehrend, hinübergewandert, seitdem Merian von Basel aus die Städte am Rhein und Mayn, an der Donau und Elbe zc. beschrieb, und in Abbildungen zur Schau stellte; in unserer Jugend, und jetzt noch, uns die liebste Kurzweile. Die Physiognomik der menschlichen Wohnstätten dieser lehrreichen Zeugen der vorwärts oder rückwärts schreitenden Humanität und Cultur gewährt gar viel Stoff zum Vergleich der Gegenwart und der Vorzeit, und gute Ortsbeschreibungen mit Schaustellungen versehen, was öfter der Ventel und andere Verhältnisse nicht gestatten, das Reisen; den Mittelständen auf dem Lande soll man damit zunächst wieder zu Hülfe kommen; wenn auch hier und da eine Eisenbahn Gelegenheit bietet, die Leute wie Frachstücke und Fabrikmuster über Land zu spediren. Ref. läßt sich selbst öfter mittels der Eil- und Dampfwägen auf irgend einen Ablagerungspunct hinfördern; aber er fühlt sich dabey immer nur wie in einer Gesellschaft von Automaten, deren Bewußtseyn lediglich der Maschine leibeigen ist; und Ref. hat die vielfältige Erfahrung gemacht, daß hierbey wohl das commercielle Treiben, das Weltleben, seine Zwecke schnell erreicht, das Heimathleben aber, und sofort die Landeskunde, die Geschichte und ihre gewährleistenden Offenbarungen desto größere Einbuße erleiden. Auch die Fürstenthümer werden nur vom Heimathleben getragen! Da muß also bald nachgeholfen werden, und

zwar durch tüchtige Hände; — eine neue Art von Barbarey, ein cosmopolitischer Indifferentismus, ist vor der Thüre. Länder und Völker sind jetzt bloß Sache des Calculs und der Bewegung.

Die vorliegende Geschichte und Beschreibung, kurz und bündig und im populären Style, hat allerdings die Foliauten und Quartanten zur Unterlage, worin früher die Geschichte mehr oder weniger wissenschaftlich und kritisch behandelt und niederlegt worden ist; aber, ohne die Quellen zu verschweigen, trägt sie keine Citaten zur Schau, und gewährt so der tiefen Forschung dennoch die Mittel, durch welche sich der eine oder andere Leser weitern Rathes erholen kann, während für das geistige Bedürfniß der Mehrzahl hinlänglich gesorgt ist. Dadurch scheiden sich solche gediegene Monographien sehr rühmlich von der buntscheckigen Masse der modernen Compilationen aus, welche ihr Daseyn lediglich der augenblicklichen Convenienz der Verleger und ihrer Söldlinge, wie der Oberflächlichkeit des Publicums verdanken. — Das keltische Borbetomagus, die civitas Vangionum, die Stadt Worms bleibt durch alle Zeiträume hernieden für die teutsche Geschichte und das teutsche Gemüth ein reicher Quell freundiger und schmerzlicher Erinnerungen.

Bezüglich auf das Emporkommen dieser einstmaligen Reichsstadt, unter dem Krummstabe ihrer Bischöfe, verräth der Verf. einige Befangenheit der Art, wie sie heutzutage als Reminiscenz aus manchen Hörsälen des Staatsrechts und der Staaten-Geschichte fortspuckt. Indem sich die Bischöfe von Worms in den Besitz manches königlichen Hoheitsrechtes setzten, — meynt Hr. Dr. Lange, — hätten sie der freyen Stadtgemeinde den Vorrang abzugewinnen gesucht u. s. w.

Die Wahrheit ist, daß in dem organischen Lebenslaufe unserer teutschen Städte, zu ihrem kräftigern und

einheitlichen Gedeihen, und dort, wo nicht unmittelbar eine Dynastie Hans hielt, allenthalben eine Periode eintreten mußte, da der Bischof auch die Zügel des weltlichen Regiments, an der Stelle des fernen Reichs-Oberhaupt's, zu ergreifen berufen war. Hätte z. B. der Bischof Burkard von Worms für diese Stadt so ersprißlich und wohlthätig regieren können, ohne jene Hoheitsrechte, die auch ihm K. Heinrich II. großherzig eingeräumt hatte, und wofür dieser Kaiser, für die zeitweise der Kirche mit bestem Erfolge des Heimathlebens überlassenen Regalien, öfter sehr einseitig beurtheilt wird? Nicht oft genug glauben wir es wiederholen zu können: Die Kirche spendet Segen und Nahrung; der weltliche Arm nur Schug.

In der Beilage III.: Quellen und Hülfsschriften zur Geschichte der Stadt Worms, (ein Capitel, das gewöhnlich an den Fabrikaten der modernen Geschichtschreibung vermißt wird,) steht in der Abtheilung der Ungedrucktten voran die Sammlung der Kaiserurkunden, „welche, trotz der Unbilden von Feind- und Freundes-Hand doch noch immer sehr beträchtlich ist.“ In sechs Kisten wird diese Sammlung bewahrt. Die Kiste a) begreift den Zeitraum von 1075 — 1340, von K. Heinrich IV. bis Ludwig IV. Die Herausgeber von Kaiserurkunden werden dieser Notiz ohnehin kaum bedürfen.

Dem Niebelungenlied und dem Rosengarten von Worms ist eine faßliche Paraphrase zweckmäßig gewidmet.

v. Koch Sternfeld.

Die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionär von Peter Wilhelm Forchhammer. Wahrheit. Alle. Gesetzlichkeit. — Berlin, in der Nicolaischen Buchhandlung. 1837. 91.

Die Bestreitung des allgemein angenommenen Satzes: Sokrates, der gerechteste Mann, sey widerrechtlich von den Athenern zum Tode verurtheilt worden, ist in neuester Zeit zuerst aus den münd-

lichen Verträgen Hegels über Geschichte der Philosophie hervorgegangen; seine Anhänger säumten nicht diese Erfindung öffentlich mitzutheilen und nach ihrer Art darzustellen. Man glaube nicht, daß obige Schrift nur das wieder gebe, was dort zu lesen ist. Der Verfasser, der jener Schule ferne steht, ist auf historischem Wege zu demselben Endziele gelangt und spricht das Ergebnis seiner Untersuchung noch unumwundener als jene aus: daß niemals von einem gesetzlicheren Gericht ein gesetzlicheres Urtheil gesprochen, als dasjenige, wodurch Sokrates zuerst des Verbrechens des Unglaubens an die Staatsgötter und der Verderbung der Jugend schuldig erkannt und darauf zum Tode verurtheilt wurde. Nicht minder zu beachten ist, daß diese Untersuchung nur eine Fortsetzung der Erläuterungen und Aussprüche Niebuhrs, gleichsam den Schlussatz der Prämissen jenes bildet; denn indem sie die Auszeichnung des Athenischen Volkes und seiner demokratischen Verfassung, die Beurtheilung des Xenophon und Plato, wie Niebuhr sie gegeben, anerkennt und aufnimmt, wird in demselben Geiste das was sich daraus gleichsam von selbst ergibt, geschlossen und der Verfasser hat nicht ganz Unrecht, in der Schlussbemerkung S. 89 zu sagen, er getraue sich der nicht mehr einzuholende Zustimmung des großen Geschichtsforschers gewiß zu seyn. Nicht allgemeine Gedanken und Betrachtungen, sondern die Prüfung der gesammten historischen Details, und da Klage und Vertheidigung uns noch vorliegen, eine Untersuchung des Proesses selbst wird mitgetheilt; aus dem Zustande der alten Demokratie, aus der Vertheidigung des Plato und Xenophon wird das Schuldig erwiesen. Der längere Aufenthalt des Verfassers in Athen hat ihn mit einer Bewunderung jener alten athenischen Zeit erfüllt, daß er in jedem zerbrochenen Steine aus den zerstörten Ruinen des Parthenons eine Schule für den Architekten sieht, was Wunder also, wenn er das Volk selbst, seine Verfassung, alle seine Thaten für ausgezeichnet hält und jeder Angriff auf dasselbe ihm frevelhaft erscheint! Perikles Lobrede bey Thukydides wird als Grundlage des Beweises der Vortrefflichkeit des athenischen Staates gesetzt; wer erkennt aber hier nicht, wie bey allen Preunkreden dieser Art, das Erheben des wirklichen zum idealen, wobei alles

vorhandene Gute übermäßig gerühmt, das Verderbliche aber stillschweigend übergangen wird!

Das Paradoxon an sich, so wie die lebendige Darstellung des Verfassers wird die Wahl gläubiger Anhänger um so leichter mehren, je schwerer (ja unmöglich) es ist, aus der deutschen Bearbeitung die vielen Verdrehungen und Unrichtigkeiten in Uebertragung griechischer Gedanken bey oft scheinbar kleinlichen Dingen zu erkennen und dadurch alle abschreckenden Folgen abzuweisen, wenn man nicht aus den Quellen selbst Einsicht und richtiges Verstandniß zu holen geneigt ist. Es ist nicht unsere Sache dem Verfasser schrittweise zu folgen und im Einzelnen das verkehrte aufzudecken, doch können wir nicht umhin, an dem einen Beispiele das Verfahren näher zu bezeichnen und deutlich zu machen.

Von dem ersten Theile der Klage, daß Sokrates nicht an die Staatsgötter glaube, bemerkt Hr. Forchhammer: Xenophon und Platon stellen sich als wollten sie das Gegentheil beweisen; allein es gelingt ihnen nicht. Sie bemühen sich mit einem Verfahren, das man bey andern sophistisch nennt, die Streitfrage auf ein anderes Feld hinüberzuspielen. Mit kleinlichem, unaufrichtigem Sinn sucht Xenophon gegen sein besseres Wissen zu halten was unhaltbar war. Die Anklage sagte: Sokrates glaube nicht an die Götter, an welche der Staat glanbte. Xenophon beweist dagegen, daß Sokrates an einen Gott oder an Götter glaubte, was die Anklage gar nicht läugnete, vielmehr selbst zugestand und sogar ihm zum Vorwurf machte, weil diese Götter neue waren. Was Xenophon zur Widerlegung der Anklage hätte beweisen sollen, war dieses, daß Sokrates den Gesetzen gemäß an die Staatsgötter glaubte und nicht dawider lehrte. Eben so wenig vermag Platon den Sokrates von der Anklage zu befreyen. Er macht's gerade so wie Xenophon, er beweist, daß Sokrates an Göttliches geglaubt habe und folglich auch an Götter, aber nicht, daß er an die Staatsgötter glaubte und dieß wars doch, was der Ankläger mit Recht verneinte. Aus seinem Glauben an das Dämonion zu beweisen, daß Sokrates auch an die Eltern desselben, an Götter müsse geglaubt haben, heißt im Grunde zugleich die Athener verhöhnen, nicht, auf die Anklage antworten.

Diese Beschuldigungen gegen Plato und Xenophon sind neu, und warum soll, was bey andern sophistisch heißt, bey diesen nicht eben so genannt werden, vorausgesetzt, daß der ausgesprochene Tadel sie wirklich trifft? Doch dieser Tadel fällt nicht den Beurtheilten, sondern dem Beurtheilenden allein zur Last; dadurch daß der Verf. als Inhalt der Klage setzt: Sokrates glaubt nicht an die Götter des Staates, sondern führt neue Götter ein, wird Xenophons und Platons Beweis (auch Aristoteles erwähnt billigend diesen), daß Sokrates an Götter glaube, zum Unsinn oder zur Ironie; aber die Worte der Klage sind, er führe neue Dämonia ein, und da diese, mögen sie nun aus Unwissenheit oder aus Bosheit des Klägers hervorgegangen seyn, wie jeder aus dem Leben des Mannes weiß, und Xenophon besonders andeutet, das Dämonion bezeichnen, so ist die Klage diese: Sokrates glaubt an sein Dämonion, nicht an die Götter des Staates. Was kann nun eine Vertheidigung anders geben, als was Xenophon und Platon bewiesen haben? und wenn Sokrates an Götter glaubte, waren es nicht die Götter des Staates, der Athener, der Griechen, oder suchte und fand er, wie die Physiologen jener Zeit, in den Namen der Götter nur die verschiedenen Kräfte der Natur? So sind durch die einfache Verwechslung zweyer nahe verwandter Begriffe Plato und Xenophon unerwartet in Sophisten verwandelt worden! War es aber damals von den Staatsgöttern anders zu denken als die Vorfahren gewohnt waren, ein so großes Verbrechen, daß Todesstrafe darauf gesetzt werden konnte, warum verschweigt der Verfasser, welch freches Spiel in Gegenwart aller Athener Aristophanes mit den Göttern getrieben hat, er, der in diesem den ächten Athener erkennt, welcher zuerst das verderbliche von Sokrates Einfluß durchschaut und kund gethan hat? Solchen Spott hat sich Sokrates gewiß auch nie gegen den einzelnen erlaubt, wie er sich über theologische Ansichten am wenigsten erklärte und damals wie jetzt, unbekannt war, was er unter seinem Dämonion verstanden habe. Der Vorwurf wegen Religion war gewiß von geringerer Bedeutung, als der moralische und politische, daß er die Jugend verführe und Aeschines versichert geradezu, die Athener hätten den Sokrates zum Tode verurtheilt, weil Alkibia-

des und Kritias, die ärgsten Feinde der Demokratie, seine Schüler gewesen seyen.

Diesen zweyten Theil hat der Verfasser mit besonderer Vorliebe und gelehrter Ausführlichkeit behandelt; es fehlt nicht an trefflichen Bemerkungen, so vieles auch dadurch, daß es nach der einen Seite auf das höchste gestellt ist, seine Richtigkeit verliert. Es ist nämlich gewiß und durch einzelne Begebenheiten, wie durch das ganze Leben des Sokrates hinreichend dargethan, daß er aus innerer Ueberzeugung kein Freund und Lobredner der Demokratie gewesen sey, ohne deswegen seine Vaterlandsliebe in Zeiten allgemeinen Drangsales bey Theilnahme am Kampfe u. dgl. zu beschränken, auch zeigt sich bey ihm nicht, wie bey seinen Schülern, ein Hervorheben der Spartaner und ihrer Verfassung im Gegensatz der Athener, wodurch er sich der Demokratie feindlich entgegengestellt hätte; er konnte es nicht billigen, und die täglichen Erscheinungen mochten jeden Denkenden zu derselben Ueberzeugung führen, daß die Demokratie unbekümmert um wahre Einsicht und Kenntniß nur der unverständigen Menge und den ihr gewöhnlich gleichen Führern huldigte, und damit den Keim des eigenen Verderbens mit sich führte. Hr. F. aber sieht in Sokrates überall nur den gesetzwidrigen Oligarchen, der, weil er nicht offen gegen die Volksherrschaft auftrat, sondern nur im geheimen und einzelnen seine Ansichten gegen den Staat in Form eines nothwendigen Ergebnisses vorbrachte, um so strafwürdiger gewesen sey und mehr Unheil als alle Kleon und Kleophon den Athenern gebracht habe.

Xenophon erwähnt fünf einzelne Punkte des Klägers und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er wie der Verf. behauptet, die Rede des Meletus selbst vor Augen hatte und sie zu widerlegen suchte. Sie mochte den Demokraten, die sich freuten, daß wieder ein Aristokrat weniger sey, bedeutend genug scheinen um öffentlich verbreitet zu werden und Sokrates war selbst nach seinem Tode noch Gegenstand rhetorischer Uebungen; so hatte einige Jahre nach seinem Hinscheiden der Sophist Polykrates eine neue Klagerede gegen ihn, Theodectes eine Vertheidigungsrede geschrieben; solche spätere Nachbildungen sind uns leicht entbehrlich, wichtiger wäre

die Erhaltung des Originals; wir würden Xenophons Vertheidigung besser zu würdigen verstehen, in welcher gewiß manches erst aus Meletos Rede sein volles Verständniß erlangen würde; uns scheint die Rechtfertigung des Sokrates und die Widerlegung des Gegners bey ihm hinreichend genügend, nur spiele man nicht mit Worten und einzelnen Ausdrücken und verdrehe nicht den Gedanken und den Geist der Rede. Hr. F. unterwirft diese Vertheidigung einer besondern ausführlichen Prüfung (S. 40 — 58) und bemerkt, daß Xenophon den letzten Punct, die Anführung von Versen aus Hesiodus und Homerus betreffend, nicht wie die vier ersten mit den Worten des Klägers, sondern absichtlich in indirekter Rede mitgetheilt und verstümmelt habe, weil die erbärmliche Verdrehung der Bedeutung des politischen Kampfes, die Xenophon nach dem Verf. sich zu schulden kommen ließ, nicht aus den eigenen vollständig mitgetheilten Worten des Klägers herausgebracht werden konnte. Hr. F. weiß nämlich den Versen des Homer II. II. 188 — 206 in ihrem Zusammenhange eine politische Bedeutung und Anwendung zu geben, vermöge welcher Sokrates Streben gewesen, die demokratische Macht einer philosophischen der Schönguten (*καλοὶ καγαθοὶ*) zu unterwerfen; erst habe er die junge Generation vorbereitet, dann aufgefördert Hand ans Werk zu legen, nicht unentschlossen oder gleichgültig zu seyn, sondern wenn die Zeit der That da sey, zu handeln nach dem Hesiodischen Verse

Thätigkeit schände mit nichten, allein Unthätigkeit schände.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. Juny.

Nro. 114.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 10. Februar 1838:

1. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

V. Imperium Florae antillanae. Die westindische Flora. Ich begreife hierunter nicht bloß die Bahamas-Inseln, die großen und die kleinen Antillen, sondern auch die östlichen Striche von Yucatan, Honduras, die Mosquitoküste, das Delta des Magdalenaestromes, das Küstenland von Venezuela und die Insel Trinidad. Die Vergleichung der antillanischen Flora mit denen dieser Gebiete des Festlandes von Amerika zeigt nämlich eine große Verwandtschaft zwischen den hier vorkommenden Pflanzenformen, während die Gewächse der Länder auf dem westlichen Gebirgsabhänge der mexicanischen Andes, der Gebirge von Darien, (die übrigens sehr wenig bekannt sind) und diejenigen, welche südlich von dem hohen Gebirge von Venezuela wachsen, sich mehr und mehr denen des südamerikanischen Festlandes nähern.

Dieses ausgedehnte Pflanzenreich, dem wir im Allgemeinen eine mittlere Jahrestemperatur von 23° bis 30° Cels. zuschreiben dürfen, wird sich übrigens, bey einer genaueren Kenntniß seiner einzelnen Bestandtheile, in mehrere, durch eigenthümliche Charaktere bezeichnete Provinzen zerfallen lassen. Offenbar nähert sich die Flora der Lucayos am meisten

der des südlichen Florida's, die caraisischen Inseln erinnern durch mancherley Züge an die Flora des nordöstlichen Festlandes von Südamerika, und die großen Inseln, namentlich Cuba und Jamaica, haben jede für sich eine beträchtliche Zahl eigenthümlicher Formen, und zwar um so mehr, je höher sich das Terrain erhebt. In diesem ganzen Gebiete herrscht, als wesentlicher Charakter des Insular-Klima's, eine geringere Differenz zwischen der mittleren Wärme der heißen und der kalten Monate, als dieß bey einem Continentsklima unter denselben Breiten der Fall ist; die Regen sind verhältnißmäßig stärker und die Thaubildung ist schwächer, als auf dem Festlande. Diesen Verhältnissen entsprechend, finden sich namentlich auf den Inseln, die dem antillanischen Reiche gehören, jene Palmen gar nicht repräsentirt, die in dem Innern der Continente vorherrschend verbreitet sind, wie insbesondere Phoenix und Iriartea. Inzwischen kommen hier Glieder aus jeder einzelnen Gruppe vor, namentlich von Arecinae: die Gattung Oreodoxa, die herrlichste aller Kohlpalmen (Cabbage-palm), welche diesem Gebiete charakteristisch eigen angehört (*Oreodoxa regia* und *oleracea*); von Coryphiinae: die ebenfalls bisher nur in Westindien gefundene Gattung *Thrinax*, welche, ebenso wie mehrere Arten der Gattung *Sabal*, gesellig wächst und oft in großer Ausdehnung die baumlosen Abhänge des Innern und die trocknen Striche an der Küste überziehet. Die fächerförmigen Blätter derselben werden vorzugsweise bey'm Dachdecken benutzt, und liefern theilweise ein Material, das viele Jahre ausdauert. Aus den Wedeln der *Guano* (*Thrinax argentea*) werden die Körbe gemacht, worin man die westindischen Tabackblätter versendet. Aus der Gruppe der *Lepidocaryinae* wird die prächtige *Mauritia flexuosa* als auf der Insel Barbados

wachsend, von Meacock angeführt. Vielleicht ist sie aber nicht ursprünglich dort zu Hause.

Die Gruppe der Borassinae hat keinen Repräsentanten auf den Inseln selbst, wohl aber erscheinen mehrere Arten von *Geonoma* auf dem Küstenlande von Caracas, in den heißen Schluchten der Urwälder.

Die Cocoinen werden hier durch mehrere Arten aus der Reihe der stachelichten (als *Bactris major*, *minor*, *Acrocomia fusiformis* und *aculeata*) und aus der Reihe der wehrlosen durch *Cocos nucifera* und *erispa* H. repräsentirt. Wahrscheinlich gehört hieher auch die noch nicht systematisch erläuterte *Palma non spinosa humilis fructu racemoso pruniformi, minimo, pisi magnitudine* von Sloane, Hist. II. p. 118; es ist aber bis jetzt unmöglich, die verwirrete Synonymik, welche in den Werken von Hughes, Sloane, Patrick Browne, Lunan, Meacock, u. A. angetroffen wird, auf sicher erkannte Arten zurückzuführen. Schon der fleißige Plumier hatte 17 Palmen auf St. Domingos, St. Vincents, und Martinica gefunden, aber seine Beschreibungen und Abbildungen, welche in der Bibliothek des Instituts zu Paris aufbewahrt werden, gewähren eben so wenig, als die andern erwähnten Schriften eine zuverlässige Kenntniß von jenen Gewächsen.

Als eine besondere Merkwürdigkeit führe ich noch an, was mir von einem Liebhaber der Naturgeschichte, Hrn. J. S. Heneken, aus dem Porto Plata auf S. Domingo, gemeldet wurde. „In der Nähe von Guayacanas, eine halbe Tagreise von S. Jago und bisher nur dort, habe ich eine Palme beobachtet, welche im Lande *Palma Cacheo* genannt wird. Sie bedeckt die niedrigen, trocknen Hügel in der Nachbarschaft, auf welchen keine andere Vegetation gedeiht. Wenn sie die Höhe von 18 bis 20 Fuß erreicht hat, etwa in der Periode, da sie Frucht zu tragen anfängt, erleidet sie eine seltsame Mißhaltung. Der grüne Theil des Stamms unterhalb der Insertion der Blätter (hier meynet der Brieffsteller wahrscheinlich die eylindrische Scheide der Blätter, welche einen Fortsatz des Stammes zu bilden scheinen) schwillt nämlich dann kugelförmig an, so daß er viel dicker wird, als der übrige

Stamm, und diese Anschwellung erweist sich von schwammiger Consistenz, fester als eine Melone aber durchgängig erfüllt mit einem süßen Saft, welcher an Geschmack dem süßesten Cocosnußwasser gleichkommt und auch dem des Zuckerrohrsaftes sich nähert. Die Jäger stillen oft ihren Durst mit dieser Flüssigkeit, wenn sie auf den dürrn, wüsten Hügeln jagen. Die Anschwellung verliert sich nach und nach wieder, wenn die Palme einige Rispen mit Früchten getragen hat.“ — Ich glaube, daß die Palme mit dieser sonderbaren Anomalie in der Entwicklung der Blüthenrispen und Frucht zur Gattung *Oreodoxa* gehört. Bey *Oreodoxa regia* ist die keulenförmige, oft mehrere Fuß lange *Spatha* mit einem weißen spreuartigen Wesen durch und durch angefüllt, welches anfänglich an dem Kolben und dessen zahlreichen Nesten aufsitzt, später aber von seinem Anheftungspuncte wegfällt. Jener genießbare, zuckerhaltige Saft, dessen Hr. Heneken in den Blattscheiden der *Cacheo*-Palme erwähnt, wird vielleicht auch nicht von der Scheide der Blätter, sondern vielmehr von den Kolben, so lange sie noch in der Scheide eingeschlossen sind, abgetrennt. Das Phänomen hätte dann die größte Analogie mit der Entwicklung eines zuckerhaltigen Saftes aus den abgeschnittenen Kolben der *Arenga saccharifera* und anderer Palmen, oder mit der Saftbildung in dem, die noch nicht entwickelten Blüthen einschließenden, Herzen der *Agave americana*, welche bekanntlich das Material zum Getränk des Pulque liefert.

Auf dem Inselgebiete des Imperii *Florae antillanae* wachsen die *Cocos nucifera* und die *Elaeis guineensis*, welche wir beyde als eingeführt annehmen müssen, in großer Vollkommenheit. Die erstere gehört auch hier ausschließlich der Küsten-Vegetation an, die letztere kommt häufiger in den trocknen, mit starkem Erdreiche versehenen Gegenden des Innern vor. Auch *Phoenix dactylifera* wird, wie schon Sloane bemerkt, auf *Zamaica* gebaut; ihre Früchte sind jedoch nicht wohl-schmeckend und kommen oft nicht einmal zu voller Reife.

Das Festland, welches ich zu dieser Flora rechne, ist namentlich nur im nördlichsten Theile von *Tierra firme* durch Jacquin, Löffling und A. v.

Humboldt untersucht worden. Es breitet sich größtentheils zu Sanddünen, zu Steppen, welche mit Gras bewachsen sind, oder zu felsigen unwirthbaren Wüsten aus, auf welchen letzteren namentlich die *Caetus*-Vegetation in großer Fülle und Mannichfaltigkeit zu Hause ist, die Palmen dagegen nur selten erscheinen. Es sind hier vorzugsweise Fächerpalmen, wie denn diese Form überhaupt den unbewaldeten Gegenden häufiger, dagegen die der Fiederpalmen mehr den Wäldern eigen zu seyn scheint. Die Fächerpalmen machen kürzere Stämme, oder entbehren derselben ganz, dagegen sind sie stark beblättert und vermögen somit durch den eigenen Schatten ihre Wurzeln vor dem Einfluß der mächtigen Sonnenstrahlen zu beschützen, welche das ebene, dürre Land fast das ganze Jahr hindurch ausbrennen. Die starke Wärmestrahlung verhindert überdies häufige Niederschläge von Feuchtigkeit aus der Luft, und dieser Charakter von großer und gleichförmiger Hitze, den größten Theil des Jahres hindurch, übt wesentlichen Einfluß auf das Blühen und die Fruchtentwicklung, so wie anderer Gewächse, auch der Palmen. Bey Mangel an Feuchtigkeit fructificiren diese oft mehrere Jahre hindurch gar nicht. Als charakteristische Pflanze dieser eigenthümlichen Vegetation in den brennenden Niederungen von Cumana und Caracas sind viele *Euphorbiaceae* (*Pedilanthus*, *Croton*, *Euphorbia*, *Jatropha*), viele *Chenopodiaceae*, *Amarantaceae*, *Cucurbitaceae*, *Nyctagineae*, viele Arten von *Lippia*, *Solanum*, *Heliotropium*, *Convolvulus*, *Capparis*, viele *Apocynaceae*, *Malvaceae*, *Büttneriaceae*, *Leguminosae* und viele saftreiche Arten von *Portulaca*, *Talinum*, sowie *Sesuvium Portulacastrum* zu nennen. Diesem Vegetationsgebiete gehört namentlich die *Palma de Sombrero* (*Corypha tectorum* Humb.) an, und an sie schließt sich gewissermaßen *Zamia muricata*, eine Art aus der kleinen Familie der *Cycadeen* oder *Palmfarn*, welche in Nordamerika und am Kap der guten Hoffnung häufiger erscheint und gewissermaßen die Palmen dort mit vertritt.

In den tiefer landeinwärts gelegenen Gegenden dieses Gebietes, besonders in den schattigen und feuchten Schluchten der Gebirgswälder, kommen mehrere Palmenarten vor, so z. B. *Chamaedorea gracilis* und *Geonoma pinnatifrons* und

simplicifrons (die auch am Amazonas erscheinen) aus der Reihe der *Rohrpalmen*, mehrere *Bacris*- und *Acrocomia*-Arten aus der Formation der stachelichten *Cocoinen*. Die *Cocos butyracea*, welche von v. Humboldt und Bonpland im untern Stromgebiete des *Magdalenenstromes*, so wie von da weiter landeinwärts verbreitet angegeben wird, ist noch rücksichtlich ihrer botanischen Charaktere zweifelhaft, da sie, nach Hrn. Kunth, vielleicht zur Gattung *Elaeis* gehört, sofern sie jedoch die *Palma Corozo* *Jacquin's* (*Amer. t. 171. f. 4.*) wäre, dürfte sie jedenfalls als ein charakteristisches Glied dieser *Palmenvegetation* betrachtet werden. Auch auf diesem Theile des Festlandes wird *Cocos nucifera* in der Nähe des *Oceans* häufig angebauet und mit ihr, nach v. Humboldt, hie und da auch *Phoenix dactylifera*.

Das antillanische Florenreich in den von mir angenommenen Grenzen erhebt sich an mehreren Orten zu so beträchtlichen Höhen, daß hier auch die Verbreitung der Palmen in den über einander liegenden Zonen in Betracht käme. Leider fehlen jedoch zur Zeit noch bestimmte Nachweisungen über diese Verhältnisse. Jedensfalls dürfte hiebey ins Auge zu fassen seyn, daß das Gebiet sehr verschiedene Erhebungen des Bodens darstellt, welches Verhältniß nicht isolirt, sondern in Verbindung mit mehreren andern, gewürdigt werden muß.

Die großen Inseln dieses Reiches nämlich sind *Continental-Inseln*; sie sind mit ziemlich langen *Bergketten* durchzogen, welche sich hie und da beträchtlich, so z. B. die blauen Gebirge auf *Jamaica* bis zu 6800 Fuß Höhe, erheben.

Von den kleinen, sogenannten *pelagischen Inseln* ist eine verhältnißmäßig schwache Zahl mit *Vulkanen* versehen. Diese als *plutenische*, d. h. aus dem Schooße des *Meeres* erhobene, Gebilde haben, dem eigenthümlich geologischen Charakter entsprechend, auch eine andere Vegetation als diejenige, welche vorherrschend aus *Kalkstein*, oder aus *Urgebirge* bestehen und oft von der noch stets fortgehenden *Bildung von Corallenriffen* umgeben sind. Unter diesen Umständen ist es um so mehr zu bedauern, daß wir über die dortigen *Vegetations-Verhältnisse* bis jetzt keine gründliche Untersuchung besitzen, als der ursprüngliche Zustand des *Pflanzenwuchses* bey

fortschreitender Colonisation immer schneller verschwinden wird. Inzwischen scheint sich zur Zeit namentlich die Thatfache feststellen zu lassen, daß die vulkanischen Inseln dieser Region verhältnißmäßig viele Farukräuter und viele Palmen beherbergen, was in den Mascarenischen Inseln ebenfalls der Fall ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Athener und Sokrates, die Gesehlichen und der Revolutionär von Peter Wilhelm Forchhammer. Wahrheit. Alle. Gesehlichkeit re.

(Schluß.)

Allerdings dadurch wird die Klage des Meletus erst verständlich; denn Sokrates ist nun wirklicher Revolutionär geworden; aber wäre diese Fiktion des H. F. gegründet, die Anklage würde nicht gewesen seyn, daß Sokrates die Jugend verführe, sondern daß er die Verfassung umstürzen wolle; und wenn die Verse des Homerus in jenem Zusammenhange gedeutet werden sollen, (denn nur durch die Annahme, daß Xenophon absichtlich das entscheidende verschwiegen habe, wird jene Deutung möglich, aber noch immer unwahrscheinlich, und konnte ihn nicht sogleich ein jeder der Lüge überführen?), warum hat der Verf. nicht auch die Worte des Hesiodus in ihrer Verbindung angeführt? sie widersprechen jeder ähnlichen Verdrehung und bezeichnen nur die Aufmunterung zur Arbeit, Fleiß und Thätigkeit. Wie oft mochte Sokrates Gelegenheit gefunden haben, seinen unthätigen, aber herrschsüchtigen jungen Landsleuten jenen Vers zuzurufen!

Wir verzeihen den Athenern, die gegen Themistokles und alle Staatsmänner von Bedeutung nicht die größte Dankbarkeit bewiesen haben, auch die Verurtheilung des Sokrates; sie lag im Geiste der Volksherrschaft begründet und sie hatten kurz vorher durch die oligarchische Regierungsform, welcher der Beklagte weit näher sich anzuschließen schien,

zu viel übles und schlimmes erlitten, um nicht gleich andern Menschen im Kampfe ihrer eigenen Sache den richtigen Weg der zwischen Gleichgültigkeit und Unduldsamkeit führt, zu verfehlen, und wie waren die Athener schon selbst revolutionär geworden, da 281 Richter gegen den Sokrates, aber nicht weniger als 220 für ihn gestimmt hatten! Um diese That aber als eine gerechte anzuerkennen, bedarf es besserer Beweise und eines andern Principis als hier geltend gemacht wird, „welches das bestehende als das höchste unverlegliche, auch geistig bindende setzt, jede Belehrung und Entwicklung hemmt, die Möglichkeit einer wirklichen Verbesserung aufhebt und nahe daran ist, das Menschliche im Menschen ganz zu vernichten.“

Auch im Einzelnen finden sich viele neue Ansichten in dieser Schrift vorgetragen; zu den vielen Vermuthungen über die Wolken des Aristophanes tritt auch die des Verf., daß sie nicht gegen die Sophisten, sondern gegen den Sokrates selbst und seinen Schüler Kleibiades, den er schonend noch und scherzend mit fremdem Namen Pheidippides nennt, während er den Vater Strepsiades durch das Lager auf dem er zuerst erscheint, als den alten Kleinias bezeichnet, gerichtet seyen. Noch eigenthümlicher ist, was über die bekannte Stelle des Xenophon S. 39 erwähnt wird:

„Unter dem falschen Namen Themistogenes Enrakufios hatte er selbst später im Exil den Zug und Rückzug beschrieben. Auch durch den Namen meinte er den Vorwurf des Geizhais und der Athener zu beschwichtigen, einen Lohn des Rechts, der wider Wissen ein Syrer geworden sich nennend. Freulich ein Sohn des Rechts, aber ungedenkend des edlen Ursprungs wurde er ein Syrer, vielleicht wider Willen, aber nicht ohne Schuld.“

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 10. Februar 1838:

- I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Anlangend endlich den continentalen Küstenstrich, welchen wir zu diesem Imperium Florae rechnen, so dürfte ihm vielleicht der isolirte Gebirgsstock der Sierra Nevada de S. Maria zuzuzählen seyn, da die Untersuchungen des Hrn. M. v. Humboldt nachgewiesen, daß dieser Gebirgsstock, welcher sich bis zu einer Höhe von 18000 Fuß erhebt, ganz isolirt und keineswegs als ein Nordast des Hochalpenzuges von Neugranada zu betrachten sey.

Im Ganzen darf man zur Zeit etwa 30 Arten aus diesem Gebiete aufführen, von welchen 6 dem Continente ausschließlich angehören möchten.

VI. Imperium Florae mexicanae intratropicae. Diese Gebirgsflora ist, wegen der beträchtlichen Höhe ihrer von S. nach N. laufenden Gebirgszüge, gegen Westen und Osten hin am entschiedensten nancirt, und dürfte vielleicht, bey genauer Kenntniß ihrer einzelnen Formen, vorzugsweise in eine westliche und in eine östliche Provinz — jene die oceanische, diese die atlantische — getheilt werden. Wie in allen heißen Ländern, welche sich zu beträchtlichen Höhen erheben, hat auch dort der gemeine Sprachgebrauch die

drey Zonen des heißen, gemäßigten und kalten Erdstriches, als unmittelbar über einander liegend, bezeichnet. Hr. v. Humboldt rechnet die erste (Tierra caliente) von 0 bis 200 Toisen mit einer mittleren Jahreswärme von 26° C., die gemäßigte Zone (Tierra templada) von 200 bis 1100 Toisen mit einer mittleren Wärme von 17°, 5 C. bis 25° C. und die kalte von 1100 bis 2350 Toisen mit einer mittlern Temperatur von 17°, 5 bis 0°, 8 C. — Es ist dieß das erste Florenreich, welches Palmen besitzt, während zugleich Berggipfel erscheinen, welche sich über die Schneegrenze erheben. In die höhern Regionen des Gebirges, d. h. dahin wo der Baumwuchs eine wesentliche Erniedrigung erleidet, steigen die Palmen, als eine ganz tropische Pflanzenform, nicht hinauf; doch halten sie sich nicht bloß am Meere, und in der heißen Zone, sondern einige von ihnen mischen sich in den gemäßigten Gebirgsgegenden unter Eichen, Föhren und Erdbeerbäume. Die vorherrschenden Formen scheinen Fächerpalmen und schlanke Rohrpalmen aus der Gattung Chamaedorea zu seyn, von welcher letzteren bereits 5 Arten bekannt sind. *Corypha Pumos Humboldt* (eine *Copernicia*?) ist von Humboldt und Bonpland am Vulkan von Jorullo bey der Villa Agua Calca in einer Höhe von 500 — 800 Toisen und *Corypha nana* zwischen Acapulco und Mazatlan (230 Toisen hoch) beobachtet worden. *Chamaerops Moçini*, eine andere Fächerpalme, erscheint ebenfalls in diesem Gebiete bey Acapulco und in der Bai von Chacahagua. Ihre dunkelgrünen, großen Fächerblätter contrastiren malerisch mit dem zarten Laube reizbarer Mimosen, welche längs dem Meeresufer reiche Gehäge bilden (Var. v. Karwinski). *Brahea dnleis* (*Corypha Humb.*) ist von denselben Reisenden in der gemäßigten Zone, am westlichen Abhange der mexicanischen Andes zwischen Chil-

pancingo und Neapuleo, bey la Moyonera und auf dem Alto de las Garas, zwischen Eichen und Fichten, in einer Höhe von 500—520 Toisen über dem Ocean, gefunden worden. Vielleicht aus denselben Gegenden stammen die Exemplare, welche von Thadäus Hänte nach Europa geschickt worden sind. Hr. Baron von Karwinski hat dieselbe Art im Staate von Oaxaca, zwischen Tehuacan und El Huiso, bey Los Capolines, nächst Trapiche de Aragen, in einer Höhe von angeblich 8000 Fuß beobachtet (cf. Martius, *Palmae* Tab. 162.) Diese Gegend liegt so hoch, daß es bisweilen Eis friert. Sie kommt übrigens in jener Provinz auch an niedrigeren Orten, wie z. B. bey Teoromulco und Teofacualeo vor. Bald sind Pinus-Arten, bald *Quercus mexicana*, *laurina*, *acutifolia*, *glaucescens*, bald die malarische *Yucca longifolia* oder *Arbutus Madroño* ihre Begleiter. Man begegnet also dieser Fächerpalme, wenn man aus den kühlestn Regionen, wo noch Weizen gebaut wird (bey 5000 F.), zu jener glücklichen Zone herabsteigt, wo sich der Frühling mit einem milden Sommer paart. Chamaedoreen kommen nach Bar. v. Karwinski in der Schlucht bey Zucquilla de la Costa, bis Tututepec vor. Auf dem entgegengesetzten östlichen Abhange der mexicanischen Cordilleren sind von Dr. Schiede diese Rohrpalmen einige Meilen südlich von Xalapa (19°, 30" n. Br.), sowie in den Gebirgsschluchten v. Chiconquiaco, bey Papantla und Misantla, gefunden worden. In der Barranca de Tiofelo, 5 Leguas südlich von Xalapa, bildeten *Chamaedorea elegans* und *oblongata* zugleich mit *Heliconien*, Farnkräutern und strauchartigen *Melostomen* dichtes Gebüsch in den feuchten etwas sumpfigen Wäldern. Sie sind als eine Palmenform der Tierra templada zu betrachten, denn nur da steigen sie in die heiße Zone herab, wo die Vegetation durch öftere Neuen erfreicht wird. Bey der Fruchtreise werden ihre Kolben fleischig und scharlachroth, wie dieß von Geonoma bekannt ist. Die Einwohner wenden dann den Saft der Kolben als eine Panacee gegen entzündlichen Brustkatarrh an. Auch an andern Punkten der östlichen Küste erschinen Arten dieser Gattung in den feuchten Wäldern an den Flüssen und Bächen, welche dem heißen und offenen Meeresfandufer zufallen. Eine andere, nahe der Küste am

Ufer der Lagunen und Flüsse z. B. der Laguna salada und verde in der Provinz von Veraacruz von Dr. Schiede bemerkte Fächerpalme ist bis jetzt noch nicht systematisch bekannt. Sie scheint wie die meisten Fächerpalmen gesellig vorzukommen, bildet jedoch keine so stattliche Wälder wie dieß vorzugsweise von der Cocoyule (*Cocos Cocoyule* Mart.) gerühmt werden kann. Diese Palme ist von Baron Karwinski in der Provinz Oaxaca zwischen Zacatepec und Neatepec nahe an der Südfsee beobachtet worden und wird als eines der majestätischsten Producte des Pflanzenreiches geschildert. Der cylindrische Stamm erreicht bey 2 bis 2½ Fuß Durchmesser eine Höhe von 160 Fuß und trägt eine Krone 40 Fuß langer Fiederblätter. Die Frucht, von der Größe eines Hühnereres, enthält einen süßen Kern, dessen Del von den Nizteken vorzugsweise zum Einschmieren der Haut und der Haare benützt wird. Der Wald, den dieses edle Gewächs in der Nähe von Jamiltepec fast ausschließlich bildet, bedeckt ein seichtes offenes Thal in einer Ausdehnung von mehreren Stunden, und soll den europäischen Ankömmling durch die majestätische Ruhe, welche in ihm herrscht, mit nie gefühlten Empfindungen erfüllen. *) Von stachlichten Palmen sind in diesem Gebiete die *Acrocomia mexicana* (Mart. Tab. 138) und die *Bactris Cojole* (*Quauhcojolle Terentii* Recch. Mexic. p. 401.) zu nennen. Die erstere erscheint an der Straße von Oaxaca nach Tehuantepec sporadisch auf kleinen Wiesen, in schattigen, gewässerten, fetten Gründen, seltener im Urwalde. Der 20' hohe dicke Stamm und die Blattstiele sind mit dunkelbraunen glänzenden Stacheln von 12—15" Länge besetzt. Sie bringt eine große Anzahl kugelrunder Früchte von der Größe einer Welschnuß hervor, welche im Lande wegen des öligen Kernes *Coco haboso* genannt werden. Nicht selten sieht man das Rindvieh bemüht, mit den Hörnern den stark bewehrten Stamm zu schütteln, um die Früchte zu erhalten, welchen es lebhaft nachstellt. Im nordöstlichen Küstenstriche, besonders vor Tampico gegen Norden, begegnet der Reisende hie und da kleinen fast undurchdringlichen Wäldchen von Zwergpalmen, vielleicht einer jener Arten von Sabal, welche in den

*) Vielleicht die *Palma Bahey*, *Coyoalli*, *Recchus* Lib. 3. c. 45. p. 75.

heißen Niederungen am Mississippi und in Florida erscheinen. — *Cocos nucifera* wird nicht selten, besonders in den südlichsten Gegenden der Ostküste und mit mehr Erfolg auf der Westküste am stillen Meere angebaut. Die aus Spanien eingeführte Dattelpalme soll in Chiapa nach acht Jahren reife Früchte getragen haben. Herrera Hist. Gen. Decad. IV. S. 222. Als ein besonderer Zug in der Physiognomie der Palmenflora dieses Gebietes darf angegeben werden, daß hier die Palmen im Allgemeinen sowohl die in Mexiko so häufige *Caetus*-formation, als auch die der in einigen Beziehungen der Tracht verwandten *Cycadeen* ausschließen. Sie kommen nicht zugleich mit diesen Gewächsen vor. *)

VII. Imperium novogranatense s. Florae andinae aequatorialis. Das Reich von Neugranada, Quito und Nordperu. Es ist dies eine Gebirgsflora, deren Grenze gegen Norden in 10° nördlicher, gegen Süden in 10° südlicher Breite liegt, gegen Westen vom stillen Ocean und gegen Osten von den oberen Abhängen des Strombeckens des Amazonas und des Orinoco gebildet wird.

Ich rechne also hieher das Gebiet der Cordilleras de los Andes mit ihren tiefen Thälern und Gehängen, wie sie, innerhalb der angegebenen Breiten, sich in ihren zwei mächtigen Hauptzügen von S. nach N. erstrecken, und gegen O. die sogenannte Küstencordillere von Venezuela abgeben, welche Mex. von Humboldt als östlichen Ast des weitverbreiteten Gebirgssystems bezeichnet hat. Hier stehen in schmaleren oder breiteren Zonen die verschiedensten Pflanzenformationen untereinander. In den tiefen Thälern, wo die volle Gluth des Aequatorialklima's (eine mittlere Wärme von 23° bis 26° C.) herrscht, die Leppigkeit eines großartigen und mannigfaltigen Pflanzenwuchses, weiter oben milde Berggehänge, mit einem ewigen Frühling (bei einer mittleren Jahrestemperatur von 18° — 19° C.), prächtige Wälder tragend, dann hohe Bergebenen, auf

denen ein sehr geringer Unterschied in der Wärme der einzelnen Monate der Fruchtzeit edler Obstarten minder günstig ist, aber die Cerealien (bei 14° C. Jahrestemperatur) gesegnete Ernten geben, — kühle Alpen, auf denen die tropischen Waldbäume zwergartig verkümmern — darauf jene unwirthlichen, von kalten Stürmen beherrschten Regionen der Paramos, wo der Baumwuchs ganz aufhört, Grassmatten von Eiswässern durchzogen werden, und endlich, an der Grenze des ewigen Schnees, nur wenigen niedrigen Kräutern Zeit für ihre kurze Entwicklungsperioden gestattet ist. Dieses Gebiet, in welchem, nach den neuesten Berichten von Colonel Hall *) gerade unter dem Aequator die Zone des

*) In Hooker's Journal of Botany 1834. S. 334 — 339. Dieser Schriftsteller theilt mehrere schätzbare Angaben über die pflanzengeographischen Verhältnisse der Aequatorial-Anden und über die Aufeinanderfolge der einzelnen Vegetationsformen an denselben mit. Er bemerkt, daß sich an den Gebirgsrücken, die gegen das Plateau von Quito herabsteigen, die Region der baumartigen Gesträuche überall bis 15,000 Fuß erstreckt. Der Tunguragua ist, nach Boussingault's barom. Messung, bis 15,317 F. mit Gebüsch bewachsen, so daß die eigentliche Alpenregion in 14,000 F. Höhe beginnt, und zwar in der Art, daß auf die Zone von Unterholz die Paramos oder Pajonales (Grassmatten) folgen, endlich aber, ganz oben, unterhalb der Schneelinie, jene Gewächse austreten, welche den obersten Hochalpenpflanzen in Europa analog sind. Er fand, mit Boussingault, die unterste Grenze des Schnees am Cotopaxi in 15,646, am Antisana in 15,858, am Chimborazo in 16,000, am Canambe, wo sich ein breites Schneefeld über einen mäßigen Abhang ausdehnt, in 14,217 Fuß (Die untere Schneegrenze unterm Aequator ist von Hrn. v. Humboldt bei 15,736, von Bonguer bei 15,608 und von Leslie bei 15,207 Fuß bestimmt worden). Der Pichincha, dessen Höhe die franz. Akademiker = 15,606, Humboldt = 15,976, Boussingault = 15,676, Hall, nach dem Kochen des Wassers = 15,704 F. angeben, liegt also gerade in dieser Linie. Im Allgemeinen scheinen die Untersuchungen von Pentland und andern Reisenden auf die Nothwendigkeit zu führen, die Schneegrenze in den Andes höher zu setzen, als es bis jetzt geschehen. Vergl. Pentland Journ. R. geogr. Society Vol. V. p. 80 sq. In 16° und 17° f. Br. nimmt dieser Schriftsteller als Mittel von

*) Eine systematisch noch ganz unbekanntes Palme dieses Gebiets ist die 70 Fuß hohe Stachelpalme *Vibba*, deren Früchte von den Einwohnern von Panama auf Del benützt werden. Cf. Dampier.

strauchartigen Dickichte und der Alpenweiden sich von 10,000 bis 13,000 Fuß ausbreitet, aber hier und da sogar Wälder bis 14,000 F. aufsteigen, führt uns auch Repräsentanten der Palmenfamilie auf Höhen vor, wo der Pflanzengeograph vielmehr nur die nordischen Formen der Eichen und Zapfenbäume zu finden hoffte. Wir verdanken Alexandern von Humboldt folgende Bestimmungen über die Höhengrenzen von Bergpalmen. Sie sind um so wichtiger, als im übrigen Amerika keine gleich hohen Standorte von Palmen ermittelt sind, und die Palmen der alten Welt mit Ausnahme derer auf Java, fast alle nur in Niederungen sind beobachtet worden.

Oreodoxa Saucoua, im Gebiete des Caucastrumes zwischen Carthago und El Naranjo: 500 Toisen hoch. *Oreodoxa frigida*, in felsigen Gebirgsgegenden der Andes von Quindiu: 1000 bis 1400 Toisen hoch.

Martinezia caryotaefolia, kultivirt in Gärten bey Ybague und Carthago bis 500 Toisen Höhe, während sie auch in den Schluchten des Huallaga im obern Maynas und am Ufer des Orinoco, am letztern Orte bei sehr geringer Erhebung über dem Meere (bey 40 Toisen) vorkommt.

Auch die *Cocos butyracea* muß hier wieder aufgeführt werden, denn es wird ihr ein Höhenbezirk vom Meere bis zu 700 Toisen zugeschrieben, da sie am Ufer des Rio Sinn bei seiner Mündung ins Meer, und auch bey Ybague und Carthago wächst.

Guilielma speciosa (*Bactris Gachipaes* Humb.) ist von Hrn. von Humboldt bey Ybague in 700 Toisen Höhe aufgeführt, während sie durch große Strecken Brasiliens in sehr geringer Erhebung über dem Meere erscheint.

Iriartea andicola (*Ceroxylon* Humb.) auf dem Gebirge von Quindiu in einer Höhe von 900 bis 1450 Toisen.

Attalea amygdalina in der goldreichen Provinz Choco, und-kultivirt bey Carthago und Guaduas, zwischen 500 und 630 Toisen Höhe.

vier directen Messungen die Höhe von 16,990 (engl.) Fuß als die untere Schneegrenze. — Vgl. ferner Bemerkungen über die Verbreitung der Vegetation in den größten Höhen des Himalaya und in Hochperu, von Meyen, in Wiegmanns Archiv der Naturgesch. II. 1. S. 315–317.

Aus diesen Datis leiten wir zwey für die Geographie der Palmen interessante Thatsachen ab. Zwey Arten aus der Gruppe der *Arecinae*, *Oreodoxa frigida* und *Iriartea andicola* gehen bis in die kalte Region (wo eine mittlere Jahreswärme von 10° bis 5° Cels. herrscht?) hinauf, während sonst gerade die *Arecinae* vorzugsweise niedrige, heiße Gegenden zu bewohnen pflegen, und namentlich mehrere Arten der Gattung *Iriartea*, in dem heißen Strombecken des Amazonas und seiner Confluenten, nur unter der Begünstigung einer sehr hohen Temperatur (von 22° bis 25° C. Jahreswärme) fortkommen. Besonders auffallend ist, daß *Iriartea andicola* in der beträchtlichen Erhebung von 1450 Toisen über dem Meere noch einen colossalen Stamm von 100 Fuß Länge bildet. Dieses hohe Vorkommen eines Palmbaums von so beträchtlicher Länge scheint mit den oben angeführten Beobachtungen von Hall besser übereinzustimmen, als mit den bisherigen Annahmen, gemäß welchen die obere Grenze des Baumwachses selbst in den Parallelen nahe am Aequator schon in 1739 Toisen (die äußerste Grenze des Flechten- und Mooswachses aber in 2849 Toisen) Erhebung über dem Ocean fielen.

Ferner ergibt sich, daß gerade diejenigen Arten, welche den weitesten Verbreitungsbezirk nach Länge und Breite haben, sich auch eines sehr breiten Höhentermini erfreuen. Wir können dafür *Martinezia caryotaefolia* und vor allen die *Guilielma speciosa* anführen. Erstere erscheint im obern Stromgebiete des Guallaga (10° s. Br.), im untern Maynas, am Amazonenstrom und dann wieder im Thale des Cauca, bey Ybague (4° 27' n. Br.) also in einer Ausdehnung von 14 Breitengraden. Noch weiter verbreitet ist die *Gachipaes*, wie die *Guilielma speciosa* im Hochlande von Neugranada heißt *)

*) Cahepais bey den Indianern Musos und Colimas in Neugranada, Pixihaes in Peru: Herrera Hist. Gen. Decad. VIII. S. 80 und III. S. 246.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 10. Februar 1838:

1. Herr Conservator Dr. v. Martins liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Es ist dieß dieselbe Art, welche N. v. Humboldt am Orinoco u. Atapabo Pirikao nennen hörte, und deren große Fruchtbarkeit und Reichthum an Nahrungstoffen der Banana an Nützlichkeit nähert. Diese Palme, die Dattel des tropischen Südamerika, erscheint in einem sehr großen Theile Brasiliens, namentlich im Strombecken des Amazonas und seiner größten Confluenten. Sie heißt dort Bubunha oder Pupunha (S. Martius Reise, III. S. 1053). Auch in der französischen Gujana ist sie unter demselben Namen oder als Paripou, Palipou, bekannt, und weit verbreitet. Von Westen nach Osten geht daher ihr Vorkommen fast durch das ganze Continent von Südamerika, in einer Ausdehnung von 40 Breitengraden und darüber. Nach Süden erstreckt sie sich bis in die Provinzen von Moros und Chiquitos, zum 19° s. Br. Hier hat sie Hr. d'Orbigny in feuchten Urwäldern oft in der Nähe von Gehägen der banmartigen Gräser gefunden. Daß diese letzteren in der reihenweisen heckenartigen Ausdehnung, worin sie so oft vorkommen, als Reste von ehemaligen indianischen Pflanzungen zu betrachten seyen, indem die Ureinwohner sich solcher undurchdringlicher

Gebüsche als natürlicher Palisaden und Verhage zu bedienen pflegten, glaube ich zur Evidenz nachgewiesen zu haben. Daher gewinnt das Factum noch an Interesse, daß man jene beyden Gewächse oft neben einander findet. Außerdem will ich auch hier darauf aufmerksam machen, daß die Bubunha die einzige Palme in Amerika ist, von welcher ich in Erfahrung gebracht habe, daß sie häufig ihren nussartigen Kern ganz verliert, oder auch so verkümmert und zusammenzieht, daß er keinen entwicklungsfähigen Keim mehr enthalten kann. Die Frucht zeigt dann in ihrem Mittelpunkte einen von Längsfasern durchzogenen, aus lockerem Zellgewebe gebildeten Körper. Gemäß dieser Beschaffenheit wird die Bubunha von den Indianern häufiger durch Wurzel sprossen als aus dem Samen vermehrt. Wenn man bedenkt, wie schwer und wie langsam sich die Natur der ursprünglich in sie gelegten Angewöhnung begiebt, den Typus ihres Samens auszubilden, was also dazu gehört, einen steinharten Kern von der Größe einer welschen Nuß aufzulösen und in faseriges Fleisch zu verwandeln, so wird man geneigt, den physiologischen und pflanzengeographischen Verhältnissen dieser Palme Wichtigkeit für die Ethnographie Südamerika's zuzuschreiben. Sie scheinen nämlich anzudeuten, daß der gegenwärtige, so ausgedehnte Verbreitungsbezirk der Bubunha-Palme künstlich sey, und wenigstens theilweise, noch aus der frühesten, gewissermassen vorhistorischen Zeit der amerikanischen Menschheit herdatire. Die Urbevölkerung jenes Continents muß mit der Bubunha schon seit Jahrtausenden vertraut seyn, und die weite Verbreitung einer so wichtigen Nutzpflanze mag eben so gut als Zeuge eines gebildeteren Zustandes jener jetzt verkümmerten Völker anzusehen seyn, als die Ruinen ehemals stattlicher Banwerke, welche die Forschungen unserer Zeit in den meisten Theilen Amerika's nachweisen.

Nach die andern beyden Palmen von weitem Verbreitungsbezirk in dieser Flora, die *Cocos butyracea* und die *Attalea amygdalina*, werden angebaut. *Kunthia montana*, in den Gebirgen von Amaguer und Popajan, zwischen 2° und 3° nördlicher Breite, auf einer Höhenverbreitung von 250 bis 800 Toisen angegeben, kommt wahrscheinlich auch unter derselben Breite, neun Grade weiter östlich, am obersten Rio Negro vor, denn die Indier Capuenas bringen ihre rohrartigen Stämme, welche zu Blastrohren ausgehöhlet werden, den südlicher wohnenden Völkerschaften zum Kaufe herab.

Uebrigens möchte ich glauben, daß in diesem Gebiete, namentlich in den tief liegenden, heißen Gründen noch viele, bis jetzt unbekante Palmen-Arten aufzufinden seyn werden.

Werfen wir noch einen Blick auf die Vegetation, welche, außer den genannten Palmen, das Imperium Florae andinae aequatorialis bezeichnen, so finden wir als besonders charakteristisch die Gattung *Cinchona*. Diese merkwürdige Gattung erscheint namentlich zwischen 5° südl. und 5° nördl. Breite als wesentlicher Bestandtheil der Gebirgswälder. Sie findet sich zwischen den Höhengrenzen von 300 und 1485 Toisen, gedeiht aber am besten auf einer Höhe von 1000 Toisen, in einem gemäßigten Klima, wie es namentlich in demjenigen Theile des Andes-Gebirgs herrscht, welchen M. v. Humboldt den Gebirgsknoten von Lora nennt. Hier sind die Wälder von Cazanuma und Uritusinga, zwischen den Rios Zamora und Cachimacu, zwey Beyflüssen des obern Marañon, wegen ihrer trefflichen Chinaforten berühmt. *) In jenen Wäldern herrschen noch zahlreiche Formen aus den Familien der Rubiaceae, Bignoniaceae, Acanthaceae, Laurineae, Urticeae, Leguminosae. Je mehr man aber aus den Niederungen in die höheren und höchsten Bergreviere aufsteigt, um so häufiger erscheinen Pflanzen, welche sich an die extratropische, ja sogar an die nördliche Vegetation annähern, so z. B. gewisse Kästchenbäume, wie Eichen und Erlen, Glieder aus der Familie der Ericaceae, wie die charakteristischen *Befariae*, aus der der *Gentianeae*,

wie die fünfspornigen *Swertien*, die Gruppe der *Escallonia* mit mehreren Arten der verwandten Gattung *Ribes*, manche *Rosaceae*, eine verhältnißmäßig große Anzahl von Korblüthen, theils Gesträuche, theils niedrige Kräuter u. s. w. Herr Schouw hat einen großen Theil des Gebietes, von dem wir hier sprechen, das Reich der Cinchonen genannt; ich bemerke jedoch, daß ich es weder nach Länge und Breite, noch nach seinen Höhengrenzen so wie dieser Schriftsteller annehme. Indem er nämlich die höchsten Gebirge, von 9000 Fuß und darüber, als Boden eines besonderen Pflanzenreiches, das der *Escallonien* und *Calecolarien*, von den tieferen Gegenden abgefordert, scheint er eine künstliche Unterscheidung in Naturverhältnisse zu bringen. Wir betrachten daher jene hochliegende Zone nur als das obere Extrem der nordandinschen Flora. Dagegen dürfte die Erstreckung dieses Reichs gegen Süden schwerlich bis 20° südl. Breite auszudehnen seyn. Ich habe Gelegenheit gehabt, in Madrid eine beträchtliche Sammlung von Pflanzen zu sehen, die Thad. Hünke während seines langen Aufenthalts in Cochabamba, Potosi, Chuquisaca und anderwärts in Bolivia (zwischen 16° und 21° südl. Breite) gesammelt hat, und mich überzeugt, daß die dortige Flora zwar in den Gattungen mit der des nördlichen Anden-Zuges übereinstimmt, jedoch in der Mehrzahl andere Arten aufweist. Die von Hrn. von Humboldt (Relat. Voy. II. p. 197.) nachgewiesenen Gebirgsknoten der Andes: von Porco und Potosi zwischen 19° und 26° und von Cusco und Parinaeochoa zwischen 14° und 15° sind vielleicht als die Mittelpunkte eines alpinischen Florenreiches zu betrachten, welches zwar vermöge der ununterbrochenen Fortsetzung der Gebirge gegen Norden mit dem nordandinschen Reiche zusammenhängt, aber in seinen Gliedern wohl eben so sehr davon unterschieden seyn dürfte, als es die Florengebiete sind, welche sich, dem allgemeinen Gehänge des Continentes gemäß, nach verschiedenen Richtungen hin, hier gegen den Pileomayo und Paraguay, dort gegen das ungeheuerere Strombecken des Amazonas, ausbreiten. Der Gebirgsknoten von Huanuco und Paseo, zwischen 10° und 11°, könnte daher vielleicht als der riesige Grenzstein zweyer großer alpinischer Florenreiche zu betrachten seyn.

*) Humboldt. Relat. du Voyage II. p. 200.

VIII. Was nun das südliche von diesen beyden, das von Bolivia, Imperium Florae andinae medium, betrifft, so stehen uns nur wenige Thatsachen rücksichtlich seiner Palmen zu Gebote. Diejenigen Arten, welche von Ruiz und Pavon und später von Pöppig in den tiefen, feuchten und warmen Schluchten von Munna, Pozuzo und Cuchero im obersten Flußgebiete des Huancu (11° — 9° südl. Breite) entdeckt worden sind (*Chamaedorea fragrans*, *Morenia fragrans* und *Poepigiana*, *Euterpe ensiformis*, *Iriartea deltoidea*, *Geonoma interrupta* und *Pöppigiana* und *Bactris* (*Martinezia* Pav. Rz.) *ciliata*) sind entweder Glieder der Amazonas-Vegetation oder dem Imperium Florae andinae aequatorialis zugehörig; es kommen daher hier, mit Ausnahme der *Geonoma synanthera*, die wahrscheinlich von Hants in den Gebirgen von Cochabamba entdeckt worden ist, nur diejenigen Palmen in Betracht, welche Hr. D'Orbigny auf seiner Reise von den Küsten von Bolivia nach Potosi, Cochabamba und in die östlichen Abhänge der Cordillera de Cochabamba gesammelt und deren Beschreibungen und Abbildungen er mir mit nicht genug zu lobender Liberalität mitgetheilt hat. Es gehören hierher *Iriartea phaeocarpa*, eine stattliche Waldpalme, die sich von der genannten Cordillera bis zu den, von den Yuracaré bewohnten Wildnissen an den obern Beyflüssen des Mamoré verbreitet, *Iriartea Lamarkiana* und *Geonoma Desmarestii* aus dem Gebirge von Icho, das die Wasserscheide zwischen dem Beni und dem Mamoré bildet, *Geonoma Guerini* und *Raspalliana* vom Berge Subreccilla, am nordöstlichen Abhänge der Cordillera oriental de Cochabamba, *Attalea ciliata* aus den Wäldern nordöstlich von jenem Gebirge gegen die Ebenen der Chiquitos hin, *Martinezia truncata* aus den Wäldern des Rio de Chagro, am östlichen Hänge der Cordillera de la Paz, drey Arten von *Euterpe* und ein *Astrocaryum*. *Euterpe andicola* (Brongn. Voy. de Mr. d'Orbigny, Palmiers tab. 2. f. 2). scheint die Palme zu seyn, welche in diesem Gebiete am höchsten hinaufsteigt. Sie ward auf dem Wege von Cochabamba nach den einsamen Wäldern der Yuracaré am nordöstlichen Abhänge der Cordillera de Cochabamba an steilen Orten in der Zone

beobachtet, wo die hohe, dunkelgrüne, tropische Vegetation einem dichten, niedrigeren, kleinblättrigen, minder saftigen Walde Platz macht, in der sogenannten Seja del Monte, Wimper des Waldes. Gräser, Gesträuche und kryptogamische Gewächse walten hier vor und bezeichnen die obere Grenze des Baumwuchses, denn hundert Toisen höher erblickt man nur niedriges, verkrüppeltes Gehölz; Moose, Flechten, und die charakteristischen kurzstengligen Pflanzen der eigentlichen Hochgebirgs- oder Alpenflora werden immer häufiger und nehmen nach oben die ganze Fläche ein, so weit sie, unterhalb der Schneegrenze, noch Vegetation zu beherbergen vermag. Dieser, lediglich mit krautartigen Gewächsen bedeckte Berggürtel ist innerhalb der Tropen bekanntlich breiter, als bey uns und überhaupt in außertropischen Gegenden. Die *Euterpe andicola* mag daher wohl in einer Höhe von 9000 Fuß wachsen und bezeichnet somit den oberen Terminus altitudinis in der südlichen Hemisphäre für die Palmen. *Euterpe Haenkeana* (Brongniart l. c. f. 3) ist in demselben Gebirgszuge in großer Höhe bey Laguada auf steilen grasigen Abhängen und *Euterpe rupicola* in den tiefen, felsigen Schluchten des Rio Altamachi, eines Confluenten des Beni, entdeckt worden. Alle diese Palmen gehören Gattungen an, welche auch anderswo in den bewaldeten Gebirgstälern des tropischen Südamerika vorkommen. Außerdem gehört diesem Gebiete, jedoch nur im östlichen Theile, das *Astrocaryum arenarium* (Orbigny tab. 51. MS.) zu, eine stachlichte Palme, deren Stamm sich auf 60 Fuß erhebt. Sie wächst 25 Leguas östlich von Chuquisaca und charakterisirt, nach dem Entdecker, die dürrn Gegenden zwischen Potosi und Cochabamba. Sie bildet ganze Wälder in den tiefen Gebirgsschluchten dieses hohen Landstriches, welcher neun Monate des Jahres von keinem Regen benezt wird und deshalb keine sehr thätige Vegetation aufzuweisen hat. Das Herz dieser Palme wird als Salat gegessen und deshalb nach Chuquisaca auf den Markt gebracht.

IX. Das chilesische Florenreich, Imperium Florae andinae extratropicum. Dieses dritte Gebiet auf der Westseite des südamerikanischen Continents hat ebenfalls, so wie die beyden,

nördlich davon gelegenen, den entschiedenen Charakter einer Gebirgsflora.

Nicht bloß die Hochgebirge der Andes beherbergen hier eine alpinische Flora, sondern auch die niedrigeren, wellenförmigen, von Gebirgszügen eingeschlossenen Ebenen, welche gleichsam das Piedestal des terrassenförmig aufgebauten Landes darstellen, sind von Pflanzen besetzt, die sich zu denen des Hochgebirges etwa nur wie die Variation zum Thema verhalten. Viele Seiten der Voralpen sind steinig und nur einen beschränkten Theil des Jahres hindurch bewässert. Diesem Verhältniß entsprechend, bieten sie auch besonders viele Bergflanzen dar. Brennende Loasen, der scharlachrothe *Eccremocarpus*, *Calceolariae*, *Oralis*arten, der chileische Seifenbaum *Quilaja*, *Ceanothus*, die dornigen Gebüsche von *Colletia*, *Trevoa*, einige baumartige *Fackeldisteln*, welche höher bergaufwärts stufenweise von anderen kugelförmigen Arten ersetzt werden, die so weit verbreitete *Mimosa Caven*, *Calandriniae* und *Talina* mit saftigen, *Salicariae* mit stachlichten *Pleurophora polyandra* und pungens, Monninen mit aschgrauen Blättern, wohlriechende Büsche von *Azara*, Berberisengesträuche, *Malesherbiae* mit himmelblauen Blumen, die *Luzuriagae*, welche ihre weißen Sternblumen mit dem ersten Rufe des Frühlings entfalten, vielartige Formen von bunten *Tropaeolum*, über Gestein und Hecken hürantend, von Korbblüthen die den Andes eigenthümliche Form von *Mutisia* und *Fragosa* und *Chuquiraga* nebst andern dichtverzweigten Gesträuchen dieser Familie, Zwergtaback und kleine *Oenotherae*, die schuppigen Stämme der *Puja chilensis*, die sich wie ein Gewirre von Riesenschlangen über den dürren Boden hinstrecken, zahlreiche *Myrtengesträuche* u. s. w. vereinigen sich zu einer Flora, welche, wenn auch nach den verschiedenen Höhenzonen verschiedene Arten darbietend, doch in ihrem Gesamtansdrucke sich immer gleich bleibt.

Der Mangel jenes saftigen dunkelgrünen Laubes, wie es die Vegetation innerhalb der Wendekreise ziert, und dagegen ein Ueberfluß von dürren mit zusammengezogenen grau-grünen Blättern, oft mit großen Dornen versehenen Gesträuche, im Allgemeinen niederer aber stark verzweigter Baumwuchs

und eine große Menge perennirender Gewächse mit tiefgreifender Wurzel und kurzen Stengeln lassen den Botaniker ahnen, daß die Palmenvegetation in dieser, verhältnißmäßig auch an Arten ärmeren Flora fast nur wie ein Fremdling erscheinen könne. So hat man auch bis jetzt in der Flora von Chile nur 2 Palmenarten entdeckt. Wir haben bereits oben angegeben, daß *Inbaea spectabilis* Humb. (*Cocos chilensis* Molina *) etwa im 56° der Breite die südliche Grenze der Palmen im südwestlichen Continente America's bezeichne. Die Art scheint in dem nördlicheren Chile viel besser zu gedeihen, und sie findet sich bekanntlich weiter nach Norden hier und da angepflanzt (Hr. von Humboldt beobachtete sie cultivirt bey Popayan (2° 26' nördlicher Breite) in Gärten in einer Höhe von 911 Toisen). Herr Pöppig fand sie zerstreut wachsend auf den Höhen des Thales von *Acuncagua*, einige Stunden nördlich von *Valparaiso* (33° 1' südlicher Breite). Der unglückliche *Bertero* fand sie in den Wäldern von *Quillota* (32° 58' süd. Breite) wiewohl selten. Er sammelte dort ihre Blüthen im September. Nach Herrn Pöppig ist sie in der Nähe der Stadt *Conception* (56° 45' süd. Breite) wahrscheinlich ehemals angepflanzt worden und wird an den Ufern des *Biobio* schwerlich irgendwo wild angetroffen. **) Uebrigens werden einzelne Stämme dieser edlen Palme auch weiter südlich bey *Baldivia* (39° 53' südlicher Breite) noch angebaut. Sie reißt jedoch hier ihre Früchte nicht mehr aus. Tief landeinwärts scheint sie sich nicht zu erstrecken. In dem Flecken *Nere*, zwey Tagereisen westsüdwestlich von *Conception* ward dem Hrn. Pöppig ein im Klosterhofe cultivirter Stamm gezeigt, der drey Fuß Durchmesser hat und 150 Jahre alt seyn soll.

*) Dieser Palmengattung (*Molinia micrococcos Bertero*) kommt ein Embryo *basilaris*, nicht *verticalis* zu, wie er bisher angegeben worden.

**) Pöppig, Reise Th. I. S. 349.

(Fortsetzung folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. Juny.

Nro. 117. der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 10. Februar 1838:

1. Herr Conservator Dr. v. Martins liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Zu Taleahuano sah Hr. v. Chamisso *) einen jungen Dattelbaum in einem Garten, welcher wohl zu gedeihen schien und eben Stamm zu bilden anfing. Eine zweyte Palme, die zur chilesischen Flora gehört, hat Bertero, kurz vor seinem beklagenswerthen Ende, auf der Insel Juan Fernandez (33° 45' s. B.) gefunden. Sie wächst hier in dichten Wäldern der höheren Berge, und heist, hier, (eben so wie viele andre Arten, welche pflanzenartige Früchte tragen, in Peru und Columbia genannt werden,) Chonta. Ihr Platz im Systeme kann, wegen Mangelhaftigkeit der Materialien, nicht ausgemittelt werden. Wahrscheinlich ist es eine *Martinezia* oder eine *Bactris*. Ich bemerke hiebey noch, daß der sardinische Naturforscher Bertero, welcher Juan Fernandez im Jahre 1829 besuchte, gefunden hat, daß sowohl die Waldung, welche die tiefen Schluchten der Insel bedeckt, als auch die fastige Wiesenvegetation der offenen Gegenden, in ihrem botanischen Charakter sich vielfach von dem der chilesischen Flora entferne, und daß sowohl die Formen der Pflanzen als die Vertheilungsweise der-

selben eher mit dem Vegetationscharakter der tropischen Südseeinseln übereinkommen.

Es sind übrigens demgemäß die Palme von Chile und die von Juan Fernandez, zugleich mit der *Areca sapida* Soland., die der Flora von Neuseeland angehört (auf Wangaroa in 34° 58' sowie an andern Orten zwischen 35° und 38° s. B. beobachtet), überhaupt die südlichsten Palmen, welche uns bis jetzt bekannt geworden. In der noch weiter gegen Süden gelegenen Flora des Patagonienlandes dürfte wohl schwerlich eine Palme aufzufinden seyn. Die vermeintliche drey Fuß hohe, gemäß ihrer Blätter mit Phönix verglichene Palme, welche ein spanischer Seefahrer in der Magellansstrasse (53° s. Breite) bemerkt haben will, *) ist ohne Zweifel ein niedriger Baumfarn. Es fehlen uns übrigens bis jetzt die nöthigen Materialien, um zu bestimmen, in welchen Breiten die chilesische Flora ihren Charakter verliert, und wo in den südlicher gelegenen Landschaften ein selbstständiges Florenreich beginnt. Die Flora von Chile selbst scheint, nach den Beobachtungen des Herrn Pöppig, **) in zwey Provinzen abgetheilt werden zu müssen, deren nördliche, sehr bergig und wasserarm, vermöge der herrschenden Zahl ihrer Arten sich an die Flora von Hoch-Peru anschließt, während die südliche, von der Mündung des Maule (34° 40') an, ein mehr ebenes, gut bewässertes Land in perennirender Frische und Fülle bedeckt und einen Garten bildet, der bestimmt scheint, eine glückliche Bevölkerung zu beherbergen. Vielleicht ist

*) *Relacion del ultimo Viage al Estrecho de Magallanes, de la Fregata de S. M. Santa Maria de la Cabeça en los Annos 1785 y 1786. Madr. 1788. p. 316.*

**) *Reise I. S. 354 ff.*

*) *Rogebue, Reise III. p. 13. 14.*

diese südliche Provinz als ein Theil des patagonisch-magellanischen Florenreiches zu betrachten, in welchem bekanntlich die eigenthümlich amerikanischen Formen von afrikanischen, oceanischen, ja von europäischen ersetzt werden. Jedenfalls verlieren sich in Chile, je weiter man nach Süden vorrückt, mehr und mehr die amerikanischen Gestalten und ein Uebergewicht von Korbbllättern, Chenopodeen, Ericaceen, Saxifrageen, Gräsern, Rietgräsern, Kägchenbäumen des Nordens, von Pinacenta-Arten u. s. w. führen in diese südchileische Flora Hügel der nordamerikanischen und europäischen ein, während sie sich auf der andern Seite durch manche Nuancen der Flora von Südamerika und Neuholland nähert. Nach den Vergleichen, welche ich bisher anzustellen Gelegenheit hatte, möchte ich glauben, daß obngefähr unter 40° s. B. die Grenze zwischen der chilesischen und der patagonisch-antarktischen Flora anzurechnen seyn dürfte.

Vergleichen wir nun diejenigen großen Florengebiete, welche auf der Ostseite des südamerikanischen Continents liegen, so ergibt sich, daß sie, verhältnißmäßig viel weniger Gebirge einschließend, als Florenreiche des ebenen Landes, einen größeren Reichthum an Palmen besitzen, als die erwähnten westlichen Gebiete.

So weit dieselben sich nach den nördlichsten Gegenden der Tierra Firme und gegen den südlichen Wendekreis ausbreiten, kommen sie in ihrem allgemeinen Vegetationscharakter auffallend mit einander überein. Die Urwälder am Orinoco, am Amazonas, am Rio de St. Francisco im Innern Brasiliens und auf der Küsteneordillere des letzteren Landes innerhalb des Wendekreises haben nicht nur dieselbe Physiognomie, sondern besitzen auch größtentheils dieselben Pflanzengattungen, und die Verhältnisse, in welchen die einzelnen Familien repräsentirt sind, kommen im Wesentlichen überein. Ebenso gleichen sich im Allgemeinen die mit Gras bewachsenen Planos am Orinoco, die am Rio Branco, die Campos in Piahy und Minas Gerais und die Pajonales am östlichen Abhange der Andes von Mittelamerika; und zwar erscheinen auch hier gar oft dieselben Gattungen von Gräsern, Rietgräsern und perennirenden Kräutern. —

Ich glaube daher, unter Vergleichung dieses Verhältnisses mit der Vertheilungsweise der Pflanzen in Gebirgsfloren, darauf hindeuten zu müssen, daß ein bedeutender Wechsel von Gattungen wesentlich zur Charakteristik der Gebirgsfloren als zu der des flachen Landes gehöre, und zweitens, daß Landstriche von gleicher Erhebung über dem Meere vielfach in der Vertheilung ihrer Pflanzengattungen übereinstimmen, selbst bey beträchtlichem Unterschiede der geographischen Lage, wenn diese nur mit keiner allzugroßen Verschiedenheit der klimatischen und geologischen Verhältnisse verbunden ist. Zum Theil mag dieß davon abhängen, daß Länder, welche von keinen hohen Gebirgssystemen durchzogen werden, eine größere Gleichförmigkeit, sowohl des Klima als der geologischen Verhältnisse, darbieten. Je gleichförmiger also die Ebene, desto ausgedehnter ist der Verbreitungsbezirk ihrer Pflanzen. Unter diesen Voraussetzungen werden wir es nicht auffallend finden, wenn in dem östlichen, an Gebirgen verhältnißmäßig ärmeren, Südamerika die Florengebiete größere Ausdehnung besitzen, und an ihren Grenzen minder scharf charakterisirt sind. Es folgt hieraus ferner, daß eine genauere Bestimmung der einzelnen Florenreiche im östlichen Südamerika von einer Vergleichung der Gesehe ausgehen muß, nach welchen die Arten der einzelnen Gattungen vertheilt sind. Manche Arten haben unglaublich weite Verbreitungsbezirke. Ich habe sie *) mit dem Namen der Vagae bezeichnet. Es giebt unter ihnen viele, welche nicht bloß einem großen Theile des tropischen Festlandes, sondern auch vielen Inseln der Antillen gemeinschaftlich zukommen (wie z. B. *Panicum divaricatum*, *colonom*, *horizontale*, *trichanthum*, *tenuicolum*, *glutinosum*, *Eragrostis ciliaris*, *Paspalus conjugatus*, *plicatulus*, *Trichachne sacchariflora* und *insularis*, *Kyllingia monocephala*, *Scoparia dulcis*, *Convolvulus brasiliensis*, *Asclepias curassavica*, *Hyptis capitata*, *Crescentia Cujete*, *Piper umbellatum* und *pellatum*, *Boerhavia diffusa*, *Dodonaea viscosa*, *Chryso-*

*) Flora brasiliensis, II. Agrostographia Auct. Nees ab Esenbeck. p. 539. Herbarium Florae Brasil. (in den Verblättern der Flora 1857.) p. 69.

balanus Icaco und viele Andere). Andere Arten, welche sich mit großer Leichtigkeit innerhalb der Wendekreise von Land zu Land und von Insel zu Insel verbreiten, und wahrscheinlich im Gefolge des Menschen die Grenzen ihres Vaterlandes sehr schnell erweitern (wie z. B. *Sida carpinifolia*, *Waltheria americana*, *Psidium pyrifera*, *Cenchrus echinatus* u. s. w.) will ich hier gar nicht erwähnen. Im Gegensatz mit solchen Gewächsen sind bei weitem die meisten allerdings auf engere Bezirke beschränkt, und ihr gegenseitiges numerisches Verhältniß wird bey der Bestimmung der einzelnen Florengebiete großes Gewicht erhalten. Gegenwärtig aber, bey dem Mangel von botanischen Reisen durch viele große Gebiete des südamerikanischen Festlandes, ja selbst vollständiger Florenverzeichnisse der schon bereisten Gegenden, können noch keine Resultate aus der Vergleichung dieser Artenverhältnisse abgeleitet werden. Es dürfte daher am so gerathener seyn, fürs Erste zur Begrenzung der einzelnen Hauptgebiete und ihrer Provinzen in dem ungeheuren Länderstriche des östlichen Südamerikas vorzugsweise die allgemeine Configuration des Landes und den allgemeinen physiognomischen Charakter der dortigen Vegetation als die wesentlichsten und entscheidenden Merkmale zu benützen. Demgemäß versuche ich in dem tropischen Südamerika östlich von den Gebirgsfloren zwey große Gebiete aufzustellen, wovon ich das eine Imperium cisandinum aequatoriale, das andere Imperium cisandinum tropicum oder orientale nennen möchte. Das erstere könnte auch das von Gujana, das andere das von Brasilien genannt werden.

X. Das gujanische Florenreich läßt sich mit zwey Worten bezeichnen: es begreift die beyden großen Stromgebiete des Orinoco und des Amazonenstromes; deßhalb darf man es füglich auch Imperium megapotamicum oder depressum nennen. Es erstreckt sich vom zehnten nördlichen Parallelfreis bis zum zwanzigsten südlichen. Seine größte Breitenausdehnung fällt etwa zwischen den 65sten und den 77sten Meridian westlich von Paris. Im größten Theile wird dieses ungeheure Doppelbecken durch die östlichen Abhänge der Andes begrenzt. Dieses weit verbreitete Gebirgssystem theilt sich, wie Herr von Humboldt nachgewiesen hat, zwey Grade nördlich vom Aequator von dem

Gebirgsknoten des Paramo de las Papas und des Socoboni an, in drey Arme, deren östlicher, die Cordillera oriental von Neugranada, die nordwestliche Scheidelinie zwischen dem Stromgebiete des Orinoco und dem Küstenlande von Venezuela bildet. Die ungeheure Fläche zwischen dem Yapurá und dem Apure ist bis jetzt sehr wenig bekannt. Nur M. v. Humboldt und Bonpland und ich selbst haben an einigen Orten dieses Gebietes botanisirt. Es ist daher zur Zeit unmöglich, anzugeben, in welchen Meridianen das Florenreich des äquatorialen Hochlandes (Imperium andinum aequatoriale) aufhöre, und jenes des Orinoco und Amazonas seinen Anfang nehme. Wenn ich aber die Pflanzen, die von mir im obersten Stromgebiete des Yapurá, noch jenseits des 75sten Meridians gesammelt wurden, mit denen vergleiche, welche Hr. v. Humboldt als Glieder der Orinoco-Flora und am Rio Negro angegeben hat, (nova Genera et Spec. Plant. VII. p. 315 ssq.) so wird es mir wahrscheinlich, daß sich das Imperium megapotamicum hier sehr weit gegen Westen erstreckt, und daß nur die obersten Terrassen der Vor-Andes, aus welchen der Yapurá, der Guainia, Guaviare, Meta und Apure herabkommen, jener Gebirgsflora zuzurechnen sind. In dem Thalgrunde des Yapurá, selbst da, wo er seine zweyte große Katarakte (die von Arara-Coara oder den Salto Grande in $0^{\circ} 38' \text{ s. Br.}$ und $75^{\circ} 24' \text{ westl. Lge. v. Paris}$) bildet, hat die Vegetation noch vollkommen den Charakter wie im östlichen Theile des Landes; nur wird hier auch unmittelbar am Strome die Formation des überschwemmten Uferwaldes (Caá-Ygapò), welche im untern Stromgebiete, wie am Amazonas, mehrere Stunden breit ist, von der des höher liegenden, trocknen Hochwaldes (Caá-eté) fast ganz verdrängt. Steigt man jedoch an den wenigen Bergen hinan, welche sich in diesem Gebiete erheben, so findet man eine Umbildung der Pflanzenformation zu jenem dichten, vielästigen, starkeerwachsenen Gestrüppe, das man an den Abhängen der Andes selbst „Ceja del Monte“ Wimper des Waldes, zu nennen pflegt. Ihre Höhe darf hier etwa in 1200 Fuß gesetzt werden. *)

Diese Vegetation der „Ceja“ möchte ich als das unterste Extrem der Vegetation des Imperii

*) Vergl. Martius Reise in Brasilien. III. Th. S. 1285.

andini aequatorialis betrachten, und wo das Terrain der großen Beyflüsse des Amazonas bis zu 1200 Fuß Höhe ansteigt, da dürfte vielleicht, im Allgemeinen, die Grenze zwischen beyden Vegetations-Reichen anzunehmen seyn.

Das Flußgebiet des Guallaga hat weit gegen Süden (bis 10°) fast vollständig denselben Florenzcharakter, wie der Yapurá, der obere Solimoës und die nördlichsten Gegenden am Madeira. Ich schließe dieß aus den merkwürdigen Sammlungen, die Hr. Prof. Pöppig in der Nähe von Chinchao, Cuchero und Pozuzo gemacht hat, in jenen tiefen und heißen Schluchten (vergl. Mart. Palm. 1. 140.) welche durch die Forschungen der spanischen Botaniker Ruiz, Pavon und Esfalla so berühmt geworden sind. Ebenso ist anzunehmen, daß das Gebiet des Ucayale eine verwandte Vegetation beherberge, da dieß namentlich in dem parallelen Gebiete des Madeira, des größten Nachbarstromes, der Fall ist. Der westliche Hauptast dieses letztern Stromes, den die Portugiesen Beni nennen (nicht mit dem Aboparo zu verwechseln), und dessen Verbindungen mit dem See (oder dem sumpfigen Niederlande) Mogagualo noch ganz problematisch sind, entspringt aus den nördlichen Gehängen der Cordillera oriental de Cochabamba, und soll seinen Lauf größtentheils durch tiefliegende Wälder und sumpfige Wiesen nehmen. Der Mittelstamm (oder Guapehy, Guapepyr, weiter nördlich von den Brasilianern Mamoré genannt), aus dem Süd-Abhange jener Cordillera de Cochabamba entsprungen, macht einen großen Bogen nach O., um in die sumpfigen Niederungen der Chiquitos zu gelangen. *) Nordöstlich von dem genannten Gebirgsstocke, der sich hier und da zu Eisgipfeln erhebt, in den Vorterrassen desselben, welche Herr D'Orbigny die Sierra de Icho nennt, hat dieser ausgezeichnete Reisende viele Palmen gefunden, und die Arten sind größtentheils identisch mit jenen, welche ich am obern Solimoës beobachtet hatte. So scheint denn jenes Gebirge von Cochabamba, das Herr v. Humboldt das Widerlager des Beni nennt, zwischen 17° und 18° s. Br. die südlichste Grenze des Amazonengebietes und seiner Vegetation zu bilden. Von hier an weiter östlich gegen die Hauptstadt von Mato Grosso hin, erhebt sich das Land, jedoch nur wenig, und die,

vielleicht nur 2000 Fuß hohe Serra de Aguapehy, nebst ihrer Fortsetzung, dem Plateau dos Parecis machen die Wasserscheide zwischen dem Paraguay und dem östlichen Hauptaste des Madeira, dem Guaporé. Hier bildet sich, wie ich aus den mir vorliegenden Sammlungen des Hrn. Patrie da Silva Manso zu beurtheilen wage, die Flora des Amazonengebietes in die des höher gelegenen Centralbrasiiliens um. Es kommen übrigens noch in den südlichsten Gegenden des Gebietes, am Mamoré und Guaporé viele Pflanzen vor, welche ich fünfzehn und mehr Grade weiter nördlich in den Wäldern am Madeira- und am Amazonenstrom gefunden habe. Namentlich sind fast alle Gewächse, von welchen edle Drogen und Arzneistoffe in der brasilianischen Gujana gesammelt werden, auch in den Wäldern des niedrigen Mato Grosso zu Hause wie z. B. die Seringeira, der Baum, welcher das elastische Gummi liefert (*Siphonia elastica*), die Pichurimbohne (*Nectandra Puchury-major*), die Canelilla (*Mespilodaphne pretiosa*), der Reiskennbaum (*Dicypellium caryophyllum*), der Cacaobaum (*Theobroma Cacao*), der Copaivabaum (*Copaifera gujanensis* u. s. w.). Ich habe bereits an einem andern Orte *) angegeben, daß der Charakter der Amazonas-Vegetation am Guaporé etwa in 13° (beym Destacamento das Pedras 12° 52' 35") verlösche, während er am Mamoré, der aus den niedrigen Sümpfen und Fluren der Moros herströmt, noch weit nach Süden andauert. So zeichnet sich also die Südgrenze des Imperium Florae megapotamicae dahin, wo die tiefe, heiße, den Ueberfluthungen oder sehr starken tropischen Reggen unterworfenene Ebene der Flußbecken sich erhebt, und in Hochebenen und Berge ansteigt. Weiter gegen Osten und Nordosten ist die Grenze des Florengebietes, von dem wir handeln, noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen, denn die großen Ströme, welche östlich vom Madeira in den Amazonas münden, sind noch nicht so weit stromaufwärts von Botanikern beschifft worden, daß man Orte bezeichnen könnte, an welchen die Vegetation ihres niedrigen Gebiets in eine andere, die des höheren Ostbrasiiliens, übergeht.

*) Reise in Brasilien, III. S. 1335.
(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Martins, Reise III. S. 1333.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.



Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martins liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Florenreiche.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen möchte anzunehmen seyn, daß die östliche Grenze des Florenreichs jene Abhänge des höheren Terrassenlandes verfolge, welche durch Katarakten der aus Süden herkommenden Ströme angezeigt werden. Der Madeira scheint das Hochland unter 10° , der Tapajos zwischen 6 u. 7° , der Kingu und der Tecantins im 4ten Grad s. Br. zu verlassen, denn in diesen Breiten liegen die Wasserfälle, welche die Schiffahrt jener Ströme erschweren. Westlich vom Tapajos erstreckt sich die Hochterrasse nicht sehr weit, sondern alle Niederungen, durch welche der Turyaçu, der Mearim, Itapicuru und der Parnahyba herkommen, gehören noch zu dem Amazonengebiete. Die wenig bekannte, theils granitische, theils aus Kalkstein bestehende Gebirgsgruppe von Ceará und die nördlichen Ausstrahlungen der Serra de Ibiapaba begrenzen unser Florenreich in diesem Theile von Ostbrasilien. Weiter nördlich aber begreift es jenseits des Amazonenstroms das französische, das holländische, englische und spanische Gujana bis zur Isla de Trinidad.

Dies wären die Grenzen unseres Imperium Florae cisandinae megapotamicae, bey deren

Schilderung ich etwas ausführlicher geworden bin, weil meine Ansicht der allgemeinen geographischen Verhältnisse in manchem Punkte von den herrschenden abweichen dürfte.

In diesem ungeheuren Gebiete erhebt sich ein einziges Bergsystem, das der Parimégebirge, welches, früher ganz unbekannt, durch Hrn. v. Humboldts Schilderung *) in die Orographie eingeführt worden ist. Es liegt nicht in der Mitte des Florenreichs, sondern ganz an der nordöstlichen Grenze desselben, und dürfte bey seiner gewaltigen Ausdehnung von 25,000 Ge.ertlicues vielleicht als Boden eines eigenthümlichen Florenreichs betrachtet werden, wenn es einmal genauer bekannt ist. Noch fehlen aber specielle Nachweisungen hierzu, da die Pflanzen, welche Hr. v. Humboldt **) als der Flora des Orinoco und obern Rio Negro zugehörig aufgezeichnet hat, mehr aus dem Grenzgebiete, als aus dem innern Theile des Parimégebirges herkommen.

Bey dieser seitlichen Lage des einzigen Gebirgsystems, das hieher zu rechnen ist, dürfen wir aussprechen, daß das Land im Allgemeinen sich durch seinen großen Wasserreichthum und seine Niedrigkeit charakterisire. Ich habe deshalb auch diejenigen Pflanzen Brasiliens, welche in dieß Gebiet fallen, mit dem Namen der Najades bezeichnet, um sie von denen des höhern Brasiliens mit einem Worte zu unterscheiden. (Flora Brasiliensis, Vol. II. S. 551. Herbarium Florae Brasil. Einleitung S. 66).

Außer dem Reichthum an Quellen, Bächen, Flüssen und Seen in diesem Gebiete, außer seiner

*) Relation du Voy. III. p. 220 seq.

**) Nova Genera et Spec. Plant. VII. p. 315 seq.

geringen Erhebung über den Ocean gehören häufige Regen, den größten Theil des Jahres hindurch, und eine hohe Jahreswärme, von 26° bis 25° C., zu seinen Eigenthümlichkeiten. Die Vegetation dieses Gebiets ist daher von allen in Amerika am meisten begünstigt. Ihre Ueppigkeit bekrundet sich sowohl in der Größe und Fülle der Individuen als in der Zahl derselben und in der Mannigfaltigkeit der Arten. Nichts ist in Amerika den colossalen Urwäldern dieses Florenreichs, oder seinen üppigen Fluren zu vergleichen. Im Allgemeinen scheinen die Wälder über die letztern das Uebergewicht an Ausdehnung zu haben. Insbesondere sind die Gebiete des Amazonas und des Madeira in weiten Erstreckungen ausschließlich mit Wald bedeckt. Gleichmäßige Savannen erscheinen am untern Orinoco und im südlichsten Stromgebiete des Amazonas (Moros und Chiquitos). Von den Savannen im Parimégebirge bemerkt A. v. Humboldt ausdrücklich, daß sie jene einförmige Gleichmäßigkeit des Terrains nicht darbieten, welche in den Planos am untern Orinoco, am Meta und in den Pampas von Buenos Ayres beobachtet wird. Sie sind vielmehr hier von Hügelgruppen und von granitischen, sonderbar gestalteten Felsbänken unterbrochen. *) Im südlichen Theile des Gebietes, namentlich im Becken des Madeira und seiner Hauptcontribuenten, ziehen netzartige Canäle und ausgedehnte Tümpfel oder Sümpfe durch die sählig ausgebreiteten oder leicht gewellten Fluren, oder die Einförmigkeit des Graswuchses wird durch zerstreute Gehäusche und Waldungen unterbrochen.

Die Pflanzenfamilien, welche diesem großen Florenreiche angehören, sind vorzugsweise diejenigen, welche wir die des tropischen Niederlandes nennen könnten. Sie erscheinen eben so verwaltestend in den niedrigen Gebieten der India aquosa (auf den Sunda-Inseln), im Alluviallande des Ganges (in den Sunderbunds) und an den Mündungen des Irawaddy. Vergleicht man die Pflanzen, welche Hr. v. Humboldt und Bonpland in ihre Aufzählung der Flora des Orinoco und Rio Negro aufgenommen haben, mit jenen, welche den Inhalt von Aublet's Flora Gujanensis und Meyers Flora Essequoënsis bilden und mit den Sammlungen,

welche ich am Amazonas und Madeira gemacht habe, so findet sich eine auffallende Gleichmäßigkeit im Verhältniß der Artenvertheilung und des Grades von Bedeutung, welche jede dort wesentlich repräsentirte Pflanzenform einhält. In der erwähnten Aufzählung sind 93 Pflanzenfamilien genannt; wer sie mit dem allgemeinsten Bilde zusammenhält, das ich von der Vegetation des Amazonas zu entwerfen versucht habe, wird vielfache Ueberzeugung gewinnen, daß die Natur in der Schöpfung des Pflanzenreiches am Orinoco, dem Rio Negro und dem Amazonas gleichsam nach denselben Hauptregeln gearbeitet habe. *)

Eine genaue Kenntniß der Gewächse dieses ausgedehnten Florenreichs ist, bey seinem überschwenglichen Reichthume von Arten, noch lange nicht zu erwarten, inzwischen kann man wohl jetzt schon einige Verschiedenheiten als wesentlich für einzelne Theile des physikalischen Gemäldes bezeichnen. Im Ganzen theilt sich die Flora megapota mica in zwey große Hauptverschiedenheiten, so fern sie Wald oder Flur darstellt. Diese beyden Vegetationen werden mehr oder weniger verändert

*) Die vorherrschenden Familien in den Urwäldern dieses Gebietes sind nach meinen Beobachtungen (Reise III. S. 1374. fl.): Mimoseen, Cas sieen, Terebinthaceen, Melastomaceen, Myrtaceen, Euphorbiaceen, Combretaceen, die Gruppe der Eupariiden aus den Rutaceen, Samideen, Bombaceen, Eilaceen, Birnen, Jonidien, Vochysiaceen, Oxalideen, Ternstroemiaceen, Guttiferen und Hypericinen, Meliaceen, Sapindaceen, Erithroyloceen, Ampeliden, Hippocrateaceen, Menispermeeen, Anonaceen, Rubiaceen, Styracinen, Sapoteen, Myrsineen, Apocynceen, Aseleviden, Bignoniaceen, Convolvulaceen, Ebenstenen, Solanaceen, Gesneriaceen, Acanthaceen, Laurinen, Morisiceen, Passifloraceen, Cucurbitaceen, Euphorbiaceen, Urticeen, Piperaceen, Orchideen, Bromeliaceen, Aroideen, Smilaceen, Lycopodiaceen, Gräser und Palmen.

Dagegen fehlen ganz oder sind sehr selten, Malvaceen, Asperifolien, Cruciferen, Ranunculaceen, Dolden, Lippenblumen, Korbblütchen, Paronanchien, Geranien, Valerianen, Polemonien, Chenopodiaceen. Die säulenförmigen Cacteen erscheinen hier ebenfalls äußerst selten.

*) Humboldt Relat. III. p. 222.

durch den Einfluß der Nebenströme, so daß jedes größere Nebenstromgebiet durch einige eigenthümliche Züge im Pflanzenwuchs ausgezeichnet ist. Im Allgemeinen gilt, daß die Vegetation dieser seitlichen Flußgebiete mehr und mehr Fluren darbietet, je weiter man sich vom Hauptrecipienten entfernt, und natürlich empfängt sie mehr oder weniger Pflanzenarten aus den dazwischen liegenden Hochländern, gemäß der eigenthümlichen Verteilung der letzten Quellen. Auf diese Verschiedenheiten will ich jedoch gegenwärtig nicht weiter eingehen, indem ich nur das hervorhebe, was sich unmittelbar auf die Verbreitung der Palmen bezieht. Man kann die Palmen des fraglichen Florenreiches abtheilen in:

1) die der Fluren, 2) des Hochwaldes, 3) des Uferwaldes und der Sümpfe.

Keine amerikanische Flora weist eine gleich große Menge von Palmenarten auf; denn man darf annehmen, daß die Zahl der bis jetzt bekannten sich schon auf 103 beläuft, wobei ich einige Arten nicht einmal in Rechnung gebracht habe, welche auch der Flora des brasilianischen Hochlandes oder seiner Küsteneordillere angehören. *)

In dem untern Stromgebiete des Amazonas und seiner größten Confluenten giebt es eigentlich keine wahren Fluren und Savannen. Eine dichte Urwaldung bedeckt den Boden in unermessener Ferne und nur hier und da treten dazwischen einzelne Flecke hervor, wo eine dichte Grasvegetation, mit blumenreichen Kräutern und Stauden untermengt, dem über-raschten Wanderer entgegenlacht. Diese Waldwiesen erscheinen fast nirgends unmittelbar an den Flüssen, sondern an den oberen Gehängen, in demjenigen Landstriche, welcher keinen Ueberfluthungen ausge-

setzt ist und dessen Klima sich zu dem im untersten und niedrigsten Theile des Stromgebiets verhält wie ein Continental- zu einem Insularclima. Die Palmen, welche sich hier vorzugsweise gern ansiedeln, sind begreiflicher Weise diejenigen, deren Verbreitungsbezirk sich am weitesten nach Süden, in die hochliegenden Gegenden ausdehnt, wo der Wald aufhört und wahre Fluren dagegen auftreten. Im Ganzen ist die Zahl dieser Palmen nur geringe. Wenn wir die *Corypha tectorum* Humb. ausnehmen, die in den Grasebenen am untern Orinoco und in der Ebene zwischen Caracas und Cumana erscheint, sind alle hierher zu rechnenden Arten dem Stromgebiete des Amazonas angehörig. Einige, wie *Iriartea setigera*, *) *Oenocarpus circumtextus* und *Maximiliana regia* erscheinen in den Waldwiesen am oberen Yapurá; *Euterpe Haenkeana* von Orbigny gehört den Bergen zwischen Cochabamba und den Niederlassungen der Yuracarés-Indianer, im südlichen Stromgebiete des Mamoré an; in die Nähe fällt auch das Vaterland der *Orbignya phalerata*, welche dort in stattliche Wälder vereinigt vorkommt, und das dreier von Orbigny entdeckten *Geonomen*. *Maximiliana regia* und *Acrocomia sclerocarpa* haben sehr große Verbreitungsbezirke. Die erstere gehört dem Continente von Maranhão, von Pará und Cayenne an; die letztere erstreckt sich aus diesem Gebiete fast über ganz Brasilien, wo sie als *Maca-úba* bekannt ist.

Ganz besonders reich erscheint die Palmenflora in den hohen Urwäldern dieses Gebietes. Man darf wohl 80 systematisch bekannte Arten hieherzählen. *) Die meisten dieser Waldpalmen stehen einzelt, und erheben ihre wallenden Wipfel zwischen die Bäume des Hochwaldes, welche im Allgemeinen höher sind. Inzwischen treten sie bisweilen in Wald-

*) *Chamaedorea* 5 Arten, *Hyospathe* 1, *Morenia* 2, *Leopoldinia* 2, *Euterpe* 5, (woben überdies noch die *Palma Ela* des Bancroft, wahrscheinlich *Euterpe montana* Lodd., und *Areca?* *Manihot* Lodd. von Demerara nicht gezählt sind), *Oenocarpus* 5, *Iriartea* 7, *Geonoma* 21, *Syagrus* 1, *Orbignya* 1, *Maximiliana* 4, *Attalea* 5, *Elaeis* 1, *Martinezia* 1, *Bactris* 25, *Desmoncus* 6, *Astrocaryum* 4, *Acrocomia* 1, *Lepidocaryum* 2, *Mauritia* 2, *Manicaria* 1, *Corypha* 1.

*) Hr. Pöppig fand sie auch bey Ega.

**) Von *Chamaedorea* 5 Arten, *Hyospathe elegans*, 2 *Moreniae*, 4 *Euterpae*, 3 *Oenocarpi*, 6 *Iriarteae*, 2 *Lepidocarya*, 15 *Geonomae*, *Syagrus cocoides*, *Maximiliana insignis* und zwei von Orbigny in Moros entdeckte Arten, deren die eine, *M. pentasticha*, die Blätter fünfzellig gereicht trägt, 5 *Attaleae*, 6 *Desmonci*, 15 *Bactrides*, die niederliegende *Elaeis melanococca*, und die weltverbreitete *Martinezia caryotaefolia* u. s. w.

Striche zusammen, wo sie fast ausschließlich die Hochstämme bilden. Dief gilt z. B. von *Attalea spectabilis*, deren hundert Fuß hohe Stämme auf dem Rücken der Serra de Pará sich zu einem majestätischen Walde vereinigen. Gleiches erwähnt Orbigny von *Maximiliana princeps*, der stattlichen Motacu-Palme in den Provinzen Chiquitos und Moros.

Ganz besonders interessant erscheinen endlich diejenigen Palmen, welche in dem fraglichen Strom-Gebiete nur die unterste, den Ueberfluthungen ausgesetzte Region und die Niederungen gegen das Meer hin, einnehmen. Hierher gehört die vielgepriesene *Mauritia flexuosa*, welche zwischen den Mündungen des Amazonas und des Orinoco einen wesentlichen Zug in der Physiognomie des Landes bildet. Bekannt ist, daß in dem Delta des Orinoco die Guaraunos-Indianer, in den von zahlreichen Kanälen durchfurchten Küstenstrichen zwischen dem Pomeroon und dem Orinoco der Kanotbauende Stamm der Warrows, und in dem niedrigen Litterale zwischen Cap Cassipoure und dem Rio Mayacaré in Cayenne die Mayés während der Ueberfluthungen auf diesen Bäumen zu wohnen pflegen. Doch ist die gewöhnliche Vorstellung davon in so weit zu berichtigen, daß sie die Stämme abhauen und auf ihnen einige Fuß hoch über dem Boden, welcher hier und da drey Viertel des Jahres hindurch überschwemmt ist, Dielen und Latten legen, über welchen das Dach der Hütte erbaut wird. *) Die Eta, Miriti, Buriti oder Bache, wie sie hier genannt wird, vermehrt sich in den heißen und feuchten Niederungen sehr schnell und stellt nach hundert Jahren einen säulenförmigen Stamm von hundert Fuß Höhe, auf ein bis zwey Fuß Durchmesser, dar. Fluthen und Wind heben oft einen ganzen Wald dieses majestätischen Gewächses aus dem Grunde, thürmen ihn zu malerischen Berhaufen auf, als wenn Giganten ein Gebäude gen Himmel bauen wollten, und übergeben sie endlich dem Ocean. Diese maritimen Palmenwälder dürften daher eine der ergiebigsten Quellen für das polarische Treibholz seyn, welches bekanntlich auch viele Stämme mit den Strukturverhältnissen der Monocotyledonen

enthält. Auch die seltsame *Manicaria saccifera*, *) die Zagueneré der Galibis, welche ihre nekför-mige Blüthenscheide zu Kopfbedeckung und Kleidungsstücken verwenden, — und in dem nördlichen Gujana die schlankte *Manicole*-Palme (*Euterpe* sp.) gehören zu den bezeichnenden Gewächsen dieser Gegenden. Erstere giebt in ihren ungetheilten zwanzig Fuß langen Blättern einen ungeheuern Maßstab von der organischen Bildungsthätigkeit in diesen Gegenden, wo überdies die colossale *Urania amazonica* einen ähnlichen Typus aus der Gruppe der *Musaceae* darstellt. Außerdem sind es insbesondere die stachelichten Palmen aus der Gruppe der *Cocoinae*, welche eine bedeutende Rolle in dem Gemälde dieser überslutheten Vegetation spielen. *Astrocaryum Murumurá*, mit seinen großen, angenehm, fast nach Weizen riechenden, eßbaren Pflaumenfrüchten, *Astrocaryum Tucuma* und *Jauari*, hier und da die kleinere Fächerpalme der Gattungen *Mauritia* (*M. aculeata*) und die *Raphia taedigera* (hier der einzige Repräsentant jener asiatischen Gattung *Metroxylon*, welche in den Molucken, ebenfalls unter dem Aequator, durch ihren Sago-Gehalt in den Stämmen so wohlthätig für die Einwohner ist), kommen zerstreut in den Wäldern vor, und ihre Verbreitung bezeichnet mit ziemlicher Bestimmtheit die Grenze des niedrigeren, von Verbindungs-Kanälen und Abzugsgraden durchzogenen Landes, denn sie steigen nur sehr selten in die höheren und trockneren Hochwälder (*Caa-été*) herauf. An den Flußufern der Seen und Teiche, auf sumpfigem Grunde ist keine Gattung häufiger, als die stachelichten Stakpalmen (*Bactris*). Ihnen kommt noch eine besondere Eigenthümlichkeit des Baues zu Hülfe, um sich in diesem feuchten schlammigen Boden auszubreiten. Sie sind nämlich mit einem vielköpfigen Stocke versehen, der nach allen Seiten hin ausreißt, und darum wachsen sie, wie viele Gräser oder wie die Binsen, in mächtigen Rasen, ein sonst bey den Palmen höchst seltenes Vorkommen.

*) Ich vermute, daß diese Palme es ist, welche im Warrow-Lande von Essequibo Truly genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hilhouse in Journ. Geogr. Soc. Lond. IV. p. 327.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. Juny.

Nro. 119.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 10. Februar 1838:

1. Herr Conservator Dr. v. Martins liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Florenz-Reiche.

(Fortsetzung.)

Etwa 10 Arten *Bactris* sind bis jetzt als solche Bewohner der sumpfigen Niederungen und der Flußufer bekannt. Sie bilden, wie namentlich *Bactris Munbaca*, *longilrons*, *inundata*, *infesta*, *socialis* und *Maraja* jene furchtbaren Dickichte (*Montorzos*), welche eben so undurchdringlich wegen der dichten Bewaffnung mit ihren Stacheln, als wegen des Aufenthalts von zahllosen Caimans und Riesenschlangen selbst dem Indianer ein Grauen sind, und vielleicht noch Jahrhunderte lang nicht bloß der Cultur, sondern selbst dem Besuche der Menschen unzugänglich bleiben werden. Eine verwandte Art, die *Bactris campestris*, verbreitet ihre dichten Gehäge in ähnlicher Weise auf den sandigen offenen Triften, welche sich zwischen *Collares* und dem Amazonas ausdehnen. Vielleicht hat übrigens die Natur diese Palmen, welche, im Gegensatz mit allen übrigen, einen so unwirthlichen Charakter tragen, bestimmt, nach und nach an der Austrocknung und Erhöhung dieser sumpfigen Niederungen zu arbeiten. Je mehr sie nämlich zunehmen, um so früher werden sie endlich, abgestorben und verweset, den Grund in jenen fruchtbaren, schwarzen, feinen

Alluvialboden umwandeln, welcher in Brasilien *Maspapé* genannt und für die günstigste Formation zum Anbau des Zuckerrohrs gehalten wird. Etwas Aehnliches findet in den sogenannten *Basses terres* von Cayenne statt. Dieses Land bietet bekanntlich in seinem westlichen, hochliegenden Gebiete (den *Terres hautes*) ein System unregelmäßig zerstreuter Granitgebirge dar, welche vielfache Spuren einer früheren theilweisen Meerbedeckung an sich tragen; *) der niedrige Theil des Landes dagegen ist (eben so wie die Küsten südlich von *Verbee* und *Essequibo*) größtentheils ein Erzeugniß des Meeres, welches den Schlamm zu mächtigen Bänken aufstürmt. Diese Schlammdünen haben, besonders wo sie schon älterer Erzeugung sind, ein beträchtliches Gefälle landeinwärts und veranlassen dadurch große Ansammlungen von süßem Wasser. Auf jenen Schlammwällen erzeugt sich alsbald eine dichte Vegetation von weißen und vorzüglich von rothen Mangrovebäumen (*Rhizophora Mangle* und *Avicennia tomentosa*, in der Galibisprache *Móntochi*), wo aber dieselbe durch zu beträchtliche Erhebung von dem Einflusse des Meerwassers abgeschnitten und nach und nach nur von süßem Wasser benetzt wird, da stirbt sie ab, und macht nun der Vegetation jener Palmen Platz, welche *Palmiers Pinots*, in der Galibisprache *Onassi* genannt werden (*Attalea speciosa*?) und das Erdreich, dem sie einen Theil der überflüssigen Feuchtigkeit entziehen, für die Cultur der Colonialproducte zu bereiten **). So sehen wir also nicht bloß den Cocosbaum, sondern auch

*) *Tableau de Cayenne*. Par. an VII. p. 51 sq. Noyer, *Forêts Vierges de la Gujane francaise*. Par. 1837. p. 49 sq.

**) Die *Pinothières* gehören zu den fruchtbarsten Theilen von Cayenne.

andere Palmen an dem wohlthätigen Geschäfte Theil nehmen, dem Menschen da eine sichere Stätte und fruchtbares Land zu gewinnen, wo früher der Ocean herrschte.

XI. Imperium Florae cisandinum tropicum seu orientale, das brasilianische Florenreich. Ich begreife hierunter denjenigen Theile von Brasilien, welcher gegen Osten vom atlantischen Ocean, gegen Norden und Westen von dem vorher geschilderten Imperium Florae megapoticum und gegen Süden von dem extratropischen Gebiete dießseits der Andes begrenzt wird. Im Allgemeinen läßt sich dieses ausgedehnte Gebiet im Vergleiche mit dem vorigen ein hechliegendes, (wenn schon nicht Berggebiet) nennen, denn nach allen Seiten kommen aus ihm, entweder gegen den Ocean oder gegen die benachbarten großen Thalmulden, Wässer herab, und überall, wo man sich ihm von dem Stromgebiete des Amazonas und des Madeira aus nähert, muß man ansteigen. Die Provinz Minas Geraës, mit ihren weit verästeten Gebirgszügen, bildet gleichsam den erhöhten Kern dieses Landes, um welchen sich die Abdachungen gegen Westen, Süden und Norden hin, als niedrigere Terrassenländer, anlegen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn in diesem Theile Südamerikas die Palmen minder häufig vorkommen, als in dem tieferen und wärmeren Nachbargebiete, und wenn die Vegetation hier überhaupt einen verschiedenartigen Charakter darbietet. Dieß ist aber in einem solchen Grade der Fall, daß der Botaniker, welcher sich plötzlich aus den hohen üppig wilden und feuchten Urwäldern des Amazonasstromes in die trocknen, mit unüberseharem niedrigem Gesträuche, wie mit einem grünen Blättermeere, bedekten Hochebenen von Goyaz und Minas Geraës versetzt sähe, allerdings die Frage aufwerfen könnte, ob er sich noch in demselben Welttheile befände. Nur in einem schmalen Küstenstriche, der von einer majestätischen Hochwaldung beschattet ist, nähert sich die Vegetation des östlichen Brasiliens jener des nördlichen Niederlandes. Hier finden sich (wenn gleich zwischen vielen andern) mehrere derselben Baumarten wieder, welche an dem Ufer jener großen Ströme wachsen, und die allgemeine Phytognomie beyder Waldvegetationen gleicht sich in

manchen Stücken. In diesem Küstenwalde findet man namentlich die verhältnißmäßig wenigen Baumarten, welche die größte Verbreitung innerhalb der Wendekreise haben, und nicht bloß dem Festlande Amerikas, sondern theilweise auch den antillischen Inseln angehören. Viele Bäume der Flora gujanensis Aublets bemerkt man hier eben so, wie in der Umgebung des Amazonasstromes und des Orinoco, wie z. B. manche Arten der Gattung Lecythis, Eugenia, Myrcia, manche Laurineen und Etiliaceen. Dagegen scheinen die Kräuter und das Unterholz in dieser Vegetation mehr von jenen der genannten Flora abzuweichen. In größerem Verhältniße aber kommen die Arten des die Küsten begleitenden Hochwaldes auch westlich, in dem Innern des Continentes, vor. Sie erscheinen hier in einigen sehr ausgedehnten Wäldern (wie in der sogenannten Matia da Corda von Minas Geraës und in dem Matto Grosso zwischen Goyaz und Cujaba) oder auch in den isolirten, sogenannten „Inselwäldern“ Caa-poës (eigentlich Busenwälder, weil sie rund, wie eine Weiberbrust aus der Grasebene aufragen), welche zerstreut im Innern des Landes, besonders auf feuchtem Grunde, vorkommen. Dieser Umstand einer Gemeinschaft vieler Arten zwischen der Küstenwaldung und den Wäldern des Innern bestimmt mich, die erstere als ein Glied der brasilianischen Flora anzusehen, und sie nicht der des Amazonengebietes zuzuzählen.

An der Seeküste geht das brasilianische Florenreich weiter nach Süden, als im Innern des Landes, indem die Küstenwaldung etwa unter dem 23sten Breitengrad, südlich von der Ilha de St. Catharina, ihren Charakter gegen den der ärmern und einfachern Flora von Monte-Video, Buenos-Ayres und von dem Missionenlande vertauscht. Im Innern verliert sich die brasilianische Flora schon weiter nördlich. Wahrscheinlich läuft die Grenze auf der Wasserscheide der, meistens aus Flöztrapp, weiter gegen Norden aber aus Sienit und Gneiß bestehenden Seccordillere (Serra do Mar) hin, welche an den Quellen des Rio Inbarão noch bis zu dreystausend Fuß Höhe ansteigt. Dann wendet sie sich nach Nordwesten, indem sie von dem Plateau von Curitiba aus über den Salto grande de Sete Quezidas am Paraná nach dem Fecho dos Morros (in

21° 30' s. Br.) streicht. Hierher wird die Grenze zwischen dem oberen und untern Stromgebiete des Paraguay gesetzt. Von hier läuft sie, ohne daß ich eine sichere Angabe für ihre Richtung aufzustellen wagte, gegen Westen, um sich an die Grenzen des bolivianischen Florengebietes anzuschließen.

In diesem ausgedehnten Reiche, welches große Verschiedenheiten des Bodens und des Klima darbietet, müssen drei nach ihrer Physiognomie so wie in Bezug auf die Vertheilung ihrer Pflanzenarten sehr ausgezeichnete Provinzen angenommen werden. Ich habe dieselben andern Ortes zu schildern versucht, *) kann mich daher rücksichtlich dieses Gegenstandes hier kurz fassen. Die erste Provinz, die der Bergwälder (Provincia montano-nemorosa), begreift einen verhältnißmäßig nur schmalen Landstrich längs der ganzen Küste, oder das Gebiet der bereits erwähnten Seccordillera, ist also im Ganzen eine Bergflora zu nennen. Die Serra do Mar läuft, verschiedene Aeste und Ausstrahlungen nach dem Innern des Landes abgebend, hie und da beträchtlich erniedrigt, oder von den Flüssen, welche aus Westen in den Ocean ausmünden, durchbrochen, als ein weit verbreitetes Gebirgssystem aus der Provinz von Santa Catharina bis nach Pernambuco und Ceará. Wie erwähnt, besteht sie größtentheils aus Granit, Gneiß und Sienit. Die Vorlande des eigentlichen Gebirgszugs sind, gegen Osten, wo derselbe nicht unmittelbar bis zum Ocean vorspringt, isolirte Hügel oder wellenförmiges Land. Wo der Boden thonreich, von röthlicher Farbe oder mit Trümmern der Gebirgsformation stark gemengt ist, trägt er größtentheils Buschwerk oder Urwald. In großen Strecken ist es ein sehr feiner, schwarzer, fetter Lehmboden, worin vegetabilische Ueberreste nur in einem ganz aufgelösten und gleichmäßig vertheilten Zustande erscheinen: der sogenannte Massapé. Diese Bodenart ist insbesondere der Cultur des Zuckerrohrs günstig. Auf ihr findet man

*) Vergl. die Physiognomie des Pflanzenreichs in Brasilien, den pflanzengeographischen Exkursus zu Nees v. Esenbeck Agrostographia bras. in der Flora bras. Vol. 2 und Herbarium Florae bras. Einleitung S. 57 ff. in der Flora oder botan. Zeitung 1837:

daher die meisten Veränderungen durch Menschenhand, sie mag mit Wäldern bedeckt seyn, welche bekanntlich, nach dem System der tropischen Landwirthschaft, abgetrieben und verbrannt werden, wenn man sie urbar machen will, oder Fluren tragen. Letztere bilden hier nur den geringsten Theil der Vegetation; sie sind überdieß oft von Flüssen und Sümpfen durchzogen und nicht ausschließlich aus Kräutern und Gräsern gebildet, (Campo limpo), sondern enthalten allerley Gebüsch und Hecken. Hier sind Palmen selten. Es gehört namentlich nur die Macaúva (*Acrocomia sclerocarpa*) und die Aricuri (*Cocos flexuosa*), in den Sümpfen *Bactris setosa*, eine mit furchbaren Stacheln besetzte Stabpalme, hierher. Aus Afrika eingeführt, findet sich hier auch die *Elaeis guineensis*, die ächte Oelpalme, welcher ein feuchter Boden besonders zuträglich zu seyn scheint. In ihrem Vaterlande wächst sie nämlich vorzüglich häufig in dem niedrigen Sumpflande, durch welches die zahlreichen Aeste des Nigerstromes ausmünden*), und demnach gedeihen auch jene Stämme von ihr am besten, welche von den eingeführten Negerelaven in der Nähe tiefliegender Zuckerplantagen, an den Meeresküsten und an den Mündungen der Ströme, sind gepflanzt worden. Man findet sie vorzüglich in Pernambuco, Sergipe d'El Rey, Bahia und Ilheos, und sie wird wohl auch hie und da von den Einwohnern auf Brennöl und zur Seifenbereitung benützt.***) Tiefer landeinwärts,

*) Macgregor Laird and Oldfields Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by the Niger. Lond. 1837. Vol. I. p. 72. 105. II. p. 12. 31. 49.

**) Das gelblichte Del der Oelpalme wird übrigens von den brasilianischen Landbauern noch nicht im Großen bereitet, um als Ausfuhrartikel zu dienen, da man an dem Lebensbaume (*Ricinus communis*) und in den nördlichen Provinzen am Sesam (*Sesamum orientale*) und der Andiroba (*Carapa gujanensis*) treffliche Oelpflanzen besitzt, aus welchen das Del mit großer Leichtigkeit gewonnen werden kann. Aus Guinea wird bekanntlich das Palmöl jetzt stark nach England ausgeführt, während im Nigerdelta nach Oldfield zwanzigmal mehr Del aus den abfallenden und versauenden Früchten producirt werden könnte.

an trockenen Stellen habe ich sie zwar auch gefunden, aber auf dem hohen Terrassenlande scheint sie nicht mehr fortzukommen. Wo das niedrige Seeufer sich in Sanddünen ausbreitet, sind diese nicht selten mit den gefelligen Strandpalmen *Diplothemium maritimum* und *littorale* besetzt, welche sich zwischen den weitverbreiteten Ranken des kosmopolitischen *Convolvulus Pes caprae* oder *brasiliensis* (einer dem tropischen Afrika, Amerika und Asien gemeinsame Strandpflanze) und neben Büschen von *Remirea maritima* erheben, aber von der Nähe der Mangrovwaldung zurückziehen. Daß auch die *Cocos nucifera* hier in einzelnen Strichen zahlreich vorkomme, und hier und da angebaut werde, habe ich bereits erwähnt. — Der bey weitem größere Theil der oben bezeichneten *Provincia montano-nemorosa* ist von Urwald bedeckt. Dieser Urwald, die Zierde der Hügel, Berge und Thäler, trägt alle Charaktere von Mannichfaltigkeit, Pracht und Ueppigkeit, wodurch die Natur der Tropen verherrlicht wird. Vielleicht aber zeigt er sich nirgends majestätischer und schöner als in der Umgegend von Rio de Janeiro. Die Herrlichkeit dieser Waldung ist bekanntlich schon zum Sprichworte geworden. Alle Reisende, welche jene Hafenstadt berührt haben, wie namentlich in neuerer Zeit noch Gaudichand, D'Orbigny &c. und der für die Wissenschaften zu früh verstorbene Jacquemont stimmen darin überein, daß jene Urwälder sich sowohl durch die großartigsten Massen, als durch die üppige Menge seltsamer und schöner Bildungen vor den meisten der Erde auszeichnen, und vielleicht kommen ihnen nur die Wälder des tropischen Indiens und des indischen Archipels in den bezeichneten Verhältnissen gleich. Vor den Urwäldern am Amazonenstrom zeigen sie sich besonders durch eine gewisse Reinlichkeit, durch den Mangel der dort so häufigen dornigen Schlingpflanzen und jener Verwirrung aus, welche die Folge oft wiederkehrender Ueberschwemmungen ist. Diesem Charakter entsprechend, sind auch die brasilianischen Küstenwälder mit den meisten und schönsten Palmen ausgestattet. Die schlanke *Euterpe edulis*, eine Kohnpalme, ragt zwischen den hohen Urwaldbäumen hervor; neben ihr, und noch weiter, bis gegen 2000 Fuß hoch, auf den Bergen ansteigend, erscheinen *Cocos botryophora*,

oleracea, *Romanzoffiana* und *Mikaniana*. *Diplothemium caudescens* macht sich durch den Silberglanz seiner Blätter bemerklich. *Attalea compta* welche die Coquillos für die vielen europäischen Drechselwaaren liefert, und *Attalea lunifera*, finden sich vorzüglich in den schattigen kühlen Grünzonen, wohin selbst die Strahlen einer tropischen Sonne nur kurze Zeit hinabdringen können. Die letztere (im Lande *Piaçaba* genannt) trägt einen mächtigen Stamm dessen Gipfel von Blattscheiden umgeben ist, und die fischbeinartigen Fasern oft ellenlang herabhängen läßt. Aus diesen Fasern, dem Gerippe der Blattscheiden, werden im Lande Bürsten, Besen und Ankertaue fabrizirt, welche im Seewasser ungewöhnlich lange ausdauern. Die verschiedenen Arten von *Astrocaryum* (*A. Airi* u. *vulgare*) liefern in ihren Blättern eine Art Hanf (*Tucum*), dessen man sich zu mancherley Flechtwerk, zu Geweben, und zu trefflichen Angelschnüren bedient. Die Küstenindianer bereiten diese feinen Fasern aus den frischen Blättern mit großer Geschicklichkeit, indem sie sie auf den Knien mit den Fingern brechen, und die Fasern, insbesondere des Mittelnervens, abschleifen. Unbeschreiblich groß ist die Mannichfaltigkeit des Unterholzes in diesen schönen Urwäldern. Melastomaceen, Rubiaceen, großblättrige Würzschilse (*Scitamineae*) und Araceen, bunte Bromeliaceen und Orchideen, als Pseudoparasiten, sind hier vorzüglich häufig. Dazwischen bemerkt man mehrere Kohnpalmen, durch die Eleganz ihrer Fiederblätter, den schlanken Stamm und die zur Zeit der Fruchtreife purpurnen Blütenkolben ausgezeichnet (*Geonoma multiflora*, *Pohliana*, *Schottiana* u. s. w.), mehrere Formen von stachlichten Stabpalmen (*Bactris acanthocarpa*, *setosa*, *Marajá*, *caryotaefolia*) und die sonderbare *Jatitara* (*Desmoncus polyacanthus*, *oxyacanthus*, *orthacanthus* u. s. w.).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Die Gelehrten Anzeigen werden durch die k. Post-Anstalt wöchentlich

1. Den inländischen Behörden, sowohl unmittelbaren als mittelbaren, gegen Vorausbezahlung von drey Gulden für den halben, oder sechs Gulden für den ganzen Jahrgang, an das nächstgelegene k. Postamt, bey welchem die Bestellung gemacht wird,
2. anderen inländischen Abnehmern, vom ersten July dieses Jahres anfangend, gegen Vorausbezahlung, von vier Gulden 30 Kr. für den halben, oder neun Gulden für den ganzen Jahrgang,
3. ausländischen Abnehmern, gegen dieselbe Vorausbezahlung, jedoch nur bis an die bayerische Grenze postfrey, zugefertigt.

Zu dem Ladenpreise von neun Gulden für den Jahrgang liefert die Französische Buchhandlung in München die Gelehrten Anzeigen monatlich, nicht nur innerhalb des Königreichs Bayern, sondern auch nach Leipzig franco.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse
am 10. Februar 1838:

- I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Florenz-Reiche.

(Schluß.)

Diese letztere Gattung vertritt in Amerika jene Schlingpalmen, die *Lepidocaryinae sarmentosae*, welche in der alten Welt so vielfach (Durch die Gattungen *Daemonorops*, *Ceratolobus* und *Calamus*),

repräsentirt werden und sich durch ein ungeheures Längenwachsthum (bis zu 600 Fuß), durch die rankenförmig umhergreifenden Blätter und die Schuppenfrüchte auszeichnen. *)

*) *Desmoncus* gehört übrigens einer andern Palmenfamilie, den *Cocoinae* an, und nähert sich den Schlingpalmen der alten Welt nur darin, daß sein rohrartiger Stengel etwas gewunden und mittelst der Haken an der Ranke, worein die Spindel des Blattes übergeht, an benachbarten Pflanzen aufgehängt ist. Er erreicht übrigens jene außerordentliche Länge der ostindischen *Calamus*-Stengel nicht, auch fehlt jene seltsame aus der Verkümmerung der Blütenkelben entstandene, mit Stacheln besetzte Art von Ranken (*lora*), welche bey den eigentlichen *Calamis* vorkommt. Bemerkenswerth scheint es noch in Beziehung auf die Verbreitung dieser so ausgezeichneten und abweichenden Gestalt, daß die amerikanischen *Desmoncus*-Arten rücksichtlich der Entstehung jener

Die beyden andern Hauptprovinzen, welche man in der eigentlichen Flora von Brasilien unterscheiden kann, liegen weiter landeinwärts. Ich habe sie als *Regio calido-sicca* und *Regio montano-campestris* bezeichnet. Die erstere begreift namentlich das Innere der Provinzen von Pernambuco, Rio Grande do Norte, Ceará, einen großen Theil von Bahia und von Goyaz. Hier hat die Vegetation einen milder üppigen Charakter. Die Wälder, größtentheils sogenannte *Caá-tingas* (lichte Wälder), sind niedriger, als die an der Küste und verlieren während der trockenen Jahreszeit ihre Blätter. So wie die Küstenwaldung steht auch diese Pflanzenformation vorzugsweise auf Granit, Gneiß und Sienit, und überdieß auf Kalkgebirgen, Sandstein, seltener auch auf Diorit und Glimmerschiefer. Verhältnißmäßig kommen hier noch weniger Palmarten vor, namentlich die weitverbreitete *Aerocomia sclerocarpa*, *Diplothemium campestre*, *Astrocaryum campestre*, *Attalea compta*, *Cocos comosa* und *C. coronata*. Die letztere, durch die regelmäßige Zierde der Blattstiele ausgezeichnet, welche am Gipfel des Stammes wie ein symmetrisches Säulencapital stehen bleiben, liefert den armen Bewohnern des Innern in Zeiten des Mißwachses eine rohe Art von Sago aus dem Stamme. Man bereitet dann eine Art Brod daraus, welches aber rauher und ärmer an Nahrungstoffen ist, als das schlechteste Haferbrod. Die *Caetus*-form herrscht besonders in dem nördlichen Theile dieses Gebietes. Baumartige *Cerei* erheben sich hier und da zerstreut in seltsamen Gestalten bis zu dreißig Fuß Höhe, oder bilden in dichte Reihen zusammengedrängt undurchdringliche Hecken. Man bemerkt diese eigenthümliche Pflanzengestalt auch hier nur selten in der Nachbarschaft der Palmen.

Die dritte Region, *Regio montano-*

scharfen Hacken an den Blattspindeln vorzüglich mit dem *Calamus secundiflorus* übereinstimmen, welchen Pallasot de Beauvois in Guinea entdeckt hat; in beiden Fällen nämlich erweisen sich die Hacken ganz offenbar als abortirte (zusammengezogene und auf ihr Gefäßgerüste reducirte) Blättchen, während die ostindischen *Calami* an den oft auf zwanzig Fuß Länge ausgedehnten Blattspindeln keine Blättchen sondern nur Stacheln tragen.

campestris, begreift den höher liegenden Theil Brasiliens, namentlich die Provinz Minas, mit Ausnahme der östlichen Abhänge, welche zu der ersten gehören, den größten Theil von Goyaz, den östlichen Theil von Matto-Grosso (Cujabá) und S. Paulo innerhalb des Wendekreises. In seiner größten Ausdehnung stellt dieser Landstrich Bergfluren (*Campos*) dar; nur in den Niederungen treten die milder hohen, dichten Inselwäldungen (*Caá-poés*) auf, und dazwischen laufen einige wenige Striche hoher Urwaldung (*Mato-Virgem*). Auch hier „(wo die Formation vorzüglich der sogenannte *Itacolunit*)“ ist die Zahl der Palmen beschränkt. *Cocos capitata* und *flexuosa*, die erstere einzeln, die andere gesellig wachsend, *Cocos schizophylla*, *Diplothemium campestre*, *Astrocaryum campestre*, in den Wäldern *Attalea compta* und in den feuchten Niederungen die erhabene *Mauritia vinifera*, bisweilen in ganze Wälder vereinigt, oder die in runden Gruppen versammelte *Mauritia armata* sind die herrschenden Palmenarten. In den wärmeren Gegenden, namentlich von Cujabá, erscheint die schöne Fächerpalme *Caraná* oder *Carandá* der Einwohner, *Copernicia* (sensu *Corypha*) *cerifera*, von deren Blattstielen und Blättern ein vegetabilisches Wachs gewonnen wird. Sie verbreitet sich weit nach Süden bis in die Fluren am Rio Jaurú, wo aus dem Boden Kochsalz auswittert. Als eine Merkwürdigkeit wird angeführt, daß man bisweilen dichte Krusten dieses Salzes auf den Blättern der Palme finde, was wahrscheinlich dadurch zu erklären seyn dürfte, daß die Ausdünstungen aus dem Boden das Salz auf die Blätter niederschlagen, wo es, theilweise vor dem Regen geschützt, nicht wieder abgewaschen werden kann. In dem südlichsten Theile dieses Gebietes kommt eine andere Fächerpalme (*Trithrinax brasiliensis*) vor, der Gattung *Chamaerops* verwandt und gewissermassen Repräsentant der in Nordamerika so häufigen Form von *Sabal*, *Thrinax* und *Copernicia*.

Die *Ilha de S. Catharina* liegt noch innerhalb der Grenzen der brasilianischen Flora. Die Wälder zeigen noch dieselben prächtigen Laubholzarten, denselben Wucher von Parasiten und Farnkräutern, wie jene der nördlich gelegenen Gegenden. Auch Palmen, wie *Bactris setosa* in den Sümpfen, welche sich um die Buchten des Meeres her-

ziehen, und *Cocos Romanzoffiana* erscheinen hier noch; sie machen sich aber im Hochwalde nicht mehr bemerklich. Die letztere Art wird in der Nähe der Wohnungen bisweilen angebaut. Dagegen gedeiht *Cocos nucifera* hier nicht mehr; ihre Früchte werden aus Bahia eingeführt. *) Zwey Drittheile der Vegetation sind in S. Catharina noch vollkommen tropisch; geht man aber nun weiter gegen Süden fort, so bemerkt man in Garupava, dreyzehn Legoa südlich von jener Insel, eine beträchtliche Aenderung in der Vegetation, zugleich wird auch die Differenz zwischen Sommer und Winter immer bemerklicher. Weiter landeinwärts verändert sich die Scene schon in einer nördlicheren Breite. Zu Curitiba (25° 25' südlicher Breite) fehlen bereits die Pflanzen, welche man in Rio de Janeiro häufig findet, und nur an der Küste kann man das Zuckerrohr und die *Mandioeca* noch bis Porto Alegre (30° 2' süd. Br.) mit einiger Sicherheit günstigen Erfolges anbauen. Tiefer im Lande fällt die Südgränze des Kaffeebaues schon in die Gegend von Sorocaba (25° 31' süd. Br.), die des Zuckerrohres zwölf Legoa weiter nach S. S. W. nach Itapetininga, die der Banana nach Itapeva (23° 19' 30" süd. Br.) die der Ananas und der Baumwolle bis in die Gegend der Serra das Furnas. **) An der Küste geht der Baumwollenstrauch bis 31° 32', liefert aber keine erheblichen Ernten mehr. Diese Thatsachen, und andere, wie z. B. das außerordentlich häufige Vorkommen des (aus Europa eingeführten und verwilderten) Pfirsichbaumes setzen in diese Gegenden die Grenzen des Imperium Florae cisandinum tropicum.

XII. Das nun folgende Gebiet möchte ich das des Paraguay, Imperium Florae paraguayensis nennen. Es begreift die brasilianische Provinz S. Pedro oder Rio Grande do Sul, den nördlichen Theil von Entre-Rios, Corrientes (die ehemaligen Missiones der Jesuiten) Paraguay und Chaco. Diese Länder sind, mit Ausnahme der

Küsten und einiger Striche längs den großen Strömen, noch wenig botanisch erforscht, aber ihre Vegetation scheint sich bey Vergleichung der vorliegenden Materialien, als selbstständig darzustellen, und gleichsam das Mittel zu halten zwischen der des südlichen Brasiliens und der von Buenos-Ayres und den westlich davon gelegenen Landstrichen. Sofern dieses Florenreich in die politischen Grenzen Brasiliens fällt, habe ich es als *Regio extratropica campestris s. napaea* bezeichnet. *) An der Küste scheint dieses Gebiet etwa bis zu der neutralen Linie zwischen Brasilien und Monte Video herab zu gehen, denn hier, zwischen 34° und 35° süd. Br. hören die Palmen und mit ihnen viele andere tropische Pflanzenformen vollständig auf; die Bäume werden seltener und niedriger und sind schon auf ähnliche Weise, wie in nördlichen Breiten einem periodisch schnell eintretenden Blattfall unterworfen. **) Unter den Frühlingspflanzen, welche dort im August anschlagen, sind mehrere, deren Gattungen auch Europa angehören, wie *Carex*, *Anemone*, *Cerastium*, *Arenaria*, *Centunculus*, *Linaria* u. s. w.

Auf den Hügeln und niedrigen Bergen erscheinen Arten von *Vicia*, *Lathyrus*, *Asphodelus*, *Helianthemum*, *Plantago*. Neben solchen europäischen Formen finden sich auch andere, welche der tropischen Flora Brasiliens nahe stehen oder ihr gemeinsam zukommen (wie z. B. *Melochia pyramidata*, *Lühea divaricata*, *Sida mollis*, *Bunchosia multiflora*, *Celastrus quadrangulatus*, *Crotalaria retusa*, *Schinus therebinthifolius*, *Clitoria brasiliana*, der schöne Seibobaum, *Erythrina crista galli*, welcher besonders in der Nähe der Flüsse häufig wächst u. s. w.) Wieder andere,

*) *Flora brasiliensis*, Vol. II. p. 544 sq. Herbarium Florae bras. p. 57.

**) Einen Grad nördlich von Porto Alegre (in 29° südlicher Breite) waren im August fast alle Bäume noch belaubt, bey Rio Grande (in 32° süd. Br.) hatte Anfangs September ein Drittheil der Holzigen Vegetabilen die Blätter verloren, zwey Grade südlicher bey Juribatuba und Chuy hatte nur ein Zehnthheil der Bäume noch Laub, und die Bäume waren auffallend niedriger. St. Hilaire l. c. p. 56.

*) Von Chamisso, in Roxebue's Reise, III. S. 9 — 10.

**) Ang. St. Hilaire *Plantes remarquables du Brésil et du Paraguay*. Introduction, S. 40 — 52.

wie manche Arten von Berberis, Cristaria, Oxalis, Polygala, Maytenus und dornige Rhamneae, scheinen diese Flora jener anzunähern, welche gegen Süden sich ausdehnt, und als Pampas-Vegetation charakterisirt werden kann. Die brasilianische Nichte Araucaria brasiliana, Curiy der Guaranis, bildet in diesem Gebiete noch hier und da ganze Bestände, ist jedoch schon seltener, als im südlichen Brasilien, und wird deshalb nicht selten auch in der Nähe der Ortschaften angebaut. Charakteristisch ist hier auch der Mate (Hex paraguariensis), den ich übrigens auch in Brasilien gefunden habe. Von Palmen hat Aug. de St. Hilaire zwischen dem Rio Negro und Ibicuy noch zwey gesehen, wahrscheinlich Trithrinax brasiliensis und die weit verbreitete, bisweilen ganze Wälder bildende Pindo oder Pindoba, wahrscheinlich Cocos oleracea. Ohne Zweifel kommen aber in jenem Gebiete noch mehrere Palmenarten vor. Dobrizhofer *) führt deren fünf auf: Caranday (Copernicia cerifera?), Yatay (Cocos), Yatay-quazii (Analea), Mbocayay (Acrocomia sclerocarpa oder eine verwandte Art) und Pindo.

XIII. Imperium Florae cisandinae extratropicae, das Florenreich außerhalb des Wendekreises, diesseits der Andes, oder das von Buenos-Ayres, Tucuman u. s. w. unterscheidet sich von dem vorhergehenden durch ein beträchtliches Uebergewicht von außertropischen Gewächsen. Hier erscheint jene eigenthümliche Wiesenformation, welche man die Pampas zu nennen pflegt. Gräser, namentlich aus der Gruppe der Stipeae, sind hier viel häufiger und seltener mit Kräutern untermengt, als in den Fluren Brasiliens. Das Gras wird so hoch, wie in den Wiesen von Frankreich, ist aber feiner. Gesträuche und Halbsträucher fehlen an vielen Orten vollständig, und die Hirten sind angewiesen, eine gefellig wachsende Distelart (Cynara) oder den Mist der Kinder als Brennmaterial zu gebrauchen. Der Pfirsichbaum gedeiht überall in großer Vollkommenheit, und ist weit und breit verwildert. An den größeren Bächen und Flüssen erhebt sich ein Saum von Waldung, gro-

ßentheils von einer stattlichen Weide gebildet. Unter fünfhundert Pflanzen, welche Aug. de St. Hilaire *) in diesem Gebiete gesammelt hat, gehören nur fünfzehn solchen Familien an, die in Frankreich nicht repräsentirt sind.

Die angegebenen Thatfachen mögen andeuten, daß dieses Gebiet dem Vorkommen der Palmen nicht zusage. In der Nähe von Bajada de Santa Fé (31° 40 s. Br.) hat Hr. d'Orbigny kleine Fächerpalmen, mit stachlichten Blattstielen gefunden, sie waren aber von verkrüppeltem Wuchse, und er glaubte dieses dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß sie hier an der südlichsten Grenze ihres Verbreitungsbezirktes standen. **) Aus dem Innern des Gebietes, namentlich den Niederungen des Rio Pilcomayo, aus den ungeheuren Steppen zwischen diesem Strome und dem Rio Vermejo (den sogenannten Planos de Manso), aus Jujuy und Salta werden wir wahrscheinlich noch Palmen kennen lernen; aber bis jetzt hat noch kein Botaniker diese ausgedehnten Länder besucht.

XIV. Das weiter südlich gelegene Imperium Florae magellanicum (in welchen man wohl süglich einige Provinzen, namentlich des Continents und der Inseln, des Feuerlandes und der Maluinen, unterscheiden dürfte) liegt außer den Grenzen unserer Betrachtung, da in ihm bis jetzt keine Palme beobachtet worden ist. Ich kann daher diese flüchtige Uebersicht von der Verbreitung der Palme in der neuen Welt hier schließen. Zulezt nur noch die Bemerkung, daß eine Vergleichung derjenigen Landstriche Amerika's, welche bis jetzt von Botanikern besucht worden sind mit dem unbekanntem Gebiete, es wahrscheinlich macht, daß dieser Welttheil im Ganzen wohl gegen fünfhundert Palmen beherbergen möchte.

*) Es waren 2 Loasae, 5 Turneræ, 2 Calycereae, 1 Sesuvium, 2 Bignoniae, 1 Comellina, 1 Malpighiaceae, 1 Passiflora, 1 Gesneraceae. Mehrere europäische Pflanzen, wie Leonurus tataricus, Anagallis, Chenopodium haben sich hier naturalisirt. St. Hilaire a. a. O. S. 58.

*) Alcide d'Orbigny Voyage dans l'Amérique meridionale I. p. 104.

*) Mart. Dobrizhofer, Historia de Abiponibus I. p. 407. sq.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. — Jahrgang 1837. Stuttgart. C. Schweizerbarts Verlagsbuchhandlung. 1837.

Systematischer Bericht über die Fortschritte der Mineralogie im J. 1835. Mit Berücksichtigung der Geologie und Petrefactenkunde. Von Ernst Friedrich Glocker. Mit Holzschnitten und zwey Tabellen. Nürnberg bey Johann Leonhard Schrag. 1837.

Diese beyden Werke, wovon das erstere seit 1830, das letztere seit 1833 besteht, ergänzen sich gegenseitig in der Art, daß der Glockerische Bericht das Mineralogische, Leonhard's Jahrbuch aber das Geognostische, Geologische und vorzüglich Petrefactologische ausführlicher und vollständiger aufnimmt.

Leonhard's Jahrbuch erscheint als Journal jährlich in 6 Hefen, die Artikel zwar in einer gewissen Ordnung, aber, wie natürlich, nicht zusammenhängend darstellend, der Bericht von Glocker umfaßt dagegen in systematischem Zusammenhang, was im Zeitraum eines Jahres auf dem wissenschaftlichen Gebiete zu Tage gekommen ist.

Das vorliegende Jahrbuch von Leonhard enthält mehrere interessante Abhandlungen. Wir erwähnen hier unter andern des Berichts von B. Cotta über die bisherigen Resultate der geognostischen Un-

tersuchungen bey Hohnstein. Diese Untersuchungen, welche auf Kosten mehrerer Freunde der Geognosie ausgeführt werden, haben zum Zweck, eine ganz ungewöhnliche geognostische Erscheinung genau zu erforschen. Zwischen Meissen und Zittau in Sachsen, und durch einen Theil von Böhmen hindurch werden überall die Gesteine der Kreideformation (Quadersandstein und Pläner) durch krystallinische Gebirgsarten (Granit und Syenit) scharf abgeschnitten und bey genauerer Untersuchung dieser langen aus W.N.W. nach O.S.O. gerichteten, also dem Laufe der Elbe und dem System des Riesengebirges ziemlich parallelen Gränzlinie ergiebt sich, daß der Granit an vielen Orten schräg über der Kreide, an andern wenigstens senkrecht neben ihr liegt. Dazu kommt noch der besondere merkwürdige Umstand, daß zwischen beyden, also über der Kreide, und unter dem Granit an mehreren Stellen aufgerichtete kalkige Zwischenschichten mit Versteinerungen der Juraformation beobachtet werden, einer Formation, die doch sonst in der ganzen Welt unter der Kreide gefunden wurde. —

Die hierüber angestellten nähern Untersuchungen haben im Wesentlichen das eben erwähnte zuerst erkannte Verhältniß bestätigt. So viel geht bis jetzt sicher hervor, daß der Granit bey Hohnstein gegen 1000 Fuß über den Quadersandstein übergreift, und daß, wenn man sich diesen hinwegdenkt, ein 600 Fuß hoher unter 30° überhängender Granitfelsen zurückbleibt, unter welchen man allenfalls die Stadt Hohnstein hätte bauen können. Ferner scheint es außer Zweifel zu seyn, daß die Hohnsteiner = Zwischenschichten wirklich der Juraformation angehören.

Wie dieser Umsturz gewöhnlicher Verhältnisse

gekommen, darüber haben sich die Meynungen bis jetzt noch nicht vereinigt. —

Mehrere angeführte Untersuchungen betreffen die Temperatur zur Zeit der Bildung der Tertiärformationen. Deshayes hat alle tertiären Konchilien-Arten Europa's mit allen noch lebenden bekannten Arten verglichen und ist zu dem Schlusse gelangt: 1) diese tertiären Bildungen haben keine Arten mit den sekundären gemein. 2) Sie allein enthalten Arten, die auch noch lebend vorkommen und zwar 3) um so mehr, je jünger sie sind. Die jüngsten Tertiär-Bildungen sind entstanden, als die Temperatur ziemlich der jetzigen gleich war. Sie enthalten Arten, welche meistens in den nächsten Meeren noch lebend vorkommen. In der zweiten tertiären Epoche, welcher viele kleine Becken in der Mitte von Europa angehören, war die Temperatur dieser Gegenden viel höher, als jetzt, denn in ihnen finden sich 200 Arten vom Senegal und von Guinea wieder. Das Klima war tropisch. In den Formationen der ersten Periode (Paris, London, Valogne, fast ganz Belgien und Holland u. s. w.) hat der Verf. nur wenige noch lebende Arten wieder erkannt. Von 1400 Arten des Pariser Beckens leben noch 38, meistens in tropischen Gewässern. — Dagegen macht G. de Beaumont einige Bemerkungen, wonach die Gegend von Paris während der Grobkalkbildung kein tropisches Klima ($27\frac{1}{2}^{\circ}$ C.), aber doch eine mittlere Temperatur von 22° C. gehabt haben dürfte. — Daß man aus dem Vorkommen der fossilen Reste von Thieren, welche gewöhnlich gegenwärtig in den Tropenländern gefunden werden, nicht geradezu auf eine ehemalige tropische Temperatur jener Länder schließen könne, wo ein solches Vorkommen beobachtet wird, sucht Coereff zu beweisen, indem die bekannte Verbreitung der Thiere, wie sie jetzt noch zu beobachten, schließen läßt, daß z. B. der Tiger, welchen man zuweilen an der Schneegänge des Himalaya, im Gebiete des ewigen Schnees am Ararat in Armenien u. s. w. findet, fast noch ein Klima, wie das englische ist, vertragen kann, wenn die sonstigen Bedingungen seines Bestehens vorhanden sind. Ähnlich verhält es sich mit dem Elefanten, der Hyäne u. s. w.

Unter den neuen Entdeckungen des Mikroskops haben die von Ehrenberg über fossile Infusorien

besonders Aufsehen erregt. Seine Beobachtungen sind mit den gleichzeitigen Anderer angeführt. Die Trippel und die Polirschiefer des Harzes und die von Bilin in Böhmen sind fast ganz aus Infusorien zusammengesetzt, wovon noch einige lebend gefunden werden. Dujardin bestätigt diese Beobachtung. De Brebisson trocknete und glühte mehrere Infusorienarten, woben er fand, daß sich die Form ihrer Decken dabey nicht verändert und daß diese aus Kieselerde bestehen. Ehrenbergs *Navicula viridis* giebt nach dem Calciniren einen weißlichen Staub, der unter dem Mikroskop sich ganz übereinstimmend zeigt mit dem Kieselniederschlag von Franzensbad. Dr. Meyer fand den Polirschiefer vom Habichtswalde in Hessen fast ganz aus fossilen Infusorien zusammengesetzt. Ehrenberg fand dergleichen weiter im Polirschiefer von Planitz und von Cassel. Nach v. Humboldt bildet der Polirschiefer am Trippelberge bey Bilin eine Schicht von 14' Mächtigkeit, von Sauchschiefer und Opalen überlagert, welche ebenfalls Infusorien enthalten. Auch die Opale von Champigny, von St. Ouen, die der Steinhäuser Dolomite, der Rosenberger Serpentine und die Feuersteine der Kreide scheinen Ehrenberg aus solchen Infusorien zu bestehen. — Ähnliche Beobachtungen machte Turpin. — Von Rezius und Ehrenberg wurde auch ein Bergmehl, welches zur Zeit der Hungersnoth in dem Jahre 1833 und 1834 von den Lappen im Kirchspiel Degernä gegessen wurde, als aus Infusorien zusammengesetzt befunden. Gleiches ist der Fall bey einer Erde von Kymmene-Gard bey Helsingfors in Finnland, bey Polirschiefer von Oran in Afrika u. s. w.

Die Zoologie der Vorwelt hat durch die im bitenen Sandstein von Hildburghausen entdeckten Thiersährten eine unerwartete Bereicherung erhalten. Das Jahrbuch giebt alle hierauf bezüglichen Bekanntmachungen. Link hält sie als von einem Reptil herrührend. Kestler lieferte Abbildungen derselben mit einem erklärenden Text von Siedler, welcher ein *Cheirotherium majus* und *minus* unterscheidet. Eine Abhandlung von Engelhardt erläutert die geognostischen Verhältnisse, woraus hervorgeht, daß die Thiere auf einer Thonbank gegangen waren, auf welcher die eigentliche Plattenbank liegt, deren untere Seite die Abdrücke aufnahm. Man

kann die Fährten fast 2 Stunden weit in ziemlich gerader Linie verfolgen. — Edw. Hirschcock fand ähnliche Fährten in Sandstein und in der Grauwacke im Connecticut-Thale und theilt eine Uebersicht derselben mit. —

Wie über die hier angeführten Artikel, so giebt das Jahrbuch über viele Andere Notizen und Auszüge aus den verschiedensten Quellen der in- und ausländischen Litteratur. Bemerkenswerth sind unter Andern in diesem Bande die Auszüge aus den Arbeiten Göpperts über Versteinerungen, aus Hausmanns: *De usu experientiarum metallurgicarum ad disquisitiones geologicas adjuvandas*, aus Alph. de Candolle's: *Introduction à la botanique über fossile Pflanzen* etc. Unter den Correspondenzartikeln sind die des in Afrika reisenden Ruffegggers besonders interessant. Vom Jahrgang 1838 ist bereits das erste Heft erschienen, mit Abhandlungen von Horner über die Geologie des indischen Archipels, Quenstedt über die fossilen Knochen im rothen Sandsteine Livlands und Estlands, Frommherz über den Bradford- und Orford-Thon des Breisganes und Schüler: geognostische Bemerkungen über die Wallachey.“

Der Jahresbericht von Glocker beginnt mit einer kurzen Geschichte der Mineralogie als Einleitung, dieser folgt eine vollständige Angabe der Litteratur und weiter wird unter den Artikeln Krystallographie, Mineralphysik und Mineralchemie dasjenige erwähnt, was die allgemeine Mineralogie betrifft; unter dem Artikel specielle Drytognose, welche Systematik und Diagnostik begreift, werden die neuen Mineralsysteme und Nomenclaturen, die neuen Mineralspecies, die erweiterten Erfahrungen über die bekannten etc. angeführt. Eigene Abschnitte bilden Geologie, Geophysik, allgemeine und specielle Geognose und Petrefactenkunde.

Um eine Skizze der Behandlung dieses Berichtes zu geben, wollen wir einige Artikel in Kürze hervorheben. In der Mineralphysik werden unter andern ziemlich ausführlich die interessanten Versuche von Melloni über das Verhalten krystallisirter Körper gegen strahlende Wärme, über den Einfluß der Pellucidität und Farbe auf dieselbe und über Refraction und Polarisation der Wärme angeführt. Diese Versuche sind für den Mineralogen, wie für

den Physiker beachtenswerth, obwohl die Erscheinungen bis jetzt noch keine bestimmte Charaktere für die Mineralien abgeben können, da sie nicht selten bey ein und derselben Species sehr verschieden sind, ohne daß man den wesentlichen Grund davon auszumitteln im Stande ist.

Der Artikel Mineralchemie giebt die chemischen Berechnungen und Formeln Gerhardts über die Silicate. Er unterscheidet folgende Haupt-Abtheilungen derselben, welche zum Theil wasserfey, zum Theil wasserhaltig in der Natur vorkommen.

	Sauerstoffmengen.	Beispiele.
$R^9 \overset{\dots}{Si}$	„ 1: $\frac{1}{3}$	„ „ Mangansilicat aus Piemont.
$R^9 \overset{\dots}{Si}^2$	„ 1: $\frac{2}{3}$	„ „ Cyanit.
$R^3 \overset{\dots}{Si}$	„ 1: 1	„ „ Chrysolith.
$R^9 \overset{\dots}{Si}^4$	„ 1: $1\frac{1}{3}$	„ „ im Serpentin.
$R^9 \overset{\dots}{Si}^5$	„ 1: $1\frac{2}{3}$	„ „ Zeagonit.
$R^3 \overset{\dots}{Si}^2$	„ 1: 2	„ „ Wollastonit.
$R^9 \overset{\dots}{Si}^7$	„ 1: $2\frac{1}{3}$	„ „ Amphibol u. Augit.
$R^6 \overset{\dots}{Si}^5$	„ 1: $2\frac{1}{2}$	„ „ in Krokydolith.
$R^9 \overset{\dots}{Si}^8$	„ 1: $2\frac{2}{3}$	„ „ Smaragd.
$R \overset{\dots}{Si}$	„ 1: 3	„ „ Edforsit.
$R^3 \overset{\dots}{Si}^4$	„ 1: 4	„ „ im Okenit.

Es sind dabey alle Basen von 1 At. Sauerstoff als vicarierend angenommen und ihre Sauerstoffmengen addirt worden. Bey vielen Verbindungen geht dies recht gut an, wenn sich Isomorphismus in der Krystallisation zeigt, wo dieses aber nicht der Fall ist, da ist es wahrscheinlicher, daß je nach der Sättigungs-Capacität die Basen nicht auf gleiche Weise mit derselben Säure verbunden sind. So haben z. B. Humboldtilith und Augit gewiß nicht die elbe allgemeine Formel. Uebrigens sind manche Analysen bey diesen Berechnungen zu Grunde gelegt, welche nicht zuverlässig sind, und ist auf Fehler der Analysen selbst und auf Einmen-

gnugen der analysirten Substanzen zu wenig Rücksicht genommen worden. — Gerhardt hat auch für die mehr zusammengesetzten Silicate in dieser Weise Formeln berechnet. —

Ueber die Schmelzbarkeit der Silicate und über Verbindungen auf trockenem Wege sind mehrere Versuche von Berthier angegeben. Die meisten Silicate wurden amorph oder wenigstens nicht deutlich krystallisirt erhalten. Letzteres war jedoch der Fall bey Wollastonit, Augit, eisenfreyem Amphibol, Manganaugit und Eisenchrysolith. Von den neuen Systemen sind die von Schubert und Thomson angeführt. Dem ersten liegt die verschiedene Tendenz der Elemente, sich mit dem Sauerstoff zu verbinden, zum Grunde. Es sind übrigens die vier alten Klassen der Metalle, Inflammabilien, Steine und Salze beygehalten. — Das Thomson'sche System hat 3 Hauptabtheilungen: 1. Säurebasen. 2. Alkalibasen und 3. Neutrale Basen. Jedes Element bildet eine Unterabtheilung.

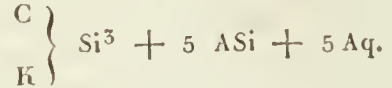
In dem Artikel Diagnostik ist kaum etwas vergessen worden, was die Literatur bis zum Erscheinen des Werkes geliefert hat. Namentlich sind alle chemische Analysen sorgfältig angeführt. — An den beygegebenen Bemerkungen des Verf. ist manchmal zu rügen, daß sie den Gegenstand nicht aus dem richtigen Gesichtspuncte beleuchten. So heißt es, wo die Ansicht von Fuchs angeführt wird, daß der Graphit amorph, der Diamant aber krystallisirter Kohlenstoff sey: „Eine so auffallende Verschiedenheit in allen physischen Eigenschaften, wie zwischen Diamant und Graphit, findet sich bey keiner einzigen von allen denjenigen Mineralgattungen, welche zugleich in beyden Zuständen, dem krystallinischen und dem unkrystallinischen dichten oder erdigen erscheinen, wie z. B. Kalkspath und dichter Kalkstein, blättriger Feldspath und dichter Feldspath, Flußspath und dichter Fluß ꝛc. Bey allen diesen kann man viel mehr Aehnlichkeit der physischen Eigenschaften und Uebergänge nachweisen, welches beydes bey dem Diamant und Graphit nicht der Fall ist.“

— Man sieht offenbar, daß der Verf. eine ganz unrichtige Ansicht von dem hatte, was Fuchs Amorphismus nennt. Uebrigens scheint sich derselbe zu der Ansicht zu neigen, daß ein chemischer Unterschied zwischen Diamant und Graphit bestehe, und

daß darin der Grund der großen physikalischen Verschiedenheit zu suchen sey.

Die neuen, oder zum erstenmal analysirten Specien, welche der Verf. vorzüglich aus englischen Werken anführt, sind ziemlich zahlreich. Einige, deren Mischung sich mit Wahrscheinlichkeit berechnen läßt, mögen hier angeführt werden. *)

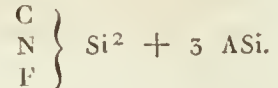
Utrimolith. Fasrig, tropfsteinartig.



Graffschaft Utrim in Irland. Thomson.

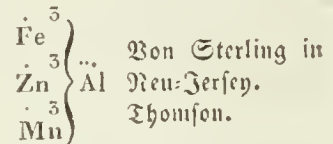
Boltonit Klinorhombisch? MgSi^2 , Bolton in Massachusetts. Thomson.

Bytownit. Krystallinisch körnig.



Von Bytown in Ober-Canada. Thomson.

Dysluit. Efferal.



Anhydrous Silicate of Iron. Blättrige Massen. $\text{Fe}^3 \text{Si}$. Von Slavecarrach in Irland. Ist Eisenchrysolith.

Glotalith. Efferal. $\text{CSi}^2 + \text{ASi} + 3 \text{Aq.}$ Thomson.

Harringtonit. $\left. \begin{array}{c} C \\ N \end{array} \right\} \text{Si}^2 + 3 \text{ASi} + 2 \text{Aq.}$

Thomson. Aus dem nördlichen Irland. Wahrscheinlich zu Mesole gehörend.

Mangauchrysolith. Silicate of Manganese.

Spaltbar. $\text{Mn}^3 \text{Si}$. Von Franklin in Neu-Jersey. Thomson.

*) Ueber einige andere vrgl. diese Blätter von 1836. Nr. 185.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. Juny.

Nro. 122.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Grundzüge der Historik von G. G. Servinus.
Leipzig Verlag von Engelmann 1837.
Seiten 95.

Der geistreiche Verfasser dieser Schrift beschäftigt sich zuerst mit den Ursachen, warum neben den vielfachen Bearbeitungen der Theorie der Dichtkunst man sich fast gar nicht oder nur ungenügend damit abgegeben habe, eine Theorie der historischen Kunst zu bearbeiten; die hauptsächlichste findet er in dem Umstand, daß in der Poesie der Inhalt gegen die Form eben so sehr zurücktrete, als in der Geschichte der Inhalt wesentlicher sey, als die Form; daher in der letzteren mehr eine materielle, als formelle Trennung der Gattungen zu finden wäre; doch müsse man auch hier, sobald von historischer Kunst die Rede sey, formelle Gattungen suchen. S. 15. wird darauf aus einander gesetzt, wie in der Philosophie die Vernunft, in der Poesie die Einbildungskraft, in der Geschichtschreibung der beobachtende, ordnende Verstand sich hauptsächlich thätig erweise; da aber in den beyden ersten auch die andern Geistesthätigkeiten an ihren Productionen einen Antheil hätten, so wäre als Mittelpunct der ganzen Untersuchung die Frage hinzustellen: „wie der Historiker die ihm eigenthümliche Wahrheit mit denen des Dichters und Philosophen verbinden solle?“ So wenig nun der Dichter und Philosoph die ihm eigenthümliche Thätigkeit allein und getrennt von den andern herrschen lassen dürfe, ohne verwerflich zu werden, ebenso müsse der Historiker nicht bloß die ihm eigenthümliche Seite allein walten lassen, weil er sonst zum bloßen geistlosen Faktensammler herabsinke. Hiedurch werde er zwar verächtlich, aber nicht verwerflich, weil ein solches Aufzeichnen doch immer auf dem Boden der Wirklichkeit bleibe und im gewissen Sinne sogar nothwendig sey, und wo

die Chronik anspruchslos nichts weiter seyn wolle, als Chronik, sey dieselbe, obwohl ärmlich, doch nicht verächtlich. Trefflich wird hierauf (S. 24) die Natur der einfachen Chronik geschildert, sowie derjenige Standpunct der Bildung bezeichnet, auf welchem die Völker nichts anderes und höheres verlangen, bis sie in Perioden von etwas glänzenderer geistiger Entfaltung auch Chronisten von größerer subjectiver Bedeutung und höherem Schwung erhalten. Solche (wie Livius, Zurita, auch Zohannes von Müller dem Wesen nach) seyen jedoch nur bey Völkern von scharfer und strenger Rationalität zu finden. In Frankreich, England und Deutschland erstene sich kein Historiker einer solchen, jenen Historikern eigenthümlichen, Volksthümlichkeit. Bey diesen Völkern von allgemeinen Tendenzen trete ein solcher Geschichtschreiber auf einem ungehörigen Boden auf, wie Luden bey den Deutschen (S. 28). Aber aus der bloßen verständigen Beobachtung bey dieser Art von Geschichtschreibung könne kein rechtes Werk historischer Kunst hervorgehen. Wenn der Verf. von solchen Chronikschreibern höherer Art sagt, (S. 30) daß ihre Werke „ungenießbar für jeden seyen, der mehr als vereinzelt Belehrung, der auch einen Eindruck auf das Gemüth in dem Geschichtswerke suche,“ und unter solche die obgenannten rechnet, so kann man ihm in diesem Umfange nicht beystimmen. Es ist ihm hier zu entgegen, daß diese Beschränkung auf eine Nationalität, diese Beschränkung in Raum und Zeit den universellen Blick und die tiefer eingehende Behandlungsweise ja gar nicht ausschließt, daß gerade an der Geschichte eines Volkes ein abgerundetes, in sich vollendetes Kunstwerk sich leichter ausführen läßt, wenn der Sinn und die Darstellung, mit der es geschieht, getragen ist von der höhern Einsicht in den wahren Zusammenhang der ganzen weltgeschichtlichen Ent-

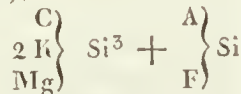
wicklung, in welcher jenes Volk sich bewegt. Wenn der Verfasser S. 49. selbst verlangt, daß das Leben jedes großen Mannes welthistorisch und im Ganzen aufzufassen sey, wie viel mehr gilt dieß von einem bedeutenden Volk? Ist die römische Geschichte des Livius nicht auch, wie der Verf. S. 51 schon von Thucydides sagt, eine Geschichte seiner Zeit und Welt? Und wo könnte man das ganze Mittelalter in seinen Grundzügen besser kennen lernen, als bey Johannes von Müller?

(Fortsetzung folgt.)

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde etc.

(Schluß.)

Naphilit. Nadel förmige Krystalle.



Von Perth in Ober-Canada. Thomson.

Wichtine. Spaltbar nach einem fast rechtwink-

lichen Prisma. $\left. \begin{array}{c} f \\ N \\ C \end{array} \right\} Si^2 + \left. \begin{array}{c} A \\ F \end{array} \right\} Si^2$ Von Wichty

in Finnland. Laurent.

Die Namen der übrigen sind: Crueit, Mikrolith, Potylith, Negirin, Huronit, Stellit, Davidsonit, Chalilith, Chelmsfordit, Elmhalith, Neuroolith, Skorilith, Rhodalit, Tuesit, Plinthis, Malthacit, Nematit, Vermiculit, Gilbertit, Mullieit, Herzerit. —

In dem Theile, welcher Geognosie und Geologie umfaßt, ist das, was die englischen und französischen Journale darüber enthalten, sehr fleißig theils in Notizen, theils in Auszügen angezeigt. Natürlich sind die deutschen Schriften nicht vergessen.

In Betreff des ursprünglichen Zustandes der Erde stimmt Arago der bekannten Ansicht bey: daß die Erde ursprünglich wahrscheinlich im feurigen

Flusse gewesen sey, und daß sie von dieser anfänglichen Glut noch einen beträchtlichen Theil in ihrem Innern einschliesse. Ihre sphäroidische Gestalt beweise, daß sie ein flüssiger Körper gewesen seyn muß, ehe die Umdrehung um ihre Ase begann, die Zunahme der Temperatur in ihrem Innern aber, daß dieser flüssige Zustand kein wasserflüssiger seyn kann. Seit wie lange die Temperatur der Erde im Abnehmen begriffen sey, lasse sich nicht bestimmen, wohl aber lasse sich durch einen von der Bahn des Mondes hergenommenen Beweisgrund darthun, daß in den letzten 2000 Jahren die mittlere Erdtemperatur sich nicht um ein $\frac{1}{10}^{\circ}$ C. verändert habe etc. — Dickson macht darauf aufmerksam, daß mit der herrschenden Theorie von der Wärmezunahme in der Erde sich der Umstand nicht gut vereinigen lasse, daß die Gruben in Sachsen, welche 1500 Fuß über dem Meere liegen, eine ebenso hohe Temperatur zeigen, wie die in Cornwall, welche unter dem Meerespiegel liegen, und daß auch die Gruben in Südamerika, welche 7000 Fuß über dem Meerespiegel liegen, nach Humboldt gleichfalls eine hohe Temperatur zeigen. Er glaubt daher, daß, da die Erde überall in gewissen Tiefen unter der Oberfläche eine beträchtlich höhere Temperatur zeigt, als die der Atmosphäre an ihrer Oberfläche, dort gegenwärtig gewisse Mittel vorhanden seyn müssen, durch welche fortwährend Wärme erzeugt wird etc.

In Betreff der Theorie der Gebirgsberhebungen werden Ansichten dafür von Birtler und Boblaye, dagegen von Schubert, Naumer und Woase aufgestellt. Nach Naumer ist die geneigte Schichtenstellung der ältern Gebirgsarten als eine primitive anzusehen, welche durch krystallinische Proceße hervorgebracht worden sey. Eben so glaubt Woase, daß alle Arten von Structuren und Absonderungen gleich bey der ersten Erstarrung der Gebirgsarten ihre vollkommene Ausbildung erlangt haben. Die eigenthümlich regelmäßigen Structur- und Absonderungsformen der Gebirgsarten sind nach ihm nicht durch eine bloß mechanische und zufällige Wirkung, sondern durch einen dem Krystallisationsproceß ähnlichen, wo nicht damit identischen Bildungsproceß zur Zeit des Festwerdens der Gebirgsarten entstanden, und durch spätere Einwirkung mechanischer

und chemischer Ursachen oft nur auffallender hervorgetreten. Was die Entstehung der primitiven geschichteten Gebirgsarten betrifft, so glaubt Boase, daß sie gleichzeitig mit den ungeschichteten, wahrscheinlich aus einer feuerflüssigen Masse durch Krystallisation sich gebildet, dabey gleich anfangs verschiedene Richtungen gegen den Horizont angenommen, und nach diesen Richtungen, welche den Structurflächen der einfachen Mineralien analog und wie diese durch ungleiche Cohäsionsverhältnisse entstanden seyen, sich gegenseitig abgesondert haben. Aus diesem Grunde ist nach ihm auch die geneigte Schichtenstellung der primitiven schieferigen Gebirgsarten schon mit der ursprünglichen Structur derselben gegeben, und nicht, wie jetzt fast allgemein angenommen wird, erst durch spätere Störungen entstanden. — Es ist schon lange her, daß man die Berge für Krystalle angesehen hat, an welchen nur die Zeit die Kanten und Ecken verwischt habe und man hat damals noch einige gut erhaltene Exemplare zu citiren gewußt, es scheint, daß man wieder hierauf zurückkommt. Daß alte Ansichten oft besser sind, als gerade die neuen der Mode, denn die Mode übt ihre Herrschaft auch in der Wissenschaft, das ist nicht zu bestreiten, weil die Geschichte manche Beispiele anführt, wo man solche wieder hervorgeholt und anerkannt hat, wenn solches aber stattfinden soll, so müssen wenigstens neue Gründe für sie geltend gemacht, aber nicht diejenigen wieder angeführt werden, wegen welcher sie einmal verworfen wurden. Uebrigens geben wir denjenigen, die solchen Ansichten zugethan sind, die Abhandlung Waffernagels über den Wirkungskreis der Krystalle zu bedenken, woraus sie leicht eine Theorie ursprünglich schief liegender Schichten bey krystallinischen Gesteinen entwickeln können, die wenigstens neue Facten enthielte. —

Da in Betreff der Schichtungstheorien das Durchsetzen mächtiger Gesteine durch andere von Interesse ist, so müssen wir dem Verfasser Dank wissen, daß er die neuern zuverlässigsten Beobachtungen hierüber zusammengestellt hat. Unter andern werden folgende Fälle angeführt:

Trachyt durchsetzt rothen Sandstein im Thal von Arequipa und zwischen Pisacoma und dem See

von Puno in Peru nach Meyen; Glimmerschiefer in Abyssinien nach Rüppell.

Feldspathporphyr durchsetzt Grauwacke in Shropshire nach Murchison, Melaphyr am Lago di Lugano nach Fr. Hoffmann und Studer.

Basalt durchsetzt alten rothen Sandstein, welchen er theilweise verändert in der Nähe von Gießen nach Klippstein, Steinkohlengebirge an mehreren Orten in England nach Murchison u. a., Thon der Braunkohlenformation, die Braunkohlen, ihres Bitumens beraubend, im Westerwald nach Erbreich. — Dolerit durchsetzt gebrannte Thonsteinschichten in Island nach Krug von Nidda; Mandelstein durchsetzt Grauwacke in Shropshire nach Murchison, Basaltschiefer, welchen er an den Verührungsstellen in Dolomit verwandelt zu Champs und Bizille nach Bertrand, Gestin und Montalembert.

Granit in Gängen durchsetzt Grauwackenschiefer zu Westdale Head in Westmoreland nach Sedgwick; Sphenit zu Niedersehn und Weinböhl in Sachsen nach Leonhard, Thonschiefer zu Kirchberg und Treuen unweit Zwickau nach Gutbier; liegt über aufgerichteten Thonschieferschichten und zieht sich in diese gangartig hinein auf der Insel Nihau an der Küste des Dept. Côtes du Nord nach de la Truglaye und du Marshallae; Granit mit Gneiß, bedeckt von thonig kalkigem Schiefer, dessen Schichten gegen sie aufgerichtet sind, zu la Chaine des Ronces in Visans nach Dauffe &c. Betreffend die Umwandlung der Gebirgsarten, so soll nach Murchison die Grauwacke der Malvern- und Alberley-Hills durch emporgestiegenen Sphenit in Glimmerschiefer und Chloritschiefer, nach Studer ein Theil des Mergelschiefers und Alpentalks in Graubünden durch aufgestiegenen Serpentin in Thonschiefer, Glimmerschiefer, Gneiß und Talkschiefer, nach Gutbier der Thonschiefer in der Gegend von Zwickau durch Granit in Gneiß, Granulit, Schörlschiefer und Glimmerschiefer sich umgewandelt haben. Nach Kesterstein sollen in vielen Gebirgsgegenden Glimmerschiefer, Gneiß, Granit und noch andere krystallinische Gesteine aus Grauwacke und Thonschiefer, in den Alpen aber aus einem zur Kreideformation gerechneten Mergelsandstein durch eine spätere Umwandlung in Folge eines Proceßes, den er mit dem organischen Gährungsproceß ver-

gleicht, entstanden seyn, desgleichen auf ähnliche Weise Porphyr und Mandelstein aus Sandstein, während dagegen Andere z. B. Studer gerade umgekehrt die Sandsteine und Conglomerate für Abreibungprodukte des Porphyr und Granits erklärt haben.

Es kommt hiemit überein, was Keilhan über die Granitbildung ic. aufstellt, daß nämlich aus Thonschiefer durch eine Art von Nisus formativus der Materie Granit und Syenit, sowie aus Sandstein Porphyr entstehe. Zur leichtern Vermittlung dieses Ueberganges hält er die Annahme für statthaft, daß die Elemente der unorganischen Natur nicht so zahlreich sind, wie wir annehmen, sondern daß ihrer nur wenige vorhanden seyen, welche sich umgestalten können und daß Erden und Alkalien sich gegenseitig in einander umzuwandeln vermögen. — Dieß sind nun Ansichten von Männern, welche Ruf haben, was wird andern nicht erlaubt und nachzusehen seyn! Kein Wunder, wenn bald ein jeder in geologischen Angelegenheiten mitreden wird, der nur einigermaßen mit Phantasie begabt ist und sie auf diesem Felde zu beschäftigen Lust hat! Man darf ja behaupten, was man will und da fast ein jeder eine hinlängliche Menge von Unerklärlichem in seiner Theorie, freylich nur des Erklärens wegen, aufstellt, so müssen alle in einer gewissen Art duldsam gegen einander seyn. In andern Wissenschaften ist das anders. —

In dem Artikel: Specielle Geognose werden die Systeme der Gebirgsformationen von Bronn und Keferstein angeführt. Bronn unterscheidet folgende Hauptperioden:

I. Periode: Kohlengebirge.

1. Thonschiefergruppe. Thonschiefer, Uebergangskalk, Granwacke.
2. Bergkalkgruppe. Alter rother Sandstein, Bergkalk, Kohlen-sandstein.
3. Kupferschiefergruppe. Todtliegenden, Kupferschiefer, Zechstein.

II. Periode: Salzgebirge.

1. Muschelkalkgruppe. Bunter Sandstein, Muschelkalk.

2. Keupergruppe. Lettenkohle, Keuperdolomit, Keuper gypsum, Keuper-sandstein.

III. Periode: Dolithgebirge.

1. Liassgruppe. Unterliasssandstein, Liasskalk, Liassschiefer.
2. Untere Juragruppe. Oberliass-sandstein, unterer Jurakalk, Dolith ic.
3. Mittlere Juragruppe. Oxford-thon, weißer Jurakalk, Corallenkalk ic.
4. Obere Juragruppe. Kimmeridge-thon. Portlandstein.

IV. Periode: Kreidegebirge.

1. Eisensandgruppe mit Purbeckkalk und Waldthon.
2. Grünsandgruppe.
3. Weiße Kreide.
4. Kreidetuff von Maastricht.

V. Periode: Molassegebirg.

1. Grottkalkgruppe. Untere Braunkohle, plastischer Thon ic.
2. Tegelgruppe.
3. Alluvialgruppen.

Keferstein hat die Gebirgsformationen vom geologischen Standpuncte aus, d. h. in Bezug auf die Geschichte ihrer Bildung angeordnet und eine Uebersicht davon im westlichen und östlichen Nordeuropa in Parallele gestellt, das südliche Europa als alpinisches Gebirgssystem besonders unterscheidend. —

Die neuern Beobachtungen über einzelne Formationen, ihre Versteinerungen, die genaueren Bestimmungen der Gesteine und Feldarten ic. sind fleißig gesammelt und die Quellen jedesmal genau angegeben. — Die äußere Ausstattung ist sehr schön. —

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Juny.

Nro. 123.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Grundzüge der Historik von G. G. Vervinus.
Leipzig Verlag von Engelmann 1837.
Seiten 95.

(Fortsetzung.)

Wie der richtigen, innerlichen Erkenntniß und Auffassung einer Erscheinung in der Natur, einer Gattung von Naturproducten die Einsicht in das innere Wesen der ganzen Natur zu Grunde liegen muß, so wird auch einer wahrhaften Darstellung der Eigenthümlichkeit und Bedeutung eines Volkes die tiefere Einsicht in das Ganze der weltgeschichtlichen Entwicklung vorausgehen müssen, und sich an einer solchen speziellen Geschichte bewahrheiten, und bewahren; fehlt hingegen diese univervelle, innere Auffassung und Beziehung, (die sich doch im Allgemeinen und im gewissen Sinn bey Livius, Johannes von Müller, Luden, freylich bey jedem auf seinem Standpunct und in seiner Art, mehr oder weniger findet) so wird, wie jede Geschichte, so auch die eines einzelnen Volkes nichts weiter als ein geistloses Aufzählen äußerlicher Begebenheiten seyn. Dazu muß auch anerkannt werden, daß man aus einer richtigen Auffassung und genauen Entwicklung der innern und äußern Zustände eines einzelnen Volkes oft mehr an wirklicher Einsicht in das Innere der Weltgeschichte gewinnt, als aus allgemeinen und vagen Darstellungen größerer Abschnitte der Weltgeschichte, die nur an der Oberfläche hinstreifen und mit einigen genial seyn sollen den Bemerkungen und Vergleichen die innere Natur der Verhältnisse, die etwas tiefer liegt, gar nicht berühren. Was ferner die Wirkung auf das Gemüth betrifft, so möchten lebensvolle Darstellungen großer Scenen aus der Geschichte eines ein-

zelnen Volkes gerade am meisten geeignet seyn, einen großen gewaltigen Eindruck hervorzubringen, wie dieß ja eben bey jenen drey Geschichtschreibern von selbst in die Augen springt. Dabey wollen wir gar nicht gedenken, daß gerade mit der Geschichte der von jenen Historikern behandelten Völker das Wichtigste und Wesentlichste der ganzen Zeit häufig von selbst verknüpft ist. Wir möchten daher solche Werke wegen der bloßen Beschränkung auf eine Nationalität gar nicht in die Klasse einer, wenn auch noch so potenzirten, chronikartigen Geschichtschreibung setzen. Hier müßten andere Merkmale und Eigenschaften zu ihrer Classifizierung entscheiden. Der Verfasser sucht hier zu sehr die Einheit des Ganzen, die bey einem Geschichtswerk gefordert wird, um ein Kunstwerk zu seyn, in etwas Außersichem, wenn er (S. 80.) sagt, daß alle solche Werke kein Ende erreicht und ihre Fortsetzung nöthig gehabt hätten. Die innere Vollendung besteht ja doch nicht in der äußerlichen Abgeschlossenheit des Stoffes, sondern in der Darstellung des innern Lebens und der Nachweisung der Haupt- und Grundentwicklungen der Menschheit in einem kleineren Ganzen; es kommt hier auf das innere Maas und Verstandniß, auf die Abspiegelung der weltbewegenden Idee in einem kleineren Organismus an, nicht auf die bloß äußerliche Abrundung und Abgeschlossenheit. Der vergrößerte Nationalstandpunct, der einem solchen Geschichtswerk Eintrag thun soll, muß darum noch kein unwahrer seyn, da diese Vergrößerung überall, wenn sie nur nicht die innere Wahrheit verlegt, ja nur eine relative ist. Nach der Chronik als der Grundform der werdenden Geschichtschreibung, (welche der einseitigen Romantik in der Poesie und der dürren Scholastik in der Philosophie entsprechen soll — eine Zusammenstellung, der wir so eben nicht bestimmen

möchten), bildet nach dem Verf. das Memoir die zweyte Hauptquelle aller Geschichte. Sehr klar und erschöpfend wird hier (S. 35 — 39) das Verhältniß desselben zur Chronik aneinander gesetzt und alle Seiten und Eigenthümlichkeiten desselben werden eingehend und treffend hervorgehoben. Es wird gezeigt, wie die Denkschrift, die sich ganz auf dem Gebiet des Subjectiven bewege und hauptsächlich den Zeiten geistiger Halbkultur angehöre, mit ihrer theatralischen Natur, wo die Intrigue und die psychologische Katastrophe auf der Bühne erscheint, das eigenthümliche Feld der französischen Geschichtschreibung sey, auf dem diese vortreffliche Muster in den verschiedenen Zeiten aufgestellt. Alsdann wird das Wesen der pragmatischen Geschichtschreibung, die als eine höhere Stufe des Memoirs bezeichnet wird, wie es die vaterländische Volkshistorie im Verhältniß zur Chronik ist, in allen sie charakterisirenden Grundzügen vollständig entwickelt, wobey die geschichtliche Stufe der menschlichen Bildung, auf welcher sich diese Gattung hauptsächlich ausbildet, auf das treffendste nachgewiesen wird. Sehr wahr bemerkt der Verf. hiebey, daß es gar nicht das didaktische Element ist, welches ihre eigenthümliche Natur ausmacht. Bey dieser Auseinandersetzung ist der universelle Ueberblick, die vergleichende Verbindung der Geschichtschreiber aller Zeiten und Nationen, die Darstellung der mit klaren Zügen hervorgehobenen Verschiedenheit der Historiker, die einer Gattung angehören, eben so anziehend, als belehrend. Ueberhaupt macht das Ganze durch die einfache, gewandte und das Wesentliche so richtig auffassende Lebendigkeit der Darstellung einen sehr wohlthuenden Eindruck, und zeigt jene anmuthige Leichtigkeit, welche nur eine sichere Beherrschung des Gegenstandes gewährt. Das Mangelhafte der pragmatischen Geschichtschreibung wird S. 43. in ein klares Licht gesetzt; es finde sich hier nicht die rechte Einheit, die nothwendig sey, um ein Geschichtswerk gerade zu einem historischen Ganzen zu verbinden, sondern nur eine äußerlich gemachte und gesuchte Einheit, die allen großartigen Ueberblick raube. Hauptsächlich fehle ihr die Ansicht von einer höhern Lenkung der Dinge. Der Verfasser berührt dann noch zwey Nebengattungen, die poetische Sagen- und die philosophische Behandlung

der Geschichte. Bey letzterer bemerkt er, daß sich die Philosophie bisher bey Auffuchung ihres Standpunctes zur Geschichte rathlos verhalten habe, und daß den philosophischen Behandlungen der Geschichte historische Erfahrung und Weisheit abgehe, wie Herder und Kant gezeigt. Wir wollen uns hier nicht weitläufiger auf diese Meynung des Verfassers einlassen, da wir nachher noch Anlaß bekommen werden, einiges in dieser Beziehung auszusprechen zu müssen, und bemerken jetzt bloß, daß uns der Verf. mit der inneren Entwicklung des realen Denkens und der tiefer gehenden Forschung in dieser Rücksicht in unserer Zeit nicht genugsam vertraut zu seyn scheint; sonst würde er wohl bey seiner oft bewiesenen Vorurtheilslosigkeit in Beziehung auf unsere Zeit ganz anders geurtheilt und die in jene Frage tief eingehenden Gestaltungen einer höheren Betrachtungsweise, in welcher allein der Schlüssel zur inneren Bedeutung der Weltgeschichte gefunden werden kann, nicht so ignoriert haben. Der wahre Historiker soll nun nach dem Verf. (S. 64) auf das Nothwendige in der Geschichte ausgehen, und die reine Gestalt des Geschehenden kennen lernen, um aus den anhängenden Zufälligkeiten das wahrhaft Wichtige kühn und sicher herauszuheben. Wichtig aber sey in der Geschichte, was sich einer historischen Idee anschliesse. Das Hauptgeschäft des Historikers müsse also seyn, in dem verwirrten Gang der Dinge die Plane der Weltregierung, ohne welche die Weltgeschichte nicht verstanden werden könne, ahnen zu lernen und auf sie zurückzudeuten; es müßten die historischen Ideen erkannt werden, an denen sich die Vorsehung gleichsam offenbare; von diesen solle Alles zusammengehalten und geordnet werden. Nach Humboldts Vorgang wird hervorgehoben, daß die Ideen es sind, welche unsichtbar die Begebenheiten und äußern Erfahrungen begleiten, und daß ihrem Wesen und Wirken vor allem nachgespürt werden müsse. Ihre stille, unsichtbare Gewalt, die Ploßlichkeit ihrer Kräfte, ihre rasche Vorbereitung bezeichne ihre wunderbare und unerklärbare Natur, auch ihr allererstes Auftauchen sey gewiß nicht unmotiviert (S. 69), doch sey das Forschen nach ihrem Herkommen für uns vergeblich, nur ihr Erscheinen, ihr Wachstum, Herrschaft und Sinken müsse historisch verfolgt werden. Es ist allerdings fest zu halten, daß die Historie als

besondere Kunst in ihrer Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit ihre Aufgabe nicht mit der Philosophie der Geschichte verwechseln darf, und jede die Grenzen ihres Gebietes bewahren soll. Wenn aber alle Künste und Wissenschaften ihre letzte und tiefste Begründung in einem höhern Einheitspunkte erhalten müssen, welcher als ihr innerer Lebensquell sie alle mit der Kraft eines unvergänglichen Geistes durchdringen soll, so fern sie nicht aller höhern Beziehung ermangeln und einer geisttödtenden Empirie oder principlosen Willkühr anheim fallen wollen, so muß auch die Geschichtschreibung, in welcher Kunst und Wissenschaft in eigenthümlicher Durchdringung sich verschmelzen, ihre innern Lebenskräfte aus der Tiefe einer wahrhaften und reellen Einsicht in das Leben und das Verhältniß der Alles bewegenden göttlichen Grundgewalten schöpfen. Soll auch in einem Geschichtswerk, welches auf der Höhe einer ächt wissenschaftlichen und christlichen Ansicht steht, die Erkenntniß jener Alles beherrschenden ewigen Ideen ganz und gar nicht allein für sich und gleichsam entblößt von dem sie bekleidenden und verhüllenden Stoff in einer speciellen wissenschaftlichen Darlegung hervortreten, sondern nur als unsichtbare, verborgene, aber Alles ordnende Macht ihre Wirkung fühlbar machen, so ist doch eben diese Erkenntniß jenes die Erscheinungen der Geschichte beherrschenden Geistes nicht möglich, ohne auf einem höhern Standpunkte die Natur jener Ideen überhaupt, die Stätte ihres Ursprungs in Beziehung auf die Geschichte und das sie bewegende Princip, ohne den innern Grund ihrer Entfaltung und ihre jedesmalige Eigenthümlichkeit, den Zusammenhang, in dem sie mit einander stehen, und die Art ihrer Entwicklung, ohne das lebendige Gesetz ihres successiven Uebergehens in einander und die Weise ihrer gegenseitigen Verschmelzung zur Bildung einer höhern Stufe, ohne vor allem das innere Band erkannt zu haben, durch welches sie mit den Erscheinungen der Wirklichkeit verknüpft, diese zum Ausdruck ihres Wesens machen und mit diesen zusammen erst ein Ganzes in wechselseitiger Durchdringung und im gegenseitigen Bedingen bilden. Dieß alles sind Fragen, deren Lösung nur auf einem höhern Gebiet gesucht werden kann, und an deren Beantwortung und Entwicklung eigentlich die ganze Welt-

geschichte im Innern selbst arbeitet. Was anders, als eine solche Untersuchung, wie wir vorhin angedeutet, soll denn mit jener Forderung, „dem Wesen der ewigen Ideen nachzuspüren,“ gemeint seyn, wenn dergleichen Aussprüche nicht leere, nur schön klingende Worte seyn sollen? Und die eine Seite dieser Ideen, durch die sie den Erscheinungen der Wirklichkeit zugekehrt sind und in ihnen wirken, für sich allein zu erkennen, wird nicht gelingen, wenn nicht auch ihre andere Seite, durch die sie den höchsten Regionen, dem unausslößlichen Leben Gottes zugekehrt sind, in diesem wurzeln und von diesem bewegt werden, sich aufschließt und mehr und mehr enthüllt wird. Ohne auf solche Fragen einzugehen und ohne höhere Principien zur Grundlage zu haben, können wir uns überhaupt keine wissenschaftliche Arbeit und Forschung auf irgend einem Gebiete denken, die dieses Namens würdig wäre; will man damit nichts zu thun haben, so möge man überhaupt von Wissenschaft nicht reden und aufhören ihren Namen Bestrebungen aufzuhängen, denen tiefe, Aufschluß gebende und selbständige Gedanken, die auf höheren Grundlagen ruhen, ferne liegen. Bey dem Verfasser dieser Schrift zeigt sich doch überall das Streben, die Bedeutung und die Wirkung jener höheren Ideen anzuerkennen und mit ihnen den Stoff zu durchdringen, zu beleben und ihm dadurch eine höhere Weihe zu geben, wenn er auch ihre innere Natur und ihr Wesen selbst in keine genaue Betrachtung zieht. Nirgends sind freylich die Abwege und Mißgriffe leichter und gewöhnlicher, als bey der Behandlung dieses Gegenstandes, indem ein empirischer, unwissenschaftlicher Standpunkt, der sich bloß vom Stoff beherrschen läßt und nur einige nichts sagende Reflexionen äußerlich hinzufügt, oder eine philosophische Willkühr und Einbildung, welche die Mühe einer genauen Durchforschung des Stoffes scheut, entweder ein subjectives Raisonnement oder hohle scholastische Formeln an die Stelle einer tieferen Einsicht in die Natur und Wirksamkeit jener Ideen treten läßt. Um der Sache gründlich und mit Erfolg nachzugehen, muß die Untersuchung, wie bey jeder wissenschaftlichen Forschung, von zwey Seiten aus ihre Arbeit beginnen und sowohl von Seiten der geschichtlichen Erscheinungen, als von Seiten der ewigen, geistigen Regionen in jene Mitte

zu gelangen suchen, wo durch die Art der Vereinigung und des Zusammentreffens der zwey alles Leben haltenden und constituirenden Grundgewalten (die wie freylich nur in der Abstraction trennen) jene eigenthümlichen Mächte sich entwickeln, mittelst welcher Gott unmittelbar eingreifend und lenkend das größte Wunder — die Weltgeschichte — sich entfalten läßt. Auch der Verfasser hat S. 73 jene zwey Gewalten berührt, durch deren Kampf in den verschiedensten, tief ins Innern begründeten Gestalten das Leben der Menschheit sich immer höher herausbildet und in der scheinbar größten Mararie, entsprechend der, in welcher sich das menschliche Bewußtseyn für sich selbst befindet, gerade am sichersten sich nach Einem Endziel hin bewegt; doch hat sie der Verfasser nur auf einer sehr untergeordneten Stufe und nicht in ihrer innern Bedeutsamkeit und Natur hervorgehoben. Jene herrschenden Ideen, durch welche das Innere und Aeußere der Weltgeschichte bewegt wird, werden freylich eben so wenig von Seiten der Philosophie nachgewiesen, wenn man mit einigen formellen Bezeichnungen das Geistige einer Zeit zu erfassen meynet; sie sind viel tieferer Natur, als daß einige Schulbegriffe, wie sie jetzt nicht selten angewendet werden, zu ihrer Enthüllung und Erklärung hinreichen.

Eigenthümlich ist dem Verfasser die Ansicht, daß er die alte Welt mit Sokrates, Alexander und Aristoteles sich zur neuen hinwenden läßt und in der langen Zeit von da bis zur Aufdeckung der Erde und bis zur Reformation nur eine Uebergangsperiode sieht. Wir wollen das Wahre, was dieser Ansicht zu Grunde liegt, recht gerne anerkennen; das ist aber noch lange nicht hinreichend, diesen mehr untergeordneten Eintheilungsgrund zum höchsten und wichtigsten zu machen und die alles entscheidenden, wesentlichsten Kräfte und Gewalten, zu denen sich jene hier zur Hauptsache erhobenen Richtungen nur als zurückstehende, in die Hauptrichtung mit eingehende Nebenmomente verhalten, ganz dagegen zurückzustellen. Die Entwicklung, welche mit Alexander, Aristoteles re. begann, ist doch in der Hauptsache immer nur noch eine Phase der alten Welt und wenn auch hier eine neue univiersellere Entwicklung des Geistes anfängt, und ein ganz

anderes Bewußtseyn erwacht, so lebt und zehrt es doch größtentheils nur von der Kraft und Natur der alten Welt und ergeht sich, allerdings in neuen umfassenderen Gestaltungen, nur in dem, was das vorhergehende Alterthum unmittelbarer, unbewusster und gebundener an die von einer Art göttlichen Hauches durchdrungene Naturmacht des Geistes her ausgeborn hatte. Ganz unmöglich aber ist es, das Christenthum, welches in der Hauptsache allein, zuerst fast unsichtbar mit innerem Geisteshauch die alte Welt umwandelte, nicht als Hauptwendepunct der Geschichte anzunehmen, mag der Verfasser eine solche Eintheilung immerhin fromm oder bequem nennen (371). — Wir wissen auch in Beziehung auf jene Eintheilung recht wohl, mit wie viel Geist und Gründlichkeit der Verfasser in seiner Geschichte der deutschen Dichtkunst die Fortdauer und Herrschaft des römischen Wesens besonders in Sprache und Literatur bey den Deutschen dargelegt hat. „Daß bey und nach der Völkerwanderung durch die Priester fast Alles romanisirt und latinisirt, das deutsche Element hingegen erdrückt wurde, daß mit den Ottonen ein neuer Anflug für die klassische Literatur sich entwickelte und die eigenthümliche Richtung der Deutschen durch die aufgepfropfte römische Cultur erstickt wurde.“ Wir möchten selbst wünschen, daß, um die Wahrheit dieser Ansicht in das rechte und vollständige Licht zu setzen, in einer deutschen Geschichte zu solchen Zügen, die in diesem Werk des Verfassers entwickelt sind (aus welchen zur Erkenntniß der innern Natur des deutschen Geistes in jener Zeit mehr, als aus den meisten deutschen Geschichten zu lernen ist) auch noch manche bedeutende Aufhellungen dazu kämen, die von einer andern Seite her dasselbe in der Hauptsache hervorheben und bestätigen würden.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. Juny.

Nro. 124. der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Demosthenis oratio de corona ex recensione Im̃m. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. Gottingae MDCCCXXXVII. Typis et impensis librariae Dieterichianae. LXXVI. 459.

Der selige Dissen hatte von dieser Rede des Demosthenes bereits im Jahre 1826 mit Benutzung der Bekker'schen Hilfsmittel einen neuen Abdruck der Ausgabe seines Vorgängers, Wunderlich, besorgt, doch war daraus eine besondere Bearbeitung weder sichtbar, noch für die Zukunft angedeutet; um so mehr überraschte es, dieselbe Behandlung, die dem Pindarus und Tibullus zu Theil geworden, auch auf Demosthenes übergetragen zu sehen. Diese Ausgaben, deren innerer Werth allgemein anerkannt ist, und die in ihrer Art zum Muster geworden sind, sind die Arbeit eines von körperlichen Leiden stets gedrückten Mannes und zeigen was von ihm bey gesundem Zustande für die Wissenschaft, der er sich widmete, zu erwarten war.

Eine ausführliche Abhandlung De structura periodorum oratoria ist vorangeschickt, S. LXXVI., dann folgt der Text p. 1 — 134 mit Angabe der Stellen, an welchen von Bekker und Dindorf abzuweichen für nöthig erachtet wurde, zuletzt der Commentar bestehend aus einer introductio p. 135 — 56 u. explicatio p. 156 — 454, Erläuterungen, ganz in der Weise wie wir sie aus den frühern Schriften des Herausgebers kennen.

Je vorzüglicher eine Bearbeitung der Art ist, und die bekannten weit übertrifft, desto dringender wird das Bedürfniß, nicht das gewöhnliche Maß der Beurtheilung entgegen zu halten, sondern die nöthigen Erfordernisse an sich zu bezeichnen und das

Geleistete damit zu vergleichen, um zu erkennen, wie nahe sie dem möglichen Ziele gekommen, wie weit sie hinter diesem zurückgeblieben ist. Soll uns die Lectüre eines alten griechischen Redners denselben oder doch einen ähnlichen Genuß gewähren, welchen seine Zeitgenossen, zu denen er gesprochen, empfunden hatten, und wollen wir das was vorgetragen ist, nicht etwa ganz gläubigen Sinnes ohne weitere Prüfung als bewährt annehmen, sondern selbst untersuchen und urtheilen, so bedarf es außer der allgemeinen Kenntniß der Geschichte, noch der besondern, welche die Stellung und Umgebung des Redners, seinen Gegenstand und alles was damit zusammenhängt, genügend erklärt. Mit dieser historischen Kenntniß ist die rhetorische Auffassung zu verbinden, zu erkennen, wie der Redner den ihm vorliegenden Stoff verarbeitet, und die Vortheile welche ihm seine Kunst gewährt, zum Nachtheile seines Gegners angewendet hat. Eine solche Beurtheilung setzt nothwendig das Vorhandenseyn dessen voraus, was die Gegenpartey gesprochen hat, und eine vorzügliche Ursache der vielen Lücken unserer Kenntniß alter Beredsamkeit liegt in dem Mangel solcher sich gegenseitig bedingender Reden. Zwar bildet jede Rede ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Ganzes, aber meistens nur einseitig im Sinne des Sprechenden, keineswegs eine vollständige Auffassung des controversen Gegenstandes; nur wenige Reden von besonderer Ausführlichkeit wie die Verrinen, Philippika, die überdies großentheils nicht wirklich gehalten worden sind, lassen vermöge der Stellung der streitenden Parteyen den Verlust dessen was die Gegner gesprochen haben, leicht verschmerzen. Zu diesem kommt ein Drittes, was je näher der Leser der Zeit des Redners stand, um so weniger statt fand, und erst im Laufe vieler Jahrhunderte sich bildete, das kritische Element,

das je nachdem der Zufall mehr oder minder obwaltete, bald größeres bald geringeres Bedürfnis wird; manche Schriften wurden unerklärlich verstümmelt und erst die Vergleichung der besten Handschriften zeigte als Gewisheit, was vordem kaum geahndet war; so die Reden des Sokrates. Zeigen die Abweichungen nur Verschiedenheit des Ausdruckes der Sprache, so fallen sie in die Grammatik und sind aus ihr und dem besondern Sprachgebrauche des Schriftstellers zu entscheiden; gehen sie aber darüber hinaus oder tritt Unklarheit des Gedankens, Mangel an Zusammenhang und dergl. ein, so wird die Kritik bedeutend und wichtig genug um mit besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden; darum ist das Bestreben, einen so weit es unsere Hilfsmittel gestatten, möglichst reinen Text herzustellen, für uns spätere so oft der erste, da das Verständniß dessen was der Redner will, zunächst von ihr ausgeht.

Wenden wir diese Grundsätze auf die vorliegende Rede und deren neue Bearbeitung an, so ist zur Aufhellung historischer Schwierigkeiten in unserer Zeit durch Böckh und dessen Schule das meiste geleistet worden, besonders hat Wieniewsky in einem eigenen Buche so viel er vermochte, zur Lösung aller hieher gehöriger Fragen beigetragen. Da sich durch günstige Umstände nicht nur die ausgezeichnete Vertheidigung des Demosthenes, sondern auch die Klagerede des Aeschines erhalten hat, und über die Begebenheiten unmittelbar vor und nach dem merkwürdigen Friedensschlusse der Athener mit Philippus Ol. CVIII. 2, welche dort wiederholt werden, die beyden Gegner schon dreizehn Jahre früher Ol. CIX. 3, umständlich in gleichfalls noch erhaltenen Reden ihr Wissen und ihre Gesinnung gegenseitig dargelegt haben, so vermögen auch wir noch durch gehörige Vergleichung und Zusammenstellung in manchen Dingen das Richtige zu finden und nachzuweisen.

Der Herausgeber hat hierin seine Thätigkeit mehr darauf beschränkt, das was andere gesagt haben, nachzuweisen, als die abweichenden Meinungen selbst zu untersuchen und darnach zu entscheiden; im allgemeinen hält er mit richtigem Tacte an den gangbaren Ansichten fest, und so wird z. B. Westermanns Annahme, die Rede sey vier Jahre nach

Eingabe der Klage Ol. CXI. 3, nicht wie die Uebersetzung sagt, acht Jahre später Ol. CXII. 3, gehalten worden, wie billig mit Berufung auf Nauchensteins Abhandlung zurückgewiesen; dem Dissen eigen ist die p. 139. 142 ausgesprochene Meynung, die Ursache, daß der Proceß erst so spät geführt worden sey, dem Kläger aufzubürden, der absichtlich so lange gewartet, bis er die Stimmung des Volkes dem Demosthenes mehr entfremdet und seiner Sache günstiger gefunden habe; eine Ansicht die wir eben so an sich ungegründet, als dem Zeugniß des Demosthenes entgegen halten müssen; an sich ungegründet, weil der Staat zwar jedem Bürger das Recht des Einspruches und der Klage frey stellen mußte, nie aber die Verhandlungen selbst der Willkühr des Klägers, der ungeahndet jahrelang hinausdehnen, ja sie völlig verhindern konnte, preis geben durfte; die Zeitbestimmung, wann der Proceß geführt werden sollte, hing vom Gerichte, zunächst vom ἀρχων ab; dem Zeugniß des Demosthenes entgegen, weil (auch angenommen Ktesiphon, der zuerst zu seiner Vertheidigung aufgetreten ist, werde wahrscheinlich über die boshafte Verzögerung gesprochen haben,) Demosthenes, der alles ferne hervorsucht, von diesem ärgsten Kunstgriffe seines Feindes, der mehr als alles die Nichtwürdigkeit des Klägers und die Unschuld des Beklagten angenscheinlich machen konnte, nicht die geringste Erwähnung macht; sein Schweigen in dieser Sache darf einem ausdrücklichen Zeugnisse gleichgestellt werden.

Am sichtbarsten tritt der Mangel innerer Ueberzeugung bey Erklärung der Volksbeschlüsse auf, welche bekanntlich ein Problem unserer Rede bilden, und sich nur in der ersten Hälfte finden. Erst Böckh in seiner Abhandlung über die Pseudeponymi in der Rede für den Ktesiphon hat bewiesen, daß diese nicht von dem Redner selbst, wie man erwarten sollte, beigelegt und die übrige Hälfte von den Abschreibern übergangen, sondern von spätern aus Büchern und Sammlungen, welche solche Staatsacten enthielten, mühsam zusammengesucht und nicht ohne Fehlgriffe mancherley Art unserer Rede bezugeschrieben worden seyen. Im Commentare p. 197 werden die verschiedenen Ansichten, die man von diesen Dekreten hatte, aufgezählt, aber da Brückner in seiner Schrift: König Philipp, Sohn des Amyn-

tas sie sämmtlich für falsch und untergeschoben erklärt, so ist Dissen unentschlossen, ob er sie für ächt oder unächt erklären soll.

Den trefflichsten Beweis, daß Böckhs Urtheil gegründet sey, finden wir in unserer Rede S. 119. Dort wird der vorläufige Beschluß des Senats auf Ktesiphons Antrag, den Demosthenes für seine vielen Verdienste um den Staat mit einer Krone zu beschenken, dem Volke vorgelesen; wir kennen den Inhalt sowohl aus dem Klagebelleid, als aus der Rede des Aeschines der besonders einzelne Worte tadelnd hervorhebt. Ein solcher Beschluß, *προβουλευμα* genannt, wird immer mit den Worten *ἔδοξε* oder *δεδόχθαι τῇ βουλῇ*, eingeführt; erst dann, wenn das Volk seine Zustimmung gab, war die Sache anerkannt und wurde mit dem Zusatz der Genehmigung des Volkes, *ἔδοξε* oder *δεδόχθαι τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ*, ausgefertigt; verwarf dieses den Antrag, so hatte es dabei sein Bewenden. Demosthenes konnte also, da der Proceß nicht entschieden war, sondern die Verhandlungen erst vor sich giengen, nur das *προβουλευμα* vortragen lassen, und er nennt es selbst so in den einleitenden Worten S. 118. *οἷς γὰρ οὐκ ἔγραψατο τοῦ προβουλευματος, τοῦτοις ἂ διώκει συκοφαντιῶν γανήσεται*. Gleichwohl enthält das folgende Psephisma nicht den Antrag des Senates an das Volk, sondern ist, wie die Worte: *δεδόχθαι τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων* lehren, der vom Senate und Volke genehmigte Beschluß, der erst nach Entscheidung des Processes d. h. nach der Freisprechung des Demosthenes und der Verurtheilung des Aeschines, erfolgen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus.
Leipzig Verlag von Engelmann 1837.
Seiten 95.

(Schluß.)

Es ist nämlich noch lange nicht allseitig und erschöpfend genug dargestellt, wie das Uebergehen der Deutschen in das römische Reich ein ganz allmähliges, in langer Zeit sich bewegendes und

durch große gegenseitige, wenn auch zuerst nur äußerliche Annäherung vorbereitetes gewesen ist, so daß der Umsturz des römischen Reiches durch Odoacer eigentlich nur eine stärker auftretende Fortsetzung des schon längst Vorhandenen gewesen ist, und sich dann das römische Wesen eben so ins deutsche Leben hinein fortsetzte. Hier wäre noch, wie in vielfach anderer Beziehung, das deutsche Volk und die deutsche Geschichte würdig zu vertreten Gibbon gegenüber. Dieß Alles, was mit der oben berührten Hauptfrage sehr genau zusammenhängt, ist aber lange noch nicht hinreichend, um den großen Hauptumschwung, der mit der Welt umbildenden Kraft des Christenthums und den Germanen in die Geschichte eintrat, als Eintheilungsgrund der Hauptperioden zu verdrängen, es treten hier vielmehr mit der Tiefe des Christenthums und der trotz allem römischen Wesen unverilgbaren Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes ganz andere und viel höhere Kräfte auf, denen sich jene andern unterordnen und mit denen sie als den dominirenden Potenzen auf die rechte Weise verbunden werden müssen.

S. 79 erkennt wohl der Verfasser einen höhern, mit tiefer Einsicht in die innern Entwicklungsvorgänge und Hauptideen der Geschichte ausgerüsteten universellen Standpunkt zu wenig an, und legt ihm zu wenig Kraft und Geschick bey, wenn er behauptet, daß einem Historiker nur Geschichten solcher Zeiten gelingen würden, welche eine ähnliche Gestalt haben, wie diejenigen Zeiten, in welchen der Geschichtschreiber selbst lebt. Wir erkennen das Wahre, was in dieser Behauptung liegt, gerne an, doch kann sie nicht in dieser Allgemeinheit ausgesprochen werden; für das Alterthum gilt das Gesagte viel eher noch; aber in unserer Zeit, wo die innere Erkenntniß der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Menschheit auf einem viel höhern Standpunkte, besonders durch ein richtiges Erfassen des Christenthums möglich ist, kann sich für eine wahre Schätzung und Darstellung der eigenthümlichen Gestaltung jeder Zeit der Schlüssel finden, wenn mit einer erschöpfenden Kenntniß des Materials, mit einer richtigen Auffassungsgabe und mit dem gehörigen Sinn, das Eigenthümliche einer Zeit klar und innerlich hervorzuheben, sich die universelle

Uebersicht und Einsicht in die das Ganze beherrschenden Ideen verbindet. S. 81 bemerkt der Verfasser, daß große Historiker nur in solchen Zeiten sich finden, wo das Volk, dem sie angehören, handelnd auftritt, und sein politisches und geistiges Leben in der Blüthe steht, und daß die Deutschen kaum eine solche Nationalgeschichte zu hoffen haben, weil die Nation sich noch zu keinem aktiven politischen Leben erhoben habe. Diese Meynung des Verfassers weitläufiger zu besprechen, ist hier nicht der Ort, wir wollen nur wenig darüber bemerken. Das deutsche Volk wird wohl durch seine Natur noch zu einem andern Ziele, wozu die Keime tief in seinem Wesen von Anfang gelegt sind, hingeleitet, als zu einem solchen Leben, worin das äußerlich politische Element allein den Hauptcharakter bildet, und wenn es den Deutschen nach der subjektiven Ansicht des Verfassers, an einem solchen politischen Leben fehlen sollte, in welchem sich Historiker bilden könnten, die aus einer in die politisch bewegte Gegenwart eingreifenden Thätigkeit hervorgehen, so hat dagegen das deutsche Volk noch eine andere höhere Mission, bey welcher das bloß äußerlich politische Auftreten nicht die Hauptsache ist, durch deren Ausführung es aber doch an Kraft einer eigenthümlichen Nationalität, an Regsamkeit eines thatkräftigen Lebens und an Tiefe des innern Gehaltes gegen kein anderes Volk zurücksteht, und die entsprechenden Geschichtschreiber dazu gefunden hat und finden wird. Wenn auch bey den Deutschen große Thaten nicht selten in tiefen Gedanken und gewaltigen Geistesvorgängen bestehen, so haben diese doch schon einmal und zwar nicht bloß vorübergehend die Gestalt der Welt verändert, und ergreifen überhaupt die innersten Grundverhältnisse des Lebens tiefer, dauernder und segensreicher, als schnell umwandelnde Aktionen und Stürme, welche zuletzt doch nur Schaum und Trümmer zurücklassen, wogegen die deutschen Siege das Eigenthümliche haben, daß sie kein *vae victis!* zurufen pflegen. Die deutsche Geschichte kennt freilich jene erschütternden, großen politischen Scenen — zum Heil der Nation — weniger, als die mancher andern Völker, dafür hat das deutsche Volk die Grundformen und Pfeiler des ganzen politischen Lebens und der Verfassung für einen großen Theil Europas in einem langen Bildungsproceß mit bewundernswür-

diger, segensreicher Ruhe in früher Zeit ausgearbeitet und den Gang seiner ferneren geistigen Entwicklung nicht mit Guillotinen, Scheiterhaufen oder Bluthochzeiten bezeichnet. Es ist auch gar kein Grund zur Befürchtung vorhanden, es möchte sich die deutsche Nationalität nicht entschieden genug, ihrem Innern entsprechend, auch äußerlich noch hervorheben. Dieses Streben tritt gerade in unserer Zeit auf die mannigfachste Weise hervor, wenn es auch sonst deutsche Art ist, zunächst nur die innere Kraft und das innere Leben ruhig und sinnig für sich auszubilden, und mehr nur in großen Momenten, wo es der Mühe lohnt, auch äußerlich ein kräftiges Zeugniß der innern Natur zu geben; von jenem Streben kann indessen dem Verfasser selbst die Achtung und der Dank ein Beweis seyn, womit das deutsche Volk die Verdienste desselben um die bessere Würdigung und tiefere Auffassung der Geschichte des deutschen dichterischen Geistes und der Verhältnisse, in denen er sich herantrieb, anerkannt hat und wohl ferner anerkennen wird.

Vortrefflich ist, was der Verfasser (von S. 84 an) über den Einfluß der Geschichte auf die allseitige Bildung der Gemüther sagt; es zeigt auch nichts so unwiderlegbar alle Einseitigkeiten, Auswüchse und Verirrungen in ihrem wahren Lichte und nichts weist, — aller Sophistik und allen Versuchen, ihre Donnerstimme zum Schweigen zu bringen, zum Trotz, jeder Gesinnung und That auf eine so unwiderstehliche Weise die ihr gehörige Stelle an, als das unbestechliche Weltgericht der Geschichte mit dem Cassandra-Schicksal ihrer Prophezeungen und Warnungen. Mit jener allseitigen Wirkung hängt auch innerlich zusammen, was der Verfasser S. 90 sagt: „Im Widerspruch mit dem Allgemeingefühl der Menschheit und im Scepticismus gieng der Historiker sogleich verloren, er soll Alles seyn und Nichts scheinen wollen, anspruchlos zurückstehen, wo er ansprechend und stolz seyn dürfte.“ Sehr gelungen ist am Schlusse die Art und Weise, mit welcher der Verfasser alle nothwendigen Erfordernisse eines Historikers geistvoll und gewandt, nicht einzeln und atomistisch aufzählt, sondern als von der Einheit einer Grundstimmung und dem Geistesschwung einer Idee getragen und durchdrungen mit klaren Zügen entwickelt und hin zeichnet.

Carl Dorf Müller.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Demosthenis oratio de corona ex recensione Imm. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. etc.

(Fortsetzung.)

Dieses Psephisma ist also wider Wissen und Willen des Redners eingeschaltet und wir lernen nun die Aenderung kennen, die mit dem Senatsbeschlusse vorgenommen wurde. Aeschines Angriff war wenigstens auf die Fassung des Volksbeschlusses nicht ganz ohne Folge; die Worte, welche das προβούλευμα enthielt: ὅτι στεφανοῖ ὁ δῆμος Δημοσθίνην Δημοσθένους Παιανία χρυσῶ στεφάνῳ ἀρετῆς ἕνεκα καὶ εὐνοίας ἧς ἔχων διατελεῖ εἰς τε τοὺς Ἑλληνας ἀπαντας καὶ τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων καὶ ἀνδραγαθίας καὶ διότι διατελεῖ πράττων καὶ λέγων τὰ βέλτιστα τῷ δήμῳ καὶ πρόθυμός ἐστι ποιῆν ὅ τι ἂν δύνηται ἀγαθόν erlitten im Volksbeschlusse die Aenderung und Verkürzung: ἐπαινεῖσαι Δημοσθίνην Δημοσθένους Παιανία ἀρετῆς ἕνεκα καὶ καλοκαγαθίας ἧς ἔχων διατελεῖ ἐν παντὶ καιρῷ εἰς τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων καὶ στεφανῶσαι. Dissen hat die Verschiedenheit beyder Anträge nicht beachtet und erklärt p. 138 den Volksbeschlusse für das προβούλευμα das im Psephion Ol. CX. 3 gegeben worden, während es als Volksbeschlusse in Ol. CXII. 3 fällt; an einer andern Stelle hält er p. 221 das ψήφισμα für unvollständig, weil Aeschines mehreres anführe, was dort nicht zu finden ist; an einem dritten Orte endlich p. 287 wird das ganze Decret als untergeschoben bezeichnet. Nicht daß dieser oder jener Ansicht gehuldigt ist, soll mißbilligt werden, sondern daß dasselbe Document in

demselben Buche zugleich als ächt anerkannt und als unächt verworfen wird. Uebrigens ist wahrscheinlich, daß das Probuleuma, nachdem es in das Decret des Volkes übergegangen war, nicht in das Archiv zurückgelegt wurde, also von den spätern nicht aufgefunden werden konnte, welche in ihren Sammlungen nur gaben, was sie geben konnten und vorfanden, nämlich den Beschluß des Volkes. Gegen den Zweifel der Richtigkeit genüge hier die Bemerkung, daß, wenn wir hier nichts als die Erfindung eines Betrügers oder müßigen Kopfes hätten, eine genaue Uebereinstimmung mit den obigen Worten des Klagebells von Aeschines §. 54. als zuverlässig bezeichnet werden darf; gerade diese Verschiedenheit zeigt, daß die Ursache davon ganz anderswo zu suchen war. Ueberhaupt beruhen alle Bedenken an die Authentizität dieser öffentlichen Denkmäler, wie auch in diesen Blättern bey anderer Gelegenheit angedeutet ist (Gel. Anz. 1837. S. 1012), auf ganz unhaltbaren Gründen, und werden als solche auch von einem in diesen Sachen weit gewichtigerem Richter betrachtet. *)

Bedeutender und dem Herausgeber eigen sind die Beyträge, die zur Erklärung des Rhetorischen dienen; die vorangeschickte Abhandlung über den Periodenbau bey den Rednern untersucht, auf Aristoteles Angaben gestützt, die zwey vorzüglichsten Arten der Perioden, die λέξις διηρημένη und ἀντικειμένη und weist durch zahlreiche Beispiele die Eigenthümlichkeit des Demosthenes und die Verschiedenheit der Perioden anderer, des Sokrates, Thukydides, Plato nach. Es ist schwer darüber

*) S. Schoemann Antiquitates juris publici Graecorum. Gryphisw. 1858. p. 225. Quae Brucknerus opposuit, non magni momenti sunt.

günstige Gesetze aufzustellen, aber die Vergleichung mehrerer Beispiele läßt doch das nähere Gepräge erkennen und Dissen hat jedem einzelnen seine besonderen Bemerkungen hinzugefügt. Im Commentare selbst wird jeder Satz für sich in dieser Beziehung betrachtet und es ist ein Vorzug dieser Ausgabe, daß sie auf die rhetorischen Schriften der Alten mehr als sonst zu geschehen pflegt, aufmerksam macht. Gleichwohl sind wir der Ueberzeugung, daß hierin noch das wichtigste zu leisten sey; Dissen begnügt sich bey Erklärung der einzelnen Sätze mehr die rhetorische Form anzudeuten, als den Gedanken an sich zu betrachten und seine Wahrheit zu prüfen; aber keiner der alten Redner fordert letzteres mehr als Demosthenes; denn keiner ist an Verstand so hervorragend und so gewandt, die Vortheile die ihm seine Kunst gewährt, auf Kosten seines Gegners zu benutzen. Aeschines hatte die Behauptung aufgestellt, alles Uebel und Unglück (*ἀτυχηματα*) in das der Staat gefallen, sey aus der Politik des Demosthenes entstanden, ein Vorwurf, den ihm auch Demades und wie es scheint die ganze Gegenpartey gemacht hatte. Da die Theorie zwischen *ἀδικημα*, *ἀμαρτημα*, *ἀτύχημα* zu unterscheiden lehrt und wie der Beklagte in solchem Falle sich zu benehmen habe (Dissen erwähnt zuerst die richtige Stelle bey Aristoteles Rhet. I. 13. conf. Rhet. ad Alex. cap. 5.), so hebt Demosthenes den Ausdruck *ἀτύχημα* hervor und weiß durch diese rhetorische Anwendung in einem vollendeten Enthymeme, das zugleich eines der schönsten der ganzen Rede bildet, einen dem Gegner ganz unerwartet ungunstigen Schluß herbeizuführen §. 274 — 5. p. 317: *Δισχίνης τοίνυν τοσοῦτον ὑπερβέβληκεν ἅπαντας ἀνθρώπους ὡμόθυτι καὶ συγκοφαντία ὥστε καὶ ἔν αὐτὸς ὡς ἀτυχημάτων ἐμήμηνητο, καὶ ταῦτ' ἐμοῦ κατηγορεῖ.* Dennoch ist es nur ein durch das Wort *ἀτύχημα* veranlaßter Paralogismus. Oder wenn er anderswo §. 134. sagt, bey der Wahl eines Syndikus für das Heiligthum in Deles habe der Senat den Aeschines als einen Verräther zurückgewiesen und den Hyperides gewählt: *οὐκοῦν ὅτι, τοῦτου μέλλοντος λέγειν, ἀπήλασεν αὐτὸν ἢ βουλή καὶ προσέταξεν ἑτέρῳ, τότε καὶ προδότην εἶναι καὶ κακόνουν ὑμῖν ἀπέφηνεν,* so sieht jeder, und zu

dieser Stelle haben auch die alten Rhetoren wiederholt darauf aufmerksam gemacht (wir finden bey Dissen keine Erwähnung davon), daß der Beweis von Aeschines Verrätherey ganz richtig und falsch sey. Dieses ist das rhetorische *eikos*, das zu widerlegen und in seinen verderblichen Folgen nachzuweisen der platonische Sokrates keine Mühe scheut.

Was endlich die Herstellung des Textes angeht, so hat Dissen wie der Titel anzeigt, sich an Bekker angeschlossen und nur in wenigen Fällen war er besonders aus rhetorischen Gründen nach den von ihm aufgestellten Lehren davon abzugehen veranlaßt; ein Verfahren, das sich keineswegs der Zustimmung der nachfolgenden Bearbeiter dieser Redner erfreuen wird. Bekker verglich zu Demosthenes eine Handschrift von ähnlicher Vortrefflichkeit wie zu Sokrates, welche von dem Texte der übrigen bedeutend abweicht und durch alle Kennzeichen sich als die älteste Recension erweist, auch ist sie dessen Ausgabe vielfach zu Grunde gelegt, doch schien dem Herausgeber noch manches zweifelhaft und er behielt oft die Vulgata, wo das richtige in jener Handschrift steht. Eine zweyte Recension ist im Codex Augustanus primus (jetzt in München) und bey Bekker k. s., eine dritte im Codex Bavaricus (jetzt in München) und bey Bekker F., eine vierte in den übrigen.

Es ist bereits anerkannt und ausgesprochen worden, daß der Text nur nach jener alten Pariser Handschrift herzustellen sey, so hat z. B. Baiter zu Lykurgus eine große Zahl Stellen nach jenen berichtet und die Richtigkeit nachgewiesen; die Entscheidung hängt hiebey vorzüglich von der Beachtung des Sprachgebrauches des Redners ab. Schäfers Noten enthalten einen reichhaltigen Stoff und vortreffliche Bemerkungen, betreffen aber mehr die griechische Sprache im allgemeinen, als die des Demosthenes; darum ist man von seinem Urtheile so oft abzugehen genöthigt. Fast auf gleicher Stufe mit Schäfer steht Dissen; auch er achtet jene vorzügliche Quelle viel zu wenig, deren Vortrefflichkeit schon daraus einleuchtet, daß die zufällig von andern Autoren angeführten Stellen unseres Redners, wie bey Aristides, Gellius, Tiberius u. a. genau mit ihr übereinstimmen. Manchmal hat auch sie gleich den ältesten Platonischen Handschriften nur

unverständliche Spuren aus einzelnen Bruchstücken bestehend gerettet, wofür spätere ein dem Gedanken nach erforderliches Wort setzten, und es bleibt einem größern Scharfsinne und glücklicherem Augenblicke überlassen, das richtige zu finden; so lesen wir §. 167 statt ἀνανεούσθε Spuren eines ganz andern Ausdruckes, die aber sicher das ursprüngliche verhüllen und weil man sie nicht erklären konnte, verwischt und mit jenem anderen bekannteren vertauscht wurden, nämlich τωσεμοι ετε; dennoch hat Dissen diese Abweichung nicht der Erwähnung werth gehalten. Am meisten Mißtrauen scheint jene Handschrift durch das Auslassen nicht nur einzelner Wörter, sondern ganzer Sätze zu erregen; man kann sich wenig geneigt fühlen, was ganz geeignet, ja oft mit rhetorischer Emphase geschrieben scheint, als von fremder Hand eingesetzt zu betrachten, man will lieber zu viel als zu wenig; aber auch hier läßt sich das richtige oft streng beweisen. In der schönen Vergleichung des Redners mit seinem Gegner, ἀντιπαραβολή, §. 265. lesen wir: Ἐξίτασον τοίνυν παρ' ἄλλα τα σοι κάμοι βιβιωμένα, πράως, (καί) μὴ πικρῶς, Αἰσχίνην· εἴτ' ἐρώτησον τουτουσί τὴν ποτίου τύχην ἂν ἔλοις ἕκαστος αὐτῶν· ἰδίδασκες γράμματα, ἐγὼ δ' ἐσοίτων, ἐτέλεις, ἐγὼ δ' ἐτελοῦμην· ἐχόρευες, ἐγὼ δ' ἐχορήγουν· ἐγραμμάτευες, ἐγὼ δ' ἠκκλησιάζον· ἐτριταγωνίστις, ἐγὼ δ' ἰδεώρουν· ἐξέπιπτες, ἐγὼ δ' ἐσύριπτον· ὑπὲρ τῶν ἐχθρῶν πεπολίτευσαι πάντα, ἐγὼ δ' ὑπὲρ τῆς πατρίδος. Hier fehlt das Glied ἐχόρευες, ἐγὼ δ' ἐχορήγουν in der guten Handschrift. Dazu Schäfers Bemerkung: omittit etiam Tiberius utroque loco p. 50 et 61. sed comma quam maxime geminum est; ähnlich Dissen p. 416 omittunt quidem haec verba cod. Σ Bekkeri et Tiberius rhetor, sed non aliena sunt, modo teneas χορεύειν, quod saepe generaliori sensu dicitur, nunc ad illud ἐπορχούμενος ὧς ἄτης pertinere, sic etiam hic locus ut par est, repetitionem antecedentium habet. Ist es schon auffallend, daß wie andere bemerkt haben, ein alter Rhetor, der zweymal die ganze Stelle anführt, an beyden Orten gerade jene Worte mit der Handschrift ausläßt, so bemerken wir noch, nicht nur

Tiberius kennt jene Worte nicht, auch dem Demetrius de elocutione §. 262., dem Alexander VIII. p. 479, dem Hermogenes III. p. 420, sämtlich Rhetoren des zweyten Jahrhunderts, welche gleichfalls jene Stelle in ihrer ganzen Ausdehnung als Beispiel der Antithese ausgehoben haben, sind sie eben so unbekannt, und wiederum entgegen ist keine Autorität des Alterthums, wodurch sie beglaubigt würden. Also äußere Gründe, das muß man zugeben, sprechen nicht für jenen Zusatz; aber vielleicht macht der innere Zusammenhang der Gedanken die Worte unentbehrlich? gerade dieses beweist, daß sie falsch sind. Der Redner giebt in dem angeführten nur eine kurze Wiederholung (ἀνακῆφαλαιώσις) dessen was er im vorausgehenden §. 257 — 64. weitläufig vorgetragen hatte, sein Zweck war, den Lebenslauf des Gegners in den verschiedenen Perioden, in welchen er seine Rolle wechselte, und dabey das niedrige und verächtliche seines Treibens zu schildern; fünfmal hatte Aeschines seine Rolle vertauscht, nie ihm zur Ehre, stets zur Schande: zuerst half er seinem Vater in der Schule (παῖς μὲν ὢν μετὰ πολλῆς ἐνδείας ἐτράφη ἀμα τῷ πατρὶ πρὸς τῷ διδασκαλίῳ προεδρεύων); dann stand er seiner Mutter bey Einweihungen bey (ἀνὴρ δὲ γενόμενος τῇ μητρὶ τελοῦση τὰς βίβλους ἀνεγέγνωσκε καὶ τὰλλα συνσκευωροῦ); als er widerrechtlich in die Bürgerliste aufgenommen worden war, wurde er Schreiber (εὐθέως τὸ κάλλιστον ἐξέλεω τῶν ἔργων, γραμματεύειν καὶ ὑπηρετεῖν τοῖς ἀρχιδίοις); nachdem er auch dieses Amt aufgegeben hatte, Schauspieler (ὡς δ' ἀπελλάγης ποτὲ καὶ τούτου . . ἐτριταγωνίστις); zuletzt wurde er Politiker zu Gunsten des Philippos und auf Kosten des Vaterlandes (τοιαύτην γὰρ εἶλον πολιτείαν, ἐπειδὴ ποτὲ καὶ τοῦτ' ἐπὶ ἡλθέ σοι ποιῆσαι. Diese fünf Lebensabschnitte des Aeschines muß die Widerlegung, welche zugleich den Gegensatz aus dem Leben des Demosthenes selbst giebt, kurz ohne dabey zu verweilen wieder geben. Vergleicht man aber diese, so sieht jeder, daß die Worte ἐχόρευες, ἐγὼ δ' ἐχορήγουν nicht etwas neues, von dem vorhergehenden verschiedenes, sondern nur einen Theil und eine besondere Ausführung dessen, die vermieden werden

musste, enthalten, und das Ebenmaß gänzlich gestört ist. Aber nicht nur dieser Zusatz, den die Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts noch nicht kennen, und der in der ältesten und besten Handschrift fehlt, ist unächt; auch die Worte ἐξέπαιτες, ἐγὼ δ' εἰσὺπιπτον, welche von ihnen anerkannt und wichtig genug sind, kann aus denselben Gründen Demosthenes nicht geschrieben haben, es wäre πικρῶς, nicht πρᾶως gesprochen; überdieß drückt ἐξέπαιτες nicht eine vom Subjekte ausgehende Thätigkeit aus, sondern bezeichnet ein nicht erwünschtes Leiden; sie sind der Zusatz eines launigten Lesers, der Sache nach zwar richtig, wie auch Demosthenes dasselbe angedeutet hatte, aber hier am unrichtigen Orte und den Gedankengang unterbrechend und störend.

Dadurch also, daß Dissen den Werth jener Handschrift viel zu wenig beachtete, und mehr seinem subjektiven Gefühle und besonders in Stellung der Worte vermeintlichen rhetorischen Gründen folgt, nimmt er oft die handschriftlich schwach oder gar nicht begründete Vulgata gegen jene Autorität, die nie ungegründet erscheint, in Schutz; dieß zeigt eine Vergleichen fast sämtlicher Stellen, in welchen er von Dindorf, der noch mehr als Bekker mit richtigem Sinne sich an jene Quelle angeschlossen hatte, abgeht. Z. B. §. 65 p. 246 καὶ γὰρ εἰ μὲν ὡς ἐκράτησε Φίλιππος ὧχετ' εὐδύς ἀπιῶν καὶ μετὰ ταῦτα ἦγει ἡσυχίαν μήτε τῶν αὐτοῦ συμμάχων μήτε τῶν ἄλλων Ἑλλήνων μηδὲνα μηδὲν λυπήσας, (ὁμῶς) ἦν ἂν τις κατὰ τῶν (οὐκ) ἐναντιωδέντων οἷς ἐπραττεν ἐκεῖνος μέμψις καὶ κατηγορία· εἰ δὲ ὁμοίως ἀπάντων τὸ ἀξίωμα, τὴν ἡγεμονίαν, τὴν ἐλευθερίαν περιέλιτο, μᾶλλον δὲ καὶ τὰς πολιτείας ὅσων ἡδύνατο, πῶς οὐχ' ἀπάντων ἐνδοξότατα ὑμεῖς ἐβουλεύσασθε ἐμοὶ πεισθέντες; die Negation ist nicht in den Handschriften (nur am Rande zweyer unbedeutender ist sie angemerkt) auch nicht bey Hermodenes p. 255 Walz (der mit Σ zugleich εὐδύς, nicht εὐδύς gibt vid. Lob. ad Phryn. p. 145); sie ist nur Verbesserung späterer, aber freilich durch ὁμῶς eine unentbehrliche, aber gerade dieses ὁμῶς fehlt in jenem Codex, und so haben Schäfer und Dindorf richtig beydes gestrichen, wodurch folgender Gedanke entsteht: hätte Philippus nach seinem Siege weder seine Bundesgenossen noch die übrigen

Griechen, die zwar nicht mit ihm, aber nicht gegen ihn waren, beeinträchtigt und gedrückt, sondern sich nach Makedonien zurückgezogen, und keinen Einfluß mehr auf Griechenland ausgeübt, dann könnte man einigermassen die Athener, die seinen Plänen mit Kraft und Gewalt sich entgegensetzten, tadeln und beschuldigen; wenn aber jene, die theils mit ihm, theils nicht gegen ihn waren, noch viel schlimmeres erlitten haben, als die Athener, wie könne man diesen ihren Kampf gegen Philippus zum Vorwurfe machen? Dissen hat die Vulgata wieder hergestellt, wie es scheint, ohne zu wissen, daß sie auf Correktur gegründet ist; obige Erklärung ist ihm nicht im Geiste des Demosthenes; er hat das bedeutungsvolle τις, welches anzeigt, daß damit noch nicht die volle Zustimmung des Redners ausgesprochen sey, und in jener anderen Verbindung unrichtig steht, nicht beachtet.

§. 69, wo Philippus gepriesen wird, daß er, um Ruhm und Ehre zu erlangen, keine Aufopferung seiner selbst schone, sagt der Redner: ἐῶρων δ' αὐτὸν τὸν Φίλιππον, πρὸς ὃν ἦν ὑμῖν ὁ ἀγὼν, ὑπὲρ ἀρχῆς καὶ δυναστείας τὸν ὄφθαλμὸν ἐκκομμένον, τὴν κλεῖν καταγύα, τὴν χεῖρα, τὸ σκέλος πεπηρωμένον, πᾶν ὃ τι βουληθεῖν μέρους ἢ τύχῃ τῶν σώματος παρελίσσασθαι, τοῦτο ῥαδίως καὶ ἐτοίμως προίεμενον ὡς ἐπὶ λοιπῶ μετὰ τιμῆς καὶ δόξης ζῆν. Hier hat nur der schwächere Theil der Handschriften ῥαδίως καὶ ἐτοίμως. Die zweite Recension, das heißt, Augustanus l. k. s. haben ἐτοίμως, der ersten endlich fehlen beyde Worte ganz und auch Gellius II., 27 der diese Stelle zweymal erwähnt, kennt nirgends diesen Zusatz; darum haben Bekker und Dindorf ihn für unächt erklärt, mit Recht; denn der Begriff des bereitwilligen und leichten liegt im Worte προίεσαι selbst, wie etwa im lateinischen prodigus und wird daher wenn nicht etwa ein Comparativ eine besondere Bezeichnung nothwendig macht, an den so vielen Stellen unseres Redners nirgends ausgedrückt. Gerade solche Erklärungen und Glossen finden sich in den spätern und schlechten Handschriften durchgängig, die ältern und bessern haben sich gewöhnlich davon frey erhalten.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Euripidis Iphigenia in Aulide. Re-
censuit I. A. Hartungus. Praemittuntur
de Euripidis fabularum interpolatione dis-
putationes duae. Erlangae, Sumtibus J. J.
Palmii et E. Enkii. MDCCCXXXVII.

Mit Bedauern will Hr. Hartung die Bemerkung gemacht haben, daß der treffliche Euripides in neuerer Zeit, gegen das Urtheil alter Kunststrichter (Platon, Quintilian), tief unter seinem wahren Werthe geschätzt werde. Diese Erscheinung glaubt er hauptsächlich aus zwey Ursachen erklären zu müssen. Die eine davon liege „in nostrorum hominum ingeniiis“; indem sich, seitdem N. W. Schlegel die Tragödien des Euripides zu verunglimpsen angefangen, Gcttfr. Hermann aber demselben beygestimmt habe, kaum noch Jemand finde, welcher jene Tragödien unbefangenen beurtheilen und seinen etwaigen Beyfall offen aussprechen möge; eine Sache, welche Hr. H. dereinst in einer eignen deutschen Schrift aus einander zu setzen Willens ist. Die andere Ursache der Verkennung des Dichters liegt nach ihm „in ipsorum carminum depravationibus injuriisque temporum“; und eine ausführlichere Besprechung dieses Punktes bildet den Gegenstand und Inhalt der Schrift, mit deren Anzeige wir uns hier beschäftigen.

Hr. H. sucht nämlich: I. in einer Abhandlung „de Euripidis fabularum interpolatione“ (pag. 1-68) von den Tragödien des Euripides überhaupt (nur vor der Hand abgesehen von der Iphigenia in Aulis, und gänzlich von der Betrachtung ausgeschlossen die Schiffslehenden und die Herakliden, zwey Stücke, welche Hr. H. für ganz unächt und irthümlich

dem Euripides zugeschrieben hält,) durch Behandlung mehrerer Verse und Stellen aus allen ächten Tragödien zu zeigen, daß dieselben alle und jede durch Schauspieler, durch Philosophen, durch Kritiker, Metriker und Erklärer, endlich durch ungeschickte Abschreiber zum Theil schon in sehr alter Zeit auf die mannigfaltigste Weise, besonders durch Einschaltung unächtler Verse und Stellen verunstaltet worden seyen, und daß gerade diese fremden Zuthaten dem Euripides viel Tadel zugezogen und den Glanz seines Dichterruhms getrübt haben.

II. In einer zweyten Abhandlung „de Iphigeniae in Aulide interpolatione“ (p. 69-96) will Hr. H. darthun, daß, wie den Tragödien des Euripides überhaupt so insbesondere seinem Meisterstücke, der Iphigenia in Aulis, das Mißgeschick der Interpolation, und ihr in solchem Maße widerfahren sey, daß sie, nicht bloß theilweise, sondern durch und durch, in Anfang, Mitte und Ende, nicht etwa durch einen leidlich guten Dichter oder Schriftsteller, sondern durch einen ganz unwissenden und dummen Versificator jedenfalls erst nach Stobäus Zeit verfälscht, sich für uns nur in einer höchst kümmerlichen Gestalt erhalten habe.

III. Auf diese zwey Abhandlungen folgt endlich der Text der Iphigenia mit untergelegten kritischen und exegetischen Anmerkungen (p. 97-260). Dieser Text, mit vielen und großen Abweichungen von der Ueberlieferung der Handschriften nach Hrn. Hartungs Ansicht eingerichtet, soll augenscheinlich darthun, wie von vorn bis zum Ende alles und jedes zu stellen, was zu verbessern, was wegzulassen, was und wo Ausgefallenes, d. h. durch Schuld der Verderber des Stückes verloren gegangene Verse und Stellen einzusetzen seyen, wenn selbes wirklich oder doch andentungsweise in seiner ursprünglichen

Reinheit und Vollkommenheit wieder hergestellt werden soll.

Was nun, um unser Urtheil über Hn. H's. Arbeit abzugeben, die erste Abhandlung betrifft, so müssen wir im Allgemeinen erklären, daß er uns seine, urkundlich durch nichts begründete, sondern vielmehr durch einstimmiges Zeugniß der vorhandenen Akunden widerlegte Meynung von vielerlei durch Interpolation in den Text gekommenen Verderbnissen bey Euripides nicht einmal auch nur einigermaßen wahrscheinlich gemacht, viel weniger denn zur Ueberzeugung erhoben habe.

Leicht wollten wir ihm zeigen, daß z. B. an den vielen Stellen in den Phönizierinnen, an welchen er je einzelne oder mehrere Verse, ja die ganze Schlussparthie (von V. 1742 — 1767. Matth.) als fremde Einschaltungen ausgestoßen wissen will, ihn lediglich seine Subjektivität, Vorurtheil, unrichtige Auffassung u. s. w. an Erkenntniß der Wahrheit gehindert, und zur Verwerfung von Stellen verleitet haben, welche theils ganz so, wie sie durch die Codices überliefert sind, theils mit kleinen hier natürlich eben so wie anderwärts nöthigen Nachbesserungen dem Euripides als eigenstes Eigenthum belassen werden können und müssen. Statt umständlicher Beweisführung, wozu es hier an nöthigem Raume gebriecht, mögen sich unsere Leser folgende Andeutungen genügen lassen.

Wenn Euripides in den Phönizierinnen am Schlusse der ersten Scene nach dem Prologe (V. 193 ff.) dem Pädagoges nach den Handschriften die Worte in den Mund legt:

ὦ τέκνον, εἰς βα δῶμα
 ὄχλος γάρ, ὡς τάραχος εἰσῆλθεν πόλιν,
 χωρεῖ γυναικῶν πρὸς δόμους τυραννικούς.
 φιλόσογον δὲ χρῆμα θηλειῶν ἔφου,
 μικρὰς τ' ἀφορμὰς ἦν λάβωσι τῶν λόγων,
 πλείους ἐπεισφίρουσιν ἡδονῆν δὲ τις
 γυναιεῖ, μηδὲν ὑγίης ἀλλήλας λέγειν.

so will Hr. H. die letzten vier Verse als später eingeschaltete getilgt wissen: „non est enim (wie er p. 53 med. sagt) tam molestus Euripides, ut eandem rem his auditoribus soleat obtrudere Profecto intempestive temereque conviciatur mulieribus interpolator.“ Für:

wahr eine große Keckheit, vier, der Sprache nach untadelhafte, dem Sinne nach keineswegs überflüssige, sondern eher nothwendige und auf jeden Fall zum Abschlusse der Scene völlig passende, der bekannten Sinnesart des Dichters ganz eigenthümlich angemessene Verse allen Handschriften zum Troge ihrem Verfasser recht offenbar bloß aus dem Grunde abzusprechen, weil sie nebst andern ihres Gleichen allenfalls von Jemanden zu einem Tadel gegen den Dichter mißbraucht werden könnten! — So wird auch gewiß jeder, der die Phönizien kennt, sich höchlich wundern, wenn er hört, daß Hr. H. die fünf Verse 438 — 442 („πάλαι μὲν οὖν ὑμυθῶν . . . πένης γὰρ οὐδὲν εὐγενῆς ἀνὴρ“) für Einschiel eines Verfälschers erklärt, indem er (p. 33) darüber sagt: „— In Phoenissis si genuini sunt vv. 438 — 442 in cassum dicta omnia quae praecedunt. In illis enim Polynices se, quod exsul, quod egenus, quod injuria sit affectus, invitum diis penatibus bellum intulisse testatus est: in his sola divitiarum cupidine, sine quibus generis nobilitas intereat, impulsus cum ingenti exercitu ad opprimendam patriam venisse gloriatur. Illa misericordiae movendae causa dicta sunt, haec non possunt non excitare indignationem. Praeterea sunt interpolationis indicia primum quod iterantur in his etc.“ Wir bitten unsere Leser, die ganze Stelle im Euripides (von V. 357 an) nur flüchtig nachzulesen, um die Richtigkeit dieser Einreden, ohne alles Zuthun von unserer Seite, sogleich zu erkennen. — Eine andere Mißhandlung des Euripides in demselben Drama begeht sein vorgeblicher Freund und Schutzedner dadurch, daß er die 2, bis auf ein einziges, von Keiske längst richtig geheiltes Wörtchen, unverfehrt erhaltenen Verse 710 und 711, so wie sie liegen, dem Dichter abspricht, und dafür Einen aus Bruchstücken beyder von ihm selbst zusammengestoppelten Vers als ächtes Produkt der Euripideischen Muse darzustellen sucht. Bewogen fand sich Hr. H. zu diesem Verfahren durch die Rücksichten erstens auf die Strichomythie, welche durch die zwey Verse unterbrochen werde, dann auf den Cod. Flor. 34, welcher nur den einen der beyden Verse, und in diesem das Schlußwort des einen mit dem Schluß-

worte des andern vertauscht darbiere. Dagegen bemerken wir kürzlich, daß das sogenannte Gesetz der Stichomythie für sich allein kein Grund zur Verwerfung eines Verses seyn könne, und daß der Cod. Flor. durch Erhaltung wenigstens des Schlußwortes vom zweyten Verse selbst dafür zeuge, daß in den übrigen Büchern richtig erhalten sey, was Euripides geschrieben. Was gegen Hrn. Hartungs Vers selbst noch zu erinnern wäre, überlassen wir der Kürze wegen dem eigenen Nachdenken unserer Leser, indem wir ihnen bloß die Stelle vorlegen, wie sie nach ihm lauten würde:

Κρ. ἦκει τις αἰχμαλωτος Ἀργείων πάρα.

Ἐτ. λέγου δὲ διη τί τῶν ἐκεῖ νεώτερον;

Κρ. βάλλιν πέρτερον πύργοισιν Ἀργείων στρατόν.

Ἐτ. ἔξοιστίον κ. τ. λ.

Endlich wollen wir noch eine, Hrn. Hartungs Manier charakterisirende Stelle aus seiner ersten Abhandlung etwas näher beleuchten. S. 40 g. G. sagt er nämlich: „Versus (Phoeniss.) 989 manifestum partim ex v. 997 partim ex interpretum additamentis conflatus est, neque potest illo quidquam vel ad rem, vel ad verba molestius excogitari. Nam, obsecro, quid hoc est μολῶν προσηγορήσων εἶμι? Cur porro, ut ipse amitam adire possit, patrem abire jubet? Aut quid amitae aditio ad salutem vel suam vel patriae nanciscendam pertinet? Haec nonne absurda sunt? Immo patrem pro se ad Jocasten ire jubet, specie quidem, ut illa de sorte sua certior fiat, revera autem, ut ipse, quae in animo habet, sine conclamatione peragere possit.“ So räsontirt Hr. H. und meynt mit Zuversichtlichkeith verlangen zu dürfen, daß man die bezeichnete Stelle in den Phönißsen, um sie in ursprünglicher Reinheit herzustellen, künstlich, mit Weglassung eines Verses, so lesen soll:

Μενοικ. εὖ λέγεις, πάτερ.

χῶρει νυν, ὡς σὴν πρὸς κασιγνήτην μολῶν,

ἢς πρῶτα μαστόν εἰλκυσ', Ἰοκάστην λέγω,

μητρὸς στεργεῖς ὄρφανός τ' ἀποζυγεῖς · ἀλλ' εἶα, χῶρει · μὴ τὸ σὸν κωλύτω γυναικες, ὡς εὖ κ. τ. λ.

Wir behaupten dagegen, daß Hrn. Hartungs Räsonnement auf lauterem Mißverstände beruhe, daß die Stelle gerade nach seiner Fassung ungrüchisch, verkehrten Sinnes, ja fast sinnlos sey: was unsere Leser alle von selbst eben so wie wir finden werden, wenn wir ihnen die allerdings auch von Andern nicht gehörig aufgefaßte Stelle, nur richtig interpungirt, übrigens ganz nach der vulgaten Lesart, vor Augen stellen. Sie lautet nämlich so:

Μενοικ. εὖ λέγεις, πάτερ.

χῶρει νυν · ὡς, σὴν πρὸς κασιγνήτην μολῶν —

ἢς πρῶτα μαστόν εἰλκυσ', Ἰοκάστην λέγω,

μητρὸς στεργεῖς ὄρφανός τ' ἀποζυγεῖς —

προσηγορήσων, εἶμι καὶ σώσω βίον ·

ἀλλ' εἶα, χῶρει · μὴ κ. τ. λ.

Durch die an sich nicht durchaus nöthigen Unterscheidungszeichen, welche wir uns anzuwenden erlaubt haben, wollen wir bloß für den Leser andeuten, daß er zusammen fassen soll einmal *ὡς εἶμι καὶ σώσω βίον*, dann (*ἐγὼ*) *σὴν πρὸς κασιγνήτην μολῶν προσηγορήσων* (*αὐτήν*), wodurch sich, ganz richtig ausgedrückt, der Sinn ergibt: „So geh denn, Vater; denn ich will nur noch deine Schwester Jokaste, die mich mutterlose Waise an ihrer Brust genährt hat, zum Abschiede besuchen, dann gehen und das Leben retten. Wohl, so gehe u. s. w.“ wobei dieß insbesondere leicht einzusehen ist, daß die weiter unten (V. 997 — 98) folgenden, an den Chor gerichteten Worte des Mendekens:

„ὡς οὖν ἂν εἰδῆτ' · εἶμι καὶ σώσω πόλιν,“

ψυχὴν τε σώσω τῆςδ' ὑπερθανεῖν χθονός.“

allerdings einen Anklang an den Vers „(προσηγορήσων), εἶμι καὶ σώσω βίον.“ darbieten, aber einen Anklang, welcher sehr laut, wie wir meynen, für die Richtigkeit, nicht, wie Hr. H. meynt, für die Unrichtigkeit dieses Verses spricht.

Kann Ref. nach dem Bisherigen die Interpolationen, welche Hr. H. in Euripides entdeckt haben will, überhaupt nicht anerkennen, so muß er insbesondere die in der zweyten Abhandlung von

demselben entwickelte Ansicht der Iphigenia in Aulis und die darauf gegründete Behandlung des Textes als gänzlich verfehlt und unkritisch bezeichnen, ja, was Hr. H. (S. 69) von der Iphigenia, wie sie uns die Handschriften überliefert haben, aus- sagt, buchstäblich auf seine Iphigenia zurückwenden und sagen: „Miserrimo modo turbatum, laceratum, truncatum est praestantissimum Euripidis opus Iphigenia Aulidensis.“ Nun ist uns zwar nicht gestattet, in diesen Blättern auf eine umständliche Kritik des eben bezeichneten Hauptinhaltes der vorliegenden Schrift Hrn. H.'s einzugehen und die Richtigkeit unser Urtheils darüber vollständig zu beweisen; doch hoffen wir durch Besprechung auch nur einiger Einzelheiten unsere Leser zu überzeugen, daß wir unser Urtheil nicht ganz ohne Grund ausgesprochen haben.

Die Iphigenia beginnt nach den Handschriften mit einem in Anapästien anfangenden Gespräche zwischen Agamemnon und einem alten Diener (V. 1 — 48); aufgefordert von diesem, ihm mitzuthellen, was ihn so sehr beunruhige, legt dann Agamemnon (in einer auf das Bedürfniß der Zuschauer berechneten und darum allerdings weit aus- holenden Darstellung) dem Alten die Sache in jamb. Trimetern (V. 49 — 114) aus einander, und führt darauf sein Gespräch mit demselben (V. 115 — 161) wieder in Anapästien vollends zu Ende. Nun meynt Hr. H., Euripides könne nicht so geschrieben haben, aus Gründen, welche in der Ab- handlung S. 83 ff. aus einander gesetzt werden; darum ordnet er, um die Hand des Dichters wie- der herzustellen, die Sache so. Er läßt Agamem- non mit den Trimetern beginnen, doch nur bis zu den Worten: „*ἔς τῆνδε δέλτον, ἦν κατ' ἐν- φρόνην*,“ (denn der Schluß dieses Verses und die in der Vulg. darauffolgenden 5 Trimeter seyen Mach- werk des Interpolators) mit Andeutung einer Lücke von etwa 2 Trimetern, welche durch Schuld des Interpolators für uns verloren gegangen seyen. Nachdem Agamemnon durch diesen Prolog den Zu- schauern die nöthigen Vorerklärungen gegeben, ruft er (nach H.) den alten Diener hervor mit den Wor- ten: *ὦ πρίσβυ, δόμων τῶνδε κ. τ. λ.* und be- spricht sich mit ihm erst jetzt in den Anapästien,

welche nach der Vulg. den Anfang machen, bis zu „*συνημφοκόμων τε δίκαιοι*.“

(Fortsetzung folgt.)

Demosthenis oratio de corona ex re-
ensione Imm. Bekkeri passim mutata. Ex-
plicuit Ludolphus Dissenius. etc.

(Schluß.)

Wer daher nicht aus Vergleichung sämmtlicher Ne- den den Werth der Codices kennt und gehörig würdiget, geräth, nur seinem Gefühle folgend, leicht auf Abwege; so sagt Schäfer zu obigen Worten: mihi addita non displicent und Dissen glaubt gar p. 234 n. XXXVII. der oratorische Numerus fordere hier ein längeres Innehalten und mache daher jene Worte nothwendig.

Die Zahl der Beyspiele zu mehrern, scheint unnöthig; alle würden nur dasselbe belegen, was aus den wenigen angeführten hervorgeht, daß die kritische Behandlung des Textes den in neuester Zeit allgemein gebilligten Weg vielfach verläßt, und dadurch Veranlassung zu manchem gegründeten Wi- derspruche giebt; aber sie hält sich frey von allen kühnen Vermuthungen — sie sind hier sämmtlich entbehrlich, und nur einmal (S. 289) in dem auf die bey Chaeronea gefallenem Athener gedichteten Epi- gramme finden wir die gewagte und nichts helfende Aenderung Gräfe's von *ἔπορον* in *μερόπων* gebilligt und aufgenommen. Auch sollte nach der Absicht des Herausgebers der Vorzug seiner Bearbeitung nicht in der Ausübung der Kritik gesucht werden; Dissen wollte die Gedanken des Redners im einzel- nen sowohl als in ihrer inneren Verbindung unter einander nachweisen, und alles, was dem Verständ- nisse entgegen ist oder scheint, entfernen und auf- hellen; dieß ist ihm wie keinem gelungen, und anmuthige Darstellung, deren er völlig Herr ist, und worin er die richtige Mitte nie verläßt, macht die Lektüre seines Commentars nicht nur sehr lehr- reich, sondern auch angenehm.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838.

Euripidis Iphigenia in Aulide. Re-
censuit I. A. Hartungus etc.

(Fortsetzung.)

Hierauf wird wieder eine Lücke von einigen Anapästsen angenommen, in welchen Agam. zu dem Alten ungefähr das gesprochen habe, was die oben ausgeworfenen 5 Trimeter enthalten, (in welche der Fälscher die von ihm verdrängten Anapäste umgesetzt und nach seinem Bedarf an anderer Stelle eingeschaltet habe). Daran schließen sich, endlich mit der Vulg. zusammentreffend, die Worte des Alten, „λέγε καὶ σῆμα“, ἴνα κ. τ. λ.“ und so fort die übrigen Anapäste bis zum Ende des Gesprächs. — Wie konnte sich doch Hr. H. eine solche, alles Ansehen der alten Urkunden recht eigentlich verhöhrende Mißhandlung seines Dichters zu Schulden kommen lassen! Wir unsers Theils (von allem andern, was hierüber zu sagen wäre, abgesehen) glauben die Haupt-, eigentlich die einzige Schwierigkeit, welche die Sache zu haben scheint, ganz einfach durch folgende Erklärung vollkommen befriedigend lösen zu können. Die Worte Agamemnon's (B. 98 ff.), womit er von der vorgeblichen Vermählung Iphigenia's mit Achilleus spricht, mußten zwar nicht, konnten aber doch so verstanden werden, als hätte er sagen wollen: Er habe dem Achilleus seine Tochter Iphigenia freylich nicht im Ernst, sondern nur zum Scheine, um einen bey seiner Gattin Klytämnestra wirksamen Vorwand zu gewinnen, zur Ehe angeboten, sodann diese unter Anpreisung des Bräutigams und dem Vorgeben, daß selber nur unter Bedingung dieser Vermählung den Zug nach Troja mitmachen wolle, durch ein Schreiben aufgefordert, ihre Tochter zu Vollziehung

der Vermählung nach Aulis zu senden u. s. w. Und so faßte der alte Diener die Rede Agamemnon's zuerst auf und glaubte, es sey, wie Klytämnestra und Iphigenia, so auch Achilleus in Täuschung befangen gewesen, und nur Kalchas, Odysseus und Menelaos hätten nebst Agamemnon das wahre Verhältniß der Sache gewußt. Diese Auffassung von Seite des Alten (und in den Worten Agamemnon's liegt nichts, was sie verböte; vielmehr ist sie veranlaßt, weil, ohne ausdrückliche Erklärung darüber von Ag., der Alte nicht annehmen kann, daß sich derselbe ohne Achilleus Wissen einen solchen Mißbrauch seines Namens erlaubt habe) also: diese Auffassung vorausgesetzt, stellt der Alte, nachdem er den Inhalt des Wiederrufungsschreibens an Aht., „Sende deine Tochter nicht nach Aulis; denn wir werden die Vermählung erst im andern Jahre feyern“ (B. 117 — 122) vernommen hat, sehr natürlich die Frage (B. 124 ff.): „καὶ πῶς Ἀχιλλεύς λέκτρον ἀπλακῶν οὐ μέγα θυσῶν θυμὸν ἐπαρεῖ σοὶ σῆ τ' ἀλόχῳ;“ und eben so natürlich giebt Ag. darauf dem Alten (und damit zugleich den Zuschauern) jetzt auch darüber noch die bestimmte Aufklärung, daß Achilleus von der Vermählung zc. nichts wisse, sondern daß ohne sein Wissen nur sein Name gebraucht worden sey u. s. w. Ja, der Dichter gab ohne Zweifel jenen ersten Worten Agamemnon's absichtlich gerade diese mißverständliche Fassung, um nachher den Umstand, daß Achilleus von der Sache nichts gewußt habe, noch besonders ausdrücklich hervorheben zu können, was nöthig war, um die Zuschauer auf des Achilleus Benehmen bey seinem Zusammentreffen mit Klytämnestra (825 ff.), auf seinen weiterhin losbrechenden Unwillen gegen die Heersführer, auf den Entschluß desselben, Mutter und Tochter nöthigen Falls gegen das ganze Heer in Schutz zu nehmen

ie., gehörig vorzubereiten. — So viel über den Anfang unserer Tragödie, der von ihrem Verfasser gewiß nicht so wie Hr. H. meynt, sondern vom ersten bis zum letzten Worte unverrückbar so ist angelegt worden, wie die Handschriften ihn uns überliefert haben.

Auf ähnliche Weise, wie mit dem Eingange, versährt Hr. H. auch mit dem mittlern Theile des Textes (nach ihm von B. 159 — 1400, nach Matth. v. B. 162 — 1390), nur daß er hier großentheils schon Vorgänger hat, denen er folgt, in- desß die angezeigte Anordnung des Eingangs ganz sein Werk ist. Von den ungefähr 1200 Versen der Mittelpartie werden weit über hundert als unächt ganz verworfen, andere als ausgefal- len angenommen und durch Asteristenreihen im Texte ersetzt, wieder andere nach Gutdünken um- gestellt, andere nach Citationen bey Stobäus u. a. corrigirt u. s. w. Mit welchem Glück und Geschick Hr. H. dabey verfahren sey, mögen etliche Beispiele zeigen.

Vers 407 (Matth. 397, Hart. 399) lautet in Euripides Handschriften: *συσσωφρονεῖν σοὶ βούλομαι ἄλλ' οὐ συννοσεῖν*. Da nun bey Plutarchos (de discrimine adulatoris et amici) die Stelle vorkömmt: „... ὁ μὲν γὰρ φίλος οὐκ . . . αὐτῷ μὲν ἀξιώσει τὰ δίκαια τὸν φίλον ὑπουργεῖν, ἐκείνῳ δ' αὐτὸς ὑπηρετήσῃ πολλὰ καὶ τῶν μὴ δικαίων· συσσωφρονεῖν γὰρ, οὐχὶ συννοσεῖν, ἔφω —“ so sagt Hr. H. in der Abhandlung, wo er mit Charakterisirung seines (imaginären) Interpolators beschäftigt ist, über unsern Vers (S. 79): „Multo minus versus 407, qui apud Plutarchum recte legitur, casu atque fortuito depravatus est etc.“ und setzt dann (S. 135), was freylich auch Andere (z. B. Matth. und Herm.) schon gethan haben, die Plutarchischen Worte (nur ἔφων für ἔφω geschrieben) ohne weiteres als ächte Worte von Euripides in den Text mit der Bemerkung zu der Vulg. unter dem Texte: „Verum praebuit Plutarchus adul. et am. p. 64. C.“ Nun nehmen zwar auch wir an, daß Plutarch bey dem Niederschreiben obiger Stelle (wiewohl er selbst darüber nichts äußert) unsern Vers aus Eurip. im Sinne gehabt habe; auch behaupten wir, wie Andere, daß der Vers in den Handschriften

des Eur. nicht ganz rein erhalten worden sey; aber die Folgerung, daß der Plutarchische Vers statt des vulg. in den Text zu setzen sey, können wir keineswegs zugeben. Sondern wir glauben aus Plutarch nur lernen zu müssen, daß statt des corrupten βούλομαι eine passende Form von φῶναι in Eurip. Vers aufzunehmen und selber etwa so zu schreiben sey:

συσσωφρονεῖν σοὶ φῶμεν, ἄλλ' οὐ συννοσεῖν.

Aus dem so geschriebenen Verse erklärt sich dann leicht und natürlich die Entstehung sowohl der falschen Lesart in Eur. Handschriften als des Plutarchischen Verses. Eines Theils ward nämlich das gar nicht verstandene oder wegen der Pluralendung für unrichtig gehaltene φῶμεν, um den Vers zur Noth vollständig und verständlich zu machen, in βούλομαι verwandelt. Plutarchos andern Theils setzte statt des ihm unbrauchbaren σοὶ das ihm nothwendige γὰρ, dann statt ἔφωμεν eben so nothwendig ἔφω; und endlich, wenn er einen Trimeter behalten wollte, mußte er οὐχὶ für ἄλλ' οὐ schreiben und sein ἔφω aus Ende des Verses verlegen; denn die außerdem noch denkbare Stellung der Worte „συσσωφρονεῖν ἔφω γὰρ, ἄλλ' οὐ συννοσεῖν“ wird wohl Niemand einem Plut. zumuthen wollen. — B. 467 f. (457 f. Matth., 469 f. Herm., 459 f. Hart.) lautet nach den Handschriften:

αἰαὶ, τὸν Ἑλένης ὧς μ' ἀπώλεσεν γάμον γήμας ὁ Πριάμου Πάρις, ὧς μ' ἐργασται τὰδε.

Diese allerdings nicht unverdorben erhaltenen Verse haben Valkenaer, Markland u. a., um sie beyde, wie billig, nach Zeugniß der Urkunden ihrem Verfasser Euripides zu erhalten, durch Conjecturen zu berichtigen sich Mühe gegeben. Hr. H. macht sich die Sache leichter, indem er bloß den ersten Vers mit etwas veränderter Interpunction (αἰαὶ τὸν Ἑλένης, ὧς μ' ἀπώλεσεν, γάμον) dem Dichter läßt, den andern dagegen als unächt verwirft. Zur Rechtfertigung seines Verfahrens sagt er S. 141 in der Note zu dem verworfenen Verse: „Sciulus aliquis, qui accusativum γάμον per se stare posse ignoraret, hunc versusum inanem vitiosumque affixit, quem tulisse

criticos maxime mirandum est. Et metro quidem facile . . . succurri posset, si a scribis vel interpretibus tale vitium inlatum esse credibile esset. Sed rerum tautologia atque futilitas non tollitur, nisi deleto versu etc.“ Wie? worin läge denn die rerum tautologia atque futilitas, wenn Eurip. allenfalls so geschrieben hätte:

Αἰαὶ τὸν Ἐλένης, ὃς μ' ἀπώλεσεν, γάμον
γῆμας ὁ Πριάμου Πάρι, σὺ μ' εἰργα-
σαι τάδε. —

Um die Verse 909 ff. (Herm. 925 ff.) in Ordnung zu bringen, versuchen besonnene Männer etwa ein oder das andere Wort umzugestalten; Hr. H. dagegen findet, daß ganz offenbar 4 Verse anderswoher hier eingeschoben und dadurch ein paar ächte Verse verdrängt worden seyen, und legt uns demnach als ursprüngliche Fassung der Stelle Folgendes vor Augen:

Ἀχιλλεύς.

ὕψηλόφρων μοι θυμὸς αἶρεται, πρόσω
* * * * *

ἔστιν μὲν οὖν, ἰν' ἠδὲ, μὴ λίαν φρονεῖν,
ἔστιν δὲ χῶπου κ. τ. λ.

mit der Anmerkung: „Supplendus autem sensus videtur hoc modo: altum spirans tollitur animus meus, procul a se arcens, quae humilia atque indigna sunt. Est autem, ubi parere neque nimium sapere velle, est ubi suum consilium sequi magis conducatur. Quare ego etc.“ So gewaltsam verfähet Hr. H. mit dem Texte des Dichters — und bringt dennoch nichts Gesundes zu Stande. Nach unsrer Meynung liegt das Verderbniß der auch von Hermann falsch aufgefaßten Stelle nicht bloß in πρόσω, sondern hauptsächlich in μοί. Achilleus sagt nämlich nach uns: „Es giebt zwar Menschen, welche sich klüglich (doppelten Sinnes) in Glück und Unglück zu fügen wissen u. s. w. Ich dagegen, ein Zögling Chiron's lernte einfachen Sinnes zu seyn, und werde (demnach) den Atriden, wenn sie Rechtes befehlen, gehorchen, wenn Unrechtes, ihnen nicht gehorchen.“ Diesen Sinn bringen wir in die Stelle, wenn wir mit ein Paar kleinen Aenderungen schreiben:

ὕψηλόφρων μὲν θυμὸς αἶρεται τινί, *)
ἐπίσταται δὲ τοῖς κακοῖσι τ' ἄσχαλῶν
μετρίως τε χαίρειν u. s. w. ganz nach der Vulgata.

Solche Conjecturen zu versuchen ist erlaubt und nöthig, wenn die alten Texte endlich in's Reine gebracht werden sollen; dagegen ganze Stellen ohne urkundlichen Grund auswerfen und einsetzen, heißt die alten Texte muthwillig verderben. — Die Verse 940 f. (Math. 939 f. Herm. 956 f.) hat Math., wie Hr. H. sagt, pingui Minerva vertheidigt; G. Hermann giebt gar keine Bemerkung dazu; Hr. H. findet sie unerklärbar und setzt unbedenklich in den Text:

οὐχ ἄψεται σῆς θυγατρὸς Ἀγαμέμνων
ἀναξ,

οὐδ' * * * * *

οὐδεὶς, ἄκραν χεῖρ' ὥστε προσβαλεῖν
πέπλοις.

d. h. Eurip. hat, nach ihm, nicht bloß 2, sondern 3 Verse geschrieben, und zwar des Sinnes: „non attinget filiam tuam rex Agamemnon neque reliquorum, quotquot sunt, Achivorum quisquam, sic ut vel extremos digitos ei admoveat etc. — So wieder sagt Hr. H. über B. 1238 ff. (Matth. 1235 f. Herm. 1257 ff.), „manifesto haec mera interpretum, lacunam explere studentium, additamenta sunt. Nam excidisse quaedam, versus qui sequitur nullo nexu suggestus abruptusque ostendit. De flore adolescentiae suae, et quod immaturae morti destinaretur, Iphigeniam dixisse puta: a qua sententia necessarius ad clausulam illam transitus erat.“ Dem gemäß wird im Texte das Ueberflüssige weggelassen, dem Fehlenden dagegen auf folgende Art ein Raum von anderthalb Zeilen angewiesen:

ὁ μὲν νεοσσός, ἢ δ' * * * * *

* * * * *

ἐν συντεμοῦσα πάντα νικήσω λόγον.

Wie beyde Stellen zu erklären und allenfalls

*) sc. βροτῶ; was zur Erklärung an den Rand geschrieben seyn möchte, und Jemanden Anlaß gab, es als πρόσω für τινί in den Text zu schreiben.

durch erlaubte Mittel zu heilen seyn, können wir hier nicht näher angeben; daß aber Hrn. Hartnug's Gewaltmittel schlechterdings unzulässig sind, leuchtet jedem Unbefangenen von selbst ein.

Wir gehen zur Schlußparthie unserer Tragödie über, wozu wir hier rechnen B. 1400 (Matth. 1391 ff.) bis Ende; denn von jenem Verse an beginnt neuerdings, wie Hr. H. sagt, „interpolatoris opera, qui et exordium et exitum hujus tragoediae suis artificiis depravavit.“ Daß Hr. H. seine Phantastie auch hier wieder arge Streiche gespielt, er aber alles nur mögliche aufgebieten habe, um den alten Urkunden zum Troße Euripides Werk zu verderben, sollen, wie wir meynen, folgende Bemerkungen offenbar machen.

Gleich die ersten 4 Verse dieser Parthie (ὄρα δ' ἰγὼ γάρ . . . ὁ θάνατος δεινὸν κακόν) werden als Nachwerk des Interpolator's, welches die ächten Verse des Eurip. verdrängt habe, verworfen: „nam dieta talia vel similia, at non eadem ab Euripide fuisse valde probabile est. De singulorum turpitudine dicere vix opus esse videtur. Ineptum enim est ἀχδομαι εἰ μὴ σε σώσω, ridiculum sordidumque ἀδρησον, ὁ θάνατος δεινὸν κακόν, neque potuit Achilles idem qui vv. 1395 sqq. (εὖ γάρ τόδ' εἶπας κ. τ. λ.) pronuntiavit, nisi forte eum luisse putamus, proferre versum 1405 (ἀδρησον ὁ θάν. κ. τ. λ.)“ Daß Hr. H. etwas in der Stelle als ineptum, etwas anderes als ridiculum sordidumque findet, mag in der Eigenthümlichkeit seines ästhetischen Gefühls begründet seyn; Andere finden darin keines von beidem: was er aber von dem Widerstreite zwischen dem Inhalte der Verse 1395 ff. und B. 1403 behauptet, läßt sich geradezu als falsch beweisen. In den erstern Versen anerkennt nämlich Achill. den Entschluß der Jungfrau, sich für Hellas u. als Opfer hinzugeben, als schön und edelmüthig. Aber gerade durch den Edelmut, den Iphigen. an den Tag gelegt hat, von höchster Bewunderung und Liebe erfüllt, wünscht er sie für sich zu erhalten, bietet ihr daher seinen Schutz an unter hoher Versicherung, daß er sich gekränkt fühle, wenn es ihm nicht vergönnt seyn werde, ihre Rettung durch Widerstand gegen das gesammte Heer der Achäer zu

erkämpfen, und schließt dann (ganz nothwendig und consequent) mit dem Worte, welches sie von ihrem (wiewohl höchst edeln) Entschlusse allenfalls noch abschrecken könnte: „ἀδρησον. ὁ θάνατος δεινὸν κακόν.“ — Nachdem hierauf Iphig., unerschütterlich bey ihrem Entschlusse beharrend, den Ach. gebeten hat, daß er ihretwegen weder sein Leben wagen noch das Leben irgend eines andern gefährden, sondern ihr gestatten soll, Hellas zu retten (glücklich zu machen), wenn sie (durch ihren Tod) es etwa vermöge, gibt dieser (in den 12 Versen 1409 – 1420; Matth. 1400 – 1411) seine endliche Erklärung mit den Worten ab: ὦ λῆμ' ἄριστον, οὐκ ἔχω πρὸς τοῦτ' ἐτι λέγειν κ. τ. λ.“ Auch von diesen 12 Versen sind nach Hr. H. wieder nicht weniger als fünf vom Interpolator den ächten nachgemacht und jedoch glücklicher Weise hier so eingeschwärzt worden, daß sich die ächten unverdrängt daneben erhielten. „Quae res (sagt H.) hoc quidem loco manifestissima est. Idem enim dicunt vv. 1414 et 1418 vv. 1415 et 1412, vv. 1417 et 1420, ut solum versum 1413 (ὡς οὖν ἂν εἰδῆς κ. τ. λ.) de suo addiderit interpolator Soloecum est ἀπό v. 1413, rustice dictum ἀφροσύνη τῇ σῆ etc. Quae cum ita sint, mirandum est, quod nihil fraudis sensit editorum praeter Hermannum securitas, qui tamen ipse non delenda iam pretiosa artificia sed transponenda iudicavit etc.“ Und somit wählt er 5 Verse aus um sie der Verdammniß zu übergeben, stuzt die andern nach Bedarf beliebig zu und gibt sie in seinem Texte in folgender Art:

ὦ λῆμ' ἄριστον . . . εἶποι τις ἂν;
ὅμως δ', ἴσως γάρ κ' ἂν μεταγνοίης τάδε,
ἐλθὼν σὺν ὄπλοις τοῖσδε πρὸς βωμὸν θεῶς
καραδοκήσω σὴν ἐκὶ παρουσίαν,
ὡς οὐκ εἰάσω σ' ἀλλὰ κωλύσω θανεῖν.

(Schluß folgt.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg; oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde; aus urkundlichen Quellen bearbeitet von Dr. Heinr. Wilhelm Benzen. Nürnberg bey Kiegel und Wiesner. 1837. 562 Seiten in 8.

Vor ungefähr 10 Jahren war es, da Ref. von Aschaffenburg über Oberburg und Miltenberg her, den Taubergau herauf auch nach Rotenburg kam. Als er an der sogenannten Kling die Berg ebene, auf welcher Rotenburg sich ausbreitet, erstiegen, trat ihm zuerst die alterthümliche Kirche Sct. Wolfgang, einst die Wallfahrt der umliegenden Schäfergilden, entgegen; dann berührte ihn, weniger erfreulich, rechts der Anblick einer weiten, entleerten, vielmehr verödeten Stätte, worauf die beyden Burgen gestanden, im heutigen Geschmacke die Promenade genannt; endlich schritt er linkshin in die Stadt selbst ein, wo ihn die schönen und ehrwürdigen Formen des Rathhauses, der Hauptkirche Sct. Jakob u. s. w. wieder heimatlicher ansprachen. — Mehrere Tage verweilte Ref. zu Rotenburg, und das Bild von dieser ehemaligen teutschen Reichsstadt, auf deren Gebiet und Weichbild längs der „Landwehr“ noch charakteristische Verticlichkeiten an eine andere Zeit, an einen christlich-germanischen Familienhaushalt mahnen, ist ihm noch immer lebendig.

Mit desto mehr Interesse nahm Ref. das vorliegende Werk zur Hand, und er fand dasselbe von gutem Gehalte und Klang, und, so Gott will, als einen der Vorboten, die, an der Stelle der bisherigen Routine in der historischen Monographie der

teutschen Territorien, wieder eine wissenschaftliche und beurkundete Forschung und Behandlung verbürgen.

In der kurzen aber bündigen Vorrede giebt Hr. Dr. Benzen zu erkennen, daß er bey seiner Arbeit von dem thätigen historischen Vereine des Negatkreises, und zunächst von dem als Historiker hochverdienten Vorstand desselben wesentliche Unterstützung erhalten, und so auch dem nun verewigten Geheimenrath von Lang Aufmunterung und guten Rath — das ist auch im Buche selbst nicht zu verkennen, zu verdanken habe.

Der Natur der Aufgabe ganz angemessen — man halte an dem Begriffe, Geschichte einer teutschen, einer städtischen Gemeinde fest — zerfällt das Werk in drey Bücher und mehrere Anhänge. Das erste Buch: das alte Ostfranken und die Rotenburg, in der Einleitung die Quellen bezeichnend; dann die Naturverhältnisse des Gebiets beschreibend; dann das alte Land Ostfranken, die alten Burgen und ihre Sagen, die Gängegränzen, den hl. Gumpert und seine Nachkommen, die Grafen von Rotenburg; — verbreitet sich auch über die Salischen Erbgüter und die Hohenstaufen und die Landvögte von Rotenburg.

Das zweyte Buch, die Stadt Rotenburg, berichtet die Anfänge der Stadt, die Anfänge des Bürgerwesens, die Freyungsurkunde Rudolfs von Habsburg, die Entwicklung des Gerichtswesens, die innere Gesetzgebung, das kaiserl. Landgericht, die kaiserl. Einkünfte zu Rotenburg, berichtet von den Juden; die Erwerbung des Gebiets von Rotenburg; die auswärtigen Verhältnisse der Stadt im 14ten Jahrhunderte; dieselben in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts; und den Verfassungskampf zwischen den Jahren 1450 und 1455.

Das dritte Buch: die Verfassung der Gemeinde, stellt dar das Bürgerrecht und die Bürger-

aufnahme, die Vertheilung der Staatsgewalt, das Gerichtswesen, die Polizeigesetzgebung, die Finanzen, das Kriegswesen im Mittelalter, die erbaren Geschlechter, die Gewerbtreibenden und die Gewerbe, die Verhältnisse der Landgemeinden; — den Verfall des Gemeinwesens.

Die Anhänge sind: Sprachbemerkungen über die Ortsnamen des Gebietes Rotenburg; die Geschlechtsstafeln der Küchenmeister von Rotenburg und Nortenberg; das Gebiet Rotenburg nach seinen Bestandtheilen; das alte Willkürenbuch von Rotenburg; Notizen über die alten kirchlichen Verhältnisse von Rotenburg; Klöster; chronologische Uebersicht der Geschichte Rotenburgs.

Jedem Paragraph dieses Textes, als gleichsam für sich bestehender: Abhandlungen, sind Anmerkungen beygefügt: und eben hierin liegt ein Schatz von urkundlichen Beweisstellen und analogen Notizen, welche den ausgezeichneten und kritischen Werth des Buches darthun.

Dessen systematische Eintheilung oder vielmehr den Lebensprozeß der Stadt Rotenburg anbelangend so sieht Ref. hiebey dieselben Grundregeln beobachtet, welche er selbst zur historischen Darstellung eines jeden teutschen städtischen Gemeinwesens von größerem Umfange längst anderwärts angedeutet hat. Eine solche Monographie zerfällt nämlich wesentlich in vier Perioden: I. wie die werdende Stadt ihre ersten Elemente aus der umliegenden Landschaft (concentrisch) sammelt; II. wie sich diese Elemente im Innern (intensiv) zum städtischen Gemeinwesen ausbilden, und ihr Localprincip feststellen; III. wie das Localprincip, gehörig erkräftigt und gepflegt, extensiv und wohlthätig auch auf die benachbarten Territorien nach ihren natürlichen Verhältnissen zurückwirkt; IV. wie die Ungunst äußerer Geschicke und innerer Gebrechen die meisten freyen Städte zu Fall gebracht, und sie, gleich andern Territorien und Provinzen, wenigstens vor der Hand, dem routinirten Indifferentismus eines fremden, abstrakten Staatensystems untergeordnet haben. Auf diesem Wege braucht man die „Erscheinungsformen“ auch im Gebiete der Topographie überall nicht ängstlich und in der Ferne zu suchen.

Allerdings ist nun die Geschichte Ostfrankens, wofür Würdtwein, Kremer, Hausselmann, Georgi, Reinhard, Schultes ic. viel geleistet; wobey von Langs Regesten sehr förderlich dazwischen getreten sind, und nachdem von Winterbach, zunächst für Rotenburg, viel gesammelt hatte, durch vorliegendes Werk zu einem hohen Grade von thatsächlicher Vollständigkeit und Kritik der Hülfsmittel gelangt; und aus den aufgezählten Quellen ist es erfreulich zu sehen, wie der Magistrat der Stadt Rotenburg sein historisches Materiale wohl zu schätzen, zu mehren und zu bewahren wußte. Die historischen Vereine der verschiedenen Landschaften mögen sich vorzüglich solchen Nachlasses ihrer Städte zu erfreuen haben.

Den speciellen Inhalt des Werkes hier weiter zu verfolgen, würde, bey dem vielseitigen Interesse, das dasselbe bietet, allzuweit führen; Ref. muß sich darauf beschränken, aus den vier Abtheilungen des Buches nur Einiges bemerklich zu machen.

I. Buch. Rotenburg, ehemals mit einem Gebiete von $6\frac{1}{2}$ □ M., und ungefähr 20,000 Menschen, liegt im Mitteldeutschland auf der Wasserscheide zwischen der Donau und dem Main; 1200 — 1400 Fuß über dem Meere. Zunächst an der Stadt begränzt sich der Mülach- und Rangau; in das Tauberthal münden von der Hochebene der Stadt herab Schluchten und Klüngen (torrentes), tiefe Erdrisse (wie Ref. das Wort Chlinga auch bey andern Beschreibungen; z. B. der Herrschaft Kling in Oberbayern, bayer. Annalen J. 1834, erklärt hat); am Fusse der Stadt kommen Mineralquellen hervor; ehemals viele kleine Seen umher; ausgedehnte Waldungen um Entse, Nortenberg, Gailenau ic.; der Weiuwachs beginnt an den steilen Bergleiten; Kleebau ist jetzt mehr an dessen Stelle getreten; in der Viehzucht kommen auf 1 Pferd 15 Stück Hornvieh, 3 Schweine und 12 Schaafse. In der That hat Ref. die umliegenden trocken steinigten Bergreviere ganz vorzüglich zu Schaafweiden beeigenschaftet gefunden. In der Bevölkerung Ostfrankens erkennt der Verf. viel slavisches Geblüt; und deutet hiernach auch mannigfaltig die Ortsnamen. „Die Leuchte der Cultur in diesen Gegenden wurde die Kirche von Würzburg;“ „das Gericht der Bischöfe von Würzburg wurde

durch die eigenthümlichen Verhältnisse Ostfrankens nicht wenig unterstützt.“ Bey solcher Anerkennung — der Verf. scheint sonst den religiösen Institutionen der katholischen Periode eben nicht günstig zu seyn — hätte vielleicht die Wirksamkeit des kirchlichen Elements zur socialen Begründung Rotenburgs schon im I. Buche einen eigenen Paragraph verdient. Bezüglich auf den Namen Rotenburg ist Ref. weder mit dem slavischen Hrad (Burg, nach v. Lang,) noch mit der Herleitung vom Ansrodin einverstanden; ein fränkischer Dynast Ruodo scheint ihm hier als der erste Erbauer im Hintergrunde zu stehen. „Ein bayerischer Weginspektor ließ den alten Bau (von der Reichsburg und Blasiencapelle ic.) abreißen, und zu Straßensteinen zerschlagen, an denen wir in der Umgegend ohnehin Ueberfluß hatten.“ Wie vielfältig anderwärts! Ueber Bayern und seine zugewiesenen Territorien war eine Epoche des Land-, Straßen- und Wasserbaues hereingebrochen, welche den alten und ältesten Kunstbauten, den geweihten wie den profanen Bäuwerken und Denkmälern zu Stadt und Land unwiederbringlich eine größere Verwüstung und Vernichtung beybrachte, denn des wilden Egels vandalischer Durchzug, und der Ungarn barbarische Einfälle. So fand Ref. in demselben Jahre, da er zum erstenmale Rotenburg besuchte, auch zu Lindau, wo fast der dritte Theil der Reichsstadt aus römischen und höchstmerkwürdigen mittelalterlichen Constructionen bestand, dieselben sammt und sonders Behufs eines modernen Seehafens in den Abgrund versenkt. Man vergleiche die heutige nackte und zugestunkte Stadt Lindau mit jener aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts, mit ihren Castellen und Kirchen umher, wovon Ref. auf der Stadtbibliothek dortselbst eine die ganze Wand des Gebäudes einnehmende Abbildung erblickte. Durch jenes Geschieh ist den heutigen gelehrten Folianten über Bauwerke und Bauwissenschaften eben der wahre Text, die lebendige Anschauung für immer entrückt worden. „Die Grafen von Rotenburg,“ benachbarte Gaugrafen, auch Eigenthümer der Rothen- oder Romburg um Schwäbisch-Hall, aus ihnen auch Bischöfe von Würzburg, sind zu Anfang des XII. Jahrhunderts ausgestorben. Ref. hat sie mit den aus Mittelfranken heraufgekommenen Dynasten von Hohenloeh eines und desselben Stammes

erachtet: (man sehe die Geschichte der deutschen Salzwerke.) Durch die salischen Stammgüter in Ostfranken kamen die Hohenstaufen zu Rotenburg; sie ward eine Reichsburg und sofort eine Reichsstadt.

II. Buch. „Die Anfänge der Stadt.“ Hat sich etwa ein aus verschiedenen Gauen entwichener Volkshaufe an ein- und demselben Tage, eines Sinnes, hier zusammengethan, und, von einigen Demagogen haranguiert, und auf die Traktatlein von Rousseau, Hobbes, Helvetius ic. über die Urrechte der Menschheit schwörend, einen wohlgeordneten wagerechten Vernunftstaat, eine Musterrepublik, gegründet? Mit nichten! Hier, wie überall auf dem alten Continent, trat allgemach eine wohl gegliederte civitas unter ganz natürlichem Verlaufe der Verhältnisse hervor. Der auf der Rotenburg haus- und hofhaltenden Herrschaft war zunächst ihr Gesinde gefolgt, und anderes zugegangen; beydes fand fortan seinen sichern Nahrungsstand unten in der geschirmten Gegend umher, und seine christliche Einigung in der Mutterkirche zu Deiwang; (thiod, deut, plehs; — ganz richtig, wie dieselbe genesis an hundert andern Colonatstädten.)

(Schluß folgt.)



Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit I. A. Hartungus etc.

(Schluß.)

Wir enthalten uns umständlicher Widerlegung dieses leichtfertigen Raisonnements des Hrn. Verfassers, und beschränken uns darauf, kurz anzuzeigen, wie nach unserm Dafürhalten die Stelle zu lesen, und zu verstehen sey, nämlich so:

ὦ λῆν' ἄριστον
 ὄμως δ', ἴσως γὰρ ἂν μεταγνοίης τὰ σοὶ —
 ὡς οὖν ἂν εἰδῆς τὰπ' ἐμοῦ — λελεγμένα,
 ἔλθων τὰδ' ὄπλα θῆσομαι βωμοῦ πίλας,
 ὡς οὐκ ἐάσων σ', ἀλλὰ κωλύσων θανεῖν.
 χρήσει δὲ καὶ σὺ τοῖς ἐμοῖς λόγοις τάχα,

ὅταν πύλας σῆς φάσανον δέρης ἰδῆς.
οὐκουν ἰάσω σ' ἀφροσύνη τῇ σῇ θανεῖν.
ἰλθῶν δὲ σὺν ὄπλοις τοῖσδε πρὸς ναὸν θεᾶς
καραδοκῆσω σὴν ἐκεῖ παρουσίαν.

d. h. wir verbinden: ὁμως δὲ ἰλθῶν τὰδ' ὄπλα
θῆσομαι β. π.; dann: ἰσω γὰρ ἂν μετα-
γνοίης τὰ σοι λελεγμένα, und endlich: ὡς
οὖν ἂν εἰδῆς τὰπ' ἐμοῦ. So gewinnt die Stelle
(durch Aenderung von zwey Wörtchen, nebst richti-
ger Interpunction, übrigens ganz nach Ordnung der
Vulg.) den Sinn: „Hiegegen hab' ich nichts mehr
einzuwenden u. s. w. Dennoch aber, denn du
könntest allenfalls deinen Entschluß doch noch än-
dern — darum sollst du denn wissen, was ich zu
thun entschlossen bin — dennoch werd' ich mit
dieser bewaffneten Schaar da (vgl. Matth. 1337 ff.)
mich in der Nähe des Altars aufstellen, um deine
Opferung nicht vollziehen zu lassen, sondern sie zu
hinderen. Vielleicht wirst aber auch du von meinem
Anerbieten Gebrauch machen, wann du das Opfer-
messer deiner Kehle schon nahe siehst. Also: nicht
werd' ich geschehen lassen, daß du als Opfer
eigener Unüberlegtheit fallest; sondern gehen
werd' ich jetzt mit den Bewaffneten da in den Hain
der Göttin und warten bis du daselbst erscheinst.“
Daß bey solcher Auffassung der Stelle, die ver-
meintliche Tautologie, wegen deren man die eine
Hälfte der Verse auswerfen will, verschwinde, wer-
den unsere Leser von selbst leicht einsehen. —

Mit Uebergehung alles dessen, was wir noch
über Anderes, z. B. über die Behandlung der Verse
1423 ff. (Matth. 1414 ff.) und insbesondere über
die beispiellose Durcheinanderwürfelung der Verse
1462 — 1512 (Matth. 1453 — 1507) u. s. w.
zu sagen hätten, eilen wir unsern Lesern nur noch
anzuzeigen, mit welchem Ende Hr. H. sein Werk
gekrönt hat. Eingehend nämlich auf die seiner An-
sicht vollkommen entsprechende Annahme mehrer Ver-
gänger (darunter auch G. Hermann's), daß der
Schluß der Iphigenia, wie ihn die Codices dar-
bieten, nicht von dem alten Eurip. stamme, schwei-
det er ohne weiteres, von den Worten des Ἄγγελος
„ὡ Τυνδαρεία καὶ κ. τ. λ.“ angefangen bis
zum Ende, diesen ganzen Schluß, beynahe hun-
dert Verse (Matth. 1503 — 1605) hinweg, flücht
dagegen aus dritthalb bey Aelianus (hist. anim.

VII. 39 *) und aus 6 in dem nach seiner Annahme
untergeschobenen Nachwerke des Interpolator's, (der
oft ächte Worte des Eurip. seinen saubern Kunst-
stücken einverleibt habe) vorkommenden Versen selbst
eine Art von Epilog zusammen, und setzt diesen,
nicht zweifelnd, daran wenigstens ein gutes Bruch-
stück des ächten Epiloges herzustellen, statt des aus-
geworfenen urkundlichen Schlusses, in die Reihe des
Textes in folgender Weise:

Ἄρτεμις.

* * * * *
ἔλαφον δ' Ἀχαιῶν χερσὶν ἐνθῆσω φίλαις
κερούσσαν, ἣν σφάξαντες ἀυχῆσουσι σὴν
σφάζειν θυγατέρα * * * * *
(καὶ δόξαν ἔσχεν ἄφδιτον, καδ' Ἑλλάδα
* * * * *
λύπας δ' ἀφαιροῦ, καὶ πόσει πάρες χόλον
* * * * *
ἀπροσδόκητά τοι βροτοῖς τὰ τῶν θεῶν
σώζουσί δ' οὖς φιλοῦσιν * * *

Κλυταίμνηστρα.

* * * * *
* * * * * οὐ μάτην λόγους,
ἄνασσα, παρεμυθοῦ * * *

Wir schließen hiemit unsere Anzeige und fügen,
da uns eine weitere Besprechung der Sache hier
nicht vergönnt ist, nur noch die Erklärung bey, daß
wir bey anderer Gelegenheit, wie von Anfang und
Mitte, so auch von dem Schlusse der Iphigenia
gegen Jedermanns Einreden darzuthun gedenken,
daß derselbe in den Handschriften zwar nicht ohne
Verderbniß in einzelnen Worten und Versen, doch
im Ganzen und in allen Hauptsachen vollständig
und gerade so erhalten sey, wie ihn Euripides ge-
dichtet hat.

*) Nicht VII, 29, wie Hr. H. mit G. Herm. falsch
citirt, als ob er die Stelle bey Aelianos selbst
nicht nachgesehen hätte.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. Juny.

Nro. 129.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1858

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden u. Handschriften von Franz Palacky. Erster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzoge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Prag in Commission bey Kronberger und Weber 1856.

„Den hochlöblichen Herren Ständen des Königreichs Böhmen, den Urhebern und Förderern dieses Wertes“ ist dasselbe gewidmet.

Wir hatten bereits früher Anlaß genommen, in diesen Blättern Einiges davon zu sprechen; nämlich im Jahrg. 1837 in den Nummern 118 und 119 über Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer von Dr. M. Kalina von Jätzenstein ic. — und in demselben Jahrgange Nr. 160 und 161 in der Anzeige des codex diplomat. et epistolaris Moraviae von Anton Voczek ic. Des Zusammenhanges wegen, und da gründliche und unbefangene Geschichtsforscher unsere früheren Bemerkungen und Berichtigungen, insbesondere, was einige genealogische Mißverständnisse des Hrn. Voczek anbelangt, nicht unwesentlich finden werden, wollen wir uns hier ausdrücklich wieder auf jene Verhandlungen bezogen haben.

Inzwischen ist Hrn. Palacky's vorliegendes Werk auch in den Jahrbüchern der Literatur im 79. Bde. 1837, und im Ersdorff'schen Repertorium im 14. Bde., 2. Hft. Nr. 1850 und 1851, dort auch der Codex von Voczek mit begriffen, besprochen worden. Der Recensent in den Wiener-Jahrbüchern, Hr. Joh. Graf Mailath, berichtigt

zunächst mehrere Stellen des Hrn. Palacky, worin die ungarische Geschichte berührt wird, und deutet bescheiden darauf hin, daß der Verfasser öfter, in Ermanglung von Thatfachen, seinen Vermuthungen und Ansichten zu viel Spielraum läßt. Nachdrücklicher in dieser und anderer Beziehung ist Hr. Cosmas Luden im Ersdorff'schen Repertorium gegen Hrn. Palacky aufgetreten; wovon sich die Leser selbst überzeugen mögen. Wir sehen uns hiebey insofern theilhaftig, oder vielmehr bestärkt, daß auch Hr. Luden den Samo, den Beherrscher der Slaven, welchen Hr. Palacky in die Mitte Böhmens versetzt, rundweg, und wohl den klarsten Quellen gemäß, den Carantanern vindicirt. Wenn wir nun in diesen Blättern noch einmal auf Hrn. Palacky's Geschichte von Böhmen zurückkommen, so geschieht es jedenfalls in Ansehung der Wichtigkeit dieses Wertes an sich, und bey dessen vielfältigen Beziehungen zur bayerischen Geschichte; und zunächst nur aus dem Bereiche der letzteren wollen wir uns hier noch einige Bemerkungen anzufügen erlauben. Nicht erst genug glauben wir den beyderseitigen, den österreich-böhmischen und den bayerischen Geographen und Historiographen die vielfache, wiewohl in neuerer Zeit bey den Schriftstellern fast verschollene, Verwandtschaft der benachbarten Länder und Völker, und sofort die unabweisliche Berücksichtigung der beyderseitigen Quellen und Hülfsmittel — am förderlichsten die persönliche Anschauung der Landschaften selbst! — empfehlen zu können. Eigenthümliche Sympathien umgeben und lenken diese gegenseitige Forschung; wie wir es seit einer langen Reihe von Jahren an uns selbst wahrgenommen, und hierüber in unsern Schriften berichtet haben. Denn eben in der persönlichen Anschauung Böhmens und Währens hat der unter-

zeichnete Referent vor andern Ausländern vielleicht etwas zum Voraus. Ueber Berlin und Dresden hereinkommend, durchzogen wir schon im Jahre 1804 Böhmen und Mähren nach ihrer ganzen Ausdehnung bis an die Gränzen des Marchfeldes. Im Jahre 1821 durchwanderten wir abermals mehrere Kreise von Böhmen, und im Jahre 1837 begiengen wir, zunächst im Augenmerk industrieller Zwecke, doch jederzeit nur in Privatverhältnissen, von Passau aufwärts, längs dem alten Nord- oder Böhmerwald, eine ziemliche Strecke der Gränzbezirke gegen Westen. Mittlerweile hatten wir diese ausgedehnten Waldgebiete auch in ihren innersten Wohnstätten, und bis zum Ansig der Parantani, zum Fichtelberg hinauf, öfter durchforscht, und Sagen und Geschichte, Denkmäler und lebende Zeugnenschaften an Ort und Stelle mit einander verglichen.

Während dieses Zeitraums von dreßsig Jahren sahen wir in Böhmen und Mähren, ungeachtet auch diese Länder viel durch Kriege gelitten, die Nationalwirthschaft, sey es in der Land- und Hauswirthschaft, oder in Handwerken und Fabriken ic. einen Aufschwung gewinnen, der vielfältig die moderuen unkemessenen Diatriben gegen das Feudalwesen, gegen die Gebundenheit der Güter, gegen Fideicommissse und Majorate, gegen die Corporationen und Klöster — geradezu Lügen straft. Denn eben nur aus diesen, dem Volke angestammten, und zeitgemäß entwickelten Institutionen und Bürgschaften, aus dem wohlverstandenen Prä-dialprinzipie, war die einheitliche und nachhaltige Kraft hervorgegangen, welche die sichern Fortschritte in Künsten und Wissenschaften Behufs der (böh-misch-mährischen reichen) Urproduktion und Reproduktion mittels des humanen Organismus und der Mechanik zugleich, aber unbedingt, erheischen; und welche Kraftäußerung man sonst durch Zertrümmerungen, Loskäufe und bloß pecuniäre Operationen vergebens zu erstreben suchte, und noch weniger zu bewahren wußte.

Doch zurück auf Hrn. Palachy's Geschichte von Böhmen. Sie befaßt im vorliegenden ersten Bande drey Bücher, jedes in mehrere Capitel abgetheilt, und zwar im I. Buche Böhmens Ur-geschichte vor der Einwanderung der Cechen. Von

der Urzeit bis zum Jahre 451 nach Christus. Im II. Buche: Böhmen unter den Cechen, vor Verbreitung des Christenthums. Vom J. 451 bis 804. III. Buch: Böhmen als Herzogthum unter dem Einflusse Deutschlands. Vom J. 805 bis 1197.

(Schluß folgt.)

Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg; oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde; aus urkundlichen Quellen bearbeitet von Dr. Heinr. Wilhelm Bensen ic.

(Schluß.)

Oben aber, zunächst der fürstlichen Burg- und Hofcapelle hatte sich uralter fränkischer Adel angesiedelt; darunter neben den Küchenmeistern von Rotenberg, die Seckendorf, Seinsheim, Gebfattel, Cib (Iwen), Grumbach, Birkenfels, Hallerstein, Stauf, Staufeneck. Die Hohenloh traten erst 1284 mit dem Verkauf ihres Hauses gänzlich aus der Stadt. S. 345. „Hörige und freygeborne Geschlechter folgten, und Gewerbe, Handwerke, Handel, Künste, nach einander von selbst; und so sehen wir das ursprünglich adelige Patrieiat, dann die Erbaren, die Bürger, die Pfahlbürger und endlich die Bey-sassen und Landgemeinden noch heutzutage in ihren Bau-Wohnstätten, und Stiftungen auf der Hoch-ebene und rundum bis in die Thalgründe herab, gleichsam stereotyp den socialen Umbau und den christlichfundirten Bestand der ehemaligen Reichsstadt Rotenburg: nach Ref. Sinne, das teutsche Heimath-leben. „Nicht auf Speculation, wie in Nordamerika, baute man da Städte.“ Möchten doch unsere angehenden Staatskünstler und Historiographen a priori schon um dieser lehrreichen vom Hrn. Dr. Bensen trefflich entwickelten Geburts-, Erziehungs- und Lebensgeschichte des Rotenburgischen Gemeinwesens willen das vorliegende Buch lesen, und ihre Ideologie hiernach berichtigen!

„Die Entwicklung der Gerichtsbarkeit.“ „Von seines Gleichen nach alten, wohl bekannten Rechtsgewohnheiten gerichtet zu werden, war das erste Erforderniß der Freyheit;“ (bedingt durch Kaiser und Reich.) „Der Luftrene aber wurde von dem Freyen gerichtet.“ — „Ehrenvoller aber schien es, an eine freye Stadt sich anzuschließen, als an einen einzelnen Obern, oder gar an eine geistliche Corporation.“ — Eher das Gegentheil dürfte sich aus der Geschichte — zu Gunsten des Krummstabes — erweisen; und der Verf. scheint sich nicht zu erinnern, was er oben von der ausgebreiteten Gerichtsbarkeit der Bischöfe von Würzburg sagte.

Uebrigens viel Lehrreiches in diesem Capitel Innere Gesetzgebung. „Um ein freyer souveräner Reichsstand zu werden, mußten ihre (der Stadt) Bestrebungen gegen die kaiserlichen Rechte über sie selbst gerichtet seyn. Nur innerhalb derselben konnte sie sich erweitern. Die Kraft dazu besaß die Stadt durch ihre Autonomie (zu rechter Zeit erhielten die Städte auch kaiserliche Verleihungen, die Vogteyen, das Schultheißenamt, die Zölle etc.). Merkwürdiges und sehr vollständiges Statutarrecht. — „Das Gebiet um Rotenburg:“ a) die eigentliche Stadtmarkung; b) die Güter und Markungen von Edelleuten, die zugleich Bürger waren. „In früheren Zeiten stand den Eigenthümern das Hofmarksrecht zu, d. h. die niedere Gerichtsbarkeit über die eingeseffenen Dienstleute, bis es an den Rath überging.“

III. Buch. Die Verfassung der Gemeinde, Bürgerrecht. „Wenn Jemand als den Zweck des Staates etwa den Schutz annimmt, welchen sich seine Glieder gegenseitig gewähren, der wird dieses in den kleinen Republiken des Mittelalters am deutlichsten realisiert sehen. Der kleinere, aber compacte Kreis einer Gemeinde gewährte eine Sicherheit, welche das zerrüttete, von den Parteyen zerrissene Reich nicht darbot.“ Einverstanden; sobald eine Gemeinde auch die gehörigen Elemente von Urbanität Intelligenz und gemeinschaftlichen Wohlwollen wirksam in sich schließt. Alle teutschen Gemeinden haben einen patriarchalischen An- fang.

Ohne jene Vorbedingung sind unsere Gemein- den, insbesondere die Landgemeinden, wie es die täg- liche Erfahrung lehrt, vielfältig der Tummelplatz des schmutzigsten und größten Egoismus, eines Bauernde- spotismus, den die Bauern selbst am lautesten be- klagen. In manchem teutschen Territorium werden die Gemeinden noch kaum in zweyhundert Jahren zu jenen Gemeindeverfassungen reif, wie sie in den modernen Staatshandbüchern stehen. Die verviel- fachten Geschäfte der Ämter und Behörden geben hierüber Zeugniß.

„Die Vertheilung der Staatsgewalt.“ „Immerhin hatte das deutsche Reich die Form einer großen Conföderation angenommen. Fürstliche oder edle Geschlechter, geistliche Körperschaften und freye Gemeinden, machten ein Ganzes aus, zwar geord- net,“ (und das ist wohl das Wesentlichste!) „nach Macht und Bedeutsamkeit, und unter einem gemein- samen Oberhaupt, unter sich aber durchaus unab- hängig.“ Ref., wie er anderwärts nachgewiesen, achtet unter allen Titeln des weiland Reichsober- haupts den des Moderators als den schönsten und wohlthätigsten, und als den der Mannigfaltigkeit der autonomen Staatscomplexe am angemessensten. Das demokratische Element begann auch hier sich mit dem Anfange des XV. Jahrhunderts zu re- gen: — dann eine gemischte Verfassung, durch die kirchliche Reformation unstreitig gefördert.

„Das Gerichtswesen:“ das Stadtgericht, die Klage, die Fürsprecher; das Bauerngericht, das Richteramt, das Blut- und Halsgericht etc. — „Die Polizey-Gesetzgebung.“ „Der Ge- meinde werden diese Verfügungen nicht aufgedrun- gen, sondern sie giebt sie sich selbst durch ihre Or- gane und erkennt sie frey an; sie sind darum nicht weitschichtige, feinausgesponnene Theorien; sondern für das Nächste berechnet, und rein praktisch.“ Amen! „Das Kriegswesen im Mittelalter. — Die Schneider und die Sattler bilden eine Schaar für sich. Die ersten stehen an dem fast unangreifbaren Punet der Stadt.“ Die Mauerwächter beschließen öfter die Mauern, anstatt sie zu wahren. „Die Erbaren“ (der Groß- und Weinhandel ihr vorzüg- liches Gewerbe). Die Basis der politischen Ver- hältnisse bilden die socialen (also — s. oben!). Ge-

staltet jene der überlegene Verstand, so wachsen diese allmählig heran, bedingt und genährt von Ursachen, welche tief im Herzen des Volkes verborgen liegen. Jene gebieten in dem Statut, die Gesetzgebung dieser liegt in der Sitte;" (die oft jenes übermeißelt). Ueberhaupt war die Gewerbsstatistik von Rotenburg nach seinen großen Getreideböden, Weinkellern und Kaufläden leicht zu taxiren. Unter den Handwerken waren die Tuchmacher, Färber und Gerber besonders zahlreich (jezt das Gegentheil). Rotenburgs Bürger genossen eine merkwürdige Gewerbefreyheit; desto strenger wurde aber zum voraus, bezüglich auf den Nachweis eines ganz sichern Nahrungsstandes, bey der Aufnahme zum Bürger oder Veyfassen verfahren. — Der Weidestand in den kaiserlichen, dann städtischen Forsten umher gab der Viehzucht großen Vorschub; daher war auch „der Weideschilling“ beträchtlich.

„Verfall des Gemeinwesens.“ — „Die Erstgeburten gab fast immer auch die Rathsfähigkeit. Familienrückfichten beherrschten jezt die Ehebindnisse, die Wahlen, die Rechtsprüche etc. Eine geringe juristische Vorbereitung machte zu allen Aemtern geschickt; als wenn die Jurisprudenz eine Fundgrube aller administrativen Kenntnisse wäre. „Vicarien;" die Tauglichen helfen den Untauglichen im Amte aus. „So lange die Gemeinde nicht widersprach, brauchte man sich bloß über die Form der Bezüge zu verständigen. Man war sehr nachsichtig gegen einander.“ Doch blieben die Stiftungen in ihrem Rechte. Auch hier war das heil. Geispsital an liegenden Gütern, an Waldungen etc. vorzüglich reich: aber zur Zeit der Mediatisirung wurden ganz fremdartige Dotationen daraus geschaffen. „Reis zum Zerfall war die Staatsverfassung, (Verwaltung?) — darum brach sie. Am 2. September 1802 rückte ein bayerisches Jäger-Bataillon in die Stadt. — Der Staub des Menschen vergeht spurlos; wenn aber ein Staat zerfällt, so bleibt noch ein lebensvoller Keim zurück, um einen neuen zu erschaffen. Es ist das Volk mit seinen Tugenden; — aus den abgeworfenen zertrümmerten Formen hebt sich ein schöneres Gebilde hervor.“ „Zurückgewendet sind, (in der neuen Lage,) die Stiftungen zu den ursprünglichen Zwecken; die Ab-

gaben werden gleichmäßig vertheilt und sicher erhoben etc.“

Anhänge. Sprachbemerkungen. Ortsnamen etc. „Vermöge der Mischung der ältesten Ansiedler können die Stammsylben der Ortsnamen theils slavischen, theils althochdeutschen, theils alt-sächsischen Ursprungs seyn.“ Es ist recht erfreulich, daß endlich dieser Gegenstand Behufs einer gründlichen Topographie vielseitig verhandelt wird. In dem beygefügtten Vocabularium kommen merkwürdige Derivationen vor. Gebfattel, urkundlich Gebesedele, der Wohnsitz der Gemahlin des Grafen Heinrich von Rotenburg, Gebe. Auch in Bayern stammen mehrere Ortschaften vom Eigennamen Gepa, so an der Isen ein Nebenzweig der erlauchten Mäglinger zu Gepenheim. Dennoch möchte Hr. Dr. Vensen, überhaupt manchemal besangen, auch auf die verba magistri, d. h. des Hrn. Ritters v. Lang, zu viel vertrauen, der zuletzt das slavische Gtymon über Gebühr geltend zu machen suchte. Schätzbare genealogische Tafeln der Nortenberg, Bielriet, Seldenek, Habelstein, Hornburg, Webenburg etc.; und gediegenes Materiale für die historische Topographie Bayerns. An den ausgehobenen Stellen wird man ohnehin den Styl des Verf. wahrgenommen haben; er ist für manche Leser vielleicht nicht populär genug, zu reflectirend, öfter gesucht; das Buch soll indessen jedenfalls studiert werden, insbesondere von angehenden Geschichtsforschern und Publicisten: an solche Werke müssen sich die historiksten Vereine halten, um solche sich zu erwerben. Im Ganzen ist das Buch ein wahrer Gewinn für die teutsche und bayrische Landes-, Volks- und Rechtsgeschichte; und Ref. ist sich bewußt, es mit Aufmerksamkeit und Ubefangtheit gewürdigt zu haben.

v. Koch Sternfeld.

G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. Juny.

Nro. 130.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1838

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden u. Handschriften von Franz Palacky. Erster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzoge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Prag in Commission bey Kronberger und Weber 1836.

(Schluß.)

Die kritische Sichtung der Materialien, und, im Gefolge des verdienstvollen Dobner, der früheren Bearbeiter der böhmischen Geschichte, war, nach dem Laut der Vorrede, und wie es auch das gehaltvolle Werk selbst bewährt, ein vorzügliches Augenmerk des Verf. Zwar findet sich auch schon bey Pelzel's Geschichte der Böhmen eine zahlreiche Literatur zusammengestellt; aber erst nach ihrer mehrmaligen Auflage, seit dem J. 1730, sind in Teutschland reichhaltige Archivalien und Erörterungen erschienen, welche auf die Geschichtschreibung Böhmens und Mährens wesentlichen Einfluß haben. Der Akademie der Wissenschaften zu München und mehreren österreichischen und salzburgischen Geschichtswerken gebührt hieran ein namhafter Theil.

In einer Note des 1. Bd. 1. C. führt der Verf. die Bevölkerung Böhmens vom Jahre 1834 mit 4,059,546 Seelen auf 952 □ M.; jene als seit 70 Jahren ungefähr verdoppelt, an, und er gesteht zu, daß vor dem Hussiten- und dreißigjährigen Kriege Böhmens Bevölkerungsstand auch sehr hoch gewesen. Vielleicht noch höher, wenn man, wie Eingang angeführt, Hrn. Kalinas von Jäzthenstein Untersuchungen in Betrachtung zieht. Mäh-

ren mit dem österreichisch Schlesien nehmen wir zu 481 □ M. und 2 Millionen S. an. „Die Vojen (Celten, aus Gallien eingewandert,) herrschten in beyden Ländern, und verloren beyde zugleich an germanische Völker; (zunächst wohl nur die Herrschaft darüber;) Marbods Reich erstreckte sich auch über Mähren, und die Slaven nahmen auch beyde zugleich in Besiß.“ S. 7. Die Periode von Marbod und den Markomannen (im 2. Cap.) ist wohl eine der gelungensten Zusammenstellungen in diesem Werke.

In Beziehung auf das graueste Alterthum nimmt der Verf. (S. 18 re.) an, daß Böhmen, so wie Nordeuropa überhaupt, von Völkern nordischer, (skythischer oder uralischer) Abkunft bewohnt war, welche dann durch die Einwanderung von Völkern indoeuropäischer Abstammung aus ihren Sigen verdrängt und größtentheils vernichtet wurden. Sarmaten und Slaven will der Verf. völlig unterschieden wissen: aber die genetischen Merkmale? Herder und Schläzer getrauten sich da nicht, so weit zu gehen. „Bekanntlich sind die Slaven ein neues Volk; d. i. unter diesem Namen traten sie nicht eher, als in der zweyten Hälfte des sechsten Säculums aus dem skythischen und sarmatischen Chaos heraus“ sagt Schläzer. „Warum nicht früher? — das wird durch ihre damaligen Wohnsitze re. begreiflich.“ Und nun geht Schläzer gleichfalls zur Aufzählung der vier slavischen Hauptstämme über, wie aus seiner Bearbeitung der russischen Geschichte Nestors zu ersehen ist.

Wie von jeher, so haben auch die heutigen Geschichtschreiber in den Bevölkerungs- und Einwanderungs-Systemen ihre eigene Weise. Wir bleiben

bey der Ansicht stehen, daß es nicht die abgeplattete, brüchige und sumpfige Nordregion, sondern der durch die Mitte Asiens und Europa's ziehende Gebirgsgurt, der Taurus war, der auch gen Böhmen und Mähren die erste Bevölkerung abgab. Andere böhmische Geschichtsforscher erachten diese für slavischen Geblüts, das oft besiegt, unterjocht, aber nie vertilgt worden sey. Ja, sie fragen, ob nicht die Bojer selbst slavischer Abkunft wären? Man hat jüngsthin wieder die Gabreta (sylva) aus dem gallischen Cymen zu erklären gesucht; was aber wenig ansprechen dürfte. Viel natürlicher schien uns die Ableitung der Sudeti montes und der Gabreta sylva aus dem Slavischen, wo Sud, ein weitbauchiges Faß, die Rundstellung des Erz- und Riesengebirges und die Höhen Böhmens und Mährens; Gavor, Ahern, aber den einstmaligen Bestand eines Theiles dieser Gebirge andeuten möchte. Man werfe einen Blick auf die Orographie jener Landschaften. Der „Horn“ ist noch ein beträchtlicher Wald im Fürstenthum Braunschweig; Gabor aber ein vielfältiger Name slavischer Häuptlinge. Da nun Ptolemäus und Strabo schon die Sudeti montes und die Gabreta sylva anführen: so —? Die Leser belieben die Nr. 118 und 119 dieser Blätter des Jahrganges 1837 nachzuschlagen, wo wir jene Meynung über viel ältere Elemente in Böhmen besprochen haben. Die außerordentlich um sich greifende Entwaldung, und sofort der Abgang an Mitteln, sich ferner das unentbehrliche Salz zu verschaffen, glaubten wir als ein bisher unbeachtetes Motiv der Auswanderungen aus jenen nordöstlichen Regionen andeuten zu können (m. s. unsere Geschichte des europäischen Salzregale re.). Ueberhaupt geschah unserer Ueberzeugung nach die erste Einwanderung auf und an den Gebirgszügen; die zweyte längs den Flüssen, und so mögen germanische Stämme an der Oder und Elbe herauf auch nach Böhmen gekommen seyn; in einer dritten Periode nehmen wir die Einwanderung der Skythen, Sarmaten, Slaven, mehr in der Richtung von Osten nach Westen wahr.

Den Markomanen läßt der Verf. (II. Bch. 1. C.) die slavischen Cechen als einen Zweig

des dritten Hauptvolks von Europa in Böhmen folgen: — einen zweyten Hauptstamm der Slaven nennt der Verf. den östlichen oder russischen; einen dritten den südwestlichen oder illyrischen; größtentheils nach den Ansichten Safarik's. Das hier entworfenene Bild altslavischen Lebens ist anziehend. Lechy, größere Grundbesitzer. Noch heißen in Tyrol und im salzburgischen Gebirge alle Bauerngüter Lechen, wohl nicht vom Lehnen, Belehnen. Zakony: althergebrachte Gesetze. Wir haben diesen einst mehrfältig in Bayern eingewanderten Familiennamen, gleichsam die Ehrenvesten! z. B. zu Reichenhall nachgewiesen; und bey Fallmerayer, von gleichnamigen Colonien auf Morca, gelesen. Den Pflug, plug, wie das Brod, chlieb, Laib, erkennt der Verf., was wieder auf ein viel früheres Auftreten der Slaven in Westeuropa deutet, als ursprüngliche slavische Erfindungen. Boh, der höchste Gott, der Schöpfer der Welt. (Buk bey den norddeutschen Slaven; — Pug in Bayern, von Bog?) Aus der ersten Zeit des bayerischen Christenthums finden wir da (m. s. den Indiculum Arnonis!) mehrere Pfarrkirchen, als Pohkirch, Pohpah, Bohchire aufgeführt, welche man bisher als Buchkirchen und Buggkirchen deutete. Ueberhaupt kehrt Poh, heute Buch, wie wir anderwärts bemerkt haben, in der alten Topographie Bayerns vielfältig wieder. Unter dieser Bezeichnung könnte wohl hic und da der heidnisch-slavische Cultus in den christlichen übergegangen seyn. — Um die Mitte des V. Jahrh. und im Gefolge Attila's Hin- und Rückzug läßt der Verf. den slavischen Kriegsfürsten Cech Böhmen erobern; also gleichzeitig mit, den Bewegungen der Völkerschaften, welche uns aus der Lebensbeschreibung des heil. Severin im Nfernorikum und in Pannonien bekannt sind. Hundert Jahre später drängen die Avarn aus Asien heran. Ueber die allzubefangene Darstellung der Periode Samo's, den Pelzel im Voigtland, als ob es damals schon Reichsvögte dort gegeben hätte, und Andere sogar untern zu Wolgast suchten, haben wir hier, unter Berufung auf das, was darüber und dagegen längst nachgewiesen ist, nichts mehr zu sagen. *)

*) So eben kömmt uns der achtzigste Band der

„In der zweyten Hälfte des VII. und im Verlaufe des VIII. Jahrh. sieht der Verf. (II. Bch. 2. Sp.) eine große Lücke in der böhmischen Geschichte.“ Ein Zeitraum von mehr als hundert Jahren, innerhalb dessen zur Christianisirung der Slaven an den Quellen des Magns und der Eisga (Misch) durch das Bisthum Würzburg; und noch mehr zwischen der Ohre (Eger) Camp und dem Regen, (seine Quelle heißt Böhmischwasser) seit Ende des VI. Jahrhunderts durch Rupert, zunächst von Regensburg her, durch die vielen Zellen-Gemeinden und durch die schon mit dem VIII. Jahrh. erstandenen Abteyen an der Donau im weiten und damals dicht bewohnten bayerisch-böhmischen Waldgebiete unstreitig viel geschehen ist. Es kann nicht länger verkannt werden, daß der hl. Rupert auf das Volk im Böhmerwalde vorzüglich einzuwirken suchte. Vom uralten Münster am Zusammenflusse des Regens und der Camp, heute Chamünster, wo einst des Ptolemäus Parmaecampi saßen, während ihre Stammesverwandten die Adrahae Campi an den beyden österreichischen Campen, an der südlichen Abdachung Böhmens zur Donau hausten; und von Cham aus, dem Siz einer bayerischen Markgrafschaft, drangen Handel, Bodencultur und das christliche Familienleben, wenn nicht rasch, doch unaufhaltsam über die Höhen Böhmens hinein. Davon giebt auch die Thatsache Zeugniß, daß Böhmen bis Schlesien hin zum Bisthume Regensburg gehörte. Erst um das Jahr 972 erhielt Prag einen eigenen Bischof, und zwar durch den von Regensburg selbst, durch den heil. Wolfgang, den Hr. Palacky mit Recht einen wahrhaft apostolischen Mann nennt, und dessen Verdienste in der bayerischen, böhmischen, österreichischen und ungarischen

Wiener-Jahrbücher der Literatur und darin, im Anzeigebblatt, ein Versuch, die Verschiedenheit der Ansichten über Samo zu beseitigen, zu Gesicht. Die hier zum Grunde liegende Idee, zwei Samo's (wie etwa zwei Sct. Ruperts!) anzunehmen, dürfte alsobald als das ungereimteste Auskunftsmittel erkannt werden. Auch eine Replik des Hrn. Prof. Filz über das Zeitalter des h. Rupert, finden wir in diesem Bande, nachdem unsere geographischen Notizen hierüber bereits abgedruckt sind.

Culturgegeschichte (überall war Wolfgang persönlich bemüht, das Land wieder aus der ungarischen Verwüstung herauszuarbeiten, — nicht genug gewürdigt werden können.

Vielleicht gelingt es noch später, nach Bekanntmachung der Kloster-Monumente Böhmens, nach Herstellung einer beurkundeten Topographie und mittelst localer Anschauungen des Landes (die genaueste Terrain- und Volkskunde ist für die Geschichtschreibung unerläßlich) — jene Lücke einigermaßen auszufüllen.

Carl der Große hatte die Civilisation Böhmens unverrückt im Auge, was in dieser Richtung hin seine Anstalten von der Elbe und thüringischen Saale bis zur Donau kund geben; auch seine munificente Ausstattung der Abtey Meten, Medema, (Mon. h. XI.) am gleichnamigen Bächlein, und wahrscheinlich eine der vielen slavischen Bergstätten längs dem bayerischen Walde, da auf Kupfererz, mäd, muß aus diesem Standpunkte erklart werden. Ob nicht schon damals die Glasmacherey in Böhmen betrieben wurde? Nehmen wir hier nur das eine, den gegenseitigen Handel mit Natur- und Kunstprodukten überhaupt zum Augenmerk, wie er seit uralter Zeit über Regensburg und Passau gen Böhmen u. s. w. statt hatte, und wodurch dem materiellen und geistigen Verkehr so mannigfaltig der Weg gebahnt worden ist. Auch die Hagiographie Bayerns darf dabey nicht übersehen werden. Wenn wir bey der Anzeige des mährischen Codex von Hrn. Voezfel den Leitungssatz aussprachen, daß die in Bayern, durch die Römer praktisch gelehreten, und durch die Rheinfranken wieder geweckten Grundelemente der Cultur und Civilisation früher zur Reife gediehen, und sich daher auch gegen Mähren geltend machten; so hat das auf Böhmen gleiche Anwendung; und der bayerische oder Nordwald ist es, der, seiner ganzen Länge nach, bey jedem Schritte die einstmalige Lebendigkeit dieser Wahl- und Blutsverwandtschaften beurkundet. Hier, in der bayerischen, und in der Spezialgeschichte von Regensburg und Passau, vermessen wir aber, wie sich auch noch aus spätern Bemerkungen ergeben wird, jenen umfassenden Selbstunterricht, den Hr. Palacky anderwärts darthut.

Aus den sogen. *legibus portoriis*, Mauth- und Zollverhältnisse betr., welche um das J. 906 auf Befehl König Ludwigs von den Bischöfen, Äbten und Grafen des östlichen Bayerns und der dortigen Gränzländer zu Rassel- (Ram-)stätten neuerdings und umständlich geregelt wurden, und wobey man ausdrücklich die früheren Jahrhunderte zum Anhalt nahm: (Oefele, *rer. boic. script.* I. 713 und *Mon. b. T.* XXVIII. P. II. 203.) hätte Hr. P. im II. Bde. 6 Cap. in Beziehung auf Böhmen doch wohl mehr entnehmen, und darüber commentiren können. Wer vertrat auf diesem wichtigen Conventtage die Interessen Böhmens, der *Sclavi de Rugis vel Boemanis mercandi causa venientes*? Wohl hatten sich die Böhmen, welchen aus dem Mineralreiche, einige Sauerlinge ausgenommen, nur das Salz ganz und gar versagt ist, einst daselbe von Halle in Sachsen geholt, ursprünglich *Dobrehora*, und es *dobro sul*, gutes Salz, genannt; aber schon im VIII. Jahrhunderte war das bayerische Salz, von Reichenhall aus, wie wir es umständlich nachgewiesen haben, (*Geschichte der deutschen Salzwerke* v. München 1833) über Passau u. durch den Nordwald nach Böhmen, Mähren und Schlessen im vollen Gange, und damit vielseitiger und lebhafter Verkehr zwischen diesen Ländern und Bayern eröffnet: und daher das Aufkommen vieler Ortschaften und viele Stiftungen. Davon schweigt aber Hr. P. ganz und gar in dem sonst so lehrreichen 6. Cap. II. Bch. S. 187 auch im III. Bch. 6. Cap. Als Kaiser Heinrich II. im J. 1010 die Frauenabtey Niedernburg zu Passau neuerdings ausstartete, war der alte böhmische Zoll als eines der ergiebigsten Privilegien darunter begriffen. Auch der goldene Steig über Ninnnach heraus, die *via Boemorum*, war von ihnen mit Saumrossen Tag und Nacht belegt. Zur Zeit des Bischofs Otto von Passau, (s. dessen *Recess* mit seinen Ständen v. 1260) durften auch die Bayern mit Saumrossen auf diesem Weg hinein frachten; aber nur für den Tag, nicht für die Nacht, war ihnen im Falle eines Verlustes Entschädigung zugesichert. Die zu Passau von einer zahlreichen Zunft (die Messerer) aus Steyrer-Eisen verfertigten Klirgen waren längst einer der gesuchtesten Artikel für

Böhmen und Mähren: vielleicht schon aus der Zeit der Markomanen?

Doch, wieder zu Hrn. Palacky zurück. Im 6. Cap. des II. Bch's., dessen Erwägung der Verfasser schon in der Vorrede empfohlen hatte, wird behauptet, „daß die Leibeigenschaft bey den alten Slaven unbekannt war“; und verschiedene Be-
weisstellen wollen dafür geltend gemacht werden. Aber weder im Procop, noch im Jornandes; — weder in den Neueren: Herder, Schloezer, Streit-
ter, Wagner, Tzschoppe, Stenzel, Engel, Rohrer und Andern, welche über die Slaven in Rußland, Polen, Schlessen, in Nieder- und Oberteutschland, bis nach Slavonien und Croatien hin, geschrieben haben, findet diese Behauptung einen Halt. Selbst Safarik, der in der Charakteristik der Slaven mit so viel Bedachtsamkeit zu Werke geht, sagt das nicht. In „*Dobrowsky's Slavica*, „*Botschaft aus Böhmen an alle slavische Völker*“ u. heraus-
gegeben von Wenzeslaus Hanke, Prag 1834, sind eben die Grundzüge der Sitten und Verfassung der slavischen Stämme aus jenen Schriftstellern sehr verständlich zusammengestellt.*) Die vom Hrn. Verf. aus *Mauritii Strategico* angeführte Stelle be-
sagt im Zusammenhange gelesen, nichts anderes, als die außerordentliche Achtung der Slaven für Fremde, also auch für ihre Kriegsgefangenen. Vielmehr scheint uns die Leibeigenschaft von jeher ein ge-
netischer Zug des innern slavischen Volks-Lebens gewesen zu seyn. Wohl möchte in diesem öfter ein demokratischer Geist wahrgenommen werden. Daß jedoch Demokratie und Leibeigenschaft neben
einander von jeher bestanden und noch bestehen; be-

*) Daben mag man selbst die Nothen der österrei-
chischen Censur um so weniger übersehen, als be-
kanntlich diese auch in das Wissenschaftliche der
Schriften ringreißt, und tüchtige Fachgelehrte
als Censoren angestellt sind. So z. B. lautet
in Hanke S. 370 bezüglich auf die Herkunft
der Slaven eine Anmerkung der Censur dahin:
„Sie waren aus ihrem alten Sarmatien in dem
Gewoge der Völkerwanderung so weit fortge-
schwemmt worden; die ewige Weltordnung wollte
aber nicht, daß sie die Naturgränzen ihres ge-
netischen Gebietes in infinitum überschreiten sollten.“

weist die alte Völkergeschichte, wie, mit einem Blicke auf die nordamerikanischen Freystaaten, die neueste. Im Tribut an die teutschen Oberherren und Kirchen waren auch *mancipia* begriffen; und wenn z. B. im Dithmar de libertate inolita, i. e. innata, ingenita der Milzen in Meissen gesprochen wird; und von der Knechtschaft, in die sie dann geriethen; so will das nichts anders sagen, als daß das slavische Volk, die gewährleistenden Stände in demselben, (nicht das Gefinde, und die Grundpflichtigen, mochten diese im eroberten Lande schon gewesen, Eingeborne, oder erst mit eingewandert seyn,) seine Selbstständigkeit verlor und streng unterwürfig wurde. Die im Jahre 906, wie oben angeführt, zu Raffelstätten erneuerten Zollbestimmungen, welche nebstbey auch zum Beweis dienen mögen, daß Böhmen damals noch nicht zum teutschen Reiche gehörte, treten hier wiederholt hervor. Neben Wachs (und Honig), neben Pferden, (Hengste und Stuten) pflegten die Slaven auch leibeigne Knechte und Mägde, *mancipia*, *ancillas*, *servos*, stromaufwärts, nach Bayern, zu verkaufen, und dagegen vorzüglich Salz zu empfangen; das ist Thatsache.

In der Urheimath der Völker, im Patriarchat, ist die Leibeigenschaft in der väterlichen Gewalt, und in der Hausgenossenschaft begriffen. Bey Auswanderungen und kriegerischen Ueberzügen traten natürlich mehr lockere Verhältnisse der Hörigkeit ein. In diesem Moment sind von den alten Schriftstellern manche Züge aus dem Völkerleben aufgefaßt. In Anbetracht obiger Zollbestimmungen gegen die böhmischen Slaven muß von Zweyen Eines angenommen werden. Entweder behielten sie die mitgebrachte oder im unterjochten Lande vorgesundene Leibeigenschaft — für Schuldner, Verbrecher, Verarmte, Entehrte, Entlaufene *ic.* nach Sitte und Gesetz bey; oder sie galt nur den auswärtigen Gefangenen; d. h. sie hätten, wie heutzutage, die Negerhorden auf der Westküste von Afrika, nur Kriege geführt, um Gefangene zu machen, und sie als Sklaven wieder zu verkaufen. Da aber diese Gewohnheit unstreitig weniger ehrenhaft und mit der oben gerühmten Achtung für Fremde eben so, wie später mit dem Christenthume unvereinbarlich gewesen wäre; so wird auch bey den alten Sla-

ven die Leibeigenschaft nicht wohl bezweifelt werden können. Sobald unter jenen Zeit- und Rechtsverhältnissen ein Volk festhaft und heimathlich geworden, konnte es auch der Leibeigenschaft nicht entbehren; erst nun war diese Art von Zuständigkeit, das *mancipium*, einen Menschen handfest zum Eigenthum zu machen, ausführbar. Ueberhaupt bleibt es unsere Ueberzeugung, und der Hr. Verf. scheint sich auch in so fern anzunähern, daß die Slaven in Böhmen, „die Westslaven“ in der Abstufung der persönlichen und dinglichen Freyheit und Hörigkeit vor den Teutschen nichts voraus hatten.

Von einem glücklichen Feldzuge K. Ludwig des Teutschen gegen die Böhmen im Jahre 854 hat sich auch in den Urkunden des Bisthums Freysing (Meichelbek hist. Frising. P. II. N. DCCII.) eine merkwürdige Stelle erhalten. Die Urkunde, actum ad Epilingen XVI. Kalendas Aprilis a incarnationis Domini DCCCLV. berichtet, daß der König da, zu Wibling in Oberbayern, einen Hoftag hielt, um unter andern zwischen dem Bischofe von Trient, und jenem von Freysing wegen Weinbergen bey Bogen ein Urtheil zu sprechen. Dann fährt die Urkunde also fort: „Quibus sibi subactis, ut locus obtulit dono Dei optissimus Rex Ludovicus interea ad Epilingen dies quadragesimales frequentabat, misit aciem Bajovvariorum in Poëmanios, quorum ductor Ernest Comes (Ernst der Noriker, Herr zu Hallstatt *ic.*) exstitit, Episcopis simul comitantibus. Tum demum reversi cum rumore non minimo, ut moris est, confluebant ad Regem. Tum autem evenit inter alia Missus Regis Longobardorum affuisse *etc.*“ Graf Ernst war auch da gegenwärtig, und fungirte als Pfalzgraf.

In der Erzählung des Bruderzwistes unter den Söhnen Swatopluk in Mähren (II. B. 5. Cap. S. 151) tritt der Verf. dem dortigen Bischof Wiching, dann Bischof zu Passau, und Kanzler K. Arnulfs, so wie diesem selbst, offenbar zu nahe. Die Aufträge der teutschen und bayerischen Regenten vollführend, in dem angränzenden Mähren Recht und Ordnung zu erhalten, (heutzutage: Interveniren, Cooperiren!) wurde der Markgraf Aribo und sein

Sohn Isanrich, (sonst Iseugrimm,) wie schon ihre Ahnherrn Wilhelm und Engelschalk (aus dem Hause der Grafen von Tengling, Playn, Weilstein,) mehrfältig und allzuleicht in die Zerwürfnisse der mährischen Fürsten verflochten, und sie mußten dafür auf beyden Seiten hart büßen. Seit Wilhelm waren diese bayerischen Dynasten in Mähren selbst begütert, und mit dem Stamme der Pr'emysliden verschwägert (s. gel. Anz. Jahrg. 1837 Nr. 161.). Bischof Wiching erlitt selbst durch den kriegerischen Dietmar, den Erzbischof von Salzburg, Aribos Blutsverwandten, der dann auch seinen Tod in der Schlacht gegen die Ungarn (907) fand, viele Kränkungen. Adlzreiter, der sehr geachtete bayerische Geschichtschreiber, sagt (in seinen *hoicae gentis annalib.* P. I. Lib. XII. p. 313) unter andern „Ejusce aedificii autorem, (die nachmalige Abtey Mauthausen am Inn,) produnt Wichingum, Pataviensem Episcopum, Arnulfi Cancellarium, virum magni nominis, et praecipuae apud eum dignationis, quippe cujus prudentia potissima regni consilia et summa rerum agendarum vertebantur, sive res publica foret inderanda sive privatorum gratiae et bene meritorum praemia decernerentur etc.“ Auf keinen Fall war Wiching der „ränkevolle Mann,“ und das bloße Werkzeug K. Arnulfs zum Abbruch der jungen mährischen Fürsten, wie ihn Hr. P. schildert.

Wäre in der böhmischen Geschichte nicht auch des großen Conventes zu Fulle in Oesterreich, (c. 985), worauf alle benachbarten Bischöfe, Grafen, Landherren und Gränzsassen den Umfang des Bisthums Passau re. verhandelten, zu erwähnen gewesen?

Bei dem großen Einflusse, welchen damals das Familienleben der Fürsten auf das Volk hatte, muß der Geschichtschreiber die Genealogie besonders fest und klar zu halten suchen. Diese Aufgabe ist aber desto schwieriger, je mehr sich eine Dynastie, wie die der Pr'emysliden, in Böhmen und Mähren, in mannigfaltigen Nesten und Zweigen ausbreitet, und in der oft nur transitorischen Herrschaft durchkreuzt; (abgesehen, daß zur Ermittlung der Namen von ein- und derselben Person hier drey Sprachen, Slavisch, Teutsch, und Latein gegen einander gehalten

werden müssen) und je dunkler meistens die Spuren sind, den Zugang und die Heimath der Frauen, der weiblichen Sippschaft, zu erforschen. Hr. Palacky hat auch in dieser Hinsicht viel geleistet, wie das die diesem Bande beygefügte Stammtafel der Pr'emysliden überschauen läßt.

Aber noch ist Manches zu berichtigen und zu ergänzen. Woher die teutschen Namen Conrad, Ulrich, Heinrich, Otto, Luitpold, Diepold, Adelbert, Ottokar u. s. w. in diesem slavischen Fürstenhause, und die mehrmalige Wiederholung dieser Namen in den Generationen? Wie gelangte ein Pr'emysliden, Swatobor (Friedrich) zum Patriarchat von Aquileja? Unstreitig durch teutsche, zunächst durch bayerische Ahnfrauen. Dem Conrad I. von Brünn c. 1054 — 1092, giebt der Verf. eine Hilburg zur Gemahlin, schweigt aber über ihre Herkunft. Und dennoch ist sie eine der merkwürdigsten, der hochherzigsten Ahnfrauen der Pr'emysliden, von welcher der Verf. selbst die erhabensten Tüde zu erzählen weiß, z. B. (III. B. 6 Cap. S. 324) wie sie ohne Wissen ihres tiefbedrängten Gemahls in das Lager Königs Wratislaw, des Siegers, eilte, und beredt und stehend, die fürstlichen Brüder versöhnt. S. 329 wird sie Hilburg von Oestreich genannt; und werden ihr zwey Söhne Ulrich und Lutold zugeschrieben. Erster erscheint dann als Präbident von Böhmen; und der zweyte stirbt als Markgraf von Znaym. Von diesem stammt Courad II. Markgraf in Mähren u. s. w.

Diese Fürstin Hilburg oder Williburg, von den Böhmen auch Wirbirk genannt, stammt unmittelbar aus Bayern von den Grafen Tengling-Playn-Weilstein, von Burghausen und Schala, von demselben weit verzweigten Hause, welchem auch schon die Markgrafen Wilhelm und Aribo, wie wir oben bemerkt, in Oestreich und selbst in Mähren begütert, entsprossen waren. Heinrich, einer der Brüder Williburgs, war Bischof zu Freysing. Diese Bluts-Verwandtschaft hat der geniale Ritter Dü-Buat p. 275, 277, 356 zuerst aufgeklärt; ihm folgte Hr. Prof. Filz, s. *origines hoicae domus*, P. I. tabula XVII. in seiner Geschichte der Abtey Michaelbeuern (Salzburg 1833) mit dem ihm eigenen Scharfsinn und selbst die böhmischen Geschichtschrei-

ber Cosmas von Prag, und Dubrovius benützend (S. 74, 119, 123). Und nun erst wird es begreiflich, warum z. B. jene bayerischen Magnaten ihrem Vetter Ulrich aus Ebersbergischem Geblüt, von Brünn gegen Borywoy so thätig zu Hülfe eilten (Palacky S. 349).

Eine andere erlauchte und nicht minder merkwürdige Frau erscheint in Palacky's Stammtafel der Přemysliden, als Richsa, die Gemahlin Wladislaw I. und als eine Gräfin von Berg, † 1125, aufgeführt. Im Texte S. 376 sagt der Verf.: „Herzog Wladislaw hatte Richsa, die Tochter des Grafen Heinrich von Berg aus dem Stamme der Markgrafen von Burgau zur Gemahlin. Boleslaw Schiefmund schloß jetzt mit deren Schwester Salome seine zweyte Ehe; beyde Schwestern stimmten fortan ihre Gemahle zu Eintracht und Frieden.“ Die beyden Frauen waren allerdings Schwestern, aber nicht aus Schwaben, sondern auch aus Bayern, aus dem mit Böhmen zunächst und längst befreundeten Nachbarland gebürtig. Ihr Vater war Diepold II., Graf von Böhburg, und Markgraf von Cham; der aus dreym Ehen zwey Söhne Berthold und Diepold III. und mehrere Töchter erzeugte. Eine derselben, Adelhaid, hatte K. Friedrich I. zur Gemahlin, und damit Waldsassen und Eger als Brautschlag erhalten; sich aber dann von ihr unter Rückhalt ihres Eingebachten, geschieden. Die wahre und wohlbegründete Ursache hat Otto von St. Blasien der Geschichte bewahrt. Die älteste von Adelhaid's Schwestern hieß Reiza, in den von ihr ausgestellten Urkunden: Richza, ducissa de Boemia; bey den böhmischen Schriftstellern auch Amabilis: eine dritte Schwester ward an Markgraf Otto von Mähren, Herzog Wladislaus, Bruder vermählt. Ein Jahr vor seinem Tode hatte Wladislaw eine Tochter Beata, böhmisch Swatowa, an Friedrich Grafen von Bogen, auch ein nächster bayerischer Nachbar, vermählt. Reiza oder Richsa hatte sich aber nach ihres Gemahls Tod, hochschwanger in das von ihren Aeltern gestiftete Kloster Reichenbach am Regen zurückgezogen, wo sie, noch in demselben Jahre, an der Geburt eines Sohnes starb. Eine vierte Schwester hieß, nach ihrer Mutter, Cunigund, und ward die ihrer Klugheit wegen gerühmte Gemahlin des

Markgrafen Ottokar V. von Steyer; ihren Sohn, Ottokar VI. erhob K. Friedrich I. zum Herzog.

An der Gründung der böhmischen Abtey Chladneub, (Cladicina, Chladrima) durch ihren Gemahl Wladislaw hatte Reiza vorzüglich Theil, und auch ihr Bruder Berthold wird als ein Wohlthäter dieser Stiftung gerühmt. Zum Kloster Reichenbach widmete die Herzogin=Wittve Reiza, „cum consensu liberorum suorum predium superius et inferius Aspach etc.“ Mon. boica T. XIV. 411. T. XXVII. 3. Christ. Friedr. Pfeffel in seiner Geschichtsbeschreibung der alten bayerischen Markgrafen auf dem Nordgau im II. Bande der historischen Abhandlungen der churbayerischen Akademie der Wissenschaften 1764 hat diesen genealogischen Zusammenhang, auch wieder mit Hülfe der älteren böhmischen Geschichtschreiber, zur Evidenz gebracht. Ihm gebührt zunächst das Verdienst, Reiza oder Richsa als zweyte Gemahlin des Herzogs Wladislaw I. und als Schwester der Gemahlin seines Bruders Otto Wladislaw II. und Diepolds I. zu bezeichnen, wornach die von Palacky aufgeführte Gräfin von Berg als erste Gemahlin, aber freylich unter ganz anderm Causalnexus der Begebenheiten, keinen Anstand hat. Diese Sachverhältnisse werfen ein neues Licht auf die böhmische Geschichte. Nun erst wird es begreiflich, warum nur Borywoy II. als eingedrungener Herzog von Böhmen in Verbindung mit seinem Schwager Leopold von Oestreich dem alten Kaiser Heinrich IV. zugefallen, dem Markgrafen Diepold, Wladislaw's Schwiegervater, ins Land fiel, und es gräulich verwüstete; (bayer. Geschichte und Palacky S. 351). Markgraf Diepold I., Graf Berengar von Sulzbach, Otto von Dieffen, und andere hohe Verwandte des zu Regensburg im Jahre 1104 unter den Augen K. Heinrichs IV. ermordeten Grafen Sighart von Burghausen und Schala, standen nun offen auf der Seite Heinrichs V. gegen seinen Vater; nun erklärt es sich, warum, als K. Heinrich V. auf den Ruf Wladislaw's im Jahre 1119 nach Böhmen eingebrochen war, (Palacky S. 371), derselbe den Markgrafen Diepold von Böhburg und den Grafen Berengar von Sulzbach zur Erzielung eines Waffenstillstandes unter den Partheyen, nach Prag vorausgesandt hatte. Auch noch andere in

dieser Stammtafel auffcheinende Princeffinnen möchten bezüglich auf ihre Herkunft und weitere Verbindung, bayerische Geschichtschreiber zur Hand, einer nähern Erwägung unterliegen. — Jedenfalls sind es zwey bayerische Stammhäuser uralten Adels und ächtfürstlichen Welt- und Heimathlebens, welche durch ihre erlauchten Töchter und durch deren tüchtige Nachkommen auf die Civilisation von Mähren und Böhmen unter den Pr'emysliden den vorzüglichsten Nuthheil hatten. Es waren nämlich von Süden, von Ostbayern her, und nach der March hinauf die Dynastie der Plagen und Veilstein, eben als Hallgrafen, im Gefolge des Salzhandels zuerst; — und von Westen her die Grafen von Vohburg: durch die Arnolde und Bertholde vielleicht ein Zweig der Scheyter; auch nach ihren Liegenschaften; und im mehrmaligen Nachklang der Agilolfinger Theodo und Theodobald, (dieser † 712: Diepold ist das verböhmischte Theodobald) noch viel weiter hinauf deutend. Der Pr'emyslide Diepold II. erscheint in vorliegender Geschichte als Mensch und Krieger gleich ausgezeichnet; ohne Nachkommen endet er um das Jahr 1190 auf einem Zuge zum hl. Grabe; während die Stammesvettern zu Vohburg und Cham in Bayern mit dem Jahre 1209 erlöschen. Einer der letzten Pr'emysliden in dieser Stammtafel ist Swatopluck von Janniz; und zwar, wohl bedacht, ohne weitere Folge; während sich Hr. Voetzek, wie wir bey Beurtheilung seines Codex Moraviae Nr. 161, 1837 dieses Blattes zeigten, zum Anknüpfen an einen ganz fremden Zwentibold verleiten ließ. Swatopluck und Zwentibold hat ein- und dieselbe Bedeutung; die teutschen und bayerischen Geschichtschreiber haben die letztere Schreibart; auch

wohl Zwentiboch: und zufällig sind seit R. Arnulfs natürlichem Sohn Zwentibold in der teutschen, bayerischen und böhmischen Geschichte hintereinander mehrere dieses Namens aufgetreten, welche von einander abzuleiten, wie wir erwiesen haben, eine sehr versängliche Probabilität wäre.

Als der erste Band der Urkunden von Mähren von Voetzek erschien, ward damit die Zusicherung gegeben, daß die Geschichte von Mähren nach vollendeter Herausgabe der Urkunden, sie zu vier Bänden berechnet, folgen würde. Bezüglich auf Böhmen hat man eine umgekehrte Ordnung beliebt. Ein böhmischer Codex soll erst nach vollendeter Geschichte von diesem Lande erscheinen, weil die bisherigen Sammlungen noch zu mangelhaft waren. Dennoch möchte der erste Weg, um zu einer pragmatischen Landes- und Volksgeschichte zu gelangen, der richtigere, und durch eine, wenn auch sehr glänzende Erudition in der Literatur, kaum zu ersetzen seyn. Man wird leicht errathen, daß wir hier auf die Eröffnung und Benützung der böhmischen Klosterarchive und auf eine daraus hervorgehende Topographie, ein besonderes Augenmerk richten. Zur Zeit hat Schaller hierin das Mögliche geleistet. Zwar fangen dort diese Urkunden erst mit dem XI. und XII. Jahrhundert zu sprechen an; sie sind aber dann auch desto beredter, und deuten in vielen Dingen auf die früheren Jahrhunderte unverkennbar zurück. „Die Ermittlung der innern Zustände, des alten Volkslebens“ — ist es ja, wie Hr. Palacky in der Vorrede selbst bemerkt, um was es sich vorzüglich handelt.

v. Koch Sternfeld.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlag der k. Akademie der Wissenschaften, in Commission der Franz'schen
Buchhandlung.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS
182
M82
Bd.5-6

Âkademie der Wissenschaften,
Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
